



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1838.

E r s t e r B a n d.

~~2 9.179~~
BP 362.1

1861, orig. 5.

List of
Charles E. Norton,
Cambridge,
(Printed 1866.)



R e g i s t e r.

- Abeken, B. R., Reliquien von Iustus
Miser. 223.
- Abrantes, Herzogin v., Memoiren über die
Restauration. Deutsch v. E. v. Alvens-
leben. 1—4. Bd. 27.
- — — Neue Schriften. 424.
- Actienwesen, über das. 535.
- Adolphe, Ideal und Wirklichkeit. 1032.
- Ainsworth, Harrison, Rookwood oder der
Straßenräuber. Deutsch v. D. E. B.
Wolff. 323.
- — — Erichton. X. d. Engl. v.
B. A. Emden. 1348.
- Alben, Wilhelm v., Die Nebenbuhler. 700.
- Album, Hess., f. Liter. u. Kunst. 258.
- herausgeg. v. Fr. Wittbauer. 1176.
- Alexis, B., Zwölf Nächte. 1145.
- Almanach und Taschenbücher, Engl., für
1838. 162.
- Alpenrosen f. 1838. 258.
- — — 1839. 1287.
- Altdeutsche Literatur, zur. 565.
- Amerikanische Geschichtsschreibung. Erster
Artikel. 1101.
- — — Zweiter Artikel. 1333.
- — — Literatur in England. 752.
- — — Vierteljahrsschriften. 845.
- Amillon, Fr., Biogr. 725.
- Andersen, H. G., Nur ein Geiger! X. d.
Dän. v. J. G. v. Jensen. 1011.
- Ansichten eines Engländer. über einige Er-
scheinungen der dtsch. Liter. 775.
- Arger, Rom. 946.
- Arincourt, Vic. de, Stephanie die Kräu-
terhändlerin. Übers. v. Jul. Schoppe.
744.
- Armengesetze in England und Irland. 386.
- Aschbach, Jos., Geschichte Spaniens und
Portugals. 2. Thl. 688.
- — — Kaiser Sigmund's.
1. Bd. 1173.
- Athen, Correspondenznachr. 833.
- Auerbach, Berth., Spinoza. 875.
- Auffenberg, Jos. Frh. v., Drei Trauer-
spiele. 734.
- Augustin, Ferdin. Frh. v., Erinnerungen
aus Marokko. 778.
- Aurora f. 1838, herausgeg. v. G. Seibl. 98.
- Ausichten. 1045.
- Art, G. K. R., Licht u. Finsterniß. 908.
- Babiolen. Novellen v. B. Alexis, G. Fer-
rand u. A. Müller. 875.
- Bacherr, G., Die letzten Galier. 376.
- — — Salon deutscher Zeitgenos-
sen. 1. Thl. 1061.
- Babener Conferenzartikel, Bekanntmachung
und Bericht. der. 582.
- 1838.
- Bachhaus, H., E. Börne in seinem literar.
Wirken. 131.
- Balinsti, Beschreibung der Stadt Bilna.
38.
- Balgat, H. de, Die alte Jungfer. 591.
- Bartholmæ, J. G., Hierophantia. 878.
- Basin, Théâtre chinois. 1170.
- Beer's, Rich., Briefwechsel. 909.
- Behr, A., Hausbuch f. Mütter. 172.
- Beck, A., Nächte. 962.
- Belant, H. G. R., Hof und Bühne. 984.
- — — Des Beduinen Tochter.
1092.
- — — Sidonia. 1092.
- Belgien, Die period. Presse in. Erster Ar-
tikel. 918.
- — — — — Zweiter
Artikel. 1239.
- Bellegno, Fr., Reisenovellen und Erzäh-
lungen. 1432.
- Benediktow, B., Gedichte. 2. Thl. 1255.
- Béranger's Lieder. Auswahl in freier Be-
arbeit. v. A. v. Chamisso und Fr. v.
Gauty. 1278.
- Berlin, Correspond. aus. 547.
- Berliner Kalender. 257.
- Bernb von Gusef, Schaumperlen der Ge-
genwart. 324.
- Bernet, Helene. 1255.
- Bernhard, A., Das Städtchen. 700, 823.
- Berthold, Franz, Der Prinz von Massa.
466.
- vgl. Recrimination des Verf. 696.
- Beschreib. u. Gesch. der Schlosskirche zu
Dresdenburg. Bearb. v. G. F. Ranke
u. F. Kugler. 1387.
- Beurmann, Ed., Ludwig Börne. 131.
- — — Mittheilungen aus dem
Leben eines Advocaten. 397.
- — — Die drei Septembertage
der Georgia Augusta. 463.
- Beyer, Mor., Mittheilungen f. Landwirths.
327.
- Bibliothek, Scandinavische. 1. Jahrg. 335.
- Biedenfeld, Frh. v., Erzählungen. 128.
- Biedermann, F. J. Fr., Don Quichote.
348.
- Billard, Aug., Essai sur l'organisation
démocrat. de la France. 125.
- Biorci, Domen., La pace di Adrianopoli.
807.
- Bird, Nathan der Quäker. X. d. Engl.
v. J. Sperschil. 448.
- Blanqui, Ad., Histoire de l'économie
polit. en Europe. 1005.
- Blätter aus dem Pain. 873.
- Blessington, Gräfin v., Die Opfer der
Gesellschaft. 559.
- Blick, Ein, auf das Kirchen- und Schul-
thum in Frankreich (v. A. B. Meiß-
ner). 97.
- Blots, Literar. Zustände von, seit neun
Jahrhunderten. 451.
- Bofarull y Mascaro, D. Prosp. de, Los
Condes de Barcelona. 941.
- Bohemus, Regina Sibonia. 159.
- Bojarbo's, M. R., Verliebter Roland,
verb. v. J. D. Gries. 2. u. 3. Th. 367.
- Boiss, H. v., Liebesgeschichten Ludwig XIV.
744.
- Bordas, Don Luis, Memoria a cerca de
la erecc. y progr. de la Junta de co-
mercio etc. 298.
- Börne, Schriften über (angez. v. G. Bili-
komm). 131.
- Börner, B., Volksagen aus dem Dela-
gau. 19.
- Bornstedt, Adalb. v., Hautreliefs der Ge-
genwart. 17.
- — — Basreliefs. 275.
- Bostonbuch, Das. 908.
- Botta, G. 277, 384.
- Böttiger, A. B., Literar. Zustände und
Zeitgenossen. 1. Bdch. 637. 2. Bdch. 1231.
- Böttigers, G. K., Kleine Schriften, gesamm.
v. J. Eilig. 1. Bd. 781.
- Bouche, P. Fr., Blumen für meine Freunde.
1194.
- Box, f. Dickens.
- Box, Die Dickwicker. X. d. Engl. v. H.
Roberts. 199.
- Braga, Quartalschrift. 574.
- Bray, Mad., Barleigh ob. die Schicksals-
eiche. X. d. Engl. v. B. F. E. Petri.
699.
- — — Arelawny of Arelawne. Aus
d. Engl. v. G. R. Wärmann. 1448.
- Bremer, Friedr., Skizzen aus dem Al-
tagsleben. 1. Bdch. 387.
- Brennglas, Aus dem Leben eines Gespen-
sters. 1098.
- Brughel, P., und seine Satire auf Her-
zog Alba. 1423.
- Briefe, Vertraute, über Österreich. 439.
- Briefwechsel-literatur. 399.
- Brigham, Amar., Bemerkungen über den
Einfluß der Verfassendebildung u. f. w.
auf die Gesundheit. X. d. Engl. v. A.
Hildebrand. 25.
- Brinckmeier, G., Novellen und Erzählun-
gen. 407.
- Britisches Museum, Erwerbungen desselben
in den letzten Jahrzehnen. 1135.

- Brotzinski, Kajim. 363.
 Brougham. 1443.
 Brunold, F., Neue Lieder. 1199.
 Brüssel, Akademie der Wissenschaften in. 710.
 — Unterrichtsanstalten. 1007.
 Brutus und die Tarquinier. B. G. P. 471.
 Buchdruckerkunst, Lithograph. Blatt auf
 Gelfind. dersch. (angez. v. R. Buchner).
 123.
 Buchez, S. B., et P. C. Roux, Histoire
 parlement. de la révolut. franç. 1127.
 Bülow, Fr., Die Behörden in Staat und
 Gemeinde. 289.
 — Die Geschichte des europ.
 Staatensystems. 1. u. 2. Th. (angez. v.
 Karl Zimmer). 1177.
 Bulwer, E. L., Athens, its rise and fall.
 353.
 — — Die Herzogin de la Vallière.
 A. d. Engl. metr. übers. v. G. v. Gzar-
 nowsky. 465.
 — — über ein allgem. Verlags-
 recht. 486.
 Burch, A., Alt und Neu. 127.
 Burdach, R. F., Der Mensch nach den
 verschied. Seiten seiner Natur (Anzeige
 v. Karl Hohnbaum). 497.
 Byron's ausgewählte Dichtungen. 1473.
 Byzantios, Chr. S., Geschichte des regul.
 Corps in Griechenland. 423.
 Cagnoli, Agust., Versi. 808.
 Calderon, Das Wetter hol' die Liebe. Frei-
 bearb. v. P. v. G. 461.
 Calmar, Jonsen, Der Vertraute Gustav
 Adolfs. 303.
 Canning und Brougham. 770.
 Capefigue, Histoire de la réforme, de
 la ligue et du règne de Henri IV. 897.
 — Louis XIV. 897.
 Carlo, Die Bärenhöhle. 20.
 Carlyle, Th., The french revolution. 55.
 Cartons aus der Reisemappe eines deutschen
 Touristen. Gesamm. u. herausgeg. v. R.
 v. Hailbronner. 577.
 Casanova im Fort St. André. R. d.
 Franzöf. v. E. Ofen. 734.
 Catalogue général des portraits form. la
 collection du duc d'Orléans (angez. v.
 B. G. Depping). 1081.
 Chamier, Fr., Die Arethusa. R. d. Engl.
 v. G. R. Bärmann. 1347.
 Chateaubriand, M. de, Congrès de Vé-
 rone 741.
 Chlorinde. R. d. Franzöf. v. Fanny Zar-
 now. 407.
 Clemens, A., Vorträge vermischten In-
 halts. 271.
 — Fr., Das entschleierte Bild zu
 Gais. 1053.
 — — Mein Spaziergang durch
 Hamburg. 1459.
 Cohnfeld, A., Phantasmagorien. 303.
 Cölestina, eine Festgabe f. Frauen. 258.
 Colonien, Die französ. 1027.
 Cooper, E. Fenim., Wanderungen in Ita-
 lien. R. d. Engl. v. F. Steger. 821.
 — — Die Heimkehr. A. d.
 Engl. v. J. Sporschi. 1447.
 Corbière, Ed., Die Jünglinge der Marine.
 Deutsch v. G. J. B. Eibthal. 323.
 — Die Seecadetten. A. d.
 Franzöf. v. F. Steger. 592.
 Cornelia f. 1838. Herausgeg. v. Al. Schrei-
 ber. 257.
 — — 1839. — — — 1217.
 Courtet de l'Isle, V., La science poli-
 tique. 483.
 Cousin's, B., Reise nach Holland. A. d.
 Franzöf. v. J. G. Kröger. 1. Bd. 495.
 Crapelet, G. A., Etudes pratiq. et
 littér. 622.
 Cuba, Lebensweise auf. 207.
 Czaykowski's, Mich., Erzählungen und
 Romane. 7.
 — — Serbien und Fürst
 Milosch. 243.
 (Damitz v.) Gesch. des Feldzugs v. 1815.
 1. Thl. 1313.
 Dänemark, Literar. Notizen aus 1014, 1452.
 Danilefsky, Michael., Denkwürdigkeiten.
 übers. v. G. Jafanow. 1305.
 — — Darstell. des Feld-
 zugs v. 1815. Ins Deutsche übertr. v.
 R. v. Kogebue. 1305.
 Dante, Aligh., Göttliche Komödie. Metr.
 übers. v. A. Kopisch (Aufsatz v. Karl
 Witte). 65.
 — — Neue Ausgaben der Werke
 desselben. 256.
 — — Neu aufgefunden Briefe
 (Aufsatz v. Karl Witte). 605.
 Daumer, G. Fr., Bettina. 570.
 Deinhardt, J. P., Der Gymnasialunter-
 richt. 961.
 Delphin, Der, f. 1838. 57.
 — — 1839. 1221.
 Denkschriften und Briefe f. Charakteristik
 der Welt u. Literatur. 1391.
 Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erz-
 herzogin Marie Antoinette. 587.
 Deuringer, E., Theater. 733.
 Deutsche, Der, in Paris. 1455.
 Diary illustrat. of the times of George IV.
 706.
 Dichtung und Urtheil. Herausgeg. v. J.
 D. Hoffmann. 1470.
 Dickens, The posthum. papers of the
 Pickwick-club. Bentley's Miscellany.
 Sketches by Boz. 50.
 Dickens, der Verfasser der Pickwickier (An-
 zeige der deutschen Übersetzungen von F.
 Roberts, Diezmann und Hermes). 1021.
 Diestel, G. P., Ein Zeugenverhör im Cri-
 minalproceß gegen die Pred. Ebel und
 Diestel. 639.
 Diplomatie, Die, und ihre neuesten Bear-
 beiter. 1357.
 Dramatische Bücherschau f. 1837. Erster
 Artikel. 233.
 Zweiter Artikel. 461.
 Dritter Artikel. 729.
 Dresden, Königl. Bibliothek zu. 1363.
 Dreyes, Lebr., Christliche Anklänge. 365.
 Dronsen, J. G., Geschichte der Nachfolger
 Alexander's. 31.
 Drumann, W., Geschichte Roms. 3. Th.
 1291.
 Duella, Zur Geschichte der. 47.
 Dumas, Alex., und sein neuestes Trauersp.
 Caligula. 115.
 — — Angelica. 733.
 Dünker, F., Göthe als Dramatiker. 339.
 Dürresfeld, G., Gedichte. 1107.
 Düsseldorf's Malerschule, Die. 1057.
 Duthilloeul, Bibliographie Douaisienne.
 472.
 Eginhardt, Liebe, Rache, Reue. 1431.
 Ehret die Frauen, f. 1838. 94.
 Eichel, G., Sathonia. 1348.
 (Eitner, R.) Andeutungen über den Ver-
 fall der Kunstgestaltung. 1239.
 Edermann, J. P., Gedichte. 589, 764.
 Elissen, Ad., Athen. 915.
 Eisholz, Fr. v., Polit. Novellen. 404.
 Etschische Felder, Wo sie lagen. 575.
 Emmerling, R. D., Gedichte. 1203.
 Empire, l', ou Dix années sous Napo-
 léon. 147.
 Enderlein, R., Thcorct. = prakt. Anweis.
 zum Bierschachspiele. 1034.
 Ent, W., Hermes und Sophrosyne. 1023.
 Episode, Die, Telfe: Zwei Novellen a. d.
 Dän. v. E. Kruse. 20.
 Epistel an die ehrwürd. deutsch-evangel.
 Synode in Pennsylvan. 746.
 Epites, Die Pest auf Poros. 284.
 Ernst, Fr., Dichtungen. 1197.
 Erwinia, elssif. Unterhaltungsblatt, her-
 ausgeg. v. Aug. und Ad. Stöber. 855.
 Erzbischof, Der, von Köln. 73.
 Erziehung der Mädchen in den Klöstern des
 Mittelalters. 1335.
 Ettinger, J. R., Maler. Reisebilder aus
 Tirol und Oberitalien. 679.
 Etwas über Mode, Höflichkeit und Etikette
 bei verschied. Völkern. 369.
 Etzler, J. A., The paradise. 1090.
 Ex officio in Neu-Abdera. 737.
 Fahnke, A., Die Düsseldorf'sche Malerschule. 1037.
 Falkenstein, Beschreib. d. kgl. öffentl. Bi-
 bliothek zu Dresden. 1363.
 Federmann, N., Belle et agréable nar-
 rat. du prem. voyage. 660.
 Felbet, Flor., Schutrede am Silvesterab.
 1837. 1035.
 Fernand, R., Die Schlacht bei Wimpfen.
 1478.
 Feuchtersleben, G. Freih. v., Beiträge zur
 Liter., Kunst und Lebenstheorie. 626.
 Finden's Tableaux. 164.
 Fisher's Drawing-room scrap-book. 164.
 — Juvenile scrap-book. 163.
 Flathe, L., Geschichte der Vorläufer der
 Reformation. 449.
 Flowers of loveliness. 167.
 Foe Rue Ki. 944.
 Foisset, Th., f. Voltaire.
 Fondation de la régence d'Alger. 713.
 Forget-me-not, The. 167.
 Förster, G., Briefe über Malerei. 1116.
 Förster, Fr., Kriegslieber. 315.
 — — Romanzen. 1464.
 — — Friedrich's II. Briefwechsel
 mit Algarotti. 353.
 Fouqué, E. W., Die Weltreise zu Anf. d.
 J. 1337. 137.

- Franke, P., Zur Gesch. Trajan's und seiner Zeitgenossen. 259.
 Franz, G., Der Wunderstein. 870.
 Frauenlob f. 1833. Von J. R. Vogl. 258.
 Fredro, J. Max., Tragedye. 1867.
 Freihafen. Herausgeg. v. Th. Mundt. 574.
 Freiligrath, Ferd., Gedichte. 939.
 Frémy, Arri., Moeurs contempor. 1476.
 Freund, Der, des schönen Geschlechts für 1838. 62.
 Friedberg, Th., der Religionswitz zu Basel. 1415.
 Friedner, Adalb., Gedichte. 1197.
 Friedrich's II. Briefwechsel mit Aligarotti. überf. v. Fr. Höpfer. 853.
 — des Großen Briefe an seinen Vater. 853.
 Friesen, Herm. Frh. v., Der Hofmann. 302.
 — — — Grillen. 823.
 Fricks, W., Wanderungen durch Tyrol, Italien und die Schweiz. 507.
 Froberg, Reg., Eigne und fremde Schulb. 900.
 Frühlingsalmanach, Norddeutscher. 173.
 Fund, J., Aus dem Leben zweier Schauspielers. 951.
 Gaememphonis Cantal. Satyricon. 1471.
 Gaillardet, Fr., Memoiren des Cheval. v. Gen. Frei nach d. Französ. v. C. Brindmeier. 834.
 Gall, Ferdin. v., Reise durch Schweden. 1248.
 Gasparin, Ag. de, Esclavage et traité. 1323.
 Gaudy, Franz Freih. v., Novellen. 374.
 — — — Venetian. Novellen. 1. Bd. 823.
 Gay, Sophie, Leonie von Montbreuse. A. d. Französ. v. Emilie Wille. 199.
 — Girardin, G., Der Marquis von Portanges. überf. v. Fanny Tarnow. 899.
 Gayer's Sammlung von Urkunden zur italien. Kunstgeschichte (v. Alfred Neumont). 1445.
 Gedanken aus dem Tagebuche eines Juden. 751.
 Gebente mein f. 1838. 93.
 — — — 1839. 1281.
 Gedichte von Fr. Beisert, Ad. Bruck und Rud. Richter. 878.
 Geiser, E. G., Geschichte Schwedens, überf. v. Ewen P. Leffler. 1—3. Bd. 474.
 Gems of beauty. 168.
 Gengenbach, J. P. K., Lieberfranz. 11.
 Gerke, Fr. G., Ihesus. 1. Bd. 735.
 Germanos, Memoiren über den Aufstand Griechenlands. 337.
 Germanus, P., Reisebilder aus Oberitalien. 1455.
 Gêruez. Hist. de l'éloquence polit. et relig. en France. 907.
 Geschichte der europ. Staaten, herausgeg. v. Heeren und Ufert. Erster Artikel 205.
 — — — Zweiter Artikel. 321.
 — — — Dritter Artikel. 473.
 — des Feldzugs v. 1815. 1905.
 Geschichte der Feldzüge in Ital. u. Deutschland i. J. 1800. 1833.
 Gfrörer, A. F., Geschichte des Urchristenthums. 979.
 Giffelle, Joos van. 530.
 Gildardone, Chr. B., Poet. Alterei. 1470.
 Giorgini, G. B., Preludj poetici. 255.
 Gironi, Robust. 787.
 Gnab, J. J., Die Macht der weibl. Jugend. 733.
 Goldsmith, Ol., Bûge aus dessen Leben. 303.
 Gollmich, K., Musikal. Novellen. 744.
 Götchel, K. F., Der Eid nach seinem Principe u. f. m. 138.
 — — — Unterhaltungen zur Schildr. Göthe'scher Dicht- und Denkw. 3. Bd. 314.
 Göthe, Schriften über. 339, 441.
 Göthe's Faust ins Italien. überf. 139.
 Gotthelf, B., Poetische Versuche. 873.
 Gracian, Baltz., Männerfeste. A. d. Span. v. Fr. Kölle. 319.
 Gräff, Der, wie er lebt und lebt. 729.
 — — — und die Schuljugend. —
 Grauert, W. P., Christina v. Schweden und ihr Hof. 510.
 Grävell, M. G. F. B., Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste. 1405.
 Gretsch, N., Die schwarze Frau. A. d. Russ. v. E. J. Schütz. 527.
 Griesinger, A. Th., Silhouetten aus Schwaben. 1188.
 Grimaldi, Jos., Memoirs. 732.
 Groos, Fr., Der unterw. Leib. 1875.
 Grossi, T., Ulrico e Lida (angeg. v. Alfred Reumont). 110.
 Großmann, Jul. v., Prüfungen. 303.
 Groza, Alex., Poesien. 39.
 Grün, Anastaf., 1) Schutt. 2) Gedichte (Aufsatz v. F. P. v. der Hagen) 113.
 Grüneisen, K., Nicolas Manuel. 9.
 Grünig, P., Gedichte. 1207.
 Grundtvig's Übersicht der Weltchronik. A. d. Dän. v. Volkmann. 195.
 Gusel, Bernd von, Vulkansteine. 1432.
 Guskow, K., Seraphine. 863.
 — — — Götter, Helden, Don Quixote. 1147.
 — — — Blasebow und seine Söhne. 1257.
 Gûglaff, K., Geschichte des chines. Reichs. A. d. Engl. v. F. Bauer. 334.
 Hagen, Hugo, Die Mähr vom hörnen Siegfried. 867.
 — — — Ephemerer. 744.
 Hahn: Hahn, Gräfin Ida, Aus der Gesellschaft. 930.
 — — — Lieber u. Gedichte. 1193.
 Hallam's, P., Literaturgeschichte. 815.
 Hammer, Jul., Adelig und Bürgerlich. 1235.
 Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibn großer moslim. Herrscher. 1—3. Bd. 656.
 Hand, Ferdin., Ästhetik der Tonkunst. 593.
 Harpe, Die, der Stalben. Von Jul. Thomsen. 1223.
 Hartenstein, G., über die neuesten Darstellungen und Beurtheilgn. der Herbart'schen Philosophie. 418.
 Hase, P., Pädologus. 731.
 Hauch, G., Der Goldmacher. A. d. Dän. v. B. C. Christiani. 591.
 Haupt, K. G., Luther, e. dram. Tetralogie. 462.
 Haurensky zu Garb Gbré, Erich, Die Zeichen der Zeit. 307.
 Hawkins, B., Germany. 1055.
 Heeringer, G. v., Meine Reise nach Portugal. 541.
 Heilmann, Rom., Gedichte. 1195.
 Heine, P., Der Salon. 3. Bd. 176.
 Heins's, Wilh., sämtliche Schriften. Erster Artikel. 1398.
 Zweiter Artikel. 1475.
 Heibenthaten, Zauber- und Liebesgesch. der Vorzeit. 99.
 Helena, Die Insel St. 8.
 Helena. Taschenb. f. 1838. 259.
 — — — 1839. 1218.
 Heller, Rob., Athambra. 743.
 — — — Die Schleichhändler. 1415.
 Henß, Ad., Die Stadt Weimar. 346.
 Herbsblätter aus Holland, Belgien und Paris. 604.
 Herold, E., Raketen und ihr. Blumen. 1193.
 Hervé über die Correspondenten der engl. Zeitungen in Griechenland. 324.
 Herzogskron, Thaliens Spenden. 5. Bd. 733.
 Heusinger, G., Aus den Wanderungen eines Invaliden. 1343.
 Hirsch, Rud., Frühlingsalbum. 1205.
 Hising, J. G., Votum über die Bild. eines Mäßigkeitsvereins. 155.
 Hochlande, Die schott. 855.
 Hoffmann, J. D., Reise in Savoyen und Piemont. 520.
 — — — Dichtung und Urtheil. 1470.
 — — — von Gallersleben Gedichte. 1202.
 Hollandt, Ferdin., Jesus und Maria. 874.
 Hölzl, P., Die Grafen Dinsky. 729.
 Hormayr, J. Freih. v., Taschenbuch f. d. vaterländ. Gesch. 23. Jahrg. 1411.
 Howard, G., Der alte Commodore. A. d. Engl. v. E. Richard. 823.
 Howitt, M., The christmass library. 164.
 Huber, W. A., Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur. 1. Hft. 568.
 Hulbigung den Frauen f. 1838. Von J. F. Castelli. 257.
 — — — 1839. 1439.
 Humor und Humoristen. 1123.
 Jacobs, Fr., Vermischte Schriften. 6. Th. 62.
 Jacobsen, G., Blüten und Blätter aus Norden. 1. Lief. 360.
 Jacoby, J., Religiöse Rhapsodien. 345.
 — — — Harpe und Lyra. 851.
 Jahrbuch deutsch. Bühnenspiele. Herausgeg. v. F. B. Gubig. 17. Jahrg. 237.

- Jahrbücher f. Drama u. f. w., von G. Bülhoff u. A. Fischer. 233.
 — Münchner, f. bild. Kunst. 1478.
 Jahrhunderte, Die übersprungenen (Aussag v. F. B. Garové). 861.
 James, G. P. R., The life and times of Louis XIV. 1315.
 Janin, Jul., Eine Stimme aus Frankr. über ihn. 459.
 Jbuna f. 1838. 61.
 Immergrün f. 1838. 61.
 Immermann, R., Münchhausen. 1395.
 Indien, Schilderungen aus. 1167.
 Ingemann, B. S., über das Leben und die Werke desselben. 889.
 Jochmann's, R. G., Reliquien. 157.
 Jofita, Nikol., Kaffi. A. d. Ungar. v. G. Treumund. 786.
 Ireland, picturesque and romantic. 163.
 Irland, Abnahme der Verbrechen und Verbesserung des moral. Zustandes in. 278.
 Irving, Die Jäger der Prairie. A. d. Engl. v. G. Freiesleben. 251.
 — Bafth, Abenteuer des Capit. Bonneville. Ins Deutsche übertr. v. G. Freiesleben. 211.
 Irving's, J. L., indianische Skizzen. A. d. Engl. v. G. Reichmeister. 1447.
 Isidor, Gesammelte Schriften. 3. Bd. 480.
 d'Israeli, Geist des Judenthums. 1368.
 Italien u. f. w. Herausgeg. v. Alfred Reumont. (Angez. v. Herm. Friedländer). 645.
 Italien, Aus. 12, 56, 92, 181, 212, 255, 295, 348, 500, 556, 636, 739, 787, 831, 867, 912, 1000, 1287, 1331, 1380, 1435.
 — Verbreitung gemeinnütz. Kenntnisse in. 763.
 Italienische Literatur seit 1830. Erster Artikel. 141.
 — — — Zweiter Artikel. 273.
 — Poesie, Neueste. 807.
 Jungfrau von Orleans, Die (Aussag v. Johannes Boigt). 669.
 Kabiren. 544.
 Kahlert, A., Konleben. 543.
 Kalidasa, Urwafi, der Preis der Tapferk. überf. v. R. G. X. Höfer. 469.
 Kampen, R. G. van, Geschichte der Niederlande. 2. Bd. 329.
 Kapp, Christ, Italien (Angez. v. Herm. Friedländer). 645.
 Karlsruhe, Correspondenz aus. 95.
 Katholische Kirche, Die, und der Permeianismus (Aussag v. K. W. E. Mager). 1.
 Keopsake, The. 168.
 — The christian. 167.
 — The naval. 168.
 Kéatry, Marg. Hil., Friedrich Stendahl. A. d. Franzöf. v. G. Kleine. 447.
 Kleinschrod, G. Th., Großbritanniens Gesetzgebung üb. Gewerbe, Handel u. f. w. 1841.
 Klenze, Leo v., Aphorist. Bemerkungen, gesamm. auf seiner Reise nach Griechenland. 1029.
 Koch, Paul de. 1373.
 — — — Der Heirathscandidat. Deutsch v. E. v. Alvensleben. 1377.
 — — — Frau, Mann und Liebhaber. 1378.
 — — — Andreas der Savoyarde. A. d. Franzöf. v. A. Th. Peucker. 1381.
 — — — Der Leichtsinige. A. d. Franzöf. v. A. Th. Peucker. 1382.
 — — — Schwester Anna. 1382.
 — — — Die Jungfrau von Belleville. R. d. Franz. v. A. Th. Peucker. 1385.
 — — — Soldat und Prinzessin. A. d. Franzöf. v. G. Brindmeier. 1385.
 — — — Mouskache und die drei Studenten. A. d. Franzöf. v. St. Friedrich. 1386.
 König, P., Literar. Bilder aus Rußland. 150.
 Königsgesetz, Das dänische, überf. u. f. w. v. Th. Dillhausen. 557.
 Kornegger, A., Studien- und Reiseüber. 1460.
 Körte, W., Die Sprichwörter und sprichwörtl. Redensarten der Deutschen. 1161.
 Kosenberg, P. W. A., Gedichte. 1206.
 Kraft, Am., Orient und Occident. 128.
 Krafst's Monarchie. 504.
 Krebs, Jul., Der König von Katalan. 1275.
 Krönungsevangeliem von Helms, Das wiederentdeckt. 133, vgl. 519.
 Krufe, E., Ein Philosoph des 18. Jahrhunderts. 1215.
 — — — Die Auferstehung vom Tode. 1215.
 Kuffner, Chr., Die Reise des letzten Menschen. 1347.
 Kugler, Fr., Handbuch der Geschichte der Malerei. 2. Bd. 160.
 Kühnast, E., Histor. Nachrichten über die Stadt Bromberg. 160.
 Kühn's, F. G., Klosternovellen. 759.
 Kulonik, R., Zeitung für die schönen Künste. 1064.
 Kulman, Giffab., Sammtl. Gedichte. 11.
 Künstler, Der, als Naturforscher. 847.
 Kurland, Notizen über dessen literar. Zustand. 715.
 Kurländer's, F. A., dram. Almanach f. 1838, herausgeg. v. G. B. Koch. 28. Jahrg. 735.
 Kurts, Fr., Gedichte. 1474.
 Lagetschnitoff, J. J., Der Eispalast. A. d. Russ. v. G. J. Schulz. 1415.
 Laird, Mac Gr., and R. A. K. Oldfield Narrat. of an expedit. into the Interior of Africa. 874.
 Lamartine, Alph. de, La chute d'un ange. 773.
 Lamb, Ch., The letters of. 55.
 Lamennais, Der Abbé de. 391.
 Sanderer, Die Heilquellen in Griechenland. 148.
 Landor, W. Sav., Pericles and Aspasia. 55.
 Langenn, F. A. v., Herzog Albrecht der Beherrzter. 1183.
 Lappenberg, J. M., Geschichte von England. 1. u. 2. Bd. 481.
 Larochefoucauld, vic. de, Mémoires. 995.
 Laube, F., Neue Reisenovellen. Die Krieger. Die Bürger. 505.
 Laun, Fr., Mémoires. 330.
 Laurence, Cheval. de, Plus de maris! 549.
 Ear, E., Bilder aus den Niederlanden. 1379.
 Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 6. Th. 3.
 Lechevalier, J., Vues politiques. 79.
 Leclerc, J. V., Des journaux chez les Romains. 1251.
 Leibniz's Deutsche Schriften. Herausgeg. v. G. E. Gubrauer. 1. Bd. 653.
 Leibrod, A., Helena oder Frauenhaß. 308.
 Leitner, Dr., Naturforscher aus Würtemberg (v. R. P. Julius). 723.
 Lenau, Nikol., Sabonarola. 881.
 Lennep, W. J., und A. van der Hoope. 1120.
 Leo, P., Geschichte der italien. Staaten. 5. Bd. 473.
 Leonhardi, Th. Fr. B. Fr. v., Das Austragalverfahren des deutschen Bundes. 935.
 Le Petit, Sittengalerie der Nationen. 249.
 Lesmann, Dan., Nachlaß. 2. Th. 159.
 Leutbecher, J., über den Hauf von Götze. 441.
 Ewald, A., Blaue Märchen. 900.
 — — — Aquarelle aus dem Leben. 3. u. 4. Th. 900.
 Lionel Watfield. A. d. G. 448.
 Eissabon, Mittheilungen aus. 974.
 Liverpool, Versamml. der Naturforscher in. 307.
 Lockhart, Memoiren Walter Scott's. Dritter Artikel. 225.
 — — — Viertes Artikel. 1273.
 — — — Fünftes Artikel. 1389.
 — — — Sechstes Artikel. 1453.
 Londonderry, Recollections of a tour in the north of Eur. 1803.
 Londoner Theater, Gegenwart. Zustand. 683.
 Lorenz, Wilhelm., Riesen- und Rosenburg. 1032.
 Lorinser'sche Sache, Letztes Wort des preuss. Cultusministeriums darin. 83.
 Lossau, Generalleut. v., Ideale der Kriegsführung. Erster Artikel. 185.
 — — — Zweiter Artikel. 305.
 Lothario, Das Leben Napoleon's. 351.
 Lottin de Launay, Robert der Prachtige. 592.
 Loyau d'Amboise, Une digue aux mauvais romans. 695.
 Lubojastki, Der Bildschütz. 67.
 Ludewig, Ed., Reise durch die mexican. Prov. Tumulipas u. f. w. 617.
 Luge, Arth., Winterblüten. 869.
 Lügnerberger, G. G. F., Die Gründe der Niederleg. meines geistl. Amts. 790.
 Lühow, K. v., Der Doctor Benaffis. 823.

- Seyler, Deutsche, aus den Jahren 1837 und 1838. Erster Artikel. 865. Zweiter Artikel. 1193. Dritter Artikel. 1469.
- M'Kenney, T., and J. Hall, History of the Ind. tribes of North Amer. 1154.
- Magazin für deutsche Leser in Russland. 12.
- Mailath, Joh. Graf v., Geschichte des östreich. Kaiserstaats. 1. u. 2. Bd. 325.
- Mannstein, Der Aufstand in Straßburg. 1468.
- Marbach, G. D., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie (Ang. v. Berf.). 241.
- Marcinkowski, Bemerkungen über die Gesch. und Natur des Weichselkopfs. 40.
- Marigny, Laitbout de, Reisen im schwarzen Meere. 179.
- Martino, Giov. de, La Grecia rigener. 807.
- Maske, Eiserne. Neueste Untersuchgn. über dieselbe. 215.
- Masson, M., Eine Dornenkrone. X. d. Franzöf. v. E. Kruse. 426.
- Mayer, Fr., Wanderleben in Baiern u. f. w. 94.
- Magerath, Chr. J., Gedichte. 850.
- Meerfeld, G. G., Paris und St. Petersburg. 127.
- — — Novellen. 127.
- — — St. Julien und seine Freunde. 323.
- Meinholt, W., Humorist. Reisebilder von Ussedom. 224.
- Melas, Th., Joseph Cannazar. 610.
- Melfort, Graf Ed. v., Bilder aus England. X. d. Engl. v. G. Brinckmeier. 250.
- Mellin, G. F., Die Blume auf Kinnkulle u. f. w. X. d. Schwed. v. A. Krndt. 200.
- Memoiren der Herzogin v. Revers. X. d. Franzöf. v. G. Brinckmeier und Fr. Steger. 175.
- Mémoires militaires relat. à la succession d'Espagne. 203.
- Merk, Fr., Morondanga. 302.
- Merkel, G., Krit. Antiken. 123.
- Morsan, Mar. du, Histoire du cabinet des médailles etc. 648.
- Mettingh, Philipp v., Novellen. 1151.
- Mexico. 617.
- Meyer, Guido v., Reise durch die Schweiz, das südl. Frankreich, Italien u. f. w. 454.
- Meyerbeer und seine Jugenotten. 533.
- Mickewitz neuere Schriften. 7.
- Milleret, J., La France depuis 1830. 1247.
- Mochnacki's hinterlass. Schriften. 7.
- Mohl, Rob., Die Verantwortlichkeit der Minister. 1069.
- Moirere's sammtl. Werke. 1. u. 2. Bd. 737.
- Mollevault, G. F., der franzöf. Bos. 1079.
- Montalembert, Gr. v., Leben der heil. Elisabeth. X. d. Franzöf. v. J. Ph. Städtler. 42.
- Montanelli, Gius., Italien. Dichter. 256.
- Montaperte, La sconfitta di. 1351.
- Moore's, Th., Das Paradies und die Peri u. f. w. R. d. Engl. v. Minna Witte. 1473.
- Morier, James, Abel Munnitt. X. d. Engl. v. G. R. Wärmann. 199.
- Morise, G., Des Baters Geburtstag. 470.
- Moser, Jul., Hasder. 1325.
- Mägge, Th., Die Bendeerin. 291.
- Müglic, J. R. G., Christl. Lebenswohl u. Kleine Winterpostille. 1074.
- Mühlbach, F., Erste und letzte Liebe. 1067.
- — — Die Pilger der Elbe. 1431.
- Müller, Herm., Elisabeth, Königin v. England. 733.
- — — Riclas, Lieber. 789.
- — — J. J., Jugenblänge. 1431.
- — — B., Dämmerungsfunden. 20.
- — — Des Bettlers Gabe. 94.
- Münch, G., Biograph. histor. Studien. 2. Bd. 333.
- — — Erinnerungen, Lebensbilder u. f. w. 2. Bd. 1419.
- München, Correspond. aus. 231.
- Mundt, Th., Der Delphin. 57, 1221.
- — — Charaktere und Situationen. Spaziergänge und Weltfahrten. 1. Bd. (beurth. v. G. D. Marbach). 385.
- — — 2. Bd. 1397.
- Musenalmanach, Deutscher, f. 1833, herausgeg. v. A. v. Chamisso und G. Schwab. 33.
- — — Östreich, Herausgeg. v. Braun von Brauthal. 178.
- — — Erlanger, herausgeg. v. Fr. Städtert. 182.
- Musenalmanach, Die diesjähr. Erster Artikel. 33.
- — — Zweiter Artikel. 173.
- Nächte, Drei, aus dem Leben der Königin Anna. 1468.
- Nagel, F., Geschichte der Amazonen. 491.
- Napoleon auf St. Helena. 736.
- Nebel, W. R., Des Hauses Ende. 461.
- — — Die Braut von Jerusalem. 871.
- Retrolog, Neuer, der Deutschen. 475, 804.
- Reilly, St., Novellen. 1467.
- Neugriech. Literatur. 284, 337, 423, 971.
- Neuhof, B., Histor. romant. Erzählungen. 2. Bd. 700.
- Neumann, A. G., Griech. Mythen. 1474.
- Niebuhr, B. G., Lebensnachrichten über. 1. Bd. 401.
- Nöggerath, Jol., Ausflug nach Böhmen. 313.
- Norden, R., Der Spielmann aus Schmagetow und das Gländ bei Polchow. 20.
- — — Der Stanbinavische. 1415.
- Nordische Mythologie, Epochen in der Bearbeitung. 1225.
- Nürnberger, Jof. G., Natur- und gewerbewissenschaftl. Berichte. 614.
- Der, Mar v., Erzählungen. 123.
- — — Balladen und Romanzen. 867.
- Ohnesorgen, Freim., Kriegsbilder a. d. J. 1812. 1. Bd. 479.
- Oldenburg, F. A., der letzte Cäsar. 68.
- — — G. A. B., und J. P. C. Greverus, Wittenhausen. 182.
- Olizarowski, Poesien. 40.
- Olympos, J., Handbuch der körperl. Erziehung der Kinder. 234.
- Orlich, Leop. v., Briefe aus England. 768.
- Ortlepp, G., Bilder der Nacht. 1469.
- Ostfiski, Al., zwei neue Werke von. 38.
- Osman, Der Färl in Sachsen. 68.
- — — Die Höllenbraut. 68.
- Ottinger, G. R., Der Ring des Rostadamus. 1300.
- Pabst, F. B., und A. G. Schweizer Amtl. Bericht über die Zusammenkunft deutscher Landwirthe. 1429.
- Paley's natürl. Theologie. Deutsche Bearbeitung. v. F. Hauff. 977.
- Palochay, Th. Bar. v., Gedichte. 1205.
- Papadopulos, Karpos, Widerlegung u. f. w. 342.
- Pape, Die Sterne. 1198.
- Paraboron, Merkwürd. (v. Krug). 116.
- Paris, P., Les manuscrits franç. de la biblioth. du roi. I. 811.
- Paris, Das spanische Museum in. 595.
- — — Königl. Münzcabinet. 646.
- — — Correspondenznachrichten. 906, 960, 982, 1220.
- Pariser Kunstausstellung. 411, 562.
- Pécontal, Sim., Kolberg. 1311.
- Peigné, La providence. 1324.
- Pellico, Silvio, Poesie inedite. 556.
- Penelope f. 1839. 1235.
- Pennafraanca und Leander Gedichte. 877.
- Penseroso, Die Brüder Adreablad. 1082.
- Perthes, El. Th., Der Staatsdienst in Preußen. 1051.
- Petbez, Rich., Ansicht der Welt. 1086.
- Pfarrer Moriz. X. d. Franzöf. v. Hanns Larnow. 100.
- Pfister, J. G., Geschichte der Deutschen. 3—5. Bd. 821.
- Pfizer, G., Upland und Rüdert. 112.
- Pfanz, B. A., über das relig. u. kirchl. Leben in Frankreich (v. A. B. Weissner). 97.
- Pharmakides, Th., über Zacharias. 971.
- Philosophie, über die neuere französische (Aufsatz v. K. W. E. Mager). 945.
- Piberit, F. G. Th., Geschichtl. Wanderungen durch das Bessertal. 1872.
- Piemont, Litterat. und Artist. 867.
- Pierre, F., Die Acten. 470.
- Pickwickclubb, Papiere des, u. f. w. 50.
- Polen, Litterat. Nachrichten aus. 34, 1233.
- — — Zustand zur Zeit Stanis. Aug. 1199.
- Polnische Literatur in Frankreich. 7.
- — — im 19. Jahrhundert.
- Erster Artikel. 1038.
- Zweiter Artikel. 1462.
- Pons, G. P., Die Revolution in ihrer weltgeschichtl. Bedeut. 663.
- Portugal, Gegenwärt. Zustand der Litterat. in. 467.
- Porzer, Mar., Cumenes. 470.

- Poffart, P. A. F. R., Das Fürstenthum Serbien. 1. Abthl. 372.
 Prescott, W. H., History of the reign of Ferdin. and Isabella. 1833.
 Prcuß, J. D. E., Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden 853.
 Profesch v. Osten, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. 313.
 Promis, C., Dell' antica città di Luni. 1860.
 Puschkin, A., Blumenlese aus dessen Gedichten. 988.
 Puschkin's Gesch. des Aufstands unter Pugatschew. 435.
 — erzdählende Gedichte. 1179.
 Quartalschriften, Drei deutsche. 573.
 Raguse, Maréchal duc de, Voyage en Hongrie etc. Erster Artikel. 417.
 Raikes, City of the Czar 1209.
 Randschit Singh. 520.
 Raupach, E., dram. Werke ernster Gattung. 9–11. Bb. 738.
 Rauffe, J. P., Der Stern der Liebe. 1432.
 Raynouard, Lexique roman. 907.
 Rébus. 1018.
 Refractor, Der, russ. Centralblatt. 11.
 Rehm, Fr., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 4. Bb. 1. Abthl. 171.
 Reinaud, Invasion des Sarrasins en France. 1370.
 Reisen, Interesse. alte, in neuer Herausgabe. 659.
 Reifestkizzen. Nantes. 1262.
 — Rouen. 1402.
 Redowski, F. v., Der letzte Stern Marienburgs. 462.
 Reiffstab, E., Neue empfindl. Reisen. 736.
 — Scherz und Ernst. 736.
 Repetti, Eman., Dizionario geografico-fisico-stor. della Toscana (angez. v. Alfred Reumont). 433.
 Reuchlin, Herm., Das Christenthum in Frankreich (v. R. B. Weisner). 97.
 Reybaud, Ch., Mutter u. Tochter. überf. v. Fanny Tarnow. 823.
 — — Ehestandsgeschichten. A. d. Franz. v. Fanny Tarnow. 1479.
 Rhagavis, Alex. Rh., Vermischte Gedichte. 284.
 Rheinwald, G. F. H., Wanderungen eines schäff. Edelmanns. 2. u. 3. Th. 726.
 Richeraud, De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernem. 703.
 Rispart, G., Familienbilder. 1091.
 Ritter, H., Geschichte der Philosophie (beurtheilt v. G. D. Marbach). 245.
 Rivista viennese. 508.
 Robert, E., Gedichte. 1053.
 Rogge, Fr. W., Kron' und Liebe. 730.
 Röhr, Welche Stellung Christus seiner Kirche anwies. 571.
 Romanenliteratur. 19, 67, 99, 127, 159, 199, 250, 302, 323, 374, 407, 447, 479, 559, 591, 699, 743, 823, 899, 1031, 1091, 1215, 1347, 1414, 1431, 1467, 1479.
 Romans, Li, des sept sages. Herausgeg. v. P. Adels. Keller. 1365.
 Roscoe's Wanderings. 163.
 Rosen und Vergiftmeinnicht, dargebr. d. J. 1858. 58.
 — — — 1839. 1441.
 Rosseeuw, St. Hilaire, Histoire d'Espagne. 941.
 Rossi, Patr. de', Memorie storiche (Angez. v. Alfred Reumont). 985.
 (Rühle v. Hilkenstern) Zur Gesch. der Araber vor Muhammed. 1113.
 Ruinen und Inschriften im südl. Arabien. 615.
 Rückert, Fr. (Aufsatz v. Gust. Schwab). Erster Artikel. Gesammelte Gedichte. 3. u. 4. Bb. 1237.
 — — Zweiter Artikel. Die Verwandlungen des Abu Seid und Sieben Bücher morgenländ. Sagen. 1421.
 Rumohr, G. F. v., Reise durch die östl. Bundesstaaten. 814.
 Russische Literatur. 48, 434, 519, 1255.
 Rußland, Deutsche Poesien in 11.
 — Colonien von Ausländern. 456.
 — Unterrichtswesen in. 958.
 Sacharow, N., Sagen des russ. Volks. 48.
 Sagen der nordamerikan. Indianer. 700.
 Sagoskin, Mich., Erzählungen. 1255.
 Saintine, K. B., Picciola; a. d. Franz. v. Em. Wille. 591.
 Sallet, Fr. v., Funken. 877.
 Sammlung der vorzüglichsten Quellschriftsteller. 819.
 Samungrotte, Die, in Ägypten. 251.
 Sand, G., Jacques. A. d. Franz. 899.
 — — Der Geheimschreiber. Deutsch v. Louise Glaube. 1106.
 — — Der Sänger. überf. v. A. Diezmann. 1106.
 — — Mauprat. überf. v. Fanny Tarnow. 1106.
 Santa-Rosa, Scene istoriche (angez. v. Alfred Reumont). 110.
 Sarkophag, Der, eines griechischen Zeichers. 579.
 Satori, Der Riese von Livorno. 159.
 Scavola, Emerent, Der Veteran und sein Sohn. 159.
 Schädelin, P. S., Claus Leuenberger. 737.
 Schaden, Ad. v., Sentimentale und humorist. Rückblicke. 1254.
 Schäfer, H., Geschichte von Portugal. 1. Bb. 485.
 Schellhorn, K., Gedichte. 1202.
 Schenkel, Dan., Johannes Schenkel. 183.
 Schiller, Don Carlos, by Windham Bruce. 471.
 Schilling, W. v., Gedichte. 11.
 Schimper, K. F., Die Eisfahrt. 76.
 Schlesinger, E., Herbstnovellen. 67.
 — — Winobona. 869.
 Schleyer, Leop., Der Ring des Dufchmanta. 469.
 Schmidt, G. A., Geschichte von Frankreich. 1. Bb. 432.
 — — A. A., Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla. 891.
 Schneider, E., Bellona. 480.
 — — Jocosus. 737.
 — — Der böse Blick. 1. Abthl. 1355.
 Schöning, Kurd Wolsq. v., Leben des Generalfeldmarsch. Dub. Gn. v. Ragmer. 927.
 Schönwälder, K., Erinnerungen an Griechenland. 810.
 Schoppe, Amal., Erinnerungen aus meinem Leben. 100.
 — — — Cyanen. 743.
 — — — Vittoria. 1031.
 — — — Marat. 1467.
 Schröder, Crayons des Hen-Schel. 619.
 Schubert, B., Phantasien, Meinungen, Ansichten u. s. w. 1132.
 Schuler, K. J., Gedichte. 1477.
 Schulz, Herm., Wanderbuch. 1103.
 Schulze, Chr. Ferd., Die Auswanderung der evangel. gesinnten Salzburger. 1319.
 Schumacher, G., Gorm der Graufame. 99.
 — — A., Das Gutenbergfest in Mainz. 470.
 — — — Der Abschied der Östreich. 729.
 Schützenberger, G. F., Etudes de droit public. 23.
 Schwab, Gustav, Gedichte. 634.
 — — — Die schönsten Sagen des class. Alterth. 1. Thl. 834.
 Schweden, Literar. Notizen. 1059, 1119, 1433.
 Schwedische Zustände. Erster Artikel. 525.
 — — Zweiter — 697.
 Schweigger, J. S. G., Einleitung in die Mythologie (angez. v. F. A. Rödtke). 913.
 Schweiz, Die neueste Literatur der. 1409.
 Scina, Domen. 296.
 Scott, W., Memoiren, f. Kochart. — — 276.
 — — — Dessen prosod. Fehler. 840.
 Scott's, G. Kochf., Werk über Ägypten. 691.
 Scotti, J. J., Die biffelborfer Malerschule. 1037.
 Scribe, Tonadillas. 1476.
 Sedgwick, Miß, Redwood. 251.
 Seibel, H., Eginhard und Emma. 465.
 — — K., Das Kreuz in der Mark. 1481.
 Seidlitz, Zul., Böhmen vor vierhundert Jahren. 63.
 — — — Novellen. 1431.
 Sentis, Gefährl. Abenteuer auf dem. 991.
 Serbien und Fürst Niksch. 243.
 Serpieri, Marcell., Versi morali. 303.
 Seuffert, J. A., Versuche in gebundener Rede. 873.
 Shakespeare's Mädchen und Frauen v. H. Heine. 1466.
 Shelley, Percy Bysshe, Die Cenci. A. d. Engl. v. F. Adolphi. 730.
 Sieben Lebensbilder und Novellen. Herausgeg. v. K. Andree. 700.
 Silesia, Taschenbuch f. 1838. 258.
 Silesius, Eb., Tag- und Nachtfalter. 159.
 Simons, P., Johann de Witt und seine Zeit. A. d. Holländ. v. Ferd. Neumann. 1417.

- Simrod's, K., Rheinsagen und das Edinburgh review. 1071.
- Skinner, Th., Streifereien in Ostindien. N. d. Engl. v. F. Steger. 954.
- Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus d. Schwed. 1. Bdch. 887.
- Slawe, Der, herausgeg. v. Stanisł. Jasnowski. 89.
- Slawische Literatur, Zur. 652.
- Smets, B., Eheverträge. 1474.
- Smidt, P., Sektorellen. 559.
- — Mein Seelenleben. 559.
- — Die Belagerung von Stüttsstadt. 1430.
- Schlitz, Gedichte. 1469.
- Soltyk, Roman, Napoleon im J. 1812. N. d. Franzöf. v. F. Bischoff. 606.
- Sorr, Charl. de, Souvenirs du duc de Vicence. 1338.
- Soutié, Fred., Zwei Leichen. N. d. Franz. v. Brindmeier. 251.
- — Der Ehrenmann. N. d. Franzöf. v. Krufe. 251.
- — L'homme de lettres. 1476.
- Sourges, Marq. de, Mémoires secrets et inédits de la cour de France. 71.
- Souvestre, Em., Das rothe Haus. N. d. Franzöf. v. Jul. Schopp. 323.
- — Arm und reich. — — 142.
- Southey, Rob., Nelson's Leben, Kämpfe und Siege. 667.
- — Ansichten über Grund. einer Gelehrtenakademie. 812.
- Spencer, Edm., über die Länder an der untern Donau, die Krim und Ischerfessen. 261, 827.
- Spinbler's, G., sammtl. Werke. 52. u. 53. Bd. 19.
- — Der König v. Zion. 91.
- — Vergiftmeinnicht f. 1838. 257.
- — f. 1839. 1412.
- Sprache, Die, des Herzens. 100.
- Sprachvergleichung, über wahre u. falsche. 193.
- Spruner, K. v., Histor.-geograph. Handatlas. 1. Liefte. 227.
- Spry, Modern India. 798.
- Stahmann, Fr., Die Schauernacht am Paidekrug. 1468.
- Stammbuch, Deutsches. 1838. Herausgeg. v. E. Duller. 503.
- Steffens, P., Novellen. Gesamtausgabe. 1. Bdch. 285.
- Stein, K., König Mys von Fibibus. 1. Bd. 408.
- Stelzhamer, Fr., Lieder in obderennsfcher Volksmundart. 1194.
- Stengel, Franz. v., Otto v. Oldesloe. 100.
- — Karl Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz. 1092.
- Stenzel, G. A. P., Geschichte des preussischen Staats. 1. u. 2. Bd. 485.
- Sternberg, A. v., Fortunat. 753.
- — — Palmyra. —
- — — Schifferfagen. 753.
- — — Psyche. 1163.
- Steuerveresen im alten Frankreich. 191.
- Stieglitz, P., Mozart's Gedächtnissfeier. 878.
- — Gruß an Berlin. 489.
- Stolle, Ferd., 1813, ein histor. Roman. 479.
- — — Camellen. 1480.
- — — Elba und Waterloo. 1480.
- Strahl, Ad., Romant. Zeitbilder. 20.
- — Ph., Gesch. des russischen Staats. 1. Bd. 483.
- Streiflichter auf A. Tholuc's Glaubwürdigkeit der evangel. Gesch. 837.
- Strombeck, F. K., Darstellungen. 805.
- Stuhr, P. G., Die Religionsysteme der heidn. Völker des Orients. 49.
- Stuttgart, Correspondenznachrichten aus. 14, 155, 978.
- Stüwe, Fr., Die Handelszüge der Araber. 1113.
- Süßseifeln. 75.
- Syria and the Holy Land illustr. 163.
- Tableau des guerres de la réolut. franç. 1523.
- Talleyrand, Briefe des Fürsten (Aussag. v. Fr. v. Kaumer). 657, vgl. Berichtung. 684.
- Tarnow, Fanny, Liebe über Alles. 1216.
- Taschenbuch der Liebe und Freundschaft f. 1838. 62.
- f. 1839. 1438.
- — — dramat. Original. Herausgeg. v. Dr. Grand. 2. Jahrg. 234.
- Taschenbücherschau f. 1838. 3. Artikel. 57.
- — — 4. — 93.
- — — 5. — 257.
- — f. 1839. 1. — 1189.
- — — 2. — 1217.
- — — 3. — 1281.
- — — 4. — 1437.
- Taylor, W. G., Geschichte des Mahomedanismus. 1113.
- Tegner's, G., kleinere Dichtungen. N. d. Schwed. v. G. Th. Mayerhoff. 871.
- Temme, J. D. P., f. Tettau.
- Tenelli, M., Jahrl. Beiträge für die deutsche Bühne. 237.
- Ternaux, H., Voyages, relat. et mémoires. 659.
- Teschendorff, G., Wanderung und Heimkehr. 1201.
- Tettau, W. D. A. v., und J. D. P. Temme, Die Volksfagen Ostpreußens u. 825.
- Theanthropos. 1427.
- Theateralmanach, Berliner, f. 1838. Herausgeg. v. A. Gosmar. 238.
- Theaterrevue, Allgemeine. Herausgeg. v. A. Ewald. 3. Jahrg. (Angez. v. P. Marggraff). 929.
- Thiere, Die Sprache der. 1235.
- Thiersch und Diesterweg. 1408.
- Thomson, Jul., Die Harfe der Skalden. 1223.
- Tied, F., Bunte Skizzen aus Ost und Süd. 817.
- Tili's Medaillon portraits. 167.
- Timofejef, M., Elisabeth. Kulman. 11.
- Tischbein, W., Brief von. 847.
- Tischendorf, Konst., Maitnospen. 1474.
- Tommaseo, N., Il Duca d'Atene (angez. v. Alfred Reumont). 110.
- Tommaso, Fel. Carr. March. San, Considerazione intorno alla Farsaglia. 868.
- — — — — Tavole genealog. della real casa di Savoia. 868.
- Toms, der bleiche. 63.
- Treslow, A. v., Reisebilder aus Dänemark u. Schweden. 352.
- — — — — Leiden zweier Chinesen in London. 1414.
- Tristan, Flora, Pérégrinations d'une Paria. 431.
- Trollope, Miss, Der Vicar von Wetherhill. N. d. Engl. v. D. v. Czarnowsky. 251, 801.
- Tromlit, A. v., Bielliebchen f. 1839. 1441.
- Tscherkeffen und Südrussland. 827.
- übersicht, Geschichtl., der slav. Sprache von G. v. D. 192.
- — — der deutschen Literatur seit Friedrich II. auf 4 Seiten. 1159.
- Uhlend, E., Sagenforschungen. 1098.
- Ulrich, Fr., Volksklänge in altenburger Mundart. 1194.
- Ulrichs, G. R., Grammatik der latein. Sprache. 284.
- Ungarn, Die latein. Sprache in. 359.
- Universitäten, Die engl., und ihr Lehrsystem. 671.
- Upcott, W., Original letters, manuscript. etc. 103.
- Urania f. 1839. 1159.
- Ushner, K., Das Brevier der heiligen Rosalie. 303.
- Valentini, Agost., Le quattro princip. basiliche di Roma. 56.
- Valery, Voyage en Corse. 1043.
- Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften. 3. u. 4. Bd. 1013.
- Vatout, J., Notices histor. sur les tableaux de la galerie du duc d'Orléans (v. B. G. Depping). 1081.
- Vaudoncourt, Guill. de, Quinze années d'un proscrit. 842.
- Vega, Lope de, Kaiser Otto in Florenz. Frei bearb. v. P. v. G. 461.
- Vereinigte Staaten, Literatur derselben. 262.
- Vergiftmeinnicht, Dramat. Von Th. Hell. 15. Bdch. 238.
- Vetal: Verehrung in Indien. 668.
- Vettori, Fr., Viaggio in Alemagna (Angez. v. Alfred Reumont). 985.
- Viarbot, P., Studien zur Gesch. der Staatseinrichtgn. u. f. w. in Spanien. N. d. Franzöf. v. Th. Hell. 169.
- Victor, Corn., Schreibreiben eines östreich. Touristen. 609.
- Vogl, J. R., Novellen. 20.
- — — Balladen und Romane. Neue Folge. 866.
- — — Der Novellist. 1032.
- Vogt, G. R., Ludwig der Bair. 729.
- Volkmann, A. W., Die Lehre von dem ichtl. Leben des Menschen (Anzeige von Karl Fohnbaum). 497.
- Volkmann, W., Gedichte. 878.

- Volkspoesien, Gesammelte. 825.
 Voltaire, Correspondance inéd. 1222.
 Waagen, G. F., Kunstwerke und Künstler
 in England und Paris. 1. Th. (Anzeige
 v. Herm. Friedländer). 209.
 Wachsmann, G. v., Eilien. 93.
 Walbau, Gb., Genrebilder aus Nürnberg.
 200.
 Waldbühl, B. v., Nordstühl. Jarte. 874.
 — — — Rosellieder. 1195.
 Walzen, Franz., Die erreichten Wünsche.
 100.
 — G. J. F., Natalie. 100.
 Walbow, Herm., Das Paradies am Ohio.
 67.
 Walpole, Hor., Correspond. with G.
 Montagu. 380.
 Wangenheim, F. Th., Denker. 254.
 — — — Jacob von Molay.
 700.
 — — — Die Schwertler v.
 Jülich. 1414.
 Warnefried's Gesch. der Langobarden, übers.
 v. K. v. Spruner. 819.
 Washington, G., Charakteristik dess. 188.
 Was verlangen die Bürgerlichen? 916.
 Wehrmann, Gb., Bunte Bilder auf Rei-
 sen. 1456.
 — — — Die Drachenburg. 1468.
 Weiße, G. F., Die evangelische Geschichte
 krit. u. philosoph. 757.
 Wendal, G. J. F., Vermuthz, o. die
 Schule der Leiden. 128.
 Wenzel, F., Reifestiggen aus Tirol. 712.
 Werewkin, R. 1256.
 Wessenberg, J. F. v., Sammtl. Dichtun-
 gen. 5. Bd. 1206.
 West-Ettin, Fr., Der Schuhmachergeselle.
 1431.
 Westen, Alb., Babinische Scherze. 1432.
 Wegel's, F. G., gesammelte Gedichte (An-
 zeige v. F. A. Kötke). 681.
 Wianek, poln. Taschenbuch, herausgeg. v.
 K. Kormell. 36.
 Wie ist Armuth in den deutschen Staaten
 zu verhüten. u. f. w. 336.
 Wienburg, L., Helgoland. 1211.
 Wille, F., Novellen. 8. 9. Bd. 68.
 Wilson, J. R., Romant. Erzählungen.
 1. b. Engl. v. F. Roberts. 251.
 Winfried, Kreuznachtsstraum. 1474.
 Wintergrün, herausgeg. v. G. Loq. 94.
 Wirth, J. u., Theorie des Somnambu-
 lismus. 728.
 Wolff, D. E. B., Halle der Wölfer. 831.
 Wolke, L., Trauer, Verlobung u. Hoch-
 zeit. 738.
 Woytsch, Blaslaw, drei Werke von. 84.
 Wrayall's und Lord Bellesley's Urtheile
 über Pitt. 430.
 Zeni, Dem., Paraphrasis Batrachomyo-
 mach. 899.
 Zigeuner, Die, in Dänemark. 287.
 Zimmermann, K., Versuch einer histor. Ent-
 wicklung der mähr. Städteverfassungen.
 1. Th. 388.
 Zoncada, Ant., Saggio di poesie. 308.
 Zumbach, F. J., Adelinde von Harzstube.
 68.
 Zustände, Mexicanische. 617.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 1.

1. Januar 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Die katholische Kirche und der Hermesianismus.

Der römisch-katholischen Kirche ist seit 300 Jahren unzählige Mal der baldige Untergang prophezeit worden; in Italien, Spanien, Südamerika u. s. w., hat man gesagt, friste der niedere Grad sittlich-geistiger Bildung dem Katholicismus zwar noch für einige Jahrhunderte das Leben, in Deutschland aber habe seine letzte Stunde bereits geschlagen. Je nach der philosophisch-theologischen Bildung Derer, welche solche Hoffnungen hegen, wird nun entweder ein Übertritt en masse der Katholiken zum Protestantismus versprochen, oder aber man erwartet, daß sich die beiden christlichen Confectionen in einem vermeintlich höhern Dritten, in einer sogenannten allgemeinen Kirche vereinigen werden. Diese angekündigte allgemeine Kirche oder Weltreligion ist aber, genau betrachtet, nichts weiter als ein Phantom der schlechten Abstraction, ein Abstract-Allgemeines, dem der concrete Inhalt fehlt; die gegenwärtig bestehenden Kirchen sind ein ungleich Höheres und Vollkommeneres. Eine gewisse mittlere Bildung wird sich freilich zu allen Zeiten auf diesem Standpunkt leerer Reflexionsallgemeinheit gefallen; daß aber ein ganzes Volk seine religiösen Bedürfnisse auf ein so schwaches Minimum reducire, um an abstract-dürftigen Phrasen einer inhaltslosen Aufklärung sein Genüge zu finden, ist unter keinen Umständen und nicht einmal für Frankreich zu fürchten, welches doch das Land der Abstraction par excellence ist. Aber auch die Hoffnung auf eine Protestantisirung der katholischen Welt ist nur ein frommer Wunsch. Es ist richtig, es gibt höhere Standpunkte des religiösen Bewußtseins als derjenige, auf welchem die römisch-katholische Kirche, seit sie innerlich verkümmert, stehen geblichen ist; aber dieser Standpunkt selbst ist ein durchaus notwendiger in der Ent-

wickelung der christlichen Erkenntniß. Das christliche Bewußtsein hat auf dem dialektischen Wege, den es vom unbefangenen Glauben zum speculativen Erkennen des religiösen Inhalts hin durchmessen, auch den Standpunkt der katholischen Kirche betreten und sich darauf einrichten müssen. Dieser Standpunkt wird den intellectuellen und sittlichen Bedürfnissen Unzähliger immer zusagen; dann aber ist er auch keineswegs ein so niedriger, als protestantischerseits zuweilen gemeint wird. Als die katholische Kirche auf dem letzten allgemeinen Concillium vor dreihalbshundert Jahren ihre Entwicklung abschloß, als Das, was früher ein reges, bewegliches Leben gewesen, ein festes, fortan unbewegliches, todttes System wurde, da hatte der Katholicismus eine funfzehnhundertjährige Geschichte hinter sich, und die Kirche besaß folglich ein sehr entwickeltes System. Über dieses System kann sie nun freilich nicht mehr hinaus: vor dem Concillium von Trident war die katholische Kirche ein zwar mannichfach schadhafter, an manchen Krankheiten leidender, aber doch immer lebendiger und lebensfähiger Körper; seit dem „Catechismus Romanus“ ist sie eine Mumie, die fortan keine Entwicklungsschmerzen mehr zu leiden und keinen Untergang zu fürchten, die aber auch kein echtes Leben mehr in sich, ja diese beiden vermeintlichen Vortheile mit dem Leben selbst erkaufte hat. Es liegt nun in der eigenthümlichen Natur der beiden Kirchen, daß der gebildete Theil der Katholiken, da er von der Kirche gezwungen wird, sich auf den Standpunkt der kirchlichen Theologie zu stellen, in einem gewissen Sinn auf einer höhern Stufe religiöser Entwicklung steht als diejenigen gebildeten Protestanten, welche, ohne theologische Bildung, nichts mehr von ihrer Religion wissen als Das, was sie aus dem Katechismusunterricht und aus der allgemeinen Belehrung sich angeeignet ha-

ben. Was nämlich für die katholische Kirche als Kirche eine Unvollkommenheit ist, dieses nämlich, daß sie eine kirchliche Theologie hat, das gereicht dem einzelnen Katholiken zu mannichfchem Vortheil, den der evangelische Christ entbehrt. Die evangelische Kirche nämlich als solche hat keine Theologie — denn Theologie ist Wissen von Gott; Wissen aber setzt die Vermittelung des Zweifels voraus —; sie hat ihre Dogmen, aber keine Dogmatik; sie als Kirche, indem sie sich im zweifelsfreien Besitz der Wahrheit weiß, kennt durchaus das Bedürfnis nicht, sich dieser Wahrheit wissenschaftlich zu versichern. Dieses Geschäft überläßt sie Denen, in welchen auf irgend eine Weise die unmittelbare Einheit mit der geglaubten Wahrheit gestört ist und welche diese Einheit jetzt auf wissenschaftlichem Wege wiederherstellen wollen. Darum kann die evangelische Kirche alle theologischen Standpunkte in sich ertragen; sie lehrt ihre Dogmen und verbürgt kraft des sie leitenden göttlichen Geistes deren Wahrheit, überläßt es aber dem einzelnen Christen, sich diese Dogmen so gut zu erklären, falls er eine Erklärung begehrt, als er es vermag; sie verpflichtet auf die symbolischen Bücher, nicht aber auf Wegscheider's oder Marheineke's Dogmatik. Daß unter solchen Umständen der evangelischen Kirche die formelle Einheit fehlt, daß ebenfalls der einzelne evangelische Christ leicht der Gefahr ausgesetzt ist, in subjectiver Willkür sich um den wesenhaften Inhalt des Christenthums zu bringen, ist ein nothwendiges und darum kein Ubel. Wie Gott den natürlichen Menschen frei geschaffen und ihm so die Möglichkeit gelassen hat, sich vom Guten abzuwenden, so gewährt auch die evangelische Kirche ihren Gliedern die evangelische Freiheit. Nur ein freies Anschließen kann ihr angenehm sein; sie respectirt die Freiheit des Selbstbewußtseins, das, um der Kirche anzugehören, sein subjectives Ich will, auszusprechen hat; nur mit einem solchen amor generosus ist der evangelischen Kirche gebient. Die katholische Kirche verfährt anders; das „Eadet sie ein“ übersezt sie durch „Nothiget sie“. So lehrt sie denn auch nicht einfach das Dogma, daß z. B. Gott der Dreieinige ist; sie lehrt zugleich, wie man dieses Mysterium zu fassen habe (man sehe den „Catech. Rom.“), und gibt so den theologischen Ansichten ihrer Doctoren und den Entscheidungen des sogenannten mündlichen Lehramtes dieselbe Auctorität, welche sie für den Inhalt der Offenbarung in Anspruch nimmt.

Hierin liegt Eine Seite der katholischen Unfreiheit; hier Ein Grund, warum die Kirche genöthigt ist, jedes seit dem Concilium von Trident erstehende neue theologische System als häretisch zu verdammen, die Wörter neu und falsch als Synonyma zu gebrauchen. Nicht weil es den katholischen Theologen an Geist fehlte, stehen sie in ihren wissenschaftlichen Leistungen so zurück, sondern weil der Geist der Kirche ihre Forschungen und Arbeiten hemmt. Die katholischen Theologen haben dieselbe Stellung, welche die Romanisten unter den Rechtsgelahrten haben; Weiber-ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, einen längst fertigen Stoff, in und aus dem sich

nichts mehr entwickeln kann, neu zu ordnen. Es ist der Gellert'sche Hut.

Ein zweites Hinderniß theologischer Thätigkeit in der katholischen Kirche liegt in einem andern Umstande. Die evangelische Kirche duldet, wie schon oben gesagt, alle theologischen Standpunkte in sich: wir haben Naturalisten, Positivisten, Mystiker, Separatisten, Rationalisten, Supranaturalisten, die Schleiermacher'sche, die Hegel'sche Theologie u. s. w. Die katholische Kirche aber läßt, seit sie ihr inneres Leben durch Aufstellung des „Catech. Rom.“ getödtet, ihre Entwicklung abgeschlossen hat, nur Einen theologischen Standpunkt zu, und dieser ist der historisch: Etwas ist katholisch, weil es zu allen Zeiten und überall in der Kirche (id quod semper et ubique) gelehrt worden ist; dieses hat gegolten, darum soll es gelten; das ist für wahr gehalten worden, darum ist es wahr.

Nach diesen vorläufigen Erörterungen, die zwar keineswegs die Charakteristik der katholischen Kirche erschöpfen, aber für den gegenwärtigen Zweck genügen, wird es uns möglich sein, auch nichttheologische und protestantische Leser über das Verhältniß der Hermes'schen oder jeder neuen selbstständigen Theologie zur katholischen Kirche aufzuklären. Bekanntlich sind in den letzten Jahren mehrere Erscheinungen von Wichtigkeit in der katholischen Kirche zu nennen: Lamennais und Batain in Frankreich, Günther und Pabst in Wien, Franz v. Baader in München, dann die neuen Schellingianer: Stahl, Staudenmaier, Sengler u. s. w., und endlich Hermes in Bonn. Lamennais (in seiner ersten Periode, als er sich noch für einen Katholiken hielt) unternahm es in seinem „Essai sur l'indifférence en matière de religion“, die Wahrheit der katholischen Lehre gegen Protestanten, Deisten, Juden, Heiden und Atheisten aus Gründen des gesunden Menschenverstandes — er nannte seine Doctrin: „Philosophie du sens commun“ — zu erweisen; er behauptete, daß der gesunde Menschenverstand Jeden zwingen, sich dem Urtheil der Majorität zu unterwerfen (denn etwas sei nur deshalb wahr oder falsch, weil Alle es dafür hielten; ein anderes Kriterium der Wahrheit gebe es außer dem consensus omnium nicht); es war der contrat social in der Theologie. Dieses System ist bekanntlich in Rom verdammt worden; freilich erst dann, als der Urheber selbst es größtentheils aufgegeben hatte. Batain in Strassburg, dessen Speculation eine der Augustinischen und Jacobi'schen verwandte Richtung nimmt und sich, dem herrschenden Semi-Pelagianismus der Kirche gegenüber, der Augustinisch-Jansenistischen Lehre von der freien Gnade zu-neigt, behauptet in seiner „Philosophie du christianisme“, die menschliche Vernunft sei unfähig, Wahrheit zu wissen, der Glaube an Gott z. B. sei ein Geschenk göttlicher Gnade und könne durch Raisonnement Keinem andemonstrirt werden. Bekanntlich liegt auch er mit seinem Bischofe und der Curie im Streite. Die religionsphilosophischen Ansichten der wiener und münchener Schule scheinen in Rom noch nicht bekannt zu sein; höchst wahrscheinlich aber wird auch für sie der Tag des päpstlichen Gerichts kommen. Der verstorbene Professor Hermes in

Kann nun, der gleich Lamennais und Bautain, obgleich mit größerer Wissenschaftlichkeit, die katholische Theologie auf eine eigenthümliche neue Weise hat begründen wollen, dieser ist jetzt ebenfalls zu Rom für einen Keger erklärt, seine Lehre ist verboten, seine Schriften sind auf den Index gesetzt worden. Es ist nicht unsere Absicht, die äußere Geschichte des Hermesianismus zu berühren; nur von dem philosophisch-theologischen Streben und Verfahren des bonner Professors soll hier eine Vorstellung, nur eine Vorstellung gegeben werden. Um eine philosophische Kritik der Hermes'schen Philosophie handelt es sich in diesem Augenblicke und an diesem Orte nicht.

Wir besitzen von Hermes drei Hauptwerke: die beiden Einleitungen und die nachgelassenen, von Prof. Achterfeld herausgegebenen „Vorlesungen über Dogmatik“.

Hermes versteht unter Theologie den Inbegriff aller Erkenntnisse über Gott und über das Verhältniß der Welt und des Menschen zu Gott. Er unterscheidet nach verschiedenen Gesichtspunkten eine gemeine und gelehrte, eine natürliche, rationale und eine geoffenbarte, positive Theologie; in Ansehung des Endziels theologischer Erkenntnis unterscheidet er theoretische und praktische Theologie. Theoretische Theologie habe zum Zwecke, richtige Vorstellungen und Gedanken von Gott zu geben, sie wende sich ausschließlich an den Verstand; praktische Theologie sei eine Consequenz der theoretischen und diejenige Wissenschaft, welche uns unsere Pflichten gegen Gott, d. h. die Religionswissenschaft, und gegen die Menschen, d. h. die theologische Moral lehre. Hermes polemisiert gegen diejenigen, welche die Theologie als Wissenschaft der Religion definiren; diese Definition sei zu enge, denn Religionswissenschaft sei nur die Lehre von der Gesinnung, welche wir gegen Gott hegen sollen. Diese Polemik zeigt schon den abstract-verständigen Charakter des Hermes'schen Philosophirens; sie beruht auf der unwahren Voraussetzung einer Gleichheit des Menschen in Geist und Gemüth, und zwar so, daß der Geist (in der theoretischen Theologie) das Wahre erfahren könne, ohne daß auf Herz und Wille dadurch eingewirkt würde. Ubrigens ist die Bemerkung von Hermes, richtig aufgefaßt, sehr wahr: die Theologie hat einen Inhalt, die eigentliche speculative Theologie selbst, der außerhalb der Grenzen der Religion fällt.

(Der Beschuß folgt.)

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Sechster Theil.

A. u. d. L.: Nathan, der Squatterregulator, oder: Der erste Amerikaner in Texas. Der Transatlantischen Reiseblätter sechster Theil. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseblätter. Zürich, Schulthess. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

In der Nachschrift zu diesem sechsten und letzten Theil der „Lebensbilder“*) äußert der Verf., der es immer noch nicht für gut befunden hat, sein Incognito aufzuheben, daß es ganz und gar nicht seine Absicht gewesen sei, dem langen Kataloge deutscher schöpferischer Werke ein Mehreres hinzuzufügen, oder

den reichen Strom deutscher Literatur durch sein dürftiges Därsen vergrößern zu wollen. Indessen ist dieses dürftige Därsen doch schon bis auf sechs Theile angeschwollen, und, was die Hauptsache ist, wenn es noch mehr anschwellen wollte, so würde es Jedermann gern sehen. Auch weiß es der Verf. selbst, und er ist, wie er versichert, stolz darauf, daß seinen Schriften ein nicht unbedeutender Platz in der deutschen Romanenliteratur angewiesen ist; er glaubt selbst, ohne irgend Prätenttionen affectiren zu wollen, doch einiges Recht auf Anerkennung für diesen und die beiden vorhergehenden Bände erworben zu haben. Wenn er es gleichwol von dieser Anerkennung großen theils abhängen lassen will, ob noch Mehreres aus seiner Feder folgen soll, so kann man hierin nur eine Äußerung der Höflichkeit finden, die wir sammt jenem Stolz ebenso als wahrhaft gentlemanisch anerkennen müssen, wie er es thut rücksichtlich der Aufnahme, die seine Schriften in den meisten kritischen Blättern gefunden haben. Eine solche Unparteilichkeit und humane Gastlichkeit, meint er, wäre nur in Deutschland zu erwarten gewesen; ein Compliment, dessen wir uns freilich nicht durchaus zu freuen haben, da es guten Theils auf unserer politischen Gesinnungslosigkeit beruht, denn was fragen wir danach, ob der Verf. die Sklaverei in den süßlichen Staaten von Nordamerika vertheidigt oder nicht? Wir sind in solchen Punkten so tolerant, daß wir, wenn wir nicht mit dem Verf. übereinstimmen, den Streitpunkt getrost auf sich beruhen lassen und selbst in der politischen Debatte nur einen Gegenstand der Unterhaltung suchen und finden; da aber vollends der Verf. wenigstens in der Theorie kein Freund der Sklaverei zu sein versichert, so kann er bei uns eines allgemeinen Beifalls ganz sicher sein, denn es kommt uns immer nur auf das Dogma, auf die Theorie an; in der Praxis lassen wir gerne fünf grade sein, sowol in Nordamerika als bei uns selber. Andererseits aber müssen wir jenes wohlgemeinte Compliment durch ein anderes erwidern, daß nämlich keineswegs bloß die humane Gastlichkeit der Grund unsers Beifalls ist, sondern die wirklich ausgezeichnete Beschaffenheit der Schriften selbst. Diese ist durch Rezensenten und Leser schon so vielfältig anerkannt, daß es überflüssig sein würde, die Gründe dazu noch einmal darzulegen, wie wenn es sich von einem eben erst auftauchenden Autor handelte. Es bedarf hier nur der Versicherung, daß der vorliegende Band den früheren keineswegs nachsteht, weder äußerlich noch innerlich. Bewundernswürdig ist es, wie der Verf. die Klippe vermeidet, an der ein Anderer leicht scheitern könnte, nämlich die Eintönigkeit; aber er weiß dem Leben und den Zuständen, die er schildert, immer neue Seiten abzuwinnen, er bringt so tief in die eigenthümlichen Vorstellungen und das ganze Gemüth seiner Personen ein, und er weiß so geschickt die Schilderung mit Erzählung und Debatte zu verweben, daß selbst eine wiederholte Betrachtung derselben Gegenstände doch immer wieder anziehend ist und etwas Neues darbietet; selbst die närrischen Eigentümlichkeiten im Ausdrucke, deren sich die Hinterwäldler bedienen, und die überall wiederkehren, wie calculiren, Fact, Noction u. s. w., ertragen sich leicht, denn sie gehören wesentlich zu dieser Sprache überhaupt, die keineswegs bloß solche Einzelheiten wiedergibt, sondern den ganzen Charakter der Hinterwäldler so getreu abspiegelt, als es mittels einer wesentlich verschiedenen Sprache möglich sein mag. Der Verf. sagt davon S. 35: „Originell, häufig poetisch und, obwol rau, sehr selten gemein, ist diese ihre Sprache voll von Sprüngen, gibt sich in ihr eine Unbekümmertheit, eine Nonchalance kund, die Einem jetzt die Haare gen Berg steigen, im nächsten Augenblicke lachen und gleich darauf eine so apathische Contenance anlegen läßt, wie diese Non-descriptwesen selbst.“

Der Held der Geschichte ist Nathan, der aus Kentucky auswandert und in Louisiana Land in Besitz nimmt. Höchst interessant ist die Beschreibung seiner Fahrt den Mississippi entlang und dann der Zug durchs Land bis zu dem Punkte, wo die Niederlassung gegründet wird ohne Erlaubniß von der spanischen Regierung, welche damals de jure im Besitz des Landes war. Mit

*) Vgl. über die früheren Theile Nr. 285 d. Bl. f. 1835. Nr. 285 f. 1836 und Nr. 194 f. 1837. D. Red.

dieser entsteht nun gar bald ein Conflict der factischen Wesiger, welcher den anziehendsten Punkt der Geschichte bildet, indem es sechs amerikanische Stämme (Wätschen) mit 85 spanischen und französischen Kriegeren aufnahmen, und die ersten einen glänzenden Sieg erlangten, denn 35 Spanier blieben auf dem Plage; aber auch Asa Stolina blieb, der eigentliche Führer der Niederlassung, und Nathan lag an schweren Wunden darnieder; dessenungeachtet behauptete er das Land, zog später eine größere Zahl von Kolonisten aus Kentucky an sich und erhob die Colonie zum größten Flor und zu einer Macht, welche sich gegen die spanische Oberherrschaft ganz sicher fühlte. Der Graf v. Bignerolles läßt sich in der Nähe nieder; die hierdurch herbeigeführten Berührungen der Squatters mit Fremden und manche Conflict der verschiedenen Eigenthümlichkeiten geben die Veranlassung zu lebensvollen Schilderungen. Hierbei möchte, abgesehen von dem Verhältnisse der Sklaverei, dessen tieferer Begründung in den dortigen Zuständen mehr anschaulich gemacht als demonstriert wird, vor allen andern interessanten Gegenständen besonders hervorzuheben sein die eigenthümliche Gestaltung des politischen Lebens, wie es die Squatters führen und für recht halten. Dieser Gegenstand ist von großer Bedeutung, weil und nicht nur das grade dort Bestehende anschaulich geschildert, sondern weil uns überhaupt eine Einsicht eröffnet wird in Naturzustände, die unserer ganzen Lebens- und Denkwelt so ungemein fern liegen, und die uns deshalb, wo sie uns in der gesamten Geschichte der Menschheit begegnen, fast immer unklar zu sein pflegen und uns zu allerhand Künsteleien und wunderbaren Hypothesen verleiten. Hier also mögen die Pflöcker in die Schule geben, welche die ersten Anfänge gesellschaftlicher Institutionen an einem naheliegenden klaren Beispiele sich erläutern wollen, um daraus eine Folgerung zu ziehen für so manche Erscheinungen fernliegender Zeiten, die so oft nach hohen Theorien bald als zu künstlich geordnet, bald als zu roh und gedankenlos aufgefaßt werden. Hier mögen sich besonders auch Politiker eine Vorstellung verschaffen von wirklichen und geborenen Republikanern, welche es nicht durch Rebellion geworden sind, sondern die eben als solche nie Rebellen sein zu können überzeugt sind (s. S. 55), die es aber auch ebenso wenig durch Abstractionen sind; ihre Freiheit ist, um uns eines Ausdrucks von Leo zu bedienen, naturwüchsig, und wie unähnlich sind sie eben dadurch unsern Republikanern und Revolutionairen in der alten und gealterten Welt, die sich zu jenen nicht anders verhalten als wie krankhafte Treibhauspflanzen zu den gewaltigen urkräftigen Eichen eines noch von keines Menschen Fuß betretenen Landes. Es ist ein großartiges Leben, das uns der Verf. schildert, wo jeder Mann in dem Kampfe mit einer wilden Natur zu einem festen, in sich geschlossenen und sich selbst genügenden Ganzen erstarrt, den, „so lange er seine Risse und seinen Dolch innerhalb Armeslänge hat“, zu beeinträchtigen sich Niemand ungestraft gelassen darf; es sind Männer von heroischem Muth und Kraft, mit dem stolzen Selbstgefühl und doch gebändigt durch tiefe Religiosität und durch eine ursprüngliche Verehrung gegen das Gesetz, die ihr Gemeinwesen mit vielem Verstande und mit der gewissenhaftesten Gerechtigkeit, aber mit einer durchgreifenden Dürstheit und rauher Energie ordnen, die kein Recht respectiren, das sich nicht durch eigne inwohnende Kraft zu vertheidigen weiß. Sie sind wahrhaft freie Männer; aber ihre Freiheit ist auf starke Naturen berechnet, herbe für die verkümmerten Menschen der alten Welt, denen sie, auch wenn dieselben die größte Sehnsucht nach Freiheit haben, doch nicht anders munden möchte als dem Tyrannen Dionys die kräftige Spartanersuppe. So erscheint denn namentlich der Held des vorliegenden Theils, Nathan, in dem alle diese Jüge mit geschickter Hand vereinigt sind, als ein höchst charakteristisches, großartiges Bild, dem, um nach unserm Begriffen weitgeschichtlich groß zu sein, nur der rechte Schauplatz fehlt. Er behauptet sich gegen Spanier und Franzosen in Louisiana; aber als das Land an Nordamerika fällt und ihm

das Gesetz das Recht auf seinen Besitz abspricht, da ist er da-
nen Augenblick zweifelhaft; er wandert mit Hab und Gut aus
und gründet die erste Niederlassung in Texas, in der Einsam-
keit des Urwaldes, wo ihm keine künstliche Cultur hemmen
in den Weg tritt. Er ist der tugendhafteste, kräftigste Mann
unter den Seinen, er ist der weiseste Regent und hat die Macht
eines Fürsten; dennoch zittert er, wenn er der Gemeinde Be-
gehren abzugeben hat über sein Ehen und Laffen, und ist
hoch erfreut, wenn ihm die Majorität einen Dank zuerkennt,
den einzigen Lohn für die größten Bemühungen. Er ist ein
großer Mann als einfacher Squatter.

Dies reicht hin, um darauf aufmerksam zu machen, daß
das vorliegende Buch nicht allein die anziehendste Unterhaltung,
sondern auch die wesentlichste Belehrung zu gewähren in hohem
Grade geeignet ist, und es bleibt nur zu wünschen, daß diese
Anerkennung, die ihm ohne Zweifel allgemein zu Theil wird,
den Verf. veranlassen möge, aus seinen Schätzen von Erfahrungen
und Beobachtungen dem deutschen Publicum noch mehr
Mittheilungen zu machen mit dem Scharfsinne und der Ge-
schicklichkeit, die er so glänzend bewährt hat. 1.

Notizen.

Langsamkeit akademischer Lehrer.

Der Theologe Thomas Hasselbach zu Wien pflegte über
den Jesajas so langsam zu lesen, daß er in 21 Jahren noch
nicht bis ans Ende des letzten Capitels gekommen war, wie
Aeneas Sylvius („Epist.“ 165) erzählt. In Padua wurde
über die Institutionen im 16. Jahrhundert gewöhnlich zwei
Jahre gelesen und dann noch einmal Alles von ihnen, wor-
in den Italienern es der Jurist Garraus in Halle in der Mitte
des vorigen Jahrhunderts ziemlich gleich gethan hat. Auf den
italienischen Universitäten konnte man daher, da oft ein Rechts-
lehrer über eine Gesellschaft tagelang, andere über sechs ein
volles Jahr lasen, sehen Cursus so bald nicht absolviren, und
schon Petrarca meinte in der „Epistola“ vor seinen Werken,
daß man notwendig sieben Jahre auf das Studium der Rechte
verwenden müßte. Im 16. Jahrhundert lasen noch wittenber-
ger Professoren der Rechte, wie aus dem Sectionskatalog vom
J. 1561 (in Strobel's „Neue Beiträge zur Literatur“, S. 124)
zu ersehen ist, über die einzelnen Titel de actionibus, de
verborum obligationibus und andere jeder ein ganzes Jahr lang.
Das Unwesen hat nicht eher abgenommen, als bis deutsche Ju-
risten mit systematischen Compendien durchgegriffen sind.

Wohlfeltheit der Philologen im 16. Jahrhundert.

Die Universität Erfurt schrieb, als 1557 die Professur der
Philologie erledigt war und man schnelle Besetzung wünschte,
weil die eben errichtete Universität Jena Abbruch zu thun drohte,
an die Universität Löwen, weil man gehört habe, daß nirgend
eine größere Menge von Professoren sei, und erbat sich von
ihm einen Professor, der für 80 Thlr. jährlich täglich zwei
Stunden Griechisch und Lateinisch zu lehren habe.

Preverbote.

Dem berühmten Johann Meursius, der zu Leyden Profes-
sor der Geschichte und alten Literatur war, geboten die Deputirten
der Synode von Holland und Westfriesland, unter deren Gewalt
die Universität Leyden stand, sich alles Bücherschreibens für
die Zukunft zu enthalten, widrigenfalls er seiner Stelle verlustig
gehen und ein Anderer sie erhalten würde; vorläufig sei ihm
der Zutritt zu dem akademischen Senate untersagt. Wir ver-
muthen, daß dem großen Gelehrten dies Verbot, welches War-
mann („Epistolae P. Cunaei“, S. 46) mittheilt, vorzugsweise
seine Schrift „Elegantiae latini sermonis“ zugezogen hat, die
unter einem ganz unverfänglichen Titel eine große Menge Ob-
servatationen in dem elegantesten Latein enthält. Ubrigens war
dem ehrlichen Meistersänger Hans Sachs zu Nürnberg Ähnliches
widerfahren, denn auch ihm gebot der Magistrat, lieber Schuhe
als Verse zu machen. 2.

Die katholische Kirche und der Hermesianismus.

(Schluß aus Nr. 1.)

Unter christkatholischer Theologie versteht Hermes die Erkenntniß der christlichen Offenbarung, wie sie von dem in der katholischen Kirche Autorität habenden mündlichen Lehramte als Lehre Jesu verstanden, ausgelegt und mitgetheilt wird.

Indem nun die christkatholische Theologie etwas Geschichtliches ist und auf der Thatfache beruht, daß Jesus etwas Theologisches gelehrt habe, so ist das Erkenntnißprincip der Theologie für Hermes die Geschichte, das Positive, Aposteriorische, im Gegensatz zum Rationalen, Apriorischen. Was also theologisches Erkenntnißprincip sein will, muß 1) den Charakter der Geschichte tragen; 2) eine Geschichte der Lehren und Thaten Christi, und zwar 3) theologischen Inhalts, 4) eine historisch beglaubigte Urkunde, und 5) Jedem zugänglich sein.

Als theologische Erkenntnißprincipien hat nun die katholische Kirche von jeher angenommen: 1) die Bücher des Neuen Testaments; 2) die Tradition, d. h. die im Neuen Testamente nicht enthaltenen, sondern anfänglich mündlich mitgetheilten, nachher aber auch schriftlich fortgepflanzten Nachrichten von der Lehre Jesu, und 3) das immer fortwährende mündliche Lehramt in der Kirche. Die Vernunft aber verwirft Hermes auf das entschiedenste als Erkenntnißprincip; sie sei nur erkennen des Princip. Hermes nennt die Theologen unvernünftig, welche in der Vernunft haben ein Erkenntnißprincip christlicher Theologie sehen wollen. Die christliche Theologie beruhe einmal nur auf der Geschichte, Geschichte aber kann allerdings nur erfahren, oder durch positive Mittheilung gewußt werden.

Diese Aufstellung der theologischen Erkenntnißprincipien ist aber bei Hermes nur eine vorläufige und problematische; damit wir dieselben als real ansehen und gebrauchen können, müssen mannichfache Untersuchungen vorangehen. Man muß nämlich zuvor wissen, ob Neues Testament und Tradition historisch wahr, und ebenfalls, ob die Erklärungen und Entscheidungen des mündlichen Lehramtes in der Kirche über den eigentlichen Sinn der Lehren des Neuen Testaments in der Tradition richtig sind. Sind aber auch diese Untersuchungen geführt und die aufgeworfenen Fragen bejahend entschieden, so wäre der christkatholische Theologe immer erst Theologe, wie auch

der mohammedanische Theologe Theologe ist; über die Wahrheit der christkatholischen Lehre an sich wäre mit aller diesem nichts ausgemacht. Dieses nun führt Hermes zu zwei neuen Fragen nach der innern Wahrheit der Lehren des Neuen Testaments und der Tradition. Werde dann noch ausgemacht, wie man mit Sicherheit aus den Erkenntnißprincipien schöpfen solle, so hindere nichts mehr, das Gebäude der christkatholischen Theologie aufzuführen.

Den Inhalt dieser Untersuchungen, welche die Theologie als Fundament tragen sollen, nennt Hermes die positive Einleitung. Diese positive Einleitung, die allerdings, wie das päpstliche Breve dem Hermesianismus vorwirft, vom Zweifel ausgeht, würde nun ihrem Urheber wahrscheinlich genügt haben, die katholische Lehre würde durch sie ihm als hinreichend begründet erschienen sein, hätte er, statt in Deutschland, in Frankreich oder England gelebt. Aber Hermes war ein Deutscher, seine Bildung knüpfte sich an die Kant-Fichte'sche Periode an; mit den Lehren dieser beiden Philosophen war er tief vertraut. Das Resultat des kritischen und transcendentalen Idealismus war nun bekanntlich dieses, daß das Absolute, weil kein Gegenstand der Erfahrung, von der Vernunft nicht erkannt werden könne; wende die endliche Vernunft ihre Kategorien auf Unendliches an, so werde sie transcendent, d. h. sie gebäre Hirngespinnste. Nach Kant ist Übersinnliches unfähig, von der Vernunft erkannt zu werden; nach Fichte ist Gott etwas Unbegreifliches und Undenkbares, das Wissen muß sich zum Glauben*) flüchten; nach Jacobi schämt sich die Vernunft zu betteln, und zu graben hat sie weder Hände noch Füße. Der eigenartig scharfe Geist des seligen Hermes konnte und wollte sich bei einem so trostlosen Resultate nicht beruhigen: als ein in der Schule deutscher Philosophie Gebildeter konnte er sich mit der gewöhnlichen Begründung katholischer Theologen, daß die Kirche also lehrt, nicht begnügen; als Christ und Priester konnte er aber ebenso wenig sich das objective Wissen von Gott entziehen las-

*) Das haben die denkfaulen Theologen utiliter acceptirt; daß man durch Denken über Gott nichts herausbringt, war für sie ein großer Trost. Nur sollten sie wenigstens merken, daß der christliche Glaube, der viel und mancherlei von Gott weiß, etwas Anderes ist als der von Kant und Fichte auch Glaube genannte Zustand des Nichtwissens.

dieser entsteht nun gar bald ein Conflict der factischen Besitz, welcher den anziehendsten Punkt der Geschichte bildet, indem es sechs amerikanische Risse (Wäffen) mit 85 spanischen und französischen Käufern aufnehmen, und die ersten einen glänzenden Sieg errangen, denn 35 Spanier blieben auf dem Plage; aber auch Na Stollins blieb, der eigentliche Führer der Niederlassung, und Nathan lag an schweren Wunden darnieder; dessenungeachtet behauptete er das Land, zog später eine größere Zahl von Colonisten aus Kentucky an sich und erhob die Colonie zum größten Flor und zu einer Macht, welche sich gegen die spanische Oberherrschaft ganz sicher fühlte. Der Graf v. Bignerolles läßt sich in der Nähe nieder; die hierdurch herbeigeführten Berührungen der Squatters mit Fremden und manche Conflict der verschiedenen Eigenthümlichkeiten geben die Veranlassung zu lebensvollen Schilderungen. Hierbei möchte, abgesehen von dem Verhältnisse der Sklaverei, dessen tiefere Begründung in den dortigen Zuständen mehr anschaulich gemacht als demonstriert wird, vor allen andern interessanten Gegenständen besonders hervorzuheben sein die eigenthümliche Gestaltung des politischen Lebens, wie es die Squatters führen und für recht halten. Dieser Gegenstand ist von großer Bedeutung, weil uns nicht nur das grade dort Bestehende anschaulich geschildert, sondern weil uns überhaupt eine Einsicht eröffnet wird in Naturzustände, die unserer ganzen Lebens- und Denweise so ungemäßen fern liegen, und die uns deshalb, wo sie uns in der gesammten Geschichte der Menschheit begegnen, fast immer unklar zu sein pflegen und uns zu allerhand Kunstfeilen und wunderbaren Hypothesen verleiten. Hier also mögen die Historiker in die Schule gehen, welche die ersten Anfänge gesellschaftlicher Institutionen an einem naheliegenden klaren Beispiele sich erläutern wollen, um daraus eine Folgerung zu ziehen für so manche Erscheinungen fernliegender Zeiten, die so oft nach hohen Theorien bald als zu künstlich geordnet, bald als zu roh und gedankenlos aufgefaßt werden. Hier mögen sich besonders auch Politiker eine Vorstellung verschaffen von wirklichen und geborenen Republikanern, welche es nicht durch Rebellion geworden sind, sondern die eben als solche nie Rebellen sein zu können überzeugt sind (s. S. 55), die es aber auch ebenso wenig durch Abstractionen sind; ihre Freiheit ist, um uns eines Ausdrucks von Leo zu bedienen, naturwüchsig, und wie unähnlich sind sie eben dadurch unsern Republikanern und Revolutionairen in der alten und gealterten Welt, die sich zu jenen nicht anders verhalten als wie krankhafte Treibhauspflanzen zu den gewaltigen urkräftigen Stämmen eines noch von keinem Menschen Fuß betretenen Landes. Es ist ein großartiges Leben, das uns der Verf. schildert, wo jeder Mann in dem Kampfe mit einer wilden Natur zu einem festen, in sich geschlossenen und sich selbst genügenden Ganzen erstarkt, den, „so lange er seine Risse und seinen Dolch innerhalb Armeslänge hat“, zu beeinträchtigen sich Niemand ungestraft leisten darf; es sind Männer von heroischem Muth und Kraft, mit dem stoltesten Selbstgeföhle und doch gebändigt durch tiefe Religiosität und durch eine ursprüngliche Verehrung gegen das Gesetz, die ihr Gemeinwesen mit vielem Verstande und mit der gewissenhaftesten Gerechtigkeit, aber mit einer durchgreifenden Dürbheit und rauher Energie ordnen, die kein Recht respectiren, das sich nicht durch eigne inwohnende Kraft zu vertheidigen weiß. Sie sind wahrhaft freie Männer; aber ihre Freiheit ist auf starke Naturen berechnet, herbe für die veräuselten Menschen der alten Welt, denen sie, auch wenn dieselben die größte Sehnsucht nach Freiheit haben, doch nicht anders munden möchte als dem Tyrannen Dionys die kräftige Spartanersuppe. So erscheint denn namentlich der Held des vorliegenden Theils, Nathan, in dem alle diese Züge mit geschickter Hand vereinigt sind, als ein höchst charakteristisches, großartiges Bild; dem, um nach unsern Begriffen weltgeschichtlich groß zu sein, nur der rechte Schauplatz fehlt. Er behauptet sich gegen Spanier und Franzosen in Louisiana; aber als das Land an Nordamerika fällt und ihm

das Gesetz das Recht auf seinen Besitz abspricht, da ist er keinen Augenblick zweifelhaft; er wandert mit Hab und Gut aus und gründet die erste Niederlassung in Texas, in der Einsamkeit des Urwaldes, wo ihm keine künstliche Cultur hemmend in den Weg tritt. Er ist der tugendhafteste, kräftigste Mann unter den Seinen, er ist der weiseste Regent und hat die Macht eines Fürsten; dennoch zittert er, wenn er der Gemeinde Rechenschaft abzulegen hat über sein Thun und Lassen, und ist hoch erfreut, wenn ihm die Majorität einen Dank zuerkennt, den einzigen Lohn für die größten Bemühungen. Er ist ein großer Mann als einfacher Squatter.

Dies reißt ihn, um darauf aufmerksam zu machen, daß das vorliegende Buch nicht allein die anziehendste Unterhaltung, sondern auch die wesentlichste Belehrung zu gewähren in hohem Grade geeignet ist, und es bleibt nur zu wünschen, daß diese Anerkennung, die ihm ohne Zweifel allgemein zu Theil wird, den Verf. veranlassen möge, aus seinen Schätzen von Erfahrungen und Beobachtungen dem deutschen Publicum noch mehr Mittheilungen zu machen mit dem Scharf Sinne und der Geschicklichkeit, die er so glänzend bewährt hat.

1.

Notizen.

Langsamkeit akademischer Lehrer.

Der Theologe Thomas Dosselbach zu Wien pflegte über den Jesajas so langsam zu lesen, daß er in 21 Jahren noch nicht bis ans Ende des letzten Capitels gekommen war, wie Aneas Sylvius („Epist.“ 165) erzählt. In Padua wurde über die Institutionen im 16. Jahrhundert gewöhnlich zwei Jahre gelesen und dann noch nicht einmal Alles von ihnen, worin den Italienern es der Jurist Corradus in Halle in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ziemlich gleich gethan hat. Auf den italienischen Universitäten konnte man daher, da oft ein Rechtslehrer über eine Gesessstelle tagelang, andere aber sechs ein volles Jahr lasen, seinen Cursus so bald nicht absolviren, und schon Petrarca meinte in der „Epistola“ vor seinen Werken, daß man notwendig sieben Jahre auf das Studium der Rechte verwenden mußte. Im 16. Jahrhunderte lasen noch wittenberger Professoren der Rechte, wie aus dem Lectiönariolog vom J. 1561 (in Strobel's „Neue Beiträge zur Literatur“, S. 188) zu sehen ist, über die einzelnen Titel de actionibus de verborum obligationibus und andere jeder ein ganzes Jahr lang. Das Unwesen hat nicht eher abgenommen, als bis deutsche Juristen mit systematischen Compendien durchgedrungen sind.

Böhselheit der Philologen im 16. Jahrhundert.

Die Universität Erfurt schrieb, als 1557 die Professur der Philologie erledigt war und man schnelle Besetzung wünschte, weil die eben errichtete Universität Jena Abbruch zu thun drohte, an die Universität Bwen, weil man gehört habe, daß nirgend eine größere Menge von Professoren sei, und erbat sich von ihr einen Professor, der für 80 Thlr. jährlich täglich zwei Stunden Griechisch und Lateinisch zu lehren habe.

Preßverbote.

Dem berühmten Johann Meursius, der zu Leyden Professor der Geschichte und alten Literatur war, geboten die Deputirten der Synode von Holland und Westfriesland, unter deren Garantie die Universität Leyden stand, sich alles Bücher Schreibens für die Zukunft zu enthalten, widrigenfalls er seiner Stelle verlustig gehen und ein Anderer sie erhalten würde; vorläufig sei ihm der Zutritt zu dem akademischen Senate untersagt. Wir vermuthen, daß dem großen Gelehrten dies Verbot, welches Dürmann („Epistolae P. Cunaei“, S. 46) mittheilt, vorzugsweise seine Schrift „Elegantiae latini sermonis“ zugezogen hat, die unter einem ganz unversänglichen Titel eine große Menge Obscönitäten in dem elegantesten Latein enthält. Übrigens war dem ehrlichen Meisterjänger Hans Sachs zu Nürnberg Ähnliches widerfahren, denn auch ihm gebot der Magistrat, lieber Schuße als Verse zu machen.

2.

Die katholische Kirche und der Hermesianismus.

(Beschluss aus Nr. 1.)

Unter christkatholischer Theologie versteht Hermes die Erkenntniß der christlichen Offenbarung, wie sie von dem in der katholischen Kirche Autorität habenden mündlichen Lehramte als Lehre Jesu verstanden, ausgelegt und mitgetheilt wird.

Indem nun die christkatholische Theologie etwas Geschichtliches ist und auf der Thatfache beruht, daß Jesus etwas Theologisches gelehrt habe, so ist das Erkenntnißprincip der Theologie für Hermes die Geschichte, das Positive, Aposteriorische, im Gegensatz zum Rationalen, Apriorischen. Was also theologisches Erkenntnißprincip sein will, muß 1) den Charakter der Geschichte tragen; 2) eine Geschichte der Lehren und Thaten Christi, und zwar 3) theologischen Inhalts, 4) eine historisch beglaubigte Urkunde, und 5) Jedem zugänglich sein.

Als theologische Erkenntnißprincipien hat nun die katholische Kirche von jeher angenommen: 1) die Bücher des Neuen Testaments; 2) die Tradition, d. h. die im Neuen Testamente nicht enthaltenen, sondern anfänglich mündlich mitgetheilten, nachher aber auch schriftlich fortgepflanzten Nachrichten von der Lehre Jesu, und 3) das immer fortwährende mündliche Lehramt in der Kirche. Die Vernunft aber verwirft Hermes auf das entschiedenste als Erkenntnißprincip; sie sei nur erkennendes Princip. Hermes nennt die Theologen unvernünftig, welche in der Vernunft haben ein Erkenntnißprincip christlicher Theologie sehen wollen. Die christliche Theologie beruhe einmal nur auf der Geschichte, Geschichte aber kann allerdings nur erfahren, oder durch positive Mittheilung gewußt werden.

Diese Aufstellung der theologischen Erkenntnißprincipien ist aber bei Hermes nur eine vorläufige und problematische; damit wir dieselben als real ansehen und gebrauchen können, müssen mannichfache Untersuchungen vorangehen. Man muß nämlich zuvor wissen, ob Neues Testament und Tradition historisch wahr, und ebenfalls, ob die Erklärungen und Entscheidungen des mündlichen Lehramtes in der Kirche über den eigentlichen Sinn der Lehren des Neuen Testaments in der Tradition richtig sind. Sind aber auch diese Untersuchungen geführt und die aufgeworfenen Fragen bejahend entschieden, so wäre der christkatholische Theologe immer erst Theologe, wie auch

der mohammedanische Theologe Theologe ist; über die Wahrheit der christkatholischen Lehre an sich wäre mit alledem nichts ausgemacht. Dieses nun führt Hermes zu zwei neuen Fragen nach der innern Wahrheit der Lehren des Neuen Testaments und der Tradition. Werde dann noch ausgemacht, wie man mit Sicherheit aus den Erkenntnißprincipien schöpfen solle, so hindere nichts mehr, das Gebäude der christkatholischen Theologie aufzuführen.

Den Inhalt dieser Untersuchungen, welche die Theologie als Fundament tragen sollen, nennt Hermes die positive Einleitung. Diese positive Einleitung, die allerdings, wie das päpstliche Breve dem Hermesianismus vorwirft, vom Zweifel ausgeht, würde nun ihrem Urheber wahrscheinlich genügt haben, die katholische Lehre würde durch sie ihm als hinreichend begründet erschienen sein, hätte er, statt in Deutschland, in Frankreich oder England gelebt. Aber Hermes war ein Deutscher, seine Bildung knüpfte sich an die Kant-Fichte'sche Periode an; mit den Lehren dieser beiden Philosophen war er tief vertraut. Das Resultat des kritischen und transcendentalen Idealismus war nun bekanntlich dieses, daß das Absolute, weil kein Gegenstand der Erfahrung, von der Vernunft nicht erkannt werden könne; wende die endliche Vernunft ihre Kategorien auf Unendliches an, so werde sie transcendent, d. h. sie gebäre Hirnspinnste. Nach Kant ist Übersinnliches unfähig, von der Vernunft erkannt zu werden; nach Fichte ist Gott etwas Unbegreifliches und Undenkbares, das Wissen muß sich zum Glauben *) flüchten; nach Jacobi schämt sich die Vernunft zu betteln, und zu graben hat sie weber Hände noch Füße. Der eigenartig scharfe Geist des seligen Hermes konnte und wollte sich bei einem so trostlosen Resultate nicht beruhigen: als ein in der Schule deutscher Philosophie Gebildeter konnte er sich mit der gewöhnlichen Begründung katholischer Theologen, daß die Kirche also lehrt, nicht begnügen; als Christ und Priester konnte er aber ebenso wenig sich das objective Wissen von Gott entreißen la-

*) Das haben die denksfaulen Theologen utiliter acceptirt; daß man durch Denken über Gott nichts herausbringt, war für sie ein großer Trost. Nur sollten sie wenigstens merken, daß der christliche Glaube, der viel und mancherlei von Gott weiß, etwas Anderes ist als der von Kant und Fichte auch Glaube genannte Zustand des Nichtwissens.

sen. Nichts lag Hermes mehr am Herzen als die christkatholische Theologie; jahrelang hat er den Widerspruch zwischen seinem philosophischen und religiösen Bewußtsein mit sich herumgetragen; diesen Zwiespalt aufzuheben, das war seine Lebensaufgabe. Wäre nun Hermes in die Schelling-Hegel'sche Gedankenbewegung eingetreten, hätte er die letzte große Evolution der Philosophie, wodurch dieselbe wieder fähig geworden ist, Wahrheit und zwar absolute Wahrheit zu wissen, in sich durchlebt, so würde er zwar auch mit der Kirche früher oder später in Conflict gekommen, aber für die neuere Philosophie bedeutender geworden sein. Hermes aber war der incarnirte Verstand, und nur dieses; mit Fichte hörte für ihn die deutsche Philosophie auf; bei Schelling fange der Roman an, meinte er. Hermes war jetzt zu einem originellen Auswege genöthigt: er mußte auf der Grundlage subjectiver Reflexionsphilosophie ein System aufbauen, welches zur Erkenntniß objectiver Wahrheit führe. Dieses System, von ihm das System der Nothwendigkeit genannt, hat er in seiner „Philosophischen Einleitung zur christkatholischen Theologie“ dargestellt. In ihr will er zeigen, wie man folgerichtig aus der Philosophie in die positive christkatholische Theologie hinüberkommen könne; er will darthun, daß der strenge Philosoph sogar Christ und zwar römisch-katholischer Christ werden müsse; er will zeigen, daß die positiven christlichen Erkenntnisse in letzter Analyse durch denselben Grund gestützt sind, wodurch uns auch die Wahrheit aller natürlichen Erkenntnisse einzig verbürgt wird, und so soll denn endlich das alte Vorurtheil vernichtet werden, als ob Philosophie und positive Theologie zwei entgegengesetzte Dinge wären.

Hat nun die positive Einleitung zum Zweck, die historische und innere Wahrheit derjenigen Urkunden zu beweisen, aus welchen die christkatholische Theologie geschöpft werden muß, so ist es die Aufgabe der philosophischen Einleitung, der Kant-Fichte'schen Philosophie gegenüber den Beweis zu liefern, daß die Aufgabe der positiven Einleitung auch eine mögliche, daß es für das menschliche „Wahrheitsvermögen“ eine an sich lösbare Aufgabe ist, sowohl über die äußere, historische Wahrheit einer Thatfache als über die innere Wahrheit einer durch diese Thatfache gegebenen Lehre und endlich darüber eine sichere Kenntniß zu erlangen, daß die von „gewissen Menschen“ gegebene Auslegung und Erklärung dieser Lehre unfehlbar richtig ist.

Es würde, meint Hermes, leicht sein, diese drei Fragen zu beantworten, wenn man zuvor das menschliche Wahrheitsvermögen nach seiner ganzen Ausdehnung erkannt und ausgemessen hätte, wobei sich ja zeigen müßte, ob auch diese drei Gegenstände noch innerhalb der Grenzen des dem Wahrheitsvermögen Möglichen fielen. Nun habe zwar Kant eine solche Untersuchung bereits geführt; aber dieser lasse die in Rede stehenden Gegenstände außerhalb der Grenzen unsers Erkennens fallen, und wenn er auch zugebe, daß die Menschen sich auch in ihren Meinungen über diese Gegenstände gewöhnlich im Zustande

der Entschiedenheit über die Wahrheit ihrer Meinungen befinden, so leugne er doch die Berechtigung zu dieser Entschiedenheit und bestreite ihre Sicherheit. Da man sich nun bei diesem Ausspruche nicht beruhigen könne, so sei die Kant'sche Untersuchung wieder aufzunehmen, und die erste Frage für Hermes ist also diese:

Gibt es für Menschen eine Entschiedenheit über Wahrheit, die sicher ist? In welchen Wegen entsteht diese? Ist einer der Wege, um zu solcher Entschiedenheit zu gelangen, anwendbar auf den Beweis des Christenthums?

Da aber die neuere, d. h. die Kant'sche Philosophie ebenfalls die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung, oder doch wenigstens die Möglichkeit leugnet, etwas als Offenbarung zu erkennen, so ist dieser apriorischen Verneinung ein apriorischer affirmativer Beweis entgegenzustellen und da die Frage nach einer göttlichen Offenbarung, als wodurch wir über die göttliche Natur Aufschluß empfangen, sinnlos ist, falls die neuere Philosophie in ihrer andern Behauptung Recht hätte, Gott sei das absolut Unerkennbare, das Negative der Vernunft, so haben jener ersten Untersuchung noch zwei zu folgen:

Ist ein Gott? und wie ist er beschaffen? Und:

Muß eine übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschen als möglich zugelassen werden? Unter welchen allgemeinen Bedingungen muß sie als wirklich erachtet werden?

Die Beantwortung dieser Fragen bildet die philosophische Einleitung, überhaupt die Hermes'sche Philosophie.

Es bedarf wol kaum besonders gesagt zu werden, daß Hermes auf sämtliche Fragen eine Antwort gibt, wie sie die katholische Kirche nur verlangen kann. Dem behaupteten Inhalte nach wird auch der strengste Katholik weder in den beiden Einleitungen, noch in der Dogmatik das geringste Katholische finden. Was die Kirche lehrt und glaubt, das lehrt und glaubt auch Hermes. Nachdem er einmal den Beweis geliefert, daß eine göttliche Offenbarung möglich ist und die oben angeführten Urkunden diese Offenbarung enthalten, kümmert es ihn gar nicht mehr, wenn er einen Theil der Offenbarung unbegreiflich oder unvernünftig findet; es würde eine schwache Vernunft verrathen, wenn man einen Inhalt, der von Gott mitgetheilt ist, darum nicht annehmen wollte, weil er der menschlichen Vernunft unbegreiflich ist.

Hier wollen wir in unsern Mittheilungen schließen. Die Wissenschaft von Gott hat, wie man sieht, durch den Hermesianismus nichts gewonnen, da auf das Begreifen des offenbarten Inhalts verzichtet und nichts weiter bezweckt wird, als die Vernunft zu zwingen, freiwillig einen unbegreiflichen Inhalt anzunehmen. Das bekannte Philosophandum est, ut intelligatur, non esse philosophandum, wäre ein passendes Motto für diese Philosophie. Speculativen Werth hat darum das Hermes'sche System nicht; die Hermes'sche Dogmatik setzt die katholischen Dogmen in so äußerlicher Weise aneinander, wie unter den Protestanten Streudel es thut.

Fragen wir uns nun, warum das Hermes'sche System von deutschen Katholiken in Rom denunciirt und durch ein päpstliches Decree als häretisch verdammt worden ist,

so ist die Antwort nicht schwer darauf. Das System ist seinem Inhalte nach freilich katholisch, die Form aber, die Methode ist es nicht. Die katholische Kirche steht einmal auf dem Standpunkte der historischen Theologie, Hermes will aber das „Die Väter haben so gelehrt“ nicht gelten lassen und etwas Apartes haben. Die katholische Kirche perphorescirt mehr als alles Andere den Zweifel; Hermes aber geht, wie einst Cartesius, mit dem er überhaupt nahe Verwandtschaft hat, vom Zweifel aus. Endlich ist es in den Augen der katholischen Kirche ein teuflischer Stolz, wenn ein Einzelner behauptet, seine Argumente seien für die Kirchenlehre ein sicheres Fundament; dieses Fundament kann nur die grundlose Autorität der Kirche sein. Und bei Lichte besehen, hat die katholische Kirche Recht; sie muß jede Allianz mit einem philosophischen System, welches die Kirchenlehre zu stützen Anspruch macht, als gefährlich abweisen; denn gesetzt, dem ihr günstigen philosophischen Raisonnement würde ein anderes entgegengesetzt; gesetzt, Philosophie würde durch Philosophie widerlegt, so fiel das Gebäude der Kirchenlehre zusammen. So lange die katholische Kirche den Charakter behält, den sie seit dem Tridentinum consequent festgehalten, wird sie jede Philosophie verdammen müssen. Katholicismus ist Unfreiheit, Philosophie ist Freiheit.

K. W. E. Mager.

Die polnische Literatur in Frankreich.

Paris, im Nov. 1837.

Unter den Mitteln zur Erhaltung ihrer Rationalität rechnen die ausgewanderten Polen auf Feins so sehr als auf die Presse. Eine Druckerei, die frei wäre von der Censur, welche in unserm alten Vaterlande den Gedanken in schmachtvollen Fesseln hält; eine Druckerei, die ganz dem patriotischen Zwecke gewidmet wäre, unsere alten literarischen Denkmäler durch Vervielfachung immer mehr zu verbreiten und die neuen Schöpfungen des polnischen Geistes ins Publicum zu bringen, war unter den gegenwärtigen Umständen unser schärfster Wunsch. Die Herren Alex. Jelsnicki und Gust. Januszkiewicz brachten denselben zur Ausführung; je weniger Gewinn das Unternehmen in kaufmännischer Hinsicht verhieß, um so mehr fühlten sie sich durch höhere Rücksichten gegen das Vaterland, welches stets da ist, wo die Ausgewanderten sich befinden, die es in ihrer Brust mit sich tragen, dazu bewogen, und so öffneten sie ihr Haus für eine polnische Druckerei und Buchhandlung. Drei Jahre sind es jetzt, daß das Unternehmen begründet ist, und es hat sich in dieser Zeit viele Verdienste um das Vaterland erworben; selbst Werke, die ihre Verfasser überleben und der spätern Nachwelt die Zeit unsers Unglücks und unsrer Leiden als die unserer literarischen Blüte hinstellen werden, sind daraus hervorgegangen, und ich will Ihnen eine kurze Übersicht derselben geben, damit Sie sehen, daß wir den Mufen weder im Geräusch des Feldlagers noch im Elend der Verbannung, wie es von den wackersten Helden des Alterthums gerühmt wird, ungetreu wurden.

Im Jahre 1833 erschien der dritte Theil von Mickiewicz's Gedichte: „Dziady“, wovon die beiden andern dem Publicum schon früher bekannt geworden waren. In den beiden ersten war der Frühlingsgedanke des Menschen, die Liebe, vorwaltend; der letzte stellt das Leben des Bürgers unter dem Joche der Fremdherrschaft dar, ein Leben voller Gefahren, Entbehrungen und Opfer, welches mit der Märtyrerkrone endet. Noch vor dem dritten Theile der „Dziady“ kamen „Die Wälder der

polnischen Pülgerschaft“, von dem nämlichen Verfasser, heraus, ein Werk, von dem wir hier, wo wir von der politischen Seite absehen, weiter nichts sagen, als daß es in Betracht der Kunst einen hohen Werth hat, wofür schon der Umstand bürgt, daß es in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurde. Das nächste, was Mickiewicz erscheinen ließ, war seine Uebersetzung des „Glaure“, und darauf kam 1835 sein berühmter „Der Thaddäus“, ein Gedicht, in welchem er das innere Leben des polnischen Adels mit den feinsten Zügen zeichnete und dem Strome seiner herrlichen descriptiven Poesie freien Lauf ließ. Alle diese Werke fanden den größten Anklang und regten zum lebhaftesten Wettstreit auf. Ein junger Mann, dessen Dunkel wir ehren, das er bescheiden gewählt hat, ließ zwei Gedichte in dramatischer Form erscheinen, die ihn mit einem Male unsern ausgezeichnetsten Schriftstellern an die Seite stellten. Die „Anti-divina comoedia“ ist ein Werk von einer großartigen Anlage wie ihr Vorbild und von einer ebenso prachtvollen, man kann sagen majestätischen Ausführung. Es ist die düstere Befragung eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen den neuen Ideen und der alten Gesellschaft. Die Gesellschaft unterliegt aber, die Sieger werden sich ihrer Dymnastie mitten im Vollgefühl des Sieges bewußt, und am Tage ihres Triumphes neigen sie sich vor dem Kreuze. Ein anderes Gedicht von dem nämlichen Verfasser, „Iridion“, ist von dem entflammenden Gedanken an eine Nationaltrache eingegeben worden. Der Schauplatz der Handlung ist Rom in dem Augenblicke, wo die heidnische Welt ihrer Auflösung entgegengeht. Die Erzählung ist indes zu verwickelt, als daß man ihren Inhalt in wenigen Worten verständlich ausdrücken könnte. Hier mag es hinreichend sein, zu bemerken, daß beide Werke in eine allgemeiner bekannte Sprache, als es die polnische ist, übertragen zu werden verdienten, da sie ein auserlesenes Publicum in Anspruch nehmen, ein Publicum, das, an kein besonderes Land gebunden, aus den denkbarsten Menschen in Europa besteht.

Ich komme jetzt auf einen Andern, Moriz Mochnacki, der leider in dem Gesalt und Gesaltssinn unserer politischen Kränkchen sein herrliches Talent vergeudet und sein Leben aufgerieben hat. Als er in der Verbannung gestorben war, sammelte die polnische Buchhandlung sogleich verschiedene von ihm hinterlassene Fragmente, aus denen ein Band zu Stande gebracht wurde. Von dem Gelbe, welches der Ertrag desselben einbrachte, wurde dem berühmten Publicisten ein Denkmal errichtet. Man kann keinen Blick in das Buch thun, ohne den herrlichen Geist des Verfassers zu bewundern. Große Wahrheiten, Gedankenblitze, ebenso glänzend als inhaltschwer, springen auf jeder Seite in die Augen. Unmöglich kann ich hier die Memoiren von J. Brotnowski über den Aufstand in Lithauen und den russischen Ländern mit Stillschweigen übergehen. Wenn man dies ebenso lebhaft als reich und glänzend, scharf und durchdringende Talent wahrnimmt, dann wünscht man, daß Brotnowski sich auf einen weniger neuen Gegenstand werfen möchte, wo er weniger gebunden sein würde; gewiß würde er bald einen Platz unter den ausgezeichnetsten Historikern einnehmen. In ihrem Eifer für Alles, was die Idee des Vaterlandes athmet, vergißt die polnische Buchhandlung den Altar nicht und bringt dem frommen, zur Andacht geneigten Sinne des Volkes durch die Herausgabe des „Polnischen Pfarrkinde“ ein köstliches Geschenk dar. Nichts ist verabsäumt worden, dies Buch so vollkommen wie möglich zu machen, und die äußere Ausstattung sowie der Inhalt lassen nichts zu wünschen übrig, indem Druck und Stahlstich an Schönheit miteinander wetteifern und die Auswahl der Gebete, welche in dem lautesten und schönsten Polnisch geschrieben sind, musterhaft zu nennen ist.

Den Beschluß dieser Übersicht, welche nur das Beste und Vollendete enthält, mache ich billigerweise mit Michael Gajowicki. Er ist ein Mann, der früher nie daran gedacht hat, Schriftsteller sein zu wollen, und der nicht wenig erstaunt, als er eines Tages fand, daß er die Feder

ebenso gut wie den Degen zu handhaben wisse. Sobald er sich einer Anlage bewußt geworden war, die er bisher nicht geahnt hatte, begab er sich in die Steppen der Ukraine, seine Heimat, und unterstützt durch sein Gedächtniß wie durch die fortwährende Lecture solcher Bücher, die sich auf die Geschichte jener Gegenden bezogen, entwarf er eine Reihe von Gemälden, die ungeachtet des zauberhaften Farbenlichts, womit sie übergoßen sind, Sitten, Gebräuche und Überlieferungen des poetischen Volkes der Zaporoger, das von Europa gar nicht und von Polen leider zu wenig gekannt ist, mit bewunderungswürdiger Treue und Natürlichkeit darstellen. Die „Kosaken Erzählungen“ eröffnen diese Reihe von politischen Gemälden, welche von der ganzen Nation nach dieser einzigen Probe in Zukunft mit der größten Ungeduld erwartet werden. Die Presse der Ausgewanderten erwähnte das Werk in den schmeichelhaftesten und lobendsten Ausdrücken. Bald folgte auf diese erste Frucht seines Geistes der treffliche historische Roman „Bernyhora“, wo alle von uns gerühmten Eigenschaften des Verf. sich in ihrem schönsten Lichte zeigen. Außer dem hohen künstlerischen Werthe, welchen Auffassung und stilistische Behandlung des Gegenstandes dem Buche geben, hat es noch das ungleich höhere Verdienst, daß es ganz und gar ein Nationalwerk ist. Gaylowick hat die Zeit der Conföderation von War gewählt, um zu zeigen, welcher Art der Haß war, den die Kosaken gegen Polen hegten, und durch welche Bande sie an die große Republik geknüpft waren, und in der That mit einem seltenen Talente der Darstellung, und ohne jemals den historischen Faden aus dem Gesichte zu verlieren, dargethan, wie ihre Kriege gegen das Mutterland nichts waren als eine Gegenwirkung der Bebrückungen, die sie von der hohen katholischen Geistlichkeit und den polnischen Magnaten ausstehen mußten; eine Gegenwirkung, bei deren Hervorrufung die russische Tücke mit thätig war; aber wenn Polen wie die Conföderirten ein Banner mit dem Motto: „Freiheit für Alle“, entfaltet hätte, dann würden die Kosaken ihre Beschwerden vergessen haben und Waffengefährten des polnischen Adels geworden sein.

Neben diesen ausgezeichneten historischen und poetischen Werken läßt die polnische Druckerei andere erscheinen, welche bei weniger glänzenden Eigenschaften einen mehr praktischen Werth haben. So wird z. B. bald ein französisch-polnisches und polnisch-französisches Wörterbuch stereotypirt herauskommen und demselben ein vollständiges Wörterbuch der polnischen Sprache nachfolgen. Diesem letztern Werke wird die große Arbeit von Linde zu Grunde liegen und dasselbe alle Veränderungen und Zusätze enthalten, welche durch die Zeit nothwendig geworden sind. Ein Umstand, der sehr zur Empfehlung des Werkes dient, ist sein billiger Preis, der es beinahe Jedermann möglich macht, sich dasselbe anzuschaffen.

Die Insel St.-Helena.

Neuern Reisenden verdanken wir folgende Notizen über die Insel St.-Helena. Sie liegt 228 Seemeilen von dem schwarzen Vorgebirge und 450 Seemeilen von dem grünen Vorgebirge entfernt. Man berechnet ihren Flächenraum zu 3 Quadratmeilen, ihre Länge zu 2 und die Breite zu $1\frac{1}{2}$ Meilen. Näher man sich derselben von der Westseite, so bemerkt man drei vorzüglich hervorragende Berggipfel, nämlich den Dianenpik, 2693 Fuß, Guelob Point, 2672 Fuß, und Halleys Mount, 2467 Fuß hoch. In östlicher Richtung hingegen zeigt sich die Insel als eine verbräunte, von mehreren kleinern umgebene Pyramide, deren rothe Farbe nur durch den Schatten einer großen Menge vorspringender Felsen verbunkelt wird. Die Küste zeigt aller Orten ungeheure Felsenwände, die in einer senkrechten Tiefe von 600—1200 Fuß droff und jäh ins Meer hinabstürzen. Felsenriffe erstrecken sich an einigen Stellen wol zwei Meilen weit in den Ozean hinaus, und in einiger Entfernung zeigen sich die kleinen Felseninseln Egg, Speery, St.-George u. a. Das Innere der Insel wird durch eine nach westlicher

Richtung laufende Bergkette beinahe in zwei gleiche Hälften abgetheilt. Diese läuft ostwärts bis zu einem tiefen Thale, das den Namen führt: des Teufels Punschbowle, umschließt dieses ganz, engt sich dann immer mehr zusammen und bildet endlich die klassische Ebene von Longwood. Große abgeterrte Felsenblöcke finden sich allenthalben auf der Insel. Die Berge im Innern sind meist mit Thonlagen bedeckt, dagegen bestehen die Küstenfelsen theils aus Basalt und Lava, theils auch aus Kalkstein; geräumige Höhlen öffnen sich in diesen Küstenfelsen, davon einige so hoch, daß sie von den brandenden Bogen nicht berührt werden, andere wieder so niedrig sind, daß das Wasser des nimmer ruhenden Ozeans unaussprechlich eindringt und die Höhlung immer tiefer auswählt. Überhaupt zeigt die Insel Spuren einer allgemeinen Zerrüttung; aller Orten zeigen sich die Merkmale der unterirdischen Feuerformation, und so kann man sagen, daß dies wüste, einsame Eiland gleichsam schon in seiner Naturbeschaffenheit den symbolischen Ausdruck für den wunderbaren Geist und seine Geschichte gewährte, dem es, freilich aus weit naivern und praktischen Gründen, sechs Jahre lang zum Aufenthalt diente. Die tiefen Thäler tragen eine schwarzbraune, fruchtbare Decke, die aber nur eine Dicke von höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß hat. Verschiedene Quellen, die sich hier und dort in Bäche sammeln und aus den Gebirgen stets neuen Zufluß erhalten, bewässern hinlänglich die Thalgründe. Der größte Bach der Insel strömt durch das sogenannte Kapellenthal. Das Klima der Insel ist beinahe gemäßigter, als man von dem Breitengrade, unter welchem sie liegt, erwarten sollte. Man hat hier beinahe nicht die drückende Hitze der Antillen und genießt überdies die Wohlthat des tropischen Regens und der Ostpassatwinde. Windstillen treten nur in kurzen Zwischenräumen ein, wenn die Sonne den Zenith des Eilandes erreicht. Den Winter, der hier in der Regel in den Monaten Junius und Julius herrscht, bezeichnen nur die kalten Regen und die feuchten Seemebeln. Was den zoologischen Zustand der Insel betrifft, so sind die vierfüßigen Thiere, als Pferde, Ziegen, Hornvieh und Schweine, hier früherhin nicht einheimisch gewesen, denn diese sämtlichen, dorthin verpflanzten Thiere sind im Laufe der Zeit ausgeartet. Ratten und Kaninchen haben sich auf St.-Helena entseßlich vermehrt und sind zur wirklichen Landplage geworden. Unter allem Geflügel sind wahrscheinlich nur hier einheimisch gewesen der braune Kanarienvogel, dessen Gesang noch vorzüglicher ist als der des gelben, ferner der japanische Sperling, ein ausgezeichnet schöner Vogel, das Perlhuhn, die wilde Taube, und die Strandvögel, die sich jedoch, seitdem die Insel bewohnt ist, von derselben zurückgezogen haben. Fische sind in Menge vorhanden, besonders Makrelen, Brassen, Meerale; in Allem rechnet man 70 Arten, die fast sämtlich mit Angeln gefangen werden. Unter den Amphibien gibt es eßbare Schildkröten, allein durchaus keine Schlangen; unter den Insekten außerordentlich große Spinnen und eine Gattung grüner Fliegen von der Größe einer Heuschrecke, dergleichen viele schöne Schmetterlinge, Aaskern mit Muscheln. Das Pflanzenreich, das ursprünglich gewiß sehr ärmlich beschaffen war, ist gegenwärtig durch Anpflanzung reichlich genug ausgestattet. Man findet gute Trauben, einige Südfrüchte, Cocospalmen, die jedoch keine Früchte tragen. In den terrassenartig angelegten Gärten zieht man Melonen, Ananas, Pfirsche, Erdbeeren, Bohnen, einige Suppenkräuter. Auf den Feldern wird Mais, Weizen und Gerste gebaut. Die Insel zählt gegenwärtig über 6000 Einwohner, worunter etwa 350 englische und 600 schwarze oder farbige Familien sind, der Rest ist Befugung. Die Creolen auf St.-Helena sind ein kraftvoller, geistreicher und interessanter Menschenschlag; sie bekennen sich zu den in England herrschenden Kirchen und leben, wenigstens die Grundbesitzer, im Wohlstand. Ihr Hauptgeschäft ist Acker-, Garten- und Obstbau sowie einige Viehzucht, Beschäftigungen, die ihnen wenigstens so viel Ausbeute gewähren, um die anliegenden Schiffe mit Erfrischungen zu versorgen und sich selbst durch den Erwerb davon die fehlenden Bedürfnisse zu verschaffen.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 3.

3. Januar 1838.

Nicolaus Manuel. Leben und Werke eines Malers, Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16. Jahrhundert. Hg. von Karl Grün-eisen. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thle.

Gleichwie in neuern Zeiten das Princip einer Theilung der Arbeit für verschiedene Industriezweige sich geltend gemacht hat, so daß Einer nur Eines und dieses dann in möglichstster Vollkommenheit hervorbringt, wird dasselbe Princip auch überhaupt in der gesammten Stellung des Bürgers zum Staate kenntlich, und eine Anhäufung der Aemter in derselben Person, die Verbreitung der Thätigkeit auf verschiedene Wissenschaften, Künste, Geschäfte immer seltener und unmöglicher, da der Reichtum Desjenigen, was darin schon geleistet worden, die Vervielfältigung der einzelnen Gebiete des Wirkens dem kurzen Zeitraum des menschlichen Lebens erdrückt und weisse Beschränkung und Einengung der Kraft jedes Einzelnen, der sich nicht durch außerordentliche Begabung beglückt weiß, gebieterisch fodert. Spätere Zeiten werden darin noch weiter fortschreiten als die unserigen, es wird das Ganze alles Desjenigen, was der Mensch zu leisten vermag, von dem Individuum immer entschiedener auf die Gattung übergehen.

Es ist aber wiederum nicht ohne Bedeutung, daß Einer seine Kraft an Vielem erprobe, ein Gesamtbild menschlicher Thätigkeit darstelle, Wissen und Geschick nach den verschiedensten Richtungen offenbare und dadurch einer Einseitigkeit des Geistes vorbeuge, die, obgleich an ihrem Theile werthvoll, doch in übrigen Beziehungen Dürftiges und Unbeholpentes wahrnehmen läßt. Hierin hatten frühere Jahrhunderte einen Vorzug: Kaiser und Könige waren Dichter, Staatsmänner die geschmackvollsten Schriftsteller, Bürgermeister zugleich Maler, Maler zugleich Mathematiker, Kriegsführer, Diplomaten, und zu Männern dieser Zeit gehört der uns von Hrn. Grün-eisen vorgeführte Nicolaus Manuel.

Daß der Grund solcher Erscheinung auch darin liege, daß, wie Hr. G. anführt, die Männer damaliger Zeit mehr der lebendigen Wirklichkeit angehört, ihr Wissen und ihre Kunst auf diese bezogen und jedes Mal die Gestalt ihres Lebens, das Vaterland und die Kirche als Gegenstand nicht bloß ihrer Betrachtung, sondern ihrer Liebe und ihres Dienstes vor Augen behalten hätten, mag angenommen werden, es folgte dieses auch wol anregungen aus dem einfacheren Zustande der Wissenschaften und Künste, wie

denn Jeder als Kind seiner Zeit das Ganze derselben auf sich einwirken läßt und die Beschaffenheit derselben und ihre Richtung an sich selber erfährt.

Jedenfalls ist der Anblick einer frühern, in sich werthvollen, von Erscheinungen der Gegenwart abweichenden Individualität wohlthätig, und man muß Hrn. G. für den Fleiß, womit er Stoff für seine Biographie sammelte und das Gefundene zusammenstellte, Dank wissen. Freilich machen die vielen kleinen örtlichen Bezüge und das Berühren der schweizerischen Cantonalverhältnisse den Eindruck des Ganzen minder auffallend, aber immer bleibt das Bild anziehend und bedeutsam.

Manuel (welcher Name von Almon, einem alten Geschlechte, stammt) ward zu Bern 1484 geboren. Die Stadt bildete dem Range nach das zweite, durch Macht und Umfang das erste Glied im Staatenbunde der Schweiz. Auch auf sie wirkte die Kirchenreform, deren Bedürfnis an Haupt und Gliedern sich längst fühlbar gemacht, Manuel's Großvater, Thüring Frikert, war noch 1479 zum Bischof von Lausanne gesandt worden, um das Angebot zu beschwören und mit dem Kirchenbann zu belegen. Von dem Zustande und Treiben der Geistlichen gibt die Jegergeschichte ein Beispiel, welche mit dem Eintritt Manuel's ins männliche Alter und in öffentliche Wirksamkeit zusammenfällt und vorzugswelse Gegenstand und Veranlassung seines Thuns und Dachtens ward. Die beiden Orden nämlich der Barfüßer (Prediger des heil. Dominicus Eifersucht, jene rühmten sich in dem des Rosenkranzes der lehrten eine vom Einfluß der burt des Helandes, letztere Stimmung war zum Nachth in einem Provinzialcapitel Wunder sich zu helfen. An sell, Hans Jeger von Jurgach den gemeldet, kam wieder, al Einfältigkeit des Menschen si Einkleidung erhielt er die Kloster, bei welchem der und lärmte, was dem Jeger riet. Auf seine Klagen gal eine Glocke zum Lauten. A

ber, sondern der Geist selbst erschien, eine weiße Gestalt, die dem Schneider nach der Kehle griff und von ihm für die Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer strenge Bussungen forderte. Ein Prior, hieß es, sei vor Zeiten aus dem Convent entwichen und in weltlichen Kleidern zu Paris erstochen worden, er suche Hilfe bei seinen Ordensvätern. Jezer ward ermuntert, mehr zu fragen, und die heil. Barbara verkündigte ihm den Besuch der Mutter Gottes und nahm einen Brief in Empfang. Maria kam zur vorausgesagten Stunde und übergab ein Schreiben, welches dem Papst sammt einem Kreuz mit drei Blutstropfen vom Leiden Christi überreicht werden sollte, damit er die Wunder des Convents und die Wahrheit der Lehre von der besetzten Geburt und erbündlichen Natur der Jungfrau Maria anerkenne und bestätige. Zum Zeichen des Besuchs drückte der als Maria verkleidete Lesemeister dem Getäuschten einen scharfen Nagel in die rechte Hand. Die Nacht darauf erhielt er einen sinnberauschenden Trunk, man brachte ihm vier Wunden bei am Leibe, an den Füßen und an der linken Hand. Die Geschichte ward ruchbar gemacht, erwarb dem Orden ungeheuern Zulauf, Jedermann wollte „den neuen Herrgott“ bei den Predigern sehen. Man ließ ihn in der Klosterkirche vor dem Volke die ganze Passion des Heilandes darstellen. Durch den Erfolg erdreißet, kam auch der Prior nächstlich als Maria mit dem blutgefärbten Sacrament. Aber der Bruder begann zu misstrauen, forderte, daß ein Vaterunser und Ave Maria gebetet werde, erkannte die Stimme und stach den Prior ins rechte Bein. Der Subprior erschien in der folgenden Nacht als Katharina von Siena, aber der Bruder wollte nichts von ihr wissen. Nun ward er theilweise ins Geheimniß gezogen und ließ sich bereben, dafür mitzuwirken. Ein Madonnenbild ward weinend gemacht, und vier obrigkeitliche Personen wurden eingeladen, zu vernehmen, wie unsere Frau die Stadt Bern beweine, wo man französische Soldgelber annehme, die Barfüßer duide, der Maria Unsündlichkeit glaube und viel ungeistliches Wesen führe. Der letzte Theil des Planes war, mit einer vergifteten Hostie den Bruder zu tödten und durch den Geruch seiner Offenbarungen und Leiden dessen Heiligsprechung zu bewirken. Allein der argwöhnische Bruder, welcher die erste Hostie abgewehrt hatte, erlauschte Bessprechungen, überraschte die Mönche in Gesellschaft schöner Frauen, weltlich gekleidet, zechend und prassend. Vergebens suchte man ihn durch Gift aus dem Wege zu schaffen, legte ihn in Ketten, zwickte ihn mit glühenden Zangen und erzwang einen Eid zum Stillschweigen; er entfloh und verlieth in der Stadt und vor dem Rath die Heimlichkeiten. Die Obrigkeit forderte die Väter sammt dem entronnenen Bruder vor sich und ließ einstweilen die Schuld auf dem Letztern beruhen. Als die Mönche Gesandte an den Papst schickten, übergab der Rath Jezer an das bischöfliche Gericht zu Lausanne. Hier wurden die festgenommenen Väter auf der Folter zum Geständniß gebracht, der ganze Greuel kam an den Tag, der Rath drang durch, daß er Kenntniß davon erhielt, und die vier Uebeltäter wurden als Ketzer verbrannt. Weniger vielleicht wäre das Vertrauen des Schweizer-

volks auf die Kirche durch solche Geschichten erschüttert worden, wenn nicht die italienischen Feldzüge den Spott der Welschen über die Priester und die Erfahrungen des ungeistlichen Lebens in Rom über die Alpen gebracht. Die Sitten wurden roh, ausschweifend, die Lustigkeit drang in die Kirchen mit dem Ostersgeldächter, dem Palmesel, den Narrenfesten, der Kindermesse, der Fastnacht. Die Harmlosigkeit solcher Feste konnte bei der Bekanntschaft mit fremden Sitten und Lastern nicht fortdauern. Hatten auch anfangs die Geistlichen selbst das Geistliche mit Scherzen vermischt, der Scherz ging weiter, als sie gewollt, und verwandelte sich in Spott. Schriften, wie Seb. Brandt's „Narrenschiff“ und Gailer's Predigten darüber wurden vom Volk verschlungen, die Poesie ward didaktisch, satirisch, auch in dramatischer Form. „Die Reformation wurde von dem Volksliede in die Welt getragen und hatte nur ihren Dank dafür erstattet, wenn sie das deutsche Kirchenlied im Geiste des evangelischen Glaubens zum Vorschein rief.“

Auch die Maler, Bildschnitzer, Goldschmiede u. hatten an dieser Richtung Theil genommen und, wie ein Chronikenschreiber meint, zur Entsittlichung des Lebens in der Eidgenossenschaft beigetragen. Todtentänze mit weltlichen Motiven waren ein eigenthümlicher Gegenstand. Schon um 1510 wagte ein baseler Maler, über der dortigen Rathshausstreppe den Papst in dreifacher Krone, mit Cardinälen und übriger Priesterschaft, al Fresco in den Höllenspfuhl zu versenken.

Hr. G. Schildert nach einzelnen Zügen diese Zustände, in welche Manuel's Leben fällt. Wir sehen diesen im Hause eines abergläubigen Großvaters aufwachsen, Unterrichts von einem tüchtigen Jugendlehrer, Heinrich Wölflin, erhalten, der Malerkunst sich widmen und darin mehr als Andere der venetianischen Schule sich zuwenden. Im J. 1509 vermählt er sich mit Katharina, Tochter von Hans Frisching, Mitgliede des großen Rathes und gewissen Landvogte zu Erlach. Seine Kunst ist unzureichend für Ernährung der wachsenden Familie, er nimmt 1522 italienische Kriegsdienste und bewirbt sich um eine obrigkeitliche Stelle in Bern, da er schon früher am öffentlichen Leben Theil genommen. Man findet ihn seitdem in den Rathesverzeichnissen und 1528 im kleinen Rath. Gemalt und gedichtet hat er nebenbei.

Um Beute zu machen, zog er gern als Schreiber mit den schweizer Kriegsvölkern nach Italien, war bei dem Siege in Novara und der Niederlage bei Bicocca, die darauf folgte. Zurückgekehrt, erhielt er die Landvogtei Erlach am Bielersee. Von seiner amtlichen Wirksamkeit auf dem Lande ist wenig bekannt. In Bern war er Herold bei dem Religionsgespräch 1528, welches den Sieg des neuen Glaubens entschied. Seitdem ist seine öffentliche Thätigkeit von dem entschiedensten Einfluß auf die Wohlfahrt seines Cantons wie auf die Beförderung der evangelischen Sache in und außerhalb der Schweiz. Seit seiner Aufnahme in den kleinen Rath unterzieht er sich einer Menge von Aufträgen und Sendungen, und man muß ebenso sehr das Talent und die Gewandtheit des Staatsmannes bewundern, als es fast unmöglich scheinen will, in der kurzen Zeit so

Vieles und Wichtiges zu vollbringen. Es waren für Ausbreitung und Befestigung des neuen Glaubens im eignen Gebiete Maßregeln zu ergreifen, Anregungen zur Reformation bei den übrigen Eidgenossen zu geben und Bündnisse zu schließen mit Auswärtigen, gegenüber den Kräften der katholischen Völker und Fürsten, die unablässig mit einem Angriff drohten. Der Ref. gibt hier von eine Übersicht, und Manust muß viel hin- und herreisen, genießt dabei wenig Erholung, fühlt seine Gesundheit angegriffen und stirbt im 46. Jahre seines Lebens (1530) mitten im Eifer des vielfältigen Berufes, auf der Spitze des Sieges der Reformation und vor der Schwelle ihrer größern Drangsale.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Poesien in Russland.

Unter dieser Überschrift reihen wir einige in Russland gedruckte deutsche Gedichtsammlungen nebeneinander und fügen dazu eine kurze Übersicht zerstreuter poetischer Leistungen in den dortigen deutschen Zeitschriften, Alles in der Meinung, daß solche Kunde eines weit getrennten deutschen Lebens für Viele einiges Interesse haben dürfte. Eine reiche poetische Blumenlese ist: „Liedertranz, seinen Freunden gewidmet von J. P. A. Sengenbach“ (Petersburg 1834). Der junge Dichter hat sich einige Jahre in Russland aufgehalten, es wieder verlassen und bekleidet jetzt dem Vernehmen nach ein Amt in seiner Vaterstadt Basel. Der Inhalt seines „Liedertranzes“ sind Lieder, Epigramme, Denksprüche, Glossen, Triollette, Sonette, Thiersstücke, Balladen, Erzählungen, dramatische Skizzen, Räthsel u. A. m. Viele der Gedichte drücken eine rührende Anhänglichkeit an die ferne Heimat aus, andere beurlunden ein Wohlgefallen an verwandter deutscher Weise; dagegen ist der Dichter der französischen Einwirkung in Schweizerangelegenheiten abhold und ruft in einem Gedichte, „Sonnenaufgang“ überscriben, aus:

Und immer nach der träben Seine Strand
Sehn deine Augen, armes Vaterland!
Du wähest, es glüh' der Freiheit Morgen dort,
Du ässest nach den Wälschen fort und fort!
D thürst dich Völk, wann hast du denn gesehen
Im Westen dort die hehre Sonn' erhehn?

Eine ältere in d. Bl. jedoch unsers Wissens nicht besprochene Sammlung ist: „Gedichte von Schilling, Walterers Dichter (?) und königlich polnischer Kammerherr“ (2 Theile, Petersburg 1831). Es sind meist lyrische Ergüsse eines bald glücklich, bald unglücklich Liebenden, mit Balladen und poetischen Erzählungen untermischt. Die Sprache, die Formen, auch der häufig wiederkehrende gemäßigte Scherz in vielen Gedichten erinnern an eine ältere Zeit, an einen Leser und Jünger Wieland's, von Nicolay's, der ältern lyrischen Gedichte Goethe's u. Hier das Bruchstück eines localen Gedichte: „An den Rewastrom beim Eisgang“:

Wo sind sie hin die stolzen Bräuen,
Auf denen donnernd fort man rollt?
Noch heut' vor wenig Augenblicken
Trugst du auf dem beelsten Rücken —

Der Dichter hat sich verspätet, der Eiskloß ist erfolgt:

Was nützt es mir, daß ich geilet?

Durch deine Tüde ward gekemmt

ein Besuch, den der Dichter auf der andern Seite des Flusses beabsichtigte, und entrüstet ruft er aus:

Bermüdet seist du, der so zu wüthen

An Gora's Namenstag begannst.

Nach fast 400 Seiten voll Gedichte, deren Inhalt wir im Allgemeinen angegeben, nimmt der Dichter Abschied:

Kun suchet einen andern Dichter
Such, Berns und dein lochter Sohn;
Ich stelle jetzt, ihr Splitterträger,
Demüthig mich vor euren Thron.

Der Dichter scheint jedoch nur seine lyrischen Gedichte zu beschließen, denn in den folgenden Strophen desselben Gedichte sagt er:

Wo Delipomene's Fahnen wehen,
Blinkt mir Späns' Ägyptusfab.
Dort wird auf dem Gerüst der Scenen,
Berechnet für den Sinnenwahn
Bon Iphespi, eine Welt aus Äthnen,
Gebaut, den Augen aufgethan.

Am Schluß heißt es:

Es reist mit namenlosem Sehnen
Mich zum Rothurn, der Vorhang rollt,
Ich seh', wie meiner Muse Thränen
Das nordische Palmyra rollt.

Diese Worte lassen Arbeiten des Dichters für die Bühne vermuthen, doch sind uns solche in unserer Entfernung nicht bekannt geworden, indeß wir in dem Almanach „Blumen“, der 1833 in Petersburg erschien und leider keinen zweiten Jahrgang erlebte, ein Gedicht von W. v. Schilling finden. Die hier mitgetheilten Bruchstücke dienen als Belege zu unserm im Eingange ausgesprochenen Urtheil. Willige Kunststrichter, denen sich der Dichter, nach seinem eignen Ausdruck, demüthig naht, darf er nicht fürchten; sie werden kein Mordmaß an seine Leistungen legen, im Gegentheil sein treues Ausharren bei angestammter Sprache in so ablenkenden Lebensrichtungen und fremdartigen Zuständen mit landsmannschaftlichem, freundlichem Gruß erwidern.

Eine dritte deutsche Gedichtsammlung ist: „Sämmtliche Gedichte von Elisabeth Kulman“ (4 Theile, Petersburg 1834). Da von den poetischen Blüten und von der ganzen rührenden und anziehenden Erscheinung dieser jungen Dichterin in einem besondern Aufzuge schon die Rede gewesen*), so erwähnen wir hier nur noch, daß Timosejew's poetische Apotheose der Dichterin, von der ebenfalls die Rede gewesen, jetzt auch in deutscher Übersetzung erschienen ist: „Elisabeth Kulman, Phantastie von Alexis Timosejew“ (Petersburg 1837).

In Dorpat begann gegen die Mitte 1836 ein Conservatorium für deutsche schönwissenschaftliche Leistungen in der Zeitschrift: „Der Refractor, ein Centralblatt deutschen Lebens in Russland, Unterhaltungen über Gegenstände aus dem Gebiete des Lebens, der Wissenschaft, Literatur und Kunst, redigirt von Heinrich Schmalz.“ Es wird auch für 1837 fortgesetzt, soll aber dem Vernehmen nach wenig Abnehmer finden, daher es vielleicht mit diesem Jahrgange aufhören dürfte, was sehr zu bedauern ist. Unter den darin aufgenommenen Gedichten begegnet man erfreulichen Hervorbringungen, die um so angenehmer überraschen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach von jungen Dichtern herrühren, deren Zukunft noch reifere Gaben verspricht. Wir nennen hier das sinnige Gedicht von Fr. Glasenapp, das „Rosenhusen“ überschrieben ist und das alte Bergschloß an der Düna, eine der Wiegen livländischer Geschichte, besingt. Auch nicht bloß Dichter, die in Livland wohnen, haben zum „Refractor“ beigetragen; wir treffen auf Gedichte von A. v. Metelerkamp, die aus Charkow datirt sind. Vor Allem aber zeichnet sich das Bruchstück eines größern, epischen Gedichte: „Der Fall Ringens, von A. v. Beyrauch“, aus, einem jener Livländer, dessen literarischer Ruf auch über die Marken ihrer Heimat hinausreicht. Wir theilen aus dem ersten Abenteuer folgenden Bruchstück mit:

Von zwei befreundeten Rittern ich sing' aus alter Zeit,
Und wie zu Feinden, bittern, sie wurden aus bösem Neid,
Dazu ihr Weib und Kinde sie zogen in ihren Fall,
Dazu Haub und Gefinde; mit Fleiß ich denk' es euch singen all.

*) Sgl. Nr. 231 und 232 d. Bl. f. 1836.

Zwei Burgen stunden feste im alten Biedland,
Schloß Balgote das ehe, des andre Ringen genannt.
Die Tharren in ihren Thoren die schwarzen Wunden weit!
Am Wärgensee, dem blauen, wie streckten sich die Änger breit!

Auf manchen Hügel, grünem, Schloß Ringen lag ruher,
Mit Thurn und Mauer, Läden, und manchem starken Thor;
Man sah's von Ferne gleiche, daß die ein Ritter saß,
Der mächtig sehr und reiche und vieler Knechten Herr war.

Im Thal bei Weidenbüschen zum See hinauf gemach,
Die Auen zu erstehen, mit Kausen stiel ein Bach,
Der wuchst im Senze, milden, wo Schnee und Eis gerinnat,
Wol oft zum Stromen, wilden, bei, was der fuhr zu Thal geschwinat!

Schloß Balgote auf Sande in dürrer Falde ragt,
Auf ebner Flächen Sande und zeigte minder Pracht;
Doch haben Wall und Mauer sich um die Burge her,
Sie konnt' ihr'n Feind erbauern, sie bot ihm trugig Gegenwehr.

Seit her ein' Weile Weges sich zog die Ringen hin,
Drauf war ein Leben, reges, von manchem Pülgeln,
Von Kurr'n und Koffen, Karden, von Bau'n und Handelskerrn,
Die fuhr'n nach Dorpt zu Martie, auch zogen Ritter die Straße gern.

Herr Dietrich Adwien prächtig auf Ringen Bergen saß,
Sein Nachbör, minder mächtig, Kurd Ahlenshausen was.
Sie waren viel verschieden an Eitten und an Kraft,
Doch lebten sie lang in Frieden und hielten Freund- und Nachbarschaft.

Es werden diese Zeilen genügend darthun, wie eigenthümlich und, wenigstens unserer Meinung nach, auch glücklich der Dichter sich des Versbaues des „Ribelungenliedes“ zu seinem Gedicht bedient und sich solchen Gefüge gemacht hat. Dadurch, daß die vierte Zeile am Ende der Abschnitte um ein Glied länger ist als die vorhergehenden, wird die Einsformigkeit dieses Versmaßes unterbrochen, und der in der Mitte regelmäßig wiederkehrende weibliche Reim erhöht den Wohlklang. Freilich wäre über die Gewalt, die hin und wieder der Sprache angethan wird, manche Bemerkung zu machen.

Außer dem „Refractor“ besteht noch ein Niederlagsort für deutsche Poesien in der Zeitschrift: „Magazin für deutsche Leser in Rußland“, die in Petersburg erscheint, von Louis Pelsner redigirt wird und gegenwärtig schon ihren zweiten Jahrgang überbauert. Der Inhalt ist blos Unterhaltungsliteratur, Tagesneuigkeiten, Bühnenberichte u. dergl. Vieles ist aus deutschen Zeitschriften ähnlicher Art wiederabgedruckt, Anderes fließt aber aus Originalmittheilungen. Ein Gedichtchen flirde hier Platz als Auspangsblättchen zur Beurtheilung der übrigen Masse und als ferne Gabe, denn es ist, von A. B....! unterschrieben, aus Kieff datirt:

X n X n n a.

Ich den' an dich, wenn noch in weiter Ferne
Aurorens Strahlen sich zum Morgenlicht erheben;
Ich den' an dich, wenn schon die goldnen Sterne,
Von Tageslicht verweht, in andre Zonen gehn;
Ja selbst im Traum und oft beengtem Schlummer
Denk' ich an dich, du Himmelskönigin,
Und lieblich dann entfällt von jedem Kummer
Schwebst du im Geist, Geliebte, vor mir hin.
So den' ich Reiz und werde ewig denken,
So lang ein Athem noch, ein Pulschlag in mir regt,
Und wenn einst Hyänen dich mir ganz wird scheuten,
Dann ruf ich: Glückselig Der, der deine Fesseln trägt!
Und wenn ich so im Innern mir geschworen,
Bei Sonne, Mond und goldner Sterne Licht,
Dich heiß zu lieben, die ich mir erkoren,
Dann bitt' ich dich, verkenn' auch du mich nicht.

Es werde uns diese lange copirte Mittheilung gütig vergiehn und nachgesehen; deutsche Verse, am Borsyphenes gedichtet, sind, mögen sie sonst gerathen sein, wie Apollo will, in gewisser Hin-

sicht nicht allfänglich. Im obengenannten „Magazin“ finden sich auch poetische Blümchen von Jgn. Weinberg, einem in Rußland geborenen Deutschen, der ein Mähdchen „Bermischter Gedichte“ in München 1835 hat drucken lassen. *) 5.

Aus Italien.

Wo die eigentliche Botanik ernstlich gepflegt wird, verfaßt gewöhnlich die Blumistik mit ihren tausendfachen Spielereien. Selbst in Holland, das zäher als manches andere Land an fröhlichen Bewohnungen festhält, machen die holländischen Handelsgärtner nicht mehr so gute Geschäfte wie sonst, mit einem Universal conqueror, einer Pompo funebre oder einem Charbonnier mehr mit gelbem Boden, die den van Eden und Boorhelm seit einem Jahrhundert hübsche Stämmchen einbrachten. Doch gibt es noch hier und da an fröhlichen Liebhabereien festhaltende Naturen, die, wenn sie recht alt werden, die Freude erleben können, den Kreis ihrer Kinderjahre von den Weltkindern neben ihrem Großvaterstuhle gepetscht zu sehen. Der Porzellanbesitzer und Porzellanmännchen sammelt, steht das jetzt täglich. Und so können auch Reisen einmal wieder in die Mode kommen, die den Sammlern und Sorten eine Zeit lang den Platz räumen. Ein maastrichter Kunstgärtner scheint diese Zeit sehr nah oder sehr fern zu glauben, denn in einer beschreibenden Schrift: „Saggio sulla coltivazione, mai e classazione del garofano di Alberto Linneo Tagliabue (Mailand 1837), gibt er ein Verzeichniß seiner einladend reichen Sammlung, verräth aber zugleich großmüthig die Geheimnisse, wodurch man die Spielarten ins Unendliche vermehren kann.

Des Ritters Artan Geschichte Papst Pius VII. ist unter dem Titel: „Storia del Papa Pio VII. tradotta dall' abate cavaliere Cesare Rovida, ex-barnabita“ (Mailand 1837) ins Italienische übersetzt worden; doch hat er keine Noten beigegeben, zu denen doch im reichhaltigen Buche hier und da Anlaß war. 6.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Der Erzbischof von Köln Clemens August von Droste Freiherr zu Vischering, seine Principien und Opposition.

Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

Notto:

In meinen Staaten kann Jeder ungehindert nach seiner Fagion selbige werden.
Friedrich der Große.

8. Geheset. 8 Gr.

Diese Schrift behandelt in allgemein faßlicher Darstellungsweise den neuesten, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Vorgang im deutschen Staats- und Kirchenleben geschichtlich, indem sie nicht allein die demselben vorhergehenden Umstände, sondern auch die der Opposition des Erzbischofs zum Grunde liegenden Principien darstellt, und die Motive des von der preussischen Staatsgewalt gethanen Schrittes erläutert — Alles mit und nach authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen.

Leipzig, im December 1837.

J. A. Brodhans.

*) Bgl. Nr. 200 v. Bl. f. 1836.

D. Reb.

Donnerstag,

Nr. 4.

4. Januar 1838.

Nicolaus Manuel. Leben und Werke eines Malers, Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16. Jahrhundert. Mitgetheilt von Karl Grun-eisen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Von den Kunstwerken dieses fleißigen Malers ist verhältnißmäßig Weniges auf unsere Zeiten gekommen, von seinen Wandgemälden haben sich Copien und Beschreibungen, von seinen Bildern mehr historische Scenen und Bildnisse, von seinen Handzeichnungen eine interessante Auswahl, von seinen Holzschnitten mehreres Echtes erhalten. Das berühmteste ist sein Todtentanz an der Kirchhofmauer des Dominicanerklosters. Es ist darin wie bei ähnlichen Darstellungen eine eigenthümliche Mischung des Ernsten und Heitern, des Gräßlichen und des Lächerlichen, es enthält Bildnisse der Zeitgenossen und auch das eigne Bild des Malers; den landschaftlichen Hintergrund bilden heimatliche Gegenden aus den Umgebungen des thuner, biele, neuenburger Sees. Die Entstehung des Bildes fällt in die Jahre 1514—22. Es ist 1588 in Holzschnitten und 1823 in einer Steinzeichnung dargestellt worden. Von andern Gemälden hat der Verf. sorgsam das Vorhandene nachgesucht und gibt an, wo es zu finden. Gleichergestalt werden auch die vorhandenen Holzschnitte namhaft gemacht.

Im Verhältniß zu andern gleichzeitigen Malern entwickelt Manuel ein freieres Talent der Composition; er kann Dürer an die Seite gestellt werden. Auch ist ihm eine freiere Darstellung der Figur eigen. Farbe, Costum sind gut behandelt. In den wenigen Holzschnitten, die zuverlässig echt sind, gibt sich Gediegenheit und Anmuth der Zeichnung zu erkennen.

Die Schriften Manuel's mußte sein Biograph mit großer Mühe an den verschiedensten Orten der Schweiz und Deutschlands zusammensuchen; die meisten sind gedruckt, aber Vieles auf fliegenden Blättern, die leicht zu Grunde gehen wie Handschriften. Sie beziehen sich auf damalige Vorfälle, auf den Papst, die Messe, die Kirchenbilder. Ihre Sprache ist der schweizerische Dialekt des Deutschen, noch in ungebildetem Zustande, rauh in den Wurzeln, arm an Beugungen, unbeholfen im Satz, in Allem die lebendige Volkssprache seiner Umgebung. Die poetische Form steht auf einer niedrigen Stufe. Die Sylben sind nach dem Gebrauch der Zeit abgezählt, die Reime ohne

Regel bald männlich, bald weiblich. Auch im Dramatischen erkennt man nur die Anfänge dieser Dichtungsart. Frisch und kräftig ist indessen die Darstellung, schlicht, mehr gedrängt als gedehnt, mehr rasch als langsam und ausführlich, dadurch mehr im classischen Maß als andere Dichtungen derselben Zeit. Das Poetische besteht vornehmlich in der Wahrheit, die aus Allem spricht. Keine steifen Figuren, keine breiten Redensarten; er redet, wie es ihm ums Herz ist, und auch die Laune und der Witz erscheinen gehalten und getragen von sittlichem Ernst. Er hat sich ohne Zweifel zuerst aus sich selbst, aus dem angeborenen Talente entwickelt, ein Volksdichter in der reinsten und edelsten Bedeutung des Wortes. Hans Sachs ist formell gebildeter, aber auch bedächtiger, trockener und kühler; Thomas Murner ebenso reich an Witz, gelehrter, umständlicher, gewandter in der Sprache, aber auch gemeiner an Denkart.

Von einer Vorbereitung für den öffentlichen Dienst wie in unsern Tagen war damals wenig die Rede, und Manuel besaß nicht einmal die unter den gebildeten Ständen so allgemein verbreiteten Kenntnisse der alten Sprachen. Die Zustände waren einfacher, mündlich ward verkehrt und vorgetragen, Geschichte und Verfassung waren Jedem gegenwärtig, und im Anfange des 16. Jahrhunderts hatte sich in Bern eine Vorschule des öffentlichen Dienstes für die Jugend gebildet, worin die Geseze und deren Vollziehung, der öffentliche Vortrag, Bewerbung ums Amt und Verwaltung desselben im Voraus zur Kenntniß und Übung des Einzelnen kamen. Manuel war besonders in Kirchensachen thätig und zeigt darin eine milde und besonnene Handlungsweise. Ihm möchte zum Vorwurf reichen, daß er die den Eigenossen so verderblichen ausländischen Pensionen guthieß; allein er hat dies mit andern ehrenwerthen Männern der Zeit gemein.

Seine Gestalt, wie er sich selbst im Todtentanz gezeichnet, war hoch und schlank, die Züge des Gesichtes hart geformt, hohe Stirn, gebogene Nase, fein geschnittener Mund, im Ausdruck lag mehr Ernst als Laune, mehr Milde als Strenge. Im geselligen Umgange ward er wegen seines Witzes und muntern Rede gesucht. Ihm muß die besondere Gabe des billigen Urtheils und der versöhnenden Rede verliehen gewesen sein, da er oft zur Schlichtung der Zwietracht abgeordnet wurde. Wollte man

ihn zu großer Verbtheit, Unfeinheit und Natürlichkeit in seinen Schriften und Gemälden beschuldigen, so lag dieses wiederum in der Sitte seines Zeitalters, sowie daß er bei der Plünderung von Novara gute Beute machte.

Seine christliche Überzeugung war nicht Resultat der Forschung eines Gelehrten, sondern eine Theologie der Laien, wie man sie damals hatte. Mehr zeigt sich darin der Widerspruch gegen das bestehende Alte als der Nachweis des willkommenen Neuen. Doch leuchtet hindurch ein aus eigner Lesung der Schrift gewonnener Glaube. Alles Heil, alle Wahrheit wird auf die Person des Erlösers zurückgeführt, ihm soll man nachfolgen und die Welt verleugnen. Die christliche Kirche ist unecht, wenn sie nicht aus diesem Geiste hervorgegangen ist.

Die beigegebenen schriftlichen Werke Manuel's, welche der Biograph gesammelt, wiederholten dem Ref. einen Eindruck, der ihm oft aus der Betrachtung der Reformationszeit geworden, wie nämlich damals die allgemeine Gesinnung eine ganz andere, ja eine entgegengesetzte gewesen als diejenige unserer Tage. Es erweckte nämlich der Anblick des äußerlichen Ceremonientreibens der Kirche, das Mönchs- und Pfaffenleben, das Ärgerliche des Ablasswesens u. s. w. eine innere sittliche Entrüstung, welche durchgreifend wirkte und eine Umgestaltung des religiösen Glaubens wie der Kircheneinrichtungen zum Bedürfnis machte. Man wollte keinen Prunk und kein Bilderwerk für die Sinne, sondern Heiligung des Gemüths durch unsichtbare Gottesnähe; keine Gnade vor Gott durch äußere Hülfsmittel, geweihten Stand und Kirchenablass, sondern durch Reue, Glauben an Christum und Erneuerung des inwendigen Menschen. Heutzutage leugnet man freilich nicht die Bedeutsamkeit des Letztern, fühlt sich aber mit mancher Gunst zu dem Erstern hingetrieben, sucht eine poetische und ästhetische Anregung durch Bilder und äußere Kirchenpracht, Unterstüßung der Frömmigkeit durch einen geheiligten geistlichen Stand, sinnliche Beglaubigung göttlicher Gnade durch eine von Christo eingesezte Kirchenherrschaft; es fehlt die sittliche Entrüstung, wenn in der Wirklichkeit das sinnlich Äußerliche den inwendigen Menschen erschläft, ihn zu trauriger Sicherheit verleitet auf sündigen Wegen, wenn der geweihte Stand Anstoß gibt in seinem Lebenswandel, wenn eine Beglaubigung göttlicher Gnade auf eine Weise gewonnen werden kann, die mit dem Gemüth in keinem Zusammenhange steht; man beschönigt das Ungeeignete solcher Dinge mit den allem Menschlichen anklebenden Mängeln, hält sich an ideale Vorstellungen von Kunstherrlichkeit, Papstthum, Ritzentrost, und läßt sich den Genuß der Phantasie durch widrige Wirklichkeiten nicht rauben. Die Masse des Volks wird gleichfalls von solchen Wirklichkeiten nicht lebhaft ergriffen, sondern hängt an der gewohnten Art und Weise und fühlt kein Bedürfnis der Umgestaltung. Käme ein unverfälschter Ablasshändler — nämlich dort, wo überhaupt der Ablass noch Geltung beibehielt —, nicht Alle würden kaufen, aber doch Viele; man würde die Kauffreiheit nicht stören wollen, der Nichtkäufer würde lachen über den Käufer, aber sich hüten, durch zornigen Unwillen dem frommen Käufer Anstoß zu geben, und wenn eine Stimme sich

ernsthaft und scharf dagegen erhöhe, würde man den Eifer für unschicklich und unüberlegt halten, sodaß, wenn eine Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts nicht da wäre, dieselbe im 19. Jahrhundert unbegreiflich, ja nach menschlichen Erwägungen ganz unmöglich erscheinen müßte. 7.

Correspondenznachrichten.

Stuttgart, am Jahreschlusse von 1887.

Gewiß entspreche ich der umfassenden Tendenz Ihrer „Blätter für literarische Unterhaltung“, und komme damit dem Wunsche mancher Leser entgegen, wenn ich an dem Schlusse dieses Jahres einen kurzen übersichtlichen Blick auf die verschiedenartigen Bestrebungen zurückwerfe, die im Verlaufe des nun halb zu Ende gehenden Jahres sich auf dem nicht so unbedeutenden Gebiete der Literatur, welches das stuttgarter Schriftstellertum in der deutschen literarischen Republik inne hat, geoffenbart haben. Würde dieser Vorgang auf andern Seiten des Gesamt Vaterlandes Nachahmung finden, auf solchen Punkten, wo die Geister in literarischem Wirken besonders sich regsam zeigen, so könnten die verschiedenen Grund- und Nebensarben, in denen das Bild der deutschen Literatur sich ausprägt, uns vielleicht ein Panorama aufrollen, bei dessen Betrachtung es dem auch minder eingeweihten Beschauer wenigstens einigermaßen möglich würde, sich eine Totalanschauung der fast chaotisch sich durchtreuenden Bestrebungen der deutschen literarischen Productivität zu verschaffen.

Wenn es wahr ist, daß zunächst in seiner politischen Literatur sich der Charakter eines Volks oder Volksstammes ausdrückt, ja den Barometerstand seines öffentlichen Geistes verkündigt, so ist es wohlthuend, in dem Umkreise der publicistischen Literatur Württembergs sich umzusehen. Nicht als ob von hier aus in Fragen allgemein deutschen Belanges die Initiative ergriffen würde, um die öffentliche Meinung Deutschlands zu bestimmen, sondern darum, weil in dieser Offenbarung eines provinziellen öffentlichen Geistes fast durchgehend der deutsche Charakter sich ausdrückt, eine Eigenschaft, die bei dem ungründlichen Farbenschimern der gegenwärtigen Zeit doppelt anzuerkennen ist. Ich rede hier natürlich nicht von der eigentlichen Zeitungsliteratur, die in Stuttgart und Württemberg so schlecht wie nur irgendwo beschaffen ist, wenn man einige ehrenwerthe Ausnahmen statuiert, sondern von jener Publicistik in größerem Style, wie sie von Zeit zu Zeit in den Werken eines Pfizer oder eines Mebold und anderer ihrer hiesigen Geistes- und Strebengengenossen sich ausdrückt. Wol hat das schlafengehende Jahr nichts Specielles von einem dieser Schildträger unsers öffentlichen Geistes zu Tage gebracht, um so mehr gewahrte man tiefer ihre Thätigkeit im mißlicher öffentlichen Kreise wie das hohe Wachsthum der Saaten, die in den letzten Jahren von Männern solcher Art und dieses Namens sind ausgestreut worden.

Es muß zugegeben werden, daß hier immer eine auf deutscher Grundlage ruhende Gesinnung, zumeist den Provinzialgeist verdrängend, sich kund gegeben, und daß nun auch grade hierin der Typus der schwäbischen öffentlichen Sinnesweise sich ausprägt. Das Interesse für die höhern Fragen des Tages hat sich durch die innern Entwicklungsphasen der letzten Jahre nirgend so wach und reger wie in Württemberg und etwa in Baden erhalten, wie eine Mahnung zugleich an längst vergangene Zeiten erklingend, in welchen einst grade von diesen Gegenden aus so bedeutende Anstöße auf das deutsche Geistesleben gegeben wurden. Was unsere eigentliche Zeitungsliteratur in ihrer Eigenschaft als theilweise Trägerin unsers öffentlichen Geistes anlangt, so darf in dieser Hinsicht nur ein Localblatt, der „Beobachter“, genannt werden, der als Nachfolger des in ganz Deutschland bekannt gewordenen, aus der Julirevolution hervorgegangenen „Dachwächter“ nicht selten einen speciellern Ab-

druck der öffentlichen Sinnesweise des Volks liefert, sofern diese in politischen Wünschen und in Besprechung der einheimischen Staatsverwaltung sich ausdrückt. Dagegen kann der „Deutsche Courrier“ schon mehr als das Organ des inländischen Handelsstandes sowie verschiedener seiner materiellen Bestrebungen, die zugleich auf einer allgemeinen Basis ruhen, angesehen werden, und nie wird er verfehlen, wenn es sich von Industrie, Handel und Verkehr in Württemberg handelt, seine laute Stimme zu erheben, wie denn auch die Sache der Eisenbahnen an ihm, grade in seiner gedachten Eigenschaft, einen eifrigen Wortführer gefunden und er dadurch wenigstens auf unserm provinziellen Boden sich zum Anführer der öffentlichen Meinung in diesem Punkte gemacht hat. Der „Schwäbische Merkur“ kommt für Württemberg hauptsächlich insofern in Betracht, als er die Acte der Administration, da er zugleich halbofficielles Blatt ist, zuerst veröffentlicht und überhaupt die ins Gewerbliche eingreifenden Fragen des Landes am ausführlichsten und im Geiste des Volkes bespricht. Aber auch alles Andere, was in das Volksleben und seine Bedürfnisse tiefer eingreift, erhält durch ihn eine nähere und ausführliche Besprechung, sodaß er wirklich jeder größeren württembergischen Familie, zumal er auch fast alle bedeutenden Anzeigen des Landes in sich schließt, unentbehrlich ist. Anderer Blätter, die keinen eigentlichen Zweck haben und die bloß darauf berechnet sind, durch Enthüllung der minder anziehenden Seiten der Gesellschaft, oder, um es kurz zu sagen, durch Skandal ein größeres Interesse zu erregen, und die in ganz Deutschland in mehr oder minder greller Farbe angetroffen werden, zählt Stuttgart zwei, einen sogenannten „Württembergischen Landboten“ und einen „Verkündiger“, welche fast täglich erscheinen. Stadtgespräche des widerwärtigsten und kleinartigsten Inhalts empfangen hier in überaus cynischem Tone eine größere Verallgemeinerung, um das Volk auf dem Lande, dem wir vielmehr in allen und jedem guten Betrachter großartig voranleuchten sollten, über alle Schwächen und Niederträchtigkeiten des Residenzlebens stets au courant zu erhalten. In Stuttgart selbst werden diese Blätter von den proletarischen Publicum, das sich durch alle Classen der Gesellschaft hindurchzieht, vielseitig unterstützt, sodaß ihre Existenz dadurch hinreichend gerechtfertigt wird.

Einen großartigen Contrast zu den Bestrebungen der Localpresse liefert fast jedwede andere literarische Schöpfung, die in dieser Stadt zur Offenbarung gedeiht, von Solchen nämlich, die jener selbst einwohnen; denn nur insofern will ich von diesen Schöpfungen sprechen, als sie auch von hiesigen Geistern ausgesprochen sind. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß, wie überall, auch hier sich unter dem Korne hin und wieder eine Dinkel befindet, die jedoch als einzeln gegenüber der Ährenfrucht nicht gar sehr in Betracht kommt. Die hiesige Literatur hat durch hiesige Schriftsteller in neuester Zeit hauptsächlich auf dem Felde der Geschichte nach den heterogensten Richtungen hin eine schätzenswerthe Thätigkeit an den Tag gelegt und vorzüglich den Boden der neuesten Geschichte cultivirt; so durch die bekannte „Allgemeine Geschichte“ E. Münch's, die kürzlich durch Hrn. Kortenkamp einen Supplementband erhalten hat, und die, so unvollständig und ungenügend sie im Ganzen auch noch sein mag, doch bis jetzt den Geschichtsstoff der letzten Jahrzehnte am vollständigsten unter den diesfälligen Werken verarbeitet hat. In einer zweiten Ausgabe dieses Geschichtswerks wird Münch bei seinem wohlverstandenen Fleiße manche Lücken der ersten Ausgabe ausfüllen und manchen Irrthum, wie er bisweilen bei dem vielen noch unfertigen Stoffe unvermeidlich gewesen, verbessern können; wodurch er dann jedenfalls einer strengeren Anforderung, die man an einen Geschichtsschreiber unserer Tage machen kann, genügen wird. Interessant sind mehrere Monographien, wie Strörers „Geschichte Gustav Adolfs“ und W. Zimmermann's „Prinz Eugen von Savoyen“, die von Forschung und einem eigenthümlichen Eriete der Geschichtsschreibung zeugen. Mehrere andere Werke dieser Art, wodurch einzelne merkwürdige Partien der deutschen Geschichte zugleich in ihrer welt-

historischen Bedeutung eine nähere Beleuchtung erhalten sollen, werden von verschiedenen hiesigen Schriftstellern in potto gehalten, und man kann nur wünschen, daß die diesfälligen Ideen, sofern sie der Literatur Ehre und der Geschichtskennntnis Nutzen bringen können, zur Ausführung gelangen. Napoleon hat bekanntlich durch mehr hiesige Schriftsteller Bearbeitungen in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Tendenzen erfahren, doch will keine auch nur entfernt einem strengern historischen Standpunkte entsprechen. Die historischen Hilfswissenschaften haben aus hiesigem Anstoß eine minder gründliche Pflege als die Hauptwissenschaft selbst empfangen, und so sehr auch die geographischen Werke eines Volrath Hoffmann ihren buchhändlerischen Glücksstern zu preisen haben, so wenig genügen sie ihrem Zwecke, und so sehr sind sie von aller Gründlichkeit wie Vollständigkeit entfernt. Dafür haben verschiedene Verlagsbandlungen sich um so eifriger bemüht, der Völkertunde durch Übersetzungen der vorzüglichsten Reiseurtheile alter und neuer Zeit zu Hülfe zu kommen, und hauptsächlich zeichnet sich in dieser Beziehung das große Reisecompilationswerk des Cotta'schen Verlags aus, das von dem Hrn. S. Hauff redigirt wird. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß diese Werke minder kostspielig wären, um für sie selbst eine größere Theilnahme des Publicums in Anspruch nehmen zu können.

Wie nun aber überhaupt die meisten Bestrebungen der modernen Literatur sich im Gebiete des Schönen ausdrücken, so ist es auch deren schönwissenschaftlicher Zweig, welcher bei meiner heutigen Betrachtung vorzüglich in Frage kommt. Der hiesige Buchhandel liefert gewiß einen nicht geringen Theil der Romane, Novellen, Erzählungen u. s. w., die alljährlich die beiden Massen bevölkern, obgleich mit Recht behauptet werden darf, daß dies grade die sterbliche Seite des stuttgarter Buchhandels ist. Das Gute wird in diesem Betreffe von den hiesigen Buchhändlern zu wenig von dem Schlechten gesichtet, woher es denn kommen muß, daß der endliche Sieg des bessern Geschmacks in Deutschland diesen Erscheinungen eine unfreundliche Aufnahme bereitet und sie großentheils wieder unberücksichtigt an den Ort zurückgehen läßt, woher sie gekommen sind. Die Unternehmungen im Umkreise der schönen Literatur waren in der letzten Zeit hier sehr bedeutend, hauptsächlich durch den Vorgang des bekannten Buchhändlers Grandtch veranlaßt, der noch vor wenigen Jahren eigens zu jenem Zwecke mehr Schriftsteller hierher gezogen hatte. Bekanntlich hat eine hiesige Buchhandlung ein schönwissenschaftliches Institut in großem Style gegründet, das mit jedem Unternehmungsgeiste „Europa“ sich zu seinem Titel gewählt. Obgleich dieses periodische Werk, wenn von deutschen Bestrebungen die Rede ist, nicht in Betrachtung kommen kann, so beschreibt es doch neuerdings eine Periode jenes unseligen deutschen Ungeschmacks, der auf fremder Unnatur ruht, mit deren grellen Ungewöhnlichkeit man allein auf die stumpfen Nerven des größten Publicums zu wirken sucht. Neben solchen Erscheinungen müssen die selbständigen Bestrebungen eines Büchlers und seiner hiesigen Geistesverwandten den Beobachter ansprechen, der zugleich nach scharf ausgeprägten Tendenzen sucht und aus so vielen hochtrabenden Werken, welche in die Romanliteratur sich eingebürgert, auch einen menschlichen Zweck herausfinden möchte. Denn es kann doch wol nicht abgeleugnet werden, daß jetzt unter Hunderten jener Sphäre angehörigen Productionen kaum eine irgend einen Zweck des Schönen, oder eine tiefere Idee der Kunst sich zur Richtschnur nimmt, und daß in aufgeblähten Worten nicht selten ganze Bände hindurch, anstatt Geist und Sinn, ein nackter Galimatias gepredigt wird. Diese Thatsache wäre tragisch und trostlos, wenn nicht anzunehmen wäre, daß, um in einem schon gebrauchten Bilde weiter zu reden, durch die Entwicklungen des großen Processes, in welchem der deutsche Geschmack begriffen ist, in nicht allzuferner Zeit die Dikeln durch das Korn verdrängt und verschlungen würden. - Der durch einige frühere literarische Kleinigkeiten bekannte Prof. Ludwig Bauer, der nun an Schwab's Stelle als Lehrer getreten ist, hat in

seinem Romane: „Die überschwenglichen“, uns Bestrebungen der ehrenwerthesten Art aufgedeckt, zu denen man nur gratuliren darf, und welche in weitem Offenbarungen unter Wahrnehmung der Idee der Kunst zugleich manches Gute bezwecken werden.

Unter jüngern Schriftstellern hat sich in diesem Jahre nichts von Bedeutung auf hiesigem Grunde aufgethan, und wo etwas zum Vorschein gelangte, wird man mit Bedauern große Rückschritte gewahrt. Hermann Kurz, Reinhold, Berth. Auerbach u. A. gehören der Reihe dieser jüngern Producenten an, deren Schriften in hiesigen Buchhandlungen erschienen sind, für welche es aber wie für ihre Verf. ein Glück sein wird, wenn sie bald als verschollen gelten. Der erstgedachte jüngere Schriftsteller, dem von verschiedener Seite her die Gabe einer edeln Gemüthlichkeit zugesprochen wurde, entbehrt der höhern, sich selbst überwachenden Schöpfungskraft, weshalb er bei mancher bessern Anlage nicht aus dem Hohlwege des Mittelmäßigen sich herauszureißen vermag. Reinhold hingegen besitzt ein unverkennbares Talent, das inessen auch erst nach einer eblen Entwicklungskatastrophe den Unsegen der Gewöhnlichkeit, der ihm jetzt noch anklebt, überwinden wird. Diese beiden jungen Schriftsteller gehören inessen verschiedenen Fachwissenschaften an, wo ihre Kräfte in bessern Resultaten sich offenbaren.

Was ältere hiesige Schriftsteller, die bereits einen bekannten Namen haben, geliefert, ist bedeutungslos und gehört zumal im weitesten Sinne dem großen Markte an.

In ansprechender Höhe über dieser niederschlagenden Perspective ergreift uns Manches aus dem Gebiete der sogenannten gemischten Literatur, das von wahrhaft kräftigen Geistern erzeugt worden.

Dr. Karl Grüneisen, ein edler Forscher, gehört zu dieser Classe, dessen „Niclaus Manuel“ ehrenwerthe Studien und ernste Tendenzen an den Tag legt. Andere ehrenwerthe Kräfte haben sich dem anerkennungswerthen Streben, die besten Erscheinungen des Auslandes der deutschen Literatur einzubürgern, unterzogen, und so haben wir in der jüngsten Zeit durch den trefflichen Gustav Pfizer sehr wohlgelungene Übersetzungen Byron'scher und Bulwer'scher Werke empfangen, wofür demselben wahrhafter Dank gebührt. Dieser Schriftsteller hat überhaupt für den Anbau der bessern fremden Schriftsteller in Deutschland manches Verdienst, das er auch vorzüglich als Redacteur des Literaturblattes zum Gotta'schen „Ausland“ sich eigen macht. Da wir grade bei dieser Veranlassung seines Namens erwähnen, so wollen wir vorübergehend auch noch einer selbständigen kritischen Arbeit Hrn. Pfizer's, seines „Umland und Rückert“ gedenken, in welchem das schätzbare Bestreben unverkennbar sich ausdrückt, in die Zerrissenheit der deutschen poetischen Production durch eine Zusammenstellung jener berühmten und ihren innersten Richtungen nach so verschiedenen Dichter größere Harmonie und ein helleres Bewußtsein zu bringen.

Fremde Werke aus älterer Zeit, die ihres skandalösen Inhalts wegen mit Recht schon längst vergessen waren, haben durch Hrn. Gläner eine neue deutsche Edition erfahren, wessen ich als eines Gegensatzes zu den Bestrebungen Pfizer's erwähnen muß.

In unsern kritischen Blättern tritt die Spaltung der heterogenen Stuttgarter Literaturrichtungen am deutlichsten hervor. Kengel kann von seinen engherzigen, die freien Entfaltungen der Production erdrückenden Kategorien nicht lassen; ein anderes, hier schon genanntes Institut hat sich zum Fürsprecher der farblosen, jedes Grundtons ermangelnden Literatur gemacht, während ein drittes, das noch in früher Jugend steht, zwar durch Entschiedenheit und Kraft, zugleich aber auch durch Einseitigkeit in allen höhern und allgemeineren Literaturfragen sich auszeichnet.

Scharfgeprägte Richtungen und Tendenzen finden wir nur in den Erzeugnissen unserer Facultätswissenschaften, die bei uns

stets erfreulichere Entwicklungen mit jedem neuen Jahre bezeichnen. Hier walten Solidität und Aerkraft, und mit der Wissenschaft steht zumeist eine tüchtige Einsinnung im Bunde. In der Jurisprudenz und Medicin sind alle Bestrebungen rational, in der Theologie hingegen spricht sich schon mehr eine süddeutsche Herrschaft des Gemüthes aus, woraus Sie sich die vielen hierländischen Antipathien wider David Strauß erklären können. In der Philosophie verehrt und cultivirt man die Schelling'sche Identitätslehre, Viele schwören auf Friedrich Heinrich Jacobi und auf dessen Schrift „Von den göttlichen Dingen“. Andere (und das ist die Mehrzahl) drängen alles philosophische Bewußtsein in den Hintergrund, um die Seele im pietistischen Nichtwissen zu ersättigen; im Ganzen aber hat sich unsere Weltweisheit auf die organische Unterlage der Christuslehre basirt. Wir sind gute Christen, aber wir sind auch ungläubige Magister, deren ganze Religion sich zuweilen ganz und allein in der Wissenschaft objectivirt. Einem Jedem gehört sein Recht und sein geistiges Plaisir. 8.

Notiz.

Von der sogenannten Zehntenkirche zu Rieff, welche in den Jahren 989—996 erbaut und 1240 zerstört worden ist, hat man jetzt die Ruinen aufgedeckt. Man hat viele wichtige Überreste von altrussischer Architektur in dem Schutte aufgefunden, u. A. Karniese und Säulenfragmente von weißem Marmor, Reste eines Mosaikfußbodens in verschiedenfarbigem Marmor, Mosaikfragmente von farbigem Krystall auf Goldgrund, wahrscheinlich Verzierungen eines Altars, auch einen mit Bildhauerarbeiten verzierten Grabstein. Es ist überdies eine besondere Commission eingesetzt, welche die Nachsicherung nach Alterthümern im Gouvernement Rieff leitet, und bei der St.-Blasimirusuniversität ist ein Museum eingerichtet worden, in dem alle bereits aufgefundenen Alterthümer aufgestellt sind. 9.

Bibliographie.

Humoristische Blüthen aus dem Füllhorn des Wises und der Laune. Zum Besten der Abgebrannten in Schleiß verfaßt von einem wohlthätigen Dichter. 8. Leipzig, Teubner. 1 Thlr. 8 Gr.

(Chasali.) — O Kind! Die berühmte ethische Abhandlung Chasali's. Arabisch und deutsch, als Neujahrs-geschenk, von Hammer = Purgfall. Gr. 12. Leipzig, Hartleben. 18 Gr.

Kant's, I., Werke, sorgfältig revidirte Gesamtausgabe in zehn Bänden. 2ter Band. Kritik der reinen Vernunft. (1ste Eief.) Gr. 8. Leipzig, Mebes und Baumann. Geh. 12 Gr.

Künig Ornides mervart unde töt. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Gr. 8. Zürich, Höhr. 15 Gr.

Kaltig, A. von, Bothwell an Maria und Maria an Bothwell. Zwei Heroiden. Gr. 8. München, Franz. 12 Gr.

Mirchond's Geschichte der Seldschuken aus dem Persischen zum ersten Mal übersetzt und mit historischen, geographischen und literarischen Anmerkungen erläutert von J. A. Vollers. Gr. 8. Giessen, Ricker. 1 Thlr. 4 Gr.

Rovalis Schriften. Herausgegeben von E. Tied und Fr. Schlegel. 5te Auflage. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 16 Gr.

Van der Burgh, G., König Margot. Epifode aus dem sechzehnten Jahrhundert 1589—1599. 2 Theile. 3. Zürich, Höhr. 2 Thlr. 12 Gr.

Wackernagel, R. G. Ph., Handbuch Deutscher Prosa. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 16 Gr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 5.

5. Januar 1838.

Hautreliefs der Gegenwart. Worte an meine Zeit und an mein Vaterland von Adelbert v. Bornstedt. Leipzig, D. Wigand. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Dieses 110 weilläufig gedruckte Seiten starke Heftchen wird versiegelt verkauft. Auf dem Umschlage steht oben eine warnend emporgeredete Hand und daneben: „Nur wer dieses Buch kauft, hat das Recht, es zu öffnen“, und unten erklärt der Verleger noch einmal, daß er keine aufgeschnittenen Exemplare zurücknehme. Bei solchen mystischen Warnungen, dem räthselhaften Titel, dem versiegelten Umschlage fñhlt man sich von Schauern befangen, man bangt und zagt, man glaubt an der Pforte wichtiger Geheimnisse zu stehen, wie etwa Sesse vorthelhaft zu siedeln, oder Essig auf neue Weise zu brauen, wovon die Arcana wol gleicherweise versiegelt verkauft werden. Man überwinde indeß diese Scheu, für 16 Gr. hat man ja das Recht, dem Heftchen den Gürtel zu lösen. Freilich wird es dabei ohne einen kleinen Ärger über die Luschung nicht abgehen; denn was man auch, wie wenig man auch erwartet haben möge, getäuscht ist man gewiß. Man findet nichts — und wir wollen dieses Resultat unserer gewissenhaften Lecture damit gleich vor den folgenden Details vorausschicken —, man findet nichts als leichtes, zerflossenes Geschwätz voll Ignoranz in der Geschichte und Politik, Unklarheit in den Begriffen, voll Arroganz und Prätention. Namentlich ist die prätentöse und pretiöse Art, womit der Verf. seine Weisheit auskramt, so ungeheuer, ihre enorme Größe contrastirt so lustig mit der Nichtigkeit der Gegebenen, daß man dem Verf. unumgänglich zürnen kann, sondern ihn nur über den Irrthum, in welchem er rücksichtlich seiner selbst befangen ist, bemitleiden muß. Es thut uns leid, ein so hartes Urtheil über einen Mann fällen zu müssen, der offenbar den besten Willen hat, der nebenher zugleich, wie es scheint, etwas Schwärmer für die Menschheit ist. In jetziger Zeit aber, wo die Parteien so scharf gerüstet einander gegenüberstehen, nicht im Kampfe begriffen, aber in einer Wachsamkeit, die viel aufregender, weit aufreibender ist als der gewöhnliche Kampf, in solcher Zeit kann man sich dergleichen gutmüthige, aber fassende und leichte, verschönlende Menschen nicht fern genug halten; in solchen Zeiten ist es doppelt Pflicht, wahr zu sein, wenn auch streng. Und der Verf., der auf anderm Felde, dem

der leichten Unterhaltungslecture, mit Erfolg gearbeitet und über Mangel an Anerkennung sich nicht beklagen kann, wer hieß ihn jenes Feld verlassen, um auf das Blachfeld politischer und philosophischer Speculation hinabzu steigen? Er darf sich nicht beklagen, wenn er hier nur Dornen pflückt.

Wir rechtfertigen unser Urtheil durch Darlegung und Eingehen auf die einzelnen Theile dieses Büchchens.

Die Vorrede erklärt einigermaßen den an und für sich unverständlichen Titel, wenigstens ungefähre wie der Verf. dazu gekommen. Daß die David'sche Frontispicefrage Veranlassung dazu gegeben, ist bei dem Verf., einem fleißigen und tüchtigen pariser Correspondenten für deutsche Zeitungen, und bei dem chronologischen Zusammenreffen jener Frage mit der Publication dieser „Hautreliefs“ (die Vorrede trägt das Datum: Herbstanfang 1837) mehr als wahrscheinlich. Der Verf. sagt in der Vorrede, die folgenden Blätter enthielten die Quintessenz seiner Anschauungen:

Sie sollen das Frontispice einer spätern, längstbegonnenen und gewissenhaft fortgeführten Arbeit bilden. — In meinen „Pariser Silhouetten“ ic. lieferte ich ebenfalls Vorarbeiten und momentane Eindrücke, namentlich aber in meinen diesjährigen „Basreliefs“ habe ich den europäischen Transitzustand mehrfach, religiös und politisch, subjectiv und objectiv ausgedrückt; die hier geordneten (?) Theorien sind aus meinem Gedankenatelier entnommene Hautreliefs, welche somit zur Preisbewerbung um die heimliche Sympathie in den Concurstempel der Gedankenvelt Einlaß begehren.

Um den Umstand zu beweisen, der so vielfach schon behauptet, weilläufig erörtert und gewiß gegründet ist, daß unsere Zeit eine Übergangszeit sei, sagt der Verf. in dieser Vorrede noch:

Unsere Zeit baut eine Chauffee aus der Vergangenheit in die Zukunft, ist also unbedingt in einer Übergangsperiode begriffen.

Ist aber nicht jede Zeit, sofern sie Gegenwart ist, war oder sein wird, eine Übergangsperiode? Soll diese Bezeichnung einer Übergangsperiode nicht aber etwas durchaus Anderes bedeuten, als nach diesem schönen Schlusse des Verf. sich herausstellt, der nur den sehr wahren Satz ausdrückt, daß die Gegenwart die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft? Es fehlt dem Verf. — um unsere schwerste Anklage grade heraus zu sagen — an aller Logik: er hat einen wahren Horror vor genauen Definitio-

nen, daher eine grenzenlose Verwirrung und Unklarheit; Begriffe und Worte taumeln und purzeln wie betrunken übereinander.

Das Werkchen selbst zerfällt in zwölf kleine Abtheilungen. Die erste heißt: „Ruhebedürfnis“; sie schildert rein subjectiv und in hochstehenden Floskeln die Freude des Verf., der aus Paris entronnen ist und auf dem Lande lebt; es ist eine matte, vier Seiten lange Amplification des: „Beatus ille“ ic.

Der zweite Abschnitt heißt: „Ferien“, und ist eine Fortsetzung des vorigen; dazwischen große mächtige Worte, wie Felsblöcke umhergestreut. „Worte, Worte!“ sagt Hamlet tief sinnig und traurig. Was ist betrübender als ein solches Wort, das dasteht wie voll tragisch-ungeheuern Schmerzes und von seinem Autor erwartet, daß er ihm auch eine Seele, eine Bedeutung gebe!

Ruhe — sagt der Verf. — gebiert Denken, Denken nachdenken, Nachdenken Abwägen, und Abwägen ein Resultat. — Die Verhältnisse sind Irdischer, die uns oft in den Moorgrund verlocken. Verhältnisse machen Stände und Standpunkte, Stellungen Sieg oder Fall; nur selten ist der ohne äußeres Sängelband Geleitete dorthin gelangt, wo er sein Ziel, sein Glück, seine Kraft weiß, noch seltener sind Vernunft und Erfahrung die Regulatoren der Gefühle und Leidenschaften.

Der dritte Abschnitt heißt: „Contraste in einer Bildung“. Der Verf. braucht in diesem wie in einigen folgenden Abschnitten (z. B. Nr. 11) einen — Kniff kann man nicht sagen, da der Verf. im Ganzen de bonne foi ist — chic (um uns dieses jetzt französischen Ausdrucks zu bedienen), der viel gebraucht und sehr abgenutzt ist. Um seine Ansichten und Gefühle (und die letztern vertreten bei ihm meist die Stelle der erstern) an den Mann zu bringen, singt er eine, gar nicht oder wenigstens nicht in dieser Art oder Maße existierende Meinung oder Ansicht und bekämpft dann diese. Er läßt diese entgegengesetzte Meinung so ungeheuer dummmheiten behaupten, daß es dem Verf. sehr leicht wird, sie zu widerlegen, oder wenigstens seine eignen Behauptungen neben den enormen Dummmheiten der entgegengesetzten Ansicht in etwas günstigerem Lichte zu zeigen. So ist dieser dritte Abschnitt gegen die „Gewohnheits- und Mechanismusorganisationen“, die sogenannten Ruhigen, Praktischen und Vernünftigen gerichtet, zur Vertheidigung der eccentricen, inconsequenten, unpraktischen Naturen: die Erstern werden verdammt, die Letztern gelobt, erhoben, gepriesen. Solche Naturen seien die großen Menschheitsbeglückter:

Solche Existenzen verbreiten Licht über ihre Mitwelt. Sie greifen in das Leben der Völker ein, oder (warum die Alternative, da beides zusammen möglich?) sie gehen frühzeitig unter. (Unwahrheiten, Halb Wahrheiten!)

Der vierte Abschnitt: „Geschlossene Bildungen“. Der Verf., statt zu sagen, was er unter einer geschlossenen Bildung versteht oder verstanden haben will, was höchst nöthig wäre, beginnt mit einem Gleichniß:

Geschlossene Bildungen sind wie besetzte Städte. Sie haben ihre moralischen Zugbrücken und Ringmauern. Vor ihnen liegt ein Zweck (was hat der mit den besetzten Städten gemein?), sie erreichen diesen. Sie widmen sich Specialitäten und arbeitsamen Konsequenzen (was ist das?).

Aus allen den vielen großen Worten und Wörtern

dieses Abschnitts geht so viel hervor, daß der Verf. den Bildungen das Wort redet, die er allgemeine nennt (im Gegensatz der geschlossenen), d. h. solchen, die kein eigentliches bestimmtes Fach ergriffen haben, sondern mit holder encyclopädischer Oberflächlichkeit über Alles mitsprechen, mitschreiben. Als Beispiele solcher „allgemeinen Bildungen“, welche am tiefsten in das Staats- und Volksleben eingegriffen, nennt der Verf. denn: Christus, Mohammed, Luther!!! Welche grenzenlose Verwirrung der Begriffe:

Wehr aber wie die Vergangenheit hat die Jetztwelt allgemeine Bildung und allgemeine Bildungen nöthig, heutigen Tages, wo die Verfassungen bis in die letzten Volkstänche ihre Mitarbeiter und Regulatoren suchen müssen!! Heutigen Tages muß allgemeine und specielle Bildung so viel als möglich Hand in Hand gehen. Eine specielle kann nicht ohne die Kenntniß der allgemeinen bestehen (was ist das: Kenntniß der allgemeinen Bildung? sind die Kenntnisse derselben gemeint, so heißt es: eine specielle Bildung muß auch eine allgemeine sein; oder soll es bloß heißen, daß die specielle von der allgemeinen Notiz zu nehmen hat?) und muß diese zur Beurtheilung des Anpassens ihrer Fähigkeit an die große gesellschaftliche Maschine benutzen. Eine allgemeine Bildung wiederum wird nicht übel thun, von der speciellen sich so viel aneignen, als zu einer gewissen theoretischen Kenntniß nöthig ist, um durch diese die Verhältnisse des Speciellen zu dem Ganzen zu beurtheilen. (Soll das etwas Anderes heißen als: eine allgemeine Bildung soll von allen Fächern, Medicin, Jurisprudenz, Tischler-, Schusterhandwerk u. s. w., etwas verstehen?) Eine Nation, welche allgemeine Bildung besitzt, ist die Multiplication der in dem Individuum beobachteten Eigenschaften bis zu dem Einwohnermaximum. (!?) Eine solche Nation ist die deutsche mehr wie jede andere und wird es täglich mehr werden. (Wir glauben, daß es grade in Frankreich mehr solche „allgemeine Bildungen“ gibt, wie der Verf. sie beschreibt und haben will, als in Deutschland, wo die Meisten sich doch einem besondern Fache widmen.) Deutschland wird also täglich mehr Lebenszeichen in Europa geben und gesellschaftlichen Muth finden, um die Gruben und Spalten, welche das Vaterland durchziehen, anzufüllen, und nicht bloß commercieell, sondern auch materiell Das zu gruppieren und zu vereinen, was gewaltig nach einem Centrum strebt. Welcher Staatenintelligenz dieses ethische Siment auffinden übertragen sei, dem ist wol unbedingt durch das Prädicat der zeitgemähesten geantwortet. (Was ist das, und was heißt das?)

Der fünfte Abschnitt ist „Toleranz“ überschrieben, ein Lieblingscapitel des Verf., der dies Wort auch zum Motto wählte. In all dem vielen, breiten und seichten Geschwätz nichts Neues oder auch Bestimmtes. Was der Verf. unter Toleranz versteht, ob nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche Duldsamkeit bloß in Glaubenssachen, oder auch in Betreff anderer, z. B. politischer Meinungen, ist nicht angegeben, aus dem Raisonnement selbst geht es nicht hervor. „Die Toleranz ist nicht bloß eine christliche, sondern auch eine rein-menschliche Lehre.“ Umgekehrt, die Intoleranz ist erst durch das (abelverstandene) Christenthum in die Welt gekommen. In diesem Capitel kramt der Verf. Ansichten von der Geschichte aus, die durch nichts gerechtfertigt werden.

Wenn in der Vorzeit die gesellschaftlichen Zustände minder gespalten und in ihren Bestrebungen generalisirender waren, so mußte sich das Verlangen nach Toleranz natürlich weniger fühlbar machen.

Das ist nicht wahr, grade in der Vorzeit waren die gesellschaftlichen Zustände unendlich mehr gespalten als jetzt;

was das heißt: die Zustände seien in ihren Bestrebungen generalisirender gewesen, ist uns nicht klar geworden.

Der Mangel an Toleranz erzeugte den Protestantismus, die Religionskriege, die französische Revolution.

Die letztere ist gewiß nicht durch Intoleranz entstanden.

Die Toleranz ist eine Addition der Bedürfnisse (!), — sie ist der Regulator der Volksbehandlung; denn eine Gewaltthätigkeit förderte die andere: die Unterdrückungen der Hugonotten veranlaßten die Greuel der Repressalien in den langen Religionskriegen; die Negermißhandlungen bereiteten die Blutbäder von S.-Domingo; der spanischen Inquisition haben spätere Jahrhunderte mit blutigen Signalen geantwortet u. s. w.

Die Negermißhandlungen haben ihren Grund nicht in Intoleranz, weder politischer noch religiöser gehabt.

Alle gesellschaftlichen Zustände der Vorzeit kränkelten an dem Mangel der Toleranz.

Oben hat der Verf. ja gesagt, in der Vorzeit sei dieser Mangel weniger fühlbar gewesen, und hier sagt er, alle Zustände der Vorzeit kränkelten an diesem Mangel.

Es gibt keine geschichtliche Erscheinung, welche auf die europäischen Zustände eingewirkt hätte und nicht von der Unbulsamkeit abzuleiten wäre.

Das ist nun denn doch nicht wahr, es gibt vielmehr eine Menge solcher einflussreichen geschichtlichen Erscheinungen, die durchaus nicht aus Intoleranz entsprangen. Der Verf. führt diese Behauptung nun mit Beispielen aus:

Das Papstthum verweigerte die Reform, der kaum organisierte genfer Calvinismus drückte auf die ihm Widerstrebenden. Weber Papstthum noch Calvinismus sind unbestraft geblieben: der Calvinismus, weil er sich nicht reisend verbreitete und jetzt selbst gespalten ist; das Papstthum, weil er (es) in jedem Jahrzehnd von seinem alten Einflusse einbüßen mußte. Die Spanier und Portugiesen erpreßten ihre amerikanischen Colonien und blühten sie daher ein. England verweigerte den Nordamerikanern Gerechtigkeit, diese sind jetzt aber so groß, vielleicht mächtiger als die britische Flagge.

Was Spanier und Portugiesen an ihren Colonien, England an Nordamerika versündigt hatte, geschah doch wahrlich nicht aus Intoleranz, der Verf. müßte denn Eigennutz und Habgier gleichfalls vom Mangel an Toleranz ableiten.

Der sechste Abschnitt heißt: „Vorurtheile“; eine ungeheure Diatribe gegen Vorurtheile. Was der Verf. eigentlich darunter versteht, ist nicht gesagt, und wie wenig er sich darüber klar gewesen, beweist folgende Behauptung:

Alle Leute sind mehr zu Vorurtheilen geneigt. Sie lieben ihre alten Gewohnheiten, ihren alten Lehnstuhl u. s. w., nicht etwa der besondern Vortrefflichkeit dieser Dinge wegen, oder etwa wegen eines Vergleichs mit andern Gegenständen, sondern aus Gewohnheit, aus Übertragung (?) aus dem üblichen Sphendrian.

Nennt der Verf. eine solche Zuneigung, die er ja eben selbst aus der Gewohnheit ableitet, ein Vorurtheil? er sagt ja selbst, alte Leute liebten solche Dinge, nicht weil sie sie für vortrefflich hielten (wenn sie dieselben ohne Grund für vortrefflich hielten, könnte man das Vorurtheil nennen), sondern aus Gewohnheit.

Der siebente Abschnitt heißt: „Toleranz zwischen den Franzosen und den Deutschen“. Hier werden einige Unähnlichkeiten und Ähnlichkeiten beider Nationen hervorgehoben; tausendmal gesagt und tausendmal besser gesagt: Zeug, Spiel mit geistreich sein sollenden Gegensätzen;

von tieferm Eingehen auf den Gegenstand, z. B. Untersuchung, wie die Eigenheiten dieses oder jenes Volks mit seiner Geschichte oder seiner politischen Verfassung u. s. w. zusammenhängen, ist nicht die Rede.

Der Deutsche ist zu sehr Idee, der Franzose zu sehr Materie, der Deutsche ist zu sehr Idealist, der Zweite zu sehr Materialist.

Solche Wiederholungen finden sich häufigst. Der Verf. wünscht, daß die verschiedenen Bildungen und Charaktere beider Nationen sich gegenseitig ergänzen mögen: ein Wunsch, in den wir, allen forcirten Deutschthümern, verkappten Polizeispielen und einseitigen Schriftstellern zum Trost von Herzen einstimmen; ein Wunsch, der sich auch durch den jetzt so lebhaften materiellen und geistigen Wechselverkehr zwischen beiden Völkern von Tage zu Tage mehr realisiert. Eine Bemerkung des Verf. über den politischen Zustand Frankreichs scheint uns sehr gut und richtig:

Weil alle französische Parteien selbst bis in die kleinsten Unterabtheilungen am Staatsruder gewesen sind, so hat sich eine Vielseitigkeit und Anarchie, ein Gedränge von widersprechenden Gesetzen, Ansichten und Einflüssen gebildet und verärgert, welche nothwendigerweise nur durch gegenseitige Concessionen nebeneinander bestehen können, oder, wollten sie das nicht, einander auf Leben und Tod bekämpfen müßten.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. C. Spindler's sämtliche Werke. Zweiundfunfzigster und dreiundfunfzigster Band. Enthält: Scenen und Geschichten. Stuttgart, Hallberger. 1837. 8. 3 Thle. 6 Gr.

Die tadelnswerthe Reizung Spindler's, Eugen Sur's großliche Zersplitter in seinen Romanen zu wiederholen, kommt auch hier zu Tage, zumal in „Die Ulme des Baur“, die auf einen frohlichen Schluß angelegt war und in der uns mindestens die empfindende Todesweise des unschuldigen jungen Ehepaares zu erlassen war. Die Geschichte zerfällt in drei Theile; zuerst erscheint die pariser Straßenwelt unter Karl VI., dann wird die halb vergessene Sage von dem Pasteretenbäcker, der mit Menschenfleisch seine Waare leder machte, wieder aufgedeckt, zuletzt etwas Geschichtliches und etwas Erfundenes mit vielem Graus und einigem Ekel zusammengemacht, ganz abgestumpften Saumen noch einen Reiz aufzubetzen. Schöner verfährt der Verf. mit dem Gefühle der Urtheilskraft der Leser in der zweiten Erzählung: „Die Freileute auf der Herrenwiese“, bei denen das Spannende nicht die Federkraft verliert, nicht ins unsformlich Abgeschmackte hineintappt. Fehltritte, gerechte und ungerechte Strafen schlingen sich zur unschönen Kette in dem „Gasthaus zur goldenen Rose“, das in den gemeinen Unthaten, die darin vorgehen, eine wahre Geschichte erzählen soll. Die dialogisirten Scenen sind meistens ergötzlich, sie unterhalten, wenn sie auch in der lustigen Darstellung der Verkehrtheiten der Gesellschaft Manches übertrieben. Eine gewisse Wahrheit ist unverkennbar, auch Natur; nur sind diese Sterklinge, Komdbianten, Tagblätter u. s. w. selbst unwahr und unnatürlich, denen der Geist blos gegeben scheint, um schädlichen und albernen Mißbrauch damit zu treiben. Keiner der Betroffenen wird sich in dem Bildnisse erkennen, wol aber manches von dem äußern Glitter befangene Gemüth daraus wahrnehmen, welchen erbärmlichen Kern die unschöne Glorie verbarg.

2. Volksagen aus dem Delagau nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche, mitgetheilt von B. Börner. Altenburg, Pelzig. 1838. 8. 1 Thle. 8 Gr.

Die Sagen enthalten wenig Eigenthümliches, die Heimchen haben unter den Zwergen und Kobolden, deren Andenken in

unserm Vaterlande noch nicht verschollen ist, viele Bettern und Basen, und von den verschmähten Blättern, Epänen u. dergl., die sich in Gold verwandeln, gibt's überall Überlieferungen, deren in den lang und breiten Gesprächen, die mit vielen Worten geführt sind, billig sollte gedacht sein. Die geschichtlichen Erläuterungen suchen mitunter das Ferne, spitzfindig Abgeleitet, statt des ganz Naheliegenden auf, aber sie sind doch das Werthvollste in den Unterredungen, die allenfalls auch die gewatterten Schneider- und Handschuhmacher mit den lieben Angehörigen führen könnten.

3. Romantische Zeitbilder. Von Adolf Straßl. Wien, Gerold. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Die erste Erzählung: „Die Tochter des Kabylen“, ist aus den Berichten der französischen Decree in Alger und aus Erzählungen von Reisenden dahin zusammengesetzt, etwas Vieles hingegerathen und so ein ganz nichtliches Ragout für Leihbibliotheken angerichtet. „Jussuf und Kabbura“ ist Semlaffo's „Letztem Wälgang“ entnommen; der abenteuerliche, heldenkühne Jussuf ist eine so tüchtige Gestalt, daß er die Wasserprobe bestanden, welche die dramatische Einkleidung seiner an das Märchenhafte grenzenden Begebenheiten und Thaten über ihn verhängte, so daß er noch immer des Interesses gewiß ist.

4. Novellen. Von Johann N. Vogl. Wien, Rohmann. 1837. 8. 15 Gr.

Alle sieben Novellen theilen den Vorzug einer guten Schreibart und die Hinneigung zum Traurigen, Geheimnißvollen, was jedoch in keiner zur tragischen Würde sich erhebt. In der ersten führt Überspannung zum Wahnsinn; die zweite und besonders die fünfte mischen einigen Spuk in die Sage, was ihnen recht wohl thut; die dritte erinnert an Stolberg's „Bäuerin“ und würde, wenn man sie als ein zu errathendes Sprüchwort betrachten wollte, schwerlich es recht als: der Schein trügt, lösen lassen. „Das Scheidenschießen im Jülicherthal“ und „Der Ketzer“ ziehen durch die unbefangene lebendige Darstellung der Drillschheit, des Volksthumlichen und den glücklichen Ausgang an. Die letzte endigt die Sammlung in einem wehmüthigen Schlussact, der zu schnell verhallt, als daß man über die Richtigkeit des Satzes viel erörtern könnte. Gewiß aber ist es, daß die Novellen aus Gärten sowohl an Frische als an Anmuth und auch an Kürze denen vorzuziehen sind, bei denen Autor, Schaubühne und Verlagsort einen mitternächtlichen Rang haben, wie bei

5. Der Spielmann aus Schmagerow und das Elend bei Polchow. Zwei Novellen von Karl Norden. Köslin, Hendes. 1837. 8. 1 Thlr.

In der ersten Novelle wird unter dem Schirme nordischer Rebel und Sentimentalität ein zierliches Mäglein in einem gezwungenen Eheband getäuscht, auch sonst ansehnlicher Frevel verübt. Die zweite Erzählung hat etwas Gemüthliches, ihr trauriges Stillleben ist ohne scharfe Polemik und die Unschuld kommt mit einem blauen Auge davon.

6. Dämmerungskunden. Erzählungen und Skizzen von Wilhelm Müller. Köslin, Hendes. 1837. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon der Titel verkündet, daß hier Gewebe vorgelegt werden, geschlungen aus Trauer, Liebe und Sehnsucht. Auch trägt die Vermuthung nicht, jene Elemente sind der rothe durchgehende Faden, der am reinsten in der ersten Erzählung: „Die Rüste Friedrich's des Großen“, sich merklich macht. Ist nicht Alles darin streng bewahrt, so ist es doch ein schöner, vorzüglicher Fester. Minder gehaltvoll sind die darauf folgenden Betrachtungen und Aphorismen. „Der Borsbote“ ist lebendig und wahrhaft, so lange es die Zustände der Guerrillas und Schleichhändler in Spanien gilt; aber wie die Erzählung ins Schauerlich-Fabelhafte übergeht, verfehlt der Verf. nicht, sich Grenzen zu setzen, er schweift ins Bodenlose hin und vergiftet, daß auch der Spuk Methode will und keine offenbaren Widersprüche trägt. Mag er immerhin Borsbote als Borsbote vor jedem Tod, durch Pulver herbeigeführt, er-

scheinen lassen, es gibt Leute genug, die der Pulvererfindung großen und ihrem Urheber jedes Böse wünschen; aber warum ihn strafen, da er ja in vergesslichen Versuchen, wie der Erzähler berichtet, sich verkehrte.

7. Die Epigone, Telle. Zwei Novellen dem Dänischen nach erzählt von E. Krause. Leipzig, Köllmann. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In der ersten Novelle wird einmal die Verkleidung des Liebenden Kabbens in einem Pagen umgekehrt: der verliebte Jüngling drängt sich als Kammerjungfer in die Nähe seiner Angebeteten, hat aber das Geschick der hoffnungslos liebenden Frauen in Männertracht, er ist der Verschmähte, oder vielmehr der wie ein jüngerer Bruder, ein Kesse bei Seite Geschobene. Das Verdienst der kleinen Erzählung ist das der tüchtigen Behandlung einer Situation, die zu lösen Gemüthlichen Anlaß bot. „Telle“, aus dem Kriege des Königs Hans mit den Dietmarsen gezogen, läßt uns manche seltsame Gebräuche und Gesetze des letzten Dänischens kennen, so eigenthümlich in seinem Wesen. Der schönen Telle wäre schon der Flammentod zu ersparen, noch mehr, ihre Unschuld zu erhalten gewesen.

8. Die Bärenhöhle. Erzählungen von Carlo. Breslau, Berglag-Comtoir. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Eine solche Genügsamkeit, wie die vier Freunde besitzen, die ihren Zusammenkünften dadurch geistiges Interesse zu geben meinen, daß sie sich Geschichten erzählen, möchten nur wenige besser haben, vielmehr es ihnen vorkommen, daß der einzige Geist in diesen Unterhaltungen der des dabei consumirten Punsch und Glühweins ist, und daß der Dampf der Labackbrause gar sehr von dem in den Erzählungen übertröffen wird, in denen ein geschmackloser Anzug, den man nur noch in der operabuffa sieht, und Uebertreibungen, wie eine Kräne 12 Unzen schwer, der Triumph sind, zu dem sich die Komik aufschwingt. In den Zwischengesprächen befinden sich einige leibliche Gedanken; aber wie vermögen die das abgestandene Wasser und den überkriechenden Dunst, in dem sie schwimmen, zu kräftigen und zu durchwürgen?

Notiz.

Chinesische Erfindungen.

Der alte Salomo hat Recht, wenn er ausruft: „Gibt es ein Ding, von dem man sagt, siehe das ist neu?“ Im Augusthefte des „Journal asiatique“ von 1836 liefert Hr. Biot einen interessanten Aufsatz, in welchem er nachweist, daß manche Fortschritte der Industrie, welche bei uns als neue Erfindungen zum Vorschein kommen, schon seit langen Zeiten im Osten gemacht waren. Er erinnert an die Buchdruckerkunst, die Magnetnadel und das Schießpulver, die bei den Chinesen seit vielen Jahrhunderten bekannt sind; ferner an die Bereitung des Porzellans, welche in ihrer Vollkommenheit erst durch den Vater d'Entrecolles im 18. Jahrhunderte von China nach Europa kam; an eine künstliche Kornschwinde der Chinesen, welche zuletzt in Frankreich unter dem Namen sarare bekannt sei; an ihre Art und Weise, Metalle zu schmelzen; an ihre Papierfabrikation aus Bambus und Baumwolle; an ihre eisernen Hängebrücken; an die gebohrten Brunnen in wasserarmen Gegenden Chinas und an ihre genauen Angaben, wie man Gas durch Röhren leiten könne, um die Straßen einer Stadt zu beleuchten, welche lange vor unserer Gasbeleuchtung von de Paw in Zweifel gezogen worden seien. Endlich gibt Biot aus einer japanesischen Encyclopädie von 1713 das Verfahren an, Zucker und Syrup aus Reis mittels Niederschlag zu gewinnen, und bemerkt, daß dessen schon in einem Chinesischen Werke von 1578 Erwähnung geschehe, während die Proceßur, Fruchtzucker zu erzielen, erst seit 1811 bei uns bekannt sei. Den Rohrzucker und die Bereitung des Reiskrautweins oder Sak-lerausen die Chinesen schon um 707 von den Indern kennen.

Sonnabend,

Nr. 6.

6. Januar 1838.

Hantreliefs der Gegenwart. Worte an meine Zeit und an mein Vaterland von Adelbert v. Arnstedt.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Der achte Abschnitt: „Der Deutsche und der Franzose als Individuen“, ist eine Fortsetzung des vorigen und enthält gleich diesem falsas mixta veris. Als falsch dürfte sich z. B. folgende Behauptung des Verf. hervorheben lassen:

Die deutsche Philosophie erweiterte den französischen Gedankenhorizont, die Franzosen benutzten die Philosophie der Deutschen und warfen die unnütze Beithat weg.

Es wird noch einige Jahre dauern, ehe die Franzosen etwas Ordentliches von deutscher Philosophie erfahren; was sie davon wissen, haben sie von H. Heine erfahren, und das ist doch bekanntlich nicht viel; der Charlatan Cousin will als Vermittler deutscher Philosophie gar nichts bedeuten.

Im neunten Abschnitt: „Die neuen Ideen, oder Wort- und Begriffsverwirrung“, eifert der Verf. gegen einen Fehler, dessen sich Niemand mehr schuldig gemacht hat als er selbst. Dieser Abschnitt enthält zugleich Betrachtungen über französische Vergangenheiten und deren Erben, die jetzigen Zustände. Der Verf. beginnt dabei mit einer seltsamen Behauptung:

Dießjährige Parteigerungen haben eine Wort- und Begriffsverwirrung hervorgebracht, welche nur die Folge des Strebens ist, welches alle Parteien an den Tag legen: sich nämlich die eine freiheitsliebender, humaner und wahrhaft vernünftiger als die andere zu zeigen.

Sobald man annimmt, der Verf. habe unter dem „an den Tag legen“ nur eine Simulirung und Verschönerung humaner und vernünftiger Tendenzen verstanden, ist diese Bemerkung nicht unwahr. Der Verf. meint darunter aber offenbar ein *exhibere de bonae fidei*; denn er unterscheidet im folgenden Satze zwischen dem Falle, wo dieses Streben nur ein „Deckmantel“ sei. Unter den Betrachtungen über die nächste französische Vergangenheit führt der Verf. auch die verschiedenen Patrieulte und Parteischwelle an: *Vive le roi, vive la liberté* u., darunter auch den Ruf: *Mort ou roi*; der ist, so viel wir wissen, niemals und in keiner Phase der französischen Revolution gebraucht worden und würde auch wol in dieser Art der Fassung nicht gut haben gebraucht werden können.

Wenn der Verf. nun in diesem Abschnitte Fortsetzung

unter den politischen Parteien fodert, so klingt das zwar sehr schön, die Sache ist nur leider unmöglich; politische Parteien, die sich, wie z. B. Legitimisten und Republikaner, schnurstracks gegenüberstehen, müssen sich ihrem Wesen nach auf Leben und Tod bekämpfen, toleriren einander können sie nicht, wenn nicht, wie dies freilich in Frankreich zumelst der Fall ist, dergleichen politische Farben und Parteiunterscheidungen nur ein Deckmantel sind für egoistische Zwecke, denen der Sieg der Partei nur als Mittel dienen soll.

Im zehnten Abschnitt: „Deutschland und Europa“, wird das Lob Deutschlands gesungen und gegen dessen Ankläger und Tadler geeifert, denen unter Anderm vorgeworfen wird (S. 82), sie hätten Deutschlands innern Reichthum, „seine Fülle von Kraft und Liebe, seine hellsehende Vernunft, sein duldsames frommes Gemüth“ nicht gekannt; dieses „duldsame Gemüth“ ist aber gerade ein Hauptvorwurf, den die Ankläger Deutschlands, wie z. B. Börne, diesem machen. Manches in diesem Abschnitt verstehen wir nicht, z. B. folgenden Passus:

Jünger, welche dich (Deutschland nämlich) innig liebten, Johannesfesseln, welche so gern an deinen Brüsten geruht hätten, welche mit dem Blute ihres Herzens die Worte ihres Grams in die Papyrusrollen der Gegenwart schrieben, edle stolze Kinder deines Bodens hüllten sich in ein Trauergewand, wanderten aus, verstummten oder legten sich nieder zu sterben, die armen Bundgebrückten und Kurzsichtigen, als ob ihre augenblickliche Reizbarkeit, ihre fränkliche Ertummung, ihre fieberische Ungebuld, ihre großmüthige Gedankenschiffahrt die Boussole der Zukunft sei. (Was heißt das?)

Wunder unklar, aber unwahr ist die Behauptung (S. 84):

England hat seine weltgeschichtliche Phase durchzogen und wird nie sein seelisches Übergewicht wieder begünden.

Der Verf. erwünscht eine Etsarkung und Eitigung Deutschlands und sagt:

So lange Deutschland schwach ist, so lange wird in Europa ein Regulator zwischen dem Vorwärts und dem Rückwärts (?) fehlen. So lange Deutschland kein mächtiges Wort in die Berathung der Zeit werfen kann, so lange wird die europäische Existenz dem Zufalle überliefert und gewaltsamen Ausbrüchen ausgeliefert sein.

Wir sind grade entgegengesetzter Ansicht und glauben an die (allgemeine) Noth der „europäischen Existenz“ nur, so lange Deutschland zerstückelt, d. i. schwach ist; gerade

durch seine Zerspitterung ist es jener „Regulator“ geworden, ein unerschöpfliches Reservoir conservativer Ideen. Wie ein alter Burschenschafter von 1817 verlangt der Verf. Einigung Deutschlands und fragt naiverweise:

Wird diese heilige versöhnliche Lehre (der Einigung Deutschlands) von keinem Hochgestellten der nächsten Gegenwart gefühlt werden? Klopft in dem deutschen Busen kein Hochgefühl, Großes zu vollbringen und die compacte Einigung als die einzige Gebälerin der Kraft aus den Lehren der Geschichte zu vollenden? Fehlt nahe dem Throne ein feuriger Wille, die Heimat zu solchem Gipfel des Ruhms und der Einheit zu leiten?

Der Verf. scheint denn doch eine etwas gar zu vortheilhafte Idee von dem Zustande Deutschlands zu haben, wenn er fragt:

Brauchen wir in Deutschland Revolutionen und Revolutionnaire, um Mißbräuche abzuschaffen, welche nur beschämt und hier und da versteckt erscheinen? haben wir in der größten Ausdehnung Deutschlands Priester- und Adelsheerfahrt, Finanzverschwendung und Leibeigendruck zu vertilgen?

Wenn sich diese Frage auch nicht bejahen läßt, so kann man sie doch auch eben nicht verneinen.

Der Verf. betrachtet dann Deutschland in seiner Stellung zwischen Frankreich und Rußland, und inwiefern eines dieser beiden Länder auf Deutschlands Zukunft entscheidenden Einfluß ausüben werde. Der Verf. ist dabei nur nicht immer klar, z. B.:

Kann Deutschland von den vollkühnlichen Theorien eines gespaltenen Frankreichs je eine Unterjochung befürchten, welche von einer andern concentrirt: militairischen, russisch-tatarischen, über Massen gebietenden nicht dieselbe Sicherheit bieten würde. (Was soll das heißen?)

Kann Frankreichs vulkanischer Boden Deutschland auch nur den mindesten Schrecken einflößen, wenn die natürlichsten Gesetze der Selbsterhaltung dieser Nation jede Eroberungssucht und tyrannische Überschwemmung oder Propagierung blutig büssen und noch büssen lassen würden, indem sie Frankreichs Leben- und Civilisationsprincip schnurstracks zuwider wären.

Mit Erlaubniß, Hr. v. Bornstedt, da haben Sie Unrecht: der „vulkanische Boden Frankreichs“ darf Deutschland wol einigen Schrecken einflößen, namentlich da Deutschland, und mit Recht, mehr als Sie an „französische Eroberungssucht“ glaubt. Ist doch die Erinnerung an einstigen Besitz des linken Rheinufers noch immer ein Mittel, die Kriegs- und Eroberungslust der stets kriegs- und eroberungslustigen Franzosen immer von Neuem aufzuregen.

Im elften Abschnitt: „Zeltenverderbniß“, kämpft der Verf. mit einer Windmühle, nämlich mit Denen, die unsere Zeit der Verderbniß anklagen. Dieses Geschlecht der Zeitankläger ist aber nie schwächer gewesen als jetzt und möchte höchstens in pietistischen Conventikeln existiren. Er wirft diesen „Verleumdern der Jetztwelt“ unter Anderm vor:

Sie erwägen nicht, wie heute durch die Presse kein Vergehen der Individuen, keine Verirrung der Parteien verschwiegen bleibt, wie diese sich gegenseitig beobachten, die geringsten Fehler ausbeden und die kleinsten Vorfälle oft in ihrem Interesse vergrößern.

Das Letzte ist denn doch wahrlich ein schlechtes Lob! Der Verf. führt dann die Apologie unserer Zeit durch historische Gegeneinanderstellungen der Anklagen der Jetztzeit und ehemaliger Verderbtheiten aus. Wie ungenau

und unklar aber der Verf. in Allem ist, zeigt sogar der Umstand, daß er über Das, was er als „Ehemals“ angreifen und was er als „Jetzt“ vertheidigen soll, nicht im Reinen ist. S. 98 werden die Greuelthaten der ersten französischen Revolution unter den Anklagen genannt, welche der Jetztzeit gemacht werden; S. 101 aber führt der Verf. die Strangulirung Kaiser Paul's unter den Greueln an, deren sich die „ehemalige“ Zeit schuldig gemacht und welche die der Jetztzeit gemachten Anklagen breiweitem aufwögen. Dabei heißt es:

Unsere Zeitverächter zeichnen die Namen der neuern Königsräuber ein, als ob es keinen Jacques Clement, keinen Ravallac, keinen Damiens u. s. w. (es folgen Erinnerungen an früheren Königsraub), keine Enthauptung eines und einer Stuart, keine Erdolchung Monaldeschi's (?) gegeben habe.

Was hat der Name unter den Königsräubern zu thun? Die Kenntniß des Verf. in der Historie scheint, obgleich er damit zu prunken liebt, nicht besonders stark. Unter den berühmten Spitzbuben der Vergangenheit wird neben Cartouche und Schinderhannes auch „Olivier le Daim“ genannt.

Der zwölfte und letzte Abschnitt heißt: „Epilog und Abendruhe“. Der Verf. beginnt also:

Bogu nur all der Zeitenlärm, all die Gedanken voll Kühnheit und Liebe, von Sehnsucht und Ehrgeiz werden manche Leser gefragt haben?

Der Verf. gibt darauf die Antwort: er habe die Wagschale halten wollen zwischen den Theorien des äußersten Radicalismus und des „einseitig Absoluten“ (soll wol heißen: einseitigen Absolutismus). Ein Abwägen dieser Gegensätze haben wir aber im ganzen Buche gar nicht, oder nur sehr nebenher gefunden. Der Verf. sagt:

Nur Die werden mich verstehen, und deren Zahl ist groß, welche menschenfreundlich und mäßig, tolerant und tolerant sein wollen.

Das Letztere, nämlich „tolerant sein“, wollen Alle; daß aber die Zahl Derer, die den Verf. verstehen, groß sei, wie er behauptet, glauben wir nicht.

Das Büchlein wimmelt übrigens von Druckfehlern, die wol in der Entfernung des Verf. vom Druckorte ihren Ursprung und ihre Entschuldigung finden mögen. Manche Sachen dagegen kann man nicht flüchtig als Druckfehler gelten lassen, z. B. „Exaltator“ (wie Agitator) ist kein Wort, „Tricennium“ für Zeitraum von 30 Jahren ebenso wenig; didaktisch-system schreiben soll wol didaktisch-systematisch heißen. Druckfehler ist wol: „Vive les Bourbons“, für: Vivent etc.

Damit wollen wir denn die einzelnen Ausstellungen, die wir dem Verf. gemacht haben, und die wir noch bedeutend hätten vermehren können, schließen. Nach dem Grunde und der Absicht des Schreibens zu fragen, ist in jetziger Zeit eine verlorene Mühe; darnach fragen wir den Verf. auch nicht; wol aber nach der seltsamen Form, namentlich nach dem Grunde, der dem Verf. gegen den Umschlages zu Grunde lag. Am Ende ist nur der Verleger dafür verantwortlich, der es vielleicht hat versuchen wollen, auf diese Weise einmal das Fatale „zur Ansicht schicken“, diesen Wurm des deutschen Buchhandels, zu eludiren. Oder wußte der Verleger, daß, wer

das Buch konnte, es nicht kaufen würde? Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich ist das Ganze nur eine geistreiche Mystification des Verf. gegen das Publicum, das durch den hochtrabenden Titel, den versiegelten Umschlag u. angelockt werden sollte. Daß das Ganze so platt und leicht, war dann seine Absicht, eine geistreiche Satire auf viele anberufene Tageschriftsteller.

12.

Études de droit public, par G. F. Schützenberger.
Paris 1837.

Hr. Schützenberger ist ein denkender Geist; er hat die Schriften der ausgezeichnetsten Philosophen, der deutschen sogar, studirt; ihre Systeme sind ihm bekannt. Allein wenn schon ausgerüstet mit vielem Wissen und begabt mit mannichfaltigen Kenntnissen, wovon das Buch zeugt, rauben ihm doch seiner eignen Angabe nach seine Berufsgeschäfte zu viel Zeit, um eine Vieblingsidee seiner frühern Jahre — Erforschung der Verhältnisse des Rechts zu Philosophie und Geschichte — in ihrem ganzen Umfange ausführen zu können. Seine Studien konnten demnach nur fragmentarisch sein; um aber ihren Resultaten gleichwohl eine gewisse Einheit zu geben, schrieb er „Prolegomena“, deren erster Theil, „Von der Natur des Rechts“, hier vor uns liegt. Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß derselbe beabsichtigt, in einem zweiten Theile seine Ideen über die Natur des Staats und die historische Verwirklichung der Rechts- und Staatsformen darzulegen, in diesen Rahmen aber die philosophischen Allgemeinheiten der Wissenschaft des Rechts einzufassen und hierauf mit vollkommener Geistesfreiheit die Forschungen seiner historischen Entwicklung anzutreten.

Um nun zur Lösung der hier in Kürze ange deuteten Aufgabe, d. i. zu seinem Ziele zu gelangen, hat Hr. S. eine ziemlich lange Bahn zu durchwandeln, auf der ihm Schritt vor Schritt wir jedoch verzichten, uns darauf beschränkend, bei einigen ihrer Hauptstadien mit ihm zu verweilen.

Mit der Analyse der dreifachen Bedeutung des Wortes Recht beginnend, geht er tiefer auf die Materie ein als viele andere Forscher seines Faches. Zwar gibt er gleich ihnen zu, daß die Freiheit zu handeln und das Gesetz, das deren Grenzen bestimmt, nebst der Gewalt, die das Gesetz anwendet, die äußern Bedingungen des obligatorischen oder juristischen Verhältnisses bilden; allein es sind, wie er richtig bemerkt, die Bedingungen, unter denen ein Ding besteht, noch nicht das Ding selbst; somit müsse man denn der Sache noch weiter auf den Grund gehen, um zu dem eigentlichen Wesen (essence) des Rechts zu gelangen, und daher vor Allem erforschen, was gerecht (justo) oder ungerecht (injuste) sei. Dieser Theil der Arbeit unsers Registen erscheint uns beinahe als der wichtigere, weshalb wir denn auch ihn in besondere Betrachtung ziehen wollen, zwar nicht um eine ausführliche Analyse des ganzen Abschnitts zu geben, doch aber, um denselben diejenigen Momente zu entlehnen, die unserm Zwecke, die Leser d. Bl. mit Hrn. S.'s individuellen Ansichten bekannt zu machen, ganz vornehmlich entsprechen.

So verschieden nun auch an sich die von den Rechtsphilosophen über den in Frage stehenden Gegenstand aufgestellten Lehrsysteme sein mögen, so kann man solche doch füglich unter drei Hauptkategorien zusammenfassen. Die Theorien der einen nämlich sind bloß negativ, indem sie die Thatfache an die Stelle des Rechts setzen; die Andern gehen nicht so weit, da sie sich darauf beschränken, das Gerechte und das Ungerechte von jedem absoluten Charakter zu entkleiden; die dritten endlich stimmen darin überein, daß vorerwähnte Begriffe allerdings eine unveränderliche Natur haben, jedoch sind sie hinsichtlich der Quelle, die man denselben überweisen muß, ge-

theilter Ansicht. Sehen wir nun, wie der Verf. über diese unterschiedlichen Theorien, deren Grundzüge bloß anzudeuten uns für unsern Zweck genügen erscheint, urtheilt. Sich zuerst mit dem Systeme der negativen Theorien beschäftigend, vermag er, nachdem er solche entwickelt, darin nur ein Werkzeug des Krieges und des Angriffs zu gewahren. „Diejenigen, welche Institutionen vernichten wollten, die ihrem Charakter oder ihren Verbesserungsplänen nicht entsprachen, haben niemals ermangelt, sich mit einer in ihrer Gewaltthätigkeit unbegrenzten Kritik zu bewaffnen. — Utopien sind nicht nach unserm Geschmack. Nur insoweit vertrauen wir dem Fortschritt, als er langsam und allmählig von Schatten geht und sich auf die Vergangenheit, als seine natürliche Basis, stützt. Die alten und neuern Theorien, die auf eine absolute und rabulische Reform hinausgehen, verzichten von selbst auf jede mögliche Berwirkung, d. h. wir finden sie mindestens unfruchtbar. — Was uns sogleich bei diesem Negationsystem in die Augen fällt, ist die unvollständige Beobachtung der Natur des Menschen, der durchaus nur materielle Begriff von den Kräften, die seine gesellschaftlichen Verhältnisse bilden. Ohne Optimist zu sein und ohne die Menschen allzu günstig zu beurtheilen, muß man sie nur recht beobachtet haben, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß persönliches Interesse weder die einzige noch die vornehmste Triebfeder ihrer Handlungen sein kann. Die Gesellschaft ist etwas Anderes als das Resultat der Unterdrückung des Schwachen durch den Starken.“ Im Verfolg seiner Polemik, die freilich zuweilen etwas declamatorisch wird und daher minder überzeugend als überredend ist, gibt nun zwar der Verf. zu, daß auch ihm das egoistische Interesse als eine der herrschenden Thatfachen erscheine; allein es sei dieselbe keineswegs die einzige, vielmehr stehe ihr eine andere zur Seite, die ihre Effecte neutralisire und durch gleich starke Gegenwirkung beschränke. Es seien dies die sympathetischen Instinkte, die oft noch stärker als der egoistische Instinkt wärren, und denen man hauptsächlich die Reigung des Menschen für seines Gleichen, die Annäherung der Geschlechter und die dauerhaften Bande, welche die Familie umschlingen, zuschreiben müsse.

Sehen wir nun, was der Verf. von dem Möglickeits-systeme hält, als dessen Hauptvertheidiger, wenn schon nicht als Begründer, der Wille Bentham vornehmlich bekannt ist. Diesem Systeme, meint er, gehe hauptsächlich die Intelligenz des historischen Elementes ab; seine Effecte seien daher wesentlich revolutionnär. Sein vornehmstes Verdienst bestehe in der logischen Herleitung der letzten Consequenzen des aufgestellten Princips, die das System im Gebiete der Moral, der Gesetzgebung und der Politik streng befolgen. Da es sich jedoch sehr wenig um die Geschichte bekümmere, die es als ein langweiliges Namenregister der Irrthümer der Menschen verachte, auch mit den idealen Erfordernissen, die es als Ideologie behandle, nichts zu schaffen haben wolle, so halte es sich lediglich an die Wirkungen und gestalte die Thatfache im Recht um. Endlich sei das intellectuelle Vermögen, an welches sich das Möglickeits-system ausschließlich wende, indem es ihm die Herrschaft über alle andern Vermögen einräume, jene Wirklichkeit der Intelligenz, welche die deutschen Philosophen Verstand (entendement) nennen, worin aber, wie Hr. S. mittels Erörterung, die wir jedoch füglich übergehen zu können glauben, zu beweisen sucht, keineswegs die äußerste Grenze der intellektuellen Vermögen und folglich die der Ideen zu finden sei.

Am Schlusse der betreffenden Untersuchung begegnen wir dem Kant'schen Systeme, dessen Grundgesetz der Moral — der sogenannte kategorische Imperativ — zugleich die Basis des Gerechten (justo) sein soll, und das Hr. S. mit den eignen Worten des Königsberger Philosophen darstellt. Allein auch dieses System befriedigt ihn nicht. „Nach Kant“, sagt er unter Andern, „unterscheidet sich das juristische Verhältniß von dem moralischen durch die Möglichkeit des Zwanges; allein

Zwang ist nur auf äußere Handlungen anwendbar; die inneren Acte der Seele entgehen ihm. Man kann Niemand zwingen, sich einen Zweck vorzusetzen, ebenso wenig als man zwingen kann, daß die Handlungen in Gemäßheit dieses Zweckes seien. Das juristische Verhältniß beschränkt sich somit auf den Einfluß der Handlungen einer Person hinsichtlich einer andern; es besteht in einem wesentlich äußern Verhältnisse. Das Recht, als obligatorische Richtschnur dieser Verhältnisse betrachtet, ist der Inbegriff der Gesetze, für welche die Möglichkeit einer äußern Gesetzgebung besteht. Der dauerhafte Grund der äußern Verhältnisse, die unter den Menschen bestehen können, findet sich in der Freiheit der Handlungen, und da diese gegenseitig ist, insofern Jeder sie in Anspruch zu nehmen befaßt ist, so kann das Recht als der Inbegriff der Bedingungen definiert werden, wonach sich die Willkür des Einen mit der Willkür des Andern vereinbaren läßt. — Kant's Formel nun erschöpft die Idee des Rechts, was die Formen betrifft; allein ihre Unfruchtbarkeit ist auffallend, wenn man es versucht, die Grundsätze des Rechts selbst daraus abzuleiten. Die Doctrin, welcher Kant den Namen metaphysische Principien des Rechts gegeben hat, ist nichts als ein Resümé der römischen Gesetzgebung unter abstracter Form und von den Bestimmungen entleert, die in nationalen und historischen Particularitäten ihren Grund haben."

Gleich Kant sind auch die spätern Koryphäen der deutschen Philosophie unserm Verf. keineswegs fremd. Bevor er zu den letzten Conclusionen seiner Untersuchung gelangt, analysirt derselbe die von Fichte und Schelling aufgestellten Lehrgedäude, die er jedoch sämmtlich in das Gebiet der Hypothese verweist. So sagt er über Fichte, sein religiöser Charakter, sein Enthusiasmus für die Wahrheit habe ihn oft edle Gedanken eingegeben, die er mit Berechtigung ausgedrückt gemußt, und der Reichthum der Ideen, der in seinen philosophischen Werken hervorglänze, mache die Armuth seiner Hypothese vergessen. Dann fragt man sich, wie es zugehe, daß sich das Ich in der Nothwendigkeit befinde, sich ein Nicht-Ich entgegenzusetzen, das seine absolute Thätigkeit beschränke, oder wie es möglich sei, daß ein bloßer Act des Ich eine Realität zu sein scheine, während Acte von der nämlichen Beschaffenheit den Charakter bloßer Ideen beibehalten, so sei hierauf gar keine Antwort zu geben. Von Schelling's Hypothese heißt es, sie schwebte allerdings in den höchsten Regionen. Die Natur, die Geschichte, der Mensch, Alles werde erklärt durch die festgestellten Sätze über das Wesen Gottes, seine Persönlichkeit, seine Wirklichkeit. „Aber", bemerkt Hr. E., „es bleibt uns unbekannt, welche Macht die Intelligenz des Menschen in diese Geheimnisse eingeweiht hat; die Analyse findet keinen Platz in diesem Systeme; der Beweis wird verweigert; Erkenntniß durch Anschauung (intuition) aber begreifen wir wol als ein Mittel, dessen sich die Intelligenz bedient, um sich selbst kennen zu lernen; allein wie vermag die Erkenntniß, womit das Geschöpf begabt ist, eine Erkenntniß von dem Wesen Gottes, seiner Persönlichkeit, der absoluten Identität zu werden?" Charakterisirt nun, nach Hrn. E.'s Urtheil, eine tiefe Verfehlung die Theorie Schelling's, so offenbart sich in Hegel's System allerdings eine unermeßliche dialektische Kraft; jedoch lasse sich aus demselben der Begriff vom Gerechten und Ungerechten um so weniger ableiten, als diesem Philosophen zufolge das Recht und die ganze Geschichte nur vorübergehende Momente in der Genese des Absoluten sind. Pabo er in diesem Sinne auch wol sagen können: „Alles was ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist", so dürfte man sich doch nicht wundern, daß man seiner Theorie den Vorwurf gemacht, sie führe zum politischen Aulietismus; denn da hiernach selbst Gott vernünftig ist, sich mit Dem zu begnügen, was ist, weil er noch keine seinem Wesen mehr entsprechende Form habe entwickeln können, so müßten wir Menschen uns wol ebenfalls damit begnügen.

Betrachten wir nun schätzvoll Hrn. E.'s eigene Antwort, als das Endresultat seiner Forschungen, in möglichst kurzen, aber deutlichen Worten zusammenzufassen; denn, beiläufig gesagt, seine Dialektik ist nicht immer ganz klar. Das juristische Verhältniß ist, ihm zufolge, das Verhältniß einer Persönlichkeit zu einer oder zu mehreren andern Persönlichkeiten. Das Grundgesetz der Persönlichkeit wird demnach das oberste Princip des Rechts sein. Seine Elemente, sein Wesen, seine Form, mit einem Worte seine Natur sollen sich aus diesem Principe entwickeln, sowie sich die Form des organisirten Wesens aus ihrem Keime entwickelt. Besagt nun aber auch jenes Grundgesetz „freie und vollständige Entwicklung der Persönlichkeit", so kann diese doch nicht anders als im gesellschaftlichen Zustande vor sich gehen; demnach ist dieser Zustand der Naturzustand des Menschen. So wenig wie angenommen werden kann, daß in den Wechselbeziehungen der Persönlichkeiten eine jede derselben das Grundgesetz, welches sie regiert, in sich selbst zur Erfüllung bringen müsse, was den Staat unnothwendig machen würde, ebenso wenig kann auch unterstellt werden, daß keine von ihnen es zu erfüllen genöthigt sei, was den Staat unmöglich machen würde. Ist aber dagegen voranzusetzen, daß zwischen einzelnen in der Association lebenden Persönlichkeiten durch Selbstsucht und andere Leidenschaften hervorgerufene Kämpfe sich zum Ostrern erheben dürften, so werden die andern Mitglieder derselben, welche die schämmen Reigungen, die aus dem Widerstreite der persönlichen Interessen entstehen, nicht theilen, Partei für diejenigen ergreifen, deren Ansprüche ihnen als die gerechtesten erscheinen, die dem Grundgesetze der Persönlichkeit am angemessensten sind. Gesellschaftliche Intelligenz und Wille werden die Unmacht der individuellen Intelligenz und des individuellen Willens ergänzen. Gesellschaftliche und juristische Autonomie tritt an die Stelle der individuellen und moralischen Autonomie, und die Gesellschaft verwandelt sich in Staat. Als Konsequenzen dieser Genesis des Staats leitet nun der Verf. den Inbegriff des bürgerlichen, des öffentlichen und des peinlichen Rechts ab; was aber das Bürgerrecht anbelangt, so bedauert er mit andern Philosophen, daß solches bis jetzt nur noch in seinen ersten Grundzügen bestehe, obgleich die Persönlichkeit des einen Staates sich, gleich der der Individuen, im Wechselverhältnisse zu der Persönlichkeit anderer Staaten befinde. Auch gibt er uns wenig Hoffnung, ein solches Recht je ins wirkliche Leben gerufen zu sehen, da es zum Behufe einer Autonomie bedürfe, die über einer jeden jener Collectivpersönlichkeiten stehe, um ihrer wechselseitigen Verhältnisse zu juristischen zu gestalten. 15.

Notiz.

Der „Propagatore religioso", ein turiner Journal, enthält den Bericht eines katholischen Missionairs über die Fortschritte des Katholicismus in Kentucky, der mit folgender vergleichenden Übersicht des Zustandes der katholischen Gemeinden dieses Staates in den Jahren 1830 und 1836 schließt:

	1830	1836		
Priester	6	36	Dominikaner	4
			Weltliche	2
Nonnen	—	260	Weltliche	28
Katholiken	16,000	35,000	Dominikaner	5
Kirchen	10	33	Jesuiten	8
Klöster	—	3		
Kollegien	—	2		
Schulen und Pensionen	—	11		
Seminarien	—	2		
Bischöflicher	—	4		

Der Berichtsteller unterzeichnet sich: „Donodetto Giuseppe vesovo di Bradstown Kentucky." 14.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 7.

7. Januar 1838.

Bemerkungen über den Einfluß der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit, von Amariah Brigham. Mit Anmerkungen von Robert Macnisch. Aus dem Englischen übersetzt von A. Hildebrand. Berlin, Enslin. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Die Grundlage dieser Schrift bildet dasselbe Thema, welches vor Kurzem unser verdienstvoller Corinzer in seiner zeitgemäßen und so vielfältig besprochenen Abhandlung: „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“, zuerst zur Sprache gebracht hat, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Verf. derselben weitläufiger darüber verbreitet und sich besonders über die allzu frühe Verstandesbildung und deshalb über die ganze erste Erziehung des Menschen, ihre Mängel und nachtheiligen Folgen für das spätere Leben ausspricht.

Es muß allerdings sehr auffallen, daß, wie der Übersetzer sehr richtig bemerkt, aus einem fremden Welttheile (der Verf. lebt nämlich in Amerika), der, wie man wähnen sollte, den schädlichen Einflüssen der verfeinerten europäischen Bildung und Überbildung fremd geblieben, dieselben Bemerkungen, dieselben Klagen und das Verlangen nach Abhülfe von eben denselben Mißbräuchen herüberbringt, als sie in Europa vernommen werden; ja, daß der freie Amerikaner unser Vaterland als dasjenige bezeichnet, wo man die richtigsten Ansichten über die Verstandesbildung und Erziehung der Kinder in Theorie und Praxis entwickle. Wir wissen es leider besser, daß dem nicht so ist, ohne deshalb richtigere und der menschlichen Natur angemessenere Wege einzuschlagen. Denn obwol Corinzer den Nagel auf den Kopf getroffen hat, und obwol die allgemeine Sensation, die seine kleine, aber inhaltschwere Abhandlung erregt hat, und die vielen Stimmen, welche sich für und gegen ihn erhoben haben, beweisen, daß seine Warnungen nicht bloß aus der Luft gegriffen sind, was wird es helfen? wird seine Stimme dahin bringen, wohin sie nothwendig bringen muß, wenn dem Ubel aus dem Grunde abgeholfen werden soll, zu den Ohren der Machthaber? Denn, nehmen wir die Sache schärfer ins Auge, so sind es nicht bloß die großen und kleinen Schulmeister, die ihr hemmend in den Weg treten und meinen, ohne ihren Horatius und Livius sei kein Pöhl mehr zu finden auf Erden; die Wurzel des

Ubels liegt tiefer. So lange man nicht aufhören wird, die Menschen nur nach ihren geistigen Vorzügen zu wägen und zu schätzen, so lange das Ziel, nach dem alle Jugendbildung gerichtet ist, nur die wissenschaftliche Erkenntniß, und der Hebel und Stachel, um dazu zu gelangen, nur Amulation, bleibt, so lange der Weg des Lebens nur durch Ketten von Büchern führt und seine Säume nur mit Lehrern und Lehrerinnen besetzt sind, so lange man endlich bei unsern Prüfungen die Masse der Kenntnisse zum Maßstab der Tüchtigkeit macht und sich dabei um Anschauungs- und Auffassungsvermögen, Erfindungs- und Urtheilskraft nicht kümmert, so lange kann es nicht besser werden. Es handelt sich hier nicht bloß darum, den Schülern einige Lehrstunden abzunehmen, sondern um eine gänzliche Umänderung der Grundsätze, auf denen das Wesen unserer ganzen heutigen Erziehung beruht. Der Zuschnitt muß vom Hause aus anders gemacht werden, und schon die erste häusliche Erziehung muß der spätern Schulbildung in die Hände arbeiten. Die Freude der Ältern über die frühzeitige Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ihrer Kinder, die sorgsame Pflege, die man auf diese Entwicklung durch zu frühe Unterweisung, durch Lecture und Lehrer verwendet, die Erweckung der Eigenliebe und Überschätzung, die man dadurch bei fähigen Kindern befördert, und die Entmuthigung und Entkräftung, die man dagegen bei andern zuwege bringt, welche jenen an geistigen Anlagen nachstehen, hat sicher die Welt um mehr brauchbare Menschen gebracht als Krieg und Seuchen zusammengenommen. Wann wird man doch endlich einmal anfangen einzusehen, daß Verstand und Gedächtniß nicht die einzigen Gaben sind, die die Vorsehung dem Menschen für dieses Leben mitgegeben hat; daß die Menschheit wie der einzelne Mensch aus verschiedenen, nicht gleichgeformten Gliedern besteht, die sich gegenseitig ergänzen und aushelfen müssen; daß, gleichwie nicht alle Vögel sich durch den Gesang der Nachtigall auszeichnen, auch nicht alle Menschen an geistigen Fähigkeiten sich gleich sein können; daß, obwol geistige Vorzüge eine reiche Quelle des Nutzens und Vergnügens für Denjenigen werden können, der sie besitzt, sie doch nicht die einzigen und oft nichts weniger als geeignet sind, das wahre Glück und die Zufriedenheit des Menschen zu begründen, wenn sie sich nicht mit Vorzügen

des Herzens vereinigen? Aber gerade dem kindlichen Herzen bereiten wir das verderblichste Gift, wenn wir die geistige Ausbildung als den Hauptzweck des Lebens voranstellen, der frühzeitigen Entwicklung allen Vorschub thun und sie durch künstliche Reizmittel, namentlich durch Lob, Auszeichnung und Erweckung des Racheiferungsstriebes zu begünstigen suchen; grade dies sind die Mittel, alle Unschuld, Demuth und im Verlauf des Lebens jenen innern Seelenfrieden, der höher ist als alle geistigen Vorzüge, als Titel und Ordensband, in der Geburt zu ersticken.

Überhaupt aber wird der erste Grund zur fehlerhaften Erziehung der Kinder meist schon von den Ältern dadurch gelegt, daß sie der Lust nicht widerstehen können, in ihnen Muster von Geheftigkeit und Verstandesbildung zu sehen, indem sie diese geistige Dressur selbst schon von der Wiege an anwenden, oder, oft selbst gegen den Willen der Lehrer, ihre Kinder zu früh in die Schule schicken. Sie bedenken nicht, daß das Organ der Seele selbst erst einer gewissen Reife bedarf, um zu seiner geistigen Thätigkeit geschickt zu sein. Mögen sie beherzigen, was unser Verf. in den drei ersten Abtheilungen seiner Schrift über das Gehirn, als das materielle Organ, durch welches die geistigen Fähigkeiten sich äußern, über den Zustand des Gehirns in der ersten Lebensperiode, die Wirkung desselben auf die Seele, seine Reizbarkeit und Vergrößerung durch Krankheit, über den frühzeitigen Verstand als Symptom von Krankheit und über die Folgen sagt, welche aus der Unachtsamkeit auf die Verbindung zwischen Geist und Körper entstehen. Es ist ein Grundgesetz bei Vertheilung der Lebenskraft, sagt Bichat, daß, wenn sie in einem Theile zunimmt, alle übrigen der lebenden Ökonomie darunter leiden; die Summe wird niemals vermehrt, folglich geht nothwendig daraus hervor, daß, wenn sie in einem Organe sich anhäuft, sie in dem andern abnehmen muß. Noch klarer aber spricht sich James Johnson in seinem Buche: „Influence of civic life on health“ u. darüber aus. Außerordentliche Entwicklung und Sensibilität des Gehirns kann nur auf Kosten einer Function oder eines Organs im thierischen oder organischen Körper stattfinden, wenn daher ein unverhältnißmäßiger Antheil von Lebenskraft einem einzelnen Organe oder Systeme zugeführt wird, entzieht man sie nothwendigerweise einem andern Organe oder Systeme; dies ist eine unleugbare und höchst wichtige Wahrheit, welche wenig erkannt und im Allgemeinen noch weniger befolgt wird. Frühzeitige Ausbildung der Geisteskräfte und frühe Entwicklung des Gehirns hängen wechselweise voneinander ab, und ihre Ursachen liegen in der unverhältnißmäßigen Aufregung und Entziehung des Antheils von Lebenskraft, welcher andern Organen naturgemäß zukommt. Aber wie Dr. Johnson richtig bemerkt, „dies ist eine Wahrheit, die man in der Welt nicht hören will“. Man will nicht begreifen, daß der Geist so gut überfüttert werden kann als der Magen. Sehr richtig sagt hierüber unser Verf.:

Einen großen Antheil an der Gedankenlosigkeit der Ältern

in Hinsicht des Schadens, den sie ihren Kindern durch zu frühe Ausbildung des Verstandes zufügen, hat das Geheimniß, worin man die Kenntniß des Geistes erhält, und die Unwissenheit über den Zusammenhang, in welchem Leib und Seele zueinander stehen; denn wir sehen sie ja ausnehmend besorgt um die Gesundheit ihrer Kinder in jeder andern Hinsicht. Abgesehen vom Gehirn, wissen sie übrigens, wie gefährlich es ist, andere Theile des Körpers zu sehr anzukrengen, so lange sie nicht vollständig ausgewachsen sind. Sie nehmen die Kinder sorgfältig mit Nahrungsmitteln in Acht, wohl wissend, wie leicht deren zarte Verdauungswerkzeuge durch allzu erregende Kost leiden können, und würden große Besorgniß fühlen, wenn sie ihr kleines Kind durch Zureden und Antreiben dahin gebracht sähen, daß es so viel essen könnte als ein gesunder Erwachsener. Solch ein Wunder von Geheftigkeit könnte man gewiß sehr bald bilden, und es bedürfte dazu keiner andern Methode als derjenigen, wodurch man ein Kind denken, Vernunftschlüsse machen und studiren lehrt, in Verbindung mit der Anstrengung und Ausdauer eines Erwachsenen. Beide Methoden würden gleiche Gefahr herbeiführen, eine größere aber wahrscheinlich die letztere, weil das Gehirn ein viel zarteres Organ ist als der Magen.

Die Anstrengung, welche man den intellectuellen Kräften des Kindes aufbürdet, beruht aber nicht allein auf der Menge der Gegenstände, die es lernen muß, sondern auch auf der Qualität derselben und auf der Methode des Unterrichts. Aller Unterricht sollte mit der Natur anfangen. Sie war das erste und beste Buch, woraus die Menschen lernten, bevor es noch andere Bücher gab, und ist es ohne Zweifel noch. Wie sich jeder noch nicht ganz in der Bücherweisheit versumpfte erwachsene Mensch zu ihr hingezogen fühlt, so auch das Kind. Alles, was ihm die Natur bietet, faßt es leicht und mit Liebe. Man betrachte dagegen ein lebendiges, geistig aufgewecktes, kräftiges Kind, wie es sich sträubt gegen alle Verstandes- und Gedächtnißübung, wie sie ihm der erste Unterricht in unsern Schulen aufbringt, welche Mühe es kostet, seine Aufmerksamkeit an abstracte Gegenstände zu fesseln, wie es sich dabei langweilt und sehnlich den Stockenschlag herbeiwünscht, der es seiner Haft entläßt. Die meisten Kinder, welche sich einer solchen gelehrten Bildung geduldig und willig hingeben, oder wol gar begierig darnach verlangen, sind schon kranke. Unser Verf. hat auch hier wieder das Richtige herausgefunden, wenn er sagt:

Niemals sollten Ältern darüber klagen, wenn ihre Kinder im Anfange keine ungewöhnlichen Geisteskräfte verrathen, oder im Vergleich mit andern Kindern in Kenntnissen zurückstehen, die man aus Büchern lernt. Vielmehr ist es erfreulich, wenn ihre Kinder in guter Gesundheit und mit wohlgebildeten Gliedern, frei von lasterhaften Neigungen sechs oder sieben Jahre alt werden, ohne auch nur einen Buchstaben des Alphabets zu kennen. Daraus folgt noch gar nicht, daß ihr Verstand schwächer als bei frühunterrichteten Kindern ist; denn mit Unrecht setzt man voraus, daß Kinder keine Kenntniß sammeln, während sie mit Spielen beschäftigt sind und sich belustigen. Sie sammeln auf diese Weise ebenso wichtige Kenntnisse als in der Schule und ebenso schnell. Manche glauben, ein Kind sei mit dem Geiste nicht thätig, wenn es einen kleinen Reiz oder eine Mühe baut, ein Haus von Erde oder Schnee aufrichtet, einen Schlitzen oder Wagen macht; man tadelt es, daß es die Zeit verbringe, ohne etwas zu lernen. Aber während es den Vorschriften der Natur folgte, war Geist und Körper in Thätigkeit, folglich in der Ausbildung begriffen. Für ihn ist Alles neu, was es sieht, hört oder empfindet, die Natur lehrt es, die Ursachen dieser verschiedenen Gefühle und Erscheinungen zu

untersuchen. Für ihn ist das Buch der Natur das beste Buch, und wenn ihm geklärt wird, weiter zu gehen unter den Bäumen der Schöpfung, werden Augen und Ohren und alle seine Sinne seine Lehrmeister sein. Das Kind ist eine Zeit lang ebenso unwissend darüber, daß Strine hart sind, daß der Schnee schmilzt, daß Eis kalt ist, und über tausend andere gewöhnliche Dinge, als ihm ein Parallelogram oder Perimeter, oder der Durchmesser der Sonne und ähnliche Dinge neu sind, von denen Viele glauben, daß sie den Kindern zeitig zu wissen nöthig sind. (Der Verf. spielt hier auf ein unter dem Titel: „Infant school manual“ erschienenen Buch an, dem wir aber auch ähnliche Schälchen in deutscher Sprache an die Seite stellen könnten.) Wird es mit dem Erlernen solcher Dinge in dieser Zeit unpau- geseht beschäftigt, so bleibt es unwissend in den gemeinsten Wahrheiten und hat Mangel am besten Wissen — an gesun- dem Menschenverstande.

Wir sind deshalb keineswegs der Meinung, daß dem Kinde nach der ehemaligen beliebten Basedow'schen Weise Alles spielend beigebracht werden, daß es ohne alle Unter- weisung lernen und Alles gleichsam im Schlafe selbst auf- finden solle; nur Das wollen wir, daß es mit der Na- tur anfangen, und daß es der Lehrer an diesem großen Buche zu den abstractern Wissenschaften hinführen und es anweisen solle, sich selbst das Material zur weitem Er- kenntniß herauszusuchen. Wie viele tausend Dinge gibt es nicht, die da zu benutzen sind, um allgemeinere Be- griffe darauf zu gründen. Man denke nur an Zahl, Maß, Gewicht, Form, Zweckmäßigkeit u. s. w. Sind diese Begriffe unmittelbar aus der Naturanschauung hervorge- gangen, wie sie sich ja allmählig in der Bildung des ganzen Menschengeschlechts auf diese Weise entwickelt ha- ben, wie viel leichter wird es nun dem Kinde werden, sich nach und nach zu abstractern Wissenschaften, zu den verschie- denen Sprachformen, zu religiösen Begriffen zu erheben? Und wird nun vollends dieser Unterricht im Umgang mit der Natur selbst und nicht in der dumpfen Schulkube ertheilt, wie es billig sein sollte, wie viele langweilige, traurige Stunden ersparen wir ihm dadurch, wie erhalten wir Geist und Gemüth dabei wach und lebenskräftig, und welchen Gewinn verschaffen wir ihm für seine physische Gesundheit?

(Der Beschluß folgt.)

Memoiren über die Restauration, oder historische Erin- nerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolu- tion von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Von der Herzogin von Aبران- tes. Deutsch von L. v. Alvensleben. Erster bis vierter Band. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1836. Gr. 8. 4 Thle. 12 Gr.

Es wird gewiß Niemand, dem es gelungen ist, sich durch die 18 Bände der Memoiren, welche von der Herzogin v. Aبران- tes in sehr kurzer Zeit geschrieben sind, durchgearbeitet, in Aebre stellen können, daß dieselbe eine kluge, geschickte und lebendige Frau ist, die viel erlebt, viel gesehen, viel beob- achtet hat, die sich selbst hat viel und gern bewandern lassen, und von der Einige ebenso glänzend geliebt und bewundert als wiederum Andere recht thätig und ordentlich gehaßt worden sind. Bei allen diesen Eigenschaften läßt es sich ebenso wenig in Aebre stellen, daß die Lecture ihrer Denkschriften sehr oft nichts Erquickliches hat, und daß kein bleibender Eindruck ge-

wonnen wird; denn die Herzogin wirft gar zu Verschiebung- tiges ohne Rücksicht auf Zeit und Ort durcheinander; ihre Erzählungen sind oft gar zu rhapsodisch und dann wieder so ausschweifend langweilig, daß man oft ganz die gute Gesell- schaft verkennt, in welcher die Herzogin verweilt gelebt zu haben. Das Meiste in ihren Erinnerungen mochte sich in der Unterhaltung in ihren Salons recht gut anhören lassen; der Hinblick auf eine schöne Frau, auf die unglückliche Gattin ei- nes von Napoleon's berühmtesten Marschällen, die Leichtigkeit und Lebendigkeit ihrer Conversation verließen ihren Erzählun- gen einen mehr als gewöhnlichen Reiz und ließen die Zuhörer leichter über einzelne longuours hinwegkommen, wie dies noch in Semilasso's „Vorletem Weltgang e“, Bd. 2, S. 79, be- zeugt wird. Aber wenn dies nun sämmtlich aufgeschrieben werden soll? Da müssen Leser einer deutschen Uebersetzung, bei der man sich eben keine sonderliche Mühe gegeben hat, leicht und fließend zu übertragen, sehr bald ermüden, und für Re- censenten oder Berichterstatter erwächst keine geringe Mühe, wenn sie aus dieser commérage Das herausheben sollen, was als historisch wichtig gelten kann, und die Sätze sammeln, welche zur Vervollständigung der reichen Gemälde aus der französischen Revolution dienen können.

Das vom Ref. niedergeschriebene Urtheil stand bei ihm allerdings schon fest, als er die Lecture des 18. Bandes von den Memoiren der vielschreibenden Herzogin beendet hatte. Damals wünschten wir, es möchte ein deutscher Gelehrter, der mit der Geschichte und Literatur, namentlich der Memoiren, aus der Napoleon'schen Zeit befreundet wäre, sich der Mühe unterziehen, aus jenen 18 Bänden das Wichtigste in einer neuen Recension zu vereinigen, und dasselbe mit sachgemäßen Anmerkungen und Berichtigungen begleiten. Das hätte in zwei, höchstens drei Bänden geschehen können und, wie wir glauben, zum großen Nutzen für die Geschichte jener Zeit. Statt der Erfüllung dieses Wunsches aber wurden uns die vorliegenden vier Bände zugesandt. In ihnen haben wir denn Frau v. Aبران- tes ganz in ihrer früheren Weise wiedergefunden, jedoch eher schlechter als besser; denn der Glanz, welcher sie in der Napoleon'schen Zeit umleuchtete, der Einfluß, den sie auf ihre Umgebungen ausübte; die wechselvollen Schicksale, denen sie sich an der Hand ihres Gatten preisgegeben sah, ja, end- lich jene Pikanterie gegen den mächtigen Kaiser (denn eine Opposition war es nicht, wie sehr sich auch die Herzogin be- müht, ihr Verhältniß in diesem Lichte darzustellen), alles dies verliet dem Buche einen frischen Charakter und hohen Reiz, neben dem man wol über viele Auswüchse und historische Ir- thümer hinwegsehen konnte; aber in den „Memoiren über die Restauration“ ist die Herzogin nicht viel mehr als eine solche Theilnehmerin an den politischen Ereignissen ihres Vaterlandes, wie sie unter den Frauen der höhern Stände in Frankreich zu aller Zeit und also noch bis auf den heutigen Tag gefunden worden sind. Ihr Mann ist todt, die alten Genossen seines Ruhms sind zum größten Theil vom Schauplatz abgetreten; dafür sind die Bourbons auf den Thron Frankreichs gestiegen, und von ihnen erbittet sich die Herzogin Schutz für ihre Kin- der und Erhaltung des von ihrem Gatten gestifteten Majes- tats. Eine hervorragende Episode bildet Napoleon's Erschei- nung während der hundert Tage, aber die Herzogin bleibt außer aller Berührung mit ihm; sie ist oder stellt sich krank, um nicht in den Tuilleries vor ihm zu erscheinen; sie muß sich also von Allem in ihrem Hause Bericht abstaten lassen und vermag aus demselben heraus in nichts thätig einzugreifen oder Begebenheiten und Menschen nach ihren Wünschen zu lei- ten. Um so misstrauischer wird die historische Kritik diese „Memoiren über die Restauration“ ansehen müssen, die über- dies an Irrthümern und Unwahrheiten nicht arm sind, ja sogar handgreifliche Widersprüche in den eignen Angaben der Verf. enthalten. Der Uebersetzer hat dies an mehreren Stellen bemerkt, und wir wünschten, daß er es, wenn auch nur ganz kurz, noch öfter gethan hätte; denn diese Memoiren

werden gar zu viel von Leuten gelesen, denen die Geschichte der Napoleon'schen Zeit fast nur vom Hörensagen bekannt ist, und die sich leicht durch allerhand blende Geschichten zum Nachtheil der Wahrheit bestechen lassen. Solche Rücksichten sollten unsern Übersetzern nicht fremd bleiben, sonst kann der traduttore an seinen Leser gar leicht zum traditore werden.

Um nun vom Einzelnen zu sprechen, so bilden die Bourbons und ihre Regierungsart in den Jahren 1814, 1815 u. 1816, dann Napoleon's Rückkunft von Elba 1815 und die durch die Restauration in verschiedenen Theilen Frankreichs, namentlich im Süden, veranlaßten Begebenheiten die Hauptstücke in den vorliegenden Bänden. Die Bourbons, d. h. Ludwig XVIII. und Karl X., meint die Verf., wären so übel nicht gewesen, aber ihre Umgebungen hätten gar nichts getaugt; diese Hofslinge, „die furchtbarste Geißel des neuen Hofes“, mit ihrem falschen Royalismus, der von einer niedrigen Feudalität abhing, die nicht aus Unwissenheit, sondern absichtlich die Grösse der Revolution mit ihrem ursprünglichen Zwecke verwechselten. „Die Restauration“, sagt sie an einer andern Stelle, „und die königliche Familie sind wenigstens in meinen Augen zwei ganz verschiedene Sachen; die eine hat nie das Böse befohlen und die andere es nur ohne Befehl vollbracht.“ Neben jenem „eingewurzelten Ausruf, den Gott in seinem Zorne dem Lande ließ“, standen der Restauration die unsinnige Demagogie entgegen, die Napoleon zehn Jahre lang niedergehalten hatte, und der Klerus mit seiner Intoleranz und seinem ungezügelter Geiz. In den Tullerien selbst wurde schrankenlos vergeudet, alle Regierungsmaßregeln waren nur halb, und Ludwig XVIII. schwankte stets zwischen den Notabilitäten des Kaiserthums und den Männern des alten Adels, meist zum Nachtheil der Erstern, was die Herzogin v. Abrantes nicht anders als sehr übel aufnehmen konnte. Daher ist sie auch gegen den Grafen v. Blacas ganz besonders erbittert und weist an ihm nicht Schlichtes genug zu erzählen, da er nach ihrer Darstellung eigentlich an allen verkehrten Maßregeln Ludwig XVIII. Schuld getragen hat; ebenso werden Pasquier, Decazes, Damas, Villèle fast überall getadelt. Über die einzelnen Mitglieder der königlichen Familie spricht die Verf. ziemlich ausführlich. Eine ungeheuerliche Verehrung und Achtung zollt sie der Herzogin von Angoulême, die „zu den großen Gestalten unserer Zeit gehört“, und über die wir unsere Herzogin gern sprechen hören, sie mag nun die leidenvolle Kindheit der Fürstin, oder ihre Pietät gegen den gebrechlichen Dheim auf seiner Reise in Europa, bis er in Hartwell Ruhe fand, oder die heldenmuthige Entschlossenheit schildern, mit welcher die Herzogin v. Angoulême im Süden von Frankreich und namentlich in Bordeaux die Sache der Bourbons so lange als möglich aufrecht zu erhalten suchte. Dabei fehlt es nicht an einzelnen kleinen Zügen und Details, wie sie unsere Verf. nach der Art kluger Frauen mit Glück und zur anschaulichen Kenntniß der Persönlichkeit einzuflechten weiß. Von dem Herzoge v. Angoulême urtheilt Frau v. Abrantes noch ziemlich glimpflich; sein Benehmen im südlichen Frankreich den Napoleon'schen Generalen gegenüber erscheint hier in einem ganz leidlichen Lichte; aber sehr charakteristisch ist die Erzählung, wie der Herzog den König Ludwig XVIII. in seinem Cabinet erwartet und sich einstweilen die Zeit damit vertribet, seine Arie mit den Händen zu reiben; eine Beschäftigung, mit der er wol ganze Stunden auszufüllen pflegte. Wöglich meldet der Hüfsteher die Ankunft des Königs. Der Herzog will aufspringen, hat aber seine Hände so fest in die besten Stiefeln hineingesteckt, daß er sie nicht herausbekommen kann und, ehe ihm dies gelang, wie ein Känguruh im Zimmer umherpringt.

Von Ludwig XVIII. ist besonders im ersten Bande die Rede. Seine traurige Figur, sein gichtbrägliches Wesen, seine

„Häßer von Weinen in Sammtstiefeln“, vor Allem aber seine außerordentliche Geschäftigkeit, mit der er bei Dinners von allen Schäften ab und als Vorersten 15 Sammtstiefeln zu sich nahm, seine Unbeholfenheit und Biederkeit im Reden (und doch wird er Bd. 4, S. 235 wegen seiner Fertigkeit im Reden gelobt) geben der Verf. vielfachen Stoff zu Expectorationen, ohne daß man grade viel Neues (einige Kleinigkeiten, wie bei dem Feste der Kaiserinweihe am 7. September 1814, abgerechnet) erfährt. Mit großer Lebendigkeit hat die Verf. einen Courttag am Hofe des Königs geschildert, sowie eine Privataudienz, welche sie bei ihm hatte. Der Unterschied ihrer Audienzen bei Napoleon, deren sie mehrere in ihren Memoiren beschrieben hat, mit der bei einem Könige, dessen huldvolles Benehmen doch nicht das Greife und Drückende der Zusammenkunft verdecken kann, der immer nur vom „General Bonaparte“ spricht und heftig auffährt, als die Herzogin „des Kaisers“ erwähnt, tritt hier auf das anschaulichste hervor und wird den Leser gewiß in einem ähnlichen Grade interessieren, als die Herzogin beim Niederschreiben von dem Gefühle alter Größe und Herrlichkeit bewegt sein mußte. Graf Artois, der nachmalige König Karl X., wird wegen seiner schönen, eleganten Haltung bei mehreren Gelegenheiten gerühmt, sein Leichtsinns aber getadelt; hüpfend sei er durch ganz Frankreich gezogen, habe überall ein Lebeum singen lassen, Abends die Bälle besucht, aller Welt zugelächelt und dabei im Herzen nicht mehr Galle als eine Taube, aber auch im Kopfe nicht mehr Hirn als ein Hase gehabt. Aber Trappist war er 1814 noch nicht. Sein Sohn, der Herzog v. Berri, sollte nun einmal für den Henricus quartus redivivus gelten und war daher auch darauf bedacht, sich einen Ruf in den Waffen und in der Liebe zu begründen. Da ihm zu dem erstern jedoch die Gelegenheit fehlte, so war er um so eifriger bemüht, sich den letztern zu verbieten, und hier ist denn die Herzogin v. Abrantes so recht auf ihrem Felde, wenn sie seine Liebselien mit Mademoiselle Birgine erzählen kann, oder wie er Boulevardbambinen für vornehme Damen angesehen und üppige Déjeuners in seinem Landhause Bagatelle gegeben habe. Die Scene, in welcher der Herzog seinen „erlauchten“ Dheim im innersten Cabinet besuchte und in Gegenwart seines Leihwundargtes, des pere Etienne, am Morgen des 5. März 1815 gebeten haben soll, ihn zur Armee gegen Napoleon nach Lyon abgehen zu lassen, ist mit dem gewöhnlichen Talente unserer Frau Herzogin geschildert worden, aber Ref. erlaubt sich doch mehr als einen Zweifel in die Wahrheit dieses Vorganges zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der unglückliche Brautwerber.

Im Jahr 1819 wurde der Marquis von Geralbo an verschiedene Höfe gesandt, für seinen Herrn, Ferdinand VII., eine neue Gemahlin zu suchen, und so kam er denn nach Turin, denn in einem alten Staatskalender hatte er gelesen, daß der König Victor Emanuel eine Prinzessin Beatrice habe. Im Vertrauen darauf machte er beim König einen confidentiellen Antrag. Dieser war nicht wenig erstaunt darüber. „Ich fühle mich sehr geschmeichelt“, gab er endlich lachend zur Antwort; „hätte ich die Absichten Sr. katholischen Majestät früher gekannt, so würde ich über meine Tochter nicht schon zu Gunsten des Herzogs von Modena verfügt haben, mit dem sie seit sieben Jahren verheirathet ist.“ Vermuthlich hat Ferdinand von dem großen Verstoße seines Brautwerbers etwas erfahren oder doch demselben gern verziehen, als er ihm die lebenswürdige Prinzessin Beatrice des Königs Friedrich August von Sachsen zuführte.

15.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 8.

8. Januar 1838.

Bemerkungen über den Einfluß der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit, von Amariah Brigham. Mit Anmerkungen von Robert Macnisch. Aus dem Englischen übersetzt von A. Hildebrand.

(Beßluß aus Nr. 7.)

Der Verf. hat dem nachtheiligen Einfluß der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf Erzeugung von Krankheiten mehrere Abtheilungen seiner Schrift gewidmet und namentlich in der fünften Wahnsinn, Nervenleiden und Krankheiten des Herzens, in der achten aber die bei Gelehrten häufig vorkommenden Verdauungsbeschwerden als solche bezeichnet. Er hätte ihre Zahl leicht noch vermehren können. Namentlich vermißt man bei dem weiblichen Geschlechte das Heer von hysterischen und krampfhaften Zufällen, die mannichfaltigen Störungen in der Geschlechtsphäre und die immer mehr überhandnehmenden Verkrümmungen von allen Arten.

Die Fehler und Mängel in der Erziehung unserer jungen Mädchen sind ein Gegenstand, welcher an Wichtigkeit der Bildung junger Knaben nicht nachsteht und daher einer ausführlicheren Behandlung werth ist, als wir ihm hier widmen können. Nur einige Andeutungen erlauben wir uns hier der Berücksichtigung und Beurtheilung unserer Leser und Leserinnen zu unterwerfen.

Der künftige Beruf des Mädchens bringt es mit sich, daß es außer den zur wissenschaftlichen Bildung gehörenden Gegenständen noch manches Andre lernen muß, was Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt. Es muß daher auch Unterricht im Nähen, Stricken, Sticken u. s. w. erhalten. Da nun aber diese Beschäftigungen, gleich dem Unterricht in den Wissenschaften und seinen Künsten, ebenfalls auch nur in sitzender Stellung vorgenommen werden können; da ferner die alte gute Sitte, junge Mädchen an der Führung des Hauswesens Theil nehmen zu lassen, wenigstens unter den höhern Ständen fast ganz außer Mode gekommen ist, und Zucht und Ehrbarkeit ihnen verbieten, sich auf den Straßen oder in Feld und Wald herumzutummeln, wie zum Glück doch noch hier und da manche Knaben in ihren Freistunden zu thun pflegen: so bleibt dem armen Wesen nichts übrig, als den größten Theil ihres schönen Lebens im eigentlichen Sinne des Wortes zu versippen und zu verträumen. Frage man

nun noch, woher der häufige Hang zur Schwermuth, zu Nervenkrankheiten aller Art, zu Hysterie und Menstruationsbeschwerden, die häufigen schweren Geburten, die Unfähigkeit, ihre Pflichten als Mütter zu erfüllen, die Verkrümmungen und hundert andere Leiden kommen, von denen die frühern Jahrhunderte wenig oder nichts wußten.

Es würde allen Gesetzen der gesunden Vernunft widersprechen, wollte man aus allen diesen hier gegen die zu frühe und übertriebene Ausbildung des Geistes gemachten Bemerkungen folgern, diese selbst sei dem Menschen nicht nützlich und nothwendig. Vielmehr setzt der Besitz einer guten Gesundheit eine angemessene Entwicklung aller Organe des Körpers voraus. Wenn die Muskeln nicht geübt werden, hören sie auf zu wirken und schrumpfen ein, ihre Kraft, Energie und Thätigkeit vermindert sich. So ist es auch mit dem Gehirn und mit jedem andern Organe des Körpers; denn werden die Functionen des erstern nicht geübt, so nimmt es an Umfang ab. Daher haben Blödsinnige gewöhnlich ein verkleinertes, atrophisches Gehirn. Gelehrte haben in allen Ländern meist ein hohes Alter erreicht, und die Classe von Gelehrten, welche über 70 Jahre alt wurden, schließt die ausgezeichnetsten von ihnen in sich, die jemals gelebt haben. Eine interessante Tabelle über die Lebensdauer ausgezeichneten Gelehrten alter und neuer Zeit, welche dem Buche angefügt ist, setzt dies außer Zweifel.

Auch läßt sich nicht verkennen, daß die allgemeine Zunahme an Kenntnissen und Civilisation den Gesundheitszustand sehr verbessert und das menschliche Leben verlängert hat. Man denke nur an die Entdeckung der Kuhpocken durch Jenner, an die Erfindung der Sicherheitslampe durch H. Davy und andere wissenschaftliche Entdeckungen, und die Gründung von Hospitälern und milden Stiftungen für Kranke, Alte und Kinder u. s. w. Geistige Bildung hat auch insofern zur Erhaltung von Menschenleben beigetragen, als sie der Vernunft die Oberhand über die Sinnlichkeit verlieh. Daher finden wir, daß die Bewohner der civilisirtesten Länder am längsten leben.

Wilde sind gewöhnlich schwächer als civilisirte Nationen. Et Pierre Faour, der viel unter den Wilden lebte, sagt, daß er kaum einen alten Mann gesehen; Mägnal bezeugt Dasselbe von den Wilden in Canada, Goad und Expeyroux von denen der Nordwestküste Amerikas, Mungo Paul von den Negern und Bruce von den Abyssinern.

In allen Ländern hat die Sterblichkeit im Verhältnis zu den Fortschritten der Civilisation sich vermindert und ist jetzt am größten in denjenigen Regionen, deren Einwohner sich am meisten dem Zustande der Wildheit nähern. Man hat in Genf seit 1560 sehr genaue Todtenlisten geführt, aus welchen hervorgeht, daß im 17. Jahrhundert die wahrscheinliche Lebensdauer $11\frac{1}{2}$ Jahre betrug, im 18. hingegen bis zu 27 gestiegen war. Es hat sich also in einem Zeitraume von ungefähr 300 Jahren die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer bei der Geburt eines Bewohners von Genf um das Fünffache vermehrt. Die mittlere Lebenslänge in einem Jahrhundert war 18 Jahr, im nächsten stieg sie bis zu 23, und während des gegenwärtigen Jahrhunderts von 1815—26 beläuft sie sich auf 36 Jahre. Die Aussicht, welche ein römischer Bürger für die mittlere Dauer seines Lebens hatte, betrug in der Zeit von Servius Tullius bis zu Justinian 30 Jahre.

Nächst dem muß man auch einen Theil der Abnahme der Sterblichkeit dem vermehrten Wohlstande, der größeren Ausbreitung der Kenntnisse und dem Ablegen lasterhafter Gewohnheiten, namentlich des Lasters der Trunkenheit, zuschreiben. Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß mit zunehmender Intelligenz unter dem Volke die niederen sinnlichen Triebe mehr und mehr zurücktreten, und daß eine zur rechten Zeit unternommene Ausbildung des Geistes zur Befestigung der Gesundheit beiträgt; aber es ist ebenso gewiß, daß eine zu frühe Anstrengung der Verstandeskrafts ebensovoll die physische Entwicklung hindert, als sie der geistigen Ausbildung eine einseitige und falsche Richtung gibt und die nothwendige Harmonie zwischen Verstand und Gemüth sowie zwischen den einzelnen Geistesverrichtungen stört. Überhaupt aber führt das große Gewicht, welches man zu unserer Zeit schon bei dem Kinde auf ausgezeichnete Geistesbildung legt, zur Überschätzung seiner selbst und zu einem nichtigen Streben nach Glanz und Ostentation, hinter denen sich oft nur Leereheit und Mangel an eigentlichen Kenntnissen verbergen. Besonders sichtbar wird dieses Streben, wenn man das Benehmen mancher unserer jungen Leute mit dem der Vorzeit vergleicht. Während sie sonst, bescheiden und schüchtern, kaum ihre Stimme im Kreise älterer Männer zu erheben wagten, führen sie jetzt das große Wort und belächeln die alte Weisheit, die sich nicht mehr in die Zeit und Mode zu schicken weiß. Ein Gleiches gilt von einem großen Theil unserer jungen Schriftsteller. Erzwungene Genialität, schaler Witz, pikantes Wesen bilden die Grundzüge ihres literarischen Gewerbes. Zu Duzenden schwärmen dergleichen Leuchtfläker auf den Büchermärkten herum, verschwinden aber ebenso schnell wieder, wenn man sie beim hellen Lichte der wahren Wissenschaft betrachtet, und es wird kein halbes Sæculum vergehen, so wird man kaum ihre Namen mehr kennen. Zu dieser erkünstelten und aufgeschraubten Genialität führt aber jene zu frühe Verstandesbildung. Sie ist eine Frucht ohne Blüte, ein Streben nach einem höhern Ziele, aber ohne innern Beruf; daher sie denn aber auch auf die Dauer nicht befriedigt und früher oder später zu innerm Zwiespalt, Unzufriedenheit mit sich und der Welt, Reue über ein verfehltes Lebensziel und Schwermuth führt; daher denn auch der Mangel an Zufriedenheit mit den Menschen und dem Leben, an Demuth und Ergebung in das

Schicksal, an Duldsamkeit und Nachsicht gegen die Fehler Anderer, wie sie sich so selten bei Gebildeten unserer Zeit finden.

Lasse man doch ja dem werdenden Menschen Zeit, um erst diejenige geistige Kraft zu gewinnen, die er zur wissenschaftlichen Erkenntniß nöthig hat, und suche man, besonders durch gutes Beispiel, seiner moralischen Seite eine tüchtige Grundlage zu geben, bevor man das einzelne Fachwerk seines Verstandes auszufüllen strebt. Man wird dadurch sicher nichts versäumen.

Die Geschichte der ausgezeichnetsten Menschen lehrt uns, daß sie die Entwicklung ihrer großen Kräfte nicht einer frühen Schulbildung, sondern der Selbsterziehung im spätern Leben verdankten, und es ist zum Erstaunen, wenn man die große Anzahl solcher Fälle bedenkt, wie Menschen auf die erstere eine solche Wichtigkeit und auf die letztere einen so geringen Werth legen konnten, als sie gethan haben.

Es ist von jeher das Loos der Ärzte gewesen, gegen manche Thorheiten der Menschen, gegen Mißbräuche und üble Gewohnheiten, die zur Mode geworden, ankämpfen zu müssen, ohne daß man ihre Stimme beachtet und sie nur eines Dankes gewürdigt hätte. Eine solche Rüge eines bestehenden Mißbrauchs ist denn auch der hier behandelte Gegenstand, und es läßt sich wol auch in Bezug auf sie nicht erwarten, daß man sich ihrer mit dem Ernste und mit der Wärme annehmen werde, die sie ihres Einflusses auf die physische Gesundheit und auf die moralische Ausbildung des Menschen wegen wol verdiente. Man wird darin nur einen Einfall, erzeugt von Trübsinn und Neigung zur Weltverbesserung, erblicken und lächelnd daran vorübergehen, und wenn auch Einzelne darin einen Wink zur Umkehr und Umwandlung der bestehenden Verhältnisse nicht verkennen sollten, so wird es ihnen an der nöthigen Macht gebrechen, sich dem Geschrei der Menge entgegenzusetzen. Indessen möge sich auch das gute Samenkorn unter Dornen und Unkraut verstecken, einmal kommt denn doch die Zeit, wo es ein befruchtender Sonnenstrahl zum Leben erweckt.

16.

Memoiren über die Restauration, oder historische Erinnerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Von der Herzogin von Abrantes. Deutsch von L. von Alvensleben. Erster bis vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Im Gegensatz zu diesen Darstellungen aus dem Leben und der Hofshaltung der Bourbons trägt nun Alles, was von Napoleon und seinen Anhängern erzählt wird, eine weit lebendigere Farbe. Wie hätte es auch anders bei einem Ereignisse sein können, welches, wie die plötzliche Rückkehr Napoleon's von Elba, so viele Combinationen und Pläne über den Haufen warf und mit der frischesten Wirklichkeit in die Geschichte Frankreichs eintrat? Hier dürfte nun zuvörderst herausgehoben sein, daß die Herzogin mit großer Bestimmtheit ausspricht, es habe in Frankreich kein Einverständnis oder eine besondere Verschwörung zur Rückkehr des Kaisers bestanden, und es sei kein Geld gegeben worden, um die Armee gegen die Bourbons einzunehmen. Die Ursache seiner Rückkehr wäre vielmehr folgende gewesen. Er habe erfahren,

daß die Restauration täglich antinationaler würde; daß sein bürgerliches Gesetzbuch, daß die von ihm eingeführte Gleichheit vor dem Gesetze bedroht wäre; daß das veraltete Lehnssystem wiederhergestellt werden sollte; daß die Bedeutung der Ehrenlegion herabgesetzt und daß seine Armee keineswegs in verdienstlichem Glanze ihrer Thaten angesehen würde. Zugleich sei ihm hinterbracht worden, daß der Congress zu Wien damit umginge, ihn von Elba nach St. Helena zu bringen. Da habe er sich aufgemacht, um Frankreich wiederzuerobern, wo zu seinen Gunsten nur diejenige Verschwörung bestanden hätte, welche durch die unselige Politik der Bourbons veranlaßt war. Die Einzelheiten, welche die Herzogin über Napoleon's Zug von seiner Landung zu Cannes bis zu seiner Ankunft in den Tuilleries und dann wieder über seine Schicksale nach der Schlacht von Waterloo bis zu seiner Einschiffung angeführt hat, sind großentheils aus andern Berichten bekannt, doch wird man sich dieselben von einer hier wohlunterrichteten Erzählerin nicht ungern noch einmal vortragen lassen. Die Art, wie sie Ludwig XVIII. Abreise aus Paris erzählt, macht ihrem Herzen Ehre; die Anerkennung, welche der Heldemuth der Herzogin v. Angoulême in Bordeaux bei ihr gesunden hat, haben wir schon oben erwähnt. Von Ney und seiner bekannten Ausrufung: Er wolle den Kaiser in einem eisernen Käfige zurückbringen, urtheilt sie, daß er damals den Verstand verloren habe; Fouqué's Betragen wird von ihr bei allen Gelegenheiten getadelt, er selbst „eine der Hölle entronnene Griffling“ genannt und „ein zu allem Bösen ausgelegter Charakter“; gegen Savary zeigt die Verf. dieselbe Animosität, die wir bereits aus ihren frühern Memoiren kennen. Aus Napoleon's Privatleben weiß die Herzogin manchen interessanten Zug beizubringen. Wir rechnen dahin seinen Besuch im Invalidenhaus, wo er der Aufseherin über die Wäsche, Madame Charles, den Rath gibt, daß sie die frische Wäsche immer unter die frühere legen müsse, weil sie alsdann gleichmäßig abgenutzt würde und der Soldat sie immer ganz trocken bekomme, glauben indes kaum, daß der Kaiser, der nie Wortspiele liebte, sich eines solchen gegen den Gouverneur des Invalidenhauses, den Marschall Serrurier, bedient habe. „Sie sind zwar“, sagte er, „vom Grafen von Lille zum Pair von Frankreich gemacht; aber gegen ihre Kinder zeigten Sie sich als ein sehr schlechter Vater.“ Die Härte des Kaisers in der ersten Zusammenkunft mit seiner Stieftochter Hortense und sein ungerechter Tadel über das Benehmen Josephinens zur Zeit als die Allirten in Paris waren, entgeht nicht der verdienten Rüge unserer Verf., und wenn sie auch hier wie an andern Orten härter über Napoleon sich äußert, ihn des Despotismus beschuldigt und der Undankbarkeit gegen seine ältesten und treuesten Freunde, so bleibt er doch immer der Stern, auf den ihr Auge vor Allen gerichtet ist. Von den Mitgliebern seiner Familie werden von der Fürstin Pauline Borghese allerhand ergötzliche Geschichten erzählt, wie sie einen in sie verliebten Engländer martert, um sich an dem Volke zu rächen, das ihrem Bruder so viel Leid zugefügt hat, und andere; die Prinzessin Katharine von Würtemberg erhält hohes Lob wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Gemahl Hieronymus; von Lucian ist viel die Rede; besonders ansprechend aber und eine der interessantesten Partien in diesen Memoiren ist die Schilderung von Lucian's Flucht aus Paris, nach seines Bruders Sturze 1815, und seinen Reiseabenteuern, bis er nach Rom gelangte. Was die Herzogin über Lucian's Verhältnis zum Kaiser während der hundert Tage gesagt hat, werden wir unstreitig besser in Lucian's eignen Denkwürdigkeiten lesen.

Es sind nun aber auch diese Memoiren der Herzogin v. Abrantes wie die frühern nicht ihre eignen Memoiren allein, sondern die mémoires de tout le monde, wie ein geistreicher französischer Schriftsteller gesagt hat *), wenngleich auch

in dieser Beziehung die vorliegenden Bände der frühern Sammlung nachstehen. Daher gehen denn eine Menge berühmter Zeitgenossen an unsern Augen vorüber, bald mit dem Titel, wie Talleyrand, der Abbé Maury, Berthier, der englische General Beresford, „die wahre Caricatur eines Dullenbeißers“, unser alter Blücher mit dem Dfenschirmächsensgesichte, mit den unendlich kleinen Augen, der in das Kinn verliebten Kase, dem hängenden Schnurrbarte, der roh, feig und ohne alle großmüthige Regung genannt wird; ebenso ungerecht wie ihn die Herzogin früher als den „Glückstling von Jena“, oder den „Gefangenen von Eüben“, geschmäht und sehr unedeln Spott über seinen Sturz bei Eigny ausgegossen hat. Die gekränkte Nationalität leuchtet aus ihrem Urtheile über den genannten Feldherrn, dem sie sogar alle militärische Kenntnisse abspricht, nur zu deutlich hervor, sowie über Preußen, „dem sie nicht Lust hat, in allen seinen Fehlern zu folgen“, und das „Westfalen an sich gerissen und dadurch dem Prinzen von Oessen sein Eigentum genommen hat“; über die Siege der Allirten, die Zerstörung des Museums und über England. In letzterer Beziehung weiß die Herzogin gar nicht Worte genug zu finden, um die Habgier Englands, seinen Haß gegen Frankreich, seine abschüßlichen Umtriebe, um Frankreichs Finanzen schon unter Ludwig XVI. Regierung zu verderben, zu schildern, wobei denn Castlereagh und Talleyrand, dieser als Stifter der neuen Verbindung mit England, nicht eben glimpflich behandelt werden, Wellington dagegen geschont, ja gelobt wird. Diese Beschuldigungen sind einem großen Theile nach so lächerlich, daß man sich kaum des Verdachtes erwehren kann, die Herzogin habe ihre Diatriben aus den Memoiren des Abbé Soulaire entlehnt, wo sich ganz dieselben Vorwürfe gegen Englands Handelspolitik finden. Wellington aber kommt unstreitig besser weg wegen seiner höflichen Correspondenz mit dem Gemahl der Herzogin während des spanischen Feldzuges, sonst begreift man in der That nicht, aus welchem Grunde er in jenen Stellen geschont und die andern Feldherren der Verbündeten geschmäht werden, wennschon die Herzogin bei Gelegenheit von Ney's Tode ihm weissagt, daß „der Engel des jüngsten Gerichts den Lord Wellington wegen des in den Jahren 1815 und 1816 vergossenen Blutes und wegen des Treubruchs der Convention von Paris zur Rechenschaft ziehen wird“. Unter den Fremden wird vor Allen Fürst Metternich als das „vollkommenste Muster des guten Geschmacks und des vornehmen Wesens“ gepriesen; unter ihren französischen Zeitgenossen werden Carnot, Moreau, Macdonald, Kellermann, Lavalette, Lauriston besonders gelobt. Dazwischen stehen wieder Familiengeschichten, Erinnerungen an Frau v. Stael, an Ludwig XVI. und Marie Antoinette, Briefe des Fürsten Moriz v. Fichtenstein über den wiener Congress, einzelne Züge aus der Napoleon'schen Glanzepoche, politische Betrachtungen über Reactionen und Revolutionen, interessante Charakteristiken des Herzogs v. Aumont und Bourmont's, Beklagen über die Hinrichtung Ney's und Labédoyère's (was für die Franzosen noch auf lange Zeit ein Gegenstand vielfacher Irrtheden bleiben wird, obgleich die Verständigen zugeben müssen, daß die Bourbons nicht anders handeln konnten) und Anderes mehr. Es ist nirgend Plan oder Ordnung; so beginnt die Erzählung von Ney's Gefangennehmung und Hinrichtung im dritten Bande auf S. 262 und wird bis S. 280 fortgesetzt,

tout le monde, écrites comme ils ne l'eussent été par personne, et, il faut le reconnaître, l'histoire de ces temps de l'empire serait incomplète, si une femme ne s'était chargée de retracer à nos neveux avec cet art d'observation, qui semblait n'appartenir qu'aux hommes supérieurs, les révolutions nombreuses de la société française, alors que la France n'était pas, autant que le croira l'avenir, là où il l'ont cherché tout entière, c'est à dire sur les champs de bataille et dans les camps.“

*) Calvandy in der Vorrede zum Roman „Natalie“, S. xxii: „Sous le nom de ses mémoires, elle nous donne ceux de

wo die Herzogin erklärt, daß sie diese wichtige Angelegenheit in allen ihren Einzelheiten zu verfolgen beabsichtige. Aber nichtsdestoweniger werden auf den ersten 49 Seiten des vierten Bandes ganz andere Dinge besprochen und dann erst kehrt die Herzogin zum Marschall Rey zurück. Als zwei höchst tragische Begebenheiten, deren Darstellung sowohl dem Herzen als der Feder der Herzogin (wir sprechen hier von dem Originale) alle Ehre macht, nennen wir noch die wahrhaft cannibalischen Ermordungen des Marschalls Brune in Avignon am 2. August 1815, und des Generals Kamel zu Toulouse im Juni desselben Jahres, die gräßlichen Seitenstücke zu Axel Persen's Ermordung in Stockholm am 20. Juni 1810, zu Major Saillart's Hinrichtung in Ewren im September 1830, und zu Quisada's Todtschlag in Portaloja bei Madrid am 16. August 1836. Und um zu zeigen, wie sich ganz gut mit jenen Gräßlichkeiten Frivolitäten und Kleinlichkeiten in den Memoiren der Herzogin vertragen, machen wir noch zuletzt auf die Stelle aufmerksam, wo sie die Toilette der Herzogin v. D. geschildert hat. Die seidenen Strümpfe kosteten 150 Francs, die Schuhe waren wie von Papier und bedurften weißer Atlas-Schuhe zum Überziehen; an Schmuck trug die Dame an 500,000 Francs an Werth an sich, nach Verhältnis war alles Andere. Und solcher Toiletten, versichert Frau v. Abrantes, gab es unter dem Kaiserthume wol tausend an einem Carnevalstage zu Paris.

Die deutsche Uebersetzung dieser Memoiren ist etwas sorgfältiger als die der frühern Memoiren unserer Herzogin; jedoch ist sie auch nur etwa von gröbern Verstößen frei; denn die Annath der Conversation und das leichte Geplauder, worin die Verf. fast Meisterrin ist, hat die Uebersetzung nirgend erreicht, es wol auch nicht einmal versucht zu erreichen. In den beiden ersten Bänden sind mehre Namen aus der frühern Geschichte Frankreichs falsch geschrieben, vielleicht mehr durch die Schuld der Verf. als des Uebersetzers. 2.

Notizen.

Nomadisirende Kirgisen.

Einer neuern Reisebeschreibung durch das südliche Rußland entnehmen wir nachstehende Notizen über die in dem Gebiete des Khans Dschanghir nomadisirenden Kirgisen, deren Ländereien 40 Werste vom Eltonsee in östlicher Richtung sich hin erstrecken. Die Zahl derselben besteht aus 110,000 Individuen beiderlei Geschlechts, die in 16,600 Kibitten oder Jurten (Hilfszelten) herumziehen, 100,000 Kameele, 170,000 Stück Rindvieh, 825,000 Kirgisenschafe mit Fetteschwänzen und gegen 500,000 Pferde besitzen. Früher betrug die Anzahl der Schafe drei Millionen, sie war indessen durch strenge Winter, Stürme, Seuchen und andere nachtheilige Umstände bis auf die obige Anzahl zusammengeschmolzen, ist jedoch jetzt wieder im Zunehmen begriffen. Jährlich wird eine große Zahl Schafe verkauft, die sich oft in einem Jahr auf 100,000 Stück beläuft. Der Preis für ein dreijähriges Schaf ist im Durchschnitt 12 Rubel, für ein einjähriges die Hälfte. Die Pferde werden mit 100 bis 200 Rubel bezahlt. Kameele verkauft man ungern, weil diese gemeinlich zum Transport der Kibitten benutzt werden. In Betreff der unter den Kirgisen herrschenden Krankheiten und gewöhnlichsten Heilmittel wider dieselben, erfährt der Verf. der erwähnten Reisebeschreibung von dem Leibarzt des Khans folgendes: Die Kirgisen sind große Freunde des Aderlassens, das sie bei jeder Gelegenheit anwenden. Insgemein vertreten dabei die Tataren die Stelle der Wader. Gegen mehre Krankheiten, insbesondere gegen Rheumatismen, wenden sie frisch abgezogene Thierhäute an, gewöhnlich wird ein Schaf geschlachtet und der leidende Theil in das warme Fell desselben eingehüllt. Außerdem haben sie Zauberer, welche durch sympathetische Mittel, durch Besprechen, Andängen von Schlängentöpfen u. s. w. ihre Kuren anstellen. Die vorzüglichsten Krankheiten bestehen

1) In der fast allgemein verbreiteten Krätze, gegen welche aber selten ein Mittel angewendet wird. 2) In der Syphilis, die zwar auch sehr verbreitet, doch ziemlich gutartig sein soll. 3) In Augenentzündungen, die sich besonders im Frühjahr zeigen und durch die Blendung der von der Sonne beleuchteten Schneeflächen entstehen. 4) Sollen in gewissen Jahren die Blattern noch sehr verheerend wirken; die Kirgisen sind sehr gegen die Impfung eingenommen, weil ein früher damit angestellter Versuch unglücklich ausfiel, indem die Geimpften dessens ungeachtet die natürlichen Blattern bekamen. 5) Die häufigsten Krankheiten sind Magenübel, an welchen Kinder und Erwachsene leiden; das Übel besteht in einer ungeheuern Anschwellung des Magens und hat seinen Grund im Genuß des schlechten Wassers, des nicht selten verdorbenen Fleisches, sowie im übermäßigen Genuß des letztern. Von den Parasiten werden die Kirgisen häufig geßissen, und dieser Biß soll außerordentliches Uebelbefinden, besonders heftige Schmerzen im Thorax verursachen, jedoch ohne tödtliche Folgen sein, da es nicht die eigentliche giftige Tarantel (Phalangium araneoides) ist, welche in diesen Gegenden vorkommt. Gegen den Biß dieses Insekts wenden die Kirgisen unter andern Mitteln auch das Einsgraben bis zum Hals in Brunnen an. Mitten durch das Gebiet der Kirgisen ziehen sich die sogenannten Kynpestel oder narynschen Sandberge bis zum nördlichen Ufer des kaspischen Meeres. Dies sind wellenförmige Anhäufungen von gelbem Flugsande, von 1½ — 3 Sassen Höhe. Nur auf ihrer Oberfläche ist der Sand locker gelagert, so daß man einige Zoll tief einsinkt, ihr Inneres ist fester und dichter, so daß auch die in der Steppe so häufigen Stürme und Wirbelwinde ihre Form wenig oder nicht verändern. Die Vertiefungen und kleinen Thäler enthalten üppigen Graswuchs, durch dessen Wurzeln die ganze Masse gewissermaßen zusammengehalten wird. Überall findet man dabelbst das schönste Wasser, wenn man einen oder nur wenige Fuß tief den Sand aufwühlt. Für die Kirgisen sind daher diese Kynpestel von größter Wichtigkeit, sie dienen ihnen zum Winteraufenthalt, wo ihre Heerden Schutz gegen Kälte und Stürme und schönes Futter finden. Mit Sorgfalt wird daher das Gras während des Sommers in den Kynpestel aufgespart, denn der wenige Schnee im Winter hindert das Vieh nur selten, sich seine Nahrung zu suchen. Die Steppe, sowie die Kynpestel werden nur einige Zoll hoch mit Schnee bedeckt, ja viele Stellen bleiben ganz ohne Schnee, und wenn derselbe ja vom Winde an einzelnen Stellen angehäuft wird, so beträgt seine Tiefe höchstens eine Arschine. Der gegenwärtige Beherrscher der Steppenkirgisen, Khan Dschanghir, ist ein Mann von 34 Jahren, kräftig gebaut, von mittler Größe, mit vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Die Farbe seines Gesichts ist blaßgelblich, die Augen grau und freundlich, die Haut der Hände zart und weiß. Rinn, Augenbrauen und Stutzbart enthalten nur sparsamen Haarmuchs von hellbrauner Farbe. Der Khan spricht gern und geläufig Russisch. Sein Anzug bestand in einem Kasan von violetttem Sammet, reich mit goldenen und silbernen Treppen besetzt, eben solchen Pantalons, einer mit Gold gestickten, rothen Sammetweste und einer spitzen, mit Zobel besetzten, goldgestickten Sammetmütze. Ein mit Amethysten besetzter Gürt umschloß den Leib, und daran hing ein eiserner Dolch und ein krummer Säbel. Die gemeinen Kirgisen tragen größtentheils Kasans aus Pferdebesen, die behaarte Seite auswendig, die Ärmel und Rückennähte mit Pferdeähnen besetzt; auch haben sie spitze Mützen aus Pferdebesen, wobei sie bald die behaarte, bald die glatte Seite nach Außen kehren. 4.

In dem Kammergebäude zu Romgorod hat man 586 alte Handschriften und 68 Briefe der Zare Iwan Basilewicz, Feodor Iwanowicz, Alex. Michailowicz, Iwan und Peter Alexiewicz, der Sophia Alexiejowna, mehre Patriarchen und Rescripten aufgefunden. 17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 9.

9. Januar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Erster Artikel.

Die Verwandtschaft der Weine mit dem Boden, den Steinarten ihrer Berge, den Lüften, die sie anwehen, dem Reflex der Sonne, die sie zeltigt, nachzuweisen, ist eine noch unerledigte Aufgabe der Chemie. Wir sind noch zu sehr mit der Wirkung beschäftigt, um den Ursachen nachforschen zu können. Über die Verwandtschaft der Lieder mit den Weinen dürfte man schon mehr im Reinen sein; und wenn jeder Wein nur da getrunken würde, wo er wächst, hätte die Kritik leichtere Arbeit, um eine geographische Karte der ineinandergreifenden Trunkkräfte und Liederfähigkeiten zu entwerfen. Aber dem ist leider nicht so. Der Champagner begeistert in Rußland die Dichter zu englischem Epleen, während er in der Champagne selbst noch keinen Dichter erweckt hat; und Arius dichtete sein Rheinweinalied in der Nähe der Aister, ob schon es dem Ref. erwiesen ist, daß er starken, alten Franzwein besang, als er Rüdesheimer, Hochheimer und alle rheinheimatischen Weine meinte. Sonst wäre das noch kein Beweis gegen die Verwandtschaft, daß Horaz Falerner trank, und in Ungarn noch kein großer Dichter geboren ist; denn der Falerner mag in der Vorzeit besser gewesen sein als das heutige traurige Getränk, und der feurige Ungarwein noch in der Zukunft große Poeten entflammen. Aber eine Wechselwirkung scheint mir doch da, wenn ich die heurigen Musenalmanache mit dem heurigen Gewächs vergleiche. Nur anticipirt die Poesie, während der Wein retardirt. Der 1837er wird erst, wenn überhaupt, Anno 1838 genießbar, aber schon in diesem (1837) schlürfen wir die Poesien, die für 1838 bestimmt sind, ein.

Der 1837er ist nach Aller Urtheil ein saures Gewächs. Nur hier und da gerieth etwas. Es wird trinkbar sein, macht aber keine höhern Ansprüche. Wir wollen sehen, ob es mit den Gedichten und Liedern ebenso ist. Die Gedichtsammlungen, die wie große Keller Vorräthe aus allen Zeiten und Jahrgängen aufspeichern, hat schon ein anderer Ref. behandelt; sie gehen uns hier nichts an. Wir haben es nur mit den Producten der Zeit zu thun, die in den Musenalmanachen den frischesten Ertrag liefern; und zwar liegen uns nicht weniger als vier Almanache vor: 1) der „Deutsche Musenalmanach“, 2)

der norddeutsche, 3) der wiener, 4) der erlanger. Der Anciennität nach erscheint zuerst der

Deutsche Musenalmanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. Neunter Jahrgang. Mit Uhland's Bildniß.

Um vornweg die Personalien zu berichtigen, so steht Uhland vermuthlich nur deshalb voran, weil er im Buche selbst nicht erscheint. Möchte er in den nächsten Jahrgängen sich selbst besser vertreten, als ihn hier Maler und Kupferstecher repräsentirt haben. Wie trübe auch der Dichter und Politiker Uhland auf die Gegenwart blicken möge, die seine Wünsche so herbe bereitete, so kann er darum doch nicht aussehen, mit einem so gläsernen, unglücklichen, verdugten und hülflosen Blicke. Der Dichter, wenn auch der Muth selbst ihm gänzlich erisunken wäre, muß doch die Gewandtheit des Geistes gerettet haben, und das sind wir von Uhland überzeugt. Er ist der deutsche Mann, den weder Heine's Bildniß aus dem Almanache, noch die Abvotirung in der württembergischen Kammer aus der großen Kammer seines deutschen Vaterlandes verschreckt haben kann. Möchte er in der Stille seine Kräfte sammeln, um nächstens in aller Würde und Schönheit vor dem Volke wieder aufzutreten; er ist ein Baum mit so tiefen Wurzeln, daß er nicht verdorren kann, wenn Thau und Regen, die der Tag bringt, einmal ausbleiben. Unter den 39 Dichtern vermissen wir ebenfalls Immermann. Auch er zürnt mit der Gegenwart. Wenn auch nicht lyrische Klänge, dürften wir indessen andere, gewichtigere Stimmen bald von ihm erwarten. Welche Lieder konnte man von einem Theaterdirector fordern! Heine großt mit sich und der Welt, mit Deutschland und mit Frankreich an den Küsten des atlantischen Meeres. Mögen ihm die rollenden Wogen einst eine andere Antwort bringen auf die Frage: was ist der Mensch? als die er sich selbst am Gestade der Nordsee gab. Desgleichen fehlt Karl Simrock und Nikolaus Lenau (Fouqué erscheint nur noch dann und wann); Beide haben sich ihr Separatseld geschaffen, jener im Sagenreiche seines vaterländischen Rheines, dieser versuchte an den Ufern des Arno seine Phantasien zu einem epischen Gedichte zusammenzustrengen. Freiligrath, der so bedeutend die frühern Jahrgänge bedachte, ist wol nur durch Zufall diesmal ausgeblieben. Es feh-

len noch manche Namen; doch wir haben es hier nicht mit den nicht Daseienden zu thun, sondern mit Denen, welche erschienen sind, und es sind 39 Dichter, aus allen Gauen Deutschlands, viel wohlbekannte und mancher homo novus; und 39 Dichter als eine Gesamtheit zu charakterisiren, ist eine nicht minder schwierige Aufgabe, als aus allen Weinen von Grüneberg bis Trier den durchschnittlichen Geschmack festzustellen.

Die Aufgabe der Kritik ist schwer, das Resultat diesmal kein hocherfreuliches, keines, das man dem Auslande mit Stolz zeigen kann. Der Druck, die Ängstlichkeit, die bekommene Lust über uns Allen wird auch in den Gedichten sichtbar. Wie ginge es anders! Und doch ist, von andern Standpunkte aus, jedes Resultat erfreulich, was uns einen Zustand sichtbar macht. Sei dieser Convent aller deutschen Dichter uns um deshalb immer werth, auch wenn er in andern Jahren noch weniger positive Früchte brächte; man unterstütze diesen Musenalmanach aus besten Kräften, daß er ein alljähriges Spiegelbild bleibe der deutschen Sangeslust und Eingekraft. Die provinziellen Musenalmanache mögen ihren Werth haben; Deutschland wird nie ein Ganzes werden, es würde aufhören das Deutschland zu sein, das wir kennen und lieben; aber ein allgemeines Parlament seiner verschiedenartigen, sich widerstrebenden Kräfte muß es auch im Reiche des Gesanges vereinigen.

Vergebens suchen wir nach nur einer positiven Eigenschaft, die der rothe Faden durch die aufgenommenen Lieder wäre; es sind immer nur Negationen, die wir finden. Wäre Sâure die vorstehende Qualität des heurigen Weines, so hinkte unser Gleichniß; Sentimentalität und Bitterkeit fehlen grade. Aber es fehlt das Feuer, die ursprüngliche Kraft, das ungesucht Eigenthümliche, was das Gemüth fesselt und die Seele mit sich fortreißt; auch des eigentlich Körnigen ist wenig da. Ihre Stellung zum Publicum, ihr erworbenes Ruf zwingt Dichter (wie Parlamentsredner), wenn sie in amtlichen Functionen auftreten, dem Anstande zu huldigen, dem sie als freie Männer selbst gern ein Schnippchen schlagen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Alles, was anstößt, was Fehler an der Stirn trägt, abgewiesen werden muß, oft damit das Pikantere, Driginnellere. Daher muß — es geht nicht anders — in solchen Sammlungen das Mitteltgut vorherrschen; und anständig, erträglich, ja lobenswerth ist im Almanache fast Alles. Man befindet sich in einer guten, gebildeten, geistreichen und gefühlvollen Gesellschaft; aber was sie denken, ist schon gedacht, und was sie empfinden, schon empfunden vor ihnen, und lobenswerth sind sie um deshalb, weil sie sich nicht anstrengen, originell zu scheinen, wo der originelle Drang nicht da war. Besser als heisere und kreischende Versuche nach neuen Tönen, in anmuthigen Variationen bekannter Weisen sich fortbewegen. Ist das vielleicht eine positive Errungenschaft, daß die Heine'schen Töne hier schon fast ganz ausgeschieden sind? Haben sie sich überlebt und sind historisch zurückgelegt worden? Aber Heine lebt doch in der Mehrzahl der jüngern Dichter, er spukt sogar in Ätern; nicht sein ver-

nichtender Witz, nicht seine Manier, das Heiligenglied plötzlich von der Rehrseite dem Auge zu zeigen, nachdem er so vollen Lichtglanz darauf geworfen, daß wir meinten, es lebe, und anbetend davor niederstürzen wollten; er lebt fort in der ertungenen Kraft, in anmuthiger Art Das auszudrücken, wofür vor ihm dem Dichter die Worte fehlten, jener Kraft, die durch den Kuß, der mütterlichen Erde gegeben, in immer neuer Stärke sich erfrischt, derweil die Wolkenträume, in denen die Poeten ehedem schweben sollten, verlassen sind. Wenn wir Heine diese Ehre zugestehen, daß er die jüngern Dichter zur Natürlichkeit zurückführte, so sei damit nicht gesagt, daß er der alleinige Autor und Erfinder ist. Vielleicht war er nur das Symbol eines allgemein gefühlten Bedürfnisses. Warum aber nicht an einen Namen ein Ereigniß knüpfen, zumal da dieser Name neuerdings mit Unrecht und Recht Verunglimpfungen erlitt, wofür ihm wenigstens sein historisches Recht unverkümmert gelassen werden muß.

Ein positiver Weiterschritt ist im diesjährigen Almanache nicht, wenn nicht das Ringen nach dem Positiven schon selbst einer ist; und das wird im Vermeiden der krankhaften Zeitrichtungen sichtbar. Keiner unter den 39 Dichtern besingt die Emancipationen und Rehabilitationen (nur Victor Strauß den Zweifel), weder von Fleisch, Frauen, Sklaven noch Juden. Aber ebenso wenig findet sich die Rückkehr und Sehnsucht nach Feudalburgen, legitimen Successionen oder dem Monde; von höfischer Schranzenpoesie zu schweigen, welche wie von selbst aus dem deutschen Dichterreiche verschwunden scheint. Die Freiheit schwebt wie die unsichtbare Gottheit über Allen, so von selbst anerkannt, daß sie anzurufen und anzurufen wie ein ausgesprochener Zweifel an ihrer Heiligkeit zur Indiscretion würde. Die Geister sind wieder zur Ruhe zurückgekehrt, man ist der Negationen in der Poesie satt, man ist nicht positiv, aber man ist dem Positiven geneigt, man erwartet es, und woher es komme, man wird es willig aufnehmen. Somit, wenn es ein Wort gilt, um ein Resultat auszudrücken: es ist die Rehabilitation der Ruhe, nicht der Grabruhe, aber der erwartenden Dessen, was da kommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Ende September 1837.

Unter den literarischen Erzeugnissen, die in diesem Jahre bei uns ans Licht getreten sind, werden die von Razimierz Mladyslaw Boyciak als die bedeutungsvollsten anerkannt. Derselbe hat sich bereits in der nicht eben langen Reihe der slavischen Sprach- und Alterthumsforscher einen Ehrenplatz erworben. Nicht durch scharfsinnige, aus den Quellen hergeleitete Combinationen, sondern, in das volle Leben selbst eingehend, gedankt er, durch Aufdeckung slavischer Denkmäler den Charakter, das Gemüth und zugleich den frühen Stand der Bildung unter den Slawen darzustellen. Die überreste slavischen Lebens will er, eigne Alerathen und Einsälle völlig vermeidend, selbst reden lassen; aus diesen soll der Leser mit freiem Geiste sich ein Bild zusammensetzen, ohne durch des

Darstellenden vorgefaßte Meinung gebannt oder etwa in die Irre geführt zu werden. Vorerst gibt Wojciecki aus seinem Vorrathe drei Werke heraus, nämlich: eine „Sammlung polnischer Sprichwörter“, dann „Polnische Volkslieder“ und eine „Sammlung polnischer Volksagen“. Von den letzten sind bis jetzt erst einzelne Proben in Zeitschriften erschienen, von den beiden ersten Werken aber liegen zwei Theile vor uns.

Die Sprichwörterammlung hat den Titel: „Starożytnie wiessci z XVgo, XVIgo i XVIIgo wieku“, d. i. Alterthümliche Sprichwörter aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert (erster Theil). Schon früher hat Wojciecki eine ähnliche Sammlung in drei Theilen erscheinen lassen. Das vorliegende Werk ist nun nicht etwa nur für eine Ergänzung des früheren anzusehen, sondern es macht auf eine selbständige Stelle Anspruch. Nach einer Einleitung, welche über das Wesen des Sprichwortes im Allgemeinen und über das polnische im Besondern handelt, folgen im ersten Abschnitte die Sprichwörter aus dem 15. Jahrhunderte, im zweiten die aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, dann im dritten die Anmerkungen und Erklärungen zu den Sprichwörtern und im vierten bibliographische Notizen über frühere ähnliche Sammlungen und über die Werke, welche von dem Verf. benutzt worden sind. Rühmendwerth ist an dem Werke vor allem Andern, daß sich Wojciecki an die reinen Quellen des slawischen Lebens und der Poesie gehalten hat; daß man also in der That durch diese Sprichwörterammlung eine wahrhafte und getreue Vorstellung von den Ergebnissen, der Ausbildung, dem Verstande, dem Wize des Volkes und von der Fülle und Kraft der Sprache zu erlangen vermag. Kenner der Sprache werden eine reiche Ausbeute sich herausholen. Übersetzungen sind zwar, besonders bei den kurzen, treffenden Worten des Volkes, ungenügend, denn Funken leuchten nur in ihrem eigenthümlichen Lichte; doch wollen wir wenigstens einige Proben zur Vergleichung mit Sprichwörtern in andern Sprachen mittheilen:

„Kröte frisst den Dohn nicht, sperrt sie auch das Maul nach ihm. — Ein Weib wirft den Stein in den Brunnen, zehn Bauern ziehen an ihm heraus. — Gindeist fertig Brot bei Witwen, 's ist aber nicht gesund! — Die erste Frau ist von Gott, von Menschen die zweite, die dritte vom Teufel. — Das Femb ist dem Reibe näher als das Kleid. — Der Zigeuner nimmt seine Kinder zu Zeugen. — Der Mensch schließt, Gott aber lenkt die Kugeln. — Wer das Bret trägt, den trägt das Bret wieder. — Der Gelmann im Bauernhaus ist gleich dem Bojowoden. — Der Doh stößt mit dem Horn, das Weib mit der Zunge. — Ehe nicht die Thoren, sie gehen von selbst auf. — Janek war am Hofe, kann den Ofen heizen. — An der Herren Gebräu verbrennen sich die Knechte den Mund. — Ging der Kosack den Tataren, der Lataz hält ihn beim Kragen. — Kommt erst das Glück, singt auch der Priester! — Nicht Jeder beißt, der den Schnurrbart hebt. — Altpolnisch ist die Sitte, Niemanden das Thor zu schließen.“

Sehr verständig empfiehlt Wojciecki den neuern Dichtern, sich nicht in Nachahmungen italienischer Sonette und englischer und deutscher Balladen zu verlieren, sondern auf die Sprichwörter und Lieder des polnischen Volkes zurückzublicken, das Studium derselben werde vor Andern eine nationale Poesie verbessern.

Ein besonderes Verdienst hat sich der Herausgeber um die Literaturgeschichte durch seine Kritik der ältern Sprichwörter Sammlungen erworben. Unter den frühern Sammlern sind Ryński und Knapki die bekanntesten. Der erste starb 1626 als evangelischer Prediger in Danzig und gab seine „Proverbiorum centuriarum decem“ (Lübeck 1618) heraus; der zweite, ein sehr bekannter Enzyklopedist und Jesuit, starb 1638 zu Krakau; seine „Adagia polonica“ erschienen zuerst in Krakau 1632 und dann öfter. Bis jetzt ist Knapki als der vorzüglichste Sammler gerühmt, Ryński in den Hintergrund gestellt worden. Wojciecki hat nun nachgewiesen, daß nur Ryński in das slawische Leben eingedrungen sei und echt slawische Sprüche

wörter vor dem Untergange gerettet, während der Stubengelehrte Knapki fast nur moralische Sentenzen aufgenommen habe. Derselbe weist noch darauf hin, wie bei den ältesten polnischen Schriftstellern, namentlich bei dem kräftigen, mannhaften Michael Rej, in dessen Schriften die altpolnische Sprache zu voller Pracht erblüht ist, noch viele Goldkörner aufzufinden seien.

Von dem andern Werke, betitelt: „Pieśni ludu Biało-Chrobotów, Mazurów i Rusi z nad Bugu“, d. i. Volkslieder der Weißchroboten, Mazuren und Russen am Bug (2 Theile), werden wir nach Erscheinung des zweiten Theils vollständigen Bericht abfassen.

Ein anderes Föderniß der vaterländischen und der gesammten slawischen Literatur ist von dem Herausgeber der „Prawda ruska“, J. B. Rakowiecki, zu erwarten, von dem eine „Geschichte der slawischen Sprache und der verschiedenen slawischen Dialekte, mit Rücksicht auf den sittlichen Zustand der alten Slawen“, zum Drucke bereit liegt. Das Werk enthält neben einer vollständigen slawischen Sprachgeschichte auch Proben aus den ältesten slawischen Sprachdenkmälern aller Dialekte. Auch arbeitet der Prof. Maciejowski eifrig an der Ergänzung seiner „Slawischen Rechtsgeschichte“. Im Laufe dieses Jahres hat er eine Reise nach Ungarn und Böhmen unternommen, theils um sich mit slawischen Gelehrten über sein Werk zu verständigen, theils um neue Materialien zu sammeln.

Bisher besaßen die Polen neben den vollständigsten Werken über die vaterländische Geschichte nur kurze Abrisse der allgemeinen Historie. Jetzt ist auch diese Lücke durch die „Allgemeine Geschichte“ von E. Janowski ausgefüllt, und es wird gerühmt, daß der Verf., von dem schon früher mehrere gute Werke erschienen sind, verstanden hat, durch ziemlich umständliche Beschreibungen der einzelnen Zeitalter und Thatfachen sein Werk interessant zu machen. Wir erwähnen hier zugleich einer neuen „Experimentalphysik“ von dem Professor am hiesigen Gymnasium, Radwancki, die besonders für die Jugend bestimmt ist. Die bis jetzt erschienenen Hefte lassen zwar keinen großen Fortschritt für die Wissenschaft erwarten, empfehlen sich aber durch klare Darstellung.

Ein Werk über Sibirien: „Wiadomości o Syberyi przez J. K.“, in zwei Theilen, erzählt eine Reise, die der Verf. in den Jahren 1831—34 nach jenen selten freiwillig bereisten Gegenden unternommen hat und zeichnet ziemlich treu das Land, die Lebensweise und die Bewohner. — Dr. Janicki hat die schon 1830 von der orthographischen Commission herausgegebenen „Polnischen Rechtschreibregeln“ („Prawidła pisowni polskiej“), durch welche namentlich der bisher unbestimmte Gebrauch des i, j und y im Polnischen festgestellt wird, mit Zusätzen neu herausgegeben. *)

Daß Schriften über Oekonomie u. s. w. immer zahlreicher erscheinen, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Landwirtschaft auch bei uns im Fortschreiten begriffen ist. Durch einige Zeitschriften, u. A. „Tygodnik agronomiczny“, von Kurowski, und „Gospodarstwo wiejskie“ werden neue Erfahrungen, insbesondere des Auslandes, allgemein verbreitet. Besonders erschienenene Schriften sind: über den Anbau der Runkelrübe, von Dzgapowski; über die neue Zuckerrübenzüchtung, von dem Professor an dem landwirtschaftlichen Institute zu Mariemont, Józef Belza; über die Möglichkeit, in Polen Seidenraupen zu ziehen, von R. Kurowski. Neuerdings ist Rohlfes „Viehartzneibuch“ und Pfeil's Schrift über die den Wäldern schädlichen Insekten aus dem Deutschen übersetzt worden.

Unter den neuer erschienenen belletristischen Werken nennen wir zuerst das für dieses Jahr erschienene Taschenbuch „Wia-

*) Ein in Deutschland ziemlich allgemeiner Vorstoß gegen viele polnische Namen ist, dieselben mit y statt i (z. B. Garbierowscy statt Garbierowski) zu schreiben. Im Polnischen kann aber niemals ein y auf ein i folgen, sondern immer nur ein i.

nek" (der Kranz), herausgegeben von Karl Korweil. Es zeichnet sich vor den früher erschienenen Taschenbüchern dadurch aus, daß es nur Originalbeiträge enthält. Es ist mit sechs englischen Stahlstichen — jetzt auch bei uns ein Modeartikel — geziert. Der prosaische Inhalt besteht in Erzählungen, außer einem Aufsatze von Woyciech über das Amt des Kiecha bei den heidnischen Slawen. Woyciech erklärt den Kiecha für einen Anführer einer Horde, so daß er etwa so viel wie Kniag gewesen wäre. Zugleich aber ursprünglich ein heidnischer Priester, hat sich der Kiecha bis jetzt bei den christlichen Dorfgemeinden erhalten, wo er ein Diener des Priesters ist. Die erste Erzählung: „Das hohe Schloß“, gleichfalls von Woyciech, ist aus Jmiorowicz's Chronik der Stadt Lemberg entnommen und führt uns in diese Stadt, als dort 1594 die Pest grassirte. Die Erzählung besteht eigentlich aus zwei Hälften: einerseits wird die Schmach dargestellt, welche die zwölf Söhne des lemberger Burggrafen Bialosturski durch ihre nächtlichen Räubereien über ihren Vater und sich selbst bringen; andererseits aber die Liebe eines Italieners, Michelini, zu der Tochter des lemberger Kaufmanns Juro und beider Liebenden Tod an der Pest. Beide Hälften der Erzählung sind aber nur sehr leicht miteinander verbunden, daher kann dieselbe als Ganzes keinen vollkommenen Eindruck machen. Vollendet ist die zweite Erzählung: „Beyn Gieray“, von Szabrancki, welche in die Kämpfe der Polen mit den Tataren zurückgeht. Der Inhalt ist kürzlich folgender: Der Tatarthan Geyn Gieray ist von dem polnischen Helden Buczacki gefangen auf dessen Schloß gebracht und der Beilehung der Tochter desselben, Sophie, beigegeben worden. Bald vereinigt das innigste Band der Liebe den Tataren und die Polin. Jener aber findet Gelegenheit, in seine Wästen zurückzukehren. Der Vater entdeckt das Einverständnis der Liebenden, zwingt seine Tochter, in ein Kloster zu wandeln, und Geyn überströmt, zur Rache entflammt, mit seinen Horden die Ukraine und verwüßt das Schloß des Buczacki, welcher selbst umkommt. Als er ein nahe Kloster überfällt, wird Sophie, von seinen Tataren getödtet, von ihm aufgefunden, und er flieht wahnsinnig in seine Steppen zurück. Ausgezeichnet ist an dieser Erzählung die Darstellung des tatarischen Lebens und die Beschreibung der weiten Steppen der Ukraine. Die dritte Erzählung: „Seht da die französische Königin!“ von Karl Korweil, berichtet die Bewerbungen des französischen Grafen Etrelle um die Hand der Maria Leszczynska, der Tochter des Königs Stanislaw Leszczynski, der spätern Gemahlin Ludwig XV., und die Intriguen, durch welche am französischen Hofe des Grafen Bemühungen vereitelt worden sind. Die Erzählung ist nicht geschickt genug gegliedert, die Sprache sehr einfach; ja zuweilen kann man dem Verf. nicht mit Unrecht vorwerfen, daß dieselbe zu sehr zur gewöhnlichen Conversationsprache herabsinke. Eine der interessantesten Partien des Taschenbuchs ist die Beschreibung einer Reise, die Graf Friedrich Starbel 1823 auf einem Lastschiffe die Donau entlang von Regensburg bis Wien gemacht hat. Dem gebildeten Polen gefallen diese schönen Gegenden Deutschlands und das deutsche Wesen ausnehmend. Der poetische Theil des Taschenbuchs ist von Szabrancki, Komposielski, Bialinski, Wurski u. A. beigezeichnet. Aus mehreren Gebichten erkennt man mit Freuden, wie die neue polnische Dichterschule immer mehr an Umfang und Festigkeit gewinnt; andere zeigen, wie auch jetzt die polnische Sprache so ausgebildet ist, daß ein Ländeln mit Reimen und sogenannten poetischen Gedanken für polnische Dichtertlinge keine Schwierigkeit mehr hat.

Ferner ist unter den belletristischen Werken ein Roman von einer Dame: „Henryk i Marya“, bemerkenswerth. Die Erfindung ist alltäglich: Einem jungen Arzte, Heinrich, ist Maria verlobt worden; zu seiner weitem Ausbildung reist er ins Ausland, und während seiner Abwesenheit wird seine Braut einem reichen Lord versprochen, der sie auch nach Heinrich's Tode, welcher eine Folge zu großer Anstrengung ist, mit

sich nach England heimführt. Aber der Zweck der Verf., zu zeigen, wie eine frühzeitige gute Erziehung über die Widerwärtigkeiten des Lebens erhebt, verdient Anerkennung.

Gleichfalls des Zweckes wegen mag hier genannt werden: „Pan Woyciech“, d. i. Herr Alalbert, oder ein Muster des Fleißes und der Sparsamkeit (2 Theile), eine Erzählung, die besonders die religiöse und moralische Ausbildung der Handwerker und des städtischen Gesindes zum Ziele hat und zugleich zu vorsichtiger Haushaltung anregen will. Der Verf. zeigt allgemeine Lebenserfahrung und Kenntniß der Stände, für die er geschrieben hat; daher kann es ihm wol gelingen, durch seine einfachen herzlichen Worte zu wirken. Dieselbe Tendenz hat die aus dem Französischen übersezte Schrift von Snamski: Der gute Landmann („Dobry wieśniak“); doch ist sie mehr auf die Landwirthschaft berechnet. Ähnlich ist ein Werk, „für junge Damen“, betitelt: „Prawdziwa przyjaciółka“, d. i. Die wahre Freundin, das theils Erzählungen, theils kurze Warnungen und Lehren enthält.

Neben den gewöhnlichen politischen Zeitungen erscheinen nur wenige literarische Zeitschriften. Eine Auszeichnung verdient unter den letztern das „Panorama“ von Szabrancki, das aber sehr spärlich erscheint. Bis jetzt liegen vier Hefte vor uns. Sie bringen eine Geschichte der deutschen Literatur, welche, wie der Herausgeber sagt, einen zu großen Einfluß auf die polnische ausübt, als daß ihre Geschichte den Polen unbekannt bleiben dürfte. Die Übersicht geht im vierten Hefte bis auf Luther und läßt den deutschen Bestrebungen im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren. Es werden auch Proben mit polnischer Übersetzung aus dem Ribclungenliede und den Minnesängern mitgetheilt. Überdies findet man eine Übersetzung aus Goethe's „Iphigenia“, Gert's Ballade: „Heinrich der Löwe“, und Bruchstücke aus dem russischen Werke Martinsski's: „Bilder vom Kaukasus“. Dann theilt Woyciech in dieser Zeitschrift Proben aus den oben erwähnten Volksagen mit, u. a. die vom Swardowski, dem polnischen Faust. In einem Anhange finden die bedeutendern neuen Erscheinungen der Literatur ihre Würdigung.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der Schutzpatron von Valencia ist der heilige Vincenz Ferrer, an dessen Tage sonst lustige Feste gefeiert wurden. Überall gab's Altäre und auf jedem ein Marionettentheater, das jedes eine besondere Scene aus des Heiligen Leben darstellte. In einer zierlichen Küche zerstückt der Koch einen Knaben, auf das Gebet des Heiligen steigt das Kind lebendig aus dem Kessel heraus. In Barcelona wüthet Hungersnoth, der Heilige streckt segnend die Hände aus, zehn mit Getreide beladene Schiffe zeigen sich am Horizont. Ein Kind zerbricht eine Schüssel mit Einsen, der Heilige winkt, die Schüssel wird ganz, und das Gemüse liegt reinlich darin. Ein herabgestürzter Maurer schwebt in der Luft, denn es war dem heiligen Vincenz verboten worden, ferner Wunder zu thun; er geht fort, um das Verbot zu Gunsten des Maurers zu heben, welchen er einstweilen schweben läßt, um ihn nicht zu Schaden kommen zu lassen und doch den Gehorsam zu brachten. Jeder Altar hatte nebst der sich stets erneuernden Vorstellung seine Musik, so rauschend wie möglich. Außerdem gab's Züge aller Art. Da stellten ungeheure Riesen einher, die, reich gekleidet, die vier Welttheile vorstellten; hier zeigte sich die in Sammet gepuzte Fischergilde, mit Wachsfischen in der Hand. Da führte die heilige Jungfrau im weißen Gewande den Schutzpatron im Scapulier an der Hand. Kaiserliche Könige mit Bart und Krone brüsteten sich, Knaben als Schäfer und Matrosen jauchzten, Männer in weißen Talaren klapperten mit Castagnetten, andere, in türkischer Tracht, zeigten ihre Geschicklichkeit im Rohrspiel, sie warfen die Gerten höher und sicherer als der Tambourmajor seinen Stab. 10.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 10.

10. Januar 1838.

Die diesjährigen Rosenalmanache.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Fr. v. Gaudy singt in dem „Spurlos“ überschriebenen Gedichte:

— In Dichterherzen
Stehn Blum' an Blume gedrängt,
Gedührt vom Thau der Schmerzen,
Vom Thau der Lust getränkt;
Sie duften, sie welken wieder
Von keinem Auge gesehen:
Wollen denn Blumen und Lieder
Mehr als blühen und verwelken?

Möge dies als Motto für den ganzen Almanach gelten. Es ist ein angenehmer Blüthenduft, der mir nachweht, aber ich unterscheide nicht mehr, wenn ich das Buch zugeschlagen habe, von welchen Stauden und Blumen die Hauptwürze herrührt: ob die Alten oder die Jungen den Vorzug haben, ob die nur reflectirenden oder die nur empfindenden Dichter, ob die mit ihrem Gegenstande spielenden, oder die, welche von seinem Ernste ergriffen, nur Das von sich gaben, was er ihnen einflößte. Wir müssen den Blumengarten noch einmal Beet für Beet durchwandern. Wie subjectiv kann und muß jedes Urtheil über Lieder sein. Ich gebe zu, daß mir Jemand Satz für Satz beweist, ich hätte Unrecht; ich gebe auch zu, daß ich selbst nach zehn Jahren oder zehn Monaten anders empfinde: das darf mich aber nicht hindern, das Urtheil meiner heutigen Stimmung aufzuschreiben. Thöricht, wer mehr fordern wollte, und nicht minder ungerecht, wer mich verargt, wenn mir die Gedichte meiner Freunde besser gefallen als Andern, deren Freunde sie nicht sind. Stimmungen sind die Mütter der Lieder und der Freundschaften, was zusammen stimmt, befreundet sich; genug schon, wenn diese partielle Kritik nicht über das Gebiet der Lieder hinausgeht.

Einige aufgefundenen Reliquien von Goethe beginnen den Reigen, Spielereien aus der Zeit seiner Friedericienliebe, immer von Werth als Beweise, wie auch der größte Mann seiner Zeit ihren Schwächen huldigen konnte, dergleichen Belege dafür, daß jene Liebe eben nichts mehr war als ein Amusement des Herzens; auch die Sentimentalität ist angelegen:

O warum wandtest du die heißen Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum liebst du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Mun'erkelt von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühen ihm schwarz, die Blätter sind verblühen,
Und Alles wecket um ihn Her.

Glücklich, daß dies verwelkt ist und eine andere Sonne dem Jünglinge Goethe aufging. Ihr Interesse hätten diese Reliquien erst erhalten, wenn es den Herausgebern gefallen, uns einige historische Notizen zu schenken, wie diese Lieder sich erhalten und zu ihnen gekommen sind.

Rückert ist unverkennbar und Dichter in Allem, was er schafft; aber es ist hier nicht der reelle, frische, begeisterte Dichter, der sich ganz gibt, was er ist und was er hat; es ist nur ein Abfall seiner Gedanken und Empfindungen. Bei einem so reichen Dichter ist auch Das von Werth, was man einem minderbegabten als Nachlässigkeit nicht verzeihe, und einzelne Perlen finden sich auch unter diesem Abhub; aber Fremde dürften Rückert darnach nicht den Standpunkt zusehen, der ihm unter den deutschen Dichtern zukommt. Den Heitern beschleicht hier nicht zum ersten Male der „Unmuth und Kleinmuth“, in dem er klagt:

Was mich regt, rührt Euch nicht an,
Und mich drückt n'cht, was Euch plagt;
Ich hab' Euch umsonst geklagt,
Ihr habt nichts für mich gethan

Die mich hören und verstehen,
Sind entweder schon dahin,
Oder wann sie einst erstehn,
Ach, daß ich dann nicht mehr bin!

Schon haben Andere ihn wegen dieser Ungerechtigkeit gegen das Publikum und sich selbst zurechtgewiesen, doch nennt er selbst die Klage, sich beschuldigend, nur eine „Anwandlung“. Unter den epigrammatischen Denksprüchen sind manche treffliche z. B.:

Wenn du Alles nicht vergessen
Kannst, sowie dir's ist genommen,
Oder so ans Herz es pressen,
Daß dir's geistig bleibt besessen,
Herz, so ist nicht auszukommen;

ebenfalls das sehr Schlagende „Weder kalt noch warm“, das anhebt:

Auf der einen Seite meines Mundes
Macht mir Zahnweh alles Heiße,
Alles Kalte macht mir hingegen
Zahnweh auf der andern Seite;

aber auch verfehlte, wenigstens Rückert's nicht würdige, wie das Wortspiel zwischen Memnon und Mammon, oder ganz unbedeutende, wie Brief 9. Andere treffende Wahrheiten eröffnet dagegen wieder Brief 6:

Mit Anstand wissen uns die Freund' anzuerkennen
Und aus dem Weg zugleich zu räumen, wo sie rennen.
Sie sagen, daß mit uns ein Altes ab sich schließe,
Das heißt, doch sagen sie es nicht, nichts Neues sprieße.

Gegen junge Freunde wie Feinde, die gern abschließen und historisch registrieren, um für sich selbst Platz zu machen, wird Rückert, dessen sind wir gewiß, noch oft durch bedeutendere Schöpfungen den Beweis führen, daß die echte Kraft sich immer wieder neu regeneriert, der Abschlüsse und Bannmarken der Systematiker lachend. Besondere ist uns Rückert's Kritik über Goethe's und Zelter's Briefwechsel: daß der alte Goethe den immer jungen Ruch gewonnen durch den Verkehr „mit einem Freund wie Zelter“. Wenn ein Dichter wie Goethe sich dabei wohl befand, weshalb einem Dichter wie Rückert verargen, wenn er es gut und recht findet. Seine Nachträge zu den „Kindertodensliedern“ enthalten manche rührende Wendungen eines tiefen Schmerzes. Der Kinder Glückwunsch an ihre Mutter erinnert nicht zu seinem Vortheil an Wordsworth's schönes „We are our seven“. Hier gelang es dem englischen Dichter, die unschuldige Kindesvorstellung so plastisch darzustellen, daß jeder Sinn davon ergriffen wird; wir sehen das siebente Kind im Himmel mit den Sechsen auf Erden leben, es ist eine Wahrheit geworden; bei Rückert versichert uns nur der Dichter, daß es so sei. Dort ist es Wirklichkeit, hier Reflexion.

Justinus Kerner hat nur wenige, nicht bedeutende, aber darunter recht herzinnige, den Mann, wie er ist, charakterisierende Lieder — kaum kann man sie so nennen — geliefert, z. B. das „Gott Dank“, ein Gefühls-epigramm:

In meinem Garten, da steht ein Baum,
Trägt Äpfel so viel, daß man's glaubet kaum.
Wie herzlich mich diese erfreuen!
Gott schenk' nur der Menge Beidehen!

Da wehet ein kalter, ein böser Wind,
Von dem Baume fallen die Äpfel geschwind;
Nur ein einziger bleibt von allen.
Gott Dank! — Hätt' ja auch können fallen!

Sein „Der Hops im Kopfe“ könnte als Seitenstück zu dem Chamisso'schen Hopsliede figuriren.

Julius Moser bringt Strophen aus dem noch unvollendeten Gedichte „Hassver“; stark colorirte Schilderungen. Ob das Ganze, wenn es fertig ist, die poetische Weihe seines „Mitter Wahn“ erreichen wird, wollen wir abwarten und uns freuen, wenn unser Zweifel durch die That widerlegt wird. Die „Lieder zu russischen Nationalmelodien“, von D. A. Afanig, mögen zu den Weisen und an Ort

und Stelle lieblich klingen; im „Deutschen Musenalmanach“ wollen sie uns nicht an Ort und Stelle dünken, ob doch kein Grund ist, sie fortzuweisen. Bei Johann Gabriel Seidl's Gedichten sagt man sich: wer hat das nicht auch gefühlt, und es ist so hübsch gefühlt, so anmuthig ausgesprochen. Das haben wir errungen durch die Bildung; auch die poetische ist Allgemeingut geworden. Das Gedicht: „Der Gärtner Tod“, hätte Anspruch auf etwas mehr. Der Veteran Streckfuß bringt einige beherzigungswerthe Reflexionen. Auch die über die Fuhrwerke, paßt sie auch nicht grade für einen Musenalmanach, ist der Ausdruck einer Wahrheit, die man eben vor Heine in der Dichtung nicht aussprechen durfte, und darum als ein Zeitzeichen willkommen. Als Probe aber theilen wir lieber das Sinngebidicht „Selbstkenntniß“ mit:

„Kenne dich selbst“, sprach Einer, der sicher sich nimmer
erkannte,

Denn, wer selbst sich erkennt, weiß, daß er nimmer
sich kennt.

Streck' ein Licht in das Dunkel hinaus und betrachte die
Gegend;

Was du bei Lichte besiehst, was du erkennst, ist — die Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

(Bechluss aus Nr. 9.)

Wilna.

Der bekannte Kritiker, Prälat Aloys Ossinski, von dem schon seit langer Zeit eine ausführliche Literaturgeschichte Polens erwartet wird, zu welcher derselbe die bedeutendsten Materialien beisammen hat, hat nun besonders die Geschichte der Jesuiten in Polen zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Bereits sind von ihm zwei Werke über das Leben und die Schriften des Jesuiten und berühmten Predigers Piotr Skarga (1536—1612) und des Jakob Wujek (geb. 1540, gest. 1597 in Krakau), des gelehrten Übersetzers der Vulgata, erschienen. Dem letzten Werke sind umständliche Nachrichten über die Bibeln, Postillen und Gesangbücher der verschiedenen Confectionen in Polen beigelegt. Außerdem aber hat auch Ossinski ein historisch-kritisches Werk über alle polnische Jesuiten, die in lateinischer oder polnischer Sprache geschrieben haben, zum Drucke bereit liegen. Noch wird von ihm eine Geschichte der wilnaer Bischöfe erwartet, zu welcher ihm die Archive des wilnaer Domcapitels und das wilnaer Archiv der Fürsten Radziwill die vorzüglichsten Quellen gewesen sind.

— Sehr schätzenswerth auch in historischer Hinsicht ist die schon früher erschienene „Beschreibung der Stadt Wilna“ von Balinski. Die Gründung der Stadt geht bis ins 14. Jahrhundert zurück und wird gewöhnlich dem lithauischen Fürsten Gedymin zugeschrieben. Schon im 16. Jahrhundert war die Stadt sehr blühend, doch schädeten ihr die langwierigen Kriege zwischen den Schweden und Polen, während welcher sie mehrmals verheert wurde. Das Werk von Balinski gibt nicht nur neben statistischen Nachrichten eine allgemeine Geschichte und Beschreibung der Stadt, sondern beschreibt auch ziemlich umständlich die Kirchen und andere merkwürdige Gebäude, zugleich mit Bezugnahme auf die Historie.

— Hier sind mehrere theologische Werke erschienen, u. a. eine „Biblische Geschichte des A. und N. Testaments“, von Rogalski; ferner eine Geschichte der Heiligen, Märtyrer und Kirchenväter („Zywoty SS. Pańskich, Męczenników i Ojców Kościoła“), die nach dem Muster neuer französischer Werke der Art abgefaßt und mit Holzschnitten verziert ist, auch einem Bedürfnisse abhelfen mag, da die ältern Lebensbeschreibungen der Heiligen

von Piotr Starga und dem Fürsten Albert Radziwiłł fast zu den bibliographischen Seltenheiten gehören. Von dem Geistlichen Ludwig Trynkowski sind Grabreden („Mowy pogrzebowe“) herausgekommen; auch hat Cajetan Sawinski eine Predigtenammlung drucken lassen, die viel Anerkennung findet. Einer unserer ausgezeichneten Prediger, der Präfect des Dominikanerordens in der Provinz Lithauen, Dr. theol. Jakob Kalowski, geb. 1778, ist am 26. November 1836 in dem jabiasschen Kloster gestorben. Zu nennen sind von ihm: „Dzielo Kadnodziejski“, eine Sammlung Predigten in sechs Theilen, die in den Jahren 1823—29 hier bei Zawadzki erschienen ist, und „Kazanie na Podulu miane“ (Wilna 1827), Predigten, die er in Pobelien während des Jubeljahres 1826 gehalten hat. Im vorigen Jahre ist hier eine neue evangelisch-reformirte Kirche vollendet worden. Die bei der Grundsteinlegung, 1830, und der Einweihung dieser Kirche, 1836, beobachteten Feierlichkeiten und gehaltenen Reden sind nun in einer besonders Druckschrift in polnischer Sprache, nebst Abbildung der Kirche, erschienen.

— Für die Jüglinge der hiesigen medico-chirurgischen Akademie ist eine neue „Zoologia“ nach Cuvier und Blumenbach von Rumelski und Gorski erschienen, die für sehr brauchbar erklärt wird, sowie von dem Professor an dieser Akademie, Adamowicz, ein Werk über die bei uns so nöthige Verbesserung in der Haltung der Hausthiere. Dann eine „Ekonomia przemyslowa“, eine französische Preischrift von Suzanne, die der ehemalige Professor an der Universität, Joseph Waszkiewicz, übersetzt hat.

— Unter den neuen Dichtungen machten sich die Poesien von Alexander Groza bemerkbar; denn mit Freuden erkennt man aus den lieblichen Versen bald einen wirklichen Dichter heraus; insbesondere ist eine poetische Erzählung: „Der Starost von Raniow“, wegen ihres natürlichen Colorits auszuzeichnen. Mögen diesen Erstlingen des Dichters bald reifere Früchte folgen. Weniger Beifall haben die Poesien von Konstantin Piotrowski gefunden, welcher sich der sogenannten classischen Dichterschule zugeneigt scheint. Er ist nicht ohne Talent für die Poesie, aber noch zu wenig durchgebildet. Das Bändchen enthält zwei Erzählungen: „Julia Potocka“, und „Joseph Puzlaski, oder der Feldherr im Gefängnisse“, dann Oden, Fabeln und Übersetzungen aus Pope, Addison und Shakspeare's Sonetten, welche letztere das Vorzüglichste der ganzen Sammlung sind. Ein ausführliches Gedicht, betitelt „Towiany“, von Cyprjan Leonowicz, ist eine poetische Beschreibung eines also benannten lithauischen Parks und leidet an den Mängeln solcher Beschreibungen, namentlich einzelne Partien gelungen genannt werden können. Die sehr kurze Reihe der polnischen Schriftstellerinnen vermehrt eine Dame, Namens Narbutt, von der ein Bändchen „Moralische Schriften“ herausgekommen ist. Es sind Gedanken aus einem Tagebuche, Briefe, Poesien, darunter manches Liebliche und Interessante.

— Von Horazens „Ars poetica“ sind hier zugleich zwei Übersetzungen erschienen; die eine von Adam Krasinski, die andere von Anton Moszynski; beiden Übersetzern ist es aber nicht gelungen, in den Geist des Gedichtes einzubringen; insbesondere fehlt die urbanitas des Dichters in den Übersetzungen völlig. Von den sonst erschienenen Übersetzungen nennen wir einen Roman von Dupré St.-Maure: „Die beiden Verbrecher“. Auch sei hier noch eines satirischen Werkes erwähnt, betitelt: „Chaos. Szozypa Kadzida, cieniom wierszokletow, od Witalisa komu jedzie“, eine Art humoristischen Conversationslexikons, in dem einzelne Artikel, z. B. die Nase, die Verführung, mit oft treffendem Witz und feinen Bemerkungen besprochen werden.

— Einer unserer ausgezeichnetsten Romandichter, Felix Bernatowicz, von dem auch den Deutschen manche Werke durch Übersetzungen bekannt geworden sind, ist am 5. Sept. 1836 zu Komza gestorben. In den letzten Jahren seines Lebens hat er nur sehr wenig öffentlich mitgetheilt.

— Während von den polnischen Zeitschriften der in Petersburg seit mehreren Jahren erschienene „Balamut“, d. i. Der Plauderer, mit Ende des Jahres 1836 wegen Mangel an Absatz hat eingehen müssen, ist in Wilna eine neue Zeitschrift zu ziemlicher Ausdehnung angewachsen. Es sind die „Wizerunki i roztrzasania naukowe“. Nachdem die erste Sammlung derselben in 12 Heften geschlossen worden, ist eine neue Sammlung bis zu acht ziemlich starken Heften geblieben. Es gibt sich in dieser Zeitschrift ein ernster, wissenschaftlicher, besonders für das Keligiose eifriger Sinn kund. Der größte Theil der in derselben enthaltenen Aufsätze sind Übersetzungen aus französischen, englischen und deutschen Zeitschriften und größern Werken, auch solche, die für Polen von geringerem Interesse sind, wie Aufsätze über das Theater und die dramatische Kunst in Nordamerika, über hindostanische Literatur u. s. w. Daneben stehen Erzählungen — eine sehr anmuthige, in der Ignaz Gbodzko sein Jugendleben in dem Hause seines Großvaters mittheilt —, Berichte über neuerschienene polnische Werke und andere Aufsätze über Literatur und Kunst. Darunter ist eine Beschreibung der Gemäldegalerie in dem schönen Palaste des Grafen Mniszech in dem Städtchen Wiszniowiec in Wolhynien. Diese reiche Galerie besitz eine Schlacht von Giulio Romano; ein Portrait der Königin Bona, der Gemahlin Sigismund I., von Holbein; ein Portrait Heinrich VIII., von Holbein; ein Portrait der Sophia Mniszech; das einer polnischen Marschallin, von Angelika Kaufmann; Gemälde von Luca Giordano, dem polnischen Maler Lokarski, von Dpl, mehrere Portraits des Königs Stanislaw August, von Bacciarelli, u. s. w.

— Neuerdings ist noch eine Zeitschrift: „Literatura i krytyka Pisma M. Gr.“, begonnen worden, die in dem ersten Hefte eine Abhandlung über die Poesie des 19. Jahrhunderts bringt, von der schon früher Einiges in dem petersburger „Tygodnik“ gestanden hat, dann die französische Literatur (la littérature extravagante) bespricht und von der ukrainischen Poesie, den Liedern der Kosacken, insbesondere von der 1834 erschienenen und beinahe 2500 Lieder enthaltenden Sammlung von Marimowitsch handelt und zugleich auf den Einfluss aufmerksam macht, den diese Poesie auf die polnischen Poeten, namentlich auf Gosczyński, Bohdan Zaleski und Malcewski, sowie auf die Lieder des Thomas Padura ausgeübt hat.

Lemberg.

In unserer Stadt, in der jetzt überhaupt ein Streben, mit den Zeitverhältnissen fortzuschreiten, erwacht ist, hat im Juni die erste Kunstausstellung stattgefunden, zu der die besten Gemälde aus hiesigen Privatsammlungen (darunter manche schätzenswerthe Originale) erwählt worden waren. Es war zu bemerken, daß dieser nicht bedeutende Anfang insbesondere auf unsern Adel wohlthätigen Einfluß äußerte, und gewiß dürfen wir in der Folge neue Kunstgenüsse der Art erwarten. Der Ertrag der Ausstellung ist zu einem Stipendium für einen Jüngling des Taubstummeninstituts bestimmt, welcher sich der Malerei widmen will. Ein neues, recht geschmackvolles Theater wird unter der Aufsicht des Grafen Stanislaw Skarbek erbaut, wie denn auch in Folge des ziemlich bedeutenden Wachstums der Bevölkerung neue Straßen entstanden sind.

— Ein längst erwartetes Werk, der „Stawianin“, d. i. Der Slave, herausgegeben von Stanislaw Jaskawski, ist endlich erschienen. Es enthält theils Poesien, theils Aufsätze in Prosa von verschiedenen Verfassern und soll die Stelle der auch in Polen nachgeahmten Taschenbücher vertreten. Der Herausgeber verspricht alljährlich ein solches Heft. Der Inhalt ist sehr mannichfaltig und mit Umsicht ausgewählt. Adam Gosczyński geht in der Erzählung: „Der polnische Gefangene in Böhmen“, in die früheste polnische Geschichte zurück. Mylaw ist in den Kriegen mit den Böhmen gefangen worden und hat in einer böhmischen Familie eine theure Gattin und geliebte Schwester gefunden. Er kann aber doch endlich der Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht widerstehen und reißt nach Polen.

Aber die Mutter ist gestorben, die Schwester schämt sich des Rückkehrenden, und der Bruder, der mit ihm das Erbe nicht theilen mag, läßt ihn in ein unterirdisches Gefängniß werfen, aus welchem ihn seiner Gattin Bruder für eine große Summe loskauft. So findet der Pöte Liebe nur im fremden Land. Michael Popiel gibt in einer „Erinnerung an Spanien“ eine kurze Geschichte der von Napoleon dorthin gesandten polnischen Legionen und eine interessante Beschreibung von dem Charakter jenes Landes und Volkes. Zaver Bronikowski theilt eine kurze Geschichte der Lausitz und ein Exkursion der slawischen Ortsnamen derselben mit. Die Quellen der Weichsel beschreibt A. Tomkowicz noch eigentlicher Anschauung. Dieser Fluß entspringt aus acht Quellen auf dem Berge Barania in der Gegend des Dorfes Weichsel im östreichischen Schlesien. Diese acht Quellen bilden die schwarze Weichsel, welche sich dann mit der Bialka verbindet und den gemeinschaftlichen Namen der Weichsel erhält. Unter den literarischen Aufsätzen ist eine Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Tarasowa, geb. Schugt, welche in Krakau 1834 im 24. Lebensjahre gestorben ist. Das Heft ist mit dem Bildnisse dieser Dichterin geziert. Das von ihr beigelegte längere Gedicht: „Die drei Thronen des Engels“, bekundet ihren zarten Sinn und ihre Gewandtheit der Sprache. Ferner findet man einen Aufsatz über Krasicki und einen Brief desselben, sowie einige Worte über Mickiewicz und dessen erste Geliebte, Maria Wierzyńska in Romgorod, dann Auszüge aus den ältesten gedruckten polnischen Dramen, z. B. „Jephtes Tragödie“ (Krakau 1587), und eine Nachricht über die Radziwiłł'sche Bibliothek in Nieświcz, welche 14,000 Bände und ein Archiv von 400 Volumen, darunter die wichtigsten Actenstücke und Documente zur Geschichte von Polen, enthielt und 1772 nach Petersburg fortgeführt wurde. Die Gedichte sind von A. A. Długosz, Antoniewicz, der ein sehr schönes karpathisches Volkslied: „Dobosz der Räuber“, mittheilt, Turdowski, Dobiecki u. A.; die des Ersten dürften die werthvollsten sein.

Von Długosz ist überdies in Krakau ein Heft Poesien erschienen, in dem zwei Erzählungen in Versen: „Zawerucha, der ukrainische Kosak“, und „Bruno“ enthalten sind, die durch originelle Erfindung, Kraft und schöne Sprache Eindruck machen, aber auch manches Wunderliche und schwer Verständliche enthalten. Wie die erste Erzählung uns in das Leben der höhern Stände dar. Der Dichter versteht es besonders, die Meinungen des Volkes zu benutzen. In dem ersten Gedichte hat die Geliebte des Zawerucha, Kuciana, den Einfall, ihren Geliebten zu bitten, ihr einen Wollenstreifen, die nach der Meinung des Volkes sich auf die Erde herabsetzen, zu holen. Nach einer sehr schönen Beschreibung des Volkenzuges kommen folgende Verse, die von dem Tone des Gedichtes eine Probe sein mögen:

„Lieber, sieh, es reißt die Wolke,
Hält im Thale ober Walde.
Bringe mir ein weißes Streifen.
Und ich lasse Mutter, Vater,
Siehe mit dir fort!“

Und in hell'gen Gottes Namen
Schwingt auf's Pferd sich Zawerucha.
„Lebewohl!“ spricht er zum Liebchen.
Zu den Andern nicht ein Wortchen,
Und zum Pferde: Hop!

Er jagt hinter der Wolke her, jagt sein Pferd zu Tode, doch vergeblich. Er kehrt betrübt zurück, wird aber nachher unter dem Beifalle des Vaters seiner Geliebten, der ein Sternförmiger ist, dennoch angenommen.

Von geringerm poetischen Werthe ist eine „Sobiesciada“ von Ludwig Scharck, ein episches Gedicht, das die Heldenthaten des Johann Sobieski besingt. Aber wie diese Thaten selbst schon kein Gegenstand für ein Epos sind, so fehlt auch dem Werke das rechte poetische Leben, und zuweilen sinkt es zu ge-

reimter Prosa herab. beigegeben ist dem Gedichte ein Bildniß des Königs.

Sehr gut ist eine vollständige Übersetzung der berühmten böhmischen Königinhofer Handschrift von Eucan Siemienicki gelungen. Sie ist in Krakau erschienen. Ein in gewandter Sprache verfaßtes Vorwort spricht sich über den Werth des Gedichtes aus und laßt sehr verständlich zum Lesen desselben ein.

In Breslau bei Schletter ist der erste Theil einer Übersetzungsbibliothek der römischen Classiker herausgekommen. Er enthält die Briefe des jüngern Plinius, von Roman Ziolkietreu und gut übersetzt. Der Gründer dieser Sammlung, die auf 24 Bände berechnet ist und die Werke des Tibull, Propertius, Catull, Sato, Vitruv, des ältern Plinius, Quintilian und Varro enthalten soll, ist Graf Eduard Raczyński. Zum Muster dienten die Ausgaben von Pandolce; der lateinische Text ist der Übersetzung beigegeben. Von andern lateinischen Autoren besitzen die Polen bereits ältere Übersetzungen. Gleichfalls in Breslau bei Korn ist ein neuer, sehr schöner Abdruck der polnischen Bibelübersetzung von dem Jesuiten Bujak erschienen, der mit zwei Stahlstichen verziert ist.

Ein sehr wichtiges medicinisches Werk sind die „Bemerkungen über die Geschichte und die Natur des Weichselgripes“, von Dr. Marcinkowski (Krakau). Der Verf. weist nach, daß die nach Długosz und Cromer von den Tataren im 13. Jahrhundert nach Polen gebrachte Krankheit nicht der Weichselgripes, sondern die Pest gewesen sei; daß aber auffallenderweise der Weichselgripes sich zuerst in Polen gezeigt habe, als in dem übrigen Europa die venerischen Krankheiten sich einfanden; ja, daß am Ende des 16. Jahrhunderts der Weichselgripes im Elsaß, in Belgien grassirt habe, wo er Marfledt hieß. Ferner zeigt der Verf., daß der Gebrauch der alten Slawen, ihren Kindern im siebenten Jahre zum ersten Male das Haar abzuschneiden, nicht für das Alter des Weichselgripes spreche; daß vielmehr auch den alten Slawen bekannt war, wie durch die Haare viele scrophulöse Krankheiten der Kinder abgeleitet werden, welche Ableitung nicht gestört werden dürfe. Ubrigens steht der Verf. den Weichselgripes, der immer in den Haaren und Nägeln zugleich sich zeigt, für die Krisis in gewissen entzündlichen und acuten Krankheiten an; bei gesunden Menschen findet er sich niemals. Ein andere medicinische Schrift von Dr. Boczkowski handelt von dem Salzbadern zu Wiliczka, die in vielen Krankheiten heilsam sind.

Von den polnischen Zeitschriften erwähnen wir noch den „Lwowianin“, von E. Bielinski, eine Art historischen Bilder-Exkurs, das theils Bildnisse und Lebensbeschreibungen berühmter Polen und anderer Slawen alter und neuer Zeit, theils Abbildungen merkwürdiger Gebäude und Darstellungen schöner Gegenden nebst Beschreibungen enthält. Es muß gerühmt werden, daß hier besonders dasjenige mit Umsicht ausgewählt ist, was den Slawen interessiert. Ähnlich, doch beschränkter, ist eine Reihe von Ansichten von Krakau und dessen schöner Umgebung, denen gleichfalls geschichtliche Notizen und Beschreibungen beigegeben sind. 9.

Literarische Notiz.

Goethe's Meisterwerk „Hermann und Dorothea“ liegt, wie allgemein angenommen und bekannt ist, ein Factum aus der Geschichte der evangelischen Auswanderer aus Salzburg zu Grunde. Neuerdings aber erst ist es dem Prof. Schulze in Gotha gelungen, die erste Aufzeichnung dieses Factums zu finden, und zwar in dem Buche: „Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbiethum Salzburg“ (Leipzig 1732). Hier wird unter der Überschrift: „Wunderbare Heurath“ (Th. 2, S. 53) die Geschichte von Hermann und Dorothea, die sich, wie die Emigranten in Gera erzählt, zu Altmühl im Öttingischen zugetragen, nicht bloß in den Haupt- sondern auch in den meisten Nebenmomenten mitgetheilt, daß man sich nicht genug über die Treue wundern kann, mit der Goethe dieselben wiedergegeben. 17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 11.

11. Januar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

J. H. v. Wessenberg's Sonette habe ich alle gelesen, sie haben mir alle gefallen, ich weiß aber über alle nichts zu sagen. „Das Märchen vom Waldfegelein“, der kleinen Marie erzählt von Hermann Kuch, schlägt süße Töne mittelalterlicher Waldeinsamkeit an, aber hinterdrein kommt eine Moral, die zu unserer Zeit spricht; zwar eine Moral, die mir gefällt, aber das Märchen gefällt mir darum nicht mehr. Ludwig Liber läßt alle Vögel singen, und der Spaßvogel singt zum Schluß ihnen allen:

Bekümmert euch, der Welt zur Lust
um keine zeitlichen Sorgen,
Ja, jeder singe, wie ihm lust
Der Schnabel ist gewachsen.

Von den beiden Stöber, Adolf und August, können uns die Gedichte des Letztern sinniger und inniger. Die Auslegung deutscher Sprichwörter des Erstern ist deutsch und lustig. Ernst v. Houwald ist in dem einen mitgetheilten Liebes: „Lenz und Winter“, der gemüthliche alte. Möge der schwer vom Schicksal getroffene Dichter in der Poesie wie im Leben die heitere Ader, die dies Lied durchzieht, sich bewahren.

Von anderm Metalle sind die folgenden Gedichte von Emanuel Geibel, einem jungen Dichter, der sich erst wenig gezeigt hat, aber in dem Wenigen bedeutend. Nicht daß, was er gab, schon wie ausgeprägtes Metall in der Wagschale geklungen hätte, aber es war echter Stoff darin, Wärme des Gefühls, Jugendfrische und Kräftigkeit, eine blühende Phantasie, die sich selbst schon ihre Schranken zeichnet; kein hohles Haschen nach Unerreichbarem, kein leerer Witz, kein Filzergold, kein sich selbst vernichtender Hohn, mit einem Worte, nichts von dem negativen Glanze unserer jungen Schule. Wohin sich sein Talent hinausringen wird, läßt sich nicht vorausschätzen, aber ein positiver Grund ist da, Glaube, Liebe, eine kräftige Natur. Sein Gedicht: „Der Husar“, ist eine echt dichterische Eingebung, wenn man es zerlegen will ein Nichts; aber in solchem Nichts knospet und blüht die ewige Poesie, die in Schneeregionen und im Sonnenbrand dieselbe bleibt, der Sieg des frischen, natur- und gotter-

füllten Sinnes über die Schrecken oder die Monotonie der Außendinge. Wenn hier und da sich in diesem Gedichte herausfühlen läßt, daß der Verf. Anastasius Grün kennt und liebt, so steht das andere: „Verlorene Liebe“, ganz selbstkräftig da. Kein neues Thema. Heine hat es oft ergreifend, zerschneidend vorgebracht. Hier ist auch tiefste Erbsütterung, innigste Behmuth, kräftigste Wahrheit; aber es ist der Erguß des Unmuths aus einer verwundeten Seele, die ursprünglich gesund ist und wieder gesunden muß. Der Unmuth bringt ein troßiges Unwetter heraus, weil er hinaus muß; aber mitten im Grolle wird er Behmuth, die den Balsam mitführt:

O war' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Fleisch außen, tanen Leiche — O, fürwahr
Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.

Nun muß' ich sie verlieren. An den Mann
Ist sie gebannt, den sie nicht lieben kann,
Dem ihre ersten Küsse nicht zu eigen.
Er führte lächelnd zum Altar sie fort,
Sie wurde bleich, der Priester sprach das Wort,
Ich aber stand dabei und mußte schweigen.

Und denk' ich dran, so locht in Grimm mein Herz,
Und wie ein kaltes Eisen fährt der Schmerz
Mir durch die Brust, und jeder Trost versaget, —
Darum bin ich so trüb, darum so wild, —
Doch nun hinweg damit! Das Glas gefüllt!
Beim Weine will ich schwärmen, bis es toget.

Dies Gedicht gilt mir als bedeutendes, es ist in der Form so festig als im Impulse mächtig. Das letzte des Dichters: „Traumkönig und sein Lieb“, ist eine artige Spielerei.

Über die Gedichte von Heinrich Fournier und Ludwig Wühl weiß ich nichts zu sagen, als was ich über den Almanach im Allgemeinen aussprach. Möglich, daß die „Corelei“ des Erstern Andere so anspricht wie mich Geibel's „Verlorene Liebe“. Victor Strauß's Gedicht: „Das Fetzwa“, ist trefflich in seiner epischen Ruhe und Kraft. Dann besingt er in einer Dithyrambe den „Zwiesel“:

— ohne Schonung
Zerweist er
Auch der lieblichsten Geister
Scheinwohnung,

Unbekümmert
 Zerfört er und zertrümmert
 Tempel und Paläste;
 aber nicht Alle sind Heldengetroffen;
 Denn weß Augen
 Nicht taugen
 Unverwandt
 Kraft zu saugen
 Aus der höchsten Sonne Brand
 Und in Frost und Blutdampf
 Mit fester Hand
 Den Gefellen zu bändigen,
 Auszubauern und den Kampf
 Mit ihm zu erbigen —
 In Sklavenketten
 Schmiedet er ihn
 An seinen rollenden Siegeswagen u. s. w.

Wenn aber Einer Kraft hat, auszudauern und sich
 hinaufzusteigen, dann

Stürzt er sich
 Kämpfend in sein eigenes Schwert.

Es hat aber dem Dichter nicht gefallen, anzugeben, wie
 viel Reilen man zu machen hat, und wie viel daher man
 braucht, bis

Zu des ewig Wahren
 Leuchtenden Schwellen,
 Wo Hellen an Hellen
 Sich dir offenbaren.

G. Scheuerlin ist ein guter, anmuthiger, gemüth-
 licher Dichter, hier etwas an Heine, dort an Uhland
 gelehnt; ich las die Lieder mit Wohlgefallen, es war mir
 nichts Neues und ist mir nichts davon im Gedächtniß
 geblieben. Von F. A. B. will ich mehr lesen und dann
 mein Urtheil darüber sammeln.

E. Ferrand liefert zwei Gedichte. Sein „Am Bache“
 ist aber nichts mehr als ein Naturbild, eine Gattung, die,
 sollte man meinen, sich längst überlebt hat; aber was
 hundert und tausend Mal gesagt und gebichtet ist, läßt
 sich von einem Dichter noch immer zum tausendundersten
 Male wieder sagen und wird neu, wenn er das Sonnen-
 licht zu seiner Laterna Magica braucht. Welcher ir-
 dische Pinsel malt, und wenn er tausend Jahre malte,
 alle Variationen des Sonnenscheins, der durch einen grü-
 nen Baumwipfel spielt! Nur dürfte Ferrand sich in sei-
 nen Naturschilderungen vor dem Spielen mit malenden
 Worten in Acht zu nehmen haben, wie in den Versen:

Mich durchweht ein träumerisch waches
 Süßes Schlummerluftgefühl,

oder wenn die erhigten Blätter sich sehnend zur kühlen
 Flut neigen:

Labungathmend, badeüßern.

Sein „Leben“ überschriebenes Gedicht zeigt uns den
 Dichter, wie wir ihn noch nicht kannten: durchdachte
 Gedanken in einer vollwichtigen dichterischen Form. Es ist
 eines der bedeutendsten Gedichte Ferrand's. In Friedrich
 v. Galle's „Volkslied“ sind anmuthige, warme Töne;
 das Ganze ist witzig, aber als Ganzes kein Gedicht mehr.

D. F. Gruppe's erzählendes Gedicht: „Das Brack“,
 wäre, bestände es nicht aus zwei Theilen, ein vortreffli-
 ches Gedicht. Der erste Theil, der erzählende, schildert

mit Lebendigkeit und Geschick das Schicksal eines unter-
 gehenden Schiffes. Das paßt auf jedes Schiff so gut
 als auf den untergehenden Eis, von dem und seiner spe-
 ciell französischen Bedeutung doch nur die Rede sein soll.
 Dies letztere Drama ist inhaltschwer:

„Ihr aber sagt, und wollet nichts verschweigen,
 Ward heil'ge Ordnung und Gesetz zum Spott?
 Hält muth'ge Raserei den wilden Reigen?
 Floß heilig Königsblut auf dem Schaffot?“

„Nicht Königsblut — der König ward entlassen,
 Drei heiße Julitage sah Paris:
 Stellt eine Schlacht Euch vor in allen Sassen,
 Bis Gott am Dritten Stillstand werden hieß.
 Die Trommeln wirbelten mit langem Rollen,
 Schwül war's, doch wie der erste Schuß geschah,
 Da schlug das Herz, und alle Glocken schollen,
 Die Plätze füllten sich: das Volk war da.“

Der Napoleonist, der Legitime, der Vertreter der neuen
 Ordnung, Alle sind würdig in Wort und Handlung ge-
 halten; aber wer erwartet dieses politische Drama, das
 in schlagender Kürze abgehandelt wird, nach der langen
 Schilderung der Hungersnoth auf dem Schiffe? Die
 ist auch ein französisches Gemälde in ihrer gräßlichen
 Wahrheit, aber der Schluß eine europäische Wahrheit.
 Beide zusammen sind nicht Eins.

(Der Beschluß folgt.)

Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von
 Thüringen und Hessen (1207—31). Aus dem Fran-
 zösischen des Grafen von Montalembert, im Ein-
 verständnisse mit dem Verfasser und mit steter Rück-
 sicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt
 und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Städt-
 ler. Mit fünf Kupfern. Aachen, Mayer. 1837.
 Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Das Leben der heiligen Elisabeth ist seit ungefähr 20 Jah-
 ren so oft und so verschiedenartig bearbeitet worden, daß es
 Ref. mit seinen legendenartigen Vermischungen, mit der über-
 triebenen Schwärzerei, andächtigen Überspanntheit, Selbstqua-
 lerei und mit so seltenen als seltsamen Aufopferungen dieser ka-
 nonisirten Fürstin für Arme, Gebrechliche und schmutzig elterhafte
 Kranke als bekannt voraussetzen darf, mithin gegenwärtig haupt-
 sächlich auf Geist und Tendenz obiger historischen Arbeit auf-
 merklich zu machen braucht; wenn ihr in diesen Blättern eine
 Anzeige gewidmet werden soll. Sie ist der Feder eines vorneh-
 men Katholiken und angesehenen Mitgliedes der französischen
 Pairskammer entfloßen und von einem seiner gleich stark begeis-
 terten deutschen Glaubensverwandten in unsere Muttersprache
 übertragen worden.

Bekanntlich hat die biographische Literatur in des ehrwür-
 digen Justiz Arbeit über die Landgräfin Elisabeth, von wel-
 cher vor drei Jahren eine zweite sehr vermehrte und verbesserte
 Auflage erschien, einen höchst schätzbaren wissenschaftlichen Bei-
 trag erhalten, der ganz geeignet ist, Protestanten und unbefan-
 genen Katholiken ein anschauliches und erschöpfendes Bild von
 den religiös-sittlichen Zuständen, insbesondere von der tyranni-
 schen Herrschaft der Reichthümer und von der Heiligenandressur in
 den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts, in welchen jene
 Fürstin ohne politische Wichtigkeit aufwuchs, lebte und wirkte,
 zu geben. Auch der kenntnißreiche Graf von Montalembert,
 verkennt in seinem wissenschaftlichen Werke, das man eben nicht,
 wie er will, eine Legende nennen kann, diesen Gesichtspunkt
 nicht und bestrebt sich, denselben mit Beispielen aus derselben

Epöche zu erläutern und zu beleuchten; allein die religiös-moralische Richtung seines Gemüths hält dabei seinen kritischen Verstand gefangen und versetzt ihn gewissermaßen auf einen polemischen Standpunkt gegen jegliches geläuterte und vernunftgemäße Streben seiner und der protestantischen Kirche, die bei ihren Fortschritten doch wahrhaftig nicht in Dem, was in Elisabeth's Leben für ihre erhabensten Triumphe gelten soll, das Religionspraktische für Staat und häusliches Leben finden kann. Einen Belehrungsbeifer einzugesetzen, ist der Verf. viel zu bescheiden, aber darauf gern hinzuzielen, möchte er wol in dem Selbstgeständnisse nicht ableugnen können, daß ein solches Werk, wie er unternahm, in keinem rechten Verhältnisse zu seinem Berufe stehe, vielmehr solchen Schriftstellern vorbehalten bleiben müsse, auf welche die Religion (die des Hrn. Grafen nämlich) folg sein darf, oder die sich ihr wenigstens ausschließlich gewidmet haben. Darum ward ihm bange um das ganze historische Unternehmen, und es entstand in ihm, wie in der 124 Seiten langen Einleitung erzählt wird, ein Schwanken, das endlich die Liebe (allerdings mit etwas Überpantheit) zu dem einmal erwählten und mehre Jahre hindurch in seiner Art gewissenhaft verfolgten Gegenstande besiegte, jedoch er sich entschloß, sein Werk „den in Glauben und Gefühlen mit ihm Gleichgestimmten anzubieten, auf daß er ihnen helfe, in ihrem Geiste den erhabenen Bau der katholischen Jahrhunderte wieder aufzurichten“. Nimmt man noch andere unverhohlene ausgesprochene Gesinnungen des Werks hinzu, so heißt es nichts Anderes, als jener Vergangenheit den Vorzug geben, wo Wahrheit, Täuschung, priesterliche Gaukelei und Betrügerei durcheinandergemengt wurden, um bei verwirrt und dunkel gehaltenen Sinnen die Taktik der sogenannten Wunder desto sicherer ausüben und geistliche Zuchtmesser mit Ohrfeigen und Prügeln (Geißelungen ist damaliger Kirchensprache genannt) über Hohe und Niedere, oft auch wegen argloser Versehen, walten zu lassen. Sonach war es den historischen Forschungen des Verfassers eigenthümlich, in ihrem Gange auch eine Aufforderung zum Studium „der bewundernswürdigen Entwicklung ascetischer Kräfte, die dem Glauben entspringen, und zum Eindringen in die Offenbarung der tiefsten Geheimnisse christlicher Weisheit“ zu finden, wobei er für nöthig hielt, die „übernatürlichen Erscheinungen“, an welchen das Leben der heiligen Elisabeth reich ist, mit derselben gewissenhaften Treue wiederzugeben, die ihm bei der Erzählung aller übrigen Ereignisse ihres Lebens zur Richtschnur gedient hat. „Denn“, heißt es S. ciii der Einleitung, „der bloße Gekalt, sie — diese Wunder — zu übergehen, oder gar zu bemänteln und mit gewandter Mäßigung zu erklären, würde uns empört haben. Ein Gottesraub hätte es uns erschienen, aus Gefälligkeit gegen die hochmüthige (!) Vernunft unsers Jahrhunderts Das, was wir für Wahrheit halten, zu verschleiern. Eine kräftige Unrichtigkeit wäre es überdies gewesen, denn diese Wunder werden von denselben Schriftstellern erzählt, von denselben Autoritäten bestätigt, die uns alle andern Ereignisse unserer Geschichte berichten, und wir hätten fürwahr nicht gewußt, nach welcher Regel wir die einen annehmen, die andern verwerfen sollten. Eine Heuchelei endlich hätten wir begangen, denn wir gesehen ohne Umschweife, daß wir mit dem aufrichtigsten Glauben von der Welt an alles Dasjenige glauben, was jemals Wunderbares von den Heiligen Gottes im Allgemeinen und von der heiligen Elisabeth insbesondere von glaubwürdigen Autoritäten erzählt worden ist.“ Fürwahr ein trübes, kaltes Jahrhundert, wie S. 497 im höchsten Aufsprudeln glühender Herzensergüsse das unsrige genannt wird, wenn es sich von des Hrn. Grafen Licht und Flamme nicht beleuchten lassen will; fürwahr ein recht gottloses, wenn es dem Segen nicht nachstreben will, den sich der Verf. von der lieben heiligen Elisabeth, als der „unwürdigste ihrer Geschichtschreiber“, am Schluß des Werkes ersieht! Wer wäre berufener als der Hr. Graf und Pair, dieses ascetisch-mystische System sammt seinen Täuschungen und Gaukeleien, die obenin noch

als Sympathie zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen, zwischen Himmel und Erde geipien werden, in solch kräftigen Schutz zu nehmen! Auch konnte, wenn wir uns von des Grafen Auffklärung ab- und zur Einsicht seines deutschen Glaubensgenossen hinwenden, das finstere Werk keinen würdigen und darum gleichgesinnern deutschen Bearbeiter finden, als sich Hr. Städtler bewiesen hat. Er fand, so sagt er in seinem Vorworte, in keiner bis jetzt erschienenen deutschen Schrift über diese Heilige so viele Vollständigkeit der Thatfachen, so viele katholischgläubige und wahrhafte Auffassung ihrer Grundansicht und so reiche Pracht eines lebensvollen Gemäldes als in Hrn. v. M.'s Biographie, und unternahm daher sogleich die deutsche Bearbeitung derselben, mit der vollen Überzeugung, daß sie eine „recht fühlbare“ Lücke ausfülle.

Es wird wol Niemand die Mühe und Arbeit des Verf. und des Übersetzers verkennen; wer aber ein Buch wie vorstehendes, das dem Aberglauben Thür und Thor öffnet, das Elisabeth's Unterwürfigkeit unter Konrad's von Marburg Zuchttruche als nachahmungswerthes Beispiel anpreist und darin „das Joch der göttlichen Liebe“ finden will, als ein fühlbares Bedürfnis in die Hand nimmt, der mag wol seine ganzen Lebenszwecke auf ein mißverstandenes Christenthum des Mittelalters gestellt und seine Betrachtung den sechshundertjährigen Fortschritten der Civilisation zugewendet haben. Freilich verräth des verdienstvollen Justiz zu Marburg gründliches und anziehendes Werk nicht die jugendliche überpannte Begeisterung für diesen Gegenstand wie das Montalembert'sche, es versetzt aber durch seine kritische Sichtung der Quellen und durch seine besonnene Beleuchtung der Thatfachen ohne Verletzung der heutigen Verschiedenheit in religiösen Ansichten seine Leser auf einen ruhigen und nüchternen Standpunkt des Selbsturtheilens und der Belehrung, während die allwege beleidigt gefundenen Religionsstrudel unsers Verf. nur einen Zeitgeist, den seine Quellenchriften mit all ihren Vorurtheilen und Schwächen ausschauken, im Auge haben und verlegend gegen Andersdenkende mit Empfindlichkeit hervortreten. Und was die gepriesene Vollständigkeit des Thatbestandes belangt, so findet sie sich hier wie dort einander gleich, außer etwa in dem leicht vergeßlichen Umstande, daß der Hr. Graf bei Erzählung der unermüdlichen Pflege, die Elisabeth den Aussägigen persönlich ertheilte, S. 299 auch Beispiele — was Hr. Justiz unterläßt — von gleichzeitigen Standesgenossen derselben beibringt, die sich, als sei es ein Vorrecht ihrer Krone, ähnlichen elsthaften Diensten unterwarfen. Sodann ist diese Vorliebe für Abwartung und Heilung des Aussages, wobei das Küßen der wunden Stellen an solchen Kranken unerlässlich war, auf ihren wahren Ursprung historisch zurückgeführt worden.

Einen fortgesetzten Vergleich jedoch zwischen vorliegendem und dem Justiz'schen Werke anzustellen, liegt weder in den Absichten des Ref., noch gestattet es die Verschiedenheit der Ansichten beider Verf.; während der Eine für ein aufgeklärtes, von bühnen Religionsbegriffen gereinigtes Publicum christlicher Confessionen anspruchlos und allgemein empfänglich schrieb, steckt sich der Andere hinter einen abgeschlossenen Kreis von Gleichgesinnten und Jüngern, der näher bezeichnet zu werden nicht nöthig ist, durch den der Hr. Graf aber auf das Allgemeine für die katholische Kirche nach seinen Ideen ausschließlich wirken, wenn nicht gar belehrend eingreifen will. Es mag also die Bemerkung genügen, daß der Schluß dieses Montalembert'schen Werks, wenn auf Reichhaltigkeit des Stoffes gesehen werden soll, allerdings ausführlicher gehalten worden ist, als es bei Justiz geschah; der Beiznam, das Begräbniß, die Wunder am Grabe Elisabeth's, ihre Heiligsprechung und die Erhebung ihrer Gebeine gaben seinen Ideen vielfachen Anlaß, sich an die Umständlichkeit der Quellen zu halten. Auch erfährt man hier, daß über die Wunder der heiligen Elisabeth zweimal in verschiedenen Zeiten auf des Papstes Verordnung Untersuchungen angestellt und zur geistlichen Commission auch Rechtsgelehrte gezogen wurden, worauf durch unwiderlegliche Beweise dargethan worden sein soll, daß die heilige Elisabeth (jedoch erst nach ihrem Tode) den Ver-

Verdenen das Leben, den Blinden das Licht der Augen, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Ausgestoßen einen reinen Leib und den Säuern den Gebrauch ihrer Glieder wiederzugeben habe. Hierauf und auf der Meinung, daß sie den Heiland in der Person der Armen und Nothleidenden erkannt und ihr Glück darin gesucht habe, mit ihm und für sie zu leben, beruhte namentlich auch der Beschluß Gregor IX., sie in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Will man nun wissen, wie die Formel und das Ceremoniel der Seligsprechung gelautet habe, so gibt das Buch auch genügende Belehrung. Mehrers hier herauszuheben, verbietet der Raum d. Hl., daher noch bemerkt zu werden verdient, daß dem Werke ein Nachtrag zu dem 19. und 20. Capitel beigelegt worden ist, unter der Aufschrift: „Geschichte der heiligen Elisabeth“, die bei überspannten und stets aufgeregten Seelenkräften in ihr zuletzt täglich wiederkehrende Zustände bildeten. Hieran reißen sich eifrig verschiedenartige Abschnitte als Anhang des Ganzen, theilweise zur Erläuterung einiger im Texte nur flüchtig berührter Gegenstände, von denen vier dem Übersetzer zugeschrieben werden müssen. Unter ihnen hat der Aufsatz über die Königin Hedwig von Polen das meiste historische Interesse, während der über Konrad von Marburg (von Hrn. Städtler verfaßt) eine Schuttschrift heißen soll, theils gegen des Grafen von M. „schroffe Zeugnissen“, die aber so beschaffen sind, daß er es selbst S. 318 eine Verwegenheit nennt, wenn man über einen solchen Mann, wie Konrad von Marburg es war, aburtheilen wollte, theils gegen wirkliche Angriffe auf denselben. Hr. Städtler tröstet hier vornehmlich mit dem Zeitgeiste und damaligen Kirchenregiment: hier habe Konrad Befehlen gefolgt, dort nach den Begriffen seiner Zeit gehandelt. Allerdings lag seine Zuchtmeisterei in der Zeit, wie es auch ihrer Barbarei eigenthümlich war, die Kräfte so grausam zu verfolgen, als es Konrad that. War es doch auch eine Frucht jener finsternen Zeit, daß Landgraf Heinrich von Thüringen fürchtete, sein verstorbenen Knecht, Landgraf Hermann, möchte, wenn er neben seiner Mutter Elisabeth zu Marburg beigelegt werden würde, von dieser wieder auferweckt werden, woran jenem freilich nichts lag, und deshalb das Begräbniß dieses zu Reinhardsbrunn veranlaßt wurde. Hr. Städtler hat aber weder Konrad's Regerverfolgungen gründlich und umsichtig erwogen, noch schlagende Beispiele zu dessen Zuchtmeisterei beigebracht. Freilich ließen sich die Weichköpfer jener Zeit von ihren Weichköpfen vor und nach ihren Sündenbekenntnissen gefeilen, auch gekrönte Häupter schlossen sich davon nicht aus; es geschah, weil es die damaligen Mißverständnisse des Christenthums mit sich brachten; die Menschen aber blieben in der Regel ihren Eigenthümlichkeiten getreu, ohne daß sich im Allgemeinen, bei Schwachköpfigen und Schwärmern etwa ausgenommen, eine gewaltsame Dressur nachweisen läßt. Hier aber an Elisabeth fand Meister Konrad eine von Jugend an der religiösen Schwärmerei und Überspannung hingegebene Fürstin, die nicht nur vor und nach der Weichte gezeigelt, sondern außerdem auch noch wegen Versehen, die ihre gerechte Entschuldigung finden konnten, geohrfeigt oder geprügelt wurde. Von Noth und Übertreibung des Herkömmlichen möchte sonach Ref. diesen Seelstörer nicht frei sprechen. Und wie konnte sich ein christlicher Seelstörer ohne Bosheit und Gemeinheit solcher Prüfungen unterfangen, wie z. B. S. 323 fg. eine erzählt wird? Wenn Elisabeth in sich schon Reizung zur Abtödtung ihrer Körperkräfte fühlte, wozu noch die greuliche Dressur zu einem stets büßenden, germalten und zerknirschten Leben, das sie zuletzt in eine der Verträththeit ähnliche Überspannung und in überregte Zustände versetzen mußte, die von ihren Zeitgenossen als Besessenheit und übernatürliche Erscheinungen aufgefaßt und hier als wahre Ausflüsse nüchternen Geisteskräfte wiedergegeben werden! In dem Abschnitte: „Denkmäler der heiligen Elisabeth“, erfährt man, daß der Verf. ihre Gebete, ja ihren Schweiß, obwohl er zweimal vorhanden (!), nirgend vollständig angetroffen, und daß sie selbst an nützlichen Stiftungen nicht mehr als zwei Hospitäler hinterlassen habe.

Was endlich Hrn. Städtler's Mühe und Fleiß für dieses gefährliche Werk betrifft, so hat er sich, wie an einzelnen Stellen sein Verständniß lauter, nicht klarsich an das Original gehalten, sondern er ging selbst auf die Quellen der abgehandelten Gegenstände zurück, besonders da ihm mehrere seltene, dem Verf. des Originals entgangene — obwohl dieser darnach gerichtet war — zur Benützung vorlagen. Er beobachtet sonach eine eigenthümliche Quellenachweisung, läßt auch einzelne Betrachtungen, die der Verf. aus ältern französischen Biographen der Heiligen eingeflochten hat, als unerheblich weg, fängt Manches ab und versetzt Anderes aus dem Texte in die Anmerkungen. Seine Kritik jedoch über das benutzte Manuscript der Holländisten (S. 517 fg.) führt zu keinem sichern Ergebnisse, gibt aber gute Winke zu weiteren Nachforschungen. Dankenswerth sind einige neue literarische Bemerkungen, welche dem langen Verzeichnisse der Quellen und Hülfsmittel auf S. cxxv — clvii der Einleitung beigelegt wurden, da sie von Justiz nicht ausgeforscht werden konnten; so z. B. die Nachricht über den Nachlaß der eben genannten Holländisten zur Fortsetzung der bekannten „Acta sanctorum“, der gänzlich verschwunden gewesen zu sein schien, allein in der ehemaligen Abtei Tongerlo verborgen lag und, erst vor 13 oder 14 Jahren wiederaufgefunden, der barundischen Bibliothek zu Brüssel übergeben wurde. Im Ubrigen soll das Original, das Ref. nicht gesehen hat, bereits eine zweite Auflage erlebt und sonach, wie von den Franzosen zu erwarten stand, seine Partei gefunden haben, der in Deutschland ausgebreitete Elemente gesunder und geläuterter religiösmoralischer Begriffe in stärkerer Entschiedenheit entgegenstehen mögen! Die grade nicht sein ausgefallenen Kupferstiche stellen dar: 1) Elisabeth in einem kleinen hölzernen Standbilde, das an einer Säule des Schiffes in der Kirche ihres Namens zu Marburg lehnt. 2) Dieselbe Fürstin, wie sie zur Zeit der großen Hungersnoth in Thüringen Brod unter die Bedürftigen von ihrer Burg austheilt. Das Original ist die Erfindung eines jungen belgischen Künstlers, Hrn. de Brou. 3) Die Elisabethenskirche zu Marburg, von der Thurmseite genommen. 4) Die Abbildung eines in derselben Kirche befindlichen Bildwerks, worauf die heilige Elisabeth, als Könne im offenen Sarge liegend, und hinter demselben als gekröntes Kind, von Christo empfangen und eingeseget, gesehen wird, und endlich 5) die Abbildung des vielbesprochenen, gleichfalls in erwähneter Kirche aufbewahrten, kostbaren, doch sehr beschädigten Grabdenkmales derselben Heiligen.

Notiz.

Die bescheidenste kritische Zeitschrift der Deutschen.

Als solche möchten wir „Die kritischen Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750“ bezeichnen, welche Kamler in Verbindung mit Sulzer und Langemack zu Berlin herausgab. Es herrscht in diesem recensirenden Journale eine fast mädchenhafte Schüchternheit, Umsicht und Delicatez; die Andeutungen sind oft so leise, daß die Verfasser gar nichts zu sagen scheinen, und daß wol Mancher den beabsichtigten Tadel als Lob aufgefaßt haben mag. Auch mit dem Lobe sind die Verfasser überaus vorsichtig und zurückhaltend. Ihre Zeitung dieser Zeitschrift, die nachher noch lange fortgesetzt wurde, dauerte nur ein Jahr, und am Schluß des Jahrgangs finden sich deutliche Spuren, daß grade ihre bescheidene Zurückhaltung ihnen bei dem Publicum geschadet und das Ende ihrer Publication herbeigeführt hat. Man darf sich darüber durchaus nicht wundern, da eine Kritik dieser Art zu nahe an das Unbelebende und Kraftlose grenzt, um, zumal auf die Dauer, zu nützen. Einen ganz andern Ton stimmten nicht lange nachher die „Literaturbriefe“ und die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ an.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 12.

12. Januar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Am bedeutendsten tritt im diesjährigen Almanach Franz Freiherr Gaudy auf. Bei der humoristischen Kraft, bei der Fülle sinnlicher, warmblütiger Anschauungen ist die Zartheit und knappe Genauigkeit seiner Sprache zu bewundern. Gaudy ist eines der wenigen erfreulichen Beispiele von der Ausbildung, deren ein lyrischer Dichter fähig ist. Nach der gemeinen Annahme, gestützt auf die Erfahrung, muß ein Lyriker in der blühenden Jugend seine beste Kraft ausprägen; nachher wird er correct und das Feuer ist verpufft. Von Gaudy lesen wir hier correcte Gedichte seines kräftigen Mannesalters, voll Gedanken, voll sprühendem Witz, voll zarter Empfindung, und wenige seiner frühern möchten den jüngst mitgetheilten an Originalität und Frische nachstehen. Noch etwas Anderes ist erfreulich. Gaudy dichtete zuerst, durch Heine's Geist geweckt, fast mit Heine zugleich, in Heine'scher Art und Weise. Er galt schon damals als kein Nachahmer, sondern als Einer, dessen Producte denselben Curswerth mit denen des Erfinders hatten. Wie hat er sich durch diese Manier hindurch und herausgearbeitet. Auch er sucht, wie wir Alle, nach dem Einem, was uns Noth thut, für das wir aber kein anderes Wort wissen als: das Positive. Aber fest und sicher auftretend, findet er überall etwas Positives und weiß dem die Poesie zu entlocken wie dem Kieselstein den Funken. Dabei hat er sich den heitern Muth erhalten, der so oft, wenn der Übermuth austobte, dem finstern Hohn und kalter Bitterkeit Platz macht. Wie launig durchgeführt ist das bittere Thema: „Die gute alte Zeit“:

Die großen Fische fressen stets die kleinen.

So war's von je, so bleib's in Ewigkeit —

Mit bestem Willen kann man's nicht verneinen.

Die Menschheit schreitet vor. Doch bis zur Zeit,

Wo gleiches Recht und Friede herrscht auf Erden,

Bis dahin ist es noch verzweifelt weit u. s. w.

Was Andere zu einer verzweifeltsten Threnodie oder zu einem Schwefelerguß des Unmuths getrieben hätte, wie ist es bei ihm ein heiteres Märchen geworden (nach einer bekannten italienischen Novelle), und man würgt mit Lachen den galligen Ernst herunter. Während das Lied:

„Spurlos“, ein zarter Hauch der Poesie ist, ist „Die Festungsfrau“, nach einer lithauischen Volksage, ein Meisterstück eines erzählenden Gedichtes, insofern man in der kindlichen Erzählungsweise der slawisch-serbischen Balladen eine Meisterschaft zuläßt. Das geheimnißvolle Grauen steigert sich mit jedem Verse, und doch bleibt Alles in plastischer Ruhe und Klarheit, bis eine heroische That dem Märchen das Siegel des Werthes ausdrückt.

Hans Tiro hat sonst Besseres geliefert, und Adolf Schöll's „Corona“ ist so verstümmelt abgedruckt, daß wir nach dem Gebliebenen diesmal den Dichter zu beurtheilen Scheu tragen. August Adolf Ludwig Folten hat nach Petrarca, Scheuchzer und Grimm eine züricher Sage zu einer langen Ballade: „Der Edelstein von Zürich“, verarbeitet, die zu viel Stoff und Umstände hat, um durch Das zu ergreifen, was der Reiz der Ballade ist, die Einfachheit. Wolfgang Menzel hat auch Balladen, er nennt sie Romanzen, geliefert: „Der Landgraf von Thüringen“ und „Biska“. Der Balladenton ist getroffen und die Thatfachen haben Hand und Fuß, aber was mehr? Sie könnten auch nicht gedichtet sein, und weder W. Menzel, noch der Almanach, noch das Publicum hätten dabei verloren. Die Legende von der heiligen Justina, eine Epitome von Calderon's „Wunderthätigem Magus“, ist, gehalten in sich und abgerundet, das Beste unter seinen hier gegebenen Gedichten. Unter denen Hoffmann's von Fallersleben ist es das „Lied vom Korkzieher“. Von Nikolaus Müller's Poesien wüßte ich nicht mehr zu sagen als von den Scheuerlin'schen. Karl Mayer ist in seinen „Naturbildern“, die nicht weniger als 24 Seiten füllen, Karl Mayer; um keinen Schritt vorwärts, um keinen zurück. Sie duften und klingen alle wie fein „Stilles Glück“:

In dem Glück des Pflanzenlebens
Grünt hier Schaft an Schaft.
Goldes Bild des Höherstrebens
Ohne Leidenschaft.

Das ist das Gedicht, Anfang, Ende und Mitte. Wer damit nicht zufrieden wäre, dem ruft er zu:

Wenn ein Bild wir weiden sehn,
Bleiben wir belauschend stehn.
Bär' ein Dichter auch entleidet,
Der an der Natur sich weidet?

Dagegen tritt Gustav Pfizer diesmal als ein He-

ros von Gedankenfülle auf; auch thut die klare, vollständige Diction seiner Gedichte wohl. Wie vorthellhaft und wie nachtheilig wirkt oft wie bei Gemälden auch bei Gedichten der Platz, den sie einnehmen, und die Nachbarschaft, die ihnen zu Theil wird! Das „Bild aus Rom“, die „Anachoretenlieder“ sind Gedichte von Werth und Bedeutung.

Gustav Schwab scheidet mit diesem Jahrgange von der Redaction des Musenalmanachs, ohne, so viel verlautet, um deshalb aus demselben abzutreten. Sein poetischer Nachruf: „Auf den Tod eines Seelsorgers“, ist wol ein Prologus für sich selbst zum Antritt des heiligen Amtes, das der Dichter gegen seine Professur eintauscht. Ein protestantischer Prediger darf hoffentlich auch in Württemberg noch Dichter sein, wenn die Sitte ihm gleich nicht mehr vergönnt, Redacteur eines Musenalmanachs zu bleiben. Schwab's Muse ist an die Burgen und Berge seines Vaterlandes gefest; Cäsar's Visionen an der celtiberischen Küste sind ein so fernes Gebiet, daß der Dichter den Gelehrten mitnehmen muß, um sich dort zurechtzufinden. Es klingt wol schauerlich und erhaben, was er davon berichtet; aber die rechte Wahrheit, die uns warm macht, fehlt. Eine andere große Wahrheit spricht sein kleines Gedicht: „Der Gefangene“, treffend aus. Zum Schluß macht uns der Dichter mit „Bösen Stunden“ vertraut, die nicht ihn allein, die jeden Dichter überschleichen:

Lester, der mit mir empfunden,
Kennst du auch die Qual der Stunden,
Wenn das Herz uns dichten heißt,
Lüdtisch uns versagt der Geist?
Wenn umsonst an seiner Pforte
Klopfen die verworrenen Worte?

Oh sich ein Gedank' entfaltet,
Ist er schon zu Stein erstarrt,
Daß er nichts mehr von sich weiß,
Und was Blüte schien, ist Eis;
Bilder, die sonst hell, wie Lichter,
Zeigen Zeichenangesichter.

Mögen dem gemüthvollen Sänger im Angesicht seiner vaterländischen Alpen seine poetischen Bilder wieder lichter werden.

Von Joseph Freiherrn v. Eichendorff lasen wir schon bessere Gedichte. Aber Gedichte sind es, und Gedichte von einem echten Dichter. Der „Rehhaus“ dünkt uns verzwickelt und gezwungen; dennoch ist die Schlusstrophe:

So ging's schon vor Zeiten
Und geht es noch heute,
Und hörst du hell
Aufspielen zum Reigen,
Wer weiß, wem sie geigen —
Für dich Gesell!

werth des besten Volksliedes. Auch sein „Nachruf“ zeugt von der tiefgemüthlichen Dichterlust und Wärme in Eichendorff's Brust, die über das Getöse einer Schule, zu der man ihn zählt, hinaus ist:

Was wollen wir nun singen
Hier in der Einsamkeit,
Wenn Alle von uns gingen,
Die unser Lied erfreut?

Wir wollen dennoch singen!
So still ist's auf der Welt,
Wer weiß, die Lieder bringen
Vielleicht zum Sternengelt.

Wer weiß, die da gestorben,
Sie hören droben mich,
Und öffnen leis die Pforten
Und nehmen uns zu sich.

Auch von Anastasius Grün gibt es bessere Gedichte. Alle von ihm mitgetheilten athmen indessen den sonnigen Rausch und Blüthenstuf, der uns den Dichter werth macht. Grün ist in jedem Verse so unverkennbar, daß die Mystification, welche zu dem unersprißlichen Streite zwischen ihm und Braunthal führte, die unangebrachteste war und kaum begreiflich ist. Sein „Ein Held“ ist eins der Gedichte, wo die vage unklare Idee kaum durch die besondere Dichterkraft zur poetischen Anschauung kommt. Wie klingt nach dem blühenden Triumphzuge des unbekannten Helden der epigrammatische Schluß matt und verworren nach:

Es ist mein Held, das Wort, das freie!
Läßt siegreich durch die Welt es gehn!
Ihr Denker, Dichter, seid in Weiße
Rhapsoden seiner Epopö'n.

Hand und Fuß hat dagegen „Das Weibschwert“; der Boden des Vaterlandes begeistert den Sänger mit einer andern Kraft; und wie weiß er dem großartigsten Ernst, der blutigsten Wahrheit die sonnenhelle Feiterkeit beizumischen, welche nur und allein des Dichters Erbtheil ist, wie z. B. schon in den ersten Strophen:

Als durch den Rhein gewallt, geritten
Die Jugend Deutschlands, weihetrunkten,
Bar, von Franzosenblei durchschnitten,
Ein Mann in Reben hingsunken.

Nun ihn durchweht des Todes Odem,
Reißt aus der Scheid' er seinen Degen,
Die Spitze bohrend in den Boden,
Zu sprechen drauf Gebet und Segen.

Aber das Gedicht hebt sich mit jeder folgenden Strophe zu einem Dithyrambus heiliger Begeisterung, die politischen Nebenworte treten vor der inneren Weiße zurück, und mit Prophetenstimme steht er seinem Deutschland eine Zukunft herab, für die Alle, die es ehrlich meinen, mit ihm beten müssen:

O daß die Schlack' aus edeln Erzen
In diesem großen Brand sich trenne!
Sinkt diese Nachglut in Herzen
Kein als Begeisterung fort noch brenne!

Daß aus des Hasses Dorn, der modert,
Die Lieb' einst ihre Rosen triebe!
Denn wo so viel des Hasses lodert,
Muß tiefer glühn noch viel der Liebe!

O daß sich — wie im West erstanden
Ein Held in Ruhm und Haß — erhöbe
Gewaltig einst in deutschen Landen
Ein Held der Ehre und der Liebe!

In dessen Herzen Taubenpaare
Der milben Volksliebe wohnen,
In dessen Haupt die Sonnenaare
Urfürstlicher Gedanken thronen!

Unter den Gedichten Adalbert v. Chamisso's hat

nur das letzte: „Traum und Erwachen“, Bedeutung; ein vortreffliches, von tief ernster Weiße durchdrungenes, aber nur für Den verständlich, der Chamisso's Leben und Reisen kennt. Der Traum, in den wir mitten hinein versetzt werden, führt uns durch alle Hauptstationen seines begebenheitenreichen Lebens. Mit wahrer poetischer Pracht hebt es an:

Das ist der Schein nicht heimlicher Gestirne:
 Wohin mit mir, du Schwantes Breiterhaus?
 Es wick mir wäst und schmerzt mich im Gehirne
 Vom tollen Rollen, Schwirren und Geraus.
 Du säckelst keine Kühlung meiner Stirne,
 Großmächt'ger Wind, und wehst die Stut nicht aus,
 Du füllst unsers Schwanenkleides Schwingen,
 Uns, räthselhaft an welches Ziel, zu bringen.

In den tiefsten Schmerz, um die verlorene Gattin, führt ihn der Traum; auch in die dunkle Tiefe zieht es ihn; ihr nach, die Gruft hält ihn und wölbt sich über ihn; da tönt der Ruf: Wach auf! Es sind seine Kinder:

Dem ird'schen Schöne soll ich noch gehören?
 Es war der Kampf ein eitter, den ich rang?

Er zählt die Kinder; keines fehlt. Wo ist die Mutter?

„Mutter ruht.“ —
 Das will auch ich; bin müde, meine Lieben,
 Drum, fahret wohl! wir sind in Gottes Hut.
 Fahret wohl, ich geb' euch Allen meinen Segen.
 Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

Ein deutsches Gedicht in seiner gemüthvollen Tiefe, und in seinen dunkeln Tönen ein helles Bild des Dichters, aus dessen Brust es aufstieg; ein würdiger Schlussstein des Almanachs. 20.

Zur Geschichte der Duelle.

Man beschwert sich täglich über die Barbarei der Sitten unserer Vorfahren, und doch äußerte sich einer der barbarischsten Gebräuche unserer Tage, das Duell, im Mittelalter unter weit mildern Formen, weil ja damals bekanntlich jeder Zweikampf unter den Auspicien hoher und berechtigter Kampfrichter vor sich ging, welche den Tag, die Stunde, den Ort, die Kampfzeugen und alles Andere bestimmten, und überhaupt die Gegner selbst durchaus nichts Eigenmächtiges vornehmen ließen. Wenn man deshalb eine Vergleichung anstellt zwischen den Zweikämpfen des Mittelalters und den unserigen, so wird man höchstens dies von beiden sagen können, daß jene der ältern Zeit zwar etwas kostspielig, weltweisig, phantastisch und in einigen Fällen auch absurd waren, die unserigen aber wahrhaft greulich und unmenschlich sind. Deshalb ist auch die Bemerkung Voltair's ganz richtig: daß der Duelle damals weit weniger waren, als sie noch durch den feierlichen Ausspruch des Gesetzes angeordnet wurden. Wir wollen hier die Feierlichkeiten eines Duells in aller Kürze mittheilen, über welches die Archive des Herzogthums Bretagne noch jetzt ein altes Document aufbewahren, und welches 1386 zwischen dem Sire Robert v. Beaumanoir und dem Sire Peter v. Tournemine mit Genehmigung des Herzogs von Bretagne und seines hohen Rathes stattfand. Die Veranlassung dazu war diese: Es hatte nämlich der Bruder dieses Beaumanoir sich mit einer Dame aus dem Hause du Pleffis verheiratet, dessen plötzlichen Tod man einem Mordmorde von Seiten seiner Gattin und jenes Peter v. Tournemine zuschrieb, welchem Letztern sie später ihre Hand reichte. Deshalb wollte nun der Bruder des Ermordeten den Tod seines Bruders rächen und ließ den neuen Gemahl vor den Herzog von Bretagne laden, vor dessen Postamt

in der Stadt Nantes auch Kläger und Beklagter am Mittwoch den 3. Januar 1385 erschienen. Hier, in Gegenwart des Herzogs und seines Rathes „dit et proposa et maintint de fait iceluy messire Robert envers et contre ledit messire Pierre Tournemine, que iceluy Tournemine avoit pourchassé et procuré la mort dudit seut messire Jean de Beaumanoir son frere germain, promis et donné du sien pour le faire mettre à mort, et esté en conseil, et force agent participant et de consentement; et en queroit respons; ainque ce connu dudit Tournemine, ou trouvé il en fust puni selon le cas; offrant d'en faire la preuve par son corps, et comme en tel cas appartient.“ Das Nächste, was nun geschah, war, daß beide Theile die gesegliche Caution stellen mußten, was man zu jener Zeit pleige nannte, welche besagte, daß beide Theile sich zur festgesetzten Zeit stellen und bis dahin keine Feindseligkeiten gegeneinander üben wollten. Diese Caution, welche in 20,000 Goldfrancs bestand, wurde von den nächsten Angehörigen der beiden Parteien erlegt. Nachdem hierauf ein zweites Erscheinen auf den 13. Januar in der Stadt Nantes anberaumt war, bemerkte der Sire v. Tournemine an diesem Tage, daß er nicht ferner Rede stehen würde, bevor nicht die übrigen Angehörigen des Hauses Beaumanoir bei dieser Ausföchtung ihre Incompetenz erklärt hätten. Demnach wurden die Letztern zusammenberufen, welche sämmtlich sich dahin bestimmten, daß sie bei dieser Sache aus dem Spiele bleiben wollten, bis auf den Sire Geoffroy de la Motte, welcher sich bereit erklärte für den Sire v. Beaumanoir einzustehen, sobald dieser durch Krankheit oder irgend eine andere Ursache an dem Kampfe verhindert würde. Nachdem hierauf noch mehre Vorladungen der beiden Gegner stattgefunden hatten und der Sire v. Tournemine vergebens allerlei Ausflüchte versucht hatte, schritt man endlich zur Wahl der Waffen, und der Sire v. Tournemine mußte eine Schedul einreichen, die zwei ganze Pergamentrollen einnahm, und worin die ausführliche Liste der zu wählenden Waffen verzeichnet war. Da dieses Verzeichniß, unendlich weitläufig, sich bis auf die geringsten Budel des Harnisches ausdehnt, so wollen wir hier nur die Einleitung desselben mittheilen, sowie sie sich in dem naiven Altfranzösisch ausnimmt: „S'en suit la teneur de la cegule de la choasie et elite baillées par messire Pierre Tournemine à faire sa défense contre messire Robert sire de Beaumanoir au gage de bataille jugé entre eux.“

„En nom de Père et Fils et du Saint-Esprit, amen. Je Pierre Tournemine connois et suis confessant que cy-dessous en cet écrit s'ensuit est fait mention de l'élite chois et election de corps et d' (avec) quelles armes je pense, d' l'aide de Dieu mon père et mon créateur de la benoistè vierge Marie sa mère et de tous et toutes les saints et saintes de paradis, les quieux (quels) je dépie et humblement leur supplie, que veuillent et leur plaise être vers lui mes intercesseurs, si dévotement que par sa grâce et divinité je puisse résister, avoir victoire et défendre tant à cheval, armé ledit cheval comme cy-dessus s'ensuit; quo après en la forme et manière que de la grâce de Dieu le pourroit faire, vers et contre messire Robert de Beaumanoir, sur le fait et des cas dont il m'a excusé, dont sommes chais (chus) en gage de bataille selon les mots de la bataille jugée entre lui et moi, devant mon très souverain, prince et seigneur, monseigneur le duc de Bretagne, et son très noble conseil, et que d' la grâce de mon créateur, et d' ladite intercession, je fasse desdits cas et gage de ma défense mon innocence y démonstrier par manière et en estat que ce soit à la gloire et louange d'iceux, à la confusion dudit messire Robert et à l'honneur et estat, et accroissement de l'estat de tous ceux à qui je suis consanguin.“ Nachdem sich nun hierauf der Sire v. Beaumanoir über die Dunkelheit und Unvollständigkeit dieses Verzeichnisses (es fehlten darin namentlich die Lanze und die Sporen) beschwert hatte, und diese Unzulänglichkeit so gut als möglich abgestellt war,

wurde von dem Herzoge von Bretagne der Tag des Kampfes auf den 20. Dec., den Donnerstag vor Weihnachten, anberaumt, und daß der Kampf zu Rantes, an einem Orte, Rouffey genannt, stattfinden sollte. Über die Sporen entschied der Herzog, daß sie nach Beileben gewählt werden könnten, die Längen aber mußten herbeigekauft und nach gleicher Länge abgemessen werden. Nachdem sich nun an dem Morgen des Kampftages der Herzog nebst seinem ganzen Hofstaate auf dem Kampfsplatze eingefunden hatte, wurden zuerst die beiden Kämpfer durch einen Herold in vollem Waffenschmucke namentlich aufgerufen. Nachdem dies geschehen war, mußte zuerst der Kläger in die Hand des Marschalls den Eid ablegen, daß er mit redlichen Waffen und ohne alle Hinterlist und Täuschung wider seinen Gegner kämpfen wolle. Dieser Eid lautete so: „M. Robert de Beaumanoir, vous jurez à Dieu et aux saintes Evangiles qu'en vos harnois vous n'avez et n'aurez soit en charmes, ni mal engin, ni autrement. Vous n'entendez faire votre prouesse contre messire de Tournemine, fors par votre bon droit et votre corps, et le harnois de la chassie et élite d'entre vous deux.“ Nachdem auch Tournemine denselben Eid geschworen hatte, ließen die Marschälle des Feldes das verhängnisvolle *Laissés aller* ertönen, worauf die Kämpfer in vollem Laufe aufeinander stürzten. Nachdem sie eine Zeit lang mit gleichem Glücke gekämpft hatten, siegte endlich die überlegene Geschicklichkeit Beaumanoir's, der dann, weil dies ein Kampf auf Leben und Tod war, seinem Gegner den Todesstoß versetzte. Der Herzog selbst erklärte nun den Kampf für ein gerechtes Urtheil und ließ die Schranken verschließen. Der Leichnam des Gefallenen aber wurde einstweilen in Verwahrung gebracht, bis sich Beaumanoir selbst und dessen Freunde dafür verwendeten, daß er, als Leichnam eines Ritters, weder geschleift noch gehangen werden sollte (*ne fust traîné, ne pendu*), was ihm eigentlich von Rechts wegen gebührt hätte. Dies war die ritterliche *Courtoisie* der alten Zeit im Betreff des Duells. Wollte Gott, sie bestünde heute noch.

Russische Literatur.

Für Geographie und Länderkunde sind folgende neue russische Werke erschienen: 1) „*Puteschestwija*“, d. i. Reisen der Russen in die Fremde, zusammengetragen von J. Scharow, herausgegeben von N. Wassow (Petersburg 1837). Dies ist eine Sammlung älterer, von Russen außerhalb ihres Landes unternommener Reisen, die auf sechs Bände berechnet ist. Der gegenwärtige erste Band enthält zwei Reisen, erstens die des Abt Daniel Polomnik von 1113—15 nach Palästina, und dann die Legende über die Reise der polozischen Fürstin Pretslawa, Tochter des Fürsten Georgius Wsleslaw's Sohn nach Jerusalem. Sie starb daselbst 1173, ward unter dem Namen Euphrosyne den Heiligen beigegeben, und ihre Gebeine ruhen in den tiefen Krypten. 2) „*Zapiski*“ etc., Berichte und Bemerkungen über Sibirien, mit einem Anhang alter russischer Lieder (Moskau 1837). Es sind die Denkmale einer Frau, die mit ihrem Gheherrn, einem Handelsmann, viele Jahre in Sibirien zugebracht hat und die dortigen Zustände in einer belehrenden und anziehenden Weise schildert. Schätzenswerthe Beilagen sind ein *Idiotikon* sibirisch-russischer Mundart und über 50 alter russischer Volkslieder, die sich im abgelegenen Sibirien erhalten haben. 3) „*Otscherk puti*“, d. i. Skizze einer Reise von Sitka nach Petersburg von v. Wrangel (Petersburg 1836). Der Verf. hatte fünf Jahre als Vorstand der Colonien der russisch-amerikanischen Compagnie auf den Inseln des nordwestlichen Amerikas zugebracht, als er im November 1835 zurückberufen ward. Er nahm seinen Rückweg nicht um das Vorgebirge der guten Hoffnung, auch nicht um Cap Horn, sondern segelte hinüber nach Kalifornien, reiste zu Lande von

den Küsten des stillen Ozeans hinüber zu jenen des atlantischen Meeres, ging von New York nach New York und war von dort innerhalb eines Monats in Petersburg. Über diese Reise berichtet er an einen Freund in anspruchlosen Briefen, woraus deutsche Zeitschriften bereits einzelne Bruchstücke mitgetheilt haben.

Ein verdienstliches Werk ist: „*Skasanija*“, d. i. Sagen des russischen Volks von dem Leben seiner Ahnen, gesammelt von N. Scharow (Ihl. 1 u. 2, Petersburg 1836—37). Der Verf. hat dem Vernehmen nach acht Jahre seines Lebens darauf verwandt, um diejenigen Gegenden des Kaiserreichs zu besuchen, wo von altersher bis jetzt ausschließlich Russen gewohnt haben und noch wohnen. Die längste Zeit brachte er in den Gubernien um Moskau herum zu, lebte in Dörfern und Städten, beobachtete, fragte, sammelte, verglich und brachte auf diese Weise ein Buch zusammen, das er „*Sagen des russischen Volks*“ nennt und in acht Theile gesondert hat. Zwei Theile sind gedruckt. Der erste enthält Sagen über Zauberrei; der zweite handelt von Volksspielen; in den folgenden Theilen sollen folgende Gegenstände dargelegt werden: russische Heirathsgebräuche, Familienleben, Glaube an Geister, Volkszeichendeuterei, Volkslieder und zuletzt Volksheilkunde. Bei der Darstellung des Volksglaubens an Zaubermächte, Wälder und Wassergeister sind schon vorweg Volkslieder mitgetheilt. Hier ein solches:

Schau, es rennt, es rennt ein liebes Mägdlein,
Hinter ihr das Balbweib wilden Sprunges:
„Höre an mich, höre schönes Mädchen,
Sagen werd' ich dir drei hübsche Räthsel;
Räthst du sie, so laß ich dich zum Vater,
Räthst du nicht, so fällt du mir zu eigen.
Sag, was Wächsthum hat und keine Wurzel?
Sag, was läuft und ziehet ohne Fügel?
Sag, was blüht und hat doch keine Blüte?“
Steine haben Wächsthum ohne Wurzel,
Wasser läuft und ziehet ungezügelt,
Schwarzkraut blüht und hat doch keine Blüte.
Armes Mädchen ruft' es nicht zu lösen,
Und das Balbweib tigelt sie zu Tode.

5.

Bibliographie.

Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien des D. F. Strauß. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr.

Claudian, M., Werke. 4 Bände. 5te Auflage. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 4 Thlr. 20 Gr.

Der Erzbischof von Köln Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Friesen, H. Frhr. v., Grillen. Novelle. 8. Buzlau, Appun. 1 Thlr. 12 Gr.

Gauby, F. Frhr. v., Venetianische Novellen. 1ster Bd. 8. Buzlau, Appun. 1 Thlr.

Keller, K., Alhambra. Spanische Novellen. 1. Die Schlacht von Tolosa. 2. La Riña. 8. Altenburg, Pöcher. 1 Thlr. 12 Gr.

Stig, J. G., Das königl. preussische Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst. Dargestellt aus amtlichen Quellen. 8. Berlin, Dümmler. 12 Gr.

Hoff, R. G. A. v., Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen früheren und jetzigen politischen Verhältnissen. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Religionsysteme der heidnischen Völker des Orients. Dargestellt von P. S. Stühr. Berlin, Zeit und Comp. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Es ist nicht das erste Mal, daß der auf dem Gebiete der jüngsten Geschichte neuerdings bekannt gewordene Verfasser sich auf Untersuchungen über die frühesten geistigen und sittlichen Zustände der Völker des Orients einläßt. Sein Werk: „Die chinesische Religionsreligion und die Systeme der indischen Philosophie“ (Berlin 1835), kann als ein Vorläufer des gegenwärtigen angesehen werden, und seine „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung“ (Berlin 1831) waren bestimmt, eine in Rücksicht auf die Urgeschichte der Menschheit wichtige Vorfrage zu beseitigen, von deren vorrilliger, willkürlicher Beantwortung so viele eigenartige Irthümer der Bailly, William Jones, Dupuis und der in Deutschland sogenannten Symboliker, der Görres und Creuzer, zehrten. Wenn als das Ergebnis dieser Forschungen sich hervorstellte, daß zwar allerdings die Chinesen und Indier seit sehr alten Zeiten die Erscheinungen des gestirnten Himmels beobachtet hätten, daß aber von einer ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlichen und westlichen Völker nicht die Rede sein könne, vielmehr die Chinesen und Indier ohne fremden Einfluß von Westen her niemals zu einer Art wissenschaftlicher Ausbildung der Sternkunde gelangt wären; wenn ferner die mit der Untersuchung über die Sternkunde verwandte Beleuchtung der geschichtlichen Zeitrechnung unter den Chinesen und Indiern (S. 136 fg.) das Ansehen der ungeheuern indischen Zeiträume dahinschwinden ließ: so mußte der Verf. die Frage: „ob des Menschen Geist im eignen Kampfe und aus eigner Kraft sich sein Wissen errungen habe, oder ob dasselbe ursprünglich wurzle in irgend einer uralten Ueberlieferung aus grauer Vorzeit, in welcher etwa, wie Manche geträumt hatten, der Erbesohn in äußerlicher Weise Unterricht empfangen hätte von der höchsten Gottheit selbst, oder von irgend einer Art von Halbgöttern“, auf eine Weise erledigen, die seinem gesunden Sinne zur Ehre gereichte und ihm unser Vertrauen erwarb. Wir waren daher auf dies sein neuestes Werk um so begieriger, als seine letzten Schriften bewiesen, daß in demselben Maße, in welchem sich seine

immer geistreichen, aber früherhin von dem Vorwurfe der Verworrenheit und Dunkelheit nicht freizusprechenden Ansichten zu besonnener Klarheit läuterten, auch sein Styl und seine Darstellungsweise zu einem ruhigen Flusse, zu planmäßiger Auseinanderbreitung gelangten.

Der Verf. scheint es schon früh zu dem Bewußtsein gebracht zu haben, daß es seinen Ideen und Ansichten bei aller Tiefe und innern Wahrheit doch wesentlich an Dem gebreche, wodurch sie zu wissenschaftlicher Bedeutung und Geltung erhoben werden könnten, nämlich an durchdringender Bewältigung der umhüllenden Nebel durch die sonige Macht des Geistes, an jener Herrschaft über den Gegenstand, vor deren Erringung keine lichtvolle Darstellung möglich ist. In einem schon 1812 unter dem Namen Feodor Eggo herausgegebenen, durch Hegel's günstige Beurtheilung bekannten Buche: „Über den Untergang der Naturstaaten“, sagt er im vierten Briefe:

Es folgt dies nothwendig aus jener durchaus allgemeingeschichtlichen Ansicht Niebuhr's, die wunderbar übereinstimmt mit den Ideen Plato's und denen anderer Philosophen, wie gleicherweise mit der Grundanschauung eines übrigens viel zu vorrillig und früh geschriebenen Werkes: „Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit in ihrem Gegensatz“, von einem gewissen Stühr, der allerdings ganz gute Ideen hat, von denen auch in diesem Briefe Gebrauch gemacht wird, aber unbegreiflicherweise in eine ganz wunderliche krankhafte Manier sich aus reinem Übermuth scheint festgerannt zu haben.

Und zwei Seiten weiter:

Wie der schon erwähnte neuere Schriftsteller die gleiche Seite des Lebens aufgefaßt und in seinem jugendlichen Sturmdrange dargestellt hat, will ich dir selbst am Originale anschauen überlassen, wenn du es über dich wirst vermögen können, dich durch eine gewaltig verworrene Manier durchzuarbeiten um den Preis mancher schönen Ansicht über das Leben der Menschheit. Ungeachtet aller der Fehler jenes Werkes will ich dir dasselbe doch empfehlen, und zwar besonders deshalb, weil dir meine Briefe nur durch die Bekanntschaft mit demselben vollkommen verständlich sein können. Ich habe so viel, freilich nur Ideen, nicht grade Kenntnisse, daraus geschöpft, daß der Verfasser mir mit vollem Recht den Vorwurf machen könnte, ich theile dir vorlaut nur seine Anschauungen mit, die er schon angedeutet habe, wahrscheinlich aber doch in größerer Vollkommenheit später darstellen will. Die Behauptung, die er aufstellt, daß der Lauf der gesammten Geschichte bis zu Christi Geburt wie eine fortlaufende Sünde anzusehen sei, ist übrigens gar so unsinnig nicht, wie Manche glauben könnten, die mehr in der Kraft des Verstandes als in der Tiefe des Gemüthes die Trefflichkeit suchen.

Also Verworrenheit der Manier, Mangel an bewältigender Kraft des Verstandes und ein Haschen nach Paradoxen gibt der Verf. jenem frühern Werke Schuld und bemerkt ausdrücklich, daß der Freund, an welches das (1812) neue gerichtet sei, sich durch jenes schwerlich durcharbeiten werde. Nichtsdestoweniger erklärt er gleich darauf, daß dem Freunde ohne Bekanntschaft mit jenem unverständlichen Buche seine Briefe nicht vollkommen verständlich sein könnten. Mußte hier der Freund nicht besorgen, daß auch in diesen Briefen die Trefflichkeit nicht in der Kraft des Verstandes zu suchen sei? Und in der That leidet auch wieder dieses, vieler herrlicher, bei consequenter Verfolgung fruchtreicher Ansichten wegen schätzbare Buch so sehr an Verworrenheit und den übrigen an dem ältern Werke von dem Verf. selbst gerügten Gebrechen, daß es im Ganzen ungenießbar und nur stellenweise mit Nutzen zu lesen ist, und die Bekanntschaft mit jenem ältern unverständlichen kann daran wenig ändern. Die vielen Freunde, die Stühr's „Untergang der Naturstaaten“ dennoch zählt, sind zwar in der Verehrung desselben um so leidenschaftlicher, je weniger diese Verehrung von ihrem Bekannten getheilt worden kann; sie werden aber doch, wenn sie offenherzig sein wollen, gestehen müssen, daß sie dies Buch niemals mit anhaltendem Verstande zu Ende gelesen haben. Wie den „Abhandlungen über nordische Alterthümer“ (Berlin 1817) mag es ihnen eher gelungen sein; ein bedeutender Fortschritt ist unverkennbar; einzelne Abschnitte, z. B. der von der ältesten Verfassung, dem Gesetz und dem Recht der Dänen, lassen wenig zu wünschen übrig; im Ganzen hatte sich aber der Verf. weder selbst zu vollkommener Klarheit hindurchgerungen, noch sich die Gabe lichtvoller Darstellung angeeignet. Besonders störend ist das häufige, mit leidenschaftlicher, oft bis zum Schimpfen getriebener Heftigkeit auftretende Polemischen gegen Ansichten, die nicht näher bezeichnet, aber als überaus heillos designirt werden. Aber auch von dieser Unsitte läßt Hr. Stühr in seinen neuern Schriften, und die gegenwärtige, in deren erstem Abschnitten es es doch auch mit vielen Andersdenkenden zu thun hat, ist davon nicht nur völlig freizusprechen, sondern wir möchten grade die Einleitung und die Vorbemerkungen für den interessantesten und reichvollsten Theil des Buchs erklären, indem hier die allgemeinen leitenden Principien, über welche der meiste Streit ist, mit vollkommener Gemüthsruhe auseinandergesetzt, vertheidigt und begründet werden. Wer Stühr's frühern Schriften kennt, wird überrascht werden von der Besonnenheit und ungetrübten Geistesheiterkeit, mit welcher hier die schwierigsten Fragen abgehandelt werden, noch weit mehr aber von der durchsichtigen Klarheit und einleuchtenden Wahrheit der Ansichten selbst, die sich gleich als durchaus gesund, ja nächsten zu erkennen geben, insofern man nämlich nüchtern und doch zugleich gesättigt und getränkt sein kann. Es ist der Gegensatz des Überschwenglichen, an welches die frühern Schriften des Verf. hart anstreifen, den dieses Wort im guten Sinne bezeichnet.

(Der Beschrift. folgt.)

Englische Literatur.

1. The posthumous papers of the Pickwick-club, containing a faithful record of the perambulations, perils, travels, adventures and sporting transactions of the corresponding members. By „Boz“. With 43 illustrations by „Phiz“. London.
2. Bentley's Miscellany, edited by „Boz“. London 1836—37.
3. Sketches by Boz, illustrative of every-day life, and every-day people. Two series. With illustrations by George Cruikshank. London 1836—37.
4. The letters of Charles Lamb, with a sketch of his life. By T. Noon Talfourd. Zwei Bände. London 1837.
5. The French revolution, a history. By Thomas Carlyle. Zwei Bände. London 1837.
6. Pericles and Aspasia, by Waller Savage Landor. Zwei Bände. London 1836.

Wie es im Leben häufig geht, daß Menschen von den verschiedensten Anlagen und Kenntnissen zu demselben Ziele eilen, ohne selbst davon ein Bewußtsein zu haben, so geschieht es auch in der Literatur gar nicht selten, daß in Werken, die in jeder Hinsicht verschieden sind, ein Hauptbestreben herrscht und ihnen den Stempel einer gewissen Zeit aufdrückt. So sahen wir es im vergangenen Jahrhundert in den drei gebildeten Ländern Europas, wo Geister in ihren Absichten sich begegneten und in der Politik, Philosophie und in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst eine Revolution hervorbrachten, daß man glauben sollte, ein geheimer Trieb habe sie Alle in Bewegung gesetzt, um dasselbe Ziel zu erreichen. So haben wir jetzt die Leistungen von vier geistreichen Engländern vor uns, welchen in Form nichts gemein ist, die in Darstellung sowohl als Inhalt verschieden sind, an Talent, Bildung und Gelehrsamkeit weit voneinander stehen, und dennoch kann man nicht umhin, wenn man diese Bücher durchgelesen, einen Hauptgedanken in allen lebendig wachen zu sehen, der in der mannichfaltigsten Entwidlung zur Erscheinung gekommen ist. Die drei ersten Werke, von Boz, welcher angenommenen Name dem Hrn. Dickens zugehört, schildern das Leben der gemeinen Classen in London und dessen Vorstädten; die „Briefe“ von Lamb geben eine Anschauung von dem Treiben der literarischen Engländer; Carlyle's Geschichte der Revolution in Frankreich führt uns in die Volksbewegungen von Paris und läßt uns bis zum Tauschen ähnlich jene Menschenmassen erblicken, welche das Größte und Scheinbar Edelste, was in einem Jahrtausend vom Menschengenisse gebildet war, in wenigen Tagen zerstörten; Hr. Landor endlich sucht die schönste Zeit in der griechischen Geschichte in einem Miniaturbilde, in dem hässlichen Kreise des Pericles darzustellen. In demselben Grade, wie Boz ohne Gelehrsamkeit seinen Gegenstand behandeln kann und nur seine Augen zu öffnen braucht, um alles Das zu sehen, was er uns mittheilt, muß Landor jahrelang studirt, die alten Philosophen und Redner, Geschichtschreiber und Poeten, Archäologen und Sculptur gelesen und angeschaut haben, um das kleine Bild anzufertigen; und sowie Lamb nur in sein Herz zu sehen brauchte, um einen Schatz von Mittheilungen für seine Freunde stets vorrätig zu haben, war Carlyle gezwungen, Memoiren und Geschichten, Reden und Verhandlungen zu durchforschen, um eine Einsicht in seinen Gegenstand zu geben. Während Boz voll Laune und Humor ist, Lamb von Gemüthsruhe und Mäßigkeit auf jeder Seite zeugt, tritt Carlyle auf die Spur der Nemesis und leuchtet mit dunkler Fackel auf die Sünden und Frevelthaten eines Geschlechtes, die von den Nachgeborenen zu führen sind; wüthig dagegen und wüthig, mit bitterem Blicke und fröhlichem Herzen gewandt Landor, der Wägen, welcher Leben groß gemacht, den Dichter und Künstler, die es emigeln lassen werden. Während Landor in dem Kreise von Staatsmännern und den höchsten Stielen der Gesellschaft sich stets bewegt hat, Carlyle in den Schulen deutscher Philosophen, erblickt Lamb die ganze Welt vor sich. Stürmt und dem Stürme nach, und das Summen sich in Weizen und

Schönen, auf der Landstraße und auf staga coaches herum und sah, wie die niedere Classe leidet und welche Freuden sie genießt. Verschiedener können wol Töden nicht sein; und dennoch verfolgen sie ein und dasselbe Ziel, die Vergangenheit und Gegenwart in einem lebendigen Bilde vorzustellen, die Gesetze in ihren Wirkungen auf die Sitten und die Bildung der Menschen zu betrachten, diese letztern aber nicht wie abstracte Figuren, als Maschinen oder Schatten, sondern als geistige, mit Gedanken und Leben, mit Gefühl und Bewußtsein versehene Wesen, in denen wir uns selbst erkennen mögen, wenn sie auch durch Ort und Zeit von uns getrennt, an Bildung und Stand unter oder über uns stehen sollten.

Man hat der Geschichte oft den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Versprechen selten erfüllt, indem der Leser sich nie in die wirkliche Zeit versetzt fühle, von den erzählten Thaten nur ein schwaches Bild und von den Charakteren nur einen Schattenwurf, oft aber auch diesen nicht einmal vor sich erblickt. Ist eine solche Klage ohne Berechtigung und liegt es an dem Mangel von Imagination, Menschenkenntniß und Gedanken-tiefe des Publicums, daß solche Äußerungen sich vernehmen lassen, oder ist es wirklich ein Fehler der Geschichtsschreiber, die vielleicht nicht vorbereitet genug oder wegen geringen Talentes ihrem Unternehmen nicht gewachsen sind? Lassen wir diese Fragen zuerst unbeantwortet und sehen auf das Factum, so ist nicht zu leugnen, daß man eine Lücke in der bisherigen Art, Geschichte zu schreiben, allgemein fühlt und diese in einer eignen Classe von Schriftstellern ausgefüllt sieht. Wie kommt es, daß Sir Walter Scott und seine Nachahmer einen so tiefen Eindruck auf die Leser gemacht, und nicht bloß auf solche, die in La Fontaine's Romanen und Rogeue's Lustspielen das höchste Vergnügen fanden, sondern auf den gebildeten Theil der civilisierten Welt, ja die Gelehrten selbst nicht ausgenommen, die es sonst verschmäh't haben, mit der schönen Literatur sich zu beschäftigen? Ist es bloß die Begehrtheit und ihre seltsame Entwicklung, der romantische Schauplatz und die eigenthümlichen Menschen, die auf ihm handeln, welche uns Alle, kein Alter, Geschlecht, oder Stand ausgenommen, in so manchen Stunden beschäftigen? oder ist es nicht vielmehr die Wahrheit des Lebens, die lebendige Darstellung der Natur vernünftiger Wesen, in der wir uns mit unsern Fehlern und Tugenden absonderten sehen, die uns so innig interessiren, daß wir fast mit jenen Wesen zusammen zu leben glauben und die vorgestellten Menschen eine mehr als momentane Bedeutung, ja eine geschichtliche Wichtigkeit erhalten? Der Mensch kennt nichts, das ihn mehr interessiert als den Menschen selbst, und was wir auch vornehmen, mit welchen Studien wir uns auch beschäftigen mögen, wenn sie nicht auf den Menschen sich beziehen, so befinden wir uns in einem fremden Lande, aus dem wir mit Sehnsucht auf die Heimat zurückblicken; wir fühlen uns stets glücklich, wenn wir auf den Menschen und seine Bestrebungen zurückkommen. Was hat aber die Geschichte bisher gethan? Stadtbataillon und Schlachten, Siege und Tractate, das ist ihr Inhalt, und der Mensch erscheint wie ein Marien-nettenspieler, wenn er als Fürst, wie eine Marionette, wenn er uns als Volk vorgeführt wird. Gehn wir auf die besten Historiker Englands, Robertson, Hume, Gibbon, was erfahren wir von ihnen etwas, das uns als eine Geschichte anzieht? Ist es nicht, wenn wir Hume lesen, als wenn die ganze Welt ein Müßiggänger und nur diese Fürsten und einzelne Götze die einsamen Pfaffen darin wären? Man hat eine Idee von dem englischen Königsleben zum Zeit der drei Edwards, da doch die Constitution sich zu bilden begann? London war damals schon eine Stadt von 150,000 Einwohnern, aber welcher Geist diese Masse belebt, welches ihre Beschäftigungen und Erhebungen, welches ihre Bildung und Eitelkeit, welches ihre Freuden und Leiden waren, das wissen wir, Geschichtsbuch. Kein Wunder, daß „Spencer“, welcher den Geist der Nationen und den Zustand der Sachen, die Bewegung in allen Classen und Parteien wiedererrödet, und so gewaltig ergreifen hat, die Staat-

lung zu diesem Romane spricht mehr als die ganze Geschichte Hume's über dieselbe Zeit. Die alten Historiker hatten, wie sie immer das Gute mit dem Schönen vereinigen, auch herein das Rechte getroffen; allein sie hatten viele Vortheile vor uns: sie schrieben die Geschichte von Städten mehr als von Staaten und über eine Zeit, in der sie selbst lebten, und für ein Volk, das diese Geschichte selbst erlebt hatte; und dennoch wendeten sie Alles an, um ihrer Erzählung Leben und Wahrheit zu geben und die Menschen als geistige, vernünftige Wesen darzustellen. Was sie nicht berührten, finden wir in den gleichzeitigen Rednern, Philosophen und dramatischen Dichtern, so daß wir uns vom Leben in Athen, Rom, Corinthy und Syracus eine Anschauung verschaffen können, die der Wirklichkeit sehr nahe kommt. Aber dieser Vortheile sind die Historiker beraubt, welche von einer Zeit schreiben, da die Macht der Einzelnen die andern Classen erdrückte und einen solchen Glanz erhielt, daß die Geschichtsschreiber über ihr Thun alles Andere, über den Einzelnen das ganze Volk vergaßen. Loben müssen wir daher diejenigen, welche auf jede Weise die Geschichte mit diesem Stoffe bereichern und ein Material liefern, das für den gleichzeitigen Rednern, Philosophen und dramatischen Dichtern, so daß wir uns vom Leben in Athen, Rom, Corinthy und Syracus eine Anschauung verschaffen können, die der Wirklichkeit sehr nahe kommt. Aber dieser Vortheile sind die Historiker beraubt, welche von einer Zeit schreiben, da die Macht der Einzelnen die andern Classen erdrückte und einen solchen Glanz erhielt, daß die Geschichtsschreiber über ihr Thun alles Andere, über den Einzelnen das ganze Volk vergaßen. Loben müssen wir daher diejenigen, welche auf jede Weise die Geschichte mit diesem Stoffe bereichern und ein Material liefern, das für den gleichzeitigen Rednern, Philosophen und dramatischen Dichtern, so daß wir uns vom Leben in Athen, Rom, Corinthy und Syracus eine Anschauung verschaffen können, die der Wirklichkeit sehr nahe kommt.

Die „Nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club“ und die andern Schriften des Hrn. Dickens stellen alle das Leben der gemeinen Classen des Volkes in London dar, vom Diener eines Gentlemen, the gentleman's gentleman, wie er sich selber nennt, bis zum pick pocket. Indessen sind die „Nachgelassenen Papiere“ sein Hauptwerk, und man kann den Mann und sein ganzes Talent hieraus vollkommen kennen lernen, weshalb wir dem Leser einen Begriff von der Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes und der Eigenthümlichkeit des Humors, mit dem er mitgetheilt ist, geben wollen. Das Werk kommt in Nummern monatlich heraus und wird in nicht weniger als 30,000 Exemplaren unter das Publicum verbreitet, so daß wenigstens zwanzigmal so viele Leser es in die Hand bekommen, da die Bibliotheken es ein Hunderte vertheilen. Nicht genug aber, daß es allgemein gelesen ist, von der höchsten Gesellschaft bis zu den niedrigsten Versammlungen in den gin shops und den Drogenhändlern der Herberg, Epikoden des Wertes werden fa drei Theatern jeden Abend vorgeführt, daß jede Scene, jede Person, jede Unterhaltung und Beschreibung aufs lebendigste vor die Anschauung tritt. Das Werk erzählt nämlich die Abenteuer des Hrn. Pickwick, welcher einen Club unter seinem Namen gestiftet, und da er eine Abhandlung von ganz besonderer Wichtigkeit einsenden mußte, woraus die Pickwickler seinen Charakter und seine Tugenden in die merkwürdigsten Anlegenheiten kennen lernen, bestimmen sie ebenfalls, daß ihr Haupt auf einen Asten auf Asten geht und das Pickwick und die Abenteuer, seine Bemerkungen über den

schen oder Dinge ihnen mittheilen soll. Hr. Pick-Wick ist eine edle Seele, glüht für das Wohl der Menschen und willfahrst seinen Freunden. Er wird von drei Pick-Wicks begleitet, einem Hrn. Tupman, der ein ganz besonderer Liebhaber des schönen Geschlechtes ist; einem Hrn. Snodgrass, welcher eine poetische Ader besitzt, die sich dann besonders öffnet, wenn das warme brandy water mit seinem Blute sich vermischt hat, und einem Hrn. Winkle, der seiner Aussage nach ein sportsman ist, d. h. ein Mann, der alle edeln Künste der Jagd, Fischerei, cricket und Reiterei aus dem Grunde versteht. Diese vier guten Menschen reisen zuerst nach Rochester, begleitet von einem Ruffiano, Mr. Jingle, der auf die pfiffigste Weise sich ihnen anschließt, auf ihre Kosten lebt, in ihren Kleibern Bälle besucht und in ihre Gesellschaften sich einmischt. Alle die Merkwürdigkeiten, die sie sehen und hören, zeichnet Mr. Pick-Wick voll edeln Eifers in einem Taschenbuche auf und läßt es sich nicht wenig kosten, um auch Alterthümer zu sammeln und sie dem Club zuzuschicken, woran kein Mann gel ist. Sie reisen von Rochester weiter, kommen auf das Landgut eines wohlhabenden Landholder, der zwei schöne Töchter und eine alte Jungfer Schwester hat. Nichts haben die jüngern drei Pick-Wicks schneller zu thun, als sich in die jungen Töchter und alte Schwester zu verlieben; ja, Mr. Tupman verabredet mit der alten Jungfer Lante, zu fliehen. Dieses wird ihm durch Mr. Jingle vereitelt, der mit der Alten flieht und nach London eilt, um durch eine Heirath mit ihr eine Summe Geldes zu erhalten. Der Landholder, Mr. Warble, und sein Freund, der edle Pick-Wick, eilen ihm nach und erleben große Abenteuer auf der Reise, die alle ausführlich erzählt werden, und kommen zur rechten Zeit an, um durch einen Diener des Heros, Mr. Sam Weller, die Bosheit des Mr. Jingle zu verhindern. Darauf kommt der gute Pick-Wick in eine schlimme Lage, indem ihn, den alten Junggesellen, der nur für das Wohl seiner Nebenmenschen lebt, seine Wirthin, eine arme Frau, gern heirathen möchte. Sie verklagt ihn, daß er sein Versprechen der Ehe nicht gehalten, und er wird vom Gerichtshofe zu einer Entschädigung von 750 Pfund verurtheilt. Da er aber sich unschuldig fühlt, wird er in das Schuldgefängniß gebracht, worin er sich noch befindet, und alle Leser der „Nachgelassenen Papiere“ harren mit Angst auf den Moment, da die nächste Nummer ihnen meldet, wie Mr. Pick-Wick aus dem Gefängnisse befreit und als unschuldig anerkannt wird. Ebenso ungewiß sind die Leser, was aus der Liebe der Pick-Wicks werden wird, deren einer in die Schwester eines Studenten der Medicin sich verzückt hat, welcher sie nur mit einem Mediciner verheirathet sehen will, und wie es mit Sam Weller, dem Achilles der Geschichte, wie Pick-Wick deren Agamemnon ist, endigen werde, der seinem Herrn in das Gefängniß nachgefolgt.

Dieses ist der Inhalt der Geschichte, die aber hieraus ebenso wenig ihre Trefflichkeit erkennen läßt, als die Argumente der Scholiasten die unsterblichen Werke der Alten uns näher bringen; denn ein solcher Humor, das ist ein solcher Scherz und Laune, dem ein gewisses Tiefe und Ernste unterliegt, herrscht in der ganzen Darstellung, eine so feine Ironie gegen manche Sitten der Engländer und eine solche Wahrheit in der Schilderung des Gemeinen wie des Erhabenen, daß von dem Inhalte blos urtheilen wollen, nichts Anderes thun hieße, als aus einem lebendigen Wesen ein caput mortuum machen. Der Anfang des Buches ist grandios und dem Anfange der Biographie zu vergleichen, die el caballero de la tristesima figura in seiner Idee von einem Zauberer machen sieht, da er por el antiguo y cono-cido campo de Montiel dahintritt. Die Beschreibung eines Clubs, eines Balles, eines englischen Frühstückes, einer Studentenlustbarkeit ist nicht minder der Wirklichkeit nachgezeichnet als das Verfahren der Advocaten im Gerichtshofe, wo Mr. Pick-Wick verurtheilt wird, die Schilderung des Glens im

Schuldgefängnisse, die vortreffliche Enthüllung der Pruchheit der Pfaffen, das Leben der vornehmen Diener in einer swarry (soirée), worin einer mit allgemeinem Beifall erzählt, daß er seinen Dienst aufgegeben, weil man ihm zumuthete, kaltes für warmes Frühstück zu genießen. Die eigenthümliche Lebensweise auf dem Lande, die ganz besondere Freuden und Genüsse, von denen wir so wenig Anschauung haben, lernen wir hieraus kennen, indem wir in die Festlichkeiten eingeführt werden, die am Weihnachtsabend auf dem Lande stattfinden; ein Capitel, das dem Hrn. Dickens einen hohen Rang unter den englischen Autoren verschaffen wird. Nicht minder schließt sich vor uns die Räthe auf, und wir sehen das Leben des weiblichen Gesindes und wie the high life below stairs sich dort ausnimmt. So mannichfach die Situationen, so verschieden die Menschen, die hier durch Zufall sich treffen und nicht so sehr zur Geschichte beitragen als zur Kenntniß alles Barocken, Komischen und Lasterhaften, welches in jener Region in England so häufig zusammen sich findet. Wie die Menschen bei der Parlamentswahl in einer kleinen Stadt sich benehmen, wird man hieraus besser als aus allen Reisebeschreibungen erfahren; ebenso die Unwissenheit der Friedensrichter, den Hochmuth der Advocaten, die Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, welches mit einer eigenthümlichen Hartheit in allen Classen verehrt wird, und die wilde Lebensweise so vieler Abenteuerer. So ist dieses Buch voll von Stoff, reich an Schilderungen von Zuständen und Charakteren, und es gewinnt einen hohen Reiz durch die Sprache, mit der Alles erzählt wird und welche jeder Charakter gewöhnlich im Munde führt. Hier ist nun eine Schwierigkeit nicht blos für uns Deutsche, sondern für Alle, die nicht lange in London gelebt und mit den niedern Classen zu thun gehabt haben, nämlich das Idiom, welches, cockney genannt, von dem londoner Pöbel gesprochen wird. Ein Schatz von Laune, Klugheit und Beobachtungen ist in diesen Sprachen enthalten, die man nur mit einem lebendigen Verstand, einem Cockney-Menschen selbst, verstehen kann. Der Diener des Mr. Pick-Wick, Sam Weller, ein Kerl, der voll von Weltverstand und gesundem Sinne ist, hat in sich eine unerschöpfliche Quelle solcher Redensarten, und wie sein Herr oft dem Don Quixote gleicht, so scheint er ein englischer Sancho Panza. Es gibt eine Scene in diesem Buche, die diesen Sam Weller mit seinem Vater, einem coachman (was das heißt, kann man nur aus dem „Sketch-book“ des B. Irving kennen lernen), zusammenbringt; zwei Exemplare von Menschen, Typen des John Bull. Der Vater macht dem Sohne bittere Vorwürfe, daß er sich verliebt hat, da er das Glend ja selbst mit angesehen, in das er selbst dadurch gerathen sei. Der Sohn beschwichtigt den Alten und läßt ihm seinen Brief an Mary, the house maid, vor. Der Styl in diesem Briefe und die kritischen Bemerkungen des Alten über Das, was poetisch und nicht poetisch darin sei, ist so voll von Witz und Laune, daß man Beides lesen, aber gar nicht darüber sprechen muß. Bei alledem hat das Buch eine gute Seite, daß es nicht übertreibt und Alles so darstellt, als wenn es wirklich wahr wäre; nur in der Schilderung des Lasters und Glends hätte der Verf. unsere edlern Gefühle mehr schonen sollen, da sie zu erschütternd, wenn auch wahr ist. Die Charaktere bleiben sich stets gleich, daß sie eine plastische Bestimmtheit erhalten, bis zu solchem Grade, daß die Zeichnungen, welche viele Scenen dieses Buches erläutern, uns Menschen mit bekannten Zügen vorstellen, mit denen wir selbst zusammen gelebt zu haben vermögen. Am meisten Ähnlichkeit hat dieses Buch mit Smollet, Goldsmith und Washington Irving und in unserer Literatur mit dem nicht genug verehrten Döppel, in dessen „Lebensläufen“ wir eine ähnliche Ironie, nur mit einem düstern Hintergrunde, gefunden, da er nicht in gleich heiterer Umgebung und gleich glücklichen Umständen und Zeiten gelebt hat wie der Verf. der Abenteuer der Pick-Wicks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Religionsysteme der heidnischen Völker des Orients. Dargestellt von P. C. Stühr.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Höchst beherzigenswerth ist in diesen einleitenden Vorbemerkungen namentlich der Abschnitt über das Wesen der Religion, wo der falsche, aber noch immer in vielen Büchern und Köpfen spukende Ansicht gründlich widersprochen wird, als ob alle Formen des heidnischen Glaubens aus den später verwilderten Keimen Dessen entsprungen sein müßten, was im Jehovabienst gegeben wäre und im Christenthum zu seiner Wahrheit gelangt sei. Diesem Irrthum liegt der richtige Gedanke zum Grunde, daß allem Aberglauben und Wahn im Ursprunge ein lebendiger Glaube müsse entsprochen haben. Allein der Verf. leugnet mit Recht die Voraussetzung, als ob alles Heidenthum wesentlich nur Aberglauben und Wahn gewesen sei. Hierin besteht eigentlich der wahre Nutzen des neuerdings gründlichen und umfassender betriebenen Studiums der Mythologien aller Völker; nicht, womit man sich sonst sehr selbstzufrieden begnügte, daß man die Anspielungen der heidnischen und die Phrasologien der neuern Dichter verstehen lernte, sondern daß uns der Irrthum benommen wird, als ob das reiche geistige Leben der heidnischen Völker sich durchaus nur in Lüge und Nichtigkeit bewegt habe, eine Ansicht, die nur eine jüngere Incarnation jener im Faust verspotteten sein kann, wonach alle Götter Griechenlands Teufel gewesen seien.

Man ist auf keine Weise berechtigt — heißt es S. XV —, den mythischen Formen dieses Bewusstseins in der Art alle Wahrheit abzusprechen, daß man etwa behaupten dürfte, es entspräche denselben in keiner Art ein gedankenvoller Inhalt, und es hätten sich selbst die geistreichsten Völker des Alterthums in Abseht auf Das, worin sie den innersten Mittelpunkt ihres Geisteslebens gefunden zu haben glaubten, nur in den Kreisen leerer Wahn und seelenloser Truggebilde herum bewegt. Es begegnet uns vielmehr in den Mythentheorien verschiedener heidnischer Völker, von denen vornehmlich die Indier, die Griechen und die Sclandinavier zu nennen sind, eine höchst geistreiche Auffassung der Verhältnisse des Lebens, es begegnen uns höchst tief sinnige Ansichten und Lehren über das Verhältniß des Menschen zur Natur und zum Wesen der Gottheit.

Auch eine andere verwandte Vorstellung, als ob nämlich dem Polytheismus ursprünglich der Monotheismus zum Grunde liege und die Vielgötterei nur entstanden sei aus einer an verschiedenen Orten, nach verschiedenen Um-

ständen und Verhältnissen, unter verschiedenen Völkern auf mannichfaltige Weise im Laufe der Zeit geschehenen Umbildung des Glaubens an den einigen Gott, wird durch die Bemerkung abgewiesen, daß es dem heidnischen Bewußtsein an sich eigen, sich in den Kreisen des Verschiedenen und Mannichfaltigen zu bewegen, indem es an die Mannichfaltigkeit der Richtungen des Naturlebens und der Weltmächte dahingegeben sei. Dies schließt aber keineswegs die Ahnung von der über die Mannichfaltigkeit des Lebens waltenden höhern geistigen Einheit aus.

Die Nothwendigkeit, einem dritten, mit den beiden eben bezeichneten Irrthümern aufs engste verschlungenen Irrthume entgegenzutreten, nach welchem die Menschen der Urzeit im Besitze einer Urweisheit, einer sogenannten Ur-offenbarung gewesen wären, von welcher Alles abzuleiten sei, was sich in den religiösen Vorstellungen der heidnischen Völker Wahres finde, veranlaßt weiterhin die gediegene Abhandlung über das Urvolk, wo alle die widersprechenden Behauptungen über Sitz, Wiege oder Heimat dieses angenommenen hochweisen Urvolks geprüft und in ihrer Unhaltbarkeit dargelegt werden. Aegypten, Indien, Baktrien, Kaschmir, die Hochlande Ostasiens sind solche prätenbirete Ursitze des Menschengeschlechts. Was ist aber das Resultat dieser Dialektik? Nicht etwa eine bloße Negation, daß die Behauptung, als wenn alle Keime der Bildung unter den heidnischen Völkern auf eine Urzeit, ein Urvolk zurückzuführen wären, historisch und philosophisch unhaltbar sei — historisch, weil die Geschichte nicht bis dahin reicht und die wirklich erhaltene Geschichte sie verleugnet; philosophisch, weil sie nichts erklärt und bloß des Aufschubs wegen ersonnen ist, indem die Frage, wie das Urvolk dann in Besitz seiner Bildung gekommen sei, in das Dunkel unbestimmter Vorstellungen zurückgeschoben wird —; sondern das positive Resultat ist, daß in dem Geiste des Menschen, in der Fülle seines Reichthums und selbstschöpferischen Kraft der Anfang liegt, indem er, der alle Keime höherer Bildung in sich trägt, sie im Drange nach Entwicklung aus sich selbst zur Entfaltung bringt. Hören wir den Verf. selbst:

Überall, wo in einem wohlgefügten Verhältnisse des Festen und Flüssigen, des Landes und des Wassers, durch läute Sonnenwärme angeregt, dem Menschen eine freundliche und beglückende Heimat bereitet worden ist, da entwickelt sich aus seinem Geiste in Selbstthätigkeit eine urigenthümliche Bildungs-

in Wahrheit, sieht man auf die Art der Darstellung, ist dieses Werk vielmehr ein Epos als eine Geschichte. Sein Hauptbestreben haben wir eben angegeben, und wir können hinzufügen, daß die Wahrheit in ihrer strengen Gerechtigkeit wol in keinem modernen Geschichtswerke solche Anerkennung gefunden hat, wie sie Dr. Carlyle beobachtete, indem nicht sowohl die Thaten treu und unverfälscht erzählt werden und die Charaktere in einem reinen Abbilde erscheinen, als die Ursachen besonders tiefer und schärfer als in irgend einer andern, von einem Engländer geschriebenen Geschichte dieser Zeit hervortreten. In England ist Alles der parteiischen Entstellung unterworfen; von Burke und Payne bis Scott und Hazlitt herab fand die französische Revolution keine ungetrübte Darstellung: die Einen verfolgten sie in ihren Schriften, wie sie sie bis zur Restauration mit den Waffen bekämpften, während die Andern als begeisterte Vertheidiger aller der Schandthaten jener Zeit stets auftraten. Getrennt von Beiden, aber zugleich über Beide erhaben hat sich Hr. Carlyle gestellt, und er findet in der französischen Revolution nichts als eine nothwendige Strafe, welche über die schändlichen Handlungen der Ludwig an ihren Enteln verhängt wird; nichts als eine Ausbeutung der glänzenden Lage, welche zwei Jahrhunderte verfehrt hat, und den Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Trug in der Religion wie im Staate, in der Gesellschaft wie in der Bildung. Mit einem echt philosophischen Geiste vertieft sich Carlyle in die Zeit Ludwig XIV. und XV., schildert uns die Unterjochung des Volkes, den Hochmuth des Adels, die Unwissenheit und dabei die Bigotterie des Klerus und vor Allem die alle Grenzen überschreitende Unnatur in Wollust und Unpäßlichkeit, welche die Höfe dieser Fürsten im Innersten verpestete, während der Schein des Ruhmes, die Pracht des Reichthums und die Maske der Frömmigkeit alles jene physische und moralische Elend verhüllte. Nachdem so die innere Bewegung erkannt wird, folgt der Ausbruch dieser vulkanischen Elemente, und der von der Fülle der Thaten fortgerissene Leser wendet sich nicht mehr über die ihm sich zeigenden Erscheinungen der Zerstörung, welche Land und Menschen, Gesetze und Sitten auf gleiche Weise trifft. Die französische Revolution ist eine jener Begebenheiten in der Geschichte der Menschheit, welche das Innerste unseres Herzens durchdringt, uns ganz gefesselt hält und uns die Triebe unserer Natur durch und durch kennen lehrt. Deshalb das Interesse der Leser, deshalb die Lieblichkeit der Historiker, welche solchen Stoff sich wählen. Daher müssen wir uns über Carlyle's Geschichte in dieser Beziehung nicht wundern. Die Begebenheiten sind zu interessant, um nicht den Autor zu erwärmen und durch seine Glut auch fortzureißen. Allein ist die strenge Wahrheit uns in diesem Werke gegeben, so können wir die Schreibart des Verf. nicht rühmen. In seinen philosophischen Darstellungen erinnert er uns leider an unsern Sargon, durch den wir in unsern metaphysischen, undeutlich geschriebenen Büchern uns durcharbeiten müssen, um zum Verständniß der Sache zu gelangen; zum ersten Male treffen wir auf eine Masse von Termen, die wir sonst nie gelesen, in keinem Lexikon finden, von keinem verständigen Manne erklärt hören können, und von denen wir durch den Zusammenhang, aus der Verbindung mit andern Begriffen eine schwache Ahnung von der wahren Ansicht des Verf. uns zu bilden vermögen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Deutschland besitzt von Gutensohn und Knapp ein Werk über die Basiliken Roms, das wol mehr gekannt zu sein verdiente, als es namentlich in Italien gekannt ist, obgleich die Verfasser der neuesten Beschreibung Roms oft und stets mit Anerkennung davon sprechen. Über die niedergebrannte Pauls-

Kirche ist es z. B. den Kunstfreunden jetzt die einzige graphisch ausreichende Belehrung, obgleich es auf einer ziemlich beschränkten Anzahl von Tafeln die Ansichten zusammenstellt. Und doch schienen fünf Hefte mit 85 Tafeln dem Vertrieb der Sammlung als wesentliches Hinderniß bei ihrem Erscheinen im Wege zu stehen! Wie ganz anders muß jetzt das Publicum gestimmt sein, da Agostino Valentini wagt, auf eigene Kosten ein Werk erscheinen zu lassen, das in 16 bisher erschienenen Heften in Realfolio noch nicht einmal die lateranische Basilika vollendet, obgleich jedes Heft nicht unter sechs und nicht über zehn Kupfertafeln beibringt und der lateranischen Kirche mit der Kapelle Corsini 72 Kupfer zugetheilt wurden. Auch hier sind die Kupfer nur im Umrisse, aber da neben dem Architekturköstlichen auch Geräthe der Kirche und Grabmäler darin aufgenommen sind, so bietet jede einzelne der vier Hauptbasiliken, die Valentini in seinem Werke zu behandeln beabsichtigt, Stoff zu mehr als zwei Bänden. Der Preis dieses bedeutenden und gründlichen Werks, dessen Text auf viele christlich antiquarische Untersuchungen eingeht und das unter dem Titel: „Le quattro principali basiliche di Roma, descritte ed illustrate per cura e a spese di Agostino Valentini“ (Rom 1834), herauskommt, richtet sich nach den Kupfern, deren jedes zu 15 Bajorchen in der gewöhnlichen Ausgabe berechnet ist. Um die Verbreitung zu erleichtern, kann man auf jede Kirche einzeln sich unterzeichnen.

Freunde der Kirchenbaukunst können mit diesem Prachtwerke ein Büchlehen verbinden, das für die Geschichte der Taufkapellen nicht unerhebliche Mittheilungen bringt, die Schrift: „Del duomo e del battistero di Novara schiarimenti dell' abate Carlo Raccas“ (Novara 1837). Novaras Dom galt hier und da für einen altheidnischen Tempel, der erst durch den heiligen Caudenzius christlich geweiht worden sei. Mit triftigen Gründen widerspricht dieser Annahme der Verf., der eine Basilika, und zwar eine nach nicht vorzüglichen Mustern des Konstantinischen Zeitalters gebaute darin nachweist, die wahrscheinlich gleichzeitig mit dem achtseitigen Taufhause entstand, welches durchaus auch ein heidnisches Grabmal sein sollte. Die kurze Beschreibung erwähnt auch der mancherlei andern Werks würdigkeiten in Novara, die man von Seiten des Capitels in der Dombibliothek niedergelegt, z. B. das nicht unbekante Diptychum, und der Monumente und Inschriften, die seit 1797 in dem die Kirche umgebenden Kreuzgange aufgestellt wurden.

Der Wohlstand der Lombardei beruht in einem sehr wesentlichen Theile auf einem Systeme der Bewässerung, das seit Jahrhunderten besteht. Seiner Ausbildung verdankt man die gelehrtesten Werke über Hydraulik, seiner Anwendung ein sehr scharfsinniges juristisches Werk des gelehrten Romagnosi („Manuale teorico-pratico sull' uso delle acque pubbliche e private per la derivazione e la condotta di esse e per l'irrigazione de' campi secondo le leggi civili, con tavole dimostrative“ etc., Mailand 1836), das auch diesseit der Alpen Beachtung verdient, da die allgemeinen Rechtsfragen, z. B. ob das Abdammen von Wasser Diebstahl sei, wofür der Verf. es nimmt, auch außer Italien Wichtigkeit haben. Hinsichtlich dieser letztern Annahme hat der Verf. selbst die östreichische Gesetzgebung gegen sich, die nach §. 295 — 298 Wasser zu den Immobilien zählt, an denen eigentlich kein Diebstahl stattfinden kann. Eine andere hochwichtige Untersuchung beschäftigt jetzt die lombardischen Juristen. Man fragt, ob es gesetzliche Servituten gebe, die in der Lombardei tatsächlich noch aus Zeiten einer frühern Verwaltung bestehen, dem Geiste und auch dem Buchstaben des östreichischen Gesetzbuches entgegen. Gründe für ihre gesetzliche Zulässigkeit hat in der Schrift: „Delle servitù legali. Diss. analitica dell' avv. Franc. Maria Carcano“ (Mailand 1836), ein geistreicher Kopf angebracht, der schon durch den Klang des Wortes jedoch sich die Meinungen der Leser in der Mehrzahl entfremdet.

Taschenbücherschau für 1838.

Dritter Artikel.*)

7. Der Delfin. Ein Almanach von Th. Mundt.

Ein Almanach wie dieser läßt sich, obgleich das schon begonnene neue Jahr und der hier bewilligte Raum zur möglichsten Kürze zwingen, nicht grade leicht, wenigstens nicht leichtsinnig abfertigen; er läßt sich überhaupt nicht abfertigen, denn es ist darin, besonders in der hier mitgetheilten Novelle: „Mutter und Tochter“, etwas Fertiges und eine gewisse Schwere, welche für die Kritik einen Anhalt- und Mittelpunkt abgibt. Sämmtliche Beiträge rühren von dem Herausgeber her. Die Novelle: „Mutter und Tochter“, die Hauptpartie des Buches, hat ihre eigenthümliche Geschichte gehabt, indem sie, von der berliner Censur zurückgewiesen, an einem andern Punkte des deutschen Vaterlandes frisch und fröhlich und unverkürzt aufgetaucht ist. Die Welt wird auch schwerlich durch sie demoralisirt oder revolutionnirt werden, denn die in der Novelle dargestellten und in- und auseinandergewickelten Situationen haben, wenn sie auch von eigenthümlicher und etwas abnormer Beschaffenheit sind, nichts der Moral Zuwiderlaufendes und gewiß ein geringeres Maß hausbackener Verführungskraft als hundert und eine Erzählung in unsern vielgelesenen Taschenbüchern; ich meine jene hausbackene Sinnlichkeit, die sich mit entblößtem Busen, wollüstig brechenden Augen und süßangeschwollenem, schwammigem Fleisch und unter glühenden, heißen Küffen, wobei, laut unsern Taschenbuchserzählern, gewöhnlich der Athem vergeht, wie eine feile Dirne auf das Lotterbett stürzt. Das allein Verführerische an dieser Novelle ist die verführerische Grazie und Schönheit der Sprache und Darstellung, um deren Gunst zu buhlen für Viele unter uns wünschens- und strebenswerth sein möchte. Man wird hier getragen von Satz zu Satzweile, ohne daß man Anstalten machen darf, sich wie ein mühseliger Schwimmer von einer zur andern gewaltsam hinüberzurucken. Den Inhalt betreffend, so ist da eine Fülle innerer und eigenthümlicher Anschauungen, die in der Form von prägnanten Persönlichkeiten und Situationen glänzend und schön verarbeitet sind. Wie ein Schema den Inhalt stützenhaft

anzugeben — ein Verfahren, wodurch jede zu beurtheilende Arbeit um ihren Reiz kommt und nach Ablösung des warmen Fleisches Alles bis auf das dürre häßliche Knochengeripp zurückgeführt wird — liegt nicht in meinem Plane. Bei der größten Anerkennung für die Durchführung und die vortrefflichen Einzelheiten, möchte ich indeß einige Bedenken gegen den psychologischen Theil des Werkes laut werden lassen. Hier finden sich, besonders in dem Charakter der Ada, einige Sprünge, welche die Lebenswahrscheinlichkeit des Ganzen stören; auch treten manche Situationen so weit aus dem wirklichen Leben und der Grenze des Wahrscheinlichen heraus, daß man ihnen mit dem gewöhnlichen Maßstabe der Sonderungskunst nicht wohl beikommen kann. Mögen diese Bedenken immerhin als „kleinstädtisch“ und philisterrhaft erscheinen!

Ref., in einigen Gattungen der Poesie selbst Producent, hat für die moderne Novelle nie eine innige Empfangniß gewinnen können; er hält sie für eine schöne Kranke, an deren Lager man gern weilt, deren Puls zu fassen und zu untersuchen Freude gewährt; aber nichtsdestoweniger für eine Kranke, die bald an einer Herabstimmung der Organe, bald an allzu sehr gereizten Nerven leidet. Schon Tieck und Alexis bewegen sich oft in krankhaften Situationen, unter sonderbaren, widerslichen, vom ironischen Zerstörungsproceß aufgeriebenen Figuren. Die moderne Novelle ist ein Auswuchs einer ungesunden Zeit, einer Zeit, welche sich selbst betrügt, also immerhin ein nothwendiges Moment, bestimmt, die krankhaften Elemente der Gegenwart in sich aufzunehmen. Auch Mundt stellt mit großer Kunst in seinem Cimaletti einen Menschen dar, „in welchem sich die glänzende Scheinbildung unserer Zeit, die Alles und nichts ist, und die keine andere Seele hat als die Lüge, wahrhaft individualisirt hat“, und er weiß diesem Titanen an Gedanken, diesem Gott an schöner Leidenschaft, diesem Heros an Gefühlswärme, der bei alledem ein Betrüger, Verführer und Mörders ist, ein so großes Interesse zu verleihen, daß wir vor der Zeitlüge, die sich in ihm individualisirt hat, nicht zu erschrecken im Stande sind, ja, daß wir in seinem Tode, den er in den Armen der Liebe findet, nichts zu sehen vermeinen als seine Verklärung. Von seinem frühern Genossen und spätern Gegner Falk scheiden wir mit dem Gefühl der Kälte; denn Cimaletti ist angeglüht vom

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 339 — 342 u. Nr. 352 u. 353 d. Bl. f. 1837.

D. Red.

Farbenscheine der Poesie, Fall bewegt sich in der Sphäre der modernen Verstandes- und Gefühlsprosa und spielt in jene Gattung geheimer Polliceagenten hinüber, an denen unsere Zeit leider keinen Mangel hat. Jener Zeitläuge, die sich Cimaletti nennt, hat der Verf. die tiefgefühltesten Wahrheiten in den Mund gelegt.

Zwei Dinge — sagt einmal Cimaletti — fehlen am meisten unserer Zeit: das Weinen und das Beten, und beide sind eigentlich Eins. Das Weinen der Augen ist nichts als das überquellende Gebet des Herzens. Aber die kalte, vornehme Höhe der heutigen Cultur erstarret immer mehr auch diese süßen Tropfen des menschlichen Auges zu Eis, und es wird bald aller Bildung zumiderlaufen, Thränen zu vergießen!

Und wie schön ist Cimaletti's Tirade über deutsches Lied, Gesang und Wesen!

Die Stille im deutschen Charakter — heißt es —, diese heimliche blühende Idylle einer sonst so disharmonischen Rationalität, hat einen unnenbaren Reiz für mich. Obwol die Deutschen sonst so viel penibles Naturell haben, daß sie Niemanden recht vertrauen können, von dem sie nicht genau wissen, wovon er lebt, wovon er seine Miethe und Wäsche bezahlt, so liegt doch eine so unenbliche Vertraulichkeit und Heimlichkeit namentlich in ihren Dichtungen, welche die lebenswürdigste Pinngebung verräth. Wenn ich ein deutsches Lied höre und singe, erwacht alles Schöne in mir, was ich aus meinem Leben hätte gestalten mögen, und aller Frieden und alle Wahrheit, die ich verfehlt habe, kommen auf mich zugegangen und flüstern leise, was das Glück des Lebens ist. Ich sehe am grünen Waldbahange eine kleine Hütte, der Rauch des heimatlichen Herdes wirbelt fröhlich über dem rothen Dache empor, und im rieselnden Wasser, das nicht fern von der Hütte sprudelt, springt die bunte Forelle, die dem häuslichen Tische ein schönes Gericht bereitet. Und ich überschreite mit Herzklappen die weißen Birkenstäbe, die über den Bach mich geleiten, und aus dem Fenster grüßt mich schon das holde Antlitz, das liebe, einfache, göttliche Weib, dem ich mit Treue und Entzücken mein Leben gelobt habe. Nun trete ich in die Hütte, der Geist der Ordnung und der Tugend weht mich andächtig an, und mit der Stimme der Freundin, die durch die Gemächer tönt, verschmilzt die Nachtigall, die von draußen hereinsingt. Im Gehöft steht schattengebend der dufstige Rußbaum, holbe Tauben flattern umher, und der Frieden nistet in den Schwalbennestern des Gemäuers.

Solche glänzende Stellen, die von warmem Gefühl und reinsten Begeisterung zeugen, finden sich in dieser Novelle viel.

Interessante Briefe aus Hamburg und eine Phantastie über eine nordische Sylphide tragen dazu bei, dies Taschenbuch zu einem der anziehendsten unter den Taschenbüchern für 1838 zu machen. Bonmots der Déjazet — die hier unter dem Titel einer „Philosophie“ der Déjazet aneinandergereiht sind — schließen das Buch anmuthig ab.

8. Rosen und Vergißmeinnicht, dargebracht dem Jahre 1838.

„Rosen“ und „Vergißmeinnicht“ haben sich für 1838 vereinigt. Weber die „Rosen“ noch die „Vergißmeinnicht“ konnten für sich allein bestehen und sind eine Ehe — vielleicht eine wilde, höchstens eine zur linken Hand — eingegangen. Warum sind nicht auch die Lilien, die weißen, hinzuge treten, um mit Blau und Roth eine verdächtige Tricolore zu bilden? In der That, ich glaube, daß diese Sorte der gewöhnlichen Taschenbücher nicht mehr an der Zeit ist, obgleich ich nicht weiß, was sie für den Augen-

blick ersetzen soll. Die Monotonie, die in den Taschenbuchserzählungen vorherrscht, wurde mit Recht allmählig abschreckend. Diese Tromlig, diese Blumenhagen und Andere gramen uns bereits wie Gespenster an, wie die Schatten einer langweiligen Sage, und die Tschabuschnigg, Dingelstedt und Gehe können uns wahrlich Hoffmann, Fouqué und Tieck, so wenig besonders die beiden Erstern in unsere Zeit gehören, nicht ersetzen. Es steht — ich spreche es aus volstem Herzen — mit dieser Almanachsliteratur elend. Was bringen uns die Wiener, trotz ihrer sie umgebenden schönen Natur und des compacten Volkstreibens? was die Sachsen, die Weimaraner, die Sachsen-Meininger? Das sind alles alte abgestandene, sentimentale, weinerliche, weich- und wehmüthige Geschichten. Wo der Sand und das Volksleben am dürrsten, da leistet man jetzt, gegenwärtig, noch das am meisten Charakteristische — in Berlin, einer Stadt, die ich nicht liebe und deren potenziert geistiges Leben ich doch anerkennen muß; eine Stadt, die ich fliehen möchte und der ich doch selbst mit allen Wurzeln meiner Kritik, meines poetischen Lebens und geistigen Bewußtseins angehöre. Von dem Standpunkt der berliner Kritik aus werde ich auch diese „Rosen und Vergißmeinnicht“ kritisiren müssen. Man nenne diesen Standpunkt nicht den der Vornehmheit, noch den der Gemüthlichkeit, sondern der Tapferkeit, die, mit dem Morgenstern der Kritik bewaffnet, für ein neues geistigeres Leben den Eid- und Zeitgenossen eine Gasse bilden und in den Reihen der häßlichen, saden und flauen Elemente in unserer Literatur eine Richtung vornehmen möchte.

Dies Taschenbuch der „Rosen und Vergißmeinnicht“ gehört nicht grade zu den ganz schlechten. Es bringt zwar ein oder zwei jämmerliche Kupfer, aber auch einige nette Stahlstiche von Karl Mayer in Nürnberg, die freilich, so viel ich mich erinnere, Nachbildungen englischer Originale sind. Der novellistische Text beginnt mit einem Phantasiegemälde: „Der Geiger“, von Ludwig Rein. Ludwig Rein hat ein ziemlich frisches Talent, eine poetische Grundstimmung, eine blühende Sprache und ein reiches Maß von Gefühl und Empfindung. Das Phantasiegemälde: „Der Geiger“, erinnert an J. Eichendorff's Novelle: „Der Taugenichts“, und theilweise, freilich in homöopathischer Verdünnung, an Jean Paul. Der Inhalt ist dürftig, die Ausführung Alles; aber auch letztere erscheint zuweilen so wunderbar wie der Stoffinhalt. Oder ist es nicht pretios und aufgepustet, wenn es heißt:

Meine Geige war die glühende Kohle, auf der die Weihrauchkörner meiner Morgenandacht aufbrannten. Die Sonnenstrahlen zogen hinauf in das dufstige Paar des Frühlings, das goldgelockt von den frischen, blauen Schultern des Neugeborenen floß.

Solcher Stellen könnte man zu Duzenden aufführen. „Fürsten und Künstler“ heißt eine Novelle von E. Gehe, welche 1698 und in Dresden spielt. Hierin ist ebenso viel sächsischer Patriotismus, als man uns Berlinern preussischen vorzuwerfen pflegt. Die damaligen Künstler Dresdens, wie Dinglinger und Permoser, und fürstliche Häupter, wie Peter I. und August der Starke, treten darin auf. Eine Liebesgeschichte fehlt natürlich nicht. Viel

überschwenglichkeit und Sprachpomp! Der Verfasser vergleicht einmal die Schönheit eines Mannes in grüner Jägertracht mit „dem üppigen Monat Mai in Kraft und Schmuck eines Helden“ u. s. f. „Der Guerrillahäuptling“, Novelle von Robert Heller, ist gewiß nicht minder interessant als alle von Deutschen gearbeitete Novellen, welche im spanischen Freiheits- und Guerrillakriege spielen, auch zeichnet sie eine gewisse Lebendigkeit und Beweglichkeit der Darstellung vor andern aus. „Lothar“, von Fildor, hat nichts Hervorstechendes und beginnt mit einem landschaftlichen Gemälde. Damit fangen unsere Novellen in der Regel an. Es ist so bequem, eine Reisebeschreibung zur Hand zu nehmen und nach ihrem Muster einen landschaftlichen Hintergrund zu entwerfen: entzückendes Amphitheater, transatlantische Natur, schwergerische Vegetation, schlankte Palme, Banane, Mangobaum, Kolibri, rother und grüner Aras, prismatisch schillerndes Gefieder; man ist wie mit einem Sprunge nach Brasilien versetzt. Oder man liest, wenn die Scene in Spanien spielt, von glücklicher Sonne, dunkeln Cypressen, schlanken Ulmen, Platanusbäumen, Drangen-, Granaten-, Pomeranzengehölzen, Rosengebüschen u. s. f. Hat man erst diesen landschaftlichen Hintergrund copirt, so macht sich das Übrige von selbst. Es gibt gewisse mechanische Hülfsmittel in unserer Novellistik, welche zum Handwerk gehören und erstaunlich viel Wirkung thun.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Der Mangel, welcher in dem Style dieses sonst so merkwürdigen Buches herrscht, ist mit dem Geiste des Autors zu sehr verbunden und besonders in Rücksicht auf englische Literatur so folgenreich, daß wir seinen Grund näher erkennen müssen, damit diesem Unwesen sein ihm gebührendes Urtheil nicht fehle. Die Engländer, welche mit der deutschen Sprache wie mit einer Lieblingsgasse sich beschäftigen, fallen nur zu sehr in den Irrthum, alles Das, was von dem Ihrigen abweicht, für ganz außerordentlich und deshalb für nachahmenswerth zu halten. So hört man im Parlamente selbst manche Worte, die einem Deutschen nur zu sehr mißfallen müssen, besonders wenn er an den Mißbrauch denkt, den er mit ihnen zu Hause hat treiben sehen. Das Wort: einseitig, welches an sich unschuldig ist, hat aber in dem Munde deutscher Philosophen und Kritiker einen so fatalen Beigeschmack von Dogmatismus, ja, von fanatischer Verkennungssucht, daß wir jedesmal uns eines Schauers nicht erwehren können, wenn wir es lesen oder hören; denn in diesem Worte liegt oft die Verbannung des ganzen Strebens während eines langen Lebens, der wichtigsten Ansichten eines Mannes und seines Charakters selbst, sobald sie mit der Ansicht eines Philosophen nicht übereinstimmen. Schüler, Esapette, Lessing, Bacon, Kant, Tieck hörten wir oft mit diesem Prädicat beehren, und von einem Manne, der von den großen Tugenden dieser Männer auch nicht eine besaß. Die Engländer nun haben jetzt das Wort one-sided gebildet und brauchen es in nicht liberalem Geiste. Die Worte: concret und abstract, welche durch Hegel auf den Kopf gestellt worden sind und das Gegentheil von Dem bei ihm bedeuten, was andere Philosophen darunter verstehen; ebenso die Worte subjectiv und objectiv in ihren protensartigen Bedeutungen, welche grade gebraucht werden, wo man um ein klares Urtheil in Verlegenheit ist, diese finden sich alle in den neuern, von

Cambridge und Oxford, Edinburgh und Glasgow herrührenden Werken. Am meisten sucht nun Hr. Carlyle aus dieser Quelle seinen Vortragsstoff zu schöpfen. Wir können ihm aber versichern, daß wir eine lebendigere in dem Geiste unserer Sprache besitzen, und daß zu der Philosophie seine Zuflucht nehmen nichts Anderes ist, als im Steine ein neues Leben zu suchen. Hr. Carlyle macht auch eine Menge neuer Compositionen, als: world-history, gilt-paste-board-caryatides, bow-legged, life-solecism, welche oft unenglich und noch öfter unnöthig sind. Was aber seiner Schreibart etwas Bunter gibt, das sind die Epitheta, welche, wenn selten angewendet, einen höchst spannenden Effect haben, aber schaal und langweilig werden, sobald eine Zeile nach der andern mit ihnen gefüllt ist. So heißt Ludwig XV. a solecism incarnate; die Geschichte foolish history, und zwar ist sie more or less the written epitomised synopsis of Rumour; der Mensch erhält folgende Definition: Man is the most fingent plastic of creatures. Ob die englischen Grammatiker Hrn. Carlyle dafür und für einen neuen Gebrauch, den Comparativ und Superlativ der Adjectiva zu bilden, danken und mit ihm beaufallen, wickeder, wretcheder sagen werden, das ist noch ungewiß. So willkürlich aber mit den Worten und ihrer Bildung und Ableitung in diesem Buche auch gewirtschaftet wird, nichts kommt in Vergleich mit dem barocken Periodenbau, oder vielmehr mit dem Mangel an aller Periodenbildung. Von Anfang bis zu Ende, durch drei starke Bände hindurch, herrscht eine Abgerissenheit der Sätze, eine Spaltung zwischen Subjecten und Prädicaten, eine Nebeneinanderreihung des Verchiedensten: Philosophie, Erzählung, poetische Floskeln, oratorische Apostrophen, daß man nicht mehr weiß, ob man deutsch, englisch, türkisch oder gar nichts liest, sondern von einem Hauche von Tönen herumgewirbelt wird. Ob ein solches Buch in England viele Leser finden wird, wo man nur liest, was man verstehen kann, und nicht wie bei uns, wo Hamann, Jean Paul und viele Andere den Gaumen um so mehr reizten, je mehr sie ihm widerstanden, wissen wir nicht; was für einen Eindruck ein solches Buch aber auf die Gelehrten machen kann, wer begierig ist, das zu wissen, dem rathen wir, die Recension über dieses Buch im Zuluhefte von Fraser's „Magazine“ zu lesen. Dieser Kritiker scheint nämlich in den deutschen Philosophen — nicht der deutschen Philosophie, denn die kennt er nicht — sich verauscht zu haben und kritisiert dieses Buch mit mythischen Redensarten ohne Sinn, ohne Geist und Speculation und überredet die englischen Leser, daß er diese in Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ gefunden habe. Hr. Carlyle scheint ihm ein „pupil of Mr. Cant and the celebrated philosopher Novalis“, und die französische Revolution nur zum Hintergrunde gewählt zu haben, um deutsche Metaphysik darauf desto schärfer zu zeichnen. Kein Mensch versteht aber auch dieses Nachwerk. Dieser große Fehler des Styles fällt um so mehr auf, als er einen Engländer trifft, der, ungleich dem Deutschen, die Classiker zu keinem andern Zwecke liest, als seinen Geschmack und ein feines Urtheil zu bilden, und weniger auf die Grammatik, Structur der lyrischen Verse als auf den Geist sieht, mit dem ihre Kunstwerke geschaffen worden. Unsere Philosophen (Reisig, Wolf, Bösch, Hermann ausgenommen) scheinen nur darum lateinisch und griechisch zu lesen, um an den Classikern einen Stoff zu haben, in dem sie glänzen könnten; Juristen aber, Theologen und Philosophen lesen sie selten, und letztere nur, um die Quintessenz aus Plato und Aristoteles zu pressen und die Schale, welche sehr schön ist, fortzuwerfen. Je mehr man aber das Buch des Hrn. Carlyle liest, desto klarer wird es, daß der Fehler der Schreibart aus einem guten Bestreben hervorging, nämlich ein lebendiges Bild von der Revolution zu entwerfen. Da eine analytische Methode, mit Kritik verbunden, nothwendig die Gegenstände von ihren Ursachen trennt und die Menge des Einzelnen verallgemeinert und deshalb Ruhe und Besonnenheit von Seiten des Autors, Nachdenken und Vertiefung von Seiten des Lesers fordert, Hr. Car-

IPLE aber aus Erfahrung weiß, wie wenig die Historiker, welche wie Hume so zu Werke gingen, ein wahrhaft anschauliches Gemälde vor die Seele gebracht haben, so entschloß er sich, mit Dichtermärme sich über alle Trennungen hinwegzuschwingen und von einer Alles überragenden Höhe das Thun einer Nation während sechs Jahren zu verfolgen und den unten lebenden Freunden seine Geschichte mitzutheilen. So nimmt er die Stelle eines Propheten ein, und seine Geschichte ist eine wundervolle Schilderung der Erdengeschichte, wie sie etwa von einer pythischen Priesterin in göttlicher Verzückung dem lauschenden Dichter in unterbrochenen, unzusammenhängenden Sätzen hätten offenbart werden mögen. So dieses Werk angesehen, müssen wir den Autor wahrhaft anstaunen, daß seine Begeisterung durch die lange Lecture nicht gekühlt und sein Interesse von Anfang bis Ende nicht gemindert worden ist. Unsere Bewunderung ist um so stärker, als alle Thatfachen, alle Zustände, alle Charaktere, von denen und die wir hier sprechen hören, wirklich die wahre Geschichte wiedergeben und nichts entstellen oder auch nur carikiren. Man glaubt oft, nicht bloß ein Zuschauer, sondern mitthätig in der Revolution zu sein; mitten im Palaste am Sterbette des unseligen Ludwig XV.; in der Reihe der treuen Schweizer, welche die Bastille vertheidigen, und unter den wilden Weibermassen, die nach Versailles hinströmen. Man ist auf der Guillotine und fühlt die letzten Seufzer der geschlachteten Opfer; man sitzt in der Nationalversammlung und erkennt die einzelnen Redner, ja, die Physiognomien sogar glaubt man vor sich zu erblicken. Aus dieser Art zu schreiben hat der Autor den Vortheil gewonnen, niemals selbst seine eigne Meinung zu geben, sondern den Anschein zu haben, als ob seine Person gar nicht im Spiele wäre, obgleich jede Linie so geschrieben ist, daß sie die Farbe des begeisterten Dichters an sich trägt. Er versetzt uns in das Land, auf das Feld, wo wir in dem Glende der arbeitenden Classe, in den Gerichtssaal, wo wir in der Ungerechtigkeit der Richter, an den Hof, wo wir in dem ausschweifenden Leben des Fürsten, in der Gemeinheit seiner Schmarroker, seiner Hofslinge, seiner Priester die Ursachen einer kommenden Umwälzung nothwendig fühlen und nicht bloß einsehen. So sehen wir Voltaire und Rousseau und alle die Männer, welche das glimmende Feuer entweder anzündeten oder schürten, auf irgend eine Weise in Bewegung, und wir ahnen, wohin diese Zerstörung ihre Richtung nehmen wird. Wir werden vom Jahre 1774, in dem Ludwig XV. starb, so von That und Gedanken bis zur Eröffnung der Stände fortgeführt, oder vielmehr, es entwickelt sich Alles vor unsern Augen, und wir erkennen im Momente, wie an den Enden des Reiches der Puls zurückschlägt, welcher in Paris berührt worden; dann concentrirt sich Alles in diesem einen Haupte, bis die Schreckensherrschaft mit Schnelle nach allen Seiten sich verbreitet und das ganze Land mit Blut bedeckt uns vorhält. Wir nannten unsern Autor in Gemeinschaft mit einigen andern Männern, von denen er so sehr verschieden ist, nur um dieses Punktes willen, daß er es versucht hat, die Geschichte nicht bloß als eine Erzählung von „Staatsactionen“ mit „pragmatischen Maximen“, sondern als den Spiegel des innern und äußern Lebens darzustellen, und wir müssen gestehen, daß ihm der Versuch gelungen ist. Nur fehlt noch der Mann, der eine solche Zeit auf dieselbe Weise, aber in einer verständigern Form vorführte, und herzlich wollen wir Den begrüßen, der uns ein so gearbeitetes Geschichtswerk anbietet, mag die Zeit, die er beschreibt, eine entferntere oder nahegelegene sein.

22.

M a n c h e t e i.

Strenge Absolutisten in der Philosophie könnten man diejenigen nennen, welche den ganz ausgeleerten negativen Begriff von Gott als den einzig vernunftgemäßen festhalten, ihn da-

durch frei machen von jeder Beschränkung, Eigenschaft u. s. w. und mit dem absoluten Nichts zusammenfallen lassen. So wenig Schöpfung als Vorsehung eignen sich für diesen Begriff; denn sie sind auch in der höchsten Steigerung anthropomorphistisch. Religion aber, als Zuversicht und Gesinnung, besteht nicht mit dem Reinegativen, sie enthält allemal ein Positives, verlangt es deshalb für die Lehre, worin sie sich ausdrückt, und die Religionsphilosophie dürfte ihr dieses nicht versagen. Hat man das bloße Abhängigkeitsgefühl, als allgemeinste Bezeichnung des religiösen Positiven zum Grunde gelegt, so enthält dieses Gedanken der Kraft, der übermenschlichen, gewaltigen, unüberwindlich wirkenden. Bei weiterer Bestimmung dieser durch das Abhängigkeitsgefühl gesetzten Kraft — welche selber schon anthropomorphistisch ist, da wir Kraft nur kennen durch eigne Wirksamkeit — kann die Philosophie sich auf die Seite des Positiven in der Natur oder des Positiven im Geiste neigen, welche beide in unserm dualistischen Bewußtsein ursprünglich gesetzt sind. Nach der Naturseite hin kommt es zur Annahme eines Urwassers (Thales), Urschleims (Demokrit) u. s. w.; nach der Geistesseite hin zur Annahme eines Ueberwusstseins, Urhandelns, Urwillens. Werden beide Seiten indifferenzirt, so entsteht die Identitätslehre, welche aber alsdann die Bestimmtheit des im dualistischen Bewußtsein Gesetzten einbüßt, ein Weber-Nach der Natur und des Geistes als das Erste setzt, und damit das absolute Nichts, welches zugleich Alles sein soll. Spinoza hielt in den abstracten Begriffen des Denkens und der Ausdehnung noch Elemente des dualistischen Menschenbewußtseins fest; Hegel will ihn davon befreien, ihn verbessern, ja den Dualismus des Seins und Nichtseins ganz aufheben. Zugleich aber behauptet er, dieses Urnichts im Begriff, der Widerspruch, die Aufhebung jeglichen Begriffs sei das Urpositive, die Wahrheit, die Substanz, welche durch Selbstbewegung alles concreter Positive der Natur und des Geistes werde, und zwar so, daß die einzelnen Begriffe, als Substanzen, stets das zum Grunde liegende Wahre, an sich Seiende sind, wovon die individuellen Wesen gleichsam getragen, in Wirklichkeit gesetzt und darin erhalten werden. Umgekehrt als nach der gewöhnlichen Annahme bezieht sich der wahre Begriff nicht auf ein Reales (Sache), sondern das wahre Reale (Sache) bezieht sich auf einen Begriff als seine Substanz. Nach dieser Umkehrung ist dann durch eine prästabilierte oder stabilirte Harmonie der Begriffe und des Realen alles Vernünftige (im Begriff substantiell Gesetzte) wirklich und alles Wirkliche (aus dem Begriff an sich zum für sich Gewordene) vernünftig.

Samuel Werenfels, einer der gelehrtesten und rechtschaffensten Schweizertheologen des vorigen Jahrhunderts, schrieb in seine Bibel:

Hic liber est, in quo una quaerit dogmata quosque;

Invenit et pariter dogmata quosque sua.

(Siehe das Buch, worin seine Meinungen Jeglicher aussucht; Jeglicher findet zugleich, was er darinnen gesucht.)

Der Denkspruch läßt sich eigentlich in jedes Buch schreiben, dessen Inhalt reichhaltig genug ist, und gilt im Grunde auch von der Welt, sobald man sie als ein Buch betrachtet, worin der Lebende liest.

Ein amerikanischer Wilde, der den Stier als Fetisch verehrt, antwortete einem fragenden Missionair, daß er nicht den Stier selbst, sondern den Manitou der Stiere anbetet, der, unter der Erde verborgen, mit seinem Hauche alle Thiere seiner Art belebe. So gebe es auch Manitous der Bären, Hirsche etc., und die Frage, ob es einen für den Menschen gebe, ward beantwortet. Wenige Schritte weiter in Verallgemeinerung der Begriffe findet sich Polytheismus, Pantheismus, Hegel's Substanzgeist u. s. w. Wie nahe steht den Vorstellungen der Wilden die Abstraction der Philosophen!

7.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 16.

16. Januar 1838.

Taschenbücherschau für 1838.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 14.)

9. Immergrün.

Die äußere Ausstattung dieses „Immergrün“ ist vorzüglich; „Immergrün“ möchte, was die artistischen Beilagen betrifft, leicht das ausgezeichnetste unter den deutschen Taschenbüchern sein. Die Stiche sind fast sämmtlich nach den Bildern alter Meister. Wir finden die Seidenhändlerin nach Meris, die Spitzenmacherin nach Mezu, die Ruhe in Agypten — ein äußerst liebliches süßes Bild — nach A. Elzheimer, ein Hirtengemälde nach van der Does, und die Zeitungsläser nach Verelst. Letzteres Bild, welches den besten Plade's gleichkommt und dessen Lichtwirkung im Stich vortrefflich wiedergegeben ist, beweist abermals, wie übersprudelnd und ursprünglich der Humor der alten Niederländer war, und wie wenig unsere Genremaler mit ihnen concurriren können. Wir finden noch außer den genannten Stichen das Portrait der Maria Theresa nach Mara und Doctor Faust mit Mephistopheles nach Schnorr. Mephistopheles besonders ist eine vortreffliche Schöpfung, wenn auch der allzu kretle und leere finstere Raum zwischen Faust am Studirtische und dem eintretenden Mephistopheles die Wirkung des schön motivirten Bildes schwächt. Langer, Koratsch und Passini heißen die wackern Kupferstecher, die hier Treffliches geleistet haben, als man es sonst auf diesem Gebiete der Kunst, zumal in Taschenbüchern, von deutschen Künstlern gewohnt ist. Betweitem schwächer als dieser artistische Theil des Taschenbuchs ist der novellistisch-lyrische. Zuerst ist da der Almanachsdritter, Herr A. v. Tromlitz, der hier abermals auf dem Ambos seiner Novellistik ein geduldiges Stück historischen Eisens breit und zurecht gehämmert hat. Es ist jene zweite Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Beaurvais, welche ihre Vaterstadt dem König Ludwig XI. durch ihren Heldennuth erlöst und die sich nun hier, wohl oder übel, ein stellenweis seideweiches und stellenweis eisensestes Kleid vom Hrn. v. Tromlitz anpassen lassen mußte. „Die Gräfinnen v. Schauenstein“ heißt eine Novelle von B. Blumenhagen, die in alter bekannter Melodie abgespielt wird. „Kinderliebe“, Novelle von Franz Dingelstedt, sieht anfangs interessanter aus, als sie sich im Fortgang gestaltet, und „Das Balkleid“,

von J. G. Seidl, von dem wir überhaupt nur Balladen und Lieder garz lesen, ist eine graufige Geschichte, die sich auf ein, so viel wir wissen, vor einigen Jahren in Berlin vorgefallenes Ereigniß stützt, indem die Tochter eines Todtengräbers in einem von ihrem Vater einer Verstorbenen abgezogenen Kleide zur Maskerade geht. Hierauf nun hat J. G. Seidl Graus, Moder und Tod gehäuft, daß Einem ganz weh und bange zu Muth wird. „Goldfischleins Roman“, ein lyrisches Märchen, rührt von Saphir her. Wenn Saphir aus dem Kreise seines beschränkten Humors heraustritt, so bleibt von ihm nicht viel mehr übrig als nichts. Zellen wie folgende kommen häufig vor: „war's, weil mein Singen hatte kein Ziel“, oder: „daß es ja dir allein nur stets geht“. Herr Ritter Braun v. Braunschweig reimt „Fell“ auf „unselig“, und „bleib“ es auf „Weibes“. „Der Bogen“, von Adolf v. Aschabuschnigg, auch einem Ritter, ist lesbar, und sehr anmuthig, wenn auch ein wenig allzu zierlich ist das „Lengcommando“, von J. G. Seidl.

10. J u r n a l.

Diese, edeln Frauen und Mädchen gewidmete „Jurnal“ steht eigentlich über der Kritik, weil sie unter aller Kritik ist. Einige Bilder sind von so nativer Schlechtigkeit, daß sie unwillkürlich den Reiz zum Lachen erregen, und man kann nur bedauern, daß die Herren Künstler sich in der Regel nicht genannt haben, um vor ihnen öffentlich warnen zu können. Nur das Titilkupfer ist einigermaßen leidlich; die übrigen sammt und sonders sind unelblich. Der Text kann an Mittelmäßigkeit und Jämmerlichkeit mit den Bildern, so weit es möglich ist, wetteifern. Koch macht in seiner Novelle: „Fontana“, folgenden Gegensatz:

Antonia's Mund athmete zärtliche Liebe und übertraf an Anmuth das zauberhafte Lächeln der Grazien; Olympia's Blicke hingegen überströmten die Seele mit Donneshauern des Entzückens.

Einige Verschönerungsoperationen, die Aufrichtung eines Obelisks und der endliche Sieg der reinen Liebe bilden den Inhalt der Novelle. „Der Felsen von Urbina“, von R. Firsich, beginnt mit einem furchtbaren Sturm, der durch den „hohen weitbegrenzten Dom des Eichenwaldes braust und die Säulen desselben mit seiner gewaltigen Riesensaust erschüttert“. Außerdem noch eine Novelle vom

Prof. Schlecht: „Das Doppelgefängniß“, die wirklich schlecht ist; eine andere von Dräpfer: Manfred und eine von Fulle v. Großmann: „Die Warnung“. Auch die Gedichte sind mittelmäßig, sogar die von Seidl und Vogl.

11. Der Freund des schönen Geschlechts.

Das schöne Geschlecht quält sich bereits mit diesem seinem „Freunde“ 35 Jahre herum; denn laut dem Titel ist dieser Jahrgang 1838 der fünfunddreißigste. Die Zeit der Wunder ist in der That noch nicht vorüber! Wer sollte glauben, daß so viel Lebenskraft in diesem dünnen, fingerlangen, im Text und in den Bilderbeilagen gleich dürftig ausgestatteten Taschenbuche verborgen sei! Die Existenz desselben ist nur durch die bekannte Gutmüthigkeit der Wiener erklärbar. Das Beste darin ist ein Sonettentranz von Mehren, worunter auch eine Meta „communis“, und ein Lustspiel von J. G. Seidl, unter dem Titel: „Elf Uhr, oder keine Antwort ist auch eine Antwort“. Jedenfalls thäte Seidl besser, seine lyrische Sphäre nicht zu verlassen und in kein ihm fremdes Gebiet hinüberzuströmen.

12. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet.

Herausgegeben von St. Schüze.

Sonderland, der Düsseldorfser, wird diesem ehemals so beliebten Taschenbuche nie Das werden, was ihm einst Ramberg war. Auf vier Blättern stellt der Künstler „Genießende“, „Begehrende“, „Entsagende“ und „Enthusiasten“ dar, von denen die Enthusiasten am besten gerathen sein möchten. Mancher gute Gedanke findet sich darin ausgeführt, manche komische Figur oder Situation; aber der Humor tritt doch im Ganzen zu kurz und in zu gewaltsamen Verrenkungen auf; es ist Alles bei Sonderland mehr gemacht als bei Ramberg. Außerdem finden wir von Sonderland noch ein Titeltupfer und einige Kupfer zum Text, zum Theil von E. Rauch, zum Theil von E. Schuler, aber sämmtlich ohne rechte Wirkung, gestochen. Die Erklärungen der Kupfer sind in Schüze'scher Manier, bei aller Flauheit und Gewöhnlichkeit doch unklar. Ebenso wenig hat uns Schüze's Erzählung: „Der unentschlossene Freier“, behagt; weder Styl, noch Inhalt, noch Durchführung können sich den Beifall einer gerechten Kritik erwerben. Es ist Alles so hausbacken, so spießbürgerlich, so samillair, so trocken und doch so manierirt, daß Einem vor dieser Leerheit ein Schwindel ankommen möchte; denn auch die Leerheit erregt Schwindel wie die Tiefe. Die Verbindung mit der Conjunction: indem, ist dem Verf. zur Manier geworden. „Indem waren sie bei der Meierei angekommen“, „aber indem hörte er Pferdegetrappel“, „indem trug der Kutscher eine geräumige Schachtel herein“ u. s. w. In dem Gedichte von E. v. Wachsmann: „El ultimo sospiro del Moro“, sind die spanischen und arabischen Eigennamen furchtbar gehäuft; das Gedicht klingt mehr spanisch als deutsch; da findet man sie zu Duzenden, als: Elvira, Boabdil el Chico, Granada, Albarrambla, Don Fernando, Don Jaime von Truxillo, Señor, Alhambra, Bega, Lindapara, Generalife, Ben Surrabach, Abencerrage, zu gutmüthig:

„El ultimo sospiro“. Beckstein's hennebergische Sage ist in matten, ungelenten, trivialen Versen erzählt. Eine lange Erzählung von B. Blumenhagen: „Der Erbschleicher“, schließt mit mehreren frischen Duden, die sich mit den rauen Haghunden am Forsthaufe umherwälzen, und einer großen Erbschaft, welche die gute Christel gemacht hat, also ganz à la Clarendon. Die Gedichte von Schüze sind ein wenig besser als seine rhytmischen Kupfererklärungen, können aber ihrem poetischen Werthe nach den Gedichten von J. G. Seidl nicht gleichgeachtet werden. „Die Dame aus England“, Novelle von Storch, ist ziemlich unterhaltend, gehört aber nicht zu seinen bessern Arbeiten. Die Dame aus England ist keine andere als Anna v. Kleve, die verstorbene Gemahlin Heinrich VIII. Einige schöne Gedichte steuerte Rückert bei, und ein ganz vortreffliches: „Mirage“, F. Freiligrath. „Der Graurock“, eine poetische Erzählung von Prägel, ist ein ebenso langes als breites und dünnes Gespinnst — anspruchlos, aber nicht ansprechend. Außerdem besingt ein Jemand den 1. Mai 1835 in pomphaften Stanzas.

23.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Sechster Theil. — A. u. d. L.: Zerstreute Blätter. Leipzig, Dpl. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Es sind jetzt 14 Jahre verflossen, seitdem Hr. Jacobs die kleinen Aufsätze und Schriften, durch die er sich seit einer Reihe von Jahren die gerechteste Verehrung und Hochachtung bei dem philologischen und nichtphilologischen Publicum des deutschen Vaterlandes erworben hatte, in einer neuen, vielfach bereicherten und überall mit zeit- und sachgemäßen Zusätzen ausgestatteten Sammlung hat erscheinen lassen. „Das Alter“, so schrieb er in der Vorrede zum ersten Theile, „liebt zu sammeln, und wie ein Hausvater den Seinigen gern ihr Erbe in dem besten Zustande zurücklassen mag, so will auch ein Schriftsteller Das, was seiner Fabe entfallen ist — meist seine ganze Fabe — gern am Ende seiner Laufbahn ordnen und nach seinen Kräften ausbilden.“ Und so erhielten wir denn im ersten Theile (1823) einige von des Verf. Gymnasialreden, die mit allem Glanze classischer Beredsamkeit geschmückte Rede: „Deutschlands Gey“, mit ergiebigen Anmerkungen und Zugaben, außerdem gehaltvolle Bruchstücke über die Forderungen der Zeit und Gedanken über den Religionszustand unserer Tage. Miscellen, voll mannichsamer Anregung, schlossen den Band. Der zweite Theil brachte (1824) unter dem Titel: „Leben und Kunst der Alten“, die passende Auswahl und neue Übersetzung vieler Gedichte der griechischen Anthologie nach einer neuen, höchst zweckmäßigen Anordnung und mit Anmerkungen, wie sie der Dilettant gern aus der Hand des gelehrten Philologen entgegennimmt. Unger demselben Titel gab der dritte und vierte Theil (1829—30) die akademischen Reden des Verf.: „über die Erziehung der Jünglinge zur Sittlichkeit“ und „über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken“, seine Abhandlung: „über die Gedächtnis des Memnon“ und „Die Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts“, wo die geistreiche Art der Auffassung mit der größten Belesenheit und der anmuthigsten Schreibart im schönsten Bunde steht. Es ist ja bekannt, daß heutzutage Wenige so in den echten Geist des Alterthums eingebrungen sind als Hr. Jacobs. Und daneben versteht er es vortrefflich, diese Darstellungen aus Griechenland und Rom mit der neuern Zeit in Einklang zu bringen, treffende Parallelen zu ziehen und über Religion und Politik, über Erziehung und Familienleben, über Wissenschaft und Kunst aller Zeiten eine Menge der geist-

reichsten Bemerkungen einzustreuen. Die Philologen thun sehr Unrecht, wenn sie sich jetzt in ihren Schriften so ganz der Gegenwart entziehen; sie sollen nicht modernen Bestrebungen hulldigen, oder die Verschönerung ihrer classischen Festungswerke verlassen, aber es sollte ihnen Freude machen, ihre Eroberungen auf dem Gebiete der Vorzeit auch auf dem Gebiete der Gegenwart zu erweitern. Denn die Erinnerung, bemerkt Legnér sehr richtig („Sechs Schulreden“, S. 32), wohnt in der Vorzeit, aber die Theilnahme in der Gegenwart. Der fünfte Theil (1834) enthält „Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums“, und obgleich sich hier die Arbeiten des Verf. aus einem Zeitraume von 35 Jahren bezeugen, so wird man die Verschiedenheit nicht gewahr werden, da fast in jeder Abhandlung sich mit Neuem verschmilzt und die rastlose Thätigkeit des Herausgebers sowie seine Rastlosigkeit im Lesen und Benutzen von allem Wissenswürdigen auf den verschiedenartigsten Gebieten die größte Bewunderung jüngerer und älterer Zeitgenossen verdient. Die Abhandlungen über Horaz, diesen Liebling der gebildeten Männer in den höhern Ständen, werden für Dilettanten besonders ansprechend sein, da sie mehr die Person und die Gesinnungen des Dichters zum Gegenstande haben als die Worte und Werke desselben.

An diese fünf statilichen Theile schließt sich in würdiger Folge der sechste an. Zwei treffliche Zuschriften an Hrn. von Hoff in Gotha und den Freiherrn von Moll in München stehen an seiner Spitze, und zeigen die edle, dankbare Gesinnung des trefflichen Geistes im schönsten Lichte, wie in den Zuschriften der früheren Bände an Montgelas, Methammer u. A. Hierauf folgen sieben philologische und mythologische Abhandlungen über Stellen aus Horaz und Herodot (die verächtliche Brautschau und das Preisgeben der babylonischen Frauen werden unter Anderem erörtert), über den Verfasser der „Anabasis“, über die Episode von Theseus, über den Cottabus und die Rede eines Ungenannten über den Dipsachismus, als deren Verf. Hr. Jacobs wol ebenso wenig zu verkennen ist als in den Bruchstücken aus einer unvollendeten Schrift über den Freireichthum der Griechen in der vierten Theile.

Das zweite Buch der „Verstreuten Blätter“ ist meist theologischen Inhalts, in Hrn. Jacobs bekannter Weise, verständlich, klar, mild, recht evangelisch. Die Erbsünde wird als ein von Geschlecht zu Geschlecht forterbendes Übel anerkannt, das uns zu dem Bekenntnisse nöthigt, daß ein anderes Gesetz in unsern Gliedern, ein anderes in unserm Geiste wohne; der Indifferentismus der Protestanten wird beklagt; unter der Aufschrift: „Concordia discors“, wird der Religionsunterricht in Volksschulen besprochen und die geringe Übereinstimmung vieler Lehrer mit den Lehren des Katholicismus, zu deren Aufrechterhaltung sie verpflichtet sind. In einem andern Aufsatz werden die Gegensätze zwischen Heidenthum und Christenthum vermittelt und die Sache der „armen Heiden“ gegen „Christliche Zeloten“ in Schutz genommen. „Ich habe“, sagt unter Anderm der Verf., „einen so festen Glauben an die Weisheit der Weltregierung und an die väterliche Liebe Gottes zu dem armen Geschlechte der Menschen, seinem Werke, daß es mir schwer fällt, irgend eine Art der Religion und des Cultus ohne Weiteres zu verdammen“ (S. 241). Damit hängt der Aufsatz über das Priestertum und die mannichfachen Ausartungen desselben, die heillosen Kämpfe des Krummstabes mit dem Scepter und der selbstverschuldeten Untergang der Theokratie zusammen, wo sich eine Reihe der ergößlichsten historischen Belege finden. In dem letzten Aufsatz dieses Buchs, in der „Reise nach dem Orient“, finden die Leser ein mit großer Sachkenntnis und Anmuth verfaßtes Gemälde der heutigen theologischen Welt, auf Veranlassung der bekannten theologischen Pöbel zu Halle 1830.

Im dritten Buche lesen wir zuerst einen Aufsatz: „Die Constitutionen“, aus den Jahren 1815 und 1831, mit klugen Bemerkungen über die Schwierigkeit, gute Verfassungen zu geben, wozu gar Vieles gehört, was die Wenigsten von denen besitzen, die als Deputirte Mitglieder landständischer Versammlungen

sind. Das Ganze ist ein schätzbarer Anhang zu des Verf. Betrachtungen über die Forderungen der Zeit im ersten Theile seiner „Vermischten Schriften“. Unter der Aufschrift: „Altes und Neues“, sind passende Parallelen aus der Politik, Gesetzgebung, Staatsverfassung und Gesetzgebung alter und neuer Zeit gezogen worden, wie z. B. eine Stelle aus Plato's „Republik“ und die Ereignisse in Frankreich nach den Julustagen des Jahres 1830 (S. 326—330), dann über Adel, Hofleben und zuletzt über die Schicksale der Schauspielkunst alter und neuer Zeit (S. 365—378). Wir können uns über diese Betrachtungen eines weisen Mannes, der keineswegs hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, nicht ausführlicher verbreiten, möchten aber wol diesen Theil des Buchs sowie die am Ende desselben befindlichen Miscellaneen solchen Herausgebern von Zeitschriften empfehlen, die oft um kurze Aufsätze verlegen sind und statt vieler Absurditäten, Schmetterlinge, Feuilletons, Gedanken-späne und ähnlicher Aphorismen ihren Lesern durch Benutzung solcher Anekdoten, wie sie hier stehen, eine gesunde Nahrung und kräftige Speise reichen würden. Der Aufsatz über den Büchernachdruck bleibt immer noch ein zeitgemäßes Unternehmen. Ueber Taubheit und Blindheit hat der Verf. hier ebenso geistreich gesprochen als in der „Ährenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Weinau“ (I, 67—74).

Auch das vierte Buch enthält viel Interessantes aus dem reichen Schätze der Erfahrung und Lectüre, den sich Hr. Jacobs während eines langen Lebens gesammelt hatte. Wir nennen den Aufsatz über die frühere prosaische Bearbeitung der Goethe'schen „Iphigenie“, von der sich aus dem Nachlasse Ernst II. eine genaue und saubere Abschrift in der öffentlichen Bibliothek zu Gotha befindet (S. 429—440), und die ausführlichen Notizen über die romantischen Studien des Herzogs August Emil von Gotha, sein „Gyllenion“, die ihm fälschlich zugeschriebenen Schriften und den literarischen Verkehr des Fürsten mit Hrn. Jacobs, aus welchem mehrere Sonette, Terzinen, Elegien und Briefe mitgetheilt werden (S. 456—491). Niemand vermochte dies fälschlich-romantische Leben besser zu schildern als unser Verf., der dem Herzoge lange Jahre hindurch so nahe gestanden hat. Die wissenschaftlichen Liebhabereien des Fürsten geben unserm Verf. Gelegenheit zu Bemerkungen über sogenannte Alotria und Nebenbeschäftigungen der Staatsbeamten, wo er unter Anderm S. 454 sagt: „Es gibt gewiß keinen verderblicheren Grundfals in der Regierungskunst als den, daß man von Jedem der Angestellten so viel Arbeit fordern müsse, als er nur mit aller seiner Kraft zu leisten vermöge. Immerhin mag eine Dampfmaschine ihre einförmige Bewegung Tag und Nacht fortsetzen; aber der denkende Mann, dem in der dumpfen Mühle des Staats, die er treiben hilft, keine Zeit gelassen wird, in sich hinein oder über sich hinaus zu schauen, und keine Freude übrig bleibt, als einen Stoß Acten oder ein Bündel Rechnungen mehr durgearbeitet zu haben, ist er nicht übler daran als das Lastthier, dem doch wenigstens gestattet ist, zur Erholung den Takt des Ganges zu wechseln? Und ist wol eine Regierung weise zu nennen, die den besten Theil des Volkes in diesem unseligen Mühlknappendienste aufreibt?“ Zur Literaturgeschichte gehören die Aufsätze über den berühmten Sprachkenner Mezger (S. 517—525), nach eignen und fremden Wahrnehmungen, wo wir nur eine Berücksichtigung der widersprechenden Bemerkungen Blume's im „Iter Italicum“, II, 152, gewünscht hätten; über den berühmten Astronomen Balande (S. 532—541) nach eignen Beobachtungen 1798, und über den Dichter Franz von Sonnenberg (S. 541—545). Die Miscellaneen enthalten eine reiche und ergötzliche Zusammenstellung von allerhand Anekdoten aus mit Unrecht vergessenen Büchern, Gelehrtenirrtümern, Bemerkungen über Tasso und Ariost, und schließen mit einer vortrefflichen Anerkennung und Würdigung der Verdienste Heyne's gegen einige Äußerungen Körtz's in dem von ihm herausgegebenen „Leben F. A. Wolff's“. Je unabhängiger Hr. Jacobs zu Heyne gestanden hat, um so größeres Gewicht müssen seine Angaben (S. 533—590) für jeden Unbefangenen haben.

Wir hoffen, daß es nicht das letzte Mal gewesen sein wird, wo sich Hr. Jacobs das gebildete Publicum Deutschlands zum Danke für so mannichfache Belehrung und Unterhaltung verpflichtet haben wird.

C u r i o s u m .

Einen höchst merkwürdigen Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten im Zeitalter der Reformation gibt folgendes seltene Schriftchen, das den Titel führt: „Abbildung des Papstums durch Mart. Luth. D. Wittenberg 1545.“ Dasselbe enthält folgende neun Holzschnitte mit beigelegten Erläuterungen, die sämmtlich: „Mart. Luth. D. 1545“ unterzeichnet sind.

Erster Holzschnitt.

Ortus et Origo Papae.

(Ein weiblicher Teufel läßt aus seinem Hintern Kinder mit Papstmützen fallen, und Furien säugen, führen und wiegen das Kind.)

Sie wird geboren der Widerschrift
Negera seine Zeugamm ist:
Mecto sein Kindermeidlin
Miphone die genelt ihn.

Zweiter Holzschnitt.

Monstrum Romae inventum mortuum
in Tiberi. Anno 1496.

(Eine weibliche Gestalt mit Schuppen, Felskopf, Felsfuß und Krallen.)

Was Gott selbst von dem Papstum heft
Zeigt die schrecklich Bild die gestellt:
Dafür jedermann grown sollt
Wenn es zu herzen nemen wollt.

Dritter Holzschnitt.

Regnum Satanae et Papae

2. Thess. 2.

(Der Papst sitzt auf einem Throne, umgeben von vielen Teufeln.)

In aller Teufel namen sitzt
Wilde der Papst: offenbart ist:
Daß er sei der recht Widerschrift
So in der Schrift verkündigt ist.

Vierter Holzschnitt.

Hic Oculi Pedibus Papae figuntur

Papa loquitur: Sententiae nostrae etiam injustae metuendae sunt. Responsio. Maledicta.

Aspice nudatas gens furiosa nates

Ecco qui Papae mio belvedere.

(Der Papst sitzt auf einem Throne, umgeben von Priestern, und vor ihm stehen zwei Personen, welche aus dem entblößten Hintern Luft lassen.)

Nicht Papst: nicht schreck und mit dein Wahn
und die nicht so jorntiger Mann.
Wir thun sonst ein gegen wehre
und zeigen dies Belvedere.

Fünfter Holzschnitt.

Adoratur Papa Deus terrenus.

(Die päpstliche Mütze wird als Nachstuhl gebraucht.)

Papst hat dem reich Christ gelid
wie man die hanbelt seine Cron
Nachts te zweifeltig. Spricht der geist Apo. 18.
Schentt getroßt ein: Gott ist der heist.

Sechster Holzschnitt.

Papa dat Concilium in Germania.

(Der Papst reitet auf einem Schweine und hat in der Hand einen dampfenden Menschenkothhaufen.)

Sow du mußt dich lassen reiten.
und wol sporen zu beiden seiten.

Du wißt das ein Concilium

Ja dafür hab die mein Werdeum.

Siebenter Holzschnitt.

Papa Doctor Theologiae et Magister Fidei.

(Ein Esel mit der päpstlichen Krone bläst die Glöck.)

Der Bapst kan allein außlegen
die Schrift und irthum außlegen
Wie der Esel allein pfeifen
kan und die noten recht greifen.

Achter Holzschnitt.

Papa agit gratias Caesaribus pro immensis beneficiis
Conradinus, Conradi IV. Imperatoris filius, Siciliae et Neapolis

rex a Clemente IV. Papa Capite truncatus

Accipio nunc Papae in diadema et Crinibus ab uno disco omnes
(Der Papst mit dem Schwerte haust nach dem todenden Könige.)

Was gut die Kaiser kan gethan
dem Bapst: und übel getregt an:
dafür in der Bapst gebandelt hat
Wie dies Bild die Wahrheit sagt.

Neunter Holzschnitt.

Digna merces Papae sanctissimi et Cardinalium suorum.

(Ein Galgen, woran Papst und Cardinale hangen.)

Wenn zeitlich gekraft soll werden
Bapst und Cardinal auf erben.
Ihr lehrer verdienet het
Wie ich recht die gemalet heft.

24.

Literarische Notizen.

In einer interessanten Mittheilung über den Volksstamm der Kosaden („Napoleon im Jahr 1812 u.“, von Roman Goldt) wird gesagt, daß Kosak oder Kosak im Lateinischen einen leichtbewaffneten, herumstreifenden Krieger bedeute. Der Ursprung des Wortes ist aber vielleicht noch weiter oder vielmehr tiefer zu suchen, wenn man an unsere Kasse oder an die Benennung der Kengriechen für Bioge (καρίκη) denkt, insofern nämlich in Beiden das leichte, Schnelle, Herumschweifende, Kletternde auch zugleich das Charakteristische des Kosaden ist. Der Adjutant des Königs Otto von Griechenland, Mauroschall, der im Nov. 1836 in Deutschland starb, führte den Beinamen Kosakos (καρίκος), sowie sein Vater den Beinamen Kassis (καρίης) führte, beides von der ihnen eigenthümlichen, mit den Biogen (καρίκη) gemeinen Wehndigkeit.

In Griechenland ist neuerdings (seit Oct. 1837) zur Belebung und Beförderung der Nationalindustrie eine polytechnische Schule und eine Mustersammlung für alle Zweige der Industrie Seiten der Regierung zu Athen errichtet worden. Der Unterricht soll an Sonntagen und Feiertagen ertheilt werden und wird zunächst die Anfangsgründe der Mathematik, die Baukunst und Zeichnen umfassen.

Nach dem im „Ελληνικὸς Ταξοδότης“ (1837, Nr. 21, 22), erschienenen Verzeichnisse der im Winterhalbjahre von 1837 auf 1838 an der Universität zu Athen zu haltenden Vorlesungen haben in der theologischen Facultät zwei, in der juristischen sechs, in der medicinischen acht und in der philosophischen neun akademische Lehrer Vorlesungen halten wollen. In Ansehung einiger in der medicinischen Facultät angeknüpften Vorlesungen ist jedoch ausdrücklich erklärt worden, daß dieselben nur dann stattfinden sollten, wenn eine Anzahl im Auslande gehörig vorbereiteter Zuhörer sich melden würde.

25.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 17.

17. Januar 1838.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst begedrucktem Originaltexte, mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In Einem Bande. Mit Dante's Bildniß und einer Karte seines Weltsystems. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. Erste Lieferung. Preis jeder Lieferung 16 Gr.

Ungeachtet des tiefem Verständnisses von Dante's „Göttlicher Komödie“, das wir Deutschen uns den Franzosen gegenüber, und wol nicht mit Unrecht, zuschreiben pflegen, hat das unsterbliche Gedicht in Frankreich zahlreichere Bearbeiter gefunden als in Deutschland; ein Umstand, der um so größere Verwunderung erweckt, da der verbannte Dichter die Eitelkeit unserer Nachbarn an mehreren Stellen auf das herbe geistelt, sodaß Franz I. ihn wegen eines einzigen Verses („Purg.“, XX, 52) auffahrend einen frechen Lügner nannte. Wir besigen nun aber außer zwei alten ungedruckten Übersetzungen (wovon die älteste, auf der turiner Bibliothek, die Form der Terzinen beibehalten hat, die andere von ihrem Verfasser, François Vergagne, dem Admiral Bonniwet gewidmet ist) zunächst die des Balthasar Granger, der Heinrich IV. Rath und Almosensier war (1597 erschien schon die zweite Ausgabe); dann ebenfalls in Versen (jedoch nur die „Hölle“) von Henri Terrasson (1817), von Brail de Lamathe (1823), von Jof. Ant. de Sourbillon (1831) und von Calimard de La Fayette (1835); und in Prosa das ganze Gedicht von Colbert d'Estouteville (1796) und von d'Artaud (1811 — 13, die zweite Ausgabe 1828 — 30), die „Hölle“ allein aber von Moutonnet de Clairfons (1776), Rivarol (1785 und, in den sämtlichen Werken, 1808) und von Larver (London 1824). Außerdem haben Chabanon in seiner „Vie du Dante“ (1773), Rasse und endlich Antoni Deschamps („La divine Comédie“, Paris 1829) mehr oder minder große Stücke zum Theil mit vielem Glück in Versen übertragen. Welt dürstiger fällt der Katalog deutscher Bearbeitungen aus. Außer den reichhaltigen Auszügen aus der „Hölle“ von A. W. v. Schlegel in den „Horen“ (3. — 8. Stück) und außer Jagemann's Bearbeitung der „Hölle“ (im „Magaz. der ital. Literatur“) besigen wir nur sechs Übersetzungen des göttlichen Gedichtes, welche aber auch sämtlich entweder alle drei Theile ihres erhabenen Urbildes bereits umfassen, oder doch zu

umfassen versprechen: nämlich von Bachenschwanz (zweite Ausg. 1767 — 69, in Prosa), von Kannegießer (in Terzinen, erste Ausg. 1809 — 21, zweite 1825, dritte 1832), von Streckfuß (in derselben Form, erste Ausg. 1824 — 26, zweite 1834), von Philaethes, einem Fürsten, auf dessen Besitz Deutschland ebenso stolz ist als Italien auf die Vorliebe, die er seiner Literatur weihet (in reimlosen Jamben, die „Hölle“, 1829 — 33; doch ist sichere Hoffnung, daß wenigstens das „Fegfeuer“ bald folgen wird), von Hörwarter und v. Enk (in Prosa, Innsbruck 1830 — 31), von Heigelin (in feinsollenden Jamben, Blaubeuren 1836 — 37), und endlich die Übersetzung, deren Titel die Überschrift des gegenwärtigen Artikels bildet.

So sehr diese Gegenüberstellung auf den ersten Anblick zu Deutschlands Nachtheil auszufallen scheint, so ergeben sich doch bald zwei Momente, deren wir uns zu rühmen allen Grund haben. Einmal haben fast Alle, die sich berufen gefühlt, ihre Kräfte an Dante zu versuchen, statt wie so viele Franzosen gleich nach der ersten Abtheilung zu erlahmen, das ganze dreitheilige Gedicht sich zur Aufgabe gestellt, und zweitens hat auch das deutsche Publicum an den Arbeiten der Einzelnen so große Theilnahme bewiesen, daß von dreien bereits die zweite und dritte Ausgabe erfordert wurde.

Verfolgen wir nun die Richtungen, welche diese verschiedenen Übersetzer eingeschlagen haben, so sehen wir auf die ersten, völlig ungenügenden und formlosen Versuche so gleich das Bestreben folgen, Dante's worttarge und inhaltschwere Rede in der gleichen Zeilenzahl mit demselben Versbau und ebenso verschlungenen Reimen deutsch wiederzugeben. Es fielen die ersten Leistungen dieser Art in eine Zeit, wo unsere Literatur in der Beflegung der schwierigsten ausländischen Formen eine besonders willkommene Aufgabe fand, und nur wer einerseits die oft nicht zu überwindende Schwierigkeit kennt, Dante's vollen Ausdruck auch nur in umschreibender Prosa deutsch wiederzugeben, und andererseits versucht hat, die feierlichen, ruhelos fortschreitenden Terzinen als Gewand der eignen Gedanken zu handhaben, vermag zu würdigen, wie Außerordentliches die beiden Männer geleistet haben, denen Deutschland Übertragungen der „Göttlichen Komödie“ verdankt, wie sie in gleicher Form jetzt schwerlich von einem andern Volke versucht werden würden. Bei aller Meisterschaft

des Übersetzers ist jene Aufgabe aber doch nur approximativ zu lösen; der Fall, daß Form und Gedanke des Originals im Deutschen mit gleicher Schärfe zusammentreffen, ist gewiß ein äußerst seltener; wo er aber nicht eintritt, da bleibt dem Übersetzer nur übrig, entweder der Rundung und Eleganz des Ausdrucks einen Theil des Gedankens zu opfern, oder zu versuchen, jede Nuance des Urbildes gewaltsam, wenn auch auf Kosten der Deutlichkeit oder des Wohlklangs, festzuhalten.

Daß man, um diesen Gefahren beiden zugleich vorüberzukommen, den Ausweg einschlagen würde, die poetische Form des Gedichtes ganz oder theilweise fallen zu lassen, war um so eher zu erwarten, als die Vorliebe der neuesten Zeit Sonetten und andern kunstreichen Formen vielleicht mehr als billig sich abgewandt hat und fessellos auf ungebahnten Wegen sich zu ergehen liebt. So mißrathen und werthlos die beiden in Innsbruck und Klausbeuren ans Licht getretenen Übersetzungen sind, so können doch auch sie als aus der Tendenz hervorgegangen gelten, statt allen Ringens, die Form des Originals zu erreichen, auf ein trauers Wiedergeben des Sinnes sich zu beschränken; und während der hochgestellte Kenner italienischer Literatur, der uns Philalethes heißen will, diese Richtung so würdevoll und einsichtig verfolgt hat, daß, wenn seine Arbeit vollendet und nicht nur einzelnen Bevorzugten zugänglich wäre, fast durchaus für geleistet gelten müßte, was auf diesem Wege zu erreichen ist, tritt Hr. Kopisch für das größere Publicum eigentlich zuerst als geeigneter Organ der bezeichneten Tendenz auf. Ob nun die letztere wirklich die allein zu billigende sei, und ob die Aufgabe nicht, unbeschadet der Genauigkeit, durch strengere Anforderungen an die Form um etwas erschwert werden könne, darüber definitiv zu entscheiden, dürfte noch nicht an der Zeit sein; allerdings aber vermisse ich den Reim, bei der hohen Bedeutung, die eben Dante ihm eingeräumt hat, in jeder Nachbildung auf das Schmerzlichste, und ich vermute fast, daß es einer freieren, den Terzinen nur ähnlichen Form (entweder wie Schlegel mit der Reimstellung ana, bob, oder wie der Engländer Bright a ba, c b c) vorbehalten ist, die Gedanken der „Göttlichen Komödie“ in angemessener Treue wenigstens mit einem Anklange der Harmonie des Originals wiederzugeben.

Wenn Hr. Kopisch langjährigem Aufenthalte in Italien vertrauteste Kenntniß der italienischen Sprache verdankt, wenn er sich in einer Reihe von Liedern, welche, so jung sie sind, gesungen werden, ziemlich, so weit die deutsche Zunge reicht, als Dichter bewährt hat, der also des Dichters Wort nicht nur verdolmetschen, sondern dessen Sinn geistig wiederzuzeugen vermag, so scheinen mir so löbliche, ja unerläßliche Eigenschaften noch immer nicht Das zu sein, wodurch seine Arbeit vorzugsweise sich empfiehlt. Es ist mir vor Allem der ernste, in dem Dichter aufgehende, mit dem eignen Talent zurücktretende Sinn, den schon diese wenigen Probestätter genügend aussprechen, welcher mich hoffen läßt, daß diese, wenn auch schmucklosen Verse noch manchen Leser mit dem Athem von Dante's Geiste durchschauern und ihn hingehen werden

zu dem Studium des Urbildes, von dem freilich jede Übersetzung nur eine Ahnung gibt. Zunächst ist es aus doppeltem Grunde rühmendwerth, daß deutscher und italienischer Text columnenweise nebeneinandergestellt sind: einmal nämlich gewährt es zu dem Übersetzer ein gutes Vertrauen, wenn er so unmittelbar Controlle nicht scheut, und zweitens ist auch von dem Leser zu hoffen, daß er mit wachsendem Eifer von der Copie auf das Original zurückblicken und an der Hand der ersten das letztere sich anzueignen lernen werde. Dann verdient die, zu Zeiten fast ängstlich zu nennende Treue großes Lob, mit welcher der Übersetzer nicht nur die Zahl und Folge der Verse, sondern selbst die Wortstellung bis ins Kleinste beizubehalten bestrebt ist, sodas jedem, wenn auch scheinbar zufälligen Worte sein volles Recht geschieht und oft durch ganze Zeilen nicht nur keines hinzugekommen oder weggeblieben ist, sondern auch jedes den Platz behalten hat, den der Dichter ursprünglich ihm angewiesen. Nicht mindere Anerkennung gebührt dem Streben, mit welchem Hr. K., indem er das reiche Gewand buntfarbiger Scenen nachbildet, die Gestalt des großartigen und in sich einigen Körpers zu verfolgen sucht, welchen der Dichter durch jene, das Auge der Mehrzahl allein beschäftigende Draperie zugleich schmücken und verhüllen wollte. Um so mehr ist dies Streben zu billigen, als Hr. K., weit entfernt, an die willkürlichen und zusammenhanglosen Deutereien sich anzuschließen, durch welche neuere Ausleger ihre eignen politischen oder sonstigen Bestimmungen dem großen Florentiner unterzuschoben pflegen, den sichern Boden für seine Allegorienerklärung stets in dem Wissen und Glauben der Zeit und in deren Quellen, vor Allem in den prophetischen Schriften des Alten und Neuen Testaments zu finden bemüht ist. Es dürfte selbst unter Denen, welchen nicht Übersetzung, sondern Interpretation der „Göttlichen Komödie“ Hauptzweck gewesen, in neuerer Zeit kaum Einer gefunden werden, der der Lösung dieser allegorischen Räthsel so aufmerksam und stetig nachgegangen wäre, und ich zweifle um so weniger, daß dem Vorwurfe der Übertreibung, den in dieser Hinsicht ich nicht selten hören mußte, auch Hr. K. nicht entgehen wird, als hin und wieder vielleicht wirklich im Einzelnen mehr Absicht gesucht ist als billig. Genauere Nachweisung des Zusammenhanges dieser sowie der eigentlich historischen Deutungen haben wir indeß von den sieben Abhandlungen zu erwarten, die, eigentlich dazu bestimmt, das ganze Werk einzuleiten, in Folge des bestweilen Erscheinens desselben erst den Beschluß machen werden. Die Überschriften dieser Abhandlungen, welche der Prospectus bietet, sind in hohem Grade vielversprechend, und bewähren mindestens ein sehr richtiges Bewußtsein von Dem, was zu einer solchen Vorschule der „Göttlichen Komödie“ gehört, auch scheint der ihnen zugewiesene Raum kein allzu beschränkter zu sein, wenn man berücksichtigt, daß im Ganzen 10—12 Lieferungen versprochen sind, und die erste, welche jetzt vorliegt, bereits ein volles Nammtel des ganzen Gedichtes umfaßt. Leicht dürfte indeß jenes Hinauschieben der zur Anleitung bestimmten Aufsätze manche Wiederholung ver-

entlassen, wie denn gar manche Aenderung, nachdem sie in den ausführlichen Inhaltsangaben der einzelnen Gesänge ihren Platz gefunden, ziemlich mit denselben Worten in den Noten unter dem Texte wiederkehrt. Für angemessener würde ich es halten, den Text nur mit kurzen Wortklärungen und etwa mit Angabe besonders wichtiger Lesarten zu begleiten, in jeder übrigen Beziehung aber fortwährend auf die zusammenhängenden Darstellungen in der Vorrede zu verweisen.

Der italienische Text scheint der Grundlage nach aus einer der Lombardi'schen Ausgaben (vermutlich der dritten römischen von 1820) entlehnt zu sein, doch sind darin, insbesondere nach Anleitung der von der Akademie der Crusca besorgten, unzählige Male nachgedruckten Ausgabe, viele Correcturen gemacht. Von dem Einflusse der vor nicht gar lange hochgeachteten Bartolini'schen Handschrift scheint der Text sich freigehalten zu haben, was im Ganzen nur gebilligt zu werden verdient. Es wäre sehr zu wünschen, daß andere Remerungen ebenso unbeachtet geblieben wären. Der Professor Federici hat 1836 den nicht sehr glücklichen Einsall gehabt, aus den Fastenpredigten eines Pater Paolo Fiorentino die Stellen der „Göttlichen Komödie“ auszugleichen, die dieser, vermutlich aus dem Gedächtnisse, citirt hat. Hier findet sich nun an der Stelle, wo Dante von der wollüstigen Semiramis spricht, („Inf.“ V, 59) statt „Che succedette a Nino e fu sua sposa“ („Daß sie auf Ninus folgt“ und sein Gemahl war“, wie es bei Philaethes heißt), die abscheuliche Lesart „Che sugger dette“ („Daß sie den Ninus säugt“). So in die Augen schlagend die Verwerflichkeit dieser geschmacklosen Kapuzinervariante ist, die, wenn es dessen bedürfte, durch Drossius, dem Dante hier folgt, völlig widerlegt wird, so hat Hr. K. sie dennoch, noch dazu mit dem Druckfehler: „Che sugge dette“, aufgenommen. Ebenso wenig ist II, 4 das nach Vorgang der gedachten römischen Ausgabe dem vermeintlichen Manuscripte des Boccaccio entlehnte „M'affaticava“ (statt M'apparecchiava) zu billigen. Wenn in demselben Gesange Beatrice dem Virgil verheißt, sein Ruhm in der Welt werde so lange als die Welt selbst bestehen,

Di cui la fama ancor nel mondo dura,
E durerà quanto il mondo lontana,

so hat das quanto il mondo lontana des Albus und der Crusca zwar einen ältern Besigstand für sich, läßt sich aber dennoch, wie selbst die Urheber der eben erschienenen neuen florentiner Ausgabe erkannt haben, keinesfalls rechtfertigen. Um zu den vielen in dieser Hinsicht bereits besprochenen Gründen wenigstens einen neuen hinzuzufügen, so wird il mondo auch durch die Parallelsstelle in Boccaccio's Jugendarbeit, dem „Filocolo“ („Tanto si stenderà la mia vita, quanto il mondo si lontanerà“), unterstützt, und auch im Deutschen möchte wol ziemlich jedem Leser das

Und dauern wird, so weit die Schwingung fortzuschwingt

des Hrn. K. als geklart und fremdartig Anstoß erregen. Ebenso halte ich error in III, 31 für irrig. Eigentliche Druckfehler im italienischen Texte sind mir dagegen aufgefunden in I, 117 und VI, 86.

Die kurzen Aufschlüsse, welche die Noten über den

geschichtlichen Zusammenhang der im Gedichte erwähnten Begebenheiten und Personen geben, sind im Ganzen angemessen und genügend; doch ist es ein unangenehmes Versehen wenn IV, 141 im italienischen und deutschen Texte, Ninus steht, während die Anmerkung nur von Eivius (bekanntlich die, übrigens mehr als bedenkliche Lesart anderer Ausgaben; vielleicht ist Tullio almo das Richtige; vgl. „Convito“, II, 16) redet. Ferner ist der Arian, der in der Note zu VI, 121 als Gemahl der Gektra aufgeführt wird, der antiken Mythe fremd und gehört allein den altflorentinischen Chronisten an, die ihn als Stifter von Fiesole dachten. Nicht minder ist es ein kleiner Irrthum, wenn in der Note zu V, 123 gesagt wird, die Wahrheit des Satzes: „Infelicitissimum genus infortunii est fuisse felicem“, den Boethius in dem Buche „De consolatione“ ausgesprochen, habe sich ihm später in seinem Gefängnisse bestätigt; denn bekanntlich schrieb er jenes Buch eben im Gefängnisse. Endlich sind in der Anmerkung zu XII, 109 Ezzelin v. Romano (+ 27. Sept. 1259 in Concinio) und Obizzo v. Este (dell' occhio, + 13. Febr. 1293), welche nichts, selbst nicht die Partei, die sie verfolgten, miteinander gemein hatten, auf bedenkliche Weise in eine Person verschmolzen. Der Sohn, der den Letztern ermordet haben soll, oder der Stiefsohn, wie Dante ihn nennt, ist Azzo VII. (oder III., wie er auch genannt wird), und die ganze Sage scheint aus dem „Pomarium“ des Riccobaldo von Ferrara zu stammen.

(Der Rest folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Wildschütz, oder das Verhängniß. Roman aus des letzten Hälften des 18. Jahrhunderts. Von Lubojanski. Brauberg, Rothe. 1837. Gr. 12. 1 Zhlr. 8 Gr.

Ein Tyrann im großen Kaliber, Vater und Heubrenner, der es auch auf den Tod der Reichen angelegt hat, sah einen Narren zuletzt, gegen Untergebene gräßlich wüthet und nur die Helfershelfer scheut. Treue Diener, fromme Mönche, unschuldiges Blut, wenn es auch in den Adern eines Wildschützen fließt, diverser Wahnsinn, einige Liebe, viel Wonne, und der Roman ist aus, der, um ihn von andern des Schlages zu unterscheiden, dem Schauplatz, einem Dorfe und einem Friedhofe mitten in Deutschland, ohne sonderlich haltbaren Grund, französische Namen gibt.

2. Herbstnovellen von Siegmund Schlessinger. Neue Folge. Leipzig, Weisner. 1838. 8. 1 Zhlr. 9 Gr.

Gut für nicht verwehnte, geduldige Romanleser, die das das Gemeine, Unästhetische und — Langweilige verschmähen. Die Summe: „Hierundwanzig Stunden“, was auch nicht gleich zu befriedigender Geschmacksart recht artig finden.

3. Das Paradies am Ohio. Novelle von Hermann Wale. 2 Bde. Zwei Theile. Berlin, Fendel. 1837. 8. 2 Zhlr. 12 Gr.

Wohheit und Hochmuth zerstreuen das Bild zweier Liebenden; sie entstehen mit einem bedenklichen Freunde nach dem Paradiese am Ohio, wo nicht nur „eine göttliche Natur auf jedem Schritte sie umgibt, wo nicht allein die Freiheit ihres heiligen Altes baute, wo auch Kunst und Wissenschaften blühen wie nirgend“: das ist der langen, aber guten Rede langer Sinn, welcher sich zwei epische Gedichte, die zu den vorzüglichsten gehören: „Die Vierhundert von Pforzheim“ und „Edmundus“, als Zugabe anschließen.

4. Der Lärz in Sachſen, oder die Macht der Liebe. Roman- tiſche Erzählung aus dem Anfange des jetzigen Jahrhun- derts. Ein Beitrag zur Charakterschilderung der Lärzen. Von Dsman. Zweite, verbesserte und durch eine Abhand- lung über Romandichtung vermehrte Auflage. Leipzig, Dro- biſch. 1836. Gr. 12. 9 Gr.

5. Die Höllenbraut, oder die Feeninsel des 19. Jahrhunderts. Natürliche Wundergeſchichte vom Berf. des Lärz in Sachſen. Leipzig, Drobifch. 1837. Gr. 12. 18 Gr.

Der Leſer thut wohl, die Abhandlung über Romandich- tung im Voraus zu leſen, um keine Täufchungen ſich einzu- bilden, die leichtlich zur Verlehnung des realen Guten in der Erzählung verleiten können, weil das poetiſch Schöne aus- geblieben, auf das der Autor auch gar keinen Anſpruch macht. Kunſtrichter haben dem „Lärzen“ Rapidität, unermefliche Fülle und tiefen Gehalt zugeurtheilt; Fülle der Erfindung iſt auch allerdings vorhanden, auch eine ſo raſch bewegte Hand- lung, ein ſo ſteter Scenenwechſel, daß man öfter in Zweifel geräth, ob man unter den wittenberger Studenten oder bei den Franken in Konſtantinopel ſich befindet, ob die gefühlvolle Maria oder die leichtfertige Gacilie gerettet iſt, ob Dsman ſchon ein Chriſt iſt, und wen er eigentlich liebt. Bei einer ſolchen Schnelle kann an einen geregelten Plan nicht gedacht werden, noch weniger an eine beſtimmte Perſonen- und Sitten- ſchilderung, die denn auch der vernachläſſigte Theil einer Ge- ſchichte ſind, die ungleich bedeutender iſt als die „Höllenbraut“, in der die Verſſage auf Kleinſtädtereien matt und gezwungen iſt, die Phantaſmagorien nicht neu ſind, und in der weder Perſonen noch Ideen ein ſonderliches Intereſſe einflößen.

6. Der bleiche Loms. Ein Roman. Zwei Theile. Magde- burg, Kubaſch. 1837. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ein Roman nach Art und Sinn der frühern beſſern engliſchen Romane, in denen treue, ungedeutete Erfüllung der Pflichten der feſte Grundſtein iſt, den die Liebe zwar rütteln kann, aber nicht umſtoßen darf. Dieſe vorherrſchende Rich- tung verläuft ſich nicht in ſteife Doctrin, ſie iſt kein ſchä- les, abgeſtanbenes Geſprächſel; Spannkraft der Handlung iſt damit verbunden, die Entſagenden, Dulbenden, Liebenden und Järenden ſind lebens- und achtenswerth; die Bösweichter beob- achten eine gewiſſe Mäßigung in ihrer Schlechtigkeit; die Ge- ſchäftsausſerungen und Alles, was Reflexion heißt, ſind keine überflüſſige Nullitäten und nicht eitel; kurz, der Roman iſt gut.

7. Melinde von Paroſchube, ein romantiſches Gemälde auf hiſtoriſchem Grunde. Handlung in und bei Hamburg und im Gebiete des ehemaligen Erzſtifts Bremen; Zeit, das Jahr 1234. Von F. X. Zumbach. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1837. 12. 2 Thlr.

Dem Genius wird auch der undankbare Stoff ein leichtes Spiel, das Talent wird von ihm beherrſcht. Wo es eine ſo treffliche Specialgeſchichte gibt wie die von Oldenburg und dem Erzſtift Bremen, bedurfte es keiner Darſtellung eines herausgeriſſenen Theils aus derſelben, wie hier die Zerwürf- niſſe der Stedingen mit dem Erzbiſchof von Bremen, der widerrechtliche Handlungen gegen ſie verübte, woraus Kriege entſtanden, in denen von beiden Seiten gemeine Rohheit die Oberhand gewann. Der Genius hätte das abgeriſſene Stück belebt, es zum allgemeinen Intereſſe erhoben; der gute Kopf dichtete Einiges hinzu, das gar nicht verwerflich iſt, aber nicht in dem Maße ergriff, daß Nichtſchönerer ſich freuen ſollten, über hiſtoriſche Thatſachen aufgeklärt zu werden, die durch die Art des Vortrags ihnen überaus wichtig dünken. Das Vorge- ſchichtliche iſt an dem Schluſſe nachgeholt; beſſer war's, die Erzählung damit einzuleiten. Einige theils erläuterte, theils ohne Weiteres vorgebrachte Meinungen und Gebräuche der Zeit legen von des Berf. Kenntniſſen das vortheilhafte Zeug- niß ab.

Allgemein intereſſanter iſt der folgende hiſtoriſche Roman:

8. Böhmen vor vierhundert Jahren. Von Julius Götts- liſ. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Kuffitenkrieg iſt weltgeſchichtlich und findet auf ke- gen eine Weiſe überall Anklang. Unſer Berf. hat den Zeit- punkt gewählt, wo Korbut von Polen eine Weiſe dem böhm- ſchen Thron einnahm, wo die Begeiſterung der Kuffiten von ihrer erſten Reinheit ſchon abgefallen war, wo Biſta wüthete und ſeinen Tod, hier durch Gift beſchleunigt, fand. Neben und zwiſchen jedem großen Zwecke laufen mannichfaltige Triebe- federn, Liebe und Haß, Eigennutz und Ehrgeiz, kleinliche Händel hin, die ſtörern und hemmen und in das mächtige Gewebe wunderliche Krabben ſchießen, nur dem ſcharfen Auge ſichtbar. Auch hier iſt das ermogen, aber ohne Verhö- ren des Menſchthiers; daß ſelbſt bei den edelſten Naturen min- der große und klare Beweggründe einwirken, wie z. B. bei Prokop und ſeiner Geliebten, iſt nicht verſeßt, aber man hat nicht Urſache, über die gänzliche Verdorbenheit des Menſchen- geſchlechts zu trauern und ſich zu ſchämen, auch dazu zu ge- hören. Sogar die Schlechten ſind nicht gradezu verwerflich, keine lächerlich prahlenden Bösweichter. Nur die Maſſe iſt brutal, wankelmüthig und kindiſch; der Einzelne weiß meiſt, was er will, wenn es auch etwas Unrechtes iſt. Sehr gut iſt der leiſtſinnige, heſtige, übermüthige Korbut, der ehrene Jude Giſal, ſowie Prokop gezeichnet und beſſen Nachgefühl, das wilde Thaten ahnen läßt, wohl motivirt. Allenfalls wäre der magiſche Spiegel wegwünſchen, wennleich ihn keine trugende Perſon, ſondern eine weiſe Seherin zeigt. Die Ver- ſammlung um Koranda iſt die ſinnreichſte Erklärung und Würdigung von Leſſings's Kuffitenpredigt.

9. Der letzte Cäſar. Novelle von Ferd. Aug. Oldenburg. Zwei Theile. Mainz, Kuperberg. 1837. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Eroberung von Konſtantinopel durch Mohammed, die muthige Vertheidigung der Hauptſtadt durch Konſtantin, ſein ruhmvoller Tod ſind bündig erzählt, auch tiefe Blicke in den aufgeliſten Zuſtand von Byzanz, in die gemeinen Hänke, die niedrige Habſucht der Pöſſinge, Staatsbeamten, Krieger und Chriſtlichen verſtattet. Mohammed iſt bei aller Wildheit groß- artig, und damit das tief verletzte Gefühl einen Balsam hat, wird Mohammed's Bruder, Selim, der glückliche Gatte einer reizenden Griechin.

10. Novellen von J. Wille. Achter und neunter Band. —

X. u. d. Titel: Römerherrſchaft in Britannien. Hiſtori- ſche Novelle in zwei Abtheilungen aus der letzten Hälfte des erſten Jahrhunderts (der Urgeſchichte Englands entlehnt). Braunſchweig, Leibriod. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Geſchichtliche iſt die Hauptſache, und zwar mit Ver- ſtand, gereiftem Urtheil und ohne Schulten durchgeführt; Das, was die Novelle bedingt, zeichnet ſich dadurch aus, daß nicht Vaterlands- und Geſchlechtsliebe in Conflict geräth; keine Britin liebt einen Römer, bloß die Männer wiſſen den Men- ſchen von dem verhaßten Fremden zu ſcheiden und achten den Segner.

10.

Literariſche Notiz.

Dr. Savoye beabſichtigt in Paris ein auch für Deutschland intereſſantes und wichtiges Unternehmen, die Herausgabe eines „Panorama de l'Allemagne“, in ethnographiſcher, hiſtori- ſcher, literariſcher, artiſtiſcher, biographiſcher und commercieller Beziehung, von Neujahe ab. Die beſten deutſchen Schrift- ſteller der Gegenwart haben ihre Theilnahme zugeſagt. Da Savoye die Politik ausdrücklich ausgeſchloſſen hat, ſo dürfte das Unternehmen, wodurch Frankreich zurecht einen richtigen Begriff von Deutschland und Deutschland ein Organ intimſten Verſtändniſſes erhält, jenseit des Rheins keine Schwierigkeiten rüchſichtlich der Verbreitung finden. Für den pittoresken Reiz wird durch zahlreiche Stahlſtiche und Lithographien geſorgt werden.

26.

Donnerstag,

Nr. 18.

18. Januar 1838.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst beigebrudtem Originaltexte, mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch.

(Beschluss aus Nr. 17.)

Für die neuen, von Hrn. Kopisch versuchten Deutungen der Allegorien müssen wir die Rechtfertigung von den bereits erwähnten einleitenden Aufsätzen erwarten. Als die erheblichsten, die mir beim Lesen aufgestoßen sind, erwähne ich folgende. Der Wald in I, 2 (vgl. IV, 66) soll den gemeinen Haufen vorstellen, oder vorbilden, wie Hr. K. vielleicht etwas allzu häufig zu sagen liebt. Ich fürchte, daß diese Deutung zu dem seltsamen Widerspruche führen dürfte, Dante, der nach II, 104 durch die Liebe zu Beatrice bereits aus dem gemeinen Haufen („la volgare schiera“) herausgetreten war, sei nach deren Tode wieder in denselben versunken, während es doch grade diese Zeit ist, von welcher der Dichter selbst im ersten Capitel des „Convito“ sagt, daß er in ihr (nach Depnhäusen's Übersetzung) „von der Reihe des gemeinen Haufens entflohen sei, und zu den Füßen Derer, die an dem seligen Tische sitzen, Das auffammelnd, was von ihrem Tische fiel, an der Stille des Dessen, was er Krümlein für Krümlein auflesen, das traurige Leben Derer, die er zurückgelassen, erkannt habe“. Die richtige Deutung des Waldes ist offenbar nur bei dem Propheten (Jeremias 5. 6, und 12. 8, vgl. Psalm 80. 14, und 104. 20) und dessen mittelalterlichen Auslegern zu finden, wobei eine merkwürdige Parallelstelle aus dem Briefe des Cola Rienzi an die Stadt Viterbo („ipsa civitas sancta“, nämlich Rom, „facta erat offensionis silva“) als Fingerzeig dienen kann (vgl. „Convito“, IV, 24). Das Schweigen der Sonne (I, 60) will Hr. K. nicht von dem Schatten, zu welchem Dante zurückstürzt, sondern von der Harmonie der Sphären erklärt wissen, welche dem Dichter „in der Tiefe völliger Verzeßung“ unvernehmlich geworden (vgl. indeß V, 28). Das tropfende Feuer der Hölle und das läuternde Feuer des Purgatoriums soll nach Anmerkung zu VIII, 73 nichts Anderes sein, als „das göttliche Licht der Wahrheit und Liebe, welches der Seligen Wonne ist“. Diese Ansicht scheint mir indeß, abgesehen davon, daß ihr zufolge in Hölle und Fegefeuer überall Feuer sein müßte, keineswegs in der Bibel, also auch nicht im Dante begründet zu sein;

da die erstere dem göttlichen Feuer (Licht) ein dämonisches (Schwefel) Sündenfeuer gegenüberstellt (z. B. Hiob 31. 12, Sirach 9. 10, und 28. 12—14).

Die Übersetzung selbst ist nicht selten so treu, daß sie dem Genius der deutschen Sprache sich einigermaßen entfremdet. So wenn mehrmals (z. B. III, 94 u. 96) der Infinitiv statt des Imperativs gesetzt wird („Charon nicht zürnen“, „drum weiter nicht mehr fragen“), oder wenn die Artikel weggelassen sind (z. B. VIII, 13: „Strang hat von sich niemals Pfeil getrieben, Der durch die Luft gefahren war' so schnelle“; ebenso treu und weit verständlicher heißt es bei Philalethes: „Nie hat der Strang noch einen Pfeil geschmettet, Der durch die Luft so rasch dahingestrichen“; ferner II, 71: „Von Städte komm' ich“ u. s. w.). Andere Male ist dadurch, wenigstens nach meinem Gefühle, dem ernstern, würdigen Tone des Gedichtes zu nahe getreten: z. B. wenn die Anrede Virgil's an Dante, „figliuol“, durch „Sohnlein“ gegeben wird (VII, 61, VIII, 67; ebenso X, 87: „orazion“, „Gebetlein“), oder wenn es II, 89 „Da Nacht inn' ist“ und V, 85 „Da Dido inn' ist“ heißt; ferner I, 95: „Dies Thier (die Wölfin) — läßt Leute nicht durchgehn auf seinem Wege“ (Phil.: „läßt Keinen frei hinziehn auf seiner Straße“), I, 24: (Sowie Der, der — entronnen aus dem Pelagus,) „Sich wendet zur fahrvollen Flut und gaffet“ (Phil.: „Auf die gefahrvoll wilde Flut zurückstarrt“). Zu Zeiten, aber nicht häufig, hat das Bestreben der Treue die Deutlichkeit gehindert; z. B. I, 61: „Indem ich da verfiel zu niedrer Städte“ (Kannegießer: „Hinab zur Tiefe stürzt' ich nun im Fliehn“), oder II, 97: „Lucia wählte sie in ihrem Wunsche“ (Phil.: „Die wandt' an Lucien sich mit einer Bitte“); ferner VII, 129: „Mit Augen spähend, Wer des Schmutzes einschlingt“ (Phil.: „Den Blick auf Fene, die den Schlamm verschlucken“), und endlich VIII, 44: „Abscheuvolle Seele“ („anima sdegnosa“). Häufiger läßt die Übersetzung sich als eine buchstäbliche rechtfertigen, während sie doch dem durch den Geist der italienischen Sprache oder durch den Zusammenhang gebotenen Sinne nicht entspricht; so an den Stellen, wo der Comparativ in italienischer Weise statt des Superlativs steht; z. B. II, 78: „Der Himmel —, der kleiner hat die Kreise“ (Kanneg.: „Des Himmels, dem der kleinste Lauf beschieden“), IV, 135: „Die

vor den Andern ihm viel näher standen" (Phil.: „Die vor den Andern ihm am nächsten standen"), wohin einigermaßen auch die Übersetzung von „maggior Piero" (II, 24, wie „Ovidio maggiore", „Convito", III, 3) durch „der größte Petrus", gehört. Umgekehrt steht der Superlativ im Italienischen wie im Lateinischen nur zur Verstärkung des Ausdrucks; so heißt IX, 40 „idre verdissime" nicht „die allergrünsten Hybern", sondern, wie Philalethes übersetzt, „Hochgrüne Hybern". In ähnlicher Weise entspricht „Pier sah ich zu viel Volk mehr als wo anders", VII, 25, dem „Quà vid'io gente più ch'altrove troppa" nicht (Phil.: „Viel mehr als anderswo sah ich des Volks hier"). Ebenfalls wird der Sinn des Originals nicht gehörig wiedergegeben, wenn fare mehrfach mit thun (IX, 67: „Non altrimenti fatto", „Gethan nicht anders", 100: „Fè sembante", „Gethan als Einer"; ebendasselbst B. 108 heißt „tal fortezza" auch „sogethane Festung"), und andere Male mit schaffen (IV, 61, wo gesagt wird, wie Christus die Seelen der Erzbäter aus der Vorhölle befreit habe, „feccegli beati", „und schuf sie selig"; Phil.: „macht er, mit Jenen, selig"; VIII, 26: „mi fece entrare appresso lui", „Und schuf dann, daß ich hinter ihm hineinging"; Phil.: „Und hieß darauf zu sich hinein mich treten"). Gleiches gilt von der Übersetzung des conforto durch Trost oder Tröstung (II, 29: „Per recarne conforto a quella fede", „Um Trost herabzureichen jenem Glauben"; Phil.: „Um Stärkung jenem Glauben draus zu reichen"; IV, 18: „Che suoli al mio dabbiar esser conforto", „Der sonst Du Tröstung bist bei meinem Bangen"; Phil.: „Der du mich sonst ermuntert, wenn ich zagte"; VIII, 106: „e lo spirito lasso Conforta", „tröst und nähre Den hingefunknen Geist"; Heigelin, hier einmal richtig: „Den müden Geist frisch auf, und speise ihn Mit guter Hoffnung" —), von virtù durch Tugend (II, 11: „Guarda la mia virtù, s'ell' è possente", „Erwäge meine Tugend, ob sie tüchtig"; Phil.: „Betrachte meine Kraft erst, ob sie stark ist"; 130: „Erhub ich mich aus meiner matten Tugend"; Phil.: „Ward jetzt mit der erschaffte Muth erneuert"), von mano durch Hand in der Lebensart: da ogni mano (VII, 31: „So lehrten sie zurück — Von jeder Hand"), von voto durch Leere, in „tu gridi a voto" (VIII, 19: „Du schreiest in das Leere", statt: vergebens), von in su durch auf in „in su le porte" (VIII, 82: „Ich sahe mehr als tausend auf den Thoren"; Ranneg.: „Und mehr denn Tausend sah ich an der Pforte"; vgl. Vers 114), von di quà di là durch von hier, von da, (V, 43 — Phil.: „Hierhin und dorthin"; ebenso VIII, 128: „di quà da lei discende" durch „kommt hier, von ihr herab", Phil.: „Schon steigt dießelbts von ihr den Abhang nieder"); von O lasso! durch „Ich Schwacher", (V, 112 statt: Wehel), von conviene durch es fägt sich (VI, 67 und VIII, 57 statt: es soll, es wird geschehn) u. s. w. Seltener ist einzelnen italienischen Ausdrücken ein Sinn beigelegt, den sie überall gar nicht haben, doch gehört hierher II, 64: „Che nonsia già sì smarrito", „Daß er schon so schwach" (statt: so verirrt sei), 106: „la pietà del suo pianto",

„die Buße (statt „die Trauer", wie Phil. übersetzt) seines Weinens", VI, 84: „ma non vi sono intesi", „allein gehört ist Niemand", VII, 102: „che da lei diriva", „die von ihm genagt wird" (Phil.: „der von ihm entspringt"), 125: „Quest' imo si gorgogliava nella stromba", „Den Hymnus stammeln sie da in dem Anstalt" (Phil.: „Sie gurgeln dieses Lied in ihrer Kehle"), VII, 66: „l'occhio sbarro", „mein Aug' ich — schirmte" (Ranneg.: „Daß ich das Aug' aufriß"), IX, 122: „e dari lamenti, Che ben parean di miseri e d'offesi", „so harte Klagen, Daß wol von Traurigen sie und Wunden (statt „von Geplagten", wie Phil.) schienen", endlich VI, 2: „la pietà de' due cognati", „das Leid der zweien Verwandten" (statt „Schwägerpaar", wie Phil.).

Daß, wo auch die italienischen Ausleger über den Sinn einer Stelle verschiedener Meinung sind, Hr. K. oft derjenigen den Vorzug gegeben hat, welche ich für die verwerfliche halte, war nicht anders zu erwarten. So verhält es sich z. B. mit I, 41, 42, wo ich die Dioniss'sche Lesart („Di quella fiera alla gajetta pelle", vgl. „Int.", XVI, 108) und Erklärung (daß Tages- und Jahrestzeit mir Anlaß waren, in Betreff jenes buntfelligen Thieres guten Muthes zu sein) vorziehe; ferner mit IV, 69, wo unser Übersetzer mit Lombardi das vincere nicht von vincere, besiegen, sondern von vincire, umwinden, umschließen, herleitet, während ich, weil das vom Feuer ausgestrahlte Licht, nicht aber die darüber hinausliegende Finsterniß eine Halbugel bildet, der ersten, dem Boccaccio und allen übrigen ältern Auslegern gemeinsamen Auslegung den Vorzug gebe. III, 54 scheint mir das „Che d'ogni posa mi pareva indegna", das von der Fahne der Ruhmlösen gesagt wird, mit dem alten Buti und dem neuen Scolarì, nur durch Ruhe vernehmend, nicht „der Ruh' unwürdig" übersetzt werden zu können. Das alcuna in III, 42 und XII, 9 ist nach Boccaccio und vielen andern Autoritäten mit einigen (Ruhm, Weg), nicht aber mit Keinen, wie Hr. K. an der letzten Stelle übersetzt, zu erklären. An der ersten hat er richtig „Daß über sie die Schuld'gen nicht frohlocken", was die entgegengesetzte Bedeutung von alcuna voraussetzt, wenn Hr. K. nicht etwa che für damit genommen haben sollte. Piaggia in VI, 69 wird mit Dionisi, aber jedenfalls zu wörtlich, durch „welcher dacht am Ufer kreuzet" übersetzt. Boccaccio erklärt das selten vorkommende Wort durch „sich den Anschein geben, etwas zu wollen, was wir nicht wollen, oder was uns gleichgültig ist", und im Deutschen scheint das latren, das Rannegleiser auch in der zweiten Ausgabe gebraucht hatte, am Besten zu entsprechen. IV, 148 ist „La sesta compagna in duo si scema" wol gewiß nicht durch „Der Sechse Gesellschaft mindert sich um Zweie", sondern mit Bocc. und Phil. durch „— mindert sich auf Zweie" zu erklären. Ferner ist nach meinem Dafürhalten X, 83 „E se tu mai nel dolce mondo regge" nicht mit Lombardi und Biagioli durch „Und willst du in der süßen Welt je dauern", sondern mit Boccaccio und allen ältern Interpreten durch „so du die schöne Welt noch mögest wiedersehen" (Schlegel) zu erklären. Roggi statt

riedi ist ganz analog dem seggi statt siedi, seggi statt siedi, veggj statt vedi u. s. w. Auch läßt sich Dasselbe füglich von re — gire statt von redd — ire herleiten, und reggono statt riedono kommt auch in der alten Übersetzung des Palladius vor. Endlich mag noch erwähnt werden, daß, wenn der Zustand der ungetauften Kinder und jugendhaften Heiden, den Dante II, 52- und IV, 45 durch „sospeso“ bezeichnet, von dem Übersetzer durch „vorbehalten“, oder „aufbehalten“ ausgedrückt wird, er damit Lombardi's unkatholischer Ansicht huldigt, welcher zufolge Gott sich nach Dante's Fiction vorbehalten hätte, die Bewohner des Limbus am Tage des Gerichtes zur Seligkeit zu berufen, während, wie auch Kannegießer umschreibend in seine Übersetzung („Ich war an schlimmem nicht, noch gutem Ort“) gelegt hat, durch jenen Ausdruck gewiß nur das schmerz- und freudenlose Schweben jener Geister des Mittelreiches zwischen Hölle und Himmel bezeichnet werden sollte. Vgl. namentlich IX, 18 und „Purg.“, VII, 8.

Noch ein paar Stellen sei mir gestattet hervorzuheben, wo die Übersetzung nicht sowol untreu als unangemessen ist. II, 125 wird „la corte del cielo“ durch „des Himmels Richthof“ gegeben, wobei man nur allzu leicht an les oeuvres de haute justice erinnert wird. Angemessener und einfacher sagt Philalethes: „Im Hof des Himmels“. Durch ein schlimmeres Mißverständnis des entsprechenden, in einer Anmerkung des cassinenser Schollasten vorkommenden Wortes: curia (homo de curia), ist in der Note zu VI, 52 aus dem Spasmmacher, jocularator, Ciaccio, „eine Gerichtsperson“ geworden. I, 121 sagt Virgil in der gegenwärtigen Übersetzung zu Dante: „Willst dann zu diesen (den glückseligen Scharen) du noch aufwärts klimmen“. Im Original heißt es salire; zu den Planeten und andern Himmeln kann Dante aber nicht klimmen, sondern nur schweben, wie er im „Paradiese“ wirklich thut. II, 27 heißt es, die Wanderung des Aeneas in die Unterwelt sei mittelbare Ursache geworden „zur päpstlichen Tiara“. Das Original sagt: des päpstlichen Mantels, und wir können bei Tiara füglich nur an die dreifache Krone denken, welche bekanntlich jünger ist als Dante's poetische Reise und an welche der Dichter auch gewiß nicht gern erinnert haben würde. Gleich in der nächsten Zeile bezeichnet der Urtext Paulus als „lo vas d'elezione“, was in der Übersetzung, gewiß für die meisten Leser unverständlich, durch „vas electionis“ übersetzt ist, während ich keinen Grund absehe, warum nicht der Ausdruck der lutherischen Bibel: „das erwählte Rüstzeug“, hätte beibehalten werden sollen. Endlich scheint mir IV, 141: „Seneca der sitt'ge“, statt: Seneca der Sittenlehrer, weder recht verständlich, noch Dante's Intention völlig entsprechend.

An manchen, in der That aber sehr wenigen Stellen erscheint der Ausdruck zu gesucht und überladen; so z. B. I, 5 „Questa selva, selvaggia, aspra e forte“, „Der selbe Wald, wild und verwirrt und drange“; II, 108: „Sulla humana“, „Am Sturzbach“; III, 22: „alti guai“, „grimme Schreie“, 26 „Parole di dolor, accenti d'ira“, „Ausrufe

tiefer Qual, empörtes Wuthschrein“; VI, 13 „crudelle e diversa“, „grausam und greulich“, besonders aber VII, 12 „superbo strupo“, „prangendstolze Schändung“.

Was endlich den innern Bau der Jamben betrifft, in welchen Hr. K. sein Original wiedergibt, so hat er sich von einem nicht unbeträchtlichen Theile der gewöhnlichen Fesseln emancipirt. Ohne nämlich die zahlreichen und gewiß zugulassenden choriambischen Versanfänge zu erwähnen, so hat er auch in das Innere der Verse eine große Anzahl von Daktylen, und wol mehr als billig, eingeführt, sodaß es mitunter nicht eben leicht wird, einen versartigen Rhythmus herauszufühlen, z. B. II, 94:

Im Himmel ist eine hehre Frau, die erbarmt sich.

Da geschieht es denn auch gelegentlich, daß man einen Sechsfüßler zu hören glaubt, z. B. II, 12:

Berwieslich noch, hinunter zu unsterblicher —

oder daß ein Vierfüßler mit unterläuft, X, 29:

Der Särge, weshalb ich in Bängniß.

In einem Punkte ist indeß Hr. K. gegen sich selbst eigensinnig streng gewesen, ich meine die durchgänglich weiblichen und vorzugsweise spondeischen Ausgänge der Verse; eine Consequenz, die in einem seltsamen Gegenfasse gegen Heigelin's wunderlichen Einfall steht, jeden Vers ebenso ausnahmslos männlich ausgehen zu lassen. Ich will indeß nicht leugnen, daß auch die Spondeen unserer Übersetzung mit mitunter gesucht klingen.

Es läßt sich mit allem Grunde voraussetzen, daß das Publicum der Fortsetzung dieser Arbeit mit Interesse entgegensteht, und es ist auch meine Absicht, auf Anlaß der noch zu erwartenden Abhandlungen abermals auf dieselbe zurückzukommen.

Karl Witte.

Mémoires secrets et inédits de la cour de France, par le marquis de Sourches. Paris 1836.

Mémoires sind die wahre Literatur eines Landes, wo Eitelkeit die Hauptquelle von vielem Guten sowie von vielem Schlimmem ist, und wo man mit so großer Selbstgefälligkeit und Wohlbehaglichkeit von sich selbst sagt: ich war dabei, ich sah es, Dies oder Jenes ist mir bei der Gelegenheit zugefloßen. Allein Mémoires sind auch die eigentlichsste Literatur einer Epoche der Trägheit und Neubegier, wo die Leser jeden Tag, jede Stunde etwas Neues aufgetischt haben wollen, und wo die Autoren es vorziehen, ihnen zu dem Behufe ganz fertige Arbeiten vorzusetzen, als deren neue herzurichten. Wir beabsichtigen jedoch keineswegs mit vorstehenden Bemerkungen ein Anathem über die französische Mémoiresliteratur zu verhängen. Wir haben in ihrem Bereiche viele unterhaltende, ja selbst belehrende und historisch wichtige Werke gefunden; allein freilich auch manche Producte, die der Mühe des Lesens kaum werth waren und denen man es ersten Blicks gleich anah, daß sie entweder bloße Compilationen aus längst verschollenen Büchern, oder, sofern sie original, Exhumationen alter vermorbener Druck- und Handschriften waren, mit deren Herausgabe Schriftsteller und Buchhändler, indem sie das Publicum mystificirten, lediglich finanzielle Zwecke zu erreichen suchten.

Was nun vorliegende Mémoires anbelangt, so möchten sie wol füglich unter der hier zuletzt bezeichneten Kategorie zu begreifen sein. Hr. Adolphe Bernier, der sich der Ausgrabung der Leiche unterzogen, theilt uns in einer wahrhaft vergnüglichen Einleitung die Entdeckungsgeschichte des Manuscripts mit. „Als

ich in dessen Besitz war", sagt er, „hatte ich drei Fragen zu thun: Ist es gut oder interessant? Ist es noch nicht im Druck erschienen? Darf man dessen Verfasser kennen?" Vielleicht hätte Dr. A. Bernier wohlgethan, nur bei der ersten Frage zu verweilen; er schlug aber zu dem Ende den längsten Weg ein und gelangte dann nach mannichfacher Perumtast, wie er selbst sagt, zu der Gewissheit, es gewähre die ziemlich vieltheilige Handschrift Interesse. Worin nun dieses Interesse bestehe, deutet derselbe mit folgenden Worten an. „An den alten Höfen Frankreichs", sagt er, „wo die Wahrheit durch Schmeichelei oder Furcht erstickt war, fühlte der bei dem großen Ereignisse thätig Mitbetheiligte das Bedürfnis, sich für die erzwingende Zurückhaltung zu entschädigen, die er öffentlich zu beobachten hatte, indem er seine geheimsten Gedanken dem Papiere anvertraute." Nach dieser Ankündigung ist man wol berechtigt, auf jeder Seite der Memoiren irgend etwas Pikanter, Überraschendes oder doch solche Offenbarungen geheimer Hofränke zu lesen, die uns ein Lächeln des Spottes abnöthigen. Allein von dem Allen findet man nichts darin, und Ludwig XIV. königliche Empfindlichkeit wäre gewiß nicht aufgeschreckt worden, wenn er auch erfahren hätte, daß sein Grand-prévôt — diese Stelle nämlich bekleidete Dr. v. Courches an an dessen Hofe — insgeheim Einzelzüge wie folgende niederschrieb: „Dieses Fest war allzu prächtig, um daß man der Nachwelt nicht eine kurze Schilderung davon hinterlassen sollte. Einige Tage hernach bewilligte der König eine Pension von 500 Thaler dem Abbé Renaudot, der den Auftrag hatte, die „Gazette de France" zu schreiben, und der Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war." Auch dürfte dieser Monarch bei all seinem Majestätsgefühl wol nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, daß einer seiner obersten Hofbeamten folgende Stelle aus einer Rede ansühre, welche die Abgesandten von Alger hielten, indem sie ihm 12 Berberpferde als Geschenk ihres Gebieters zu überbringen kamen: „Wie die Ameisen", heißt es in dieser Stelle, „dem König Salomon einen Trostschinken überreichten, ebenso bringen wir E. Maj. gegenwärtige kleine Gabe dar." Man darf wol sagen, daß unsers Memoirenschreibers Opposition gegen den großen König von sehr geringem Belange war, und daß er eben keinen Grund hatte, mittels eines bedeutenden Theils der Buchstaben des Alphabets, die man auf dem Rücken des Manuscripts fand und die Dr. A. Bernier glücklich genug war zu entziffern, seinen Namen und Stand zu verbergen.

Nach diesen Ausführungen wird man wol vermuthen, daß noch irgend ein anderes Motiv als das Interesse, das die Lectur der Memoiren an sich zu gewähren vermag, deren Veröffentlichung zur heutigen Epoche hervorrief. Dr. Bernier hält damit nicht hinterm Berge, wiewol er jenes Motivs nur als eines glücklichen Apopros so nebenbei erwähnt. „In gegenwärtiger Stunde", sagt er, „wo die Kunst den Palast von Versailles mit einem reichhaltigen historischen Museum verschönert, ist die Publication dieses Buchs gewiß ein glückliches Apopros zu nennen, indem uns dasselbe Tag für Tag die geheimsten und verborgensten Vorgänge enthüllt, deren Zeugen die prächtvollen Gemächer dieses Palastes in Gegenwart Ludwig XIV. waren." Es gehet nicht zu unserer Aufgabe, über die schon so viel besprochene Wiederherstellung der alten Wohnstätte der Könige Frankreichs hier unsere Meinung zu äußern. Allein aus welchem Gesichtspunkte man auch dieses Unternehmen betrachten mag, so vermögen wir doch dieses Apopros nicht recht zu begreifen; denn Memoiren, die uns nur mit unbedeutenden Thatfachen bekannt machen, können keinen würdigen Commentar zu einem Unternehmen liefern, das Dr. Bernier selbst für eine der großartigsten Restaurationen der jetzigen Epoche hält. Ja, wir bekennen aufrichtig, daß wir in dem ganzen Buche nur einen schönen Zug gefunden haben, der dem königlichen Erbauer des Palastes von Versailles, an den die Memoiren doch erinnern sollen, wahrhaft zum Ruhme ge-

reicht und den wir deshalb auch noch schließlich anführen wollen. Es sind dies die Worte, die derselbe an den soeben genannten Kanzler von Frankreich bei Übergabe der Staatsflagel richtete. „M. C.", sagte Ludwig XIV. zu diesem, „ich habe bei Ihnen so viel Nützlichkeit und Fähigkeit kennen gelernt, daß ich Sie wählte, um Kanzler zu sein. Hier die Siegel, die ich Ihnen übergebe. Damit können Sie und ich viel Gutes und Böses thun. Meine Absichten sind, einen bloß guten Gebrauch davon zu machen, und weil ich der Ihrigen gewiß bin, vertraue ich sie Ihnen mit Vergnügen."

Um dem zweiten Bande eine verhältnißmäßige Bogenzahl mit dem ersten zu geben, sind demselben noch Erinnerungen von R. J. Foucault, ordentlichem Staatsrathe, beigelegt. Dieselben handeln von der Widerrufung des Edicts von Nantes, einem jener Registrationsacte Ludwig XIV., der, vornehmlich in seinen Consequenzen, von den Berührungspunkten dieses Monarchen so vielfältig ausgebeutet worden ist, um seinen historischen Ruhm zu schmälern. Wir bemerken darüber nur kurzlich, daß auch hier dieser Act in keinem zu günstigen Lichte dargestellt wird. 13.

Naturhistorische Notiz.

Dem Obersten Spätes verdankt die Naturgeschichte die Entdeckung einer neuen Species des wilden Hundes, der sich in den Ländern westlich vom Indus findet, und den man bis jetzt mit andern Hunden verwechselt hat, die, entfernt von den Menschen lebend, in den Zustand der Wildheit zurückgekehrt sind. Als der Oberst eines Tages mit den Bewohnern der benachbarten Flecken an den Ufern der Rhima jagte, brachte man ihm ein Thier, welches einer der Jäger getödtet hatte und das die Eingeborenen Golsun nannten. Das Thier war noch warm; man öffnete es und fand in seinem Magen das noch zuckende Fleisch von einem Wildpret, das ihm zur Nahrung gedient hatte. Seine Länge vom Kopf bis zum Schwanz betrug 26 Zoll und seine Höhe 16 Zoll. Sein Schwanz, ziemlich buschig, an der Basis roth und an der Spitze schwarz, hatte 11 Zoll Länge. Sein Körper hatte von der Nase bis zum Schwanz eine rothe Farbe, die aber unter dem Halse, auf der Brust, unter dem Bauch und zwischen den Vorderbeinen weniger lebhaft war. Sein Haar war weich, kurz und ohne Locken. Das merkwürdigste an diesem Thiere war die außerordentliche Kleinheit des Kopfes, der nur eine Länge von 3 1/2 Zoll hatte, die Bildung seiner Schenkel, seiner Füße und Beine, und die erstaunliche Länge seines Halses. Seine Vorderfüße haben 5 Beine und ihre Gliederung ist analog denen des Schakals. Die Ohren sind breit, gerade und an der Basis rund. Die Pupille ist roth, der Augapfel braun, und seine Zähne drücken Wildheit aus. Die Haut zeigte, nachdem sie zubereitet war, dieselben Eigenschaften wie die des Damhirsches. Der Oberst Spätes hielt diese Angaben für hinreichend, um annehmen zu können, daß dieses Thier keines von denen sei, die von den Naturforschern in ihren Werken beschrieben worden sind; daß es weder mit dem Dhole, oder mit dem wilden Hunde aus Ceylon oder Afrika, noch mit dem Dingo Neuhollands, noch endlich mit dem Schakal identisch sei, sondern daß es eine eigne Species bilde. Der Golsun bewohnt die Ufer des Rhima-Schaktar und die südlichen Küsten von Mahratta. Man findet ihn häufig in den Bergen von Katur in dem District Balaghat, in Oyderabad, in den waldigen Ländern Ellet und Kabschama-Sendel, in dem Gebiete von Sanjam und auf der Ostküste von Koromandel. Er ähnelt etwas dem Fuchse, hat dieselbe Beise, anzugreifen, und denselben Gang zum Stehlen. Er geht immer haufenweise, verbirgt sich in den Bergen, stürzt sich mit seinen Begleitern auf die Thiere, welche ihnen begegnen, und selbst auf Alger, die er oft, wenn er von mehreren unterstützt wird, überwindet. Der Golsun läßt sich nicht zähmen, sondern behält beständig seine Wildheit bei. 4.

Freitag,

Nr. 19.

19. Januar 1838.

Der Erzbischof von Köln Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 8 Gr.

Am 20. Nov. v. J. ward in Köln ein Act landesherrlicher Machtvollkommenheit ausgeübt, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Die Entfernung des Erzbischofs Clemens August von Köln aus seinem Sprengel auf den Befehl seines Landesherrn und die Verbannung desselben in die Festung Minden, sowie die Übertragung seiner geistlichen Obliegenheiten an das Metropolitandomecapitel in Köln mußte um so mehr befremden, da sie Vielen, die den zuvor in Bonn und Köln stattgefundenen Verhandlungen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatten, höchst unerwartet kam, ganz besonders aber, weil sie von einer Regierung ausging, die sich durchaus als friedliebend, maßhaltend und vermittelnd seit einer Reihe von Jahren gezeigt hatte. Aber es gibt Momente, wo auch der Beste nicht in Frieden bleiben kann, und so gibt es im Leben der Staaten gleichfalls Ereignisse, die der Monarch nicht ruhig mit ansehen darf, sondern mit Energie einschreiten muß, um den Ruhm seiner Regierung zu bewahren, die Ehre des Gesetzes zu schützen und mit der ganzen Kraft seines Ansehens darauf zu halten, daß hochgestellte Unterthanen ihren übernommenen Verpflichtungen und eidlischen Versprechungen nachleben. Ein solcher Conflict ist es gewesen, der den frommsten und friedliebendsten Fürsten Europas zu dem oben erwähnten Schritte genöthigt hat, durch welchen der Welt wieder einmal dargethan ist, daß der Staat über der Kirche steht, und daß Ungehorsam eines Geistlichen nicht minder geahndet werden muß als der eines jeden andern Staatsdieners.

Aber gerade, daß dieser Unterthan ein hochgestellter Geistlicher der katholischen Kirche war, hat den Conflict vermehrt und nach der ersten Überraschung Antheile hervorgerufen, welche den Entsetzten in Schutz nahmen und die Ehre und Würde der katholischen Kirche in einem ihrer vornehmsten Priester als angegriffen darzustellen sich abmühten. Die Organe dieser ultramontanen Richtung sind bürgerliche Blätter, in Deutschland die Würzburger und die Aschaffenburgische Zeitung. Man hat sich nicht gekümmert,

Hirtensbriefe zu erdichten und zu verbreiten, einem am 1. Oct. 1836 geschriebenen Briefe des nunmehr verstorbenen Bischofs Joseph von Trier eine durchaus fremde Tendenz unterzuschreiben, von verletztem Gewissen — diesem Schiboleth der katholischen Kirche — zu sprechen und andere lügenhafte Gerüchte, wie von dem Zurücktreten des wackern Generalvicars Hüsgen in Köln von dem einmal übernommenen Amte, auszusprengen, denn der Zweck heiligt ja die Mittel. Um so nothwendiger war eine Schrift wie die gegenwärtig vor uns liegende, welche vor Allem die Person Dessen der Wahrheit gemäß schildert, der die Hauptperson in diesem Streite ist, und dann klar und geschichtlich die thatsächlichen Gegenstände zusammenfaßt, durch welche sich der Erzbischof von Köln gegen den Staat vergangen hatte.

Der Verf., der durchaus mit Entschiedenheit das Verfahren des Königs von Preußen billigt, gibt zuerst eine wohlgeordnete Beschreibung des ehemaligen Hochstiftes Münster und der religiösen Denkmals- und Sinnesart in demselben, die „gleich einer dürrn Mumie unter den lebendigen religiösen Volksgedankungen in den übrigen deutschkatholischen Landestheilen Preußens erscheinen“, des altergrauen Principes, welches in allen Beziehungen des politischen, commerciellen, industriellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens vorherrscht, wobei ihn Niemand der Übertreibung beschuldigen kann, der selbst sich in Münster einige Zeit aufgehalten hat. In Münster, sagt der Verf., hat noch jetzt der blinde Katholicismus in seiner dunkelsten Gestalt seinen Sitz, dort wächst noch jetzt mit festen Wurzeln der Proselytismus, dort schaltet die katholische Beredsamkeit auf den Kanzeln in Controverspredigten, dort finden noch jetzt Wundermedaillen Abfag, dort führen katholisch-theologische Streitschriften den Haß gegen den Protestantismus, dort mischen sich Geistliche auf die verderblichste Weise in die heiligsten und geheimsten Familienverbindungen, von dort aus gehen Schmähartikel gegen den Staat, und von dort aus ging nach S. 8 das seiner Tendenz nach verdammungswürdige Pamphlet: „Beiträge zur neuen Kirchengeschichte“, welches offen und unverhohlen den Aufruhr gegen Preußen predigte. Unter solchen Elementen war der Erzbischof Clemens August von Köln geboren, erzogen und gebildet worden. Die münsterische freiherrlich v. Droste-Vischering'sche

Familie zählt unter ihren Gliedern drei in höhern geistlichen Würden stehende Männer: den zu Hildesheim verstorbenen Domcapitular Franz v. Droste, den gegenwärtigen Bischof von Münster, Kaspar Maximilian v. Droste, und den nach Absterben des Grafen v. Spiegel zum Erzbischof von Köln erwählten Clemens August v. Droste. Der Erste ist als Schriftsteller aufgetreten; der Zweite hat sich als ehrenwerthes Organ der katholischen Kirche durch seine freie Rede bekannt gemacht, die er 1811 auf dem vom französischen Kaiser in Paris zusammenberufenen Nationalconcilium hielt und um die Freilassung des Papstes dringend bat; Clemens August (geb. am 21. Januar 1773) war Domherr zu Münster und während der Erledigung des dasigen bischöflichen Stuhls von 1814—26 Generalvicar, seit 1826 daselbst Weibischof bis zum Antritt seiner erzbischöflichen Würde. Sein Oppositionsgeist zeigte sich schon 1817, wo er bei Gelegenheit der Jubelfeier der Reformation eine Schrift „Über die Religionsfreiheit der Katholiken“ herausgab, deren Charakter der Verf. von S. 12—17 ausführlicher beleuchtet hat, weil sie die Grundsätze genau angibt, nach welchen v. Droste als Generalvicar und dann als Erzbischof zu handeln pflegte. Die Hauptpunkte dieser Schrift sind folgende: 1) der Staat muß factisch die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche anerkennen; 2) die katholische Kirche muß auch in Hinsicht des Verkehrs im Kirchlichen zwischen dem Oberhaupt der Kirche, den Kirchenobern und sonstigen Mitgliedern unabhängig von der Staatsgewalt sein; der Staat muß die Einheit und desfallsige Lehre der katholischen Kirche anerkennen; 3) die katholische Kirche bedarf der Sachen (d. h. des Vermögens, der Kirchengüter), theils zum Unterhalte ihrer Diener, theils als Mittel zur Bildung Derer, die sich ihrem Dienste widmen wollen, theils zur Pflege des Gottesdienstes, theils zur Ausübung der Werke der Barmherzigkeit, und zwar in liegenden Gründen; 4) die katholische Kirchengewalt muß Antheil an den Lehr- und Bildungsanstalten haben; der katholischen Geistlichkeit gebührt der Hauptantheil bei Anstellung und Entlassung der Kirchspieltschullehrer und Lehrerinnen, sowie an der Aufsicht über Lehre und Wandel derselben, ebenso in Beziehung auf Gymnasiallehrer, zum Theil ausschließlich, und an der Aufsicht über die ganze Gymnasialbildung; Anstellung der Lehrer der Theologie, Aufsicht über ihr Leben und ihren Wandel gebührt ihr ebenfalls ausschließlich.

Man wird leicht hieraus ersehen, daß diese Grundsätze, namentlich der erste und zweite den bestehenden Staatsgesetzen in den meisten europäischen Reichen zuwider sind, und daß der dritte nicht in Ausführung gebracht werden kann, da die frühern Kirchengüter größtentheils eingezogen sind und die Einkünfte der Geistlichkeit meistens aus Staatsclassen gezahlt werden.

Ganz im Geiste der eben angeführten Principien handelte der Generalvicar v. Droste, als nach der Stiftung der Universität Bonn im Oct. 1818 die Mehrzahl der zu Münster Theologie Studirenden dem Professor Hermes, als dem ausgezeichnetsten und geistreichsten Theologen der

münsterischen Facultät, nach Bonn folgen wollte. Der Generalvicar, ein persönlicher Feind des Prof. Hermes, verbot damals unter dem 20. Febr. 1820 den Theologen, „anderwärts als in Münster Vorlesungen über irgend einen Zweig der Theologie hören zu dürfen“, und setzte hinzu, „daß er Keinem, welcher solches ohne seine Erlaubniß thut, würde, die heiligen Weihen ertheilen lassen werde“. Der Oberpräsident von Westfalen, v. Vincke, bestand auf die Zurücknahme dieses Verbotes, das ganz gegen die Landesgesetze sei, und da der Generalvicar sich weigerte, wurde vom Ministerium des Unterrichts die theologische Facultät zu Münster suspendirt, worauf von Ostern bis Michaelis keine theologischen Vorlesungen stattfanden. Jenes Verbot des Generalvicars wurde, wie leicht begreiflich, aufgehoben, und es Jedem freigegeben, ob er in Bonn oder Münster studiren wollte.

Nach dieser zur allgemeinen Öffentlichkeit gekommenen Opposition ist zwar v. Droste's Name in weitem Kreise nicht genannt worden, aber er blieb darum derselbe Mann von minder festem, als von eigensinnigem Charakter. Hören wir die Schilderung, welche unser Verf. von ihm gibt (S. 10 fg.):

Im Äußern anspruchslos, ohne Bedürfnisse, einsiedlerisch und fast nur auf sich beschränkt lebend, wohlthuend bis zur Selbstaufopferung, alle religiösen Übungen und gottesdienstlichen Handlungen, welche sein Stand und geistliche Würde ihm zur Pflicht machen, streng üübend, verbindet er mit diesen guten Eigenschaften jene Beharrlichkeit, welche keine Belehrung annimmt, jenen Starrsinn, den nichts zu beugen vermag, der Alles auf die bequemste Weise mit dem „Gewissen“ beschönigt, und Ablassen von Vorurtheil und vorgefaßter Meinung unter dem Vorwande von „Gewissensverletzung“ und „Gewissensbeschwerung“ von sich weist, basirt auf seine subjectiven, unter den obengedachten Einflüssen und Umständen gewonnenen Lebens- und Glaubensansichten, welche wehet die Zeit, noch die wissenschaftlichen Fortschritte der letzten Jahrzehnde zu modificiren vermocht haben, dazu ohne richtige Beurtheilung seiner Stellung zum Könige und zum Staate, durchaus nicht geeignet zu der ihm übertragenen Stelle — Alles aus der isolirten Lebensweise, der er von jeher zugethan gewesen, hervorgehend.

Ein solcher Mann sollte nun der Nachfolger des am 2. August 1835 verstorbenen Erzbischofs zu Köln, des Grafen v. Spiegel zum Defenberg und Canstein, werden. Durch diesen hatte der geistliche Stand am Rheine sich von der Herabwürdigung erholt, die er durch die Napoleon'schen Verwaltungsgrundsätze erlitten hatte, die gehässige Scheidewand zwischen Geistlichen und Laien war gesunken, der Geist der Verträglichkeit und allgemeiner Duldung in den Drischäften gemischter Religionen (nirgend vielleicht mehr als in dem einst so verschrienen Köln) hervorgerufen, der Cultus hatte an Würde und Glanz zugenommen, aber auch die Land- und Stadtschulen waren verbessert und durch die heilsamsten Veränderungen im Gymnasialunterrichte tüchtige und wissenschaftliche Jünglinge für das Prieſterthum erzogen worden. Dazu kam des Grafen Spiegel persönliche Würde und Lebenswürdigkeit im Umgange. Und doch hat er seiner Kirche nichts vergeben, er war nichts weniger als ein schwacher Mann (wie wol jetzt Manche im Gegensatz zu seines Nachfolgers Starrsinn glauben mögen) und hat der Regierung manche

Noth gemacht, aber er war auch ein sehr kluger und durch Zeit und Verhältnisse zu gebildeter Mann, als daß er das Heil der katholischen Kirche in der Unterordnung unter Rom und in der hartnäckigen Opposition gegen die Landesregierung gesucht hätte.

Unser Verf. hat des Grafen Spiegel nirgend ausführlicher gedacht; wir glaubten jedoch jene Bemerkungen um des Contrastes willen mit der Amtsführung seines Nachfolgers nicht unterdrücken zu dürfen. Schon die Ernennung des Freiherrn v. Droske zum Erzbischof hat am Rheine Befremden erregt, und das Benehmen seit seiner Inthronisation am 29. Mai 1836 jede Befürchtung gerechtfertigt. Er war in all seinem Treiben, Wirken, Wollen und Thun durchaus das Gegentheil seines Vorgängers, und es dürfte charakteristisch für ihn sein, daß er da Kartoffeln pflanzte, wo Graf Spiegel die schönsten Blumen gezogen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Reise nach den Südseeinseln.

Morenhout's „Voyage aux îles du Grand-Océan“ (2 Bände, Paris 1837) verbindet den Reiz einer Entdeckungsreise mit dem Interesse eines geschichtlichen Werkes. Die physische wie die politische Geographie dieser Inseln, Sprache, Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Bewohner, Betrachtungen über ihren Handel, ihre Geschichte und Verfassung von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten, alle diese Gegenstände sind ausführlich, die Angaben früherer Reisenden vermehrend und berichtend, abgehandelt. Der Verf. hat lange Zeit als Generalconsul der Vereinigten Staaten auf jenen Inseln zugebracht, auch sehr wichtige Handelsangelegenheiten haben ihn das Volk genau kennen lernen, in dessen Mitte er weilte. Als Eigenthümer und Landbauer verkehrte er unmittelbar mit Menschen aller Classen. Seine vielen Reisen haben ihn in alle Theile dieses weitausgedehnten Inselreichs geführt, und er hat die verschiedenen Bewohner derselben, ihre Sitten und Gebräuche genau beobachtet.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte, einen geographischen, einen ethnographischen und einen geschichtlichen. In dem erstern beschreibt der Verf. die Inseln und erzählt seine verschiedenen Reisen in denselben. Eine Menge interessanter Einzelheiten, lebendig gehaltene Scenen und Abenteuer machen die Erzählung unterhaltend. Obgleich der Reisende auf den meisten Inseln sehr gut aufgenommen und in seinen Geschäften auf das Beste gefördert ward, so gerieth er doch auch auf einigen unter wilde Stämme, die auf alle Weise ihn zu betrügen und zu bestehlen suchten. Ja, einmal wäre er fast das Opfer ihrer Lüste geworden: mit nur zwei Gefährten ans Land gekommen, sah er sich von einem habgierigen Häuptling zurückgehalten und den Mißhandlungen eines Trupps von Num-Trunkener Indianer ausgesetzt, welche hofften, sich seiner Kleider zu bemächtigen, sein Blut zu trinken und, als echte Menschenfresser, ihn zu verzehren. Die Geistesgegenwart des Reisenden rettete ihn aus dieser Gefahr, er kam mit dem Schreck davon und mit einer Menge Geschenke, die er dem Häuptling zu machen genöthigt war, der nicht gekattet hatte, daß man ihn umbringe. Die weitestem große Mehrzahl der Bewohner dieser Inseln ist jedoch von sanfterm Charakter und hat noch den Frohsinn und das zutrauliche Wesen behalten, die Cook bei seinem ersten Besuche dieser Indianer so rührten. Man muß jedoch leider gestehen, daß die Civilisation, welche die Europäer ihnen als die größte Wohlthat brachten, die unerquicklichsten Ergebnisse geliefert hat, so daß man fast geneigt sein könnte, Rousseau in seiner Lobrede der Barbarei Recht zu geben. Mit

unsern gefälligen Einrichtungen sind alle dieselben begleitenden Laster auf jene Naturmenschen übergegangen, ja, grade diese Laster haben am tiefsten bei ihnen Wurzel geschlagen. Das Christenthum ist ihnen nicht auf sonderliche Weise beigebracht worden. Wie fast allenthalben hat man auch die Indianer unterdrückt und ausgefogen, statt alles Ernstes auf eine wirkliche Verbesserung ihrer Lage und die Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten hinarbeiten. Die Mehrzahl der nach diesen Gegenden gesandten englischen Missionnaire haben mehr Eifer als Einsichten an den Tag gelegt; sie haben die Indianer dem Ausern nach zum Christenthume belehrt, aber nicht vermocht, ihnen die Grundsätze der Moral beizubringen. Die Einwohner von Diabeiti begeben sich alle Sonntage haufenweis in die Kirche, das hindert jedoch nicht, daß sie unaufhörlich im Handel und Wandel alle List und Kniffe anwenden, sich als die abgefeinstesten Betrüger, die verwegendsten Räuber zeigen, den Müßiggang und das Laster einem thätigen, aber ehrlichen Leben vorziehen und sich den unmäßigen Ausschweifungen hingeben. Es würde schwer sein, zu bestimmen, was diese Indianer durch ihre Verbindungen mit den Europäern gewonnen haben. Statt des friedlichen und angenehmen Lebens, das sie frei und glücklich inmitten ihrer prächtigen Wälder führten, und das die früheren Seefahrer mit den glänzendsten Farben schildern, schleppen sie ein trauriges Dasein in den Städten dahin, die ihnen keine der Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens darbieten. Ihre jetzigen Wohnungen, allerdings kunstvoller als die früheren erbaut, zeichnen sich durch nichts aus als die darin herrschende Unordnung und Unreinlichkeit. Alles Gute ihres Charakters scheint mit ihren alten Gebräuchen verschwunden zu sein, um nur den niedrigsten Leidenschaften Platz zu lassen. Morenhout schildert mit kräftigen Zügen den peinlichen Eindruck, welchen der Anblick dieses Volks auf ihn hervorbrachte, über das er in der Ferne so süße Täuschungen genährt hatte. Sowie er den Fuß auf den Boden von Diabeiti gesetzt hatte, ward er enttäuscht. Der Anblick des so reichen und geeigneten Landes macht die Fehler, welche die Europäer mit ihren ungeheuren Civilisationsversuchen begangen haben, um so unvergleichlicher. Pitcairn und einige andere Colonien beweisen, zu welchen glücklichen Resultaten man hätte gelangen können.

In dem zweiten Abschnitte theilt der Verf. das mit, was er über die Sitten und Gebräuche dieser Völker hat sammeln können. Merkwürdig sind bei der Sanftmuth der Sitten, welche diesen Völkern im Allgemeinen eigen war, gewisse bizarre, selbst grausame Gewohnheiten, z. B. das Töten einer Anzahl neugeborener Kinder, um der zu starken Zunahme der Bevölkerung zu wehren. Ihre Religion scheint sehr einfach gewesen zu sein. Einige Denkmäler lassen bei diesen Völkern auf eine Culturhöhe schließen, welche der der Mexicaner und Peruaner zur Zeit der Entdeckung von Amerika etwa gleichkam. Der Hauptzweck ihres Lebens scheint das Vergnügen unter allen möglichen Formen gewesen zu sein. Sie hatten Tänze und körperliche Uebungen aller Art, denen sie sich mit der ausgelassensten Lustigkeit überließen. Jetzt ist ihnen nichts mehr davon geblieben als ein grenzenloser Muthwill, den die Europäer mit aller Macht nicht zu unterdrücken vermocht haben.

In dem dritten Abschnitte liefert Morenhout einige geschichtliche Untersuchungen über den Ursprung der verschiedenen Inselvölker und über die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen, seit die Missionnaire die christliche Religion bei ihnen eingeführt haben. Die Quellen fließen hier begreiflicherweise nicht eben reichlich; doch ist das interessant, was der Verf. in seinen Gesprächen mit den Insulanern erfahren hat, vornehmlich die ausführliche Erzählung der Gründung von Pitcairn, welche er genau so mittheilt, wie er sie aus Adams' Munde vernahm. Vergl. damit Beecher's „Narrative of a voyage to the Pacific and Boering's Strait“ (London 1831) und Nr. 180 d. Bl. f. 1831.

Die Eiszeit.

Mehr als der Bru dort oder der Riesent,
 Mehr als des Äffchens Fragensgeßicht, woran
 Sich freut der Pöbel, während Denker
 Heimlich sich schämen des Mitgefellen;
 Mehr als die Bollzahl aller Geschöpfe selbst,
 Die Sammelstift dort häuft und der tiefe Sinn
 Des Forschers so geordnet, daß fast
 Unwiderstehlich der Geist sich kund gibt;
 Mehr als das Reich rings, fesseltest du den Sinn,
 Gleichbar des Nordpols! Fährst mich in Gegenden,
 Wo winterfroh du noch im Kreibelt
 Wohnst und behaglich dich ab'st im Fischfang!
 Wohnst hingebängt dort lange bereits, doch einst
 War deine Heimat näher bei uns, es war
 Vielleicht das Umland deiner Schöpfung,
 Winterbedeckt noch, das Herz Europas.
 Wo war zuvor milde, milder als jetzt, die Welt:
 Weithin im Urwald hallte Gebrüll des Rinds,
 Mammuths graßen still, in Mooren
 Wälzten sich lächerne Pachydermen.
 Längst sind vertilgt sie, deren gebleicht Gebein
 Einhüllt das Flutland, oder mit Haut und Fleisch
 Zugleich, und frisch erhalten, aussteit,
 Endlich erliegend, das Eis des Nordens!
 Ureifes Spätst, älter, als Alpen sind!
 Ureid von damals, als die Gewalt des Stoffs
 Berghoch verschüttet selbst den Eiden,
 Eben verhüllt so Gebirg als Meer!
 Wie kürzte Schneesturm, welche geraume Zeit,
 Endlos herab! Wie, reiche Natur, begabst
 Du lebensheu dich, id' und trostlos!
 Aber es ging ja zuletzt vorüber!
 Tief aus dem Grund brach Alpengebirg hervor,
 Brach durch die Eisküw, deren erkalteter Zug
 Unendlich trümmervoll mit Widen
 Selbstsam gezert noch den Kamm des Jura.
 Wie stand sie hoch erst, deren Zusammenkurg
 Dich, schöner See Genß, dich auch von Neuenburg,
 Als jener Vorzeit Wunderiegel,
 Einzig entzog der Geröllverschüttung!
 Denn als sie hinschwol, als sich die Erde neu
 Schnäuschtig aufsthat, fluteten grauemwoll,
 Dem Guß und Sturz der Wasser weisend,
 Weg die Molassen als Löß ins Rheintal!
 Des Jense warst du, herrlicher Kaiserstuhl,
 Breitganzes Hochwart, sanfterer Sohn Baicant!
 Wenn Linden schmücken jetzt das Haupt dir,
 Schanend in spätere Paradiese.
 Noch aber lehnt am feuergetochten Fels
 Spatzzeit'ger Stöng, der sich zu Alpen hob,
 Die Schar von Wietchern, deren Ruchus
 Zaubend gereiht die Block-Moränen.
 Doch rägt die Jungfrau, welche, der Kindeit noch
 Stolz eingebeut, Fels weiße Gewänder trägt,
 So gut als kurz vor ihrer Ankunft
 Schwer sie getragen der Pathe Montblanc.
 Sie, sammt dem Peerzug, Brüder und Schwester all,
 Wie sehr sie summt da, hüllen sich ein in Eis!
 Denn lauter als sie alle spricht du,
 Das sie bewohnt, o du heimat Schmelzhut!
 Als nach dem Ausbruch dieser Gewaltigen
 Ginfant des Stoffs Reich, lebensgeschwellt Natur

Der aus sich selbst erwachten Erde
 Kinder vorst, in erneuter Schöpfung:

Damals geber euch, Sautern der Möglichkeit
 Rasch folgend, Aellus, ward sich zuerst in euch.

Die jetzt ihr wohnt im Eis des Poles,
 Wieder gewahrt in der Nacht des Lebens.

Nicht hätte nachher euch sie gebracht, da voll
 Preßm der Strom floß Derer, die jetzt sind;

Borgänger seid ihr aller Andern,
 Atmetet schnell den ersten Frühling!

Nahrung genug bot Flutengewimmel schon,
 Neu hing am Fels auch fröhlicher Flechtenwuchs,

Gedänsam, wie das eble Rann, das
 Ähnte den Herrn, der es jetzt geküßt hat!

Ihr wick't! Erfüllung wurde gewährt, und ganz,
 Auf letzten Umkurg, legte das Lebensreich;

In allem und in neuem Bauh!
 Wandelt das Volk der verküngten Erde!

Ihr wick't! Der Schauplay wurde zu warm, und fern
 Wohnt ihr am Pol jetzt! Aber der Herrschende,

Der dann zuletzt erschienen, kennt euch!
 Staunt der Geschlechten, die ihr ihm kändet!

Vorstehende Strophen, dem Kundigen verständlich, dem
 Winkerkundigen wenigstens leserlich, wurden uns vom Verfasser,
 dem Dr. R. F. Schimper, im verfloffenen Jahre aus der Schweiz
 zugesandt. Es war nach langem Stummsein das erste Zeichen
 von ihm, das uns um so freudiger überraschte, als wir daraus
 seine Ehestnahme an den neuen geologischen Forschungen erkann-
 ten, von der wir uns wie Jeder, der seine naturgeschichtlichen
 Entdeckungen, die leider von Freunden und Fremden unziem-
 lich und unverständlich ausgebeutet worden, und den Standpunkt,
 von welchem aus er Werden und Gewordenes überblickt,
 kennt, die erfreulichsten Ergebnisse versprechen. Ich theile es
 Ihnen mit, gewissermaßen als Vorläufer eines Werkchens von
 ihm, das — vielleicht schon unter der Presse — den berühr-
 ten Gegenstand in wissenschaftlicher Darstellung behandelt. Fast
 eine jede Strophe zeigt uns eine neue Ansicht der Geschichte
 der Oberfläche unserer Erde, und wir sehen die Jetztwelt mit
 ihren Geschöpfen und ihrer Gestalt als das Kind einer Lebens-
 periode vor uns, der andere, wesentlich von ihr verschiedene,
 vorausgingen, und die mit einer allmächtig schwindenden all-
 gemeinen Eiszeit beginnt, deren Zeugen noch in unverkennbaren
 Überresten die Erde bedecken. Die poetische Form erscheint auch
 uns die angemessenste, ein anschauliches Bild der großen Er-
 gebnisse der neuen Forschungen in wenig Zügen zu entwerfen,
 ganz abgerechnet, daß in dem vorliegenden Gedicht sich ein
 ausgezeichnetes Talent für Metrik und Sprache kund gibt, für
 dessen Entwicklung sonst dem Naturforscher selten Zeit und
 Gelegenheit bleibt.

27.
 München, im Januar 1888.

Literarische Notiz.

Eine für Sachsen erfreuliche Erscheinung im Gebiete der
 auswärtigen Literatur ist es, unter den fast zahllosen Bearbei-
 tungen, die Luther's „Kleiner Katechismus“ in neuerer Zeit
 erfahren, gerade die Arbeit eines sächsischen Gelehrten anerkannt
 und überschätzt zu finden. Es ist dies der vom jetzigen Stadt-
 prediger Dr. Jaspis in Dresden herausgegebene „Kleine Kate-
 chismus Luther's in behaltbaren Stößen zum Auswendiglernen“
 (britte Aufl.), mit veränderten Liederverse zum Gebrauch der
 Jugend neu herausgegeben vom Professor Ewers in Dorpat,
 der in dieser Ausgabe nützlich in allen evangelisch-luther-
 ischen Gymnasien Studiums eingeführt worden ist.

L i t e r a r i s c h e U n t e r h a l t u n g .

Sonnabend,

Nr. 20.

20. Januar 1838.

Der Erzbischof von Köln Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

(Schluß aus Nr. 19.)

Die Geschichte der Amtsführung des Erzbischofs Clemens August und die ihm zur Last fallenden Handlungen, Überschreitungen seiner Amtsbefugnisse, Widersetzlichkeiten gegen die königliche Regierung und die Anhänglichkeit an die Grundsätze der römischen Curie hat der Verf. von S. 28 — 47 mit den Worten des Ministerialpublicandums und des Schreibens des Ministers v. Altenstein an das Domcapitel zu Köln mitgetheilt. Diese Actenstücke sind so allgemein bekannt, daß wir über ihren hochwichtigen Inhalt und die verständige, klare Abfassung unsers Urtheils und Lobes überhoben zu sein glauben. Die vier in diesem Schreiben aufgestellten Hauptbeschwerden hat der Verf. ausführlich entwickelt und erklärt und hierdurch eine sehr deutliche An- und Übersicht der Sachlage gegeben.

Die erste Beschwerde war „das einseitige und aller Form entbehrende Einschreiten des Erzbischofs gegen jene Professoren der Universität zu Bonn, welche ihm als Schüler und Freunde des verstorbenen Professors der Theologie zu Bonn, Hermes, mißfällig oder verdächtig waren“. Der Verf. hat die Ursachen der Feindschaft des Erzbischofs gegen Hermes von S. 49 — 54 auseinandergelegt und gezeigt, wie dieselbe in der Art und Weise gesucht werden müsse, in welcher Hermes 1815 sein Gutachten über die Verwaltung des Hochstifts Münster und die unter der Napoleon'schen Regierung geschehene Wahl eines neuen Domcapitels und eines neuen Bischofs, in der Person des Grafen Spiegel, der 1813 Domdechant war, abgegeben hatte. Da die kanonische Institution wegen der Gefangenhaltung des Papstes nicht erfolgt war, so protestirte der Freiherr v. Droste, nachdem die Verbündeten 1813 Münster besetzt hatten, gegen jene frühern Wahlen, hatte aber das Domcapitel gegen sich, sowie auch die gutachtliche Entscheidung des Professors Hermes und des berühmten Kanonisten Cordes. In seiner Stellung als Weihbischof von Münster vermochte er indes nichts gegen Hermes, den persönlichen Freund des Grafen Spiegel, auszusprechen und mußte es geschehen lassen, daß das Hermes'sche System sowohl in Münster als in Bonn An-

hänger fand. Wer in den letzten sieben bis acht Jahren, wo Graf Spiegel auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln saß, am Rheine gelebt hat, weiß, daß die Eintracht unter den Katholiken damals auf keine Weise gestört worden ist, indem sich namentlich die jüngern Theologen fast ausschließlich zum Hermesianismus bekannten, „dessen Endresultat auf dem Wege philosophischer Forschung kein anderes war als: der Katholicismus ist der einzig wahre, alleinseligmachende Glaube“ (S. 57). Kaum war aber Graf Spiegel im Sommer 1835 gestorben, so gelangte auf geheimem Wege von Aachen her (also aus Belgien?) nach Köln das päpstliche Breve vom 26. Sept. 1835, welches den verstorbenen Professor Hermes als Ketzer proclamierte und seine Schriften als ketzerisch mit dem Anathema belegte.

Damals war, wie jezt wieder, der wohlgekannte Generalvicar Hüsken Verweser des erzbischöflichen Stuhls in Köln. Das Breve war nicht auf amtlichem Wege an ihn gelangt, und da er die Gesetze des Concordats kannte und respectierte, so nahm er Anstand, das Breve zu publiciren und der Facultät in Bonn mitzutheilen. „Ein Circular“, sagt unser Verf., „desselben legt offen die ehrenwerthe, die positiven Gesetze achtende Gesinnung an den Tag“, dennoch unterließ das preussische Ministerium nicht, dafür zu sorgen, daß die Hermes'schen Schriften — indem das ihm nicht officiell zugegangene päpstliche Breve nur eine Glaubenssache zum Gegenstande hatte — auf der Universität zu Bonn beseitigt würden, und erließ in diesem Sinne die ernstlichsten Verfügungen an die katholischen Professoren zu Bonn.

Ganz anders verfuhr der Erzbischof Clemens August. Da er nicht wagte seine Gesinnungen gegen Hermes und das päpstliche Breve öffentlich durch vorschriftsmäßige Publication an den Tag zu legen, oder sie bei dem geistlichen Ministerium in Berlin zu beantragen, so erließ er ein Circular an die Reichsväter in Bonn mit dem Befehle, dem dort Theologie Studirenden im Reichsstuhle zu eröffnen, daß der Erzbischof ihnen den Besuch aller Vorlesungen derselben Professoren verbiete, welche Anhänger des Hermes'schen Lehrsystems wären. Darauf traten alle die Störungen und Nachtheile ein, deren das Schreiben des Ministers v. Altenstein an das Domcapitel zu Köln gedenkt.

In genauer Verbindung und Wechselwirkung steht hiermit der zweite Beschwerdepunkt, der begründet wird durch „die Nichtachtung der bestehenden Gesetze und Verordnungen, wonach päpstliche Bullen und Breven ebenso wie neue bischöfliche Verordnungen nur mit Vorwissen und mit Genehmigung der Regierung vollziehbar sind und dadurch in Preußen verbindliche Kraft erlangen“, und durch „den dadurch an den Tag gelegten Ungehorsam gegen das Oberhaupt des Staates und die demselben gelobte Treue“ (S. 61). Hierzu werden die bestimmt und klar ausgedrückten Gesetzstellen aus dem Allgemeinen preussischen Landrechte und die organischen Artikel der Convention vom 26. Messidor d. J. IX angeführt, nach welchen kein Bischof in Religions- oder Kirchenangelegenheiten ohne Erlaubnis des Staats neue Verordnungen erlassen oder dieselben von geistlichen fremden Obern annehmen darf. Gegen diese positiven Bestimmungen kann es nur als eine offene, unverhaltene Hohnsprechung erscheinen, wenn der Erzbischof die Behauptung aufstellte, daß Breven dogmatischen Inhalts der Staatsgenehmigung nicht bedürften. Hätte er den gesegnmäßigen Weg eingeschlagen, so würde ihn dieser gewiß zum Zwecke geführt haben, da es der evangelischen Krone Preußen nicht anders als gleichgültig sein kann, ob in Bonn die katholische Theologie nach dem Hermes'schen oder nach einem andern Systeme gelehrt wird. Aber unter dem Gesetze steht der Erzbischof ebenso wie der Bettler.

Als dritten Beschwerdepunkt stellt das Schreiben des Ministers auf „die durch den Erzbischof geschehene Aufstellung von achtzehn Sägen, die den neu einzuweihehenden und andern Priestern der Erzbischofs-Köln als Bedingung ihrer Anstellung und Wirksamkeit von ihm zur Unterschrift vorgelegt werden sollten und wirklich vorgelegt worden sind“ (S. 65). Es gehört auch dies in die Kategorie des zweiten Beschwerdepunktes, da hier von neuen bischöflichen Verordnungen die Rede ist, welche erst der landesherrlichen Genehmigung bedurft hätten, und die achtzehnte These schnurstracks wider das landesherrliche Recht streitet. Diese lautet so:

Ich glaube und verspreche meinem Erzbischofe Ehrerbietigkeit und Gehorsam in Allem, was zur Lehre und Disciplin gehört, und bekenne, daß ich, was das Urtheil des Erzbischofs betrifft, nach der Anordnung der katholischen Hierarchie an Niemanden als nur an den Papst appelliren könne und solle.

Der vierte und letzte zur Öffentlichkeit gebrachte Beschwerdepunkt betrifft die gemischten Ehen und das gesetzwidrige Benehmen des Erzbischofs in dieser Hinsicht (S. 69). Es war zu erwarten, daß auch dieser Controverspunkt, der selbst unter der Verwaltung des Grafen Spiegel nicht selten Mißhelligkeiten verursacht hat, auch hier mit großer Schärfe zur Sprache kommen würde. Denn wie bestimmt sich auch hierüber das Gesetz ausspricht, so fehlt es doch nicht an Umgehungen und Insinuationen von Seiten der katholischen Priester, die dadurch nur zu oft den Frieden der Familien stören. Unser Verf. hält es mit Recht für zu weitläufig, sich hier in eine ausführliche Rechtsentwicklung einzulassen, verspricht aber dieselbe in

einer demnächst erscheinenden Schrift über die jetzigen ehe-nischen und frühern Verhältnisse in Bezug auf gemischte Ehen in Preußen. Übrigens stimmen wir ihm auch darin vollkommen bei, daß schon die drei angeführten Beschwerdepunkte ein hinlänglicher Anlaß für die Staatsregierung waren, um gegen den Erzbischof in der kräftigen und doch so schonenden Weise einzuschreiten, wie es aus den öffentlichen Blättern bekannt ist.

Man hat es hier und da auffallend gefunden, daß am Schlusse des ministeriellen Schreibens gesagt ist, es hänge die ganze Handlungsweise des Erzbischofs nach unverkennbaren Spuren mit dem feindseligen Einflusse zweier revolutionnairer Parteien zusammen, welche die Gemüther aufzuregen und die Gewissen zu verwirren suchen, um ihre zerstörenden und weitgreifenden Pläne durchzusetzen. Man hat auch gefragt, wer diese Parteien wären. Betrachtet man jedoch die Begebenheiten und Aufsetzungen seit der Verbannung des Erzbischofs, so scheinen diese Worte nicht ungewisheit auf die belgischen Liberalen und die belgischen Katholiken bezogen werden zu müssen, auf diese monströse Zusammensetzung, aus der nimmer etwas Gutes hervorgehen kann. Wie gern diese Aufwiegler schon 1830 am Rheine ihr Wesen getrieben hätten, wird Niemanden unbekannt sein, der in jenem Jahre dort gelebt hat. Aber zum Glück ist der Rheinländer offen, bieder, frei- und frohsinnig; der Belgier dagegen verschlossen, fanatisch und Personen und Ideen blind ergeben, von einer tiefen, hartnäckigen Leidenschaftlichkeit, dem Spanier nicht unähnlich. Beide Nationen stoßen sich für immer gegenseitig ab, und wenn auch wol fanatische Geistliche mit der belgischen Hierarchie in Verbindung stehen können, so wird doch der Kern des rheinländischen Volkes den Welschen (so heißen sie am Rheine) niemals günstig werden.

Die Ruhe der preussischen Rheinprovinz ist übrigens nach jenem Vorgange zu Köln nicht gestört worden, ja, selbst die gegen Preußen mit leidenschaftlicher Heftigkeit eingenommenen Blätter haben keine Beweise des Gegentheils auffindig machen können. Eine Handlung, die so gesegnmäßig vor sich ging als die Entfernung des Erzbischofs aus Köln, hat bei den gesegnetlebenden Rheinländern, selbst bei denen, welche der katholischen Confession zugethan sind, gewiß Anerkennung gefunden, wenn es auch dem frommern Theile schmerzlich sein mochte, einen hohen Geistlichen in dieser Lage zu erblicken. Zudem walten dort so viele andere Interessen vor und nehmen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch, daß ein großer Theil der Bevölkerung der Sache des Freiherrn v. Droste, der überdies keine große Popularität besessen haben soll, eine langdauernde Theilnahme zu widmen gar nicht aufgelegt sein wird. Einzelne Unzufriedene und Finsterlinge sind durch die energischen Maßregeln in Schrecken gesetzt worden, und wenn nur der König von Preußen, um mit Luther (sämmtl. Werke III, 2440) zu reden, „stark durchgeht und alle Umstände aus den Augen schlägt, und denkt, es lebe kein Mensch auf Erden, der ihm etwas schaden oder dienen könnte, und die Sache richtet, wie sie ist“, so wird ein solches mannhafte Be-

nehmen von der besten Wirkung sein. Was freilich in Münster geschehen ist, zeigt auf sehr bedauerliche Weise, daß noch der Fanatismus der Wiedertäufer in den Köpfen der Münsterländer spukt. Es ist Blut geflossen, aber wahrlich nicht durch die Schuld der aufklärten und milden Regierung. 2.

Vues politiques sur les intérêts moraux et matériels de la France et sur les principaux actes de son gouvernement depuis le 9 Août 1830, par Jules Lechevalier. Paris 1837.

Das vorliegende Werk, mit welchem Hr. Jules Lechevalier, seit dem 7. Februar Director des „Journal de Paris“, aus den Columnen seiner Zeitung hervortritt, um sich zu dem Kreise der politischen Schriftsteller zu gesellen, enthält eine Sammlung seiner wenig zahlreichen Opuscula, die er seit vier Jahren in verschiedenen Zeitschriften bekannt gemacht hatte. Der erste Aufsatz ist wiederabgedruckt aus der „Revue du progrès social“, von der 1834 zwölf Lieferungen erschienen. Er führt den vielversprechenden Titel: „Situation de la France. Janvier 1834“, den man nun eben nicht für baare Münze zu nehmen hat. Der erste Abschnitt desselben, noch besonders überschrieben: „L'établissement monarchique du 9 Août 1830“, hebt an mit Rückblicken auf den häufigen Regierungswechsel in Frankreich während der letzten vierzig Jahre; Bemerkungen, die 1834 bereits so oft gemacht worden waren, daß sie wol schon damals wenig Interesse mehr werden gefunden haben. Mit den allergewöhnlichsten Tiraden und Paraphrasen der französischen Zeitungsschreiber läuft am Ende das Ganze auf einen weissen Panegyricus der neuen Dynastie hinaus. „Pourquoi donc“, fragt der Verf., „disons nous maintenant qu'après tant d'essais malheureux, la nouvelle transaction qui a été le résultat de l'insurrection de 1830, se présente comme la plus légitime, la plus intelligente et la plus durable?“ und antwortet darauf mit einem siebenfachen parce-que, das von gutem Willen für Sr. Majestät den König Ludwig Philipp zeugt; wer aber zur Ehre seines Selbst nichts Besseres vorzubringen hat als diese kläglichen sieben Posaunenstöße, sollte ihn lieber ganz unbefungen sein lassen. Als Doctrinair kann Hr. Lechevalier denn auch nicht umhin, des berühmten quoique des Präsidenten Dupin vornehm-misbilligend zu erwähnen. Gegen den Wig muß man aber nicht Ernst gebrauchen wollen, das wäre ungeschickt, sondern, wenn man ihm etwas anhaben will, so hat man ihm den Krieg ins eigne Land zu spielen, und das ist freilich nicht Ferdinands Sache. Auch der Vorwurf, daß die Julidynastie ihre Versprechungen nicht gehalten, wird erwähnt und mit etlichen allgemeinen Redensarten abgefertigt. Wirkamer aber als die salbungsvollen Worte des Hrn. Lechevalier würde es sein, wenn es bei der nächsten Deputirtenwahl noch vielen Mitgliedern der Linken so erginge wie bei der eben geschehenen dem Hrn. Jacques Caffitte, daß sie am Ende voll Verzweiflung ausrufen mußten: „Je n'ai plus rien à demander à la France électorale. Tout est-il donc terminé maintenant et la France a-t-elle touché aux limites de sa carrière sociale? Non. Tout recommence au contraire, mais sur de nouvelles bases.“ Mit dieser Frage, die vermutlich wenige von seinen Lesern an Hrn. L. von freien Stücken gethan haben würden, und mit einer Antwort darauf, die wahrscheinlich noch weniger genügen wird, müssen wir — in der That noch ziemlich nächsten — zum zweiten Abschnitte übergehen: „Etat de la question entre les partis.“ Er ist unterhalten-der als der vorige; denn wer etwa nicht wüßte, was man in der Sprache der pariser Journalisten mit einem Kunstausdrucke eine tartine nennt, der könnte es hier lernen, wiewol der Hr. Verf. eine ganz andere Bedeutung darin gemacht hat, die am

Schlusse in Capitalbuchstaben einherfolgt: „Satisfaire et concilier les intérêts, voilà en effet tout le problème politique et social!“ Ja, wer unsern Staatsmännern lehren wollte, wie sie es aller Welt recht machen könnten! Hr. Lechevalier will es leider nicht, denn er ist wieder so grausam und geht zu einem andern Capitel über, grabe da wir, wie Xantalus, nach den Früchten greifen möchten, um unsern Heißhunger nach seiner Staatsklugheit mit einem derben Wissen zu stillen. Bisher hatte er uns von der Vergangenheit und von der Gegenwart unterhalten, jetzt läßt er noch den Schleier der Zukunft. „Avenir de la France. Question sociale“ steht mit großen Buchstaben an der Stirn dieses inhaltsschweren Drakels. Der Leser schaudert, ehe er sich hineinwagt, wie der unglückliche Jüngling vor dem verschleierte Bild zu Eats, und wohl Denen, die jenseit des Rheins, der innern warnenden Stimme folgend, diese sibyllinischen Blätter in den Wind streuen; denn S. 17 steht mit klaren Worten geschrieben: „Le code civil et le code de commerce présentent de tous côtés des chaussees-trappes pour ruiner l'honnête homme et enrichir le fripon.“ Wer hätte das gedacht! Das geduldige Frankreich, das es über die Urheber einer solchen Gesetzgebung nicht noch im Grabe mit Peter und Bebe den Stab gebrochen hat. Was kann es helfen, wenn der Verf. auf solche Schreckenswahrheiten den Trost der Philosophie herbeibringt und also definiert: „La propriété est l'expression matérielle de la valeur sociale de l'individu.“ Vergebens führt er mehrere sesquipedalia — grenadierlange Wörter, wie gouvernement représentatif-constitutionnel — in das Feuer seiner Rede. Der erbauliche Schluß wird für die meisten übertheilichen Leser zu spät kommen, trotzdem, daß er folgenndermaßen heißt: „A voir tout ce que notre société a laissé derrière elle, à sentir toute l'énergie de la sève qui bouillonne dans les veines de nos jeunes générations, on peut croire à un avenir grandiose et nous devons y travailler.“

Der zweite Aufsatz, im April 1834 geschrieben und ebenfalls aus der „Revue du progrès social“ abgedruckt, handelt, „De la presse périodique et des moyens de régler son action“. Er ist durchaus in demselben Tone gehalten wie der vorige. Der Verf. holt so weit aus, als er nur kann, und beginnt zwar nicht bei der Erschaffung der Welt, aber denn doch bei der Erfindung der Buchdruckerkunst S. 22 seines Buchs, und auf S. 36 ist er schon mit seiner ganzen Aufgabe fertig. Da ist nach einer umständlichen Einleitung §. 1. gehandelt worden: „De la presse comme instrument de communication intellectuelle“, und §. 2.: „Des moyens de régler l'action de la presse“, und das Alles ohne ein einziges Factum, ohne die mindeste Rücksicht auf England, das hier gar nicht übergangen werden konnte. Schon die ganze Einteilung erinnert an den Pfarrer, der in seiner Predigt zeigen wollte, die beiden Jünger auf ihrem Wege nach Emmaus“, und zwar 1) wohin sie gingen, und 2) wie viel ihrer waren. Alles übrige aber gleicht vollkommen dem bekannten Eichtenberg'schen Artikel aus einem Feuerkatechismus, der mit den Worten anfängt: „Wenn ein Haus brennt“ u. s. w., ausgenommen die ergötliche Definition: „Le journal est l'encyclopédie militante de la pensée humaine.“

Der dritte Aufsatz handelt von den weiland berühmten „Paroles d'un croyant par M. de Lamennais“. Das Buch ist in Frankreich längst vergessen, in Deutschland verboten und der Papst hat es für die katholische Christenheit in den Index librorum prohibitorum setzen lassen. Die Gedanken, die Hr. Lechevalier im Mai 1834 darüber gehabt und ehe dem in der obgenannten „Revue“ bekannt gemacht hat, werden selbst nach ihrer Auferstehung weder Hr. Heiligkeit, noch dem deutschen Bunde, noch der pariser Lesewelt viel zu schaffen machen.

Ob das Aufhören der „Revue du progrès social“ mit zu den progrès sociaux des Jahres 1834 gehört hat, wollen wir unentschieden lassen. Mit dem Jahre 1835 beginnt Hr. Lechevalier seine Arbeiten für den „Moniteur du commerce“, der

gegenwärtig unter fremdem Namen: „La paix“, erscheint. Daraus entnommen ist der vierte Aufsatz: „Repression des crimes et delits provoqués par la presse révolutionnaire. Procès d'avril. Jurisdiction de la cour des pairs. 1835.“ Hätte der Verf. die Verhandlungen vor dem Pairshofe in diesem Prozesse mit abdrucken lassen, so würde man seine Reflexionen darüber mit mehr oder weniger Interesse wiedergelesen haben. So isolirt aber, sind sie gänzlich unbrauchbar; doch erkennen wir gern an, daß sie mit weniger Affectation geschrieben sind als das Vorige, indem sie, aus dem lustigen Gebiete einer haltlosen, vagen Speculation zurückkommend, sich Schritt vor Schritt an die Thatfachen des Aprilprocesses halten.

Dasselbe gilt von dem fünften Aufsatz: „Les lois de Septembre“, Reflexionen, die während der Discussionen darüber in den Kammern willkommen sein mochten, jetzt aber, so zahl dastehend, schlecht stimmen wollen zu der Vergessenheit, in die das gegenwärtige Ministerium des Aiers-parti die schwererrungenen Pressgesetze hat fallen lassen. Victor Hugo und Alexander Dumas auf dem großen Banquet in Versailles, von dem der Ruchengeruch sich durch ganz Europa gezogen hat, zu Mittern der Ehrenlegion schlagen, hieß die Doctrinaires kruzigen, und jene beiden Herren werden sich gern zu den Kreuzträgern hergegeben haben: Victor Hugo, der Verf. von „Le roi s'amuse“, Alexander Dumas, der noch jüngst in seinen „Impressions de voyages“ erzählt, daß ihn irgendwo ein Fährmann gefragt habe, ob er für die alte oder für die neue Regierung in Frankreich sei, und wie er ihm zur Antwort gegeben habe: „Ni pour l'un, ni pour l'autre!“ „J'espère que tu vas changer maintenant“, sagte zu Alexander Dumas einer seiner Freunde, indem er auf das rothe Bändchen im Knopfloche deutete. „Mais non“, erwiderte er, „pas du tout. Ça m'a trop bien réussi.“ Solche Anekdoten sind Balsam auf die Wunden der geschlagenen Doctrinaires, lieber Hr. Eschevalier, aber ihre „Premiers Paris“ aus bessern, glücklichen Tagen nicht, und wenn ich Ihr Freund wäre und Sie eine Königin, so würde ich Ihnen mit Aeneas zurufen: „Infandum regina jubes renovare dolorem.“

Der sechste Aufsatz, überlieferten: „La presse après les lois de Septembre. Institutions complémentaires de la monarchie constitutionnelle. 1835“ — enthält ein möglichst vollständiges Glaubensbekenntniß des Verf. Le roi règne ist das Schiboleth, an dem wir ihn erkennen. In der Politik macht aber der Glaube nicht selig. In ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, heißt es auch da, und es wird wol noch lange dauern, bis für Frankreich das tausendjährige Reich beginnt, wo, wie Hr. Eschevalier prophezeit, „la société sera dirigée par des principes et non plus par les passions individuelles“.

Damit aber Frankreich einst das pays de cocagne werde, das es noch nicht ist, predigt Hr. L. seinem Volke Buße und Besserung im siebenten Aufsatz: „Tendances nouvelles de la société française. 1835.“ „Où est aujourd'hui le point d'honneur politique?“ fragt er im ersten Paragraph, und wer Ohren hat, zu hören, der höre die strafende Antwort: „Le pouvoir est devenu un pilori où l'homme qui exerce quelque influence sur les destinées de son pays est exposé pendant la durée de sa puissance aux attaques les plus vives, les plus étrangères à ses fonctions et fort souvent les plus méconformes.“ Seine Ermahnungen noch eindringlicher zu machen, hält der Verf. nun noch bis S. 175 seiner Nation vor, wie bei ihr Alles sein könnte und sein sollte, und sein möchte und sein müßte, wenn sie ihm nur folgen wollte. Er tröst sein Volk mit 16 Seiten über die „quatre sophismes révolutionnaires, égalité, fraternité, liberté, souveraineté du peuple“, leere Declamationen gegen den ebenso leeren französischen Republikanismus; und mit dem Allen wird es noch nach wie vor heißen, wie Hr. L. nach S. 152 „les hommes

les plus recommandables“ unglückliche Male hat sagen können: „Nous sommes tellement dégoûtés de la politique que nous ne voulons plus entendre parler que des intérêts matériels.“ 28.

Notiz.

Der Kaiser von Rußland hat neuerdings einen Ukas an den Minister des öffentlichen Unterrichts, Uwaroff, erlassen, nach welchem auch fernerhin der festgesetzte Unterschied in dem Unterrichte der einzelnen Volksclassen streng festgehalten werden soll. Es heißt in dem Ukas, daß nach der jetzigen Organisation der Schulen allen Ständen des russischen Reiches die Mittel geboten seien, um sich den Bedürfnissen einer künftigen Stellung gemäß gehöbig auszubilden, daß aber auch ausgezeichneten Talenten der Weg offen stehe, sich eine höhere Bildung und Stellung zu verschaffen. Namentlich können Bürger und Freibauern, wenn sie Kenntnisse und Fähigkeit in den gewöhnlichen Prüfungen bekunden, Befreiung von Militair- und andern Verpflichtungen, Leibeigene aber Befreiung von der Leibeigenschaft erlangen. Nur finde jetzt, besonders in den Privatschulen, Pensionen und den sogenannten Realschulen, die zu einer Vorbildung für die Landwirthschaft und das Fabrikleben bestimmt sind, der Mißbrauch statt, daß freie und leibeigene Personen ohne Belieben denselben Unterricht genießen, wodurch ein Widerspruch zwischen dem Stande und der Bildung einer Person herbeigeführt werde. Es soll daher künftig in allen Ständen streng darauf gesehen werden, daß nur, wenn die gesetzmäßigen Prüfungen stattgefunden und die sonstigen Bedingungen erfüllt sind, eine Versetzung in die mittlern und höhern Schulen erfolge, daß aber insbesondere Leibeigene nur dann, wenn sie von ihren Herren vorher die Freiheit erhalten haben, in die mittlern und höhern Schulen aufgenommen werden, sonst aber den niedern Pfarz- und Kreis Schulen überwiesen bleiben. Alle Privatpensionen sollen gleichfalls nach den allgemeinen Bestimmungen in niedere, mittlere und höhere getheilt und streng geschieden werden, die Realschulen aber in allen Lehrgegenständen, mit Ausnahme der diesen Schulen eigenthümlichen, auf das praktische Leben bezüglichen, den Pfarz- und Kreis Schulen gleichgestellt werden. 9.

Bibliographie.

Beleuchtung des Königl. hanoverschen Patents vom 1. Nov. 1837. Gr. 8. Altona Hammerich. 3 Gr.

Bernhard, G., Das Glückskind, eine Novelle; dänisch und deutsch. 8. Kopenhagen, Schuboth. 2 Thlr. 8 Gr.

Holst, J. G., Gedichte. 8. Altona, Aue. 16 Gr.

Krug, Prof., Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Macht in Sachen des Erzbischofs von Köln. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 6 Gr.

Lieber eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Roy. 4. Köln, DüMont-Schenberg. 5 Thlr.

Lyser, J. P., Abendländische Laufend und eine Nacht, oder die schönsten Märchen und Sagen aller europäischen Völker. 1stes Bändchen. 1ste Abth. 16. Krißien, Gedichte. 6 Gr.

Marbach, G. D., Gedichte. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr.

Schönning, A. B. v., Des General-Feldmarschalls Dubislav Gnesmar von Rastow auf Gannow's Leben und Kriegsthaten. Ein Beitrag zur brandenburgisch-preussischen Kengeschichte. Gr. 8. Berlin, Lohmeyer. 2 Thlr. 6 Gr.

Allgemeine Theater-Repert. Herausgegeben von A. Leubald. Ihr Jahrgang für 1838. Gr. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr.

Trarrel, A., Anacharsis Germanos, oder Kreuzzüge eines Cosmopoliten. 2ter Thlr. Palermo bis Athen und Corfu. Gr. 12. Stuttgart, Brodtag. 1 Thlr. 6 Gr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 21.

21. Januar 1838.

Geschichte der Nachfolger Alexander's von Joh. Gust. Droysen. — A. u. d. L.: Geschichte des Hellenismus. Erster Theil. Hamburg, F. Perthes. 1836. Gr. 8. 4 Thlr.

An jede bedeutende wissenschaftliche Richtung, welche ihre Zeit beherrscht und den Gipfel ihres Strebens ausmacht, pflegt sich eine Anzahl solcher Köpfe anzuschließen, die jene Richtung weder zu erzeugen noch weiter fortzuführen, noch auch nur mit eindringendem Verständnisse zu begreifen im Stande sind, dennoch aber einen gewissen Takt oder Instinct besitzen, um die Resultate derselben, insofern sie sich auf einzelnen abgeforderten Gebieten menschlicher Wissenschaft als neue Betrachtungsweise, als zeitgemäße Forderungen und Bestrebungen gestalten, mit mehr oder weniger Klarheit zu erkennen und mit mehr oder weniger Glück auf ihr Fach anzuwenden. Bei ihnen zeigt sich keine Spur mehr von den Kämpfen, mit denen jene Resultate erreicht sind, oder von den Zweifeln, welche dagegen noch immer laut werden; sie sind mühelos sogleich in einen ganz friedlichen Besitz des theuern Gutes gekommen, das vielen ihrer Zeitgenossen noch lange fern und fremd bleibt. Die neuen, befruchtenden Ingrebienzen des höhern geistigen Lebens schlagen sich in ihnen zu einem harmlosen *sensus communis* nieder, der ihnen gleichwol die Überzeugung gibt, daß sie auf der Höhe ihrer Zeit stehen und den Besten genuthun; ja, diese Überzeugung ist sogar zum Theil begründet, oder wenigstens ist es oft für die Mehrzahl der Zeitgenossen schwer, zu unterscheiden, ob sie bloß den äußern Schein oder auch den innern tiefern Grund für sich hat. Denn lange dauert es, ehe eine neue Lehre alle einzelnen Fächer der Wissenschaft durcharbeitet und wahrhaft durchdringt; oft liefert sie zu dem einen oder andern nur die Form und gewisse Stichwörter, oder einzelne Wendungen der Methode, oder auch einzelne abgerissene Gedanken, die dann den übrigen unverändert gebliebenen Stoff von ehemals wie sparsamer Sauerteig durchbringen sollen; zeigt jedoch der Stoff Fleiß und Gelehrsamkeit, oder hat wenigstens der Ausdruck einen gewissen Reiz, und weiß er sich mit einigem Selbstbewußtsein geltend zu machen und mittheilend auf die Schwachheiten früherer Zeiten oder Dorer herabzublicken, welche einen gleichen Aufschwung noch nicht genommen haben, so kann oft mit sehr wenigen Mit-

theilern ein großer Erfolg, ein fast allgemeiner Beifall erreicht werden.

Hr. Droysen hat es weder leugnen wollen noch können, daß diese Betrachtungen, deren Beziehungen näher anzugeben nicht nöthig ist, durch das vorliegende Buch in ihm angeregt wurden; ob es aber wirklich unter dieselben fällt und in welchem Maße, darüber jetzt zu entscheiden, möchte vielleicht eine Ungerechtigkeit sein, die er sich um so weniger zu Schulden kommen lassen will, je mehr er das Streben und Ringen nach einem Vollkommenen erkennt und anerkennt. Hr. Droysen hat die Geschichte des Hellenismus zum „Tagewerk seines Lebens“ gewählt; als Einleitung dazu will er die schon früher erschienene „Geschichte Alexander's“ betrachtet wissen; auf die vorliegende Geschichte der Nachfolger desselben, welche den ersten Theil des Werkes bildet, soll in den zwei Bänden des zweiten Theiles „die politische Geschichte des Hellenismus bis zum Untergange seiner selbständigen staatlichen Existenzen“ folgen.

Spätern Theilen ist es vorbehalten, die religiösen Zustände des Hellenismus, seine Verschmelzung der Religionen und Culte, seine Theokratie und Theosophie, seinen Unglauben und Aberglauben bis zum letzten Verschwinden des hellenistischen Heidenthums — die Umformung der allgemeinen Bildung und der speciellen Wissenschaften, der sittlichen Verhältnisse und des Bürgerverkehrs bis zum Siege der östlichen Reaction im Cassanidenreiche und im Mohammedanismus — endlich den weitläufigen Verlauf der lange nachwirkenden Literatur und Kunst bis zu den letzten byzantinischen Nachklängen ihrer großen Vorzeit und dem vollendeten Triumph des Ostens über die Heimat des Hellenismus darzustellen.

Dieser Plan ist groß und wichtig genug, um ein würdiges Tagewerk des Lebens abzugeben und um wirklich den größten Theil des Lebens in Anspruch zu nehmen, zumal wenn der Verf. später etwas langsamer arbeiten sollte, als er bisher gethan. Zugleich aber erhellt auch aus der gegebenen Übersicht des Ganzen, wie wenig genügend ein Urtheil über den vorliegenden ersten Theil ausfallen kann, wofern damit eine nur einigermaßen begründete Erwartung von den folgenden Theilen ausgesprochen werden soll. Der Verf. hat sich das Leichtere vorweg genommen: er behandelt zunächst, sowie es auch in dem zweiten Theile geschehen soll, nur die äußere, politische Geschichte der Staaten, welche er die hellenistischen genannt hat; die innere Geschichte derselben, die Cultur-

geschichte, wird erst in spätern Theilen geliefert werden. Schon dies ist nach des Rec. Dafürhalten ein erheblicher Mißgriff, der sich keineswegs mit der von dem Verf. angestrebten Wissenschaftlichkeit vertragen möchte. Die wahre Geschichtsschreibung hat die Motive des äußern politischen Lebens der Völker in ihrem innern Leben nachzuvollziehen, und wie das letztere durch angeborene und eingelebte Volksschümllichkeit, durch Einflüsse sinnlicher und geistiger Art sich in religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung gestaltet, wie es sich äußerlich im Hause, in Kirche und Schule darstellt, so muß sich in entsprechender Weise auch der Staat und dessen Geschichte bilden; eine tiefe, lebendige Wechselwirkung ist überall vorhanden und kann sich nur vorübergehend durch scheinbare Widersprüche verdunkeln, welche dann bald die Folgezeit löst. Werden nun aber die beiden Seiten für sich betrachtet, so sind theils bedeutende Wiederholungen nicht zu vermeiden, theils wird dennoch die Darstellung immer des organischen Ineinandergreifens ermangeln und hier oder dort mehr oder weniger einseitig bleiben. Diese unausbleibliche Folge tritt uns auch an dem jetzt vorliegenden ersten Theile, so weit sie diesen treffen konnte, deutlich genug entgegen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß der Verf. Einiges gethan hat, um dies zu hindern.

Er wollte die Geschichte des Hellenismus schreiben von dem Standpunkte aus, den dieser Titel bezeichnen soll, was vor ihm allerdings noch nicht geschehen ist. Es konnte demnach keine dringendere Pflicht für ihn geben, als diesen Standpunkt zu entwickeln und zu begründen; und das war nur in einer Einleitung möglich, welche genau und von allen der Betrachtung werthen Seiten her den Punkt bezeichnete, auf welchem das Griechenthum so entwickelt war, daß es auf die eine oder andere Weise in die neue Gestalt übergehen mußte, welche der Verf. Hellenismus nennt. Offenbar aber war diese Einleitung schon vor das Leben Alexander's zu stellen; denn schon dessen Macedonier sind Hellenisten, ja, schon vor ihm was das Griechenthum selbst zum Hellenismus herabgesunken; Philipp verschaffte dieser neuen Erscheinung den Sieg, Alexander die siegreiche Ausbreitung, zu der sie bestimmt war. Wir wollen nicht fragen, ob der Verf., als er das Leben Alexander's schrieb, wirklich sich schon dessen bewußt war, daß er damit die Einleitung zu dem jetzt vorgelegten großen Plane schreibe; wir wollen keine Vermuthung darüber aufstellen, wie es möglich war, daß er die von uns postulierte Einleitung nicht schrieb und sie, wie offenbar der Fall ist, auf die spätern Theile versparte, welche die Culturgeschichte enthalten sollen. Wollen wir seinen Standpunkt kennen lernen, so müssen wir uns mit Dem begnügen, was er gegenwärtig in der Vorrede und Einleitung darüber angegeben hat nicht in zusammenhangender, begründender Darstellung, sondern mehr in der Form einer einzelnen Ansicht, eines die neue Behandlungsweise des Stoffes motivirenden Gedankens. Nun ist aber dieser Gedanke weder ganz neu noch ganz wahr, und ob er fruchtbar genug ist, um die an sich wüste Masse der politischen Geschichte mit belebender Kraft zu

durchbringen, das wird dem Verf., wenn es nicht jetzt schon geschehen ist, jedenfalls bei dem folgenden Theile fühlbar werden, da er doch ohne Zweifel mehr von sich verlangt als eine in gefälligem Style verfaßte, übersichtliche Erzählung politischer Ereignisse.

Betrachten wir zunächst jenen Einen Gedanken, so gesteht der Verf. selbst zu, daß nur seine Zugrundelegung für die Betrachtung der ganzen Geschichte des Hellenismus neu ist; ausgesprochen ist er in ähnlicher Weise schon von Andern; der Verf. hat ihn nur noch etwas weiter geführt und hat ihn dadurch unklar und unwahr gemacht.

Hellenistisch hat man im engeren Sinne denjenigen Dialekt genannt, dessen sich die Septuaginta und die Verfasser des Neuen Testaments bedienten; überhaupt aber können, dem Worte nach, Hellenisten nur Nichtgriechen sein, welche sich das Griechische aneignen. Diesen Sinn hält der Verf. keineswegs fest; für ihn ist der Hellenismus ein drittes Neues, das sich aus der Mischung des Griechischen und Orientalischen gebildet hat, ein eigenthümliches westöstliches Leben, das er nicht bloß, wie man gewöhnlich gethan hat, als etwas Negatives, als Verschlechterung, Verworfenheit und Untergang betrachtet, sondern es ist für ihn ein Positives, das außer der Schwäche auch Kraft enthalten habe, und wäre es nur die des Verneinens und der Zerstörung, des Leidens und der Trägheit. Ganz damit im Einklange steht es, daß der Verf. als die einzige dem Hellenismus ähnliche Erscheinung die Vermischung des germanischen und römischen Wesens bezeichnet, weshalb er auch die Jahrhunderte, die er vom Standpunkte des Hellenismus entwickeln will, das Mittelalter der griechisch-asiatischen Welt nennt. Man kann nicht leugnen, daß diese Zusammenstellung des Romanischen und Hellenistischen etwas Bestechendes hat, und dennoch findet sich bei näherer Betrachtung ein großer und wesentlicher Unterschied. Das Romanische nämlich ist wirklich ein Neues, Positives, streng geschieden sowohl von dem Römischen als von dem Germanischen; das Hellenistische dagegen steht keineswegs in demselben Verhältnisse zu dem Griechischen und Orientalischen. Hat auch der Verf. darin vollkommen Recht, daß er es nicht als etwas bloß Negatives angesehen wissen will, so ist es doch auch nicht ein neues Product aus jenen beiden Elementen, sondern es ist nichts weiter als das alte Griechenthum, in einen fremden Boden verpflanzt, andern Einflüssen ausgesetzt, in neuer Weise fortgebildet und vermischt, aber deshalb immer noch dasselbe Griechenthum, das, verglichen z. B. mit der Zeit des Euripides, schwerlich einen größern Unterschied darbietet, als wenn man diese mit der des Homer vergleicht. Oder sind wir etwa nicht mehr Deutsche zu nennen deshalb, weil wir ganz anders geworden sind, als unsere Vorfahren im Mittelalter waren? Übrigens ist hierbei das entscheidende Merkmal die Sprache; denken wir nun an die Veränderungen unserer Muttersprache, oder vergleichen wir gar die romanischen Sprachen mit der lateinischen und deutschen, so ist es evident, daß das Hellenistische ein ganz anderes Verhältniß zum Griechischen und zu den

orientalischen Sprachen hat, als es bei der Annahme des Verf. der Fall sein mußte. Die hellenistische Literatur ist und bleibt ihrem inneren Wesen nach die griechische, in der innigsten Verbindung mit den Productionen der Vergangenheit; die Schriftsprache hat sich aus dem attischen Dialekte gebildet, und zwar mit Verschiedenheiten, die nicht einmal die organischen Verhältnisse der Sprache bedeutend berühren; der Unterschied ist nicht ein solcher, wie etwa zwischen dem ionischen und dorischen Dialekte, und vollends an eine neue Sprache, wie eine romanische, ist gar nicht zu denken.

Hieraus ergibt sich auch, was von der neugebildeten, eigenthümlichen Kraft zu halten ist, die nach dem Verf. in dem Hellenismus enthalten war außer der Schwäche; war es wirklich, wie er in den oben angeführten Worten fast zugeben scheint, nur die Kraft des Verneinens und der Zerstörung, des Leidens und der Trägheit, so hätte sich diese in kurzer Zeit selbst aufreiben müssen, und es würde sich der Hellenismus nicht haben die byzantinische Zeit hindurch erhalten können. Vielmehr lag der nährende Lebensstoff, an dem der Hellenismus zehrte und der seine Existenz fristete, in der alten ursprünglichen Wurzel des Griechenthums, dessen Kraft nie ganz versiegte und auch in oben Zeiten noch einige sparsame Knospen und Blüten trieb, bis der edle Baum, auf seinem heimischen Boden verdorrt und verwüstet, seine letzte Lebenskraft hinüberleitete in das Abendland. Aber vollends auf dem fremden Boden, in Asien, vermochte sich das eingedrungene Griechenthum beinahe nicht so lange zu halten. Es herrschte allerdings Jahrhunderte hindurch, getragen von den höhern Ständen und der politischen Macht; daß es aber nicht im Stande war, das damit angeblich vermischte orientalische Wesen zu vernichten, daß dies vielmehr in feindlicher Besonderheit bestehen blieb, gibt der Verf. selbst zu, indem er, wie oben angeführt, die Entstehung der Herrschaft der Sassaniden und des Mohammedanismus eine östliche Reaction nennt, durch welche also das bis dahin nur mehr oder weniger zurückgebrängte und unterdrückte, nicht aber verschwundene und im sogenannten Hellenismus ausgegangene orientalische Element wieder die Oberhand und völlige Alleinherrschaft gewann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letztes Wort des preussischen Cultusministeriums in der Lorinser'schen Sache.

Es sind jetzt zwei Jahre verflossen, seitdem die Gymnasien Deutschlands, und vorzugsweise wieder Norddeutschlands, durch den heftigen Angriff des Medicinalrathes Lorinser in Oppeln beeinträchtigt und verleumdet worden sind. Denn wäre nach dem Inhalte seines in Nr. 1 der „Medicinisches Zeitung“ vom 1886 enthaltenen Aufsatze vorgegangen worden, so hätten die deutschen Regierungen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die bisherigen Gymnasien aufzulösen und an ihre Stelle Anstalten zu setzen, welche für unsere jungen Leute, die ohnehin, wie der berühmte Cicerone in Kiel sich auszuzeichnen pflegte, keine nates plumbeas haben, recht methodische, wohl ausgestattete Hausbetten und Kupferbetten geworden wären. Aber so geschwinde haben sich die deutschen Schulmänner nicht von einem unberufenen Kritiker überwältigen lassen. Das ge-

meinsame Gefühl des erlittenen Unrechts und die überall gefühlte Verpflüchtung eine so schwere Anklage, sich „als freiwilige oder als gefällig verpflüchtete Sünder an dem physischen und geistigen Wohle der aufblühenden Jugend“ dargestellt zu sehen, mit Kraft von sich abzuweisen, hat eine große Anzahl kleinerer und größerer Schriften erzeugt und Besprechungen in den gelesesten Journalen hervorgerufen, in denen überall ein edler Eifer und ein warmes Gefühl an dem Wohle des aufblühenden Geschlechtes wahrzunehmen gewesen ist. War die Form hier und da mitunter etwas herb und die Sprache herb und kräftig, so muß man auch bedenken, daß es sich um die Ehre eines ganzen Standes handelte, und daß Gymnasiallehrer, wenn sie einmal gendthigt werden, aus den stillen Räumen ihres Lehrzimmers hinauszutreten, nur gar zu viel auf dem Herzen haben, welches sie dem polternden, murrenden, sich schneidenden und flüsternden Publicum ganz und gar nicht vorzuenthalten gewillt sind.

Das königlich preussische Ministerium des Cultus, welches sich seit einer langen Reihe von Jahren um die Gestaltung des öffentlichen Unterrichts in Elementarschulen und Gymnasien die bedeutendsten Verdienste erworben hat, konnte eine so bedeutliche Erscheinung wie die der Lorinser'schen Diatribe und einen so heftigen Angriff auf seine Schöpfungen nicht unberücksichtigt lassen. Überdies war die Kunde jenes Aufsatzes schnell in höhere Sirkel gedrungen, wo sonst nur politische Interessen besprochen zu werden pflegen. Demnach wurde von Seiten des erleuchteten Chefs des Cultusministeriums, des Freiherrn v. Altenstein, den Provinzial-Schulcollegien und den Directoren sämtlicher preussischer Gymnasien unter dem 21. März 1886 aufgegeben, sich gutachtlich über die Anklagen des Hrn. Lorinser zu äußern und anzugeben, ob das gegenwärtige System des Unterrichts in den Gelehrtenschulen wirklich eine normale und kräftige Ausbildung des Körpers unmöglich mache und ob es wirklich nothwendig sei, die Unterrichtsgegenstände, die Lehrstunden und die häuslichen Arbeiten zu vermindern.

Aus der großen Menge jener gutachtlichen Berichte ist nun die Circularverfügung vom 24. October 1887 an sämtliche Provinzial-Schulcollegien und resp. Gymnasialdirectoren des preussischen Staats (13 ziemlich eng lithographirte Bogen in Folio) hervorgegangen, welche in den letzten Wochen des vorigen Jahres amtlich versendet worden ist und uns jetzt vorliegt. Wir haben aus diesem trefflichen Actenstücke zuerst mit der größten Befriedigung die Freude des genannten Ministeriums darüber wahrgenommen, daß nach allen jenen gutachtlichen Berichten und andern Zeugnissen erfahrener und sachkundiger Männer die Lorinser'schen Befürchtungen höchst übertrieben sind und daß krankhafte Erscheinungen des Geistes und Körpers, welche Lorinser — freilich im Widerspruche mit andern Ärzten — bei dem jüngern Geschlechte bemerkt zu haben behauptet, wenigstens nicht durch die Gymnasien und ihre Verfassung hervorgerufen und gesteigert worden sind. Ferner gibt sich in dieser Verfügung ein so warmes Interesse an dem Wohle der zu erziehenden Jugend und eine so vernünftige Behandlung derselben, die von übertriebener Strenge und verweichlichender Liebe gleich entfernt ist und zugleich die Resultate einer vieljährigen Erfahrung enthält, kund, daß wir dem Staate nur Glück wünschen können, dessen heiligste Interessen von so treuen und frommen Haushaltern bewahrt werden. Endlich ist die schöne Sprache und prächtige Darstellung, wie sie erst neuerdings bei dem denkwürdigen Rescripte desselben Ministeriums vom 15. November 1887 an das Metropolitancapitel zu Köln überall Anerkennung gefunden hat, einer besondern Auszeichnung werth, kurz, die ganze Verfügung nach Inhalt und Form sehr geeignet, als ein entscheidendes Wort in dieser vielbesprochenen Angelegenheit zu gelten.

Wir glauben daher im Interesse derjenigen Leser d. Bl., denen jene Verfügung nicht zu Gesicht kommt, zu handeln, wenn wir die Grundzüge derselben ihnen jetzt mittheilen. Eine ausführlichere Behandlung oder Beurtheilung

würde hier nicht an ihrer Stelle sein; auch haben wir wahrgenommen, daß die ministerielle Verfügung nicht selten übereinstimmend mit den Ansichten ist, welche wir nach unserer mehrjährigen Erfahrung in Nr. 173—176 d. Bl. f. 1836 ausgesprochen haben.

Das Ministerium erkennt es nicht, daß in den ihm untergebenen Gymnasien wesentliche Gebrechen und Mängel die gedeihliche Wirksamkeit derselben öfters gehemmt haben, und glaubt die erfreuliche Aufmerksamkeit und lebendige Theilnahme, welche der Vorinser'sche Aufsatz in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft gefunden hat, nicht unzweideutiger ehren zu können als durch die bestmögliche Abstellung jener Mängel und durch die Feststellung mehrerer, den Unterricht und die Zucht in den Gymnasien betreffenden Punkte, die noch einer nähern Bestimmung zu bedürfen scheinen.

Erstens. Nach den bisherigen Erfahrungen wird den Gymnasien ihre Aufgabe besonders dadurch erschwert, daß ihnen zur Aufnahme in die unterste Classe Knaben zugeführt werden, die keineswegs mit den gehörigen Elementarkenntnissen ausgestattet sind. Daher wird befohlen, daß die Aufnahme von jetzt an nicht vor dem zehnten Lebensjahre erfolgen soll, das Maß von Fertigkeiten und Kenntnissen, welches von ihnen zu fordern ist, genau bestimmt und den Directoren aufgegeben, die Ältern körperlich schwacher Knaben, denen bei dem erforderlichen Maße von Kenntnissen die Aufnahme nicht zu verweigern ist, vor den nachtheiligen Folgen zu warnen und auf das Unzweckmäßige ihres Beginns aufmerksam zu machen. Freilich werden viele Ältern für solche Vorstellungen taub sein, aber die Gymnasien haben dann doch das Ihrige redlich gethan.

Zweitens. Es ist sehr erfreulich, daß das Ministerium sich trotz aller Angriffe der Materialisten und Utilitarier nicht hat bewogen gefunden, von den bisherigen Lehrgegenständen in den Gymnasien einen oder den andern aus denselben zu verweisen. Es bleiben demnach die deutsche, lateinische und griechische Sprache, die Religionslehre, die philosophische Propädeutik, die Mathematik nebst Physik, die Geschichte und Geographie, sowie die technischen Fertigkeiten des Schreibens, Zeichnens und Singens die Grundlage des Gymnasialunterrichts, zu dem noch für künftige Theologen die hebräische Sprache hinzutritt, und die französische Sprache, nicht sowohl wegen „ihrer innern Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft ihres Baues“, als wegen „ihrer Nützlichkeit für das weitere praktische Leben“ (S. 8). Ref. hegt nur hinsichtlich der philosophischen Propädeutik einige Zweifel, falls diese nicht streng mit dem deutschen Sprachunterrichte verbunden ist oder wenigstens in dem letzten Theile des Semesters als eine akademische Hobegetik, an der es unsern Gymnasialisten in der Regel so sehr fehlt, vorgetragen wird. Sonst scheinen uns Sprachen und Mathematik die beste, natürlichste Vorschule zur Philosophie zu sein, wie Fohlsch in einer sehr lehrreichen Abhandlung („Schulschriften“, Bd. 1, S. 237—256) auseinandergesetzt hat. Dann dürfte auch wol Eine Stunde (die Verfügung schreibt unter Nr. 4 deren zwei vor) hinreichend sein. Hatte doch selbst ein so bedeutender Philosoph, als Fichte war, achtzehnjährige Jünglinge, wie Barnhagen v. Ense von sich selbst erzählt („Denkwürdigkeiten“, Bd. 1, S. 34), vorzugsweise auf das Studium der Griechen und Römer hingewiesen und vor dem Studium der Philosophie in diesem Alter gewarnt; ja, Hegel selbst hat den philosophischen Unterricht auf Schulen nicht unbedingt empfohlen („Sammtl. Werke“, Bd. 17, S. 334). Alle andern Gegenstände aber „sind nicht willkürlich zusammengehäuft, vielmehr haben sie sich im Laufe von Jahrhunderten als Glieder eines lebendigen Organismus entwickelt, indem sie, mehr oder minder entwickelt, in den Gymnasien immer vorhanden waren“. Weiter wird sehr richtig ausgeführt, daß kein Lehrgegenstand als Zweck für sich, sondern als dienendes, untergeordnetes Mittel zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes zu betrachten und zu behandeln sei. „Aber

das lebendige Band, welches alle Lehrfächer umfassen und zur Einheit verbinden soll, wird gelöst und die Erreichung ihres gemeinsamen Zweckes erschwert, selbst in vielen Fällen unmöglich gemacht, wenn ein Gymnasiallehrer einzelne, ihm übertragene Lehrfächer auf Kosten der übrigen betreibt, ihr gegenseitiges Verhältniß wie das Bedürfnis der Classe, die ihm angewiesen ist, unbeachtet läßt und sowol in Dem, was er seinen Schülern mittheilt, als in Dem, was er von ihnen fordert, maßlos über die Schranken hinausgeht, welche dem Gymnasialunterrichte für jedes Lehrfach und für jede Classe gezogen sind.“ Da das Ministerium hinlänglichen Grund hat, zu befürchten, daß solche Überschreitungen nicht selten vorkommen sind, so werden die Directoren neuerdings berechtigt und verpflichtet, solchen Mißgeheimen einzelner Lehrer mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Drittens. Die nützliche Einrichtung des Classensystems und die wichtige Anstellung der Classenordinarien (die von jetzt an ausschließlich das Prädicat: Oberlehrer, führen sollen) wird bestätigt und durch mehrere zweckmäßige Anordnungen erweitert. Die Vereinfachung des Unterrichts wird durch solche, die jedoch zu speciell sind, als daß wir sie hier anführen könnten, bedingt und namentlich der Klage abgeholfen werden, daß die Arbeiten der Schüler in den einzelnen Classen zu ungleichmäßig vertheilt wären. Um so mehr wird es den Provinzial-Schulbehörden zur Pflicht gemacht, für das „schwierige, aber einflußreiche Amt der Classenordinarien tüchtige Lehrer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, von treuer Liebe und Hingebung für ihren Beruf und von gereifter Erfahrung zu gewinnen, die auch durch die Reinheit und Würde ihres Charakters, wie durch den milden Ernst ihrer ganzen Haltung eine unaussprechliche Ehrfurcht vor der sittlichen Macht, welche das Leben der Menschen regiert, in der ihrer väterlichen Obhut und Pflege übergebenen Classe zu wecken vermögen“. Wir halten diese Stelle über die Ordinarien, die wir nicht nach dem ganzen Umfange mittheilen können, für besonders geeignet, um den edeln und väterlichen Sinn zu bezeichnen, in welchem die ganze Verfügung abgefaßt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

In den Monaten Juli und August 1837 erschienen in der Lombardi 111 Werke, ohne die Zeitschriften, von welchen in Mailand allein 29 herauskommen, zu rechnen. Es befinden sich darunter eine Menge Übersetzungen aus dem Französischen, von Bourdaloue's und Massillon's Predigten so gut wie von Balzac's und Paul de Rod's Romanen, von B. Hugo's und Bigny's Tragödien und den Scirbe'schen Dandrolles. Die Originalwerke gehören vornehmlich der Geschichte und der Rechtswissenschaft an; auch die Zahl der Erbauungsschriften ist nicht unbedeutend. „Igilda di Brivio“ heißt ein Roman in Walter Scott's Manier von Finoli. Als ein sehr guter Begleiter in dem unter dem Namen Brianza bekannten reizenden Landschaft der Lombardi wird der bei Bravetta in Mailand gedruckte „Guida per la Brianza“ empfohlen. Von des Grafen Pompeo Litta berühmtem Werke: „Famiglie celebri italiane“, enthalten die neuesten (86. und 37.) Hefte die Geschichte der Familien Colonna von Rom und Pusterla aus Mailand. Von des Dr. Lichtenthal's „Dizionario della musica“ waren die vier ersten Hefte erschienen. Unter den 110 Nummern Rustikalien, welche in den genannten Monaten herauskamen, befinden sich viele Nachstücke. Neu waren bloß einige der vorzüglichsten Stücke aus Donizetti's und Mercadante's Opern: „Lucia di Lammermoor“ und „Il giuramento“, aus Goppola's im vorigen Frühjahr zu Mailand aufgeführter Oper: „La bella Celeste“, aus Rustici's „Maria di Provenza“, und eine Phantasie für Piano-forte von dem jetzt in Mailand sich aufhaltenden Kätz. 29.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 22.

22. Januar 1838.

Geschichte der Nachfolger Alexander's von Joh. Gust. Droysen. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Kann man nun auch nach diesen Bemerkungen schwerlich die vorliegenden flüchtigen und vorläufigen Äußerungen des Verf. über das eigentliche Wesen der Zeiten und Völker billigen, deren Geschichte zu schreiben er begonnen hat, so möchte es sich doch leicht ergeben, daß er selbst, sobald er in den Fall kommt, seine Ansicht in weiterem Zusammenhange genauer begründen zu müssen, einsieht, daß er zu viel gesagt hat, daß er sich durch den Reiz einer ansprechenden Combination, einer anscheinend geistreichen und scharfsinnigen Bemerkung und Bezeichnung hat verführen lassen, etwas aufzustellen, das mit der Wahrheit nicht bestehen kann; es wird ihm dann leicht werden, das Richtige seiner Ansicht festzuhalten und das Unrichtige fallen zu lassen. Die Benennung: Hellenismus, aber, sollte er sie beibehalten wollen, wird schwerlich in dem von ihm angenommenen ausgedehnten Sinne Eingang finden, da darin sowol der Sprachgebrauch verkehrt als die Charakteristik der spätern griechischen Zeiten verfehlt ist. Wenn er sein Werk etwa „Vom Fall und Untergang des Griechenthums“ betitelt hätte, so wäre das ohne Zweifel weit richtiger gewesen, wenngleich nicht ganz richtig, denn er würde mit Recht entgegen, daß darin nur das Negative ausgedrückt sei; aber im Hellenismus liegt nur das Positive. Daß er das letztere nicht hat verkennen wollen, ist das Wahre an seinem Gedanken; daß er es aber allein als das Vorwiegende und Namengebende hingestellt hat, das ist eine Übertreibung, die weit irthümlicher ist, als wenn man das Negative allein hinstellt; denn dies ist wirklich das factisch Vorwiegende. Doch eine genauere Erörterung dieser Fragen wird, wie gesagt, erst dann an der Zeit sein, wenn der Verf. in den spätern Theilen seine Forschungen über diejenigen Gegenstände vorlegt, welche vorzugsweise die Norm allgemeinerer Ansichten liefern. Daß wir darauf sehr lange werden warten müssen, daß die äußere, politische Geschichte durch einen Zeitraum von beinahe 2000 Jahren hindurchgeführt werden soll, wahrscheinlich in derselben beschränkten Einseitigkeit, wie es in dem vorliegenden Bande geschehen ist, daß also den sehr bedeutenden, tief eingreifenden geistigen Entwicklungen, wie sie die Römerherrschaft, das

Christenthum u. s. w. herbeiführten, nur eine flüchtige, beiläufige Aufmerksamkeit zu Theil werden kann, ist ein so augenscheinlicher Mangel in dem Plane des Verf., daß zu erwarten ist, er werde ihn nicht so durchzuführen im Stande sein, wie er ihn jetzt vorgelegt hat. Möchte er sich dann nur nicht durch äußerliche Auskunftsmittel zu helfen suchen, sondern eine innere, organische Verbindung der beiden Theile bewerkstelligen, deren Trennung ebenso unnatürlich als unwissenschaftlich ist. Weniger, als es späterhin der Fall sein würde, macht sich dieser Mangel in der Geschichte der Nachfolger Alexander's fühlbar; denn diese, so überreich sie auch an politischen Ereignissen ist, umfaßt doch nur einen Zeitraum von 45 Jahren, die unter wilden, fast ununterbrochenen Kämpfen verlaufen; an eine neue, geistige Entwicklung ist dabei nicht zu denken; die beiden Generationen, welche als handelnd auftreten, verrathen keinen wesentlichen Unterschied; Alexander's Reich, um dessen Einheit die am meisten hervorstechenden Kräfte selbstständig ringen, zerfällt für immer, aber die Hellenisirung Asiens behauptet sich, und es setzen sich die Formen fest, in denen dies geschehen soll. Somit kann erst die folgende Zeit in größerem Umfange die Resultate aufzeigen, welche aus jenen Ereignissen für die asiatische und rückwirkend für die in jene eingedrungene griechische Welt hervorgegangen sind; aber grade auf diese ist man auch am Schlusse des Buches desto gespannter, weit weniger auf den fernern Verlauf der politischen Geschichte.

Betrachten wir nun, was der Verf. bis jetzt gegeben hat, so läßt sich nicht leugnen, daß sein Verdienst darin kein geringes ist. Es war keine leichte Aufgabe, die vielferschlungenen Fäden der wechselvollen Ereignisse überall festzuhalten und eine Darstellung zu geben, welche Übersichtlichkeit mit Vollständigkeit und Anmuth vereinigte; und dieser Schwierigkeit der Form steht die andere nicht nach, welche aus dem Mangel an guten, vollständigen und zuverlässigen Quellen hervorgeht. Hat nun gleich der Verf. in beiden Beziehungen Erhebliches geleistet, so ist doch nicht zu verkennen, daß er bei weitem mehr für die erstere als für die letztere gethan hat, und gewiß wird jeder Leser sich mit steigendem Interesse der Geschicklichkeit erfreuen, mit der einem an sich spröden und leicht ermüdenden Stoff ein immer neuer Reiz gegeben wird,

und das in einer leichten, angenehmen Sprache, die, abgesehen von einigen zu oft wiederkehrenden Ausdrucksweisen, als durchweg schön und dem historischen Style angemessen erscheint. Das Ganze zerfällt sehr zweckmäßig in vier Bücher; eine Eintheilung, welche der von Heren gegebenen am nächsten steht, jedoch vor dieser und besonders vor der Schloffer'schen Manches voraus hat. Das erste Buch geht von Alexander's bis zu Antipater's Tode, 323 — 319, in welcher Zeit das große Reich im Namen des Philipp Arrhidäus und Alexander Agus zuerst in kräftiger Einheit unter der energischen Reichsverwesung des Perdikkas besteht, die dann, unter Pithon und Arrhidäus getheilt, darauf bei der neuen Vertheilung der Satrapien von Triparadeisos dem Antipater zugesprochen, der anwachsenden Macht der Einzelnen gegenüber zu einem leeren Namen herabsinkt, sodaß im zweiten Buche, 319 — 315, Antipater's Nachfolger Polyperchon mehr als Vertheidiger des königlichen Hauses auftritt. Unter demselben Titel kämpft in Asien Eumenes, aber Beide unterliegen, jener dem Kassander, dieser dem Antigonos. Im dritten Buche, 315 — 301, sehen wir den Antigonos, gestützt auf seine Übermacht, mit seinem Sohne Demetrius Polyorketes nach Wiedervereinigung des Reiches streben, anfangs unter dem Namen des Alexander Agus und des Bastard Hercules, dann aber seit dem cyprischen Siege unter eigenem Namen mit dem Königtitel. Diesen nehmen aber auch seine Gegner an, und damit ist die Einheit des Reichs auch dem Namen nach für immer aufgehoben; denn der Sache nach vermag sie Antigonos nicht herzustellen, der bei Ipsus seinen Untergang findet. Was den Inhalt des vierten Buches betrifft, die Geschichte der Zeit von 301 — 278, so läßt sich zweifeln, ob diese noch zu der Geschichte der Diadochen gehört; Schloffer hat sie davon abgesondert, und in der That ist wenigstens für Asien wirklich das J. 301 der Endpunkt, wo die neuen Staaten im Wesentlichen fest bestanden; die Kämpfe dauern hauptsächlich nur in Europa fort. Indes wird die Ansicht des Verf. hinlänglich gerechtfertigt durch die Bestrebungen des Demetrius und Seleukus; aber etwas heterogen ist es doch, daß der Abschluß der Zeit durch eine Pest und die gallische Völkerwanderung herbeigeführt wird: Ereignisse äußerlicher Art, welche die Ermattung der Kräfte zu neuen Kämpfen theils vergrößerten, theils offenbarten und somit nach dem Abschlusse jener Periode an den Anfang der folgenden zu setzen sind.

Nicht ganz billigen kann man es, weil es mit der Würde der Geschichte unverträglich ist, daß der Verf. zuweilen einen Schmuck aufwendet, der weit mehr für einen Roman geeignet ist. Wie groß auch die Versuchung sein mag, auf diese Weise den Leser zu erfreuen, so möchte doch die dem Historiker angemessene Darstellungskunst nicht weiter gehen dürfen, als mittels der beglaubigten Hauptzüge lebensvolle und charakteristische Bilder aufzustellen, die weitere Ausführung aber der Phantasie des Lesers entweder ganz zu überlassen oder doch nur leise andeuten; selbst wo alte Schriftsteller willkürlicher Weise

weiter gegangen sind, möchte nur mit großer Vorsicht und Mäßigung von ihren Schilderungen Gebrauch zu machen sein. Man wird hierbei sogleich an den anmuthig rhetorisirenden Curtius denken, dessen Beschreibung der allgemeinen Trauer und der nächsten Ereignisse nach dem Tode Alexander's der Verf. S. 20 fg. unbedenklich benutzt hat.

Doch es ist Zeit, auch über die Leistungen des Verf. im Sachlichen wenigstens Einiges zu bemerken, da ein näheres Eingehen auf das Einzelne mit dem Zwecke dieser Blätter nicht verträglich ist. Manche schätzbare Vorarbeiten lagen vor, welche der Verf. in der Vorrede aufzählt und mit Billigkeit charakterisirt, namentlich die bedeutendern von Mannert, Schloffer, Niebuhr, Grauert, Fläthe, Clinton, Champollion-Figeac; doch hätte neben Gillies auch wol John Galt genannt zu werden verdient, dessen „Geschichte von Griechenland seit Alexander's des Macedoniers Thronbesteigung bis zur endlichen Unterjochung durch die Römer“, ins Deutsche übersetzt, zu Leipzig 1798 erschienen ist. Trotzdem ist die Klage über Vernachlässigung dieser Partie der Geschichte nicht ganz ungegründet, zumal da die alten Quellen in bedauerlicher Unvollständigkeit und Zerrissenheit auf uns gekommen sind und darum eines sehr vielseitigen Fleißes bedürfen; dazu herrscht darin viel Parteilichkeit und Widerspruch, und es ist sehr schwer, die wichtigen Nachrichten späterer Autoren auf ihre ursprünglichen Gewährsmänner zurückzuführen und dadurch eine einigermaßen sichere Grundlage für die Ermessung ihrer Glaubwürdigkeit zu gewinnen. So wenig dies auch in größerer Ausdehnung gelingen kann, so wäre doch wünschenswerth gewesen, daß wenigstens ein Versuch gemacht würde, der über die naheliegenden Notizen, besonders bei Diodor und Plutarch, hinausginge. Der Verf. hat dies in der ersten Beilage: „Über die Quellen zur Geschichte der Diadochen“, nicht gethan, und überhaupt verräth diese Abhandlung keineswegs ein tiefes und gründliches Eingehen in eine Forschung, für die St.-Croix trotz seiner Mängel doch ein ganz anderes Muster aufgestellt hat. Selbst auf dem geringen Raume, den der Verf. dafür bestimmte, hätte wol noch manches Fehlende berücksichtigt, wenigstens aber mancher Irrthum vermieden werden können; wie z. B. S. 670 dem Kardianer Hieronymus unbedenklich eine Geschichte Alexander's beigelegt wird, wenn auch nur als Theil seines historischen Werks, eine Annahme, die fast durch Nichts zu begründen ist. S. Seier's „Commentationis de Alexandri M. rerum scriptoribus particula“ (Halle 1835, S. 4 fg.). Von größerm Einflusse auf das Werk des Verf. ist das große Vertrauen gewesen, welches er dem Polyän geschenkt hat; er sagt von ihm: „Grade für die Zeit der Diadochen ist er ungleich besser als in den Strategemen früherer Zeit. Er muß die besten Quellen gehabt haben, er hat sie meist mit Umsicht benutzt und schildert oft mit sehr glücklicher Wahl. Ich habe, wenn ich irgend seine Notizen mit Bestimmtheit zu orientiren wußte, keinen Anstand genommen, ihm zu folgen.“

(Der Beschluß folgt.)

Letztes Wort des preussischen Kultusministeriums in der Lorinser'schen Sache.

(Bechluss aus Nr. 21.)

Merktens. Die bestimmte Zahl von 30 oder 32 Lehrstunden in der Woche bleibt, soll aber auch nirgend und unter keinem Vorwande überschritten werden. Denn für Schüler von gewöhnlichen geistigen und körperlichen Kräften sind nach vieljähriger Erfahrung und nach dem Urtheile von Ärzten täglich vier Lehrstunden des Vormittags und an vier Tagen der Woche zwei Stunden des Nachmittags in hellen und luftigen Räumen nicht zu viel, zumal da dieselben durch einzelne Viertelstunden zur Erholung unterbrochen werden, auch durch die Pause zwischen den vor- und nachmittäglichen Sectionen, durch die freien Nachmittage, durch die Sonntage und die Ferien den Schülern hinlängliche Zeit zur Entspannung des Geistes und Übung des Körpers übrig bleibt. Gerade in diesem Punkte hat sich Hrn. Lorinser's Unkenntnis recht deutlich gezeigt, der nach seinen Grundsätzen eine jede sitzende Lebensart für unzweckmäßig halten muß. Das Ministerium hat ferner eine allgemeine Übersicht über die Verhältnisse in den Gymnasien zur leitenden Norm beigelegt, wonach der Sectionsplan „unter Berücksichtigung der eigentümlichen Verhältnisse jedes Gymnasiums und des wechselnden Bedürfnisses seiner einzelnen Classen“ (wir bitten diese Freiheit im Schematisiren nicht zu überschreiten) alljährlich zu entwerfen ist. Jedoch darf die Zahl der Stunden für die Religionslehre und die Sprachen und Werke des Alterthums nicht vermindert werden, ebenso wenig für die Mathematik, deren in den obern Classen noch immer vier bestehen, da doch drei Stunden genug gewesen wären, wie in der mittlern und untern Classe. Der französische Sprachunterricht ist mit zwei Stunden wöchentlich hinlänglich bedacht und soll erst in der dritten Classe seinen Anfang nehmen, womit zwar jener Correspondent in der „Leipz. Allg. Zeit.“ vom 15. Dec. v. J. nicht zufrieden sein wird, der es den Directoren, die selbst wenig Französisch verstanden, Schuld gab, daß die Schüler in dieser Sprache nicht weiter kämen; ferner soll an die Stelle der Physik in der zweiten Classe der naturgeschichtliche Unterricht treten; für Einen Gegenstand sollen wo möglich zwei Stunden hintereinander bestimmt werden, am Zeichnen- und Gesangsunterrichte alle Schüler Theil nehmen können.

Fünftens. In Betreff der häuslichen Arbeiten der Schüler hält das Ministerium an dem Fortbestehen derselben, als eines notwendigen Gliedes in dem Organismus des Gymnasialunterrichts, fest, betätigt aber seine Sorge für die Schüler durch zweckmäßige Vorschriften, um alle unnötige Schreibarbeit zu verhüten und einer Überhäufung mit Arbeiten oder einer zu hoch gesteigerten Anforderung, wie wol bei den Aufgaben zu freien deutschen und lateinischen Aufsätzen zu geschehen pflegt, vorzubeugen. Die Besprechungen zu Anfange eines jeden Semesters und in den vorchriftsmäßigen Conferenzen, die Revision der Schulhefte durch die Directoren und Ordinarien und die Anwendung zweckmäßiger Lehrbücher werden wiederholt den Lehrercolliegen zur Pflicht gemacht. „Wenn obige Bemerkungen“, heißt es am Schlusse dieses Abschnittes (S. 25), „gehörig beachtet und dadurch die häuslichen Arbeiten vermindert werden, wenn endlich eine ernste häusliche Thätigkeit den Schüler anhält, stets zu rechter Zeit zu arbeiten und sie ebenso sehr vor unnützigem Privatunterrichte als vor zerstreuer Gesellschaft und unzeitigen Vergnügungen bewahrt, so ist von den häuslichen Arbeiten, welche das Gymnasium von seinen Schülern verlangen muß, kein Nachtheil für ihre körperliche Entwicklung zu befürchten, und die Schüler werden überall zu ihrer Erholung wie zu ihrer freien Privatbeschäftigung hinreichende Ruhe übrig behalten.“

Sechstens. Die in das Wesen der Gymnasien tief eingreifenden und mit vieler Umsicht gegebenen Bestimmungen über Classen- und Lehrurse sowie über die Beförderung aus einer Classe in die andere bezogen auf das deutlichste die

Vorsicht des Ministeriums für die geistige Entwicklung der Schüler, ohne daß dabei die körperliche Kraft und Mäßigkeit leidet. Wir müssen es indes den eigentlich pädagogischen Mätern überlassen, die nähere Würdigung und Beschreibung derselben zu geben.

Siebtens. Ein Gleiches gilt von dem Schlussreine der Gymnasialbildung, von dem Abiturientenexamen. Hierüber sind schon nach dem Erscheinen des Reglements vom 4. Juni 1854 die verschiedensten Stimmen laut geworden; ja, es hat sogar nicht an solchen gefehlt, die alle Prüfungsexamina ganz von der Schule verbannt wissen oder dieselben wenigstens von dem Ausfalle einer einzelnen Arbeit, für die den Abiturienten eine Zeit von wenigen Monaten vergönnt war, abhängig gemacht wissen wollten. Ref. hat diese Ansichten nie getheilt. Seine Erfahrung hat ihm die vollkommenste Überzeugung gegeben, daß Abgangsprüfungen notwendig und nützlich sind, und daß das Reglement in dieser Hinsicht nichts Unbilliges oder Unerreichbares vorschreibt, daß man dasselbe aber nicht für einzelne Mißverständnisse und willkürliche Auslegungen verantwortlich machen kann; denn der Geist ist auch hier wichtiger als der Buchstabe. Demnach hat also das Ministerium bei dem Inhalte des Reglements beharrt. „Es gerügt“, heißt es S. 51, „dem Ministerium in dieser wichtigen Angelegenheit zur Verhütung, daß sämmtliche königliche Provinzial-Schulecollegien, im Einverständnisse mit dem Urtheile unbefangener und einsichtiger Schulmänner, die Forderungen des Reglements nicht für zu hoch gestellt, sondern für angemessen und eine Herabsetzung derselben für unethisch und unthunlich erachten. Besonders erfreulich ist die aus mehreren Provinzen der königlichen Staaten erfolgte Anzeige, daß der Hauptzweck des Reglements, eine lebendige und regelmäßige Theilnahme an den Unterrichtsgegenständen zu wecken, der tumultuarischen Vorbereitung ein Ziel zu setzen und durch die consequente Richtung der Schüler auf das Wesentliche und Dauernde dem unruhigen und leidenschaftlichen Streben des Ehrgeizes und der Eitelkeit einen Jügel anzulegen, schon in mehreren Gymnasien glücklich erreicht wird.“ Ohne eine gewisse Unruhe und Angst werden freilich nur die Wenigsten die Prüfung bestehen; aber dies liegt so sehr in dem Wesen aller Prüfungen, selbst bei reifen Jahren, daß deshalb unmöglich ein Vorwurf die Vorschriften des Reglements treffen darf; und überdies gestattet ja dasselbe, die mündliche Prüfung in gewissen Fällen zu beschränken.

Achtens. Sehr ausführlich bespricht das Ministerium den Vorwurf mehrerer sachverständiger Männer, daß die verkehrte Methode vieler Lehrer die wunde Stelle der Gymnasien sei. Die vorgelegte Behörde erkennt in aufrichtiger Achtung gegen den preussischen Lehrstand an, daß die Stellen an Gymnasien dem größten Theile nach mit Männern besetzt sind, die sich durch Fleiß, Gelehrsamkeit, Berufsstreue und Unbescholtenheit des Wandels auszeichnen. Aber es kann auch nicht umhin, ihnen die Vorwürfe in ihrer ganzen Strenge und Heftigkeit vorzuhalten, welche gegen viele von ihnen gerichtet werden, daß sie es an Theilnahme an den Fortschritten des Elementarschulwesens in Pädagogik und Didaktik fehlen lassen; daß sie aus falscher Gründlichkeit ihre Schüler mit einer erdrückenden Masse materiellen Wissens überhäufen; daß sie die lebendige Frische und Regsamkeit in ihren Sectionen vermissen lassen, keine genügenden Resultate errichten und allein anzulagen wären, wenn sie über geistige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Starrheit ihrer Schüler klagen. Ist nun auch das Ministerium durch vollständige Beweise überzeugt, daß jene Anlagen viel übertrieben enthalten, so glaubt es doch die Gymnasiallehrer dringend darauf aufmerksam machen zu müssen, ihre Methode zu prüfen und sich zu bestreben, „durch sorgfältiges Achten auf sich selbst und auf den größten oder geringsten Erfolg ihres Unterrichts, durch sanftes, liebevolles Eingehen in die Lehrweise Anderer, die für Meister im Unterrichte gelten, durch rastlose Übung und durch eine Strenge, die sich selbst

nimmer genügt, ihre Methode zu verbessern und dem Inhalte ihres Unterrichts die angemessenste Form zu geben" (S. 87). Dazu wird die Mitwirkung der Directoren und Classenordinarien wiederum in einer sehr würdigen Weise in Anspruch genommen, namentlich die Beaufsichtigung der Candidaten des höheren Schulamts gemäß der Verfügung vom 24. September 1836 empfohlen.

Neuntens. Die Wiedereinführung körperlicher Übungen ist von der Mehrzahl der Provinzial-Schulcollegien und von fast allen Directoren und Lehrern als ein unabweisbares Bedürfnis der Gegenwart dargestellt worden. Das Ministerium erkennt seinerseits den vielfachen Nutzen regelmäßig, gehörig geübter und mit Einsicht geleiteter Leibesübungen jetzt ebenso wenig als in dem vortrefflichen Rescripte vom 29. März 1829. Aber nicht ohne Grund fragt dasselbe (S. 41): „ob die körperlichen Übungen ihrer Natur nach in den Kreis der Gymnasialbildung gehören; ob nach der allgemeinen, bis jetzt bestehenden gesetzlichen Verfassung des öffentlichen Unterrichts den Gymnasien und nur ihnen die Verpflichtung obliegt, wie für die geistige, ebenso für die körperliche Erziehung und Ausbildung der Schüler zu sorgen, ob sie Vermögen und Mittel besitzen, die Schwierigkeiten ihrer ohnehin verwickelten Aufgabe noch durch diese neue Sorge zu steigern und zu vermehren, und endlich ob die Behauptung sich als wahr bestätigt, daß die körperliche Ausbildung der Jugend in den Gymnasien dem Zufalle überlassen ist, wenn sie auch künftig, wie bisher, der pflichtmäßigen Sorge der Ältern anheimgestellt bleibt.“ Das Ministerium nimmt keinen Anstand, diese Frage im Allgemeinen zu verneinen (mit Ausnahme der Alumnat- und Pensionatsanstalten), indem von den Gymnasien nur verlangt werden kann, daß sie die körperliche Gesundheit ihrer Schüler während der Lehrstunden möglichst vor jedem nachtheiligen Einflusse schützen und bei den Aufgaben für die häuslichen Arbeiten ihnen die zur Erholung und zu körperlichen Übungen erforderliche Ruhe übrig lassen. Wir sind hiermit ganz einverstanden; denn die gymnastischen Übungen sollen nun einmal seit einigen Jahren als Schutz und Schild für alle Sünden und Fehler der Jugend dienen, und der Lieutenant Berner in Dresden hat es durch beharrliches Schreiben und Sprechen sogar dahin gebracht, daß der sächsische Landtag von seinen „Zwölf Lebensfragen“ Notiz nehmen mußte. Die Sache ist, wie es heutzutage mit so vielen Dingen sich zuträgt, fast ins Extrem getrieben worden; aber ein junger Mensch ist darum noch nicht schlecht oder faul, wenn er kein Behagen am Reck oder am Schwebebaume findet, die Manche zu ebenso nothwendigen Mitteln unserer Erziehung stempeln möchten, wie Burke einst gegenüber der Frau v. Senlis das Birkenwäldchen im Hyde-park als das Princip der englischen Erziehung bezeichnet hat. *) Darum billigen wir jene Beschränkung des preussischen Unterrichtsministeriums, welches übrigens weit entfernt ist, dem löblichen Eifer der Directoren und Lehrer entgegenzutreten zu wollen, sondern nach den günstigen Zeugnissen, welche für die Betreibung der gymnastischen Übungen eingegangen sind, die Einführung geregelter körperlicher Übungen unter Leitung und Aufsicht eines hierzu geeigneten Lehrers und unter Verantwortlichkeit des Directors ausdrücklich gestattet (S. 44). Insofern soll kein Schüler dazu verpflichtet oder gezwungen sein, ebenso wenig als der Erfolg des Unterrichts in dem Abgangzeugnisse des Schülers bemerkt werden, sondern die Sorge der oben genannten sich dahin richten, daß der eigentliche Zweck, die Gesundheit des Körpers, vorzugsweise beobachtet, alles Ungehörige und Zweckwidrige aber fern gehalten werde.

Indem wir hiermit unsern Bericht über ein Gesetz schließen, von dem wir die nachhaltigsten Folgen mit Vertrauen erwarten, fühlen wir uns noch veranlaßt, drei Punkte herauszuheben, welche dasselbe besonders wichtig und erfreulich ma-

*) Wierisch, „Über gelehrte Schulen“, Bd. 1, S. 441.

chen. Einmal ist das ganze Gesetz der edelste Commentar zu Dinter's schönem Worte: „Tüchtige Männer in Freiheit unter Aufsicht, das sei Grundsatz“ („Selbstbiogr.“, S. 257). Zweitens gibt es überall der öffentlichen Erziehung den entschiedensten Vorzug vor der Privat-erziehung und führt dem Staate allein zu, was ihm allein gehört, die Kinder seiner Bürger. Drittens aber stellt es als die sicherste Grundlage des Gymnasialunterrichts die alten Sprachen auf, nicht die Philologie im engen Sinne des Wortes, denn diese gehört nur für Einzelne, sondern das Studium jener unvergänglichen Werke des classischen Alterthums, die seit Jahrhunderten die Muster des Guten und Schönen gewesen sind und nach dem Willen des Schicksals ewig das Palladium aller wahren, geistigen Natur sein sollen. Wir wiederholen es, das Gesetz vom 24. October 1837 ist eine treffliche Schutzschrift für die bisherige Lehrtätigkeit in den Gymnasien Preussens und Norddeutschlands und der realistischen Tendenz, die sich jetzt bei Höhern und Niedern so ausnehmend breit macht, durchaus entgegengesetzt.

Miscellen.

Brauttschau in Arsamas.

Sobald in dem Städtchen Arsamas in der russischen Provinz Nischgorod ein Mädchen das funfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hat, so ist sie zur Brauttschau reif, und von diesem Augenblick an ist auch ihre Freiheit dahin. Vorbei ist es mit Spielen und Tänzchen. Verschlössen sind ihr Fenster, Straße und Kirche. In ihrem Zimmer muß sie sitzen und arbeiten und die erste Woche der großen Fastenzeit (der Oftern) abwarten. Ein ganzes Jahr lang darf sie das Haus nicht verlassen, und nicht einmal ein einzelnes Paar eines männlichen Kopfes, geschweige denn einen Kopf selbst, darf sie ansehen. Erscheint nun endlich die erste Fastenwoche, so führt man sie Freitags zur Beichte, Sonnabends zum Abendmahl und am folgenden Sonntage in die Kirche zum Gebet. Und welche Anstalten gehen diesem Sonntage vorher? Die Mutter läuft zu Bekannten und Gönnern und leihet zu diesem Kirchzuge Perlen, Edelsteine, Halsschmuck und schöne Kleider. Früh Morgens wäscht und reinigt sich die Tochter und läßt den Spiegel nicht aus den Augen. Endlich geht es in die Kirche. Alle zur Brauttschau bestimmten Mädchen bilden eine geschlossene Reihe; hinterher steht ihre Freiwerberin (awacha). Die heirathslustigen Jünglinge betrachten und beurtheilen die Ausstellung. Sie können thun, was ihnen beliebt, nur nicht den Gegenstand ihrer Neugierde berühren oder ein Gespräch mit ihm anfangen. Hat sich Einer ein Mädchen ausgesucht, so wendet er sich an deren Freiwerberin, erkundigt sich nach der Aussteuer, nach der Familie und sogar bisweilen nach dem Charakter des Mädchens. Gefällt ihm diese und ihre Aussteuer, so begibt er sich zu ihren Ältern und hält um sie an. Werden beide Theile einig, so findet die Hochzeit nach der heiligen Woche statt. Bleibt ein Mädchen unbenutzt und will Niemand ihre Hand, so lehrt sie zu ihrem Stillsitzen, zu ihrem Nährhahnen, zu ihrer Kadel zurück und erwartet die nächsten großen Fasten. Wird sie dieser Einsamkeit überdrüssig, so darf sie dem Verwandtschafts-Areopag erklären, daß sie gar nicht heirathen, sondern Nonne oder Braut Christi werden will. In solchem Fall ist es erlaubt, überall hinzugehen, als ob sie eine verheirathete Frau wäre; überzeugt aber kann sie sein, daß von dieser Zeit an sich kein Freier mehr meldet, wenn es nicht etwa ein Durchreisender, in Arsamas nicht Ankömmling ist, dem die dortigen Gebräuche und namentlich die Brauttschau nicht bekannt sind.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: Eine alte Frau, die den Kopf in die Höhe wirft, ein junger Mann, der den Kopf hängen läßt, blaue Rüben und rother Knoblauch sind vier Dinge, die man meiden soll.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 23.

23. Januar 1838.

Geschichte der Nachfolger Alexander's von Joh. Gust. Droysen. Erster Theil.

(Schluß aus Nr. 22.)

Was nun die Quellen Polyän's anbetrifft, so wäre es rathsam gewesen, wenn der Verf. seine Vermuthung darüber einigermaßen begründet hätte. Woher aber diesem Tropf gerade für die Zeit der Diadochen die Umsicht in der Benutzung der Quellen gekommen sein soll, die er in den Strategemen sowol der frühern als der spätern Zeit auf das schmähtichste vermissen läßt, das ist schlechterdings nicht einzusehen, und auch der Verf. würde nicht daran geglaubt haben, wenn er sich auf eine historische Prüfung dieses Autors näher eingelassen hätte, als es in den bisherigen sehr mangelhaften Ausgaben geschehen ist. Seine Bornirtheit, seinen gänzlichen Mangel an Urtheil sowol in militairischen Dingen als in historischen hat Polyän hinlänglich documentirt, auch wo uns seine Quellen unbekannt sind; wie hätte er sonst, um nur einige Beispiele bloß aus dem ersten Buche zu erwähnen, in Cap. 21 eine so ganz verkehrte Reihenfolge in den Strategemen des Pissistratus anzuwenden, wie Cap. 41 die beiden ganz verschiedenen Archidame zusammenwerfen können? Lächerlich ist es, daß er Cap. 32 zwei Strategeme dem Helben von Thermopylä, dem Leonidas, beilegt, die wahrscheinlich dem Perikles zukommen, namentlich das zweite, das eine Art von Gelehrsamkeit voraussetzt, die dem Leonidas ganz wunderbarlich anstehen würde. Aber noch schlagender sind solche Fälle, wo uns die von Polyän benutzten Quellen noch vorliegen, wie Cap. 40, §. 9, wo er mit Diodor XIII, Cap. 50, S. 580 fg., selbst in den Worten übereinstimmt, aber gleichwol den Pharnabazus zum Bundesgenossen der Athener in der Schlacht bei Epizus umstempelt. So hat er Cap. 48, §. 2 (vgl. Diodor XIII, Cap. 77), ohne Weiteres dem Konon einen Sieg angedichtet, um dem Strategem einen belehrenden Ausgang zu geben. Aus Xenophon („Griech. Gesch.“, I, 6, 36) hat er Cap. 44 geschöpft, aber er macht den Eronikus zum Belagerten, den Konon zum Belagerer, was grade umgekehrt war; und vergleicht man ferner Cap. 49 die vier Strategeme mit den Stellen in Xenophon's „Anabasis“, woher sie entlehnt sind, so findet man, daß Polyän die Sache immer entweder ganz verdreht, oder sie wenigstens sonst unklar und unrichtig gemacht hat. Wenn

man nun sieht, daß sich solche Proben gleichmäßig aus allen Büchern des Polyän beibringen lassen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Verf. sehr unvorsichtig in seinem Urtheil über ihn gewesen ist, und daß er schwerlich berücksichtigt hat, was schon längst, freilich mit einiger Übertreibung und namentlich mit ungegründeter Ansetzung der Echtheit, Reiske bemerkt hat (zu Constantin. Porphyrog., S. 406), und neuerdings Bernhardt in dem anonymen Aufsatz „Florida“ in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft“, Oct. 1834, Nr. 122, S. 10. Dagegen mag er sich mehr an das mildere und, wie so oft, unentschiedene Urtheil von St.-Croix („Examen crit. des historiens d'Alexandre“, S. 127 fg.) gehalten haben, oder an Niebuhr's kurze Äußerung („Kleine hist. u. philol. Schriften“, Th. 1, S. 454), wonach Polyän einen Schatz von Nachrichten, die nur auf Anordnung warten, aus der Geschichte der Epigonen und dem Zeitraume, den Phylarch schrieb, erhalten hat. Das Letztere soll und kann natürlich nicht angefochten werden; daß namentlich Phylarch von Polyän benutzt ist, läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen; aber überall muß man auf seiner Hut sein und stets die nachlässigste Benutzung der Quellen vorsetzen.

Im Allgemeinen kann man dem Verf. nicht den Vorwurf machen, daß er Wesentliches übersehen hätte bei der Benutzung der Quellen; wol aber läßt sich gegen die Art, wie er sie benutzt hat, Manches erinnern. Eine gewisse Flüchtigkeit läßt sich dabei durchaus nicht verkennen, die jedoch weniger in einer tadelnswerthen Fahrlässigkeit als in dem übrigens unverkennbaren Talente des Verf. ihren Grund zu haben scheint. Er besitzt einen eindringenden scharfen Verstand und in noch höherm Grade eine lebhaft Phantasie, sodaß sich ihm sehr schnell ein lebendiges Bild des Factischen aufdrängt, noch ehe er die Prüfung desselben vollendet hat; je scheinbarer nun und je ansprechender eine so gewonnene Ansicht ist, desto größer wird die Schwierigkeit, sie durch eine nachfolgende genauere Quellenforschung zu modificiren und das Mangelhafte an ihr zu erkennen, zumal da bei dem Verf. mit ihr zugleich und ebenso schnell auch der schickliche und oft schöne Ausdruck zur Hand ist, der seinerseits wieder eine verführerische Kraft hat und mit jener Leichtigkeit der Auffassung in eine vielleicht oft unbewußte Wechselwir-

kung tritt. Hier also ist vor allen Dingen eine große Bedachtsamkeit, ein stetes strenges Wachen über die Eingebungen der schnellen Auffassungsgabe und der reizenden Rhetorik anzuerkennen, und Rec. würde es sich zu keinem geringen Verdienst anrechnen, wenn er den Verf. davon überzeugte und ihn dadurch vermöchte, bei seinen künftigen Arbeiten dem luxurians ingenium einen gehörigen Zaum anzulegen und es so lange gefangen zu nehmen in dem Glauben an das überlieferte historische Material, bis er dasselbe mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit durchforscht hat. Diese Selbstbeherrschung ist nicht leicht, aber sie ist nöthig, um die schwache Seite an den Leistungen des Verf. hinwegzuräumen, und sie wird weder dem freien Schaffen seines Talent's Eintrag thun, noch soll sie ihn zu der Pedanterie führen, die überhaupt nicht von dem Überlieferten loskommen kann noch will; das wäre eine Engherzigkeit, eine unwissenschaftliche Beschränkung, die der Verf. selbst mit Recht verwirft, indem er sie S. 11 als den „philologischen Männern“ eigen darstellt; wenn er sich aber dort und auch sonst etwas vornehm über jene scrupulöse Quellenforschung äußert, so scheint es, daß ihm dies das obengenannte luxurians ingenium eingegeben hat, um im geheimen Bewußtsein seiner Sünde ihn vor sich selber zu entschuldigen, und zwar, wie es in solchen Fällen immer geschieht, mittels einer Sophisterei, die das Gute verächtlich macht, indem sie es sich in einer ungebührlichen Übertreibung oder in bornirter Einseitigkeit vorhält, oder auch indem sie die Trauben für unreif erklärt, die zu haschen sie nicht Lust hat. Daß es der Verf. wirklich ernsthaft meinen sollte mit jener Geringschätzung philologischer Forschung, daß er ihren Mißbrauch nicht sollte von dem richtigen Gebrauch unterscheiden können, und daß er es etwa für erlaubt halten sollte, sich davon zu entbinden, wenn er die anderweitigen, höhern Forderungen historischer Kunst zu erkennen und zu befriedigen weiß, kann Rec. nicht glauben, und er hält es daher nur für eine auf die angegebene Weise entstandene Selbsttäuschung, wenn der Verf. in dieser Rücksicht genug gethan zu haben meint. Es ist z. B. ganz unrichtig, wenn S. 400 bei der Beschreibung des Kampfes zwischen Antigonus und Seleukus gesagt wird, daß jener sich zum Ausrücken anschickte, als dieser ihn am Morgen wohlgerüstet überfiel, was sogar durch Sänfessätze als Polydän's eigne Erzählung bezeichnet wird, bei dem kein Wort davon steht; vielmehr geht aus ihm hervor, daß Seleukus vor Tagesanbruch angriff (es war ὁρῶνος ἄρῃς), während das Heer des Antigonus noch schlief und keineswegs sich zum Ausrücken anschickte. Die Beschreibungen von Schlachten und überhaupt die Darstellungen militärischer Kunst und Einrichtungen lassen noch Vieles zu wünschen übrig, was um so mehr zu bedauern ist, da gerade die Diadochenzeit so übertoll ist von Dingen dieser Art, und da eben in ihr das griechische Kriegswesen seine höchste Ausbildung erlangte. Dazu wären freilich mancherlei mühsame Nebenforschungen nöthig gewesen. Dasselbe gilt von geographischen Dingen, für die zwar Manches, aber nicht genug geschehen ist. Sehr

bedenkenswerth sind z. B. die Erörterungen über die Localität von Rhodus S. 477 und in der besondern Beilage S. 708 fg. Dagegen ist sehr ungenügend, was S. 247 fg. Anm. 69 über die perthabischen Pässe zwischen Thessalien und Macebonien gesagt ist. Der Verf., wie Herodot, kennt nur zwei Verbindungsstraßen, die durch Tempe und die des Kerres; aber außer dem Pässe von Tempe gab es drei perthabische Pässe, welche vielleicht erst nach Herodot in häufigern Gebrauch gekommen, jedoch alle drei von Heeren passiert sind. Öfter mit jenem allgemeinen Namen erwähnt, lassen sie sich doch nach Livius näher bezeichnen, indem der westlichste durch die cambunischen Berge führt nach dem Hattatmon, der zweite über Pythium nach Petra, der dritte und schwierigste auf der Höhe des Olymp entlang am Gumpse Aktoris vorbei. Derselbe Ungenauigkeit hat sich der Verf. auch schon im Leben des Alexander zu Schulden kommen lassen, wo er S. 82 den Alexander durch die perthabischen Pässe ziehen läßt, ohne dies näher zu bestimmen, noch auch ein Zeugniß dafür anzuführen oder zu erwähnen, daß Plutarch, Arrian und Diodor davon gänzlich schweigen. So verhält es sich ferner auch mit dem Schlachtfelde Ayrupedion (S. 639), wo Eystimachus fiel; der Verf. nennt es „Ebene von Koros“ und an andern Stellen immer „Korupedion“, ohne zu sagen, weshalb; die einzige beigefügte Stelle (Porphyr. bei Scaliger, S. 63) möchte wol eine falsche Lesart haben; Flathe (Vd. II, S. 61), dessen Meinung über die Lage des Ortes er anführt, sagt ausdrücklich, dort sei das Lager des jüngern Sprus gewesen, und er folgt wahrscheinlich den Nachweisungen, die John Galt darüber gegeben hat (S. 257); darnach ist die Lage wirklich nicht zu bezweifeln; aber jene neue, ohne weiteres von dem Verf. angenommene Benennung raubt ihr ihre hauptsächlichste Stütze.

Trotz der mancherlei Ausstellungen, welche Rec. glauben zu müssen, enthält das vorliegende Buch doch auch so viele und schöne Vorzüge, daß es ohne Zweifel einen sehr ehrenvollen Platz in der neuern historischen Literatur einnehmen wird. Dürfen wir hoffen, daß der Verf. in den folgenden Theilen die politische Geschichte und die Bildungsgeschichte nicht auf eine unnatürliche Weise voneinanderreißt, daß er sein unverkennbares Talent für die tiefere Auffassung des Ganges der Geschichte und der in ihr auftretenden Charaktere und seine große Gewandtheit und Leichtigkeit in der Darstellung mit jener treuen und sorgsamten Quellenforschung vereinigt, deren Verschmämmiß sich immer empfindlich rächt, so haben wir einem Werke entgegenzusehen, das für die Wissenschaft von hoher Bedeutung sein wird und, erhaben über die gewöhnlichen Leistungen, sich dem gefeierten Gibbon würdig zur Seite stellen kann.

Schließlich bemerken wir noch, daß dem Schluß dieses ersten Theiles mehrere Beilagen bilden, von denen die erste, über die Quellen, und die fünfte, über Rhodus, schon erwähnt sind; die zweite ist: „Über die Angaben einiger Chronographen“, die dritte: „Das Testament Alexander's“, die vierte: „Über die Sage von Alexander's Ver-

Stiftung", die setzte: „Einige Angaben aus dem Mittelalter". Hieran schlossen sich eine Chronologische und 16 genealogische Tabellen, nebst einigen Verbesserungen und einem Register, das manche Namen enthält, welche in der Diadochenzeit nicht vorkommen und die Bestimmung hat, als Anfang zu einem Corpus maccedonischer Personallen zu dienen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr lobenswerth, jedoch wäre eine sorgfältigere Correctur wünschenswerth gewesen, besonders im Griechischen, das außer andern namentlich eine große Zahl von Accentfehlern enthält. Auch in den Zahlen sind nicht wenige Unrichtigkeiten.

1.

Der König von Zion. Romantisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert von E. Spindler. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1837. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

Spindler hat in diesem Romane eine so eigenthümliche Form der Schurerei zur Anschauung gebracht, daß, wäre die Erzählung auch sonst ganz werthlos, wir doch vor seinem Scharfblick in Ergründung einer Heuchelei ohne Gleichen und vor dem stehenden, glänzenden Bilde einer in tiefster Schlichtheit erstarrten Seele Achtung haben müßten. Es ist ihm jedoch mehr als dies gelungen, und er hat die innerliche Geschichte jenes Theaterstücks von Münster mit so consequenten Motiven, auf so psychologische, die Seele anatomisirende Art beleuchtet und ausgestellt, daß wir zu der Annahme uns gedrungen fühlen, der verächtliche Schneider von Leyden sei wirklich der Mensch gewesen, dessen Bild wir hier erblicken. Dabei ist über äußere und innere Begebenheiten in diesem Roman ein Reiz der Wahrhaftigkeit und eine zum Theil zwingende Gestaltung ausgegossen, die es nicht zulassen, daß wir uns von ihm vor dem Schlusse der fesselnden Begebenheit trennen, und die auch nach demselben uns noch einen Rückblick voller Theilnahme abnötigen.

Der Stoff, die Geschichte der wiedertäuferischen Verirrungen, ist an sich reich; er öffnet Blicke in die Cultur- und Religionsgeschichte einer geistig wild bewegten Zeit (1530—35), bringt Charaktere auf die Scene, für welche wir uns Theilnahme nicht versagen können, und vollendet eine Begebenheit, die als eine merkwürdige und psychologisch erhebliche Thatfache in der Geschichte des menschlichen Geistes und des deutschen Volks fortlebt. Die Aufgabe romantischer Motivierung einer solchen Thatfache lag nahe, und schon manche Feder hat dieser Anziehung gehuldet. Niemand aber ist tiefer in die Motive eingegangen als Spindler, der, während seine Vorgänger mehr das Factische zu bearbeiten bemüht waren, sein Ziel darin setzte, die Seelenbewegung, die geistige Anatomie seiner Helden zu vollenden und die natürlichen Motive bei einer fast unwahrscheinlichen, wenigstens außerordentlichen Thatfache nachzuweisen.

In diesem Sinne mußte er auf das psychologische Portrait seiner Hauptfigur, Johann Rodelfon's von Leyden, des Königs von Zion, den größten Fleiß verwenden. Er hat dies auch in bestrebender Weise gethan. Wir sehen den merkwürdigen Mann zuerst als vagirenden Studenten, eitel, prahlerisch, mehr leichtsinnig als schlecht, in einem kleinen Wirthshause zu Leyden der lästernen Wirthin den Hof machen und voll Hoffnung auf eine reiche Erbschaft nach dem Haag abreisen. Am die Erbschaft wird er betrogen, seine Familie muß das Erbhaus räumen und sinkt in tiefste Armuth. Die Mutter wird darüber irrsinnig, prophezeit dem exaltirten Johann Krone und Königthum und tritt als Bettlerin, von ihren Kindern verstoßen, umher. Johann kehrt seinerseits als Bettler nach Leyden zurück, heirathet, nachdem er sich als Komödiant und Reimer einen Namen gemacht hat, die Wirthin zu den „Drei Springen"

und fängt an den Schwärmer zu zeigen, zu dem ihn die erfahrene Ungerechtigkeit, die Prophezelungen seiner verworrenen Mutter, seine confuse Bibelbelesenheit und seine Eitelkeit machen mußten. Sein schlechtes Herz wird von dem tollen Schwärmer Peter Blust, der in ihm einen Propheten sieht, in immer größere Verwirrung hinabgezogen; er begeht eine Unthat an Ratze, der Wirth seiner Frau, tödtet sie und ihr Kind, stößt die hülflose Mutter von seiner Schwelle weg, muß flüchtig werden und erscheint nun in Bielefeld als Prophet, Einsiedler und Bettler. Als solcher kommt er mit dem Bäcker Matthiesen nach Münster, das Rothmann zum Aufstand gegen seinen Bischof empört hat, und erhebt sich durch beachtliche Demuth und Künste mannichfacher Art zum höchsten Ansehen. Nachdem er seinen Mitbewerber im Richteramt durch Verrath getödtet hat, ruft er das Reich Zion aus, läßt sich zum König salben, führt die Polygamie ein, legt sich zwölf Königinnen zu, an deren Spitze Matthiesen's Witwe steht, und übt seine Kunst, mit dem Schwerte hinzurichten, an ihnen und seinen Widersachern. Der lächerlichste Possaak umgibt den Schwärmer, der durch den Schein der Demuth Alle täuscht. Endlich nimmt die Belagerung Münsters, durch die Schadenfreude der deutschen Reichsfürsten jahrelang aufgeschoben, einen ernsthaften Charakter an. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen erliegt die Stadt, und Johann findet seinen Lohn im Eisenkäfig des Bischofs von Münster, Grafen v. Walbeck.

Rechtes Maß, Natur, Wahrheit und dichterische Intention ist in diesem Bilde mit fester Hand durchgeführt und Sprunghaftes, Motivloses streng vermieden. Das Charakterbild Johann's dient dem Romane durchweg zu festem Halt und sicherem Grund, und die mehr oder minder ausgeführten, geschichtlichen oder erfundenen Gestalten um ihn her erhalten von ihm Schein der Wahrheit, Interesse und festen Körper. Der Fleiß, auf diese Gestalt verwendet, belohnt sich so, daß von ihr die umherstehenden Schwärmer, Parteimänner, Schurken und tapferen Krieger belebt werden und über die ganze Erzählung Licht und Bedeutung von ihm ausstrahlt. Nach der glücklichen Ausführung dieses Charakters, bedurfte es für die übrigen Gestalten nur einzelne Pinselstriche. Blust, Dufenthuier, Redeker, Tilbeck, Knipperbölling, der Schwertführer Jan Rodelfon's, und viele Andere, werden in der Wärme, mit der dieser Hauptcharakter gezeichnet ist, zu bedeutenden Gestalten.

Den historischen Figuren stehen die, welche die Erfindung und das poetische Element des Romans repräsentiren, würdig gegenüber. Der Maler Lüdger und seine Tochter Angela, Gerald v. Wulen, ihr Bewerber, und der von ihr geliebte Rynald, welchen die Liebe Angela's von den Verirrungen der Schwärmererei heilt, in die er geräth, sind die Träger des romantischen Interesses und als solche wohl erfunden und gut ausgestattet. Die treue Liebe des jungen Paares, streng in den Grenzen des Naturgemäßen festgehalten, ihre Prüfungen und ihr endlicher, wohlgewonener Sieg sind unserer Theilnahme werth und zeigen, daß Spindler, wenn er von der Nachahmung geschmackverderbender Muster des Auslandes zur Wahrheit und zur Natur zurückkehrt, noch der ehemalige Günstling der erzählenden Muse sein kann. Lüdger's, des alten sonderbaren Malers, Gestalt ist in jedem Betracht vortrefflich, im Costum und in der Bekleidung ebenso zeitgerecht als breitt, ja fast fast erfunden und mit ihrer consequenten Inconsequenz wunderbar, aber glücklich durchgeführt. In den blutigen Schrecknissen des wahnwütigen Treibens der Wiedertäufer ist die reine Erscheinung Angela's eine tröstliche Lichtgestalt, die das unverdorrene Menschenthum vorbildet und durch den Contrast greulichster Verirrung des Menschengewisses fesselt und beruhigt. Auch der Bischof, ein verzweifelter Herrscher, den die Noth der Umstände weise machte und der mit dem liebenden Paares ein fein erfundenes Verhältniß tritt, ist wohlgedacht; nur den Verdacht Rynald's gegen ihn müssen wir für unzureichend motivirt und darum für tadelnswerth halten. Diese Aufstellung ist zugleich die einzige erhebliche, welche wir gegen die Fäbrung

und den Gang der Fabel zu machen wissen, einer Fabel, welche in allen übrigen Punkten höchst besonnen und reiflich erwogen erscheint. Die Hergengenosenschaft des Bischofs gibt ein anderes tüchtiges Zeitgemälde, aus dem mancherlei zu lernen ist, und stellt gelungene Charakterbilder in Menge auf. Das Ganze trägt den Stempel des Bewußten, Seläuterten, Geprüften und Durchdachten, und es macht dem Verf. Ehre, daß er, durch den Beifall nicht getriert, welchen auch ungeprüfte Arbeiten von ihm gefunden haben, zu jener ernsten Erwägung eines verwickelten Planes zurückkehren konnte, ohne welche ein Kunstwerk niemals gelingen wird.

Für die Mannichfaltigkeit des Stils und den Wechsel in den Formen der Darstellung war dieser Stoff besonders günstig. Die maßlose Schwärmererei findet in der Bibelbelesenheit des Verf. eine Gestalt, die vielleicht wenige seiner Mitbewerber in der Novelle ihr geben konnten. Bodelson als Reimschmied und Komödiant ist nicht minder trefflich gezeichnet, und auch in diesen Verhältnissen gibt der Verf. eine Bildung und Wissenschaft zu erkennen, die nicht Vielen betwohnt. Der Maler Löhner in seiner fast genial zu nennenden Besonderheit, die Kriegsszenen, die Menge seltsamer Frauengestalten, der Bischof in seiner Klause, die allgemeinen deutschen Verhältnisse, die Missbildungen der Reformationsbegier und dann wieder die Volksszenen in Leyden, das Volkstheaterwesen, die Vorgänge im Wirthshause der Frau Michje, alle diese höchst verschiedenartigen Anlässe geben dem Verf. Gelegenheit, seinen gestaltreichen Geist und die größte Herrschaft über Sprache und Darstellungsform zu zeigen. Sollte uns unter diesen mannichfaltigen Bildern und Formen auch nicht Alles unbedingt befriedigen und gefallen, so ist doch dem Ganzen ein Geist inwohnend, der über kleine Übertreibungen leicht hinweghebt und, weil er den Totaleindruck des wahren und gut Angeschauten wiedergibt, die einzelnen Mängel, Verzerrungen und Verzeichnungen einzelner Glieder verhält und zudeckt. Wir können den Verf. lieb gewinnen oder lieb behalten trotz solcher geringen und vielleicht nur dem kritischen Auge sichtbaren Mängel und von seinem Werte gern anerkennen, daß es ein großes Gemälde, mit Geist und ohne Verwirrung ausgeführt, und voll schöner und erfreulicher Details darstellt. Ist der Hauptton darin auch trüb und blutig, so fehlt es doch nicht an erfreulichen und heitern Zwischenspielen, welche den Abscheu verschönern, den uns das Gemälde der teuflischen Heuchelei, das Übermaß von Feigheit, Wollust und Laster einflößen muß, in das Jan Bodelson sich gegen sein Ende hinstürzt. Muß diese Arbeit dann endlich auch jenen Werken reinkünstlerischer Intention weit nachstehen, welche die Welt in ihren normalen Zuständen abspiegeln, die stets der schönste Stoff der erzählenden Poesie bilden werden, oder jenen nach allen Seiten hin ruhigen und abgemessenen Lebensbildern, für welche Goethe und Lied unvergängliche Muster aufgestellt haben, so wird ihr doch der Vorrang vor den Charakterlosen und verzerrten Erfindungen der französischen Tagesliteratur, welche Spindler in seinen letzten Leistungen nachzuahmen anfang, nicht zu verlagern sein, und sie wird als eine Rückkehr zum Bessern, als ein Anfang von Wiederausöhnung mit Natur und Wahrheit gelten können.

Der gewöhnlichen Lesewelt aber sei „Der König von Zion“ als ein vorzüglich unterhaltendes Buch bestens empfohlen. 30.

Aus Italien.

Wenn sonst erfahrene und gelehrte Herren manchmal sich dazu hergeben müssen, mit häßlichen Kindern Pfänderpiele zu spielen, so sind sie es nicht grade, die durch ihre glücklichen und passenden Einfälle diese Freuden erhöhen. Mancher junge Geiz- in die Welt thut's ihnen zuvor in glücklich angebrachten Aufgaben und Lösungen, weil ihre Vorbereitung fördert die Reife gleichsam erst in der Bank erhoben werden muß, während jene alle in der Tasche haben, und der Bajocco

im Augenblick mehr ausdrücken kann als der Scudo, der erst nach zwei Tagen eintrifft. Etwas Ähnliches will man in den Aufgaben und Lösungen der gelehrten Gesellschaften bemerkt haben, wo der Augenblick auch nur zu oft die gelehrtesten Mitglieder überraschen soll und daher die öffentlichen Vorträge häufig nicht zusetzen, wenigstens matt und farblos erscheinen. Fände man sie in einem Tagebuche, so würde man sie überschlagen. Auch der achtunddreißigste Band der „Memorie della R. accademia delle scienze di Torino“ („Scienze morali, storiche e filosofiche“, Turin 1835) hat zu solchen Betrachtungen Anlaß gegeben, so reich man sonst diese Acten an tiefgehenden Forschungen zu finden gewohnt ist. Eine Abhandlung von Gius. Nanno von der Freiheit der geschichtlichen Urtheile über Verstorbenen, die wunderliche Erklärung eines phöniciſchen Steins zu Nora in Sardinien durch einen Abate Arri, die Gesenius schwerlich bekräftigen möchte, muß man, um nicht ungerecht zu sein, einrechnen gegen eine sehr methodische Untersuchung des Obersten Frane. Dmober über den Ursprung des Schießpulvers und seine erste Anwendung zu Feuertgeschütz, die mit großer Gelehrsamkeit die Unhaltbarkeit vieler bisher vorgebrachten Meinungen darthut, seine Anwendung zum Kriege vor dem 14. Jahrhundert nicht gelten läßt (nicht vor 1311 bei der Belagerung Brescias durch Heinrich VII. und 1331 und 1334 bei der Belagerung von Civitavecchia durch den Markgraf Alphonso von Este, wie Petrarca im Buche: „De remediis utriusque fortunae“ es genau angibt), aber nach noch immer herkömmlicher Weise die bisherigen Annahmen nur in der Absicht zu widerlegen scheint, um Italien die vermuthliche, nicht nachweisbare Ehre der Erfindung dadurch zu verschaffen. Die Abhandlungen von Goss. Gaggia über ein in der Kathedralekirche zu Aosta befindliches Consularbaptismus (vom J. 406) christlicher Zeitrechnung, Barth. Borgeſſi's Erklärung einer bei Gruter schon aufgenommenen Steininschrift, wodurch sich des Paphlagonischen städtischen Praefectur und die Zeit des Palladius Rustilius Taurus bestimmen läßt, und Marmora's Erörterungen über einige phöniciſche Münzen der balearischen Inseln beweisen vorherrschendes Übergewicht der antiquarischen Forscher in diesem gelehrten Vereine, da selbst Gef. Balbo's Abhandlung „Dei titoli e della potenza dei conti e marchesi dell' Italia settentrionale ed in particolare dei conti di Torino“, sowie die von E. Librario: „Dei conti d' Asti nei secoli IX, X e XI“, sich in vieler Hinsicht ihnen anschließen.

Wollte Reantes bei Stephanus von Byzanz die Stadt Arastus auf Sicilien zur Vaterstadt des Epicharmus macht, hat ein Herr Viritto, der sich wahrscheinlich mit den Überresten von Arastus verbunden glaubt, in Palermo einen „Saggio storico sulla vita di Epicharmo coi frammenti delle di lui opere“ 1836 herausgegeben, der mit dürftigem äußern und innern Material höchst unbedeutend ausgefallen ist. Wer Oryſar's Sammlung der Fragmente hat, kann die Wertwürdigkeit eines philologischen Buchs aus Palermo auf sich beruhen lassen. Dafür ist in Florenz eine Uebersetzung der ärztlichen Schriften des Areteus erschienen („Areteus di Cappadocia, dalle cause, dei segni e della cura delle malattie acute e croniche l. VIII, volgarizzati da Fr. Puccinotti“, Florenz 1836), die durch Benützung von Handschriften der Laurentiana und bessere Hülfsmittel auch deutschen Philosophen und Ärzten Ausbeute verspricht.

Über den verdienten Abate Domenico Scind, den die Gholera am 13. Juli v. J. in Palermo dahinnarrte, darf man eine genauere Biographie vom Baron Vinc. Mortillaro erwarten. Scind's Tod läßt in Sicilien eine sehr schwer zu ersetzende Lücke zurück. Vielleicht findet der fast gleichzeitig gestorbene Carlo Botta auch einen Italiener, der die nicht ausreichenden Angaben der Franzosen, in deren Mitte er starb, literarisch und biographisch ergänzt. Um die schmerzlichen Verluste dieses Jahres mit einem Male zu übersehen, könnte man Giac. Leopardi hinzufügen. 6.

Taschenbücherschau für 1838.

Vierter Artikel. *)

13. Liliën. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen von E. v. Wachsmann.

Die Stahlstiche gewähren, wie es jetzt in unsern Taschenbüchern Brauch ist, die Ansicht von sechs mehr oder minder hübschen Frauenspersonen, fingirte Portraits, die, so viel ich weiß, nach englischen Originalen copirt, von Ed. Schuler gut gestochen und mit den Namen der weiblichen Hauptpersonen, welche in den Novellen des Taschenbuchs auftreten, unterzeichnet sind. Das männliche Element verschwindet allmählig aus unserer Weltgeschichte, wie aus unserer Literatur und den Taschenbüchern; es gestaltet sich Alles weiblich, nicht selten auch weibisch, und gewiß, dieses weibische Element bildet auch in den vier Wachsmann'schen Novellen ganze Sandlager und Gebirgsstöcke, und doch muß man zugeben, daß einige derselben zu den bessern gehören, welche Wachsmann bisher geliefert hat. Die erste: „Der Leuchtturm“, verwebt eine unglückliche Piratengeschichte mit einer glücklichen Liebesgeschichte. Durch allerlei Verwickelungen kommt ein so unschuldiges Ding von Novelle zur Novelle, gehört zum Handwerk und ist für unsere Romanschreiber eben keine Rennbahn mit Gefahr drohenden Hindernissen. Die zweite und dritte Novelle: „Der Eretein“ und „Die Conquistadoren“, mischen historische und romantische Stoffe auf eine ziemlich glückliche, mindestens recht unterhaltende Weise zusammen; jene lehnt sich an die sempacher Schlacht, an Arnolt v. Winkelried und sogar wörtlich an Johannes v. Müller an, diese an die Eroberung von Mexico und Ferdinand Cortez. Liebesabenteuer bilden natürlich in beiden Novellen das Hauptcapitel, und wenn Maria im „Eretein“ nicht eben schweizerisch spricht, so spricht Nadina in den „Conquistadoren“ noch weniger mericanisch; sie sprechen Beide die Sprache unserer Romanheldinnen, die Eine deutsch sentimental, die Andere mit angebichteter formeller Naivetät. „Der Besessene“ heißt die letzte Novelle und ist ein Wachsmann'scher Schwanke, worin auch auf eine lächerliche Art ein sogenannter Jung-Deutschländer lächerlich gemacht wird. Der Humor aber ist des Hrn. v. Wachsmann Sache gar nicht; er trippelt und tölpelt auf diesem ihm ganz

fremden Gebiete herum und vergreift sich nur am Westen des Humors, statt dasselbe zu ergreifen.

14. Gedanke mein!

Dies Taschenbuch ist mit Kupferbeilagen nach den Werken französischer und englischer Künstler sehr wohl und geschmackvoll ausgestattet, und die poetischen Erklärungen dazu von Seidl und Vogl können nicht eben unglücklich genannt werden. Um so unglücklicher erscheint die hier ganz aus der Luft gegriffene Biographie der Schriftstellerin Karoline Wilhelmine Leonhardt, die das einzige Verdienst hat, kurz zu sein. Eine Novelle von Ritter v. Eschabuschnigg: „Klara Dannhof“, ist ziemlich gut stylisirt, aber der ganzen Haltung nach melancholisch und weichlich. Klara Dannhof wurde 1423 zu Goslar als angebliche Here verbrannt. Unsere Novellisten beschäftigen sich jetzt viel mit Herengeschichten; in den Taschenbüchern für 1837 kamen deren zwei vor, eine von Vogl, die andere von Spindler, die gräßlich waren. Der sanftmüthige Ritter v. Eschabuschnigg läßt seine Geschichte gelinder ablaufen; zur wirklichen Pein kommt es nicht, aber des Peinlichen ist darin viel vorrätig. „Vergeltung“ nennt sich eine langgebehrte Erzählung von Regina Froberg; „Die Spieluhr“, von J. G. Seidl, und die Novelle von Karoline Leonhardt: „Lyser“, „Graf Konradin“, unterhalten hinlänglich, besonders die letztere; gelungener noch ist die skizzirte Erzählung von J. F. Castelli: „Die rächende Maske“. Die lyrischen Gaben sind beachtenswerth. Man findet die Namen: Palm, G. Pfizer, Rückert, Vogl u. A. Von einem wiener Taschenbuche kann man nicht mehr verlangen, als hier geleistet ist.

15. Aurora. Herausgegeben von J. G. Seidl.

J. G. Seidl ist wacker als Dichter, aber mittelmäßig als Herausgeber seines Taschenbuchs. Selbst die Kupfer, mit Ausnahme einer Ansicht des Schlosses Hunyad in Siebenbürgen, entwickeln eine hohe Fülle von Mittelmäßigkeit, die nah an die Grenze des Erbärmlichen streift. Clementine, die Künstlerin, ist gräßlich in ihrem Wahn, wenn sie sich für eine Zeichnerin hält; ein ganzes Stahlstichelend, der Menschheit ganzer Jammer breitet sich hier vor den Blicken des verwirrten Beschauers und resp. Käufers aus. Der Text ist nur in geringem Grade werthvoller. Die Erzählungen stehen fast sämmtlich auf einer

*) Vgl. den dritten Artikel in Nr. 15 u. 16 d. Bl. D. Red.

gleich niedrigen Stufe. Puff weiß in seiner Novelle: „Der Wildschütz“, kaum ein richtiges Deutsch zu schreiben; ganz gewöhnlich ist die Novelle von Ritter Rohrer v. Rohrau: „Ein blauer Tag“, worin die Sprache sehr grau und der Horizont des unnöthigerweise aufgewandten Humors sehr umwölkt erscheinen. „Unter leisem Heben des vollen Busens“, sagt der Verf. einmal, „entschleierte die Gerettete (Minna) die zwei blauen Sterne“, worauf denn ein gutmüthiger Herr Amtsrath die kolossalen Worte ausstößt: „Ein ganzer Montblanc fällt mir von der Brust“ u. s. w. Eine Erzählung von Bacherer: „Der Bettler“, nennt sich komisch und mag es in vieler Hinsicht auch sein. „Alyson“, von Silas, ist eine Kleinigkeit; „Schloß Ronsuch“, nach Horace Smith, von J. S. Seidl, die beste unter den novellistischen Beiträgen. Wirkliches Talent hinsichtlich der Sprache wie der gesammten Anordnung zeigt Griesel in seinem Dramolet: „Treue siegt über Verrath“. Unter den Liedern — man weiß, daß die Lyrik unter den Östreichern sich voller, freier und naturgemäßer zu entwickeln beginnt — ist manches Gute, frisch Gesungene, und Seidl's Romanze: „Der Schatz von Toledo“, aller Beachtung werth.

16. Ehret die Frauen.

Die Hauptsache an diesem Taschenbuche sind die achtzehn weiblichen Schönheiten, die hier von britischen Künstlern zur Anschauung gebracht sind. Es ist ein eigenthümliches Genre, und die britischen Künstler dürften darin unübertrefflich sein; Feinheit, Grazie, Poesie fließen um diese reizenden Gestalten. Welche wählen? Es ist so schon ein auserwähltes Harem. Indes glaube ich nicht, daß eine eigentliche Kritik dieses Taschenbuchs in den Kreis d. Bl. gehört. Die erklärenden Gedichte sind mehr oder minder gut angepaßt, mehr oder minder gut gelungen, von mehr oder minder berühmten oder beliebten Dichtern und Dichterinnen herrührend.

17. Wintergrün. Herausgegeben von Georg Loh.

Zuerst eine launige, sogenannte „humoristische“ Erzählung: „Irthum überall“, ein wenig alt- und hausbacken, doch gemüthlich. Ein dummer, einfältiger, geadelter Käsehändler wirft mit „Pog Milben und Mäuschen“ um sich, ein adelsstolzer Herr mit 20,000 Thlr., welche er Demjenigen verspricht, der seinem Sohne die Geliebte, die Tochter jenes ehemaligen Käsehändlers, wegheirathen will. Reich, großmüthig und dumm sind sie Alle. Die Verwickelungen, Irrungen und Unwahrscheinlichkeiten darin würden sich gut für ein modernes deutsches Lustspiel eignen; selbst die „Pog Milben und Mäuschen“ und andere anspruchlose Spuren von moderner Einfachheit. Die Novelle: „Der Rächer“, ist tragisch, aber gewöhnlich. Sehr anziehend sind die angehängten Buchhändleranzeigen des Verlegers „für gebildete Leser“. Da heißt es z. B. von einer „deutschen Originalerzählung von Adamus: Die Räuber im Harzgebirge“:

Wenn bei dieser Räubergeschichte, es an nachschraubenden (m) Räubershauptmann, einen (m) geheimnißvollen Einsiedler, Entführung, wilde (r) Waldgegend, Donner und Blitz u. s. w.

nicht fehlt, so ist sie doch auch gemüthlich, durch poetische und bürgerliche Gerechtigkeit, die gleich kräftig durchgeführt.

18. Des Bettlers Gabe. Von Wilhelm Müller.

Gewiß, ein reicher Bettler, dieser Wilhelm Müller, der gibt, statt zu empfangen, und, wenn er empfängt, Loh empfangen sollte! Was an dem Buche wirklich bettlerhaft erscheint, ist die äußere Ausstattung. Keine Silber, kein anlockender Umschlag, keine Arabesken noch sonst Zierath irgend einer Art! Aber im Buche sprudelt ein origineller, schaffender Geist; da sind wirkliche, natürliche Situationen, wirkliche, natürliche Menschen, wirkliche, natürliche Zeitaläufe! Es ist nichts Gemachtes darin, nichts Verlerntes noch Verunglücktes, nichts auf die Spitze Gestelltes, nichts Er- und Abstrahirtes! Wir stehen hier auf dem Boden der Wirklichkeit; Alles ist mit lebendigen Farben, mit den Farben der Wahrheit angestrichen; nichts erscheint fingirt, vielleicht durch die Kunst des Verfassers selbst Alles verwahrheitet. Doch kann man an Wilhelm Müller die einseitige Vorliebe tadeln, womit er in den Zuständen der russischen Cultur oder vielmehr Uncultur sich tummelt. Hier ist sein Terrain, von welchem er genaue Kenntniß hat. Eine russische Invalidenschenke ist die Bühne, welche der Verf. für den Leser aufschlug. Russische ehrliche Männer treten darin auf und erzählen ihre Kriegs- und Liebesereignisse, die ihnen im türkischen Feldzuge, in Circassien, in Sibirien oder sonst in einer trostlosen Steppe des unermesslich und gleichmäßig ausgebreiteten Ländergebietes aufstießen. Die Episoden wechseln mannichfach und sind mit den Ereignissen, die in und außer der Schenke währenddem vorgehen, glücklich verflochten. Der Nationalcharakter der Russen tritt uns hier in allen seinen feinen und groben Zügen frisch und lebendig entgegen. Wilhelm Müller hat es freilich noch nicht zur künstlerischen Vollendung und Abrundung seiner Productionen gebracht; aber ich weiß nicht, mit wem ich ihn vergleichen möchte, er ist nur sich selbst gleich, eine Eigenschaft, welche in unserer Zeit des allgemeinen Niveaus etwas werth ist.

23.

Wanderleben in Baiern, Ober- und Unter-Österreich, Ungarn, Mähren und Böhmen von Fr. Mayer. Erster Band. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Buch, geschrieben im Ton und Styl der neuesten Art, d. h. jener Art, die sich breit macht mit sich selbst, jener Art, wo der Hr. Verf. nicht aufhören kann von sich selbst zu erzählen, wo er sich gleichsam vor den Spiegel stellt, mit dem selben sich minaudiert und Alles, was einen Unterrock trägt, in sich verkleidet werden läßt. Reisebilder und Reisenovellen erscheinen seit einer Reihe von Jahren zu Duzenden, und wer mit dieser Literatur nur einigermaßen bekannt ist, wird wissen, wie viele Liebeskummer die Verfasser den Gastwirthinnen, Schenkknäben und andern „glückseligen“ Personen machten. Man kann ordentlich Mitleid mit den armen Frauenzimmern empfinden, die so viel Herzweh durch die reisenden Adonisse erlitten, und muß zugleich, falls Einem etwa das Glück zu Theil wird, irgend einen dieser Verfasser persönlich kennen zu lernen, die Zunderhaftigkeit der Herzen jener Damen bewundern, die

so leicht und so schnell bei dem Publikum dieser wandernden Wenzes Feuer fangen.

Hr. Fr. Mayer hat, laut seinem „Wanderleben“, in dieser Hinsicht auch manche Verantwortung auf sich geladen, und längs der Donau bis Wien und weiterhin muß notwendig, darf man seinen Schilderungen trauen, noch lange manche Thräne um den reizenden Schmutterling geflossen sein, der für gut fand, von Erlangen durch ein Stücklein von Baiern in das Land Oösterreich und weiter zu ziehen, um sich die Kaiserstadt mit ihren Schönheiten zu ansehen, und sich, laut „vorläufigem Wort“, wie sehr genial die Einleitung genannt wird, den Rath eines Freundes bedeutend zu Herzen nahm, dabei mehr objectiv und gar nicht subjectiv zu sein. Sollte es übrigens Leute geben, die noch so tief unter dem Niveau der Zeit stehen, daß sie nicht wissen, was mit dem objectiv und subjectiv hier gesagt sein soll, so bitten wir sie die „vorläufigen Worte“, id est die Einleitung des Hrn. F. M. zur Hand zu nehmen, wo sie dann des Breiten ersähen werden, daß sich Hr. M. zwar selbst mit diesen beiden Worten noch nicht recht ausgekocht hat, daß objectiv sein aber „eben heißen wird (so?)“, seinem Begriff mehr und weniger von einem Gegenstand geben, als ihm zur Verdeutlichung nöthig ist, subjectiv dagegen, „einen egoistischen Gefühlsgehalt haben, der sich über Alles und Jedes ponirt und sein Ich zur Hauptsache, alles Andere dagegen zur Staffage macht“ u. s. w.

Wie emsig viele Jahre lang der Rhein mit seinen romantischen Ufern, die Schweiz mit ihren Alpen und Gernhöfen, Italien mit seinen Alterthümern und Naturschönheiten von Reisenden ausgebeutet worden, ist zu bekannt, um nähere Erwähnung zu verdienen; jetzt hat sich der Strom dieser „Herren mit kurzem Gedärm“ nach Oösterreich und dessen Hauptstadt gewendet, in das Land der Phäaken, wo, mit Schiller zu reden, der Braten sich immer am Spieße dreht. Seit Hrn. v. Holtei's „Wienern in Berlin“ jobelt Alles: „Es ist nur a Kaiserstadt, es ist nur a Wien“, das Gewiesene hört gar nicht mehr auf, und man möchte fast in Versuchung kommen, zu glauben, das lange verloren gegangene Eden sei endlich glücklich in Wien wiedergefunden worden.

Hr. F. M. theilt sein „Wanderleben“ in Stationen, deren erste die Abfahrt von Erlangen nach Nürnberg schließt; daß die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth befahren wurde, versteht sich. „Sommerabende“ kam Hr. F. M. daselbst an, sah in dem „sabbatlichen“ Schatten der Boletts nahe an der Eisenbahn „orientalische, dunkelglühende, herausfordernde Gestalten“ auf und niederwandeln, welche „ihre neugierigen großen Augen spazieren trugen“, verglich Fürth mit einer „kotteten Matresse“, in welchem jedoch „sehr viele liebe Mädchen mit geheimnißvollen Augen und klugen Lippen“ wohnen, die wie die Prinzessin Turandot allerlei Räthsel aufgeben; er trant ferner daselbst in dem Pfarrgarten von dem Gebräu des Hrn. Klein von Zirndorf, fuhr darauf, da er den Dampfwagen verlassen hatte, „mit Pferdebeschwachheit“ (wie schön gesagt!) nach Nürnberg zurück und den Tag darauf mit dem Silwagen nach Aschaffenburg, wobei ihm die vorüberfliegenden Vögel mit ihren „kleinen, klugen Augen ansahen und in der Schnelligkeit manche Kunde“ meldeten. Mit einer Reihe Bemerkungen über allerlei Schriftsteller, meist unbekannter Größe, schließt die erste Abtheilung des Berichtes von der ersten Station; die zweite Abtheilung beginnt damit, die Reusheit zu melden, daß Regensburg keinen einzigen großen Platz hat und daß dessen Straßen wie Gebirgswege durcheinander laufen. Von hier aus wird Mailhalla gesehen, dem König Ludwig wegen seiner Kunstliebe ein Panegyrikus gehalten, Bekanntheit mit einem Hofenmädchen angekündigt, in die sich ein Maler sofort vermannen verliebt, daß er sie bald darauf heirathet und mit derselben dann in sehr „schlimmen Ehestandverhältnissen“ lebt, und endlich auf der Donau nach Wien eingeschifft. Bei dieser Donaufahrt erhält man dann als angenehme Zugabe die in berliner gemeinem Volkssprache niedergezeichnete Geschichte eines reisenden

den Schnelbergelassen, welcher anmuthigen Erzählung eine Apologie des Hrn. B. Mangel und ein Wortgewechsel mit einem Hrn. Dr. Schobacher über den Werth oder Nichtwerth der Homöopathie folgt.

Zu Passau schiffte sich Hr. F. M. auf dem ulmer ordinären Schiffe ein und machte hier Bekanntheit mit ein paar Damen, die auch nach Wien reisten, französisch sprachen und Johann Hrn. F. M. Gelegenheit verschafften, seinen Lesern eine Probe zu geben, daß er ebenfalls französisch conversiren kann. In Ems gefiel es dem Reisenden gewaltig, ausgenommen im Theater, wo der Hr. K. F. F. durch ein Originalzauberspiel, zu welchem der Hr. Kapellmeister Adolf Müller die Musik geliefert, dem Verf. einen schönen Abend verdarb.

In Ems ließ es sich Hr. F. M. übrigens auf die gewöhnliche Art wohl sein. Natürlich fehlte es auch hier nicht an wunderschönen „glutäugigen“ Mädchen, und was dergleichen in diesen Reisevellen jetzt an vorkommenden Requisiten des Wohlbesindens mehr ist. Bei der Weiterreise auf der Donau hinab erschien auch auf dem Schiffe ein Bampyr, d. h. eine Figur, welche die „scappanteste Neugierigkeit mit Hrn. Hammermeister in der Rolle des Bampyr“ hatte, der den mitreisenden Damen gewaltig bänglich machte und in allen Bändern und Bändchen von Europa gewesen war. Unter den mitreisenden Damen waren ein paar Wienerinnen, natürlich ganz ausgezeichnete Exemplare von Liebesswürdigkeit, Unschuld und Zutraulichkeit. Hr. F. M. fand Gnade vor den Augen dieser Hühnchen, man ließ ihn Schinken u. A. dergl. mitessen, war zuthätig und gütig gegen ihn, brachte ihm einen Vorwurf von Wiens Herrlichkeit durch Erzählungen bei und erlaubte ihm endlich, angekommen in der Kaiserstadt, Zutritt ins Haus. Wie schön es nun in Wien war, wie vortrefflich es sich auf den Pannertischen Bällen tanzte, kurz, welches irdische Paradies die große Stadt bot, in der man jeden Genuß haben kann und darf, nur den nicht, wie ein freier Mann zu denken, das Alles wird nun weiterhin des Breiten erzählt, nebenbei auch von dem liebenswürdigen und berühmten Hrn. Saphir, dem großen Patron unserer neuern österrischen Jugend, der wenigstens eine Zeit lang Liebling unserer Damenwelt gewesen, dem geistreichen und humoristischen Hrn. Saphir erzählt und neben diesem Schöngest Armand Garrel genannt, also daß die Frage aufgeworfen wird, ob der Hr. Saphir wol einen Armand Garrel im Pistoletenduell vorstellen würde? Eine Frage, die wirklich so kolossal genial ist, daß man kaum weiß, soll man darüber lachen oder weinen, den Aufsteller verachten oder bemitleiden. Ein paar Seiten weiter scheinen indes doch einige andere Betrachtungen bei Hrn. F. M. aufgefliegen zu sein; der berühmte Hr. Saphir wird ihm da zu einem „durch und durch verbrauchten Lumpentönn“, und zuletzt wird noch ein Ausspruch des Hrn. F. Laube über denselben beigebracht, welcher Saphir einmal irgendwo einen „mismuthigen entmanneten Hühner“ genannt haben soll.

31.

Correspondenznachrichten.

Karlsruhe, beim Jahresbeginn 1888.

Die literarische Betrieffsamkeit hat im letzten Jahre in hiesiger Residenz und auf einigen andern Hauptpunkten des Großherzogthums an Umfang ziemlich zugenommen. Der Karlsruher Buchhandel in specie, der fast bis vor einem Jahrzehnd vom Nachdruck gelebt hat, erfreut sich jetzt hauptsächlich durch die zunehmende Thätigkeit der Mäler'schen Hofbuchhandlung, eines lebendigen Aufschwungs. Die geographische Lage Karlsruhe ist dem Buchhandel günstig, weshalb mehrere speculative Kypse gar auf die Idee gekommen sind, eine neue Buchhandlung in unserer Residenz auf Acten zu gründen. Der meiste Vertrieb besteht allerdings noch im Sortiment, der sich bei der zunehmenden literarischen Bildung in neuester Zeit ebenfalls bedeutend gehoben hat. Von den bedeutendern Werken, wel-

de der hiesige Buchhandel im letzten und theilweise noch im vorletzten Jahre hervorgebracht hat, können G. Müller's Memoiren, von denen jüngst der zweite Band erschien, und die von demselben Verfasser mit Dr. Bacherer herausgegebenen historischen Taschenbücher für die neueste Zeit genannt werden; Aussenberg's neue Tragödien schließen sich an, während das jüngsthin erschienene „Deutsche Stammbuch“ G. Müller's die genannten Werke durch innere und äußere Eleganz zu übertreffen geeignet ist. Dies neue Unternehmen macht dem hiesigen Buchhandel wirklich Ehre; in der Literatur steht es einzig da, denn noch nie wurde bis jetzt bei einer solchen äußern Ausstattung ein so reicher und mannichfaltiger Inhalt wie hier geboten. Es war bei Gründung des Unternehmens des Herausgebers anerkennungswerthe Idee, „durch gemeinsames Wirken mit Gleichgesinnten die verschiedenartigen Bestrebungen und Richtungen der deutschen Productivität zu concentriren und das nationale Interesse allgemach auf einen Standpunkt zu leiten, von welchem aus jene mit der Zeit als geistiger Organismus sich werden darstellen können; eine Vermittelung des Interesses an den Werken zu jenem an den Persönlichkeiten durch das Charakteristische dieser letztern schien für Erreichung dieses Zweckes nicht unwichtig noch überflüssig“. Wie glänzend der Herausgeber bereits in dem ersten Jahrgange des Unternehmens seine Aufgabe zu lösen wußte, zeigt der reiche und mannichfaltige Inhalt des Werkes. Es enthält Gedichte von Anastasius Grün, Friedrich Rückert, Nikolaus Lenau, Ferd. Freiligrath, L. Beckstein, Henriette Ottenheimer, daran schließen sich Producte von L. Scherer, dem Fürsten Pückler-Muskau, Garove, dem Freiherrn v. Sternberg, Eduard Sche u. A., von dem verschiedenartigsten Inhalt, während Bruchstücke aus einer größeren Dichtung G. Müller's uns in die eigenthümliche großartige Natur dieses Dichters einführen. Kunstblätter, Portraits bedeutender deutscher Dichter und Schriftsteller, eine große Anzahl autographirter Blätter, unter denen wir auch die Schriftzüge von G. Hans, Fürst Pückler-Muskau, Rahel, Barnhagen v. Ense, E. Scävola, L. Scherer u. A. gewahren, sodann Originalcompositionen von Meyerbeer, Lachner und Spohr, gleichfalls in Autographen, bilden die glanzvolle Staffage des literarischen Textes, in welchem jeder der darin sich ausprechenden Geister die ihm eigenthümlichen Bestrebungen auch in der originellsten Weise sowohl dem Stoffe als der Form nach ausdrückt. Es ist dieser Unternehmung, die für den nächsten Jahrgang in einen noch bedeutendern Verlag übergehen wird, als einer der ehrenwertheften Erscheinungen der deutschen schönen Literatur und schönen Künste, die besondere Theilnahme des fashionablen Publicums zu wünschen.

In Mannheim zeigt sich H. Hoff äußerst rührig, und wir haben von ihm im letzten Jahre manches schätzenswerthe Werk erhalten, wie die Namen eines Barnhagen und Bauernfeld bezeugen mögen. Auch in Heidelberg hebt sich die literarische Industrie mehr und mehr, zum hauptsächlichsten Cultus der Fachwissenschaft, welche hier immer in größter Blüte stehen. Bei der großen Liberalität der badiſchen Regierung, welche die Censur mit so viel Mäßigung als möglich handhabt, ist anzunehmen, daß vorzüglich in Karlsruhe die buchhändlerische Thätigkeit nach einer immer größern Wirksamkeit streben werde.

52.

Notizen.

Wo war Franz Anton Mesmer geboren?

Erst nach dem Tode dieses durch die Entdeckung des thierischen Magnetismus und seine darauf gegründete Lehre und Heilmethode berühmten, während seines Lebens vielfach angefochtenen, verachteten und verfolgten Mannes (gest. am 5. März 1815) haben Deutschland und die Schweiz angefangen, wegen seines Geburtsorts sich zu streiten. Die Deutschen lassen ihn

zu Isnaug (nicht Isman) am untern Bodensee (eine halbe Meile von Radolfzell) in Oberschwaben, dem Filiale von Weiler, geboren werden. Weile Orte gehörten damals zum Kanton Konstanz; jetzt gehören sie zum Großherzogthum Baden. Die Schweizer dagegen behaupten, daß er zu Stein am Rhein im Canton Schaffhausen geboren sei. Die Letztern haben allerdings Mesmer's eigne Angabe für sich, doch für die Deutschen entscheidet das Taufregister in der Pfarrei zu Weiler, wo sich wirklich folgende Angabe findet: „Parentes: Antonius Mesmer (Venator), Maria Ursula Michlin de Isnaug. — Infans: Franciscus Antonius, fil. legit., baptizatus 1734 die 25 Maji.“

Daß Mesmer selbst, während seines Aufenthalts in Paris, Stein als seinen Geburtsort angab, kann deshalb geschehen sein, weil Isnaug ein zu unbedeutender Ort ist, als daß man ihn in Paris hätte kennen sollen; wahrscheinlicher aber ist es, daß er seinen deutschen Geburtsort verleugnete, um den Verfolgungen zu entgehen, welchen während der Revolution die Deutschen in Frankreich ausgesetzt waren. Daß er aber gerade Stein zu seinem angeblichen Geburtsorte machte, kam daher, daß die Pfarrei Weiler zum Ruralcapitel oder Decanate Stein gehörte. Mesmer's Vater war bischöflich-konstanziger Förster; ein Bruder von ihm, bei dem er während der Revolution längere Zeit in der Zurückgezogenheit lebte, war Pfarrer in Staringen, nördlich von Radolfzell. Seine Schwester war an einen Kaufmann in Meersburg verheirathet, wo Mesmer seine letzten Tage verlebte. Unweit Konstanz haben zwei seiner Verehrer ihm ein Denkmal errichtet, auf dem er unrichtig „Friedrich Anton“ genannt ist.

Nordische Alterthümer.

Bei Katslwa in Rönö-Län in Schonen hat man vor einigen Monaten beim Graben in einem zur Einfriedigung dienenden Erdwall einen sehr alten Goldring, 50 Dukaten schwer, gefunden, den der schwedische Reichsantiquar Hildebrand folgendermaßen beschreibt: „Der Ring ist offen, fast oval und besteht aus einem einfachen Goldblech, das in der Mitte am breitesten ist und nach den Enden schmaler wird. Die Enden selbst sind etwas über einen Zoll weit mit gleichförmigen erhabenen Ringen geschmückt; sie bilden zwei gegeneinander gewendete Schalen, die auf der äußern Seite ebenfalls mit concentrischen Ringen verziert sind. Der größte Durchmesser des Ringes beträgt $3\frac{1}{2}$ Zoll, der kürzeste $2\frac{1}{2}$ Zoll. Das Gewicht ist $\frac{4}{100}$ Pfund, der Goldgehalt $\frac{215}{1000}$. Die Arbeit ist sehr zierlich und zeugt von hohem Alter.“ Einen Goldring dieser Art bewahrte schon seit längerer Zeit die Sammlung nordischer Alterthümer zu Kopenhagen als eines ihrer werthvollsten Stücke; einen ähnlichen von Bronze, der auf Gotthland gefunden wurde, die Königl. Sammlung zu Stockholm, und es war letzterer bisher der einzige Ring dieser Art, den man in Schweden aufgefunden. Doch aller Nachforschungen ungeachtet vermochte man weder über das Alter noch über den ursprünglichen Zweck der Art Ringe etwas Gewisses aufzustellen. Auch durch den neu aufgefundenen Ring ist eine weitere Aufklärung nicht geworden, indem weder nach dem Fundorte noch nach der Gestalt desselben ein nur einigermaßen wahrscheinlicher Schluß auf dessen Alter und Bestimmung gemacht werden kann. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Erde des Balles, in welcher der Ring gefunden wurde, früher einen der Grabhügel bildete, die man in jener Gegend in großer Anzahl findet. Zu einem Hals- oder Armringe wegen der Form nicht geeignet, zu einem Falsringe auch zu klein, ist über die Bestimmung des aufgefundenen Ringes keiner weitem Vermuthung Raum gegeben, als ihn jenen von den Alterthumsforschern sogenannten Tempelringen beizählen, die den alten nordischen Sagen zufolge die Götterbilder und Tempel zierten, und auf welche feierliche Eide geleistet wurden.

17.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 25.

25. Januar 1838.

Ein Blick auf das Kirchen- und Schulthum in Frankreich.

Es ist so natürlich, einer auf schwerem Krankenlager festgehaltenen Freundin die aufmerksamste Beobachtung zu widmen, auch, ohne daß man die Function des Arztes übernehmen kann, mit sorglichem Fleiße den fiebernden Puls wiederholt zu untersuchen und somit der wehmüthigen Theilnahme, die man der Leidenden von ganzem, bewegtem Herzen widmet, ihr Recht anzuthun. Zu nahe liegen an solchem Krankenbette die Fragen: Wird es zum Tode oder zur Genesung ausschlagen? Wie fallen oder steigen in den dahinrollenden Zeitpulschlägen die entscheidenden Schalen? Und wird auch mit alle diesem Prüfen für den Augenblick weder ein sicheres noch auch ein völlig beruhigendes Resultat gewonnen, wie denn die Theilnahme auch da noch das Fühlen des Pulses fortsetzt, wo schon die letzte eigentliche Hoffnung auf einen günstigen Ausgang in unendlich schmerzlicher Resignation hatte ausgegeben werden müssen, so ist doch das daraus sich entwickelnde, mit dem zitternden Puls fort oscillirende Schwanken vom Hoffen zum Fürchten und von diesem zu jenem zurück der natürlichste Ausdruck der Empfindungen der Gegenwart und somit zugleich der einzige, freilich karge Trost, der endlich über die bangen, schweren Stunden hinüberhilft. Es mag das von uns gewählte Bild in der Anwendung, die wir beabsichtigen, ziemlich schroff und ungeschickt erscheinen, indeß haben wir durchaus nicht ausgesprochen, welche Krankheit, ob eine hoffnungslose oder Hoffnung noch übriglassende, wir im Sinne haben, und Das dürfte man uns doch wol ohne sonderlichen Einwand zugeben, daß es sicherer sei, unsere liebe Nachbarin jenseit des Rheins eine Kranke, noch im schweren Fieber Begriffene zu nennen, als entweder von ihrer blühenden, ungestörten Gesundheit, oder auch von ihrer schon vollendeten Genesung zu reden. Krankheit nun aber zugegeben, und noch dazu schwere, in anhaltendem Synochus befangene, so wird auch ein immer wiederholtes Beobachten ihres Zustandes, ein von Zeit zu Zeit wiederkehrendes Pulsfühlen der nachbarlichen Theilnahme nicht vorenthalten werden können, wobei wir uns jedoch in Gemäßheit unsers Bildes im Voraus bescheiden müssen, daß das Resultat einer einzelnen dieser Beobachtungen, mitten in dem noch unentschiedenen Fortgange der Krankheit gemacht,

eben nichts weiter als ein Abdruck der vom Momente bedingten und gefährdeten Stimmung, mithin recht eigentlich ein durch und durch subjectives Conglomerat von Fürchten und Hoffen sein werde.

Indem wir nun jetzt im Begriffe sind, eine solche, allerdings nur momentane Krankenschau mitzutheilen, versteht es sich, daß wir nicht daran denken, aus einem andern Standpunkte die fiebernde Nachbarin zu beobachten als aus dem uns zunächstliegenden, wie wir ihn schon in der Überschrift bestimmt genug bezeichnet haben, und daß wir ganz besonders gern darauf Verzicht leisten, die consensuellen übrigen Leiden, die einem andern Beschauer von seinem Standpunkte aus vielleicht als die principalen erscheinen mögen, mit hereinzuziehen, auch namentlich in keiner Weise uns unterfangen werden, eine politische Prognose stellen zu wollen. Veranlassung und nächste Quellen aber für unsere Beobachtungen sind uns zwei Schriften der neuesten Zeit, von welchen die zweite bereits Kenntniß von der erstern, ihrer etwas ältern Schwester, genommen hat, mit folgenden Titeln:

1. Über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Ein Versuch von B. A. Pflanz. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Hermann Reuchlin. Hamburg, F. Perthes. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Beide Verf. urtheilen aus eigener Ansicht, wenn auch von verschiedenem Standpunkte aus, indem der eine (allerdings freisinniger) Katholik, der andere Protestant ist; gleichwol treffen sie in den Endresultaten auf eine merkwürdige Weise zusammen, ohne daß man sagen dürfte, der jüngere habe sich seinem Vorgänger unselbstständig assimilirt, und erwecken eben dadurch für die Richtigkeit ihrer Beobachtungen ein günstiges Vorurtheil. Doch wir behalten uns vor, über die Individualität der vorliegenden beiden Schriften und ihr Verhältniß zueinander später uns zu erklären, und geben vor Allem aus und nach ihnen unsern verheißenen „Blick“, von dem wir wünschen, daß er ein nicht ganz unbefriedigender Überblick des in der Aufschrift abgegrenzten Bezirks werden möge.

Darüber sind, wie nicht anders zu erwarten, unsere beiden Verf. einig, daß im Volks-, im Menschenheitsleben das religiöse Element, das in der Christenheit in seiner

größten Allgemeinheit durch die Kirche repräsentirt wird, die höchste und äußerste Zusammenfassung aller geistigen und ideellen Functionen sei, aus welcher eben diese nach ihrer verschiedenen Gliederung und Abstufung nach unten zu sich ableiten und zugleich somit den stetigen Übergang zu den leiblichen und realen Regionen bilden; und insofern haben sie einerseits mit vollem Rechte Alles, was dem geistigen Gebiete irgendwie angehört, die Schule, die Kunst, die Literatur überhaupt, öffentliches und häusliches Leben, nach seiner immateriellen Seite hin aufgefaßt u. s. w., in den Kreis ihrer Betrachtungen mit herangezogen, andererseits aber auch die Voraussetzung immer im Auge behalten, daß in einem geschichtlichen Weltgerichte über ein Volk in einer gewissen Zeit die Schätzung dieser ideellen Seite wirklich eine sehr bedeutende, ja leicht die weit bedeutendste Stelle einnehme und insofern ihr Unternehmen, grade diese Region in dem reichen, vielfach bewegten Leben des durch so viele Bande und Beziehungen für jede andere Nation des europäischen Continents enscheidenden Nachbarvolks mit richtiger Schnur auszumessen, ein gar nicht unwichtiges sei. Und wir wollen es nur immer auch gleich an der Spitze unserer diesmaligen Streifzüge in das Nachbarland bekennen, daß nach unserer innersten Überzeugung die materiellen Interessen des Lebens eigentlich sich selbst vernichten, sobald in ihrem Glanze das ihnen in jedem Punkte entgegengesetzte Immaterielle untergeht und verschwindet, da ja eben, wie es bei jedem rechten und vollen Gegensatz der Fall ist, das Materielle in allen seinen Theilen es nur insofern zur Wirklichkeit bringt, inwiefern es seiner ganzen Ausdehnung nach das Immaterielle nicht ist, und mithin nur in dem Maße zur eigentlichen Existenz kommen kann, in welchem es dieses letztere sich gegenüberstellt und in dieser Gegenüberstellung fortwährend zu erhalten vermag. Ohne scholastische Dialektik: bei dem Pulsfühlen einer kranken Zeit soll der theilnehmende Freund nicht nur die Systole, sondern auch die Diastole, die eine wie die andere broachten, und wo das Leben nach außen hin durch seine gewaltigen Fieberbewegungen die Aufmerksamkeit auf sich zieht, da ist das innere und geistige gewiß auch zugleich in solcher Verfassung, daß der entscheidende Witz ebenso wol aus seinem Schooße wie aus der elektrischen Wolke jenes fahren kann, und dasselbe verdient darum in jedem Falle wenigstens gleiche Beachtung. Glückliche Zeit eines Volks, in welcher das ora mit dem labora völlig denselben Schritt hält und ein frisches, kräftiges Glaubensleben die Sonne ist, die ihr erquickendes Licht über die reich geschmückte und bunt ausgestattete Flur des blühendsten äußern Wohlstandes ungetrübt und ungeschwächt ausgleißt!

„Das schöne Frankreich“, das Brudervolk jenseit des Rheins, das von jeher im Besitze gewisser Vorzüge vor den übrigen Völkern germanischer Abstammung gewesen ist, sodaß man versucht wird, in seinem Beispiele fast einen Beleg für die tokytische Ansicht, daß die Vorrechte der Primogenitur einen Grund in der Natur der Dinge selbst haben, zu erblicken, das nachbarliche Frankreich ist

allerdings so gut wie die andern Stammverwandten in der vergangenen mittelalterlichen Entwicklungsperiode auch schon einmal durch einen Meridian geführt worden, in welchem sein himmlisches und irdisches, sein materielles und geistiges Leben in einer Herrlichkeit, wie es eben in jener Periode in der Form der Erscheinung nur kaum sich ausdrücken konnte, zur lebendigsten Einheit sich gegenseitig durchdrungen hatte. War das Land ein in jeder Beziehung gesegneter Gottesgarten, dessen Beete, von dem Blute vorüberauschender bürgerlicher Kriege gedüngt, nur desto üppigere Früchte, wie sie die Zeit foderte, trugen, so stand das Volk von Seiten seiner Christlichkeit und Wissenschaftlichkeit auf einer Höhe, wie sie in solcher Zeit einem solchen Volke nur immer möglich sein mochte — richtiger: wie sie für solches Volk in solcher Zeit gewiß die höchste schlechthin war. Die Kirche in ihrer äußern Erscheinung entwickelte jede Herrlichkeit, die nur gewünscht werden mochte — Frankreichs Könige hießen darum mit Recht die „allerchristlichsten“ —, und nach innen entfaltete sie Glaubensinnigkeit und Liebesmacht, die, wenn auch in der eigenthümlichen Form ihrer Zeit, es dennoch gar nicht verkennen ließen, daß das Leben des Volkes eben für solches Zeitalter die höchste Fülle der geistigen Gesundheit und Kräftigung erreicht habe. Dieser Lebensmittag ist dormalen für Frankreich wie für alle seine stammverwandten Brudervölker in Europa vorüber und mußte vorübergehen, da ja die Zeit ihre alte Beweglichkeit noch nicht verloren hat; der neue Meridian aber ist, so viel wissen wir gewiß, zur Zeit auch noch nicht erreicht, wie denn über das Wie und Wenn in dieser Hinsicht grade jetzt noch ein völlig undurchdringliches Dunkel sich ausbreitet. Daß von einer Höhe zu der gegenüberstehenden der Weg nothwendig durch den dunkeln Abgrund der Tiefe führe, ist physikalisch gewiß, zugleich aber lassen sich, so lange man die neue Höhe noch nicht erstiegen hat, doch nun und nimmermehr mit völliger Sicherheit weder das Maß der trennenden Tiefe noch die Schauer und Geheimnisse derselben im Voraus bestimmen, obgleich damit das Streben, sich über den Standpunkt, den man auf diesem Wege eben erreicht hat, nach Möglichkeit zu orientiren und aus dem Nahen auf das Entferntere mit Wahrscheinlichkeit zu schließen, weder ausgeschlossen noch untersagt ist, auch so viel nicht bestritten werden kann, daß, so lange man die errungene Höhe wieder verlassen und die gegenüberstehende noch nicht erreicht hat, der Weg jedesmal bis zu einem gewissen Grade abwärts und durch dunkle Regionen führen müsse.

Ohne den bedenklichen Zustand unsers eignen Volkes wie mancher anderer benachbarter zu verkennen, haben wir gleich von vornherein in dieser Beziehung das gegenwärtige Frankreich als krank und in ernstern Fieberbewegungen begriffen bezeichnet, und wenn es an Solchen nicht fehlt, die wiederholt und fortgehend über die verschiedenen Stadien des politischen und bürgerlichen Synochus, durch welche das Nachbarland vor unsere Augen geführt wird, referiren, so versuchen wir es nun, den dormaligen Stand seines geistigen Typhus und die Prognose, zu

welcher die gegenwärtigen Symptome berechtigen, und zwar nach den beiden Hauptsystemen des geistigen Volkslebens, der Kirche und Schule, anzugeben. Wir haben schon bemerkt, daß wir uns dabei hauptsächlich an die beiden vorliegenden neuesten Relationen halten werden.

Unverkennbar ist die dermalige Complication als das Product mehrfacher Potenzen, die zum Theil in weiter Vergangenheit zurückliegen, anzusehen, und als solche bezeichnen wir zunächst fünf: nämlich die geistige Auflösung des vornehmen Frankreichs vor der Revolution, die Revolution selbst, das Kaiserthum, die Restauration und die Julitage von 1830 mit ihren noch immer nicht beendigten Nachwirkungen. Nur Weniges über die Einzelheiten dieser verhängnißvollen Fünfszahl.

Schon die berühmte Declaration der französischen Bischöfe von 1682, durch welche die vier Artikel der gallikanischen Kirche festgestellt wurden, veränderte den Standpunkt wesentlich und machte einen unheilbaren Riß in die Einheit der römisch-katholischen Kirche, indem sie die französische Kirche augenscheinlich als eine Hof- oder Staatskirche aus dem Complex der katholischen Totalität aussonderte. Der erste Artikel mit seiner scharfen, bloß reflectirten Trennung der zeitlichen und geistlichen Dinge begründete einen Dualismus, der bis dahin unbekannt war, aber in seiner Entwicklung eine Spaltung der vorher in wunderbarer Idealität vereinigt gewesenen Elemente herbeiführen mußte, die mit jedem neuen Schritte sich erweiterte und so nothwendig zu dem Resultate näher und näher hinleitete, das überall die Frucht der Auflösung des ursprünglich und wesentlich Verbundenen ist. Unmittelbar darauf aber und in dem ganzen Jahrhunderte, das der Revolution vorherging, trat die geistige Auflösung der Nation, wenigstens desjenigen Theils derselben, der ihre Intelligenz und immaterielle Cultur repräsentirte, in immer bestimmtern Umrissen hervor. Das Zeitalter Ludwig XV., Voltaire's, Rousseau's und der Encyclopädisten zeigte jede echte christliche Kraft des Volks, insoweit dasselbe bei der Eigenthümlichkeit seiner damaligen Construction hierbei in Betrachtung kommen konnte, völlig gelähmt, sodaß nun auch Kunst und Wissenschaft, wie dies in solchen Constellationen immer zu geschehen pflegt, zwar reiche und üppige Schößlinge trieben, aber in ihren saftreichsten Pflanzungen grade das Unkraut repräsentirten, das in nicht zu bändigender Fülle auf dem Acker empor-schießt, auf welchem das gute Gewächs, dem eigentlich Alles gilt, verkümmert und untergegangen ist. In einem andern Bilde: weil die echte Magie des Glaubens völlig unwirksam geworden war, so traten nun die früher zurückgehaltenen Kräfte der ihr direct entgegengesetzten Geistigkeit mit einer gewissen Nothwendigkeit in Wirksamkeit, und die isolirte Philosophie mit ihren Begleiterinnen hielt ihren mitternächtlichen, gespensterhaften Umgang, Truggehaltnisse genug hervorjaubernd, die geeignet waren, ebenso wol zu blenden als wirklich zu fasziniren. Die Kirche in ihren Hauptern und Jenen, die als ihre schützenden Vormünder angesehen sein wollten, war völlig zur Nymie erstarrt, in den Circeln der Reichen und Großen

schon ganz abgethan, und die damit hervorgerufene namenlose Unsitlichkeit paralyisirte jeden Erziehungsvorwurf, den man ja etwa noch in den Familien der Choragen der Nation machen mochte. Noch war diese Lähmung nicht bis in die Extremitäten des Volks im engeren Sinne gedrungen; auf dem Lande und in den Provinzen, in den untern Classen der Gesellschaft gab es noch religiöses Leben, wie denn überhaupt bei einer richtigen Schätzung der französischen Nationalität einmal zwischen der Centralstadt und den Provinzen, sodann aber in diesen wieder zwischen dem eigentlichen Volke und seinen Führern und Vorsetzern unterschieden werden muß.

Diese Lähmung konnte nicht bleibend ertragen werden; je länger sie anhielt, desto sicherer bildete sich auch eine Reaction aus, die, es koste, was es wolle, zuletzt diesen unerträglichen Zustand der völligen Schwäche zu brechen versuchen mußte. Die Revolution kam, und wir bezeichnen sie gewiß nicht mit Unrecht als eine gewaltige Apoplexie, namentlich für das geistige Leben der Nation, womit auch der schwache Rest, der davon in den bezeichneten Regionen geblieben war, vollends hinweggenommen, zugleich aber auch die vorige Lähmung dahin, wohin sie noch nicht gedrungen gewesen war, wir meinen, recht tief in das eigentliche Volk selbst, geleitet wurde. Es ist bekannt, daß die Kirche im ersten Taumel des Paroxysmus proscribirt wurde, und wenn dieser spasmodische Zustand auch eben nicht lange anhielt, so mochte, als eine Lösung desselben eintrat, doch nur in jenen entlegenen Provinzen, zu welchen die apoplektische Oscillation ohnehin nicht vollständig hatte dringen können, ein etwas frischeres geistiges Leben sich wieder regen. Von Einfluß konnte dies eben nicht sein, da diese Provinzen selbst gegen das Ganze sich ziemlich indifferent verhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heldenthaten, Zauber- und Liebesgeschichten der Vorzeit. Zwei Bändchen. Leipzig, Rein. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr. „Ich bin besser als mein Ruf“, kann mit Maria Stuart dieses Werk, zumal in der ersten Abtheilung sagen. Der Titel, von dem nur die Hälfte abgeschrieben ist, läßt auf allerlei Geistes, Verschrobene, Alberne schließen, und dem ist keineswegs so. Das erste Bändchen, das Sagenhaftes aus der skandinavischen Vorzeit gibt, ist sogar sehr gut; es wurde nicht das Unbekannte von Neuem wiedergebauet, nicht gealterthümelt, nicht verfälscht, nichts Bezeichnendes weggelassen, nichts Fremdartiges hinzugefügt. Die einzige Ausstellung, welche zu machen wäre, ist die, daß bei dem kurzen Abrisse der nordischen Mythologie Frigga und Freia für eine und dieselbe Göttin gelten. Das zweite Bändchen, dessen Schauplatz das britische Reich ist, führt bekanntere Namen auf, wie Alfred den Großen, Gifrieden u. A., die zu oft schon gereimt und ungereimt dem Publicum unter die Augen gebracht wurden, als daß sie nicht zu Vergleichen Anlaß gäben, die nicht alle zum Vortheil unsers Autors ausfallen.
2. Sorm der Grausame, König von Dänemark. Ein historischer Roman aus der Zeit des 10. Jahrhunderts, von Gustav Schumacher. Zwei Theile. Hamburg, Neffler und NELLE. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr. Es gilt den Kampf auf Tod und Leben des Christenthums und Heidenthums in den Nordgauen Deutschlands.

Die letzten Zuckungen der Befenner der Obintheorie sind gewaltig; ihr Repräsentant, König Sorm, droht den Gegner, den trefflichen Bischof von Hamburg, und mit ihm den Christen glauben zu vertilgen, was jedoch nicht gelingt. Das Wie der Handlung, ihr endliches Ergebnis bildet den Inhalt des Buchs, gleich anziehend durch Stoff wie Vortrag. Die Liebe setzt die Schlaglichter auf das historische Gemälde, aber sie begnügt sich mit einem bescheidenen Raume und läßt gleich von vornherein spüren, daß ihr Ausgang ein tragischer sei, angemessen der Begebenheit, in der das Glück des Einzelnen in dem großen Interesse des Ganzen untergeht.

5. Die erreichten Wünsche. Von Franziska Walden (Friederike v. Hüllesheim). Mainz, Kupferberg. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Erzählung erläutert auf eine würdige Weise das vorgelegte Motto: „Was beunruhigt die Menschen mehr, als daß sie die Begriffe nicht mit den Sachen vereinigen können; daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde in der Ferne ahnen läßt.“ Keine der Arten und Unarten schriftstellerscher Frauen ist darin zu finden: Lohn und Strafe folgen nicht schnurstracks, wie in den Erziehungsbüchern, den Thaten; die Ergebung ist keine Schwäche, die Leute thun das Rechte ohne sentimentales Gewäsch; nur die Leidenschaft, der launenhafte Grillensfang ist berechtigt, wie das in der Natur nicht bössartiger, nur verirrter Gemüther wohl begründet ist; kurz, die Erzählung gehört zu den besten, von Frauenhand geschriebenen.

4. Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der Frau v. W. Herausgegeben von E. Scherer. Berlin, Weit. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Noch größeres Lob als obige Erzählung verdienen diese vier Novellen, die einen köstlichen Schatz eröffnen; hier wird innerlich gefühlt und gedacht, tiefe Blicke in das menschliche, vor Allem in das weibliche Herz gethan. Das Thema der Novellen können wir nicht bestimmter bezeichnen als mit den Worten des chapeau d'honneur: „ein durchhin wirkendes Motiv der Seelen, oder Reizung, Nichtverstehen der Herzen bis zu den unabwendbar erfolgenden Collisionen mit echt weiblicher Behandlung — auch der männlichen Charaktere“. In der ersten und letzten Geschichte löst sich die Verirrung lind; es bleibt kein Stachel gegen die Frau zurück wie in der zweiten, wo das Verkennen der eignen Gefühle, des Werths, der innigen Reizung des Mannes, der Jungfrau den Anschein herzloser Kollaterale oder doch thörichte, eigenwilliger Launenhaftigkeit gibt, sowie in der dritten die Frau einer unliebenswürdigen Kälte sich schuldig macht und dann wieder aus übertriebener Rücksicht für das Urtheil der Welt sich von dem Geliebten trennt. Die vierte läßt Manches zu errathen übrig; sie hat den Reiz des unheimlich Geisterhaften. In der ersten ist die Reizung des jungen, unerfahrenen Mädchens für den interessanten Mann, halb Schwärmer, halb Weltling, ein feiner und wahrer Zug, und dieser Charakter mit einer Sicherheit gezeichnet, zu der selten eine weibliche Hand anreicht.

5. Katalie, oder Thränen sind edle Saat. Eine Novelle in Briefen. Deutschlands Töchtern gewidmet von E. F. F. Walden. Dresden, Arnold. 1837. 8. 12 Gr.

Gottlob, wird die Mehrzahl von Deutschlands Töchtern ausrufen, daß den Uberschwang von Kindespflicht, der in den wohlgemeinten, aber sehr wortreichen Briefen uns gepredigt wird, das Leben nicht von uns fordert; denn wo gäbe es denn solche nichtswürdige Väter wie der hier aufgestellte, bei dem auch nicht der kleinste menschliche Zug einigermaßen mit seiner Ausgeschlossenheit versöhnt?

6. Erinnerungen aus meinem Leben, in kleinen Bildern von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1838. 8. 3 Thlr.

Das Lebendige der Darstellung treibt in diesen „Erinne-

rungen“ frischer und anmuthiger heraus als in manchem andern Werke der viel Schreibenden, gern Gelesenen Verfasserin. Einige dieser kleinen Bilder, besonders „Der Musiklehrer“, sind Meisterstücke im Genrefache. Ob aber die baare Bildnißmalerei, die den schönen und misgestalteten Liebern keine Hülle umhängt, den Angehörigen der dabei Betheiligten so wohl gefällt wie dem fremden Beschauer ist noch sehr die Frage. Die Kreuze und Anfangsschiffen werden den in Hamburg und Holstein heimischen die Namen der abgebildeten Originale so wenig verbergen, wie die pseudonyme Clementine Ricmand wird zweifeln lassen, daß die Verf. selbst sich damit gemeint, wofür schon vorangehende Bruchstücke, die in der Biographie wieder eingeschaltet sind, sorgen. Wie die Spitzenmaske das Gesicht nicht verbirgt, aber Maskenfreiheit gewährt, so konnte die Schreiberin unter der durchsichtigen Doppelmaske der Anonymität und der aufrichtigsten Selbstschauung ihre angeborenen und angelesenen außerordentlichen Gaben um so unbefangener loben und die Sonderbarkeiten, deren gewöhnliche Menschen sie ansuldigen, nicht allein auf den Drang des Genius, sondern auch auf die schlechteste Leitung, auf die beschränkten Verwandten, mit denen sie zu leben gezwungen war, schieben. Ref. kann mit dieser Auslegung irren, die am nächsten, am natürlichsten sich anbietende ist sie gewiß.

7. Otto von Olbesloe. Historischer Roman von Franziska v. Stengel. Leipzig, Focke. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Seitdem Benedicte Raubert den historischen Roman einführte (Walter Scott war nur der Hollender, nicht der Erfinder des neuen Baues), meinen die Frauen ein Recht zu haben, sich in der Gattung zu versuchen, und so hat denn auch unsere Verf. erzählt, wie die Streitigkeiten Kaiser Friedrichs des Rothbarts und Heinrichs des Löwen auf die Söhne forterbten, wie von Heinrich von Braunschweig die schöne Agnes von der Pfalz erlisset wurde, und Anderes mehr. Die historischen Duellen sind trefflich, und der ableitende Kanal ist auch geschickt geführt, könnte man nur von der Erfindung des Ungeschicklichen Dasselbe sagen. Verkleibete Mädchen, die dem Geliebten, der weder ihre Reizung noch ihr Geschlecht ahnt, ins Feld folgen, sich in Gram verzehren oder in ein Kloster geben, sind sehr oft dagewesen; eine solche verbrauchte Romanenfigur kann nur durch einen schöpferischen Genius wieder geabelt und der Vorwurf von dem kurzsichtigen Manne abgewandt werden, er sei ein Tropf, blinder als der unerfahrenste Leser.

8. Pfarrer Moriz. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Röllmann. 1837. 8. 3 Thlr.

Endlich einmal ein französischer Roman, in welchem der Ehebruch nicht als ein verdienstliches Werk angesehen wird. Die Sündigenden haben viele Entschuldigungsgründe, und dennoch bereuen sie auf die rechte Weise, durch innere Demuth und Buße und äußere Werkthätigkeit und Nachsicht mit Denen, die mittelbare Ursache ihrer Vergehen waren. Daß nirgend der Anstand verletzt wird, ist wahrscheinlich das Verdienst der Übersetzerin.

10.

Notiz.

Die Reine werden gemeinlich nach dem Orte benannt, wo ihre Reben wachsen; die Italiener geben nach den Wirkungen, die sie auf den Trinker äußern, ihnen verschiedene Namen. So wird ein Wein, der schläfrig macht, vino d'asino, der zur Traurigkeit stimmt, vino di cervo, der zu Kopfe steigt, vino di San-Giovanni, der freischützig macht, vino di liono, der in der Nase kitzelt, vino di Nazareth, der zur Lustigkeit reizt, vino di scimia, und der schlecht bekommt, vino di porco genannt.

29.

Freitag,

Nr. 26.

26. Januar 1838.

Ein Blick auf das Kirchen- und Schulthum in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Die Kaiserherrschaft bezeichnet eine dritte Stufe in dem großen geistigen Krankheitsprocesse unsers Nachbarvolkes. Nachdem die bedenkliche Erschütterung der Revolution vorüber war, traten die frühern Symptome der Schwäche, nur unverkennbar in erhöhtem Grade, wieder hervor, und so wenig das politische Fieber durch Napoleon, wie der Ausgang lehrte, zu der wirklich entscheidenden Krise geführt wurde, ebenso wenig vermochten die Palliative, die der agonisirenden Kirche gereicht wurden, eine wesentliche Veränderung zu bewirken; vielmehr steigerte sich gerade in den Tagen der höchsten Blüte des Kaiserthums die Passivität der Kirche ganz ungemein, bis bei dem Sturze desselben das ernste Gericht, das der Himmel so sichtbar gehalten hatte, einige Funken seiner Blitze auch über den Rhein hinüber in einzelne Individuen des französischen Volkes schleuderte, die wenigstens diesen wieder eine Ahnung der verlorenen oder von schwerer Krankheit gebundenen Kraft zukommen ließen.

Die Restauration folgte, und statt kritisch einzutreten, was Millionen sanguinischer Hoffnungen schon verkündigt, war sie in jeder Beziehung nachmals nichts als höchstens ein Stillstand der Entwicklung, noch dazu durch unsinnige heroische Mittel bewirkt, die, augenblicklich aufregend, bald genug ein völliges Sinken aller zusammenstrebenden Kräfte zur Folge haben und eben dadurch einen Kampf der hierauf mit einer gewissen Nothwendigkeit auseinandergerissenen nach sich ziehen mußten, dessen günstigster Ausgang nichts Anderes als bis zu völliger Hoffnungslosigkeit erhöhte Schwäche des geistigen Lebens für das ganze, nun in allen seinen Theilen in die Agonie heringezogene Volk sein konnte. Krise kann nun und nimmermehr ein durch so völligen Unverstand der Ärzte herbeigeführter Paroxysmus genannt werden.

Die Julitage 1830 vermittelten den neuen, höchst bedenklichen Zustand. Der letzte Rest einer bis zum Ende erschöpften geistigen Lebenskraft verzehrt sich in krampfhaften Anstrengungen, die verlorene Einheit der Lebens-elemente wiederzufinden. Bis zur offenen Feindseligkeit gegen das eigentlich Geistige ist die eine Hälfte der Nation aufgestanden; die andere Hälfte schärt durch fanati-

tische Reaction die Flamme derselben nur noch mehr. Und wird so am Ende die Glut in sich selbst zusammenbrennen und zuletzt mit einem farb- und leblosen caput mortuum enden? oder in schwerer, furchtbarer Krise doch noch das Leben aus den Flammen sich wieder aufschwingen und in verjüngter Herrlichkeit leuchten? Wir vermögen darauf nur die Antwort zu geben, daß zur Zeit weder das Eine noch das Andere zur Wirklichkeit geworden ist.

Welche aber ist nun hiernach die durch diese vorausgegangenen Potenzen bedingte Diagnose der geistigen Gegenwart Frankreichs, in möglichst treuen und kurzen Symptomen, wenn auch nur für den Augenblick, der, indem wir dies schreiben, freilich selbst schon wieder vergangen ist, aufgestellt? Wir geben sie nach unsern beiden Gewährsmännern so einfach, wie es nur immer in unsern Kräften steht. Es ist ein gewichtiges, schwerlastendes Motto, das Reuchlin seiner Schrift als Thema vorangestellt hat: „Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ wenn wir zumal Dessen uns erinnern, was in der heiligen Schrift unmittelbar als Folgerung daran geknüpft wird. Aber wir können freilich auch bei aller Billigkeit und Gerechtigkeit, für die kranke Freundin zu hoffen, nach gewissenhafter Erwägung aller einschlagenden Momente, zu keinem andern Endresultate gelangen.

Beide Verfasser, Reuchlin gleich vom Anfange seiner Schrift, und Pfanz, wie an mehreren Stellen seines Buches, so besonders im Schlussworte S. 322, stimmen darin überein, daß der Grundtypus des gegenwärtigen französischen Lebens die Überschätzung der materiellen Interessen sei, die in dem Jahrhunderte vor der Revolution empfangen, in der Revolution geboren, durch alle die übrigen Phasen entwickelt und großgelaugt, in dem letzten und gegenwärtigen Stadium zum Ungeheuer geworden ist, das zwar in diesem Augenblicke um seiner eignen Existenz willen die bestehende Ordnung sogar mit einer gewissen Ängstlichkeit zu bewahren suchen muß, das aber zugleich den Zündstoff in sich selbst zu tragen scheint, aus welchem über lang oder kurz die Flamme völliger Selbstverbrennung hervorbrennen wird. Von den Tagen der ersten Vorbereitung zum gegenwärtigen Zustande an bis zu diesem letztern selbst ist diese Nacht des Materialismus von Stufe zu Stufe aus ihren geistigen Umhüllungen mehr

und mehr heraus in das roheste Leibliche gebildet worden. Zuerst trat sie noch ziemlich negativ als Haß gegen das Priester- und Königthum auf. Schon in bestimmten Umrissen erschien sie in der Revolution als Verkündigerin der Freiheit und Gleichheit, und es war nicht schwer, durch die metaphysischen Lumpen, mit welchen diese Phantome bekleidet waren, hindurch den materiellen Kern derselben zu unterscheiden. In der Eitelkeit und Ruhmsucht, die Napoleon für die Entlassenen substituirte, offenbarte sich augenscheinlich die äußerliche Natur derselben auf das unverkennbarste, und diese trat im Kampfe mit dem aufgedrungenen, gradezu entgegengesetzten Fanatismus der Restauration nur noch markirter heraus. Seit den Julitagen aber ist nun die letzte Hülle gefallen, und wenn der Besitz und der Reichtum die Götzen sind, welchen das jüngste Frankreich seine ganze Verehrung zugewendet hat, so ist in dem Gebrauche, der von diesen Göttern gemacht wird, zugleich die Rehabilitation des Fleisches in einem bis daher wirklich unerhörten Grade vollendet worden. Die Industrie ist das große Lösungswort, das von einem Ende Frankreichs bis zum andern erschallt, und das Echo, das ihm in gleicher Ausdehnung entgegentönt, der Genuß.

Unter den Mätern dieses mit eherner Gewalt einherrollenden Götzenwagens scheint allerdings jede Blüte geistigen Lebens zerdrückt, wenigstens so ganz paralysirt zu werden, daß eine frische, erquickende Frucht von ihnen nicht zu erwarten steht, und wir erlauben uns, unsere Leser über das auf diese Weise zerquetschte Blumenbeet geistiger Interessen zu führen, um bei den letzten und wichtigsten Exemplaren dieser Flora etwas länger zu verweilen.

Willst rechnen wir zuvörderst hierher die Außenwerke des geistigen Lebens, die Tagesliteratur, die Philosophie, die Kunst, namentlich die Dichtkunst, das Theater, das äußere Leben, inwiefern es eine Tagesseite, d. h. eine der geistigen Welt zugewendete Hälfte hat, und unsere Verf. geben uns, Pflanz S. 222—258 und außerdem an mehreren Stellen gelegentlich, Reuchlin S. 22—83 und besonders noch in dem zweiten Abschnitte von S. 119 an, darüber gar dankenswerthe Notizen.

Die Tagesliteratur ist dormalen, nachdem besonders der „Avenir“ schon 1832 sein Ziel erreicht hatte, für das Kirchliche, überhaupt für die geistigen Interessen von sehr geringer positiver Bedeutung. Wenig Tageblätter nehmen sich direct des Gegenstandes an (Reuchlin, S. 179 fg.). Desso kräftiger ist die Wirksamkeit der „Sectier, die verneinen“, und die Journale, die gegenwärtig en vogue sind, haben nichts Nothwendigeres zu thun, als die immateriellen Angelegenheiten gänzlich zu ignoriren. Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn man zur Tagesliteratur ephemere selbständige Broschüren rechnet, die in Form von Tractäthen schnell auftauchen, eine große augenblickliche Verbreitung gewinnen, aber nach dem italienischen Sprichworte: Una meraviglia dura tre giorni, ebenso schnell spurlos wieder untergehen. Der Aberglaube, diese Schmarogerpflanze, die überall erscheint,

wo das frische geistige Leben paralysirt ist, bringt täglich in Frankreich neben dem süßlichen und kraftlosen Geschwäze protestantischer Tractätlein neue Wundergeschichten aus der alleinseligmachenden Kirche auf die Tagesordnung, und wenn der Montalembert'schen Biographie der heiligen Elisabeth bei dem Aufwande von großer geistiger Kraft, der ihr gewidmet ist, eine ausgezeichnete Einnahme, die sie ja selbst durch eine deutsche Übersetzung im katholischen Deutschland gewonnen hat, nicht fehlen durfte, so hat die wunderthätige Medaille (Pflanz, S. 222) eine große Verbreitung gefunden und findet sie noch bis diesen Augenblick. Daneben gibt es einen Zweig der Tagesliteratur, der, steht man auf die Dauer seiner Wirksamkeit, aus ähnlichen Eintagsfliegen wie der eben genannte besteht, aber freilich Eintagsfliegen, die mit jenen außerdem gar nichts weiter gemein haben, als daß sie ihnen völlig entgegengesetzt sind; wir meinen die Pamphlets der französischen Büchervelt (Pflanz, S. 327 fg., Reuchlin, S. 58 u. sonst), das Roheste und Unverschämteste, das nur legend über die Heiligtümer des Glaubens und Lebens ausgegossen werden kann. Es versteht sich, daß darunter weder die allerdings in ziemlichlicher Anzahl erscheinenden Volks- und Kinderchriften mit dem so oft den gesunden Magen verderbenden Zuckerbrote sogenannter gemeinnütziger Kenntnisse und einseitiger Moralien — ein Unkraut, das wir in Deutschland nur zu gut kennen —, noch auch die Übersetzungen der Schmid'schen und anderer ausländischen Jugenderzählungen mit begriffen sind (Pflanz, S. 238; Reuchlin, S. 44 u. 179 fg.).

Die Philosophie hat allerdings in der Universität und den davon abhängigen Instituten so gut als in den bischöflichen Seminarien ihre Facultäten; aber wenn in der erstern ein Vermirter die Hegel'sche Lehre auf französischen Boden verpflanzen soll, während Cousin der deutschen Philosophie überhaupt das Wort redet, und wenn in den letztern die sogenannte „Philosophia Lugdunensis“ von 1782 das instar omnium ist, so kann es allerdings gar keinem Zweifel unterliegen, daß die eigentliche französische Philosophie der Gegenwart noch immer das heillose Gespenst ist, das mit den Encyclopädisten seinen nächtlichen Umgang begonnen hat, und von dem freilich für das geistige Leben der Nation wenig Erfreuliches zu erwarten sein kann (Pflanz, S. 116; Reuchlin, S. 28 u. 44).

Wenn die Malerei in Frankreich nach ihren ostentablen Leistungen beurtheilt wird, so mag sie ihre Lobredner finden und vielleicht auch verdienen; aber man vergesse nicht, daß diese Producte der bildenden Kunst nur die verhältnißlosen Massen sind, unter deren Agide in gar nicht zu berechnender Menge das Schamloseste und Schmutzigste, von dessen Beschauung auch das reinste Gemüth nicht mehr unbefleckt zurückkehren kann, auf den Markt gebracht, durch ganz Europa verbreitet und namentlich in den Palästen der Herrscher und der Reichen mit kaum glaublicher Begierde gesucht wird. Indes selbst die besten Bilder der Zeit — ihr Hauptcharakter bleibt im-

entweder das Gräßliche, das Entsetzliche, oder das Lüste- und Weichliche (Pflanz, S. 266; Reuchlin, S. 23).

Schwerer noch wird offenbar von dieser entgeißelnden Fessel die Dichtkunst, besonders auf dem Gebiete, das sie zur Zeit am sorgfältigsten bebaut, dem Drama, gedrückt. Von dem Theater der Franzosen in diesen Tagen ist Schlimmes genug bis zu uns herübergebrungen. Schon unter der Restauration ist ein reicher Dichtergarten in Frankreich aufgeblüht, und er wächst noch ziemlich üppig fort unter dem Schirme des Bürgerkönigthums. Bekanntlich hat der Romantismus einen entschiedenen Sieg über den Classicismus davongetragen, und man könnte wol meinen, ein neuer, frischblühender Frühling sei im Anzuge, wenn man nicht noch mit weit mehr Grund befürchten müßte, das bunte Farbenspiel der Blätter sei nichts als der herbliche Leichenschmuck, mit welchem das untergehende Geschlecht ins Grab zu sinken Anstalt macht. Wir wollen Blüthe gern als Blüthe gelten lassen und sie in großer Ausdehnung dankbar in der neuesten französischen Poesie anerkennen; aber der allgemeine Charakter der letztern ist das Malzeichen der Materialität oder vielmehr: des in so weite Ferne entwichenen Geistigen, daß es sich in die taubgewordene Gegenwart herüber nur durch den Schrei des Gräßlichen oder durch das materielle Mittelglied des sinnlichen Ritzels vornehmen lassen kann. Das klarste Zeugniß, daß diese Richtung dem Glaubensleben ganz und völlig entfremdet ist, gibt das französische Theater dadurch, daß alle Heiligthümer der Kirche, der katholischen wie der protestantischen, auf die Bühne sich gerettet haben, um da gleichsam ein Schattenleben noch fortzusetzen, nachdem sie das wirkliche verloren haben. Man vergleiche die Opern: „Robert der Teufel“ und „Die Hugenotten“, und die Tragödien: „La tour de Nesle“ oder „Lucrece Borgia“ und die frechen Lustspiele, die zahllos wie die Pilze und freilich ebenso vorübergehend tagtäglich emporstießen (Pflanz, S. 259; Reuchlin, S. 53).

So mag denn freilich das äußere, das tägliche Leben kaum noch etwas Anderes sein als ein ewiges Haschen nach Besitz und nach Genießen, worüber Stille und Ruhe der Häuslichkeit, sicheres Maß und besonnene Haltung, Ernst und Genügsamkeit zu seltenen Ausnahmen werden, immer gereizte Spannung aber und Atonie, die kaum durch die stärksten Reize bezwungen werden kann, die Scala ist, auf welcher die große Masse der Nation unaufhörlich sich auf und ab bewegt. Es ist erschütternd, bis zu welchem Äußersten in einzelnen Fällen dieser Egoismus gesteigert wird, und ein Lacenaire, der seine Mordthaten mit der größten Kaltblütigkeit vor den Assisen erzählt und, als das Gericht ihn wegen Betrügereien, falscher Wechsel u. dgl. inquirirt, auf diese Kleinigkeiten gar nicht eingeht, sondern scherzend bemerkt: nach solchen That-sachen noch von so unbedeutenden Sachen reden, wäre ebenso komisch, als wenn ein Chirurg dem Kranken an dem Fuße, welchen er sich anschickt ihm abzunehmen, noch die Nägel abschneiden wollte — Lacenaire muß am Ende doch nur als der Typus der allgemeinen Lebensrichtung be-

trachtet werden, zu welchem die Damen, die mit unverkennbarer Lust den schmutzigsten Gerichtsverhandlungen beiwohnen und zu einer Hinrichtung mit einer wahren Wuth sich drängen, manches Seitenstück liefern (Pflanz, S. 261; Reuchlin, S. 33 u. 72 u. sonst).

(Die Fortsetzung folgt.)

Original letters, manuscripts and state papers, collected by W. Upcott. London 1836.

Die unter obigem Titel in London erschienene Sammlung epistolographischer und anderer alten Documente aus dem achten Mittelalter mag als eine wesentliche Bereicherung der Literatur- und Sittengeschichte jener Zeit angesehen werden. Besonders sind es die darin enthaltenen Briefe ausgezeichneter Geistlichen und Gelehrten, welche ein vorzügliches und befriedigendes Licht über die damaligen Verhältnisse und Zustände Frankreichs, Italiens und Englands im 11. und 12. Jahrhundert verbreiten. So finden wir hier von französischer Seite die zum großen Theil sehr ausführlichen Schreiben der beiden in der Kirchengeschichte vielgenannten Bischöfe von Chartres, Fulbert (zu Anfang des 11. Jahrhunderts) und Ivo (gegen Ende desselben), sowie von dem spätern Stephan, Bischof von Bourges. Über italienische Verhältnisse und Angelegenheiten berührt der Monch Gerbert (nachmaliger Papst Sylvester II.) am Ende des 10. Jahrhunderts und der Cardinal Damiani. Die drei Bücher Briefe von Anselmus geben ein vollkommenes Bild von dem Zustande der Normandie und Englands zur Zeit Wilhelm's des Eroberers und William Rufus. Als eine Fortsetzung dieser Zeitschilderung müssen die Eröffnungen von John von Salisbury angesehen werden, die sich namentlich auf die Regierungsperiode Heinrich II. beziehen. Vor Allem jedoch verdienen die Briefe Peter's von Blois, des gelehrten und gebildeten Archidiaconus von London, Erwähnung und Studium. Dieser in seiner Zeit ausgezeichnete Geistliche kannte die Lebensverhältnisse und die Sitten in Italien, Sicilien, Frankreich und England genauer als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen, und da er gewissermaßen für die Öffentlichkeit schrieb, insofern er nämlich auf Befehl Heinrich II. schon eigenhändig eine Sammlung seiner lehrreichen Briefe veranstalten mußte, so verwendete er auch mehr Sorgfalt auf die Darstellung als irgend ein anderer damaliger Epistolograph.

Was vor Allem aus diesen Briefen als ein wahrhaft anschauliches Bild hervorgeht, das ist die Stellung und das Verhältniß der damaligen Geistlichkeit theils unter sich und zu den Mönchsbrüderschaften, theils zu den übrigen Ständen, welche dem Weltleben angehören. Es ist durchaus von hohem Interesse, zu bemerken, wie diese vornehmern Stühle der Kirche das Mönchthum selbst mit seinen Leiden und Freuden, Händeln und Verdrüsslichkeiten, wie sie den durchaus weltlichen Beruf der Rechtsgelehrten, mit denen sie freilich häufige Berührung gehabt, wie sie das Soldatenleben mit seiner Ungebundenheit und Zügellosigkeit und noch manche andere Seite des socialen Vereins aufzählten. So sehen wir den Cardinal Damiani, wie er in dem 86. Briefe einem jungen Kathäufersmönche, welcher früher Rechtsgelehrter gewesen und hierauf in den Orden getreten war, sehr eifrig zu Leibe geht, weil jener die Absicht verrathen hatte, seinen neuen, heiligen Beruf, mit dem er sich nicht in allen Theilen befreunden konnte, wieder aufzugeben; während Peter von Blois im 105. Briefe den guten Mönchen von Fountain-Abbey reichlichen Trost spendet, welche befürchteten, daß die unglücklichen Folgen einer bevorstehenden Misere sie in Mangel und Hungersnoth versetzen möchten. Überhaupt muß der aus diesen Briefen sich ergebende Umstand einigermaßen unser Befremden erregen, daß nämlich um jene Zeit in vielen englischen Klöstern zu Zeiten der drückendsten Mangel herrschend war und es an den nöthigsten Lebensbe-

bäckfaffen, an Wehl, Brot, Gemüse u. f. w. gebracht. So enthält der erste Brief des zweiten Buchs der epistolae Anselmi einen ausführlichen Bericht an den Erzbischof Lanfranc hinsichtlich der in der großen Abtei zu Bec von Tage zu Tage überhand nehmenden Hungersnoth. An andern Orten finden wir den gelehrten Peter von Blois sich sehr eifrig gegen die Mäner des Gelezes äußern, von welchen er unter Anderm sagt: ihr Studium und ihre Wissenschaft sei höchst unsittlich, weil sie, gleich einer öffentlichen Dirne, stets nur auf Gewinn ausgingen. Ebenso heftig eifert er an einer andern Stelle gegen die unter den Kriegsleuten herrschenden Mißbräuche und Unsitten in einem Schreiben an einen Freund, der gleichfalls Archidiaconus war und zwei Kessen bei dem Heere hatte. „Der Hochmuth und die frevelhafte Aufführung Guerres beiden Kessen“, schreibt der würdige Geistliche, „ist kaum noch zu erdulden; ihr hoffärtiges und abgeschmacktes Betragen gegen die Geistlichkeit übersteigt alle Grenzen der guten Sitte. Doch, was erbe ich von guter Sitte und Ordnung bei den Soldaten? Ist es denn nicht so, daß ihre ganze Sitte und Zucht darin besteht, ohne alle Zucht zu leben? Ist es nicht so, daß man Denjenigen für den tapfersten Soldaten im ganzen Heere hält, der da schwört und flucht, und Gott und seine Diener verachtet? Nach göttlichem und menschlichem Rechte müßte der junge Soldat sein Schwert vom Altare aus der geweihten Hand des Priesters empfangen und bei diesem geweihten Schwerte den Schwur ablegen, daß er die Kirche und ihre Diener beschützen, von den Armen das Unrecht und die Gewaltthat abwehren wolle u. f. w.; aber von diesem Sollen haben wir grade das entchiedene Gegentheil. Denn sobald der junge Krieger, den man noch für unverdorben achten sollte, die Wehr an seiner Seite trägt, so gebraucht er sie im ersten Augenblicke, um die Kirche zu berauben und den Armen noch tiefer ins Elend zu stürzen.“ Des Vergleichs wegen citirt nun der belehene Archidiaconus den Frontinus, Dio, Vegetius, Justinus, ja, sogar die Heereszucht Sibeon's, um zu beweisen, wie es damals in den Heeren ganz anders herging. „Unsere Soldaten dagegen“, fährt er fort, „sind in Bärlichkeit, in Wollust und erschlaffenden Vergnügen aufgezogen (in cute curanda etc.). Wenn sie einen Feldzug antreten, so sind ihre Bagagepferde beladen mit Wein anstatt mit Erz, mit Käsen anstatt mit Lanzen, mit Speisen anstatt mit Spießen. Man glaubt, sie ziehen zu einem Banquet, nicht in eine Schlacht. Ihre Schilde sind zwar glänzend verguldet und gemalt, allein sie bringen dieselben ohne Scharten zurück; befehlungsgerichtet sind auf ihren Satteln und Schildern grausame Schlachtflecken abgebildet. Sobald sie aus dem Kampfe (wenn man es so nennen kann) zurückkehren, ist der Becher das Erste, woran sie denken: Crateras igitur laeti statuunt etc., und alsbald ziehen sie über die Diener der Kirche her und verwünschen die Priester, weil sie solch eine leichte Arbeit haben und nicht in Streit ziehen dürfen.“ Eine ähnliche Ladung seines Jornes läßt Peter von Blois über die Officialen der Bischöfe ergehen, eine Sattung von Gerichtspersonen, welche damals nicht im sonderlichen Rufe hinsichtlich ihrer Aufsführung gestanden zu haben scheinen. Er nennt sie: Rechtsverdreher, Epibenzklauer, Unterbrüder ihrer Freunde und Gastfreunde, arge Seibnehmer und fast noch ärgere Schlucker und Käufer. „Das Geleze“, sagt er weiter, „erklären diese Menschen ganz nach ihrem Gefallen, und sehr häufig haben sie gar kein Geleze.“ Der 61. Brief unsers Archidiaconus, eines Mannes, der unstreitig ein sehr starkes sittliches Gefühl und zu Ansehung alles in seiner Zeit Verwerflichen viel innern Beruf gehabt zu haben scheint, ist an Reginald, Archidiaconus zu Salisbury, gerichtet und greift mit biblischem Jorne das Lafter der ungesetlichen Weiberliebe an, welchem dieser Prälat sehr ergeben war. „Wegen dieser argen und sündlichen Zucht nach leichtfertigen Bögelein“, schreibt der eifrige Archidiacon, „habe ich Euch schon mündlich die gerechtesten Vorwürfe ge-

macht; allein es scheint nicht, als wölltet Ihr diese verdammlische Lust aufgeben. Ein Mann der Kirche, werdet Ihr zum Spott der Kirche. Als Gott Euch diese Bestimmung gab, wöllte er nicht, daß Ihr nach Dinen jagen solltet, die ich leichte und lose Bögelein nenne, sondern daß Ihr ruhig und würdig seine Schafe weiden solltet. Hättet Euch darum, Priester, daß man Euch vereinf, weil Ihr Euern heiligen Beruf verkannt und verachtet habt, nicht unter die Böcke stelle.“ Ein anderer kirchlicher Freund des würdigen Peter von Blois muß gleichfalls von letztem eine derbe Zuchtrede erfahren, darum, weil er sich nebenbei, um seine Einkünfte zu steigern, mit allerlei commerciellen Praktiken, Handels- und Mäslergeschäften abgab. „Habt Ihr“, so schreibt der Archidiaconus, „denn alles Bewußtsein Euers Berufs, alle Scham und Ehren verloren? Ist es nicht niedrig genug für einen Rechtsgelehrten, wenn er ewig nach Geld greift und ein Sklave des Mammon wird; sollen auch noch Geistliche zu Buchrern werden? Reimt Euch in Acht, Mann; die Art ist bereits an Eure Wurzel gelegt. Ich habe für Euch gebeten, sonst wäre der Baum schon gefallen. Allein erwartet nicht, daß ich jemals wieder für Euch das Wort nehme, sobald Ihr diesen Euern sündigen Wandel nicht aufgibt.“

Daß es zu jenen Zeiten unter den höhern Geistlichen viele eitle Leute gab, die auf Kleiderprunk und äußern Glanz der Erscheinung Alles gaben und die wahren Tugenden der Kirche spielten, geht aus vielen dieser Briefe deutlich hervor. Gegen solche Mißbräuche spricht sich der heilige Bernhard in mehreren Briefen sehr stark aus, namentlich auch über die mit Schmach gefärbten Mäusellchen, welche die Priester über ihren Gewändern trugen: „Horreant murium rubricatas pelliculas, quas gulas vocant, manibus circumdare sacratis“, und an einer andern Stelle beschwert er sich bitter über die „varia griseaque pellicea a collo ornata purpureo diversificata“. In der That war der Luxus der höhern Geistlichen oftmals, besonders wenn sie zu Pferde erschienen, außerordentlich; ihre Roffe schritten einher mit goldenen Bäumen und gemalten Sätteln; sie selbst saßen darauf mit mächtigen silbernen Sporen und Stiefeln, deren Spitzen, zum Theil verguldet, bis an das Knie hinaufreichten. Daher sagt der heilige Bernhard: „Jumenta gradiuntur onusta gemmis; annuli, catenulae, tintinabula et clavatae quaedam corrigiae multaque talia, tam speciosa coloribus, quam ponderibus preciosa malorum dependent cervicibus.“

Durch diesen Glanz der äußern Erscheinung, worin sich die Geistlichen der damaligen Zeit gefielen, muß man sich jedoch nicht verleiten lassen, zu glauben, daß die Christen derselben überhaupt völlig ungestört und gefahrlos gewesen sei; vielmehr belehren uns die hier gesammelten Briefe vom Gegentheil. Es war etwas nicht Ungewöhnliches, daß man die Klöster und Abteien plünderte, die Bewohner derselben beleidigte, körperlich mißhandelte, ja tödtete, und über solche Thaten krächte selten der Hahn. Der raubhüchtige Adel war eine wahre Geißel des Klerus. Daher schreibt auch Peter von Blois im 73. Briefe: „Wenn ein Jude oder der allgeringste Knecht ums Leben gebracht wird, so bestraft man den Mörder mit dem Tode; wird aber einer vom Klerus, behauptet er auch den höchsten Rang, ermordet und beraubt, so wird der Thäter excommunicirt, und das ist Alles. Wenn irgendwo ein Schaf oder eine Ziege gestohlen worden und man den Thäter nicht sogleich ausfindig machen kann, so excommunicirt man ihn gleichfalls; erwischt man ihn aber, so hängt man ihn auf; dagegen schickt man den Mörder eines Abts oder Bischofs nach Rom, wohin er mit allem Aufwande und mit aller Bequemlichkeit reisen kann, und von wo er mit vollständigem Ablass und mit noch etwas mehr Nachsichtigkeit zurückkehrt.“

(Der Beschluß folgt.)

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 27. —

27. Januar 1838.

Ein Blick auf das Kirchen- und Schulthum in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Was soll nun auf solchem Boden aus der Schule, was aus der Kirche werden? Was ist wirklich aus beiden geworden? Wir sind somit bei demjenigen Punkte selbst angekommen, auf den wir es hauptsächlich abgesehen haben, und wir hoffen, nachdem wir uns den Weg zu ihm möglichst gereinigt und geebnet haben, mit einer kurzen und gedrängten Relation der Hauptmomente abkommen zu können.

Im Allgemeinen halten wir es mit der Prämisse unserer beiden Führer, daß, sowie die Kirche als solche von der Pflege des Glaubenslebens nie geschieden werden kann, auch die Schule nirgend anders als in einer durchgehenden Verbindung mit dem religiösen Elemente ihre rechte Vollendung und Verklärung zu finden vermöge. Wir glauben an eine Einheit des geistigen Lebens und finden somit schon seine tiefsten Äußerungen, die unmittelbar an das Materielle anknüpfen, durch ihre Gemeinschaft mit den höchsten, den in der Lichtwelt des frommen Glaubens wurzelnden Äußerungen erst in der rechten Weise bedingt und entwickelt, so bereitwillig wir auch eingestehen, daß in der Wirklichkeit gar oft jene schon zur Entfaltung gekommen sind, während diese noch im tiefsten Reime schlummern, und ein ander Mal diese wieder eine einseitige Ausbildung gewonnen haben, durch welche die freie und frische Offenbarung jener gehemmt und gestört werden muß. Es ist vielleicht an sich gleichgültig, ob die Schule in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche stehe oder nicht, obwol das Erstere jedenfalls das Naturgemäßere ist. Wir sind zufrieden, wenn nur die Schule in allen ihren noch so mannichfaltigen Abstufungen eine wahrhaft christliche ist. Christlich sagen wir und müssen ja wol da, wo von der Kirche geredet worden ist, so sagen.

Die Schule des gegenwärtigen Frankreichs erscheint auf den ersten Blick als ein Conglomerat von Trümmern eines zusammengefügten Gebäudes? oder als die mühsame erste Herbeischaffung von Materialien zu einem Neubau? Wir mögen nicht entscheiden, wiewol das Schreckgespenst einbrechender Nacht, das uns verfolgt, jedenfalls die erste Ansicht uns annehmlicher macht. Drei große Bruchstücke stellen sich zunächst dar, wenn wir das Ganze

der französischen Volksbildungsanstalten übersehen. Das eine ist die Universität, die Napoleon 1806 stiftete und die sich als ausschließlich mit dem Unterrichte und der öffentlichen Erziehung in ganz Frankreich beauftragt ansieht. Der akademische, der Gymnasial-, der Elementarunterricht nach allen seinen Zweigen und im ganzen Lande ist der Gegenstand ihrer Fürsorge und der Rector der Universität, zugleich Minister des öffentlichen Unterrichts, sonach der allgemeine Schulmeister Frankreichs. Als Corporation steht die Universität, und mithin das Unterrichtswesen im Allgemeinen unabhängig von der Kirche da. Diesem soeben gedachten Umstand verdankt das zweite große Fragment seine Entstehung. Der Bildung des Klerus ist allerdings in den theologischen Facultäten der Akademien sowie in den königlichen und andern Collegien eine Laufbahn eröffnet, aber die Geistlichkeit hat diese verschmäht, und so bestehen in den einzelnen bischöflichen Diöcesen Seminarien, zuerst die höhern, in welchen der Klerus seine akademische Bildung erhält, und dann die niedern oder kleinen, welche Elementar- und Gymnasialunterricht, natürlich in vielen Fällen auch Solchen, die in der Folge die geistliche Carrière nicht fortsetzen, ertheilen, wozu später noch Primarschulen an einzelnen Pfarreien gekommen sind. Über die sogenannten kleinen Seminarien ist lange verhandelt worden, sie bestehen indeß noch immer und haben fortwährend der Aufsicht der Universität sich zu entziehen gewußt. Das dritte Bruchstück sprang ab, als nach den verbienflichten Motionen Cousin's endlich das vielbesprochene Gesetz vom 28. Juni 1833 erschien, das den Elementarvolkunterricht hauptsächlich ins Auge faßte, aber freilich mit einem ziemlich dürftigen Anfange in dieser Beziehung sich begnügen mußte. Unvermögend, eine völlig und auch intensiv universale Maßregel zur Ausführung zu bringen, hauptsächlich beschränkt durch die tiefgewurzelte Abneigung des Volks gegen allen Zwang, sodaß man die Errichtung einer Elementarschule in jeder Gemeinde zwar anbefahlen, aber es nicht wagen durfte, den Altern den Schulbesuch ihrer Kinder als Zwangspflicht aufzulegen, mußte man es zugleich aussprechen, daß es Jedem, der sich befähigt fühlt, verstatet sei, öffentlich Primairunterricht zu ertheilen, und so entstand eine dritte Art Schulen, die, bloße Privatunternehmungen, so ziemlich aller Controle entbehren und, wie sie nach Oben in eine

zahllose Menge von Pensionnaten sich zerpfücken, so nach Unten in Winkel- und Sammelschulen, mitunter von der wunderlichsten Construction ausgehen. Über Mädchenschulen bestimmt das Gesetz gar nichts; im Grunde sind also die Communen nur gehalten, Knabenschulen zu errichten, und wirklich ist darum auch in dem größten Theile der Landgemeinden, besonders in den südlichen Departements, von einem Unterrichte der weiblichen Jugend keine Spur zu finden. In Städten und für die Reichern gibt es in dieser Beziehung Pensionsanstalten unter weiblichen Lehrerinnen, und Frauen ertheilten auch den Unterricht in den öffentlichen Mädchenschulen, die es hin und wieder gibt; wenn aber die Erziehung in Frauenklöstern gegen sonst gar sehr beschränkt ist, so geschieht es namentlich in den Familien der Bornehmern dormalen viel häufiger als ehedem, daß die Töchter im Hause von den Müttern zunächst erzogen werden, was in einzelnen Fällen nicht ohne gute Früchte ist.

Von der Kirche sind die Elementarschulen nach dem oft gedachten Gesetze so ziemlich ganz losgerissen, denn nach ihm sind die Ortspfarrer nur Mitglieder des Localcomités wie jedes andere Mitglied, und man debattirte ziemlich lange darüber, ob Religionslehre in den öffentlichen Unterricht aufgenommen werden solle. Zugleich ist aber die Bestimmung des Gesetzes, daß in jedem Departement eine Normalschule zur Bildung von Schul Lehrern errichtet werden solle, nur unvollkommen zur Ausführung gebracht worden, sowie die Dotation der einzelnen Schulstellen, für welche ein Minimum von 200 Francs bestimmt ist, mag sie immer von vielen hungernden Schullehrerfamilien als ein Evangelium begrüßt worden sein (Reuchlin, S. 86), wenigstens nicht glänzend genannt werden darf. Bekanntlich hat die wechselseitige Unterrichtsmethode in Frankreich ziemlich Eingang gefunden; doch sind dabei die Bemühungen der frères des écoles chrétiennes oder frères ignorants, deren Institut vor der Revolution schon bestand, unter den Stürmen dieser unterging, von Napoleon 1808 wiederhergestellt wurde, in der Zeit der Restauration frisch aufblühte und seitdem wenigstens geduldet ist, mit dem gleichzeitigen Unterrichte, den sie pflegen, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sowie auch die salles d'asyle (Kleinkinderschulen), im Schulgesetze von 1833 dringend empfohlen, jedenfalls noch Erwähnung verdienen.

Es mag sein, daß der Franzose durch das Leben selbst, bei seiner geistigen Beweglichkeit, in einer Weise erzogen wird, wie dies nicht bei jedem andern Volke der Fall ist; aber dennoch fragen wir billig: was kann auf solchem Wege Ganzes und Gründliches geleistet werden? und davon nun hinweggesehen, solche Unterrichtsanstalten für ein Volk von mehr als 30 Millionen, wie wir sie in einigen Umkreisen angebeutet haben, was sind sie anders als die aller schwächsten, ersten Anfänge, die noch dazu im günstigsten Falle, wenn die äußere Ruhe der Gegenwart auch für mehrere Jahrzehnde fortbesteht, vor dem äppig wuchernden Unkraute des täglich wachsenden Lebensmaterialismus nun und nimmermehr zu einer kräf-

tigen, frischen Entwicklung gelangen können? Es ist Thatfache, daß noch immer die Hälfte der Franzosen nicht lesen kann, und nach allen Constellationen zu urtheilen, wird dies in 20 — 30 Jahren noch immer so sein, wenn es indessen nicht noch schlimmer geworden ist; und was sollen wir nun also für das Schicksal des Nachbarvolkes für eine Prognose stellen? Wir sind vielleicht geneigt, in unserer Zeit überhaupt recht viel Schwarzes zu sehen, und darum wirklich unvermögend, von dem aufdämmenden Morgen, den Viele zu erblicken vorgaben, etwas wahrzunehmen. Man lasse uns also gewähren, wenn wir in allen den mitunter gar verständigen Reden über und Anstrengungen für Volksbildung, die jenseit des Rheins sich vernehmen lassen, nur vorübergehende Lichtblicke erkennen, wie sie in dem Stadium des heftigsten Fiebers vor der verhängnißvollen Entscheidung sogar als Symptome vorzukommen pflegen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß auch bei uns der Ernst, den die Angelegenheit der Schule fodert, noch lange nicht in der rechten Ausdehnung sich offenbart und gar Vieles, was dafür diesseit des Rheins mit großem Platus angekündigt wird, seine Beziehung auf die lateinische Benennung: ludus, nur zu deutlich verräth; aber noch weit entschiedener liegt es am Tage, daß Alles, was in Frankreich dafür geschieht, über das Niveau des bloßen Spiels sich in keinem Stücke erhoben hat; und wer könnte da wol noch zweifeln, wenn er die übrigen geistigen Prämissen bei dem Nachbarvolke sich vergegenwärtigt, daß es zu dieser Erhebung wol nie kommen werde, nie kommen könne? es versteht sich: vorbehaltlich der noch im Schooße der Zukunft ruhenden totalen Regeneration der ganzen Nation.

(Der Beschluß folgt.)

Original letters, manuscripts and state papers,
collected by W. Upcott.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Sehr merkwürdig ist nachstehendes Schreiben des würdigen Archidiaconus Peter von Blois, das wir, da es ein ziemlich anschauliches Gemälde von dem damaligen Sicilien enthält, unverkürzt mittheilen wollen. Der Brief ist an Richard, Bischof von Syrakus, geschrieben, welcher den Archidiaconus, der sich als Vormund des Königs von Sicilien mehr Jahre daselbst aufgehalten hatte, zur Rückkehr dahin hatte bewegen wollen.

„Ich danke Euch herzlich“, schreibt Peter von Blois, „für Euern guten Wunsch, und daß Ihr so geneigt seid, meine Rückkehr nach Sicilien zu befördern; allein ich meinerseits achte mein Leben nicht gering genug, um Ruhe für Beschwerde, Sicherheit für Gefahr, Gesundheit für Krankheit, Heimat für Verbannung, Leben für Tod und Vergnügen für Kummer aufzuopfern. Sicilien verschlingt seine Bewohner, schon weder Alter noch Geschlecht, weder die Person noch die Stellung. Siebenunddreißig Seelen kamen mit dem Grafen Stephan nach Sicilien; davon blieb kein einziger am Leben, außer mir und Dr. Roger, einem liebenswürdigen und bescheidenen normannischen Gelehrten. Gott erweise uns die Gnade, uns am Leben zu erhalten, und uns allein. Hineinzugehen nach Sicilien ist leicht, aber schwierig ist es, wieder herauszukommen. Darum wahrer ich mich vor dem Eingange.

Quia me vestigia terrent,

Omnia to adversum spectantis, nulla retrosum.

Die Luft Siciliens und die Bosheit seiner Bewohner machen

dies Land für mich auf gleiche Weise unersetzlich. Eine unheimliche bräunende Luft, welche stets mit Gift geschwängert ist, mit Gift und Grausamkeit aller Art, woson die Einfachheit und die treue Gesinnung meiner Handleute keine Ahnung hat. Und wahrlich, wer sollte sich denn wohl befinden in einem Lande, wo, aller andern Minderwertigkeiten zu geschweigen, die Berge ewiges Feuer speien und fort und fort einen erschreckenden Schwefeldunst ausathmen? Ohne allen Zweifel, Sicilien ist das wahre Höllethor, gegen das wir in unserer Situirung beten: „Bewahr meine Seele, o Herr, vor dem Thore der Hölle!“ Ich wiederhole es noch einmal: die Berge Siciliens sind Thore des Todes und der Hölle, denn hier werden Menschen in die Erde hinabgeschlungen und gehen in Pech und Schwefeldampf zu Grunde. Ihr verachtet die Schichtigkeit unserer vaterländischen, englischen Luft und die einfache, aber der Gesundheit heilsame Nahrung unserer Heimat; was aber bietet uns dagegen Sicilien, dessen Bewohner frühzeitig hinsterven, so als würden sie von dem Genuß schaler Kräuter, von Melde und Fenchel, und wie das esse Futter sonst heißt, vergiftet. Dazu kommt noch, daß alle Insulaner treulos sind. (Der gute Archidakonius scheint in seinem patriotischen Eifer vergessen zu haben, daß er selbst ein Engländer war.) Dies bestätigt seit langen Zeiten die Erfahrung, und die Sicilier sind vielleicht die treulossten unter allen, ausgemachte Verräther. Und dies mag auch der Grund sein, warum Gott dies Land mit Gerichten heimsucht, gleich dem, das über Sodom und Gomorra erging, und mit Pestilenz wie die von Dathan und Abiram. Ihr wißt, daß der Ätna seine Feuermassen oft viele Meilen in die Runde ergießt und daß er im Laufe weniger Stunden ringsumher das ganze Antlitz der Gegend verbrennt und verwüßt. Die Wuth der Flammenströme verschlingt die Menschen; ihr Eigenthum wird davon hingerast, und wie es Psalm 11, V. 6 heißt: „Er läßt regnen über die Gottlosen Hagel, Feuer und Schwefel, und gibt ihnen ein Wetter zum Lohn.“ Auf gleiche Weise ist das Geräch von der großen Pestilenz, die zu Catania herrschte, durch alle Lande gezogen. Aus allen diesen Gründen, mein würdiger Vater, will ich nicht nach Sicilien und zu Euch zurückkehren. Laßt England, das meine Kindheit ernährte, auch mein Alter ernähren. Auch wünschte ich sehr, daß Ihr, mein Vater, dies Land der Ungeheuer und schrecklichen Gebirge verlassen und in unsere anmuthige, befriedigende Heimat zurückkehren möchtet. In diesem Schritte würdet Ihr die hinlänglichen Beweggründe finden in der größeren Lebensdauer und Lebenssicherheit, welche unter uns herrschen, in der Liebe zum Vaterlande und in dem Geseze der Natur selbst; in der allertriffligsten Grund jedoch in der Zuneigung unsers Königs, der Euch, mein guter Vater, mit den Armen der aufrichtigsten Liebe umfaßt, und der, wenn Ihr es nicht verschmäht in das Land Eurer Heimat zurückzukehren, daselbst für Euch die würdigsten Stellen und die ruhmvollsten Ämter in Bereitschaft hält. Darum laßt die Stätte Eurer Geburt auch den Schauplatz Eurer Bestattung werden! Kommt und ruht bei Euren Vätern, und laßt England die Äsche in seinen Schoos aufnehmen, die England einst hervorgebracht. Es ist schön, in den Armen unser Freunde zu sterben und von den Aethänen Dorer, die wir lieben, zu Grabe begleitet zu werden; schon, zu unsern Vorfahren in ein benachbartes Grab gelegt zu werden, eine Sehnsucht, die, wie Ihr wißt, schon von den Patriarchen des alten Bundes auf das lebhafteste gehagt ward. Darum, würdiger Vater, steht bald von diesen feuerpeinenden Bergen, steht jene verdächtige Rauchschicht des Ätna und duldet nicht, daß das höllische Land der Feinde Eurer Sterbekunde sei.“

Überhaupt zeichnet sich die Charakter Peter's von Blois (wie schon aus dem Schluß und der ganzen Fassung des eben mitgetheilten Briefes hervorgeht) durch eine gewisse herbe, aber kräftige Reizbarkeit und durch Sanftmuth und Herzlichkeit der Gesinnung aus. In literarischer Hinsicht mag man die in den meisten Briefen vorherrschende Gelehrsamkeit oft bemerken. In

viele findet sich eine wahrhaft ungeheure Masse von Citaten aus den alten Schriftstellern, die man jedoch nicht als ein leeres Prunken betrachten darf. Vielmehr sind diese Citate fast durchgängig so passend dem Fortlauf der Rede eingefügt, so wohl gewählt und glücklich angewendet, daß man wohl steht, dieser Archidakonius ist nicht bloß mit dem Worte, sondern auch mit dem Sinne und Geiste der alten Welt vertraut gewesen. Namentlich ist Ein Brief anzuführen, der sich in ziemlichlicher Länge über den Zustand und die Ansichte der englischen Truppen verbreitet. Dieser Brief enthält Citate aus der Genesis, dem Leviticus, Daniel, den Königen, aus dem Buch der Chronika, aus dem Prediger, Jesajas, Esaias, dem Buch der Richter und dem Evangelium Lukas; ferner Stellen aus dem Iulianus, Frontinus, Vegetius, Dio Cassius, Juvenal, Ovid, Horaz, Virgil und mehr aus Plutarch. Keine einzige dieser Stellen erscheint mit den Haaren herbeigezogen, wie das wol zuweilen mit den Citaten neuerer Gelehrten der Fall ist. Ein anderes Schreiben, das über das Stübium der Literatur handelt, enthält Stellen aus Ovid, Terenz, Plautus, Horaz, Juvenal, Cicero, Plato, Seneca, Valerius Maximus und Andern. Hierzu kam, daß Peter von Blois, als geborener Franzose, der aber in England lebte, beide Sprachen und zugleich auch die lateinische mit gleicher Fertigkeit und Eleganz schrieb und redete; er machte auch lateinische Verse mit Selbstaufgeißelung, die nicht zu den schlechtesten ihrer Zeit gehörten. Die römischen Historiker und Dichter hatte er in so hohem Grade inne, daß er bei jeder Stelle, die er aus ihnen entlehnte, immer das Capitel und den Vers aus dem Gedächtnisse beibringen konnte.

Sehr reichhaltig ist die Sammlung der von Johann von Salisbury hinterlassenen Briefe, dem Freunde und Mitstreber Peter's von Blois, mit welchem er fortwährend in brieflicher Mittheilung stand. Diese Briefe sind kaum minder interessant, obgleich der größte Theil ausschließlich kirchliche Angelegenheiten zum Gegenstande hat. Aber auch griechische Philosophie kommt darin häufig zur Sprache, die der Verf. aus Cicero und aus lateinischen Übersetzungen des Plato und Aristoteles kannte. Dessenungeachtet erfleht man aus einem Briefe Johann's von Salisbury, daß es zu seiner Zeit auch schon Gelehrte gab, die vollkommen gut Griechisch verstanden. Hier ist nämlich der gelehrte und scharfsinnige Johann auf eine Stelle in der lateinischen Übersetzung des Aristoteles gestoßen, deren Sinn er sich nicht deutlich zu machen im Stande ist. Er ersucht deshalb seinen Correspondenten, sich doch nach einem der „Graeci“ umzusehen, damit dieser das Original zur Hand nehme und ihm die schwierige Stelle entziffere.

Zufällig erfahren wir auch aus einem Briefe Peter's von Blois, daß es bereits zu seiner Zeit in Paris einen ordentlichen Buchhändler, oder man möchte wol sagen Bücherhändler, gab. Der Archidakonius befand sich in Aufträgen des Königs von England in Paris, und der Buchhändler bot ihm während seiner Anwesenheit eine Sammlung von Citatensammlungen zum Kauf an. Peter schloß den Kauf, der ihm vorthellhaft schien, ab, ließ jedoch das Werk, das er nicht sogleich mit sich nehmen konnte, einstweilen in der Verwahrung des Buchhändlers. Allein dieser, der nur auf seinen Vortheil bedacht war, handelte treulos an ihm und verkaufte das Buch zum zweiten Male und um einen höhern Preis an den Prevost von Verburgh. Hieraus entspann sich eine lange Verhandlung, die sich jedoch zum Nachtheile des Archidakonius endigte, der sein Eigenthum aus den Händen der unredlichen Magistratsperson nicht wieder zurückerhielt.

Über die äußern Lebensumstände Peter's von Blois nur so viel, daß er als Knabe und Jüngling eine sehr sorgfältige und gute Erziehung genoss und sich als ein stets aufmerksamer und aufstrebender Schüler erwies. Späterhin, als er bereits in England eine geistliche Anstellung hatte, gebrauchte man ihn zu mehreren wichtigen Sendungen nach Rom und Paris, sowie nach Sicilien, wo er sah, wie wir bereits sahen, mehrere Jahre

als Vormund und Lehrer des jungen Königs aufsteht. Ubrigens war er einer der am reichsten besprünghen Prälaten seiner Zeit: er bekleidete nämlich zu gleicher Zeit die Würde eines Archidiaconus zu London und eines solchen zu Bath, ferner war er Kanonikus bei drei Kathedralen, nämlich bei denen von Salisbury, Rouen und Chartres, sodann Dean von Wolberhampton und endlich Kanzler von Canterbury. Der Bischofsstuhl von Rochester sollte ihm zweimal verliehen werden, er schlug ihn jedoch beide Male aus.

Wir wollen schließlich noch die sehr ausführliche Schilderung beifügen, welche Peter von Blois in einem Briefe an den Erzbischof von Palermo von der Persönlichkeit Königs Heinrich II. von England entwirft und die um so kompetenter erscheint, da der Archidiaconus eine geraume Zeit seines Lebens in der unmittelbaren Nähe dieses Monarchen, dessen besonderes Vertrauen er genoß, zubrachte. „Der König“, sagt er, „ist kaum über Mittelgröße, sodaß, wenn er unter kleinen Personen sich befindet, seine Gestalt hoch und schlant erscheint, wenn unter großern, sie nicht zu auffallend gegen diese, abfällt. Sein Haar ist ursprünglich röthlich, allein das vorrückende Alter hat dasselbe allmählig in Grau gefärbt. Sein Kopf ist von sphärischer Form und die ganze Bauart desselben verräth einen Mann von scharfem und eindringendem Verstande. Seine Augen sind rund und haben, wenn der König ruhig in seinem Gemüthe ist, den Ausdruck der Milde und einen sanften, ansprechenden Blick; wenn jedoch der Monarch sich in aufgeregtem Zustande befindet, so sprühen seine Augen Flammen und gleichen dem Wetterleuchten. Sein Haarwuchs ist von Natur sehr reichlich, doch trägt er sein Haar wohlverschnitten. Eine gutgebaute Nase zeichnet seine Gesichtsbildung aus, die mit dem Ausdrucke des Ganzen auf das beste übereinstimmt. Die Hände des Königs sind zwar von Natur gut gestaltet, allein durch mannichfache Beschäftigungen rauh geworden, sodaß man sie kaum für Königshände halten sollte. Handschuhe kamen niemals über seine Finger. Beschäftigung jedweder Art ist die Seele seines Lebens; er ist thätig im Rathe und hält lange aus bei Staatsgeschäften. Erst nach Abschluß derselben pflegt er sich seinen Lieblingsvergütungen, der Jagd im freien Felde und im Walde, der Falkenbeize und den ritterlichen Übungen zu überlassen. Der König ist ein starker Fußgänger und ein tüchtiger Reiter und überhaupt in allen körperlichen Übungen sehr gewandt und erfahren. Sitzend findet man ihn nie, außer wenn er sein Wahl einnimmt oder zu Pferde sitzt. Seine gewöhnliche Tracht sind ein anschließendes Weinkleid, ein breiter Hut, ein knappes kurzes Wams und hoch heraufgehende Stiefeln. Der König hatte von Natur eine starke Anlage zum Fetzwerden und wäre auch sicherlich sehr dick geworden, wenn er nicht diesen Gang der Natur durch Mäßigkeit und fortwährende Körperbewegung unterdrückt hätte. Mäßig in seinem Palaste zu sitzen, ist ihm ein Greuel; deshalb macht er auch häufige Ausflüge in die Provinzen seines Reichs, wo er den Staatsgeschäften stets eine besondere Aufmerksamkeit widmet, sowie der Aufführung der fern vom Thron angestellten Beamten. Der König ist behend im Rathe, schnell in der Unterhaltung, voll Geistesgegenwart in Gefäße, nicht unbeforgt im Glück, aber fest und standhaft im Unglück. Hat er einmal zu irgend Jemand eine Zuneigung gefaßt, so ist er schwer wieder davon abzubringen; aber auch im Gegentheil, wenn er einmal einen Widerwillen oder einen Argwohn gegen Jemand geschöpft hat, so verbannt er diesen für immer aus dem Bereiche seines Vertrauens. Obgleich er ein leidenschaftlicher Jäger und überhaupt allen körperlichen Übungen außerordentlich zugethan ist, so zeigt er sich darum doch den Studien keineswegs abgeneigt, und es gereicht ihm zum wahren Vergnügen, sich der Privatlectüre eines wissenschaftlichen Buchs oder der gemeinschaftlichen Erörterung irgend einer schwierigen Frage mit gelehrten Freunden hinzugeben. Er ist auch in der Literatur vollkommen gut bewandert und hat dieselbe nie so ganz aus den Augen gelassen, daß er nicht beständig einen richtigen und

entsprechenden Überblick über ihr gesamtes Reich haben sollte. Der nähere Umgang König Heinrich's ist durchaus liebenswürdig, um so mehr, da er sich in den Freuden der Tafel sowie in andern Genüssen niemals übernimmt. Selten ist ein Mann im Verstande so überaus mäßig wie er. Königlich ist sein ganzes Betragen, seine Ausdrucksweise wie überhaupt seine Thaten und Unternehmungen. Bis zur Großmuth freigebig, ist er völlig gleichgültig gegen Geld und Selbsterwerb, sobald er die Rolle des Empfängers spielen soll. Er findet sein Vergnügen an großartigen Bauten, und mancher gewaltige Thurm, manches mächtige Festungswerk, manche eiserne Mauer ist ein lebender und untergänglicher Beweis seines Unternehmungsgeistes.“ 4.

Neugriechische Literatur.

Außer den in d. Bl. ausführlicher besprochenen Erscheinungen auf dem Gebiete der neugriechischen Literatur aus der letzten Zeit erschienen neuerdings folgende neugriechische Bücher.

„Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης“ (Wörterbuch der altgriechischen Sprache, 3 Theile, Wien 1835). Dasselbe ist eine neue, von den Griechen K. Sarpolas und Chr. Katakidis durch die Gelehrten, D. Alexandridis, G. Ruffiadis, G. Muris und N. Argyriadis besorgte, besonders nach Passow bedeutend vermehrte Ausgabe des in den Jahren 1809—16 von mehreren Griechen unter der Leitung von Anthimos Gasis ausgearbeiteten „Λεξικὸν ἑλληνικόν“. Am dritten Theile der neuen Ausgabe befindet sich ein „Λεξικὸν τῶν ἀρχαίων κυρίων ὀνομάτων τῆς μυθολογίας, ιστορίας καὶ γεωγραφίας“ (Wörterbuch der Eigennamen der griechischen Mythologie, Geschichte und Geographie), aus dem Deutschen übersetzt.

„Ἱστορία τῆς Ἑλλάδος. Μετὰ συνοπτικῆς ἑλληνικῆς ἀρχαιολογίας“ u. s. w. (Geschichte von Griechenland, nebst einem Abrisse der griechischen Archäologie), aus dem Deutschen übersetzt von F. Ch. R. Schawiaras (Wien 1836). Die Geschichte geht bis zur römischen Herrschaft in Griechenland unter Sulla und die Archäologie bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Der Verf. ist derselbe Grieche, von welchem 1835 eine neugriechische Übersetzung der „Hekuba“ des Euripides erschien.

In der königlichen Buchdruckerei in Athen erschienen 1837 unter Anderm: „Γραμματικὴ λατινική. Μέρος δεύτερον, συντακτικόν“ (Lateinische Grammatik. Zweiter Theil, die Syntax enthaltend), von Prof. Ulrich. Der erste Theil erschien 1835, ebenfalls in Athen.

„Χρηστομάχεια ἑλληνική. Τόμος δεύτερος.“ (Griechische Chrestomathie. Zweiter Band.)

„Ἡ περιστερά“ (Die Taube), moralische Erzählung, aus dem Französischen übersetzt. 25.

Notiz.

Für Numismatiker.

Unlängst wurde in Ruhwinkel bei Bornhöved im Holsteinschen beim Pflügen einer Wiese, die in Ackerfeld umgewandelt werden sollte, ein irdener Topf mit Silbermünzen gefunden. Die Münzen, an Gewicht reichlich 14 Pfund, sind sämtlich klein; die Mehrzahl hat die Größe eines Schillings, die größten die eines Fünfschillingstücks. Sie sollen alt sein, doch fehlt es bis jetzt an nähern Angaben, wahrscheinlich deshalb, weil die nächsten Umgebungen, denen sie zu Gesicht gekommen, ihr Gepräge nicht zu entziffern vermögen. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß sie von einem Sachverständigen untersucht würden. Denn schon manche Münze, die, wenn sie in die rechten Hände gekommen wäre, ein herrliches Cabinetsstück abgegeben haben würde, ist deshalb in den Schmelztiegel gewandert, weil Unkundige sie nicht zu entziffern vermochten. Es ist dies bei diesem Funde um so mehr zu befechten, weil die Münzen, welche vor einigen Jahren in derselben Gegend gefunden wurden, sofort ohne alle Untersuchung verkauft und eingeschmolzen worden sind. 17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 28.

28. Januar 1838.

Ein Blick auf das Kirchen- und Schulthum in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Nöthigt uns aber das Schulthum Frankreichs zu solchem Bekenntnisse, so mögen wir uns nicht wundern, wenn wir in seiner gegenwärtigen Kirche tröstlichere Wahrnehmungen noch viel weniger machen können. Wir geben auch davon, und zwar nun wirklich zum Abschlusse unsers Überblicks, ein flüchtiges, allgemeines Bild, und um recht allgemein zu bleiben, fassen wir das Verhältniß der Nation zur Kirche überhaupt, sowie es sich eben jetzt gestaltet, ins Auge. Wir haben allerdings für christliche Völker — und von solchen kann hier nur die Rede sein — ein Bild von der Kirche in der Seele, nach welchem sie, ohne allen mittelalterlichen oder noch ältern Rost, wirklich der lebendige, alle Glieder des großen Volksganges mit dem Hauche des höhern Lebens befehlende Geist ist, und ihre Verbindung mit den äußern und sogenannten bürgerlichen Interessen zu einer so vollendeten Einheit sich consolidirt hat, daß die Suturen dieser Verbindung ebenso wenig empfunden werden, als der gesunde Mensch leibliches und geistiges Element seines Wesens als verbunden und zusammengeknüpft fühlt und unterscheidet. Mag auch dies Bild noch nirgend verwirklicht worden sein, so wird doch die allerdings immer nur relative Gesundheit eines Volks stets bloß nach der größern oder geringern Annäherung an dieses Ideal bemessen werden können. Zugleich aber folgt auch hieraus, daß jede Auflösung dieser Einheit und das dadurch bedingte Gefühl des Gegensatzes dieser ursprünglichen Lebensfactoren Zeichen eingetretener Krankheit sei, das in dem Grade bedenklicher und ernsthafter wird, in welchem jenes Gefühl stärker und entschiedener sich ausprägt. Armes Frankreich, und wenn wir immerhin dich auch heute noch „das schöne“, das unter den Brudervölkern begünstigste und fortwährend bevorzugte zu nennen bereit sind — armes Frankreich, sobald wir dich in deinem dormaligen Regen und Streben an diese Regel halten und nach ihr schäzen! Deine Krankheit, die gleich vornherein in schmerzhaften Krämpfen der auseinanderstrebenden und doch nur in ihrer Verknüpfung wirklichen Lebenselemente sich kund gab, hat frühe begonnen, ist im Fortgange der Zeiten und Krisen immer mehr gesteigert worden und bietet uns dormalen

den wehmüthigen Anblick völliger Auflösung, in welcher die nur in ihrer Vereinigung wahrhaft zum Theile thätigen Factoren des Geistigen und Materiellen sich völlig isolirt haben, das Eine wie das Andere nunmehr sein eignes, gesondertes Leben gewinnen will, damit aber es nicht weiter als zur Lüge und zum Scheine bringen kann, zugleich aber die gestörte, zerrissene Lebenskraft in ihrer Verzweiflung Aftergebilde auf Aftergebilde hervortreibt, um so sich vollends in ohnmächtigen Versuchen der Wiedervereinigung zu erschöpfen und damit grade die bedenklichsten, sorglichsten Symptome herbeizuführen.

Unsere beiden Freunde, Pflanz und Reuchlin, liefern die detaillirteste Relation über den gegenwärtigen status morbi, und wir heben nur einige der Hauptmomente aus. Es mag seine gute Richtigkeit haben mit einer Linie, die, quer durch Frankreich gezogen, das sübliche vom nördlichen scheidet und für beide Hälften besondere Erscheinungen nachweist, wobei es nicht sonderlich befremden kann, daß Schule und Kirche bei dieser Scheidung in umgekehrtem Verhältnisse zueinander stehend erscheinen. Im Allgemeinen ist aber die Kirche vom Volksleben in Frankreich wirklich geschieden, und wie sie eben deshalb diesem feindlich gegenübersteht, so hat sie von ihm die gleiche Feindseligkeit zu erfahren, beide aber, jenes wie diese, haben somit nur ein Scheinleben gewonnen, das sich nothwendig zuletzt in sich selbst auflösen muß, wenn nicht die Hilfe kommt, die wir dormalen freilich noch nicht sehen. Das ist gewiß, daß es in Paris einen Sonntag, einen Kirchentag nicht mehr gibt, und wenn das Volk durch Vertilgung des Kreuzes sich deutlich genug hat vernehmen lassen, so spricht es die Verfassung mit klaren Worten aus, daß das Gebiet des Staats durchgängig und streng von der Gemeinschaft der Kirche geschieden sein soll. Daß die Kirche, was ja von ihr noch so genannt werden mag, nur noch in einzelnen großen Fragmenten besteht, die aber immer mehr und mehr zerbröckeln, der Geist ihrer Totalität aber, so zu sagen, bloß als Gespenst umherwandelt, mitunter Schrecken und Grauen erregend, dies läßt sich für das mit den Julitagen 1830 eingetretene Stadium an einzelnen Erscheinungen fast bis zur Anschauung nachweisen, und wenig Unterschied bietet in dieser Hinsicht Katholicismus und Protestantismus. Nachdem in der Restauration die agonisirende Kirche an das

legitime Königthum sich gleichsam angeklammert hatte, um einigermaßen wieder zum Leben sich zu erheben, so ist sie nach Beseitigung jener auf das entschiedenste von der gegenwärtigen Verwaltung losgerissen, hält sich mühsam und in fortschreitender Ermattung an einzelnen Coterien fest und treibt zugleich zum sichern Zeugnisse ihrer Auflösung Granthème hervor, die wol für einzelne Stellen ein frisches, angeregtes Scheinleben erzeugen, aber, wenn wir nicht sehr irren, grade die unverkennbarsten Vorboten der endlichen Entscheidung sind. In der katholischen Kirche, welche Aftergelüste sind nicht da aufgeschossen und zum Theil ebenso schnell wieder vergangen, als sie entstanden waren! Lacordaire, Lamennais, Montalembert, nachdem der Erstere der katholischen Kirche Frankreichs die Leichenrede am 22. Nov. 1830 (Reuchlin, S. 125) gehalten hatte, rangen mit krampfhafter Kühnheit, dem Ultramontanismus emporzuhelfen, bis Lamennais in seinen „Worten eines Gläubigen“ die seltsamste Allianz zwischen dem Papstthume und dem Demotatismus versuchte. Ihnen gegenüber stieg die giftige Blatter des St.-Simonismus auf, und während die Tempel als ein lichtschwebendes Phantom nur auftauchten, um ebenso schnell in erstickenden Dunst sich aufzulösen, verbrauchte die flüchtige Röthe, die der Abbé Chatel durch Gründung der katholisch-französischen Kirche erregte, nach kurzer Dauer fast spurlos. Gleich ist das Schicksal der protestantischen Kirche in ihren beiden Zweigen, der lutherischen und der reformirten, und während im Froste des Rationalismus die eine Hälfte schon erstarrt ist, glüht die andere in der Fieberglut mystischer Exaltation und findet in evangelischen Vereinen, Missions- und Bibelgesellschaften und Anstalten zur Vertheilung fanatischer Tractäthen eine vorübergehende Ableitung. Was aber noch außerdem in Beziehung auf die Kirche in Frankreich sich findet, ist Atheismus, Vandalismus gegen alle christlichen Heiligthümer und gotteslästerlicher Unglaube.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß wir nur die hervorstechendsten Erscheinungen markirt haben und darum von vielen Mittelgliedern, durch welche sie unter sich zusammenhängen, hinwegsehen mußten; Mittelglieder, die allerdings in das düstere Nachgemälde noch den einen und den andern Lichtstrahl fallen lassen. Ob aber da, wo jene ernststen Zeichen, die wir gesehen haben, wirklich vorhanden sind, noch Hoffnung möglich sei und Muth gefaßt werden könne, daß die unterdrückte Natur sich endlich doch siegreich erheben werde? Wahr ist es, daß aus der tiefsten Tiefe überall noch ein Weg zur Höhe wieder führen kann und dem wiedererwachenden Leben stets der gewaltigste Kampf vorhergeht; und so sei es fern von uns, Lesern, die sanguinischer als wir sind, diese tröstliche Aussicht gradezu verschließen zu wollen. Möge nur, wenn er kommen will, der Frühling bald, recht bald kommen.

Schon oben haben wir auf die Einigkeit unserer beiden Führer, denen wir hauptsächlich gefolgt sind, in den Resultaten ihrer Beobachtungen hingedeutet. Und diese Einigkeit werden die Leser, die sich den Genuß der vor-

liegenden beiden Schriften nicht versagen, noch in vielen andern Beziehungen wahrnehmen. Dem wackern Pflanz ist der geistvolle Reuchlin nachgegangen und dadurch der Versuch Jenes allerdings ungemein vervollständigt worden. In Beider Schriften herrscht große Mäßigung, sorgfältige Beobachtung und eine geistvolle Gemüthlichkeit, die Wohlthat und sehr angenehm unterhält. Die Gründlichkeit wird durch ausgeführte statistische Übersichten und tabellarische Zugaben zur Genüge belegt. Wir wünschen, vornehmlich auch um unsern Krankenbericht ins rechte Licht gesetzt zu sehen, den trefflichen Werken recht viele Leser.

R. B. Meißner.

1. Il Duca d'Atene. Narrazione di N. Tommaso. Paris 1837.
2. Scene istoriche del medio evo d'Italia. Mailand 1835.
3. Ulrico e Lida. Novella di Tommaso Grossi. Mailand 1837.

Giovanni Villani hat uns in seiner Chronik eine ausführliche und lebendige Schilderung der doppelten Staatsumwälzung gegeben, welche Gauthier von Brienne, Titularherzog von Athen, in den Jahren 1342—43 zu Florenz veranlaßte. Wie Dino Compagni bei den verhängnißvollen Irrungen, die mit Dante Alighieri's Schicksal in so engem Zusammenhange stehen, war Villani bei diesen blutigen Unordnungen Zuschauer. Darin besteht der unerreichbare Vorzug, der die alten florentinischen Geschichtschreiber, sobald sie einmal über den trojanischen Krieg und die Gründung Fiesoles, über Attila und Totila und Carlomagno hinaus sind, vor so vielen andern Chronikern ausgezeichnet. Dino, die beiden Villani, die lateinischen Schreibenden des 15. Jahrhunderts, endlich Marbi, Guicciardini, die vielen Andern unerwähnt zu lassen, berichten großentheils über solche Begebenheiten, die unter ihren Augen vorgegangen, an denen sie selbst Theil genommen. Bei Allen, mögen sie nun ihre Erinnerungen in einfach referirender Chronikenform oder in künstlicher ausgearbeiteten Geschichtswerken niederlegen, zeigt sich die individuelle politische Gesinnung, welche alle Ereignisse und Interessen von einem bestimmt gegebenen Standpunkte aus ansieht und beurtheilt, und keiner jener Alten verhehlt seine warme Anhänglichkeit an die Vaterstadt und seine Freiheitsliebe, auch wenn er seine Wirbungen der Ausschweifungen wegen tadelt, sie zur Ruhe und Ordnung verweist und ihnen die schlimmen Folgen ihrer Unverträglichkeit vorhält. So finden wir uns, wenn wir den Villani lesen, in die jugendmuthige Zeit des siegreichen florentinischen Guelfenthums versetzt; wir sehen Toscanas Städte und Castelle vor uns mit ihren hohen Mauern, deren Umkreis so oft erweitert werden muß, um die zunehmende Bevölkerung zu fassen; mit ihren marmorbekleideten Domen, die einer nach dem andern gleichsam aus dem Erdboden aufwuchsen; ihren mit Wappenschildern bedeckten Regierungen- und Justizpalästen; ihren hohen vieredigen Thürmen, welche die Insignien des Volkes oder der großen Familien tragen. Wir lernen diese Familien kennen, Lebensweise, Haushalt, Tracht, Aufwand, bald beschränkt durch leggi suntuarie, bald befördert zu Nebenzwecken. Alles dies, nebst dem Leben und den Beschäftigungen des Volkes und dem Stande der Gewerbe und des Handels, stellt sich uns vor Augen in diesen Chroniken, und doch sind sie mit der unbefangenen Einfachheit geschrieben, meist nur für Familie und Haus und als Erinnerungen eines in thatenreichen Zeiten vorübergegangenen Lebens, nicht etwa wie eine moderne histoire pittoresque oder aufgepußte Memoiren. Das Gold, welches in ihnen liegt, ist trotz der vielen steifigen Bergleute noch lange nicht alle zu Tage gefördert.

Die Geschichte des Herzogs von Athen ist darum von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit in den florentinischen Annalen, weil es das letzte Mal war, wo die Stadt, wenn auch mit Beibehaltung der republikanischen Formen, einem Einzelnen die höchste Gewalt freiwillig übertrug. Denn so war's in der That in diesem Falle wie in den frühern, wo Prinzen aus dem Hause Valois (wie 1301 Karl v. Valois, Bruder Philipp's des Schönen; 1326 der Herzog von Kalabrien) als *pacifiers* (*pacifario*, conservatore della pace) gerufen wurden, deren Amt indeß nie lange währte und mit dem der römischen Dictatoren zu vergleichen ist. Als man dasselbe dem Gautier in schlimmem Zustande: Überschwemmungen, Miswachs, Kallimene, verbunden mit den nie endenden Parteikämpfen, Anmordungen und Verbannungen, diesem Krebs der mittelalterlichen Republiken, hatten dem Gemeinwesen hart zugesetzt; der Herzog glaubte sich diese Verhältnisse um so leichter zurecht machen zu können, als sich zu einem ganz unumschränkten Herrscher aufzuwerfen, um er viele Familien auf seiner Seite hatte. Aber seiner Tyrannei ward bald ein Ziel gesetzt, und es bewahrheitete sich das Wort, welches der König von Frankreich aussprach, als er von den Erfolgen dieses Abenteurers hörte: „*Alboreg il est le pelerin, mais il y a un mauvais ostel.*“ Am 8. September 1342 erlangte er die Signorie über Florenz; am 26. Juli des nächstfolgenden Jahres wurde er von dem empörten Volke mit Schimpf und Schande verjagt, und noch freiet man diesen Tag (es ist der 9. Anna) als ein Kirchen- und Volksfest. Die Ereignisse jener Tage nun hat Hr. Tommaso zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt. Einen historischen Roman können wir diese nicht nennen, denn der romantischen That ist wenig, und eine eigentliche Intrigue fehlt. Das Buch beginnt mit der Verschönerung der florentinischen Gelehrten gegen den Herzog und endet mit dessen Abzug; die Scenen der Belagerung des Palastes der Prioren (*del Granduca*, Gautier's Wohnung) durch das Volk bilden den Hauptinhalt. So trefflich letztere nun auch dargestellt sind, so dünkt uns doch, der Verf. habe sich eines bedeutenden Vortheils begeben, indem er auf eine Schilderung der Regierung des Herzogs verzichtete, statt uns die Ursachen vorzuführen, welche die Empörung veranlaßten. Auf solche Weise hätte die Erzählung sich mehr abgerundet; so, wie sie jetzt dasteht, ist sie das Gemälde einer auch gefunken noch mächtigen, ihrer alten Freiheit nicht vergessenden, aber selbst in der Gefahr nicht völlig einigen Stadt im Kampfe gegen ihren Unterdrücker; und als Gemälde ist sie sehr zu loben. Die Beratungen, die Bedenken, Zweifel, persönlichen Leidenschaften Einzelner, der Auktand, der Kampf, der Grimm des Volkes, die Vorgänge im Palast sind meisterhaft geschildert. Das Einzige, was wir wegwünschen, ist ein unangenehmes Detail bei blutigen Scenen, das in ein paar Fällen Ekel erregt. Die Sprache ist edel, wie man es von einem so gründlichen Kenner und Forscher erwarten durfte, hier und da etwas zu künstlich, aber dem Chronikensstil anpassend, in welchem die Geschichte gehalten ist; und dabei gibt sich eine ernste Gesinnung, mit Wärme der Empfindung gepaart, in dem Ganzen kund. Gern gäben wir einige Proben, aber, aus dem Ganzen gerissen, würden sie ohne Wirkung bleiben, und wir glauben uns auf Mittheilung einer einzigen Scene beschränken zu müssen, welche die Nacht vorführt, die dem Ausbruche des Kampfes vorherging.

„In den Wohnungen holte der Eine die alten Lanzen und Armbrüste hervor, der Andere stellte die Schwerter zusammen; die aus dem Schlafe geweckten Kinder fragten ohne Angst nach dem Warum des Lärms und freuten sich der unbekannten Kunde. Andernorts betete man andächtig mit leiser Stimme; viele der Muthigsten schliefen und träumten vom Kampfe und fuhren jeden Augenblick halbwach vom Lager auf. Selbst Jene, welche sich früher nicht um diese Dinge bekümmert, entwarfen in dieser Nacht Pläne und theilten sie den

Freunden mit, welche bereits tief sich eingelassen hatten in die Verschönerung. Freiwillig und unbewußt gingen sie, den Verbündeten ihre Hülfe anbietend, und am Blick, am Tone erkannten diese die Aufrichtigkeit des freundlichen Darbietens. Die Unschlüssigen und Jaghaften riß das Beispiel mit fort und die Furcht vor so vielem Muth machte sie muthig. So rennt im Gemenge der Furchtsamen, von der Masse getrieben, der Gefahr mit eben derselben Festigkeit entgegen, mit welcher er allein vor ihr stehen würde. Aber die Angsthellen waren in geringer Menge; ein neuer Geist drängte Alle mit gleicher Gewalt. Sie dachten weder an Niederlage noch an Sieg; sie dachten an den Kampf, wie der Hungerige an die Speise; über das Wie und Weshalb, über den Ausgang stritten sie nicht; die Einheit des Ziels, nach welchem sie Alle strebten, machte Alle einmüthig. Selbst unter den Frauen zagten nicht viele; viele ermunterten ihre Lieben durch Wort und Umarmung. Eine einzige Gefahr stand vor dem Gemüthe Aller: die Gefahr des Gemeinwefens. Nur Die, welche mit den fremden Kriegern, den Soldnern des Herzogs, in Verhältnissen standen, fürchteten; heimlich weinte die Eine, die Andere rief dem Gatten oder Vater ab, Theil zu nehmen am Kampfe; mehr denn Eine bekannte in der Verzeiung ihre Liebe und Schuld. Diese harte Nacht strafe auch, ihr Unseligen, für den Genuß in kurzen Unterredungen, in lange erwarteten und doch gefürchteten Umarmungen, und vielen von ihnen bereitete die Gefahr des geliebten Hauptes größeres Weh als der Verlust, und mehr klagten sie, den Tod fürchtend, als vom Tode vernehmend.“

„Wie für Die, welche an schwerer Krankheit darniederliegen, ein Punkt, den sie zu überschreiten haben, Tod ist oder Leben, so schüttelte diese Nacht deine Loose, du geliebte Stadt. Eine Feuersbrunst, ein Ungewitter, ein falscher Sturm hätten vielleicht hingereicht, in jenem Momente den Strom zu hemmen; aber des Himmels Sterne, wie gewappnete Krieger in Scharen, wachten, o Florenz, über dich. Die Heiligen, die in dir geboren und ausgewachsen an deinem Mutterbusen, blickten betend von der Höhe auf dich herab, und deinen vergangenen Reiben wie den Leiden und der Schmach der Zukunft erlangten sie diese glorreiche Pause, diese denkwürdige Rührung. Mit dir, o Stadt, von unsterblichen Geistern und Erinnerungen bewohnt, Bewohnerin unsterblicher Rede, mit dir freuten die Himmelsgeister sich dieses, ach, zu kurzen Triumphes. Stabt meiner Sehnsucht, mein Wort kann dir nicht, mächtigst du meinem Worte Ruhm bringen! Wächten die Florentiner, die von jetzt an zu entfernten Zeiten, mehr und mehr glücklich, leben werden, erfahren, daß Bruderliebe mich erfüllte, und mit Bruderliebe aussprechen meinen armen Namen.“

Das zweite der in der Überschrift genannten Bücher, die „*Scene istoriche*“, werden einem Piemonteser, dem Grafen Santa-Rosa, zugeschrieben. Sie zeugen einerseits von einem nicht unbedeutenden Talente für die Erzählung, andererseits von dem wiedererwachten Interesse der Italiener an ihrer ältern Geschichte. Vier einzelne Darstellungen sind in diesem Buche enthalten. Die erste, „*Un frate*“ überschrieben, führt uns aus den Annalen des Trevisanischen einen jener Versuche von Friedensstiftungen vor, welche in den Freistaaten so häufig gemacht wurden, scheinbar gelangen, einen Augenblick lang Ruhe zuwege brachten und sehr bald mit Familienzwist, offenem Kampfe in den Städten, Verbannung der Unterliegenden und Niederreißung ihrer Wohnungen endigten. Dann finden wir: „*Un traditore*“, die Geschichte der Schlacht von Montaperti

das graue Norden,

Das blutgroth der Arbia Wogen färbte

(Dante's „Hölle“, X.)

wodurch der Untergang des toscanischen Quersenthums, das sich bald wieder mit solcher Kraft erhob, herbeigeführt schien. In dieser Erzählung, welche ein anziehendes, wenn auch vielleicht etwas zu modern gehaltenes Gemälde von Florenz, sei-

nem Zustande und seinen öffentlichen wie häuslichen Verhältnissen gibt, spielt die Hauptrolle jener Bocca degli Abati, welchen Dante unter den bis an den Kopf im Eise stekenden Vaterlandsverräthern findet („Dölle“, X) und dem er zuruft: Verräther, schändlicher, zu deiner Schmach Werde von die ich wahre Kunde bringe.

„Un barone“ führt uns in das Burgoastell des alten Vier Saccone von Pietramala und macht uns mit der Lebensweise eines dieser ghibellinischen Edelleute Toscanas im 14. Jahrhundert bekannt, welche, aus vielen Städten durch das unruhige Volk ausgewiesen, ihre politische Bedeutsamkeit wie ihren Reichtum immer mehr schwinden sahen. Die letzte Erzählung: „Un principe“, spielt an prächtigen oberitalischen Fürstenthümern, zu Mailand, zu Verona; sie zeigt uns ihre Uppigkeit und ihre Verderbnis, während in den toscanischen Städten das Leben sich verhältnismäßig noch in bürgerlicher Unschuld und Beschränktheit erhalten hatte. Denn wir müssen uns nicht täuschen lassen, wenn die Chroniken immer vom Luxus ihrer Zeiten, von der Einfachheit der vorhergegangenen reden; freilich gab es bedeutenden Reichtum in Toscana im 14. Jahrhundert, aber die großen Werke, welche seine Städte zieren und welche alle kommenden Generationen anstaunen werden, geben den deutlichsten Beweis, welchen edeln Gebrauch das Volk, demnützig, wo es galt, die Schönheit und den Ruhm der Heimat zu mehrern, von seinem durch Fleiß und Betriebsamkeit erworbenen Überflusse machte. Die erwähnte Erzählung, um auf sie zurückzukommen, führt uns den Beherrscher Mailands, Luchino Visconti, und seine schöne Gemahlin, Isabella Giesco, die Scaliger von Verona und die Gonzaga von Mantua vor; mehr im Novellentone gehalten als die übrigen, läßt sie uns in ein Gewebe von politischen und galanten Intriguen blicken, das durch einen zerstörenden Schlag auseinandergerissen wird. Das Gemälde ist nicht tröstlich, aber es fehlt ihm nicht an Wahrheit und Wirkung.

Auch die in Ottaverimen geschriebene Novelle Grossi's ist der italienischen Geschichte entlehnt. Der historische Hintergrund ist eine Fehde Mailands gegen Como, welche während der Investiturstreitigkeiten zwischen Reich und Kirche 1118 ausbrach und erst zehn Jahre darauf endete. Dieser Krieg ist in einem mittelalterlichen lateinischen Gedichte besungen worden, welches Muratori's große Sammlung enthält. Grossi (in Deutschland durch seinen Roman: „Marco Visconti“, bekannt) hatte in einer früheren Novelle: „Udegonda“, ein Meisterwerk in Hinsicht der Charakteristik und Sittenschilderung geliefert. Sein neues Gedicht ist schwach. Liebe unter Kindern feindlicher Städte, Kämpfe zu Lande und auf dem Comerse, Szenen in Burgtürmen und Verliehen, kurz was wir tausendfach besitzen. Die Geschichte ist hübsch erzählt, doch vermag sie nur geringes Interesse zu erwecken; einzelne Schilderungen sind gelungen, aber das Ganze ist ohne Schwung wie ohne rechte Poesie.

Alfred Reumont.

Uhlund und Rückert. Ein kritischer Versuch von Gustav Pfizer. Stuttgart, Gotta. 1837. 8. 12 Gr.

Es ist ein anerkennungswerthes Unternehmen, auch endlich einmal neuere Dichter eine unparteiische kritische Revue passiren zu lassen. Bis vor Kurzem schrieb man nur dicke und dünne, kluge und abgeschmackte Commentare über Goethe und zersägte die Aussprüche des großen Mannes auf eine so unheimliche Weise, daß nach seinem eignen Wort „die Theile in der Hand blieben, leider aber das geistige Band“ fehlte. Gustav Pfizer ist selbst zu sehr von poetischen Regungen durchschüttelt, als daß er ein so nutzloses Anatomisiren bei Geistern versuchen sollte, denen er in mancher Hinsicht wol verwandt ist. Damit soll indeß nicht behauptet werden, daß Pfizer eine durchaus gelungene Arbeit geliefert habe. Dazu, scheint uns, ist er selbst zu sehr in diejenige poetische Richtung hineingezogen worden, die er nothwendigerweise in Uhlund besprechen muß. Schon

die Zusammenstellung der beiden Namen Uhlund und Rückert fällt auf; denn das Wesen der Poesien Beider ist ein völlig verschiedenes und kann nur insofern, als Beide Dichter sind, unter einen Coincidenzpunkt gebracht werden. Wie vorausgesehen war, saß nun Pfizer in ihrer poetischen Wirksamkeit zwei Hauptmomente heraus, in denen sie sich freilich, doch, wie uns dünkt, nur zufällig, begegnen: die patriotische Periode vom Jahre 1818 an und die spätere Abwendung Beider vom Schauplatz der Bewegung in neuester Zeit, indem Uhlund sich fast in gänzlichem Schweigen hüllte, und Rückert, stiller Betrachtung hingegeben, seine poetische Natur in den Duft orientalischer Blütenhaine hinüberrettete. Noch ein drittes, doch unwesentliches Moment reiht sich diesen beiden an, das Bestreben, durch kritisch-historische Forschungen der productiven Thätigkeit eine wissenschaftliche Bewegung zu verleihen. Die verschiedenen Gesichtsrichtungen saß Pfizer scharfsinnig auf und führt sie mit seinen Radirstrichen durch, immer an einzelne Aussprüche der Dichter sein Urtheil lehend. Daß dabei die Weltansicht beider Dichter, wie sie in ihren Poesien bald offener, bald versteckter sich ausdrückt, nicht unberücksichtigt bleiben konnte, lag nahe, und Pfizer bemüht sich auch hier, Beider Ansichten, selbst da, wo ein Auseinandergehen des Denkens und Meinens kaum zu verkennen ist, in Einklang zu bringen. Fehlt solchergehalt dem „Versuche“ die eigentliche objective Wahrheit, so bleibt das Bestreben doch schon insofern schön und lobenswerth, als es, aus Pfizer's Gemüth erwachsen, ohne die geringste Anwendung von Präntation sein eignes Glaubensbekenntniß mit enthält. Die zahlreichen Freunde Uhlund's und Rückert's werden mit Vergnügen das Schriftchen durchlesen und, sollten sie dem Verf. nicht überall bestimmen können, seine Gerechtigkeitliebe ehren müssen, die grade in jetziger Zeit so selten ohne gehässige Beimischung sich an die Öffentlichkeit herauswagt.

33.

Literarische Notiz.

In diesem Augenblick ist in Brüssel ein Werk unter der Presse, auf welches die Gelehrten- und Künstlerwelt sehr gespannt ist; es besteht in der Sammlung einer Reihe von Briefen von Rubens, deren Originale theils in französischer, theils in italienischer und lateinischer Sprache an viele berühmte Personen seiner Zeit gerichtet sind.

34.

Bibliographie.

Behrend, F., Die Erstlinge meiner Muse. Zwei Erzählungen. Gr. 12. Magdeburg, Richter. 12 Gr.

Groffizio in Neuauberra. Für die Bühne bearbeitet. Ein Seitenstück zur „Wolfsejagd“. Gr. 12. Zürich, Witz-Widmer. 12 Gr.

Gerke, Fr. G., Theopis. Original-Spiele für die deutsche Bühne. 1ster Band. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 8 Gr.

Gosler, Fr. F. J. H., Pro Memoria oder Theologisches Gutachten über den Rechts-Zustand des erzbischöflichen Stuhles zu Köln seit dem 21. November 1837. Gr. 8. Augsburg, Köllmann. 6 Gr.

Herold, C., Raketen und lyrische Blumen. 8. Zürich, Witz-Widmer. 8 Gr.

Herzenskron, Dramatische Kleinigkeiten. 5ter Band. Das Geschenk des Fürsten. Seraphine. Der Hufschmied. 8. Wien, Zentler. 21 Gr.

Isolus. Repertoire für das deutsche Liebespiel, Vaudeville und Quodlibet. Herausgegeben von E. Schneider. 1stes Bändchen. 8. Berlin, Hays. 1 Thlr. 12 Gr.

Langer, J., Neue Erzählungen und Humoresken. 2 Bändchen. 8. Wien, Zentler. 2 Thlr.

Rückert, Fr., Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgebiht in Bruchstücken. 1stes Bändchen. 2te Aufl. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 29.

29. Januar 1838.

1. Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Zweite Auflage. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Gedichte von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann. 1837. Gr. 12. 2 Thlr. *)

Es ist zwar neulich verkündigt worden, daß die Poesie, befreit von den Fesseln des Reimes und des Maßes, in die Prosa ihre Seelenwanderung angetreten habe, sodaß sich die irgendwo gegebene Definition der Poesie durch „gebundene Prosa“ bewähren würde; aber grade in den letzten Tagen ist solcher Poesie mehr aufgeschossen als lange zuvor, und nicht allein zwei, drei jährliche Musenalmanache — der zahllosen Taschenbuch- und Tageblattpoesien zu geschweigen —, sondern auch viele Gedichtsammlungen einzelner Dichter haben wieder Gunst gefunden. Weiter hat man entdeckt, daß, nachdem nunmehr das episch-heroiische Zeitalter gleichwie das der Haupt- und Staatsactionen vorüber, und das eigentlich dramatisch-politische Weltalter noch nicht angebrochen, eben nur noch außer jener Universalprosa (z. B. die „Gedanken eines Gläubigen“) solche lyrisch-epische Zwittermgedichte übrig bleiben, wie aus Byron's Nachahmung hervorgingen, immerhin auch mit Prosa vermischt, oder etwa nur noch kurze Lieder sich verfassen lassen. Dergleichen Ansichten bezeugen bloß die zum Bewußtsein gelangte poetische Impotenz und Unzucht eines hochmüthigen Geschlechts, dem Goethe, der ewig junge, schon veraltet, „Hermann und Dorothea“ und „Der Ritter mit der eisernen Hand“ spießbürgerlich und bornirt-patriotisch, der „Wilhelm Meister“ aber Aristokratenpoesie bedünkt und das im „Werther“ und in den „Wahlverwandtschaften“ die Warnung des treuen Eckart nicht versteht.

Eine alte Chronik erwähnt unter manchem Jahre, welche Lieder und Weisen gesungen worden; und gewiß ist die Art des beliebten Gesanges immer ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Nun höre man aber hin, was gegenwärtig mehr oder minder allgemein gefellig gesungen wird und gesungen werden kann, und man wird finden, daß neben manchen namenlosen Volksliedern und einigen

Gesängen von Claudius, Bürger, Stolberg, Voß, Novalis und Tieck vornehmlich nur Schiller und noch mehr Goethe ertönen, deren Lieder, nachdem so manches über ein halbes Jahrhundert hindurch dazwischen aufgetaucht ist, immer neu sind, immer wieder und wieder gesungen werden. Goethe's Lieder mit Reichardt's und Zelter's Tonweisen bleiben immerdar das heiterste, freiste und edelste Element der Geselligkeit, so lange ihre Sprache geredet und gesungen wird; und wie sie bald wahrhaftes Volkslied, bald scherzhaft und humoristisch zum Glase klingen, bald, nach deutscher Weise, auch inter pocula zum höchsten Ernste sich emporheben, so fanden sie vornehmlich an Zelter einen ebenso vielstimmigen, mächtigen Tonmeister, wovon der dreißigjährige reichhaltigste Briefwechsel beider auch im Tode unzertrennlichen Freunde, über so viele Gesänge für die Liedertafel und Singakademie, Urkunde gibt. Blickt man daneben auf Dasjenige, was anderweitig in dieser Art aufgetaucht, weniger gesungen als gedichtet worden, so ragt Rückert als der trefflichste und sprachgewaltigste Sänger hervor, und Freimund Reimar's „Deutsche Gedichte“, mit den „Scharnichten Sonetten“ nebst den „Kriegs- und Siegesliedern“ werden stets das sprechendste Denkmal der glorreichsten deutschen Zeit bleiben; er ist ein wahrhaft vaterländischer, zu Thaten begeisternder Sänger, und die Politik hat ihm weniger geschadet als die Philologie. Jene dürre Muse scheint aber wirklich, wie Goethe weisagte, Uhland's Poesie, die einst so seelenvoll lautete, aufgezehrt zu haben, zum warnenden Beispiele jüngern Musensöhnen. Was die Politik für ihn, das war die Polemik für Platen, der bei echt poetischem Geist und meisterlicher, zumal antiker Form an literarischen Komödien, noch dazu in Welschland, sich tragisch erschöpfte, während seine kleinen Gedichte später oft mißvergnügt und verstimmt, ja widerwärtig klingen. Sein jüngerer zuchtloser, auch mit der Politik buhlender Gegner, dessen Gedichte selbst Geng in sein Lieberbuch zum Strauß für Fanny Eisler aufnahm, kann es jedoch kaum über fingerlange Liederchen bringen; länger scheint er der Wahrheit und wahrhaft poetischen Haltung unfähig, und von ihm gilt ebensowol wie von Platen das treffende Wort Goethe's zu Eckermann, daß ihm bei allem sirenischen Wohlklinge die höchste, nicht bloß christliche, sondern auch poetische Tugend fehle — die Liebe. Diese besetzt dagegen auch vor

*) Wir erlauben uns auf einen frühern Aufsatz über Anastasius Grün von B. Häring in Nr. 157 u. 158 d. Bl. f. 1837 zurückzuweisen. D. Red.

Allem diejenigen Gedichte, von welchen hier die Rede ist, und deren in wenigen Monaten aufeinandergefolgte zwei Ausgaben schon ihre stille und tiefe Wirkung verrathen; wie denn Schreiber dieses mit Vergnügen bekennt, daß ihm seit Freimund Reimar kein so glücklich begabter junger Dichter vorgekommen ist, keiner seinen echten Dichterberuf so herrlich bekrundet hat wie Anastasius Grün. Es gibt schon einige frühere Dichtungen unter diesem Namen, z. B. „Der letzte Ritter“ (Kaiser Maximilian I.), Romanzen in der Stange des Heldenbuchs (das der Kaiser bewahrte), aber die vorliegenden beiden Sammlungen sind sein schönster Dichterkranz. Die Benennung der ersten: „Schutt“, ist unschön für sie, wenn auch bescheiden und bezeichnend, nämlich eben durch den Annamen Anastasius Grün (der bekanntlich einen jungen Grafen des alten ruhmvollen östreichischen Stammes v. Auersperg *) verdeckt; er soll hier doch wol die über die Trümmer der Geschichte und Vergangenheit frisch emporrankende Poesie und Gegenwart bedeuten; denn dieses ist hier der durchgehende, aufs mannichfaltigste und lebhafteste durchgespielte Grundton, wie S. 60 das schöne poetische und zugleich christliche Glaubensbekenntniß lautet:

Mich dünkt, als ob Natur mir allervogen
Hielte eine große lichte Freud' entgegen
Und wie Madonna mit dem heil'gen Kinde
Den Schmerz der Welt versöhnend vor mir stünde.

Es hat ihr Arm gehettet ihren blauen
Gewalt'gen Mantel vor der Zukunft Grauen;
Sie ließ den grünen Teppich niedergleiten
Auf all den Moder der Vergangenheiten.

Sie aber spricht: „Bereitet sind die Wege!
Durch's Ich, mein Gatt, frei meines Reiches Stege,
Das Haupt umstrahlt von Himmels Sternenglanze,
Den Fuß geküßt von Erbens Blütenkranze!“

„Seh' dich zu Eisch, doch zieh nicht Gramgesichter,
Sei meiner Sägung kein trübsel'ger Richter;
Denn übr'all hinter dir mit grüner Ruthe
Steht Lenz, mein lust'ger Rath, im Schellenhute!“

Dies gewährt zugleich ein Beispiel, wie hier wahrhafte Poesie aus vollem Strome des Herzens sich gleichsam von selber so hingebildet und hingeschrieben hat, einfach und klar, tief und unergründlich. Und so weht aus dem ganzen reichen Kranze ein jugendlicher und ewig junger frischer Lebensmuth durch und über die Vergangenheit, der sich ebenso wenig feindselig, ingrimmig und zügellos gegen sie richtet und sich schon des Nächstvergangenen überhebt, als er das wirklich Verallete und unfehlbar Verschallende festhalten will, sondern Alles in seinem wahren bleibenden Werthe durchbringt und auch durch heitern Scherz es in der Dichtung verewigt. Die wahre Art, das Alte vergessen zu machen, oder vielmehr es zu verjüngen, ist, selber etwas Würdiges, Dauerndes hervorzu bringen. Wenn man auch nicht wüßte, daß man hier einen Dichter des höhern Standes vor sich hat, so spürt man jedoch bei aller echten Volksmäßigkeit, daß er kein

sich wegwerfender Volksknecht, sondern ein edler Freiherr im höhern Sinne ist, wie der herrliche Spielmann der Könige, Völker, kein Dienstmann, sondern ein „edler Freimann“ war.

Ebenso dringt hier, bei dem hervorleuchtenden, unbeschränkt bis in die neue Welt hinüberreichenden kosmopolitischen Geiste, jedoch der vaterländische Sinn mächtig hindurch und vereint sich mit dem allgemein-menschlichen, christlichen. Die dritte Lieberreihe, „Cincinnati“ überschrieben, nach dem Bilde und Namen eines nordamerikanischen Schiffs im Meerbusen Neapels, gibt ein bewundernswürdiges Wechselbild des frisch und schrankenlos auf jener urkräftigen jungfräulichen Erde im Schweisse des Angesichts (ab aratro), freilich mit Sklavenhülfe (S. 134), beginnenden freien Lebens und dagegen der aus fast zweitausendjährigem Grabe erstehenden nachmal so alten Geschichte mit allen ihren Schätzen und Wundern, sowie des auf und in diesen Trümmern und erstarrten Feuerströmen üppig sprießenden und sorglos genießenden Lebens, und zwar Beides wie aus gleich unmittelbarer Anschauung geschildert.

Näher steht jedoch dem Dichter „Der Thurm am Strande“, wie die erste Lieberreihe genannt ist, von einem Thurm auf Istriens Gestade, welcher dem sinnigen Dichter Anlaß gibt zu einer höchst lebhaften Darstellung, wie nämlich ein junger freiheitsfühlender und vorlaut singender und sagender Venetianer in diesem Thurm zum Schweigen gebracht worden. Die Klagen, erfinderischen Selbstqualungen und kleinen Tröstungen des armen Gefangenen, der Alles um und an ihm mit Sprache begabt, rühren zum innigsten Mitgeföhle. Mit gutmüthiger Selbstironie bekennt aber am Ende der Dichter, wie er von dem greisen Wächter vernimmt, es sei Alles eitel Träumerei gewesen und der Thurm nur ein alter Wart- und Leuchthurm, der verfällt, seitdem der neue gebaut worden, worauf noch der Wunsch des Lichtes sich daran entzündet (S. 35):

So sang ich in des Lichtes Helligthumen
Von Finsternissen und verdorrenen Lenzgen!
Der Gärtner zieht zu Bonn' und kauft die Blumen
Und, ach, verbraucht sie oft zu Todtenkranzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wol gar, des dunkeln Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglimmen,
Da glühn am Golf empor des Leuchthurms Flammen:
Licht! Licht! ihr Lösungswort, das große, stimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen.

Solche Träume wie dieser behalten jedoch immer ihre Wahrheit.

Das Herrlichste der ganzen Sammlung aber ist die mittlere zwischen diesen beiden Lieberreihen, benannt „Die Fensterhebe“, die von der Beisitzer eines Bettlers zum Bau einer reichen Abtei eingesetzt worden, und durch welche rein die Sonne strahlt; sie ist das köstliche Juwel dieser reichen Einfassung. Hier heimelt uns Alles an. Ein verfallendes und aussterbendes Kloster wird gleichwol noch

*) Schon beim Turnier zu Greifach 1225 — 26 kämpft ein Auersperger laut Ulrich's v. Eichtenstein „Frauenbienst“. Vgl. dessen Leben in meiner „Sammlung der Minnesänger“, Nr. 77, S. 329.

in seiner vollen Herrlichkeit des Baues und des Lebens geschildert. Das Ritterbild des Stiefers, mit andächtigem und ascetischem Betwerke und Inschrift, die seine Frömmigkeit rühmt und daß er nie gefreist, deutet der Dichter auf eigne Weise (S. 68):

Doch muß ich dieser Marmorlüge lachen,
Denn mir erzählt mein Herz ganz andre Sachen,
Wie sei's mit dir, du theurer Held, vor Jahren
In lust'gem Zug froh durch die Welt gefahren.
Ich sah dich zwar nach Schädeln auch verlangen,
Doch ist noch Goldhaar dran und ros'ge Wangen!
Awar auch den Rosenkranz, doch aufgezwungen
Den Händen nicht, nein, frei ums Haupt geschlungen! —

Daß sie am Grab dir lassen so viel Messen,
Ist, weil du lebend ihrer oft vergessen!
Doch log etwa die Kunde meines Herzens?
Und warst du doch ein trüber Sohn des Schmerzens?

Dann, kraft des Dichterrechts, das mir gegeben,
In meinem Herzen leb' ein schönes Leben!
In meinem Herzen wirst du neu geboren
Und Alles dir erweckt, was du verloren:

Der Freund, daß du ihn liebend magst umschließen,
Die süße Maid, die du versäumt zu küssen,
Der Rosenstrauch, dem kalt vorbei du gingest,
Daß du ihn jetzt in deine Locken schlingest!

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Alexander Dumas und sein neuestes Trauerspiel „Caligula“.

Alexander Dumas, geb. am 24. Juli 1803 in Villers-Cotterets, einer kleinen Stadt des Departements der Aisne, war kaum zwanzig Jahre alt, als er nach Paris kam, um sein Glück zu machen. Die Erziehung hatte mehr seinen Körper als seinen Geist entwickelt, und sein ganzes Talent beschränkte sich damals auf eine hübsche Feder, welche sich bisweilen damit belustigte, kleine Gedichte zu reimen. Aber er war der Sohn des Generals Alexander Dumas, welcher in den ersten Feldzügen der französischen Republik geblieben. Der General Roy, welcher seinen Vater gekannt hatte, verschaffte ihm eine Stelle in dem Bureau des Herzogs v. Orleans. Der junge Expedient war bescheiden und arbeitsam; er hatte alle Tugenden und die ganze Unwissenheit des französischen Provinziallebens mit nach Paris gebracht; er war darauf bedacht, der neuen Welt, worin er lebte, sich anzufügen, und da er eine allgemeine Bildung erlangen wollte, studierte er zugleich Physiologie und Literatur. Auf den ersten Hinblick hatte er die Dinge errathen, welche zu wissen fromme, wenn man mit dem Materialismus und der Eloquenz seiner Zeitgenossen gleiche Höhe halten wollte. Er verbrachte drei Jahre mit Lesen, Beobachten und Fernen; er selbst versichert, daß er damals ohne Zweck und Ziel gearbeitet; jedoch kann man wol annehmen, daß sein vorzügliches Streben darauf hinging, seine Geisteswerke den Interessen und Leidenschaften des Tages unterzuordnen. Im Verein mit mehren jüngern dramatischen Autoren machte er Baudouilles, von denen uns nur eins, „Noes et enterrement“, bekannt ist. Aber es lag nicht in der Absicht unsers jungen, bereits ehrgeizigen Dichters, seinen Namen durch Couplets zu verewigen, und indem er von den kleinen Versen zu den großen überging, wagte er sich an eine Tragödie über die Abdankung der Königin Christine von Schweden. Er entwarf dieselbe in fünf Acten, ganz streng nach den Einheitsregeln der alten französischen Poesie, deren Erfindung man dem Aristoteles ausgedrückt hat. Die Zeit des Melodramas war noch nicht gekommen; nur die klassische Tragödie führte zu Ehren und Würden. D., weit entfernt, daran etwas auszusetzen zu

haben, war im Gegentheil ganz entzückt darüber, daß seine Reputation ihm nur 1800 Alexandriner kostete; sein Gegenstand war zwar modern, allein Lemercier und Lebrun hatten diese poetische Lizenz genehmigen lassen; er ging daher mit aufrechtem Eifer ans Werk, vollendete seine Tragödie und reichte sie beim Théâtre français ein, wo sie verweigert wurde. Einiges Tages indeß, als er in der Privatbibliothek des Herzogs v. Orleans arbeitete, hatte er ein Buch gefordert, worin er die Geschichte Christinens studirte; da der Bibliothekar es ihm nicht sogleich brachte, hatte er in die nächste Bücherreihe hineingegriffen und eine Geschichte Heinrich III. zu lesen angefangen, worin er binnen wenigen Minuten einen andern Tragödienstoff entdeckte, dessen Bearbeitung auch vorgenommen, aber durch sein erstes Mißgeschick vertagt wurde.

D. hatte keineswegs Ursache, mit dem klassischen System zufrieden zu sein und ihm treu zu bleiben; er ging daher ins feindliche Lager über, las Schiller und Shakspeare, vergötterte Walter Scott und Hrn. Scribe und schrieb „Heinrich III.“ nach dem Recepte, welches Victor Hugo um dieselbe Zeit anwandte. Dieses Recept lautete im Wesentlichen dahin, das geschichtliche Colorit Walter Scott's und die halb ironische, halb weinerliche Wirklichkeit Scribe's in gewissen Verhältnissen zusammenzumischen. Diese Art von Mixtur findet sich namentlich in der „Marion Delorme“ Victor Hugo's, welche bekanntlich zu jener Zeit (1828) geschrieben und bei Hrn. v. Martignac vorgelesen wurde.

„Heinrich III.“, welcher am 11. Februar 1829 zum ersten Male gegeben ward, entschied die dramatische Carrière D.'s. Das war weder ein schönes noch ein bewundernswürdiges Bühnenstück, wie man damals aus gewissen Gründen behauptete; es war ganz einfach ein gut gearbeitetes Drama, aber kalt, wo es leidenschaftlich, lügnertisch, wo es wahr, emphatisch, wo es natürlich, und trivial, wo es poetisch zu sein glaubte; es entsprach übrigens dem Wunsche der Zeit; es hatte von Hrn. Scribe den Familienjammer entlehnt, um darüber die pikante Sauce der äußerlichen Beschreibungen auszugießen, welche es von Walter Scott hernahm; es hatte keinen Dignitätwerth und eben deshalb einen glänzenden Erfolg. Den Tag darauf setzte sich der Verf., welcher am Abend zuvor noch ein bescheidener Mann war, besprechende Dinge in den Kopf wie jemand, den sein unerwartetes Glück außer Fassung bringt. Der Kreis seiner bereits zahlreichen Freunde erweiterte sich ins Unendliche; er wurde von ganz Paris gefeiert, verlangt und eingeladen; er kaufte einen Claquehut und prästirte sich überall, wo er hinbestellt war. Hier bald darnach machte ihm ganz Paris die Gegenseite, und es war nun an ihm, den ganzen Schwarm seiner Bewunderer zu beherbergen, zu tractiren und zu bewirtheten. Die Einnahme „Heinrich III.“ war bedeutend; sie belief sich auf 30,000 Francs. Aber schon erheischte das Interesse seines Ruhmes und seiner durch die ersten splendiden Ausgaben erschöpften Börse, an die Abfassung eines neuen Dramas zu denken. Da er in so kurzer Zeit Romantiker geworden war, so kannte er wenig die Ressourcen einer Schule, deren Leitung man ihm aufgedrungen hatte. Wenn er seit Jahren über die Tendenz und Bedeutung des modernen Dramas nachgedacht hätte, so würde er mit seiner leichten Fassungskraft unfehlbar begriffen haben, welches Ganze von Formen und Empfindungen man auf dem Theater zum Ausbruch kommen lassen könne; aber er sah die Sache nicht mit solchen Augen an; er fand sich im Besiz der Bühne, ohne zu wissen, welchen Gebrauch er davon machen solle. In dieser Verlegenheit griff er zu Dem, was ihm zur Hand lag: er verwandelte seine klassische „Christine“ in eine romantische „Christine“ und ließ diese im Monat Mai 1830 auf den Brettern des Odeontheaters spielen. Die Freunde unterfügten ihn eifrig, aber der Erfolg blieb zweifelhaft. Ein geistreicher Prolog, bewundernswürth nachgeahmte Scenen, zwei mit festen Pinselstrichen gezeichnete Rollen zeugten von dem Talente des Verf.; aber in „Christine“ suchte man noch vergeblicher als in

„Heinrich III.“ jene natürliche, kräftige Originalität, welche die Zuschauer mit fortreißt und beherrscht. Hier und da sah man allerdings die Predikationen der neuen Schule durchschimmern, aber nirgend erglänzte der eigene Gedanke des Dichters und die feste Absicht, ein wahrhaft neues Theater zu begründen.

D. hatte seinen plötzlichen Umschlag zum Romantismus noch nicht ganz verbaut; man merkte es ihm an, daß er von Ideen geleitet wurde, welche er sich noch nicht völlig zu eigen gemacht. Sein Hauptbestreben mußte fernerhin darauf abzielen, sich in den Besitz des Systems zu setzen, welchem er seine Dienste widmete, und es zu beherrschen, anstatt ihm zu gehorchen. Zu diesem Ende kam er auf folgenden Gedanken. Die wahren Freunde, welche ihn damals umgaben und welche das Pferdegetrappel in dem Hofe seiner Wohnung noch nicht verschreckt hatte, hörten ihn oft äußern, daß nur noch eins zu thun übrig sei, nämlich die Dramen des Hoftheaters aufs Theater zu bringen; man müsse sich endlich einmal in die Zustände der gegenwärtigen Gesellschaft fügen und die antiken Tragödien durch moderne Zuchthausdramen ersetzen. Indem er sich so, Kopf über Kopf unter, der größten und wüthendsten Realität in die Arme warf, hatte er den Vortheil, sich von Victor Hugo zu unterscheiden, dessen farbenreichere Einbildungskraft das Drama in der spanischen Poesie neu zu stählen suchte. Glücklicherweise blieb der Verf. „Heinrich III.“ nicht lange in dem dünnen Irrthume seiner neuen Theorie.

D. hat die kupferbraune Hautfarbe und die athletischen Adraperformen seines Vaters geerbt; seine edigen, markirten Gesichtszüge verrathen eine große Energie; jene starke, feurige, afrikanische Natur verbarg in sich Stürme und Leidenschaften, welche losbrechen mußten, sobald das pacifere Leben und Treiben die Hülle der aus der Provinz mitgebrachten Simplicität gesprengt hatte. Die von dem kleinlichen Geiste der Restauration bringende Jugend entschädigte sich gerade damals für den auferlegten Zwang durch Gotteslästerungen und zügellose Ausschweifung. Die Julirevolution, welche inzwischen ausbrach, steigerte diesen Laumel, trug ihn auf die Ideen über und erweckte in den Seelen ungebändigte Leidenschaften. Jeder gab seiner Individualität die Erlaubniß, durch seine Capricen gegen die Gesetze zu protestiren, welche man leidend anerkannt hatte; sonderbar genug stellte sich das Christenthum zu diesen Tollheiten, und eine ganze, zugleich atheistische und religiös denkende Generation entfesselte sich wider die alte Ordnung der Dinge. Alle diese Empfindungen und Gefühle von Freiheit, Zügelorn und Individualismus sollte D. repräsentiren; seine heftigen Naturanlagen bestimmten ihn dazu, und sobald äußere Umstände seine Ideen nach dieser Seite hinrichteten, machte er sich ohne bestimmtes Bewußtsein zum Dolmetscher der Empörung aller Brausköpfe.

„Antony“, aufgeführt 1831, „Térésa“, 1832, „Angèle“, 1833, sind die verschiedenen Ausdrücke der stürmischen Geisterbewegung, welche wir eben angedeutet haben. In „Antony“ treibt die Leidenschaft ihre Kühnheit bis zur Ausgelassenheit; sie greift die Gesellschaft in ihrer Grundlage, der Ehe, an und proclamirt den Ehebruch vor der ganzen Welt. In „Térésa“ scheint sie nachzudenken und Buße thun zu wollen; sie stellt sich der Ehe noch einmal gegenüber, aber sie läßt den Ehemann dazwischentreten, welchen sie das erste Mal ausgeschloffen hatte; sie erkennt seine Rechte an, beklagt ihr Unglück und erschrickt über das Unheil, welches sie angestiftet. In „Angèle“ fällt sie schon ihr Verdammungsurtheil; ihre Wärme ardet in schwächlichen Egoismus aus; sie sängt sich in der Schlinge ihrer Eitellichkeit; sie sieht ein neues Geschlecht heranwachsen, noch kümmerlich und schwach, welches in seinen Plänen ebenso viel Festigkeit hat, als sie Tollheit in ihre Begreifung mischt, und welches endlich durch seine strenge Rechtschaffenheit allen früher entfesselten Lastern und Leidenschaften Einhalt thut. Wir verdanken diese Trilogie nicht sowohl Hrn. D. als dem notwendigen Einflusse der Begeben-

heiten und dem natürlichen Gange der Geister. D. hat in jenen drei Dramen vielleicht nie Das gesehen, was wir darin erblickt haben; er ist kein philosophischer Dichter, welcher seine Inspirationen mit der kritischen Sonde prüft. Man muß ihn deshalb beklagen, denn durch Nachdenken und Überlegung hätten jene drei Dramen viel gewonnen, deren brutale, alle menschlichen Kunstregeln verletzende Form einen Recensenten dergestalt erzürnt hat, daß er sagt: ihr Verf. käme ihm vor wie ein Foussaint-Couverture, der mit der französischen Literatur ringe.

Man hat diese drei Bühnenstücke heftig getabelt; die Ausführung des ersten ist sogar verboten worden; man hat gegen sie protestirt im Namen aller Moralgeseze der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; man ist über die schicklichen Grenzen des Unwillens hinausgegangen. „Antony“, „Térésa“ und „Angèle“ bleiben immer drei aufrichtige Zeugen eines Zeitschnittes der neuern französischen Geschichte und Literatur; und nicht bloß der Hintergrund der Ideen und Tendenzen ist bemerkenswerth, sondern auch die Art und Weise der Composition; von Genirtheit, von Zaubern, von servilem Festhalten an den Dogmen der Schule findet man hier keine Spur mehr. Der Verf. hat eine Methode gefunden, welche ihm eigen ist; er hat sie allerdings aus früheren Elementen gebildet, aber er hat sie durch seinen Willen beherrscht und in eine neue Form vereinigt.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdiges Paradoxon.

Der Präsident einer deutschen Ständeverammlung stellte unlängst den paradoxen Satz auf: „Rationell kann Vieles sein, was doch nicht recht ist.“ Und ein angesehener politischer Schriftsteller nannte diesen Satz nicht nur „trefflich“, sondern auch „unwiderlegbar.“ *) Und doch ist er weder jenes noch dieses. Denn rationell kann nur heißen, was den theoretischen oder praktischen Gesetzen der Vernunft (ratio) gemäß ist. Wäre nun etwas in der That nicht recht, so müßte es jenen Gesetzen zuwider, also irrational sein.

Dadurch wäre jener Satz schon widerlegt oder als falsch bargethan. Ist er aber falsch, so kann er auch nicht trefflich sein; denn nur das Wahre verdient dieses Lob. Das Falsche kann sich wol zuweilen durch seine Nützlichkeit Diesem oder Jenem empfehlen, wie das Unrechte; im Allgemeinen aber ist beides schädlich und kann daher vernünftigerweise nicht trefflich genannt werden.

Jener paradoxe Satz ist indessen nicht bloß falsch; er ist auch höchst gefährlich. Denn wenn er als allgemein-gültig anerkannt werden sollte, so würde dadurch mit einem Schlage alle Autorität der Vernunft vernichtet. Jede Berufung auf irgend ein Gesetz derselben, um irgend eine willkürliche Menschen-satzung, irgend einen alten Mißbrauch, irgend eine alte Unsitte oder ein altes Unrecht abzuschaffen, würde nichts mehr helfen. Denn sogleich würden alle dabei Theilhabenden aus einem Munde rufen: „Rationell kann Vieles sein, was doch nicht recht ist.“ Also weg mit dieser gefährlichen Paradoxie!

Krug.

Berichtigung.

Der Preis einer Lieferung der neuen Übersetzung des Dante von Aug. Kopisch ist nicht, wie in Nr. 17 d. Bl. bemerkt steht, 16 Gr., sondern nur 8 Gr., aber bei Empfangnahme der ersten Lieferung wird zugleich die Vorauszahlung auf die letzte geleistet.

*) S. Neue Jahrbücher der Geschichte, der Staats- und Kameralwissenschaften. Herausgegeben von R. D. L. Pölig. 1833, Januarheft, S. 15.

Dienstag,

Nr. 30.

30. Januar 1838.

1. Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. 2. Gedichte von Anastasius Grün.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

So kühn das Pfaffenhum und sein grober Trug
angehauen wird (S. 71), so voll des heitersten Humors
ist die Rede des größten Weinsaffes im noch vollen Klo-
sterkeller zu seinen niedern Brüdern, als Abt derselben
(S. 65):

Ich bin mit Juch der Abt in euerm Orden!
Denn wem ist solch Prälatenbüchlein worden,
Ein also rundgewölbtes, kugelfestest?
Wer ist von euch, gleich mir, so voll des Geistes? —

Ganz eingekesselt meinem Begehre,
Wird mir das Aufstehn schwer aus seinem Pfähle;
Da müssen sie von hinten, kaum zu glauben,
Mich in die Höhe mit der Binde schrauben!

Nur wenn der Lenz um jene Hügel glüht,
Und jede Rebe spritzt in voller Blüte,
Da wird mir's fast zu eng' in diesen Hallen
Und mein Prälatenblut beginnt zu wallen.

Vom Leibe möcht' ich meine Kutte lösen
Und wieder Rebe sein, wie ich's gewesen,
Auf meinem Herzen auch mein Erbsäusen bringen
Und meinen Arm um eine Schwester schlingen!

Ergreifend und erschütternd ist dagegen die mitternäch-
tliche Auferstehung, Umzug und Chorgesang der Mönche
und Werkmeister des zerfallenden Doms (S. 63):

Und wieder trat aus einem schlichten Grabe
Ein Mann mit Zirkel, Winkelmaß und Stabe,
Er setzte sich auf moos'ge Quadersäule,
Arbaid' und Kuppel maßen seine Blicke.

„Weh! Stolz der Säulen hier liegt rings gebrochen!
Wir ist's, als wären's meine eignen Knochen!
Wer untergeht im Beck all seines Lebens,
Der stirbt wol zwiefach, ach, und lebt vergebens!“

Indes stand lächelnd mitten unter ihnen
Der helle Mond, und sprach mit heitern Mienen:
„Ich will' als Geist der Sonn' in dieser Stunde,
Und so spricht sie zu euch aus meinem Munde!“

„Ich wandte meine Bahn seit Jahr und Jahren,
Wer hat des Lebens mehr als ich erfahren?
Was nennt ihr eures Lebens Preis vergebens?
D, seht den schanden Preis all meines Lebens!“

„Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie ist voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie ist haßestränkt!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug versunken!“

Und wie er's sprach, war's, als ob flüchtig walle
Ein leis Gewölz vor seinem hellen Balle,
Wie um ein schönes Antlitz Gramgebanten!
Die Geister aber in die Nacht versanken.

Der ew'ge Mond durchs Kirchenfenster schimmert,
Die ew'ge Lampe matt und matter flimmert,
Die Leichenstein' im fahlen Zwiellicht ragen,
Im Osten graut's: mich dünkt, es will bald tagen.

Das Kloster diente nach der Völkerschlacht einem freit-
baren Bruder noch zur Freistätte des Lebens (an mehre
ähnliche altdeutsche Dichtungen, von Wolf-Dietrich, Mönch
Jsaak, Walther u. A., erinnernd) S. 56:

Wie rauschten, Leipzig, einst auf deinen Bahnen
Uns trunkne Haupt uns der Begeisterung Fahnen!
Daß, wer da fiel, mit Tauchzen, wol wie trunken
Unter des Lebens grünen Tisch gesunken!

Der Himmel glüht, als schien' er selbst zu brennen,
Die Sonne lag auf rothen Dampfesfluten,
Als wenn ob uns der Purpur Deutschlands schwebte
Und sie auf ihm als Kaiserkrone bebte!

Zulezt schildert der Dichter des „Letzten Ritters“ auch
das Begängniß des letzten Mönchs, über dem endlich Al-
les zusammenstürzt, aber, bald neu begrünt, Blüten und
Frucht trägt (S. 81):

Und durch die Saatengänge, Rosenhallen,
Sah' einen Dichter ferner Tag' ich wallen,
Sein Lieb, auf lust'gen Saaten leis geschauelt,
Sein Lieb, von frischen Rosen hell umgauelt!

Sie aber wollen's ihm nicht anvertrauen,
Was ihnen in der Tiefe ward zu schauen,
Wie einst in meinem Herzen schon sie leimten
Und drin den Traum der Auferstehung träumten.

Nur eine Lerche, sonn'gen Äthers trunken,
Als Geist der Glocke, die dort tief versunken,
In Thurmeshöhe schwebend über ihnen,
Läßt tönen ihre schönen Matutinen.

So hielt mein Herz des letzten Mönchs Begängniß.
Schon bricht herein mit Grausen das Aergerniß,
Die Kuppeln bersten und die Pfeiler wanken!
Wie schad' um meine Lieben, schönen Ranken!

Ganz in diesem Sinne sind auch die Schlussgedichte:
„Fünf Oftern“, bedeutsame und prophetische Darstellungen
Jerusalems und des heiligen Landes seit der Kreuzigung
Christi, der, nach dem Volksglauben, immer am Oftertage
dort erscheint: als Jesus das Gottesgericht vollzieht, Gott-
fried das Kreuz dort wieder erhöht, dann der Halbmond
auf christliche und jüdische Pilger schmähtlich herabblüht,

als Bonaparte dort vorüberzieht, und endlich am Oftern des ewigen Gottesfriedens, wo das gelobte Land wieder grünt und blüht, weder Halbmond noch Kreuz mehr Kriegspanier ist und man ein ausgegrabenes Schwert und Kreuz (das ja auch im Schwerte steckt) nicht mehr erkannt, jenes zur Pfugschar braucht und dieses im Garten aufstellt (S. 89):

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Schon aus den angeführten Stellen wird man die Fülle, die hohe Kühnheit und zugleich anmuthige Leichtigkeit der Bilder und der Alles beseelenden Darstellung, die wahrhaft poetische Rede erkennen.* Nicht minder zeigt sich darin die Mannichfaltigkeit und der leichte Wechsel der durchgängig so einfachen Form, fünffüssiger iambischer Zeilen, zu vierreimigen Stangen verbunden, deren meist weiblicher Reimwechsel den einzelnen Reihen und Gedichten ein jedes Mal angemessenes Gepräge gibt. So macht diese Form häufig den Eindruck der Terzinen, ohne deren feste stetige Verkettung, und entspricht auf solche Weise vollkommen dem Inhalte der Dichtungen, welche in diesen mannichfaltigen Sträußen doch ein schön verbundenes Ganzes bilden.

2. Die neueste Sammlung „Gedichte“, welche eben erscheint, nachdem Vorstehendes geschrieben, ist höchlich willkommen; sie bestätigt in vollem Maße alles Gesagte. Es waltet darin derselbe frische, heitere und hehre Geist und Sinn, dieselbe bestimmte bildliche und bedeutsame Gestaltung und allbelebende Darstellung, die A. Grün's Dichtungen vor Allem auszeichnen, dasselbe Ebenmaß, dieselbe Leichtigkeit; dabei zugleich mit dem wechselnden Inhalt eigentlicher Lieder und Romanzen die mannichfaltigsten, doch meist ebenso einfachen heimischen Weisen.

Der „Prolog“ ist ganz in dem Sinne des zur Heimat wallfahrenden Sängers:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der auf den Zweigen wohnt,
Das Lied, das aus der Kehle bringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnt.

*) Das Participle entzunden (S. 19) ist zwar nur noch oberdeutsch, unterscheidet sich aber im Sinne, s. v. a. entglommen, gut von entzündet. Gut ist auch das Participle zersplissen („Gedichte“, S. 234); das Participle zerfallen („Schutt“, S. 40) kann dagegen nicht durch den Reim entschuldigt werden. Auffallend ist S. 60 Erden, obgleich der richtige alte Genitiv Erden nur noch in Zusammensetzungen gebräuchlich und nicht viel deutlicher ist als der jetzige Genitiv Erde; wohl klingt, bei dem fast persönlichen Ausdruck, Erden leicht an Mariens und ähnliche weibliche Namensgenitive (die schon gothisch sind) an. Ebenso hat Kometens (S. 107) noch mehr männliche Genossen. Erdenab („Gedichte“, S. 55) bewahrt den alten Dativ. Solche Bildungen liebt der Dichter: tagaber (S. 96). Schön sind die Zusammensetzungen kurz lustig (S. 100), todesfelig. Ungut ist aber statt ihm (S. 110) statt sein. Das jüdische spreche („Schutt“, S. 126) war leicht in sprich zu berichtigen; dergleichen („Gedichte“, S. 250, 281) werfe, verderbe, sterbe.

Der tiefgemüthliche Grundzug des deutschen Dichters, der sich in Sonne, Freude und Liebe ahnt und fühlt und Alles in Lied, in seltsame Lust verwandelt, offenbart sich auch hier. Die Frage (S. 40):

Wie kommt's, daß mit dem Pfeil im Herzen
Im Schmerz ich sang der Liebe Lust?
Wie kommt's, daß nur von heitern Scherzen
Mir quillt die todeswunde Brust?

beantwortet der Schwan, der still an Rosenauen vorüberzieht und verblutend sein erstes und letztes Lied singt. Vor Allem ist die Liebe in solcher Wandlung befangen, und diese ist hier gleich in der ersten Liederammlung: „Blätter der Liebe“, auf die lieblichste Weise mit voller Herzinnigkeit, Nährung und auch Schalkheit variiert (S. 8):

Wenn ein neuer Lenzttag blühet,
Blühen die Blätter wieder auf,
Und wenn neue Liebe winket,
Leben neue Lieder auf.

In dem Gespräche: „Neue Liebe“ (S. 35), sagt die neue Geliebte nach mancherlei Zurückweisungen auf die frühere Geliebte zuletzt:

„Und schwur'st du nicht, eh' zu erbleichen
Als dich zu wenden je von ihr?
Drum gingst du mir längst zu den Leichen,
Drum, todter Mann, hinweg von mir!“

Antwort:

„Hol schien ich selbst mir ein Begräbner,
Der längst schon unterm Rasen schlief;
Du wecktest mich, ein holder Engel,
Der mich zurück ins Leben rief.“

Ein Wandervogel singt Winters im Süblande, wie es am Donaustrande von einer holden Maid gehegt und gepflegt worden:

„Und wenn das Aerenlein in ihren Lippen,
Rein täglich Brot, mir entgegenblühte,
Da meint' ich Purpurkirschen zu nippen,
Als ich den köstlichen Kern draus plückte.“

„Und solches ist wol in jenen Länden
Die süßeste Speise, das Wahl der Freude;
Denn Einer, der oft daneben gestanden,
Der sah mein Viden immer mit Reide.“

So wird dein Preis jetzt im Süden gesungen.
Heil mir, dem solch ein Liebchen zu eigen,
Von der die Vögel in Afrika singen
Und in Europa die Nachbarn schweigen.

Zauberisch ist die Verkündigung der „Wunder“ der Geliebten S. 15:

Wißt du auch sehn den Becher wunderbar,
Draus tödtend Gift und Honig süß und klar
Mit einem einzigen Zug man saugen kann:
D blickt ihren Rosenmund nur an!
Der Wunderbecher sind die Purpurlippen,
Draus süß und herb' mit einem Zug zu nippen
Ein Honigseim, der's Herz belebt und nährt,
Ein Gift, das wild am Lebensmarke zehrt.

Und kennst das goldne Wundernetz du nicht,
Wo sich kein Faden in den andern flücht,
Das fest zugleich, wenn locker auch und los,
Manch lebend Herz verstrickt in seinen Schoos?
Siehst du der Lockenhaare goldig Prangen?
Das ist das Wundernetz, das mich gefangen,
Das fest zugleich, wenn locker auch und los,
Gar manches Herz verstrickt in seinen Schoos.

Der auf diese Liebeslieder folgende „Friedhofstranz“ ist in gleichem Sinne gewunden:

Mancher Brauttranz sproßt und blüht
Aus des Kirchhofs Mutter Schoos —
Mancher Lobtranz entleimte
Eustig blühender Gartenflur.

Die „Lieder aus dem Gebirge“ erheben sich von der Donau in die nahen tiroler Alpen, um den Erhsinn abzuschütteln und auf den Hochburgen der felsenschleudern- den Freiheitskämpfer wieder aus voller freier Brust zu athmen. Alle Wunder und Herrlichkeiten des Lebens und auch der leblosen Natur kommen hier bedeutsam zur Sprache; das Nach- und Nachtroth schöner Erinnerung glüht an dem Witwenschleier der Alpenhäupter (S. 96); wie ihr Seespiegel nach dem Sturm wieder die rosenwan- gige Schifferin abspiegelt (S. 103), ist eins der reizend- sten Lieder. Voll gutmüthiger Schallheit steckt die wech- selnde „Scenerie“, welche

Ein Kreis von grünen Bäumen,
Gesträuch und Rosen grün

aufführen (S. 71); nach Art von „Verschiedene Empfin- dungen an einem Orte“. Die Geisterstimme des versal- lenen Zechbrüderleins aus der tiefen Schlucht des Fels- stroms (S. 103) ist im Humor und in der Verfassung des Abteilers im „Schutt“. Die im Herbst mit der Heerde von der Alpe heimkehrende „Sennnerin“ grüßt alle Bursche des Dorfes, allein den schönsten nicht, sub rosa (S. 108):

Nicht scheint es ihn zu grämen,
Und lächelnd läßt er's geschehn.
Er hat wol auch die Schöne
So lange nicht gesehn.

Er trägt ein grünes Hütlein
Und Alpenrosen darauf.
Si, solche Alpenröslein
Blühen sonst im Thal nicht auf.

In diesen himmelhohen Bergen geht Gott der Herr traulich mit seinen Menschenkindern um, und aus seinem nachbarlichen Paradiesgarten stehlen die Elfen nächtlich Ro- sen zu Liebesträumen für sie (S. 83). Der Herr be- schaut freudig von der Höhe seine blühende Schöpfung, lächelt, und ein himmlisch Gedicht klingt in ihm empor; das will er in Worten niederschreiben; aber es geht ihm wie andern Dichtern, er findet es nicht treu und schön genug und zerreißt das Pergament in tausend Stücke, die als Blüten niederregnen. Viele davon fielen sicher auch unserm A. Grün zu. Dieser beschauet vom Berge das selige Land lieblich durch seinen Ring (S. 78):

O schönes Bild, zu sehen
Bom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

Aber ins „ wilde Steinklippenthal der Urwaldnacht, vor der Eichen alter Richtergräbe“ zieht er die Muse seines Liedes zu strengem Gericht und warnt sie vor der Kir- chenbusse an der Pforte dieses hohen Doms.

(Der Beschluß folgt.)

Über Alexander Dumas und sein neuestes Trauerspiel
„Caligula“.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Dumas hat mit Hülfe verschiedener Mitarbeiter mehrere Dramen geschrieben, welche größern Beifall gefunden als die eben genannten, allein welche nach unserm Dafürhalten keines- wegs dieselbe Bedeutung haben. Man ahmte „Antony“ nach, und da man die Situationen nicht übertreiben konnte, so ver- vielfältigte man sie. D., anstatt seinen Weg zu verfolgen und sein Verfahren auf eine Reihe von analogen Gefühlen anzu- wenden, hatte so wenig Glauben an sich selbst, daß er seine Nachahmer copirte und ihren Verfall noch überbieten wollte. Die „Tour de Nesle“, „Die Venezianerin“, „Katharine Ho- ward“, „Don Juan de Marana“ und „Richard Darlington“ waren die traurigen Resultate jener Verirrung. Die gewandt hingeworfenen und wieder aufgenommenen Übergehungen, die in der Handlung angebrachten Faltthüren, die über der Ent- wicklung schwebenden Gefahren reichten bald nicht mehr aus, die Neugierde des Publicums zu reizen; da warf man sich obdlig dem Raschhüften in die Arme und schuf mit seinem Dichtertalent nur Gegenstände für Decorationsmaler. Das ist die Geschichte des französischen Theaters seit vier Jahren; Je- dermann kennt sie.

Mitten unter diesen dramatischen Orgien, welche einen immer mitternächtlichen, blutigen und absurden Charakter annahmen, lag D. noch andern Arbeiten ob. Der Einfluß Walter Scott's ließ sich in den meisten verspüren: er offen- barte sich zunächst in einer Reihe von „Chroniken“, dann in ei- ner Tragödie von fünf Acten, „Charles VII chez ses grands vassaux“ betitelt; ferner in einem historischen Werke: „Gaulo et France“, und zuletzt in einem obskuren Romane: „Isabel de Bavière“.

Eine Schweizerreise gab Hrn. D. Gelegenheit, seine Reiseindrücke zu veröffentlichen. Man las anfangs diese abgerissenen Fragmente mit Interesse, aber bald wunderte man sich allgemein, daß die große Alpennatur den Dichter nur zu platten Späßen begeistere. Sein Buch: „Impres- sions de voyage“, fand jedoch so viel Liebhaber, daß der Verf. auf den Gedanken kam, er werde am Ufer des Meeres dieselbe Goldgrube finden, welche er am Ufer der Schweizerseen gefunden habe. Seine „Fahrten und Ent- deckungserien auf dem mittelländischen Meere“ sind jedoch noch immer nicht erschienen; vielleicht ist ihm das Meer zu ehrwür- dig vorgekommen, als daß er darüber zu wigeln sich erlaubt. Das winzige biographische Drama: „Kean“, welches 1836 auf den Variétéstheater gegeben wurde, und eine Reihe kritischer Artikel im Feuilleton der „Presse“ haben den Namen D.'s eben nicht gehoben; das neueste Drama: „Caligula“, compromittirt vollends seinen Ruf.

Wir geben von diesem letzten Werke eine kurze Analyse. Das Stück beginnt mit einem Vorspiele, welches der Verf. höchst ungeeignet „Prolog“ betitelt hat; denn es ist keine ein- leitende Erzählung, sondern ein für sich abgeschlossenes Drama, dessen Helden man sofort unterliegen sieht. Die Stube eines Barbiers, das Rendezvous unvorsichtiger Schwäger, wird heimlich bei Nacht von Protogenes, einem freigelassenen Sla- ven des Kaisers und dem Diener seiner Grausamkeiten, in Be- sitz genommen, um daselbst die unvorsichtigen Neben zu con- trolliren, deren Lohn der Tod ist. Der junge Patricier Lepi- dus fängt sich in der Schlinge. Beim Weggehen von einem Festmahle tritt er in die Barbierstube, macht Witze über den Kaiser, über seine Großthaten und über die Unverschämtheit des bevorstehenden Triumphzuges, weil er 50 als Deutsche ver- theilte Gallier besetzt habe; von der Gefahr seiner Verwegen- heit benachrichtigt, entzieht er sich durch Gift der blutigen Hinführung, welche ihn erwartete. Man trägt seinen Leich- nam fort, während im Hintergrunde die Trompeten schmettern und lauter Volksjubel den Triumphator begrüßt. Man hätte

vielleicht an diesem jungen Manne Rathheil genommen, wenn der Verf. ihn hätte leben lassen wollen. Seine fehrliche Laune, sein unverzagter Muth und seine heitern Lebensansichten fassen anfangs Interesse ein, welches sein vorrelliger Tod zerstört und gewaltsam zurückdrängt.

Der Vorhang geht wieder in die Höhe und die Haupt-handlung beginnt. Junia, die Amme des Kaisers, erwartet ihre Tochter, welche sie vor den kaiserlichen Thron in Gallien versorgen hatte. Stella kommt zurück als Christin und Braut eines jungen Galliers, der sie begleitet. Der Ruf von der Schönheit der Verbannten kommt zu den Ohren Caligula's. Außerdem ist Stella als Tochter Derjenigen, welche er seine zweite Mutter nennt, seine Halbchwester, und die Idee der Blutschande regt seine abgepumften Sinne. Bewaffnete Männer rauben das zitternde Kind. Aquila, ihr Geliebter, welcher sie mit Lebensgefahr vertheidigt, wird als flüchtiger Sklave reclamirt und auf einen Meineid seinem angeblichen Herrn ausgeliefert.

Im zweiten Acte erzählt der Kaiser dem Protophages seine nächtliche Vision, welche seinen Schlaf erschreckt hat. In einem öden, flachen Landschaft umherirrend, sah er ein Blutmeer auf sich zufluten, wovon jede Welle ein menschliches Haupt trug und ihm den Namen eines seiner Schlachtopfer vorwarf. Der Gedanke dieses Traumes ist höchst poetisch und schön; aber er kommt nicht von D., sondern von Lamartine, in dessen Ode auf den Tod Napoleon's wir die Idee und die frappantesten Ausdrücke buchstäblich wiederfinden. Trotzdem will der Dichter dennoch sein Verbrechen vollenden. Die Verführungen der Macht und Wollust scheitern an Stella's unerschütterlicher Tugend; er will Gewalt anwenden, als die Stimme Junia's ertönt, welche Caligula's Weisand ansieht, um ihre Tochter wiederzufinden. Raum hat er Zeit gehabt, den mütterlichen Schmerz durch die Äußerungen eines erheuchelten Mitleids zu täuschen, als ein Volksaufstand seinen Palast umstößt. Das ausgehungerte Volk schreit nach Brot, und der Consul Afranius, dem die Auführer das Leben geschenkt unter der Bedingung, daß er ihre Beschwerden dem drohenden Despoten vortrage, naht zitternd und überbringt die Sendung. Afranius hatte während einer Krankheit Caligula's die Götter angefleht, sein Leben anstatt des Lebens seines Herrn hinzunehmen. Mit einer scheußlichen Ironie fordert Caligula die Erfüllung dieses Gelübdes und stürzt den Consul von der Galerie herab unter die empörte Volksmenge, welche zufrieden abzieht.

Den dritten Act füllt das Complot der Tribunen Cereus aus. Dieser ehemalige Legat des Germanicus nähert in seinem Herzen das Feuer der alten römischen Freiheit; um aber seine Tugend zu verdecken, bewirbt er sich um die ehrgelüste Liebe Messalina's. Ein Spielzeug in den Händen dieses Weibes, welches er zu überlisten wähnt, sucht er zu gleicher Zeit einen Arm, welcher das Werkzeug der Verschwörung werde. Der Gallier Aquila fällt ihm ein; er läßt ihn kaufen und entdeckt ihm seinen Plan, indem er ihm die Freiheit verspricht. Der loyale Fremde weigert sich, die That um diesen Preis zu vollbringen; als er aber hört, daß Caligula der Urheber aller seiner Leiden ist, entflammt in ihm das Rachegefühl und er erklärt sich bereit.

Im vierten Acte sehen wir Stella in einem Zimmer des Palastes gefangen. Während sie ihre Mutter und den Geliebten beweinend, öffnet eine unsichtbare Hand die Pforte des Gefängnisses und Aquila tritt herein. Die Glücklichen wollen fliehen, aber alle Thüren sind verschlossen. Der Gallier will die wenigen Augenblicke, welche er noch zu leben hat, benutzen und schlägt seiner Geliebten ganz einfach vor, die Fesseln zu lösen, deren Genuß fortan unwiederbringlich verloren ist; und da er seine Braut in demselben Momente nach dem Bette hinzieht, so wird die Nachtzeit des Gemüthes, mit der bringenden Gefahr der Situation zusammengehalten, höchst beunruhigend und bringt den Ernst des Publicums in Verlegenheit. Diese indecente Krisis geht in eine Entweihung der Religion über.

Stella willigt ein, aber sie will zuvor den Geliebten taufen und nimmt ihn in die christliche Lehre.

Es gebracht mir an Muth, den Ueberrest des Dramas zu analysiren; wie Aquila an eine Stule gekettet wird, während Stella vor seinen Augen die Misshandlungen der Henker erleidet; wie Aquila's Bande von der Junia zerschnitten werden und dieser damit den durch einen Schlafrant Messalina's betäubten Caligula erbrockelt; wie endlich Messalina die Prätorianer gewinnt, mit der einen Hand ihren blödsinnigen Gemahl Claudius auf den Kaiserthron erhebt und mit der andern den unvorsichtigen Cereus nebst Aquila und Junia auf's Schafot schickt.

Trotz der Pracht der Costume und Decorationen, trotz der Legion von Claqueurs ist das Drama gleich bei der ersten Vorstellung durchgefallen; der Verf. hat zwar am Abende der zweiten Aufführung die Armer der Claqueurs verstärken lassen, allein der Erfolg war keineswegs brillant. Der „Caligula“ ist ohne alles dramatische Interesse, wozu doch die fehrern Dumas'schen Stücke zum Theil sehr reich sind. Es kommen in „Caligula“ neun Todesarten vor, welche mit tausend Schrecken begleitet sind; aber die Zuschauer spüren auch nicht die mindeste Nährung, denn keine von den hingemordeten Personen erregt Interesse, und man beweint nur die Todten, welche man lebend geliebt hat. Da das neue Drama D.'s außerdem weder belehrend noch moralisch ist, so sehen wir nicht an, es als ganz schlecht zu bezeichnen.

35.

Notiz.

Nach einem kürzlich in Petersburg gedruckten, für die Kenntniß Rußlands wichtigen authentischen Berichte besanden sich am 1. Januar 1835 in Sibirien 97,121 verwiesene Verbrecher, darunter waren 58,026 zur Ansebelung und zum Landbau und 9667 zur Zwangsarbeit verurtheilt. Am 1. Jan. 1833 war die Zahl der Verbrecher 92,058, davon besanden sich in dem westlichen Sibirien 33,921 Männer und 6873 Frauen, in dem östlichen 42,675 Männer und 8589 Frauen. Es kamen zwar im Laufe des Jahres 1833 im Ganzen 7884 und 1834 10,957 neue Verwiesene hinzu, doch erfolgte auch ein ziemlich bedeutender Abgang durch Tod und Desertion. In jedem Jahre nämlich entfliehen in dem Umkreise von Sibirien gegen 2000 Verbrecher, die in den dortigen unermesslichen Steppen eine sichere Zuflucht finden. In dem Verhältnisse der männlichen Verbrecher zu den weiblichen ist es auffallend, daß auf 45 Männer 33 Frauen kommen, die wegen Nordbrennerei verwiesen sind, während auf 225 für Raub und gewaltsamen Einbruch bestrafte Männer nur 4 Frauen, auf 524 des Mordes überwiesene Männer 114 Frauen und auf 1432 Diebe 248 Diebinnen kommen. Am auffallendsten aber ist, daß aus der Provinz Sibirien nur Frauen wegen Mordthaten erlitten worden sind, keine Männer, und daß während eines ganzen Jahrzehends unter allen erlittenen Mörderinnen die beweislose größte Zahl aus den Oststepprovinzen kam. Innerhalb 10 Jahren wurden wegen Mordthaten verwiesen: aus Sibirien 17 Männer und 41 Weiber, aus Kasan 12 Männer und 16 Weiber, aus Estland 3 Männer und 10 Weiber. Die größte Anzahl der Verbrecher lieferte das Gouvernement Kasan, die kleinste die Gouvernements Dniew und Archangel, dort kommt auf 2753 Einwohner ein Verwiesener, hier auf 12,329 und 10,754. Im Allgemeinen werden die schweren Verbrecher, besonders Staatsverbrecher, nach dem hohen Norden und Osten in die Nähe des Eismeres gebracht; Diejenigen, deren Verbrechen geringer sind, kommen mehr nach Westen und Süden, besonders in das Gouvernement Tobolsk, wo bei dem mildern Klima sich überhaupt bald an die dortigen Verhältnisse an, und man will an den Kindern von Verbannten und Sibirierinnen keine Spur der europäischen Abkunft mehr bemerkt haben. 9.

1. Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün.
2. Gedichte von Anastasius Grün.

(Bechluss aus Nr. 30.)

Die „Erinnerungen an Adria“ und „Lieder aus Italien“ reihen sich an die Liedergruppen aus denselben Gegenden im „Schutt“: Begrüßung des Meeres mit der Freudenthräne (deren Urwasser ja dem Rasse des Meeres zunächst verwandt ist); herrliche Bilder des regen Lebens, des Sonntagmorgens, der mannichfaltigen Lust und Trauer am Strande. Voll graunhafter Lust schallen die stürmischen Freiheitsgefänge von Hellas hochschlagenden Schiffen herüber (S. 124), während Venedig mit seinen drei Königsfahnen an Strandmasten und mit seinen schwarzen Gondeln in trauernder Größe der unaufhaltsam versinkenden Herrlichkeit verstummt. Die tieferführende Erscheinung der schönen Sünderin dort (S. 145) ist auch der Venezia Bild. Wunderbar ist das „Seemärchen“, wie das Schiff mit allen schlafenden Reisenden und Schiffen glücklich in den Hafen geschleudert wird, so daß zugleich die Anker von selber fallen:

— Das Volk in dem Schiff erwachte;
Sie liegen vor Anker mitten im Port,
Wie freundlich das Ufer lachte!

Sie steigen aus Land gar inniglich,
Entzückt von des Schiffes Regieren! —
Gott wolle meine Freunde und mich
Bewahren vor solchen Führern!

Die einsam auf dem Baum einer Secklippe singende Lerche mahnt ihn an die Dichter des Vaterlandes (S. 133):

Gegen Nord und Süd und Osten
Steht ihr sehnend hingewandt,
Ach, doch Alle mit dem Rücken
Gen das eigne Vaterland. —

Lieber sollten sie sich mit dem Rücken zusammenstellen und nach allen Seiten sich und ihr Vaterland wehren; wie Goethe in der Jugend an Lavater schrieb, daß sie Beide zwar nach verschiedenen Seiten hin schächten, jedoch sich brüderlich gegenseitig schützten. Lustig ist, wie aus dem Herzogsgarten in Florenz der Lenz mit seinem blühenden und emporrankenden Gefolge die verfallende Festung droben erstürmt (S. 172). Dazu ist „Der gefangene Räuber“ (S. 182) im Kerker des Capitols ein wild-menschliches Gegenbild. Daneben wieder (im Klostersgarten am Colosseum) steht „die erste Palme“, unter welcher

der schöne junge Novize sich als Sultan im Nonnenharem träumt (S. 191), und „Lasso's Cypressen“, die der müde Dichter am Ziel seiner Wallfahrt nach dem heiligen Grabe sich selber pflanzte und pflegte:

Da stehn als lust'ge grüne Stange
Achtzellig sie, wie sie ihm Rang,
Und säuselten im Windestanze
Ins Herz mir diesen Behmuthsang.

Die Nebelschlange der pontinischen Sümpfe liegt vor dem Paradiese von Molo di Gaeta, wo Zweige und Blüten das Schiffelein entern und die Bäume mit Granaten und glühenden Pomeranzen es bombardiren, und auf dem Molo Neapels steht der Lazzaronichapfode und liest aus der weit aufgeschlagenen „Niesenepopöe“ welche der von Christi Thränen erglühte Befus dichtet:

Feiert je ihr, meine Lieder,
Solchen Sangtriumph wol auch?

Die „Vermischten Gedichte“ führen uns wieder heim. „Der letzte Dichter“ ist der letzte Mensch:

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Steht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus —

und erst, wenn die Sonnenblume der Schöpfung in Blütenstaub versprüht (S. 207):

Erst dann fragt, wenn zu fragen,
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen das alte, ew'ge Lied?

Das Lied: „Goethe's Heimgang“, ist so hehr und würdig, wie dieser Heimgang selber: in voller Kraft und seligem Frieden schied er, „der hohe Mann, der kräft'ge Dichtergreis“, der, hochbegründet, den Gipfel des Menschenlebens erreicht, und dessen ruhendes Haupt „immergrün der frische Lorber kränzt“:

Sah dies mein Aug' und konnt' es Thränen thauen!
Rein, leuchtend, ruhig, klar und glanzgehell
Ruht' es drauf still und lange niederhauen, —
Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt.

Ja, Götterloos ist's, unbewehrt zu scheiden,
Wenn man der Thränen und der Trauer werth!
Wozu soll eine Seele um sie weinen,
Wenn die Bollendung zu den Sternen fährt?

Das Lied auf den frühe vorangegangenen brüderlichen Sangesheros des unvergleichlich leuchtenden Zwillinges Sterns, auf Schiller, erhebt mit Glorionton in einem ju-

gendlich glühenden und sprühenden Guss selber sein hohes entzücktes Bild, wie es in „Schiller's Album“ seinem Standbilde gewidmet ist:

Robert, ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Daß sich das Erge
Formend belebe!
Daß sich des Dichters
Bild draus erhebe!

Riesig und glänzend,
Tönend soll's ragen,
Nemnon Germania's
Da es will tagen.

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht sein,
Brach' einst in Deutschlands
Herzen die Nacht ein!

Dann, in der Zwietracht
Düsteren Tagen,
Welt soll es bröckeln,
Laut soll es sagen:

Robert, ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

„Ein Held“ (S. 223) ist das Wort, das freie, von dem es lautet: „ihr sollt ihn lassen stahn!“ Das draus folgende „Wartburglied“ feiert unsere alte feste Burg, wo einst die Sangesmeister auf den Tod um das Leben sangen, und wo herab „Luther, verhält, als Prophet aus der Donnerwolke sprach“. „Am Rhein“ (S. 229) wird eben der alte fröhliche Wein-Reim zum Mißklange durch „das blonde Jünglingshaupt“ am Kerkergritter des Festungswalles:

Wo Fesseln Jünglingshände drücken,
Muß schlimm es mit den Alten stehn!

„Das Weibeschwert“ (S. 232) führte ein beim Rheinübergange tödlich getroffener Jüngling, umfaßt es zur letzten Andacht als Kreuz und weiht es zum Freiheitschwerte des Rheins und des gesammten deutschen Vaterlandes in der Hand des Helden, der dafür geboren wird, und der allein vermag, das unter Neben tief versunkene Schwert aus der Hand des Todten zu ziehen, dessen Grabkreuz es ist. Das letzte Lied dieser Abtheilung verherrlicht glänzend das Eisen und die Flammen der Eisenbahn mit ihren gezähmten Feuerdrachen und fliegenden Wagenburgen.

Den Schluß des Liederbuchs machen Romanzen, von welchen „Das Wiegenfest zu Genz“, bei der Geburt Karl V., und sein Sarg zu „St.-Just“ sich den frühern Liedern vom letzten Ritter (Kaiser Maximilian) bedeutsam anreihen. Die Überlieferung, Volkslage, Legende und neueste Zeit geben den mannichfaltigen stannvoll dargestellten Stoff der übrigen Romanzen. Ein grolles Gegenbild sind der als Bettler sterbende König (S. 266) und der im Fitterstaat auf der Bühne verschwindende alte Komödiant (S. 284). Reiche und schöne lebendige Bilder sind: „Der eiserne Mann“ (S. 295), der bis an die Zähne gewappnet in

das besiegte Land tritt, um es gar zu verderben, aber beim gastlichen und minniglichen Empfange Stück für Stück der Rüstung fallen läßt, bis er selber von Blutmengewinden und schönen Armen gefesselt liegt; des letzten Polen „Kubomisski“ Eintritt mit Held Sobieski in das befreite Wien, wo er fröhlich studierte:

Sieh, voll Rosen auf und nieder
Jeglich Stockwerk legt und Haus!
Denn die Rosen und die Lieder
Heißt es, gehn in Wien nie aus.

„Das Musikantendorf in Böhme“, wo im Winter alle Einwohner durcheinander klingen und singen, im Sommer dagegen weit weg in alle Lande ziehen und die Lerchen, Schwalben und Störche Haus und Hof bewachen und besingen lassen. „Der Invalide“ (S. 269) trägt auf seinem Arm eingegraben die neuesten Hieroglyphen, Herz, Kopf, Mühe, Adler und Lulle, erklärt sie und fragt dann den Schulmagister:

„Nun, Pädagog, was sagt ihr
Zu meiner Weltgeschichte?“
Der meint, in usum Delphini
Wär sie so übel nicht.

Von den drei Griechenliedern ist das letzte: „Land der Freiheit“, ein schaurig schöner Ausblick des auf dem Schlachtfelde entschlafenen Greises: am stillen See ruhen die Krieger, zwei holde Enkel neben ihm im Schlaf sich umarmt haltend, und sein Haupt ruht im Schooße der schönen Tochter, die engelgleich über ihm wacht. Stillselig entschläft er wieder:

O armer und doch sel'ger Greis, o schlafe fort und träume,
Erwache nie, daß Keiner dir, was du gesehn, je deute.*)

„Der Grenzsoldat“ (S. 332), der jenseit der Donau ein schönes Kind erblickt, fodert den Hauptmann und Pfaffen eifrig zur Türkenbekehrung auf:

An Wundern schwanger geht die Zeit!
Wer hält es wol gedacht,
Daß solch ungläub'ge Türkenmaid
So guten Christen macht.

So erfüllt der Dichter jugendkräftig den Rath:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, doch Wen'gen ist's bekannt,
Und wo ihr's pakt, da ist's interessant.“

Aber auch die alten romantischen Dichtungen zieht er verjüngend in das Leben der Gegenwart. Dahin gehört „Der Weidenbaum“ (S. 328), auf welchem König Artus den Ritter Lancelot und seine schöne Ginevra belauschen will, aber im Spiegel des Teiches erblickt und getäuscht wird, was eigentlich eins von Tristan's Abenteuern mit Isolde und König Mark ist. Merkwürdig war mir, eine Dichtung hier wiederzufinden, welche ich selber aus der gemeinsamen altfranzösischen Quelle in eine Ballade gekleidet hatte**), und zwar in derselben zweizeiligen Stange: es ist eine von den Geschichten, wo sich, wie in der Edwardsballade und in Hilbrand's Er-

*) Dies ist das einzige Lied in einer nicht heimischen Form.

**) In de Groot's „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Kunst“ (Köln 1816), wiederholt in meinen „Erzählungen und Märchen“, Bd. 1.

jählung in den Nibelungen ein scheußliches Unheil allmählig anrollt. So sehr mich dieses Zusammentreffen erfreute, so gern huldige ich der mächtigeren Poesie; welche Wendung sie hervorhebt, zeigt schon die Überschrift: „Votenarr“ (S. 264): ich hatte ernsthafter geschlossen.

Mit herzlichster Freude schaue ich beim Schelben nochmals auf den vollblühenden Dichtergarten, in welchem ich nur die anmuthendsten Blüten berührt habe, und dessen Grün uns noch so viel Schönes und Herrliches hoffen läßt. *) Die hohe volksthümliche Einfachheit, die reiche bildliche Bestimmtheit, die Reinheit, Durchsichtigkeit und Tiefe von Auerberg's Dichtungen erinnern mich vor Allen an Denjenigen, der unmittelbar aus der täglichen Wohnung eine verborgene geheimnißvolle Thür in den Wundergarten der Poesie eröffnete, Novalis: Hardenberg:

In meines Herzens Grunde,
Du heiler Welstein,
Funkelt allzeit und Stunde
Dein's lichten Namens Schein.

F. H. von der Hagen.

Neues lithographisches Blatt mit erläuterndem Text.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche in diese Jahre fällt, hat schon so manche schöne Libation durch die Buchdruckerkunst selbst auf dem Beihalter der Erinnerung veranlaßt, daß es wol an der Zeit ist, auch die verwandten Künste mit hochgefüllter perlender Schale an ihn herantreten zu sehen. Nachdem Thorwaldsen die Sculptur würdigt hierbei vertreten, haben die zeichnenden Künste in dem genialen Alfred Rethel in Düsseldorf (jetzt in Frankfurt a. M.) ihren Repräsentanten gefunden, und die Lithographie wird sein schönes Werk der allgemeinsten Beschauung zugänglich machen.

Nur eine Viertelstunde konnte ich der Beschauung der Zeichnung selbst widmen; ich kann also, was von ihr als Skizze nur noch in mir lebt, auch nicht anders denn als Skizze geben.

Das Blatt ist in mehrere Fächer getheilt, in ein Mittelfeld, vier Eckfelder und vier Zwischenfelder. Auf diese Weise getrennt und jedes für sich, dienen sie doch alle nur einem Zwecke: der Erfindung der Buchdruckerkunst und ihren Konsequenzen.

Das Mittelfeld ist wie billig das bedeutsamste; es ist der eigentliche Focus des Brennglases, der Keil der Kofe, welche Alles, als zeichnende Kunst verkleidet, mit tiefem Ernst und doch auch nicht ohne scherzendes Lächeln darbietet. Das große Dreifeld der Buchdruckerkunst: Gutenberg, Faust und Schöffer, stehen gruppiert darauf; Gutenberg im langen dunkeln Malar, langem Bart und tiefdenkendem Gesicht; Faust, das Gesicht abgewendet, im hellen kurzen Mantel, von Kopf bis zur Kehle der reiche heitere Mann; Schöffer endlich, der sinnvolle Handwerker, aber doch nur der Handwerker, als solcher erkennbar an Schürze und Handwerkszeug; rings um die Drei herum Pressen und überhaupt Anwendungen ihrer Erfindung.

Links vom Mittelfeld, grade daneben, ein Pfaff, der alte kessende Weiber zum Jörn gegen die Erfinder ansetzt und auf diese boshaft deutet; darüber schaukelt sich einer von den Gelehrten, welche verneinen. Rechts dagegen, unter edlerem Symbol, freundliche Anerkennung der neuen Kunst: Studium, Gesang u. s. w. Über dem Mittelfeld, grade in der Mitte: die Begähmung der wilden menschlichen Natur, der Uncultur durch die Buchdruckerkunst, sinnvoll dargestellt in einem Stamm Süb-

seeinsulaner, in trostigen Geberden theils hingestell, theils gelagert, und in einer auf sie zuschreitenden Procession europäischer Missionnaire, offene Bücher in der Hand. Die dazwischen stehende Länge wird da bald wol zum Friedensblau werden, welcher aber nicht des eingeflochtenen Forders der Freiheit entbehrt. Unter dem Mittelfeld, ebenfalls grade in der Mitte, zeigt der Hintergrund die Stadt Mainz, während links vorne zwei Gestalten als Rhein und Main zusammen stehen, und rechts eine sitzende Gestalt, die personifizierte Stadt, mit dem Stadtwappen von Mainz im Schilde, nach dem Dom und der ganzen hintern Umgebung im Hintergrunde deutet.

Die Eckbilder gehen dann immer mehr ins unmittelbare Leben über. Links oben: eine Scene aus der Julirevolution; Volksaufen stehen gedrängt und lesen eine Proclamation, die auf großen Druckbogen an der Mauer angehängt ist; eine Kanone, ein todtter Mann der königlichen Garde und hinten die Thüren von Notre-Dame vervollständigen die Scenerie. Rechts oben: ein lustiger Studenten- oder Künstlerabend in einem Wirthshause; die Stellungen sind äußerst charakteristisch und belebt; der dicke Student, der auf dem Stuhle baumelt und über den Hund hin einem Andern die Pfeife zum Angucken eines Glühens hinhält, der Magerer, der den Marqueur bezahlen will und dessen linke Hand in der Hosentasche (vergeßlich) sucht, da das ausgezahlte Geld nicht reicht, — Dieses und Anderes ist äußerst artig. Aber man fragt: was die Erfindung der Buchdruckerkunst damit gemein habe? Als wenn das jugendliche Leben bloß durch die sogenannten Kernbücher, die Compendien, Lexica u. dergl. seine Bekanntschaft mit ihr machen und in nichts Andern den Triumph dieser Bekanntschaft feiern dürfte! Sind nicht da die deutschen Commerc- und Niederbücher (deren wir mehrere auf dem Eckbildchen aufgeschlagen sehen) wenn auch nicht gradehin bessere, doch gewiß poetischere Repräsentanten? Das Eckbildchen unten rechts zeigt uns eine Spinnkubbe, die Heimat der Land- und Volkskaleender, der rheinischen Schatzkästlein und der hübschen Märchen. Im Eckbildchen unten links thut der Künstler einen etwas kocken Wurf, aber man darf ihn darum nur loben. Alles Endliche ist nicht frei von Mängeln, und auch die Buchdruckerkunst, dieser ewige Hört gegen Barbarei, diese Verheißung der Freiheit und des Lichts, hat sich nicht davon losschälen können. Nicht als ob wir dadurch eine Diatribe gegen die Pressefreiheit einleiten wollten, wir überlassen diese Melodie Andern, und es wäre vom Künstler Rethel ein unglücklicher Gedanke gewesen, in sie einzustimmen. Aber Lächerlichkeiten sind auch Mängel, wenigstens relative, und das Lesen langer und breiter Zeitungen durch lange und breite Eleganz, die hinter den unermesslichen Spalten derselben wahrhaft unsichtbar werden oder sich daran hinaufkranken wie der Rebstock am Geländer oder wie der Jüchling am Messias, gibt etwas höchst Komisches ab. Solch ein Casino oder dergleichen enthält nun das Eckbildchen unten links, und daß der Künstler auch scharf zu zürnen verstehe, liegt in der Hundegruppe und in Dem, was der eine Hund nicht ganz sanfterlich unter seine Fäße tritt.

Ein erläuternder Text aus der Feder des Hrn. Dr. Duller wird gewiß auch dem Blatt zur vervollständigenden Seite gereichen.

Die achtbare Unternehmung geht aus dem vorzüglichen lithographischen Institute des Hrn. Donndorf in Frankfurt a. M. hervor.
Karl Buchner.

Kritische Antiken. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands. Von G. Merkel. Riga, Gotschel. 1837. 8. 9 Gr.

Als Curiosität betrachtet mag durch Herausgabe dieser Broschüre, wie der Verfasser nach genug meint, eine Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausgefüllt werden. Es sind außerordentlich harmlose Schälchen, spaßhaft und unterhaltend, zumal das Lebrgedicht: „über Dichtkunst“, auf welches Dr. G.

*) Hier möchte ich nur noch eine gewisse Hinweisung zum Coniecto oder epigrammatischen Schluß anmerken, die zwar nützlich als geistige Pikanterie vortritt, sondern weißt, wie in obigen Beispielen, mit anmuthiger Schallheit zugleich sich selber belächelt, jedoch leicht zu weit führen könnte.

Merkel große Stücke zu halten scheint.. Da heutzutage schwerlich etwas Ähnliches sich noch in die deutsche Literatur verirren möchte, siehe der Karikist halber der Anfang dieses gutgemeinten Productes hier:

Kein Herz so weill, kein Hirn ist so verschleimt,
Es ahnet Dichterglut — und reimt und reimt!
Hört nur, wie kraus dem Himmel Manus dankt,
Daß Hans heut funfzig Jahr mit Crete'n jant!
Wie Dabo jaucht, daß Midas achtzig Jahr,
Zu großem Heil der Welt, — Herr Midas war.
Kein hagrer Harpar stiehl sich in das Grab,
Kein Mädchen wirft den lust'gen Gürtel ab,
Dem Reimer nicht, von Goldeslang besetzt,
Mit jeder Tugend frohnen, die ihm fehlt.
Ihr Pegasus ist ein Philistergaul,
Und ihr Parnas die Gasse, trüb und faul :c.

In diesem Tone spinnt sich das ganze Lehrgebieth ab, ein schönes, höchst amüsantes Product aus der Popsperiode der deutschen Literatur. Außer dieser Reliquie Merkel'scher Poesie enthält das Schriftchen noch „Bruchstücke aus den kritischen Briefen an ein Frauenzimmer“, die ich der poetischen Mittelstellung vorziehe; eine Kritik über Jean Paul's „Xitan“, nicht ohne Witz und hier und da mit wahren Bemerkungen gespickt, obwohl dem Kritiker das tiefere Wesen Jean Paul's verschlossen geblieben ist. „Zerspreute Blätter, beschrieben von Minoch“, einer früh verstorbenen Zeitgenossin Merkel's, schließen die Mittelstellungen, denen man einige Theilnahme wol wünschen kann, so wenig Fruchtbringendes auch dergleichen Unbedeutendheiten für die Literatur und deren Geschichte haben. 33.

Die größte Jagd.

Dies ist unstreitig die, welche der berühmte Dschingis-Khan im Jahr 618 der Hebscha zu Termed hielt. Dschingis-Khan befand sich im Kriege, mitten im Winter, zu Termed, einer bedeutenden Stadt am Flusse Dpus. Die Strenge der Jahreszeit hinderte ihn an der Fortsetzung der Feindseligkeiten. Um nun das Heer in Bewegung zu erhalten und zugleich um sich die Zeit zu vertreiben, veranstaltete er eine große Jagd. Der Großjägermeister des Reichs war abwesend, und der Khan befahl daher dem Kevian, seinem Generalleutnant, die Jagd vorzubereiten und sie so weit auszubreiten, als es sich thun ließe. Die andern Jäger wurden nun unterrichtet. Jedem wies er seinen Posten an und den Offizieren des Heeres befahl er, den Jägern an der Spitze ihrer Truppen zu folgen und den Anordnungen der Erstern gemäß das Jagdrevier zu umstellen. Dies geschah theils in einfacher, theils in doppelter Reihe, und der so gebildete Kranz ward von den Mongolen Kerke genannt. Es wurde nun bekannt gemacht, daß Derjenige, welcher irgend ein Thier aus dem Kreise herausließe, das Leben verwirkt habe. So war auf diese Art ein ungeheurer Strich Landes umstellt, der Wälder, Büsche und Felsen in sich schloß und einen Durchmesser von mehreren Tagereisen hatte. Der Mittelpunkt, auf den alle Thiere nach und nach zusammengetrieben werden mußten, war eine angenehme Ebene, zu diesem Zwecke ausersehen. Sobald alle diese Anordnungen getroffen waren, schickten die Jäger Courrieren an den Generalleutnant, ihn davon zu benachrichtigen. Dieser zog die Befehle von dem Khan selbst ein und sobald dies geschehen, eilten die Courrieren mit Windesschnelle zurück, die Befehle den Jägern und durch diese den Truppen mitzutheilen. Sobald dies geschehen, tönten Zimbeln, Pauken und Trompeten ringsumher. Der Marsch begann stets nach dem Mittelpunkte zu. Die Soldaten hielten sich eng zusammen und trieben alle Thiere, die etwa durchbrechen wollten, in den Kreis zurück. Sie waren ganz kriegsfeldmäßig ausgerüstet, mit Helm, Spieß und Schild, Schwert und Bogen, mit einem Köcher ganz voller Pfeile; aber dennoch war ihnen auf das strengste untersagt, irgend ein Thier zu

töbten oder auch nur zu verwunden, wie sie auch immer angegriffen werden möchten. Grausame Strafen erwarteten Den, der sich dessenungeachtet seiner Waffen gegen die Thiere bediente und nichts war erlaubt als Geräusch, um die Bestien zurückzuschrecken und vom Durchbrechen des Kreises abzuhalten. So wurde anhaltend mehrere Wochen marschirt, des Nachts aber gelagert. Jetzt aber traf ein Theil der Truppen auf einen Fluß, den sie nicht zu durchwaten vermochten. Es ward daher Halt gemacht und der ganze Kreis davon benachrichtigt, damit die Gleichförmigkeit des Marsches nicht gestört werde. Diejenigen, welche den Fluß zu passiren hatten, sagten erst die Thiere hindurch und folgten dann selbst auf großen rundgeschnittenen, eigens dazu bereiteten Häuten, welche durch Stricke gezogen wurden. Nachdem der Fluß auf diese Weise passiert war, ward der Marsch wieder fortgesetzt. Als sich der Kreis nun immer mehr verengte, bemerkten die Thiere, daß sie gedrängt würden, und als ahnten sie die Gefahr, die ihnen drohte, suchten einige die Höhen der Berge auf, andere die undurchdringlichsten Dickichte der Wälder, wieder andere fast unzugängliche Schluchten. Doch auch hier drangen ihre Verfolger ein und zwangen sie, neue Zufluchtsörter zu suchen. Die Höhen und Gruben füllten sich, doch ohne Nutzen, denn selbst hier drangen die Instrumente der Jäger ein, und bis zu den Kaninchen herab ward Alles zur weitem Flucht gezwungen. Endlich mangelte der Raum immer mehr und die verschiedenen Gattungen der Thiere, welche bis jetzt zusammengehalten hatten, fingen an, untereinander zu gerathen. Einige Thiere wurden während und konnten nur mit der größten Anstrengung zurückgetrieben werden. Die Thiere, welche sich in die Gebirge geflüchtet hatten, wurden durch abgeschickte Commandos Jäger und Soldaten aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, doch oft erst nach langem Kampfe, denn nicht selten stellten sie sich förmlich zur Wehre, und noch immer war es den Soldaten nicht erlaubt, ihre Waffen zu gebrauchen. Ihr einziges Geschrei und das Getöse unzähliger rauschender Instrumente war ihre einzige Zuflucht. Während dieser ganzen Zeit flogen die Hilboten beständig um den Kreis und zu dem Khan, diesem sowie den um ihn versammelten Prinzen anzuzeigen, wie es mit der Jagd stehe. Der Khan, der außer der Jagd noch andere Absichten hatte, näherte sich dem Kreise öfters, um zu sehen, ob die Truppen auch alle Befehle gehörig befolgten und die militairische Zucht nicht aus den Augen setzten. Doch jetzt nahm die Verwirrung unter den Thieren immer mehr überhand. Die reisenden stürzten sich über die schwächeren her und zerfleischten sie, doch nicht lange konnten sie ihre Wuth auslassen, immer enger und enger wurden sie zusammengepreßt. Endlich waren sie auf dem Punkte, wo man sie haben wollte. Nun ließ der Großjägermeister alle Zimbeln, Pauken, Trommeln und Trompeten auf einmal ertönen und dabei von sämtlichen Soldaten und Jägern ein wüthendes Geschrei erheben. Dies furchtbare Getöse betäubte die Thiere so, daß selbst die reisendsten ihre Wildheit vergaßen. Die Edlen und Figer wurden zahm, die Bären und wilden Schweine zitterten. Als der Khan so alle Thiere auf dem anfangs dazu ersehenen Plage zusammen erblickte, gab er das Zeichen, in den Kreis zu treten, und sogleich that er dies selbst, in der einen Hand das blanke Schwert, mit der andern einen Bogen haltend, auf der Schulter einen Köcher mit Pfeilen. Die Prinzen, seine Söhne, und die Vornehmsten des Hofes und der Armee folgten ihm. Er selbst begann das Blutbad, indem er die wüthendsten der Thiere angriff. Mehrere derselben geriethen in Wuth und vertheiligten ihr Leben mit der größten Anstrengung. Nach einiger Zeit bestieg Dschingis-Khan einen Thron, von dem er das Feld übersehen konnte, seine Söhne und die vornehmen Beamten aber setzten das Blutbad fort, bis des Khans Enkel ihn bat, den noch lebenden Thieren das Leben zu schenken. Er erfüllte ihre Bitte und schickte darauf die Truppen mit einem Lobe ihres Benehmens nach den Cantonirungsquartieren zurück. Die ganze Jagd hatte vier Monate gedauert. 4.

Donnerstag,

Nr. 32.

1. Februar 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Résumé sur l'organisation démocratique de la France par
Ang. Billiard. Paris 1837.

Das große sociale Problem einer Verfassung, welche das dauernde Gleichgewicht aller natürlichen Rechte durch solide innere Garantien verbürgt und die Willkür aus allen Theilen des Staatsorganismus durch das Gesetz verdrängt, indem sie dasselbe zugleich aus einer blinden, rücksichtslosen Macht, ebenso stark im Zerstoren als im Schaffen und Erhalten, zum gelehrigen Diener der Bedürfnisse seiner Schutzbefohlenen macht, — dieses Problem hat bisher allen Experimenten getrogt, welche die Combinationen des Zufalls und menschliche Weisheit anstellten, um zu seiner Lösung zu gelangen. Unsere Tage neigen sich zu dem Glauben hin, daß diese Aufgabe eines der großen Räthsel sei, deren Schlüssel der menschliche Geist zu finden nicht berufen ist, obgleich ihn sein Verhängniß bestimmt hat, denselben in ewig rastloser Anstrengung zu suchen. Dies Geschlecht ist schwächer im Glauben als je eine Generation, die ihm vorherging, und doch ist es gigantisch stark im Handeln. Es unterjocht die feindliche Natur, aber es wird seiner Siege über sie nicht froh; es stürzt die Traditionen vergangener Jahrtausende, aber es zweifelt sie durch neue Organisationen zu ersetzen; es spielt mit den Schicksalen von Millionen wie mit einem Federball, aber es ist ohnmächtig, seine Macht zu ihrem Segen zu verwenden. Alle geistigen, moralischen und politischen Zustände sind in Gährung begriffen, überall Anstrengung und Kraftäußerung; aber das Ziel der Bewegung ist unsichtbar, unbekannt, die bewegenden Kräfte sind blind, die Intelligenz ist ihr Werkzeug, nicht ihre Lenkfeder, eine dämonische Gewalt hat sich der Geister bemächtigt und hegt sie in athemloser Eile in eine Zukunft, deren Dunkel von keinem Strahle der Hoffnung erhellt wird. So ist der allgemeine Charakter unserer Zeitwren. Aber dieses düstere Bild hat doch einige vereinzelte helle Partien. Zu ihnen gehört das Beispiel der

Männer, denen die Theilnahme an den Interessen der Menschheit nicht Sache der Leidenschaft, sondern der Überzeugung ist; der Männer, welche Energie der Seele genug besitzen, um an die Resultate ihres Verstandes zu glauben, und Tugend genug, um deren Verwirklichung zu hoffen. Ein solcher Charakter ist eine wohlthuernde, versöhnende Erscheinung, und welches seine politische Farbe, seine sociale oder religiöse Richtung auch immer sei, ob er Châteaubriand, Lafayette oder Lamennais heiße, er ist der Würdigung von Seiten aller Derjenigen gewiß, denen es Ernst ist um die Achtung menschlicher Individualität, und welche nicht im Übermuthe der Eigenliebe jede Abweichung von ihrer eignen Meinung nicht allein für einen Irrthum, sondern auch für einen Beweis der Einsalt oder der Schlechtigkeit halten. Dem Verfasser der „Organisation démocratique de la France“ wird kein gewissenhafter Leser die Gerechtigkeit versagen, anzuerkennen, daß er eine der wichtigsten Fragen der Zeit (in specieller Anwendung auf Frankreich) mit ebenso großer Kraft der eignen Überzeugung als Gewandtheit, Originalität und Mäßigung behandelt habe, und daß er deshalb eine ernste, redliche Prüfung und Beurtheilung auch von den Gegnern seiner Ansichten verdiene. Das Buch ist der rationelle Entwurf einer demokratischen Staatsverfassung für Frankreich. Hr. Billiard ist kein bloßer Stubengelehrter, kein politischer Theoretiker, der sich durch das Studium von neunundneunzig Systemen befähigt glaubt, ein hundertstes und definitiv bestes aufzustellen. Er kennt das Staatsleben durch vieljährige Handhabung öffentlicher Angelegenheiten, er hat dasselbe nicht aus der Vogelperspective eines Cabinetsmenschen, sondern von dem weniger erhabenen, aber eben deshalb der richtigen Auffassung günstigeren Standpunkte eines Präfecten studirt. Ausgebreitete historisch-politische Kenntnisse, vertraute Bekanntschaft mit allen Zweigen des Staatshaushalts und eigne Anschauung der wichtigsten Phasen, welche das französische

Staatsleben seit vierzig Jahren durchgemacht hat, sind die weitem Bürgschaften für die Solidität seines Werks. Wir wollen eine möglichst gedrängte Übersicht des Inhalts des Buches geben und an passenden Punkten unsere Bemerkungen über einzelne Theile desselben einschleiben, denn zu einer umfassenden Kritik des Werks wäre ein eignes Buch nöthig. Es besteht aus zwei Abtheilungen: die erste handelt von der allgemeinen Organisation des Staats, die zweite von mehrern speciellen Einrichtungen, namentlich der Presse, dem Militär- und dem Steuerwesen. Die erste Abtheilung zerfällt in vier Sectionen: von den Elementen eines großen republikanischen Staatssystems, von der Staatsregierung, von den socialen Garantien und von der besondern Organisation von Paris als Sitz der Regierung.

Der Gegenstand der ersten Section ist der Grundstein, auf welchem das ganze Staatsgebäude der Verfassung ruht, und er erfordert deshalb eine ziemlich ausführliche Darstellung, welche wir in den folgenden Sätzen geben. In jedem Staate herrschen drei verschiedene Arten gesellschaftlicher Interessen: erstens diejenigen, veranlaßt durch die Individuen sich zur Bildung des Staats vereinigen, nämlich die politischen Interessen der Freiheit und Sicherheit; zweitens Associationsinteressen, welche willkürlich in der Gesellschaft gebildete Gesellschaften berühren, und drittens Localinteressen (da diese nur die Interessen der durch gewisse Raum- und Ortsverhältnisse gebildeten Particulargesellschaften sind, so fallen sie eigentlich mit der zweiten Kategorie zusammen und hätten keiner besondern Ausführung bedurft). In einem kleinen Staate gehen diese verschiedenen Arten von Interessen ineinander über und können daher ohne Nachtheil unter die Obhut derselben Behörde gestellt werden. So sorgte in Sparta dieselbe Autorität, welcher die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Handhabung der Justiz oblag, für die gottesdienstlichen Anstalten und für die Bequemlichkeit der Einwohner der Stadt. In einem großen Staate ist Anarchie und Willkür die unvermeidliche Folge der Vermischung dieser drei Interessen; greift die Staatsregierung in die Verwaltung der Particularinteressen ein, so macht sie sich einer Usurpation schuldig, die nur Verwirrung hervorbringen kann; auf der andern Seite aber ist nichts verderblicher für den Staat, als wenn seine allgemeinen Interessen unter die Herrschaft eines besondern Interesses fallen. Es kommt daher für die Constatirung eines großen Staats zunächst Alles darauf an, die allgemeinen Angelegenheiten von denen besonderer Gesellschaften und Localitäten zu trennen und denselben gesonderte und natürliche Verwaltungen anzuweisen. Alsdann bestehen in dem Staate unzählige kleine Republiken für Particularinteressen aller Art, deren Administration der allgemeinen Staatsregierung nicht untergeordnet, sondern nur schutzbefohlen ist.

Die allgemeinen oder politischen Interessen des Staats sind Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Handhabung der Justiz, Volksunterricht, Bildung der nöthigen militärischen Macht, wechselseitige Hülfleistung der Bürger (Armenhäuser und Spitäler u. s. w.), Errichtung

von Communicationswegen zwischen den einzelnen Landestheilen, gleichmäßige Vertheilung und Erhebung der Steuern. An der Verwaltung dieser Interessen und der durch sie nothwendig gemachten Anstalten müssen alle Bürger auf eine directe und unmittelbare Weise theilnehmen, denn nur dadurch kann die Zweckmäßigkeit der Administration verbürgt und Vaterlandsliebe und Gemeingeist erweckt werden. Die Größe Frankreichs ist kein Hinderniß dieser unmittelbaren Theilnahme. Man theile das ganze Land in Bezirke, denen die Handhabung sämmtlicher politischen Angelegenheiten des Staats (mit Ausnahme der Gesetzgebung und der Regulirung der Verhältnisse zum Auslande) anheimfällt, welche klein genug sind, um allen ihren Einwohnern die Theilnahme an der Verwaltung der öffentlichen Interessen zu gestatten, und groß genug, um die Masse von Intelligenz einzuschließen, welche eine vernünftige Beforgung der Geschäfte erfordert. Die jetzige Eintheilung Frankreichs in Gemeinden entspricht diesem Zwecke durchaus nicht. Das Land zählt 37,134 Gemeinden, von denen die große Mehrheit, nämlich 33,441, weniger als 2000 Einwohner hat. Eine solche Bürgerzahl ist zu gering, als daß man sich versprechen könnte in derselben so viel geistige und moralische Fähigkeit zu finden, als zur befriedigenden Erledigung der öffentlichen Geschäfte im Bereich der Gemeinde nöthig ist. Ueberdies ist die Gemeinde im Durchschnitte zu klein, um die Errichtung aller der Anstalten zu gestatten, deren jede politische Unterabtheilung des Staats bedarf. Dagegen bietet die jetzige Cantonaleintheilung Frankreichs ein ganz passendes Gerüst für den neuen politischen Bau. Das Land zählt 2700 Cantons, deren jeder eine Durchschnittsbevölkerung von 12,000 Menschen und einen Flächeninhalt von etwa 10 Quadratstunden hat. Diese Volkszahl und dieser Flächenraum passen sich den Anforderungen, welche der Staat an seine Unterabtheilungen zu machen hat, vollkommen an, sie sind ein durchaus geeigneter Stoff für die zu bildenden politischen Elemente, *cités élémentaires*, des Staats. Ihre Verfassung muß jedoch eine ganz andere werden, als sie jetzt ist, wo die Cantons eigentlich nur eine ideale Existenz haben, indem sie kaum etwas Weiteres als Friedensgerichtsbezirke sind. Der Canton soll durchaus keine Einrichtung zur Realisirung von Localinteressen, sondern ausschließlich politischer Natur sein, d. h. innerhalb seiner Grenzen den Staat repräsentiren. Ein Conseil, dessen Mitglieder und dessen Präsident aus der Wahl der Cantonsbewohner hervorgegangen sind, vollzieht alle Administrationsgeschäfte, als Straßenbau, Steuererhebung, Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen u. s. w. nach Maßgabe der Verfügungen der gesetzgebenden Gewalt. Die Gemeinde hört auf, irgend eine politische Bedeutung und administrative Attributionen zu haben; dagegen ist der Canton nach der Volkszahl in Districte getheilt, in deren Versammlungen die Mitglieder des Cantonsconseils gewählt werden. Die Departementaleintheilung des Landes verdient beibehalten zu werden, allein ihre Bedeutung ist umzuändern. Das Departement soll weder eine Administrationsanstalt, noch eine

politische Stoffe zwischen dem Cantone und dem Staate, sondern lediglich ein Centrum politischer Garantien des Staates gegen den Canton und des Cantons gegen den Staat sein. Der Hauptort des Departements ist nämlich der Sitz einer gerichtlichen Behörde, Conseil départemental, welche befugt ist, zu entscheiden, ob der Canton seine Verpflichtungen gegen den Staat erfüllt, und ob die Regierung in die Rechte des Cantons (die der Selbstverwaltung nach Vorschrift des Gesetzes) keine Eingriffe gethan hat. Diese Einrichtung macht alle administrative Willkür unmöglich, denn das Conseil départemental ist keine Verwaltungsbehörde, sondern eine wahre Jury, deren Mitglieder durch die Cantons ernannt werden. Von dem Conseil départemental ist die Appellation an das Conseil national gestattet, eine Centralbehörde mit ausgedehnten Attributionen, von welcher später die Rede sein wird. So weit von den politischen Interessen, deren Besorgung den Cantons anvertraut ist. Was die Interessen besonderer Localitäten und Gesellschaften anbetrifft, so können sich diese ins Unendliche vervielfältigen, der Staat aber hat sich nicht in dieselben einzumischen, sofern sie seine Gesetze nicht beeinträchtigen. So ist die religiöse Association reine Privatangelegenheit; so ist die Gemeinde nur noch eine willkürliche Association. Den Schluß der ersten Section bildet eine Nachweisung der Mängel des Föderativsystems und die Darlegung der wesentlichen Verschiedenheit von dem hier aufgestellten Systeme. Diese Verschiedenheit, wie es auch auf den ersten Blick scheinen mag, ist vorhanden, und wenn die Demokratie Billiard's, so weit sie bis jetzt dargestellt wurde, ein Einwand trifft, so ist es der einer zu starken Centralisation. Dieser Satz, welcher paradox scheinen kann, läßt sich leicht beweisen, aber es ist jetzt noch nicht Zeit dazu.

Die zweite Section handelt von der Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers und über die Attributionen der vollziehenden Gewalt. Die Ansichten des Verf. in Bezug auf den ersten Punkt entfernen sich wenig von den gewöhnlichen Repräsentativtheorien und lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Der Verf. will eine Kammer, deren Mitglieder lediglich nach dem Verhältnisse der Bevölkerung auf wenigstens zwei und höchstens drei Jahre gewählt werden. Die Art der Wahl hält er für ziemlich gleichgültig, doch gibt er der indirecten Wahl durch die in der Departementshauptstadt versammelten Wahlmänner der Cantons den Vorzug. Die Epochen der Versammlung der Volksrepräsentanten sind unveränderlich durch das Gesetz bestimmt, doch können sie auch außerordentlich durch die vollziehende Gewalt zusammenberufen werden. Diese hat aber weder das Recht, die Kammer aufzulösen, noch ein absolutes, sondern höchstens ein suspensives Veto, etwa nach den in den Vereinigten Staaten geltenden Bestimmungen. Eine Bestätigung der Verfügungen des gesetzgebenden Körpers durch das Volk ist nicht erforderlich; da dieses nur bei der nächsten Wahl seine Repräsentanten zu wechseln hat, um die Zurücknahme der Gesetze zu bewirken, die es nicht billigt. Die besondern Interessen des Grundeigenthums, der Industrie,

des Handels u. s. w. dürfen keine eigne Vertretung in der Kammer haben, weil sonst das Wiederaufleben des Corporationswesens, die Erneuerung der Herrschaft der Monopole und Privilegien unvermeidlich wäre. Beachtenswerth ist, was der Verf. bei dieser Gelegenheit über die Ansicht sagt, daß das Grundeigenthum eine Bürgschaft conservativer Tendenzen sei.

Diejenigen, welche in dem Grundeigenthume die Basis der Nationalrepräsentation sehen, raisonniren noch falscher als die, welche die Volksvertreter unter Kaufleuten und Manufakturisten gewählt wissen wollen. In den politischen Stürmen ist das bewegliche Vermögen weit mehr ausgefressen als das unbewegliche. Man darf die innere Ruhe, deren die blühendsten Staaten Europas genießen, nicht der Furcht, unzerstörbare Capitalate durch den Krieg vernichtet zu sehen, beimesen. Die Besitzer des Grundeigenthums wissen wohl, daß dasselbe nicht untergehen kann, auch sind sie weniger bei der Ruhe interessiert.

Durch diese ebenso einfachen als einleuchtenden Sätze wird ein bisher allgemein anerkanntes Princip in der Wurzel angegriffen und erschüttert. Die Erfahrungsbeweise, welche dieses Princip zu schützen scheinen, dürften vor einer strengen Prüfung nicht bestehen; doch es würde uns zu weit führen, wollten wir sie hier einer solchen unterwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Alt und Neu. Roman in zwei Theilen von August Bärk. Leipzig, Nummer. 1837. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Der erste Theil dieses Romans spielt in Deutschland, der zweite in Nordamerika. Dies zum Verständniß des Titels. Der Verf. hat schon Einiges drucken lassen, welches mit reiner Besinnung eine gute Absicht, weniger jedoch echten Verstand bezeugt. So ist es auch mit diesem Romane, welcher in Form und Wesen als verfehlt angesprochen werden muß. Die Charakterzeichnung leidet an einer eigenthümlichen Schaffheit, die an ein Mißverständniß der Goethe'schen weichen, aber bestimmten Darstellungen erinnert. Der behandelte Stoff zerfällt in so viele Subdivisionen, als handelnde vorgeführt werden, und an Einheit der Idee ist nur insofern zu denken, als das Schicksal ein wenig gar zu handgreiflich seine Gaben in Lohn und Strafe vertheilt. Am verfehltesten erscheint der zweite Theil, da der Verf. mit dem nordamerikanischen Leben nicht vertraut ist. So scheint der Verf. zu glauben, in den Vereinigten Staaten seien keine Philister anzutreffen. Ref. lebt dagegen der Überzeugung, daß jene Staaten einen unabsehbar reichen Stoff zum Studium des Philistertums in allen Farben und Gestalten darbieten. Ein Umstand übrigens kann dem Buche ein großes Respublicum verschaffen. Dasselbe behandelt nämlich u. A. auch eine Episode aus dem reichen Goethe'schen Familienleben. In Weimar wird es Personen genug geben, welche sich dieser schnell vorübergegangenen Episode erinnern; diese mögen daher entscheiden, ob der Verf. wohlgethan, als düsterer Pluto gegen eine edle Dame aufzutreten, während die als unglücklich dargestellte Hauptperson sich ganz angenehmer Verhältnisse in England erfreut.

2. Paris und St. Petersburg. Ein Roman von G. G. Meersfelds. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrod. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

3. Novellen von G. G. Meersfelds. Zwei Theile. Ebenbas. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Roman umfaßt überhaupt 489 Octavseiten, beginnt mit dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Preußen und schließt glücklich und beglückend mit dem großen Friedensfeste. In Novellen hat Ref. sieben Stück erzählt. Es ist die aller-

geübte Verlegenheit, über diese beiden Bücher etwas sagen zu müssen, welche den Ref. haben gebracht hat, einige Auserlesenen derselben mit diplomatischer Treue nachzuweisen. Damit schlüpft er jedoch leider bei seinen strengen Herren Kollegen — denn jeder Kritiker ist stets der unerbittlichste Richter des andern — nicht durch; Ref. muß sich daher bequemen, in anderer Weise fortzufahren. Ob der Verf. schon Meeres dem Lesepublicum zugewendet, ist dem Ref. nicht bekannt; jedenfalls aber hat der Verf. nur in höchst beschränkten Verhältnissen sich bewegt und durch Romanlecture Befähigung zu eignen Productionen zu erlangen versucht. Eine gänzliche Unkenntnis der Menschen, ihrer Verhältnisse, Gesinnungen, Charaktere und Leidenschaften, absolute Unbekanntschaft mit der Natur und ihren Erscheinungen sowie mit Demjenigen, was man im weitesten Sinne Realien nennt — an Kunst und Wissenschaft ist natürlich gar nicht zu denken —, das Alles hat den Verf. nicht hindern können, sich als Romanschriftsteller zu zeigen. Geben könnte er daher nur Plattheiten, Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten. Wer daran Gefallen findet, mag die Bücher zur Hand nehmen.

4. Erzählungen vom Freiherrn von Biedenfeld. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 1 Zhr. 12 Gr.

Unter den gegebenen sechs Erzählungen zeichnen sich die beiden letzten in Form und Wesen aus. Die erste derselben: „Der wilde Gelehrte“, gibt die Geschichte vom Trappistenbegrunder, und wir sehen darin, wie oft im Leben, die schreiendsten Gegensätze sich entwickeln, bekämpfen, verbinden; wir sehen den Tod zu lebendiger Lage organisiert, und das Alles nur, weil ein junger Mensch, vom eisernen Willen seines Vaters gezwungen, seine eigene Natur verleugnen, sich einem seinem innersten Wesen widersprechenden Stande hingeben muß. Die letzte Erzählung: „Hal Mehi Santimire“, stellt ein rührend erhabenes Beispiel der Kindesliebe dar. Die „Italienischen Bilder aus dem 16. Jahrhundert“ zeugen von tüchtigem Studium der Zeit und ihrer Ereignisse; allein eben deshalb hätte Ref. gewünscht, daß nicht einzelne Bilder, locker zusammenhängend, sondern Ein Bild der Betrachtung hingestellt worden wäre. Außerdem steht die Hauptfigur in allen Bildern, Bitatoria, im Verhältnisse zu der Wichtigkeit, welche wir an ihre Person geknüpft sehen, allzu passiv im Hintergrunde, und wir begreifen daher die Gewalt nicht recht, die Alles an sie fesselt.

5. Erzählungen von Max von Dtr. Esfurt, Müller. 1837. Gr. 12. 1 Zhr.

Die hier gegebenen fünf Erzählungen sind dem Publicum früher schon in periodischen Blättern vorgeführt worden. Gleichwohl nimmt man diese Gaben gern noch einmal zur Hand, um dieselben ohne jene, an die Lecture periodischer Blätter geknüpften Last und feste Unterbrechung in sich aufzunehmen, denn außer der Unterhaltung gewähren sie größtentheils auch dem denkenden Leser manches Erfrischende und zu weiterer Betrachtung Anregende.

6. Orient und Occident. Erzählungen und Märchen von Amalie Kraft. Leipzig, F. Fleischer. 1838. Gr. 12. 1 Zhr. 12 Gr.

Eine sanftere, reine Phantasie, eine edle, gekübete Schreibart müssen den Gaben der Verf. viele Freundinnen erwerben. Es ist einmal stereotyp geworden, den Orient als den Boden für Phantastbilder und Märchen zu betrachten, und so finden wir das auch hier. Der Occident dagegen gibt zwei historische Erzählungen, von welchen die erste als Eigenthum der Verf. insbesondere hervorgehoben ist.

7. Vermuthet, oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. Von E. J. F. Wendal. Dresden, Max und Comp. 1837. 8. 18 Gr.

Ref. hat schon mehrfach Gelegenheit gehabt, in d. Bl. seine Hochachtung der Frauen zu betheiligen. Er möchte das auch jetzt thun, wo er bey edeln Verfasserin zum ersten Male gegenübersteht, und so spricht er denn freudig und frei aus, daß, wie-

wohl dieses Büchlein in mancher Beziehung auch ihm eine „Schule der Leiden“ gewesen, er dennoch gern eine edle und für eine Dame sehr kräftige Schreibart sowie die überall zu Tage gelegte reine und pure Gesinnung anerkennt. Eine „Schule der Leiden“ aber ist das Buch jeder dünnen, nüchternen Kritikerseite, indem dasselbe nicht eine künstlerische Darstellung gibt, sondern den Leser fortwährend in rhapsodischen Spannungen erhält, sobald aus den geschichtlichen Verwicklungen nur Vermirrungen sich ergeben, Aufregungen, für welche man kaum einen Grund anzugeben weiß, da die Gestalten phantasmagorisch dem Auge vorüberzweilen. Es scheint, die Verf. habe sich der Poesie mit einer schönen, edeln Einsichtigkeit hingeegeben; allein Einsichtigkeit ist stets bedenklich! Die Poesie soll uns so wenig als wir sie beherrschen. Die reinste und damit zugleich die kräftigste Harmonie zwischen beiden vermag allein echt künstlerisch zu schaffen. 36.

Notiz.

Keine Denkmale des asiatischen Alterthums haben die Wissbegierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen als die kolossalen Idole von Bamian. Es sind zwei Figuren in Hautrelief, eine männliche und eine weibliche; die eine wird Galsal, die andere Schah Rama genannt. Die männliche Figur ist ungefähr 120 Fuß hoch, nimmt eine Fronte von 70 Fuß ein, und die Rische, in welcher man sie ausgehauen hat, erstreckt sich etwa 70 Fuß tief in den Felsen. Die Beine des Idols sind durch Kanonentugeln verstümmelt und das Gesicht ist oberhalb des Mundes zerstört. Die Rippen sind sehr breit, die Ohren lang und hängend, und der Kopf scheint ein Diadem getragen zu haben. Die Figur ist ganz mit einem Mantel überhangen, der aus einer Art Mörchel geformt scheint. An verschiedenen Stellen hat man sie mittels hölzerner Pfähle noch mehr zu befestigen gesucht. Ubrigens ist die Arbeit weder symmetrisch noch zierlich. Die Hände, welche den Mantel ausbreiteten, sind beide abgebrochen. Die weibliche Figur ist besser ausgeführt, aber ebenso bekleidet wie die männliche. Sie steht ungefähr 200 Ellen von der ersten entfernt, ist aus dem Felsen gehauen, aber nicht halb so hoch. Die Rischen beider Idole waren ehemals mit Mörchel überkleidet und mit menschlichen Figuren bemalt. Jetzt sieht man die Malerei nur noch über den Hauptern der Idole. Die Farben sind so lebhaft und die Umrisse so scharf wie in den ägyptischen Gräbern. Alle diese Figuren stellten weibliche Büsten vor, mit einem Haarbüsch auf dem Kopfe und einer Art Zoga über der halben Brust. Das Ganze ist mit einem Heiligenscheine und der Kopf mit einem zweiten Heiligenscheine umgeben. In einer Stelle unterscheid man eine Gruppe von drei weiblichen Figuren, die einander zu folgen schienen. Die Volkssagen im Betreff dieser Idole sind sehr unbestimmt und ungenügend. Man behauptet, sie seien um die Zeit von Christi Geburt durch einen Stamm Ungläubiger aus dem Felsen gehauen worden, um einen König Galsal mit seinem Weibe darzustellen, der in irgend einem fernen Lande regiert habe und wegen seiner Größe (des Wuchses?) angebetet worden sei. Die Hindus erklären diese Idole für Arbeiten der Raudus und behaupten, es geschehe ihrer in dem „Mahabharata“ Erwähnung. So viel ist gewiß, daß kein Hindu an denselben vorübergeht, ohne ehrfurchtsvoll zu grüßen. Die langen Ohren der größern Figur machen es wahrscheinlicher, daß beide buddhistischen Ursprungs sind. Man kann zwischen ihnen und den Kolossen von Galfette bei Bombat keine Ähnlichkeit finden; aber bei Manikala im Pendschab gibt es einen alten Kornei, der genau die Figur des männlichen Kopfes hatte. Die gemalten Idole gleichen auffallend den Büdern der Dschäherempel im westlichen Indien. Vermuthlich verdankt man die Idole von Bamian dem Eigenwillen irgend eines vornehmen Herrn, der sich in diesem Höhlenland verewigen wollte. 4.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 33.

2. Februar 1838.

Essai sur l'organisation démocratique de la France par
Aug. Billiard.

(Beschluss aus Nr. 22.)

Die größte Gefahr für Staatsform und Staatszweck fürchtet der Verf. von Seiten der vollziehenden Gewalt, und um sie unschädlich zu machen, beschränkt er ihren Wirkungskreis auf eine engere Sphäre, als dieselbe je in einem Staate hatte. Sie hat nicht das Recht des Kriegs und Friedens, welches der Kammer vorbehalten bleibt, nicht die Besetzung der öffentlichen Ämter, sie darf die Reglements für die öffentliche Verwaltung nicht beschließen, sondern nur vorschlagen, das Staatsoberhaupt ist selbst nicht Anführer der bewaffneten Macht, seine ganze Thätigkeit beschränkt sich fast darauf, den einzelnen Behörden und Landesstellen die Ansprüche des Nationalwillens bekannt zu machen, die Ausführung der durch die Kammer beschlossenen Maßregeln in den Cantons zu kontrolliren und im Falle des Ungehorsams eines Landesheiles oder bei sonst sich erhebenden Schwierigkeiten eine gerichtliche Entscheidung von Seiten des Conseil départemental oder des Conseil national hervorzurufen. Auch das Begnadigungsrecht übt nicht die vollziehende Gewalt, sondern der oberste Staatsgerichtshof. Um die Idee des Verf. gehörig zu verstehen, ist es nöthig, daß man seine Theorie von den socialen Garantien, von welcher ein Theil schon früher berührt ist, im Zusammenhange kennen lerne. Das System dieser Garantien beruht auf der Idee einer selbstständigen politischen Jurisdiction, deren erste Stufe die bereits erwähnten Conseils départementaux bilden, und welche in dem Conseil national culminirt, zu dem die Wahlmänner jedes Departements ein Mitglied ernennen. Diese Richter über Fragen des öffentlichen Rechts, sagt der Verf., müssen amovibel sein, denn nichts ist veränderlicher als das öffentliche Recht einer Nation, und werden z. B. die unter der Herrschaft religiöser Intoleranz eingesetzten Richter für eine Zeit vollkommener Glaubensfreiheit passen? Ref. sieht in der That nicht ein, warum man diese Frage verneinen sollte. Vorausgesetzt, daß der Richter sich innerhalb der Schranken seines Amtes hält und überhaupt mit Gewissenhaftigkeit verfährt, paßt er für jede Gesetzgebung; hat er aber nicht die wesentlichen Eigenschaften seines Berufs, so taugt er für keine Verfassung und keine Gesetzgebung. Die Civilgerichts-

barkeit glaubt der Verf. Richtern anvertrauen zu können, welche gewissermaßen inamovibel sind, denn nichts in dem Staate dürfe den Charakter völliger Unbeweglichkeit haben. Sehr wahr; man kann aber auch gewiß nicht behaupten, daß ein auf Lebenszeit verliehenes Amt diesen Charakter habe. Die dem Conseil national vom Verf. gegebenen Attributionen sind sehr ausgedehnt und gehen vielfach über die richterliche Sphäre (insofern dieselbe durch vorhandene Gesetze umschrieben wird) hinaus. Wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten derselben hervorzuheben.

1) Das Conseil national entscheidet in letzter Instanz, ob die einzelnen Abtheilungen des Staats ihren Pflichten gegen den Staat genügt haben. Finden seine Entscheidungen Widerstand, so sendet die vollziehende Gewalt Commissarien ab, die denselben Gehorsam verschaffen.

2) Es regulirt in letzter Instanz den Arbeitslohn. Man mißbraucht die Überlegenheit des Vermögens oder der Kenntnisse wie die Überlegenheit der Stärke. Die Reichen, welche sich einer Industrie bemächtigen, können für die Arbeiter das sein, was eine Militärdiktatur für die Unterthanen ist. Der Bewaffnete verschafft sich Gehorsam durch die Furcht, der Reiche durch den Hunger.

Die Theorie des Verf. über diesen Punkt ist mindestens unvollständig; er sagt nicht, was zu thun sei, wenn der Fabrikherr u. s. w. lieber nicht arbeiten läßt, als daß er den durch das Conseil national festgesetzten Arbeitslohn zahlt. Soll man ihn zwingen arbeiten zu lassen? Unmöglich. Die für den Arbeiter durch eine Fixirung des Lohnes gehofften Vortheile sind demnach sehr problematisch.

3) Von ihm gehen die Verwaltungsreglements aus, „die, im Grunde genommen, nur eine vorgängige Lösung möglicher Schwierigkeiten sind, welche sich der Vollziehung eines Gesetzes entgegenstellen könnten“.

4) Es hat die Controle der zwischen der Regierung und Privatleuten abgeschlossenen Verträge. Die aus denselben entspringenden Streitsachen gehören indessen vor die gewöhnlichen Tribunale. Der Verf. eifert sehr gegen die sogenannte Administrativjustiz, welche in Frankreich für solche Sachen stattfindet.

5) Es entscheidet alle Kompetenzstreitigkeiten zwischen verschiedenen Behörden und die Streitsachen, für welche sich die übrigen Tribunale incompetent erklären. Dieser Fall ist in Frankreich nicht selten, und die Parteien wen-

den sich in demselben gewöhnlich an die Kammer, welche sie, da sie keine Jurisdiction hat, an das Ministerium verweist, wodurch ihnen abermals nicht geholfen ist.

6) Das Conseil national autorisirt die vollziehende Gewalt zu Maßregeln, die durch Feindseligkeiten des Auslandes nothwendig werden können.

7) Es autorisirt die Einberufung und Beurlaubung der Gruppen. (Die Aushebung derselben verfügt der gesetzgebende Körper.)

8) Seine Autorisation ist zur außerordentlichen Einberufung der Kammer nöthig.

9) Es bewacht die Verfassung gegen die gesetzgebende Gewalt selbst. Glaubt es die Verfassung durch eine Beschlusnahme derselben verletzt, so theilt es diese seine Ansicht den Cantons mit, und wenn zwei Drittheile der Cantons derselben beistimmen, so ist die Kammer de jure aufgelöst. Der Fall, daß das Conseil national selbst die Verfassung verletze, sagt der Verf. an einer andern Stelle, ist kaum möglich. Dies könnte nur geschehen durch Usurpation der gesetzgebenden oder vollziehenden Gewalt, und eine solche angenommen, wären alle aus ihr hervorgehenden Acte ungültig, und die Bürger hätten sich derselben nicht zu conformiren. Durch diese Erklärung hat der Verf. aber, wie man leicht sieht, die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verhüllt.

10) Es hat im Einverständnisse mit der Kammer die Initiative der Verfassungsänderungen, welche indessen auch den Cantons zusteht. Sprechen sich zwei Drittheile der Cantons für die Veränderung aus, so wird sogleich zur Wahl eines Nationalconvents geschritten, dessen constituirende Gewalt unbeschränkt ist.

11) Das Conseil national ernennt ferner fast alle öffentliche Beamten, die ohne seine Mitwirkung auch nicht entlassen werden können.

12) Seine Autorisation ist zur Anklage der Staatsbeamten erforderlich.

13) Es hat, wie schon erwähnt, das Recht der Begnadigung und Strafverwandlung.

So viel über die politischen Garantien. Von Dem, was der Verf. über die Bürgschaften der Criminal- und Civiljustiz sagt, verdient nur hervorgehoben zu werden, daß er auch bloße Polizeistrafen durch eine kleine Jury ausgesprochen wissen will, und daß er die von den Cantons zur Wahl der Volksrepräsentanten abgeschickten Wahlmänner für geeignet hält, die Departementalassen zu bilden. In diesem letzten Punkte wird der Verf., der an vielen Stellen seines Buches auf die strengste Scheidung der politischen, administrativen und richterlichen Functionen dringt, seinen eignen Grundsätzen ungetreu. Ein sehr starker Einwand gegen die Zulässigkeit der vorgeschlagenen Einrichtung liegt zu nahe, um übergangen zu werden. Die von den Cantons abgeordneten Wahlmänner werden im Zweifel die ihnen anvertraute Befugniß ihrer politischen Farbe verdanken, sie werden Parteimänner sein, und sie sind deshalb durchaus unfähig, als unparteiische Richter in Criminalsachen zu figuriren, bei denen politische Interessen im Spiele sind. Sachen dieser Art wer-

den aber nie sein. Mit einem Capitel über die besondere Organisation von Paris, als Sitz der Regierung, welches freilich sehr interessant ist, dessen Analyse aber ein zu tiefes Eingehen in administrative Details erfordern würde, schließt der eigentlich organische Theil des Werks, auf welchen wir jetzt einen kurzen Rückblick machen wollen.

Der Verf. hat die Metaphysik des Staats ganz beiseite gelassen; er behandelt denselben als etwas Bestehendes, dem man im Interesse Aller die zweckmäßigste Einrichtung geben müsse; er fängt also mit der Sache selbst an und vermeidet dadurch manche dornige und praktisch unfruchtbare Untersuchung. Seine Idee der Cantonaleintheilung ist neu und folgenreich. Sie will den Localgeist oder doch dessen politischen Einfluß beschränken und, indem sie dem Staate eine starke, gleichförmige Gliederung gibt, seine organische Lebensthätigkeit gleichmäßig vertheilen und steigern. Aber man muß befürchten, daß der Staat des Verf. einer unbarmherzigen Centralisation nicht entgehen werde. Die administrative Selbständigkeit der Cantons ist nur scheinbar. Die Administrationsregel geht von einer Centralbehörde aus, welche zu unverhältnißmäßig stark ist, und welcher, da sie eigentlich ein Justizhof ist, die strengen juristischen Begriffe von Ordnung und Gleichförmigkeit auf die von ihr ausgehenden Verwaltungsreglements in zu ausgedehntem Maße übertragen wird. Die Cantons haben freilich die Wahl ihrer Administrationsbehörden, allein wenn diese an eine despotische Regel gebunden sind, der eine starke politische Gerichtsbarkeit jeden Augenblick Gehorsam zu verschaffen bereit ist, so kann dies Wahlrecht dem Cantonleben keine freie Bewegung verschaffen. Indem der Verf. dem Conseil national die Erlassung oder wenigstens die Befestigung der Verwaltungsvorschriften beilegt und dasselbe zugleich in letzter Instanz über die streitige Beobachtung dieser Vorschriften entscheiden läßt, verfällt er übrigens in den Fehler von ihm selbst getadelten Fehler, die Behörde, welche das Gesetz (hier das Reglement) gemacht hat, zum Richter über dessen Befolgung zu berufen. Die Nothwendigkeit einer politischen Gerichtsbarkeit ist einleuchtend, und sie ist in unsern Tagen mehrfach durch ihr entsprechende Einrichtungen, namentlich in Deutschland, anerkannt worden. Wenn man aber, um die Entscheidung staatsrechtlicher Streitfragen der Willkür zu entziehen, eine oberste Justizbehörde constituirte, von welcher die Staatsgewalten Recht zu nehmen haben, so muß man mit der größten Vorsicht darüber wachen, daß die Macht dieses Gerichtshofes nicht in eine wahrhaft politische Gewalt ausarte, oder einer solchen dienstbar gemacht werde. Daß jede constituirte Autorität unwillkürlich auf Ausdehnung ihrer Befugnisse ausgeht, ist anerkannt. Gibt man einem Justizhofe Attributionen, wie die oben unter 6—11 aufgeführten, so eröffnet man demselben den Weg zur offenen oder versteckten Dictatur, und selbst die periodische Erneuerung seiner Mitglieder ist keine Bürgschaft gegen die Störung aller innern Staatsverhältnisse durch eine den ganzen Staatsorganismus dominirende und doch ihrer ursprünglichen Natur nach durchaus untergeordnete Macht. Das Conseil national

würde in einer demokratischen Verfassung fast Dasselbe sein wie der Rath der zehn in der Aristokratie Venedigs war. Die vollziehende Gewalt wird schon von vorn herein durch dasselbe völlig annullirt oder vielmehr absorbiert, und wenn man von dem suspensiven Veto abstehe, welches der Verf. dem Staatsoberhaupt ziemlich inconsequenterweise beilegt, so beschränken sich dessen Befugnisse in der That fast ganz auf die Functionen eines Berichterstatters. Die Verantwortlichkeit desselben ist ganz illusorisch, denn es hat nicht zu handeln; es müßte usurpiren, um sich verantwortlich zu machen. Da nun aber die vollziehende Gewalt irgendwo residiren muß und auch von dem Verf. der Sache nach wirklich dem Conseil national übertragen ist, so erhebt sich die Frage, ob eine gute Staatsverwaltung durch eine collegialische Behörde möglich sei. Diese Frage kann hier nicht erörtert werden, wie bemerken nur, daß der Verf. sie entschieden verneint, sein System aber sie zu bejahen scheint. Noch ein Wort über die Anführung der bewaffneten Macht. Der Verf. spricht sie dem Staatsoberhaupt ab und erklärt dadurch die Constatirung einer selbständigen militairischen Staatsgewalt für nothwendig. Wem ist der Anführer des Heeres Regenschäft und Gehorsam schuldig? Der Verf. beantwortet diese Frage nicht und kann sie nicht beantworten, wenn er nicht eingestehen will, daß er in und neben dem Staate eine militairische Souveränität gründet, oder das Conseil national für die wahre Executivgewalt erklären müsse.

Der zweite Theil des Buchs handelt, wie schon bemerkt wurde, von einigen besondern Einrichtungen und wichtigen speciellen Fragen. Der Verf. bringt in der ersten Section auf Preß-, Religions- und Handelsfreiheit, wobei er jedoch die Zweckmäßigkeit einer Theaterzensur und die Nothwendigkeit anerkennt, die bei den jetzigen Handelsverhältnissen bethelligten Interessen nicht durch eine plötzliche Veränderung derselben zu ruiniren. Er schlägt vor, daß man für die Einführung der Handelsfreiheit eine Epoche bestimme, die entfernt genug sei, um einem Jeden die Vorbereitung auf diesen Wechsel möglich zu machen.

Der öffentliche Unterricht ist der erste Gegenstand, welcher in der zweiten Section abgehandelt wird. Der Verf. betrachtet den Volksunterricht als eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten und hält die Theilnahme an demselben für eine Zwangspflicht. Die Gegenstände des Unterrichts sollen durch den Staat bestimmt werden, die Form desselben aber den Lehrern unter Controle der Behörden überlassen bleiben. Der Verf. geht hierauf zum Militärwesen über. Die bewaffnete Macht soll aus dem stehenden Heere und der Nationalgarde bestehen, diese beiden Theile aber sollen eine ineinandergreifende Organisation erhalten, durch welche ihr wahrhaft bürgerlicher Geist gesichert werde. Beachtenswerth ist, daß der Verf. das Ordenswesen verwirft. Diese Ansicht wird nicht vielen Anklang bei seinen Landsleuten finden. Der Verf. stellt endlich eine Untersuchung des jetzigen Finanzwesens in Frankreich an, welches er wesentlicher Verbesserungen

für fähig hält. Diese Materie ist zu verwickelt und auch zu vielen Details zusammengesetzt, als daß wir dem Verf. in dieselben folgen dürften. Den Schluß des Buchs macht eine kurze Recapitulation seines Inhalts. 14.

Schriften über Börne. *)

1. Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. Von Eduard Beurmann. Frankfurt a. M., Brner. 1837. 8. 1 Thlr.
2. Ludwig Börne in seinem literarischen Wirken; oder Resumé meiner Kritik über Börne's Schriften. Ein Supplement zu Börne's sämtlichen Werken von Ferdinand Bachhaus. Jlitau, Rauwerk. 1837. 8. 18 Gr.

„Ein Stern ist untergegangen, und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint! Und eine Krone ist gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben!“ So sprach Ludwig Börne, als Jean Paul sein Auge schloß, an dessen großem Weltzerger er sich berauscht und gestärkt hatte für die nahen Tage des furchtbaren Kampfes. Auf ihn, den einsam stehenden Reiben, der nie feig oder rücksichtsvoll genug war, um sich den Verhältnissen zu bequemen, sind diese Worte in gleichem Grade anwendbar. Wir möchten lange warten dürfen, ehe ein Deutscher mit gleichem Muth, der nämlichen Ausdauer und mit der achtunggebietenden, zürnenden Würde den begonnenen Kampf Börne's fortsetzen möchte.

Man hat den unerschütterlichen Charakter lange bekämpft, ohne ihn besiegen zu können, und nur Wenige besaßen den geeigneten Tiefblick des Geistes, um die Wege dieses außerordentlichen Mannes und großen Menschen zu begreifen. Jetzt ist er todt, die Überlebenden brauchen den Dolch seines Wortes nicht mehr zu fürchten, aber seiner Gruft blühen friedlich duftende Rosen. Das ist die rechte Zeit für die Deutschen! Wir kennen unsere Mängel und Vorzüge recht gut; wir wissen, daß keine Nation im gelehrten Bergliedern und übertrifft. Es ist uns eine wahre Seelenfreude, wieder einmal einen interessanten Leichnam auf dem Secirtische vorzufinden, in dem wir recht nach Herzenslust mit Sonde und Scalpmesser hantiren können, ohne durch ein Wehgeschrei in unserm Lieblingsgeschäfte unterbrochen zu werden. Man will behaupten, der Deutsche huldige dieser Reizung aus einer unübersteßlichen Wißbegierde und warte mit Vorbedacht auf die Stunde, wo er am ungestörtesten seine Reizungen betriebligen könne. Das mag zum Theil wahr sein, nicht minder richtig ist es aber auch, daß die Furcht vor der Öffentlichkeit, dem eigentlichen Leben, ihn abhält, früher seine Ansichten auszusprechen, als bis der Tod dem verhassten oder unbehaglichen Leben ein Ende gemacht hat. Als ehrbare Todtengräber sind wir Deutsche groß; hier vermögen wir sogar mit unverkennbarem Anflug von Genialität ein künstliches Leben hervorzubringen. Sachen und Personen gewinnen auf diese Weise erst recht an Bedeutung. Was man dem Lebenden aus Furcht, zu viel Lobens zu machen, nicht zugestanden, das gewährt man gern mit zäher Pietät, zuweilen auch mit einigem Freimuth dem Todten. Unsere Cultur- und Literaturgeschichte bekräftigt nur zu deutlich die Wahrheit dieser Behauptung, das Abscheiden Börne's aber wird mehr als je den schlagendsten Beweis dafür liefern.

Es verdient Jedermann Anerkennung, der, befugt dazu,

*) Wie verschieden auch die Ansicht, die der Verf. dieses Schlußworts über Börne äußert, von derjenigen ist, die mehrfach in früheren Jahren in d. Bl. über Börne ausgesprochen wurde, so haben wir doch nicht geglaubt, den Aufsatz zurückweisen zu dürfen, und nur den Einsender ersucht, sich zu unterzeichnen. D. Reb.

Donnerstag,

Nr. 32.

1. Februar 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Rossi sur l'organisation démocratique de la France par
Aug. Billiard. Paris 1837.

Das große sociale Problem einer Verfassung, welche das dauernde Gleichgewicht aller natürlichen Rechte durch solide innere Garantien verbürgt und die Willkür aus allen Theilen des Staatsorganismus durch das Gesetz verdrängt, indem sie dasselbe zugleich aus einer blinden, rücksichtslosen Macht, ebenso stark im Zerstören als im Schaffen und Erhalten, zum gelehrigen Diener der Bedürfnisse seiner Schutzbefohlenen macht, — dieses Problem hat bisher allen Experimenten getrotzt, welche die Combinationen des Zufalls und menschliche Weisheit anstellten, um zu seiner Lösung zu gelangen. Unsere Tage neigen sich zu dem Glauben hin, daß diese Aufgabe eines der großen Räthsel sei, deren Schlüssel der menschliche Geist zu finden nicht berufen ist, obgleich ihn sein Verhängniß bestimmt hat, denselben in ewig rastloser Anstrengung zu suchen. Dies Geschlecht ist schwächer im Glauben als je eine Generation, die ihm vorherging, und doch ist es gigantisch stark im Handeln. Es unterjocht die feindliche Natur, aber es wird seiner Siege über sie nicht froh; es stürzt die Traditionen vergangener Jahrtausende, aber es zweifelt sie durch neue Organisationen zu ersetzen; es spielt mit den Schicksalen von Millionen wie mit einem Federball, aber es ist ohnmächtig, seine Macht zu ihrem Segen zu verwenden. Alle geistigen, moralischen und politischen Zustände sind in Gährung begriffen, überall Anstrengung und Kraftanstrengung; aber das Ziel der Bewegung ist unsichtbar, unbekannt, die bewegenden Kräfte sind blind, die Intelligenz ist ihr Werkzeug, nicht ihre Triebfeder, eine dämonische Gewalt hat sich der Geister bemächtigt und hegt sie in athemloser Eile in eine Zukunft, deren Dunkel von keinem Strahle der Hoffnung erhellt wird. So ist der allgemeine Charakter unserer Zeitwirren. Aber dieses düstere Bild hat doch einige verzinkelte Lichter. Darin gehört das Beispiel der

Männer, denen die Theilnahme an den Interessen der Menschheit nicht Sache der Leidenschaft, sondern der Überzeugung ist; der Männer, welche Energie der Seele genug besitzen, um an die Resultate ihres Verstandes zu glauben, und Tugend genug, um deren Verwirklichung zu hoffen. Ein solcher Charakter ist eine wohlthuende, versöhnende Erscheinung, und welches seine politische Farbe, seine sociale oder religiöse Richtung auch immer sei, ob er Châteaubriand, Casagette oder Lamennais heiße, er ist der Würdigung von Seiten aller Derjenigen gewiß, denen es Ernst ist um die Achtung menschlicher Individualität, und welche nicht im Übermuth der Eigenliebe jede Abweichung von ihrer eignen Meinung nicht allein für einen Irrthum, sondern auch für einen Beweis der Einfalt oder der Schlechtigkeit halten. Dem Verfasser der „Organisation démocratique de la France“ wird kein gewissenhafter Leser die Gerechtigkeit versagen, anzuerkennen, daß er eine der wichtigsten Fragen der Zeit (in specieller Anwendung auf Frankreich) mit ebenso großer Kraft der eignen Überzeugung als Gewandtheit, Originalität und Mäßigung behandelt habe, und daß er deshalb eine ernste, redliche Prüfung und Beurtheilung auch von den Gegnern seiner Ansichten verdiene. Das Buch ist der rationelle Entwurf einer demokratischen Staatsverfassung für Frankreich. Hr. Billiard ist kein bloßer Stubengelehrter, kein politischer Theoretiker, der sich durch das Studium von neunundneunzig Systemen befähigt glaubt, ein hundertstes und definitiv bestes aufzustellen. Er kennt das Staatsleben durch vielfährige Handhabung öffentlicher Angelegenheiten, er hat dasselbe nicht aus der Vogelperspective eines Cabinetsmenschen, sondern von dem weniger erhabenen, aber eben deshalb der richtigen Auffassung günstigeren Standpunkte eines Präfecten studirt. Ausgebreitete historisch-politische Kenntnisse, vertraute Bekanntschaft mit allen Zweigen des Staatshaushalts und eigne Anschauung der wichtigen Phasen, welche das französische

Staatsleben seit vierzig Jahren durchgemacht hat, sind die weitem Bürgschaften für die Solidität seines Werks. Wir wollen eine möglichst gedrängte Übersicht des Inhalts des Buches geben und an passenden Punkten unsere Bemerkungen über einzelne Theile desselben einschleiben, denn zu einer umfassenden Kritik des Werks wäre ein eignes Buch nöthig. Es besteht aus zwei Abtheilungen: die erste handelt von der allgemeinen Organisation des Staats, die zweite von mehreren speciellen Einrichtungen, namentlich der Presse, dem Militär- und dem Steuerwesen. Die erste Abtheilung zerfällt in vier Sectionen: von den Elementen eines großen republikanischen Staatssystems, von der Staatsregierung, von den socialen Garantien und von der besondern Organisation von Paris als Sitz der Regierung.

Der Gegenstand der ersten Section ist der Grundstein, auf welchem das ganze Staatsgebäude der Verfassung ruht, und er erfordert deshalb eine ziemlich ausführliche Darstellung, welche wir in den folgenden Sätzen geben. In jedem Staate herrschen drei verschiedene Arten gesellschaftlicher Interessen: erstens diejenigen, berettwegen die Individuen sich zur Bildung des Staats vereinigen, nämlich die politischen Interessen der Freiheit und Sicherheit; zweitens Associationsinteressen, welche willkürlich in der Gesellschaft gebildete Gesellschaften berühren, und drittens Localinteressen (da diese nur die Interessen der durch gewisse Raum- und Ortsverhältnisse gebildeten Particulargesellschaften sind, so fallen sie eigentlich mit der zweiten Kategorie zusammen und hätten keiner besondern Ausführung bedurft). In einem kleinen Staate gehen diese verschiedenen Arten von Interessen ineinander über und können daher ohne Nachtheil unter die Obhut derselben Behörde gestellt werden. So sorgte in Sparta dieselbe Autorität, welcher die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und die Handhabung der Justiz oblag, für die gottesdienstlichen Anstalten und für die Bequemlichkeit der Einwohner der Stadt. In einem großen Staate ist Anarchie und Willkür die unvermeidliche Folge der Vermischung dieser drei Interessen; greift die Staatsregierung in die Verwaltung der Particularinteressen ein, so macht sie sich einer Usurpation schuldig, die nur Verwirrung hervorbringen kann; auf der andern Seite aber ist nichts verderblicher für den Staat, als wenn seine allgemeinen Interessen unter die Herrschaft eines besondern Interesses fallen. Es kommt daher für die Constatuirung eines großen Staats zunächst Alles darauf an, die allgemeinen Angelegenheiten von denen besonderer Gesellschaften und Localitäten zu trennen und denselben gesonderte und natürliche Verwaltungen anzuweisen. Alsdann bestehen in dem Staate unzählige kleine Republiken für Particularinteressen aller Art, deren Administration der allgemeinen Staatsregierung nicht untergeordnet, sondern nur schutzbefohlen ist.

Die allgemeinen oder politischen Interessen des Staats sind Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, Handhabung der Justiz, Volksunterricht, Bildung der nöthigen militärischen Macht, wechselseitige Hülfleistung der Bürger (Armenhäuser und Spitäler u. s. w.), Errichtung

von Communicationswegen zwischen den einzelnen Landestheilen, gleichmäßige Vertheilung und Erhebung der Steuern. An der Verwaltung dieser Interessen und der durch sie nothwendig gemachten Anstalten müssen alle Bürger auf eine directe und unmittelbare Weise theilnehmen, denn nur dadurch kann die Zweckmäßigkeit der Administration verbürgt und Vaterlandsliebe und Gemeingeist erweckt werden. Die Größe Frankreichs ist kein Hinderniß dieser unmittelbaren Theilnahme. Man theile das ganze Land in Bezirke, denen die Handhabung sämmtlicher politischen Angelegenheiten des Staats (mit Ausnahme der Gesetzgebung und der Regulirung der Verhältnisse zum Auslande) anheimfällt, welche klein genug sind, um allen ihren Einwohnern die Theilnahme an der Verwaltung der öffentlichen Interessen zu gestatten, und groß genug, um die Masse von Intelligenz einzuschließen, welche eine vernünftige Beforgung der Geschäfte erfordert. Die jetzige Eintheilung Frankreichs in Gemeinden entspricht diesem Zwecke durchaus nicht. Das Land zählt 37,134 Gemeinden, von denen die große Mehrheit, nämlich 33,441, weniger als 2000 Einwohner hat. Eine solche Bürgerzahl ist zu gering, als daß man sich versprechen könnte in derselben so viel geistige und moralische Fähigkeit zu finden, als zur befriedigenden Erledigung der öffentlichen Geschäfte im Bereich der Gemeinde nöthig ist. Ueberdies ist die Gemeinde im Durchschnitte zu klein, um die Errichtung aller der Anstalten zu gestatten, deren jede politische Unterabtheilung des Staats bedarf. Dagegen bietet die jetzige Cantonaleintheilung Frankreichs ein ganz passendes Gerüst für den neuen politischen Bau. Das Land zählt 2700 Cantons, deren jeder eine Durchschnittsbevölkerung von 12,000 Menschen und einen Flächeninhalt von etwa 10 Quadratstunden hat. Diese Volkszahl und dieser Flächenraum passen sich den Anforderungen, welche der Staat an seine Unterabtheilungen zu machen hat, vollkommen an, sie sind ein durchaus geeigneter Stoff für die zu bildenden politischen Elemente, *cités élémentaires*, des Staats. Ihre Verfassung muß jedoch eine ganz andere werden, als sie jetzt ist, wo die Cantons eigentlich nur eine ideale Existenz haben, indem sie kaum etwas Weiteres als Friedensgerichtsbezirke sind. Der Canton soll durchaus keine Einrichtung zur Realisirung von Localinteressen, sondern ausschließlich politischer Natur sein, d. h. innerhalb seiner Grenzen den Staat repräsentiren. Ein Conseil, dessen Mitglieder und dessen Präsident aus der Wahl der Cantonsbewohner hervorgegangen sind, vollzieht alle Administrationsgeschäfte, als Straßenbau, Steuererhebung, Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen u. s. w. nach Maßgabe der Verfügungen der gegebenen Gewalt. Die Gemeinde hört auf, irgend eine politische Bedeutung und administrative Attributionen zu haben; dagegen ist der Canton nach der Volkszahl in Districte getheilt, in deren Versammlungen die Mitglieder des Cantonsconseils gewählt werden. Die Departementaleintheilung des Landes verdient beibehalten zu werden, allein ihre Bedeutung ist umzuändern. Das Departement soll weder eine Administrationsanstalt, noch eine

politische Stoffel zwischen dem Cantone und dem Staate, sondern lediglich ein Centrum politischer Garantien des Staates gegen den Canton und des Cantons gegen den Staat sein. Der Hauptort des Departements ist nämlich der Sitz einer gerichtlichen Behörde, Conseil départemental, welche befugt ist, zu entscheiden, ob der Canton seine Verpflichtungen gegen den Staat erfüllt, und ob die Regierung in die Rechte des Cantons (die der Selbstverwaltung nach Vorschrift des Gesetzes) keine Eingriffe gethan hat. Diese Einrichtung macht alle administrative Willkür unmöglich, denn das Conseil départemental ist keine Verwaltungsbehörde, sondern eine wahre Jury, deren Mitglieder durch die Cantons ernannt werden. Von dem Conseil départemental ist die Appellation an das Conseil national gestattet, eine Centralbehörde mit ausgedehnten Attributionen, von welcher später die Rede sein wird. So weit von den politischen Interessen, deren Beforgung den Cantons anvertraut ist. Was die Interessen besonderer Localitäten und Gesellschaften anbetrifft, so können sich diese ins Unendliche vervielfältigen, der Staat aber hat sich nicht in dieselben einzumischen, sofern sie seine Gesetze nicht beeinträchtigen. So ist die religiöse Association reine Privatangelegenheit; so ist die Gemeinde nur noch eine willkürliche Association. Den Schluß der ersten Section bildet eine Nachweisung der Mängel des Föderativsystems und die Darlegung der wesentlichen Verschiedenheit von dem hier aufgestellten Systeme. Diese Verschiedenheit, wie es auch auf den ersten Blick scheinen möge, ist vorhanden, und wenn die Demokratie Billiard's, so weit sie bis jetzt dargestellt wurde, ein Einwand trifft, so ist es der einer zu starken Centralisation. Dieser Satz, welcher paradox scheinen kann, läßt sich leicht beweisen, aber es ist jetzt noch nicht Zeit dazu.

Die zweite Section handelt von der Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers und über die Attributionen der vollziehenden Gewalt. Die Ansichten des Verf. in Bezug auf den ersten Punkt entfernen sich wenig von den gewöhnlichen Repräsentativtheorien und lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Der Verf. will eine Kammer, deren Mitglieder lediglich nach dem Verhältnisse der Bevölkerung auf wenigstens zwei und höchstens drei Jahre gewählt werden. Die Art der Wahl hält er für ziemlich gleichgültig, doch gibt er der indirecten Wahl durch die in der Departementshauptstadt versammelten Wahlmänner der Cantons den Vorzug. Die Epochen der Versammlung der Volksrepräsentanten sind unveränderlich durch das Gesetz bestimmt, doch können sie auch außerordentlich durch die vollziehende Gewalt zusammenberufen werden. Diese hat aber weder das Recht, die Kammer aufzulösen, noch ein absolutes, sondern höchstens ein suspensives Veto, etwa nach den in den Vereinigten Staaten geltenden Bestimmungen. Eine Bestätigung der Verfügungen des gesetzgebenden Körpers durch das Volk ist nicht erforderlich; da dieses nur bei der nächsten Wahl seine Repräsentanten zu wechseln hat, um die Zurücknahme der Gesetze zu bewirken, die es nicht billigt. Die besondern Interessen des Grundeigenthums, der Industrie,

des Handels u. s. w. dürfen keine eigne Vertretung in der Kammer haben, weil sonst das Wiederaufleben des Corporationswesens, die Erneuerung der Herrschaft der Monopole und Privilegien unvermeidlich wäre. Beachtenswerth ist, was der Verf. bei dieser Gelegenheit über die Ansicht sagt, daß das Grundeigenthum eine Bürgschaft conservativer Tendenzen sei.

Diejenigen, welche in dem Grundeigenthume die Basis der Nationalrepräsentation sehen, raisonniren noch falscher als Die, welche die Volksvertreter unter Kaufleuten und Manufakturisten gewählt wissen wollen. In den politischen Strömungen ist das bewegliche Vermögen weit mehr ausgebreitet als das unbewegliche. Man darf die innere Ruhe, deren die blühendsten Staaten Europas gesehnen, nicht der Furcht, unzertrennbare Capitalen durch den Krieg vernichtet zu sehen, bemessen. Die Besitzer des Grundeigenthums wissen wohl, daß dasselbe nicht untergehen kann, auch sind sie weniger bei der Ruhe interessiert.

Durch diese ebenso einfachen als einleuchtenden Sätze wird ein bisher allgemein anerkanntes Princip in der Wurzel angegriffen und erschüttert. Die Erfahrungsbeweise, welche dieses Princip zu schützen scheinen, dürften vor einer strengen Prüfung nicht bestehen; doch es würde uns zu weit führen, wollten wir sie hier einer solchen unterwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Alt und Neu. Roman in zwei Theilen von August Bärk. Leipzig, Kummer. 1837. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Der erste Theil dieses Romans spielt in Deutschland, der zweite in Nordamerika. Dits zum Verständniß des Titels. Der Verf. hat schon Einiges drucken lassen, welches mit reiner Gesinnung eine gute Absicht, weniger jedoch echten Beruf bezeugt. So ist es auch mit diesem Romane, welcher in Form und Wesen als verfehlt angesprochen werden muß. Die Charakterzeichnung leidet an einer eigenthümlichen Schläffigkeit, die an ein Mißverständniß der Goethe'schen weichen, aber bestimmten Darstellungen erinnert. Der behandelte Stoff zerfällt in so viele Subdivisionen, als Handelnde vorgeführt werden, und an Einheit der Idee ist nur insofern zu denken, als das Schicksal ein wenig gar zu handgreiflich seine Gaben in Lohn und Strafe vertheilt. Am verfehltesten erscheint der zweite Theil, da der Verf. mit dem nordamerikanischen Leben nicht vertraut ist. So scheint der Verf. zu glauben, in den Vereinigten Staaten seien keine Philister anzutreffen. Ref. lebt dagegen der Überzeugung, daß jene Staaten einen unabsehbar reichen Stoff zum Studium des Philisterthums in allen Farben und Gestalten darbieten. Ein Umstand übrigens kann dem Buche ein großes Lesepublicum verschaffen. Dasselbe behandelt nämlich u. A. auch eine Episode aus dem reichen Goethe'schen Familienleben. In Weimar wird es Personen genug geben, welche sich dieser schnell vorübergegangenen Episode erinnern; diese mögen daher entscheiden, ob der Verf. wohlgethan, als düsterer Pluto gegen eine edle Dame aufzutreten, während die als unglücklich dargestellte Hauptperson sich ganz angenehmer Verhältnisse in England erfreut.

2. Paris und St. Petersburg. Ein Roman von C. G. Meerfeld. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrod. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

3. Novellen von C. G. Meerfeld. Zwei Theile. Ebenbas. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Roman umfaßt überhaupt 489 Octavseiten, beginnt mit dem letzten Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich und schließt glücklich und beglückend mit dem großen Friedensfeste. In Novellen hat Ref. sieben Stück gezählt. Es ist die aller-

größte Verlegenheit, über diese beiden Bücher etwas sagen zu müssen, welche den Ref. dahin gebracht hat, einige äußerliche Seiten derselben mit diplomatischer Treue nachzuweisen. Damit schlüpft er jedoch leider bei seinen strengen Kollegen — denn jeder Kritiker ist stets der unerbitlichste Richter des andern — nicht durch; Ref. muß sich daher bequemen, in anderer Weise fortzufahren. Ob der Verf. schon Meeres dem Lese-publicum zugewendet, ist dem Ref. nicht bekannt; jedenfalls aber hat der Verf. nur in höchst beschränkten Verhältnissen sich bewegt und durch Romanlecture Befähigung zu eignen Productionen zu erlangen versucht. Eine gänzliche Unkenntnis der Menschen, ihrer Verhältnisse, Gefinnungen, Charaktere und Leidenschaften, absolute Unbekanntschaft mit der Natur und ihren Erscheinungen sowie mit Demjenigen, was man im weitesten Sinne Realien nennt — an Kunst und Wissenschaft ist natürlich gar nicht zu denken —, das Alles hat den Verf. nicht hindern können, sich als Romanschriftsteller zu zeigen. Eben konnte er daher nur Plattheiten, Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten. Wer daran Gefallen findet, mag die Bücher zur Hand nehmen.

4. Erzählungen vom Freiherrn von Biedenfeld. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den gegebenen sechs Erzählungen zeichnen sich die beiden letzten in Form und Wesen aus. Die erste derselben: „Der wilde Gelehrte“, gibt die Geschichte vom Krappstienbegründer, und wir sehen darin, wie oft im Leben, die schreiendsten Gegensätze sich entwickeln, bekämpfen, verbinden; wir sehen den Tod zu lebendiger Lüge organisiert, und das Alles nur, weil ein junger Mensch, vom eisernen Willen seines Vaters gezwungen, seine eigensie Natur verleugnen, sich einem seinem innersten Wesen widersprechenden Stande hingeben muß. Die letzte Erzählung: „Hol Mehi Santimire“, stellt ein rührend erhabenes Beispiel der Kindesliebe dar. Die „Italienischen Bilder aus dem 16. Jahrhundert“ zeugen von tüchtigem Studium der Zeit und ihrer Ereignisse; allein eben deshalb hätte Ref. gewünscht, daß nicht einzelne Bilder, locker zusammenhängend, sondern ein Bild der Betrachtung hingestellt worden wäre. Außerdem steht die Hauptfigur in allen Bildern, Vittoria, im Verhältnisse zu der Wichtigkeit, welche wir an ihre Person geknüpft sehen, allzu passiv im Hintergrunde, und wir begreifen daher die Gewalt nicht recht, die Alles an sie fesselt.

5. Erzählungen von Max von Dör. Gsfurt, Müller. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Die hier gegebenen fünf Erzählungen sind dem Publicum früher schon in periodischen Blättern vorgeführt worden. Gleichwohl nimmt man diese Gaben gern noch einmal zur Hand, um dieselben ohne jene, an die Lecture periodischer Blätter geknüpften Last und feste Unterbrechung in sich aufzunehmen, denn außer der Unterhaltung gewähren sie größtentheils auch dem denkenden Leser manches Erfrischende und zu weiterer Betrachtung Anregende.

6. Orient und Occident. Erzählungen und Märchen von Amalie Kraft. Leipzig, F. Fleischer. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine sanftere, reine Phantasie, eine edle, gebildete Schreibart müssen den Gaben der Verf. viele Freundinnen erwerben. Es ist einmal stereotyp geworden, den Orient als den Boden für Phantastbilder und Märchen zu betrachten, und so finden wir das auch hier. Der Occident dagegen gibt zwei historische Erzählungen, von welchen die erste als Eigenthum der Verf. insbesondere hervorgehoben ist.

7. Bermudez, oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. Von C. J. F. Wendal. Breslau, May und Comp. 1837. 8. 18 Gr.

Ref. hat schon mehrfach Gelegenheit gehabt, in d. Bl. seine Hochachtung der Frauen zu betheiligen. Er möchte das auch jetzt thun, wo er der edeln Verfasserin zum ersten Male gegenübersteht, und so spricht er denn frank und frei aus, daß, wie-

wol dieses Buchlein in mancher Beziehung auch ihm eine „Schule der Leiden“ gewesen, er dennoch gern eine edle und für eine Dame sehr kräftige Schreibart sowie die überall zu Tage gelegte reine und zarte Befähigung anerkennt. Eine „Schule der Leiden“ aber ist das Buch jeder dünnen, nüchternen Kritikersele, inbem dasselbe nicht eine künstlerische Darstellung gibt, sondern dem Leser fortwährend in rhapsodischen Spannungen erhält, sodaß aus den geschichtlichen Verwicklungen nur Verwirrungen sich ergeben, Aufregungen, für welche man kaum einen Grund anzugeben weiß, da die Gestalten phantasmagorisch dem Auge vorüberzweilen. Es scheint, die Verf. habe sich der Poesie mit einer schönen, edeln Einseitigkeit hingegeben; allein Einseitigkeit ist stets bedenklich! Die Poesie soll uns so wenig als wir sie beherrschen. Die reinste und damit zugleich die kräftigste Harmonie zwischen beiden vermag allein echt künstlerisch zu schaffen. 36.

Notiz.

Keine Denkmale des asiatischen Alterthums haben die Wissbegierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen als die kolossalen Idole von Bamián. Es sind zwei Figuren in Hautrelief, eine männliche und eine weibliche; die eine wird Galfai, die andere Schah Mama genannt. Die männliche Figur ist ungefähr 120 Fuß hoch, nimmt eine Fronte von 70 Fuß ein, und die Nische, in welcher man sie ausgehauen hat, erstreckt sich etwa 70 Fuß tief in den Felsen. Die Beine des Idols sind durch Kanonentugeln verstümmelt und das Gesicht ist oberhalb des Mundes zerstört. Die Lippen sind sehr breit, die Ohren lang und hängend, und der Kopf scheint ein Diadem getragen zu haben. Die Figur ist ganz mit einem Mantel überhangen, der aus einer Art Mörstel geformt scheint. An verschiedenen Stellen hat man sie mittels hölzerner Pfähle noch mehr zu befestigen gesucht. Ubrigens ist die Arbeit weder symmetrisch noch zierlich. Die Hände, welche den Mantel ausbreiteten, sind beide abgebrochen. Die weibliche Figur ist besser ausgeführt, aber ebenso bekleidet wie die männliche. Sie steht ungefähr 200 Ellen von der ersten entfernt, ist aus dem Felsen gehauen, aber nicht halb so hoch. Die Nischen beider Idole waren ehemals mit Mörstel überkleidet und mit menschlichen Figuren bemalt. Jetzt sieht man die Malerei nur noch über den Häuptern der Idole. Die Farben sind so lebhaft und die Umrisse so scharf wie in den ägyptischen Gräbern. Alle diese Figuren stellten weibliche Büsten vor, mit einem Haarbüsch auf dem Kopfe und einer Art Zoga über der halben Brust. Das Ganze ist mit einem Heiligenscheine und der Kopf mit einem zweiten Heiligenscheine umgeben. An einer Stelle unterschied man eine Gruppe von drei weiblichen Figuren, die einander zu folgen schienen. Die Volkssagen im Betreff dieser Idole sind sehr unbestimmt und ungenügend. Man behauptet, sie seien um die Zeit von Christi Geburt durch einen Stamm Ungläubiger aus dem Felsen gehauen worden, um einen König Galfai mit seinem Weibe darzustellen, der in irgend einem fernen Lande regiert habe und wegen seiner Größe (des Buchses?) angebetet worden sei. Die Hindus erklären diese Idole für Arbeiten der Raudus und behaupten, es geschehe ihrer in dem „Mahabharata“ Erwähnung. So viel ist gewiß, daß kein Hindu an denselben vorbeigeht, ohne ehrfurchtsvoll zu grüßen. Die langen Ohren der größten Figur machen es wahrscheinlicher, daß beide buddhistischen Ursprungs sind. Man kann zwischen ihnen und den Kolossen von Galfette bei Bombai keine Ähnlichkeit finden; aber bei Mantia im Pendschab gibt es einen alten Kornel, der genau die Figur des männlichen Kopfes hatte. Die gemalten Idole gleichen auffallend den Büdern der Dschahetempel im westlichen Indien. Vermuthlich verdankt man die Idole von Bamián dem Eigenwillen irgend eines vornehmen Herrn, der sich in diesem Höhlenland verewigen wollte. 4.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 33.

2. Februar 1838.

Essai sur l'organisation démocratique de la France par
Aug. Billiard.

(Beschluss aus Nr. 22.)

Die größte Gefahr für Staatsform und Staatszweck fürchtet der Verf. von Seiten der vollziehenden Gewalt, und um sie unschädlich zu machen, beschränkt er ihren Wirkungskreis auf eine engere Sphäre, als dieselbe je in einem Staate hatte. Sie hat nicht das Recht des Kriegs und Friedens, welches der Kammer vorbehalten bleibt, nicht die Besetzung der öffentlichen Ämter, sie darf die Reglements für die öffentliche Verwaltung nicht beschließen, sondern nur vorschlagen, das Staatsoberhaupt ist selbst nicht Anführer der bewaffneten Macht, seine ganze Thätigkeit beschränkt sich fast darauf, den einzelnen Behörden und Landbestheilen die Aussprüche des Nationalwillens bekannt zu machen, die Ausführung der durch die Kammer beschlossenen Maßregeln in den Cantons zu controliren und im Falle des Ungehorsams eines Landbestheiles oder bei sonst sich erhebenden Schwierigkeiten eine gerichtliche Entscheidung von Seiten des Conseil départemental oder des Conseil national hervorzurufen. Auch das Begnadigungsrecht übt nicht die vollziehende Gewalt, sondern der oberste Staatsgerichtshof. Um die Idee des Verf. gehörig zu verstehen, ist es nöthig, daß man seine Theorie von den socialen Garantien, von welcher ein Theil schon früher berührt ist, im Zusammenhange kennen lerne. Das System dieser Garantien beruht auf der Idee einer selbständigen politischen Jurisdiction, deren erste Stufe die bereits erwähnten Conseils départementaux bilden, und welche in dem Conseil national culminirt, zu dem die Wahlmänner jedes Departements ein Mitglied ernennen. Diese Richter über Fragen des öffentlichen Rechts, sagt der Verf., müssen amovibel sein, denn nichts ist veränderlicher als das öffentliche Recht einer Nation, und werden z. B. die unter der Herrschaft religiöser Intoleranz eingesetzten Richter für eine Zeit vollkommener Glaubensfreiheit passen? Ref. sieht in der That nicht ein, warum man diese Frage verneinen sollte. Vorausgesetzt, daß der Richter sich innerhalb der Schranken seines Amtes hält und überhaupt mit Gewissenhaftigkeit verfährt, paßt er für jede Gesetzgebung; hat er aber nicht die wesentlichen Eigenschaften seines Berufs, so taugt er für keine Verfassung und keine Gesetzgebung. Die Civilgerichts-

barkeit glaubt der Verf. Richtern anvertrauen zu können, welche gewissermaßen inamovibel sind, denn nichts in dem Staate dürfe den Charakter völliger Unbeweglichkeit haben. Sehr wahr; man kann aber auch gewiß nicht behaupten, daß ein auf Lebenszeit verliehenes Amt diesen Charakter habe. Die dem Conseil national vom Verf. gegebenen Attributionen sind sehr ausgedehnt und gehen vielfach über die richterliche Sphäre (insofern dieselbe durch vorhandene Gesetze umschrieben wird) hinaus. Wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten derselben hervorzuheben.

1) Das Conseil national entscheidet in letzter Instanz, ob die einzelnen Abtheilungen des Staats ihren Pflichten gegen den Staat genügt haben. Finden seine Entscheidungen Widerstand, so sendet die vollziehende Gewalt Commissarien ab, die denselben Gehorsam verschaffen.

2) Es regulirt in letzter Instanz den Arbeitslohn. Man mißbraucht die Überlegenheit des Vermögens oder der Kenntnisse wie die Überlegenheit der Stärke. Die Reichen, welche sich einer Industrie bemächtigen, können für die Arbeiter das sein, was eine Militärdictatorie für die Unterthanen ist. Der Bewaffnete verschafft sich Gehorsam durch die Furcht, der Reiche durch den Hunger.

Die Theorie des Verf. über diesen Punkt ist mindestens unvollständig; er sagt nicht, was zu thun sei, wenn der Fabrikherr u. s. w. lieber nicht arbeiten läßt, als daß er den durch das Conseil national festgesetzten Arbeitslohn zahlt. Soll man ihn zwingen arbeiten zu lassen? Unmöglich. Die für den Arbeiter durch eine Fixirung des Lohnes gehofften Vortheile sind demnach sehr problematisch.

3) Von ihm gehen die Verwaltungsreglements aus, „die, im Grunde genommen, nur eine vorgängige Lösung möglicher Schwierigkeiten sind, welche sich der Vollziehung eines Gesetzes entgegenstellen könnten“.

4) Es hat die Controle der zwischen der Regierung und Privatleuten abgeschlossenen Verträge. Die aus denselben entspringenden Streitsachen gehören indessen vor die gewöhnlichen Tribunale. Der Verf. eifert sehr gegen die sogenannte Administrativjustiz, welche in Frankreich für solche Sachen stattfindet.

5) Es entscheidet alle Kompetenzstreitigkeiten zwischen verschiedenen Behörden und die Streitsachen, für welche sich die übrigen Tribunale incompetent erklären. Dieser Fall ist in Frankreich nicht selten, und die Parteien wen-

den sich in demselben gewöhnlich an die Kammern, welche sie, da sie keine Jurisdiction hat, an das Ministerium verweist, wodurch ihnen abermals nicht geholfen ist.

6) Das Conseil national autorisirt die vollziehende Gewalt zu Massregeln, die durch Feindseligkeiten des Auslandes nothwendig werden können.

7) Es autorisirt die Einberufung und Beurlaubung der Gruppen. (Die Aushebung derselben verfügt der gesetzgebende Körper.)

8) Seine Autorisation ist zur außerordentlichen Einberufung der Kammer nöthig.

9) Es bewacht die Verfassung gegen die gesetzgebende Gewalt selbst. Glaubt es die Verfassung durch eine Beschlußnahme derselben verletzt, so theilt es diese seine Ansicht den Cantons mit, und wenn zwei Drittheile der Cantons derselben beistimmen, so ist die Kammer de jure aufgelöst. Der Fall, daß das Conseil national selbst die Verfassung verletze, sagt der Verf. an einer andern Stelle, ist kaum möglich. Dies könnte nur geschehen durch Usurpation der gesetzgebenden oder vollziehenden Gewalt, und eine solche angenommen, wären alle aus ihr hervorgehenden Acte ungültig, und die Bürger hätten sich derselben nicht zu conformiren. Durch diese Erklärung hat der Verf. aber, wie man leicht sieht, die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verschült.

10) Es hat im Einverständnisse mit der Kammer die Initiative der Verfassungsänderungen, welche indessen auch den Cantons zusteht. Sprechen sich zwei Drittheile der Cantons für die Veränderung aus, so wird sogleich zur Wahl eines Nationalconvents geschritten, dessen constituirende Gewalt unbeschränkt ist.

11) Das Conseil national ernennt ferner fast alle öffentliche Beamten, die ohne seine Mitwirkung auch nicht entlassen werden können.

12) Seine Autorisation ist zur Anklage der Staatsbeamten erforderlich.

13) Es hat, wie schon erwähnt, das Recht der Begnadigung und Strafverwandlung.

So viel über die politischen Garantien. Von Dem, was der Verf. über die Bürgschaften der Criminal- und Civiljustiz sagt, verdient nur hervorgehoben zu werden, daß er auch bloße Polizeistrafen durch eine kleine Jury ausgesprochen wissen will, und daß er die von den Cantons zur Wahl der Volksrepräsentanten abgeschickten Wahlmänner für geeignet hält, die Departementalassisen zu bilden. In diesem letzten Punkte wird der Verf., der an vielen Stellen seines Buches auf die strengste Scheidung der politischen, administrativen und richterlichen Functionen dringt, seinen eignen Grundsätzen ungetreu. Ein sehr starker Einwand gegen die Zulässigkeit der vorgeschlagenen Einrichtung liegt zu nahe, um übergangen zu werden. Die von den Cantons abgeordneten Wahlmänner werden im Zweifel die ihnen anvertraute Befugniß ihrer politischen Farbe verdanken, sie werden Parteimänner sein, und sie sind deshalb durchaus unfähig, als unparteiische Richter in Criminalsachen zu figuriren, bei denen politische Interessen im Spiele sind. Sachen dieser Art wer-

den aber nie fehlen. Mit einem Capitel über die besondere Organisation von Paris, als Sitz der Regierung, welches freilich sehr interessant ist, dessen Analyse aber ein zu tiefes Eingehen in administrative Details erfordern würde, schließt der eigentlich organische Theil des Werks, auf welchen wir jetzt einen kurzen Rückblick machen wollen.

Der Verf. hat die Metaphysik des Staats ganz auf Seite gelassen; er behandelt denselben als etwas Bestehendes, dem man im Interesse Aller die zweckmäßigste Einrichtung geben müsse; er fängt also mit der Sache selbst an und vermeidet dadurch manche dornige und praktisch unfruchtbare Untersuchung. Seine Idee der Cantonaleintheilung ist neu und folgenreich. Sie will den Localgeist oder doch dessen politischen Einfluß beschränken und, indem sie dem Staate eine starke, gleichförmige Gliederung gibt, seine organische Lebensthätigkeit gleichmäßig vertheilen und steigern. Aber man muß befürchten, daß der Staat des Verf. einer unbarmherzigen Centralisation nicht entgehen werde. Die administrative Selbständigkeit der Cantons ist nur scheinbar. Die Administrationsregel geht von einer Centralbehörde aus, welche zu unverhältnißmäßig stark ist, und welcher, da sie eigentlich ein Justizhof ist, die strengen juristischen Begriffe von Ordnung und Gleichförmigkeit auf die von ihr ausgehenden Verwaltungsreglements in zu ausgebreittem Maße übertragen wird. Die Cantons haben freilich die Wahl ihrer Administrativbehörden, allein wenn diese an eine despotische Regel gebunden sind, der eine starke politische Gerichtsbarkeit jeden Augenblick Gehorsam zu verschaffen bereit ist, so kann dies Wahlrecht dem Cantonleben keine freie Bewegung verschaffen. Indem der Verf. dem Conseil national die Erlassung oder wenigstens die Bestätigung der Verwaltungsvorschriften beilegt und dasselbe zugleich in letzter Instanz über die streitige Beobachtung dieser Vorschriften entscheiden läßt, verfällt er übrigens in den stark von ihm selbst getadelten Fehler, die Behörde, welche das Gesetz (hier das Reglement) gemacht hat, zum Richter über dessen Befolgung zu berufen. Die Nothwendigkeit einer politischen Gerichtsbarkeit ist einleuchtend, und sie ist in unsern Tagen mehrfach durch ihr entsprechende Einrichtungen, namentlich in Deutschland, anerkannt worden. Wenn man aber, um die Entscheidung staatsrechtlicher Streitfragen der Willkür zu entziehen, eine oberste Justizbehörde konstituiert, von welcher die Staatsgewalten Recht zu nehmen haben, so muß man mit der größten Vorsicht darüber wachen, daß die Macht dieses Gerichtshofes nicht in eine wahrhaft politische Gewalt ausarte, oder einer solchen dienstbar gemacht werde. Daß jede constituirte Autorität unwillkürlich auf Ausdehnung ihrer Befugnisse ausgeht, ist anerkannt. Gibt man einem Justizhofe Attributionen, wie die oben unter 6—11 aufgeführten, so eröffnet man demselben den Weg zur offenen oder versteckten Dictatur, und selbst die periodische Erneuerung seiner Mitglieder ist keine Bürgschaft gegen die Störung aller innern Staatsverhältnisse durch eine den ganzen Staatsorganismus dominirende und doch ihrer ursprünglichen Natur nach durchaus untergeordnete Macht. Das Conseil national

würde in einer demokratischen Verfassung fast Dasselbe sein was der Rath der Zehn in der Aristokratie Venedigs war. Die vollziehende Gewalt wird schon von vorn herein durch dasselbe völlig annullirt oder vielmehr absorbiert, und wenn man von dem suspensiven Veto absteht, welches der Verf. dem Staatsoberhaupt ziemlich inconsequenterweise beilegt, so beschränken sich dessen Befugnisse in der That fast ganz auf die Functionen eines Berichterstatters. Die Verantwortlichkeit desselben ist ganz illusorisch, denn es hat nicht zu handeln; es müßte usurpiren, um sich verantwortlich zu machen. Da nun aber die vollziehende Gewalt irgendwo residiren muß und auch von dem Verf. der Sache nach wirklich dem Conseil national übertragen ist, so erhebt sich die Frage, ob eine gute Staatsverwaltung durch eine collegialische Behörde möglich sei. Diese Frage kann hier nicht erörtert werden, wir bemerken nur, daß der Verf. sie entschieden verneint, sein System aber sie zu bejahen scheint. Noch ein Wort über die Anführung der bewaffneten Macht. Der Verf. spricht sie dem Staatsoberhaupt ab und erklärt dadurch die Constatirung einer selbständigen militärischen Staatsgewalt für nothwendig. Wem ist der Anführer des Heeres Rechenschaft und Gehorsam schuldig? Der Verf. beantwortet diese Frage nicht und kann sie nicht beantworten, wenn er nicht eingestehen will, daß er in und neben dem Staate eine militärische Souveränität gründet, oder das Conseil national für die wahre Exekutivgewalt erklären mußte.

Der zweite Theil des Buchs handelt, wie schon bemerkt wurde, von einigen besondern Einrichtungen und wichtigen speziellen Fragen. Der Verf. bringt in der ersten Section auf Press-, Religions- und Handelsfreiheit, wobei er jedoch die Zweckmäßigkeit einer Theaterzensur und die Nothwendigkeit anerkennt, die bei den jetzigen Handelsverhältnissen theilhaftigen Interessen nicht durch eine plötzliche Veränderung derselben zu ruiniren. Er schlägt vor, daß man für die Einführung der Handelsfreiheit eine Epoche bestimme, die entfernt genug sei, um einem Jelen die Vorbereitung auf diesen Wechsel möglich zu machen.

Der öffentliche Unterricht ist der erste Gegenstand, welcher in der zweiten Section abgehandelt wird. Der Verf. betrachtet den Volksunterricht als eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten und hält die Theilnahme an demselben für eine Zwangspflicht. Die Gegenstände des Unterrichts sollen durch den Staat bestimmt werden, die Form desselben aber den Lehrern unter Controle der Behörden überlassen bleiben. Der Verf. geht hierauf zum Militärwesen über. Die bewaffnete Macht soll aus dem stehenden Heere und der Nationalgarde bestehen, diese beiden Theile aber sollen eine ineinandergreifende Organisation erhalten, durch welche ihr wahrhaft bürgerlicher Geist gesichert werde. Beachtenswerth ist, daß der Verf. das Ordenswesen verwirft. Diese Ansicht wird nicht vielen Anklang bei seinen Landsleuten finden. Der Verf. stellt endlich eine Untersuchung des jetzigen Finanzwesens in Frankreich an, welches er wesentlicher Verbesserungen

fähig hält. Diese Materie ist zu verwickelt und auch zu vielen Details zusammengesetzt, als daß wir dem Verf. in dieselben folgen dürften. Den Schluß des Buchs macht eine kurze Recapitulation seines Inhalts. 14.

Schriften über Börne. *)

1. Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. Von Eduard Reurmann. Frankfurt a. M., Brner. 1857. 8. 1 Thlr.
2. Ludwig Börne in seinem literarischen Wirken; oder Resultate meiner Kritik über Börne's Schriften. Ein Supplement zu Börne's sämtlichen Werken von Ferdinand Bachhaus. Altona, Rauwerk. 1837. 8. 18 Gr.

„Ein Stern ist untergegangen, und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint! Und eine Krone ist gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben!“ So sprach Ludwig Börne, als Jean Paul sein Auge schloß, an dessen großem Weltbergen er sich berauscht und gestärkt hatte für die nahen Tage des furchtbaren Kampfes. Auf ihn, den einsam stehenden Heiden, der nie feig oder rücksichtsvoll genug war, um sich den Verhältnissen zu bequemen, sind diese Worte in gleichem Grade anwendbar. Wir möchten lange warten dürfen, ehe ein Deutscher mit gleichem Muth, der nämlichen Ausdauer und mit der achtungsgebietenden, zähen Würde den begonnenen Kampf Börne's fortsetzen möchte.

Man hat den unerschütterlichen Charakter lange bekämpft, ohne ihn besiegen zu können, und nur Wenige besaßen den geeigneten Tiefblick des Geistes, um die Wege dieses außerordentlichen Mannes und großen Menschen zu begreifen. Jetzt ist er todt, die Überlebenden brauchen den Dolch seines Wortes nicht mehr zu fürchten, aber seiner Gruft blühen friedlich duftende Rosen. Das ist die rechte Zeit für die Deutschen! Wir kennen unsere Mängel und Vorzüge recht gut; wir wissen, daß keine Nation im gelehrten Vergleichen uns übertrifft. Es ist uns eine wahre Seelenfreude, wieder einmal einen interessanten Leichnam auf dem Secirische vorzufinden, in dem wir recht nach Herzenslust mit Sonde und Scalpmesser hantiren können, ohne durch ein Wehgeschrei in unserm Lieblingsgeschäfte unterbrochen zu werden. Man will behaupten, der Deutsche huldigt dieser Neigung aus einer unübersteßlichen Wißbegierde und warte mit Vorbedacht auf die Stunde, wo er am ungehörtesten seine Neigungen befriedigen könne. Das mag zum Theil wahr sein, nicht minder richtig ist es aber auch, daß die Furcht vor der Öffentlichkeit, dem eigentlichen Leben, ihn abhält, früher seine Ansichten auszusprechen, als bis der Tod dem verhassten oder unbequemen Leben ein Ende gemacht hat. Als ehrbare Todtengräber sind wir Deutsche groß; hier vermögen wir sogar mit unverkennbarem Anflug von Genialität ein künstliches Leben hervorzubringen. Sachen und Personen gewinnen auf diese Weise erst recht an Bedeutung. Was man dem Lebenden aus Furcht, zu viel Lobens zu machen, nicht zugestanden, das gewährt man gern mit rührender Pietät, zu weilen auch mit einigem Freimuth dem Todten. Unsere Cultur- und Literaturgeschichte bestärkt nur zu deutlich die Wahrheit dieser Behauptung, das Abscheiden Börne's aber wird mehr als je den schlagendsten Beweis dafür liefern.

Es verdient Jedermann Anerkennung, der, befugt dazu,

*) Wie verschieden auch die Ansicht, die der Verf. dieses Schlusswortes über Börne äußert, von derjenigen ist, die mehrfach in früheren Jahren in d. Bl. über Börne ausgesprochen wurde, so haben wir doch nicht geglaubt, den Aufsatz zurückweisen zu dürfen, und nur den Einsender ersucht, sich zu unterzeichnen. D. Red.

es übernimmt, ungekannte oder unentdeckte Seiten eines großen Charakters dem Publikum zu enthüllen. Nur muß es dann mit der Unparteilichkeit eines edeln Herzens geschehen, dem es nicht um Lobhudelei, sondern um Wahrheit zu thun ist. Was zeitlich über Börne geschrieben worden ist, trug meistens theils, mochte es von Freund oder Feind kommen, das Gepräge der Leidenschaftlichkeit. Während dieser sich im Schimpfen und Schmähgen gefiel und die Veranlassung dazu auf jeder Seite der Börneschen Schriften finden wollte, trompetete jener handwurschtig vor seiner Bude und schrie: Immer herein! Immer herein! Hier ist zu hören die unverfälschte Wahrheit! Nur Der, dem zu Liebe oder aus Haß jene Anstalten getroffen wurden, lächelte schmerzlich über den Unverstand des Freundes wie des Feindes, ohne seine Hand auszustrecken und zu sagen: Du hast recht! Da schreibt auf einmal Edward Beurmann ein dünnes Büchlein, kunst- und prunklos, ohne Annäherung, ohne zu loben noch zu tadeln; nur ein Bild des tohten Börne drückt er tief ein in den Rahmen seiner Worte, und dies Bild ist, wie Jedem sein Gefühl es sagt, das einzig wahre. So muß Börne gelebt, gedacht haben; so muß er gewesen sein mit all seinen großen Fehlern und noch weit größern Tugenden.

Beurmann lebte kurz vor Börne's Tode vereint mit ihm beinahe volle drei Monate, und die Schärfe seines Blicks, die ebenso bestimmt die Sachen als die Personen zu erforschen vermag, brang tiefer ein in die innerste Seele Börne's als jeder Andere. So ward es Beurmann möglich, in seiner einfachen Darstellung eine inhaltschwere Schrift über den großen Schriftsteller zu liefern, dessen Grab der Grundstein sein wird für den Tempel der neuen Freiheit. Es versteht sich von selbst, daß nach dieser Ansicht eine eigentliche Kritik über Beurmann's Buch thöricht sein würde. Thatsachen lassen sich nicht kritisiren; wer es dennoch thut, handelt abern. Dagegen aber verdient diese Schrift von Jedermann, mag er Börne lieben oder hassen, gekannt zu werden; denn in ihr allein liegt der untrügliche Schlüssel zur tiefsten Erkenntniß des Menschen und Schriftstellers Börne. Ich glaube, nichts wird eine solche Aufforderung mehr unterstützen können als einzelne charakteristische Mittheilungen aus dem Buche selbst, die uns den an der Persöblichkeit der Geschichte hingerichteten Mann von den verschiedensten Gesichtspunkten zeigen. Ich lasse zunächst die Schilderung Beurmann's von Börne selbst, seinen Umgebungen und seiner Lebensart folgen, die allein schon hinreichend wäre, den kühnen Kämpfer lieb zu gewinnen.

„Es war im Monat September“, erzählt Beurmann, „als ich nach Paris kam. Börne wohnte während des Sommers bei einer ihm befreundeten Familie aus Frankfurt in Auteuil, und man dehnte die Sommerfaison so lange als möglich aus; erst im November zog man in die Hauptstadt, in die rue Lafitte. Ich besuchte Börne zuerst in Auteuil, ein Freund führte mich zu ihm. Konrad, sein ehrlicher Bedienter, der mit seinem Herrn vielleicht auf die Nachwelt kommen wird, begrüßte uns leise und schüchtern. Börne schlief, aber wenn er auch wach war, mußte Alles um ihn her ruhig und geordnet sein. Eine große Beweglichkeit in der Unterhaltung, wenn sie einen Grund hatte, war ihm angenehm, sie belebte ihn; aber ein Geschwätz, ein Hintereinanderreden konnte ihn tödten. Er war sehr aufrichtig und verhehlte seine Langeweile nicht; gestattete es die Convenienz nicht, sich zu entfernen, so wurde er in solchen Fällen monoton, versank in Gedanken oder gähnte. Konnte er aber der Unterhaltung auf irgend eine Weise entfliehen, so trat er seinen Rückzug plötzlich an, ohne ihn im Geringsten zu cachiren. Ohne ein Wort zu sagen, schlich er sich in sein Arbeitszimmer, sich auf dem Sopha erholend. „Man hat mich häufig für langweilig erklärt“, sagte er einst zu mir; „aber ich litt dann bloß an übelm Geschmack.“ In der That, er hatte die feinste Zunge von der Welt; aber wenn ihn die deutsche Literatur aus Neugierde be-

suchte und immer nur sich wiederholte, was sie geschrieben, was sie noch schreiben wollte; wenn sie alle diese todte Intelligenz aufsticht, von der er behauptete, daß Deutschland an ihr krank sei, so wurde ihm übel. „Haben Sie einen bösen Geschmack?“, fragte ihn der Arzt am Morgen seines Todes. „Gar keinen! so wenig wie die deutsche Literatur.“ Börne hatte einen hant goät in literarischen Angelegenheiten; Alles, was er schrieb, war langsam und fein bereitet, selbst seine Grobheit.“

„Wir wurden aus dem Vor- in das Entréezimmer geführt, wo das Kammerfräulein recht einladend kaffierte und die weichen Stühle zur Bechaglichkeit aufmunterten. Nach einigen Minuten trat Börne herein. Ich sah ihn zum ersten Male in meinem Leben. Eine kleine Gestalt, in seinem Schlafrocke, mit fast schüchternem Benehmen, ernst, gleichgültiger Miene, aber einem strahlenden, wahrhaft schönen Auge, trat, mich kalt, fast misstrauisch begreifend, näher.“

Ein längeres Zusammenleben mit Börne verschönte schnell das anfängliche Mißtrauen. Statt dessen erschloffen sich vor Beurmann's Augen mehr und mehr die Tiefe und Klarheit von Börne's Geiste ebenso sehr als seine Schweigende, aber rasklos thätige Humanität, seine Milde, Toleranz und Unterstüßungslust. Wie er von Deutschland dachte, das ihn seiner heißen Äußerungen halber zum Theil tödtlich haßte, darüber belehren jeden Ungläubigen folgende Worte Beurmann's.

„Börne erklärte, nicht ohne Paris leben zu können, obwohl er eigentlich außerhalb Paris stand. Genießen konnte er Paris nicht à la jeune France, aber er genoß es geistig, nicht in contemplativer Ruhe, sondern in steter Aufregung, in fortwährender Discussion. Anscheinend zurückgezogen lebend, nahm er den lebhaftesten Antheil an allen Tagesfragen; seine Blicke waren stets auf das Capitel gerichtet, wo er keine Stelle einnehmen konnte. In seinem einsamen Zimmer, höchstens von einigen Freunden umgeben, verhandelte er alle jene Dinge, die Frankreich bewegten, aber der Grund und Boden dieser Verhandlung war ein ganz anderer als der in den Kammern; nicht die kleinlichen Interessen der Parteien, sondern die Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes bildete das Fundament der Discussion. Börne lebte nicht sowohl in als an Paris; sein großes Herz erstarrte an dem Ruhme, an der Thatkraft und der vorangeschrittenen Civilisation, die dort weniger im Zusammenhange als in großen Granitbruchstücken angutreffen sind. Börne sog neue Lebenskraft aus den unbedeutendsten Einzelheiten der neuesten französischen Geschichte; er verfolgte die Chronik des Tages in den Zeitchriften mit sorgsamem Auge, ließ sich die alltäglichen Vorfälle der Hauptstadt erzählen — Alles aus dem Grunde, um selbst in seiner Zurückgezogenheit inmitten jener rastlosen Thätigkeit von Paris zu bleiben und unter dem großen Schutte des Volksgewähls wenigstens ein köstlichen Volkscharakter und Volkswürde zu finden. Somit verehrte er Frankreich, das ihm zur andern Natur geworden war; aber er liebte Deutschland als sein, obwohl er allein an Deutschland starb; er liebte es wie seine Braut. Sein schönes, dunkles Auge erglänzte in sehnsüchtigen Erinnerungen, lenkte sich das Gespräch auf die Rheingegenden und den Taunus. Frankreich war Börne eine Werk statt seines Geistes, Deutschland war ihm eine Erholung; man konnte ihm nicht genug von Frankfurt erzählen und wie Dieser oder Jener lebe, ob noch Alles beim Alten sei u. s. w. Börne, der Frankfurt so langweilig fand, daß er nur einen Tag in der Woche dort zu den erträglichsten rechnete, nämlich den Freitag, wo es im Schwan Sauerkraut und Salpersfelß gab, lief in Paris nach frankfurter Semmeln umher. „Da hab' ich mir ein frankfurter Brötchen gekauft!“ mit diesen Worten trat er einst triumphirend und ein Weißbrot aus der Tasche ziehend ins Zimmer. Wer wird es mir nicht glauben, daß er ein guter Patriot war.“

(Der Beschluß folgt.)

Das wiederentdeckte Krönungsevangeliem von Rheims.

(Le texte du sacre.)

Die durch ihre politische Bedeutung wichtigen, zahlreichen slawischen Völkerschaften sind jetzt auch in ihren geistigen Eigenthümlichkeiten so allgemein erkannt, daß bald außer Gelehrten alle tiefer Gebildete nicht mehr werden umhin können, sich nicht nur mit ihrer Geschichte und Literatur, sondern auch mit ihrer Sprache, selbst in deren dialektischen Verzweigungen bekannt zu machen. Nachdem die Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprachen sich so häufen, ein Dobrowsky das Lehrgebäude des altslawischen Idioms, die Sprachlehre des Böhmischen, aufgerichtet, worauf Wul das Serbische, Murko das Windische kennen lehrten; nachdem die kaiserlich russische Akademie ihr Wörterbuch, Linde das polnische und Jungmann das böhmische mitgetheilt haben; nachdem ein Grimm, dieser Hoch- und Altnormer germanischer Forschung, Zeugniß abgelegt hat von dem Reichtume, der Biegsamkeit und dem Wohllaute des Slawischen, das im Indischen und Deutschen, im Griechischen und Römischen nur ebenbürtige Geschwister erkennt: wer wollte nicht schon den Fuß erheben in dieses Heiligthum, worin sich der Menschen- und Gottesgeist nicht minder bewundernswürdig offenbart als in irgend einem andern Erzeugnisse der herrlichen Sprachengabe unsers Geschlechts? Auf solche Gründe gestützt, behaupten wir: das Bedürfniß der slawischen Sprachenkunde wird im Verlaufe der Zeit von den Gebildeten in Europa und Amerika immer allgemeiner gefühlt und befriedigt werden; auch die Slawen werden ihre großen Dichter und Schriftsteller erhalten, deren Meisterwerke dann, ebenso wie neuerlich die nur zu lange von dem Auslande gering geachteten Werke der deutschen Literatur in England und Frankreich, verdiente Anerkennung finden werden.

Wie dahin ist es nicht genug zu rühmen, daß die Gelehrten jedes Slawenzweiges ihre Studien hauptsächlich der Sprachforschung selbst zuwenden, um den ursprünglichen, reinen Slawismus immer vollständiger ans Tageslicht zu fördern. Gleich den classischen Sprachdenkmälern der alten Zeit und des Mittelalters haben auch die slawischen Urkunden das traurige Schicksal der Vernichtung und Zerstreuung im Sturme der Begebenheiten erfahren, und nur hier und da begünstigt ein glücklicher Zufall den aufmerksamen Forscher, um einige Reste des Alterthums zu retten oder aus

ihrer unverdienten Verborgenheit zu ziehen. Der Kürze wegen die frühern Beispiele übergehend, verweilen wir diesmal nur bei den Verdiensten, welche in dieser Beziehung sich Kopitar, von dem der kundige Grimm („Göttinger gelehrte Anzeigen“, 1836, S. 324) bezeugt, daß er „allen heutigen Slawisten vorangeht“, erworben hat. Dieser geistige Erbe Dobrowsky's, entfernt wie dieser von der Sucht, durch oberflächliche Schöngeisterei dem Zeitgeiste zu huldigen, hat die slawische Sprachforschung um mehr als einen entscheidenden Schritt gefördert und wird es, da er im kräftigsten, lebensfrohen Mannesalter blüht, hoffentlich noch ferner thun. Wir verweisen nur auf seinen erst im vorigen Jahre splendid herausgegebenen „Clozianns“, einen glagolitischen Überrest, durch welchen die Südslawen mit den Nordslawen, deren älteste Cyrilische Urkunde von 1050 soeben der gelehrte Russe Wostokow bearbeitet, fast in die Schranken treten. Ihm verdankt auch die polnische Nation die Veröffentlichung und Würdigung ihres ältesten Sprachdenkmals in dem ein paar Jahre früher, leider nicht ohne tatarische Entstellung, erschienenen St.-Florianer Palster. Erst im vorigen Jahre magte er neue, wichtige Studien auf seiner Römerreise, und er sprach sein kräftiges Glück auf! über das slawische Krönungsevangeliem von Frankreich, in dem man schon die bei weitem älteste, kostbarste Überlieferung des Slawenthums als verloren beklagte. Wir sind so glücklich, aus einer freundschaftlichen Mittheilung von seiner Hand über den letzterwähnten Fund genauen Bericht erstatten zu können. Bevor wir jedoch seine eignen Worte mittheilen, glauben wir noch Einiges zum bessern Verständniß vorausschicken zu müssen.

Auch für die slawische Bevölkerung ging erst mit dem Erscheinen des Christenthums auf ihrem Boden das Licht der höhern Bildung auf. Auf welchem Plage, in welcher Abstufung und in welchem Umfange der aus seinem ersten Keime sich lebensvoll entwickelnde Volksgeist sein vorgeschichtliches Alter erreicht hat, ist in ebenso tiefes Dunkel gehüllt wie die Urgeschichte anderer Völkern. Die Diokuren Cyril (+ 868) und Method (+ 884) fanden bereits ein weitverbreitetes, sittiges, mit christlichen Nationen vielfach verkehrendes, selbst schon christlich gewordenes Volk vor, als sie die slawischen Länder mit ihrem apostolischen Hirtenstabe segnend durchwanderten; ein Volk, das nicht nur seine Religion und fertige Sprache, sondern auch

seine Verfassung, sein öffentliches und Familienwesen und seine Schrift besaß. Höhere Vollkommenheit ward der Slawen Sprache und Schrift, diesen Urhebern jeder menschlichen Bildung, erst durch dieses Brüderpaar zu Theil. Die Lehren einer so geistigen Religion, als die christliche, nun schon fast tausendjährige war, bildeten die Sitte und den mündlichen Ausdruck fort; die heiligen Bücher mit ihren neuen Begriffen gaben auch der Schreibung fördernden Anstoß; und weil nur im Kampfe das Große gedeiht, so erlebten jene Apostel die Nationalität ihrer durch die salzburger Missionnaire zum lateinischen Ritus belehrten Stämme bloß dadurch aufrecht, daß sie wie mit Einem Schlage slawische Liturgie einführten und von Rom selbst die Anerkennung einer slawischen Kirche durchsetzten, eine Emanzipation nicht ohne Eifersucht bewirkend. Wahrscheinlich fanden sie das glagolitische Alphabet bereits unter ihren Katechumenen vor, und sie bildeten es nur weiter durch Hinzufügung zweckmäßiger Zeichen und Bräufierung der Sätze aus. Vielleicht bloß aus diesem entstand als bequemere Schrift das Cyrillicke Alphabet. Die ältesten slawischen Urkunden sind theils in jener, theils in dieser Schriftart gefestigt. Doch im Laufe der Jahrhunderte erhielt sich bei den zahlreichern Nordslawen das Cyrillicke Alphabet, noch heutzutage die kirchliche Schrift der Russen, von welcher die russische Umgangssprache nur eine Abart ist, während das glagolitische den Südslawen, auch nur mehr in Kirchenbüchern, eigenthümlich blieb und zuletzt sich auf einen sehr kleinen Küstenstrich der adriatischen See beschränkte. Die Westslawen nahmen das lateinische oder auch deutsche Alphabet an. Größere Aufmerksamkeit widmete dem Glogolitismus erst der unermüdete Dobrowsky († 1829), aber aus Mangel an Urkunden gab er der uralten Sage, daß der lateinische Kirchenvater Hieronymus, ein Dalmatier, das Glogolitische erfunden, die Deutung, erst seit dem 13. Jahrhundert habe die istrische Gelehrtheit dieses Alphabet aufgebracht, um ihren griechischen Ritus — denn die bei weitem größere Menge der Slawen schloß sich später dem morgenländischen Schisma an — durch einen ehrwürdigen Hinterrgrund vor der uniformirenden römischen Kirche zu beschützen. Erst Kopitar gelang es, diese Hypothese zu stürzen und, auf den Grund zahlreicher glagolitischer Codices, die er größtentheils selbst auffand, das wenigstens gleichhohe Zeitalter beider Alphabete zu behaupten. Dem ältesten Cyrillic (im Ostromitschen Evangelienbuch Wostokow's) stellte er den ältesten Glogoliten (im „Closianus“) entgegen. Und welche ganz neue Resultate für die Geschichte der Slawen überhaupt, und insbesondere für ihr Kirchenthum, ihre Grammatik und ihre Lexikon hieraus entstehen, hat er in seiner gelehrten Ausgabe eben dieses Codex des Grafen Rasg sinnreich nachgewiesen! Schon Herder hat die Slawen als ein Volk geschildert, das vorzugswelse den Künsten des Friedens ergeben ist. Mit Vorliebe trieben sie den Ackerbau, und im Conflict mit kriegerischen Nationen wurden sie deren Slawen. Ihre sanfter Geist, ihre Frauenschönheit machte sie auch den gebildetsten Ländern werth. Slawinnen saßen auf dem Throne der Griechen, und

französische Fürstentöchter heiratheten slawische Fürstentöchter. König Heinrich I. verließ im 11. Jahrhundert aus Kiew seine Braut und Gemahlin. Sollten diese Frauen nicht ihr theuerstes Erbe, die in ihrer Sprache und Schrift wiederholten Bücher der Bibel und der Kirche, mit sich in die neue Heimat gebracht haben? So kam ja der Psalter der ungarisch-polnischen Königin Hedwig durch die österreichische Prinzessin Katharina nach St. Florian, dem Stifte im Lande ob der Enns. So vermuthete Kopitar, daß auch der merkwürdige Text von Rhelms bei jener Gelegenheit, also 1050, nach Paris und von da nach Rheims gekommen. Aber wer hätte vermuthet, daß dieser Codex der Ostbarbaren das Buch werden würde, auf das die Könige der ritterlichsten Nation — man weiß nicht von welcher Zeit an, aber es geschah bis auf Ludwig XVI. — ihren Thronelid ablegten? Die wunderlichen Zeichen, nahm man sie für griechische Schriftzüge? Aber wie kam es, daß das Vaterland der Montfaucon sich auch nicht ein einziges Mal versucht fühlte, sie zu lesen, zu entziffern? Zwar ergöhte sich das gemüthliche Volk beim Anblicke der Elefanten aus Asten, aber wie konnte man die heiligste Verpflichtung auf ein unverstandenes moskowitisches Buch auch nur annehmen? Zwar konnte man es für eine Verlassenschaft des heil. Hieronymus halten und als gnadenreiche Reliquie verehren; aber man denke sich einen Franzosen, der, auf eine russische Urkunde schwörend, sein theuerstes Gut, die Verfassung des Landes, sicher stellt! Doch hören wir darüber Kopitar, der, selbst ein Slowene (in der Nähe Laibachs stand seine Wiege), bei Gelegenheit seines „Closianus“ auch diesem Texte du sacro (Evangeliumstext zum Krönungsgeleide) seine Aufmerksamkeit zuwendete und den Franzosen nicht nur ihren schon verloren geglaubten Schatz wiederfinden, sondern ihn auch erklären und würdigen half, ja, dabei sich der Russen als Wegweiser bediente. Doch in der Wissenschaft, der Allverföhrerin, gilt weder Franzose, noch Moskowite, noch Illyrier; sie ist Gemeingut und gehört Allen mit gleichem Rechte an. Er schreibt also wie folgt:

Es ist bekannt — und überaus genug! —, daß französische Könige vor der Revolution ihren Krönungsgeleid ein, zwar in Gold gebundenes, mit Edelsteinen und kostbaren Reliquien geschmücktes Evangelium ablegten, das man wenigstens für griechisch hielt, bis Zar Peter I., der es 1717 besah, dies Griechisch für seine (slawonische) Kirchensprache erklärte. Es war aber in jenem Kleinod neben dieser nun verächtlichen griechischen Schrift noch eine andere, die weder die Russen, noch der Zar selbst erkannten. Das Krönungsgeleid hieß *le texte du sacro*. Zum Glück ist Reliquie, wie Dobrowsky in Durich's Handschriften entdeckt, noch 1789 der englische Reisende Joch Hill und auf der Wiener Hofbibliothek mit den sachkundigen M., Prof. Alter (Griseb.) und Durich (Graplaner), gesprochen und, als diese ihm auf Anlaß seiner ausgesagten glagolitischen Schrift vorzeigten, diese unbedenklich für die unbekannt zweite Schrift des rheinischen Evangeliums erklärt. Da man indes aus den Zeitungen wußte, daß die rasende Revolution alle diese Krönungsgeleiden verbrannt hatte, so bemerkte man unter andern auch diesen Verlust um so mehr, nachdem auf eine briefliche Anfrage Alter's der berühmte portorische Gelehrte, Eldorico de Sacy, an Ort und Stelle amöliche Erwähnung eingelegt hatte, die dem vermuteten Bestand noch

mehr bekräftigten. (Seine Nachricht steht in Millin's „Magazin encyclopédique“, 1799, und daraus deutsch in Eichhorn's „Bibliothek d. bibl. Lit.“, Bd. 10, S. 530. S. auch Dobrowsky's „Slawin“, Prag 1808, S. 70 und 275.) Nach dieser war der Godeb auf zwei Columnen in zwei Sprachen, (vermutlich) griechisch und slawonisch geschrieben. Ford Hil's Aussage machte nun beide Columnen zu slawonischen, und zwar eine zur Cyrilischen und die andere zur glagolitischen. Um so schmerzlicher war der unersehbare Verlust für die Slawen. Doch selbst nach Sacy's Nachrichten war der Untergang im Feuer, wenn auch vermuthet, doch nicht verbürgt; ja, der Slawen liebende Berzweiflung fand einen Hoffnunganker an dem Gedanken, daß schon der Edelstein und des Goldbandes wegen der Godeb von Einem (sur non amat testes) heimlich auf die Seite geschafft und höchstens seines kostbaren Schmuckes beraubt, selbst aber grade deshalb doch nicht vernichtet worden sein möchte. Und so ist es!

(Der Beschluß folgt.)

Schriften über Börne.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Was Beumann über Börne's Styl und dessen Durchbildung sagt, ist ebenso wahr als bemerkenswerth und verdient um so mehr die allgemeinste Beachtung, als mit diesem Style die gesammte Literatur der letzten sechs Jahre auf das unzerrennlichste verwebt ist. Rag auch im Ganzen und Großen das frische Leben der jüngsten deutschen Literatur unmittelbar dem Börne'schen Gedanken entsprungen sein und zum Verkündiger desselben Werkzeugs sich bedient haben, die ersten Anfänge zu dieser großartigen Entfaltung so bedeutsamer Kräfte liegen zum großen Theile in Jean Paul's Denk- und Schreibweise. Ist dies bei den Jüngern kaum mehr zu erkennen, so gebührt dem todtten Börne fast allein der Dank für diese glückliche Emancipation aus den bunten Fesseln einer zu reichen Phantasie. Börne selbst erkannte den Einfluß Jean Paul's auf seine literarische Wirksamkeit freudig an, und Beumann sagt mit Recht, Jean Paul sei das alleinige Vorstudium Börne's gewesen. Was später dazu kam, hatte ihm die Erfahrung gelehrt, sein durchbohrend scharfer Blick und die furchtbare, aber heilige Logik des Herzens.

„Ich halte Börne“, schreibt Beumann, „für den in der Zeit und in den Ereignissen auf dem Markte des Lebens aufgegangenen Jean Paul. Was sich bei Jean Paul zum Roman und zur Phantasie gestaltete, das mußte bei Börne zu einzelnen Blumen und Blüten hervorreißen, die im Frühling, Sommer, Herbst und Winter verschoben sind. Die Sonne der Humanität erwärmte und belebte sie wie Jean Paul's Dichtungen; aber sie entsprossen der Zeit. — Darum war Börne eigentlich Journalist. Er war Journalist in der edelsten Bedeutung des Wortes, nicht was man in Deutschland unter dieser Bezeichnung versteht. Er selbst betrachtete die Journalistik als seine eigenthümliche Sphäre. Er sagte zu mir, als er von der Redaction einer deutschen Zeitschrift zu besonders, abgeschlossenen Beiträgen aufgefordert worden war: „Ich muß mich erst in die Dinge hineinschreiben; mein Erstes ist vielleicht ohne scheinbares Interesse, aber an das Unbedeutende knüpfe ich Bedeutendes; ich mag mich nicht so abruben, daß ich der Kunst und dem Studium das Leben opfere; ich muß deshalb ein bestimmtes Territorium haben, auf welchem ich mich allmählig entwickeln und heimisch machen kann.“

Wie früher in Jean Paul fand Börne später in Lamennais nach dem Erscheinen der „Paroles d'un croyant“ eine Gesinnung, die der seinigen voll überraschender Übereinstimmung entgegenkam. „Können Sie es glauben“, sagte er zu Beumann, als ein Diner bei dem Bildhauer David ihn mit dem Abbé zusammengeführt hatte, „unsere Gedanken kommen sich so entgegen, daß er mir oder ich ihm das Wort aus dem Munde nehme.“

Bedeutsam für die Charakteristik Börne's und das tiefere Verständnis seiner Denk- und Handlungsweise scheint mir das, was Beumann über seine Stellung in Paris sagt. „Sie war“, berichtet er, „wie sich nach seinen Ansichten und Principien leicht denken läßt, eine ziemlich isolirte. Vermittelungen hatte er, und die Deutschen hielt er sich zum Theil gern vom Leibe. Für den gesellschaftlichen Verkehr hörte er überdies zu schlecht, oft wollte er auch nicht hören. Für die Salons besaß er keine Geschmeidigkeit, kein savoir faire. Um sich den Parteien anzuschließen, dazu hatte er keine Intrigue. So gerieth er denn in eine Unthätigkeit, die jener im Felde gleicht, wenn die Colonne im Kugelregen gebulbig ausbarren muß und keinen Schuß wagen darf, weil es die Taktik besieht; und that Börne einen Schuß, so leitete ihn jene weniger diabolische als gemeine Macht auf ihn selbst zurück, oder auf das, was ihm das Theuerste war, seine Ehre. — Die Unthätigkeit tdtete Börne; allein bei aller theilweise absichtlichen, theilweise nothwendigen Isolirung Börne's in Paris, bei aller seiner gesellschaftlichen Zurückgezogenheit von seinen Bandesleuten schloß er sich doch gern allen literarischen Unternehmungen derselben an. Wo er nur eine Tendenz ahnte, ließ er sich wenigstens vorerst in Discussionen ein, obgleich er seinem Charakter nach niemals einer Unternehmung beitreten konnte, die jene leichtsinnigen Journalispeculationen, wie sie rechts und links in Deutschland auftauchen, vielleicht nach Paris versetzen helfen sollte. Er war zu nationalstolz — das ist das rechte Wort, und Börne würde es in dieser Beziehung nicht desavouiren —, um die deutsche Literatur in die Position der deutschen Réfugiés zu bringen.“

Aus diesen Fragmenten stellt sich von selbst ein klares Bild von Börne zusammen. Er selbst war zwar müde des Kampfes, weil sein Körper die steten Anstrengungen nicht länger mehr ertragen konnte; aber er sympathisirte mit der kräftigsten Jugend Deutschlands und liebte „die Jungen“, wie er sich auszudrücken pflegte, wie ein Vater. Obgleich er sein Ziel weit in die Ferne gerückt sah, besaß er doch einen unerschütterlich festen Glauben an den endlichen Sieg, für den er sein ganzes Leben opferte. Wie fest er von dem Fortschreiten der Menschheit überzeugt war, das zeigt am besten die Erzählung Beumann's am Schlusse seiner Schrift, wo er alle Reden des Börne'schen Denkens zusammenfaßt und dadurch den großen Charakter in das klarste Licht stellt. Ich kann seinem Freunden und Feinden keinen größeren Dienst erweisen, als wenn ich diese Schilderung sowie die Berichterstattung von seinem Tode im Auszuge hier folgen lasse. Vielleicht trägt die prunklos ausgesprochene Wahrheit am meisten dazu bei, dem so oft Verunglimpften von allen Seiten her endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Betrachten wir Börne's moralische Position zur jungen Literatur — in Frankreich und Deutschland —, so werden wir einsehen, daß Börne hier das Gewissen repräsentirte. So lange er lebte, hatte man doch wenigstens noch Rücksichten zu nehmen; es war weniger die Furcht als die Ehrfurcht, welche die jungen Schriftsteller an sein Auge fesselte; und war er auch bereits Erabition geworden, er war eine heilige Erabition, ein Gebot wie die zehn Gebote, das man umgehen mochte, aber an dem man nie zum Lasterer werden konnte. Jetzt hat sich das Auge geschlossen, dieses Auge voll Liebe und Haß, voll Gnade und Zorn; die Brauen über diesem Auge zucken nicht mehr über die Abtrünnigen. Was ist in unserer Zeit heilig, wenn es nicht das Leben ist?“

„In Börne's Persönlichkeit vermischte man ziemlich jene Satire und jenen oft bitteren Pohn seiner Schriften. Er war nicht leicht zugänglich, so lange man nicht den rechten Ton traf, häufig sogar abstoßend; aber wenn er sich heimisch in der Gesellschaft Jemandes fühlte, was sich stets bald machte, so fand man an ihm den zuthätlichsten Gesellschafter; denn Börne wollte nie mit seinem Geiste glänzen und ließ sich eben gehen. Konnte man ihn mit Laune und Witze unterhalten, so thate

er um so mehr auf. Aber satirisch war er nur hier und da und am seltensten in lebhafter Conversation, wo er nur seine Laune walten ließ und damit eine oft drastisch komische Wirkung hervorrief. Geschärften Blick hingegen ließ er nur dann blicken, wenn er, auf sich zurückgezogen, plötzlich durch eine Frage oder Bemerkung Gelegenheit fand, durch denselben ein ihm angenehmes Terrain der Unterhaltung zu gewinnen. — Hart und reizbar, fand er sich nur zu leicht beleidigt, aber nie aus Mangel an Form, sondern vielleicht durch allzu große Form, wenn sie nicht jenen feinen Glanz hatte, der von einem Manne von Geist und Geschmac für die Höflichkeit verlangt wird."

"Sonst war Börne gradezu und ohne alles Ceremoniel. Ein Gruß, ein Händedruck, ein Kopfnicken und damit Gott beschrien! Leute, die an Außerlichkeiten hingen, hielten das oft für Kälte; aber Börne's Herz war warm und voll Sympathie wie seine Schriften."

"Für die Armen insonderheit fühlte er sehr; er zeigte ihnen nicht sowol ein freundliches Gesicht als jene Theilnahme, die gern und sanft gibt. Er hat für die Armen geschrieben. „Man muß mir viel Honorar geben, sehr viel Honorar, sonst schreib' ich nicht! Sie können überzeugt sein, daß ich das Geld nicht für mich gebrauche.“ — Börne hat manche Thräne getrocknet, obwol er vielleicht in seinem Leben keine vergossen hat. Ich glaube, Börne konnte nicht weinen. Er war in der That ein außerordentlicher Charakter, was in unserer charakterlosen Zeit um so merkwürdiger ist; ein Mann, der nur um ein Jahrhundert zu früh erschien."

"Was Victor Hugo von den großen Männern überhaupt behauptet, daß sie, gleich der Sonne, am schönsten bei ihrem Auf- und Niedergange seien, das hat sich auch bei Börne bestätigt. Er ist heiter und sorglos gestorben und in der Kraft seines Geistes, der bis zum gebrochenen Auge bei ihm verweilte. Es soll in der That eine erhebende Feier gewesen sein, Börne's Sterbestunde. „Wo bleiben denn die Jungen?“ so hatte er schon vor einigen Tagen gefragt. Die „Jungen“, auf die Börne so große Stücke hielt, ahnten nicht, wie nahe die Scheidestunde. Er, der sein ganzes Leben hindurch gekämpft und gerungen hatte, sollte des Lebenskampfes überhoben sein; er sollte in stiller Feier verglücken wie die Sonne am Abendhimmel. Sein Tod sollte das Facit seines Lebens herbeiführen: die Freiheit. Leute, die das Antlitz des Todten gesehen, behaupten, der leidende Zug um Börne's Mund sei ganz verschwunden gewesen, die Verklärung sei an seine Stelle getreten."

So schied Börne, ein edler Kämpfer, auf seinem Schilde. Daß nach seinem Tode die Gemeinheit nicht schweigen werde, stand zu erwarten; auffallend bleibt es aber, wie man sich dabei noch den Mantel der christlichen Liebe und eines albernern Patriotismus umhängen kann. Daß so etwas dennoch möglich sei, zeigt die zweitgenannte Schrift von Ferdinand Bachhaus, die in ihrer faden Abgeschmacktheit zwar so völlig nichtig, kindisch und bornirt ist, daß man füglich darüber schweigen könnte, forderte nicht das kritische Gewissen wenigstens eine Erwähnung derselben. Das ganze Buch besteht in einem höchst hausbackenen oder Bachhaus'schen Gewäsch über Börne's sämtliche Schriften. Sie werden Capitel nach Capitel durchgegangen, einzelne Ausprüche, die des Verf. Jörn gewaltig errögen, herausgehoben und nun auf die allergeistloseste Manier von der Welt darüber raisonnirt, wobei es der Verf. weder an Entschuldigungen noch Verunglimpfungen fehlen läßt. Überzeugt, daß kein Mensch, den nicht die Pflicht dazu veranlaßt, diesen Galimatias von Unsinn, mißverständlicher Demuth und lächerlichem Zeloteneifer zu lesen, sich den Geschmac daran verderben werde, sei das nutzlose Geträtz, das grade wie ein Gevatterlatsch am Kaffeetische aussteht, mit dieser Erwähnung beseitigt. Börne würde sich ironisch lächelnd von einem solchen Gegner abgewendet haben, denn er strebte nach Dem, was

Dr. Bachhaus ihm nicht ganz zugestehen mag, nach der Achtung der Welt, und diese wird ihm die Menschheit nicht versagen können. „Sein Leichenzug“, schließt Beurmann sein Buch, „war, glaub' ich, größer als die Zeitungen berichteten. Tausende sind in aller Stille mit zum Père Lachaise gewallfahrtet und haben eine Thräne in die Blumen gelegt, die das Grab Börne's umkränzen. Und so viel Thränen, als um Börne flossen, so viel Brillanten schmückten den Ordensstern erster Classe, der Börne von der Menschheit mit ins Grab gegeben wurde.“ C. Willkomm.

Literarische Notiz.

J. J. Vorchat, Professor der römischen Literatur an der Akademie zu Lausanne, hat sich durch seine „Glanures d'Esopo“ (Lausanne 1857) als glücklicher und eigenthümlicher Fabeldichter bekannt gemacht. Selbst französische Kritiker sind der Meinung, daß er vielleicht unter allen neuern Fabelisten La Fontaine am nächsten komme. Man weiß, was das bei den Franzosen sagen will. Obgleich Vorchat Alles für die Gegenwart berechnet hat, die Stoffe seiner Zeit entnommen sind und die Moral sich im Geiste unserer Tage vernehmen läßt, so hat er sich doch eine naive Frische zu bewahren gewußt, die gegen die jetzt herrschende Affectation und den falschen Prunk sehr absteicht. Eine wirklich originelle Färbung gibt seiner Poesie einen ganz besondern Reiz. Der schweizerischen Wiederkeit gefällt sich bei ihm ein reiner Geschmac und große Leichtigkeit. Gebante und Ausdruck sind immer gleich löblich. Der Verfasser kann, in einem freien Lande lebend, sich über die großen Fragen der Zeit unumwunden aussprechen; ein großer Vortheil, weil dadurch Umschreibungen und unnöthige Längen vermieden werden. 29.

Literarische Anzeige.

Eobien erscheint in meinem Verlage folgende interessante Schrift, die in allen Buchhandlungen zu finden ist:

Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland.

Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatfachen geschildert

vom Verfasser der Schrift:

„Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“

Rom wollte immer herrschen; und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen.

8. Geh. 8 Gr.

Die frühere Schrift des Verfassers kostet ebenfalls 8 Gr.
Leipzig, am 26. Januar 1858.

F. A. Brockhaus.

Das wiederentdeckte Krönungsevangeliem von Rheims.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Da Kopitar, der Ford Hill's Aussage zufolge ihn für den ältesten Coder in den beiden heiligen Schriftarten der Slawen hielt, annehmen durfte, daß ihn etwa schon die russische Prinzessin 1050 aus Kiew ihrem Gemahl Heinrich I. nach Paris mitbrachte, so bot er um so mehr Alles auf, ihm auf die Spur zu kommen. Da er wußte, daß ein Russe, Dubrawski, zur Zeit der Revolution eine Anzahl Codices (worunter auch mehrere, die den maurinischen Verfassern des „Nouveau traité de diplomatique“ als datirte paläographische Muster gedient hatten) an sich zu bringen gewußt, die er dann in Rußland vergeudet, bis der Rest für die kaiserliche öffentliche Bibliothek erkaufte wurde; da es möglich und nicht unwahrscheinlich war, daß ein russischer Sammler auf einen durch Peter I. entdeckten slawischen Coder, auf den Frankreichs Könige geschworen, vor allem Jagd gemacht habe: so schrieb K. zugleich nach Petersburg und nach Paris, seine Freunde zu sorgfältigerer Nachforschung auffordernd. Und es ist allerdings merkwürdig, daß ihm zuerst von Petersburg die Nachricht kam, der rheinische Text sei wirklich, wenn auch seines Schmuckes beraubt, noch vorhanden, und zwar — in Rheims selbst! Als er seinen pariser Freunden diese russische Thätigkeit ihrer Lauigkeit gegenüber vorhielt, schickten sie ihm, um doch den Russen nicht nachzusehen, ein lithographirtes Facsimile von beiden Schriften des Textes du sacre selbst, das der rheinische Bibliothekar, um den auf einmal gehäuften Anfragen zu genügen, hatte machen lassen, nebst kritischen Nachrichten über die Schicksale des so unverhofft Wiedererscheinenden. Daraus lernte K. und theilt hier mit:

1) Napoleon's ordnender und versöhnender Geist hatte gleich nach übernommenem Consulate befohlen, die der Revolution entgangenen Bücher und Handschriften in den Landstädten zu Municipalbibliotheken zusammenzustellen. In Folge dieser Anordnung kam auch der geplünderte Text du sacre, zwar nackt, aber wenigstens mit heiler Haut in die rheinische Stadtbibliothek.

2) Seine Identität verbürgt die erste Seite, die glücklicherweise um 1721 ein rheinischer Domherr den Einfall hatte, sich von dem Secretaire eines durchreisenden russischen Gesandten übersetzen zu lassen. Das Facsimile des Originals der ersten Seite und Columne entspricht vollkommen dieser Übersetzung.

3) Aber bei dieser Gelegenheit zeigt es sich auch, daß zwar

der Coder in zwei Columnen geschrieben ist, aber beide Columnen immer in derselben Schrift sind, und zwar die Cyrillische S. 1 — 36, und erst S. 37 — 94 die glagolitische folgt, also nicht derselbe Text in zwei Schriften nebeneinander, sondern zwei verschiedene Texte und Schriften nacheinander folgen.

4) Der Coder ist also ein aus zweien, ursprünglich unabhängigen, zufällig zusammengefügter; und zwar ist der Cyrillische, wie aus dem Facsimile erhellt, Fragment eines Synaxars; beim glagolitischen ist es aus dem Facsimile noch nicht klar, ob er ein eben solches, oder Fragment eines vollständigen Evangeliums ist.

5) Und beide Schriften sind nach sichern paläographischen Merkmalen nicht älter als das 14. Jahrhundert. (Der Cyrillische schreibt sein jery, und der Glagolite sein jer und jerr ganz modern.)

6) Es kann also dieser Coder, dessen Entdeckung uns wenigstens unnützes verzweifelteres Bedauern erspart, nicht 1050 nach Paris gekommen sein. Vielmehr mag ihn der Cardinal von Lothringen, der ihn bei großen Feyerlichkeiten auch als Reliquie herumtragen ließ, selbst von irgend einem baltischen Franziskanermissionar erhalten haben. In Rheims galt die Tradition, der glagolitische Theil sei aus der Bibliothek des heiligen Hieronymus! Daher das kostbare Gewand und der hohe Krönungsrang? Ungeachtet aber die Kritik ihm eine geringere Stelle anweisen muß, so wäre der Coder doch noch immer werth, ganz lithographirt zu werden.

7) Aber man denke sich den Fall, daß der Coder wirklich verbrannt, oder sonst unwiederbringlich verloren und man nicht mehr im Stande wäre, die früheren Aussagen von beiden Schriftarten auf Einer Seite und daher von Einem Texte in zwei Schriftarten so zu berichtigen, wie wir es oben nach Ansicht des lithographirten Facsimile gethan: war es nach jenen alten Daten nicht höchst wahrscheinlich, daß wir darin einen der ältesten, 1050 von Kiew gebrachten Evangeliumscoder als einen unersetzlichen Verlust zu bedauern hätten?

Nachdem der rheinische Schatz sich als Kohlen erwiesen (thesaurus carbones erant), wollte K. wenigstens in Italien sich trösten, wohin er mit sechswochentlichem, dann verdoppeltem Urlaube den 29. April v. J. von Wien abreiste. Er suchte in Bologna den vom Cardinal Antonelli beschriebenen Cyrillischen Psalter mit einem auch im Griechischen unedirten allegorischen Commentar auf und eilte nach Rom, um dort im Mai und Juni, ehe die Sommerferien der Vaticana beginnen, den von Assemani 1736 aus Jerusalem mitgebrachten glagolitischen Evangeliumscoder ganz durchzulesen. Von dort ging er wieder, aber über Livorno, Pisa und Florenz nach Bologna, wo nun der Cyrillische Coder durchgelesen ward, der auch dadurch sich wichtig erwies, daß er 1185 datirt ist und wie aus Jer-

streuung des Schreibers mitten unter Cyrellischem Texte auf einmal sechs Zeilen hindurch glagolitisch denselben Text fortsetzt! Doch über diese Excursion dürfte bald von Kopitar selbst ein umständlicher Bericht erscheinen.

Alle Freunde der slavischen Literatur sehen der baldigsten Erfüllung dieses Versprechens mit Sehnsucht entgegen. Und wenn wir dem „Ciozianus“ den Anstoß zu obigen Aufschlüssen verdanken, so werden wir ihm bald noch mehr schulden, da die öffentlichen Blätter bereits gemeldet haben, daß Hr. Wostokow in Petersburg, unterstützt von der russischen Regierung, soeben in der Bearbeitung des (Cyrellischen) Oeder von Dstromir, welcher ein gleichhaltiges Seitenstück zum glagolitischen des Grafen Klog bildet, begriffen ist.

57.

Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien von Karl Friedrich Göschel. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Jede Bekräftigung einer Aussage auf eidliche Weise setzt ein höheres Wesen voraus, mit welchem der Mensch in Verbindung steht, welches von ihm Rücksichtnahme fordern, ihm Verbindlichkeiten auferlegen und eine Nichtachtung ahnden kann, und der Christ ist auf solche Weise das Glied eines Reiches Gottes. Fehlt den Menschen Beziehung zum göttlichen Wesen, so kann eine Bethuerung des Ausgesprochenen sich nur auf die eigne Person des Sprechers beziehen, in welchem Falle es als Ehrenwort ein stärkeres Gewicht in Anspruch nimmt als das gewöhnliche, sodaß man ein Ehrenwort als weltlichen Ausdruck des Eidlischen, und dieses als den religiösen Ausdruck des auf Ehre Versicherten ansehen könnte. Fehlt aber den Reben der Menschen aller Ernst des Hinblicks auf Gott oder des Hinblicks auf Ehre, so scheinen sie losse und leicht zu schwanken und allem Verderben der Täuschung und List preisgegeben. Dies wird natürlich für das gesammte Bestehen und die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft nicht gleichgültig sein.

Wenn die Kirche ihre Bedeutung von dem Dasein eines Reiches Gottes und seiner Förderung unter den Menschen erhält, so wird zwischen ihr und dem Staate ein organischer Zusammenhang stattfinden, der vielleicht „gestört und geschwächt, aber nicht zerstört und vernichtet“ werden kann. Der Verf. nennt die Ehe und den Eid als die beiden Verhältnisse, bei denen dies besonders sichtbar wird. Daß die neuere Zeit dies verkannt und wol von einer bürgerlichen Ehe und einem bloß moralischen Eide gesprochen, ist ein Irrthum. Geheh ihn in Bezug auf den Eid ist die Schrift des Verf. gerichtet.

Zuerst wird einer Abhandlung des Königl. preuß. Staatsprocurators Feue in Aachen erwähnt („Von der Natur des Eides“, 1836), welcher den Eid für ein nothwendiges Übel hält, dessen Bethuerung der Wahrheit allgemeiner durch die höchsten aus der menschlichen Vernunft und dem Gewissen geschöpften Motive erreicht wird. Man soll daher die bisherigen Formeln durch reinere ersetzen. Ungeachtet das Christenthum den Eid in seinem Reiche unterfagt, und viele Kirchenväter dessen Unzulässigkeit behaupteten, hat er doch auf das römische Recht den Einfluß gehabt, daß der religiöse Eid noch mehr ausgebildet wurde. Andere Stimmen dagegen behaupten, der religiöse Eid werde nie aufhören, obgleich ein sittlicher Zustand des Menschengeschlechts gewünscht werden möge, der Entfernung der Eide zuließe. Andere bringen auf Conservationen und Restaurationen des Eides, aber halten Verminderung seines Gebrauchs nöthig. In England haben Bentham und Tylor Abschaffung oder Reform der Eidesformel in Anregung gebracht. Das „Edinburgh review“ erklärt gradehin die Nutzlosigkeit der

Eide, und Bentham prophezeit sogar die künftige Ausrottung alles übernatürlichen Glaubens.

Wider diese Ansichten stellt der Verf. die Überzeugung des Mittelalters, eines Thomas von Aquino, der den Eid in Schutz nimmt und die Frage darüber ausführlich untersucht, dann seinen Sieg im Kampfe mit dem Zweifel. Der Kleinere bedarf des Größern zum Anhalt, der Schwache des Stärkern zur Stütze, der Eid beruft sich auf das höchste Wesen, auf den absoluten Geist der Wahrheit. Des Menschen Bedürfnis zum Eide ist das erste immanente Zeugnis von einem Zusammenhange zwischen dem Bedingten und Unbedingten. Er ist daher wesentlich religiös, auch mystisch. Zu ihm gehört für den Schwörenden zunächst die Furcht, nächst der Furcht die Zuversicht. Die heilige Schrift erlaubt, gebietet sogar den Eid, und scheint ihn doch auch wieder zu verbieten. Das Verbot aber soll nur die rechte Erfüllung des Gebots darstellen, du sollst nicht aus dir und um deinetwillen, sondern aus Gott schwören, und du mußt mit Gott versöhnt sein, um dies zu können, du sollst nicht schwören bei den Creaturen, nicht bei irgend einem bedingten Gut. Diese Vereinfachung wird noch besonders empfohlen durch das Ja, Ja, Nein, Nein, alle Gradation der Eide ist verboten. Die christlichen Sekten, welche nicht bei Gott, sondern nur bei Mamonehre schwören, handeln dem Gebote Christi zuwider. Der Eid, der in niedrigen Sphären seinen Anfang nimmt und seinen Fortgang gewinnt, wird in der christlichen Sphäre nicht ausgeschlossen, sondern gelangt in dieser zur Vollendung.

Der Eid gelangt ferner in Conflict mit der Unglaubwürdigkeit Dessen, der ihn leistet, aber diese Unglaubwürdigkeit ist nicht unbedingt; er geräth in Conflict mit dem Unglauben des Individuums, allein keineswegs wird alle Glaubwürdigkeit vom Eide abhängig gemacht, sondern er setzt voraus, daß es Eine Wahrheit gibt, bei welcher auch der Lügner wahr wird, der Glaube muß objectiv wahr vorausgesetzt werden, und daß er vom Subjecte unabhängig da ist und selbst auf das widerstrebende Subject Einfluß ausübt. Im Eide scheint ein Widerspruch zu liegen, zwischen dem Befehle Gottes, welches dem Meineide Strafe droht, und dem Evangelium, welches Vergebung verheißt; aber er löst sich in sich selbst, denn wenn einerseits die Gerechtigkeit des allmächtigen und allwissenden Gottes erschreckt, so treibt andererseits die Gnade Gottes zur Buße und schärft das Gewissen. Kann auch der Eid den Meineid nicht ganz ausschließen, so noch viel weniger der Mißbrauch des Eides den Eid selbst und dessen Zulässigkeit. Er überwindet auch die accessorische Natur, womit er anfangen muß, denn er schließt in sich die tiefste und hiermit einzige Quelle der Obligation, die innere Beziehung auf Gott, welche jeder Obligation zum Grunde liegt. Unnütze Eide sollen vermieden werden, aber der religiöse Eid werde desto sorgfältiger gepflegt. Daß man auf Verminderung der Eide bringt, liegt darin, daß der modernen Zeit der Eid zu fremd geworden ist und das tägliche Leben von allem Kirchlichen sich entfernt hat, man meint durch Verminderung die Heilighaltung zu bewirken. Eid kann mit dem Gebet verglichen werden, als eine Erinnerung an das Eine, was Noth thut, als eine Gemeinschaft mit Gott. In dessen unterscheiden sich wieder beide, der Eid als etwas Geschehenes oder Betheuertes vor Gott, das Gebet als ein Anknüpfen ohne Bethuerung zu Gott; das Gebet kniet, der Eid steht. Der Eid ist vernünftigerweise nicht eine eventuelle Verzichtleistung auf die von der Sündenstrafe erlösende Gnade Gottes, sondern vielmehr eine präsente Provocation und Erinnerung sowohl an Gottes strafende Gerechtigkeit, als auch an die Gnade, welche von der Sünde erlöst und nicht sündigen läßt. Allerdings wird im Eide auch die Strafe des Meineides vergegenwärtigt, um desto gewisser allen Meineid zu entfernen; aber als Folge, die aus ihm selbst folgt, die der Schwörende flieht, nicht übernimmt. Nicht der Eid an sich ist ein Übel, sondern dieses ist das Übel, daß nicht jedes Wort ein Eid ist, daß es einer besondern Versicherung und Vergegenwärtigung des

entfernten Gottes bedarf, daß der Mensch, der von Gott kommt, ohne Gott ist, daß er sein Wort von Gottes Wort, nach welchem er geschaffen ist, abläßt. Ist letzteres der Fall, so widerspricht es sich, der Mensch, wenn er einmal ohne Gott ist und ohne Eid redet, solle dennoch auch ohne Eid die Wahrheit sagen. Wird der Mensch dennoch darauf verpflichtet, so heißt dies nichts anders, als daß der Mensch auch ohne ausdrücklichen Eid schwören, das heißt, vor Gott stehen und reden, der Gegenwart Gottes sich erinnern, aus der alleinigen Wahrheit die Wahrheit nehmen soll. Ohne Eid die Wahrheit sagen, ist entweder ein unauflöslicher Widerspruch, oder es ist nichts anderes als stillschweigend schwören. Spricht man, die Wahrheit sei um der Wahrheit willen zu sagen, so ist dies nichts anderes, als die Bethuerung einer speciellen Wahrheit um der absoluten Wahrheit (Gott) willen, ist also ein anderer Ausdruck für Schwören. Der Eid ist zunächst nach der Erscheinung ein Surrogat der ursprünglichen einfachen Rede, womit der Mensch zu Ja Ja und zu Nein Nein sagt. Aber die ursprüngliche einfache Rede ist wesentlich das Wort vor Gott, das Menschenwort in Gegenwart Gottes, jedes wirkliche Ja ist ein Ja in Gott. Ist der Eid im gegenwärtigen Zustande nur als feierliche Ausnahme ein Gegensatz zur profanen Rede, so liegt diese Veränderung nicht am Eide, sondern an der Stellung des Menschen zum Eide; so liegt es nicht im Wesen des Gesetzes, daß es zwingt, sondern in der widerstrebenden Sünde. Daher spricht ein theologischer Jurist unserer Zeit: „Daß man den Eid aufheben soll, ist nur prophetisch richtig, nicht für die Gegenwart.“ Inzwischen bezieht sich die Aufhebung nur auf Dasjenige am Eide, was von der Sünde bedingt ist, der Eid bleibt, wie das Gesetz bleibt, wenn sein Verhältnis zum Sündvergeht und das Sollen in Wollen sich verklärt.

Es ist oft gesagt worden, daß der Staat auf dem gegenseitigen Vertrauen der Menschen untereinander beruhe, aber worauf beruht dies natürliche Vertrauen? Wie kann Einer dem Andern vertrauen, ohne mit ihm in Verbindung zu stehen, und wie können Zwei verbunden und vereinigt sein, außer in einem Dritten und Größern? Für sich sind Zwei nur Zwei. Und warum traue ich einem Andern auch ohne ausdrücklichen Eid? Darum, weil ich weiß, daß er so ehrlich ist, der Wahrheit die Ehre geben. Der Wahrheit die Ehre geben, heißt aber nichts Anderes, als Gott die Ehre geben; und Gott die Ehre geben, heißt Schwören. So erweist sich der Eid nicht allein als das eheliche Bindungsmittel einzelner bürgerlicher Verhältnisse, sondern auch als die einzige Grundlage des Staates selbst, womit der Name und der Segen des Herrn gelegt wird auf alles Volk (4. Mos. 6, 27).

Mit solchen, den Äußerungen der heiligen Schrift und der Begriffsentwicklung des Eides, entsprechenden Erörterungen verfolgt der Verf. seine Aufgabe, und muß entschiedene Anerkennung des Theologisch-Juristischen, was im Eide vorliegt, gewinnen. Will sich der einzelne Mensch, oder die menschliche Gesellschaft, oder die Geselligkeit derselben von religiösen Beziehungen und Grundlagen lösen, so verlieren sie ihre feste Haltung, das gemeinsame Band und höchste Ziel ihres Wirkens und Bewegens. „Weil der Eid“, sagt der Verf., „Gott zu seinem Princip und Inhalt, das Verhältniß des endlichen Geistes zum absoluten Geiste zu seiner Voraussetzung hat, eben darum besteht die Wirkung darin, daß die endlichen Geistesmächte in der absoluten Persönlichkeit Gottes Ruhe finden.“

Noch ist ein biblischer Eidespiegel beigelegt. Wir erkennen darin Gottes Eid, Gott schwört bei sich selbst, macht einen Bund mit seinem Volke, hat David geschworen, bedroht nach dem Ausdrücke der Propheten wegen seines Schwurs die Gottlosen mit Strafen. Menscheneid wird geschworen von Abraham, Eaban, Joseph, Moses, Josua, David, Salomo u. A. Es gibt verbotene Eide und Meineide, der Name des Herrn soll nicht gemißbraucht werden, die fälschlich schwören, kommen ins Verderben. Eid im Neuen Testamente erscheint bei Jesus vor dem Hohenpriester, bei den Aposteln, die sich auf das Zeug-

nis ihres Gewissens im heiligen Geiste berufen (Röm. 9, 1 fg.); verbottene Eide und Meineide daselbst sind das Schwören bei Tempel und Altar, Himmel und Erde, Petri Verleugnung des Herrn, die er sogleich bereuet. Es kommt vor Gottes Eid zum Hohenpriestertume Christi (Hebr. 7, 20. 21) auch ein Engel-eid (Dan. 10, 5 fg., 12, 5 fg., Offenb. 10, 5. 6. 7), zum Beweise, wie unverwundlich der Begriff des Eides sich in religiösen Beziehungen und menschlichen Verhältnissen und Vorstellungen behauptet. 7.

Goethe's „Faust“ ins Italienische übersetzt.

Italien beharrt noch immer in einer gewissen literarischen Abgeschlossenheit, und zeigt unter den ausländischen Literaturen, im Allgemeinen genommen, nur für die französische eine günstige Vorliebe. Vielleicht hat unter den neuern fremden Schriftstellern überhaupt, unter den englischen mindestens sicher, keiner in Italien mehr Glück gemacht als Walter Scott. Die Werke des Verfassers des „Waverley“ waren gewissermaßen bestimmt, die Reise durch die ganze gebildete Welt zu machen und die Anerkennung, welche denselben in Frankreich zu Theil ward, mußte nothwendig auch die Aufmerksamkeit der Italiener auf diese bedeutenden Schöpfungen lenken. Die leichtfertig gearbeiteten, zum Theil äußerst fehlerhaften, jedenfalls ganz ungenügenden französischen Übertragungen, nach denen die italienschen wol meist gefertigt sind, vermochten nicht das unverwundliche stoffliche Element der Scott'schen Werke zu zerstören, und so haben diese, in ihrer Verstümmelung selbst, von der Lombardei bis Sicilien eine bedeutende Wirkung hervorgebracht, deren Folgen noch fortdauern. Von Byron lieben die Italiener nur Einzelnes, und auch dies Wenige vornehmlich nur, weil dieser Dichter ein unermüdlicher Bewunderer ihres schönen Landes und ihrer einstigen Größe ist. Daß sie Milton einigermaßen leiden mögen, darf nicht hoch angeschlagen werden. Wie steht es dagegen mit Shakespeare bei ihnen! Ein paar Operntextfabrikanten haben einige jener Dramen, die jede Nachwelt anstaunen wird, auf ausgezeichnete Weise aller Poesie zu entkleiden verstanden, dagegen hat es mit drei bis vier begonnenen Übertragungen der Werke des größten modernen Dichters nicht fortgewollt. Kein Wunder, Alfieri hat ja die ohnehin starre Tragödie der Italiener vollends versteuert. Daß Tied diesen Dichter und mit ihm die ganze italienische Tragödie als Typus der Unpoesie und des Langweiligen charakterisirt, soll Niemand ungerecht nennen. Die neuern und neuesten italienischen Tragiker, wie Ugo Foscolo, Silvio Pellico, der Verf. des „Kabuch“ u. A., welche doch schon bessere Ansichten kommen sahen, bieten alle Kräfte auf, um ja an keinem Punkte die von ihnen altfranzösischen Mustern gezogenen Linien im mindesten zu überschreiten. Während bei den Franzosen hervorragende Geister seit langer Zeit bereits den Glauben an den Classicismus wankend gemacht, steht derselbe bei ihren Schülern, den Italienern, noch unerschütterlich fest, und diese sind die klassischen Ultras. Die Sache würde wol auch anders stehen, wenn letztere im Besitz einer tragischen Bühne wären wie die Erstern.

Faßt ebenso wenig als mit Shakespeare's namentlich in Deutschland allbewunderten Dramen hat man sich in Italien mit Goethe's „Iphigenia“ zu befreunden vermocht, welche die einsichtige und kenntnisreiche Edwige de Battisti ihren Landsleuten in einer Übersetzung zuführte, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Mit welchen Augen werden die Italiener den „Faust“ ansehen? Kann der ihnen eingetheilte Begriff von „Tragedia“ stärker als durch diese Dichtung verbohrt werden? Wenn Scalvini, der Übersetzer des „Faust“, und sein Verleger Silvestri uns, eine Stelle des Vorspiels zu dem eben erwähnten Meisterwerke parodirend, gefragt hätten: „Sagt, was ihr wol in welschen Landen von unserer Unternehmung hofft“, wir würden den ange deuteten Umständen nach unbedenklich geantwortet haben: vor der Hand wenigstens nichts. Damit soll weder Scalvini's Arbeit, noch dem Unternehmen, von welchem

dieselbe einen Theil ausmacht, im geringsten zu nahe getreten werden. Dieses ist nämlich die seit einigen Jahren schon von dem Buchhändler Silvestri in Mailand begonnene „Biblioteca tedesca“, welche italienische Übersetzungen deutscher Werke liefert. Der Verleger scheint, wie die wirre und bunte Auswahl zeigt, dem Princip des Theaterdirectors im Vorspiel zum „Faust“: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen, Ein Verderber wird immer dankbar sein“, zu huldigen. Die Sammlung wurde mit Sonnensfeld's „Staatswissenschaft“ begonnen, nach welcher jetzt Niemand mehr bei uns verlangen wird; darauf folgte Meiners' „Geschichte des Verfalls“ u. s. w., dann Scheidlein's Commentare zum österreichischen Gesetzbuche mit Cacciano's Nachträgen, endlich das Gesetzbuch selbst; der neunte Band enthielt Zimmermann's Werk über die Einsamkeit (unsere Zeit will weniger als irgend eine von der Sache wissen; was thut sie also mit dem Bude?), der zehnte, „Wilhelm Meister“ und der erste brachte den „Faust“.*) Scalvini's Übertragung dieser Dichtung ist gelungen und meistens sehr treu. Sein Talent hat ihn manche Schwierigkeiten glücklich überwinden lassen. Unbegreiflich ist es, daß Scalvini nicht statt der unbedeutenden Charakteristik Goethe's aus dem „Foreign review“, welche seiner Übersetzung voranstellt, seinen Landsleuten das zum Verständnis unumgänglich Nöthige über die Sage von Faust, über deren Grundbedeutung, über die Idee, welche Goethe's Behandlung des Stoffes zu Grunde liegt u. s. w., mittheilte. Durch diese Unterlassung hat er selbst seiner so verdienstlichen Arbeit einen großen Theil ihres Werthes und vielleicht allen Erfolg geraubt, den dieselbe in seinem Vaterlande hätte haben können. Der Übersetzer bedient sich — ihm bleibt auch fast keine Wahl — mit Ausnahme der rein lyrischen Stellen, allenthalben der Prosa. Selbst Goethe's rührende Klage hat er nur in ungebundener Rede worttreu wiedergeben zu können geglaubt. Um eine Probe des Gelehrten zu geben, sei es vergönnt, hier die bei großer Treue gelungene Übertragung des „Königs in Thule“ mitzutheilen:

V'era in Tule un re che teneva	Ed a splendido convivio
Sino al conere la fè,	Fe' i baroni ragunar
La sua amante a morir venne	Nella sala dell' avito
E una tazza d'or gli diè.	Suo castello sovra il mar.
Nulla in pregio ebbe mai tanto;	Ivi l'ultime giocate
La votava a mensa ognor,	Selle ei bevve in mezzo a lor:
E in votarlo avea di pianto	E dall' alto giù nell' onde
Gli occhi gravidi e d'amor.	Giù il sacro nappo d'or.
E quand' ei pur venne a morte	Ir giù il vide e lo tranquille
Le sue ville numerò,	Aoque rompero e sparir.
Agli eredi lo diè in sorte,	S'oscurar le sue pupille —
Ma la tazza riserbò.	Più non bevve il vecchio Sir.

29.

N o t i z.

Der berühmte Ereget Aben oder Abraham ben Esra, eine der hervorragenden Erscheinungen in der jüdischen Gelehrtenwelt des Mittelalters, konnte hinsichtlich seiner Lebensverhältnisse eine fast mythische Person genannt werden. Die verschiedensten und schwankendsten Angaben finden sich über sein Todes- und Geburtsjahr, sowie über seine Vaterstadt, während seine sonstigen Lebensumstände in gänzliches Dunkel gehüllt sind. Aus dem ziemlich unhaltbaren Grunde, daß er die Worte Abraham's 1 Mos. 12, 4.: „Abraham war 75 Jahr alt, als er aus Charan zog“, indem er das Charan in Sharon (d. i. aus dieser unruhigen Welt) umänderte, auf sich angewendet, nahmen seine Biographen einstimmig an, daß er 75 Jahr alt geworden sei,

*) Einer Nachricht in Nr. 147 des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ für 1837 zufolge, war eine andere Übertragung des „Faust“ in dem von Giacinto Battalia in Mailand herausgegebenen „Museo drammatico“ begonnen worden, aber in Strecken gerathen.

und als der gelehrte de Hoff ihn 1168 sterben ließ, was nach Andern zu Rhodus geschehen sein soll, mußte er aus obigem Grunde nochwendigerweise 1093 geboren sein. Diese bis auf die neueste Zeit herab ziemlich allgemein angenommenen Angaben sind neuerdings wieder schwankend geworden durch die Forschungen des Dr. Aug. Wih. Kraemer in Marburg, die er in der Abhandlung „über Aben Esra's Leben, sein Geburts- und Todesjahr“ in Jügen's „Zeitschrift für historische Theologie“ (Neue Folge, St. 2, Nr. III) niedergelegt hat. Ihm zufolge ist Aben Esra wahrscheinlich 1099 geboren, 1174 gestorben und zwar zu Rom.

17.

Bibliographie.

- Aphorismen zur Apologie des Dr. Strauß und seines Werkes. Gr. 8. Grimma, Gebhardt. 12 Gr.
- (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus R. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von R. B. Böttiger. 1stes Bändchen. Gr. 8. Leipzig, Brochhaus. 1 Thlr. 12 Gr.
- Delisich, F., Wissenschaft, Kunst, Judenthum. Schilderungen und Kritiken. Gr. 12. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr. 12 Gr.
- Fund, J., Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkskizzen und andern Mittheilungen. 2ter Band. — A. u. d. L.: Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Pfand's und Ludwig Dorient's. 8. Leipzig, Brochhaus. 1 Thlr. 12 Gr.
- Heering, G. v., Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. 2 Theile. 8. Leipzig, Brochhaus. 3 Thlr. 12 Gr.
- Kannegiesser, R. L., Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Leipzig, Brochhaus. 2 Thlr.
- Löwenstein, C., Arollo, oder: die Rache der Geister. Romantische Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte aus Ungarns Vorzeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.
- Marryat's, Capt., sämtliche Werke. 37ter bis 39ter Band. Die Büfzung, oder Ardent Aroughston. Aus dem Englischen von G. R. Wärmann. 3 Theile. 8. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1 Thlr.
- — — 40ter bis 42ter Band. Der alte Commodore. Aus dem Englischen von G. R. Wärmann. 3 Theile. 8. Ebendas. 1 Thlr.
- Milo, A., Christoph Columbus. Ein dramatisches Gedicht. Gr. 8. Schwebt, Kernst. 12 Gr.
- Mundt, Th., Spaziergänge und Weltfahrten. 1ster Bd. I. Briefe aus London. II. Tagebuch aus Paris. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.
- Otto, G., Camillo, oder treue Liebe und fürchterliche Rache. Räubergemälde. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 8 Gr.
- Schulze, G., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gefängen. 6te Auflage. 8. Leipzig, Brochhaus. 1 Thlr.
- — — Dasselbe. Mit 7 Stahlstichen. 8. Ebendaselbst. 2 Thlr. Ausgabe in gr. 8. Velinpap. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.
- Sieboth, G., Die Siegwartskapelle, oder: wer verzweifelt an seinem Glück?! 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 4 Gr.
- Stein, D., Der Räuber im Erzgebirge. Historisch-romantische Erzählung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 8 Gr.
- Sternberg, A. v., Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Leipzig, Brochhaus. 3 Thlr. 18 Gr.
- Wegel's, F. G., gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Fund. 8. Leipzig, Brochhaus. 2 Thlr. 8 Gr.
- Ein Wort über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. (Veranlaßt durch das neueste kirchliche Ereigniß zu Köln). Keine Streitschrift. Von einem evangelischen Laien. 8. Erfurt, Hennings und Hopf. 6 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 36.

5. Februar 1838.

Italienische Literatur seit 1830. *)

Erster Artikel.

Italien ist in der jüngsten Zeit bei dem übrigen Europa in eine unverdiente Vergessenheit gesunken; die öffentliche Aufmerksamkeit hatte sich in der Politik wie in der Literatur andern Seiten zugewendet und aus dem Stillschweigen, welches die literarische Presse hinsichtlich jenes unglücklichen Landes beobachtete, hätte man schließen müssen, daß jede Spur von socialem und geistigem Leben mit den 1831 vernichteten Hoffnungen gleichfalls erloschen sei. Gleichwol machte man seit jenem Zeitpunkte Kühne und weitverzweigte Versuche zu politischen Änderungen, deren Charakter und letzter Endzweck, so verschieden von alle Dem, was früher dagewesen, mindestens eine gewisse innere Lebenskraft verrathen; gleichwol gingen aus der italienischen Presse im Laufe weniger Jahre wichtige Werke über sehr verschiedenartige Gegenstände hervor, und unzählige andere Umstände haben, wenn nicht eine directe und bestimmte Verbesserung, mindestens solche Bestrebungen bekrundet, aus denen sich die Züge zu einem Gemälde des gegenwärtigen Zustandes und der künftigen Fortschritte des italienischen Geistes entnehmen lassen, das keineswegs entmuthigend zu nennen ist. Gewöhnlich schweigt die literarische Kritik hinsichtlich der italienischen Literatur, oder spricht in abgedroschenen Redensarten eine Art von Dankgefühl gegen das Land aus, das seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften zuerst den Pfad eröffnete, auf dem ihm später das übrige Europa nachgefolgt ist. Wenige, mehr oder minder richtig gewürdigte Namen sind über die Schranken, welche diese allgemeine Indifferenz aufpflanzte, hinausgedrungen: Manzoni, Pellico, zuweilen, jedoch seltener Grossi und Nicolini, Botta in der Geschichte und Romagnosi in der Philosophie der Geschichte und des Rechtes gelten dem Auslande so ziemlich als die einzigen Repräsentanten des gegenwärtigen Zeitalters der italienischen Literatur.

Könnte man in der That nicht mehr als diese fünf oder sechs Namen anführen, an denen noch überbies mehr die Mode als die genaue Bekanntschaft damit ihren Theil hat? Ist Italien wirklich in einem Todesschlaf befan-

gen? Oder wenn sich dort noch geistiges Leben regt, welchen Charakter, welche Richtung, welche Tendenzen verfolgt dieses?

Eine solche Untersuchung wird gewiß alle Diejenigen mächtig interessiren, in deren Herzen eine Theilnahme an dem Schicksale eines Volkes von 20 Millionen lebt, das zwar seit einer Reihe von Jahrhunderten von dem Range einer Nation herabgesunken ist, von welchem aber doch Europa zweimal das Band und den Titel der Einheit empfing, das erste Mal vom kaiserlichen und das andere Mal vom katholischen und päpstlichen Rom. Über den fraglichen Punkt werden jene wenigen berühmten Namen keine sonderliche Belehrung darbieten, ausgenommen die allbekannte, daß in Italien wie anderwärts Kenntniß eine Macht ist. Weit entfernt, in ihnen den Schlüssel zu dem Räthsel des italienischen Geistes zu suchen, müssen wir vielmehr mit der Erklärung den Anfang machen, daß diese Namen nicht der Gegenwart, noch weniger der Zukunft, sondern der Vergangenheit angehören. In einem Lande, wo, wie in Italien, keine gleichmäßige und beständige Wirkung und Gegenwirkung des Volkes auf die Literatur und dieser auf jenes stattfindet, kann man die Kenntniß der verborgenen Impulse und Bestrebungen der Mehrzahl nicht wohl in dem Ruhme einiger weniger Celebritäten suchen wollen.

Hierfür gibt es vielmehr eine andere, tiefer fließende Quelle, nämlich in den zahlreichen und mannichfaltigen Werken der Schriftsteller von untergeordnetem Geiste und zweitem Range, in einer ununterbrochenen Beobachtung alles Dessen, worin sich eine geistige Entwicklung bemerklich macht, des Pfades, welchen sie verfolgt, und der Grundsätze, welche sie beobachtet. Gewisse Ausnahmen, welche die Verfahrungsweise der gelehrten Stände darbieten mag, geben keinen Maßstab, um darnach die Fortschritte der Nation zu beurtheilen. Da, wo Einheit des Planes und der Einsicht unmöglich ist, müssen wir unsern Blick auf die Werke von Individuen richten, auf solche, welche den Stempel der Individualität ihres Erzeugers an sich tragen. Aus einer großen Anzahl von Werken dieser Art allein kann man mit einigem Grunde schließen, welche Hoffnung ein Land wie das eben geschilderte zu gewähren im Stande ist; von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erhält selbst das Stillschweigen Wichtigkeit.

*) Nach dem „London and Westminster review“, October 1837.

Zu einem völligen Verständnisse des gegenwärtigen geistigen Zustandes von Italien wäre es allerdings nothwendig, die Trümmer jener Revolution, die in Italien vielleicht mit weniger Geräusch, aber ebenso erfolgreich wie anderwärts sich Bahn gemacht hat, hinwegzuräumen, um mitten in der Verwirrung den unsichtbaren Faden herauszufinden, welcher für eine nicht sehr entfernte Zeit bestimmt ist, Italien zu jener philosophischen und geistigen Wiedergeburt zu führen, wozu die noch nicht gehörig gewürdigten großen Geister des 16. Jahrhunderts den Samen in seinen Boden gelegt haben. Ein solches Unternehmen würde wenigstens die letzten 50 Jahre umfassen, während unser Rückblick nicht über 1830 hinausgeht.

Indem wir dieses Jahr als unsern Ausgangspunkt bezeichnen, wollen wir damit nicht die Meinung hervorufen, als habe von jener Zeit an der Nationalgeist einen neuen und mächtigen Aufschwung genommen. Im Gegentheil war man seit 1830 wenig mit Literatur beschäftigt, weil zuerst die Vorgänge im Auslande, später die einheimischen Ereignisse und zuletzt die Krisis von 1833 die Gemüther in Anspruch nahmen. Auch änderte sich damals keineswegs der Charakter der vorgängigen literarischen Bewegung. Es war ein Glück, daß die Ereignisse von 1830 in Italien keine derartige Veränderung mit sich führten. Wir sagen, es war ein Glück; denn da die Erschütterung in Frankreich nichts Neues ins Leben rief, da sie kein früher nicht anerkanntes Princip weder proclamirte noch zur Anwendung brachte, da sie mit einem Worte nur eine precäre Wiedereroberung einiger derjenigen Wahrheiten, welche 1789 moralisch festgelegt hatten, ohne daß die Nation die Resultate davon sich hätte eignen können, zu Stande brachte, so bot sich dem italienischen Geiste kein Gegenstand für eine andere als unwürdige Nachahmung dar. Für das künftige Schicksal Italiens möchten wir eher wünschen, daß es einen früher unbetretenen Pfad in aller Stille verfolge.

Die Bewegung von 1830 hatte für Frankreich in literarischer Beziehung keine andere Wirkung als die Ausrottung des Romantismus. Jene ziemlich heftige Reaction gegen den literarischen Glauben und Geschmack des 18. Jahrhunderts hatte in Italien in der Zeitschrift „Conciliatore“ mehrere Jahre früher, als sie in dem pariser „Globe“ oder (mit Ausnahme der durch Frau v. Stael verbreiteten Ansichten) irgendwo in Frankreich hervortrat, ihre Fahne aufgespannt. Im J. 1830 war der Romantismus bereits zu Grabe getragen. Die Literatur beider Sprachen durchlief während eines kurzen Zeitraums dieselben Phasen, unabhängig von dem Einflusse des einen Landes auf das andere und einzig den in der Zeit und dem Stoffe selbst liegenden Gesetzen gehorchend. Der mitten unter seinen Lorbern eingesargte Romantismus ließ in der französischen Literatur eine Lücke, welche in der italienischen schon früher vorhanden war. Das Bedürfnis nach einer Literatur, welche, positiv und organisch, ein sociales Ziel haben und der Träger von etwas Größerm und Werthvollerm, als sie selbst ist, sein soll, ein noch zu der gegenwärtigen Stunde von erstem Lande ge-

föhltet Bedürfnis hatte sich auch in letztem geltend gemacht. Allein in Frankreich fand dasselbe seinen ungehinderten Ausdruck und charakterisirt die ganze Literatur des gegenwärtigen Augenblicks; eine Literatur, welche, im Übergangszustande begriffen, zwischen Hoffnung und Zweiflung schwebt. In Italien war dies unmöglich; das nicht Vorhandensein einer solchen Literatur war durch die Umstände bedingt. Seit 1830 geschah hier wenig; allein dies Wenige, wie unvollständig es auch sein mag, schreitet auf der der Zukunft angehörenden Bahn fort und gibt ein Vorgefühl von ihren Bestrebungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reich und Arm. Roman. Nach dem Französischen des Emile Souvestre, von Julius Schoppe. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Unter einer Masse unbedeutender Bücher griffen wir zu obigem, in der Voraussetzung, daß es nicht mehr enthalten werde als seine Vorgänger, und erkaunten, als sich ein Talent von der ersten Bedeutung vor unsern Augen entwickelte. Zwar war man in Frankreich schon auf Souvestre's Namen aufmerksam geworden, zwar hatte der „National“ schon in einigen Feuilletons seine Arbeiten als etwas Vorzügliches bezeichnet; aber es taucht so Vieles im Nachbarlande auf, was, von der Mode, der Laune oder von der Intrigue getragen, bald darauf wieder verschwindet, daß wir auf eine Stimme noch keine Rücksicht nahmen, nehmen wollten. In Deutschland ist der junge Schriftsteller noch fast völlig unbekannt; wir wünschen daher unsere Landsleute hier auf sein merkwürdiges Talent als auf eine der Fundgruben der Zeit hinzuweisen.

Was uns bei der Lecture dieses Buchs zuerst auffallen mußte, war eine Kenntniß des menschlichen Herzens, wie wir sie höchstens bei einem Greise voraussetzen dürfen, und der Verf. ist ein ganz junger Mann! Was aber muß dieser junge Kopf, dieses junge Herz schon Alles geföhlt, gedacht, gelitten haben, um bis dahin gelangt zu sein! Welche Masse psychologischen Wissens in ein so junges Leben gedrängt! Wir erkaunten darüber wie vor einem Phänomen. Unsere Zeit hat uns gelehrt, an Phänomene partieller Geistesentwickelungen zu glauben, aber meistens — wenigstens dürfen wir es voraussetzen — waren diese partiellen Entwickelungen auf Kosten der ganzen geistigen Organisation bewirkt. So haben wir mathematische, mechanische Phänomene, sprachliche, musikalische gesehen; bei allen diesen spielt das Gedächtnis, spielen einzelne instinctartig ausgebildete Naturanlagen die Hauptrolle; was aber sollen wir zu dem Phänomen einer Menschenkenntnistheiligkeit sagen, wie sie uns fast noch nicht vorgekommen ist? Ein ganz junger Mann, der wie ein Anatom über das menschliche Herz hergeht, uns das Gerippe seiner Empfindungen darlegt, wie wir etwa das Gerippe eines künstlich getrockneten Blattes vor uns sehen, wo auch die kleinste Faser nicht fehlt. Doch die Wahrheit dieser Bergliederung ist eine wehmüthige, eine trostlose, eine erschreckende, zerstörende und daher unpoetisch in ihrem allgemeinen Eindruck; dennoch, welche Phantasie, welches Deut-, welches Geföhls- und Vorstellungsvermögen geböt dazu, so zu malen, in diesem Detail noch wahr zu sein. Aber das Schmerzlichste ist in all seiner Herbeheit auf die Spitze getrieben, und es geht am Schluß des Werks nur die Lösung und Versöhnung der Resignation daraus hervor; einer Resignation, bitter wie die Schiller'sche, aber ohne jene Freudigkeit eines Glaubens, der nicht bloß die Wurzeln in unsere Seele schlug, sondern dessen Wurzel mit unserer Seele vermöge ihrer göttlichen Natur eins und dasselbe ist; denn was sind jene willkürlich in uns hineingelegten Glauben? Sie können nur dem

Stupiden nützen. Es ist die trostlose Resignation des denkenden Geschöpfes, welches sich ergibt, weil es fühlt, daß Antämen gegen die Allmacht der Unabänderlichkeit Wahnsinn wäre; es ist das Sich-Fügen in einen Gott, der die Notwendigkeit und weiter nichts ist. Nur zu oft kommt die Seele im Leben auf diesen Punkten an; aber ist es poetisch, ein Kunstwerk mit dieser trostlosen Versöhnung zu beschließen, und den Gladiateur zu zeigen, der sich, von Wunden erschöpft, wiederaufrast und den Entschluß, weiter zu kämpfen, nicht aus einer großen Regung seines Gemüths nimmt, sondern sich mühsam und gebrungen an den Ermahnungen seines Freundes emporrankt, ohne daß wir den Lichtblick ahnen, der noch auf sein künftiges Leben fallen könnte. Selbsterhebung muß der Kern jeder tragischen Lösung sein, ohne sie wird die Lösung nur traurig, und wir sehen diese Selbsterhebung in dem gedrückten Anton auch in dem Augenblick nicht erwachen, der ihn retten soll; wie können wir da hoffen, daß ihr hoher Muth ihn durch sein ferneres Leben geleiten werde? Der Tod wäre uns für ihn vielleicht lieber gewesen als solche trostlose Aussicht. Doch wir sprechen zu unsern Lesern wie zum Blinden von der Farbe, und ihre Blindheit ist unsere Schuld, daher zur Fabel des Werks.

Die Geschichte des Romans ist eine fast unbedeutende, insofern eine Geschichte, die bloß auf intellectuellen Basen beruht und nichts vom Zufall oder der Äußerlichkeit weiß, eine unbedeutende sein kann; sie wird nur wichtig durch ihre geistige Entwicklung, ihren tiefen innern Zusammenhang. Wenn wir diese Arbeit neben ein berühmtes Werk früherer Jahrhunderte stellen, des Contrastes wegen z. B. neben den „Sil Blas“, wo fast Alles rein äußerliches Abenteuer ist, so ist es unmöglich, sich ein Fortschreiten der Intelligenz zu leugnen, wenigstens insofern, als sie mit der Zeit an immer schärfere Entwicklungen sich wagen muß; ein Buch wie dieses hätte in dem Zeitalter des „Sil Blas“ nicht geschrieben werden können. Aber ob die Poesie nicht an dieser Bewußtheit, an dieser schmerzlichen, weithinenden Klarheit des Wissens zerschellt? Und dennoch, ist es möglich, daß ein solches Seelengemälde nicht poetisch sei? Diese tiefe, tiefste Wahrheit wäre nicht poetisch? Was wäre dann Poesie? Es ließe sich hierauf vielleicht erwidern, daß der Verf. zu sehr ins Detail wahr ist, um poetisch zu sein; daß der künstlerische Gesichtspunkt, der das Bild zum Wille macht, bei dieser Schärfe der Zeichnung ins Einzelne leidet, kurz, daß die Perspektive dadurch verschwindet. Aber in diesem Einzelnen, wie tiefes Gefühl, wie viel Poesie, welches uns Alles dennoch nicht verhehlen kann, daß es dem Ganzen an einer poetischen Lösung mangelt; die Sache geht fort wie das Leben, schließt sich nicht ab, wie es das Kunstwerk soll; denn daß Anton mit jener Resignation fortzuleben sich entschließt, gibt uns noch keine genügende Lösung, verstärkt eher noch das Schmerzhafte aller hier versammelten Eindrücke, und das einzige Erfreuliche bleibt, in die Kraft des Gemüths zu schauen, das den verlassenen jungen Mann vom Selbstmorde abhält, in dem scheinbar frivolen Georg Randel, der ihm die Hand über dem Abgrunde reicht, eine Art Marquis Posa zu entdecken. Aber warum durfte denn hier nicht eine Revolution in dem Gemüthe des unglücklichen Anton vorgehen, welche ihn plötzlich von einem gezwungenen Märtyrer zu einem freudigen machte? Sind diese Wunder der Gnade unmöglich? Dann ist jede Peripetie im Gemüthe unmöglich, dann trifft nie ein großer Moment aus langen Ketten von Schmerzen und Unglücksfällen, und wozu dann das ganz unglückliche Schauspiel? Auffallend ist die Ähnlichkeit dieses Schlußes mit dem von Goethe's „Faust“; aber Georg Randel ist mehr als Antonio, und er ist der Freund, nicht der Beleidiger des lebenden Selbst. Erzählen wir nur wenigstens, daß beide junge Leute, durch ihre gegenseitige Freundschaft gestützt, getrieben fortleben; aber auch diese Freunde entgeht uns, denn sie trennen sich eigentlich mit einem ewigen Abschiede. Auf diesem Punkte, sagt Randel, konnten wir uns verstehen, er wird so nicht wiederkehren, von nun an schreien sich unsere Lebenswege. Wenn aber zwei so ausgezeichnete Naturen nicht gemacht sind,

sich auf den verschiedensten Lebenswegen zu verstehen, wie wärem denn ein Verstehen aller Poesie überhaupt nur möglich? Warum trennen sie sich da, wo sie sich erkannt haben? Ist das Leben so reich an solchen Begegnungen, daß man das Erkennen einer solchen Natur nicht für den höchsten Gewinn auf seinem Wege halten darf, daß man Den, welchen man auf solche Weise begegnete, wieder von sich stößt, um ihn nur dann aufzusuchen, wenn das Schicksal einmal einen ähnlichen Moment herbeiführen sollte? Es gehört dies mit zu der willkürlichen Streigerung alles Schmerzhaflichen im Leben, die in dem Buche vorwaltet, und alles Dies beweist uns nur das große Malaise — Unbehaglichkeit wäre ein zu mildes Wort —, in dem sich die Scharen junger Talente, die jährlich in Frankreich aufstehen, der Gesellschaft gegenüber befinden, was uns bei der dortigen viel größeren Verschmelzung der Stände als anderwärts in Erstaunen setzen muß, da die Centralisation der Stadt Paris und die Zusammenschließung des Landes in diesen kleinen Kern alles öffentliche Auftreten, Streben und Bemerkwerden weit mehr begünstigt, als dies z. B. in Deutschland mit all seinen kleinen zerstreuten Hauptstädten der Fall sein kann, wo der Zufall viel mehr hebt, trägt oder unterdrückt als dort, da hier fast kein Mittel bleibt, vor die Masse des Publicums zu treten und sein Urtheil hinzunehmen. Aber wir erstaunen immer aufs Neue, wenn wir die Menge von Talenten erblicken, die sich jenseit des Rheins emporarbeiteten, und können wir die Franzosen in ihrem bürgerlichen Leben jetzt kaum mehr achten, in ihrem künstlerischen, ihrem wissenschaftlichen, ihrem menschlich-strebenden Treiben zwingen sie uns zur Bewunderung. Die Nation, unter Napoleon zu einem einseitigen und monotonen Rationalleben gewaltsam concentrirt, ist jetzt fast nur groß in der Zersplitterung und im Individuellen.

Anton ist der Sohn eines armen Mannes, der Madame Wolfard's Kind vor einem wilden Stier rettete. Madame Wolfard läßt Anton aus Dankbarkeit erziehen, er besucht dieselbe Schule wie ihr Arthur. Der Roman beginnt mit einer Preisvertheilung in dieser Schule. Durch Privatstunden unterstützt, gewinnt Arthur den ersten Preis, Anton den zweiten. Arthur, hübsch, grazlos, elegant gekleidet, mit Kränzen überschüttet, kürzt sich seiner schönen Mutter in den Schooß; Anton, dürrig gekleidet, gedrückt von der öffentlichen Aufmerksamkeit, nimmt seine Kränze links an und weiß nicht wohin damit. „Hier, mein Sohn Anton, hierher“, ruft eine häßliche, einknigige, gleich einer Ragd gekleidete Frau in den hintersten Reihen der Zuschauer, „hier!“ Berlegen nähert sich ihr Anton, das Publicum lacht, und die Alte drückt ihm den Kranz so auf den Kopf, daß er ihm über den Hals fällt. Beschämt kehrt Anton in den engen Boden seiner Mutter zurück.

Dieser Anfang ist ominös für Anton's ganzes Leben. Überall wird der leichte, sichere, frivole und reiche Arthur sein glücklicher Nebenbuhler. Beide treten in die Advocaten carrière, Anton mit ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, aber mit einer zu folgen, edeln und sensiblen Seele, um Unrecht zu thun oder sich beugen zu können, Demüthigungen ohne Entmuthigung hinzunehmen; er bringt nicht durch und wird bald ganz vergessen. Ein spitzbübischer älterer Advocat bemächtigt sich seiner, ihn zu benutzen, läßt ihn aber geschickt wieder fallen, sobald er merkt, daß jener auf eignen Füßen stehen lernen könnte; er weiß ihm nämlich einen Proceß an den Hals zu werfen, der ihn in der öffentlichen Meinung stützen muß, einen Proceß gegen seine Wohlthäter. Zwar kommt es nicht dazu, aber die Absicht wird bekannt und schadet dem jungen Manne schon unüberwindlich. Der einzige Lichtblick in Anton's Leben ist seine Liebe zu einem jungen Mädchen, welches in dem Hause wohnt, wo er arbeitet. Ihre Pflegemutter, die an einer unheilbaren Krankheit leidet, verliert plötzlich durch einen Bankrott das Wenige, von dem sie lebte, und sieht sich mit Tausen der bittersten Noth preisgegeben; da entdeckt der alte Advocat Anton, wie die Familie durch einen Proceß zu retten sei: man hat die Alte früher um zwei Drittel ihres Vermögens

betrogen; es läßt sich dies beweisen, aber Boissard's Vater und sein Onkel waren durch einen Güterkauf Theilnehmer des Betrugs, dessen Enthüllung sie noch im Grabe brandmarken muß. Anton geht daher mit den Beweisstücken zu Arthur und schlägt ihm einen Vergleich vor. Je schmerzlicher Anton sein Auftreten gegen die Familie seiner Wohlthäter empfindet, desto linkerseits benimmt er sich dabei, er reizt sie; Mad. Boissard erfährt im Laufe des Gesprächs, es handle sich hier mit um ein junges Mädchen, und sie begegnet Anton mit wegwerfendem Hohn. Anton zieht sich erbittert zurück; er wartet während vier Tagen umsonst auf eine Mittheilung Arthur's und geht endlich zu der Pflegemutter seiner Braut, ihr die Vergeblichkeit seiner Schritte anzuzeigen und ihre Zustimmung zur Eröffnung des Processus zu erlangen, die wegen einer Verjährung nun keinen Augenblick länger aufgeschoben werden darf. Diese Frau, eine ganz gemeine Natur, erzählt ihm triumphirend, Hr. Arthur sei schon bei ihr gewesen, sie habe Alles mit ihm in Ordnung gebracht und sich mit ihm verglichen, er sei ihr Wohlthäter und bezahle ihr ihre jährliche Rente fort, wie sie sie vor dem Bankrott ihres Gläubigers gehabt. Aber ihre Pflegetochter hat die eigennützigste alte Frau bei der Einrichtung vergessen, und als Anton ihr eine Bemerkung darüber macht, entgegnet sie ihm, wer zu viel fordert, erlange nichts, und gibt ihm nicht unbedeutlich zu verstehen, seine Ungeschicklichkeit sei schuld, daß er nicht mehr bei Arthur und seiner Mutter ausgerichtet. Bald darauf stirbt die Frau, und Anton bringt das verlassene Mädchen zu seiner Mutter, die von der Versprechung ihres Sohnes nichts wissen will und der Bedrängten die Thüre weist. Diese erkrankt über ihre Behandlung, und Anton's Mutter sieht sich nun gezwungen, sie bei sich zu behalten. Genesen, leidet Luise so sehr von der Gemeinheit dieses Weibes, daß Anton noch einmal all seine Kräfte anspannt, um ihr eine Versorgung zu bieten. Es gelingt ihm, die Leitung eines Geschäfts in Deutschland zu erhalten, welches ihm ein kleines Vermögen verschaffen muß. Aber es war ihm nicht gelungen, Luise's Liebe zu erwerben; seine ernste, tragische, düstere Leidenschaft, die Melancholie seines Charakters hatte sie zurückgestoßen; dagegen hat sie sich in Arthur Boissard verliebt, der die Aufmerksamkeit, die er bei dem jungen, unschuldigen Mädchen erregte, erst als ihr Wohlthäter freudig hinnimmt, endlich aber ihre Reizung theilt. Um sich aus ihrer schrecklichen Lage bei Anton's Mutter zu retten, nimmt Luise Arthur's Vorschlag, ihr das Jahrgeld, welches er der Pflegemutter gegeben, künftig fort auszahlen zu lassen, an, mietheet ihr alte Wohnung wieder, wo sie Arthur häufiger sieht, und enbitt damit, sich ihm ganz zu ergeben. Aber Arthur's Liebe ist bald erschöpft, während die des Mädchens sich durch sein Erkalten steigert. Er geht endlich ein Bündniß mit einer reichen jungen Dame ein; Luise bemerkt seine Liebe zu einer Andern, es entsteht eine öffentliche Scene daraus, und Arthur wendet sich ganz von ihr, die schuld an der Verpötung, ja vielleicht an der völligen Aufhebung seiner Heirath ist; es kommt zum Bruch, Luise erfährt von ihrem Geliebten, daß er auf dem Punkte steht zu heirathen. Der Entschluß des Selbstmordes reißt in ihr durch einen Brief Anton's, der ihr seine nahe Ankunft anzeigt. Er hat ein kleines Vermögen erworben und will sie in das Haus führen, welches er damit zu kaufen denkt. Dieser Brief wird der Tropfen, der das Gefäß ihrer Verzweiflung füllt, und sie erstickt sich in Kohlendampf. Anton findet sie todt, einige beschriebene Blätter entdecken ihm Alles. Arthur hat indeffen Luise's Abschiedsbrief erhalten und stürzt herein, sie wo möglich noch zu retten. Anton fordert ihn neben der Leiche. In dem Duell's Tags darauf schießt Arthur in die Luft, schießt jedes Mal in die Luft, Anton verwundet ihn leicht, und die Begegnung endet mit Arthur's Erklärung, er werde nie auf Anton schießen. Anton stürzt mit dem Gedanken eines Selbstmordes fort, von dem ihn Kandel durch die Vorstellung abhält, daß er, als einer der Vorkämpfer in den Reihen der Intelligenz gegen das Geld, sein Leben der Welt

und Andern schuldig sei, und daß es ihm obliege, den Kampf fortzusetzen, nun er den Fuß im Steigbügel und eine Grundlage zu seinem Wohlstande gelegt habe; er könne noch nützen, er solle und müsse daher leben, müsse Andern die Hand reichen, und Anton — doch hier ist der Schluß des Werks:

„So sprach Kandel mit vibrierender Stimme; seine Augen, in welchen Barry nie etwas Anderes als die Blitze der Raslice (?) gesehen hatte, funkelten unter Thränen, und ein nervöses Schauern bewegte seine Züge. Schwer athmend und aufgeregter, hatte Anton ihm zugehört. Als George schwieg, blieb er einen Augenblick mit gesenkter Stirn stehen; er erhob sich aber bald und ließ sein in Thränen gebadetes Gesicht sehen. Der junge Arzt breitete ihm die Arme entgegen und er stürzte sich in dieselben.“

„Du wirst also leben? fragte er ihn.“

„Ich werde mich bestreben, antwortete Anton.“

„Sie hielten sich lange umschlungen und ließen ihren Thränen freien Lauf; dann, als sie sich ein wenig beruhigt hatten, sagte Barry: Ich habe das Glück auf vielen Wegen gesucht, ich habe es vom Rufe, vom Vermögen, von der Liebe gefordert, und alle drei sind mir entschlüpft; aber noch ist nicht Alles verloren, mein Gott! ich danke dir, du hast mir die Hingebung gelassen.“

„Die beiden jungen Leute reichten sich die Hände.“

„Und jetzt, sagte Kandel, vergiß, daß ich zu dir geredet habe. Jeder von uns nehme seine Rolle wieder auf: die deine edel und ernst, die meine trivial und servil. Unsere Wege sind verschieden; es ist vielleicht das letzte Mal, daß sich unsere Seelen begegnen. Lebe wohl, Anton, und sei glücklich.“

„Sei glücklich! entgegnete Barry.“

„Bei diesen Worten sahen sich Beide an; in diesem Blicke lag aber eine so traurige und tiefe Kenntniß des Lebens, daß Beide zu gleicher Zeit das Haupt senkten und zugleich ein Ach! aussprachen.“

Dieser Plan, so flüchtig hingeworfen, scheint wenig gegen Das, was das Buch selbst ist; im Detail, in der Feinheit der Verbindungen, der Entwicklungen, der Übergänge, in der Tiefe der psychologischen Wahrheit liegt seine Bedeutung. Anton's Charakter ist musterhaft gezeichnet, die ursprünglich edle und starke Natur, die aber nicht frech, frei, kühn und genial genug ist, durchzubringen, und von Allem entmuthigt, sich und Andere in ihrer trostlosen Lage aufreibt und von ihr aufgerieben wird. Alles wird wahr durch die Wahrheit dieser Gestalt.

Der Dichter verhält sich zu Balzac etwa wie die florentinische Schule zu der römischen: seine Phantasie ist nicht so blühend, nicht so üppig, so poetisch; er ist herber, härter, sittlich strenger. Sein Styl ist strenge und edel, aber die Poesie geht unter in der trostlosen Bewußtheit dieser Schilderungen, das Wissen und Erkennen verzehrt, wie das heiße und in der Beleuchtung doch so kalte Licht des Mittags, all ihre schönen Morgennebel; nirgend bleibt der holden Unwissenheit mehr ein Fleckchen, auf dem die Göttin Phantasie ihre Traumbilder malen könnte; die süße Kindlichkeit des Lebens ist dahin, weit, weit weg liegt das Paradies; der Dichter hat den ganzen Apfel der Erkenntniß gegessen und reicht uns ihn, schenkt uns selbst die Kerne nicht. Andere erwürgen die Poesie durch phantastische Uebertreibung, durch das Zerrbild des Hässlichen oder Außerordentlichen, und wir können noch lächeln über den Mord, weil er uns ein mehr kindliches als schuldiges Beginnen scheint; dieser erfassenswüthige junge Mann läßt die Poesie in seiner Erfindung überall durchblicken, um sie am Ende durch die trostloseste Wahrheit der Wirklichkeit zu ermorden, der es, durch die Art, wie er sie aufweist, dennoch nicht an Größe fehlt. Viele andere junge Schriftsteller sind noch nicht bis zur Poesie durchgedrungen, Souvestre scheint ihr Lichtmeer hinter sich gelassen zu haben, um jenseit an grauer, düsterer Küste zu landen. Man wird uns beschuldigen, hier zu viel und Paradores gesagt zu haben — man lese und sehe.

Italienische Literatur seit 1830.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Wenn wir daher mit 1830 beginnen, so geschieht es deshalb, weil dieser Zeitpunkt am bestimmtesten die früher besprochene Lücke und zugleich den Übergang von einer Literaturepoche, welche abgelaufen ist, zu einer andern, welche damals eben anfang, bezeichnet. Monti starb 1827, und 1830 schien es, als seien 20 Jahre über sein Grab gegangen. Kein Nachfolger erschien, um seine Stelle einzunehmen. Die Schule der Poesie, deren Vorfig er geführt, sank rasch dahin, ohne Kampf, ohne Gegenwehr, wohl fühlend, daß ihre Zeit zu Ende war. Sie nahm mit sich ins Grab, als einen Beweis ihrer frühern Macht, die letzten Überreste jener hohlen, nichts sagenden, klavischen arkadischen Akademie, welcher Monti so manchen harten Streich versetzt und welche der Romantismus in demselben Augenblicke zertrümmerte, als er selbst den Kampfplatz betrat. Geboren unter dem Einflusse jener Neuerungsucht, welche Cesarotti, Alfieri, Parini u. A. in mehr oder minder größerer Ausdehnung beinahe in alle Zweige der Kunst eingeführt hatten, und heranwachsend als Dichter unter jenem Revolutionsgeiste, welcher in Italien einige dürftige Reformen erzwungen, welcher Amerika freigemacht hatte und im Stillen sich seinen Weg durch Frankreich bahnte, um dort in kurzem Zeitraume mit aller Heftigkeit hervorzubrechen, stürzte sich Monti mit dem ganzen Stolz eines kühnen Neuerers in die Schranken der Poesie. Er trug mächtig zu dem Werke der literarischen Emancipation bei und erschütterte die Dictatur der Akademien und den Servilismus der sogenannten classischen Schule, welche jene hohen Geister, die sie zu verherrlichen vorgab, nicht verstand; welche, nicht kühn genug, um ihre Meister in ihrem vollen Glanze zu schauen, sich mit der Nachahmung Derjenigen begnügte, welche selbst nur Nachahmer waren und welche für alle nur möglichen Gegenstände, für alle denkbaren Gistessabstufungen ihr kahles Regelsgerippe geformt hatte. Der Styl Monti's war klar, kräftig, ohne Affectation; sein Beispiel bewies, daß die Sprache der Poesie erhaben sein könne, ohne auf Stelzen einherzuschreiten. Er hatte für jeden Gegenstand seinen eignen Styl und zeigte, wie die Form dem Gedanken sich an-

passen müsse; er verzängte die Energie, die Kraft, das Gefühl, mit einem Worte das Leben des dichterischen Ausdrucks dadurch, daß er aus dem „reinen Quell“ des Dante schöpfte, sowie beim Beginnen des 18. Jahrhunderts Manfredi, Rollé, Lazzarini, Zanotti u. A. sich zu Petrarca gewendet hatten. Allein für die Idee, den Geist und das Wesen der Poesie that er wenig. Mehr pathetisch als gefühlkräftig, von einer mächtigen Einbildungskraft bei geringer Herzenskenntniß, mit einem schwachen und unentschiedenen Charakter, weder erhabene Gedanken in seinem Geiste noch einen tiefen und heiligen Glauben in seinem Herzen tragend, bemächtigte er sich nur einer Seite des Lebens, der objectiven. Er warf seine Kunst den Sinnen und einer pathetischen Phantasie in die Arme; in seiner Hand ward sie zur Luftblase, welche abwechselnd in glänzenden, aber oberflächlichen Farben Alles, was sich ihr naheinander darbott, ohne ein Band der Einheit oder der innern Verwandtschaft reflectirte. Alle Eindrücke von außen, von welcher Seite und in welcher Form sie auch immer kommen mochten, nahm er in sich auf und gehorchte ihnen; er malte die Natur, ohne sie jemals umzugestalten; er zeichnete die Umrisse und wohnete, menschliche Wesen geschaffen zu haben. Alle Personen seines Gefanges glichen Schatten, wie sie bis zum Übermaße in seinen Gedichten vorkamen, ohne alles Charakteristische, ohne alle Individualität. Allein was ist Poesie, wenn sie uns weder individuelle Typen, noch allgemeine in der Anwendung fruchtbare Wahrheiten darbietet? Demnach war Monti nicht der Wiederhersteller der Poesie; mit ihm gewann allerdings die Form ihre jugendliche Frische wieder, allein es fehlte ihr die Seele. Versificirung, Colorit und Wohlklang liehen ihm einen falschen Glanz, der, von der Dauer eines Tages, für die Menschheit nichts Wohltuendes hatte und jedem socialen Ziele fremd war. Für ihn und seine Schule war die Kunst nicht bloß Mittel, sondern Zweck. Anderer Art war die Kunst, welcher Dante huldigte, und die Stange Manzoni's:

Salvo o divino a cui largi natura
Il cor di Dante e del suo Duca il canto;
Questo fia il grido dell' età futura;
Mal'età che fa tua tel dice in pianto —

klingt eher wie eine bittere Ironie als wie der gewissenhafte Ausspruch eines Dichters über den andern. Dante

würde nicht abwechselnd dem Papste und dem Kaiser, Österreich und der Revolution geschmeichelt haben; er würde nicht seine Kunst den äußern Sinnen zum Opfer gebracht haben; er verehrte sie gleich einem Engel, auf dessen Fittichen er seine Seele zum Himmel erhob, um von dorten Belehrung für seine Mitbrüder zu bringen. Dante ist der Gründer einer Schule, welche in unsern Tagen wenige, sehr wenige Vertreter zählt, deren Glanz aber von Neuem strahlen wird, wenn das italienische Volk seine Nationalität wiedererrungen hat. Mit Ausnahme einiger wenigen echt lyrisch gedachten Inspirationen, mehrerer Stücke von hoher Vollendung in der Form und eines oder zweier Gesänge der „Mascheroniana“ wird der Name von Monti sich nur als der eines geschickten Troubadours erhalten. Seine Schule, welche durch ihre Ausbildung der Form und ihren Mangel an socialen Zielen den Keim für jene gegenwärtig in Frankreich durch den Wahlspruch: *L'art pour l'art*, bezeichnete enthielt, erlosch seit 1830. Bis auf jene Zeit zählte sie eine Reihe von Nachahmern; aber heutiges Tages hat sie nur Einen, der Erwähnung verdient, Cesare Arici von Brescia. Als Verkünftler ausgezeichnet, jedoch ohne alle Originalität, hat Arici, nachdem ihm Foscolo durch eine Kritik seines kleinen Gedichtes: „*In morte di Giuseppe Trenti*“, den Beweis geliefert, daß er auch nicht im Besitze einer einzigen Idee sei, sich bloß mit dem Ausdrucke beschäftigt. In Italien durch seine „*Pastorizia*“ bekannt, eine Sammlung von Nachahmungen der Alten, die er wunderbar ins Italienische übertrug, gab er 1833 seine „*Origine delle fonti*“ heraus, die, für dieselben Leser berechnet, sich durch eine gleiche Correctheit und frostige Keuschheit des Ausdruckes sowie durch den nämlichen völligen Mangel an Gedanken und Originalität bemerklich macht. Die letzten sieben Jahre haben außer ihm keinen einzigen Schriftsteller hervorgebracht, der als Repräsentant der erwähnten Schule gelten könnte.

In den letzten Jahren seines Lebens war Monti Zeuge von dem Ausbruche des Romanticismus. Er selbst hatte den Weg gebahnt und den Geschmack für Neuerungen hervorgerufen, ohne dabei zu ahnen, daß jede Änderung in den Formen der Poesie früher oder später eine entsprechende Änderung in ihrem Geiste zur Folge haben werde. Dies fühlte allerdings die neu entstehende Generation. Es hatte sich ein unbestimmtes Gefühl verbreitet, daß einige Glieder der Kette gerissen seien, ohne daß jedoch der Geist seine Freiheit errungen habe. Die Bewegung innerhalb seines Gefängnisses war Alles, was man erlangt hatte; die Sphäre, innerhalb welcher die Poesie ihre Kräfte üben dürfe, war beschränkt; sie schaute den Himmel durch ein Gitter, die Natur im Spiegel, das ganze Weltall unter einem Schleier, von welchem sie bloß das eine oder andere Ende in die Höhe heben durfte. Monti's Schule, auf die Idee gegründet, daß Poesie eine zweite Malerei sei, verdammt die Kunst zu bloßem Materialismus; sie gab Bilder durch Bilder wieder und erreichte nichts weiter; sie wanderte durch eine Welt von Symbolen, ohne ihren Sinn zu erforschen.

Die neue Generation wollte etwas Anderes; einmal auf dem Pfade der Freiheit, faßte sie den Entschluß, sie sich ganz zu eigen zu machen, und erhob sich in dem Geiste einer Revolution, um ihre Emancipation vollständig zu erringen. Nach allen Seiten hin, wo sich der Freiheit Hindernisse in den Weg stellten, wurden Streiche geführt; man erklärte, daß Alles, was ein Dasein habe, das Schöne wie das Häßliche, die Vergangenheit wie die Gegenwart, das Ideale wie das Reale, in den Bereich der Kunst gehöre; ferner, daß die Poesie das Recht besitze, die Natur nicht bloß zu schildern, sondern sie auch zu erklären; der Mensch und die Natur sollten ihre Hauptgegenstände, das Genie und der Geschmack des Zeitalters ihre einzigen Gesetzgeber sein. Auf diese Art brach man mit der Vergangenheit und stürzte die Schranken ihres engherzigen Systems. Monti fühlte, daß man ihn überholt und übergangen habe, und theils aus Verachtung, theils aus Unkenntniß des Zeitgeistes erhob er seine zitternde und schwach gewordene Stimme gegen die Neuerer, indem er Demjenigen, was ihm als Barbarei und Anarchie erschien, einen Damm von Gemeinplätzen entgegenstellte. Er schrieb einige unglückliche Verse zu Gunsten derselben Mythologie, welche er in seinem poetischen Mannesalter, besonders in der Dedication zu seinem „*Bardo della foresta nera*“, verdammt hatte. Man sollte ihm keine Aufmerksamkeit und das Werk der Zerstörung Schritt fort. Mit der Miene der Verachtung warf er sich den Mantel um die Schultern und verschied in der Stille.

Der Romanticismus, Meister des Schlachtfeldes, hielte den Sieg für errungen; so war es auch in der That; allein dem Siege fehlten entscheidene Resultate. Alles, was man gewonnen hatte, war eine große Negation. Die Dictatur der Vergangenheit war unwiderruflich vernichtet; allein die Zukunft, ohne deren Ahnung keine wahre Poesie möglich ist, diese vermochte der Romanticismus nicht zu entdecken. Ohne eine bestimmte Theorie, ohne ein leitendes Princip, ohne einen verbürgten Glauben in der Literatur wie in der Politik kann es keine Grundlage geben. Der Romanticismus hatte den Schleier, welcher vor seinem Auftreten das Weltall verhüllt hatte, hinweggerissen, war aber mit Entsetzen vor dem Anblicke des Unendlichen jenseits zurückgewichen. Bisher hatten alle seine Inspirationen, all sein Studium keine andere Quelle, keinen andern Lummelplatz, kein anderes Endziel als den Menschen, vereinzelt und als Individuum genommen. Wie wäre es aber möglich, von dieser Individualität aus zu einem Gesamtbegriffe zu gelangen, welcher die drei Schranken, innerhalb welcher die Kunst sich unaufhörlich bewegt, den Menschen, das Weltall, Gott, in Harmonie umfasse? In dieser Sehnsucht nach einem Glauben, welcher das Geschöpf an das Unendliche anknüpfen sollte, warf sich der Romanticismus der Vergangenheit wieder in die Arme, welche er soeben erst von sich gewiesen, oder stürzte sich mit geschlossenen Augen in den von ihm eröffneten Abgrund. Abwechselnd nahm er zu dem Mittelalter und zu dem Mysticismus seine Zuflucht und sank endlich müde und entmuthigt dahin. So

finden wir ihn 1830. Um jene Zeit hatte Alles, was der Romantismus Ausschweifendes hatte, sich verloren und das wahrhaft Vernünftige in der literarischen Bewegung den Sieg davongetragen. Die literarische Freiheit war vollständig errungen, und es blieb nur die Frage, wie man dieselbe anzuwenden habe. Auf welcher Grundlage, nach welchen Principien sollte diese neue Literatur, deren Nothwendigkeit durch die vorhandene Leere sich klar aussprach, ihr Gebäude aufführen? Ein Gefühl von Nationalität wurde wach und bemesserte sich, wie natürlich, jedes andern. Die ganze Literatur nahm ihre Richtung nach diesem Punkte hin. Man fing an, einzusehen, wie thöricht es sei, sich über Fragen der Form da zu streiten, wo die eigentlichen Quellen der Literatur verunreinigt seien; man fühlte die Abgeschmacktheit, für und gegen eine volksthümliche und nationale Poesie da zu kämpfen, wo es weder ein Volk noch eine Nation gebe; man schämte sich der verlorenen Zeit, des Aufwandes von so vielem Talente und so großer Thätigkeit, welche der italienische Geist eine Reihe von Menschenaltern hindurch an eine Literatur verschwendet hatte, welche, conventionnell, künstlich und aristokratisch, weder mit dem Schicksale der Nation, noch mit dem Glücke der Mehrzahl etwas gemein hatte. Von diesem Zeitpunkte an trug der Geist das Gepräge eines innern Bewusstseins, und Alles, was geschah, hatte den Charakter der Nützlichkeit oder der Sittlichkeit. Alle Erscheinungen seit 1830 haben ein Ziel, das weit davon entfernt ist, dem Ohr zu schmeicheln oder das Publicum zu belustigen. Das Kunststreben erhob sich mindestens bis zu der großen Aufgabe der Erziehung, welche die Geschichte unserer Zeit in ihrem Schooße trägt; alles bloß Nützliche, Leere und Akademische ist verschwunden, Vitorelli, Metastasio, Frugoni sind vergessen, und wenn irgend eine schwache Mittelmäßigkeit sich noch auf diesem Felde versucht, so findet sie keine Zuhörer mehr. Schweigen oder der Ausdruck von etwas Gehaltigem wurde zum Geseze in der geistigen Welt. Der Schatten Dante's, des Sängers italienischer Nationalität und Wiedergeburt, schwebte hoch über dieser ganzen Periode, über ihrem Schweigen wie über ihren Äußerungen. Man lehrte zu dem Studium Dante's zurück, nicht um in ihm Formen, Bilder oder Versmaße zu finden, nein, um die mattgewordene Muse in seinem mächtigen und männlichen Denken zu stärken, um aus ihm heilige Begeisterung des Patriotismus und der Menschheit zu schöpfen. Ausgaben der „Divina commedia“ wurden vervielfältigt; es erschienen neue Commentare, worunter jener von Ferdinando Arrivabene: „Il secolo di Dante, commento storico“ (2 Bde., Florenz 1830), ausgezeichnet zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

L'empire, ou Dix années sous Napoléon, par un ancien chambellan. Zwei Bände. Paris 1836.

Vorliegendes Werk ist eine Art Chronik des Zeitabschnittes, den das Titelblatt angibt. Der angebliche oder wirkliche Kammerherr, dem wir dasselbe verdanken, gehört zu den eif-

rigsten Verehrern seines ehemaligen kaiserlichen Gebietes, dem er auch noch jetzt, wiewol nicht immer auf die schicklichste Weise, Beizbrauch spendet. Ja, er überträgt diese seine Verehrung für den außerordentlichen Mann nicht bloß, und zumweilen ziemlich rücksichtslos, auf alle Glieder der Bonaparte'schen Familie, sondern auch auf viele Personen seiner Umgebung, deren Namen und Beruf man gänglich ignoriren würde, beifanden sie sich nicht in dem „Almanach impérial“ unter irgend einer Rubrik eingetragen, ohne zu bedenken, daß dadurch die Einheit des Interesses an der Hauptperson nicht selten nachtheiligt wird. Ob nun Alles, was in diesem oder jenem Betreff der Chronikenschreiber uns erzählt, vollkommen wahr, dies mag einer strengern Kritik, als hier unser Beruf ist, zu üben, vorbehalten bleiben zu entscheiden. Daß aber Zweifel sich dagegen erheben könnten, scheint er selber gefühlt zu haben, wie die Worte der Vorrede andeuten, wo es heißt: „Ich habe so viele Romane gelesen, die man uns als wirkliche Geschichten aufstischt, daß ich Lust bekommen, Wahres fast unter der Form der Dichtung zu geben.“ Mag jedoch immerhin nicht Alles in dem Buche wahr sein, so wird doch fast niemals darin gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen. Sind diese oder jene Worte nicht gesprochen, mancher Bericht, der uns mitgetheilt, nicht niedergeschrieben worden, so hätte dies doch füglich geschehen sein können, und darauf kommt es wesentlich bei dieser Gattung von Schriften an. Alles, was in der Wahrheit der Charaktere, der Umstände liegt und dazu beiträgt, sie besser kennen zu lernen, kann man historisch nennen; so beispielsweise die Berichte über den Faubourg St.-Germain jener Epoche, die wir anführen wollen und die, wurden sie auch nicht ganz wörtlich von einem der Vertrauten Napoleon's erstattet, doch nicht minder der Wahrheit gemäß sind. „Ich werde mir erlauben, dem ersten Consul zu sagen“, heißt es in diesen Berichten, „daß beinahe diese ganze Bevölkerung der neuen Ordnung der Dinge feind ist. Der Faubourg St.-Germain verabscheut das jetzige System und wird sich niemals mit demselben ausöhnen; man muß ihn aufmerksam und unablässig überwachen; seine Bewohner sind reich oder stehen in naher Verbindung mit reichen Leuten, was sie Alle gleich macht; denn unter diesen ci-devants findet eine bewundernswürdige Gleichheit statt. Außerdem bezeigen sie sich ausnehmend wohlwollend gegen die Bürgerclasse und selbst gegen den gemeinen Arbeiter. Da sie in diesem Punkte den neuen Reichen, wie sie es auch geworden sein mögen, auf keinerlei Weise gleichen, so ist die Folge davon, daß das Volk lieber mit einem alten Adligen als mit einem Manne des Tages zu thun haben will. Alle Mittel sind den Bewohnern des Faubourg St.-Germain schon recht, um den Wunsch nach dem alten Régime hervorzurufen und es volksthümlich zu machen. Diese auf ihre Geburt so stolzen Leute demüthigen sich. Unter ihnen, man muß es gestehen, sind die Sitten geregelter, die väterliche Gewalt ist weniger mißkannt. Sie spenden beträchtliche Almosen; die größten Damen treiben die Heuchelei so weit, daß sie ihre jungen Töchter und Söhne an das Bettelbissen der armen Kranken, der verschämten Armen führen; man sorgt reichlich für deren Bedürfnisse; man theilt an bestimmten Tagen und außerdem noch Brod, Fleisch und Wein unter sie aus; man kauft Charpie für die Verwundeten, man versieht die Kindbetterinnen mit Fleischbrühe, man bezahlt auf Monate Säugammen und Lohngeld für die Kinder wohlgepflegter, frommer, ordentlicher und tugendhafter Arbeiter. Dies Alles sieht sehr ungünstig mit der Handlungsweise der Emporkömmlinge ab, die ihr Einkommen verprassen oder es, indem sie Bücher treiben, noch zu vermehren suchen.“ Der Chronikenschreiber fügt hinzu, daß diese gegen die adelige Vorstadt gerichteten Beschuldigungen mehr als alles Andere Napoleon bestimmten, sich dort nach Anhängern umzusehen. Man kennt den Erfolg der Schritte, mit denen er ihnen zu dem Behufe entgegenkam. Diejenigen von den großen Herren des alten Hofes, die an dem neuen wieder auftraten, erhielten hier herbe

Lehren, darf man anders unserm Kammerherrn Glauben schenken. So erzählt derselbe ein Beispiel davon, das wir, fern wir nicht, auch schon irgend sonst wo gelesen haben. Die Frau eines Generals nämlich begegnete in den Hallen einer großen Dame des alten Régime, die ihr in dem gebieterischen Tone des höhern Ranges bedeutete, voranzuschreiten. „Gehen Sie nur voran“, antwortete die Frau des Emporkömmlings; „jedemal, wo ich hierher komme, um eine Niederträchtigkeit zu begehen, fühle ich mich überglücklich, einem Vorbilde zu begegnen, das ich nachahmen kann.“

Das Werk des kaiserlichen Kammerherrn würde seinem Zwecke nur unvollständig entsprechen, wenn es nicht die Rehabilitirung der kaiserlichen Familie enthielte. Leicht möglich sogar, daß es zu dem Ende hauptsächlich verfaßt wurde. Sehr oft nämlich kommt der Autor auf diesen Gegenstand zurück. Zuerst liest man darin eine epische Aufzählung der erlauchten Nachkommenschaft von Madame Étiennette und sodann eine noch längere Abhandlung über deren Abstammung. „Ich habe“, sagt der Verf., „sehr oft von Madame Junot gehört, daß Bonaparte in gerader Linie von den griechischen Kaisern des Hauses der Komnenen abstamme.“ Der große Mann selbst war bekanntlich frei von jedweder genealogischen Eitelkeit; er war vielmehr stolz darauf, der Erste seiner Dynastie zu sein.

Im zweiten Bande macht sich der Chronikenschreiber viel mit den Brüdern und Schwestern des Kaisers zu schaffen. „Man wird niemals“, sagt er, „all das Gute erfahren, das diese liberale Familie im Geheimen gethan hat.“ Nachdem er hierauf mehrere Züge aus ihrem häuslichen Leben erzählt, fügt er hinzu: „Was wäre wol Echterliches an solchen Zügen zu finden? Ist man nicht würdig, eine Krone zu tragen, wenn man so handelt? Die Völker, die den Excerpten der Brüder des Kaisers gehorchen, werden selten bessere Souveraine gehabt haben; sie beabsichtigen das Wohlfeyn ihrer Unterthanen; sie lieben Wissenschaften, Künste, Handel, Ackerbau. Männer von guter Gesellschaft, gefallen sie sich in deren Schooße. Prinz Ludwig würde oft an Titus erinnern. Was den Senator Lucian anbetrifft, so räumt man ein, daß er, wäre der Kaiser nicht, ein großer Mann sein würde. Er besaß die besten Tugenden der alten Römer und die Anmuth der Sitte des modernen Franzosen.“ Auch dem Prinzen Joseph Bonaparte ist ein ziemlich langer Artikel gewidmet, wozu vornehmlich die mannichfaltigen, zum Theil eben nicht sehr vortheilhaften Gerüchte, die über denselben zur Zeit in Paris umliefen, Anlaß gegeben zu haben scheinen. So sagte man ihm beispielsweise nach, er liebe den Trunk, was denn dem kaiserlichen Kammerherrn das wahrhaft naive Gesandniß abnöthigt, König Joseph fürchte sich eben nicht vor einer Flasche Lacrima Christi oder Champagner. Kurz, man möchte sagen, es sei dieses Werk eine ziemlich unterhaltende Zusammenstellung von Charakterbildern, Anekdoten und Einzelzügen; wobei man freilich die Hand beachten muß, die bei deren Auszeichnung die Feder führte. Vieß sich aber auch diese von einer gewissen Vorliebe für ihren Hauptgegenstand leiten und stellte sie ihn mithin in zu günstigem Lichte dar, so finden wir diesen Fehler noch immer verzeihlicher als den gegentheiligen so vieler andern gleichzeitigen Schriftsteller, welche, die Wohlthaten vergessend, womit Napoleon sie überhäuft, gleich nachdem sein Glückstern erloschen war, keinen Augenblick versäumten, in die Reihen seiner Verunglimpfer überzutreten. 13.

Die Heilquellen in Griechenland. Beschreibung der Heilquellen von Patragit, Ahipso und der Thermopylen. Von Landerer. Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. 1837. 8. 6 Gr.

Das Original dieser, nach dem Wunsche des gewesenen griechischen Ministerpräsidenten v. Rudhart verdeutschten Schrift erschien

im J. 1836 in Athen, unter dem Titel: „Περὶ τῶν ἐν Ἑλλάδι, Αἰθῶν καὶ Θερμοπύλαις ὑγιαίνων ὕδατων“. Der Verf. derselben, Dr. Landerer in Athen, Hospitaller des Königs von Griechenland, hat in Ansehung der darin beschriebenen Heilquellen seinen längern Aufenthalt in Griechenland benützt, um eine genaue Beschreibung und analytische Untersuchung dieser Quellen bei Patragit (das alte Ξνάρι in Thessalien), von Ahipso auf Euböa und in den Thermopylen geben zu können. Er schildert daher nicht nur die äußeren Localitäten der genannten drei Orte, zugleich mit Bezug auf das Alterthum, sondern gibt auch die Bestandtheile der Quellen und ihre Eigenschaften sowie die Krankheiten an, gegen welche dieselben gebraucht werden können. Hat dadurch der Verf., und neben ihm der Übersetzer durch seine Verdeutschung, der Wissenschaft einen unentgeltlichen Dienst erwiesen, so dient die Schrift auch im Allgemeinen als ein wiederholter Beleg für die innere Reichthümer, die Griechenlands Boden in sich schließt. Es kann dabei nur darauf ankommen, daß sie von der Wissenschaft erfasst und zu Tage gefördert, namentlich aber, daß sie gehörig benützt werden. 25.

Literarische Notiz.

In Petersburg ist unlängst eine Sammlung, betitelt: „Die russischen Classiker“, mit dem neuen Abdrucke der Werke des Fürsten Kantemir begonnen worden. Die Sammlung soll außerdem die Schriften von Trebialsow, Lomonossow, Sumarokow, Scheraskow, Petrow, Bogdanowitsch, Chernigier, von Witsin, Kostrow, Knäschnin, Murawiew u. A. enthalten. Bei der Anzeige dieses Werkes sprechen sich die russischen Blätter selbst dahin aus, daß bis jetzt von russischen Classikern nicht die Rede sein könne, wenn darunter sollen Musterchriftsteller aus frühern Bildungsstufen der russischen Literatur verstanden werden. Es ist auch von vorn herein nicht zu erwarten, daß eine Literatur, die erst hundert Jahre alt ist und jetzt erst im Jünglingsalter steht, Classiker habe; die Sprache und die Darstellungsweise der Kinder und Anfänger kann für die Jünglinge nicht mehr Muster sein, und Classiker fallen in das Mannesalter der Literatur. Zumal machen die reisenden Fortschritte und bedeutenden Veränderungen, welche die russische Sprache in den letzten Jahrzehnden erfahren hat, ein Zurückgehen zu den genannten Schriftstellern fast ganz unstatthaft. Sollte aber unter der benannten Sammlung eine solche älterer Schriftsteller gemeint sein, die, auch nicht Muster für die Gegenwart, doch noch bis heute unter dem russischen Volke sich lebendig erhalten haben und gelesen werden, so könnten in eine solche Sammlung Witsin, Bogdanowitsch und Chernigier wol aufgenommen werden, gewiß aber wird dieselbe sehr unglücklich mit Kantemir eröffnet. Derselbe kann auch nicht im entferntesten als Muster gelten und wird jetzt nicht nur nicht mehr gelesen, sondern man kann ihm überhaupt eine Stelle unter den russischen Dichtern absprechen. Aus der Moldau mit seinem Vater entronnen, war er von seinem zwanzigsten Jahre an bis an seinen Tod (1744) in London und Paris russischer Gesandter. Er hatte also gewiß wenig Gelegenheit, russisches Wesen und Leben in sich aufzunehmen. Nun ward damals neben ihm Voltaire als Heros der Literatur gepriesen, und es lag nahe genug, den Franzosen und die römischen Satiriker in zahnmen „Russischen Satiren“ nachzuahmen, an denen aber nichts russisch ist als die Sprache. Haben diese für ihre Zeit einige Bedeutung gehabt, so haben sie sie heut völlig verloren; sogar für den Litterarhistoriker sind sie von geringerem Werthe, da sie kein selbstständiges russisches Werk sind, ja theilweise gradezu Übersetzungen aus den Vorbildern enthalten. Also nur zur Eröffnung eines Reizens von Classikern in dem neuern Sinne, wonach man unter denselben, den Romantikern gegenüber, charakterlose Nachahmer der Griechen und Römer versteht, könnte Kantemir passend erfunden werden. 9.

Italienische Literatur seit 1830.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Mittheilungen über Dante fand man in allen Zeitschriften, besonders in der gegenwärtig unterdrückten „*Antologia*“ von Florenz; andere wurden versprochen, worunter eine historische Skizze von Italien seit der Herrschaft der Longobarden bis auf Dante von Carlo Tropea, einem Neapolitaner, bekannt durch sein „*Veltro allegorico*“, das als Einleitung zu dem Gedichte dient.

Diese glühende Vorliebe für Dante, die als ein glückliches Anzeichen gelten mag, dieses Streben, die Bewegung des italienischen Geistes gleichsam unter seinen Schutz zu stellen, verdankt man auch größtentheils einem Einflusse, wovon die italienischen Literaten unserer Zeit, theils aus Klugheit, theils aus Unabständigkeit zu wenig Erwähnung thun, welcher jedoch darum nicht minder unbestreitbar den Strom der italienischen Kritik leiten wird; wir meinen den Einfluß von Foscolo.

Zahlreich waren die vor ihm über Dante erschienenen Werke, und eine Menge Schriftsteller stellten ihn als Muster auf; allein sie studirten ihn als Grammatiker und Philologen, oder wenn es hoch kam, vom ästhetischen Gesichtspunkte aus. Foscolo war vielleicht der Erste, welcher das Studium und die Verehrung Dante's als eines tief sinnigen Patrioten einleitete; wir bedienen uns dieses Ausdrucks, um damit anzudeuten, daß Foscolo nicht alles Dasjenige, dessen er fähig war, zu verwirklichen vermochte. Die Widerwärtigkeiten eines Lebens voll Dürftigkeit, unter beständiger Wanderung und Aufregung zugebracht, vereitelten fortwährend seinen Plan.

Allein er sah in Dante mehr als den Dichter, mehr als den Schöpfer einer Sprache; er erblickte in ihm den großen Bürger, den Reformator, den Dichter der Nation, den Vertheider der italienischen Nationalität. Wo Andere sich daran ergötzt hatten, Worte zu zerlegen und auf die kritische Folter zu spannen, forschte er nach Ideen; wo Andere Bilder bewundert, suchte er nach dem Gefühle, das sie hervorgerufen. Indem er die Kritik auf den geschichtlichen Pfad lenkte, widerlegte er alle die grundlosen Vermuthungen, die man über das Leben und die Gedichte Dante's zusammengehäuft hatte. Er vernichtete den ganzen Schwarm hergelofer Commentatoren, welche

ohne einen Funken von Patriotismus es gewagt hatten, Hand an das Werk eines Mannes zu legen, das ganz Seele, ganz Gedanke, ganz Patriotismus war; er jagte aus dem Tempel die Wechsler und Pharisäer. Sein Commentar über Dante ist kein vollendetes Werk; allein er machte ein solches erst möglich. Mehr noch als durch dies gab er durch sein ganzes literarisches Leben, durch das hohe Ziel, das er der Poesie vorstreckte, durch den unerbittlichen Krieg, den er Allen, die sie entweder durch ihre Verkäuflichkeit oder durch ihre absichtlichen Täuschungen besaßen, erklärte, dem Lehrer der Literatur seine Würde zurück und führte für die Kunst einen sittlichen Maßstab ein. Gegenwärtig sucht man ihn zu vergessen; ein Theil seiner Manuscripte ist noch nicht herausgegeben, zwei Drittheile seiner Arbeiten über Dante vermodern in dem Pulste des englischen Verlegers Pickering. Das über ihn publicirte *Mémoire* ist eher ein Elibell als eine Lebensbeschreibung. Allein die Jugend Italiens gedenkt seiner mit Liebe, und seit 1827, seinem Todesjahre, wird sein Einfluß, statt abzunehmen, mit jedem Tage mächtiger.

Die Äußerungen, die wir soeben besprochen, deuten nur auf ein Streben nach einer Nationalliteratur, diese selbst kann für den Augenblick in Italien nicht aufkommen. Seit 1830 ist die Kunst mehr als jemals mit der herrschenden Macht und ihren Befürchtungen in Conflict gerathen. Von dem Tage an, wo die Poesie ein ernstes und großes Ziel im Auge hatte, wurde sie zum Schweigen verdammt. Gefänge wie die von Berchet können nur in der Fremde laut werden. Viele echt nationale Gedichte — und wir könnten deren mehrere namhaft machen, welche neben dem Besten, was Europa in der letzten Zeit hervorgebracht hat, eine Stelle verdienen — bleiben verborgen und unbekannt. Durch unübersteigliche Hindernisse bedrängt, hat die Literatur zu Auswegen ihre Zuflucht genommen; sie hat sich in mehr oder weniger zarte Schattenbilder aufgelöst, die alle ein nationales Ziel verfolgen und mehr oder weniger direct auf sociale Verbesserungen abzielen.

Die Schule Manzoni's ist gegenwärtig die herrschende, vielleicht mehr in Folge früherer Erinnerungen als durch ihre jetzige Thätigkeit; ihr Ziel, ihr Glaube, ihr vorwaltendes Gefühl sind die sittliche und sociale Wiedergeburt des Volkes. Dieser Gedanke geht durch alle ihre Erzeug-

nisse und blickt selbst aus der Umhüllung hervor, welche die Umstände nöthig machen, und der sich diese Schule in Folge des schwächlichen und schwankenden Charakters ihrer Hauptleiter mit ziemlich gutem Anstande bequem. Man kann ohne Nähe über Allem, was von der Schule Manzoni's geleistet wurde, die Fahne christlicher Gleichheit wehen sehen. Die Wahl der Gegenstände, die Art ihrer Behandlung, der von ihr angenommene Styl, Alles deutet darauf hin, daß sie sich die Ausrottung der Usurpation und der Macht des aristokratischen Princips zu ihrer großen Aufgabe gewählt hat. Wenn es gilt, hartnäckige Verstocktheit, Sinnenlust, Selbstsucht zu brandmarken, wählt sie ihr Modell fast stets unter den Reliquen, den mit Titeln Geschmückten, den Nachkommen des Feudalsystems. Beabsichtigt sie dagegen, das Bild der Unschuld, der Herzensgüte, der Selbstaufopferung zu zeichnen, so nimmt sie den Sohn oder die Tochter des gemeinen Mannes, den einfachen Gebirgsbewohner, den armen Fischer zu ihrem Muster, und wiederum zwischen diesen äußersten Gegensätzen, zwischen dem Unterdrücker und seinem Opfer steht der Mann Gottes, der Priester, der Vermittler, der Tröster, manchmal der kräftige Vertheidiger der Rechte, wie in den alten Zeiten des Christenthums, Balsam spendend den Gerechten in den Tagen der Verwirrung und den Stachel der Reue in die Brust der Gottlosen drückend. Das Unrecht wird bewältigt; die Reue reinigt die Seele des Unterdrückers, oder er stirbt mitten in seiner Laufbahn; unterliegt dagegen die Unschuld, so steht die Beruhigung der religiösen Überzeugung, der Glaube an ein besseres Jenseits dem Leidenden zur Seite und versüßt ihm die Stunde seiner nahen Auflösung. Mitten durch diese Scene, deren Grundzüge stets fast die nämlichen bleiben, erblickt man einzeln oder in Gruppen zartgeformte, eble, folgsame und fromme Jungfrauen, welche, von reiner Liebe beseelt, dulden, beten und zwischen Hoffnung und Ergebung gleich Engeln sterben; gefühlvolle, ihre Pflichten erfüllende und gottesfürchtige Mütter; Männer des Schwertes und Männer im Amtskleide, die alle ihre Erlebnisse in einem klaren und volksthümlichen Style erzählen, der vielleicht etwas weicheitlich klingt, sich zu häufig der Dialekte bedient und für die Analyse zu große Vorliebe hat. Alles dies ist gut, mit einem Talente vom ersten Range und feinem Gefühlstakte ausgeführt; allein es genügt nicht, da es die Bedürfnisse der Zeit und die Ansprüche des Landes nicht befriedigt.

Die Achtung für eine Aristokratie ist in Italien nicht so tief gewurzelt, um so dringenden Widerstand nothwendig zu machen. Seine Söhne bedürfen des Vertrauens, der Eintracht, der Thätigkeit, der Beharrlichkeit und der Hingebung an die öffentliche Sache. Von alle Dem finden wir in diesen Erzeugnissen nichts. Die Wiederherstellung des Volkes soll ihnen zufolge in dem Geiste der Individualität versucht werden; als ob das Werk der Erziehung in einem gefesselten Lande jemals dadurch vollendet werden könnte, daß man seine Bewohner einzeln genommen in Betrachtung zieht. Collective Thätigkeit wird so

wenig begünstigt, daß jede Bewegung des Volkes en masse mit Lachen oder mit Misbilligung wahrgenommen wird. Gleichwol predigen diese Schriftsteller die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit eines religiösen Gefühls; als ob nicht ein gemeinsamer Glaube das Wesen einer Religion sei, oder als wenn in einem Lande, wo das religiöse Gefühl bedeutend geschwächt ist, es auf andern Wege als durch eine mächtige nationale Begeisterung wiederbelebt werden könnte, oder als wenn man hoffen dürfte, den Menschen in seine Würde einsetzen zu können, ausgenommen dadurch, daß man ihn in seiner eignen Achtung hebt und ihm durch eine Überzeugung von der Wichtigkeit der Rolle, die er zu erfüllen berufen ist, sein Ansehen zurückgibt. Die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde, sofern sie die Gesellschaft betrifft, bildet keinen Theil des sittlichen Zweckes, welchen die Anhänger dieser Schule im Auge haben.

Alles, was wir bisher gesagt haben, trifft nicht die ganze Schule; es ist vielmehr ein Ausfluß ihres Systems und der Wahl der Mittel als ihrer Überzeugung. Jedoch mußten wir diesen Widerspruch zwischen den Mitteln und dem Zwecke hervorheben, da Namen wie Manzoni, Grossi, Pellico Macht genug besitzen, die Jugend zu einer slavischen und dem gewünschten Erfolge schädlichen Nachahmung zu verführen. Wir brauchen hier nicht in eine Erörterung der „*Mie prigioni*“ des Silvio Pellico, des „*Marco Visconti*“, eines im 14. Jahrhunderte spielenden Romans von Grossi, des „*Ettore Fieramosca*“, eines historischen Romans von Massimo d'Azeglio, einem Piemontesen, Schwiegersohne von Manzoni und ausgezeichneten Maler, sowie einiger anderer wohlbekannter Werke einzugehen, welche seit 1830 von dieser Schule ausgingen. Pellico erhob sich in dem erstgenannten Werke auf die höchste Stufe. Die später von ihm herausgegebenen „*Cantiche*“ haben keinen großen, seine Tragödien noch weniger Werth. In beiden treffen wir auf einzelne, durch Anmuth und pathetische Einfachheit ausgezeichnete Stellen, die jedoch für sich selbst noch kein Drama oder Gedicht bilden. Ein neuer Band Gedichte von ihm erscheint soeben; allein ein flüchtiger, in den ersten Theil desselben geworfener Blick konnte unsere hier ausgesprochene Ansicht nicht ändern.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. Koenig. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt gewisse Bücher, die, obgleich weniger selbstständigen Charakters, mehr contemplativ als anregend, mehr fremdes Leben auffassend als eignes ausströmend, dennoch in dem Bildungskreise der Literatur eine ziemlich Geltung mit Recht erlangen. Sie sind die vorbereitenden Organe, welche das geistige Verständniß der Völker vermitteln, sie bahnen den Weg zu einem ausgebehntern literarischen Verkehr, nicht in der Oberflächlichkeit von Résumés oder der Starrheit von Literaturgeschichten, sondern philosophische Auffassung mit anziehender Detailmalerei in Skizzen und Bildern vereinigend. Das Salondleben, die Gewohnheit der gebildeten Kreise hat sie ins Leben

gerufen, deutsche Sorgfalt hat sie auf ihren Höhepunkt geführt, auf das Plateau, wo sich der Gelehrte und der Weltmann begegnen; von hier aus wirken sie nach beiden Seiten hin und knüpfen neue Fäden geistiger Verkettenungen an.

So erscheint das vorliegende Buch dem Ref. aus dem einen Gesichtspunkte, dem unserer literarischen Beziehung zu Rußland. Der Mangel des Analogon in den slavischen Sprachen, die gewohnte Richtung der geistigen Strömung nach Westen, wol auch der „finstere Blick, mit dem wir, halb über die Ähse, nach der russischen Politik schielen“ (S. 4), ließen für uns die russische Literatur wie mit einem dichten Nebel bedeckt, durch den nur selten ein Stern, oft erst kurz vor seinem Untergange, zu uns herüberschimmerte. Die besten Werke scheiterten an den Klippen der Übersetzung und kamen meist in Trümmern zu uns, und die Schilderungen des gegenwärtigen Zustandes, wie sie uns einige Journale aus Th. Bulgarin's „Nordischer Biene“ oder der Unbekannte im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ entwarfen, waren so Grau in Grau gemalt, daß selbst die uns angeblich eigenthümliche Ausländererei hier allen Muth verlor. Ein glücklicher Zufall half. Ein Russe, noch mehr, ein Moskowitz, Melgunoff, hielt sich ärztlicher Behandlung wegen eine Zeit lang in Danau auf; seine Studien in der russischen, seine Kenntniß der westlichen Literatur, seine philosophische Bildung und sein wissenschaftlicher Blick bestimmten Hrn. Koenig, die mündlichen Mittheilungen, die er ihm machte, von brieflichen ergänzt, in dieser Schrift zu veröffentlichen. Er hat dies mit einer vorzüglichen Gewandtheit und einem feinen Tact gethan; darum meinen wir, es sei das gute Recht des Buches, auf den eben bezeichneten Standpunkt gestellt zu werden. Aber diese eigenthümliche Herkunft desselben, die russische Nationalität eröffnet einen zweiten Gesichtskreis für uns: wie spiegelt sich in ihr das literarische Leben ab? welche Stellung nimmt der Verf. selbst zu der seinigen?

Die bedeutendsten Erscheinungen in diesem Gebiete gingen bis auf die neueste Zeit meist aus den höhern Ständen hervor und traten nur einzeln, ohne eine äußere Connerität auf; sie gehörten aber nur als Sondergut den Stammverwandten, nicht als Gemeinbesitz dem Volke an. Eine geistige Bildung hat nicht das Volk sich zu erwerben, sondern die Regierung ihm zu geben sich bemüht, und indem sie den Stoff von außen nahm und die Journale als elektrische Leiter zu benutzen suchte, hat sie freilich den Funken, der in dem Herzen des Nationalrussen, vor Allen des Moskowitz, schlummerte, zur feindlichen Zwietsch, nicht zum wohlthätigen Einklang mit ihren Bestrebungen anzufachen gewußt. Die Wahl des Mittels wird dieser aus dem ganzen Entwicklungsgange der russischen Nation erklären und wenigstens entschuldigen; aber die Wahl der Vermittler kann ihr der Russe nie vergeben, denn es sind — Ausländer. Nimmt man hinzu, daß der Parteilichkeit und einem unrühmlichen Egoismus unter solcher Ägide nur zu leicht Thor und Thür geöffnet ist, so kann man es dem für sein Palladium besorgten Patrioten wohl verzeihen, wenn er im Auslande seinen Besorgnissen, wol auch seinem Groll unverhohlener, als es dem Auslande frommte, Luft macht; dies ist die zweite Seite des Buches, die es zu einem eigenthümlichen, ja bedeutenden erhebt.

Indem wir nun zu dem Einzelnen übergehen, bemerken wir, daß die chronologische Ordnung vorherrschend ist und nur einzelne Gruppen hier und da nach Verwandtschaft des Objectes zusammengestellt sind. Nach einer kurzen Erwähnung der Reste der alten Volkssprache, in denen vielleicht auch der fabelhafte Dichter Bojan einen Platz hätte finden können, führt uns der Verf. sechs der bedeutendsten kirchlichen Schriftsteller und Kanzelredner, von Dimitry dem Heiligen bis auf Platon und den noch lebenden Philareth herab, vor und bemerkt, daß die kirchliche Sprache nur noch in Bildern und Formeln von denselben zur Hebung und Verebelung der Volkssprache gebraucht werde. Diese Partie des Buches möchten wir als weniger gelungen bezeichnen; das Historische ist überhaupt nicht das Element des Verf., noch weniger das Feld für diese skizzierte Manier, in

der man einen interessanten Vordergrund in klarer Lage wohl aufnimmt, wenn man nur das Übrige zum Bilde leicht zu ergänzen vermag, die aber nicht für ein nebelvolles, wenig erhelltes Gebiet taugt, wo es schon ziemlicher Schärfe der Zeichnung bedarf, um nur etwas zu wirken. Dagegen eröffnet so gleich die feine Charakteristik Kantemir's die Arias der ältern weltlichen Schriftsteller, welche der Verf. in ihm, Lomonossow, dem vielseitig Gewandten, und Derfchawin, dem gefeierten Lyriker, findet. Der Erstere ist unparteiischer gewürdigt, als es neuerlich (im „Magazin für die Literatur des Auslandes“, 1837, Nr. 128) geschah; aber es scheint gleichwol, als ob der Verf. durch seine Ansicht über den satirischen Originalzug der russischen Poesie verleitet worden sei, die Leistungen Kantemir's nach dieser Seite hin zu hoch anzuschlagen. Es ist etwas ganz Anderes um Luckins als um Juvenal, und ein Anderes um „Reinete Fuchs“ als um Rabener's „Briefe“; die Satire der Jugend eines Volkes hat bei aller Reinheit der Form einen viel tiefern poetischen Gehalt als die Satire des gereiften Alters, die nur in der philosophischen Skepsis der Gebildeten anknüpft und nachhallt. Aber der russische Gesandte am pariser Hofe, der Freund Montesquieu's und Voltaire's, konnte gewiß ebenso wenig eine nationale russische Satire schreiben als Dold zu Tomi italienische Liebeslust sang: es mußte ein erotisches Gewächs bei aller Assimilationsfähigkeit der Russen bleiben. In dem Gemälde von Lomonossow's Schöpferkraft hätten wir den zum Fleden gewordenen Schatten weggewünscht, den die dreimalige (S. 45, 46, 55), allzu sichtliche Erwähnung seiner Neigung zur „russischen Hypokrene (!), dem Brantweinassesse“, hervorbringt. Derfchawin's Würde ist edel geschildert und der Zusammenhang seiner Lyrik mit den Großthaten der aufblühenden russischen Macht nachgewiesen. Das prosaische Gegengewicht zu diesen Männern und doch zugleich die Pflanzschule einer neuen Literaturperiode findet der Verf. in Rowilow, der als Journalist und Begründer der moskauer Centralbuchhandlung (1780) äußerst thätig für Verbreitung literarischer Bildung und als Großmeister der moskauer Centralloge ebenso wirksam für Volkunterricht war; ein Mann, der, von dem glänzenden Höhepunkt seiner Bestrebungen durch Verbannung nach Sibirien gestürzt, dann nach der Zurückkunft unter Paul sein Leben in Resignation und mystischer Beschaulichkeit auf einem einsamen Gute beschloß. Als seine Jünger, wenigstens in ihren frühern Leistungen, können Karamsin und Dmitrijew betrachtet werden, die Schöpfer des modernen Stils, in Prosa jener, dieser in Poesie. „Beide waren Weltleute“, heißt es S. 67, „schöne Geister der Zeit, die man stets auf der Pforte der französischen Muster findet.“ Man sieht, daß der Verf. die Schattenseite dieser Richtung, die Hinneigung zu jedweder Art von Gallicismen, nachtdem die Einseitigkeit der Auffassung, die in Karamsin's Geschichtswerk sich zeigt, nicht verkannt hat; sein Urtheil über den Letztern (S. 70 fg.) ist sehr durchdracht; aber wenn er die Neuerungen Peter's des Großen gegen Karamsin's Tadel in Schutz nimmt und sie, abgesehen von ihrer nächsten Veranlassung, in der feindlichen Stellung Rußlands nach außen aus dem schon oben erwähnten Bildungsgange der russischen Nation rechtfertigen will, in welchem stets die Regierung die Initiativ zu nehmen und dabei doch noch gegen die Indolenz des Volkes anzukämpfen gehabt hat, so möchten wir dagegen grade hierin den Keim des Verderbens finden, das die so junge Blüte des russischen literarischen Lebens in sich trägt. Allerdings war es das Leichteste, den Reichtum fremder geistigen Schätze, die Früchte ausländischer Betriebsamkeit, sich äußerlich anzueignen; aber nie konnte eine geistige Erregung, ein selbstbewußter Geist dadurch bewirkt werden, den eine organische Entwicklung der eignen Kraft, eine Entfaltung der originellen Reime gegeben hätte, und grade dem hier so sehr gemisbrauchten Assimilationstalent des Russen gegenüber können wir jenes Widerstreben des Volkes nur für eine naturgemäße Reaction gegen das Aufdrängen eines fremdartigen Kulturtypus halten.

An Dmitrijew knüpft der Verf. die Fabeldichter an, Chema-

niger, der freilich schon vor jenem Schrieb, und Apollon, den schneidenden Humoristen; von ihnen geht er zu den Lustspielbüchern über, indem er in dieser Entwicklung wiederum der bereits oben angedeuteten Ansicht von dem satirischen Grundzuge des russischen Charakters folgt. Er führt uns vor Wifin, Kapnist, Gribjedow und skizzirt die Tendenz und Anlage des Lustspiels, dem Jeder von ihnen seinen Ruf verdankt: „Mutterjöhnen“ (Nadoros) von Wifin, Kapnist's „Chikane“ und Gribjedow's „Weh dem Gescheiten!“ Nun kehrt der Verf. zur chronologischen Ordnung zurück und schließt an Karamsin Schatowitsch und seine Schule (vor Allen Batuschlow, mehr vermittelnd Fürst Wäsemsky, beiläufig Davidow und Th. Glinka) an. Wie der Erstere die nördliche Romantik in sich aufnahm und mit deutscher Literatur sich befreundete, ja selbst in Briefwechsel mit Goethe trat, so neigte sich Batuschlow den südlichen Dichtern, besonders Tasso zu, wie er denn auch längere Zeit sich in Italien aufhielt. Jetzt aber lebt er geisteskrank, fern der Welt und Literatur, in seinem Vaterlande.

Von dieser Periode der „Poesie des Stils“ weicht nach dem Verf. die zweite Dichtergruppe, Alex. Puschkin an der Spitze, darin ab, daß sie das Volksthümliche in mehr umfassender Bedeutung behandelt. Vor Allem tritt des reichbegabten Puschkin reichbewegtes Leben hervor, dessen Verbannung der Verf. mit Recht als eine höhere Fügung in poetischer Hinsicht betrachtete, da sie ihn aus den halb ausländischen Circeln Petersburgs in das Volksleben Rußlands einführt. Es ist sehr zu schätzen, daß hierbei auf die literarische Thätigkeit Puschkin's im Einzelnen eingegangen und der historische Zusammenhang seiner größern Gedichte, unbeschadet der engen Grenzen der Schrift, angedeutet wird; noch schätzbarer aber, daß in dem Buche überhaupt gewisse Genrebilder aus dem Kreise der nationalen Objecte, welche poetischer, besonders novellistischer Bearbeitung sich erfreuen, bei den besten derselben hervorgehoben werden; so bei Warastinsky das Leben der Zigeunerinnen in Moskau, bei Puschkin die Gestalt der sogenannten nackten Brüder, später die skribirten Zustände, u. A. Warastinsky's Originalität, besonders der düstere Charakter, der aus seinem gezwungenen Aufenthalt in Finnland sich über seine frühern Productionen ergoß, sind bedeutsam bezeichnet; ob er aber „der russische Balzac in Versen“ genannt zu werden verdiene, möchten wir doch bezweifeln. Es ist überhaupt eine schwerlich zu billigende Eigenthümlichkeit des Verf., daß er durch Vergleiche mit bedeutenden Erscheinungen in den westlichen Literaturen die der russischen deutlicher zu machen sucht. Solche allgemeine Ähnlichkeiten geben, so sehr sie sich dem Beobachter und Kenner beider Richtungen aufdrängen, doch in der Regel ein falsches, jedenfalls ein ungenügendes Bild und verdunkeln den sich bildenden Begriff; indem sie das Fertige vor uns hinstellen und darnach das Unbekannte beschreiben, unterdrücken sie die wahrhaft geistige Auffassung, die nur in der Entwicklung sich selbstthätig verhält.

Wir wenden uns jetzt, nachdem noch kurz Baron Delwig, der Repräsentant der deutschen Schule russischer Dichter, und Tassilow, der, sein Antipode, als Nationalrusse sich in deutsches Studententhum hineinlebte, uns vorgeführt worden, zu der werdenden neuesten Dichterschule, deren Entstehen der Verf. namentlich der Aufnahme deutscher Literatur, dem Aufleben einer philosophischen Richtung, „der Vermählung des Gedankens mit der Phantasie“ zuschreibt. Zu ihr gehören Benimstinow, dann dessen Freund Chemakow und der jüngste, erst seit 1835 bekannte Benediktow; von beiden Letztern sind treffliche Proben ihrer Gedichte mitgetheilt.

Indem wir, das Maß dieser Anzeige berücksichtigend, die nähere Würdigung dessen, was über Novellisten, neuere Dramatiker und Kritiker gesagt ist, aufgeben, bemerken wir nur noch Einiges über den letzten Abschnitt, der die Journalisten bespricht. Hier erleidet der Ton ruhiger Beobachtung, den

wie bisher wahrgenommen haben, eine auffallende Änderung in einer Hinneigung zur Polemik, noch mehr zu einer geringerschätzlichen Absehbildung der Repräsentanten der neuern Journalismik, Polewoy, von Gertsch, Senkowitsch, Bulgarin. Aber diese ohne autopsische Kenntniß der Verhältnisse zu urtheilen, kann dem Ref. nicht zukommen; das aber ist offenbar, daß die Gehässigkeit dieser Schilderungen, die Apologie des russischen Adels gegen den „Plebejerungsgeist“ der Genannten und die ganze Färbung, die der Verf. diesem Bilde gibt, die Richtigkeit seiner Ansicht vielmehr zu verdächtigen als zu bekräftigen geeignet sind, um so eher, als die anderwärtigen Nachrichten über diese neuere Richtung einen viel günstigeren Fernblick bei aller Einsicht in die Mängel des gegenwärtigen Zustandes gestatten. Zwar hat der Verf. in der am Schluß beigefügten „Übersicht und Ausblick“ der russischen Literatur ein sehr erschreckliches Prognosebild gestellt, er hat ihr den electrischen Charakter als eigenthümlich vindicirt und in die Receptivität des russischen Elements, in die Verschmelzung des Ausländischen mit demselben und dessen Reorganisation das Hauptmoment für das glückliche Gedeihen derselben zur Vielseitigkeit gesetzt; allein vergleichen wir die Unterlagen, auf welche sich diese Vermuthung gründet, mit dem kurz vorher über die neueste literarische Thätigkeit Gesagten, so möchten wir nächst unvertennbarem Widerspruch jedenfalls ein zu bedeutendes Hervorheben vorübergehender Erscheinungen und Richtungen und ein offenkundiges Missverstehen der immanenten Grundzüge gewahren. Wie werden also nun die Wahl haben, entweder den Hoffnungen des Verf., oder seiner Ansicht über die neueste, namentlich in den Journalen sich aussprechende Richtung unsere Bestimmung zu versagen. Oder sollte in der That (S. 289) „der russische Adel in sich selbst die Kräfte zu einer freieren Organisation der Stände tragen“?

39.

Literarische Notiz.

Hr. Mignet zu Paris ist seit Jahren mit einer Geschichte der Reformation beschäftigt und hat neulich zu diesem Behufe durch den in Weimar accreditirten französischen Gesandten, Grafen de Larocquescauld, um Benutzung des ernestinisch-sächsischen gemeinschaftlichen Archivs wie des großherzoglichen geheimen Staatsarchivs angehalten, die ihm auch mit vieler Bereitwilligkeit zugestanden worden ist. Die darauf bezüglichen Arbeiten sollen nach seinen Bedürfnissen von Weimar aus geleitet werden.

18.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Meine Reise

nach

Portugal

im Frühjahr 1836.

Von

Gustav von Seeringen.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, schon anderweit der deutschen Lesewelt vortheilhaft bekannt, hatte als Begleiter des Don Fernando, jetzigen Königs von Portugal, zu interessanten Beobachtungen Gelegenheit, deren gelungenen Schilderung eine unterhaltende Lectüre gewährt wird.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 39.

8. Februar 1838.

Italienische Literatur seit 1830.

Erster Artikel.

(Bechluss aus Nr. 38.)

Das unserer Meinung nach nicht gehörig gewürdigte Werk: „Marco Visconti“, enthält besonders in seinem zweiten Theile einige Stellen von hoher Schönheit; allein die Nachahmung ist zu sichtbar, das Gemälde ist nicht historisch vollendet, und die Ausführung ist fast nirgend kräftig. Grossi, geboren als Dichter und zwar als Dichter des Herzens, der Neigungen, der tiefen Gefühle und der mit Frömmigkeit getragenen Leiden, befindet sich unter Kämpfen, in den belebten und verwickelten Scenen des historischen Romans, nicht in seinem Elemente; der Bellini der Poesie, ausgestattet, gleich ihm, mit einem durch und durch elegischen Genius, sollte zu dem in seiner bezaubernden „Hdegonda“ so schön entfalteten Style, von welchem ihn die ungerechten Kritiken über seine „Lombardi“ entfernt zu haben scheinen, wieder zurückkehren. *)

Die letzten Scenen von Azeglio's Roman haben wirkliches Verdienst und verrathen in hohem Grade die Eingebung des Patriotismus; allein im Allgemeinen ist er kalt correct und entbehrt der poetischen Begeisterung.

Andere weniger bekannte Namen verdienen Erwähnung und sollten unter dieselbe Kategorie gebracht werden: als Luigi Carrer aus Padua, Verfasser einer Sammlung von Balladen, welche öfters in gelungener Weise sich jener Volkspoesie annähern, welche Italien so sehr Noth thut, ferner einiger Hymnen, welche ein tiefes Gefühl für Natur und eine Vorliebe für die Reflexion bekunden, welche man selten findet; J. B. Giorgini, ein junger Mann, dessen in Lucca 1836 herausgegebene „Preludi poetici“ einen Dichter von ehrenwerthem und zartem Gefühl verkünden; Giulio Carcano, welcher, obwohl erst 23 Jahr alt, in seiner in Mailand 1834 herausgegebenen und aus fünf Gesängen bestehenden historischen Erzählung: „Ida della Torre“, hohe, poetische Bestrebungen mit kühn ausgesprochener patriotischer Begeisterung vereinigt. Ferner Betteloni, dessen Stanzas an die „Ver-

gine“ und dessen „Lago di Garda“ betiteltes Gedicht sich durch Reinheit der Zeichnung sowie durch Wohlklang auszeichnen, entwickelt bedeutendes Talent; vor Allem aber müssen wir auf Samuel Biava, einen Lombarden, aufmerksam machen, dessen 1833 zu Mailand herausgegebene „Melodie liriche“ und „San Rocco“, oder der „Pellegrino evangelio di XIII. secolo“ poetische Anlagen verrathen, welche nur noch ein wenig mehr Klarheit und Ruhe bedürfen, um sich in ihrer ganzen Fülle zu entwickeln.

Andere verhindert uns die Kürze dieser Skizze namhaft zu machen. Der „Ricoglitore“, eine in Mailand erscheinende Monatsschrift, kann als das literarische Organ dieser Schule gelten.

Ihr gegenüber erhebt sich eine von einem andern Geiste besetzte Partei, deren charakteristische Eigenschaft Heftigkeit ist, ein Ausfluss von Foscolo und in weiterem Sinne von Byron. Diese Partei flüchtet sich hinter keine Maske; ihre Straße hat keine Windungen, sie schreitet gerade aus ihrem Kerker entgegen. „Die Nation“ steht auf ihrer Fahne geschrieben, und ihr Lösungswort ist: „rastloser Kampf“. Ihre Nationalität ist jene des Mittelalters, misstrauisch, feindselig, rachsüchtig. Der Kampf, den sie ausruft und welcher sich in jedem Gedanken und in jedem Tone kundgibt, ist ein Kampf gegen die Unterdrückung im Innern und gegen den Einfluss des Auslandes, mag er Gutes oder Schlimmes beabsichtigen; ein Kampf gegen die ganze Welt und, wir müssen gestehen, gegen Gott selbst, so oft die Gottheit in ihrer Langmuth das Böse, was in ihrer Nähe geschieht, zu sanctioniren scheint. Mächtig durch ihre Begeisterung und noch mehr durch ihre Leidenschaft, verbreitet sie ihren Fluch weiter als ihren Segen, und wenn sie die Hand selbst zum Segen erhebt, scheint sie ein Schwert zu schwingen, so drohend und wild ist ihre Haltung. Sie verehrt die Kraft und strebt daher nach ihrem Besitze; darum sucht sie auch die schwachen Gemüther ihrer Zeitgenossen dadurch zu stärken, daß sie auf Das hinweist, was der Wille zu vollbringen vermag, wenn er mit Beharrlichkeit ein bestimmtes Ziel verfolgt. Bei ihr ist Alles um einige Stufen über die Wirklichkeit erhöht. Ihre Männer, gut oder böse, sind Männer von Eisen, groß durch Verbrechen oder groß durch Tugend; ihr Tadel klingt wie ein Fluch, ihre Liebe ist ein Sturmwind, ihr Lächeln ein Sarcasmus. Von den

*) Diesen Styl hat er in seiner bei Ferrario in Mailand in diesem Jahr erschienenen Erzählung in Versen: „Ulrico e Lida“, wieder aufgenommen; mit welchem Erfolge jedoch, können wir noch nicht bestimmen, da uns das Werk bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

ungezügelter, fieberhafter und stürmischer Leidenschaften entwirft sie Schilderungen, welche prächtig sind; ist aber ihr Gegenstand Liebe, Unschuld, Selbstbeherrschung, so scheint ihre Muse gelähmt, und wir fühlen, daß sie ihr eigenthümliches Element verlassen hat. Alle ihre Visionen stellen ihr Vaterland dar, mächtig, drohend, vielleicht siegreich, vor welchem Feinde wie Freunde zittern, das, gleich Israel, seinen Gott, seine Verehrung, sein Geseß und seine Schlachten hat. In der Zukunft liegende Geschehnisse bilden für sie keinen Gegenstand besorgter Theilnahme; ihr Vertrauen auf sie ist gering, ja, sie verschmähst sie. „Leben oder Sterben“, ruft sie aus, „was liegt daran? Leben und Tod sind für sich selbst nichts; allein auf edle Art zu leben, auf edle Art zu sterben; Größe ist Kraft!“ Sie neigt sich zum Unglauben aus Theorie; allein ein Instinct des Herzens oder öfters noch der Phantasie bewahrt sie vor gänzlichem Falle; sie hat keinen Glauben, außer den an einen entschlossenen Kampf gegen das Böse. Sie erkennt das Unendliche nicht an, trägt aber ein Zeugniß davon in sich selbst.

Nehmen wir einige wenige unerhebliche Erzeugnisse dieser Art aus, so haben wir nur zwei zu erwähnen: „La battaglia di Benevento“, von Guerrazzi aus Livorno, und „L'assedio di Firenze“, von Anselmo Gualandi; erstere von 1827 datirt, letzterer in Paris 1836 erschienen. Dies darf nicht Wunder nehmen; wenn wir den Charakter ihrer Bestrebungen betrachten, welche, obwohl in einer beträchtlichen Anzahl jugendlicher Herzen vorhanden, sich nicht äußern dürfen, erscheinen die genannten beiden historischen Romane als Thaten des Muthes, welche die Verfolgung und die Aussicht der italienischen Politik auf sich gezogen haben.

Es gibt in unsern Tagen außer Guerrazzi keinen Schriftsteller, mächtiger durch Energie, Einbildungskraft und jene heilige Erbitterung, welche, wie die Sachen jetzt stehen, die Brust jedes Italieners erfüllen sollte. Mit einem in hohem Grade lyrischen Talente, offen jeder edeln Inspiration der Gegenwart wie der Vergangenheit, der Wirklichkeit wie der Welt des Idealen, vereinigt er in sich Alles, was wir von der Schule, welcher er angehört und welche in Italien durch ihn zuerst ihre Stimme laut werden ließ, gesagt haben. Sein noch so wenig verbreiteter Roman: „L'assedio di Firenze“, verdient allgemeine Anerkennung. Er bezeugt mehr als Talent und zeigt öfters Spuren eines Genies von hohem Range; er hat Leben genug für fünfzig Novellen und Poesie genug für fünf Gedichte. Die Einleitung, das Capitel, worin Michel Angelo eine geheime Sendung erhält, die Eröffnungsworte mehrerer Capitel und der Schluß verrathen ein seltenes und unbetroffenes Talent. Die letzten Todeszuckungen von Florenz, die Kämpfe Francesco Ferrucci's gegen seine Feinde und das Fatum, dessen Werkzeuge sie waren, sind mit einer Meisterhand geschildert und gemalt, man möchte sagen, wie in Stein gehauen. Die Geschichte erhebt sich manchmal zur Würde des Epos. Der Schatten der alten Freiheit von Florenz schwebt über den, jenen glanzvollen Erinnerungen gewidmeten Seiten,

welche in die Brust seiner vergessenen und entarteten Söhne den Stachel der Gewissensbisse eindrücken sollten. Wir sehen ein altes und edles Denkmal, beleuchtet von den Strahlen einer modernen Sonne, die es vergolbet, aber nicht durchdringt, und hierin liegt unserer Meinung nach der Fehler des Werkes. Die Vergangenheit ist in der That in ihrer ganzen Fülle, Größe und Glorie vorhanden; die Begeisterung der Zukunft, die Begeisterung des Volkes fehlt. Der Pomp ist von überwältigendem Glanze; allein wir fühlen Bitterkeit und Verzweiflung da, wo Glaube sein sollte. Wir wünschen lieber mit Ferrucci unter seines Landes Ruinen begraben zu werden, als für seine Wiedergeburt zu leben, und wenigstens der Geist des Schriftstellers, nachdem er einen Fluch über das Menschengeschlecht ausgesprochen, seine Kraft und seine Thätigkeit behalten mag, so ist doch die Masse von anderer Art. Menschen, die einer Selbstaufopferung aus reinem Pflichtgeföhle, ohne eine Berechnung der Resultate fähig sind, findet man selten; was als Hingebung erscheint, ist öfters nichts mehr als das Uebermaß der Hoffnung. Der Geist, welcher in diesen politischen Romanen weht, wird, fürchten wir, mehr Menschenfeinde als Märtyrer erzeugen.

Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Bestrebungen in der literarischen Welt, entsprechend jenen andern beiden, die in der socialen Welt in großer Thätigkeit begeßten sind, zeigt sich eine namenlose Sette, die bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich neigt, eine Anzahl von Individuen, die sich zu einem literarischen Ektecticismus bekennen und zwischen Nachahmung und Neuerung, zwischen Altem und Neuem hin- und herschwanken. Einige, wie Nicolini, der Verfasser von „Foscarini“ und von „Procidia“ und Carlo Wareno, ein Piemontese aus Ceva, tragen einen klassischen Umriss mit romantischer Draperie. Andere, wie Leopardi von Recanati (der zu Neapel am 14. Juli v. J. starb), bemühen sich, die Geföhle und Gedanken der Gegenwart in einer an das Classische erinnernden Form und Schreibart vorzutragen. Weber die Dramen der Erstern noch die Petrarchischen Gesänge des Zweiten verdienen unserer Meinung nach den hohen Ruf, den sie sich durch die Gesinnungen des Patriotismus, von welchem sie überströmen, erworben haben. Erstere enthalten allerdings Stücke von ausgesuchter Poesie, und letztere athmen einen Geist tiefer Melancholie, ein charakteristisches Zeichen der Zeit; allein nichtsdestoweniger sind es die Bestrebungen einer Übergangsperiode, welche die Zukunft zu verlöschen die Bestimmung hat.

Die Erzeugnisse von Rosini u. A. ähnlichen Charakters erscheinen uns im Vergleiche mit den vorigen von untergeordnetem Range. Als Kunstwerke gleich tief unter den gegenwärtigen Bedürfnissen des Zeitalters stehend, entbehren sie überdies, was die sociale Wiedergeburt betrifft, jedes Ziels und jedes Strebens. Einige schöne Scenen sind hier und da durch die historischen Romane von Varese, Falconetti und einigen Andern zerstreut, doch finden wir in ihnen nichts eigenthümlich Charakteristisches, nichts, was auf die Nachwelt kommen wird.

Dies ist beinahe der Charakter der literarischen Bewegung in Italien ihren Hauptrichtungen nach. Obwohl sie bis jetzt, wie wir dargelegt haben, noch keine sehr bedeutende Wirkungen hervorgerufen hat, so ist doch, welches auch immer die Mittel sein mögen, deren sie sich bedient, ein Gefühl für Rationalität, für Freiheit, für Gerechtigkeit, ein Haß gegen künstliche Abscheidungen in ihr vorherrschend. Dies Gefühl zeigt sich in gleichem und gleichermaßen noch höherem Grade in einem andern Zweige der literarischen Thätigkeit, welcher für ein Volk, das mit der Zukunft kämpft, von noch größerer Wichtigkeit ist, nämlich in seinen geschichtlichen Erzeugnissen, wovon wir in einem folgenden Artikel einen Überblick geben wollen. *)

40.

Notum über die Bildung eines sogenannten Nützlichkeitvereins in Berlin. Entschieden an den Verfasser des Auffages: „Nützlichkeit“. Von Julius Eduard Hübner. Berlin, Verlagsbuchhandlung. 1837. 8. 4 Br.

Wenn es klar allgemein beständige Erfahrung ist, daß die Mitten und Einrichtungen des einen Volkes sich nie ganz in denselben Zeit auf ein anderes übertragen lassen, sondern der Eigenartlichkeit desselben angepaßt werden müssen, so gilt dies auch von den Nützlichkeitvereinen, für deren Verpflanzung von dem nordamerikanischen auf den deutschen Boden sich plötzlich ein so großer Eifer an manchen Orten erhoben hat, und es kann daher etwas Wunder hierbei nur dann erreicht werden, wenn man zuvor die Mitten und den Charakter des deutschen Volks erwogen hat. Der Wunsch, hierzu das Seine beizutragen, hat den würdigen Verf. der obengenannten Schrift bewogen, dem „Kurzem Bericht über die Entstehung und einfache Organisation der Nützlichkeitvereine in Berlin“ und der begründeten Aufforderung zum Beitritte in dem „Nützlichkeitseuse“, welche unlängst erschienen sind, sein „Notum“ hinzuzufügen, und wir müssen und um so mehr bewogen fühlen, auf diese Stimme zu achten, da der Verf., welcher die ihm am Abend seines Lebens gewordene Aufgabe zu einer so edlen Thätigkeit für gewandlungs, waderst humane Zwecke verwendet, gewiß zu Danks gebührt, da ihm vermöge langjähriger Erfahrung im öffentlichen Dienste und ausgebreiteter Verbindungen im deutschen Vaterlande am ersten berufen sind, hier zu urtheilen. Er beweist dies schon dadurch, daß er nicht unbedingt in den allgemeinen Eifer einstimmt, sondern erst Zweck und Mittel besonnen prüft und namentlich Das verhilft, daß man diese Sache, welche recht eigentlich das Volk betrifft, zur Einsicht der Öffentlichkeit der Höchsten Stellen mache. Darin werden wir dem Verf. durchaus beistimmen, daß für das Volk noch nichts gewirkt werde, wenn bloß die höhern Stände sich verpflichten, dem Brause des Brannntweins zu entsagen und ihm die Andern möglichst entgegenzuwirken; allein wenn es sich wirklich so verhält, wie der kurze Bericht versichert, daß auch „Leute, die sich häufig, so täglich des Brannntweins bedienen“, diese Statuten unterschrieben haben und befolgen, so beweist dies doch, daß dieser Verein zu Berlin auch schon unter dem Volke Mitglieder gefunden habe und daher, falls diese Worte der Ausdrucksung immer mehr ins Auge gefaßt wird, hier wenigstens auf dem rechten Wege ist. Unter den höhern und mittlern Ständen müssen aber allerdings vorzüglich Solche zu Mitgliedern gesucht werden, die eine gewisse Menge des Volkes in ihren Diensten beschäftigen und sich verpflichten, denselben statt des üblichen

Brannntweins ein anderes, wirklich schädliches etwas, köstlicheres Getränk zu reichen, so ohne Wiederholung beim Volk Eingang finde. Getränkefrage, deren Entscheidung freilich so der erfolgen muß, wozu der Verein des Nützlichkeitvereins da der so gefährliche Brannntwein leider die wie nichts Anderes durch eine so geringe und nicht in Höhe und Reize zu erquicken. Wohl aber, was Herr Director Hübner S. 14—16 a durch das Zusammenwirken aller Stände sowie der Mediciner, Juristen und Geistlichen ein zu erreichen werden kann. Wenn werden die dem Volke die gesunden Tränkchen mit Recht, Begründung einleuchtend machen, wir wissen auch, daß die entscheidenden Punkte der Entscheidung von den höchsten Behörden nicht außer Acht gelassen werden, und gewiß werden die wahren Diener der Kirche, deren Preußen so viele zählt, eine ihnen zu ertheilende Vergewährung der Amtseigenschaft in Gemeinshaft mit den Kirchenvorständen (Kirchenräthe) zur zum Segen dieser Sache anzuwenden. Was könnte es scheinen, als ob auch die Finanzgesetzgebung (S. 18) hier mitwirken könnte; allein da in der vorliegenden Zeit, wo die Steuer mehr betragt als der Werth des Products, dennoch der Mißbrauch des Brannntweins nur gestiegen ist, so läßt sich auf dieser Seite wenig Erfolg hoffen. Was dagegen könnte ohne Zweifel gewirkt werden von Seiten der Armenverwaltung (S. 20), zumal wo diese in den Händen der durch das Vernehmen ihrer Mitglieder dazu bestimmten Personen ist. Zu wünschen ist allerdings (S. 21—23), daß überall das öffentliche Interesse angeregt werde für diese Angelegenheit, „der wie weit dies durch besondere Agenten möglich ist, zumal durch besoldete und unbesoldete, und dies in Deutschland, wo beglückten (wie freuen uns hierüber aus vielen Gründen) noch so ungewöhnlich ist, kann nur die Erfahrung lehren; viele Gedächtnisse erwarten wir (S. 23) von der Thätigkeit besonnenen Männer bei Stiftung von Vereinen in kleinen Städten oder Dörfern und von einer wohlgeleiteten Wirkung der Presse (S. 24), doch vielleicht weniger in einem eignen Blatte, welches durch Einfluß (S. 27) erwähnen könnte, als durch den Beitritt der Mediziner von gelehrten Volkslehrern, deren Reihe gewiß bald die Herausgeber erligender Zeitschriften erschöpfen werden.

Alle diese zum Gedächtnis der Sache so notwendigen Umstände zuerst hervorgehoben und zusammengestellt zu haben, müssen wir aber dem Verf. zum wirklichen Verdienste anerkennen, und für je wichtiger wir seine Vorschläge halten, um so mehr wünschen wir, daß sie überall mit Liebe erwogen, besonders aber von seinen Mitbürgern vor der durch die Beschäftigung der Behörden abzuschließenden Auffstellung der Statuten des Berliner Vereins geprüft werden mögen.

Schließlich wollen wir noch auf zwei andere Schriften aufmerksam machen, an denen wenigstens mittelbar der Verf. des „Notum“ wohl auch Antheil hat, nämlich: „Nutzen und Schaden des Brannntweintrinkens. Eine kurze, schlichte Belehrung an das deutsche Volk von J. Liebmeyer“ — ein Bändchen, welches die Geistlichen bei dieser Sache mitwirken werden —, und „Reise durch Gemeindevorsteher in der Schweiz bei Gelegenheit der Stiftung eines Nützlichkeitvereins. Mit einem Anhange: über die Vergiftung durch Brannntwein. Von Hülshand. Herausgegeben von dem Hauptvereine für christliche Erbauungsschriften in den protestantischen Staaten“ — ein ebenfalls sehr lehrreiches, wie dieser Verein auch für allgemeine, verständliche Zwecke zu wirken strebt.

41.

Correspondenznachrichten.

Stuttgart, Ende Januar 1838.

Endlich, nach Verfluß eines ganzen Jahres seit ihrer ersten Inzändigung, ist soeben das erste Heft der im Verlage und unter Verantwortlichkeit der Göttinger Buchhandlung

*) Wir werden diesen zweiten Artikel im nächsten Monate mittheilen. D. Red.

erscheinenden „Deutschen Vierteljahrschrift“ ausgegeben worden. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt und die aus dieser von selbst hervorgehenden Anforderungen, welche das Publicum an das Unternehmen zu machen berechtigt ist, legen uns auch die Pflicht auf, einen tiefern Blick in die Natur und den Degradius des neuen Instituts zu thun, um zu ergründen, inwiefern und mit welchen Mitteln es dem sich gesteckten Ziele nachstrebe. In einer Einleitung des ersten Heftes wird dieses Ziel angedeutet, wonach diese „Vierteljahrschrift“ eine Stellung bezeichnen soll, in welcher sie andern Zeitschriften nicht mitbewerben entgegentritt, sondern die Ausfüllung einer „lange bemerkten Lücke“ bezweckt. In Deutschland mangle es an einem geistigen Mittelpunkt, wo die Ausgezeichnetsten in allgemeiner Bildung mit den für ein Wissen vollständig ausgebildeten Fachmännern sich zusammenfinden; wo Entdeckungen und Brauchbarkeit derselben für das Leben, Bedürfnisse und verschiedene Ansichten sogleich in gemischten Kreisen durchgesprochen und verarbeitet werden; wo der Reichtum an Stoff zu beherrschendem Erkennen des reinen Erwerbs oder zu scharfer Stellung der vorliegenden Frage nöthig. Deutschland dürfe sich eines gewissenhaften Betriebs der Wissenschaften rühmen, einer ehrlichen Anerkennung fremden Verdienstes; aber seine literarischen Notabilitäten wären häufig mit dem Trefflichsten, was sie hätten geben können, nur an sich selbst gewiesen oder höchstens an wenige gleichgesinnte Freunde. Aus diesem Grunde mangle es auch in Deutschland an praktisch umfassenden und verarbeitenden Zeitschriften. Der Einzelne spreche stets nur zum Einzelnen und vom Einzelnen. Gleichwohl aber stelle das Bedürfnis übersichtlicher Darstellungen der literarischen und praktischen Strömungen, ihres Erwerbs, ihrer wachsenden Richtungen und Berührungen sich täglich dringender dar, je größer die Masse der jährlich erscheinenden Schriften werde; denn es habe gewiss Niemand die Zeit, Alles zu lesen, was er nur für sein besonderes Fach eigentlich lesen sollte; gewiss kaum keine öffentliche Bibliothek die Geldmittel, den ganzen geistigen Bedarf anzuschaffen, den Raum, ihn aufzubewahren, und das Personal, um die stets anschwellende Masse zu bewältigen. Auf der andern Seite sei der Grundstock des Wissens größer, der Drang nach Erkenntnis stärker in Deutschland als in den Nachbarländern. Das Bedürfnis, besonnen fortzuschreiten, sei überall anerkannt, somit also die Nothwendigkeit gegeben, von Seiten der Berufsgelahrten sich der praktischen Bildung in demselben Maße zu nähern, in welchem diese sich zu klarer Erkenntnis steigert. Die sichtsiche Hineinigung zu materiellen Interessen bilde eine Classe, welche auf persönliche Unabhängigkeit gestellt sei und allgemeiner Kenntnisse mehr als je bedürfe; denn unsere Gewerbe, unser Wohlstand seien auf kleine, lange unbemerkte Anfänge gewiesen; sie forderten anhaltende Beschränkung auf Ein Fach; der Mann aber, der sich herausgearbeitet habe, könne nur durch allgemeine Bildung Geltung finden. In allen Berufen sei die Zeit mehr als je in Anspruch genommen, und zugleich solle man, ja müsse man sich über Alles auf dem Laufenden erhalten, was das Reich der Geister bewege. Dieses Bedürfnis nun aber solle die „Deutsche Vierteljahrschrift“ theilweise und überhaupt zu befriedigen suchen. Es bedürfe nur einer Anregung, damit das Treffliche allenthalben sich finde, wechselseitig durchbringe und damit die Wissenschaft dem Leben so nahe gebracht werde als möglich.

Wir glauben diese Tendenzen ausführlich andeuten zu müssen, damit wir in der Lage sind, zu beurtheilen, wessen wir uns von der „Deutschen Quartalschrift“ zu versehen haben. Sie will nämlich eine Reihe von Aufsätzen geben, welche die praktischen Fragen feststellen, zusammenfassend, berichtend behandeln, leading articles für den jeweiligen Standpunkt des geistigen Lebens, nicht angefaßt im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem, der einer Vierteljahrschrift Roth thut; also mit Entfernung der Leidenchaften des Tages, mit besonnener Beachtung des Nothwendigen und Wichtigen, mit deutscher Um-

sichtigkeit, vor Allem aber mit der ruhigen, würdigen Betonung, welche der Wissenschaft ziemt und mit welcher der guten Sache allein gebient werden kann. Dieses erste Heft enthält eine Reihe von Abhandlungen, deren Werth wie ihre innere Natur gleich sehr verschieden ist. Dr. Eduard Pöppig liefert zuerst einen sehr schätzbaren Aufsatz über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas; A. G. v. Leonhard schreibt über die Steinkohlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung; trefflich erörtert der Prof. Bülow in Leipzig den Pauperismus vom staatswissenschaftlichen Standpunkte im wahren Sinne; über die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft berichtet sofort H. Leo in sehr ansprechender und gründlicher Weise; minder erschöpfend ist die Skizze Barakdnig's über die literarischen Zustände Belgiens; höchst interessant und überaus gründlich hat G. Pfister die Tendenz und die Schriften Heine's gewürdigt, dessen innere Haltlosigkeit er auf jedem Blatte schlagend darthut; die Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von Rebold, Schälen und den Kern der Sache aus ihrer cynischen Hülle; W. Menzel deutet ziemlich oberflächlich den Standpunkt an, auf welchem gegenwärtig die vaterländische Geschichtsforschung steht; über den Connambarismus macht der Prof. Fischer in Basel dankenswerthe kritische Mittheilungen; die Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter Prokesch v. Osten, zeigen neuerdings die ausgezeichnete Fähigkeit und Gründlichkeit dieses Diplomaten und Militaires; hingegen schließt das Heft mit einer höchst oberflächlichen und unbedeutenden Skizze über Diplomatie von Fr. Kölle, von welcher nicht zu begreifen ist, wie sie an den übrigen vortrefflichen und theilweise höchst schätzbaren Inhalt sich anreihen durfte. Im Allgemeinen ist zuzugeben, daß dieses erste Heft ein gründliches Bestreben zeige, die Zwecke, welche die „Deutsche Vierteljahrschrift“ sich gesetzt, in würdiger Weise zu erreichen. Jedenfalls ist das Unternehmen, wenn es seine Richtung nie aus dem Auge verliert, sehr dankenswerth; es ist möglich, daß durch dasselbe ein Mittelpunkt geschaffen werde, der leider bisher unstreitig den vielfach verschlungenen Richtungen der deutschen Cultur- und Geistesinteressen gemangelt hat.

Seit einer Zeit von sieben Jahren erscheinen im Verlage von Paul Neff: „Freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum“, von Professor Pfanz, demselben, der vor einigen Jahren ein sehr schätzwürdiges Buch über das Kirchenthum in Frankreich geschrieben. Ihre Tendenz objectivirt sich im Kampfe für das besonnene Fortschreiten im kirchlichen Leben, der nicht selten unter neberschlagenen Ereignissen und hoffnungslosen Ausichten gekämpft werden muß. Diese Blätter verdienen um so größere Berücksichtigung und Theilnahme, als ihr Herausgeber auch als ein würdiger und kräftiger Verfechter des nach Aufhellung strebenden Katholicismus auf der ständischen Redebühne sich geltend macht, und in einer Zeit wie die unsere, wo dem Obscurantismus von mancher Seite her so großer Vorschub neuerdings geleistet wird, die Nothwendigkeit sich herausstellt, daß alle Freunde des Lichts fest aneinanderhalten. Es ist daher zu wünschen, daß diese Blätter als ein wohlverstandenes Reagens wider die Schar alter und neuer ultramontanischer Blätter eine recht große Verbreitung im deutschen Vaterlande finden möchten.

Die Herausgabe der Geng'schen Werke durch den Dr. Reid rückt sehr langsam vor, auch ist dieselbe höchst lückenhaft. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß ein Mann, dem bedeutendere Mittheilungen über das Leben und die Wirksamkeit des großen Publicisten zu Gebote gestanden hätten, sich der Herausgabe zu Hutz und Frommen der Literatur und der Wissenschaft unterzogen hätte.

Die durch die Unfähigkeit des letzten Herausgebers eingegangenen „Politischen Annalen“ werden binnen Kurzem im oblig veränderter Form und Einrichtung wiedererscheinen. Die bedeutendsten deutschen Namen aus dem Gebiete der Geschichtsschreibung und der Publicistik werden dabei thätig sein. 8.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 40.

9. Februar 1838.

Karl Gustav Fochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Ischolle. Zwei Bände. Heftungen, Ribler. 1836 — 37. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Mit der Veröffentlichung von Fochmann's literarischem Nachlasse hat Ischolle dem deutschen Lesepublicum eine, unsers Bedünkens, recht willkommene und wahrhaft dankenswerthe Gabe dargeboten. Für den Berichtserstatter wenigstens hat dieselbe einen vielfachen Werth, und zu einem großen Vergnügen gereicht es ihm, sich darüber in diesen Blättern aussprechen zu dürfen. Um aber diese Anerkennung zu begründen, mögen dem Bericht über den Inhalt der vorliegenden zwei Bände ein paar Worte über die Subjectivität des Verf. vorangehen, wie sich ihm solche im Folge des Eindrucks darstellte, den deren Durchlesung auf ihn machte, womit denn auch zugleich der darin waltende Geist, freilich nur in sehr flüchtigen Zügen, angedeutet werden mag. Hiernach nun erscheint Fochmann dem Ref. als ein heller, tiefdenkender Kopf, mit vielem encyclopädischen Wissen ausgerüstet und von Vorurtheilen unbefangen. Dabei besitzt derselbe ein redliches Gemüth, ein warmes, für das Wohl der Menschheit hochschlagendes Herz, dem das Gute und diesem Wohle Förderliche überall da, wo er es im Verlaufe seiner Lebenserfahrungen und Beobachtungen wahrnimmt, innige Genugthuung gewährt, die äußerlich kund zu geben ihm zur Befriedigung gereicht. Vielleicht jedoch, wie solches bei Menschen seines eigenthümlichen Gepräges, zumal wenn sie von sanguinischem Temperamente sind, häufig vorkommt, läßt er zu wenig Rücksicht gegen das Mangelhafte, gegen das, wenn auch nur relativ Schlimme, gegen jene Wirklichkeit, die seinen Idealen von Menschen und menschlichen Zuständen nicht überall entspricht, und die ihm, je nachdem sie davon abweicht, in desto ungünstigerem Lichte erscheint. Sehr irren würde man inzwischen, wollte man aus den vorstehenden Andeutungen den Schluß ableiten, F.'s Nachlaß sei wol reich an metaphysischen Abstractionen, an intuitiven Betrachtungen, an wohlgeordneten Utopien, dagegen aber nur dürftig mit Thatsachen ausgestattet, er selbst aber gehöre zur Classe jener gemüthlichen Schwärmer, die sich an den Gebilden ihrer eignen Phantasie weiden. Wir bemerken daher gleich im Voraus, daß gerade das Hauptinteresse seiner „Reliquien“

in der Mannichfaltigkeit der Thatsachen besteht, die darin erörtert werden, und in der gemeinhin sehr treffenden Charakterschilderung von merkwürdigen Personen, die in dem Zeitabschnitte lebten und wirkten, die das Werk umfaßt. Über die Einen wie über die Andern enthält dasselbe sehr anziehende, zum Theil wenig bekannte und mit dem Stempel der Glaubwürdigkeit bezeichnete Aufschlüsse, die darüber einzuziehen F. durch seine Lebensverhältnisse, seinen Aufenthalt an mehreren Centralpunkten der gesellschaftlichen und politischen Bewegung, vornehmlich aber durch seine persönlichen Beziehungen zu bedeutenden Männern in den Stand gesetzt worden war. Was nun noch endlich seiner Darstellung von Ereignissen, seiner Schilderung von Personen und zuletzt auch seinen Meinungsäußerungen einen ganz besondern Werth verleiht, dies ist seine eigenthümliche Stellung in der Gesellschaft als selbstständiger, vollkommen unabhängiger Mann.

Ischolle theilt uns darüber folgende Notizen mit: Zu Pernau in Liefland 1790 geboren, widmete sich F. dem Studium der Rechtswissenschaften und besuchte zu dem Ende mehrere Hochschulen Deutschlands, späterhin England, wo er ein volles Jahr verlebte. In seinem Berufe als Rechtsanwalt in Riga glückte es ihm, innerhalb nicht gar langer Zeit, freilich aber auch nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit, ein hinlängliches Vermögen zu erwerben, um frei von Geschäften der Zukunft sorgenlos entgegenzusehen zu können. Zu diesem Zielpunkte seiner Bestrebungen gelangt, schied er im April 1819 von seinen rigaischen Freunden, die er nie wiedersehen sollte; denn von nun an weilte er abwechselnd in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich und starb, auf einer Reise nach Röhren zum Dr. Hahnemann begriffen, zu Raumburg an der Saale am 24. Juli 1830. Durch testamentarische Bestimmung gelangte Ischolle zum rechtmäßigen Besitze von F.'s Handschriften, wovon er unter vorstehendem Titel dem Publicum eine Auslese mittheilt, womit, soweit es der Raum dieser Blätter gestattet, deren Leser im Folgenden näher bekannt zu machen, unsere Aufgabe sein soll. Wir wählen zuerst einige Charakteristiken von Männern und Zuständen aus der Epoche der Revolution, die zu entwerfen, waren diese Männer auch nicht persönlich F. bekannt gewesen, sein längerer Aufenthalt in Paris, sein Umgang mit Augenzeugen und sein vertrauliches Ver-

hältniß zu den nächsten Beobachtern dieser großen Weltbegebenheit — wie beispielsweise zu Schlabrendorf und Dürer — ihn ganz besonders befähigten.

Der Erste, den J. in freilich nur flüchtigen, aber nicht minder scharfen Umrissen unter jenen Männern zeichnet, ist Mirabeau.

Unter den großen und eigenthümlichen Charakteren — sagt J. — die mit scharfen, unwandelbaren, ich möchte sagen, eisernen Zügen in der neuern Geschichte Frankreichs hervorgetreten sind, bleibt mir Mirabeau am unersaßbarsten. Er ist ein tiefenhafter Doppelmensch; ein zusammengekommener Widerspruch ohne Einheit. — Dürer, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfasser seiner eignen Schriften und Reden gewesen sei, nannte ihn nur einen Ideenpompier. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf sein soll? Sind nicht alle bessern Köpfe Ideenpompier, welche sich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichtum der Geisterwelt in ihr eignes Ich verwandeln? . . . Er hatte sich, sagte Schlabrendorf, im Zauberberuch des Nachruhs berauscht. Er wollte einen europäischen Namen haben, und sein großer Verstand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu solchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lieblich, aber nicht gemein und niederträchtig sein. Er besaß zu viel Geist dafür. So durfte er sagen: „La cour m'achète, mais je ne me vends pas.“ Besser kannte dieser Mann denn jeder Andere zu seiner Zeit den wahren Hebel aller Revolutionen. „Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!“ rief er einst, und diese wenigen Worte enträthseln alle Grauel der französischen Revolution. Priesterthum und Adelschaft hatten in ihrer dummen Schlaueit um die Brette gearbeitet, das Volk in seiner Brutalität zurückzuhalten, indem sie es vor eblern Genüssen der Civilisation bewahrten; aber sie hatten damit nur die Revolution und ihren eignen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menschen erziehen wollen, und darum wurden sie von Bestien zerrissen. Mirabeau brachte sich mit gleicher Leichtigkeit seinen Tugenden wie seinen Lasten zum Opfer. Er schien beide des Genusses willen zu lieben, den sie gewährten. In beiden schwelgen, hieß ihm leben. Er war in beständiger, unruhiger Thätigkeit.

Abermals auf Schlabrendorf's Ansichten über den merkwürdigen Mann zurückkommend, wonach dessen Streben vornehmlich dahin gegangen sei, sich als Premièrministre an die Spitze zu stellen, und dies wieder, „um Ruhm und Glück über ein großes Volk zu verbreiten“, mit einem Worte, sich unentbehrlich zu machen, schließt J. seine Skizze etwa wie folgt:

Es ist das Streben aller Menschen von Kraft, sich mächtig, dann unentbehrlich zu machen. Bald aber halten sie sich in der That für die Unentbehrlichen, ja, die übrige Welt glaubt's einsältigerweise mit ihnen, und grade dann sind sie nahe daran, sehr entbehrlich zu werden. Sogar Napoleon ward entbehrlich. Man verschwindet, und die Welt geht doch ihren Gang. Unendlich rührender ist mir die Demuth Dürer's, die sich in der Welt für ganz entbehrlich halten; und doch liegt in dieser Demuth eine Anklage der ewigen Vorsehung.

Wir haben mannichfaltige Meinungsäusserungen über die Schreckenszeit und ihren Koryphäen, Robespierre, gelesen; kein Urtheil über beide hat uns jedoch so angesprochen wie das, welches J. darüber fällt. Er theilt keinesweges die Meinung, die bis jetzt noch die herrschende war, und die in der Schreckensregierung nur etwas Negatives sieht: nämlich die Auflösung aller Bande der bürgerlichen Gesellschaft, die Abwesenheit aller Geseze, die Schrankenlosigkeit aller Begierden und aller Kräfte

des Einzelnen. „So mochten“, sagt er, „viele von Denen es meinen, die sich ihrem Dienste hingaben, und in dem Sinne mochten sie handeln; aber so meinte Robespierre es nicht.“ Ihm, der nie die Last sittlicher Fesseln empfunden, konnte auch an deren Abwerfen nichts gelegen sein; denn gegen den Reiz zügelloser Genüsse, von denen Danton und Andere sich hinreißen ließen, hatte ihn Fanatismus oder Temperament abgestumpft. An dem willkürlichen Treiben Aller aber konnte er um so weniger Gefallen finden, als er jedes selbständige Streben wie eine gegenrevolutionnaire Bewegung argwöhnisch bewachte und, nur an seines Willens Unfehlbarkeit glauwend, diesen nie genug und nie unbedingte genug zum Gesez erheben konnte. So weit entfernt davon aber war, meint J., die Schreckensregierung, Gesezlosigkeit zu begünstigen, daß sie diesem Zustande vielmehr, der seit dem 10. August gewaltet hatte, ein Ende machte. Das, was an dessen Stelle trat, nennt der Verf. einen von Robespierre organisirten Bürgerkrieg, zwar nicht in dem Sinne, wie solcher in der Wendé u. s. w. wüthete, sondern wie er durch das Decret wider die Verächtlichen geschaffen wurde, das, indem es die ganze Bevölkerung von Frankreich in zwei große Abtheilungen schied — die patriotische und die gegenrevolutionnaire Partei —, der erstern die Bewachung und Verfolgung der letztern zur Pflicht machte und überall den Argwohn bewaffnete, ohne jemals die Gerechtigkeit zu erleuchten. J., so wenig er auch geneigt ist, dieses Decret und das System, welches dasselbe ins Leben rief, auch nur entschuldigen, viel weniger rechtfertigen zu wollen, bemerkt gleichwohl, daß auch die „Bessern des Convents“, wie Alle, die in der Revolution das Beginnen eines Vertilgungskrieges des Rechts gegen das Vorrecht erblickten“, jener Erklärung des unversöhnlichsten Bürgerkrieges beigetreten seien. Als Motiv dazu aber gibt er die ihnen beizumohnende Ueberzeugung an, „daß dem rücksichtslosen Angriffe nur durch eine ebenso rücksichtslose Vertheidigung abgeholfen werden könne“. Hinsichtlich der Motive, die Robespierre bei seiner Handlungsweise leiteten, tritt J., nachdem er die übrigen deshalb vorgebrachten Ansichten der Prüfung unterworfen und als unhaltbar befunden hat, Bailleul's Urtheil bei, den er zu dem Ende anführt, und wonach diese Motive in dem Mißverstehen des von Montesquieu aufgestellten Dogmas: die Tugend sei das Princip der Demokratie, zu suchen sind.

Gleichheit und Volksherrschaft — wird in dieser Beziehung gesagt — waren ihm (Robespierre) die Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes. Nicht eine unbedingte Gleichheit, denn er setzte Beamte und Ungleichheit der Güter voraus; aber auch nicht eine Gleichheit vor dem Geseze nur, denn seine Beamten sollten dem Volke unterworfen sein, und jene unermesslichen Reichtümer, die wir im Gefolge des Handels erblickten, buldete er nicht.

Allein er wollte die Tugend im strengsten Sinne des Wortes;

und da er als Feinde der Tugend alle Diejenigen betrachtete, die in den Mißbräuchen einer fehlerhaften Staatsverfassung ihren Vortheil gefunden, alle selbstsüchtige Reiche, alle sittenlose Arme, alle Ehrgeizigen, alle Gegner des Volks und

der Gleichheit, so lag es in dem Zwecke der Wiedergeburt der Gesellschaft oder der Revolution, wie er sie ansah, die Gesellschaft nicht allein von allen Lasten, sondern auch von allen Individuen zu reinigen, die das Beispiel derselben gaben. Unter dieser Voraussetzung schloß Robespierre mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit: Das Wesen einer Volksregierung im Frieden ist die Tugend, das Wesen der Volksregierung im Revolutionszustande Tugend und Schrecken; die Tugend, ohne welche der Schrecken verderblich, der Schrecken, ohne den die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist nichts als strenge, unerbittliche Gerechtigkeit, eine nothwendige Folge der Tugend selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romaneliteratur.

1. Der Veteran und sein Sohn. Novelle von Emerentius Scävola. Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

An die Flüchtigkeit der Zeit werden wir durch diese Novelle und leider nicht auf das erfreulichste erinnert. Wer die Befreiungskriege von 1813—15 mitgelebt hat, dem wird in spätern Jahren wol Manches als Hyperenthusiasmus, ja selbst als eine in ihren Motiven oft unlautere Begeisterung erscheinen; immer jedoch bleibt das Bild jener Zeit ein großartiges Monument der schönsten Erinnerungen. Eben daher verwundet die Wahrnehmung, dieses Bild von der Gegenwart vergessen, bekräftigt und belächelt zu sehen, auf das schmerzlichste. Was wir eben noch als ein kaum vorübergegangenes Erlebnis festhielten, entschwindet dadurch in weite Ferne; wir finden uns plötzlich in eine neue, wildfremde Generation versetzt, deren Thun und Treiben wir nicht verstehen, nicht anerkennen mögen; wir sind alt, wir sind Fremdlinge geworden, und eine solche schonungslos aufgebundene Wahrnehmung mag selbst das beste Gemüth trüben, sogar erbittern. Das ist ungefähr die Lage, in welcher sich der Veteran, der Hüter des Monumentes auf dem Schlachtfelde an der Ragbach, befindet, und er ist mit einer Äreue geschildert, welche die Versicherung des Verf. im Vorworte, daß seine Gruppen Bildnisse seien, fast überflüssig macht. Ref. fühlt sich nicht berufen, dem Leser durch einen Auszug des Buches vorzugreifen; er hat nur zu berichten, daß die Schätzung und Lösung des wirklich verwickelten Knotens der Fabel mit der bekannten Gewandtheit des Verf. behandelt, daß manche Partien des Buchs meisterhaft ausgeführt sind. Der Baron ist wol zu krank geschildert, als daß er, selbst nach der Babecur, bei so manchem, selbst auf das höchste Erschüttern mit der dargestellten Kraft und Entschiedenheit einwirken könnte; auch stehen einige Personen der Handlung so fern, daß sie flüchtig ganz wegleiben könnten. Gleichwol wird diese Novelle viele Freunde aus der Befreiungszeit gewinnen, auch dem Verf. manche Leser wiederum zuwenden, die ein paar frühere Romane ihm entfremdet haben.

2. Regina Sibonia. Historischer Roman aus dem österreichischen Successionskriege von Bohemus (G. Dpig). Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1837. 16. 1 Thlr. 10 Gr.

Eignet sich für Leser, denen unersättlich nach Geschichte hungert. Auf historischem Grunde aber ruht der Roman nur insofern, als die Begebenheit auf österreichischem Gebiete in den Jahren vorgeht, wo Maria Theresia sich von Feinden umringt sah, ihr die Erbfolge streitig zu machen. Hinzurechnen kann man noch, daß die Titelperson eine natürliche Tochter des Marquis de Sichelles ist, der Böhmen damals occupirte. Die nur ordinair gehaltene Erzählung ist so geheimnißvoll und verwickelt angelegt, daß der Verf. nach endlich gelöstem Knoten noch 36 Seiten bedarf, um nachträglich manche räthselhaft gebliebene Einzelheiten aufzuklären. Die vorkommenden Personen sind durchweg engeltug; nur Ein schlechter Kerl, den man sogleich bei seinem angenommenen Namen durchschaut, schleicht sich unübersehbare durch den Roman. Der Marquis ist zwar ein übermüthiger Franzose, gelegentlich aber doch bigot, der, end-

lich von seinem Gewissen gebrängt, als Marschall von Frankreich herbeiführt, die Tochter adoptirt und ihr zugleich den geliebten Duc mitbringt. Der Styl ist oft bis zur Unbeholfenheit undeutlich, der Dialog hin und wieder fadenscheinig, und an Unwahrscheinlichkeiten fehlt es nicht. Auf Geschichten verseffene Leser übersehen vergleichen jedoch mit gewohnter Milde.

3. Tag- und Nachtfalter. Von Eduard Sillesius. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein im Allgemeinen recht guter Erzählungston empfiehlt diese Unterhaltungsgabe. Die beiden ersten Gaben gehören zu den sogenannten Kunst- und Künstlernovellen, und da möchte der Verf. sich in „Rafael's Jugendliebe“ wol einer Täuschung hingeben haben. „Sternbald's Wanderungen“ und andere gleichzeitige Erscheinungen werden den Verf. verleitet haben, die darin zu Tage gelegte Gefühls- und Denkweise auf Rafael und Francesco zu übertragen. Diese jedoch waren Italiener, wogegen Sternbald von dem leicht erkennbaren Punkte an, wo Tieck's Feder ihn fortzeichnet, ein Deutscher ist. Die zweite Erzählung: „Nürnberg's Stilleben“, aus Hans Sachs' Jugend, leidet hier und da etwas an Breite, übrigens ist ihr der Vorzug vor allem Gegebenen einzuräumen.

4. Der Riese von Eivorno, oder die Geheimnisse des Schlosses Barmontell. Eine historische Erzählung von Satori. Berlin, Schröder. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn die Primadonna dieser Erzählung, Gräfin Sibonia, nicht zufällig nur so ganz ordinaire edel und gut wäre und außerdem eine durchweg vorherrschende Neigung zu fieberhaften Zuständen zeigte, so könnte sie keinen Augenblick unschlüssig sein, als der erschreckliche Riese von Eivorno, ein Räuberhauptmann, ihr seine Hand zum Ehebunde reicht, über dieses Verhältniß unverbrüchliches Schweigen fodert und verlangt, sie solle seinem Rufe unter allen Umständen Folge leisten. Die Edele und Gute thut das Alles, ihren Vater gegen Mord zu schützen, begleitet endlich den Riesen zum Schloß und heirathet darauf noch einen Lord Howard, der ebenfalls so edel und gut ist, keinen Anstoß weiter an der fatalen Geschichte zu nehmen, denn er liebt sie unwandelbar. Der Verf. hat schon Manches geschrieben, allein diese Übung hat ihn in der Kunst der Darstellung um nichts weiter gebracht, ebenso wenig hat seine Schreibart irgend einen Gewinn davongetragen. Leser, welche die Kunst verstehen, sich von allen Ansprüchen rein loszusagen, mögen indeß wol den Muth haben, das Buch mit Unterhaltung zu Ende zu lesen.

5. Nachlaß von Daniel Lesmann. Zweiter Theil. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Das historische Gemälde: „Hieronymo Savonarola“, betheiligte, wie überhaupt die Lesmann'sche Muse, Studium und feste Zeichnung. Wie manches Gelungene jedoch aus diesem Gemälde hervorleuchtet, muß Ref. dennoch bekennen, es unbedarft verlassen zu haben. Das Bestreben, eine ganze Zeit bis in ihre feinsten Nuancen darzustellen, hat den Verf. verleitet, die Beiwörter zu häufen und sie zum Nachtheile der Hauptfiguren allzu sorgfältig auszumalen. Daher mag es denn auch kommen, daß wir von der Titelperson eine deutliche Vorstellung nicht zu gewinnen vermögen. Freilich wird sie von der Geschichte selber zweifelhaft hingestellt; allein der Novellist hat eine andere Aufgabe als der Historiker. Dieser gibt Facta, Jener hat das Wie und Warum zu entwickeln. Über den Schluß der „Schmalkalder“ wagt Ref., da er das früher Mitgetheilte nicht gelesen, kein entschiedenes Wort; allein die hier gegebenen dramatischen Skizzen bieten wenig Handlung dar, und der Markgraf Albrecht von Brandenburg muß wirklich ein höchst befangener Kopf gewesen sein, daß er durch das, übrigens ganz ergötzliche Geschwätz eines Narren so lange sich harrangieren läßt, bis er in Gefangenschaft fällt. Die Novelle: „Quartierfreiheit“, erster Theil, knüpft an das, von den Gesandten fremder Mächte für den Bezirk ihres Hotels in Anspruch genommene Aylrecht eine gar interessant behandelte Liebesgeschichte, und Ref. bedauert, nicht zugleich das Ganze vor-

Augen zu haben. Übrigens ist es immer etwas unheimlich, über die portischen Werke eines Todten zu reden. Indem man schreibt, richtet man seine Worte an den Verf., der, still lächelnd über unsere Schulter blickend, dem Zuge der Feder folgt. Wir können ihm ja doch nichts sagen; wem also? etwa den noch Lebenden? Sofern wir selbst dazu gehören, allerdings! Wir lernen, denn wir lesen aus Eignem wie aus Fremdem immer nur uns selbst heraus. Meinen wir es damit ehrlich, so — lernen wir. 56.

Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. Von Franz Kugler. Zweiter Band. — A. u. d. L.: Handbuch der Geschichte der Malerei in Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich und England. Berlin, Dunder und Humblot. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

In gleicher Reichhaltigkeit schließt sich der zweite Band dieses Werks dem ersten an, dessen brauchbare Anordnung die Anzeige in Nr. 290 d. Bl. f. 1837 hervorhob. Hr. Prof. Kugler machte sich zuerst mit einer gelehrten Abhandlung über den Diakon von Tegernsee, Wernher, in Deutschland bekannt, und man durfte daher erwarten, was dieses Buch bekäftigt, daß er über die ersten Anfänge der deutschen Kunst weit umfassendere Zusammenstellungen bringen würde, als man sie bei Fiorillo und andern seiner Vorgänger bisher antraf. Doch was das Materielle einer solchen Arbeit betrifft, so gilt hier vor Allem das Wort des Aufonius: „Est campus, in quo alius alio plura invenire potest, nemo omnia.“

In der Anordnung der einzelnen Theile ist der Eintheilung nach Richtungen die Eintheilung nach Schulen gewiß mit Grunde vorgezogen worden, da in Deutschland bei dem Kunstverhältnissen, aus dem auch Dürer hervorging, ein kaum individuelle Entwicklung gestattendes Abhängigkeitsverhältnis lange vorherrschend war. Früher zwar machte sich Frankreich und England von diesen Beschränkungen frei; wie nachhaltig aber das Beispiel der Lehrer auf die Schüler auch noch in der spätesten Zeit einwirkte, hat die Schule David's in Paris bewiesen, der man diese Bezeichnung durchaus nicht wird abstreiten können. Als vorzüglich sorgfältig gearbeitet werden die Leser die Abschnitte über die Zeit des germanischen Stils, über die altslavische Schule, die deutschen Schulen unter niederländischem Einflusse und Albrecht Dürer und seine Nachfolger bemerken; weniger genügend wird man finden, was über Spanien gesagt ist, wo man die aus Anschauung gewonnenen Bemerkungen von Hand in „Kunst und Alterthum in Petersburg“ mit Befremden völlig vernachlässigt sieht, und auch die englische Kunst hätte nach den manchen neuern Hülfsmitteln, Shaw's „Illuminated ornaments from missals and manuscripts of the middle age“ eingerechnet, genauer charakterisirt werden können. Die dem Bande vorgesetzte Literatur ist schwach; sie hätte, da sie auf einige Galeriewerke Rücksicht nahm, billig auch die Galerie von Belvedere, Bonnemaison's, „Galerie de la duchesse de Berri“, Gautout u. Quenet, „Galerie lithogr. des tableaux de Mgr. le duc d'Orléans“ u. s. w. berücksichtigen müssen; §. 85, 4 wenigstens des Vicomte Villeneuve de Bargemont „Hist. de René d'Anjou, roi de Naples, duc de Lorraine“ etc. (3 Bde., Paris 1825) nicht übersehen sollen und bei der Geschichte der Schule von Fontainebleau die neuern Forschungen von Mérimée u. A. nicht unbeachtet lassen dürfen, die so vielfache genauere Notizen beibringen. Etwas mehr Klarheit in den einleitenden Paragraphen möchte vielleicht von Denen gewünscht werden, die vorzugsweise Thatsachen oder aus ihnen gewonnene Resultate wünschen, wie sie in dem größten Theile des Textes auf eine so erfreuliche Weise entgegenreten.

Das beigegebene Register erleichtert wesentlich den Gebrauch dieses in so vielen Beziehungen nützlichen und wohlberechneten Buches. 6.

Literarische Notiz.

Ein Beitrag zur preussischen Städtegeschichte kommt uns unter dem Titel zu: „Historische Nachrichten über die Stadt Bromberg. Gesammelt von E. Kühnast“ (Berlin, Mittler. 1837. 16 Gr.). Wir entnehmen der Schrift Einiges vom allgemeinem Interesse. Vor 1346 heisst Bromberg durchgängig ein Castrum, dem das polnische Grod oder Grad entspricht, das man noch heute in vielen Ortsnamen, z. B. Wysegrad, Gradec findet. Unter einem Castrum hat man sich, wie der Verf. aus den Quellen nachzuweisen sucht, nicht eine einzelne Burg oder ein festes Schloß, noch, wie Kestner will, die Citadelle im Gegensatz gegen die daranliegende Stadt zu denken, sondern eine besetzte Stadt selbst. Im 14. und 15. Jahrhunderte insbesondere bezeichnen die Urkunden unter Castrum eine Stadt nach polnischem Rechte, gegenüber der Civitas, einer Stadt mit magdeburgischem Rechte. Die Städte der ersten Art hatten keine eignen Magistrate, sondern standen unter dem königlichen Capitaneus, sie konnten keine Communalbesetzungen acquiriren und waren zu den drückenden bäuerlichen Leistungen verpflichtet; die Städte der letztern Art hatten ihre eignen Magistraturen (gemeinhin Consules genannt, denen ein Proconsul vorstand) für die Communalverwaltung und Civilgerichtsbarkeit, hatten Communalbesetzungen, für welche sie nur die gewöhnliche Steuer zahlten, standen nicht unter der Jurisdiction der königlichen Beamten, insbesondere wurde der Blutbann, d. i. die Criminalgerichtsbarkeit, von einem städtischen Beamten, welcher durchgängig Advocatus heisst, verwaltet. Im 16. Jahrhundert ändert sich die Bedeutung von Castrum (Grod) dahin, daß es im Besondern die Stätte bezeichnet, wo das Grodgericht seinen Sitz hat. Der Verf. zählt Bromberg zu den polnischen Grenzcastris, dergleichen nach Martin Gallus, Dittmar und Dlugoß schon Boleslaw Chrobry angelegt hat, und die, wenn sie auch ursprünglich bloße Burgen gewesen, doch bald zu Castris sich erweitern mußten. Die Stadt ist wahrscheinlich von dem polnischen Könige Kasimir I. mit dem Beinamen: der Mönch, zwischen 1041 — 58 angelegt worden. Der polnische Name Bydgosc scheint darauf hinzuweisen, daß sie zuerst von Schafen, hospites, d. i. von abenteuernden fremden Kriegesgefallen, die sich an bedeutende fremde kriegerische Unternehmungen ohne andern Lohn, als die Theilnahme an der etwaigen Beute, anzuschließen pflegten, bevölkert worden ist. Anfangs scheint die Stadt den deutschen Namen Baro, der sich auch auf Voigt's Burgenkarte findet, geführt zu haben; der Name Bromberg erscheint urkundlich sehr spät und ist wol aus dem Namen des Flusses: die Brähe, Brawe, entstanden. Kasimir der Große gab ihr 1346 das magdeburgische Recht, sie erhob sich schnell und war im 16. Jahrhundert eine der ersten Handelsstädte in Polen. Die hier dargebotenen Nachrichten sind größtentheils einer Klosterchronik entnommen; sie sind nicht zu einer durchgeführten Geschichte gediehen, und das Ganze hat auch bei localem Interesse nur als Notizenbuch Bedeutung. 9.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben:

Fortuna.

Ein Feenmärchen

von

A. von Sternberg.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Januar 1838.

J. A. Brockhaus.

Karl Gustav Fochmann's, von Bernau, Reliquien.
Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von
Heinrich Bschoppe. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Zu diesen innern Motiven, deren sich Robespierre selbst bewußt war, gesellte sich nun noch die überspannte Meinung von seiner Vollkommenheit und der Erhabenheit seiner Ansichten, ein Dünkel, der den richtigen Maßstab für seine Beschränktheit abgibt und mit dem sich ein entschiedener Mangel an Welt- und Menschenkenntniß paarte. Gelangte er dessenungeachtet, und sogar ohne das dem Demagogen so unentbehrliche Reduertalent zu besitzen, zu jenem Hochpunkte der Macht, worauf wir ihn erblicken, so war ihm gegeben, „wovon ein Censuror Berge versetzt, der Staube“. Schon Mirabeau, berichtet uns J., wußte in den ersten Tagen der Nationalversammlung in Robespierre Das zu erkennen, was ihm selbst zum vollendeten großen Manne fehlte, „das Genie des Charakters“. Im Nachsinnen verloren beobachtete er den unbekannten Redner, dessen Declamationen den Andern nichts als lächerliche Nasereien waren, und brach dann in die prophetischen Worte aus: „Der bringt es weit; er glaubt, was er sagt.“ In der That, stets sprach er nicht nur mit Ehrfurcht von dem Volke, in dem er den Vereinigungspunkt aller Tugend erblickte, sondern er handelte und lebte auch in demselben Geiste und sah und verfolgte aus Überzeugung in allen Schlechten, Räubermachern und Heuchlern die Feinde des Volke; daher entstand und befestigte sich seine Popularität, „und so fest war sie gegründet, daß sie in seinem Sturze auch ihn nicht verließ, und daß er, nicht von der Größe, von der Schnelligkeit seiner Gegner besiegt, nur darum fiel, weil er, überrascht und bedrückt, sich selbst verlassen hatte“. Robespierre war somit, um J.'s Urtheil in kurzen Worten zusammenzufassen, ein Fanatiker. Wir entnehmen demselben noch einige jener Betrachtungen, die anzustehen ihn dieser Anspruchs veranlaßt.

Man nimmt sich nicht vor — sagt er in dem Betreff —, ein Fanatiker zu sein, die Begeisterung läßt sich nicht beschreiben. Und diese Begeisterung eben, die in ihrem regellosen Fluge und mit ihrer unüberwindlichen Gewalt ihre Gegner verwirrt und entsetzt, sie ist ursprünglich eine Waffe der Tugend, und dieser muß sie der Mensch auch in seinen Verirrungen abborgen, will er in seinen Verirrungen fürchtbar sein. Nur der Ide ist es

gegeben, solche Macht auszuüben, der Ide nachdem sie überzeugt... Niemals gelang bloßen Interesse. Strömt dem Egoisten die eines Welttheiles zu Gebote, und er kann tödten; aber nicht Eine Seele vermag er zu ändern, nicht einmal seine eigene. Das bezahlt, aber einen geistigen Selbstmord aus haltlos zu der Niedrigkeit des Zwecks hinaufselbst ward... Selten verringert die Natur Verstand und Einbildungskraft in dem Umfange und in dem Gleichgewichte, in welchen sie den großen Mann bilden... Der Verstand weiß wol das rechte Ziel und den rechten Weg zu zeigen, aber auch dem größten fehlt die bewegende Kraft... Die bloße Einbildungskraft aber entwickelt ein Halbgeweise, den Fanatiker, der seine Zeit über das Ziel hinaus, oder durch tausend Umwege ihm entgegenreißt, glücklich, wenn er nicht Alles gänzlich verfehlt. So entstanden in den Stürmen der Revolution die Elemente, die zusammen einen großen Mann bilden, Verstand und Einbildungskraft, das erleuchtende und das erweichende Princip, getrennt in Mirabeau, dessen Einfluß noch als hinreichend geschätzt, dessen Einfluß noch immer überschätzt wurde, und in Robespierre, dessen Gewalt schrankenlos war und den Ballen mit Recht ein moralisches Ungeheuer nennt.

Ähnliche Kriterien legt J. seinem Urtheile über Napoleon zum Grunde. Er ist ihm ein außerordentlicher Mensch; gleichwol bringt dessen Betrachtung einen, wie er sagt, „sonderbaren, unharmonischen, widerwärtigen Eindruck“ in ihm hervor.

Man muß bemerken, was man nicht achten, und muß hoffen, was man nicht verrathen kann... Wäre es möglich, daß ein vollendeter Verstand einen vollendeten Menschen machen könnte, — Napoleon würde die Aufgabe gelöst haben. Er hat aber nur bewiesen, daß das Ideal des Menschlichen (Humanität) nur in der harmonischen Entfaltung aller Anlagen der Menschennatur besteht... Er meinte, den Zeitgeist mit allmächtiger Faust zu halten, und dieser Geist hielt ihn mit allmächtiger Faust. Dieser Geist hatte ihn gehoben und schwebte ihn, als einen Empörer, wieder von sich ab. Er wollte den mächtigsten, allwachsenden Strom der Weltgestaltung regeln nach seiner Art und Kunst, und ging im Strom unter.

Die Typen der Restauration und der Revolution, Willé und Lafayette, läßt J. sich selbst und ihre Tendenzen sowie die Systeme, die sie repräsentiren, in folgenden dramatisch ausgeführten Gegensätzen schildern:

„Seht mir doch mit Euren Träumereien!“ — sagte eines Tages Willé etwas empfindlich, da er sich in Gesellschaft mit mehreren Deputirten befand und über Pressfreiheit und Wahlrecht gewortwechselt ward; „das Volk weiß und versteht nichts von all Euren schönen Ideen. Es will solidere Dinge. Was verlangen die Unzufriedenen? Gewiß keine Formen und Phra-

sen, von denen Niemand satt wird. Sie wollen mit Euch theilen! Sie verlangen Euer Stillsitzen, Euer Güter, Euer Ansehen. Sie wollen auf Euer Plätze und Euch auf die ihrigen bringen. Das ist der Zweck aller Revolutionen, die es noch gegeben hat."

Einer der liberalen Deputirten entgegnete dem Minister, er habe von der französischen Revolution nicht die würdigste Vorstellung. Diese Nation bestehe weder aus einer Menge von Dummköpfen, die sich einbilden, als zugleich in Ämtern und Stellen oben an stehen zu können, noch aus Räubern, die den Zustand allgemeiner Unsicherheit wünschen, der, wäre er eingeführt, ihren eignen Raub unsicher machen würde. Lafayette, der bisher das Gespräch schweigend angehört hatte, nahm jetzt das Wort und sagte:

"Ich muß bedenken, daß der Herr Minister völlig bestimmen, wenn er sich auch vielleicht etwas hart ausgedrückt hätte. Er hat Recht, wenn er sagt: Sie wollen mit Euch theilen! Wenn sie auch nicht Euer Capitalien und Landgüter verlangen, so doch Euer Recht, dergleichen zu erwerben oder zu erben. Darum verwünschen sie Majorate und Stiftungen todter Hand. Sie verlangen nicht Euer Amt und Stellen, aber für jedes Talent den offenen Weg dazu, den Ihr habt. Darum verwünschen sie die jetzigen, engherzigen, nachtheiligen Wahlordnungen. Sie verlangen die Pressefreiheit mit Euch zu theilen, und daß die Herren am Ruder sie nicht für sich behalten. Sie verlangen Euer Vorrecht mit Euch zu theilen, damit sie Rechte Aller werden. Sie verlangen Euer Glück mit Euch zu theilen, damit ein Glück, welches der Staat gewähren kann, nicht der Eckerbissen einiger sei, sondern allgemeines Glück des Volks. Diese Unzufriedenen sind freilich etwas anspruchsvoll. Sie bilden sich sogar ein, Menschen und Staatsbürger zu sein, nicht mehr und nicht minder, als wir es sind."

J. begleitet Lafayette's Äußerung mit mehreren sehr treffenden Reflexionen.

Die meisten politischen Erschütterungen des Innern der Staaten — sagt er unter Anderm — selbst Revolutionen sind nichts Anderes als leider nur zu gewaltsame Versuche, Theilnahme des Glücks, das bis dahin auf Kosten der Mehrheit einer Minderheit gehört hatten, Allen zu schaffen. In England verband sich schon sehr früh der bevorrechtete Adel mit den Städtebewohnern und gestand ihm gern mehr Rechte zu, um, von ihm unterstützt, seine eignen gegen königliche Willkür zu verteidigen. In Deutschland, umgekehrt, trennte sich der stolze Landadel von den Städtern und achtete selbst den in die Städte gezogenen Adel für geringer als sich. Alle Geschichtschreiber erkennen im Verfahren des englischen Adels die wahre Quelle des höhern, politischen Glücks der britischen Nation. In Frankreich schob man die Theilung des Glücks mit Allen zu lange auf; desto gewaltsamer war sie, als sie endlich geschehen mußte.

J. verweilte in England nur ein Jahr, wovon er einen großen Theil bei einem Landprediger zubrachte, wahrscheinlich um, wie es viele Ausländer machen, desto schneller die englische Sprache zu erlernen. Er war damals (1812) sehr jung. Daher mag es denn wol kommen, daß die beiden größern, den englischen Zuständen gewidmeten Abhandlungen: „Die Bürgschaften der englischen Verfassung“ und „Englands Freiheit“, aus fremden und zum Theil todten Quellen, nämlich aus Büchern und Zeitschriften geschöpft sind. Es haben dieselben daher uns wenigstens ein vergleichsweise geringeres Interesse gewährt als jene andern Abhandlungen, wozu J. den Stoff theils der eignen Beobachtung, theils der le-

bendigen mündlichen Mittheilung verdankte. Auf sie findet auch ganz insbesondere die Anwendung, was wir oben über des Verf. sich zuweilen kundgebende Meinung sagten, die Dinge, die seinen Begriffen davon in der Wirklichkeit nicht entsprechen, in ungünstigem Lichte zu betrachten. Ihn deshalb zu controverfieren würde jedoch hier nicht an seinem Orte sein. Wir begnügen uns demnach in Kürze zu bemerken, daß die Tendenz jener beiden Abhandlungen im Wesentlichen verneinend ist; denn sie geht dahin, darzuthun, daß weder die britische Verfassung diejenigen Bürgschaften enthält, die erforderlich, um ihr eine lange Dauer zu sichern, noch auch daß diejenigen Recht haben, die England als den Musterstaat betrachten, in dessen Verfassungsformen das ganze Geheimniß seiner Freiheit und seines Glücks enthalten sein soll.

Es wäre ein Irrthum, wollte man aus den von uns gewählten Citaten den Schluß ziehen, es knüpfe sich das ausschließliche Interesse des Buchs an die speciellen Verhältnisse der Zustände und an die historische Bedeutung der Personen, womit sich der Verf. beschäftigt. Nicht minder anziehend ist die Unterhaltung, die dessen Lesung da gewährt, wo J., von beiden Umgang nehmend, sich in das Gebiet der Abstractionen verfliegt, d. h. wo er Zustände oder selbst abgezogene Begriffe, ohne speciellen Bezugnahme auf Raum und Zeit, in, wenn auch nur flüchtige Betrachtung zieht. Bei diesen Anlässen besonders erschließt sich uns seine ganze Individualität und bewährt sich jener Reichtum der Gedanken, jene Tiefe des Gemüths, die wir im Eingange andeuteten. Bei der Fülle von Aufträgen dieser Art, die uns der Herausgeber mittheilt, und wovon auch Einiges zur Probe hier anzuführen wir den Lesern dieser Blätter schuldig zu sein glaubten, war es nicht ganz leicht eine Wahl zu treffen. Nach manchen Überlegungen aber ließen wir uns dabei ganz besonders von den Rücksichten auf die Hauptinteressen des Tages bestimmen, denen, so bedünkt es uns, die noch folgenden Ausführungen, womit wir unsern Bericht schließen, vorzugsweise entsprechen dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Almanache und Taschenbücher für 1838.*)

Die diesjährigen Taschenbücher übertreffen hinsichtlich der Eleganz und Pracht ihrer Ausstattung Alles, was in früherer Zeit in diesem Fache erschienen ist; auch sind die Fortschritte, welche die Kunst gemacht hat, bei vielen, wenngleich nicht bei Allen, sichtbar. Allerdings muß der übertrieben wohlfeile Preis auf den artistischen Theil der Almanache zuletzt ungünstig einwirken, wenn es nicht bereits schon geschehen ist, gleichwol bezeugen sie die wundervollen Wirkungen des commercieellen Unternehmungsgeistes und werden auf dem Bilderbuchmarke der ganzen civilisirten Welt beinahe ein ähnliches Monopol ausüben wie in einem andern Industriezweige die Porzellanfabrikate und die Sheffieldstahlwaaren. Die englischen Almanache werden sich zu einem neuen Zweige der ausführbaren Manusfacturartikel erheben, ungeachtet sich nicht leugnen läßt, daß Paris, Berlin, Leipzig, Stuttgart und Petersburg sehr niedliche und wohlfeile Taschenbücher liefern.

Seit geraumer Zeit pflegten die Engländer, in übereinstimmung mit ihren hierin fast gleichentenden Stammverwand-

*) Nach „Tait's Edinburgh magazine“.

ten, diese leichten Spielzeuge der Literatur verächtlich auf die Seite zu schieben; doch ist man endlich von dieser überestten Geringschätzung zurückgekommen. Im Ganzen genommen ist allerdings die Erscheinung der Taschenbücher für die National-eitelkeit grade nichts Schmückendes. Man könnte nicht behaupten, daß Vieles von dem literarischen Gehalte der seit 14 Jahren oder darüber in England erschienenen Almanache zu einem eigentlichen Dasein gekommen wäre; Das zumal, was davon in die Literatur der Nachwelt übergehen wird, dürfte sich auf wenig oder nichts reduciren. Bei alledem haben diese ephemeren Erzeugnisse, abgesehen von ihrem künstlerischen Werthe, ihre lobenswerthen Seiten. Ein Buch bleibt ein Buch, und als solches hat es einen höhern Werth als irgend ein Spielwerk, das bloß der Eitelkeit schmeichelt und den Geschmack verdirbt, oder als irgend ein kostbares Gerücht, das den gröbren Einnen dient. Es ist bekannt, daß gegenwärtig Laufende von Taschenbüchern regelmäßig in die englischen Provinzen wandern, sei es als Geschenke, die man nach Hause sendet, oder als Gegenpreise für die welschen Hühner, Gänsepasteten und Schinken, welche London aus seiner freundlich-ländlichen Nachbarschaft, wohin früher kaum jemals ein neues Buch oder Gemälde gedrungen ist, jeden Winter bezieht. Nun halten wir allerdings das „Juvenile scrap-book“ für etwas Besseres als einen Pflaumenkuchen, wie groß er auch sein möge, das „Forget-me-not“ für vorzüglicher als ein Gäßchen Auktern, das per Baggon von London in das Innere spedit wird. Wenige Ringe, die man zum Andenken schenkt, dürfen sich ihrem Werthe nach mit Finken's „Tableaux“ oder wenig londoner Bonnets und Turbane mit Fiffer's „Drawing-room scrap-book“ vergleichen lassen; und doch ist es grade diese Sorte von Zerathen und Modestachen, an deren Stelle als freundliche Geschenke und Erinnerungszeichen diese modernen eleganten Taschen- und Bilderbücher allmählig getreten. Ja, wir glauben, daß diese Gatte sich noch weiter ausdehnen, und daß Edelsteine, ja selbst Diamanten, welche in Halsbändern und Earen auf die Seele der Frauen, in Ordenssteinen und Bergzierungen goldener Tabatieren auf den Ehrgeiz der Männer einen so mächtigen Reiz üben, dem gemeinen Haufen überlassen bleiben werden, sowie jetzt die Solgations unserer Vorfahren nur noch von den Eazeten ihrer Söhne getragen werden; wir leben der Überzeugung, daß eine Frau von gebildetem Geschmacke ein Meisterwerk der Kunst, das ihren Salon schmückt, weit höher zu schätzen lernen werde, als die dem Preise nach theuren Juwelen, womit, zum lästigen Zeichen ihres Ranges, ihre Person an einem Possalstage bedeckt ist.

Die diesjährigen Taschenbücher, oder wenigstens der bessere Theil darunter, tragen einen neuen moralischen Charakterzug an sich, indem sie, theilnehmend an dem ernstern und würdigen Geiste der Zeit, die Gefühle desselben bereits wiederzugeben versuchen. Eins der schönsten hinsichtlich der artistischen und eleganten Ausstattung, Heath's „Picturesque annual“, ist fast ausschließlich dem edeln Zwecke gewidmet, den Zustand der irischen Nation zu verbessern, oder wenigstens, was dem vorausgehen muß, denselben bekannt zu machen. Das „Christian koopaako“ greift das Reich der Grausamkeit, des Geizes, der Unterdrückung der Fremden, der Sklaven, der Indianer und der Kaffern an. Mrs. Howitt athmet jenen liebevollen, ersten Sinn der wohlthätigen Gatte, der sie angehören soll, während Miss Eandon die Behauptung aufzustellen wagte, daß die Engländer kein Recht haben, die grausamen Vorurtheile und Sitten der Heiden bei ihren Kindermorden zu tadeln, während auf ihnen selbst das weit schwerere Gewicht der Sünden lastet, die sie sich durch Vernachlässigung der Kindheit und Jugend ihres eignen Landes zu Schulden kommen lassen. Eine solche Erscheinung in Werken, welche für frivol und heiter gelten und zum Vergnügen der Reichen und üppigen bestimmt sind, ist geeignet, große Freude zu erregen, und wird gewiß nicht ihre gute Wirkung verschlehen.

Die Taschenbücher — books of the season — zerfallen in

zwei Classen: die erste bilden fortlaufende Reiseverke und scenische Beschreibungen, die, unabhängig von ihrer schönen artistischen Ausstattung, ein bleibendes Interesse haben; der zweiten gehören die eigentlichen Taschenbücher — annuals — von Miss Mitford's glänzenden „Tableaux“ bis zu dem Kleinen, für die Kammertube bestimmten Silberbuche an. Da die erste Classe, wenn auch nicht die glänzenden, doch die wichtigeren Werke enthält, so eröffnen wir mit ihnen unsere Übersicht.

1. Roscoe's Wanderings and excursions in South Wales, including the scenery of the Wye etc.

Dieser elegante Band enthält 48 schöne Zeichnungen, welche von Greswold, Harding, Fielding, Watton u. A. ausgeführt sind, und Texterläuterungen von Thomas Roscoe, die es manchmal zweifelhaft lassen, ob nicht die Feder über den Pinsel und den Grabstichel den Sieg davongetragen habe. Die artistische Schönheit kommt dem Verdienste des romantischen und phantastischen Verf. gleich, welcher Romange, Legende, Sagen, heroische Abenteuer und Erzählungen am Kamine so glücklich wie immer zu behandeln versteht. Unter den bestgelungenen Landschaften befinden sich drei charmante Bignetten, ferner der Fluß Wye bei Hannagor Crags und Chepstow Castle, mit mehrern schönen Ansichten von Lintern Abbey. Man findet darin viele der berühmten alten Burgen des Fürstenthums. Mitford Haven, von Greswold nach der Skizze eines jüngern Künstlers retouchirt, ist ein vortreffliches Bild. Doch wir müssen darauf verzichten, alles einzelne Lobenswerthe hervorzuheben. Roscoe's Legenden bringen uns in gleiche Verlegenheit; wie gern möchten wir mit ihm in die Bauernhütten von Garbiganshire bringen, um Zeuge von ihren Heirathsfelichkeiten und übrigen Lustbarkeiten zu sein, oder ihm über die Höhen und Abhänge längs des Wye, von seinem Ursprunge bis nach Chepstow folgen?

2. Syria and the Holy Land illustrated.

Von diesem Werke liegt die zweite Serie vor uns; Bartlett's Landschaften und scenische Darstellungen aus einem Lande, welches an den erhabensten, mit der Geschichte des Menschengeschlechts und seinen ewigen Hoffnungen und Interessen verknüpften Ideen so unerschöpflich reich ist, zeichnen sich fortwährend durch ihre delicate Behandlung und charakteristische Wahrheit aus. Die Stiche sind im Allgemeinen prächtig, und das Werk gehört ganz in jene Kategorie, worauf ein geschickter Künstler gern seinen Ruhm gründen möchte. Im Besondern ist der Stich hier besser gerathen als in der vorhergehenden Serie, und der Künstler verräth in vielen kleinen Scenierungen und glücklichen Würfen ein tieferes Gefühl der Eigenthümlichkeit des von ihm durchwanderten heiligen Bodens. Bergebelich würde der Versuch sein, diese glänzenden orientalischen Visionen in Worten beschreiben zu wollen. Mr. Carne hat im Allgemeinen in seinem Texte die Standpunkte, die Schwierigkeiten und Hindernisse bezeichnet, welche der Künstler überwinden hat. Seine Abenteuer beim Besuche von Lady Esther Stanhope sowie die Schilderung seiner Aufnahme daselbst zeigen, daß er viel von jenem glänzenden Enthusiasmus besitze, welcher solchen Unternehmungen, wie diese war, wahres Leben verleiht. Wünscht der Leser Syrien und den Karmel und die hundert Plätze kennen zu lernen, die der Erinnerung durch die frühesten biblischen Eindrücke der Kindheit eingepägt sind, so muß er diese Blätter durchlesen und einen Blick auf die scenischen Darstellungen werfen.

3. Ireland, picturesque and romantic; or Heath's Picturesque annual for 1838.

Mit Vergnügen erfahren wir, daß Mr. Leitch Ritchie's wohlgemeinter Plan, die schöne Kunst und Literatur der Menschheit dienen zu lassen, vollständig gelückt ist. Der erste Band seines „Ireland“, welcher im letzten Jahre mit Bewunderung aufgenommen wurde, muß dadurch, daß er die verfeinerten häuslichen Eirkel des reichen, comfortablen Englands mit der Erzählung vom irischen Elenbe bekannt gemacht hat, viel Gutes gestiftet haben, hätte er auch nichts Anderes bewirkt,

als durch Überwindung der Unwissenheit und Selbstsucht ihr mehr Eingang zu verschaffen. Vorliegender Band ist das genannte Seitenstück zu seinem Vorgänger. Dr. Gilfe's Charakterbilder eines „Market girl“ und eines „Girl dancing the Irish jig“ zeichnen sich durch Wahrheit und Schönheit vortheilhafter aus; letzteres insbesondere ist, wie die Irländer sagen, ein Juwel. Leider zeigt die Kunst in solchen Werken, die artistisch ausgestattet sind, ein Streben, das Natürliche mit dem Theatralischen und Affectirten zu vertauschen. Hier erblicken wir dagegen die feinste Auffassung des Wirklichen in der weiblichen Liebenswürdigkeit, verbunden mit dem geübtesten Takte, jenen flüchtigen Reiz, „uns werther noch als Schönheit“, aufzufassen und darzustellen. Nachdem Mr. Ritchie die Hälfte seiner Tour vollendet hatte, verließ er Dublin, um nach dem Norden zu gehen; von Belfast aus zog er durch die Grafschaften Londonderry, Donegal und Sligo und wendete sich nach Derryshannon. In die Wildnisse von Connaught scheint er nicht gedrungen zu sein, sondern, sich innerhalb dieser Grenze haltend, wanderte er durch Kimerik nach Kerry und Cork, indem er jede merkwürdige Stelle und Scene unterwegs besuchte und in Castle Blarney seine Tour beendigte. Dieser Band ist indessen in noch höherem Grade als der erste ein moralisches und politisches Gemälde von Irland; und so sehr wir des Verf. Plan billigen, so möchten wir doch besorgen, das diesmal sein ernstester Zweck den Sagen und Romanzen zu wenig Raum übrig gelassen habe. Er ist der glühende Bertheiliger jenes so unvermeidlichen Übels, der Armengesetze, die er als „die einzige bisher ausgeführte große Maßregel mit dem eingestandenen Zwecke, der Masse des irischen Volkes zu helfen“, ansieht.

4. Fisher's Drawing-room scrap-book.

Miss Eandon's diesjähriges „Album des salons“, das aus Poesie und malerischen Darstellungen, aus orientalischem Glanze und europäischer Verfeinerung zusammengesetzt ist, genos die Auszeichnung, zu den Häfen der jugendlichen Königin von Großbritannien als eine passende, der Jugend, Schönheit und dem gebildeten Geschmack dargebrachte Guldigung niedergelegt zu werden. Neues im Style und Charakter dieses „Scrap-book“ darf man nicht verlangen; es ist, wie immer, geschmackvoll und elegant, ganz geeignet für die feinen, weiblichen Circel, für die es bestimmt ist, und dabei ungemein wohlfeil. Kein Verleger besitzt größere Mittel zu einer so prächtigen und entsprechenden Ausstattung als die Herren Fisher; ihre entrées de dessert überreichen viele Hauptgerichte. Unter den Portraits zeichnen sich Lord Eldon, der Marquis Lansdowne, der Graf Egremont und der tapfere Admiral Benbow aus; ferner Mrs. Hemans, deren Bild alle romantischen Theorien von dem Poetischen und Geistigen in der Physiognomie in Verlegenheit setzt. Eine Reihe sehr lieblicher Verse find einem vortrefflichen Stahlstich: „A village in the Himalaya mountains“, sowie einige belebte Strophen der „Tournament scene of Ashby de la Zouche“ gewidmet, welche beklagen „daß die Tage der schönen ritterlichen Zeit dahin sind“. Die schönen Zeilen der Erinnerung an Mrs. Hemans, die zu dem Gelungensten gehören, was jemals aus der Feder der Miss Eandon floß, begleiten das Portrait der Dichterin. Dieser ganze elegante Band enthält vielleicht keine süßern Verse oder keine lieblichere Scene als Miller's „Derbyshire“, mit der Erzählung von der „True love“, welche Arabien oder dem goldenen Zeitalter zur Bieder gereicht hätte. Eine schöne Landschaft: „Rydal water and Grasmere, from Rydal park“, ist von eleganten Versen an Wordsworth begleitet, ohne daß jedoch der Dichter genannt wäre; sie enthalten tiefere Gedanken und Gefühle, als man im Allgemeinen von dem leichten Flusse der Reime der Miss Eandon erwarten sollte. Ein Stahlstich, welcher das Gräßliche des Kindermordes auf Rabagascar darstellt, hat in dem Busen der Dichterin das weibliche Mitgefühl aufgereizt und sie zum Ausspruche einer ernsten Moral veranlaßt, die, wenngleich auf heiterem Wege zu uns gelangend, darum doch nicht ihre Wirkung verfehlt. Eins der herrlichsten Gedichte in diesem Bande ist ohne Zwei-

fel „To the river wear“; die Landschaft ist sanft und reich, und die Verse drücken ein reines, hartes Gefühl mit einem köstlichen Wohlklinge aus.

5. The christmass library.

Wir dürfen, selbst auf die Gefahr hin, gegen seinen bescheidenen Berth weniger als gerecht zu sein, nicht lange zögern, unsern Lesern den ersten Band der „Christmass library“ der Mrs. Howitt vor Augen zu legen. Derselbe handelt von „Bögen und von Blumen und andern ländlichen Dingen“, Alles in den leichtesten, fließenden und wohlklingenden Versen der Mary Howitt, die, wenn manchmal auch etwas zu gehetzt, dem Sinne nach doch immer voll des süßesten Wohlklangs sind. Unter den vielen hübschen Gedichten, worauf wir die Aufmerksamkeit von Jung und Alt — denn sie eignen sich für jedes Alter — richten möchten, zeichnen wir aus: „Little streams“, „The oak tree“, „The rein deer“ und „The Flax flower“. Keine unserer glänzenden Schriftstellerinnen verräth in ihren Gedichten so viele Spuren eines warmfühlenden und ernstesten weiblichen Herzens, als es in den Versen der Mary Howitt der Fall ist; außerdem aber besigt sie noch andere seltene Talente. Besonders tritt in den diesjährigen Taschenbüchern ihr reiner und wohlmeinender Sinn recht deutlich hervor. Als eine echte Christin, konnte sie ihr Gewissen nicht mit jenen, die Seele blos tröstenden Strophen — „die Stimme Eines, der lieblich auf dem Instrumente spielt“ — beruhigen; eine tiefergefühlte Sympathie mit den Armen durchdringt alle ihre moralischen Schriften, die „noch immer schwache Stimme“ der Humanität spricht aus den schönsten ihrer Verse. Hierher gehören das Gedicht: „The rich and poor“, in dem diesjährigen „Forget-me-not“. Das Gedicht: „The poor man's garden“, in der „Christmass library“ wiegt allein einen Band der gewöhnlichen Klingklingpoesie auf.

6. Finden's Tableaux.

Dieser geschmackvolle Almanach erscheint unter den literarischen Auspicien der Miss Mitford. Obwol der literarische Theil dieses Taschenbuchs, gleich goldenen Buckeln und demantenen Alerathen, nur dazu bestimmt scheint, den glänzenden Stahlstichen als Einfassung zu dienen, so ist er doch sorgfältig ausgewählt. Die zwölf Tableaux bestehen aus wissenschaftlichen Gruppen, Darstellungen aus Sicilien, England (der frühern Zeit), Andalusien, Florenz, Venedig, Aegypten, Indien, Ceylon, Amerika, Schottland, Georgien und Cassilien. In diesen prächtigen und aristokratischen Gruppen darf man nicht nach einem tiefer ausgefaßten Nationalcharakter suchen wollen; reiches Costum und die äußern Auszeichnungen, welche die Adeligen der verschiedenen Länder und Provinzen unterscheiden, sind mit Einsicht und Geist behandelt und treu wiedergegeben. Besonders gilt dies von „The hawking scene“ in England, „The bull-fight“ in Andalusien, „The rising of the Nile“ und „The shrine of the Vergin“ auf Sicilien. Das artistische Verdienst von Werken dieser Art überragt die zu einer untergeordneten Rolle verurtheilte Literatur so weit, daß sich die Kritik nur mit erstem befassen kann. Miss Mitford's Beiträge gehören übrigens jener leichten und anmuthigen Gattung an, die vortrefflich sich für solche Werke eignet, in die man wol hineinblickt und sie bewundert, ohne sie jedoch jemals zu lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die schöne Bronzestatue, die sogenannte Minerva Ergane, welche, in der Gegend der alten Stadt Volci ausgegraben und seit dem vorigen Winter in dem neuerrichteten Museo Gregoriano im Vatican aufgestellt, als eine der Hauptzierden dieses Museums allgemein anerkannt wurde, ist, da die Berechnung der Kosten für die Ausgrabungen in Volci den Preis über alle Erwartung hochstellte, zum Verkauf ausgesetzt, vom Könige Ludwig von Baiern für das Museum in München erworben worden.

17.

Karl Gustav Fockmann's, von Bernau, Reliquien.
Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von
Heinrich Schöffe. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 41.)

Revolution und Restauration heißen die Klippen, woran das Staatsschiff in der neuesten Geschichtsepoche so häufig scheiterte, und durch welche dasselbe unversehrt in den Hafen wahrer politischer Freiheit zu führen seither noch keinem Piloten gelang. Sehen wir nun, wie J. das große Problem zu lösen versucht. Revolutionen, sagt er ungefähr, d. i. gewalthätige Abänderungen der Staatseinrichtungen, haben in keinem Falle einen Werth an und für sich, oder doch nur ein negatives Verdienst. Dies besteht in dem ihnen mit Recht gemachten Vorwurfe, sie hätten einen größern Hang zum Zerstören als zum Aufbauen. Deshalb sind Restaurationen der regelmäßige Ausgang der Revolutionen, weil diejenigen, die sich der letztern bemächtigen, nicht mit jenem negativen Verdienst zufrieden, sich ein positives durch Schöpfung neuer Einrichtungen erwerben wollen. Die Restauration der alten Fehler und Mißbräuche aber ist nur die Vorgängerin einer zweiten Revolution — wie wir denn solches vor nicht langen Jahren in Frankreich erlebten —, weil sich die alten Vorurtheile und Gewohnheiten, auf denen jene einst beruhten, ebenso wenig wiederherstellen lassen, als sich die vom Völke einmal gemachte Erfahrung von seiner Stärke vernichten läßt. Allein angenommen, eine Restauration suche sich durch wesentliche Verbesserungen des Staatsgebildes haltbar zu machen, so kann es doch nicht fehlen, daß Selbstsucht, Eitelkeit und Selbstbeschränktheit, oder alte eingewurzelte, nur auf einige Zeit zum Schweigen gebrachte Gewohnheit auch gewisse Schönheitsgeleien nebenbei wieder zurückführen, die, wenn sie auch selbst kein Unglück sind, doch an das Unglück der Zeiten erinnern, die der Revolution vorangegangen sind. Daher Fortdauer des Argwohn, des Gährens, der Unzufriedenheit auch geraume Zeit nach Wiederherstellung einer festen Ordnung.

Nur Revolutionen der Meinungen sind die allein bleibenden. Bei ihnen findet keine Restauration statt. Abgestorbene Vorurtheile und Gewohnheiten lassen sich nicht wieder herstellen; aber die bloß gewaltthätig getretenen haben noch Leben und leben von selbst wieder auf... Die Zeit, da es in den Köpfen einer Nation durch öffentlichen Unterricht, Handel

und Gewerbfleiß Licht wird, ist weit revolutionärer, als diejenige, in welcher die sich mit Legitimität brüstenden Mißbräuche fallen. Ihr Fall ist nur Folge von jenem Lichtwerden. Jede Restauration, die ihren Triumph durch Reactionen unterstügt, baut ihren Langsaal auf dem Eise eines geschoenen Eises. Eine Veränderung des Wetters, das Eis bricht, der Langsaal ist verschlungen und die Wellen der Revolution schlagen wieder über ihm zusammen. Lassen sich Revolutionen mit Krankheiten vergleichen, so ist den neuesten Erfahrungen zufolge gewiß, daß die Staatsepilepsie noch in ihrer Wiege liegt. In der Politik hat es bisher nur immer Symptomenärzte gegeben, Leute, die in den Zeichen des Übels das Übel und die Krämpfe des Staats zu heilen meinen, wenn sie die zuckenden Glieder zusammenschauern. Die Folgen entsprechen dann auch der Behandlung. Statt der eigentlichen Krankheit werden nur ihre einzelnen Paroxysmen unterdrückt, die dann immer schneller und bössartiger wiederkehren. Und wer mag es dem Kranken verdenken, wenn er zuletzt den Arzt selbst für seine Krankheit hält?

Freiheit der Presse *) und — Pressfreiheit. Lichtenberg, bekanntlich die Freiheit der Presse auf die Veröffentlichung der Verhältnisse des Privatlebens anwendend, verneint die betreffende Frage. J. stellt die Gegenfrage auf:

Würdest du lieber gewissenlose Menschen, Diebe, Betrüger und Giftmischer zu Gesetzgebern machen als ehrliche Leute? Würdest du lieber Schändlichkeiten und Verbrechen, an Menschen oder an Völkern begangen, verheimlichen helfen, oder der verdienten Strafe ausliefern? Würdest du lieber zu Gunsten der Brutalität oder der Sittlichkeit Staatsanstalten treffen?

Er meint, auch diese Fragen würde Lichtenberg verneint haben. In diesen Antithesen spricht sich J.'s Meinung aus. Vielleicht nur schwer, fügt er hinzu, ließe sich beweisen, daß die Ausschweifungen und Nachteile der Pressfreiheit nichts als die strafenden Folgen des ihr vorangegangenen Presszwanges und der durch ihn erzeugten Verbildung und Unwissenheit sind.

Entfände urplötzlich Pressfreiheit in der Türkei, das menschliche Gehirn würde die ungeheuersten Narrheiten und die schamlosesten Abscheulichkeiten zur Welt bringen.

Wie man diesem Übel in der Gegenwart abzuwehren, weiß der Verf. kein wirkliches Auskunftsmitel anzugeben. Genußweise Befreiung der Pressfreiheit genügt ihm zu dem Ende nicht. Vermieden hätte man es aber, hätte man bei Eröffnung der Presse, die ihrer Vollkommenheit nur langsam entgegengeht und sich nur allmählich von

*) Im Buche steht: „Freiheit der Presse“, was wir jedoch für einen Druckfehler gehalten haben.

Land zu Land fortpflanzte, sie ungekört sich selbst überlassen; denn so würde sich das Licht ebenso allmählig verbreitet haben... Der Augenblick ist verloren... Um den Genius in seiner Rieseschlang der eifersüchtige Eigennutz, der in ihm ein Überwinder ahnt, Ketten... Nun ist der Genius... ein gefesselter Riese, in dessen Brust jeder erstarrte Seufzer zum Gelächter des Hasses wird; der nur den Augenblick der Befreiung und der Rache erwartet, um zündend und leuchtend die Strahlen der Wahrheit unter seine feindlichen Wächter zu schleudern... Gleichwohl nehmen wir neben der Wohlthat auch das Übel mit Ergebung an, denn es ist ein unvermeidliches; nehmen wir es bald an, denn jeder Aufschub vergrößert es!

Pressfreiheit besteht in „einseitiger Pressfreiheit“. Sie findet amtlich da statt, wo „besoldete oder censirte Schriftsteller und Zeitungsschreiber einem ganzen Volke die Wahrheit vorenthalten und sie gegen officielle Unwahrheiten auszuwechseln“, auch gehört dahin, „ungehindert Schriften und Tractatelein zur Nahrung des Aberglaubens oder wüster Schwärmerei drucken und colportiren lassen, — ehrliche Beamte, die das Unglück hatten, in allerhöchste Ungnade zu fallen, noch dazu in öffentlichen Blättern verlästern und beschimpfen lassen“; und diese Freiheit ist „eine um so größere, wenn jede öffentliche Widerlegung unerlaubt erklärt und verhindert wird“.

Teufelsbündnisse und Carbonari. Was man im 15. oder 16. Jahrhundert nicht zu erklären wußte, schrieb man damals in der Regel dem Bündniß mit dem Teufel zu. Heutiges Tages macht man's noch ebenso. Zwar glaubt man nicht mehr an Faust's Bund mit Mephistopheles; aber was dieser sonst auf seine Rechnung nehmen mußte, schreibt man jetzt auf Rechnung der Carbonari und demagogischen Propaganda, die im ganzen Welttheile unbekannt besteht und von Paris aus mit Tonnen Goldes unterhalten wird.

Endlich mögen noch einige, freilich von uns in sehr abgekürzter Form wiedergegebene Gedanken F.'s über Religion, Dogma und Priesterthum hier eine Stelle finden. Die Frage: „Sind die katholischen Geistlichen, in Rücksicht auf ihre Personen den weltlichen Regenten auch unterthan?“ konnte in einem 1784 in Baiern gedruckten Werke noch ohne Umstände verneinend beantwortet werden; „sie wird von den Römlingen ebenso auch noch heute verneint; sie betrachten ihre Unterwürfigkeit unter Staatsgesetze als ein durch ungerechte Gewalt Erzwingenes“. Das Recht der Geistlichen bleibt dennoch immer verwahrt; „denn ihre Würde“, heißt es in jenem Buche, „ist auf Erden die höchste, die sich nur denken läßt; sie ist über die ganze Natur unstreitig erhaben —, unmöglich kann also die katholische Klerisei der weltlichen, also niedrigeren Macht unterworfen sein“. Dann wird noch behauptet „daß Diakon, Priester und Bischof nicht nur in seiner Person, sondern auch in seinen Handlungen, was auch immer für Handlungen, keinem Regenten unterthan sei“. Dagegen erwähnt F. nun eines Werks, das 1808 zu Paris unter dem Titel: „Harmonie des cultes catholique, protestant et mosaïque, avec les constitutions de l'empire français“, erschienen und dessen Hauptgrundsatz war: „Der Souverain ist das Oberhaupt aller von den Staatsgesetzen anerkannten Religionsparteien und Kirchen.“ Es ward dies zum Überflusse sogar aus der Bibel bewiesen: „Seid unterthan der

Obrigkeit“, „alle Obrigkeit ist von Gott“, „ainsi obéissance absolue au monarque; voilà l'évangile sans commentaire“.

Es gibt — sagt F. an einem andern Orte — zweierlei Religionsarten. Sie haben nur wenig miteinander Verbindung. Die Religion des Gewissens ist die von Christo gegebene, oder durch ihn vielmehr in unserm Bewußtsein erweckte... Die Religion des Dogma ist aber dem Priesterthume aller Sekten und Kirchen Hauptsache; ohne sie wäre ihm beim Einflusse auf Volk keine Herrschaft, keine Bereicherung möglich. Schwerlich würde unter zehntausend Geistlichen, Bepfändeten, Infulirten und Geldrenten unserer Lage ein Einziger sich melden, wenn er in Demuth und Todesgefahren, unter Entehrungen und Verfolgungen wie die Apostel oder wie Jesus leben, lehren und in strenger Heiligkeit wandeln sollte.

Unter der Überschrift: „Verfälschung“, bemerkt F.:

Die Geschichte des mittelalterlichen Gottesstaates von Europa ist die Geschichte des menschlichen Wahnsinns in seinen schauerlichsten Phasen. Ein Mensch bildete sich ein, und der Welttheil glaubte es, daß er Statthalter des höchsten Wesens auf dem Erdballe sei, und spielte kraft dieses Titels mit Glück und Frieden großer Nationen, mit Eiden, Königskronen und Welttheilen, die er widereinander in Waffen trieb. Der Muth der Jugend ward in die Kerker verwiesen, die Wahrheiten der Wissenschaft mußten sich als Irthümer verdammen lassen, die Religion selbst ward des Verbrechens Mantel und Schild. Das alte Rom bot nur den Thron seiner Cäsaren den Weissten bieten aus; dem neuen Rom waren neben den Reichthümern der Welt Himmel und Ewigkeit um Geld feil; es stieß Fürsten vom Throne ihrer Väter und hob Bettler in den Rang der Heiligen.

In einer Parallele zwischen geistlicher und weltlicher Majestät erwähnt F. eines Buchs, das zur Zeit Friedrich's des Großen und Joseph II. (1779) ein schwedischer Priester unter dem Titel: „Vorboten des neuen Heidenthums“, schrieb, und worin es heißt:

Verzeiht uns, ihr Fürsten, Könige und Kaiser dieser Welt! Wir verehren in euch zwar die Gewalt der Gesetzgeber und Gebieter über Land und Leute; allein unserm Priesterthume können wir euch nie, nie gleichschätzen, weil die Macht desselben sich über alles Zeitliche, über die ganze Natur, bis in das künftige Leben erstreckt, nicht nur über euch, sondern auch u. s. w.

Es sei ekelhaft, dergleichen Wahnsinn abzuschreiben, meint unser Verf. mit Recht.

Aber es ist damit — fährt er fort — den meisten Geistlichen der römischen Kirche wie vor 800 Jahren noch jetzt bitterer Ernst. Es ist die bleibende theologische Concordanz über Priesterherrschaft und Priestergewalt. Es ist nun einmal fixe Idee des dogmatisch-geheiligten Hochmuths. Heutiges Tages würden aber Friedrich und Joseph zur bloßen Oppositionspartei gehören.

Indem wir von F. Abschied nehmen, erlauben wir uns hinsichtlich dieser letzten Behauptung widersprechend entgegenzutreten. Europa wird, wir sind es versichert, bei der Entwicklung einer bekannten, in dem Augenblicke noch obwaltenden Krisis die thatsächliche Überzeugung erhalten, der wir schon jetzt uns hingeben, daß Preußens gegenwärtiger Herrscher, so wenig wie der große Friedrich seiner Zeit, nicht zur bloßen Oppositionspartei gehört.

Englische Almanache und Taschenbücher für 1838.

(Schluß aus Nr. 41.)

7. The christian keepsake and missionary annual.

Dieses Werk behauptet seinen ehrenvollen Rang in dem neuen Zweige der ersten schönen Literatur, wenn man für eine neue literarische Production einen neuen Ausdruck gebrauchen darf. Die Stahlstiche, besonders die Portraits, sind wie gewöhnlich von hohem künstlerischen Werthe. Der erste Artikel: „The african witnesses“, beschäftigt sich mit einem schon öfters besprochenen Gegenstande. Das Titelblatt stellt Tan Azagor, den Kaffernhauptide, und Andreus Stoffes, einen Pottentotten, dar, welche Beide zum Christenthume sich bekehrten und vor der Comite des Unterhauses abgehört wurden. Der Stich ist sehr gelungen und entspricht der historischen Wahrheit. Diese beiden Personen kamen unter Begleitung des unerschrockenen und vielfach verleumdeten Freundes der Kaffern, Dr. Philip, nach England, und besonders überraschte der Pottentotte Stoffes, der einer allgemein verachteten Menschenrace angehört, die von den Europäern nicht viel über die Stiere, welche sie hütet, gesetzt wird, sein gebildetes Auditorium durch die begeisterte, glänzende Beredsamkeit seiner öffentlichen Anreden. Derselbe starb im letzten Jahre bald nach seiner Heimkehr. Azagor, aus Katt, wie es bei halbwilligen Stämmen Brauch ist, Waffen und Munition mit nach Hause zu bringen, nahm häusliche und andere Werkzeuge und Geräthschaften, als Beile, Pflüge, Spaten etc. und Bücher, nebst allem nöthigen Apparate für Schulen aus England in seine Heimat mit sich. Portraits der verstorbenen Mrs. Fletcher, bekannter als Miss Jewsbury, und des ehrwürdigen Mr. Harris, Verf. von „Mammon“, zieren diesen Band; verbunden ist damit eine kurze Schilderung der Originale. Ein anderer interessanter Stahlstich ist der in Konstanz an der Stelle gepflanzte Baum, wo Johann Fuß den Märtyrertod litt. Ein kurzer Artikel schildert das Leben und die Thaten dieses mutigen und sich aufopfernden Wahrheitsfreundes. Die Bignette zu dem „Christian keepsake“ stellt die malerische Alpenkirche von Zell zu Violine dar, erläutert durch die von ihrem Biographen, Mr. Gilly, aufgezeichneten Erinnerungen an diese wahrhaft apostolische Person, diese gehören zu dem Schönen, was dieser Band enthält.

8. Tilt's Medaillon Portraits of modern english authors, with illustrative notices by H. F. Chorley.

Tilt, einer der thätigsten und umsichtigsten englischen Verleger von Büchern und Silberwerken, hat einen ersten, prächtig ausgestatteten Band von Medaillonportraits, nach der neuen, vor 5—6 Jahren von einem geschickten pariser Mechaniker, Achill Collas, erfundenen Manier in Stahl zu stechen, herausgegeben. Dieser Almanach, der sich schon seines größern Formates wegen an die theuerern Taschenbücher anreicht, eignet sich durch seine äußere Ausstattung besonders entweder für die feinen Salons oder zur Auslage in Punctbibliotheken. Er enthält 14 Portraits, wovon selbst die weniger werthvollen ihrem Zwecke noch immer entsprechen, als von Scott, Byron, Wordsworth, Lamb, Coleridge, Shelley, Southey, Campbell, Mrs. Hemans, Lady Morgan, Miss Mitford u. A. Scott und Wordsworth nach Chantrey's wohlbekannten Mäßen; Campbell und Byron nach Abdrücken von Baily, einige der Medallions nach eigens dafür genommenen Abdrücken. Jedes der Medaillonportraits in seinem besonders reichverzierten Rahmen macht einen vollen, schönen Effect, der sich nicht beschreiben läßt. Collas' Erfindung paßt in der That vortreflich für diese arabeskenartige Behandlung des menschlichen Kopfes; von classischem Geschmacke und unendlicher Mannichfaltigkeit, haben diese reich ausgestatteten Portraits ganz die Wirkung von Reliefs. Würden sie zugleich ebenso wahr sein, als sie schön sind, so könnte man sie nicht hoch genug schätzen. Einige darunter genügen in beiderlei Hinsicht. Scott wenigstens ist ebenso ähnlich als seine Mäße; dasselbe gilt auch von Byron's schöngeformtem Kopfe. Der „petit nez retroussé“ der Lady Blessington verleiht ihrer

malerischen Physiognomie einen ganz neuen, pikanten und wahrheitsgemäß getreuen Charakter, als sie in den gewöhnlichen Portraits besitzt. Dieses Werk muß als ein neuer Beweis für die Macht und Hülfsmittel, welche die Kunst besitzt, sowie wegen seiner gelungenen Ausführung allgemeinen Beifall finden. Die kurzen, von Chorley abgefaßten Skizzen sind in gutem Geschmacke geschrieben und für ein solches Werk vortreflich angepaßt, indem sie entweder eine schmeichelhafte Einleitung oder die nöthige Belehrung über die Reihenfolge der von den verschiedenen Schriftstellern herausgegebenen Werke geben.

9. The forget-me-not for 1838.

Dieser sechzehnte Band des Erstgeborenen der englischen Almanache zeichnet sich durch seine leichte Literatur sowohl als durch seine geschmackvolle Ausstattung aus. Er enthält eine Fülle von Erzählungen, wovon wir nicht einmal diejenigen, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben oder wirklich gut sind, alle hier aufzählen könnten; sie sind in den verschiedenartigsten Genres abgefaßt: das Leichteste wechselt mit den Ernsthaften, das Sentimentale und Phantastische mit dem Pikanten ab. Um die Aufmerksamkeit der Leser doch auf einige zu lenken, nennen wir des Majors Galder Campbell's heroische Legende: „The dancing girl's well“; Dr. Mackenzie's heitere Erzählung: „The phrenologist“; „Coralie“, obwohl etwas zu sehr im Geschmack der modernen französischen Schule; ferner die humoristische Skizze: „Old gentleman's pencil“. Die Scene von allen diesen spielt in fremden Ländern, was vielleicht Miss Hill's lebendiger, à la Mitford gedachter Skizze: „The christening party“ um so mehr Interesse verleiht. „The fairy and the flirt“ von Miss Browne ist eine andere hübsche und phantastische irische Erzählung. Dieses Taschenbuch zeichnet sich auch durch seinen poetischen Theil aus; Amerika hat einen schönen Beitrag dazu gegeben. Allein in der ganzen Sammlung findet sich vielleicht kein Gedicht, das höher geschätzt und tiefer dem Gedächtniß eingepreßt zu werden verdient als Mrs. Hemans' bereits erwähntes: „Rich and poor“. Es ist ganz an seinem Orte, daß solche Züge von Elend und Armuth, wie sie die gewandte Feder der für ihren Zweck begeisterten Verf. hier geschildert hat, den Reichen und in Unpäßigkeit Schwelgenden auch selbst in den Stunden ihrer Erholung und ihres Genusses vor die Augen gehalten werden.

10. Flowers of loveliness.

In diesem glänzend ausgestatteten Bande erhalten wir 12 Gruppen von weiblichen Figuren, oder von Frauen und Kindern, entsprechend den 12 Lieblingsblumen; man kann in der That von ihnen sagen, daß sie „die Blumen der Anmuth“ darstellen. Es ist ein Band in groß Quart von herrlichem Drucke, in scharlachrothem Kaschmireinband mit Goldschnitt. Die begleitenden Gedichte rühren von der anmuthigen und gewandten Feder der Miss Eandon her, und wir müssen es als einen interessanten Umstand bemerken, daß viele der Zeichnungen von den ersten englischen weiblichen Künstlern ausgeführt worden sind. Der Miss Fanny Corbair verdanken wir das Emblem des „Heath“, eine zierliche Gruppe, wobei die Tartanbräute und das Spinnrad auf die Heimat hindeuten. Diese gehört indes noch nicht dem Hochlande an; es ist eine Treibhaus-, keine Gebirgsblume. Dieselbe Dame hat uns Embleme jener schönsten aller Blumen, der „Water-lily“ gegeben. Miss Eandon richtet an die unter den Wasserkissen gleich Kriechen oder Wassernymphen schwimmenden und sich an der Sonne wärmenden Jungfrauen einige phantastische Strophen. Eine reizende, von Miss Sharpe gezeichnete Gruppe stellt in gelungenem Contraste die „White rose“ und die „Night-blowing convolvulus“ zusammen. Mrs. Geyffarth bietet vielleicht die lieblichste, gewiß aber die am meisten echt englische Gruppe, die lebendigen Repräsentanten von „Canterbury bells“; eine hübsche Ballade begleitet dieselbe. Meadow's Gruppe: „The pansies“, hätte sich vielleicht besser für den „Poppy“ geeignet, mit Ausnahme jenes boshaften Mädchens mit den glänzenden Augen, dessen heiterer, muthwilliger Gedanke angenehmer mit den schwarzfülligen

Erzumen — denn sie ist unfähig eines Schenkens — jener wol-
lühnen Schönheit abzugeben, welche in so hohem Grade der
Besitzung dieses Künstlers ist, daß er sie immer wieder anbringt.
Meadow's Gruppe: „The marvel of Peru“, sagt unserm Ge-
schmacke mehr zu. Die Hauptfigur ist blos eine glänzende
Schönheit; allein der schwarze Page und das Mädchen mit
dem Papagei auf der Hand sind Gemälde. Die „Hyacinth“
von Wins, von dem mehrere Zeichnungen in diesem Bande sind,
ist ein anmuthiges, gefälliges Bild. Man erblickt zwei liebliche
Mädchen, welche ein schönes, glückliches Kind mit dieser Lieb-
lingsblume, die in reicher Fülle ringsumher gestreut ist, beträn-
zen, während Schmetterlinge, durch ihren Wohlgeruch angelockt,
in der sonnigen Luft spielen. Miß Fandon begleitet dieses Bild
mit einigen ihrer schönsten und vollendetsten Strophen. Die
„Clematis“ ist eine andere von Wins' Zeichnungen, welche
wahrscheinlich einen Lieblingsplatz erhalten wird. Außer diesen
haben wir: „The laurel classic“, aber von keiner großen
Bedeutung; „The iris domestic“, eine völlig unbedeutende
Skizze; „The mignotte“ ist eine andere von Meadow's Zeich-
nungen, worin Schönheit und Ausdruck herrschen.

11. The keepsake.

Dieser alte Liebling des englischen Publicums macht neue
Ansprüche auf die Kunst desselben. Seine äußere Form ist nun
vollkommen ein Juwelstück, das der wahren Eleganz bei
Damen wie bei Almanachen am meisten entspricht. Der Ein-
band ist, wenn auch nicht der theuerste, doch zuverlässig der
geschmackvollste; der aus dieses Jahr zu Gesicht gekommen, ganz
im Boudoirstyle gehalten. Der Druck ist schön, die Stahlstiche
anmuthig, die Liebeserzählungen und Romane, welche Schön-
heit und Ritterlichkeit preisen, ganz so, wie sie jugendliche Her-
zen wünschen. Allein schlimm wäre es für diejenigen, die
nicht mehr jung sind, wenn sie keine solidere Nahrung fänden!
Im Ganzen möchten wir wol den Wunsch aussprechen, daß das
nächste „Keepsake“, was sowohl den literarischen als artistischen
Inhalt betrifft, etwas Besseres bringen möge.

12. Games of beauty.

Der neue Band dieses Almanachs trägt das Gepräge grö-
ßerer Präcision und eines bestimmter ausgesprochenen Zwecks.
Die verschiedenen von Parry's gezeichneten Gruppen sind Ge-
mälde — tableaux — von menschlichen Leidenschaften und Af-
fecten. Die gräfliche Herausgeberin, ein Titel, welcher im
Fort Schritte der menschlichen Bildung nach 500 oder vielleicht
erst 5000 Jahren gewiß eine größere Auszeichnung sein wird
als der gegenwärtige duchess-countess, spricht sich über die
Bestimmung dieses Almanachs in folgenden Strophen aus:

Beauty's Games have shone their hoar;
Now, from mine more rich and deep,
With a Spell of sterner power,
Call we Passions from their sleep:
Dark Despair and pale-eyed Fear;
Zealous and Anger shone;
Love, o'ermastering pain and wrong;
Hope, that doth the doubting cheer.
Gentle maiden, smile and tell,
Have we done your bidding well?

Es sind 12 Stahlstiche, welche die vorerwähnten Leidenschaften
und Personifikationen einiger der sanftern Reigungen, als
Affection, Cheerfulness und Pity etc., zum Gegenstande ha-
ben. Diejenigen, welche mit dem Stile Parry's bekannt sind,
wären sich eine vollkommen klare Vorstellung von diesen Grup-
pen machen. Sein Pinsel bewegt sich mit großer Freiheit in
der Ausdrucks wahrer Leidenschaft und tiefer Aufregung; in
Aufassung des Feinern, Anmuthigen und Leichtem zeigt er sich
jedoch noch wahrer und darum auch wirksamer. Dasselbe
dürfte von den begleitenden Gedichten gelten, da es ungleich
weniger schwierig ist, Freude und Hoffnung in wenigen anmu-
thigen Strophen zu schildern, als die finstern und furchtbaren
Leidenschaften darzustellen.

13. The naval keepsake.

Kein Seemann dürfte einen bessern Almanach als diesen
finden können; denn er enthält nicht mehr und nicht weniger
als eine gute, von dem „Old sailor“ abgefaßte Biographie
Nelson's. Es ist ein netter, freundlicher Band, welcher, anstatt
Phantasiebilder, einige wenige gelungene Darstellungen von Nel-
son's größten Seeschlachten und Facsimiles von seiner Hand-
schrift gibt.

14. Fisher's Jvenile scrap-book.

Dieses durch vereinte Thätigkeit von Bernard Barton, dem
Quäkerpoeten und von Miß Agnes Strickland entstandene Tas-
chenbuch enthält verschiedene sehr hübsche Gedichte und unge-
mein anmuthige Stahlstiche; denn obschon die Correkte ganz
deutlich besagt, daß der literarische Theil bei solchen Werken
der wichtigste ist, so möchten wir doch bezweifeln, ob der
artistische nicht manchmal weit gelungener in der Ausführung
ist. Doch sind „The visit to the grandmamma“, und die
Beschreibung der „Gentle Toinette“ ebenso anmuthig und
natürlich als ihre Stahlstiche.

40.

Bibliographie.

Beleuchtung der Broschüre: „Die Wahrheit in der Her-
mes'schen Sache etc.“, von einem Priester der Erzbischöfe Köln.
Die Auflage. 8. Augsburg, Kollmann. 2 Gr.

Darlegung des Verfahrens der preussischen Regierung ge-
gen den Erzbischof von Köln. 4. Berlin. (Leipzig, Hermann
und Langbein.) 1 Thlr. 4 Gr.

Der Erzbischof von Köln und die preussische Staatsregie-
rung. Von einem Katholiken. Gr. 8. Rudolstadt, Fröbel. 6 Gr.

Friedrich's des Großen Briefe an seinen Vater, ge-
schrieben in den Jahren 1752 bis 1759. Gr. 8. Berlin,
Kittler. 1 Thlr. 6 Gr.

Die Gefahren der Autorschaft. Ein Buch für junge Schrift-
steller von einem alten Autor. Nach der vierten Auflage des
englischen Originals. 8. Leipzig, Wunder. 8 Gr.

Die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln und ihre
Motive rechtlich erörtert von einem praktischen Juristen. Gr. 8.
Frankfurt a. M., Osterrieth. 9 Gr.

Gartenstein, G., über die neuesten Darstellungen und
Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie. Gr. 8. Leip-
zig, Hartmann. 18 Gr.

Kritik der Flugchrift: Beleuchtung der Broschüre „Die
Wahrheit in der Hermes'schen Sache“ von einem Priester der
Erzbischöfe Köln. Von einem Katholiken. Gr. 8. Rudolstadt,
Fröbel. 6 Gr.

Sieben Lebensbilder und Novellen. Von Bulgazin, Ka-
reschni, Merimee, Gogol und Chapus. Deutsch
herausgegeben von A. Andre. 8. Leipzig, Schumann.
1 Thlr. 6 Gr.

Leibniz's deutsche Schriften. Herausgegeben von G. E.
Gubrauer. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp.
2 Thlr. 12 Gr.

Pohl, J. R., Reise im Innern von Brasilien. Auf al-
lerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich,
Franz I., in den Jahren 1817 — 1821 unternommen und her-
ausgegeben. 1ter Theil. Roy.-4. Wien, Wallishauser.
28 Thlr. Prachtzug. 36 Thlr.

Preuß, J. D. C., Friedrich der Große mit seinen Ver-
wandten und Freunden. Ein historischer Skizze. Gr. 8. Ber-
lin, Duncker und Humblot. 2 Thlr. 6 Gr.

Die römisch-katholische Propaganda, ihre Partei, An-
triebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Abbildungen auf
die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen
Thatsachen, geschildert vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbis-
chof von Köln, seine Principien und Opposition“. 8. Leip-
zig, Brockhaus. 8 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 11. Februar 1838.

Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der blühenden Künste in Spanien. Nach dem Französischen des Paul Biardot ins Deutsche übertragen von Theodor Hell. Zweiter Theil. Leipzig, Leo. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Wir stimmen, indem wir über den zweiten Theil dieses Buches berichten, durchaus in das Urtheil ein, das unser Herr Mitarbeiter in Nr. 297 d. Bl. f. 1836 schon über den literarischen Abschnitt des ersten Theiles gefällt hat: daß derselbe nämlich zu sehr in der Form eines Journalartikels abgefaßt sei.

Und in der That, müssen wir hinzufügen, ist es die Form des flüchtigsten Journalartikels, die wir hier antreffen. Der Verf. nennt zwar seine Blätter mit ansehnlicher Bescheidenheit „Studien“; er hätte nur aber noch jahrelang studiren sollen, ehe er solch unzureichende Ergebnisse seines Studirens zu Markte gebracht hätte, und sollten diese Studien in dem französischen Publicum wirklich mit höherer Achtung genannt werden und dieselbe im Verhältnisse zu dem Stande der Wissenschaft, der sie angehören, verdienen, so können wir Deutschen nicht umhin, ihre Erscheinung insofern interessant zu finden, als sie uns doch einmal recht entschieden das Gefühl unsers eignen Wissens und gelehrten Werthes gibt, das wir als Nation immer nur zu sehr geneigt sind, gegen das Ausland hin zu verleugnen oder von ihm in Schatten stellen zu lassen. Es wird nicht leicht jemand von uns mehr auf den Gedanken gerathen, Bouterwel als Litterarhistoriker und Kritiker geistreich zu nennen; aber wenn wir ihn mit solchen Franzosen messen, so müssen wir denn doch einsehen, daß er nicht so ganz werthlos ist; was Hr. Biardot gegenwärtig sagt, hat unser größeres Publicum schon vor langen Jahren gütentheils gründlicher von Bouterwel gehört. Flüchtig und oberflächlich genug, spricht Hr. B. meist nur Andern nach, ohne selbst gedacht und nicht einmal gelesen zu haben.

Zu berichten haben wir von diesen „Studien“ eigentlich nichts; es würde eine Verschwendung dieser Blätter an ihren Lesern sein, wenn sie ihnen daraus etwas Neues mitzutheilen meinten. Wol aber ist es hier der Ort, mit wie geringen Mitteln auch, darzuthun, daß wir, solche Geichtigkeit zu ergründen, allenfalls noch Laucherkraft genug in uns fühlen, und so mögen denn die hier nachstehenden Widerlegungen und Erweiterungen den Beweis führen, daß wir in unserer Meinung von der Urtheilunsfähigkeit des Herrn B. demselben nicht zu nahe getreten sind.

Bei Besprechung der spanischen Philosophie oder vielmehr mit derselben wird auch der Vater Feijo ganz übergangen und nur in einer Note kurzweg abgefertigt. Nun ist aber Feijo dennoch für seine Zeit sehr zu würdigen, und wer sein „Teatro critico universal“ gelesen hat, wird anerkennen, daß dieselbe echte Auffklärung, wenn auch in etwas pedantischer Form, enthält. Der Mann war sehr geliebt, anerkannt, von großem Einflusse, von Bigoten verfolgt, und es war sehr falsch, wenn man ihn legend einen Voltaire nannte. Wie hätte denn wol ein diesem auch nur von fern ähnlicher Geist in Spanien lange vor Voltaire entstehen können? Er ist so auch viel gründlicher und gelehrter als Voltaire. Nicht bloß die Inquisition, wie der Verf. sagt, konnte die Philosophie in Spanien hemmen; dazu gehörten bekanntermaßen vielfache Ursachen, die tiefer liegen.

Hr. B. sagt S. 7, in Spanien hätten nie Jansen geschnitten, eben die wenigen, die es thaten, nur Kleinigkeiten,

die sie nicht überlebt. Dies ist aber beides keineswegs der Fall, und die Novellen z. B. der Doña Mariana de Sarmiento y Caavedra und der Doña Maria de Jayas y Sotos waren nicht nur allen Spaniern, mit denen wir Gelegenheit hatten, ihre Literatur zu besprechen, aus eigener Lectüre wohl bekannt und wurden von ihnen geachtet, sondern müssen auch wol in Spanien noch gelesen werden, wenn man die vielen Auflagen bedenkt, die sie erlebt haben. Die einzelnen Novellen von Beiden, die Hr. v. Bülow in seinem „Novellenbuche“ mittheilt, beweisen uns überdies, daß der literarische Werth der Verfasserinnen nicht so gar geringfügig war.

S. 15 heißt es: Quevedo sei mit seiner Zeit vorübergegangen. So spricht man aber nicht über große Literatoren. Sind seine „Träume“ nicht oft übersetzt und nachgeahmt worden und wirken also durch die vierte und fünfte Hand noch jetzt? Der „Gran tacaño“ ist noch kürzlich mehr als einmal ins Deutsche übersetzt. Wer sich für Spanien interessiert, wird Quevedo nicht bloß lesen, sondern studiren.

Ebenso wird Lorenzo Grazian fälschlich Balthasar Grajan genannt und mit Unrecht unter den Moralisten aufgeführt. Er ist in der Kritik und Prosa Das, was in der Poesie der estilo culto, und gehört also der Kritik und Aesthetik jener Zeit an. Sein Werk: „Agudeza y arte de ingenio“, das der Verf. später erwähnt, ist überhaupt weit wichtiger als das „Criticon“, von dem hier die Rede ist. Daß der Autor meint, dieses sei außerhalb Spanien wenig gekannt, beweist nur seine Unwissenheit, denn es was den Freunden der spanischen Literatur grade im 18. Jahrhundert viel bekannter als manches Frühere.

Nach S. 24 soll von den Schriften über den Krieg gegen die Morisken von Granada nur Mendoza's Werk übrig geblieben sein. Wenn nun aber neue Ausgaben die Existenz eines Werkes bestätigen und erhalten, so hat Marmol denselben Anspruch wie Mendoza; denn wiewol er unter diesem steht, so ist seine Geschichte doch wegen der größern Umständlichkeit dem Forscher unentbehrlich. Des Hrn. B. Urtheil über Mendoza hebt so ziemlich das ganze Verdienst des sehr vortheilhaften Autors auf, über den sich gewiß nicht viele Franzosen stellen dürfen. Aber Hr. B. sieht Alles so verkehrt an, daß ihm kein freies Urtheil bleibt. Bei der Geschichte sind übrigens die sehr merkwürdigen Memoiren des Antonio Perez ganz vergessen.

S. 26 scheint es beinahe, daß Hr. B. nicht einmal die französische Literatur kennt, denn danach soll de Thou eine allgemeine Geschichte geschrieben haben, da er doch nur die seiner Zeit beschrieb. Er meint vielleicht, daß derselbe auch synchro-nistisch die übrigen berücksichtige. Aber auch in dieser Rücksicht ist die Übersetzung wenigstens so oft unklar und undeutlich.

Zu S. 46. Diese irrenden Ritter, wenn man sie so nennen will, waren ja nicht in Spanien allein, sondern auch in Frankreich, England; aber erstens war die Zeit damals schon vorüber und dann, was unter Edward III. und Philipp dem Guten von Burgund geschah, anständig, hergebracht, möglich und, wenn auch poetisch, doch nicht unsinnig. Die meisten hier im Buche genannten irrenden Ritter werden im „Don Quixote“ selbst erwähnt.

S. 49 nennt Hr. B. den „Lazarillo de Tormes“ eine Satire, um „Wahrheiten zu veranschaulichen, die man damals unmöglich in ihrer unverhüllten Gestalt ans Tageslicht bringen“ können. Woher hat er diese Ansicht des Buches? Er hätte seinen Gewährsmann nennen sollen. Wir finden darin keine solche Bitterkeit.

Der „Lazarillo Gonzalez“ des Lesage ist nicht weniger als eine Übersetzung desselben spanischen Buches, wie S. 53

gesagt wird. Nur im Anfange folgt Lesage dem Original, dann fügt er willkürlich andere Abenteuer aus andern Büchern ein und behält später fast nichts vom Original bei, weil es ihm für sein französisches Publicum unpassend schien.

§. 54 nimmt Hr. B. Partei für die Spanier gegen Lesage und glaubt an die alberne, sophistisch bewiesene Erfindung des Florents von dem Dasein eines spanischen „Bacchiller de Salamanca“, Lesage's Vorbild! Wo wäre er denn, wenn er da war? Man ersieht aus L. Tiet's „Obregon“ unbestreitbar, daß es Komödien sind, aus denen Lesage im „Gil Blas“ wie im „Baccalaureus von Salamanca“ schöpfte, und wenn man so deutlich diese Komödien eingeflochten sieht, so liegt es nahe, andere Episoden, die alle dramatisch sind, ebenfalls daher zu leiten, wenngleich sie auch noch nicht alle aufgefunden sind.

Nach §. 57 soll die Grundidee zu den spanischen Sittenromanen die sein, daß ein aus niederem Stande entsprossener Mann, von seiner Industrie und seinem Glück nach und nach emporgehoben, allmählig jede Stufe der Leiter der gesellschaftlichen Verhältnisse bestiegt und somit durch alle Classen gelangt, aus denen die zur Nation sich bildende Menschheit besteht. Und dennoch ist und bleibt der Lazarillo ein Lump und endet als Vagabunde auf der Gallerie!

Eben da wird Espinel ein vertrauter Freund des Cervantes genannt. Das war er schwerlich. In seiner Einleitung zum „Obregon“ ist ein bitterer Ausfall auf Cervantes! Espinel war vertraut mit Lope, und schon deswegen konnte er es nicht mit Cervantes sein.

Die Espinelen soll man später Decime genannt haben? Dies ist wahrscheinlich ein Versehen des Übersetzers. Die Decime als solche war längst da; weil aber Espinel die zehn Verse kunstreicher mit den Reimen verknüpfte, nannte man diese Verse seitdem Espinelas.

§. 63 kommt die alte Sage vom Gefängniß wieder vor, in dem Cervantes den „Don Quixote“ geschrieben haben soll; man weiß nichts darüber als aus seinem eignen Prologe. Pelliter in seiner Vorrede hat Acten entdeckt und bekannt gemacht, daß Cervantes wegen eines vor seinem Hause ermordeten Edelmannes mit seiner Familie eingezogen, bald aber nach der Untersuchung freigelassen wurde.

§. 109. Mit Recht setzen Schlegel u. A. die Geburt des Dramas in Spanien erst in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Warum sollte man jene Namen der frühern Autoren, von denen Hr. B. spricht, nicht gekannt haben, die oft genug genannt sind? Das eigentliche Theater ist aber jünger. Autor ist in Spanien nur, jetzt und ehemals, Derjenige, welcher dirigirt, Director der Truppe; ein solcher ist in der Regel Komödiant, wie L. Rueda, zuweilen auch, wie dieser, Verfasser und Dichter. Daher ist Autor, der Urheber, Dirigent, nicht Dichter. Hier ist §. 110 in der Übersetzung offenbar ein Widerspruch. Von auto (actus) kann man es auf keinen Fall ableiten.

Woher hat der Verf. die Anekdote, die er §. 123 mittheilt? So unverbürgt hat sie keinen Werth. Das Lustspiel: „Das Leben für seine Gebieterin geben“, ist nach unsern Begriffen nichts weniger als ein Lustspiel, sondern die Geschichte des Effer und sein Tod. §. Telling's „Dramaturgie“, wo schon ein Auszug und übersetzte Scene.

§. 124. Charmant! Hier spricht Hr. B. mit von den glänzendsten Productionen Calderon's und sagt, sie seien für die dramatische Kunst Das gewesen, was die Ritterromane für die Poesie! Es steht darunter „Die Brücke Amantible“, statt *Amantible*, für uns Deutsche lächerlich! Den Druckfehler, wenn er es ist, hätte der Übersetzer doch corrigiren sollen, wenn er Schlegel's „Calderon“ kennt!

§. 125 wird Calderon der Urheber der Lustspiele *do capa y espada* genannt, als wenn nicht Lope, Montalban, Mira de Mesquita sämmtlich vor ihm schon geschrieben hätten. Die neuern spanischen Kritiker — was der Verf. mißverstandenen — meinen nur, Calderon sei bloß in diesen vorzüglich,

und seine Stücke dieser Art seien die besten in Spanien. Vielleicht auch falsch übersetzt, sodaß „Urheber“ le premier oder so was heißt. Übrigens ist für die Kenner in Deutschland das Urtheil des Hrn. B. über Calderon ein höchst armeseliges.

Zu §. 127. *Comedias de figuras* oder richtiger *de figuras* sind eigentlich Lustspiele und Caricaturfiguren mit Fragen. *Figuras* ist ein übertrieben lächerlicher Charakter; *figuras* heißen wie *personas* alle Personen des Stücks. Ob Moreto der Erfinder? Dessen sogenannte Meisterwerke sind nicht so gar viele; einige wahrhaft lustige Komödien abgerechnet, sind viele recht schlecht. Darum sagt der Verf. nicht, daß der von Scarron verfaßte „D. Japhet“, den die Franzosen verachteten, nach dem hier gepriesenen „D. Cigarral“ gearbeitet ist?

§. 128. Tirso de Molina mit Beaumarchais zu vergleichen! Als wenn dieser Tirso nicht Regierung, Sitte, Kirche, Religion, alles Edle und Persönliche achtete und ehrte? Und wie hätte er auch in seiner Zeit und Stellung anders gekonnt? Aber sein Witz, die auffallenden Situationen, dreiften Neben, bitterer Hohn über Feuchtheit — so in „*Martha la piadosa*“ —, über Ehrheiligkeit gibt den meisten seiner Stücke eine eigenthümliche Schärfe.

§. 129 thut der Verf., als sagte er etwas Neues, was er erst durch einen Aufenthalt in Spanien habe erfahren können: daß die Geschichte des Don Juan auf einer wahren Begebenheit beruhe. Tirso de Molina schließt ja sein Stück selbst so: der König befehlt:

y el sepulchro se traslade
en San Francisco en Madrid,
para memoria tan grande.

§. 130. Bei Francisco Rojas bemerken wir, daß aus einem seiner Stücke Rotrou den bei den Franzosen noch immer berühmten „Wenceslas“ nahm. Rojas ist so, daß man ihn kaum von Moreto, manchmal nicht von Calderon unterscheiden kann. Guilian de Castro gehört in die frühere Periode neben Lope, Mira de Mesquita. Den spätern Autoren, die er hier auführt, wirft Hr. B. vor, daß sie keine neue Schule, kein neues Theater gebildet hätten! Sie alle machten eben die spanische Schule aus, und näher die des Calderon, und deshalb, weil sie in dieser festgestellten Art blieben, ward das spanische Theater so glänzend.

§. 131 heißt es, Salis sei der einzige Mann gewesen, der in der Periode des Verfalls das schwankende Theater aufrecht erhalten. Welche Confusion! Calderon lebte und schrieb noch 20 Jahre, bis 1630; so auch Rojas und viele Andere. Manches von Salis ward schon vor 1670 gespielt. §. 39 bringt er dieselbe Übereilung vor.

§. 132, in dem Urtheil über das spanische Theater, kommt nun die mißverstandene neue Moral. Damals war die Poesie so vorgeschritten, weil sich jene Forderungen nicht meldesten, und weil trotz dem Phantastischen und heitern Poetischen die wahre Moral (in einigen ganz bigoten Komödien ausgenommen) nicht leicht verletzt ward. Umgekehrt, wie früh bei den Franzosen! Im weinerlichen bürgerlichen Drama, dann in Favart's *Baudouilles*, dann ihr Gold, Beaumarchais und gar die Neuesten.

§. 137 wird als Anfang des tragischen Theaters die ewig wiederkehrende „*Nise lastimosa*“ genannt, diese unpoetische, steife, mißverstandene Nachahmung des alten Kothurns. Sie hat nie auf das Volk und die wahre spanische Literatur den mindesten Einfluß gehabt.

§. 174. Hier verwechselt der Verf., was man vom *Andrea del Sarto* erzählt, nicht aber vom *Lizian* und was man in allen Kunstbüchern findet; es soll ja sogar der dresdener *Abraham* von *Andrea del Sarto* das Bild sein, mit dem der Kaiser den König versöhnen wollte.

Wir denken, durch diese Randglossen hat der deutsche Leser hinreichend viel von dem Buche erfahren; spähhaft genug sind

wol manche der Schnitzer des Hrn. B. ausgefallen; wir bedauern nur, das französische Original nicht bei der Hand zu haben, um vielleicht mit einigen Randglossen zu der Übersetzung aufzuwarten. Anzuerkennen ist es allerdings von Hrn. B., daß er sich als Franzose seiner Nationalität genugsam entäußern kann, um einzusehen und einzufestsetzen, wie viel die französische Literatur und die französischen Autoren den Spaniern verdanken; und wenn man sein Werk mit Dem vergleicht, was die Franzosen früher schon über spanische Literatur gesagt hatten, so müssen wir zugeben, daß es für sie ein ganz verdienstliches zu nennen ist. Selbstsam genug weist er aber in einem Athem den seichten Loharpe und Volleau verdienstermaßen zurecht und spricht dennoch gleich daneben mit der ergößlichsten Bonhomie die Meinung aus, daß die Franzosen ihre Lehrer, die Spanier, in der dramatischen Poesie übertroffen hätten.

Über die unschätzbare alte spanische Kirchenmusik weiß er kein Wort zu sagen; den Reichthum Spaniens an Schnitzwerken in Holz deutet er nur an, und wenn er auch über die Helden der spanischen Malerschule, Velasquez und Murillo, etwas weislaufsiger und vielleicht am geistreichsten in seinem ganzen Buche ist, so möchten darüber doch wol schon manche Andere öffentlich gesprochen haben, deren Urtheile und Ansichten man kennen müßte, um vergleichsweise zu erfahren, inwiefern er mit wirklicher Kenntnis der Sache von diesen Bildnern, die man nicht selbst kennt, spricht. Wir wissen nicht, ob Ponce in seiner Reisebeschreibung etwas Wesentliches in dieser Hinsicht mittheilt.

Hr. B. wird in Frankreich — wir wiederholen es — schwerlich so viel Tadel zu erfahren haben, als wir auf deutsche Art und Weise ihm zollen mußten; sein Buch steht eben dort in einem ganz andern Verhältnisse zur Literatur, als dies im Allgemeinen der Fall ist. Der deutschen Literatur wäre genug geschehen, wenn ihr davon in einem Journale berichtet worden; aber daß sie statt dessen nunmehr das ganze, hier fast-lose Buch verdauen soll, ist in der That eine arge Zumuthung.

42.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Friedrich Rehm. Vierten Bandes erste Abtheilung. Rassel, Krieger. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Wir haben vor 2½ Jahren den letzten Band *) dieses Werkes besprochen, und es wollte uns schon die Zeit bis zum Erscheinen eines neuen etwas lang erscheinen, bis er endlich vor wenigen Wochen uns vor Augen kam. Zwischeninne wurde unser dankbares Andenken an den Verf. durch ein gebildetes lateinisches Programm über die Chronologie der Abbasiden **), einen trockenen und schwierigen Gegenstand, erhalten, mit welcher Schrift der Verf. das geführte Prorectorat abgab und zugleich den Namen eines auch uns sonst wohlbekannten Mannes, des Hofraths Guabedissen, sowie des Veteranen Arnolds ein Opfer collegialischer Pietät brachte. Die Führung eines solchen akademischen Amtes mochte vor 50—60 Jahren etwas Erfreuliches haben, jetzt indes mag es nicht selten einem engen Staatskleide (wo nicht gar einer Zwangsjacke) gleichen, von welchem man sich lieber entkleidet als bekleidet sieht. Jedenfalls wird es am vergrößerten Erscheinen dieser Fortsetzung seinen Antheil haben. Doch nun zu unserm Werke, nach dessen Vollendung sich der Verf. mit Recht rühmen darf, die erste, Decident und Orient zugleich umfassende ausführliche Darstellung des Mittelalters von dem politischen Standpunkte und aus den Quellen selbst geschöpft gegeben zu haben. Wenn wir sagen: von dem politischen Standpunkte, so ist dies allerdings begrenzend, aber nicht tadelnd.

Die gesammte Culturgeschichte des Mittelalters, also alle Zweige der Literatur und Kunst, Handel, Gewerbe, Verkehr, Religion, Sitte und Sittlichkeit zu umfassen, und zwar für Morgen- und Abendland zugleich, ist noch Niemanden gelungen, geschweige sie mit der politischen Geschichte verwebt und in ihrer Wechselwirkung dargestellt zu geben. Der Verf. unterläßt allerdings nicht, hin und wieder einen Blick auf Gegenstände dieser Art zu werfen, aber nur, so weit er von seinem Standpunkte aus darauf geführt wird.

Dieser Band führt auch den zweiten Titel: „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen“, zweiten Bandes erste Abtheilung, und umfaßt unter diesem wie unter dem Haupttitel selbst diesmal die Geschichte der deutschen und italienischen Staaten bis zum Ausgange der sogenannten mittlern Zeit. In ihm beginnt das fünfte Buch, welches so rubricirt ist: „Annäherung der europäischen Reiche zu einem Systeme voneinander unabhängiger Staaten, Restauration der Wissenschaften und der Kunst und Sinken der päpstlichen Hierarchie. — Timuriden und Osmanen. — Von der Auflösung des mongolischen Großkhanats (1294) und der Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon (1305) bis auf den Untergang des byzantinischen Reiches (1453), den Anfang der französischen Eroberungsversuche in Italien (1494), die Entdeckung beider Indien 1492—98 (wol richtiger des Seeweges dahin, weil das Land selbst durch den Handel dem Abendlande im ganzen Mittelalter nicht unbekannt war), und die Kirchentrennung (1517).“

Wie umfassend dieses Werk noch werden müsse, geht daraus hervor, daß vorliegender Band von diesem fünften Buche nur einen Theil des ersten Capitels, welches „Geschichte des Abendlandes“ überschrieben ist, und zwar nur §. 1: das Papstthum bis auf den Anfang der Kirchentrennung; §. 2: das römisch-deutsche Kaiserreich bis auf Maximilian's Tod, nebst der Schweiz und den italienischen unter deutscher Oberhoheit stehenden Staaten (S. 58—385); §. 3: Venedig bis auf die Ligue von Combray, 1508 (S. 385—417), und endlich §. 4: Neapel und Sicilien bis auf die Vereinigung Neapels mit den aragonischen Reichen 1505 (S. 417—450) umfaßt.

Bei den gegen das Ende des Zeitraums sich immer mehr verwickelnden genealogischen Verhältnissen ist eine Reihe von elf genealogischen Tafeln über die Habsburger, Zähringer, Kuglbürger, Visconti und Sforza, Wittelsbacher, die braunschweigischen, hessischen Linien, die Herzöge von Brabant, Limburg, Burgund, das meißnisch-thüringisch-sächsische Haus, die Medicer und die Könige beider Sicilien eine erwünschte Zugabe.

Da der Hr. Verf. keine historisch-geographischen Karten ohne allzu große Vertheuerung und Vergrößern des Werkes beilegen konnte, so hat Ref. nicht ohne Nutzen, besonders wegen der italienischen Schlachtfelder, die vor Kurzem erschienene erste Lieferung des v. Spruner'schen historisch-geographischen Handatlases zur Hand genommen, wo besonders Italien im Mittelalter mehr Blätter erhalten hat und die meisten derselben mit sehr kluger Benutzung des Raumes noch durch kleine darauf angebrachte Nebenkarten theils Risse von Städten (z. B. Rom, Mailand, Florenz, Genua, Venedig, Neapel), auch einige Schlachtfelder, theils besonders wichtige Gegenden Italiens in vergrößertem Maßstabe enthalten. Bei einer solchen Vergleichung mit einem bestimmten historischen Werke tritt der Fleiß dieser geographischen Arbeit weit mehr als durch bloßes unbestimmtes Anschauen des Ganzen in sein wahres Licht. *)

Bei einem so besonnenen Forscher, wie Hr. R. ist, war keine Überschätzung der Hierarchie und des Papstthums, wie sie neuerdings Röde und sogar ein Gegenstand des Tabels der protestantischen Historiker durch einen Katholiken geworden ist, zu befürchten. Alles ist quellengemäß, unparteiisch erzählt, ohne Vor- und Abgunst, überhaupt ohne Einmischung vieler Raisons-

*) Bgl. Beil. 9 d. Bl. f. 1836.

D. Red.

**) *Computationum chronologicarum ad historiam Abbasidarum spontaneum Spec. II.*

*) Wir werden nächstens ausführlicher darüber berichten.

D. Red.

nements. Das S. 346 über die Entstehung der genuesischen Seebank (1407), über den Reichthum Venedigs (S. 407), die vorhussischen Reformatoren u. s. w. gesagt ist, wird man mit Vergnügen lesen, sowie die der sicilischen Besper vorausgegangene politische Thätigkeit des Arztes Giovanni da Procida. Als Probe des Stils theilen wir nur eine Stelle (S. 421) mit: „ungebühr eines Franzosen brachte den Volksaufstand, noch ehe die Verschworenen es beabsichtigten, zum Ausbruch. Der Befehlshaber Jean de St.-Remy hatte bei größern Zusammenkünften des Volks nach verborgenen Waffen zu untersuchen befohlen, und seine Untergebenen behielten dies auch auf die Kirchengänger aus. Am Oftermontage (30. März 1882) gingen nach altem Gebrauche die Frauen und Jungfrauen in Palermo, begleitet von ihren Männern und Brüdern, zur Besperzeit nach der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche zu S.-Espirito, um ihre Andacht zu verrichten und im Freien die Rückkehr des Frühlings zu feiern. Nach andern von den Franzosen gegen die im Grünen lagernde und die ersten Blumen des Frühlings pfückende Menge verübten Muthwillen und Durchsuchung mehrerer Männer, bei denen man keine Waffen fand, griff Drouet einem schönen und züchtigen Edelknechte, welches mit Ätern, Geschwistern, Gespielen und dem Bräutigam zum Feste kam, als suchte er nach einem versteckten Dolche, in den Busen und unter die Kleider. Die erschrockene Jungfrau sank in Ohnmacht. Ein junger Mann entriß ihrem frechen Beleidiger das Schwert von der Seite und durchbohrte ihn damit. Die Frauen flohen, die Männer warfen mit Steinen nach den Franzosen und trieben sie zurück. In der Stadt erscholl der Ruf: „Nieder mit den Franzosen!“ Das Morde begann von allen Seiten und verbreitete sich schnell über alle Theile der Insel“ u. s. w. Hierzu erlaubt sich Ref. aus seinen eignen Collectaneen noch folgende Anekdote hinzuzufügen und verweist dabei auf die holländische „Allgemeine Literaturzeitung“, 1825, Nr. 280: Die Sicilianer massacrirten bei dieser Gelegenheit ein französisches Corps mit Todtenköpfen und wurden dafür von den Sicilianen bedroht, daß diese Eriehen bereinst wieder aufstehen und sich gräßlich rächen würden. Im Laufe 1813 und 1814 kam das braunschweigische Infanterieregiment mit den Todtenköpfen nach Palermo und erregte daher den größten Schrecken. Es wäre beinahe von der ganzen Bevölkerung angegriffen worden. Die in diesem Bande vorzugsweise vorkommenden vielen Druckfehler dem Verf. aufbürden zu wollen, wäre ebenso unbillig, als Italien wegen seiner Höhe und Wangen anzuklagen. Es hat nun einmal Alles sein Ungeziefer, also auch die Typographen. Wenn aber, wie nicht hier, doch sonst wol im Druckfehlerverzeichnisse selbst wieder Druckfehler vorkommen, so erinnert es an die spaßhafte naturhistorische Preisaufgabe: Ob, weil alle Thiere Flügel haben, auch die Flügel deren hätten? 43.

Haushuch für Mütter, oder Diätetik für Frauengimnast und Kinder im gesunden und kranken Zustande; nebst Anleitung, die eigenthümlichen Krankheiten Jener zu erkennen, und Anweisung zu zweckmäßiger Krankenpflege und erster Hülfe bei den Vergiftungen und beim Scheintode. Von Karl Behr. Stuttgart, Hoffmann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unser Frauen lesen sehr Vieles, was ihnen nicht kommt, doch dieses eigens für sie geschriebene Buch sollte keine, besonders wenn sie das Glück hat, Mütter zu sein, in ihrer kleinen Handbibliothek entbehren. Es liefert vollkommen, was der Titel verspricht, und enthält auf jeder Seite die wichtigsten Belehrungen für das lebenswichtige Geschlecht, dem die Natur seinen schönsten Wirkungskreis in Wochen-, Kinder- und Krankenstufen angewiesen hat. Während die Romane oft Kopf und Herz und die Kochbücher den Magen verderben helfen, ruft

dieses kleine, aber inhaltreiche Handbuch zur Natur und Danksagung zurück und mahnt das Weib an seine heftigsten Pflichten. Auf einigen Hundert Seiten ist hier das wahrgeschaffte Wissen zusammengestellt für jede Frau enthalten, die es ehrlich mit ihrem Berufe meint. Der Verf. zeigt sich durchgängig als ein erfahrener, gründlich gebildeter und wohlthätiger Arzt, der es wohl verstand, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig die rechte Mitte zu treffen und seinen Lehren auch einen einfachen, aber dabei angenehmen Ausdruck zu verleihen. Darum noch einmal, ihr Frauen, hört! hört! und lernet aus diesem kleinen Handbuche zuerst euch selbst für euren wichtigsten Beruf geschickt machen und dann denselben mit Umsicht und Kenntniß erfüllen. 44.

Miscellen.

Postunfug.

Im „Moniteur“ vom 5. April 1814 findet sich folgende Bekanntmachung:

„Le public est prévenu, que l'immense quantité de lettres retenues depuis plus de trois ans dans le dépôt des rebuts de l'administration des postes, tant celles venant d'Angleterre et des autres pays étrangers, que celles destinées pour ces pays, vont être expédiées à leurs adresses.“
Paris le 4 avril 1814.

„Le directeur général des postes.“

Ich habe eine Notiz über den Vortragsbericht, dem correspondirenden Publicum solchergehalt von Napoleon's Postadministration vorenthaltenen Briefe vor mir; die Summe beträgt über 800,000 Francs, und man mag daraus auf die ungeheure Anzahl solcher Briefe schließen. Welch ein grenzenloser Mißbrauch! Welch ein postlicher Despotismus! Und welcher ein Geschrei würde erhoben werden, wenn heut der tausendste Theil davon vorkäme! Damals schwebte Alles vor Napoleon's eiferner Suchtruche.

Pferdeflucht.

Talleyrand des Réaur erzählt in seinen „Historiettes“ („Mémoires pour servir à l'histoire du 17ième siècle. Publiés par M. M. Mommergue“, Brüssel 1835), folgendes fast ungläubliche Beispiel von Klugheit eines Pferdes. Dieses Pferd gehörte dem Herzog von Gaiße, der es in Florenz bei einem Pferderennen mitlaufen ließ. Die dazu bestimmte Straße geht nicht geradeaus, sondern bildet eine Biegung und verengt sich von da an. Das Pferd machte also eine außerordentliche Anstrengung, um nur erst diese Biegung zu gewinnen und als es dieselbe erreicht hatte, schlug es beständig hinten aus, wodurch es in dieser Enge die übrigen mitlaufenden Pferde sämmtlich zurückhielt, und ging nun unter dem Freudengeschrei der Zuschauer im bloßen Schritt zum Ziel.

Neue Art von Schreibtiſch.

Auf einer Reise Heinrich IV. trat ihn unterwegs auf freiem Felde ein Edelmann, Namens Louvercy, in der Nähe von Reims an und bat um freies Brennholz in einem benachbarten Walde. Der König bewilligte es. „Mais, Sire“, bemerkte der Edelmann, „je serai cent ans à faire faire ce qu'il faut pour cela; je vous prie, donnez-le-moi de votre main.“ — „Mais“, antwortete der König gütig, „cela ne se fait point, et vous n'avez ni papier ni encre.“ — „J'en ai, Sire, et une table aussi.“ Hierbei zog der Edelmann Seides aus der Tasche, bezug zugleich seinen Rücken hin, und seine Angelegenheit wurde vom König sogleich expedirt.

Gegen vor Frivolitäten.

Eine junge Dame zur Zeit Ludwig XIV. sagte, daß wenn sie Frivolitäten in einem Buche finde, sie dieselben anzeige, um sie nicht zu lesen. 45.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Mr. 43.

12. Februar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Zufällig ist uns bekannt, daß in einem der letztvergangenen Jahre dem einen der Redacteurs des „Deutschen Musenalmanachs“ Gedichte für denselben von nicht weniger als 987 Verfassern, sage neunhundertsebenundachtzig, zugehen; 987 Pakete, per Post, Buchhändlergelegenheit oder Erpressen ihm ins Haus getragen, mußte Hr. v. Chamisso in Berlin öffnen und in jedem dieser Pakete durchschnittlich gegen zwanzig Gedichte finden und lesen! Schwab in Stuttgart empfing im darauf folgenden Jahre noch einige Pakete mehr. Durchschnittlich dürfte man also annehmen, daß die actuelle Zahl der Liederdichter in Deutschland, welche gedruckt sein wollen, sich auf ein Tausend beläuft. Derjenigen, welche nur dichten, um selbst zu singen, oder von ihren Nächsten gesungen zu werden, dürfen bei der Verbreitung unserer Buchdruckerpressen und Musenalmanache zur Zeit nur noch Wenige sein. Höchstens möchte in Tirol, Oberösterreich und auf den Landstraßen, wo es noch Handwerksburschen mit freier Kehle umherzuziehen erlaubt ist, sich diese improvisirende Kunst noch stückweise laut machen. Wer sich bewußt ist, daß er Verse machen kann, schreibt sie auf und sendet sie in sauberen Copien nach Berlin oder Stuttgart. Wenn von 987 Dichtern nur 39 aufgenommen wurden, so gibt es grade 948 getäuschte Erwartungen. Terentius schrieb einmal eine Tragödie, deren Motiv die getäuschte Erwartung grade dieser Art war. Es war zu Anfange dieses Jahrhunderts; jetzt in der Mitte desselben läßt man es wol nicht dahin kommen; 948 Trauerspiele desselben Stoffes wären zu viel, auch für Deutschland.

Aber es ist eine bittere Erfahrung, um so bitterer, je jünger der Dichter ist, wenn das wohlversiegelte Paket zurückkommt, von einem kurzen höflichen Redactions-schreiben begleitet: *it will not do!* Es klingt immer hart und schmerzt, auch wenn Worte von Talent und Hoffnungen die Rücksendung versüßen sollen. Wer glaubt an den natürlichsten und wahrhaftigsten Grund: „Bei der Übersättung von Zusendungen ist es uns unmöglich u. s. w.“ Warum trifft das grade meine Gedichte! Es hätten ja

andere fortbleiben können. Mit welchen kritischen Augen wird dann der Almanach, wenn er erscheint, gemustert; und man müßte nicht jung gewesen sein, um es unrecht zu finden, wenn der Abgewiesene wenigstens die Hälfte der aufgenommenen Gedichte schlechter als seine verschmähten findet.

Aber Deutschland ist eine Republik, eine literarische versteht sich. Der Richterspruch der Redacteurs des allgemeinen „Deutschen Musenalmanachs“ ist keine Verurtheilung; Acht und Bann gelten nur, wo man sie gelten läßt. Trotz den Aristokraten und ihren Rücksichten! Die junge Welt will sich selbst zeigen! Das Publicum urtheile über die Ungerechtigkeit, uns zurückzuweisen. Nichts natürlicher, als daß die zusammen wohnen, sich zusammen thun, sammeln und addiren. Auf diese Weise erhielten wir in diesem Jahre schon drei provinzielle Musenalmanache. Will's Gott, so kommen wol noch mehr in den folgenden. Wir folgen auch hier streng der Anciennität und fangen in unserer Musterung an mit dem

Norddeutschen Frühlingsalmanach 1837. Zweiter Jahrgang.

Kein Herausgeber ist genannt. Eine echte Republik junger Dichter präsentirt sich selbst dem Publicum. So gar ohne Vorrede, Prolog und Epilog, ohne Portrait eines Erwählten, um dessen Wahl der Reid Haber und Zwist entzünden könnte. Nur das Alphabet bestimmt die Rangordnung unter den siebzehn Dichtern. Also im Äußern nur republikanische Ordnung. Inwiefern im Innern oligarchische Rücksichten und Umtriebe vorgewaltet haben können, bleibt dem Publicum blüß verborgen, und der Ref. weiß ebenso wenig davon.

Aus Opposition gegen den Weidmann'schen Almanach (wir ziehen die zufällige Benennung vom Namen des Verlegers der Kürze wegen vor; die Opponenten werden nichts dagegen haben, da sie ja die Eigenschaft des Allgemeinen, die nicht einmal ausgesprochen ist, von ihrem Standpunkte aus anfechten müssen) ist ohne Zweifel dieser Almanach, der schon das hohe Alter zweier Jahre für sich hat, entstanden. Dennoch ist seine diesmalige Erscheinung eine Apologie des Verfahrens der Redacteurs des Weidmann'schen. Zwei Mitarbeiter, welche auch dort Aufnahme fanden, sind unstreitig auch hier die bedeutendern, und im Ubrigen ist des Bedeutenden nicht viel. Doch ist unsere Kritik weit davon entfernt, ihn nur deshalb zu

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 9—12 d. Bl.

verwerfen. Nicht allein wenn die Wassertonnen in einem Hofe voll sind, setzt man Gefäße daneben, um die Fülle aufzufangen; auch wenn die Scheunen voll sind, errichtet man Mithen auf dem Felde, um den Übersegen der Natur aufzuspeichern, und es ist immer besser, wenn ein Gutsbesitzer für solche Fälle durch Nothscheunen im voraus gesorgt hat.

Die siebzehn Dichter sind, so viel uns bekannt, Norddeutsche. Insofern ist gegen das Beiwort des Titels nichts einzuwenden; ob sich aber der „Frühling“ durch etwas Anderes, als daß der Almanach in dieser Jahreszeit die Presse verließ, rechtfertigen läßt? Nikolaus Lenau nannte die erste Ausgabe seines „Faust“ auch einen „Frühlingsalmanach“; er hatte aber, ein sanftes Herbstgesäusel, mit dem Frühling nicht mehr gemein als der lucus mit dem non lacendo. Das Wort ist verbraucht, völlig abgenutzt, und ohne daß es Früchte gebracht hätte; man sollte es eine Weile in Ruhe lassen. Was die Siebzehn bringen, ist, wenn auch nicht bedeutend, doch immer besser, als was man sich nach den letzten Erfahrungen unter Frühlingsgaben denkt. Die diesjährigen Spenden der norddeutschen Dichter sind jedenfalls denen des vorigen Jahres vorzuziehen. Sie sind nichts weniger als ein wüßtes Raff- und Leseholz, was bei der Ernte für den Weidmann'schen Almanach überblieb. Mit Umsicht und Sprödigkeit haben die unbekannten Ordner gesammelt, und Überfülle an Werthlosem drückt nicht den bescheidenen Umfang des sonst schmucklosen Büchleins. Correctheit ist durchgehend; nur scheint das Mysticismus des Sonettenbaus von den wenigsten begriffen. Der Heine'sche Ton klingt nicht mehr so vorherrschend durch wie im frühern Almanach; eigne Melodien arbeiten sich heraus, obwohl Nachahmungen oder Nachklänge anderer gefeierter Sänger, z. B. Anastasius Grün's, sich neuerdings wieder bemerklich machen.

F. Brunold's Gedichte sind anmuthige Töne, correct; sie singen sich alle ins Gemüth. Ob aber viel davon bleibt, und ob man sie nicht schon sonst gehört hat? In sechzehn Liedern: „Des Dichters Frau“, besingt er das Lebensende der Charlotte Stieglitz. Das funfzehnte lautet:

Sie saß am Tisch und schrieb an ihn
Und weinte bitter viel;
Nahm Abschied noch von Allem rings
Und fühlte sich dann am Ziel.

Sie legte sich an das Nachtgewand,
So blendend weiß und schön;
Sie war so mild, so engelgleich,
So ruhig anzusehn.

Und wie zu schlummern legt sie sich
Aufs Lager, kraftbewußt —
Stößt mit der sichern, festen Hand
Den Dolch sich in die Brust.

Kein Schrei, kein Laut entwindet sich —
Sie senkt das Haupt zurück —
Der Todesengel neigte sich
Aufs Lager mit trübem Blick.

Der Dichter nennt Charlottens Sterben einen „Hymnus heiliger Lieb' und Poesie“! Das ist ein unschuldiger Hymnus, der keine zweite Charlotte zu der That, die das wenigstens nicht war, hinreißen wred.

E. Ferrand's Beiträge sind nebst denen Gallet's unbedingt die bedeutendern des Almanachs. Nur läßt sich zum Theil der Dichter zu sehr gehen; Manches könnte kürzer, Manches könnte stärker gefärbt sein. Dennoch hat er in der Versification Fortschritte gemacht. So dürfte das zweite Gedicht unter den mitgetheilten: „Einem Mädchen“, gedrängter sein, und doch ist es vollhaltig in Gedanken und Ausführung. Manfred behandelt im österreichischen Almanach dasselbe Thema (ein beachtenswerthes Zusammentreffen); wenn er origineller, so ist Ferrand zarter. Sein Gedicht dürfte über den Almanach hinausquern. Wenn Ferrand in diesem und andern Gedichten des Buches an A. Grün streift, z. B.:

Sein heller Sternenglanz ist bleich ermattet,
Von düstern Trauerwolken überschattet,
Und flüchtig nur und selten ist's, als glänz' es
Im Nachglanz eines früh verblühten Lenzes.

Das fühl' ich klar, dein Frühling ist verglommen,
Und vor dem Sommer ist dein Herbst gekommen;
Durchfrosten sind des Herzens die Räume,
Wie Frühlingsblumen welken deine Träume.

Ich weiß es nicht, was deine Brust durchbedet,
Was dieses stumm gepreßte Herz erlebte;
Ich kenne nicht den Sturm in dieser Rose,
Die an dem Stengel zittert todeslos.

so ist doch die correcte Ausbildung des Verses, das Voll-austöpsenlassen des Gedankens als Vorzug zu beachten. Unter den Gedichten ist kein verfehltes. Das letzte: „Festmorgen“, ist ein schönes. Daß hier ein Nachhall an N. Lenau's Weise herausklingt, wer möchte das tabeln.

Heinrich Fikau läßt keinen bestimmten Eindruck zurück. Am beachtenswerthesten ist das erste Gedicht: „Der alte Peter“, ohne daß wir die Einfalt der treubledern Sprache unbedingt als geboren hinnehmen. H. Hagensdorff's Gedichte sind weder schlecht noch von Bedeutung. Komulus Heilmann desgleichen. Bei ihm spukt noch der unverkleidete Heine sichtlich, z. B.:

Ich hörte, sie wäre gestorben
Beim frühlichen Hochzeitsfest;
Da hab' ich mit meinen Thränen
Mein lodes Lager genäht.

Run hör' ich, sie sei noch am Leben,
Und Kummer mich leise durchbedet;
Run..wein' ich wieder — und weine
Daß sie noch immer lebt.

Das folgende scheint dem Verfasser seiner Vorbilder wie aus der Feder gesprützt:

Das ist die alte, düstre Stadt,
Darinnen ich ward geboren;
Die Leute drinnen wissen das nicht,
Die Gräber nur vor den Thoren.

A. Hillert, der sich sonst von den Vorigen nicht unterscheidet, ist in seinem Liederdrange ein so geborener und eingefleischter Städter, daß er überall in der freien Natur nur städtische Erscheinungen wahrnimmt. Die Jugenderinnerungen werden ihm zum Panorama, und im Frühling sieht er eine Oper! A. Horwitz, Wilhelm Jäger, H. Julius geben der Kritik viel zu thun, wenn sie von ihnen etwas Besonderes sagen soll. Der Zweite

ist der correcteste. Das Gedicht: „Die Rose“, vom Legtern ist recht niedlich; aber wer zählt, wie oft dieser Gedanke schon Gedicht geworden! Sein „Artaxerxes“ wäre etwas mehr, wenn man das kräftige Modell nicht schon in Freiligrath's Gedichten kenne. Karl Jungnis bringt hübsche Naturbilder; das dritte Gedicht: „Wasserspiegel“, ist das beste. Von L. Kossarski ist nichts anders als von der Mehrzahl der alphabetischen Vorgänger zu sagen. Minder prätentiose Sprache hätte dem ersten Gedichte gefehlt; der Bau der Verginen im „Alexander“ ist falsch, der „Schwanke vom Stiefel“ läßt sich lesen, und unter den „Mädchenliedern“ sind einige zarte. Karl Linde bringt mehrere „Wassergedichte“, ohne daß wir sie darum, auch wenn sie nicht bedeutend sind, mit leichtem Wortwitz als wässerige bezeichnen wollen. Das dritte: „Die verzauberte Krone“, hat manche hübsche Sachen und ist nicht schlecht erdacht, wenngleich die Freiligrath'sche Nachahmung darin nicht zu verkennen ist. „Das Kind“, ein Gedicht, das tausendmal gedichtet worden und wenigstens ebenso gut, ist darum doch ein gutes und zartes Gedicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren der Herzogin von Nevers von 1713—93,
oder Achtzig Jahre aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des französischen Hofes. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier und Fr. Steger. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

In einer Vorrede bemerken die Uebersetzer, das 18. Jahrhundert sei bereits durch die französische Revolution wie durch einen ungeheuren Felsen von unserer Zeit geschieden, indem durch jenes Ereigniß alle die Fäden, welche uns mit jener Zeit verbunden hätten, zerrissen worden wären, und dies mache es eben, daß Memoiren aus der erwähnten Periode noch immer nicht zu spät kämen, indem durch sie dem Freunde der Geschichte und Literatur interessante Notizen und Bilder von einem Jahrhundert erhalten würden, welche allein die Fähigkeit zur richtigen Beurtheilung jener Zeit begründeten. Die hier als Herzogin von Nevers auftretende Frau gehörte zu jener Classe von Frauen jener Zeit, die „selbst mit Leib und Seele jener Epoche angehörten, welche durch Geist und Feinheit gleich ausgezeichnet war“. Ubrigens war die Herzogin von Nevers nur durch ihre Anmuth und Lebenswürdigkeit in diese Sphäre, wo wir sie hier sehen, hinaufgezogen worden. Ihrem Glanze nach gehörte sie der Bühne an, auf welcher ihre Familie (Quinault) in mehreren Mitgliedern glänzte. Als Schauspielerin bewundert, als anmuthiges Mädchen gefirt, führten Laune und Zufall sie, kaum 16 Jahr alt, einem Hoflinge des Regenten in die Arme, der sie dem Herrn vorstellte; und als dieser in der jungen Schauspielerin, die ihn mit reizender Anmuth begrüßte, eine Geliebte suchte, findet er in ihr eine Freundin, die ihn unwillkürlich zur Achtung und daher auch zur Respektabilität zwingt. Der Regent vertraut ihr bald darauf nach der Sitte damaliger Zeit die Bildung seines Sohnes, des blödsinnigen Herzogs von Chartres, an, der die Zeit, welche er bei ihr zubringt, dazu braucht, ihr theologische Vorlesungen zu halten und nebenbei sie von ein paar Kapuzinern exorcisiren lassen will, endlich aber, da seine frommen Bestrebungen nichts helfen, in einem Briefe, den ein Wahnsinniger verfaßt zu haben scheint, Abschied von ihr nimmt. Bald darauf stirbt der Regent und mit seinem Tode scheint der Glückstern der nun verlassenen Schauspielerin erloschen. Alle Welt hält sie für verloren; sie aber weiß sich schnell zu fassen. Die bisherige Umgebung von

Vagen, schöngestirnten Abbé u. dergl. verschwindet; in dem Stille der Nacht verbindet sie eine heimliche Trauung mit dem Herzoge von Nevers, und als Dame der vornehmen Welt tritt sie von Neuem auf, umringt von den Großen des Hofes, von Marschällen und Cardinälen. Ein langes Alter, das fast die äußersten Grenzen menschlicher Lebensfähigkeit erreicht, lehnt diese glückliche Existenz, die am Ausgange eines Jahrhunderts begann, ein zweites überlebte und erst im dritten seinen Lauf vollendete. Wie viel Stürme haben seitdem die Welt durchstobt! wie viele Veränderungen sind eingetreten! wie viele Opfer sind gefallen! Ist es denn aber besser geworden? Allerdings! Wenn auch noch bei weitem nicht in Allem, doch in sehr Vielem. Man lese die Memoiren, die Sittenschilderungen jener Tage, und es bedarf keines weiteren Beweises. Wo gibt es jetzt noch einen Hof, wo noch einen Adel, wo noch eine Gesellschaft, die sich mit denen zur Zeit der letzten Regierungsjahre Ludwig XIV., der Regenschafft und der Epoche Ludwig XV. vergleichen lassen? Zwar ist ein Arkadien an Unschuld, Sitteneinfalt und Offenheit des Herzens wol auch zur Stunde noch schwer, wo nicht unmöglich zu finden; aber die Distanz, in welcher dies Alles zu jener Zeit und in der unserigen voneinander absteht, ist doch so unermesslich, daß in der That nur solche Ereignisse, wie die der letzten 40 Jahre, die Veränderung erklärlich machen.

Als ein einzelner Beweis sei hier nur etwas von Dem erwähnt, was die Verf. dieser Memoiren im 12. Capitel des ersten Bandes ganz en passant von den Jugendschicksalen des nachherigen Regenten, des Herzogs von Orleans, beibringt und dabei sehr richtig diesem Capitel das Motto vorsetzt: „Die Taster der Fürsten sind einer Nation gefährlicher als die Verbrecher, welche sie begehen könnten. Diese haßt man, während man jene nachahmt.“

Der Herzog von Orleans war ungefähr 14 Jahr alt, als er mit der Tochter eines Hausverwalters im Palais royal, Leonore, ein Verhältniß anknüpfte, das nicht ohne Folgen blieb und über welches der König, da die Sache bald ruchbar wurde, mit Madame vielfach scherzte. Die Damen des Hofes, natürlich hiervon ebenfalls unterrichtet, fingen nun an, Jagd auf den Prinzen zu machen. Leonore, die Hausverwalterstochter, kam in Vergessenheit und an ihre Stelle rückte Frau v. Granaul. Diese Verbindung gefiel Madame jedoch noch weniger als die erste, und besonders nahm der bekannte Abbé Dubois einen Anstoß daran, nicht etwa wegen der wenigen Sittlichkeit derselben, sondern weil Frau v. Granaul schon zu alt und verblöht sei. Um die Sache zu hinterreiben, schickte man den jungen Prinzen zur Armer, und er mußte nun unter dem Marschall Saitinat einen Feldzug in Italien mitmachen. Feldzüge und Lager sind jedoch in der Regel keine Keuschheitsanstalten, und es pflegen bei denselben dem jungen Krieger nicht bloß Kanonen und Bayonnette Gefahr zu bringen. Als der junge Orleans durch Lyon passirte, gelang es der Mademoiselle Pinet de la Massonnière, den angehenden Helden zu fesseln. Auch diese Intrigue hatte lebendige Folgen, welche jedoch nicht verhinderten, daß sich der Prinz bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt mit einer andern Geliebten, der Schauspielerin Desmarres, verließ, die als Actrice berühmt, ebenso schön als geistreich und gewandt war. Die hübsche Lyonerin, halb davon unterrichtet, daß ihr Prinz an andern Altären hulbigte, beschloß, sich nun zu rächen, und erböte von diesem Augenblicke an die Gensler des Fürsten von Robeque, eines Herrn v. Montmorency, der ein abscheulicher Mensch war, sie zu heirathen vorzuschlag, sie aber bald darauf in andern Umständen verließ und sich nicht weiter um sie bekümmerte. Dies neue Unglück schlug die unerschrockene Lyonerin jedoch nicht nieder. Sie hatte 100,000 Lthr. zusammengebracht, sah noch immer recht leidlich aus, und ein Cavaliercapitain ließ sich durch Weisdes blenden, im eigentlichen Sinne die „Auh sammt dem Kalbe“ zu nehmen. Aber auch diese Freude währte nicht lange. Er vertraut und verpflegt in kurzer Zeit die 100,000 Lthaler, die werthen Kameraden fanden ihm hierbei aufs beste zur

Seite; als aber das Geld alle war, neckten sie ihn wegen seiner Verbindung mit der eifrigen Verehrten des Herzogs von Orleans so lange, daß er vom Regimente abgehen mußte.

Auch der Schauspielerin Desmarest gelang es nicht, den Nebenprüfling aus dem Bourbonenblute lange fest zu halten. Die kleine Florence, eine Operntänzerin, machte ihr denselben abspenstig. Hr. Milantier, ein reicher Dummkopf, hatte das Mädchen erzogen, und aus Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter oder vielmehr aus Klugheit machte daher Florence, als sie sich jetzt mit dem Herzoge von Orleans einließ, einen förmlichen Contract mit demselben, worin sie sich ausbedang, auch fernerhin bei Hrn. Milantier wohnen zu können. Dies fand Statt, und als sie nach einiger Zeit dem Prinzen einen Sohn gebor, wurde dies Kind, ein hübscher Knabe, auf den Namen eines Kammerdieners, Gode, getauft und von Madame so lieb gewonnen, daß es fast wie ein Prinz von Geblüt erzogen wurde. Später trat dieser junge Mensch unter dem Namen des Abbé St.-Albin in die Welt, und man gab ihm den Vater Signère, einen Jesuiten und einen der Großmeister des Ordens, zum Lehrer. St.-Albin wurde bald, in der geistlichen Laufbahn immer höher steigend, Bischof von Caen und Pair von Frankreich und endlich sogar Erzbischof von Cambray. In späteren Jahren lebte er ziemlich ordentlich, hielt sich gewöhnlich nur eine Maitresse auf einmal und beschränkte sich nur bei Schmausereien; als Abbé wirtschaftete er jedoch so übel, daß der fromme Bruder des Bischofs von Soissons, Hr. Ranguet, damals Pfarrer von St.-Sulpice, der, um eine prachtvolle Kirche bauen lassen zu können, zu Gottes Ehre raubte und stahl, so viel er konnte, und nicht selten in den Häusern, wo er zu Tische geladen war, Geld, silberne Vögel u. dergl. zur Ehre Gottes einsteckte, daran ein Argerniß nahm und ihn bei dem Regenten deshalb verklagte. Vater Regent gerieth hierbei in Zorn und beschloß, dem lieben Sohne Abbé im Beisein des Anklägers den Kopf zu waschen. Er ließ ihn rufen und sprach zu ihm: „Was muß ich hören? Sie erlauben sich ein unordentliches Leben, geben soupers fins, haben ein Absteigequartier und Maitressen. Das ist ja ein Skandal, der einem Abbé gar nicht zukommt. Sie müssen wissen, mein Herr, daß ein Abbé niemals so leben darf wie die großen Prälaten der Kirche von Frankreich; warten Sie wenigstens, bis Sie Bischof sind.“

Nach der Desmarest und der Tänzerin Florence wandte sich der Prinz an Gräulein von Sercy, einer Hofdame von Madame, die später als Marquise d'Argenton austrat. Als der Erbfolgekrieg ausbrach, gab der König dem Herzoge ein Commando in Spanien. Hier lernte derselbe die junge Witwe Karl II. kennen, und bald knüpfte sich zwischen beiden ein Verhältniß, welches beinahe Philipp V. um die Erbfolge und Krone in Spanien gebracht hätte. Nach der Marquise Argenton kam Frau von Valacère und nach dieser die berühmte Herzogin von Galaris an die Reihe, in deren Armen der Prinz zuletzt starb. Hierbei sind, wie man sieht, noch nicht die standalösen Nebenintrigen mit der Herzogin von Berri, der Äbtissin de Gelles und der Ademoiselle de Balais, alle Drei sehr nahe Verwandte von ihm, gerechnet. Die Äbtissin de Gelles unterhielt außerdem in ihrem Kloster eine Flakson mit dem Herzoge von Richelieu, der sich, als Aristant verkleidet, in das Kloster einschlich, daselbst mehrere Monate verweilte, und als er endlich fort mußte und die fromme Äbtissin sich genöthigt sah, ihrer Reizung zu ihm zu entsagen, da versel sie aus Verzweiflung auf andere Zeitvertreibe, die jedoch nicht viel besserer Art waren. Sie ließ z. B. alle musikalischen Instrumente im Kloster zerschlagen und verbrennen und wollte schon den Abbé Lerdaux, ihren ehemaligen Lehrer, in den Klostergarten werfen lassen, als ihr Vater dies zum Glück noch verhinderte. Aus Langweile fiel die fromme Frau nun darauf, Frauenmägen und Männerperücken zu machen, und zuletzt legte sie sich zum Unglück der Menschen auf

Chirurgie und Pharmacie. Auf diese Weise tödtete sie eine Menge Personen, die sie dafür bezahlte, daß sie sich von ihr curiren ließen. Die meisten derselben kamen elendiglich um. Mit ihrem Bruder, den sie sehr zu lieben und zu achten vorgab, zankte sie sich, so oft sie mit ihm zusammentraf, und das Finale war dann immer, daß sie ihn oberseigte.

So waren die Sitten zu jener Zeit am Hofe und unter den Großen und namentlich in der Familie Orleans, und es ist daher sehr begreiflich, daß nichts Beringeres als die entsetzlichen Stürme der Revolution dazu gehörten, um eine so verpestete und verdorbene Atmosphäre zu reinigen. Die Memoiren der Herzogin von Revers geben noch vielfältige weitere Aufschlüsse über diese Verhältnisse und sind daher als ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Geschichte jener Tage zu betrachten. 31.

Der Salon. Von H. Heine. Dritter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dies neueste Buch Heine's läßt sich mit wenig Worten besichtigen. Alles in ihm ist Styl, ein Styl, den hundert Grazien umschmeißen, in dem man den Autor lieb gewinnen muß, und süßte man sich auch gebungen, ihn hundertmal zu nasenstücken. Der größte Theil dieser Mittheilungen wird dem Publicum aus dem „Morgenblatt“ schon bekannt sein, da meines Wissens die „Florentinischen Nächte“ in dem genannten Journale zuerst abgedruckt wurden. Den zweiten Abschnitt des Buches hat der Verf. „Elementargeister“ überschrieben; eine bunt durcheinandergewirte Erzählung, in der die ältesten Sagen und Volkemärchen auf Heine'sche Manier mit Widen auf die Neuzeit amüsant genug besprochen und zum Theil wiedererzählt werden. Den Schluß macht eine modernisirte Version des Liebes vom Lannhäuser, die, wenn sie auch wie eine Profanation der Sage aussieht, doch höchst ergötzlich zu nennen ist. Außer dem glänzenden Witz und dem einschmeichelndsten Style wird heutigen Tages der Leser in Heine wol nichts mehr suchen. Beides findet er, an welchem möge er sich erlaben. 33.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen

aus
Karl Aug. Böttiger's
handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von
R. W. Böttiger.

Erstes Bändchen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind namentlich Beiträge zu den Memoiren der „Weimarschen Senesperiode“, welche, aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse R. A. Böttiger's gesammelt, hier dargeboten werden und in leicht entworfenen Darstellungen des Neuen und Angehenden über die Personen jener Zeit Vieles enthalten. Zugleich mögen sie als Ergänzung der biographischen Skizze R. A. Böttiger's (1837, 16 Gr.), welche, ebenfalls von dem Sohne desselben bearbeitet, in meinem Verlage erschien, betrachtet werden.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Dienstag,

Nr. 44.

13. Februar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

F. Minding gehört in diesem Almanache zu den Bedeutendern, obgleich er selbst anderwärts schon bedeutender aufgetreten ist. Er läßt sich zu breit aus. Die „Ddalliste“ ist voll glühender, orientalischer Sinnlichkeit, fast mehr als ein deutsches Gedicht erlaubt. Im „Hephästion“ blüht, dazu seltsam gepaart, dagegen der Schiller'sche Balladenton heraus. Von Dichtern, welche die Erwartungen und Umschlingungen der Ddalliste besingen, hätte man am wenigsten diesen erwarten sollen, der in der neuern Poesie abgethan schien, obgleich das große Publicum noch mit Bewunderung daran hängt. „Das Fest der Lillie“ wäre ein echtes und auch ein schönes Frühlingslied, wenn es nicht zu lang wäre:

Hellsa, Lenz ist wiederkommen,
Storch und Schwalben kamen auch,
Und der Schnee ist weggeschwommen,
Und von Knospen schwillt der Strauch;
Warme Westwindblüsse säuseln
über auferwachte Bogen,
Daß sie, schäumig überfliegen,
Silberweiße Lippen küssen.

Aus der Buche warmem Baue
Schaut das Eichhorn lustig aus,
Hamster auch, der geizig schlaue,
Gähnt sich einen Frühlingsschmaus;
Summend fliegen braune Käfer
Gleich Trompetern hin und wieder,
Beden mit dem Gruß der Lieder
Murmelt hier und Siebenschläfer.

Und die stummen Fische unten
Regen sich in Fluß und Teich,
Glocken starr mit runden, bunten
Augen auf zum Sonnenreich;
Nuthig naht der Forellen
Rothbestennte Schar den Strudeln,
Springet ob den Wassersprudeln
Süßend durch die Felsenschnellen u. s. w.

„Censor und Kritiker“ ist ein guter Spaß. Ein gutes Gedicht von Friedrich Riemann: „Wandervogelglück“, entschuldigt die Aufnahme seiner andern Gedichte. Daß poetische Athemzüge noch keine Gedichte sind, ist eine von der jüngern Dichterschule noch nicht acceptirte Wahrheit; H. Rebenstein's Lieder sind dafür ein Beleg. Sein

letztes, „Im Dorfe“ überschrieben, repräsentirt ein ganzes Genus dieser Poesie, die zuerst frappirt und auch erfreut, wenn sie aber immer und immer wiederkommt und nichts herauskommt, zuletzt gleichgültig läßt oder ermüdet. Einige der jüngern Dichter aus dieser Schule scheinen auch selbst schon zur Überzeugung gekommen, daß auch die lustigste Poesie ihre Abschlüsse und ihre Resultate haben muß. Es ist recht hübsch und bequem, das i ohne Tüppelchen zu schreiben; aber wenn man eine Weile der Bequemlichkeit nachgegeben, fühlt man sich am Ende selbst gedrungen es darüber zu setzen.

Nächst Ferrand ist F. v. Saller unter den Siebzehn der Bedeutendste. Sein „Der Rhein und seine Boten“ ist im Gedanken ein schönes Gedicht; in der Ausführung bringt er uns aber statt heller Farben und Bilder eine kühle Reflexion. Auch „Die Sage“ ist ein gutes, „Don Quixote“ ein sehr bitteres Gedicht:

— — der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Denn Begeisterung ist sein Name;
Stets getäuscht in Götterwerken,
Muß er endlich selbst mit Grame
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist vertaget;
Dahin scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

„Liedesnacht“ ist, wenngleich etwas überromantisch, ein hübsches, „Wellentraum“ ein melodisches Gedicht. „Hornissenkönigstod“ hat viel Beifall gefunden, eine niedliche Mähr in der Nibelungenweise, wie sie Karl Stenrood jüngst wieder gebraucht hat, nur klingen hier und da zu moderne Töne dazwischen. Bei Leopold Schweizer, der den Reigen schließt, ist viel Manier und hinter der Manier nicht viel. Sein „Märchen“ hat schöne Bilder:

Ein Ritter ist der Stetscher; seine Glieder
Umfaßt eisgegoßne, blanke Schienen,
Als Schürze fließt der Sturzbach vor ihm nieder,
Als Reiterfedern schüttelt er Lawinen.

Er hat sich eingehüllt in sterngeackten
Und weiten Mantel aus des Schnees Flocken;
Gerissen hat von seinem Haupt, dem nackten,
Der Sturmwind seit Jahrtausenden die Locken u. s. w.

Aus Norddeutschland schwingen wir uns über Sachsen (warum da kein mitteldeutscher Frühlingsalmanach?) nach Östreich. Der Frühlings ist daselbst nicht in allen Fächern gebilligt; darum erscheint nur ein simpler: *Österreichischer Musenalmanach*. Herausgegeben von Ritter Braun v. Brauntal.

Östreich hat sich in jüngster Zeit in der lyrischen Poesie gewaltig herausgehoben. Eine wirkliche Frühlingskraft hat die Jahrhunderte alte Eiskruste der Politik, Classeicität und apathischen Bequemlichkeit gesprengt, und es sind nicht allein Rosspen und Blüten, auch schon volle Blumen und sogar Früchte da. Aber gerade im „Österreichischen Musenalmanach“ erwarte man diese nicht. Als der Thatdrang unter den Normannen erwachte, bot ihnen ihr eignes Land keinen genügenden Boden dafür. Die mächtigen Bergketten hinderten vermuthlich die Communication. Sie zogen hinaus, kühne Abenteurer, auf schwanken Brettern in die weite Welt, und alle Küsten bis Sicilien und Konstantinopel hielten wieder vom Ruhme der Normannen. Die zu Hause blieben, Väter und ältere Söhne, waren gewiß ehrbare Leute, aber die Poesie ihrer Geschichte ist unbedeutend, gegen die der jungen Abenteurer gehalten, die sich anderwärts ihr Vaterland suchten. Ähnlich scheint es mit der österreichischen Poesie. Die junge Kraft, die sich im weiten Deutschland einen Namen gemacht, ist ausgeflogen über die Nahtgrenzen und sucht sich ein gemeines deutsches Vaterland. Ihre Flügel erscheinen um so freier und phantastischer, als der Flügelbruch vorher empfindlich war. Sie blickten auf die Heimat mit Liebe zurück, und die Heimat sieht wieder mit Vergnügen, wie die Augen der Fremden auf sie gerichtet sind. Auch das Residuum von Poesie, was im Lande blieb, fühlt sich dadurch angeregt und rüttelt sich, so gut es kann, innerhalb der Grenzen und Schranken, die ihm gegeben sind.

Diese moderirte Bewegung mag der Anlaß zur Entstehung des „Österreichischen Musenalmanachs“ gewesen sein. Er hat in sich aufgenommen das locale Residuum der vorjährigen österreichischen Poesie. Quantitativ ist, wie man an den 384 enggedruckten Seiten ersieht, keine Armuth vorhanden. Während der allgemeine deutsche 39, der norddeutsche 17, bringt der „Österreichische Musenalmanach“ nicht weniger als 68 Dichter zur Kenntniß des Publicums. Dieser Ausdruck ist mit Absicht gewählt: das Publicum lernt die Mehrzahl der Beisteuernden erst aus diesem Almanach kennen, wenngleich zugegeben werden muß, daß Östreich auch eine beträchtliche Anzahl schon bekannter Poeten zählt. Nur verschwindet die Zahl 15 — 20 unter 68. Hier nun scheint aufgenommen, was sich darbietet, alle Schulen untereinander. Der Ritter v. Brauntal hat Wallenstein's Panier aufgespflanzt und die Werbetrömmel schlagen lassen, und die Poeten aus Ungarn und Siebenbürgen, aus Böhmen und Mähren, aus Tirol und Salzburg, aus Krain und Kärnten, aus Östreich ob und unter der Enns strömten zu, die selten einmal gebotene Gelegenheit, sich in Masse dem Publicum zu zeigen, nicht versäumend. Wer weiß, ob sie sich wieder bietet. Daher ist es denn hier vor Allem schwer, einen Charakter

herauszufinden, wo sentimentale und naive, wo philosophische und romantische, wo Dichter aus der altclassischen Zeit und den jüngsten Schulen sich umtummeln. Wirklich es ist schwer, sich zurecht zu finden, denn wenig Lichtstrahlen fallen in dies Chaos, und die Strömung ist oft so träge und breit, daß der Nachen der Keltik selbst ins Stocken geräth. Der „Norddeutsche Frühlingsalmanach“ hatte wenigstens den Vorzug, man wußte bald, wie man daran war, er ist licht und lustig; hier wehen solche Dünste von nicht verdauten Reflexionen, daß man an sich selber irre werden mag. Man kann glauben, daß es an uns selbst liegt, wenn wir nicht ergreifen sind, denn die Worte tönen so vornehm, und wir drängen vielleicht nicht in den geheimen Sinn ein; dann kommen aber beim nächsten Schritte wieder so triviale und obsolete Bilder und Gedanken, daß wir zweifelhaft sind, ob wir nicht schon zu vielen Sinn ahneten.

Alle Gedichte in diesem Almanach hat vielleicht nur der Herausgeber, der Censor und der Leser gelesen. Ich und einige Freunde versuchten es; aber der Kopf ward uns wüß, die öden Streppen sind zu lang, die Gedanken gespreizt und unklar, die Bilder gesucht, und kein spazierender wiener Poet hüpfte uns voran, um die bequemen Wege in dem Dickicht zu zeigen. Soll uns Philipp v. Hörber's Abendlied, das so anhebt:

D wie schön ist's auf den Hügeln,
Wenn die Sonne untergeht!
Wenn auf leichten Zephyrflügeln
Abendluft das Thal durchweht,
Niederwaltet heil'ge Stille,
Nachtviole duftend blüht,
Und am Horizont in Fülle
Goldne Purpurwolken glüht!

diese Dienste thun? Das Gedicht ist in seiner Art nicht schlecht, es ist sogar erfreulich, daß eine harmlose Naturpoesie aus jener Vorzeit noch heute am deutschen Parnass sich hörbar macht; aber dieses Pappelwindensäufeln kann höchstens sich selbst, uns aber nicht fortkelfen.

Der Herausgeber selbst hat sich an andern Orten und in andern Liedern schon bedeutender, nämlich als lyrischer Dichter von zarter Empfindung gezeigt. In den hier mitgetheilten Poesien wird das krampfhaftes Ringen nach Bedeutung zu einer Manierirtheit, welche hier und da ans Abgeschmackte streift. In den gespreizten Gedanken und unter den forcirten Bildern wird uns wüß und wirr zu Muth. So heben die Terginen an:

Den Schlüssel such' ich zu des Geistes Schranke,
Bom Schmerz verlegt, der ohne Ordnungsplan,
Seit vielen Tagen, und der Blick, der schwankt,
Konnt' ihn nicht finden; heute fand ich ihn.
Die Seelenruhe ist's, die ihn gefunden:

Der Schmerz zieht jetzt mit der Erinnerung hin,
Sie gehen, denn sie sind nicht mehr gebunden.

Der Schrank steht offen, und entgegenlacht

Es mir aus Augen, leuchtenden, gefunden

Al der Gedanken, die der Schrein bewacht.

Ich hab mich nicht mehr für so reich gehalten

Und sehe staunend nun vor mir die Pracht

Der eben Steine, die da nicht veralten u. s. w.

Nicht minder affectirt und gezwungen sind die Gleich-

nisse in seinen Seebildern, und man möchte nach der pretentiosen Auffassung der einfachen Maschinerie schließen, es sei der Verf. nie selbst zur See gewesen. Was ist das für eine „Gedankenfahrt“?

Als ich zu Lande, sah ich die Gedanken
Unföhr zwischen Erd' und Himmel schwanken;
Nun ich zur See, wie zittern sie einher,
Unstätt vor mir im uferlosen Meer!

Sie beben, eine flüchtige Flotille.
Ja! Wer verfolgt sie? Der Corsar, der Wille!
Er holt sie ein, gibt sich in Donnern kund,
Ein Augenblick — und bohrt sie in den Grund.

Wo ist die Wahrheit, wo die Annäherung, wo liegt
nur in der Erscheinung eines Mastbaums irgend etwas,
was dazu auffodert, das Stück Holz, gezimmert und ge-
fugt von Menschenhand, zu einem Sittenprediger zu ma-
chen. Das Schiffsvolk jauchzt, weil es Land sieht, und
der Dichter ruft den Mast an:

Was sagst du, Mast, dazu? Du schweigst;
Erhaben über all das tolle
Gefuch', indem du warnend zeigst,
Wie dumm die Menge selbst sich narret,
Was ihrer dort am Ufer harret.

Erzählen könntest du fürwahr,
Denkst (?) schon so manches schöne Jahr!
Doch deines Rückenmarkes Strängen fließen (!?),
Das Wimpel hebt, dein Augenlid (!),
Weil man dem Urwald dich entrißten.

Diese Verliebtheit in ein widersinniges Gleichniß will
vom Dichter nicht lassen, und er führt es im siebenten
Bilde auf die Spitze der Unnatur:

Vom Steuer-Rückenmarke, aus der Puppe
Wölbt sich zum Vorderraume, deiner Stirn,
In wunderbar verzweigter Mastengruppe
Des Geistes Baum, der edle, das Gehirn (!) —

und später läßt er die höchste Spitze an diesem „Gehirns-
baume“ den Mastkorb sein, die „Stätte für ein Kind“.

Nach solcher Herausfchraubung der Gedanken und Ge-
fühle in diesen gequälten Versen wirkt selbst der alte
Castelli, der hinter Braunthal folgt, mit seinen gemein-
verständlichen Empfindungen und leichtfaßlichen Versen er-
quicklich. Was mußte auch Hr. v. Braunthal, der na-
türliche Empfindungen natürlich auszudrücken weiß, und
dem es an Stoff zu tiefen Empfindungen nicht gebricht,
den heurigen Vorrath schmerzlicher Erinnerungen für so
wichtig halten, daß er ihnen ein Dante'sches Gewand an-
quälte! Es paßt nicht. „Sehe jeder, wie er's treibe, und
wer steht, daß er nicht falle.“ Vielleicht daß ihn wirkliche
große Gemüthserschütterungen, die in Folge dieses Alma-
nachs zur Publicität gekommen, nächstes Jahr zu einem
natürlichen Ausdruck seiner Gefühle antreiben.

Über den Herausgeber eines Musenalmanachs, der ihn
doch gewissermaßen repräsentiert, durfte die Kritik weitläu-
figer reden. Wir können aber die Mitarbeiter desto kür-
zer sein; 68 Dichter einzeln zu beurtheilen, wird Niemand
von uns fordern. Es ist die Aufgabe der österreichischen
Zeitschriften, welche die Sache näher angeht.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen des Chevalier Laitbout de Marigny im schwarzen
Meere nach der Küste von Circassien.

Die Schilderung dieser Reisebegebenheiten erschien vor
Kurzem in London unter dem Titel: „Three voyages in the
Black Sea to the coast of Circassia etc., by the chevalier
Laitbout de Marigny.“ Der Verf. war Handelsconsul des
Königs der Niederlande in Odessa; die Reisen selbst aber ma-
gen sich leicht um zehn Jahre zurückdatiren und sind deshalb,
obgleich ihnen ein kurzer Anhang, die neuesten politischen Er-
eignisse in jenen Gegenden betreffend, beigegeben ist, doch mehr
von topographischem und ethnographischem als von politi-
schem Interesse, was auch vollkommen hinreicht, da die Be-
wohner jenes Landstrichs noch keineswegs in Europa überflüssig
bekannt sind und in einem Reiche wie Rußland, der Tagesbe-
gebenheiten ungeachtet, zehn Jahre auf und ab keine so mäch-
tigen Culturfortschritte enthalten. Nach der Darstellung des
Verf. scheint es, daß die Circassier oder Tscherkessen in man-
cher Hinsicht den Bewohnern des alten Griechenlands gleichen,
zur Zeit da dieses noch in kleine unabhängige Staaten verein-
zelt war. Andererseits erinnert auch die Gegenwart dieses Wöl-
ferstammes wieder an die mittelalterlichen Ritter- und Feudal-
zeiten. Einer allgemeinen und conformen Regierungsverfassung
ermangelnd, sind diese Völker unfähig eines gemeinsamen Wi-
derstandes gegen den Feind; dessungeachtet erscheinen sie wie
eingewurgelt in ihren Gebirgen, rauh und kriegerisch, unbe-
zähmbaren, aufsprühenden Geistes. Die innern Mittel, welche
ein solches Volk aufzuwenden hat, dem an physischer Kraft
und Kraftübung und auch an Mäßigkeit wenige gleichen,
sind außerordentlich. „Die Circassier“, sagt der Chevalier de
Marigny, „bieten heutiges Tages noch das überraschende Schau-
spiel einer freien Bevölkerung dar, eines Volkes, das sich, ob-
gleich von civilisirten Nationen rings umgeben, dennoch in ei-
nem gewissen Zustande der Barbarei erhalten hat. Sie sind
verstreut bis zu den höchsten Gipfeln der Gebirge hinauf, in
verschiedene Districte und Stämme abgetheilt mit eignen Für-
sten oder Häuptlingen. Die Tärken allein haben bisher zu ih-
nen in Handelsverhältnissen gestanden und sich, ohne irgend
den Wunsch zu hegen, diese kriegerischen Männer zu unterja-
chen, damit begnügt, die Beste Anapa auf ihrem Gebiete zu
besitzen, am nördlichen Ende der Küste, acht Meilen von der
Mündung des Kubanflusses, der das sicherste Gebiet von
Rußland scheidet. Hier werden die Märkte mit den Tscher-
kessen abgehalten, welche letztere ihnen Jünglinge und Jung-
frauen, Korn, Wachs, Honig und Thierhäute liefern. Dafür
empfangen jene ihre jährlichen Waarentransporte aus Konstan-
tinopel und Anatolien. Leider empfangen sie durch diesen
Waarentausch auch noch ein anderes, gräßliches Geschenk, näm-
lich die Pest, während die von Jahr zu Jahr ausgeführte junge
Mannschaft nach und nach die Bevölkerung sehr vermindert.“ In der
That, es liegt in diesem letztern Tauschhandel etwas Trag-
isches und Schreckliches; es ist furchtbar, das blühende Leben
aus einem Lande hinwegfließen und dafür den schwarzen, lei-
bhaften Tod in seiner entgegengesetzten Gestalt anlangen zu sehen!
„Die Ritterlichkeit, enthusiastische Freiheitsliebe und Gewandt-
heit in allen kriegerischen Übungen der Tscherkessen“, heißt es
weiter, „sind bekannt genug und fast sprichwörtlich. Desglei-
chen ihre ewigen Auszüge und Raubereien in fremdem Ge-
biete, ihre Plünderungen der Nachbarschaft, aus der sie Vor-
räthe hinwegschleppen, Herden hinwegtreiben und alles Mensch-
liche, das ihrem Schwerte entgeht, in die schweren Fesseln der
Sklaverei und Knechtschaft schlagen. Sogar die See ist für
ihre Raubsucht keine Schranke; sie haben ihre leichten Barken,
auf welchen sie den Schiffen längs der Küste nachsetzen, die sie
oft mit der überraschendsten Gewandtheit und Kühnheit zu la-
peren wissen. Bei dem Allen sind aber die Tscherkessen überaus
gastfrei, und auch der fremde Reisende hat in ihrem Lande
keine Feindseligkeiten und Gefahren zu fürchten, wenn er sich
nur bemüht, einen angesehenen Tscherkessen zu seinem Gast-

freunde oder Konak, wie die Eingeborenen es nennen, zu erlösen. Dieser Konak steht dann bei seinen Landbesitzern für alle Handlungen und Gefinnungen seines Schützlings ein, und er hält es für seine heiligste Pflicht, dessen Rechte und Ansprüche bei jeder Gelegenheit auf das eifrigste zu vertreten. So auch im Allgemeinen sind diese Stämme für Freundschaftsverhältnisse und Courtoise ungeachtet ihrer Plünderungssucht sehr empfänglich; dies bemerkt man besonders bei den Koutakhatas, einem Stamme, der gegen 5400 Familien zählt und mit seinem Nachbarstamme, den Chapsoules, die ihrer ausgezeichneten Tapferkeit wegen allgemein berühmt sind und sich auf 10,000 Familien belaufen, in verbündetem Verhältnisse lebt. Eine fortwährende Fehde besteht zwischen den Tschereffen und den Kosaken am schwarzen Meere, die sich gegenseitig stets unter den Waffen erhalten, in ihre Gebiete einfallen und auf diese Weise den russischen Grenzdistrikt zu einem unaufhörlichen Kriegsschauplatz machen. Von Zeit zu Zeit sandte die russische Regierung Truppen dorthin, die aber in diesem unbesonnenen und an Dessele und anderweitigen Hindernissen überreichen Terrain gegen die Eingeborenen fast keine Vortheile zu erringen vermochten, zu geschweigen dessen, daß diese gewaltsamen Maßregeln dem nachbarlichen Verhältnisse mit so kriegesrühen Leuten noch in anderer Hinsicht geschadet haben. Denn allerdings ist es ja, wie wir Alle wissen, nicht die physische Gewalt, welche Völker wie diese bezwingt, sondern allein die Sitte."

Die Fähigkeiten und Kenntnisse der Tschereffen anlangend, finden wir bei dem Verf. des genannten Buches nachstehende Notizen: „Vom Schreiben haben die Tschereffen keinen Begriff. Gewisse Epochen in ihrer Geschichte sind durch Gefänge und alte Traditionen ausgezeichnet und geheiligt, welche bei ihnen in dem größten Ansehen stehen. Bei Geschäften bedienen sie sich nur der Augenzeugenschaft oder eines Eides, der über gewisse heilige Amulette abgelegt wird. Dieser Eid reicht bei ihnen zur Schließung von Verbindlichkeiten aller Art vollkommen hin. Ihre gegenseitigen Mittheilungen bewegen sich natürlich in sehr beschränkten Formen; es wird meist Alles so gleich mündlich abgemacht, und wenn ja außerordentliche Fälle eintreten, so fertigt man einen Boten ab, der seinen Auftrag gleichfalls mündlich ausrichten muß. Einige wenige Türken, die in Anapa oder auch weiter hinein im Innern des Landes angesiedelt sind, machen die einzigen Gelehrten des Landes aus. Deswegenachtet scheinen die Tschereffen das Bedürfnis der Schrift zu fühlen, und sie haben auch bereits eine Art von Alphabet oder vielmehr gewisse Charaktere von Initialen, etwa 36 an der Zahl, womit sie ihre Effecten, Waffen und sonstige ihnen zugehörige Dinge bezeichnen. Die Religion der Tschereffen scheint ein vollkommenes Chaos, aus dem sich nur wenige dämmernde Bäume hervorheben lassen. Sie erkennen die Existenz eines höchsten Wesens an sowie auch die anderer himmlischen Mächte von untergeordneter Beschaffenheit. Sie glauben an eine Unsterblichkeit der Seele, an ein Dasein in einer zukünftigen Welt, wo den Menschen nach ihren Werken vergolten werden wird. Allein hinsichtlich ihres Lebenswandels kümmern sie sich um jenen bereinigten Zustand wenig oder nicht, denn all ihr Thun und Dichten ist nur auf das Gegenwärtige, Irdische und Nächste gerichtet. Merissa oder Merikme, mit dem Beinamen der Mutter Gottes, ist die Beschützerin der Bienen. Diese sollten einstmals, wie die Sage unter den Tschereffen geht, durch den Zorn des Donnergottes sämmtlich vertilgt werden; allein die heilige Frau ver barg eins dieser Wirtchen zwischen ihrem Paar und ihren Schläfen, und dadurch wurde das Geschlecht der Bienen erhalten. Im Monat September wird das Bienenfest gefeiert; die Tschereffen bewirtheten sich bei dieser Gelegenheit mit Fleisch und Getränken, die aus Honig bereitet werden. Sehr möglich, daß der Name jener göttlichen Frau und wohlthätigen Bienenhalterin von dem griechischen *μελισσα* herrührt. Auf diese Weise wird die clirassische Merissa, wenn man erwägt,

welche Bedeutung die Biene in jenen Gegenden erhält, zu einer Art von griechischer Demeter. Dieser heiligen Mutter der Bienen steht *Stozeres* zur Seite, der ein großer Seefahrer war, welchem Wind und Wellen gehorsam sein mußten. Er wird besonders von den Bewohnern der Seeküste verehrt und man stellt ihn dar in der Gestalt eines vertrockneten Birnbau ms, an dessen Stämme man nur einige wenige Zweige läßt. Ein solcher findet sich als Heiligtum des *Stozeres* in jedem Gehöft. Kein Mensch berührt diesen heiligen Baum, außer an dem für die Gottheit festgesetzten Feiertage, der im Frühjahr begangen wird. An diesem Tage benezt man den Baum mit Wasser und schmückt ihn durch allerhand seltsame Anhängsel, worunter auch ein Käse befindlich ist, der auf dem höchsten Wipfel befestigt wird. Das mit Opfern und festlichen Schmausereien verbundene *Stozeresfest* dauert drei Tage, binnen welcher Zeit man andächtige Fürbitten an den Herrn der Winde und Wellen richtet, damit er das Land vor den von diesen Elementen herdrohenden Verwüstungen bewahren möge. Am Schlusse des Festes bekommen die Gäste die Fleischstücke und den Käse zum Geschenk, womit der heilige Baum behängt war. Dieser *Stozeres* ist überdies der Beschützer der Heerden und hat noch zwei Brüder. Die Sage von seiner Kraft, von seinen weiten und mühevollen Reisen, sein eben geschildertes Emblem, das einer ungeheuern Keule nicht unähnlich sieht, möchten zu der Annahme veranlassen, daß diese Gottheit eine Art von Hercules sei. Noch näher ihren Ursprung angedeutet findet man unstreitig bei Strabo (im 16. Buch), der eines *Achaiforos* oder *Akharos* gedenkt, der von den Bewohnern des Bosporus göttlich verehrt wird und mit dem *Zamolxis* der Geten gleichbedeutend ist. Es ist dies dieselbe Gottheit, von welcher es auch bei Lucian heißt, daß sie von Scythiern und Persern unter dem Namen *Akinaki* oder *Akiri* verehrt werde. Auch *Aließe*, der König und Protector der Schmiede, genießt göttlicher Verehrung. An dem ihm geheiligten Feste weiht man ihm als Libation eine Hade und einen Hflug. Die Namen anderer Halbgöttheiten sind: *Kachatse*, *Stuska*, *Yelmische* und *Weste*. In hoher Verehrung werden auch von dem Girkassern drei Schwestern gehalten, welche die häusliche Eintracht und das gute Verhältnisse zwischen den Nachbarn beschützen und zugleich den einsamen Reisenden vor Gefahr behüten. Jeder, der eine Reise thut oder seinen Aufenthalt verandert, opfert diesem Schwesterntrio eine Gabe, sobald er sein Nachtquartier oder den Ort seiner Bestimmung glücklich erreicht hat. Zu Ende des Octobermonats wird eine Art von allgemeinem Todtenfest gefeiert. Der Donner, der jedoch keine eigentliche persönliche Gottheit ausmacht, wird von den Tschereffen sehr heilig geachtet. In dem Blitze, sagen sie, wirke ein Engel, und auf wen er sich entlade, der sei des besondern Rufes der höchsten Gottheit gewürdigt. Daher bestatten sie auch die vom Blitz erschlagenen Personen mit vorzüglicher Feierlichkeit. Auch werden nach jedem fruchtbaren Gewitterregen Dankfagungen veranstaltet, und man bittet den Engel des Blitzes, er möge bald wiederkehren und das Land besuch ten." Eine schöne und kindliche Naturpoesie! 4.

Literarische Notiz.

Der am 4. Juli vorigen Jahres zu Neapel verstorbene (1797 zu Recanati geborene) Graf Giacomo Propardi, ein sehr vertrauter Kenner der Alten, mystificirte durch Herausgabe zweier, angeblich von ihm aufgefundenen Anacreontischer Oden (Mailand 1819), deren Verf. er war, die Philologen. Auf gleiche Weise täuschte er durch seine (zu Mailand 1826 erschienene) Schrift: „*Martirio dei padri del monte Sinai*“, den berühmten Gesarti, der dieselbe allen Ernstes für das Werk eines Excentristen erkannte. 29.

*) Man vergleiche über ihn den interessanten Aufsatz des Prof. Witte in Nr. 122 und 123 d. Bl. f. 1827. D. Reb.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 45.

14. Februar 1838.

Die diesjährigen Musenalmanache.

Zweiter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 44.)

Ed. v. Bauernfeld's Gedicht: „Augsburg“, hat nur in seinem Schlusse eine Bedeutung. Nachdem er die Herrlichkeit vergangener Tage gemalt, und wie einst ein Kaiser den Becher erhoben und gesprochen:

Heil Augsburg, der freien Stadt,
Die sich Gesetz kann geben
Und sich zum Herrn nur hat,

endet das Lied so traurig als wahr und inhaltsschwer:

Todt sind die Herzen, die warmen,
Mir wird's im Herzen so bang —
Es schleichen die Gendarmen
Die leeren Straßen entlang.

Von den bekanntern Dichtern finden wir Beiträge von Deinhardstein, Egon Ebert, Fr. v. Feuchtersleben, Frankl, Fr. Palm, v. Hammer-Purgstall, Nikolaus Lenau, Manfred, Karoline Pichler, Ladislav Pyrker, J. G. Seidl und J. N. Vogl. Egon Ebert bewährt sich als Dichter; was er hier gibt, ist für diesen Almanach schön. Endlich repräsentiert seinen geachteten Gelehrtencharakter auch als Dichter würdig. Wenn die mangelnde Correctheit, namentlich die unreinen und mehr als zweifelhaften Reime fast durchgängig ein Charakteristicum der aufgenommenen Gedichte sind, so macht er eine beachtenswerthe Ausnahme. Feuchtersleben's Beiträge sind epigrammatisch von Interesse. Frankl, auch ein Dichter, bringt hübsche Sachen. Auch Kaltendbrunner's Gedichte zeichnen sich durch Correctheit aus. N. Lenau's Gedichte sind hier außerordentlich; sie athmen ganz den jarten Dichtergeist ihres Verfassers. Otto Preschler liefert hübsche Naturbilder, hier eine Erquickung. Der Veteran Pyrker findet sich durch ein artiges Compliment ab, als Resignation des Dichters beachtenswerth, der von der Kunst, die sein ernstes Leben erheiterte, Abschied nimmt. Das letzte Gedicht von Seidl ist das beste unter seinen hiesigen, unter denen von Vogl die traditionelle Ballade: „Schelm vom Berge“. Gefallen haben uns noch manche Gedichte von mindrer bekannten Verfassern (z. B. einige von Constance, von Fr. v. Hermannthal und Schleifer), hingerissen und ergriffen keines.

Ansichten und Gefühle bei lyrischen Gedichten müssen

verschieden sein; möglich, daß wir manchem Dichter, der von uns nicht genannt ward, Unrecht thaten. Der Übersetzer rechtfertigte sich durch künftige Lieber, die, für sich selbst sprechend, der Kritik nicht bedürfen, um bekannt zu werden. Aber nicht Ref. allein, auch der Kreis seiner Freunde ist diesmal darin einig, daß Manfred (Dräxler) der Preis unter den österreichischen Dichtern dieses Almanachs gebührt, und unter seinen Gedichten wieder dem „Die alte Frau“ betitelt.

Wie sich um ein alt Gemäuer
Bunderbare Sagen spinnen,
Bald, daß es nicht ganz geheuer,
Bald, daß gute Effen drinnen:

Also liegt auf alten Frauen
Oftmals etwas tief Geheimtes,
Bunderbarlich anzuschauen,
Spuren eines Zauberkreises;

Spuren einer Vorgesichte,
Die, zum Märchen jetzt verwandelt,
Noch mit halb erloschnem Lichte
Über Wang' und Lippen wandelt.

Ich, was mochten diese Blicke,
Dacht' ich heimlich oft, in Herzen
Beden nicht an süßem Glücke
Und erregen nicht an Schmergen!

Welche Glut, nicht zu verhehlen,
Wochte diesem Mund entströmen,
Stark, die Thatkraft andrer Seelen
Angusachen und zu lähmen!

Welche reich verzweigte Ranken
Des Gefühles zogen leise
Unausprechliche Gedanken,
Oft durch dieses Herzens Kreise!

Bis sie, halb mit eigner Willen,
Halb gefangen, sich ergeben,
Die Bestimmung zu erfüllen,
Die gewürfelt ihr das Leben.

Kun sie alt ist, zieht ein Mahnen
Ofters über ihre Kieme,
Wie die Geister großer Ahnen
Über eine dunkle Bühne.

Wie die ungewissen Schatten
Jener Nacht, die einst sie lüfte,
Als sie noch in Frühlingsmatten
Stand, befaß, bezwang und liebte.

Dieser trüb' und jener heiter,
Zieh'n vorüber sie in Scharen:
Eine ganze Jakobskleiter
Von verlebten Lieben Jahren.

Drum ist trüb und froh ihr Wesen
 Auch, worüber ich nicht staune;
 Statt das Räthsel aufzulösen,
 Kennt die Welt es vornehm: Laune.

Wenn es mehr Reflexion ist als Lied, so ist es eine Reflexion, die mehr als alle wirkliche Lieder dieses Almanachs in ihrer Klarheit, Innigkeit und Bilderwahrheit zum Gemüthe spricht; nichts ist hohl und erzwungen. Auch Manfred's andere Gedichte sind gut; sein „Conversationsstoff“ ein bitteres, aber treffendes Pasquill, kurz, kräftig und licht.

Der würdigen Veteranin Karoline Pichler Gedicht von der Weide und dem jungen Eichenbaume ist als Curiösität immer beachtenswerth. Ebendesgleichen sind es die poetischen Ergüsse Friedrich Palm's „Beim Tode Franz I. Kaisers von Osterreich“; sie fullen 15 Seiten. Wer die Nührung des österreichischen Volkes bei Nennung des Kaisernamens, als Franz noch lebte, kannte, wird sich über diese locale Poesie nach des Fürsten Tode nicht wundern. Die Liebe zu angeborenen Herrschern, wenn sie durch Tugenden und große Eigenschaften sich betheiligen, äußert sich auch im außerösterreichischen Deutschland erfreulich, aber diese Art der Dichtung als Ausdruck dafür scheint völlig abgekommen. Wenn dies ein Zeichen der Zeit, so ist es kein unerfreuliches; die Poesie gewinnt nichts dabei und die echte Localität ebenso wenig.

Einige Gedichte dieses Almanachs sind, wahrscheinlich ohne daß ihr unbekannter Verfasser dies gahnt, zu großer, aber trauriger Celebrität gekommen. Die Geschichte von der Wirkung der Pseudo-Pseudo-A.-Grün'schen Poesien ist allen Lesern bekannt. Ihr innerer Werth macht darauf keinen Anspruch. Nur auf den ersten Blick konnten sie für Producte des echten Anastasius gelten; sie sind nur Sprachnachahmungen seiner Manier, übrigens harmlos. Ob der echte Grün nöthig gehabt, deshalb zu protestiren, wie er gethan, die erste Frage in dem unerspriesslichen Streite, ist um so weniger unbedingt zu seinen Gunsten zu entscheiden, als er mit vollen Ehren neuerl Manfred Platz nehmen können, und auch sein Kampfgenosse Nikolaus Kenau keinen Anstand genommen, und nicht mit seinem Schlechtesten, hier vorzutreten. Aber diese erste Frage verschwindet gegen das Gewicht der folgenden, welche den Streit in ganz andere Regionen spielen.

Erlanger Musenalmanach. Herausgegeben von Friedrich Rückert.

Wer kennt die Dichter C. M. Winterling, J. M. Meyer, Heinrich Puchta, Gottlieb Zimmermann, Leopold Stein, Wilhelmine v. Braun, Johann, Adam Seuffert, Friedrich Güll und verschiedene noch unbekanntere? Friedrich Rückert kennt sie und hat mit ihren Gedichten einen „Erlanger Musenalmanach“ gemacht. Er rechtfertigt sich selbst darüber:

Zur Weltliteratur, die nun sich bildet
 (Alle sprechen es nach, was Goethe vorschreibt),
 Scheinen künftig erforderlich vor allem
 Europäische Musenalmanache.
 Eng und dörftig ist ein besonderer deutscher.
 Doch zur Seite des allgemeinen deutschen

Wachsen, wuchern und tauchen auf wie Blasen,
 Jede Messe zerplagend und verschwindend,
 Deutschlandschastliche Musenalmanache.
 Dies zur Spitze zu treiben und den Unfug
 Boll zu machen, bist du bestimmt, Erlanger.

Nachdem er in wichtigen Schlüssen die Berechtigung der Erlanger vertheidigt hat, ihren eignen Musenalmanach zu haben, schließt er zur Beruhigung des Publicums mit Folgendem diesen humoristischen Prolog:

So zusammen mit Größtem hängt das Kleinste,
 Mit Weltliteratur hier das Erlanger
 Almanachelchen, das wir euch empfehlen.
 Zur Empfehlung gerich' ihm dies vor Allem,
 Daß bescheidenlich es verspricht, sein erster
 Jahrgang, wenn ihr's erlaubt, sei auch sein letzter.

Wo das Ganze als ein Scherz von den Urhebern betrachtet wird, hat die Kritik ihr Recht auf das Einzelne verloren. Der Prolog ist, wenn nicht das einzige Gute, doch das unbedingt Beste im ganzen Buche. Wir freuen uns, dem Dichter Rückert wieder in einer heitern und großartigen Selbstironie zu begegnen. Alles Ubrige — wofür seinen Zittichen bedeckt. Respect vor Dem, was Rückert beschützt; er wird seine Gründe haben. Unter den Gedichten von Heinrich Puchta hätte eines: „Die zwei Vater“, wol durch sich selbst Bedeutung, wenn man einen bescheidenen Maßstab anlegt. Auch Lieder von Todten, „Aus dem Nachlasse des Superintendenden Hohnbaum in Rodach“, werden mitgetheilt; ein vom Herausgeber schon früher durch das Jöyll „Rodach“ gefeierter Dichter, welcher schon 1774 dichtete (der Nachlaß enthält Proben davon) und auch noch 1820 Freundinnen und Freunde anfang; gewiß ein Ehrenmann und als solcher bedauernder denn als Poet. Zum Schlusse gibt Rückert selbst einige brahmanische Fabeln. Wenn die Voraussetzung des Prologus eintritt, so wünschen wir dem „Erlanger Musenalmanach“ eine friedliche, unangefochtene Ruhe.

Was der Redacteur eines dieser Musenalmanache zu einem Freunde gesagt, will ich mittheilen. Aber wer so vie: Gedichte hintereinander las, fühlt sich selbst poetisch angeregt, und unwillkürlich sind Worte zu Briesen geworden; ob die Form ursprünglich mir gehört, oder nur ein Nachhall des Vielen ist, was noch in den Ohren klingt, bleibe dahingestellt —:

Heuer kamen ohne Enden
 Lieder, sagt' er, von Studenten,
 Übers Jahr da kämen, ahn' er,
 Noch viel mehr von den Primanern.

20.

Wildeshausen, in alterthümlicher Hinsicht, von G. W. A. Oldenburg und J. P. E. Greverus. Mit einer lateinischen (aus dem 9.) und zwei deutschen (aus dem 14. Jahrhundert), bis dahin noch nicht gedruckten Urkunden, einer Karte und drei Tafeln in Steindruck. Zweite, vermehrte Ausgabe. Oldenburg, Schulze. 1837. 8. 20 Gr.

Ein überraschend angenehmes Licht wirft obige Schrift auf eine bisher dunkle Gegend unserer vaterländischen Geschichte, auf den Stamm- und Wohnsitz des alten Sachsenstammes Wit-

teind. Wilbeshausen, ein unweit Bremen und Oldenburg im-mitten Haien und Mooren gelegenes oldenburgisches Städtchen, erweckte durch seinen alten Burgberg, durch die nahegelegene, aus Erdwällen bestehende Arleburg und durch eine große Zahl von Steindenkmalen und Grabhügeln ringsum in der Gegend, wodurch es sich als den alten Hauptort eines verschwundenen, bedeutenden Volksstammes und seines Häuptlings ankündigte, die Aufmerksamkeit der auf dem Titel genannten Alterthumsforscher, deren Resultate nun hier vollständiger als früherhin im ersten Hefte der „Westphalia“ (Klinden 1828) mitgetheilt werden.

Schon wenn man die oben angegebenen Merkwürdigkeiten der Ortschaft anschaut, kann man nicht zweifeln, es sei in dieser abgelegenen Gegend einst der Sitz eines Heldestammes und seines Häuptlings zu suchen und zu finden. Die zahlreichen altgermanischen Steindenkmale und Grabhügel weisen darauf hin. Wir erinnern uns hierbei Dessen, was Tacitus im sechsten Buche seiner „Germania“ meldet, daß unsere Vorfahren die in der Schlacht gefallenen Krieger mit sich fortführten, um sie daheim ehrenvoll zu bestatten. Besonders wird dieses auch mit Denen geschehen sein, welche zum Geleite des Heerführers gehörten. Die Felder aber, auf denen Mittelkind mit Karl dem Großen kämpfte, sind nicht allzu weit von Wilbeshausen abgelegen. Nun kommt, um die Vermuthung, daß Mittelkind hier seinen Stammsitz gehabt, der historischen Gewißheit wenigstens anzunähern, hinzu, daß — laut den beigelegten Urkunden, zu denen auch Bruchstücke des alten Stadtrechtes gehören — Mittelkind's Enkel Walbrecht oder Walbert, der seine Jugend an Kaiser Lothar's, des Sachsen, Hofe verlebte hatte und nachmals Graf des frühern, großväterlichen Bezirkes war, eben hier zu Wilbeshausen zu seinem, seiner Gemahlin Altburgis und seiner Ältern Seelenheil eine Kirche erbaute und (872) ein collegium canonicorum, das späterhin nach Wehra verlegt worden ist, stiftete und mit ansehnlichen Gütern und Zehnten begabte. Da wir nun die nächsten Nachkommen Mittelkind's mit historischer Gewißheit in Wilbeshausen finden, so wird es um so wahrscheinlicher, daß Mittelkind selbst, wenigstens zu Zeiten, hier gewohnt habe. Ja, er soll, nach der Sage, nachdem er sich mit Karl dem Großen vertragen und Christ geworden, sich ganz nach Wilbeshausen zurückgezogen haben, woselbst er aber nicht gestorben und begraben ist, sondern bekanntlich zu Engern in Westfalen. Nach den Verfassern vorliegender Schrift stammt das altächsische Kaiserhaus, das herzoglich oldenburgische und das fürstlich lippe-sche Haus von Mittelkind ab. Noch Kaiser Otto III. hielt öfters zu Wilbeshausen Hof. Die Abstammung des braunschweigischen Hauses von Mittelkind läßt sich zwar nicht gründlich nachweisen, doch ist es bemerkenswerth, daß die Herzöge von Braunschweig bis in das 13. Jahrhundert das Patronatrecht über das Stift zu Wilbeshausen geübt haben.

Nun noch ein Wort über die Alterthümer der Gegend. Die Steindenkmale (sogenannte Hünenbetten) befinden sich theils über der Erde, theils sind sie mit Erde bedeckt. Einige derselben sind mit einer länglichen, von aufrecht stehenden Granitsteinen gebildeten Mauer umgeben, andere liegen frei in der Erde. Der größte dieser Steinringe ist 125 Schritte lang und 8 breit, enthält 100 Granitblöcke, deren manche fast 10 Fuß erheben. In einem Ende des Ringes befinden sich Grabhöhlen, bedeckt mit Steinen. Betreffend die Todtenhügel, so kommen sie theils in Gruppen, theils zerstreut vor. Ob die Sage, daß Karl dem Mittelkind auch auf diesem Felde eine Schlacht geliefert habe, Wahrheit heiße, steht dahin. Manche dieser Grabhügel haben 10—15 Fuß Höhe und 100—300 Fuß im Umfange. Im Innern dieser Hügel findet man zuweilen kleine Urnen, sondern fast allen einen gepflasterten, mit einer zwei Fuß hohen, halbkugelförmigen Mauer von Feldsteinen umgebenen, mit Kohlen bestreuten Boden. Zuweilen ist diese Mauer nach oben hin gewölbt, oben geöffnet, ohne Kitt und Mörtel künstlich zusammengefügt.

Meistens trifft man Todtenurnen in diesen Hügel an.

Sie sind zuweilen kreisförmig um eine in der Mitte aufgestellt. In den höhern Hügel, vielleicht gemeinamen Grabstätten von Ortschaften oder Familien, findet man auch wol zwei Ragen Urnen übereinander. Die Urnen selbst sind von sehr verschiedener Form, Höhe und Verzierung. Die sorgfältig gebildeten trifft man in den Steindenkmalen an. Nur an einer einzigen Stelle hat man unter einem Granitblock und zwei darüber stehenden Urnenreihen ein vollständiges, aber nicht mehr zusammenhängendes Geripp (wol also aus einer dem Verbrennungsgebrauch vorangegangenen Zeit) gefunden, auf dessen Brust Pfeilspitzen aus Feuerstein, eine eiserne Nadel, eine eiserne Lanzenspitze und ein spiralförmig gewundener eherner Drath lagen. Zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb den Urnen findet man Pfeilspitzen aus Feuerstein, Keile und Streitärte aus demselben Material oder aus Feldstein, Speerspitzen aus Erz, mancherlei Nadeln und Schmuck, z. B. Bernsteinkorallen mit Löchern, verschiedene Glasmosaikkorallen, spiralförmig gewundenen Goldbrath u. dergl. Auch ein zwei Fuß langes, zwei Zoll breites, zweischneidiges, in drei Stücke zerbrochenes eisernes Schwert hat man gefunden. In den besondern Merkwürdigkeiten gehört der Handgriff eines Dolches, am obern Ende mit einem zierlich gezeichneten nackten Frauenbilde geziert; ein sorgfältig gearbeitetes Gerath aus Kupfer, zusammengesetzt aus fünf Rollen, einem Flaschenzuge gleichend; eine 6 1/2 Zoll hohe menschliche, nackte Figur aus Erz, in aufrechter Stellung, mit freien Gliedmaßen und gekrümmten Ellenbogen, als ob sie etwas trüge; Beine, Finger und Daare sind durch Einschnitte angedeutet. Endlich ist noch eine kleine Silbermünze zu erwähnen, mit verwickelten orientalischen Schriftzügen, oben durchbohrt. Die Karte des wilbeshäuser Bezirkes, enthaltend die Fundörter, sowie die Steindrucktafeln mit Darstellungen der antiquarischen Gegenstände sind sauber und genau gearbeitet.

46.

Charakteristik George Washington's.

Jefferson, selbst ein großer Mann, der mit Washington länger als dreißig Jahre im freundschaftlichsten Verkehr lebte, ihn genau kannte und so oft Gelegenheit hatte, ihn in den verschiedensten Lebenslagen zu beobachten, schildert ihn folgendermaßen:

Washington's Geist war groß und mächtig, ohne darum in die oberste Classe zu gehören; er besaß einen durchdringenden Verstand, dem es jedoch an der Schärfe eines Newton, Bacon oder Locke fehlte; so weit aber sein Blick reichte, so weit reichte auch seine höchst gesunde Urtheilskraft. Er faßte, da er geringe Erfindungsgabe und wenig Phantasie hatte, nur langsam einen Entschluß; alsdann aber war derselbe unumstößlich. Im Kriegsrathe hörte er mit der größten Geduld alle Bemerkungen und Einwendungen an, welche seine Officiere zu machen hatten, nahm sich dann das Beste heraus, und nie hat wol ein Feldherr seine Pläne sorgfältiger entworfen und reiflicher durchdacht als Washington. Wurden ihm aber dieselben während der Schlacht gestört, oder trat unvermuthet ein Umstand ein, welcher eine andere Anordnung nothwendig machte, dann fand er sich nur mit Mühe zurecht. Die Folge davon war, daß seine Operationen in freiem Felde manchmal mißlangen, nie aber, wenn er es mit einem Feinde zu thun hatte, der irgend einen festen Punkt besetzt hielt, z. B. Boston oder York. Persönliche Furcht kannte er gar nicht, und in der gefährlichsten Lage blieb er kalt und unerschütterlich. Seine hervorragenden Eigenschaften waren Klugheit und Umsicht; nie handelte er, bevor nicht jeder Umstand und jedes Verhältniß, worauf irgend etwas ankam, von ihm reiflich in Überlegung gezogen worden waren. So lange er noch eine Spur von Zweifel in sich trug, zauderte er; hatte er sich aber einmal entschieden, so drang er auch durch, ohne sich an irgend ein Hinderniß zu kehren. Seine Schwachheit war durchaus unbedeutend, seine Schwachheiten die unbedeutendsten, die mir je vorgekommen sind; Keineswegs Rück-sicht auf Verwandtschaft, Freundschaft oder Haß und Abneigung kam bei ihm irgend in Betracht, oder konnte ihn wankend machen.

Er war wahrhaftig und im vollsten Sinne des Wortes ein Bester, ein guter und ein großer Mann. Sein Temperament war von Natur reizbar und aufbrausend, allein durch Nachdenken und festen Willen hatte er gelernt, es zu bemessen; brach es jedoch einmal durch, dann war er in seinem Zorn furchtbar. In seinen Selbstaufgaben war er genau, dabei aber sehr freigebig, wo es darauf ankam, das öffentliche Wohl zu fördern; Projectenmacher und Menschen, die seiner Theilnahme unwürdig waren, hatten von ihm nichts zu hoffen. Sein Herz war in seinen Buneigungen nicht sehr warm; aber er wußte, jeden Mann nach seinem wahren Werthe zu schätzen und versagte Niemanden die Achtung, auf welche derselbe begründete Ansprüche hatte. Von Person war er sehr häßlich, seine Gestalt vollkommen regelmäßig gebaut, seine Haltung angezwungen, sein Anstand edel; einen bessern Reiter und einen schöneren Mann zu Pferde hat es bei seinen Lebzeiten gewiß nicht gegeben. Wiewol er im Kreise seiner Freunde, wo er ungefährdet alle Zurückhaltung bei Seite legen konnte, großen Antheil am Gespräch nahm, so gingen doch alle seine Redetalente nicht über das Mittelmäßige hinaus, und er besaß weder große Ideenfülle noch Redefluß oder Gewandtheit. Wenn er öffentlich auf Einwürfe antworten mußte, dann war er verlegen, sprach kurz und abgebrochen. Dagegen schrieb er höchst gewandt, wiewol etwas weitschweifig, aber in leichtem und sehr correctem Style, den er sich durch seinen vielfachen Verkehr mit der Welt erworben und angeeignet hatte, denn seine Erziehung war durchaus nicht auf Wissenschaften gegründet gewesen. Er konnte nur lesen, schreiben und rechnen; in spätern Jahren lernte er etwas Mathematik und trieb Feldmessen. Er war immer in Thätigkeit, las wenig und nur Werke über Ackerbau und englische Geschichte. Seine Correspondenz war natürlich eine sehr ausgedehnte; sie und das Buchhalten über seine Landwirtschaft nahmen den größten Theil seiner Ruhe zu Hause in Anspruch. Sein Charakter war durchweg ein vollendeter, er hatte auch nicht eine einzige able Seite, und man kann mit Wahrheit sagen, daß Natur und Glücksumstände nie besser zusammengetroffen sind, um einen Mann groß zu machen, der es so zu sein verdient hätte wie er, und der seinen Platz besser auszufüllen verstand. Denn es war seine Bestimmung und sein Verdienst, daß er die Streitkräfte seines Vaterlandes in einem gefährlichen Kriege führte und die Unabhängigkeit fest begründete half; daß er die Beratungen zu lenken hatte, als die Regierung noch in ihrer Kindheit war, als neue Grundzüge und neue Formen aufgestellt wurden, und daß er sie so lange leitete, bis Ruhe und Festigkeit hergestellt waren; und dabei blieb er während seiner ganzen Laufbahn aufs allerstrengste dem Geseze unterthan, und zwar in einem Maße, wie die Geschichte wol so leicht kein anderes Beispiel aufzuweisen haben dürfte.

47.

Aus Italien.

In Italien ist es Sitte, daß berühmte Prediger für die Fastenzeit Einladungen von den größern Städten erhalten wie die Sängereinen für die Theater zum Carneval. Einer der gefeiertsten Prediger ist jetzt Abate Giulio Barbieri, der in Mailand, Florenz, Mantua und Padua mit gleich inniger Erwähnung gehört ward. Diesen Städten sind die Predigten gewidmet, die nun unter dem Titel: „Orazioni quaresimali ed altre nuove opere del abate prof. Gio. Barbieri“, in Mailand bei Ballarbi in vier Großbuchegebänden 1836—37 gedruckt erschienen sind und durch die ruhige Prüfung gewinnen. Denn wie sein verhältnißlich milder Sinn es mit sich bringt, sucht Professor Barbieri durch Überzeugung für die Lehren, durch Hinweisen auf Gottes Güte für die Tugenden zu gewinnen, die in einem gottgegebenen Herzen am sichersten keimen. Mit einstimmiger Anerkennung sprechen die italienischen kritischen

Monatsschriften von dem Werthe dieser wahrhaft christlichen Predigten, wagen aber nur zaghaft dem Redner wegen des Muthes zu loben, daß er die Stellen der Schrift nicht mit den Worten der Vulgata, sondern in einer einfachen, den Sinn treu wiedergebenden Übersetzung anführt. Wie ein Dahn über Kahlen eilt die „Biblioteca italiana“ z. B. über die kgl. Frage hinweg, ob es vor einer christlichen, aus Frauen und Männern zusammengesetzten Gemeinde nicht gradezu absurd sei, den Schatz der göttlichen Lehren in unverständliche Worte grabt in dem Augenblicke zu verschließen, wo durch Berufung und Verweisung auf ihn seine Wirklichkeit erweitert werden soll. Weder in Frankreich noch selbst in der Erzbischofskathedrale Köln würde ein Kritiker einen Augenblick Anstand nehmen, aus mehr als einem Grunde zu fordern, daß, wenn einmal gepredigt werde, so gepredigt werden müsse, daß Jeder aus der Gemeinde, auch der Schwächste am Geiste, wenigstens in der Sprache kein Hinderniß finde, vollständige Belehrung und Tröstung dort zu suchen. Man würde sich selbst nicht scheuen, auf den heidnischen Eleers sich zu berufen, der für Redner — und das sollen doch Prediger sein, wenn auch nicht Schönredner — die Vermeidung fremder Worte schon empfiehlt, an ganze Sprüche aus einer fremden Sprache aber noch viel weniger denken möchte. Aber wie viele Prälaten, Cardinäle, selbst Päpste möchte der mailänder Kritiker im Sinn haben, als er mit so großer Vorsicht seine Meinung über das einzig Rechte zurückhielt? Und Deutschland scheint eine solche Zurückhaltung fast schimpflich; aber lebt man hier, so lernt man begreifen.

Vielleicht hatte man einen ähnlichen oserischen Zweck, als man durch die Pressen der „Società tipografica de' Classici italiani“ die dem Auslande fast nur noch durch das Wörterbuch der Gracis bekannten „Opere del P. Paolo Segneri della Compagnia del Gesù“ zu Mailand 1837 wieder druckte. Oder sollte man meinen, daß die Kanzelpolemik, die Barbieri in seinen Vorträgen umsichtig vermied, ohne die Erneuerung solcher Bilder nach und nach aussterben könnte? Wie eifrig ist man jetzt selbst im Vatican bemüht, dieser Besorgniß vorzubeugen. Inlandum —

Leibniz's „Systema theologicum“, das man in Paris 1819 aus einer aus Wolfenbüttel mitgenommenen Handschrift herausgab, hat man in Venedig von Seiten der Pia associazione unter dem Titel: „Testimonianze del Leibnizio in favore della religione cattolica. Versione dell' abate Ant. Visentini (Venedig 1836)“, herausgegeben, der Partei schwerlich dadurch einen Gefallen erzielend, die eine apriorische Begründung des Glaubens stets der geschichtlichen nachsetzen läßt.

Ein Werk des kürzlich verstorbenen Abate Antonio Rosmini Serbelli: „Nuovo saggio sull' origine delle idee“ (2 Bände, Mailand 1836—37), erregt durch seine Aufgabe Theilnahme bei den Italienern; für das Ausland wird das Buch darum wichtig erscheinen, weil es zeigt, auf welchem Standpunkte die philosophische Analyse bei Denen stehen geblieben ist, die nach innerm und äußerem Verufe sich mit Speculation abgeben, und wie schwer es hält, daß sie von den wichtigern Erscheinungen der Wissenschaft auch nur geschichtlich-genaue Kunde erhalten. Leider scheinen Seminaristen und Collegien, wo der Cursus der Philosophie, wie man es nennt, mit sehr unweisen Denkern durchgemacht wird, nicht ohne Einfluß auf viele der ernstesten Wissenschaft gewidmete Lehrbücher zu sein. Macheit, im popularsten Sinne des Wortes, ist die wesentlichste Aufgabe; man überzeuge sich durch die „Elementi di filosofia dell' abate Pietro Pagnani“ (2 Bände, Mailand 1836), oder die „Ideologia di don Pietro Bottura“ (Bari 1835) und den „Corso di filosofia del sacerdote ven. Ant. Giusti“ (Venedig 1836), die man in Deutschland vielleicht Denklehren für die Jugend würde genannt haben.

6.

Donnerstag,

Nr. 46.

15. Februar 1838.

Ideale der Kriegsführung, in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. Von dem Generalleutnant v. Poffau. Mit Karten und Plänen. Erster Band bis dritten Bandes erste Abtheilung. Berlin, Schlesinger. 1836—37. Gr. 8. 13 Thlr. 12 Gr.

Erster Artikel.

Dieses, dem Kronprinzen von Preußen gewidmete Werk gehört zu den wichtigern Erscheinungen der Militärliteratur. Es ist folgender Ausspruch Napoleon's, der den Verf. zur Bearbeitung seines Werkes veranlaßt hat:

Faites la guerre offensive comme Alexandre, Annibal, César, Gustave Adolphe, Turenne, le prince Eugène et Frédéric; lisez, relisez l'histoire de leurs quatre-vingt huit campagnes, modelez vous sur eux; c'est le seul moyen de devenir grand capitaine, et de surprendre le secret de l'art: votre génie, ainsi éclairé vous fera rejeter des maximes opposées à celles de ces grands hommes.

Es ist insbesondere der Gedanke: „Modelez vous sur eux!“ in welchem dem Verf. das Geheimniß der Feldherrnabildung zu liegen scheint. Wie diesen inhaltschweren Worten zu entsprechen sei, setzt der Verf. in der Einleitung auseinander. Napoleon's Absicht war nach der Meinung des Verf. nur, uns auf die Fährte zu führen; weiter bringt er uns nicht, weil dies kein Sterblicher vermöge; er sagt uns aber, mit welchen Augen wir sehen sollen, und dies ist, recht verstanden, sehr viel. Derjenige würde Unrecht haben, der die Forderung Napoleon's, daß man den Angriffskrieg so führen solle wie Alexander u. s. w., für übertrieben betrachten wollte. Es ist nämlich immer und unablässig von einer und ebenderelben Kraft die Rede, welche zwar in unzählbaren Gestalten erscheinen und sich nach den Begebenheiten modificiren kann, immer aber in sich selbst den festen Punkt gefunden hat, auf welchen gestützt, sie das Unmöglichkeitkeitsende aus seinen Angeln zu heben und dem Glücke die Handhabe zu schaffen vermag, durch welche die günstige Wendung einer Unternehmung befördert werden kann.

Von solchen richtigen Grundätzen ausgehend, wendet sich der Verf. zu den im Eingange genannten erhabenen Vorbildern, indem er versucht, in ihren entscheidenden Thaten jene Kraft zu erforschen, was das wahre Feldherren Art, zu sehen, zu urtheilen und auszuführen, ausfindig zu machen. Die Hülfsmittel, die eigentlichen Geheimnisse zu verdeutlichen, durch welche jene großen Feld-

herren gewirkt haben, ist der Zweck des vorliegenden Werkes und zugleich der Standpunkt, aus welchem es betrachtet werden muß.

Welche Zeit aber auch zwischen den größten Feldherren, deren Thaten hier betrachtet werden, liegen mag: immer bleiben es dieselben Eigenschaften, durch die sie groß wurden. In diesem Sinne gibt es weder Altes noch Neues, und die Feldzüge von Alexander an bis auf Napoleon herab gewähren dasselbe Interesse und erregen dieselbe Theilnahme, aber freilich nur Demjenigen, der die Ursachen ihrer Kraftäußerungen zu ergründen versteht und sich nicht darauf beschränkt, die Geschichte der großen Weltbegebenheiten wie eine Flugschrift zu durchlaufen. An eine Aehnlichkeit der Ereignisse ist nicht zu denken, daran hindert die unendliche Mannichfaltigkeit der Umstände. Napoleon hat die Unabhängigkeit der Kunst des Feldherren scharf ins Auge gefaßt; grade deshalb sind seine Worte der höchsten Beachtung werth.

Es scheint Zeit zu sein — so schließt der Verf. seine gehaltvolle Einleitung —, diese Gedanken den Zeitgenossen mitzutheilen, damit sie nicht vergessen mögen, den Steuermann über das Schiffsvolk zu setzen, welches vortrefflich sein und besonnengeachtet untergehen kann, wenn der Steuermann untauglich ist.

In chronologischer Reihenfolge gibt uns nun der Verf. abgerundete Skizzen des Lebens und Wirkens der sieben großen Feldherren, wobei er selbst auf Vollständigkeit verzichtet und nur die lichten Punkte heraushebt, während die Geschichte als Leitfaden dient.

Den Anfang macht er mit Alexander dem Großen. Als Quellen dienten ihm Arrian, Curtius und Droysen's neueres Werk. Die Übersicht wird durch eine Operationskarte erleichtert. Auf 105 Seiten werden die charakteristischen Hauptzüge aus Alexander's Leben herausgehoben. Eine ausführliche Kritik würde dem Zwecke und dem Umfange dieser Blätter nicht entsprechen und blüht daher den militärischen Zeitschriften überlassen; dagegen wollen wir auf die dem Verf. eignen Urtheile in Kürze aufmerksam machen.

Nach einer einfachen und klaren Darstellung der Feldzüge Alexander's geht der Verf. auf eine kurze Analyse derselben über. In Alexander findet er das Übergewicht mehr auf Seiten des Willens. Wo es auf Combination verwickelter Umstände ankam, führte ihn sein Scharfsinn

selten irre. Für den Soldaten, besonders für den Anführer ist es merkwürdig, daß das Glück sich öfter für das Übergewicht des Willens als für das eines penetranten Urtheils erklärt. Beim Übergange über den Granikus fand dies offenbar statt: ein behutsamer Strategie würde gewaltig gezauert und dadurch den ersten Eindruck verfehlt haben. Bei Issus war durch Alexander allerdings ein Fehler vorübergegangen, allein das Glück machte ihn zur Ursache des Unterganges seiner Feinde. Bei Arbela wirkte beides, Urtheil und Willen, auf die kraftvollste Art; beim Hydaspes dergleichen. Die Anlage, die Einleitung und die Ausführung der indischen Expedition zeigen den Geist Alexander's im vollem Glanze. Er entwickelt bei derselben tiefe Penetration, ungewöhnliche Thätigkeit, ein persönliches Handanlegen; er sieht weit voraus und trifft großartige Anstalten, kurz, er erscheint als ein Feldherr ersten Ranges. Die Schlacht am Hydaspes war seine letzte große That. Zwar tragen seine weiteren Unternehmungen immer noch den Stempel des Genies an sich; nur zeigt er sich von diesem Zeitpunkte an bis zu seinem nicht mehr weit entfernten Tode mehr als ein Monarch, der seine Herrschaft befestigen und für den Flor seiner Länder sorgen will, denn als Feldherr. Daß er für die Fortdauer seiner ungeheuern Monarchie nicht mehr die notwendigen Vorkehrungen treffen konnte, darf nicht ihm, sondern muß dem Schicksale zugeschrieben werden.

Die Art, auf welche der Verf. seinen Helden als Feldherrn darstellt, aus den Thaten auf dessen Denz- und Handlungsweise schließt und seine Operationen strategisch und taktisch analysirt, verdient den Beifall aller Kenner.

Hannibal's kriegerisches Wirken beschreibt der Verf. auf 181 Seiten. Als Quellen führt er Polyb, Plutarch und das „Leben Hannibal's“ von Berner, ferner Vaudoncourt's „Histoire des campagnes d'Hannibal en Italie“ an. Daß er den Letztern mit seinen Taufnamen Frédéric Guillaume und bei dem Familiennamen gar nicht nennt, könnte zu Irrthümern Veranlassung geben, auch dürfte auffallend erscheinen, daß Livius gar nicht benützt wurde. Eines zweiten Mangels müssen wir erwähnen: es fehlt nämlich an allen Jahreszahlen.

Hannibal's Zug über die Alpen anlassend, so folgt der Verf. den Angaben des Generals Melville, welcher diesen Weg 1819 mit dem Polyb in der Hand bereiste. Derselbe ging über Roquemaure, Orange, Montélimart und Valence bis zur Isère, ferner über Bourgoin, Rouffe, St.-Genix, Chevelu, Chambery, Montmeilan, Conflans, Moutier, Scez, den kleinen Bernhard, und von da in die Ebene des Po. Der Weg durch die Gebirge betrug dreißig deutsche Meilen und ward in funfzehn Tagen zurückgelegt. Über die Schlacht an der Trebbia sagt der Verf., der Consul Sempronius habe dem Gegner durch seine Fehler den Sieg ungemein erleichtert, besonders durch die ungeschickte Verwendung seiner Reiterei. Die Schlacht am thrasimener See ermangelt der Klarheit. Der Verf. muß dies selbst gefühlt haben, weil er die

Nothwendigkeit eines Planes des Schlachtfeldes heraushebt, ohne jedoch einen solchen zu geben. Die Schlacht bei Cannä ist ausführlich dargestellt; aber der Tadel, daß Hannibal nicht unmittelbar nach derselben auf Rom marschirte, scheint bei dem gänzlichen Mangel aller Beweggründe, welche ihn hiervon abhielten, nach 2000 Jahren kaum hinreichend motivirt werden zu können. Ein so kräftiger, einsichtsvoller Feldherr wie Hannibal muß gewichtige Gründe seines Handelns nach der Schlacht bei Cannä gehabt haben, wenn gleich wir dieselben nicht mehr auffinden im Stande sind.

Der ewig merkwürdige Zug des Consuls Claudius Nero, welcher zur Schlacht bei Sena führte und den Livius so meisterhaft beschrieben hat, erscheint in der Darstellung des Verf. nicht gehörig gewürdigt. Ref. kennt keine Operation der alten und neuen Zeit, die in gleich hohem Grade die Bewunderung aller denkenden Militärs verdient. Die Schlacht bei Zama stellt der Verf. nur in einem skizzirten Umriss dar und eilt sofort zum Schlusse. Überall sahen wir Hannibal mit Verschlagenei seine Plane entwerfen und sie unter Benützung der Fehler seiner Gegner oft mit List ausführen. Er legte ihnen Fallen, er war ein Liebhaber von Hinterhalten, und man kann sagen, daß er den größten Theil seiner Erfolge diesen Eigenheiten zuschreiben hatte. Es findet sich fast keine Spur, daß er seine Absichten Andern mittheilte oder darnach verlangte. Dabei erscheint er rasch zur That, aufgelegt zum Angriffe, seine Person für nichts achtend, von dem Soldaten die Möglichkeit fodernd, im höchsten Grade thätig und feurig im Kampfe, aber niemals unüberlegt.

Das Charakteristische Hannibal's im Vergleich mit Alexander scheint dem Verf. darin zu liegen, daß er, bei gleich kräftigem Willen, durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage dazu veranlaßt, sich mehr der Schlauei als der offenbaren Gewalt hingab, um seine stets im Auge gehaltenen Zwecke zu erreichen. Hannibal's meisterhafte Feldzüge gehören in das Gebiet der angreifenden Vertheidigung; er war unaufhörlich der Schwächere und nahm deshalb zur List seine Zuflucht. Seine Lage formte ihn nach den Bedürfnissen, er war für sie geboren, und es fragt sich, ob er bei größern Streikkräften auf geradem Wege erlangt haben würde, was er durch die Kunst erreichte. Er ist durch Stellung und Neigung der Gegenseit von Alexander und gelangte auf ungebahntem und seit jener Zeit nicht wieder mit gleichem Talente verfolgtem Wege an das Ziel seiner Größe.

Der Verf. wendet sich nunmehr zu Cäsar, dessen Feldzüge er auf 510 Seiten beschreibt. Als Quellen hat er Cäsar's „Commentarien“, deren Uebersetzung von Turpin de Criffé und die Werke des Quintus Scyllus benützt. Zur Verdeutlichung der Operationen ist eine Übersichtskarte beigegeben. Auch hier tritt der Mangel aller chronologischen Angaben störend hervor; der Leser erfährt nicht, zu welcher Zeit Cäsar gelebt, noch wann er den gallischen Krieg begonnen und beendet hat. Ebenso verhält es sich auch mit den folgenden Kriegen. Wer sich

daher in dieser Beziehung orientiren will, dem ist noch ein zweites Werk nothwendig; ein erschwerender Umstand, der so leicht hätte vermieden werden können.

Neben den großen Anlagen, welche Cäsar von der Natur erhalten und mit großem Fleiße ausgebildet hatte, regte sich in ihm frühe der Hang zur Selbstständigkeit, dann zur Unabhängigkeit und endlich zur Herrschsucht. Sein Plan, den er mit Consequenz verfolgte, ging dahin, um jeden Preis vorwärts zu kommen, sich emporzuschwingen, Mitbewerbern die Wege zu versperren und die Volksgunst auf seine Seite zu bringen. Alle Mittel waren ihm dazu gleichgültig. Er suchte sie in äußern angenehmen Formen, in Entfaltung seiner bedeutenden Talente, selbst in Verschwendung über seine Kräfte, überzeugte, daß ihm vervielfacht wiedergegeben werden müsse, was er als eine bloße Auslage, als ein Mittel zum Zwecke betrachtete.

Cäsar hielt die Menschen für Werkzeuge, deren sich der Mächtiger zur Förderung seiner Absichten bedienen kann. Hiernach schloß er seine Verbindungen und maß Belohnungen und Strafen ab. Ihm war in hohem Grade die seltene Kunst eigen, die Zuneigung seiner Truppen zu erwerben, ohne dadurch im Geringsten an Autorität zu verlieren. Er zeigte die größte Sorgfalt für sie, kleidete sie gut und begünstigte den Luxus an schönen Pferden und prächtigen Waffen. Mit den Soldaten unterhielt er sich freundlich, gestattete denselben, wenn er nicht in der Nähe des Feindes war, alle Arten von Vergnügen und äußerte die lebhafteste Theilnahme an ihren Unfällen. Dafür war auch die Hingebung und die Begeisterung seiner Soldaten für seine kriegerischen Unternehmungen unbegrenzt.

Im Dienste zeigte sich Cäsar alsdann am strengsten, wenn er den Feind nahe vor sich hatte; dann verlangte er grenzenlose Thätigkeit und ließ den Truppen keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht, in jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter. Den Schwachmuth, der ihm in einigen Fällen vorkam, behandelte er mit Verachtung. Im höchsten Ansehen stand bei ihm und seiner Armee die Benennung: Soldat. Bei begangenen leichten Fehlern war er sehr nachsichtig und rügte sie auf gelinde Weise; lag aber irgend etwas zu Grunde, das dem eigentlichen kriegerischen Geiste entgegen war, insbesondere bei Anführern, so entzog er diesen sein Vertrauen. Harte Strafen, besonders Lebensstrafen, hat Cäsar bei seinem Heere selten nöthig gehabt; Ausstoßung oder Cassation war die strengste. Die Meuterei erschien ihm am strafwürdigsten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Weltreiche zu Anfang des Jahres 1837. Eine Bilderreihe von L. M. Fouqué. Halle, Anton. 1837. 8. 6 Gr.

Es hat beinahe etwas Rührendes, den alten, wohlbekannten Nordlandsbären, lange Zeit der Frauen Bewunderer und von den Frauen bewundert, aus mehrjährigem Schlummer plötzlich aufwachen zu sehn und wieder in die Kier stürmen zu hören,

welche durch so lange Zeit vollkommene Stimmung gehalten hat und ganz dieselben Lüne wieder anschlügt, welche Anno 1810 die Welt, die Notabene damals an bedeutende Prosa gewöhnt war, entzückten. Der Mann, den wir längst jam rudo donatum glaubten, hat nichts verlernt und vergessen, und sein Schwert, sein Wort schlägt noch grade dieselben unblutigen Wunden, vor welchen die Cäsarenheere von 1813 sich keinen Augenblick gefürchtet haben. Das Wichtigste, was wir aus diesen Blättern erfahren, ist daß Dr. v. F. jetzt in Halle wohnt und dort ZeitungsVorlesungen hält. Eben den Zuhörern seiner Zeitungslectionen widmet der alte Held nun auch diese poetischen Excurse über den Zustand der Weltreiche Anno 1837, gewürzt durch prophetische Blicke darüber, wie, wenn Alles gut geht, vielleicht bis Ende 1838 reichen können; gespickt mit antikem Franzosenhaß und benezt mit Erinnerungen seiner Thaten im J. 1813, welche die unankbare Welt leider zu früh vergessen hat.

Noch im Ernst gesprochen, die heutigen Poesien Fouqué's sind nicht schlechter als seine in der Kraft der Mannesjahre verfaßten, und wenn wir sagen, daß sie auch nicht freier sind, nicht überblickender und nicht besonnener, sondern daß sie an denselben Gedankensesseln krumm geschlossen fest liegen wie damals, so haben wir alles Gute und alles Schlimme von ihnen gesagt, was Freund oder was Feind nur immer sagen kann. Es gab eine Zeit, wo die Langensplitter des Hrn. v. F. Jedem in die Augen fuhren; unsere Augen sind seitdem geheilt, und man kann den Verf. der „Undine“ ehren, ohne ihn grade für einen Stern in der deutschen Poesie zu halten.

Wenn Goethe recht hat, indem er sagt: „ein politisch Lied, ein leidig Lied“, so taugen diese Poesien sammt und sonders nichts; denn sie sind alle politisch und hyperpolitisch. Allein Goethe zum Troß können wir sie doch nicht lesen, ohne ihre mannichfaltige Gestaltung, ihre zuweilen sehr gelungenen Formen und hier und da einen guten, tüchtigen Gedanken an ihnen zu loben. Es ist nur die Frage, ob man dergleichen Poesien überhaupt lieft.

Der Verf. wählt sich aus jedem Reiche einen Mann, den er als Repräsentanten seines Vaterlandes vor uns auftreten und sprechen läßt, etwa wie jede Schulklasse uns beim Examen einen Vertreter schickt, der uns die Weisheit seiner Mitschüler vorbeclamirt. Nach einer Vision, die eben keine Vision ist, tritt Peter der Große für Rußland in die Schranken:

Auf Erden hab' ich Niesenhaften einst gewollt,

Auch viel des Niesenhaften kraßvoll ausgeführt u. s. w.

Das Declamatorium endet zahn, mit einem Gruß an den Nachfolger. Charaktervoller spricht Mohammed für die Türkei. Hier finden wir den ganzen Hrn. v. F. wieder:

St doch was gar Furchtbar: Schönes um so recht großen wilden Traum!

Ein solcher füllte meines Wunders: und Wunderlebens Raum.

Mag sein — mit Schaum,

Aber mit himmelansprengendem, mondheiß sprühendem Meeresschaum;

Man hielt es, man hält es für möglich kaum.

Et ja wol, Dr. v. F., möglich ist heut zu Tage Alles!

Das Wichtigste, was der Verf. von der Türkei weiß oder sagt, ist, daß man jetzt daselbst Menschenbildnisse hat. Nun folgt Griechenland, repräsentirt durch Sokrates, Rom durch Romulus und Gregor, die sich streiten; Österreich durch Rudolph I. Am besten macht's Frankreich. Heinrich IV. fragt:

Gar Vieles hat man berathen,

Stilles Kägelnb Kopf an Kopf;

Hat denn nun für Supp' und Braten

Der Baur sein Puhn im Topf?

Voltaire beruhigt ihn damit, daß er ihn ja besungen habe. Der König sagt:

Du alte, curiose Perle,

Was gehst nur du mich an;

Nicht zürnen bedurft' ich. Im Glücke
Freich leb' ich, ein frohlicher Mann —

und die Antwort wäre Goethe's würdig, so gut ist sie. Voltaire erwideret nun, wie schön es in Frankreich hergehe, und König Heinrich antwortet:

Reintwegen. Ihr sagt mir, dort geh' es
Nach neuem Zuschnitt gut.
Doch kann ich's nicht schau'n; ich geh', es.
Wie dunkel's wie Herd' und Blut.

Darauf Voltaire:

Der Geist der Zeit, mein Prinz, ist nun einmal im Schwange.
Reißt Bog' auf Boge fort wie Strom vom Klippenhange.

Und König Heinrich:

Das wird ein verwirrter Haken.
Das wird ein entfesselter Lanz;
Ich wende mich ab von dem Allen,
Ich blick' in den himmlischen Glanz!

Dieser Schluß ist wirklich sehr gut und hat wie das ganze Stück etwas Goethe'sches in sich, zum Beweise, wie leicht es oft sei: Goethisch zu poetisiren.

Großbritannien, Niederland (Wilhelm von Oranien verspotzt seinen Gynont, der sich den Süden wählt), die nordischen Reiche, die Schweiz, Amerika, deutscher Bund und endlich Preußen (Friedrich der Große) sagen nicht viel Erhebliches. Nur Frankreich hat selbständige Form und Gestalt erhalten.

Dies mag über diesen wunderlichen Zwiesprach unter den Weltreichen genügen, der der Ehre des Verf. weder etwas zusetzt, noch ihr nimmt, der jedoch, sprachlich betrachtet, immer noch wie ein Fortschritt aussieht.

30.

Johannes Schenkel, Pfarer von Unterhallaun. Ein Denkmal auf den Grabhügel eines Verstorbenen vor der Welt von Daniel Schenkel. Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Lücke. Hamburg, F. Perthes. 1837. Gr. 8. 18 Gr.

Der Pfarer Johannes Schenkel würde, wie wir ihn aus der wohlgeschriebenen Schrift seines Sohnes kennen lernen, ein solches biographisches Denkmal allerdings nicht gutgeheißen haben, alle Leser aber müssen es dem Sohne danken, daß er in dieser Angelegenheit nicht nach dem Willen seines von ihm sonst hochgeehrten Vaters gehandelt hat; denn die ausgetragene edle, eigenthümliche Gestalt dieses echt evangelischen Geistlichen, der so höchst segensreich in seiner Gemeinde gewirkt hat, verdient auch in weitem Kreise bekannt zu werden. Es ist nicht etwa eine Schrift bloß für Theologen, wir möchten sie im Gegentheile fast noch mehr allen andern frommen Gemüthern, Frauen sowohl als Männern, empfehlen.

Die äußern Lebensumstände haben nichts Außerordentliches. Johannes Schenkel, zu Schaffhausen am 4. Februar 1783 geboren, war das Kind einfacher stiller Bürgerleute, die ihn als den ältesten Sohn wiederum zur Fortsetzung ihres väterlichen Berufs bestimmt hatten. Er gewacht willig, doch wird er bei der fremdbartigen Beschäftigung schwer innern Welt nicht mehr, er bleibt poetisch gestimmt bei aller Prosa des Berufs. Die Frömmigkeit ist die innerste Wurzel seines Lebens, die Poesie nur eine kräftige Aeste daran, Freiheit, Frische, Fröhlichkeit des Geistes das Element, worin er lebt. Erst spät willigt der Vater ein, daß der Sohn Theologie studiren darf, aber es soll keine Theologie werden. Nun besucht er die Schule in Schaffhausen, die Universität in Basel, bezieht die landüblichen Prüfungen, verwaltert zuerst ein Schulamt bei Ebern und tritt 1812 das Pfarramt in dem Oberrhein Degerren an. Das sind Alles keine ungewöhnlichen Ereignisse, denn viele Hundert junge Theologen haben dasselbe an sich erfahren. Aber

die Art, wie Schenkel sein Amt verwaltert, die milde, warme Seelsorge, die ihm, wo er wirkt, sehr bald die Liebe und das volle Vertrauen seiner Gemeinden (denn fest dem Sommer 1817 war er Pfarrer in Unterhallaun, dem größten Dorfe des Cantons Schaffhausen) erwirbt, ferner sein feuriger Patriotismus, seine Theilnahme an allen Bewegungen der theologischen Welt, sein kluges Wapthalten, seine Andacht ohne Schwärmerei, seine Frömmigkeit ohne Frömmelerei, der poetische Schwung seines Gemüthes, der sich in vielen gelungenen Liedern kund gibt, das sind die Eigenschaften, welche den Pfarer Schenkel über viele Andere stellen und und die Gemeinden glücklich preisen lassen, die einen solchen Seelsorger besaßen. Ohne selbst Apologe von sich zu sein, haben wir das Büchlein mit Interesse durchlesen und es den Seinigen, namentlich in der rührend einfachen Schilderung von Schenkel's Eieichthum und Lob, recht lebhaft nachgefühlt, daß die Wirksamkeit eines solchen Mannes mit seinem Tode viel zu früh für ihre Wünsche aufgehört habe. Sehr gern stimmen wir also in die Worte des Verfassers ein: „Die Geschichte der Kirche hat nicht bloß das Außerordentliche zu bewahren und zu erzählen, nicht bloß von den Mächtigen in der Wissenschaft zu berichten, zu ihrem Amte gehört auch, die stillen Fortschritte des Reiches Gottes zu vergegenwärtigen, die stillen geliebten Geister, die praktisch thätigen Führer der Gemeinden unvergessen zu machen. So hat auch diese Biographie ein Recht auf die Aufmerksamkeit aller wahren Freunde der Kirche.“

Der Sohn des trefflichen Vaters hat das Leben desselben aus kindlicher Anhänglichkeit in einem edeln, festen und bescheidenen Sinne geschrieben. Der Liebe ist ihr schönes Recht zu Theil geworden, aber auch der Wahrheit, denn das ganze Büchlein trägt den Stempel dieser Tugend.

2.

N o t i z e n .

In Petersburg ist unlängst von der Akademie der Wissenschaften dem Mathematiker Leonhard Euler ein Denkmal aufgestellt worden. Aus Dankbarkeit haben die Enkel desselben der Akademie eine Sammlung von 57 eigenhändigen Briefen Friedrich II. an Euler aus den Jahren 1741—66 und einigen von 1776 und 1777 übergeben, die das Verhältniß des Königs zu Euler und die bedeutende Wirksamkeit des Letztern während seiner Abwesenheit von Petersburg herausstellen. Die Briefe sind in dem Archiv der Akademie neben der reichen Euler'schen Correspondenz niedergelegt worden. Bei dieser Gelegenheit kam zur Sprache, daß Euler 308 Abhandlungen hinterlassen hat, die in den Denkschriften der Akademie abgedruckt sind, außer den 119 Abhandlungen, die schon zu Euler's Lebzeiten in der genannten Sammlung erschienen; ferner daß von Euler's 32 größern Werken 16 von der petersburger Akademie herausgegeben worden sind.

In Sibirien hätte jener Poet, der bei der Theilung der Erde zu kurz kam, noch viel an Niedrungen verheißenes Land finden können. Stepanow erzählt in seinem Werke über Sibirien: „Hat ein freier Bauer bereits sein Haus und Hof gehörig eingerichtet, so geschieht es häufig, daß er sich nach mehrer kleinen Abenteuern in der Umgegend zugeht. An einem heitern Morgen verläßt er seine Wohnung, besteigt sein Pferd, seine Pflöge im Munde, auf dem Rücken seine Hinte, ihm zu Seite sein Hund. So durchkreuzt er die Gegend, bis er eine wohlgelegene Stelle findet. Trifft er auf einen mit üppigem Grass wuchs bedeckten, von Anhöhen und Wäldern umschlossenen und durch einen Bach bewässerten Landstrich, so nimmt er ohne Weiteres Besiz von demselben, baut sich hier an und zieht für die Sommermonate mit den Seinigen nach dieser neuen Niederlassung. Die Regierung, welcher diese Anordnungen nur angenehm sein können, fördert solche nach Möglichkeit, und mancher Bauer ist auf diese Weise zu einer Anzahl von Besizungen gelangt, die um seinen Hauptstiz herum liegen.“

9.

Freitag,

Nr. 47.

16. Februar 1838.

Ideale der Kriegsführung, in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. Von dem Generalleutnant von Lossau. Fünf Bände.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 46.)

Seine Feldherrnlaufbahn begann Cäsar an der Spitze von drei Legionen in Portugal, das er in kurzer Frist der römischen Herrschaft unterwarf. Hierdurch überzeugte er sich selbst und Andere, daß er im Stande sei, seinen Ruf zu gründen. Die Kriege, welche er in Gallien führte, waren die Einleitung zu dem nachfolgenden großen Hauptschritte zu seiner unumschränkten Macht. Die Feldzüge in Gallien liefern ein Gemälde, wie Cäsar nach und nach seine großen Talente entwickelte, wie sich sein Blick schärfte, und wie er zu der Gewohnheit gelangte, das Wesentliche sogleich ins Auge zu fassen. Von diesen Feldzügen ist der gegen Vercingetorix der merkwürdigste, weil in diesen ein großer Theil der Gallier sich unter einem Oberhaupte vereinigte und alle Kräfte aufbot, um sich der Römerherrschaft zu entziehen.

Es leuchtet ein, daß die großen Erfolge, welche Cäsar im gallischen Kriege erlängte, die Eifersucht seiner Feinde erregen, und daß grade der Einzige, der sich ihm als Mitbewerber entgegenstellen konnte, Pompejus, in eine solche Stellung kommen mußte, in welcher, wenn er nicht freiwillig abtreten wollte, nur vom Sein oder Nichtsein die Rede war.

Wenn man das Benehmen beider Gegner im Bürgerkrieg betrachtet, so fällt es in die Augen, daß Pompejus durchaus nicht auf den Ausbruch der Ereignisse vorbereitet war, und daß er nicht deutlich wußte, was er wollte. Cäsar dagegen sah nicht nur den entscheidenden Zeitpunkt herankommen, sondern er war sich auch der Gründe zu seinen Schritten klar und deutlich bewußt.

Im spanischen Feldzuge erscheint dem Verf. der letzte Abschnitt desselben, als Cäsar die Generale des Pompejus bei ihrem Abmarsche verfolgte, besonders bemerkenswerth, weil er eine Vorstellung von der Thätigkeit und Sicherheit gibt, mit welcher Cäsar verfuhr. Am hervorragendsten zeigt sich dessen Kühnheit, seine feste Willenskraft und sein großes Feldherrntalent in dem Feldzuge gegen Pompejus selbst in Epirus.

Die lehrreichen Schlußbemerkungen des Verf., in wel-

chen wir jedoch eine Nachweisung der durch Cäsar bewirkten Änderungen in der römischen Taktik vermissen, endigen mit folgendem Bilde des Helden:

Cäsar, der von gewöhnlichen Leidenschaften, außer von einer einzigen, großen, ungeheuern, frei und auf sich selbst in allen Stürmen des Lebens feststehende Feldherr, dessen Thaten mehr als dessen Gesinnungen ihn zum Heros des römischen Reiches erhoben hatten, stand zuletzt wie einer der Unsterblichen, wie ein höheres Wesen da, den wenigen Parteilosen ein Bild irdischer Größe, der Menge ein Idol, den Republikanern ein Grauel. Das Andenken an seine Thaten verbreitete ein magisches Licht über seine Person und machte, daß sein von ihm geachtetes, geehrtes und hochbelohntes Heer sich durch ihn höher gestellt fühlte. Im Zenith seiner Größe konnte man von ihm sagen, was ein französischer Dichter von seinem Könige einst schrieb:

„Tout brille en lui, tout est roi.“

Alein Rom war noch nicht reif, um einen Beherrscher über sich zu dulden. Es mußte sinken, weil es weder sich selbst regieren konnte, noch durch einen großen Mann sich regieren lassen wollte. Cäsar's Feldherrngröße ist aber nie wieder von einem Römer erreicht worden.

Wir verlassen mit dem Verf. das Alterthum und gehen zur neuern Zeit über. Gustav Adolf ist es, der uns zunächst vorgeführt wird und dessen kriegerische Wirksamkeit der Verf. auf 322 Seiten darstellt. Zu vorderst finden wir nicht mehr, wie es bei Alexander, Hannibal und Cäsar der Fall war, eine Angabe der Quellen, nach welchen gearbeitet wurde; andererseits tritt die bisher veräumte Chronologie in ihr Recht.

Ohne den Untersuchungen des Verf. irgend zu nahe treten zu wollen, können wir dennoch nicht umhin, zu bedauern, daß sowol Schröder's bekanntes Werk als auch der neunte Band von Clausen's „Hinterlassenen Schriften“ nicht von dem Verf. benutzt werden konnten. Im ersten Werke würde derselbe ein reiches, großentheils noch nicht benutztes Material, im letztern überaus schätzbare strategische Winke über Gustav Adolf's letzte Feldzüge in Deutschland gefunden haben.

Gustav Adolf war 17 Jahre alt, als er den von seinem Vater ererbten Krieg mit Dänemark fortsetzte und 1612 seinen ersten Feldzug unternahm, der, charakteristisch genug, nicht glücklich endigte. Diesem folgen von 1615 — 29 sieben Feldzüge gegen Rußland und Polen, in welchen sich des Königs Talente zu entwickeln Gelegenheit fanden. Während dieser Zeit gab er seinem

Heere eine Organisation, welche auf einer Art von Militaircolonisation beruhte, die gleich der neuern Landwehr anfänglich blieb, deshalb aber nicht die mindesten Nachtheile mit sich führte und ebenso wenig als die letztere durch sogenanntes Einbürgern ihrer Heertheile geschadet. Nicht dieser Fundamentalanordnung war Gustav Adolf der Schöpfer des neuern Kriegswesens. Er schaffte zuerst die schweren Rüstungen der Reiterei ab, setzte die Schwadronen auf 150 Pferde, theilte die Infanterieregimenter in Bataillone von 700 — 800 Mann, schuf die Brigade-eintheilung und suchte die Taktik der Alten mit den Feuerwaffen in Verbindung zu bringen. Die Regimenter und Bataillone bekamen Intervallen, die Schlachordnung wurde gedehnt, und statt daß solche ehemals aus einer einzigen Linie bestanden hatte, bei welcher die Reiterei in die Mitte gestellt wurde, ordnete er zwei Linien mit einer Reserve an, welche 300 Schritte voneinander entfernt bleiben sollten, und bei welchen die Reiterei auf die Flügel gestellt wurde. Er schaffte die Muskete zu Pferde ab und wies hierdurch schon die Reiterei auf die blante Waffe an. Durch ähnliche Verbesserungen, welche eine größere Fertigkeit in Handhabung der Waffen und Ausführung der Bewegungen bezweckten, gelang es ihm, seinen Gegnern an Manoeuvrirtfähigkeit überlegen zu werden. Aus diesen Einrichtungen ist unsere heutige Stellungs- und Bewegungskunst nach und nach hervorgegangen.

Bei aller Anerkennung der höchst verdienstlichen Arbeit des Herrn Verf. können wir zwei Bemerkungen nicht unterdrücken: erstens läßt er dem Könige in strategischer Hinsicht nicht genug Gerechtigkeit widerfahren, das heißt, er schweigt über dessen strategische Anordnungen gänzlich; zweitens stellt er Wallenstein in seiner Eigenschaft als Feldherr viel zu niedrig, wie folgende Stelle S. 96 beweist:

Wald verbreitete sich das Gerücht von den schwedischen Rüstungen durch alle Länder und veranlaßte die verschiedenartigsten Urtheile. Dasjenige, welches sich am meisten auszeichnete, war insofern das Urtheil des übermüthigen Wallenstein, welcher dem Kaiser schrieb, er werde den König von Schweden mit Ruthenstreichen aus Deutschland verjagen, wenn er ankommen sollte. Solche Phrasen scheinen nur zu sehr zu beweisen, daß eine wunderliche Laune des Glücks einen solchen Kopf zur Gelehrtheit gebracht hatte. Seine ungeheuern Reichthümer und seine Einrichtungen von ganzen Armeeen sind das Werthwürdigste, was man von ihm weiß.

Was den ersten Punkt, Gustav Adolfs strategische Conceptionen, anhtrifft, so äußert sich ein kompetenter Richter (Clausen, Bd. 9) über dessen Feldzug 1631 in Deutschland folgendermaßen:

Gustav Adolfs ganzes Betragen bis zum Falle von Magdeburg beweist, daß er mit der Idee nach Deutschland gekommen war, sich seinen Kaisererfolg auf einem ganz neuen Wege zu verschaffen, nämlich durch strategisches Manoeuvriren; dies beweisen seine Entwürfe, mit fünf Corps zu agiren, den Torquato Conti vom Herz, den Wall von Frankfurt an der Oder wegzumanoeuvriren, ferner seine Dispositionen für die in Mecklenburg commandirenden Generale, während er an der Ober war u. s. w. Daß er sich dabei vorgenommen hatte, seinen Zustand erst recht zu bessern, ehe er etwas Entscheidendes wagte,

war ganz in demselben Geiste und wird durch die Begegnung der vielen Städte bewiesen, womit er sich beschäftigte, ehe er zum Treffen bei Breitenfeld oder auch nur zum Entsatz von Magdeburg schritt. Kroffen war sein linker Flügel, Demmin der rechte; Alles, was dazwischen lag, Rastin und Spandau abgesprochen, war sein; wie vorzüglich, sich auch noch die beiden Orte zu verschaffen und, damit noch nicht zufrieden, sich erst der Elbe durch Wittenberg und Dessau versichern zu wollen? Kurz, er war ein gelehrter Feldherr voll vorsichtiger Combinationen.

Den zweiten Punkt, Wallenstein's allzu große Geringschätzung, anlangend, so finden wir auch hier bei Clausen eine bündige Widerlegung; es heißt nämlich dort:

Der Kaiser rief Wallenstein aus seinem Privatleben hervor, um ihn von Neuem und unumschränkter an die Spitze des Krieges zu stellen. Wallenstein hatte früher durch seine glänzenden Feldzüge gegen den König von Dänemark und durch einen Sieg über Mansfeld sich den Ruf eines großen Generals erworben. In zwei Eigenschaften konnte er auf diesen Namen wirklich gerechten Anspruch machen: nämlich durch die Stärke seines Charakters, die sich in seinem kriegerischen Handeln durch eine fast fürchterliche Energie gezeigt hatte, denn zahllos ist z. B. die Menge der Städte, welche er mit Sturm genommen, und durch die fürchterliche Verehrung, welche sein ganzes Heer für ihn hatte. Er war der Mann der Menge, welche die Größe nur in dem gebieterischen Stolz verehrt, und diesen Stolz wußte Wallenstein für sich geltend zu machen. Diese beiden Eigenschaften zogen auch des Kaisers Auge auf ihn in dem Augenblicke der höchsten Noth. Einem solchen Mannes bedurfte man, der ein Heer aus dem Nichts hervorrief und in der Stärke seines Gemüthes dem glücklichen bewundernden Sieger ruhig entgegentrat. So erschien Wallenstein dem Kaiser, der darum kein Opfer für ihn zu hoch achtete.

In den Schlussbemerkungen wirft der Verf. noch einen prüfenden Blick auf jeden der elf Feldzüge Gustav Adolfs und zeigt, wie sich der kriegerische Charakter dieses Königs allmählig entwickelte und zu jener Höhe herausbildete, welche ihm eine Stelle unter den acht größten Feldherren der Geschichte anweist. Schwedens Glück, unzertrennlich mit Aufrechterhaltung der evangelischen Religion verbunden, dies scheint ihm die Idee, welche das ganze Leben des Königs Gustav Adolfs erfüllte. Für sie war er geboren, sorgfältig ausgebildet und mit allen Eigenschaften von der Natur ausgestattet, welche zu rastloser Verfolgung dieser Idee und zu völliger Hingebung an sie nöthig waren. Mit dem Feuer der Jugend hatte er sie ergriffen, und mit dem Eifer des reifen Alters opferte er ihr sein Leben. Um den großen König und Feldherrn einigermaßen verstehen zu können, ist es nothwendig, sich so viel als möglich in seine Ideen hineinzudenken. Dies ist schwer, weil die damaligen politischen und religiösen Ansichten sehr von den jetzigen verschieden sind; aber es ist unerlässlich, weil eben in dem Zusammentreffen und in der Übereinstimmung seiner Zeit mit seinem Charakter seine Größe verborgen liegt.

Die Grundlagen seines Charakters sind: ein durchdringender Verstand, erleuchtet durch ausgebreitete Kenntnisse; ein eiserner Wille, das einmal als richtig Erkannte festzuhalten und in die That übergehen zu lassen; ein lebhaftes, leicht reißbares Gemüth und ein tiefes Gefühl, sowie eine entschiedene Vorliebe für alles thätige

Eingreifen, die bis zum Wohlgefallen an der Gefahr ging. Hierzu kam eine seltene und wahre Frömmigkeit, die, wenn sie auch dem Äußern nach die Farbe des Jahrhunderts trug, doch bei ihm eine eigentliche Herzensangelegenheit war. Gustav Adolf war während seiner Feldzüge sehr thätig, sah Alles selbst mit eignen Augen, recognoscirte viel und hielt sich bei Märschen in der Nähe des Feindes stets bei der Vorhut auf. Es findet sich kein Beispiel, daß er irgend einen Vortheil der Localität und des Terrains übersehen hätte, oder mit einer Anordnung zu spät gekommen wäre. Was ihm aber die Zuneigung seiner Armee im höchsten Grade erwarb, war, daß er nicht nur General, sondern zugleich auch selbstthätig handanlegender Soldat war. Niemals hatte die Armee unter seiner Führung während der letzten zehn Feldzüge eine Schlappe erlitten. Durch diesen merkwürdigen Umstand steht Gustav Adolf unter den großen Feldherren einzig da.

Dies ist das Bild, welches der verdienstvolle Verf. von dem Könige von Schweden in seinem Werke motivirt und näher ausführt. Wir dürfen daher die fleißige Arbeit, die stets nur das Wichtigste mittheilt und doch den großen Zusammenhang nie aus dem Auge verliert, mit vollem Rechte eine gelungene nennen. *) 48.

Steuerverwesen im alten Frankreich.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften setzte 1834 einen Preis für die beste Untersuchung über die Staatsauslagen aus, welche in Gallien seit der Gründung der fränkischen Monarchie bis zur Regierung Ludwig's des Frommen bestanden. Es wurden ihr bis 1836 fünf Arbeiten über diesen Gegenstand eingereicht, allein keine derselben schien befriedigend, und der Preis blieb länger zur Bewerbung ausgesetzt. In vorigem Jahre liefen drei Arbeiten ein, von denen in der öffentlichen Sitzung der Akademie vom 4. August die eine, von Hrn. Just Paquet, sehr ehrenvoll erwähnt und die beiden andern, von Hrn. Guadet und Hrn. Baudet de Besme in Turin, so gekrönt wurden, daß einer jeden die Hälfte des Preises zufiel. Ich will von der Arbeit des Hrn. Guadet, die mir, mit allem Respekt vor dem Ausspruche der Akademie sei es gesagt, die bessere scheint, eine gebrängte Übersicht geben, denn ich halte den Gegenstand für bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers zu verdienen.

Der Verf. beginnt mit einer Auseinandersetzung des römischen Steuersystems, welches eine Grund- und eine Personalsteuer umfaßte („census sive tributum aliud praedii, aliud capitis“ heißt es in den Pandekten), und er findet in seiner weitern Untersuchung folgende Resultate: die Größe der römischen Steuern läßt sich nicht bestimmen, obgleich eifrige und gelehrte Forscher es versucht haben; nur so viel weiß man, daß im Anfang des 3. Jahrhunderts die öffentlichen Eassen in Gallien sehr schwer waren. Über die Steuererhebung zur Zeit der Römer gilt Folgendes: die Kataster wurden nach den Angaben der Steuerpflichtigen angefertigt, aber jede falsche Angabe ward sehr hart bestraft. Nach diesen Katastern und dem jährlich am römischen Hofe entworfenen Ausgabebudget richtete sich die auf die Praefecturen, Provinzen, Städte und einzelnen Eigenthümer fallende Steuersumme. Die Abgaben wurden theilweise alle vier Monate entrichtet. Der Grundsteuer waren

alle Immobilien außer den kaiserlichen Domainen und den den Veteranen oder barbarischen Soldnern angewiesenen Ländereien unterworfen. Wen die Personalsteuer traf, ist zweifelhaft. Es werden darüber die verschiedensten Ansichten aufgestellt und sämmtlich mit zahlreichen Citaten unterstügt; die Schwierigkeit scheint unauf lösbar. Mehr als wahrscheinlich ist es indessen, daß in Bezug auf die Personal- wie die Grundsteuer in den verschiedenen Provinzen verschiedene Gebräuche galten. So war z. B. in Syrien die Frau mit dem zwölften, der Mann mit dem vierzehnten Jahre Kopfsteuerpflichtig, während in Gallien die Frau erst nach ihrer Verheirathung und der Mann mit erreichter Volljährigkeit Personalsteuer zahlte. Als die Franken nach Gallien kamen, behielten sie bekanntermaßen viele der römischen Einrichtungen bei, und warum hätten sie grade das ihnen vortheilhafte Steuerwesen, das sie freilich in der Heimat nicht kannten, abschaffen sollen? überdies enthält das „Breviarum Alaricianum“, welches in ganz Gallien (?) Gesetzeskraft erlangte, mehre auf Abgaben bezügliche Verfügungen. Hierin liegen wenigstens starke Wahrscheinlichkeitsgründe für die Fortdauer der Staatssteuern unter der Herrschaft der Franken; es existiren aber auch positive Beweise dafür in einer Menge von Urkunden und historischen Anführungen, welche öffentlicher Abgaben erwähnen. Wahrscheinlich wurde auch die römische Steuererhebung beibehalten. Die Beamten waren verantwortlich für die auf ihren District fallende Steuersumme, mochten sie dieselbe von den Pflichtigen betreiben können oder nicht. Die Steuer traf die Gallo-Römer ohne Unterschied des Standes u. s. w. ganz wie zur Zeit der Kaiser. Die Franken waren für ihre Ländereien davon frei, weil sie nur die steuerfreien kaiserlichen Domainen und Güter der Veteranen in Besitz genommen hatten. (Der Verf. gründet diese etwas gewagte Behauptung darauf, daß keine Erwähnung einer Landertheilung geschieht, wie sie von Burgundern und Gothen vorgenommen war.) Außerdem sprechen noch folgende Gründe für ihre Steuerfreiheit: 1) diese Länder dienten den fränkischen Kriegern statt des Soldes; 2) die fränkischen Soldner, welche schon zur Zeit der Kaiserherrschaft für geleistete Kriegsdienste Ländereien in Gallien erhalten hatten, behielten dieselben und ohne Zweifel auch ihr Privilegium der Steuerfreiheit; wie viel mehr mußte das letztere auf die eigentlichen Sieger übergehen; 3) es wäre unmöglich gewesen, den Franken begreiflich zu machen, daß sie Steuern für ihre Ländereien zu bezahlen hatten, und zwingen konnte sie Niemand. Von Personalsteuer kann für die Franken noch weniger die Rede gewesen sein. Sie waren nur Soldaten; sie gaben dem Staate ihr Blut und ihre Zeit, und mehr konnte man von ihnen nicht verlangen. Ein positiver Beweis für diese Ansicht ist, daß Parthenius ermordet ward, weil er den Franken Tribut ansetzen wollte. Dem Mummolus und Audo, Beamten des Chätperich, wurden wegen eines ähnlichen Versuchs die Häuser geplündert und verbrannt. Wenn Ländereien aus den Händen der Römer in die der Franken übergingen und umgekehrt, so blieben sie gleichwol steuerpflichtig. Dies war wenigstens die Regel, aber sie wird wahrscheintlich bald dem entgegengesetzten Gebrauch. Die Güter der Kirche waren im Allgemeinen der Steuer unterworfen und nur die derselben von den fränkischen Königen verlassenen Ländereien zuweilen davon befreit. So auch waren die vom König ertheilten Lehen frei, denn sie blieben ja Eigenthum des Königs. Waren nun die Römer fast ausschließlich mit den Steuern belästet, so waren sie auf der andern Seite frei vom Kriegsdienst. Dies war die Lage der Dinge bis zur Zeit Dagobert's. In der folgenden Periode bis auf Pipin herrschte so viele Verwirrung und Ungewissheit, daß man über das damalige Steuerwesen eigentlich nichts Positives sagen kann. Für diesen Zeitraum gelten folgende Bemerkungen: 1) die königliche Gewalt sank zum Schattens herab; 2) Aufrasten befehrte Neufürsten, die deutschen Sitten erhalten das Übergewicht über die römischen; 3) das Lehenwesen absorbirte fast alle Gemeindefreihalt; 4) die beständigen Kriege vergrößern die Anzahl der Unfreien noch

*) Einen zweiten Artikel über das Werk des Generalleutnants Lofau lassen wir im Monat März folgen. D. Red.

mehr; 5) die ursprünglich steuerbaren und steuerfreien Ländereien sind nicht mehr zu unterscheiden. Diese fünf Punkte sind ebenso viele Wahrscheinlichkeitsgründe für das Nichtvorhandensein öffentlicher Steuern. In keiner Urkunde aus dieser Periode kommt eine Spur derselben vor; die Verpflichtung zum Kriegsdienste war allgemein geworden. Die Zweifel, welche etwa über das Nichtbestehen von Staatssteuern unter den letzten Merowingern noch obwalten mögen, fallen mit dem Auftreten der Karolinger hinweg. Unter diesen existierten bestimmt keine Staatsabgaben. Der stärkste Beweis dafür ist die große Armut, in welche die Könige versanken, als sie ihre Domänen veräußert hatten. Die damalige Staatsorganisation machte auch die Steuern entbehrlich: die Verwaltung war einfach; die Beamten lebten von ihren Beneficien und von dem ihnen gebührenden Antheil an den Geldstrafen; die Könige hatten keine Armee zu unterhalten und überhaupt nur für ihre Familie und ihren Hof zu sorgen; zwei Drittel der Geldbußen kamen ihnen zu (das andere Drittel erhielt der Graf), und dies war die Quelle eines ansehnlichen Einkommens, denn die Bußen waren zum Theil sehr stark (1 solidus = 33 Gr. heutiger Geldes); außerdem warfen ihnen Reg- und Brückenzölle ein Bedeutendes ab; sie selbst, ihr Gefolge und ihre Gesandten hatten überall freie Herberge und erhielten die zur Weiterreise nöthigen Pferde unentgeltlich gestellt; bedurften sie noch ein Weiteres, so wurde dies aus den freiwilligen Geschenken bestritten, die man ihnen auf den März- und Maifeldern darbrachte; diese Geschenke wurden aber später obligatorisch und also der Keim einer neuen Staatssteuer. 14.

Geschichtliche Übersicht der slawischen Sprache in ihren verschiedenen Mundarten und der slawischen Literatur.
Für das deutsche Publicum bearbeitet und herausgegeben von E. v. D. Leipzig, Barth. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Das genannte Werk verdient an sich nicht in d. Bl. angezeigt zu werden, unsere Anzeige soll daher auch nur zu einer Warnungstafel dienen. Herr E. v. D. (?) sagt selbst S. xi der Vorrede, daß er nur „geringe Kenntniß der slawischen Sprachen“ besitze, und doch ist er so dreist, kurz vorher zu behaupten, daß er schon vor einiger Zeit „den Entschluß gefaßt habe, den Versuch zu einer kurzen geschichtlichen Übersicht der slawischen Sprachen in Hinsicht auf ihren Ursprung und verwandtschaftlichen Zusammenhang sowie der slawischen Literatur insbesondere zu wagen“. „Mit dem Entwurfe dieser Arbeit schon beschäftigt“, sei ihm zu guter Stunde „zufällig durch Freundeshand“ eine in Nordamerika erschienene Abhandlung, die „ganz dem von ihm beabsichtigten Zwecke und dem dazu entworfenen Plane entsprach“ zugekommen. Da nun „der deutsche Nachbar der slawischen Nationen den Nordamerikanern unumgänglich nachstehen konnte“, so habe er die gedachte Abhandlung seiner Arbeit zum Grunde gelegt. Die einfache Wahrheit ist: Dr. v. D. hat die auch in d. Bl. *) mit Anerkennung der Verdienstlichkeit genannte Schrift der Robinson-Zaloz über die slawischen Literaturen ins Deutsche übertragen; aber seine Übersetzung ist wenig gelungen zu nennen. Daß in dem in Anbover gedruckten Original sich Druckfehler befinden, auch einer Dame mancherlei entgegen konnte, war natürlich und leicht entschuldigbar; Dr. E. v. D. aber hat bei seiner, in der That geringen Kenntniß der slawischen Literaturen durch Beibehaltung und Verdoppelung alles Mangelhaften dem Werke fast allen Werth genommen. Keine seiner Angaben darf für zuverlässig gelten, und das Ganze ist höchstens zu einer oberflächlichen Übersicht des Feldes

der slawischen Literaturen zu gebrauchen. Herr E. v. D. erwähnt, daß ihn „hochgeschätzte Gelehrte, vorzüglich in Berlin, höchst belehrende und wohlwollende Unterstützung und gütigen Rath und Wink erteilt haben“; wahrscheinlich haben ihn diese gelehrten Freunde veranlaßt, den alten mächtigen serbischen Daren und Geseßgeber Dusan einen „Herrn Dusan“ (S. 256), den alten polnischen Zauberer Lwardowski aber einen „Fürsten Lwardowski“ (S. 231) zu nennen und den ehrwürdigen Bischof von Przemyel und Geschichtschreiber Pfafecti zu einem „durch Freimüthigkeit ausgezeichneten Protestanten“ zu machen (S. 201) u. s. w. Für das Compliment aber, daß „die meisten Europäer nicht einmal ahnden, daß von 216 Millionen Menschen, welche Europa bewohnen, 56 Millionen slawischen Ursprungs sind“, wollen sich diese „meisten Europäer“ bei Herrn E. v. D. bedanken, indem sie befranken, nach Erscheinung seines (?) Buches sei die Zeit des Nichtabens vorüber. 9.

Literarische Notiz.

In Weimar ist Ende des vorigen Jahres eine kleine vier Bogen starke Schrift unter dem Titel erschienen: „Nacht des Verhältnisses der Erklärung Sr. Majestät des Königs von Hannover, Ernst August I., an das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 weber in formeller noch materieller Hinsicht gebunden zu sein, zu dem öffentlichen Rechte des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. Als Manuscript gedruckt in 25 Exemplaren.“ Die in drei Abschnitte zerfallende Abhandlung entwickelt, wie Hannover zu einer landständischen Verfassung gelangte, welche vertragmäßig und Bundesrechten gemäß von seinem souverainen Landesherren mit seinen Ständen unter Berücksichtigung früherer ständischer Rechte und gegenwärtig obwaltender Verhältnisse vereinbart ward und in anerkannte Wirksamkeit trat, wie Thron und Stände zur unverbrüchlichen Festhaltung an dieselbe gebunden, und wie die gütigen Abänderungen derselben bewirkt werden können. Außer den Händen des Herzogs Karl von Braunschweig mit den Ständen seines Landes und dem darauf erfolgten Bescheide der deutschen Bundesversammlung wird bei der logischen Interpretation der hierher gehörenden Artikel der Wiener Schlussacte vorzüglich auf den Vorgang mit der vom deutschen Bunde bewirkten Übernahme der Garantie der sachsen-weimarischen landständischen Verfassung Rücksicht genommen. Ferner wird die Frage: ob es wol die Absicht der Bundesfürsten gewesen sei, bei Bestimmung des 55. Artikels der Wiener Schlussacte die souverainen Landesfürsten (des Bundesbereichs) in Anordnung landständischer Verfassungen, welche alle Bundesverhältnisse und Pflichten gehörig beachten, auch an die Zustimmung ihrer Agnaten, folglich sämtlicher beteiligten ex pacto et providentia majorum zur Thronfolge eventuell berufenen Familienglieder zu binden, und zum Überflusse der Scrupel: ob überhaupt ein souverainer Landesfürst Regentenhandlungen ohne Einwilligung seiner Agnaten und Erbverbrüder auf eine ihn und sie zugleich verpflichtende Weise vornehmen dürfe, umständlich erörtert und besprochen und so nach dem Bundesrechte und nach dem eignen Staatsrechte des Königreichs Hannover gefolgert: Sr. Majestät König Ernst August von Hannover ist an das (obige) Staatsgrundgesetz dieses Königreichs und an die durch dasselbe gestiftete Verfassung als Nachfolger Sr. Majestät Königs Wilhelm gebunden, folglich verpflichtet, es anzuerkennen, und darf es nicht einseitig, sondern nur auf verfassungsmäßigem Wege, d. h. unter Vereinbarung mit den Ständen wieder abändern. Es ist zu bedauern, daß diese so wichtige als scharfsinnige und kritisch-gelehrte Schrift nicht in dem Buchhandel gekommen ist. Ihr Verfasser ist einer der ersten und geachteten Staatsbeamten zu Weimar. 18.

*) E. Nr. 23 d. Bl. f. 1835.

D. Red.

Über wahre und falsche Sprachvergleichung.

Die scharfsinnigen vergleichenden Forschungen, welche von tiefen Sprachgelehrten unserer Zeit mit so glücklichem Erfolge in dem Gebiete mehrerer Sprachenfamilien angestellt worden sind, haben auf der andern Seite auch unverschuldeter Weise Schaden angerichtet. Halbgelehrte Dilettanten, Leute, denen es ebenso an Wissen wie an Takt gebricht, tauchen Einer um den Andern empor und wollen nicht etwa nur Ähnliches, sondern wo möglich noch Umfassenderes, noch Großartigeres leisten als ihre Vorgänger. Möchten dergleichen Herren doch wenigstens, ehe sie die Feder ansetzen, ein Weilchen in die Werkstatt des echten Sprachforschers sich bequemen und mit eignen Augen schauen, welch ein Grad von Scharfsinn, von Besonnenheit und positivem Wissen zu wahrhaft wissenschaftlicher Cultur dieses Terrains gehört; vielleicht würden sie etwas Kleinlauter werden und ihrer Hypothesenwuth bei Zeiten in die Zügel greifen.

So schwer und mühsam, selbst für den echt wissenschaftlichen Kopf, die gründliche Sprachenvergleichung ist, so leicht und bequem ist die ungründliche, oder das Etymologisiren ins Blaue. Ein Pseudosprachvergleichler hütet sich gar sehr, über den Organismus der ihm vorliegenden Sprachen zu grübeln, über Wurzeln und Bildungszusätze, Ausdruck der Bedeutung und der Beziehung, Lautmetamorphosen u. dgl. sich den Kopf zu zerbrechen; es ist ihm genug und mehr als genug, wenn ein Wort irgend einer Sprache mit einem Worte irgend einer andern, gleichviel, was für einer, irgend einen verwandten Laut hat. Auch die Bedeutungen mögen passen, wie sie wollen: die geschäftige Phantasie unsers sprachlichen Titanen wird alle Spalten und Klüfte zwischen denselben vollständig auszufüllen wissen. Während der echte Sprachforscher Untersuchungen in einem vergleichungsweise engen Gebiete zur Aufgabe seines Lebens macht, entblößen sich seine lebenden Caricaturen nicht, die Idiome des halben oder ganzen Erdballs in den Kreis ihrer etymologischen Spielereien zu ziehen und vollenden das Niesenweert in ihren Ruhestunden, die sie vielleicht zweckmäßiger dem Billardtische oder einem gesunden Nachmittagschlaf gewidmet hätten.

Daß eine solche beklagenswerthe Halbheit und Seichtigkeit die ganze, noch neue Wissenschaft der Sprachvergleich-

ung dem Nichtkenner sehr verdächtig machen müsse, versteht sich von selbst. Es scheint daher an der Zeit zu sein, auch einmal über wahre und falsche Sprachvergleichung sich auszusprechen. Wir schreiben übrigens diesen Artikel nicht für den gelehrten Etymologen, sondern für das größere wissenschaftliche und gebildete Publicum.

Es gibt eine Sprachenvergleichung, welche die Punkte hervorhebt, worin zwei oder mehrere Sprachen von Seiten ihres Charakters analog gebildet sind, ihrem Principe nach übereinstimmen; es gibt eine andere, welche die ursprüngliche Identität des Sprachmaterials oder sprachliche Blutsverwandtschaft nachzuweisen sucht. Wo die letztere Art von Verwandtschaft erweislich vorhanden ist, da ist es allemal auch die erstere, wenigstens in ihren Grundzügen. Eine auffallend analoge Bildung (geistige Verwandtschaft) zweier oder mehrerer Sprachen beweist aber darum noch nicht, daß sie auch leiblich oder blutsverwandt sind; sie kann höchstens ein günstiges Vorurtheil für die letztere Annahme erwecken, und es bleibt dann einer sorgfältigen zergliedernden Vergleichung des Organismus anheimgestellt, dieses Problem zu lösen; dagegen wird man dreist behaupten können, daß jede Bemühung, zwischen Sprachensystemen, die einander in Rücksicht ihres Principes schroff gegenüberstehen, Bande der Blutsverwandtschaft zu entdecken, ebenso undankbar als abenteuerlich ist.

Der eigenthümliche Charakter einer Sprachenfamilie oder das vorwaltende Grundprincip macht sich schon in der Bildung ihrer Elemente geltend. Die Wurzeln der einen Classe sind ein fester Kern, die der andern aber manchem Lautwechsel unterworfen; die Anfügung der grammatischen Zusätze ist hler so lose als möglich, dort innig und wahrhaft organisch. Die Redetheile erscheinen in der einen Classe streng geschieden, während die andere sie in Form und Gebrauch mehr zusammenfließen läßt; ihre Coordination ist in verschiedenen Classen oder Familien sehr abweichend u. s. w.

Unsere heutigen romanischen Sprachen — das Italienische, Spanische, Portugiesische, Französische, Walachische — würden uns von der Realität ihrer gegenseitigen Verwandtschaft in dem erwähnten zwiefachen Sinne des Wortes auch dann überzeugen, wenn ihre gemeinsame Abkunft aus dem Lateinischen keine historische Gewißheit hätte. Nun aber gehört die romanische zu den Sprachenfamilien,

deren Entwicklung wir fast bis in ihre Wiege verfolgen können, wie dies in manchem Betrachte auch von den slavischen Sprachen in Osteuropa, von den germanischen in Mittel- und einem Theile Nordeuropas und von der neugriechischen Sprache gesagt werden kann. Aber die meisten Sprachfamilien des neuern Europas sind nur mehr oder weniger divergirende, in Rücksicht ihres Organismus zum Theil sogar absterbende Zweige mehrer Hauptäste eines mächtigen Stammes. Dieser Stamm selbst, d. h. die zum Grunde liegende Urmutter, ist längst von der Erde verschwunden; aber sein vorweltliches Dasein bezeugen sieben Hauptäste oder Schwestersprachen, das Altindische oder Sanskrit, das Altperssische oder Zend, das Altflamische, Lithauische, Altgermanische oder Gothische, Altromische oder Lateinische und die Sprache des alten Griechenland. Die in Asien zurückgebliebenen Äste, das Sanskrit und das Zend, haben ebenfalls ihre Zweige oder Töchter Sprachen aufzuweisen, die in mancher Beziehung auf eine, den vorhin erwähnten Sprachen des neuern Europas sehr analoge Weise entstanden sind; die meisten Sprachen des heutigen Vorderindiens, ferner das Afghanische im östlichen und das Neupersische im übrigen Persien verhalten sich zu ihren respectiven Muttersprachen (Zend und Sanskrit) ungefähr so, wie in Europa das Neugriechische zum Altgriechischen, das Italienische zum Lateinischen u. s. w.

Keine der indo-slavo-germanischen Schwestersprachen und ihrer Nachkommen ist, wie groß ihre Verschiedenheit im Einzelnen auch sein möge, nach einem ganz verschiedenen Grundprincipe gebildet; und was ihren Organismus betrifft, so finden wir sie bei tieferm Studium durch so consequente Lautgesetze voneinander geschieden und doch wieder verknüpft, daß nur Verstocktheit oder grobe Unwissenheit ihre Verwandtschaft länger bezweifeln kann. Eben dies gilt auch z. B. von den semitischen Sprachen — Hebräisch, Aramäisch, Arabisch, Äthiopisch —, sofern man sie unter sich betrachtet und vergleicht.

Wenn nun der semitische oder der indo-slavo-germanische Philologe mit entschiedenem Nutzen in seinem respectiven Gebiete wirken will, so darf ihm keine der dahingehörigen Sprachen fremd sein oder von ihm unbeachtet bleiben. Es ist ein Etymologistiren ins Blaue, wenn man z. B. deutsche Wörter einseitig mit persischen, griechischen u. s. w. zusammenstellt, da hier in den meisten Fällen die nothwendigen Mittelglieder fehlen. Verzeihst du aber die Kenntniß aller Glieder derselben Familie und hegst du für keines derselben eine überberechnete Vorliebe, so wird dir — vorausgesetzt, daß du der andern nothwendigen Eigenschaften nicht ermangelst — der Proceß der Sprachvergleichung in jedem der erwähnten zwei Gebiete insofern sehr erleichtert sein, als die meisten dahingehörigen Sprachen mit großer Geländlichkeit angebaut sind und also ihr ganzes Material fertig vorliegt. Weit hüßloser ist der vergleichende Sprachforscher bis jetzt, wenn er zu andern Gebieten, z. B. dem Malaischen, dem Tatarischen u. s. w., übergeht.

Wie aber nun, wenn eine besonnene und vorurtheilsfreie Untersuchung zweier, oder selbst mehrer Sprachen-

familien zu dem Ergebnisse führte, daß sie eine Menge Sprachwurzeln miteinander gemein hätten? (Wir setzen hier etwas voraus, was man bei den Wenigsten voraussetzen kann: gründliche und genaue Kenntniß aller zu vergleichenden Sprachklassen; eine Kenntniß, die nicht etwa auf bloße Wortregister, sondern auf sorgfältiges und zergliederndes Studium gegründet und dabei mit kritischem Geiste verbunden wäre.) Was ließe sich aus einem solchen Ergebnisse folgern? Nichts mehr und nichts weniger als eine Völkerverwandtschaft, die über alle Geschichte hinausläge und auf einen gemeinsamen Mittelpunkt hinwiese, von dem in irgend einer grauen Vorzeit die meisten, wo nicht alle Völker ausgegangen sein können. Was hindert uns, anzunehmen, daß sämtliche Nationen unserer Hemisphäre, vielleicht sogar Alles, was auf Erden wohnt, in irgend einer Urzeit ein gemeinsames Sprachmaterial besaßen, später aber, durch mächtige Naturrevolutionen auseinandergerissen, auf eine, freilich sehr räthselhafte Weise in den Besitz verschiedener Sprachfamilien von sehr abweichendem Charakter gekommen sein mögen? Urverwandtschaft aller Nationen darthun, heißt so viel, als nichts darthun: so weit wir die Sprachgeschlechter historisch verfolgen können, erscheinen sie schon als scharf begrenzte Gebiete, und eben dieses gilt von den Völkergeschlechtern, die schon mit der ersten Dämmerung der Geschichte in markirter Selbständigkeit hervortreten. Wol aber hat es entschieden Interesse, an der weniger unbestimmten und in Nebel zerrinnenden Verwandtschaft, die einzelne Völker zu einer großen Familie verknüpft, festzuhalten und die Bande zu erkennen, wodurch die Semiten, die Indo-Germanen, die Tataren, die Malaien u. s. w. respective verketet sind.

Was soll man aber zu den Ergebnissen einer Sprachforschung sagen, die wol ein Duzend und mehr Sprachsysteme zusammenwirft und aneinander herleiten will, ohne auch nur davon Noth zu nehmen, was an den Wörtern wesentlich oder zufällig ist, und ob die Bedeutung eines Wortes in der Sprache, welcher es zunächst angehört, ihre Begründung findet oder nicht? *) Gewiß würden solche Herren vor sich selber schamroth werden, wenn sie die von ihnen erzeugten Mißgeburten mit leiblichen Augen schauen könnten!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Sprachlehrer im Hanoverschen, den, nach seinem eignen Geständnisse, ein Kopfsübel seinem praktischen Wirkungskreise zu entsagen und Schriftsteller zu werden abthigte (!!!), bot vor ungefähr einem Decennium eine kleine Brochüre, „Geschichte der hebräischen Sprache“ betitelt, auf Deutschlands Universitäten zum Verkauf aus. In diesem Büchlein wußte er die Hypothese, daß die hebräische Sprache die Mutter aller übrigen sei, mit folgenden charisinnigen Gründen zu unterstützen: 1) die Namen der Urväter der Menschheit lassen sich nur aus dem Hebräischen deuten; 2) die hebräische Sprache ist nun einmal — die heilige Sprache; 3) das Wortspiel vom Hellschinder (in Simpson's Geschichte) läßt sich in keiner Sprache der Erde wiedergeben. Wir wissen nicht, ob das Verfahren einiger modernen Sprachvergleichler in seiner Art weniger absurd heißen kann.

Grundtvig's Übersicht der Weltchronik vornämlich des Lutherischen Zeitraums. Aus dem Dänischen, nach der Ausgabe von 1817, übertragen von Volkmann. Durchgesehen und mit einigen Anmerkungen begleitet von A. G. Rudelbach. Nürnberg, Rav. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Es geht der Weltgeschichte wie der Bibel: Jeder findet darin, was er eben finden will, oder seiner subjectiven Beschränktheit gemäß nur finden kann. Was dieser letztern unverkennbar widerspricht, wird dann entweder gar nicht bemerkt, oder es wird ganz weggeworfen, oder es wird so lange gedreht und gewendet, bis es sich fügt. Dazu gehört freilich theils einiger Muth, theils auch nicht wenig Geschick, wenn es sich nicht blos um eine Einzelheit handelt, und darum sind so umfassende Versuche dieser Art, wie das vorliegende Buch einen gibt, nicht grade häufig. Der Verf. desselben hat sich erst aus der Bibel ein besonderes Glaubenssystem herausgelesen, was er nun ohne Weiteres als das unbestreitbare voraussetzt, und was er auf die Weltgeschichte nur überträgt, um sie ihm anzupassen. Wie es dabei der Weltgeschichte ergeht, das haben seit Drosius alte und neue Beispiele zur Genüge gezeigt, und es würde wol schwerlich für nöthig gehalten worden sein, Grundtvig's neuen, nunmehr freilich schon über zwanzig Jahre alten Versuch in Deutschland durch eine Übersetzung bekannt zu machen, wenn nicht dieselbe theologische Ansicht, durch welche er seiner Zeit in Dänemark und auch bei uns bekannt genug geworden ist, nicht nur überhaupt bei uns einen Anhang, sondern zugleich auch einen Vertreter hätte, der als Landsmann und persönlicher Freund des Verf. in dem Buche eine hochwichtige und bahnbrechende Erscheinung erblickt, wie Dr. Rudelbach dies in der Vorrede offen erklärt. Das System beider Männer kann als bekannt vorausgesetzt werden; dasselbe hat sich in den letzten Jahren so unumwunden durch Wort und That in Deutschland erklärt, daß diese wiederholte Erklärung mittels einer Weltchronik wahrscheintlich ziemlich unbeachtet bleiben, wenigstens auf keinen Fall ein solches Aufsehen machen und so viel Streit erregen wird, als bei dem ersten Erscheinen des Buches in Dänemark der Fall war. Es wird daher genügen, die besondere Eigenthümlichkeit desselben wenigstens in einigen wesentlichen Zügen zu schildern; die Polemik dagegen gehört weit mehr dem Theologen als dem Historiker an.

Wer sich mit der strengsten Orthodoxie überhaupt befreunden oder sie auch nur ertragen kann, der wird in Grundtvig gewisse Vorzüge nicht verkennen können; er zeigt sich stets als eine kräftige Natur, in welcher der Mysticismus nicht, wie gewöhnlich, eine Krankheit, ein fremdes, störendes, sondern vielmehr ein gesundes, kernhaftes, zu dem ganzen Menschen durchaus passendes Element ist, das deshalb selbst poetisch ist und sich an verwandter Poesie erfreut. Dabei hat Grundtvig ausreichende Kenntniß, ein entschiedenes und in seinem Sinne selbst freies Urtheil, das mehr mit Energie als mit Scharf sinn die Dinge auffaßt und sich aneignet; seine Sprache ist scharf und kräftig, zuweilen derb bis zum Uebermaß, was wol nur selten auf Rechnung des Übersetzers kommt, geist- und phantastisch. Aber freilich werden diese guten Seiten durch so erhebliche Mängel überwogen, daß vielleicht selbst Geistesverwandte an dem Buche weit weniger Freude finden, als sie möchten. Selbst der Vorredner macht den Dänismus als etwas namhaft, das wol ein Vorwurf werden könne, d. h., wie er selbst erläutert, die durchgehende Parteilichkeit für die nordische als die grundhistorische Natur; aber die Entscheidung, ob dahinter nicht etwas Besseres steckt, steht er dem Leser anheim. Nun wäre an sich die Parteilichkeit nicht gradehin zu verwerfen, wenn sie sich auf die Überzeugung beschränkte, daß die nordische Natur die reinste, kräftigste und zur Orthodoxie am meisten geneigte sei; aber Grundtvig geht viel weiter, seine Vorliebe erstreckt sich auf eine Menge historischer Einzelheiten,

über welche er, unbeschadet jener Überzeugung, auch hätte zum Nachtheil der Dänen entscheiden können und sollen. Er zeigt sich hier als Patriot ebenso einseitig und beschränkt, wie er es als Historiker und Theolog ist; denn, um nur Eins als Beispiel anzuführen, während nicht leicht irgend etwas in dem Leben, in der Literatur und Kunst des Heidenthums Gnade vor ihm findet, erfreut er sich doch an dem dänischen Heidenthum sehr und erhebt dessen Poesie über jede andere, wenn er dies auch nicht grade durch eine directe Vergleichung ausspricht.

Betrachten wir ferner die Behandlung der Geschichte etwas näher, so muß man sich die Ungleichmäßigkeit schon gefallen lassen, da sie aus dem praktischen Zweck des Verf. hervorging: die beiden ersten Zeiträume bis auf Christi Geburt sind auf 42 Seiten abgefertigt; der dritte (bis S. 64) reicht bis Gregor VII.; der vierte (S. 65—98) kommt bis auf Luther; alles übrige bildet den fünften und letzten Zeitraum. Sehen wir dabei ab von der Bevorzugung des Nordens, so ergibt sich für das übrige der Maßstab des Verf. sehr leicht: seine theologische Ansicht ist der Reissen, über den Alles geschlagen wird. Daß dabei die Griechen und Römer, diese blinden Heiden, sehr übel ankommen, versteht sich von selbst; indes werden sie doch nicht so gänzlich verdammt wie von andern Eiferern, und ihre Literatur, wenngleich sie in den Urtheilen über Einzelnes äußerst niedrig gestellt wird, ist doch als brauchbar anerkannt und nicht aus den Schulen verwiesen. Im übrigen wird die alte Geschichte mit der Moral gemessen und bis zum Ueberdruß überall wiederholt, wie die Tugend zur Macht, diese dann zu Reichthum, Hochmuth, Verweichlichung und so zum Fall geführt hat; ein mageres Resultat, das freilich ziemlich überall paßt und andere Betrachtungen, wenigstens für den Moralisten, ganz überflüssig macht. Bei den christlichen Zeiten fehlt es ebenfalls nicht an solchen Urtheilen, nur daß hier der Unglaube an die Stelle der Unästhetik tritt, und wo dieser nicht grade behauptet werden kann, da ist es denn der unrichtige Glaube, von dem alles übel kommt. Unrecht ist er aber stets, wo er nicht orthodox ist, und wo er nicht der Vernunft alle freie und eigne Bewegung abschneidet. Da dieser Gesichtspunkt überall mit großer Strenge und rücksichtslosem Eifer festgehalten wird, so folgt von selbst, daß scharfer Tadel und harte Strafpredigten überall am Orte sind, und dabei werden die christlichen Parteien noch strenger und unuldamer behandelt als selbst die Heiden. Sehr übel würde z. B. Melancthon weggekommen sein, wäre er nicht Luther's Freund gewesen; diese Rücksicht wird S. 100 ausdrücklich genommen; ohne sie aber würde der praecceptor Germaniae, da er es wagte, „von der Frucht des Baumes der Erkenntniß zu brechen“, da er „zu großes Gewicht auf philosophische Schlüsse, Distinctionen und Ausdrücke legte und sich nicht so recht auf das Leben in Christo verstehen lernen wollte“, gewiß kaum in eine Linie mit Erasmus gestellt worden sein. Die Reformirten der Schweiz aber werden ebenso hart verurtheilt, als es kaum von Luther in der größten Heftigkeit geschehen ist, denn S. 108 wird gradezu erklärt, daß sie den obersten Grundsatz des Christenthums, der Christ auf's Wort zu glauben, umstoßen, daß sie dieselbe vielmehr meistern wollen, daß sie, indem sie die körperliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl ableugnen, zugleich auch die Wahrheit des ganzen Christenthums leugnen, daß sie der Schwärmerie und dem Unglauben Thor und Thür öffnen, was denn auch, „wie es nicht anders kommen konnte, in allen sogenannten reformirten Gemeinden erfolgte“. Daß dabei Zwilling in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen muß, ist natürlich. Solche Urtheile lehren denn, was keiner Belege bedarf, noch oft wieder, und zwar mit einer so schneidenden Schärfe, daß Jeder sich davon höchst unangenehm berührt fühlen muß, der nicht den dogmatischen Relativismus des Verf. theilt. Am schroffsten tritt dies in der neuesten Geschichte heraus, wo zum Schluß S. 409 fg. die Völker einzeln durchgenommen werden. Hier ist überall Grab und Tod; Napoleon ist der große Todesvogel, der mit seiner fürchterlichen Kriegskunst, der Kunst des Todes, Alles in

ein Schattenreich verwandelt. Leben ist nirgend mehr, und wo sich Etwas zeigt, das auf Anerkennung Anspruch macht, da ist es nur ein schwacher Nachklang, ein Schatten der Vergangenheit, ein bewußtloser Traum, Alles, Wort und That, Wissenschaft und Kunst, Kirche und Staat, ohne Kraft und Leben. Nur aus Dänemarks Wäldern tönt ein frischer Jubelruf zu dem Feste der Reformation; dort allein sind noch Gemüther, die ruhig und treu Luther folgten; dort allein hat sich kein Schwärmer erhoben, der „in eigenem Geseher die Bibel und Luther überfliegen wollte“.

Es ist ein ödes, unheimliches Gemälde, das der Verf., nicht ohne poetischen Schmuck und pikante Schärfe, aber immer mit derselben düstern Farbe entwirft. Niemand hat vielleicht den Mangel eines wahrhaften, kräftigen religiösen Lebens so eindringlich und grauhaft dargelegt, aber Niemand hat auch das Ringen der Zeit nach neuer Gestaltung weniger erkannt und ungerechter beurtheilt als dieser Däne, der darin nur überall Lob, kein Werden und Entstehen findet; der zwar den Rückschritt und das Stillstehen der Geschichte leugnet, der aber gleichwol Luther's allerdings wahrhaft geschichtliches Werk für die einzige und alleinige Grundlage einer bessern Zukunft hält, für welche die seitdem verfloffenen Jahrhunderte keine andere Bedeutung und keinen andern Nutzen haben können als — eine heillose Verirrung; der endlich sich und die Dänen als die Führer auf dem Rückwege zu Luther's Grabe darstellt. Gottes Segen wollen auch wir anrufen, aber er führt die Zeit auf einem andern Wege vorwärts zu Dem, was noth thut, zu religiöser Erneuerung.

Als ein besonderes Verdienst der „Weltchronik“ ist noch zu erwähnen die stete Rücksicht auf die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der verschiedenen Zeiten und Völker; eine Rücksicht, die freilich für den Plan des Werkes eine wesentliche war. Daß der Verf. hierbei ausgedehnte Studien gemacht hat, ist unverkennbar; aber dennoch wäre es zu verwundern, daß er bei allen bedeutenden Erscheinungen stets ein sehr entschiedenes, fertiges Urtheil hat, wenn nicht dies Urtheil eben Alles über einen Reissen schlug: die Dogmatik entscheidet über den Werth poetischer und oratorischer Werke ebenso wie über die Wahrheit einer Philosophie, und zwar immer mit einer so schneidenden Consequenz, daß man oft die größten Geister auf eine fast indignirende Weise erniedrigt und geschmäht sieht, zu welchem Zwecke auch einzelne Züge und Flecken des Privatlebens herbeigezogen werden. Unter den Heiden kommen die Abergläubischen am besten weg, wie z. B. Herodot (S. 19) sehr gepriesen wird; aber vom Thucydides heißt es: „Seine Schreibart ist dunkel und geschnitten, seine Bemerkungen sind die Frucht einer wässerichten Selbstflugsucht; er machte viel Wesen um nichts und war grade Das, was man im 18. Jahrhundert einen kritischen und praktischen Geschichtsschreiber nannte.“ Jedoch heißt es auch S. 35: „Die berühmte Geschichte des Livius ist ein lebloses, ermüdendes, in die Länge gedehntes Jahrbuch, das zum Glück von der Zeit zur Hälfte weggeschnitten worden ist.“ Dies klingt nicht anders als das Urtheil eines superklugen Schulknaben, dem sein strenger Lehrer die Lecture verleidet hat. Wie anders dachte unser Kiebitz! Von gleichem Schlage sind folgende Aussprüche: „Virgil, wenn er nicht hinterm Pfluge hergeht, geht meist mit Wind schwanger; Horaz hat nur drei Schilderungen, mit denen er abwechselte: ein kluger, ein dummer und ein in Liebeleien versunkener Römer.“ Werkwürdig in ihrer Art sind die Urtheile über die epische Poesie des deutschen Mittelalters (S. 75 fg.) und der eigensinnige Danismus S. 78 — 80, 121, 160 u. d. Nichts Rühmliches wird S. 137 von Cervantes und Calderon gemeldet, aber am schlimmsten fahren überall die Franzosen: an Ludwig XIV. Jahrhundert bleibt nichts Gutes, und Bayle, Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot, Helvetius werden mit ingrimmigem Spott tractirt, nur Montesquieu (S. 209) findet einige Gnade. Das gegen werden wieder sehr hart behandelt Shakespeare, Milton,

Dryden (S. 216 fg.) und, um einige Deutsche zu nennen, Leibniz und Chr. Wolf (S. 268—274), Lessing (S. 350 fg.), Herder (S. 369), Kant (S. 375), Goethe (S. 440 fg.), dem besonders arg mitgespielt wird. Meistens wird hierbei ein höchst bissiger Ton angewendet, der bald dem einer gehässigen Recension, bald mehr dem einer zelotischen Predigt ähnlich sieht, sodaß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, der Verf. habe, nicht zufrieden, einer einzelnen Gemeinde die Epistel zu lesen, seinem Eifer einen großartigen Spielraum verschaffen und ihm ein recht volles Genüge thun wollen, indem er einmal die ganze Menschheit von Adam bis Anno 1817 nach Herzenslust abkatzelte.

Die Übersetzung läßt sich leidlich lesen; wie sie sich zum Original verhält, außer den namhaft gemachten Abkürzungen, kann Rec. nicht beurtheilen.

Notiz.

In der Sitzung der statistischen Gesellschaft zu London am 18. Dec. 1837 hielt Day eine sehr interessante Vorlesung über den Lohn der englischen Setzer und Drucker, aus der wir folgendes entnehmen: Im J. 1774 erhielten die Setzer einen Wochenlohn von 20 Schilling; doch um diese Zeit fing man an, den Lohn nach der Zahl der gesetzten Buchstaben zu berechnen, was sehr bald allgemein angenommen und bis jetzt beibehalten wurde. Der Preis für 1000 Buchstaben wurde von Zeit zu Zeit immer erhöht, bis 1816, nicht ohne vielfache Demonstrationen von Seiten der Setzer, eine Preiserniedrigung eintrat. Von jetzt an wurde ein Unterschied zwischen dem Satz von Manuscript und dem von Druckschriften eingeführt und seitdem in der Regel für 1000 Buchstaben in letztem 5½ Pence, in ersterm 6 Pence bezahlt, mit Ausnahme der Zeitungen, deren Satz höher lohnt. Die Drucker werden nach dem Stück bezahlt und erhalten für 250 Abzüge 6 Pence bis 1 Schilling 4 Pence. Tene wie diese können wöchentlich 33—35 Schilling verdienen. 17.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlass.

Herausgegeben von

B. Funck.

8. Geh., 2 Thlr. 8 Gr.

Wetzel ist ein echter deutscher Dichter und sein Name konnte von der Masse der Erzeugnisse des Tages wol verdrängt, nicht aber vergessen werden. Seine Lebens- und Liebeslieder, seine zahlreichen Elegien, Sagen und Romane dürfen neben Uhland's und Rückert's Gedichten genannt werden. Seine Krieger-, Sieges- und Feuerlieder sind wie die Körner's und Max von Schenkendorff's unvergessliche Worte aus einer großen Zeit. Seine vermischten Gedichte, sein „Prolog zum großen Wagen“ tragen den Stempel seiner biedernden Erinnerung. Der Herausgeber hofft daher mit Recht durch eine Auswahl von Wetzel's Gedichten, welche in Taschenbüchern und Zeitschriften bisher zerstreut waren, den Dank der Besten zu verdienen und dem Dichter ein Denkmal zu errichten.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Über wahre und falsche Sprachvergleichung.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Eine der ersten Pflichten des Sprachvergleichers ist, daß er nur solche Wörter zweier Sprachen zusammenstelle, die erwieslich, oder doch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit das ursprüngliche Eigenthum beider Sprachen sind. Wo es factisch ist, daß eine Sprache im Strome der Zeiten viele Fremdwörter, zum Theil aus Sprachen eines ganz verschiedenen Stammes, in sich aufgenommen hat, muß man diese Fremdlinge von den echten heimischen Wörtern sorgfältig zu trennen wissen. So z. B. ist das Idiom unserer osmanischen Türken, obgleich in grammatischer Beziehung rein tatarisch und von den semitischen, wie von den indo-germanischen Sprachen wesentlich verschieden, mit einer Menge Wörter dieser beiden Sprachklassen vermischt, die man größtentheils schon auf den ersten Blick als Fremdlinge erkennt. Wer das Türkische praktisch erlernt, ohne vorher mit Arabisch und Persisch sich beschäftigt zu haben, dem wird manches Wort als hebräisch und manches Andere gar als deutsch erscheinen: er hört z. B. in der gebildeten Umgangssprache der Osmanentürken den Bruder bräder, die Tochter dochter nennen, hört für Name nām, für neu nev sagen u. s. w. Er findet für Staat das Wort memleket, für Buch kitab u. s. w. Die erstgenannten Wörter sind beinahe ganz deutsch, aber auch der persischen Sprache entlehnt*), die letztern beinahe ganz hebräisch, aber von den Arabern erborgt, deren Sprache eine Zwillingsschwester der hebräischen ist. Nur wer über Pausch und Bogen etymologisiert, mag sich über solche Rücksichten hinwegsetzen; denn einem Solchen erscheinen alle Sprachen im Grunde nur wie Eine.

Sobann ist es unerlässlich, daß man vor der Vergleichung zweier Wörter, die verschiedenen Sprachen angehören, erst prüfe, ob sie nicht nach verschiedenen Principien gebildet sind und ihre formelle Übereinstimmung nur zufällig ist. Wörter der disparatsten Sprachen können überraschende Ähnlichkeit darbieten, und ihre supponirte Verwandtschaft erscheint doch als Null, sobald man sie in ihre Bestandtheile auflöst. Als Beispiel mögen das

ungarische hátra und das spanische atras dienen, welche beiden Wörter mit großer formeller Ähnlichkeit vollkommene Übereinstimmung der Bedeutungen (nach hinten, rückwärts) verbinden. Das erstgenannte ist aber ein, aus dem ungarischen Substantive hát (Rücken) und der gleichfalls ungarischen Postposition ra (zu) gebildetes Adverbium, wogegen bei dem spanischen atras die beiden lateinischen Partikeln ad und tras (trans), von denen die letztere allein schon in der spanischen Sprache hinten und Hintertheil bedeutet, zum Grunde liegen.

Ein Sprachdilettant von der oben bezeichneten Kategorie hat noch kürzlich bei Vergleichung von Sprachen, die ihm sammt und sonders nur aus Wortregistern bekannt sein müssen, eine Menge ganz ähnlicher Parallelen gezogen. Ex ungue leonem — wir führen daher nur einige dieser Parallelen unsern Lesern vor. Der erwähnte Herr fand in dem Wörterverzeichnisse zu Hindoghlus praktischer Grammatik das halb arabische und halb türkische Verbum ikrâretmek (versprechen oder gestehen) und trug kein Bedenken, selbiges mit dem griechischen ἐκπαίρειν (!!!) zu combiniren. Das i von ikrâr schien ihm einerlei mit dem griechischen εἶ; denn er wußte nicht einmal, daß dieses i mit dem zwischen dem zweiten und dritten Radical eingeschobenen langen ā Kennzeichen des Infinitivs einer transitiven arabischen Verbalform und ebenso von der Wurzel karra abgeleitet ist wie iktâl (tödten lassen) von katala (tödten), ihsar (herbeibringen) von hasara (zugegen sein) u. s. w. Derselbe Sprachvergleichler hält das mandchuische esime (spielen, sich belustigen) für identisch mit dem griechischen ἐπιπαι. Jeder Anfänger im Griechischen weiß aber, daß ἐπιπαι ein mit einer Präposition (ἐπι) zusammengesetztes Verbum ist, und Keinem, der die Mandchusprache studirt hat, ist es unbekannt, daß die Verschmelzung einer Präposition mit einem Verbum dem ganzen Charakter dieser Sprache widersteht. Außerdem wird man die Präposition epi (es) in der Mandchusprache vergebens suchen. Soll demnach esime nicht ein verküppeltes griechisches ἐπιπαι sein, so haben wir in es eine schlichte Wurzel (oder vielmehr ein Thema der Wurzel es) vor uns.

Wenn ein Wort schon in der Sprache, der es zunächst angehört, eine passende Etymologie findet, d. h. wenn es sich in Form und Bedeutung ohne Zwang auf eine Wur-

*) Rein türkisch heißt Bruder kardasch, Tochter kis, Name ad, neu yeni.

gel dieser Sprache zurückführen läßt, so ist es schon unnütze Grausamkeit, selbigem eine Wurzel unterzuschleiben, die einer nahe verwandten (einer Schwestersprache) angehört; aber ganz tollsinnig, zu diesem Zwecke in einen fremden Sprachenstamm überspringen. Mit Recht hat man ältere semitische Orientalisten getadelt, die, von der Selbständigkeit des Hebräischen wenig oder keine Notiz nehmend, bei jedem sprachlichen Bedenken gleich an dem Vorne der reicher begabten arabischen Schwester schöpfen wollten; und doch war das Verfahren dieser Gelehrten ein harmloses Spiel gegen den Unfug gewisser moderner Etymologen, welche die Grundbedeutung arabischer Wörter in ähnlich klingenden griechischen (!!) wiederfinden wollen. Ein Herr E... combinirt z. B. das arabische *dunja* (irdische Welt) unbedenklich mit dem griechischen *δύναμις* und leiht ihm also eine Bedeutung wie Kraft oder Macht. Dieser Herr scheint gar nicht die Möglichkeit geahnt zu haben, daß es, auch im Schooße der arabischen Sprache eine Wurzel von *dunja* geben könne, und wirklich ist diese Wurzel vorhanden; allein sie bedeutet niedrig und verächtlich sein, hat also mit Kraft und Vermögen nichts zu schaffen.

Sind zwei Wörter, die verschiedenen Sprachstämmen angehören, an Laut und Bedeutung sehr ähnlich oder selbst übereinstimmend, sind sie dabei so einfach, daß es vergebliche Mühe wäre, sie weiter zu zerlegen, und fehlt in beiden Sprachstämmen eine passende Etymologie für beide, so können doch noch sprachliche und logische Gründe anderer Art obwalten, die uns daran verhindern, sie als urverwandt zu betrachten, oder auch nur anzunehmen, daß die eine Nation bei der andern geborgt habe. Ein merkwürdiges Beispiel gibt uns der spanische Artikel, dessen männliche Form *el* mit dem arabischen Artikel (*al* oder *el*) genau übereinstimmt. Behaupten wir nun, daß diese Übereinstimmung zufällig sei, so könnte man uns wol entgegen: Warum sollten die Spanier, die so viele Substantiva und wahrscheinlich sogar einen Theil ihrer sprachlichen Färbung den Arabern verdanken, nicht auch ihren Artikel aus dieser Quelle haben, sie, die wol acht Jahrhunderte den Mauren unterthan gewesen und im Süden der Halbinsel sogar stark mit maurischem Blute sich vermischt haben?

Die Gründe, womit man diese Einwürfe beseitigen kann, sind verschiedener Art. Zuvörderst wird man das spanische *el* doch nicht von dem französischen *le* (das nur ein umgekehrtes *el*) und dem italienischen *il* trennen wollen? Alle drei Sprachen sind romanische und Töchter des Latein; sie verdanken der Fundgrube dieser letztern Sprache den beinahe größern Theile ihres Wortvorraths sowie auch ihre grammatischen Formen, und eine so abstracte Sache, wie der Artikel, sollte nicht ebenfalls daher stammen? Das Lateinische hat zwar bekanntlich keinen Artikel; aber der bestimmte Artikel jeder Sprache ist aus einem demonstrativen Pronomen entstanden*), und unbefangene

Romanisten haben deshalb schon lange, wenigstens bei dem italienischen und französischen Artikel das lateinische Pronomen *ille* zum Grunde gelegt. Was nun von *il* und *le* anerkannt ist, sollte dies nicht ebenso wol in Betreff des spanischen *el* gelten? *) Dazu hat der spanische Artikel wie der französische und italienische eine männliche und eine weibliche Form, auch einen Plural beider Geschlechter, während das arabische *al* (*el*) von einem Unterschiede des Geschlechts und des Numerus gar nichts weiß. Drittens geben die arabischen, ins Spanische aufgenommenen Wörter einen schlagenden Beweis davon, daß der Spanier den arabischen Artikel gar nicht verstanden hat; denn die meisten derselben (wie z. B. *alcayde*, *almojarife*) erscheinen noch mit dem arabischen Artikel verwachsen, als bildete er einen integrierenden Theil des Wortes. Vergleichene Wörter sind im Spanischen an sich ebenso unbestimmt wie alle übrigen, und sollen sie bestimmt werden, so setzt man ihnen den spanischen Artikel vor (z. B. *el alcayde* u. s. w.). Endlich machen es diese Wörter sogar höchst wahrscheinlich, daß der arabische Artikel grade von den spanischen Mauren nicht *el*, sondern *al* gesprochen worden ist; denn kein arabisches, im Spanischen eingebürgertes Wort fängt mit *el* an.

Will nun der Etymologe auf einen höhern Standpunkt treten und annehmen, das lateinische *ille* selbst sei urursprünglich eins und dasselbe mit dem arabischen *al*, so haben wir darauf keine andere Entgegnung, als daß er es getrost annehmen möge, wenn er Sympathie dazu fühlt.

Ist nun endlich keiner von den angeführten Gründen vorhanden, der uns bestimmen könnte, zwei ähnlich lautende und der Bedeutung nach verwandte Wörter zweier Sprachen, die verschiedenen Stämmen angehören, als verschiedener Abkunft zu betrachten, so bleibt ja noch mehr als Eine Möglichkeit, die beide Wörter einander so ähnlich gestempelt haben kann. Ist es denn ganz undenkbar, daß selbst Völker von der verschiedensten Abkunft durch Nachahmung der tönenden Natur und symbolische Bezeichnung, oder durch analoge Lautwechsel auf ähnliche, ja mitunter sogar auf identische Wörter für gleiche oder verwandte Begriffe gekommen sein sollten, ohne daß ein Volk nur von der Existenz des andern wußte? Sollte das unabhängige Zusammentreffen, wovon uns die Geschichte im ganzen Reiche der menschlichen Erfindungen Beispiele zeigt, nicht auch in der Sprache möglich gewesen sein? Obgleich die Übereinstimmung grammatischer Formen mit Recht viel höher angeschlagen wird als bloße Ähnlichkeit der Wörter — denn grammatische Formen erborgt keine Sprache von der andern —, so ist in Sprachen von heterogenem Principe doch selbst auf diese nicht zu bauen. Das menschliche Sprachorgan beherrscht ja überhaupt nur einen engen

Substantive wiederholt wird, so hat es einmal Pronominal- und einmal Artikelbedeutung.

*) Daß die übrigen Romanen ihren Artikel erst von den Spaniern oder gar unmittelbar von den Arabern empfangen haben sollten, ist eine so chimärische Annahme, daß man sie gradezu abweisen kann.

*) Das ungarische *az* (jener, der) ist in dieser Sprache Pronomen und Artikel zugleich. Wenn es vor demselben

Kreis wirklich verschiedener Laute, und schwerlich dürfte man in den Sprachen Afrikas, Australiens und selbst Amerikas Articulationen vorfinden können, die nicht mit irgend einer Articulation des indo-slavo-germanischen und des semitischen Sprachstammes wenigstens verwandt wären. Was ist also natürlicher, als daß die verschiedensten Völker und Völkergeschlechter auch zu ähnlich klingenden (lautverwandten) charakteristischen Kennzeichen der Redetheile und ihrer Verhältnisse gelangen können? Das Sanskrit, das Griechische, die slavischen Sprachen sind grammatisch so reich entwickelt und die Endungen der Wörter so wunderbar mannichfaltig, daß man wol kaum in irgend einer Sprache Merkmale der Beziehung entdecken dürfte, die nicht dem Laute nach mit Endungen unsers Sprachstammes eine Vergleichung verstateten. *)

Nachdem wir nun auf die Unhaltbarkeit der materiellen Vergleichung solcher Sprachen, die einem verschiedenen grammatischen Principe folgen, hingewiesen haben, sei es uns auch vergönnt, im Interesse der echten Sprachvergleichung, die auf analoge Entwicklung und ewige Gesetze des Lautwechsels basiert ist, das Wort zu nehmen. Da wir zu dem größern Publicum reden, so nehmen wir dabei nur auf Sprachen Rücksicht, mit denen die meisten unserer Leser vertraut sind, und hoffen, daß sie in dem größern, weniger bekannten Gebiete wenigstens für wahr-scheinlich halten werden, was ihnen in dem kleinern bekannten Kreise als ausgemachte Wahrheit entgegentritt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Abel Munnitt. Von James Morier. Aus dem Englischen von G. R. Barmann. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1837. 8. 1 Thlr.

Ungeachtet der mehrfach zu Tage gelegten Präntationen des Verf. muß Ref. doch offenerzigt bekennen, den „Abel Munnitt“ größtentheils langweilig gefunden zu haben. Zu jenen Präntationen gehört unter Anderm die fast aller englischen Romanschriftsteller älterer und neuerer Zeit, verschiedentlich sich selber dem Leser gegenüber zu setzen, um ihm das richtige Verständnis im Schulmeister-tone zu eröffnen. Wir finden bei jedem Marionettenspieler mehr Kunstfleck, stets ist seine regierende Hand dem Zuschauer unsichtbar. Außerdem wimmelt das Buch von moralischen Gemeinplätzen, und nach dem Allen wären sehr leicht die ungünstigsten Schlüsse auf den Bildungsstand des überseitschen Lesepublicums zu machen. Daß der Verf. am Schlusse des Werks Gelegenheit nehmen muß, den Titel desselben zu rechtfertigen, bethätigt sein eignes Schwanken beim Hinschreiben dieses Titels, und wirklich stehen die für denselben angeführten Gründe im Mißverhältnisse zu dem ganzen Abel. Damit ist keineswegs gesagt, daß dieser nicht der Träger eines Romans sein könne mit seinem einfach religiösen Sinne; allein totale Anständigkeit einer durch einen großen Theil des Buchs im Vordergrund stehenden Person läßt sie fast ebenso überflüssig erschei-

nen als den Vater der guten Marie. Im dritten Theile endlich zeigt sich Leben und Bewegung in den Charakteren, und der neuauftauchende Antiquitätenjäger, der den Notizen der Geschichte lebende Peregrin Diddbourn, ist gut gezeichnet. Inwiefern das zweite Capitel dieses Theils (s. die Vorrede des Buchs) Archäologen Anlaß geben kann, den Roman in die Hand zu nehmen, mögen diese selbst entscheiden, denn Ref. ist niemals unter den in Frage kommenden Ruinen gewesen und kennt sie nur aus Abbildungen, die über die vom Verf. aufgestellten Ansichten keinen Aufschluß geben.

2. Die Pickwickler, oder Herrn Pickwick's und der correspondirenden Mitglieder des Pickwickclubs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Nach den Überlieferungen des Pickwickclubs herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen von Cruikshank. Erstes Bändchen. Leipzig, Weber. 1837. Gr. 12. Preis für drei Bändchen 4 Thlr. 12 Gr.

Der Titel ist das Längste am Buche, denn dieses zeichnet sich vor den meisten ernsten und komischen Romanen der Engländer gar vorthellhaft dadurch aus, daß es ohne breite und weitläufige Vorerörterungen den Nagel auf den Kopf trifft. Die Haupttendenz dieses gar hübschen Werkes, soweit sie nach diesem ersten Bändchen mit einiger Sicherheit zu ermitteln steht, ist wol, sich über die mannichfach auftauchenden Vereine zum Wohle der Wissenschaften und der Menschheit etwas lustig zu machen, und da dergleichen Vereine auch in Deutschland, nicht selten mit hochtrabender Wichtigkeit, überall hervortreten zur Beförderung des Papiermangels, so wird die gelungene Übersetzung dieses Buchs gewiß viele Freunde finden. Diese mögen dann auch die Abenteuer der wandernden Helden, unter denen Mr. Pickwick als ein Stern erster Größe vorleuchtet, ebenso willkommen heißen, als sie die eingestreuten Erzählungen, z. B. „Die Handschrift eines Wahnsinnigen“, nach ihrem Belieben überschlagen, oder als bedeutungsvolle Ruhepunkte betrachten können. In strengen Zusammenhang, an nicht aus der Bahn gleitende Entwicklung dürfen wir bei einem solchen Buche voll leichtem Witzes und tiefen Humors nicht zu sehr denken, und dann werden wir dasselbe in vielfacher Weise befriedigt aus der Hand legen. *)

3. Leonie von Montbreuse. Aus dem Französischen der Mad. Sophie Gay von Emilie Wille. Berlin, Ratorff und Comp. 1837. 8. 1 Thlr.

Um die Tendenz dieses Buchs darzulegen, darf Ref. nur Folgendes aus der Vorrede der Übersetzerin anführen: „In der Darstellung ihres Lebens hat Leonie zugleich die Entwicklung eines echt weiblichen Gemüthes gegeben, und die Grundsätze und Lebensregeln, welche sie von Zeit zu Zeit aufstellt, tragen um so mehr den Stempel der Wahrheit, weil sie immer als das Resultat wirklicher Erfahrungen dastehen. Die Haupttendenz des Ganzen geht dahin, jedes junge weibliche Herz vor leidenschaftlichen Gefühlen zu hüten“ u. s. w. Leonies Lebensregeln sind nun im Buche mit gesperrten Lettern nachgewiesen, und es ist deren eine große Zahl. Ref. will im Allgemeinen die Richtigkeit dieser aus Erfahrungen hergeleiteten Lebensregeln zugeben, ablehnen aber muß er ihre Prophethetie da, wo es Noth thut, da jedes Individuum als solches einen andern Gebrauchzettel haben müßte. Außerdem bemerkt Ref. aus reiner Verehrung des weiblichen Geschlechts noch Folgendes: wie überhaupt der Erfahrungssatz feststeht, daß isolirte Erfahrungssätze und Lebensregeln keinen Schutz, keine Sicherheit in der Stunde der Gefahr gewähren, indem einem raffinierten Feinde nichts leichter wird, als diese zerstreuten Truppen in Unordnung, zum Weichen zu bringen, wenn nicht gar zu tödten, so ist insbesondere das Weib mit solchen Gruppen, wie wir täglich sehen, an eigne oder fremde Leidenschaften sicher verloren. Der Mensch, welcher überall sicher, schön und recht

*) Sind zwei Sprachfamilien im Besitze ähnlich lautender Pronomen, und werden aus diesen Pronomen in beiden Sprachfamilien grammatische Anhänge (Suffixa) gebildet, so versteht es sich selbst, daß auch die Suffixa übereinkommen. Daher z. B. die unverkennbare Ähnlichkeit ungarischer und türkischer Suffixa (am Nomen und am Verbum) mit entsprechenden indo-germanischen und selbst mit gewissen semitischen.

*) Vergl. unsere Mittheilungen über das englische Original in Nr. 13 und 14 d. Bl. D. Ref.

bestehen will, muß nur einen einzigen Grundsatz haben, aus welchem alle seine Verhältnisse zu sich selbst wie zu der Umgebung sich harmonisch entwickeln. Die jungen Leserinnen dieses Buchs mögen sich daher die Aufgabe stellen, aus dem darin niedergelegten Reichthum von Lebensregeln eine solche, aber auch nur Eine hervorzuhoben, welche ihre Religion, ihre Individualität, ihre äußern Verhältnisse so ganz erfüllt, daß darauf mit Sicherheit das Gebäude ihres Lebens gegründet werden mag. Die übrigen Regeln werden dann schon fast von selbst ihre geeignete Stelle finden.

4. Die Blume auf Rinnestalle. Anna Reibnig. Gustav Brahe. Historische Novelle in drei Theilen. Aus dem Schwedischen des G. H. Mellin, übersetzt von A. Arndt. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die schwedische Geschichte sowie schwedisches Leben, schwedische Sitten liegen denjenigen Menschen, die man unter dem Ausdrucke Lesepublikum, begreift, im Allgemeinen ziemlich fern, und aus diesem Grunde kommt uns Deutschen der Übersetzer hier und da durch Notizen zu Hülfe. Es gibt aber noch Vieles, welches wir, so gut es gehen will, in uns zurechtlegen müssen. Der Verf. bethätigt durch vorliegende Novelle seinen Reichthum an Kenntnissen sowie die edelste Besinnung; wir sehen in ihm auch den poetischen Künstler, sofern es darauf ankommt, den Schluß seiner Begebenheit darzustellen, denn dieser ist namentlich in den ersten beiden Theilen unserer Novelle schön. Bedenklicher erscheint manches Constatte in der Behandlung. Diese wendet sich meistens von der Handlung, sowohl der historischen, als derjenigen, die Eigenthum des Verf. ist, möglichst weit ab in Dialogen, die uns nicht zu fesseln vermögen, weil wir stets eine zum Ziele führende Thätigkeit erwarten, und weil sie einem Leben angehören, welches uns Deutschen nicht geläufig ist. Wenn aber die Schweden den Verf. hochschätzen, so haben sie dazu alle Ursache, denn ihr Leben, welches wie das der meisten nordischen Völker einen elegischen, einen Nothcharakter trägt, spiegelt er so treu wieder, daß gelegentlich selbst die Neigung zum Diebstahl, wie sie in manchen Gegenden Scandinaviens sich bemerkbar macht, nicht unberührt bleibt. Der Übersetzer gibt in seinem Vorworte Hoffnung zu fernern Übertragungen. Vielleicht findet derselbe in dem Obigen eine Andeutung, weniger zu übersetzen als zu bearbeiten. Wir Deutschen sind in neuerer Zeit ein rühriges Volk geworden und haben so außerordentlich viel zu thun, daß wir Thaten sehen wollen, nicht aber Worte. Gleichwohl wird das Buch immer Leser finden, die dem Übersetzer sich dankbar verpflichtet erachten, daß er sie mit einer lebenswürdigen Naivetät befreundet wollte, und diese Leser werden die rechten sein.

5. Genrebilder aus Nürnberg. Von Eduard Walbau. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Genrebilder weniger als Skizzen. Eine feste Zeichnung, bestimmtes Colorit und Ausführung kann dieses Büchlein nicht in Anspruch nehmen; Manches ist sogar nur in einer, dem Nürnberger verständlichen leisen Färbung angedeutet. Dennoch hat Ref. das Werkchen mit Vergnügen gelesen, da ihm durch dasselbe Gelegenheit geworden ist, in dem Verf. einen Schriftsteller kennen zu lernen, welcher sich auf Ernst und Scherz gleich gut versteht. Es weht eine wohlthuende Gemüthlichkeit durch das ganze Buch. Billig sollten dergleichen Topographien, mit dazu gehörigen Lebens- und Sittenschilderungen von jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt im Jahrhunderte etwa zwei erscheinen, wir wären dann des Lesens der größtentheils langweiligen und nichtsfagenden Correspondenznachrichten in den Tagesblättern überhoben. Es ist nur äbel, daß endlich, nicht jede Stadt während eines Jahrhunderts ein zu solchem Werke taugliches Subject producirt, und wäre dies auch der Fall, gewissem eine nicht geringe Anzahl Menschen des Vergnügens sich vielleicht entzogenen müßte, zu erfahren, wie die Leistung einer Choristin beschaffen gewesen.

86.

Mancherlei.

Herbart rechnet in seiner „Psychologie“, nämlich über die Stärke der Vorstellungen, ihre Hemmung untereinander und die Hemmungssumme, wenn man eine als diejenige setzt, deren Grad der Verbunkelung dadurch bestimmt werden soll, und spricht daher von einer Statik und Mechanik des Geistes. Ohne Zweifel lassen sich mathematische Formeln und Rechnungen so gut auf Vorstellungsgrößen und deren Grade anwenden wie auf irgend andere Größen, nur beruht Alles auf dem Ansaß und dem Facit. Wäre die Berechnungsmethode fürs Facit vollständig, so müßte sich berechnen lassen, was ein Mensch denkt, will, begehrt, so gut wie bei einer Maschine deren Gang und Wirkung. Freiheit des Willens würde kein Hinderniß bilden, weil Herbart sie leugnet. Er macht indeß wenig Hoffnung für das Facit mit den Worten: „In der Psychologie können wir bei dem Mangel oder doch der Schwierigkeit bestimmter Beobachtung weniger darauf ausgehen, irgend ein wirkliches und individuelles geistiges Ereigniß genau zu erkennen und zu erklären, als die einfachen Gesetze einzusehen, deren höchst mannichfaltige Verflechtung die Wirklichkeit bestimmt.“ Dies gleicht dem Thun eines Mechanikers, der rechnet und rechnet, ohne irgend eine wirkliche Maschine genau zu erkennen und zu erklären, obwohl er die Formeln und Gesetze der Rechnung inne hat und weiß, daß eine gesetzmäßige und mannichfaltige Verflechtung von Rädern die Wirklichkeit der Maschinenbewegung bestimmt. Es ist freilich in unserer deutschen Philosophie gesagt worden, rechnen als rechnen sei denken; doch sollte man etwas halten auf das Berechnen und Bedenken, welches zur Einsicht eines Wirklichen führt. So ist Berechnung über einen bestimmten Menschen stets eine psychologische Aufgabe, deren Lösung darin besteht, daß man weiß, was er denkt, will, begehrt. Die Berechnung wird auf das Gegebene seines Charakters gebaut sein und etwa fragen: wenn $Born = a$, $Bel-muth = b$ gesetzt sind, was für ein Gedanke oder Wille wird bei bestimmtem Anlaß $= c$ in seine Seele treten? Wären die Proportionen des Gegebenen richtig erkannt, so hätte das Weiterrechnen und Facit keine Schwierigkeit, und wir verfahren allerdings so im gewöhnlichen Leben, wenn wir in manchen Fällen wissen, was Jemand denkt, will, begehrt, ohne daß er es durch Worte oder Mienen kund gegeben hat. Nur daß ein unrichtiger Ansaß des Gegebenen uns häufig falsch rechnen läßt. Die abstracte Regel der Rechnung ist und bleibt arithmetisch dieselbe, sie verhilft zur psychologischen Erkenntnis einzig durch die Richtigkeit des gegebenen Ansaßes, wie bei astronomischen Berechnungen durch Genauigkeit der Beobachtung und Zuverlässigkeit der Instrumente. Hierbei hätten wir freilich den Gedanken mit der auf ihn bezogenen Vorstellung des Willens und Begehrens aus dem Charakter berechnet, Herbart aber will umgekehrt den Charakter aus Berechnung der Vorstellungen, ihrer gegenseitigen Stärke und Hemmung finden. Sobald wir diese alle in bestimmten Größen gegeben hätten, müßte das Untersuchen ebenfalls gelingen, und wir entwerfen ja wirklich ein Bild des Charakters nach einzelnen Handlungen und Gedankenäußerungen, denen doch Vorstellungen zum Grunde liegen. Gedankt die Phantasie solche einzelne Züge in zutreffender Weise zum Charakterbilde, so ist unsere Berechnung richtig für ferneres Denken und Thun. Jeder bestimmte Zustand entwickelt alsdann eine eigne Reihe von Vorstellungen, welche man vermöge der Charakterkenntnis überseht. Ohne die letztere zusammenfassende Einheit aber werden menschliche Vorstellungen in solcher unbestimmten Menge und in so wechselndem Übergange gesetzt sein, daß aus ihrem Zusammenhange gar kein Facit sich ergibt. Warten wir also, ob Herbart mit seinem mathematischen Apparat Charaktere hervorrechnen, die wir im Leben zu suchen, zu finden und wiederzufinden haben, und dadurch einsehen, was einzelne Menschen denken und thun, auch was sie denken und thun werden.

7.

Über wahre und falsche Sprachvergleichung.

(Bechluss aus Nr. 49.)

Die Unterschiede zwischen verwandten Sprachen, mögen sie nun im Verhältniß der Abstammung oder der Schwere-
sterschaft stehen, kann man wohl unter fünf Kategorien bringen: 1) Bedeutungen modificiren sich, d. h. ganze Wörter haben öfter in der einen Sprache eine abweichende, jedoch verwandte Bedeutung, und grammatische Formen eine etwas verschiedene Function; 2) eine und dieselbe Wurzel offenbart sich in der einen Sprache als Nomen, in der andern als Verbum, als Partikel u. s. w.; 3) es bestehen gewisse mehr oder weniger durchgreifende Geseze der Lautveränderung, die bald leichter, bald schwerer zu entdecken sind, und vermöge welcher, so oft mehrere derselben in Einem Worte concurriren, manches Wort außerordentliche Metamorphosen erleidet; dieses Lautwechseln sind dann auch die grammatischen Formen unterworfen; 4) Wurzeln und grammatische Formen der einen Sprache sind in der andern verloren gegangen, oder das eine Volk bewahrt die letztern nicht mehr so frisch und lebendvoll in seinem Bewußtsein wie das andere; 5) eine oder die andere Sprache des Stammes bereichert sich vorzugsweise mit Fremdwörtern, und diese Fremdwörter sind zuweilen sogar heterogenen Sprachen entlehnt, wie z. B. die arabischen und die persischen Wörter in der türkischen Sprache, die lateinischen und slavischen Wörter in der ungarischen u. s. w.

Ein und dasselbe Wort bezeichnet in der einen Sprache das Genus, in der andern die Species, hier das Leiden oder den Zustand, dort die Wirkung, kommt hier nur im eigentlichen, dort im figurlichen Sinne vor u. s. w. Der Begriff sterben z. B. wird im Englischen durch die (dei) ausgedrückt, welches Wort mit dem deutschen sterben nichts zu schaffen hat; aber es gibt im Englischen ein Verbum starve, verschmachten, vor Hunger umkommen, und dieses ist unverkennbar das deutsche sterben, nur mit einem Nebengriffe. Dagegen entspricht das englische die, wie wir besonders aus der Participialform dead (dedd) sehen, unserm Verbum tödten. Ebenso heißt das persische morden so viel als sterben, das deutsche morden aber todt machen u. s. w. Für Hund im Allgemeinen sagen die Engländer dog, für Jagdhund aber hound; das erstere entspricht, wie Jeder sieht, unserm Dogge, das letztere unserm Hund. Was also

bei dem Engländer Genus, das ist bei uns Species, und umgekehrt. Schön heißt im Schwedischen vackra, welches Wort unser wacker ist; quinna bedeutet in derselben Sprache Weib überhaupt, im Englischen ist queen (kwih) Königin u. s. w. Alle unter sich verwandte Sprachen geben zu interessanten Vergleichen dieser Art unendlichen Stoff.

Es ist nicht selten von ungemeinem Interesse, den mannichfachen Bedeutungen nachzuspüren, die ein bestimmtes Wort im Laufe der Jahrhunderte und beim Übergange von einer Nation zur andern erhalten haben kann. Wer sollte z. B. errathen, daß das französische tromper seine Wurzel im Lateinischen findet, obschon das einzige ähnlich klingende triumphare seiner Bedeutung nach damit ganz unvereinbar scheint? Das deutsche Trumppf und trumppfen oder abtrumppfen tritt als geistiges Mittelglied zwischen beide; obgleich dem französischen tromper seinem Laute nach zunächst stehend, hat es doch eine ehrlichere Bedeutung, indem nicht alles Abtrumppfen auch ein Betrügen ist. Alle drei aber vereinigen sich in der gemeinsamen generellen Bedeutung: einen Vortheil über Jemand davontragen. Das lateinische triumphare (unser triumphiren) ist Ausdruck der Freude über einen mit offener Gewalt erlangten Vortheil; das Trumppfen und tromper der Neuern aber beziehen sich auf Vortheile, die mit List errungen sind, sei es nun auf erlaubtem oder verbotenen Wege. Wir sehen hier zugleich, daß ein und dasselbe von dem Mutteridiom überkommene Wort in einer und derselben Tochtersprache verschiedene Bedeutungen erhalten und denselben angemessen seine Gestalt verändern kann (trionpher und tromper). Das tromba der Italiener und das französische trompette stehen ihrer Form nach dem Verbum tromper sehr nahe; wogegen ihre Bedeutung wieder auf das frohe Gefühl des Sieges hinweist, der durch Blasinstrumente gefeiert wird.

Es ereignet sich häufig, daß Wörter, die eine Sprache ihrer Nachbarin geborgt, in der Folge dem ursprünglichen Besizer wieder anheimfallen, aber in so ausländischem Costume, daß er sein ursprüngliches Eigenthum kaum wiedererkennt. So z. B. ist das französische bivouac dem deutschen erbozt (Bei = Wache), und wir hatten das Wort in dieser Verstümmelung schon lange zurückgehalten, ehe uns die germanische Abkunft desselben klar wurde.

Zuweilen scheinen Volkshaß und Ironie irgend einem Worte den Nebenbegriff zugetheilt zu haben, der ihm anfänglich fremd war. Das lateinische *fabulari* ist den Spaniern in der Form *hablar* der Ausdruck für sprechen überhaupt geworden; das französische *habler* aber heißt großsprechen, prahlen, als wollte man sagen: so sprechen, wie ein Spanier zu thun pflegt. Zur Wiedervergeltung gebrauchen die Spanier ihr *parlar* (das französische *parler*) in dem Sinne eines faden und geistlosen Geplappers.

Daß Wörter und Wortformen durch Verkürzung, Umbiegung, Verschmelzung und Verschiebung der Laute oft bis zur vollkommensten Unkenntlichkeit metamorphosirt werden können, davon überzeugen uns nicht bloß abgeleitete Sprachen in ihrem Verhältnisse zur gemeinsamen Mutter, sondern sogar die Dialekte eines nämlichen Idioms in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. *) Die außerordentliche Umgestaltung vieler lateinischen Wörter in romanischen Sprachen (besonders im Französischen und Portugiesischen) könnte Manchen zu der Frage veranlassen, ob nicht ein oder das andere dieser Wörter vielmehr celtischen Ursprungs sei und nur zufällig dem lateinischen Worte ähnele, von dem es abstammen solle? Daß die romanischen Idiome auch celtische und iberische Wörter enthalten, dürfte wol unbezweifelt sein; aber die Zahl der erweislich lateinischen Wörter ist doch so überwiegend, daß wir z. B. ein französisches Wort nur dann mit Recht einem andern Sprachstamm anweisen können, wenn die ermittelten Gesetze des Lautwechsels auf dasselbe keine Anwendung finden. Eine Combination des französischen *jour* mit dem lateinischen *dies* scheint lächerlich, und doch ist die mittelbare Abstammung des erstern Wortes von dem letztern ganz unbestreitbar. Niemand wird im Ernste den Zusammenhang des lateinischen *diurnus* mit *dies* leugnen wollen; und doch sehen wir schon in diesem lateinischen Derivatum die Form *dies* in *diur* verwandelt. Im Latein des Mittelalters heißt *diurnale* ein Tagblatt, welchem Worte das französische *journal* augenscheinlich entspricht. Wer nun die Verwandtschaft von *journal* und *diurnale* einsieht und nicht bezweifelt, daß letzteres mit *diurnus*, wie *diurnus* mit *dies* zusammenhänge, der wird auch die mittelbare Abstammung des Wortes *jour* von *dies* einräumen müssen.

Nicht weniger paradox klingt die Ableitung des portugiesischen *cheio* (*schajo*), voll, von dem lateinischen *plenum*, und doch ist nichts leichter darzuthun. An der Stelle des lateinischen *pl* (wie auch des *cl*) erscheint nämlich in portugiesischen Wörtern fast immer ein *ch* (*sch*): so wird *ploro* zu *choro*, *plumbum* zu *chumbo*, *pluria* zu *chura* u. s. w. Unmittelbar kann dieser Übergang nicht sein; ihn vermittelt unstreitig das spanische *ll* (*lj*), welches unmittelbar bei dieser Nation das initiale *pl* oder *cl* der Römer vertritt. Die Portugiesen mochten anfänglich

statt *lj* nur *j* sprechen, das nachmals in *ch* (*sch*) überging. Ebenso häufig sind die Beispiele, daß ein weicher Consonant in der Mitte der Wörter zwischen Vocalen ausfällt, wo dann öfter ein *i* seine frühere Stelle einnimmt, wie z. B. in dem portugiesischen *paõ* (*panis*), *meio* (*medium*), *fiel* (*fidelis*), *seio* (*foedum*). Das Zusammentreffen dieser beiden Gesetze des Lautwechsels in einem und demselben Worte hat nun *plenum* in *cheio* verwandelt.

Es kann sich auch treffen, daß Wörter irgend einer abgeleiteten Sprache durch gewisse Lautwechsel mit gleichbedeutenden Wörtern einer Schwester ihres mütterlichen Idioms größere Ähnlichkeit erhalten als mit den entsprechenden Wörtern der Muttersprache, und wer diese Möglichkeit nicht berücksichtigt, der kommt leicht in Versuchung, eine Abstammung, die nur mittelbar ist, für unmittelbar zu erklären. Sehen wir z. B. das spanische *hijo* (*Sohn*) zum ersten Male geschrieben, so werden wir gleich an das griechische *hyios* (*vidc*) erinnert, und erklären es wol gar für eine Pedanterei, wenn Jemand uns bemerkt, daß es nicht von diesem, sondern von dem weit unähnlicheren lateinischen *filius* abstamme. Und doch ist nur die letztere Annahme die richtige; denn 1) wäre es doch seltsam, wenn die spanische Sprache, deren nothwendige Wörter sonst alle ohne Ausnahme aus dem Lateinischen stammen, grade zur Bezeichnung eines so engen Verhältnisses der Blutsverwandtschaft bei den Griechen sich rekrutirt hätte; 2) kann man beim Übergange lateinischer Wörter ins Spanische bemerken, daß ein *f* zu Anfang der Wörter ungemein häufig in *h* übergeht, z. B. lateinisch *ferrum*, spanisch *hierro*; lateinisch *filum*, spanisch *hilo*; lateinisch *fel*, spanisch *hiel* u. s. w. Nicht weniger häufig geht die Liquida *l* in der Mitte der Wörter vor einem *i* verloren, z. B. lateinisch *melior*, spanisch *mejor*; lateinisch *cilium*, spanisch *cejo*; lateinisch *allium*, spanisch *ajo*. Daß statt der Endungen *us* und *um* in der spanischen Sprache wie auch z. B. im Italienischen ein *o* erscheint, bedarf kaum der Erinnerung. Diese dreifache Lautmetamorphose hat nun *filius* getroffen, und somit ist *hijo* entstanden. Endlich 3) liegt uns dieser Übergang sogar historisch vor, indem wir für *hijo* in ältern spanischen Documenten *hjo* und selbst *filjo* finden, welches letztere den Portugiesen (*filho*) geblieben ist. Es steht demnach so gut als mathematisch fest, daß *hijo* nicht von dem griechischen *hyios*, sondern direct von *filius* abstammt. Damit sei aber keineswegs die Möglichkeit eines indirecten Zusammenhanges beider Wörter geleugnet; es ist sogar sehr glaublich, daß das lateinische *filius* ebenso durch Erhärtung aus *vidc* entstanden sei, wie das spanische *hijo* durch Erweichung aus *filius*.

Es wäre unmöglich, in den Grenzen dieses Artikels aller Spiele des Zufalls zu gedenken, die neben den stehenden Lautwechseln an dem Gebäude einer Sprache geschäftig sein können. Interessant aber ist es, auf der andern Seite zu sehen, wie manche Wurzel in allen Gliedern einer und derselben Sprachenfamilie von allen modificirenden Einflüssen in Form und Bedeutung fast unberührt

*) Man denke nur z. B. an die Entstellungen manches hochdeutschen Wortes im Alemannischen (Süddeutschen), wo der Infinitiv kommen zu *cho*, geben zu *geh*, und bestimmte Verbalformen wie *kannst*, *sagst*, *lasset* u. s. w. zu *chast*, *seisch*, *lönt* u. s. w. werden.

geblieben ist, so daß ihre Identität schon auf unmittelbarem Eindrucke beruht und ohne alles Zeugenverhör feststeht.

So viel in gedrängter Kürze für Diejenigen, denen alle Sprachvergleichung unbegründet und chimärisch erscheint. Jetzt noch ein paar Worte auf den möglichen Einwurf, daß man die Entdeckung geistiger Bänder oder Verbindungsbande zwischen den verschiedensten Sprachfamilien oder Systemen doch wenigstens nicht für absolut unmöglich halten könne. Allerdings wäre es ein Gegenstand vom höchsten sprachlichen Interesse, wenn wir die Gesetze ermitteln könnten, nach welchen verschiedene Sprachsysteme sich gebildet hätten, vorausgesetzt, daß die verschiedenen Völker wirklich eines Stammes wären. Dies scheint aber ebenso räthselhaft und unergründlich, wie die Entwicklung der Sprache selbst, wie das Wirken der Natur in der ganzen Körperwelt. Das phantasiereichste System von Hypothesen kann hier nicht befriedigen, wenn es nicht mehr Kriterien objectiver Wahrheit an sich trägt als die übrigen Systeme. Jedenfalls bemühe man sich vor Allem, ohne Befangenheit und Hypothesensucht zu ermitteln, was für Sprachen im wahren Sinne des Wortes als verwandt zu betrachten sind; und sollte die Nachwelt einst so glücklich sein, alle Sprachen der Erde gleich Planeten ihren respectiven Sonnensystemen zugetheilt zu sehen, so daß von dieser Seite kein Rathen und Meinen mehr ist: wohlan! so trete sie fest auf einen noch höhern Standpunkt und sehe sich, im Besitze ganz anderer Hülfsmittel, nach einer Centralsonne um, die von allen diesen Sprachwelten umkreist wird. 49.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Collection des documents inédits sur l'histoire de France, publié par le ministre de l'instruction publique. Paris 1837.

Es ist gewiß der Mühe werth, zu sehen, wie in einer Zeit, welche für die schönste der französischen Literatur gilt, auch diejenigen Männer schrieben, die aus dem Schreiben kein eigentliches Geschäft machten: ein Catinat, ein Villeroi, ein Prinz von Baudemont, ein Chamillard, ein Herzog von Savoyen u. A. In dieser Hinsicht ist das oben angeführte Werk, abgesehen von seiner strategischen Wichtigkeit, von nicht geringem Interesse, sowohl weil es uns jene Fürsten und Marschälle in lebendigen, naturgetreuen Zügen einander selbst schildernd oder von ihren Zeitgenossen geschildert vorführt, als auch weil es uns zeigt, in wie edelm und gekünsteltem Styl diese Generale mitten im Geräusch des Feldlagers ihre Briefe und Depeschen abfaßten. Man sieht, es war nicht blos Saint-Simon, der Lactius jenes Zeitalters, der damals die Kunst des Ausdrucks besaß, sie schreiben alle gut, diese Generale, keiner aber besser als der Hr. von Tessé. Niemand schildert so schön, Niemand erzählt so leicht und so anmuthig, wie er.

Hr. von Tessé wurde im Januar 1701 nach Italien an den Herzog von Savoyen gesandt, um von diesem den Durchmarsch durch das savoyische Gebiet für französische Truppen auszuwirken, die das Mailändische und das Königreich beider Sicilien als Theile des spanischen Erbes gegen die österreichischen Waffen verteidigen sollten. Der Herzog, unaufmerksam und unentschlossen zugleich, zwei nicht selten gepaarte Fehler, zögerte mit der Gewährung

der Bitte und wünschte vielmehr sich lavirend zwischen Frankreich und dem Kaiserreiche hindurchzuwinden, ohne an das eine oder andere anzurenken. Im Osten Italiens befolgte Benedit in Bezug auf den Kaiser dieselbe Politik wie im Westen der Herzog in Bezug auf Frankreich, und beide Staaten, die nicht wußten, für wen sie sich entscheiden, mit wem sie es halten sollten, die stets den Sieger fürchteten, ohne den Besiegten zu lieben, suchten in einer enblosen Reihe sein persönlicher Ausflüchte und Intriguen ihre Sicherheit. Besser kann man beide Regierungen nicht zeichnen, als es Hr. von Tessé thut. „Ich habe“, schreibt er an den König den 4. Januar 1701, „diesen unbegreiflichen Fürsten wiedergesehen (er war nämlich schon früher einmal französischer Gesandter am turiner Hofe gewesen), der mich mit allen äußern Zeichen von Güte und Aufrichtigkeit aufgenommen hat. Ich schweige von Dem, was er in Bezug auf Sie sprach; in jedem Worte die höchste Achtung, die tiefste Ergebenheit gegen Sie, der lebhafteste Wunsch, Ihres Schutzes sich würdig zu beweisen — Alles Nebenarten, Sire, die er schon tausendmal gesagt hat, und nichts weiter. Ich lasse ihm die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß er das Meiste auch wirklich so meint; aber Unentschlossenheit und die daraus hervorgehende üble Gewohnheit, auf morgen zu verschieben, was er heut thun könnte, sind Fehler, die er bis jetzt noch nicht abgelegt hat und auch schwerlich in seinem Leben je ablegen wird.“ In diesem Ton und Styl ist der ganze Brief geschrieben, der, sowie es Saint-Simon kaum besser vermocht hätte, einen Fürsten zeichnet, der niemals einen Entschluß faßte und den Satz: kommt Zeit, kommt Rath, zu seiner Lieblingsmaxime gemacht zu haben schien; doch endlich that er einen entscheidenden Schritt, erklärte sich für Frankreich und wurde zum Generalissimus der französischen und spanischen Heere in Italien ernannt. Aber welch ein Oberbefehlshaber, der dem Feinde das Geheimniß des Operationsplans mittheilt und den Muth der Soldaten wie Catinat's Feldherrngeist unnütz macht! Und wiederum schlägt sich der nämliche Fürst muthvoll an der Spitze Derjenigen, welche er verräth, und stürmt im Treffen bei Chiari die feindlichen Verschanzungen mit solcher Unerschrockenheit, daß seine Kleider von Kugeln durchlöcher werden. Wahrlich eine sonderbare Mischung von politischer Unentschlossenheit und kriegertischem Muth: derselbe Mann, der im Rath Alles thut, um die Franzosen unterliegen zu machen, wagt im Felde sein Leben, um sie zum Siege zu führen.

Wenn übrigens Hr. von Tessé den Herzog von Savoyen und „seinen schrecklichen Charakterfehler, Unentschlossenheit“, schildert, so beobachtet er hier noch eine gewisse Zurückhaltung und Schonung, weil er nicht vergißt, daß es der Schwiegervater des Herzogs von Bourgogne ist, von dem er spricht. Stellt er aber den Rath von Venedig dar, der keines Fürsten Schwiegervater ist, dann läßt er sich frei gehen und schildert ohne Rückhalt das Glend der venetianischen Regierung und die Schwäche dieser im Verfall begriffenen Republik. Hören wir Tessé über dies Venedig, das nur noch von seinem Ruhme lebte und immer noch seine alten Maximen befolgte; das sich in Eist und Heimlichkeit hüllte, als hätte es noch eine Macht hinter dieser Eist gehabt; das bei derselben Miene tiefer Politik ebenso feig und ohnmächtig wie einst stark und mächtig war. „Meine Reise, Sire, hoffe ich, wird für Ew. Majestät nicht ganz unnütz gewesen sein. Diese weisen Herren sagen niemals, was sie denken; ihr ganzes Bemühen ist darauf gerichtet, sich zu verbergen, und ihr Benehmen ist gleichsam nur ein anglickliches Hindurchwinden durch dunkle unterirdische Gänge in keiner andern Absicht, als um Zeit zu gewinnen. Sobald sie meine Ankunft erfahren hatten, sandten sie auf verschiedenen Wegen und unter mancherlei Vorwänden eine Menge Leute zu mir, die, ohne daß es jedoch schien, als hätten sie dies im Sinn, von mir herausbringen sollten, welches die schicklichste Art wäre, einen Mann zu empfangen, der die Ehre hatte, Ew. Majestät's Heere zu befehligen, und sich bei ihnen befand, ohne ihnen zuvor etwas davon gesagt zu haben; und da das Incognito die

bequemste und passendste Rolle ist, so blieb ich dabei. — Aber um nur so weit zu kommen, mußte ein Theil der Nacht und der folgende Morgen vergehen, und beim Herausreten aus dem Rathe benachrichtigte mich der alte Caronelli, der in Allem, was sich auf unsern Dienst bezieht, den Gutunterrichteten macht, daß in einer wenig volkreichen Straße die Gondel des Procurators Foscarini sich an die meinige hängen und dann die Bekanntschaft aus der Zeit, wo er Gesandter bei Sw. Majestät war, wie durch Zufall sich erneuern würde; auf diese Weise würden wir Gelegenheit erhalten, miteinander in Unterhandlung zu treten. Dies Alles wurde mit so viel Geheimnißkrämerei ausgeführt, daß sich daraus ein Buch machen ließe, wenn man Alles ausführlich erzählen wollte.“ Wie ist hier das alte Venedig geschildert! Noch mehr lernt man es aus der Unterhaltung mit Foscarini kennen. Dieser ist ein Mann von Geist; er weiß, mit wem er es zu thun hat, und hofft nicht, Hr. von Tefse täuschen zu können. „Ich sagte ihm auf hundertlei Art dieselben Dinge, worauf er mir wieder hunderterlei andere Antworten gab, um mir ihre Lage begreiflich zu machen — die Republik an Geld und Truppen erschöpft, ohne feste Plätze und ohne Soldaten und aus furchtsamen und unentschlossenen Senatoren bestehend, befände sich in einer Verwirrung, die ich kennen lernen würde, sobald ich beim Pregadi vorgelesen wäre; daß ich es selbst mit Ihrem Dienste nicht besser meinen könnte, als es die rechtschaffenen Leute im Senate meinten; aber daß sie arm und glorreich wären, daß ihr Verlust gewiß wäre, wenn sie offen einen Schritt thäten, und daß die Nothwendigkeit, in welche ich sie versetzen wollte, einen solchen zu thun, auch nichts Geringeres bewirken werde als die Vernichtung ihrer Souverainetät.“ Foscarini hatte Recht und begriff wohl, daß, käme der Kampf zwischen Osterreich und Frankreich einmal zum Ausbruch, es um Italiens Unabhängigkeit geschehen sein würde. Zwar folgte der Friede von Rastadt, wodurch der Kaiser und Ludwig XIV. ihren Streit beilegten, Venedig noch nicht aus der Reihe der selbständigen Staaten, aber als derselbe am Ende des verfloffenen Jahrhunderts wieder aufgenommen wurde, da ging Foscarini's prophetisches Wort in Erfüllung, und Venedig hörte auf ein unabhängiger Staat zu sein. Diese kriegsgeschichtlichen Remoiten haben demnach auch ein großes politisches Interesse, und dieses ist es, was für Denjenigen, welchen das Strategische nicht anzieht, die Geschichte des Feldzugs von 1701 unterhaltend macht. Bekanntlich erschüt die französische Armee in diesem Feldzuge, obgleich weit zahlreicher als der Feind und erst von Catinat, dann von Villeroi befehligt, keine Lorbern. Ludwig XIV. geriet in Verzweiflung über die ohnmächtigen Manoeuvres und sieglosen Schlachten und beklagte sich bitter darüber in seinen Briefen an Catinat. Die Schuld lag indeß an der Gegenwart des Herzogs von Savoyen, der die Armee verrieth, welche er befehligte. Hr. von Tefse schildert das Schielende und Unzusammenhängende dieses unglücklichen Feldzugs auf seine Weise in einem Schreiben an Hr. von Chamillard, August 1701: „Was mich betrifft, so macht mich Alles, was ich sehe, närrisch. Es ist etwas Unsichtbares, ein beständiger und undurchdringlicher Däuber, der diese Maschine in Bewegung setzt. Die Armee des Königs ist um ein Drittel stärker als die des Feindes. Sie schreiben an uns Alle: der König will, man soll schlagen, und dennoch that man Alles, was man kann, um einem Trefsen auszuweichen. — Es wäre besser für den König, eine Schlacht verloren zu haben, als den Krieg so zu führen, wie wir es thun. Wenn der Herzog von Savoyen sich dem widersetzt, so offenbart Ihnen diese Gesinnung sein Herz, und von diesem Tage an muß man Maßregeln ergreifen, um sich von den Plandernissen frei zu machen, welche er verursacht.“ Der Marschall Catinat, den das Unglück seiner Waffen wie Tefse's Worte zugleich bei Hof in Misgunst brachten, mußte unterliegen, und

er selbst gestand in seinem Schreiben an den König, vom 4. Aug. 1701, das Unglück des Feldzugs ein. „Dies lezt, Euer“, schreibt er, „ist unser Krieg nicht glücklich gewesen, und ich bin darüber von ganzem Herzen betrübt. Es scheint mir, als rühren unsere Fehler daher, daß wir Alles heilen wollten, was die Feinde thun konnten, und daß man Uebelstände bei allen Schritten fand, zu denen man sich legen entschließen wollte.“

Bald kam der Marschall Villeroi beim Herr an, ihn zu ersetzen, und Catinat erfuhr diese Ungunst mit einer Ruhe und einem Gleichmuth, der wahrhaft bewundernswürdig ist. Auf folgende Art drückte er sich darüber in einem Schreiben an Chamillard aus: „Ich habe die Ehre, Ihnen in einer Empfehlung, so ruhig, so frei von jeder äbeln Laune, zu schreiben, wie Sie es sich kaum denken können. Ich kenne den Willen des Königs über den Aufenthalt des Marschalls Villeroi in Italien nicht, noch weiß ich, was Se. Majestät mit mir beabsichtigen mag, und dies gibt mir desto mehr Freiheit, mich gegen Sie auszusprechen und mich Ihnen anzuvertrauen. Ich glaube nicht, daß es dem Dienste des Königs frommt, wenn er mich noch länger an der Spitze der Angelegenheiten in Italien läßt. Ich bin nicht mehr jung, sondern nahe daran, ein Bierundsechziger zu werden. Auch bei den vollkommensten Maschinen kommt die Zeit, wo es mit ihnen zu Ende geht; ich meine damit nicht, daß die meinige so beschaffen gewesen sei; aber so, wie sie gewesen ist, besitze ich Überlegung genug, nur Verzögerung und Abnahme daran zu erkennen.“

Dieses Schreiben enthält gleichsam die letzten, vollendenden Züge zu dem eben Bild, unter welchem wir uns Catinat vorzustellen gewohnt sind, und die Veröffentlichung desselben gereicht Frankreich zu desto größerm Ruhme, je seltener in diesem Lande jene bescheidene und doch starke, ihrer selbst im Glück und Unglück gewisse Tugend eines Catinat ist, die sich selbst genügend Geräusch und Aufsehen vermeidet. Der Charakter dieses Mannes ist es, was der Geschichte des Feldzugs von 1701 ein noch höheres Interesse gibt, als das bloß militärische ist. Dem Herzog von Savoyen beigelegt, beklagt er sich nicht über ihn, obgleich er dessen Treulosigkeit durchsaut, und resignirt lieber; denn er hält sich nicht für berechtigt, sich zum Richter über Ludwig XIV. Plane in Bezug auf den Herzog von Savoyen aufzuwerfen. Man hat ihm denselben zum Obergeneral gegeben, er nimmt ihn an; sein Ruhm wird darüber zu Grunde gehen, daran liegt ihm nichts; nur über den schlechten Erfolg der Waffen des Königs ist seine Seele betrübt.

Hr. von Tefse und Chamillard werfen in ihren Briefen Catinat vor, daß er sich stets defensiv verhalten habe. Aber das kam daher, weil ihm der Herzog von Savoyen die Hände band, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb. Zudem ist dies das Verfahren, bei dem die Angelegenheiten am wenigsten leiden und nur der Ruhm des Feldherren gefährdet wird. Die Intriguen und Kämpfe des Hauptquartiers, ein Herzog von Savoyen, der keine Verantwortlichkeit auf sich nehmen will und seine Anstalten stets so trifft, daß alle Plane scheitern müssen, Hr. von Tefse mit seinen Berichten an Chamillard, die Couriere, welche von Versailles Entscheidungen über freitige Autorität holen müssen und Befehle zurückbringen, die nicht mehr auf die Umstände passen, Ludwig XIV. ungeduldig und geizig, Chamillard's Plane zu Feldzügen entwerfen, und mitten unter diesem Heulischen Kampfe von Leidenschaft und Interessen Catinat's große Seele voll antilem Gleichmuth, der, ohne sich zu beklagen, ohne in Boen auszubrechen, seinen Ruhm dahinsinken sieht und, als er in Ungnade fällt, diese selbst damit rechtfertigt, daß seine Kräfte schwinden, sein Geist abnimmt: dies Alles ist ein Schauspiel, ebenso würdig wie Schlachten und Belagerungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zu ziehen.

Dienstag,

— Nr. 51. —

20. Februar 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

(Erster Artikel. *)

Zum Theil zufällige Umstände haben verhindert, von der Sammlung geschichtlicher Werke, welche, von mehreren Verfassern geschrieben, unter dem Gesamtnamen: „Geschichte der europäischen Staaten“, von Heeren und Ukert herausgegeben werden, seit dem Fortschritte der Unternehmung 1832 gleichzeitigen Bericht in diesen Blättern, abzustatten. Unterdessen crescit occulto velut arbor aevo, und wir sehen schon jetzt in den nunmehr erschienenen Bänden ein Werk über die Geschichte der europäischen Staaten vor uns stehen, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hat. Hier hat sich deutscher Geist in Aufstellung und Ausführung der Idee, deutsche Gründlichkeit, aber auch deutsche Geschichtschreibekunst, von welcher zu reden doch wol erlaubt sein wird, wieder einmal auf das schönste ausgezeichnet. Lauter Werke mehr oder weniger aus den Quellen geschöpft; nach den strengen, aber gerechten Anforderungen der historischen Kritik mit gänzlicher Beiseitesetzung des von ihr Verworfenen und ohne bequeme Nachschreiberei; in lesbarer, zum Theil classischer Darstellung. Und da man nunmehr mit Anerkennung diese Reihe meistens höchst befriedigender Werke an der Seine und Themse ins Französische und Englische zu übersetzen angefangen hat, so dürfen wir wol nicht länger zögern, ein des deutschen Namens so würdiges Unternehmen wiederum hier zu besprechen.

Ehe jedoch Ref. an die Beurtheilung der seit dem letzten Berichte in diesen Blättern erschienenen einzelnen Theile selbst geht, läßt er eine gewiß nicht unzeitige, noch von bloßer Hoffnung eingegebene allgemeine Betrachtung über das ganze Unternehmen und dessen Fortschritt um so lieber vorangehen, als, mit Ausnahme der nur auf eine kurze Andeutung bescheiden beschränkten Nachrichten in den

„Göttinger gelehrten Anzeigen“ (vermuthlich von der Hand eines der Unternehmer) und einiger Plattheften und Ungerechtigkeiten in einem andern Blatte, nur die sehr anerkennende Beurtheilung von Schäfers „Geschichte Portugals“ in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ dem Ref. zu Gesicht gekommen ist, eine Schätzung des gesammten Unternehmens aber im Verhältnisse zur Wissenschaft und Kunst sowie zur deutschen Literatur überhaupt an ihrer Stelle sein dürfte.

Diejenige Wissenschaft und Kunst, von der hier die Rede sein muß, ist die Historik. Was sie sei und sein müsse, ist nach dem Beispiele der großen Vorbilder unter den Griechen, Römern, Italienern und auch unter den Deutschen seit Johannes Müller und Spittler keine Frage mehr für die zum Urtheil befugten Männer gewesen, bis in neuester Zeit aus einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift etwas angeblich ganz Neues auftauchen möchte. Denn aus dem Schwall eines dunkel gehaltenen Raisonnements will die Ansicht aufsteigen, daß im Grunde alle bisherige Historik keine, daß außer Thucydides und etwa noch Einem kaum ein Geschichtschreiber der Rede werth sei; daß man, um Geschichte zu schreiben, mit Auslassung der zur welthistorischen Abspiegelung des Ganges der Vorsehung nichts oder wenig beiträgenden individuellen, nur störenden Züge, lediglich Das vorzutragen habe, was zu jenem epischen Ziele fördert. In der That muß alle Diejenigen, die für seltsam abspringende sogenannte Aperçus *) eines Anstrebenden nicht blindlings eingenommen sind, oder wegen persönlicher Verhältnisse gütig parteiisch über ihn urtheilen, der hier gemeinte Versuch des in Rede stehenden Literators verwundert und selbst erschreckt haben; ein Versuch, der nichts Anderes will, als aus der in natürlicher Schönheit und eben deswegen vielfältiger Verschiedenheit aufblühenden historischen Kunst eine Fabrik zugeschnittener Automaten zu modeln! Der Urheber dieser Ansicht möchte daneben Poet und Philosoph zugleich sein, obgleich er (überhaupt in mehrfachem Widerspruche mit

*) Frühere Mittheilungen über das Werk von einem andern Mitarbeiter befinden sich in Nr. 120, 121, 135, 136 d. Bl. f. 1829; Nr. 93 u. 94 f. 1830; Nr. 133 — 135 f. 1831; Nr. 95, 114, 115, 325 u. 326 f. 1832.

D. Reb.

*) Ref. verwahrt sich dagegen, als meine er, aperçu sei hier richtig gebraucht; nur der Kürze wegen erlaubt er sich, dies Wort in der unfranzösischen Bedeutung für ursprüngliche Originalansicht zu nehmen, wie man es seit ungefähr dreißig Jahren, nach dem Vorgange eines berühmten Rundes, angewandt hat.

sich selbst) ernstlich gegen Poesie und Philosophie protestirt. Aus solcher Schule dürfen wir Gestaltungen erwarten, welche gemäß der, vermuthlich doch nicht aus einer Offenbarung des Genius hervorgegangenen, sondern nur einseitig gewonnenen Überzeugung jenes Historikers und seiner etwanigen Nachtreter, den angeblichen Gang der Vorsehung in der Weltgeschichte dem günstigen Leser weisen werden! Wehe der deutschen Historik, wenn sie in einen solchen Fehlweg sich verlaufen sollte, wenn sie, statt in der Erforschung des Individuellen und des reinen Geschehenen mit edelster Begierde sich zu bemühen, zur Bequemlichkeit und zur Verachtung der einzelnen Züge verleitet; der Zweckdeuterei und vorwärtigen Unterschlebung einseitiger Pläne eines schwachen Sterblichen bei Ermessung des Ganges der göttlichen Vorsehung sich ergäbe!

Also in solchem scheinbar neuen, wahrlich aber schon lange gekannten, widerlegten, verworfenen Irrthum sind diese vor uns liegenden Werke zur europäischen Staatsgeschichte nicht geschrieben, sondern nach jener gesunden, bewährten Historik ohne Zweckdeuterei des tausendfältigen Zeit- und Volkslebens, nach der Kunst treuester Abpiegelung der Wahrheit, welche, wo sie blos mit vorahnender Kritik und scharfblickender Forschung die Ursachen und Folgen der Erscheinungsreihe wahrnimmt, bescheiden das reine Ergebniss der Quellen von dem Vermutheten und Erschlossenen trennt. Auf der Höhe dieser historischen Kunst, wenn auch nicht alle gleich hoch, stehen sämmtliche einzelne Werke dieses großen Heeren-Übersichtlichen Unternehmens. Von dem eigenthümlichen Verdienste und den etwanigen Schattenseiten der einzelnen Leistungen wird in den folgenden Artikeln die Rede sein.

Das Verhältniß derselben zur Nationalliteratur ist noch besonders in Betracht zu ziehen. Man hat seit den letzten fünfzig Jahren in Deutschland nach und nach angefangen, sich nicht auf gelehrte Übersichten und Leitfäden der Geschichte zu beschränken; namhafte Werke bilden ehrenvolle Ausnahmen von der überaus reichen deutschen Lehrbuchliteratur auch im Bereiche der Geschichte. Dennoch fehlte es uns bisher noch sehr fühlbar an Arbeiten, welche nicht blos dem gelehrten Studium Stützpunkt und Hülfsmittel darbieten. Eine Reihe geschichtlicher Werke nach dem Zuschnitte der vorliegenden ist noch immer für eine außerordentliche Erscheinung bei uns anzusehen. Ref. glaubt unserer Literatur Glück wünschen zu müssen, nicht nur daß das Unternehmen so trefflich begonnen, fortgeführt und seiner Vollenbung nahe ist, sondern auch daß es nicht früher angefangen worden. Jetzt eben war es an der Zeit und konnte in Beziehung auf die deutsche Nationalliteratur überhaupt wie eine natürliche Blume aus der Knospe hervortreten. Wir befinden uns nach dem Erscheinen einer Zahl überder Vorarbeiten und muster-gültiger Meisterwerke im Stande, auch in der Geschichtsschreibung mit den Griechen, Italienern und Engländern in die Schranken zu treten. Keine blinde Vaterlandsliebe soll uns verleiten, in Abrede zu stellen, daß bis jetzt große Geschichtsschreiber, welche als deutsche

Schriftsteller in Betracht kamen, noch eine Ausnahme bei uns waren. Unsere freilich sehr erklärliche, Jahrhunderte dauernde Vernachlässigung deutscher Sprache in allen gelehrten Dingen ist nur allmählig und selbst gegenwärtig noch nicht in allen Zweigen der Wissenschaften überwunden und in den Folgen beseitigt. Ehe wir uns der Stufe näherten, auf welcher die wahrhaft großen Geschichtsschreiber der Alten, Italiens und Englands mit ihrer Darstellungskunst stehen, darüber ist eine geraume Zeit verfloßen. Man wird den Ref. nicht missverstehen, und er verwahrt sich nachdrücklichst gegen ein Mißdeuten seiner Worte. Es ist hier die Rede weder von blos rednerischem, nur zu unwahrer Darstellung, zur Entwürdigung der geschichtlichen Muse führenden Prunkte, noch von oberflächlicher, lediglich für angenehme Lesbarkeit geheimer und geleckter Buchmacherei nach französischer Art. Aber es bleibt wahr, daß die Kunst der Darstellung den Schriftsteller erst vollendet. Ohne sie wären die Alten nicht die Muster der Jahrtausende geworden. Nur unter dieser bestimmten Auffassung können wir, was in einem frühern, nicht ungünstigen Urtheile über dies treffliche Unternehmen gesagt worden ist — daß es nämlich für die ganze gebildete Welt bestimmt sei — mit vollster Überzeugung wiederholen. Dies Wort muß jedoch streng genommen werden: für die gebildete Welt; aber nicht für die halbgebildete, noch für eine solche von geschichtlichem Geiste entblößte, welche sich mit gewissen bequemen Vorstellungen, gleichviel ob irrigen oder richtigen, wenn sie sich nur romanähnlich lesen und genießen lassen, bereitwilligst befriedigt fühlt.

Die sehr verdienstvollen Herausgeber scheinen, wie Ref. aus dem Unternehmen selbst schließen zu müssen glaubt, von dem Gedanken ausgegangen zu sein, eine dem jetzigen Stande deutscher Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung durchaus angemessene europäische Staatsgeschichte so viel möglich von den entsprechnsten Kräften liefern zu lassen. Das größte Verdienst der Unternehmer besteht darin, daß sie das Bedürfnis einer solchen europäischen Staatsgeschichte erkannten, diese Idee zeitgemäß gestalteten und den Plan genau bestimmten, nach welchem sie verwirklicht werden mußte, wenn sie zu einem der deutschen Historik würdigen Werke sich verkörpern sollte. Wenn sie sich in die Redaktion anscheinend ganz und gar nicht ändernd einmischen; wenn sie weiter nichts thun, als die Arbeiter aussuchen und mit ihnen über die Art und Weise der Anlage, der Ausdehnung und Einteilung das Nöthige verabreden, um keines der einzelnen Werke im Zuschnitte den andern gar zu unähnlich werden zu lassen; wenn sie den Fortgang des Unternehmens ununterbrochen seinem Ziele entgegenführen und wo möglich jede Stockung verhüten, auch, wo es erforderlich wird, einen Stellvertreter für einen etwa abtrünnigen Arbeiter suchen: so verdienen sie in hohem Maße den Dank der Nation, deren Geiste sie durch die Großartigkeit des Unternehmens ein höchst erfreuliches Denkmal setzen; ein Denkmal, das zugleich mit Recht den Namen der Verfasser wie den der Unternehmer verherrlichen wird.

Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß eben durch die Art, wie der Plan des Ganzen von den Letztern entworfen und ausgearbeitet wurde, diese europäische Staatengeschichte sich in Geist und Form an jene gründliche deutsche Geschichtskunst anschließen muß, welche mit höchster Bescheidenheit und Wahrheitsliebe jede Conjectur und Hypothese nur als Conjectur und Hypothese, die objektive Wahrheit aber für den größten Gewinn ansieht und alle, obwohl kühne, verführerische, nach einem epischen Zwecke hinarbeitende Geschichtsumgestaltung für verwerblich achtet.

Man kann jetzt ein ziemlich begründetes Urtheil über das gesammte Unternehmen fällen, sofern die würdigen Unternehmer an der Spitze des Ganzen bleiben und dessen Vollenbung erleben, was Ref. recht innig wünscht. Es ist diese Sammlung Geschichten der europäischen Staaten ein die Erwartung erreichendes und zum Theil übertraffendes Ganze. Daß es dies sei, findet nicht bloß der Kenner, wenn er nicht etwa aus Nebengründen den Werth des Unternehmens zu verkleinern sucht; es hat darüber auch das große Publicum schon sein, keineswegs gleichgültiges oder ganz unbefugtes Urtheil durch den unverkennbarsten Beifall ausgesprochen, und kaum wird es einen gebildeten Mann in Deutschland geben, welcher der Erscheinung nicht mit dankbarer Aufmerksamkeit gefolgt wäre.

Es ist wesentlich ein Werk der neuesten Zeit. Alles, was diese an neuen Forschungen ausgebeutet hat, ist von den Verfassern der einzelnen Werke entweder insbesondere zu dieser ihrer Arbeit oder schon vorher als Grundlage und Bedingung ihrer Darstellung geprüft und gesichtet worden. Die Betrachtung der einzelnen Werke, zu welcher Ref. übergeht, wird noch Veranlassung zu manchen allgemeinen Bemerkungen geben, die hier nicht zu sehr erweitert werden sollen, da in Nr. 120 u. 121 d. Bl. f. 1829 schon mehreres dahin Gehörige erinnert ist. Nur Eins sei erlaubt noch hinzuzusetzen. Außer der Zwergschensliteratur, welche nach und nach ihrem löschpapierernen Schicksale wieder zuzueilen scheint, und außer den handwerksmäßigen Übersetzungen und Compilationen, über welche leider viele deutsche Schriftsteller und Buchhändler nicht mehr erröthen, zeichnet sich das vorliegende Unternehmen auch noch sehr merklich vor der Memoirenliteratur aus, welche auf einmal aus allen Winkeln Deutschlands hervorkeimt und ebenso bequem zu schreiben wie zu lesen ist, in Kurzem aber auch für unsere Landsleute eine eigne Sichtung des Wahren und Unwahren, Wichtigen und Unwichtigen nöthig machen wird. Neben den zahlreichen neuen Denkwürdigkeiten (zum Theil ohne Denkwürdigkeit!) steht das Heeren-Ulert'sche Unternehmen wie die stattliche deutsche Eiche neben einem Beete Ranunkeln und Anemonen.

Wir vermissen, da die Geschichten der übrigen Staaten Europas entweder vollendet oder in bestem Fortschritte der Ausarbeitung sind, auch dem Vernehmen nach für die Geschichte Spaniens statt des seit längerer Zeit zu Madrid lebenden Herrn Lemble ein passender Fortsetzer

gefunden ist, nur noch die Geschichten Dänemarks und der Türkei. Mögen beide in gute und besonders die erstere in die Hände eines solchen Mannes fallen, welcher die Geschichte Dänemarks nicht nach dem Maßstabe modiger Grundsätze der theoretischen Politik mißt, sondern als naturgemäße, unter den eigenthümlichsten Verhältnissen sich gestaltende Entwicklung eines Volks, und zwar eines germanischen Volks zu begreifen und darzustellen versteht. Die bisher bekannt gewordenen Namen der Bearbeiter verbürgen, daß die Unternehmer auch für die dänische Geschichte eine glückliche Wahl getroffen haben werden. *)

51.

Lebensweise auf Cuba.

Dem neuerlichen Bericht eines in Westindien sich aufhaltenden Engländers entnehmen wir folgende interessante, die Lebensweise auf Cuba betreffende Notizen. Derselbe erzählt von dem sittlichen Zustande der Einwohner von Cuba wenig Erfreuliches und behauptet, daß beide Geschlechter auf dieser Insel nicht eben die tugendhaftesten Grundzüge besäßen. Ihr hauptsächlichliches Dichten und Trachten seien Kleiderprunk und öffentliche Vergnügungen, als Maskenbälle, Theater, Spielhäuser und Stiergefechte. Diese werden von den jüngsten wie von den ältesten Leuten besucht, sogar von den Priestern, die nur die Stiergefechte meiden, weil diese bei Tage stattfinden. Demnach sind also die Geistlichen auf Cuba wahre Nachtrögel, und das wol nicht bloß im eigentlichen, sondern auch im tropischen Sinne. Der Taggebirge wie der Traum der Frauen ist ihre Kleidung, die sich durch Reichthum und geschmackvolle Anordnung auszeichnet. Sie tragen sehr viele Juwelen, aber keine Hüte; dagegen schmücken sie das Haar mit künstlichen, vergoldeten Blumen. Ihre Fußbekleidung anlangend, so findet man wenig andere als Atlascshuhe und seidene Strümpfe, die bei den sehr kurzen Kleidern ein recht niebliches Fußchen zeigen. Anstatt der Hüte und Hauben, welche letztere auch nicht einmal von den ältern Damen getragen werden, bedienen sie sich weißer oder schwarzer Epigenschleier. Auch Handschuhe sind nicht an der Tagesordnung, damit desto mehr die Armbänder und Ringe, die meistens mit Diamanten besetzt sind, zur Schau getragen werden können. Die Frauenzimmer sind von blankem Buchs, mit überaus nieblichen Händen und Füßen; die Eingeborenen haben gewöhnlich eine schwärzliche Gesichtsfarbe, doch schminken sie sich weiß und roth. Mütter und Töchter nehmen mit gleichem Enthusiasmus Theil an den öffentlichen Vergnügungen. Die Herren auf Cuba sind ausgemachte Dandies und kleiden sich, wie es einem solchen zutömmt. Man rühmt ihr leichtes, offenes und höfliches Betragen, namentlich ihre Galanterie gegen die Frauen, worin sie sehr den Franzosen gleichen sollen. Die Liebhaberei, ja man kann sagen die Leidenschaft für Russen wird von beiden Geschlechtern in gleichem Maße getheilt. Man hört musikalische Instrumente in den Wohnungen der Reichen wie der Armen, von den angesehensten Häusern herab bis zu der Sklavenhütte. Die hauptsächlichsten und beliebtesten Instrumente sind Pianoforte und Guitarre, deren oft nichts weniger als melodische Klänge man bis tief in die Nacht hinein vernahmen kann. Ebenso leidenschaftlich huldigt man dem Gesang und Tanz. Die Instrumente, deren sich die Sklaven bedienen, sind größtentheils von ihrer eignen Arbeit, am meisten wird das Banjo benützt, ein Instrument, das man am häufigsten mit der Zither vergleichen kann. Ein Sonntag in Havana wird im Allgemeinen auf folgende Weise verbracht: Am Morgen ist man bis 11 Uhr sehr fromm: man geht in die Kirche und Messe, taucht seine Finger in Weihwasser, kniet nieder, be-

*) Den zweiten Artikel lassen wir im nächsten Monate folgen.
D. Reb.

kreuzigt sich und nähert sich demuthsvoll dem Bilde des Heilands, um dessen Füße zu küssen. Sobald man aus der Kirche nach Hause zurückgekehrt ist, werden die heiligen schwarzen Kleider abgethan, die nur zum Dienst der Kirche bestimmt sind, und man kleidet sich nun weltlich und wo möglich nach der neuesten Mode. Der Rest des Sonntags wird mit Plaudern, Lachen, Singen und Spielen hingebracht. Sodann rüftet man sich, wenn es Abend geworden, zum Theater, zum Maskenball und zum Spielhause. Überhaupt betrachtet man den Sonntag wie einen Feiertag zum Vergnügen. Eine Spazierfahrt nach dem Platz de Toros wird selten von Denjenigen unterlassen, die über eine Equipage zu verfügen haben. Dies ist ein hübscher Ort, wo man in dem sogenannten Königsgarten absteigt. Dieser besteht aus einer weiten Ebene von vier bis fünf Meilen längs dem Strande hin und ist mit Drangen, Limonien, Bäumen und Blumen jeder Gattung bepflanzt. Hier spielen jeden Sonntag Nachmittags eine Anzahl von Musikbänden, die zuweilen eine recht klägliche Harmonie hervorbringen. Wer zur feinen Welt gehört, fährt um sechs Uhr nach der Stadt zurück, um sich zum Theater zu rüsten, wo man bis elf und zwölf Uhr verweilt. Kommt man vom Theater nach Hause, so genießt man ein Abendessen mit Wein und raucht Cigarren. Dieser letztere Genuß ist bei den Damen so gemein wie bei den Personen männlichen Geschlechts, und es ist ganz in der Ordnung, daß man, wenn man Damen seine Aufmerksamkeit macht, ihnen zur Belebung der Unterhaltung eine Cigarre anbietet. Vom Essen und Trinken hält man auf Cuba ungemein viel. Sobald man von der Morgenmesse zurückgekehrt ist, was etwa halb acht Uhr Morgens der Fall ist, trinkt man einige Tassen starken Kaffee. Thee wird nie genossen, außer als Arznei. Anstatt der Milch gießt man etwas Doppelbranntwein in den Kaffee; nachher wird eine Cigarre geraucht. Die Priester dampfen mit eben solcher Leidenschaft als die Laien, und man hört einige, die sich's angelegen sein lassen, auch den weltlichsten Dingen einen religiösen Ursprung beizulegen, behaupten, der Taback sei ein heiliges Kraut, und die erste Pflanze dieser Art, von der man etwas wisse, sei auf dem Grabe des Heilandes gewachsen. Das Frühstück wird nach neun Uhr eingenommen, wobei man viel Wein trinkt. Um zwölf Uhr ist man wieder hinlänglich zu einem zweiten Frühstück gestimmt, das aus Confituren, Gelees, Wein und Liqueuren besteht. Um drei Uhr wird zu Mittag gespeist, wo dann die Tafel in der Regel sehr reichlich bestellt ist. Es wird viel Fricassée consumirt und der Wein spielt abermals eine Hauptrolle. Ein kurzes Schläfchen nach dem Essen wird selten versäumt, damit man die gehörige Stimmung für den Abend gewinnen möge.

Die eingeborenen Frauenzimmer besaßen sich selten mit irgend einer Arbeit; weder die reichen noch die armen Familien lehren ihren Kindern auch nur so viel, daß sie ihre eignen Kleider verfertigen können. Dagegen leben viele Fremde, Italiener und Franzosen, dort, die sich mit Kleidermacheri beschäftigen. Auch diese bringen ihre freie Zeit mit Tanz und Gesang, mit dem Spielen musikalischer Instrumente und Cigarrenrauchen hin. Man sieht kleine Knaben und Mädchen von sechs, acht Jahren mit der Cigarre im Munde auf öffentlicher Straße. Die eingeborenen Spanier besitzen ungemein viel Trägheit, dagegen sind die Spanier aus dem Mutterlande, besonders die Catalonier, sehr gewerksam. Die Letztern sind sehr zahlreich auf Cuba. Sie sind von dunkler Gesichtsfarbe, haben einen eignen Dialect und bilden die große Masse der begüterten, betriebsamen und unternehmenden Einwohner von Havana.

Notiz.

Eine bedeutende Sammlung von Handschriften in französischer, polnischer, russischer, lateinischer und türkischer Sprache,

die auf die erste Theilung von Polen Bezug haben, ist un längst in dem Hause eines Bladyslaw Jagorski zu Jampol am Dniestr in Podolien aufgefunden worden. Es wird berichtet, daß eigenhändige Briefe von Katharina II., von Friedrich II., dem Herzoge v. Schoisul, dem Sultan Rustapha u. A. darunter befindlich sind. Die Documente sind, nachdem der Minister des öffentlichen Unterrichts, Graf Umarow davon Kenntniß erhalten, auf Befehl des Kaisers von Rußland sorgsam verpackt nach Petersburg geschafft worden.

Bibliographie.

Abrantes, Herzogin v., Die Salons von Paris. Gemälde und Portraits aus der großen Welt unter Ludwig XVI., dem Directorium, dem Consulat und dem Kaiserreiche, unter der Restauration und der Regierung Ludwig Philipps I. Aus dem Französischen von Le Petit. 1ster Band. Gr. 8. Queb. linsburg, Basse. 1 Thlr. 8 Gr.

Diefel, G. F., Ein Zeugenverhör im Criminalproceß gegen die Prediger Ebel und Diefel. Mit der darüber laut gewordenen Publicität angestellt. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 2 Thlr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 1stes Heft. Von G. G. Garus, H. Koenig, Mises, K. Rosenkranz, K. A. Barnhagen v. Ense u. A. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Geheimnisse des Spielbergs. Denkwürdigkeiten eines österreichischen Staatsgefangenen, sein Proceß vor der österreichischen Untersuchungscommission u. s. w. 1ster, 2ter Band. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr.

Grün, A., Gedichte. 2te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Heinse's, W., sämtliche Schriften. Herausgegeben von H. Laube. 1ster, 2ter Band. Ardinghella I., II. 8. Leipzig, Voßmar. Prän.-Preis für 10 Bde. 6 Thlr. 16 Gr.

Janin, J., Ein Herz für zwei Liebchaften. Aus dem Französischen von E. G. Förster. 8. Queblinsburg, Basse. 1 Thlr. 8 Gr.

Kant's, I., Sämtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: I. Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausgegeben von K. Rosenkranz. Gr. 8. Leipzig, Voss. 2 Thlr. 18 Gr.

Leo, H., Altsächsische und angelsächsische Sprachproben. Herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniss der angelsächsischen Wörter versehen. Gr. 8. Halle, Anton. 1 Thlr. 12 Gr.

Marbach, G. D., über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. 3te Sendung. 8. Leipzig, Hinrichs. 16 Gr.

Miser, J., Patriotische Poesien. Gr. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Nieser, G., Einige Worte über Lessing's Denkmal an die Freiesten Deutschlands gerichtet. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber in Comm. 8 Gr.

Spintler, W., Eugenio Moroso, Hauptmann einer Räuberbande in Calabrien, dann Galärenslave, und endlich Sergeant-Major der Fremdenlegion in Alger, über die Erstürmung von Constanline. Ein höchst interessantes Räuber- und Kriegsgemälde aus der neuesten Zeit, nach authentischen Quellen bearbeitet. 8. Leipzig, Schreck. 1 Thlr.

Des jungen Verlegers Freund. Eine Fortsetzung der Gefahren der Autorschaft. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, Wunder. 8 Gr.

Deutsche Vierteljahrschrift. 1stes Heft. 1838. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Erster Theil. — A. u. d. L.: Kunstwerke und Künstler in England. Erster Theil. Berlin, Nicolai. 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Ref. hat schon früher in Nr. 182 u. 183 d. Bl. f. 1834 Passavant's „Kunstreise durch England“ mit gebührendem Lobe angezeigt, da wir derselben so viele wichtige Beiträge zur Kenntniß der im englischen Privatbesitz befindlichen und so schwer zugänglichen Kunstschätze verdanken. In viel höhern Grade wird diese Kenntniß durch vorliegendes Werk bereichert werden, dessen Verfasser durch seinen Beruf (als Director der Gemäldegalerie des berliner Museums) und durch die seltensten Begünstigungen in den Stand gesetzt war, in den ihm geöffneten Penetrallen des britischen Kunstreichthums sein Tagebuch mit den schätzbarsten Notizen zu füllen. Denn während andere Erden-söhne vom Continent sich in England gewöhnlich mit dem Anschauen solcher Sammlungen begnügen müssen, welche der Nationalstolz offen hält, oder welche ihnen zuweilen der goldene Lallman mit des Königs Wille (the king's picture!) erschließt, befand sich Hr. Dr. Waagen durch Empfehlungsbriefe von Prinzen und Prinzessinnen an Königinen, Herzoge und andere Mitglieder des höchsten englischen Adels in der beneidenswerthen Lage, sich in die für jeden Fremden meistens hermetisch verschlossenen Kunst-sammlungen von den hohen Besitzern selbst zu Genuß und Studium mehr als einmal eingeführt zu sehen. Wir können nicht anders sagen, als daß er diese seltene Günst-gelegenheit benützt und seine künstlerischen Besuche in Schlössern und Palästen redlich ausgebeutet hat. Dabei aber hat auch Hr. Dr. W. der großartigen britischen Gast-freundschaft, welche Ref. in andern Kreisen kennen ge-lernt hat und nie genug preisen kann, sich vollkommen würdig gezeigt durch die lebhafteste Anerkennung so vieler Güte und Zuvorkommenheit und durch die Vermeidung aller Invidien, zu welcher berichterstattende Rei-sende in Deutschland, die Verstorbenen an der Spitze, sich so leicht hinreißen lassen. England erscheint auch von dem Standpunkte des Verf. in einem unvergleichlichen Lichte, und selbst mit der köstlichen Gast seiner unermesslichen, nicht centralisirten, sondern durch das ganze Land zerstreuten Kunstschätze wird man durch die Lebens-

würdigkeit oder manche andere ehrenwerthe Eigenthümlich-keit ihrer Besitzer einigermaßen versöhnt.

Den eigentlichen „Grundbestand“ dieses Buches, wie der Verf. sich ausdrückt, bilden die Briefe, welche er an seine Gattin schrieb und mit denen er dann den Inhalt seines Tagebuchs zu verschmelzen suchte. Dies ist zu Nuß und Frommen des kunstsinigen Publicums dem Verf. wohl gelungen, doch möchten die vielen artistischen Details, mit welchen die Briefe jetzt überfüllt erscheinen, Virgil's „quae legat ipsa Lycoris“ kaum noch anwendbar machen. Was indeß Lycoris verliert, welcher nicht selten das geschilderte Bild hinter dem Reize der Kunstausdrücke, dem Impasto, dem Gold- und Silberton, den gebrochenen und gesättigten Farben, der sanften Abtönung u. dgl. m. verschwinden mag, das gewinnen die Freunde und Ken-ner der Kunst. Diesen hat der Verf. eben dadurch, daß er bei Angabe der Kunstwerke sich weniger in begeisterte Schilderungen ergoß, als vielmehr an das Reale hielt, das Technische scharf ins Auge faßte, das Historische sorg-fältig ermittelte und eine weisse Kritik zweckmäßig ein-traten ließ, sehr wesentliche Dienste geleistet. Sie erkennen in seiner Schrift jedenfalls einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kunstgeschichte, in welchem für jeden Gebildeten eine Fülle der angenehmsten Belehrung, für den Kenner aber, der manches Bekannte gern mit in den Kauf nimmt, ein Reichthum an neuen und wichtigen Thatfachen ent-halten ist. Man würde jedoch sehr irren, wenn man dem Titel zufolge bloß eine gelehrte Wanderung durch Museen und Ateliers erwartete; von dieser Monotonie hat Hr. Dr. W. sein Buch nicht allein frei gehalten, sondern auch den an sich schon geschmackvoll behandelten kunstge-schichtlichen Mittheilungen noch manche interessante Zu-gabe aus dem Leben, und zwar aus dem high life der Engländer eingewebt.

Wir übergehen die Reise des Verf. nach Hamburg, seiner Vaterstadt, seinen kurzen Aufenthalt daselbst sowie die unbehagliche Seefahrt, und versehen uns gleich mit ihm in die Mitte der unermesslichen Metropole. Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Londons gehören die herr-lichen Brücken, welche nirgend ihres Gleichen haben, dann die reizenden Parks und Squares, die mit dem frischen Grün ihrer Rasenflächen und schattigen Bäume das schwarz-graue Straßen- und Häusermeer mildernd und equidistlich

unterbrechen. Namentlich sind die umgitterten Squares für die Anwohner derselben ein unschätzbares Gut, und Ref. rechnet zu den schönsten Erinnerungen an London die Bilder jener reizenden elfenartigen Kindergruppen, von welchen an schönen Sommerabenden die grünen Räume belebt sind. Von der Architektur, besonders der modernen, weiß auch Hr. Dr. W. wenig Erfreuliches zu berichten, und es ist ewig zu beklagen, daß selbst noch in der neuesten Zeit fast fabelhafte Summen an Gebäude verschwendet sind, die, wie der neue Palast (Buckinghamhouse), ein phantastisches Aggregat von Allem sind, was dem guten Geschmack und den Regeln eines edeln Baustyls zuwiderläuft. Niemand hat sich in dieser Hinsicht an London und an der Staatskasse mehr versündigt als Nash, der Lieblingsarchitekt Georg IV., der unglücklicherweise den bizarren Geschmack seines königlichen Gebieters noch überbot. Freilich kam es im Parlamente auf den Bericht des Select committee on the office of works and buildings 1828 zu mancher starken Philippika gegen den unglücklichen Baukünstler; treffender aber rächte sich der Volkswitz durch Caricaturen, auf deren einer Hr. Nash auf der Spitze des von ihm erbauten Allerseelenkirchthurms, den die Londoner sehr passend seiner Form wegen den Lichtdämpfer (extinguisher) nennen, aufgespießt als Wetterfahne erscheint. Hr. Dr. W. hat nicht sobald im Hause eines alten Freundes, des Hrn. Edward Colly, dem das berliner Museum den wichtigsten Theil seiner Gemälde verdankt, sich einquartiert, als er auch sogleich seine Kunststudien in London beginnt, und hier gibt er uns zuvörderst eine Geschichte des Sammeleifers in England, welche durch Nachrichten von den Schicksalen und Wanderungen berühmter Kunstwerke sehr anziehend und reich an schätzbaren Einzelheiten ist.

Der Erste, welcher eine Sammlung von Bildern anlegte, die mit den Miniaturen nicht über 150 Nummern enthielt, war König Heinrich VIII.; aber die erste Geder die größte Kunstliebe mit einem gewählten Geschmack malsgalerie in einem großartigen Maßstabe bildete Karl I., verband und weder Mühe noch Aufwand scheute, um seine herrlichen Sammlungen zu erweitern. Den Hauptbestand derselben bildete die Sammlung der Herzoge von Mantua, welche 150 Jahre von der kunst sinnigen Familie Gonzaga gepflegt und mit den vorzüglichsten Meisterstücken geschmückt, wol die damals sehr bedeutende Summe von 80,000 Pf. St. werth sein mochte, welche der König dafür bezahlt haben soll. Von gleichzeitigen Künstlern gelang es ihm zwar nicht, Rubens in seine Dienste zu ziehen, obwol er manche Bilder desselben erwarb und Rubens ihm die Decke des Banquetinghouse malte; desto glücklicher aber war er mit van Dyk, der bekanntlich eine sehr große Anzahl trefflicher Bilder für ihn ausgeführt hat. Einen Begriff von dem Reichthum und der Trefflichkeit der Sammlungen Karl I. an Gemälden und Sculpturen erhält man durch drei noch vorhandene Kataloge, aus welchen im Anhang Hr. Dr. W. einen Auszug, aber noch vollständiger als Passavant geliefert hat, indem er auch den (dritten) Katalog der

Sammlung des Königs Jakob II., in welche viele Bilder aus der Sammlung Karl I. übergegangen waren, benutzte. Was den Werth dieses Anhangs erhöht, ist, daß Hr. Dr. W., wo es zu ermitteln gewesen, die Art, wie der König zu dem Besitz gekommen, den Schätzungs- und Verkaufspreis, die Käufer und den Ort angegeben hat, wo sich die Bilder gegenwärtig befinden. Ein zweiter ausgezeichnete Kunstfreund jener Zeit war der Graf von Arundel, der selbst zuerst den Sinn des Königs für Kunstwerke erweckte und mit dem vielseitigsten und feinsten Geschmack und fürstlichem Aufwande eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, geschnittenen Steinen, vor Allem aber von antiken Sculpturen und Inschriften zusammenbrachte. Den dritten Rang eines gleichzeitigen Sammlers von Kunstwerken nahm der berühmte Herzog von Buckingham ein, und so hätte sich nach solchen glänzenden Beispielen Geschmack und Kunstsinne gewiß in England verbreitet und allgemeiner verbreitet, wären nicht die damaligen politischen Ereignisse störend dazwischengegetreten und jene herrlichen Sammlungen bald zerstreut worden. Nach einem Parlamentsbeschlusse kam die auf 49,903 Pf. St. 2 Sh. und 6 P. abgeschätzte Sammlung Karl I. unter den Hammer, und ihre Versteigerung zog fürstliche Commissionaire und Kunstliebhaber aus ganz Europa herbei. Die Hauptkäufer waren: 1) Der spanische Gesandte Don Alonso de Cardenas, der an Gemälden und andern Kostbarkeiten so viel erstand, daß 18 Maulthiere nöthig waren, um diese Schätze von Coruña nach Madrid zu schaffen. Unter den Bildern befand sich auch die große heilige Familie aus der mantuanischen Sammlung, die unter dem Namen der Perle berühmt ist. 2) Der in Paris ansässige Banquier Jacobus aus Köln, welcher später seine kostbare Sammlung an Ludwig XIV. verkaufte. Bekanntlich ist das schöne von Le Brun gemalte Bild der Jacobus'schen Familie seit kurzem im Besitze des berliner Museums. 3) Der Erzherzog Leopold Wilhelm, damaliger Statthalter in den österreichischen Niederlanden, dessen Einkäufe mit seiner ganzen reichen Sammlung 1658, als er den kaiserlichen Thron bestieg, nach Wien gelangten, wo sie jetzt sich im Belvedere befinden. 4) Ein bekannter holländischer Kunstkennner jener Zeit, Hr. Reynst. 5) Die Königin Christine von Schweden. 6) Der Cardinal Mazarin. Die durch die Auction gewonnene Summe betrug 118,080 Pf. St. 10 Sh. 2 P. Die Sammlung des Herzogs von Buckingham wurde von dessen Sohne während seiner Verbannung in Antwerpen versteigert, und hier war wieder der Erzherzog Leopold Wilhelm einer der eifrigsten Käufer. Ebenso wurde die Sammlung des Grafen Arundel, nachdem er 1642 England verlassen, zerplittert, Vieles davon ist verschollen, nur eine Reihe von 87, von Holbein gezeichneter Bildnisse befindet sich jetzt in der königlichen Handzeichnungsammlung, und die Marmore und Inschriften, welche des Grafen ältester Sohn, der Herzog von Norfolk, der Universität Oxford schenkte, sind noch als marmora Oxoniensia weltbekannt.

Ohne den edeln Geschmack seines Vaters zu besitzen,

brachte Karl II. die königlichen Sammlungen doch wieder auf 1100 Bilder und 100 Werke der Sculptur, die in den Schlössern zu St.-James, Hamptoncourt, Windsor und Whitehall vertheilt waren. Als aber der letzte Palast 1697 abbrannte, fanden dabei mit den herrlichsten Kunstschätzen 3 Gemälde von L. da Vinci, 3 von Raffael, 12 von S. Romano, 18 von Giorgione, 18 von Tizian u. s. w. den Untergang. Die bedeutendste Privatsammlung zur Zeit Karl II. besaß der als Bildnißmaler berühmte Sir Peter Lely, die nach seinem Tode 1680 versteigert ward. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts wurde die Lust am Sammeln von Gemälden wieder allgemeiner, doch ging sie jetzt weder von der regierenden Königin, noch vom Parlamente, sondern lediglich von kunstliebenden Privatpersonen aus, welche zugleich die Sitte einführten, die Sammlungen meist auf ihren Landsitzen anzulegen. Alle diese bis zum Ende des Jahrhunderts entstandenen Sammlungen tragen indeß beizweitem nicht den Charakter des edeln, reinen Geschmacks und der Kunsterkenntniß wie die aus der Zeit Karl I.; sie enthalten wol die Namen der berühmtesten Meister, doch viel seltener ihre Werke, und vorzugsweise zahlreiche Bilder aus der Epoche des Verfalls der Malerei in Italien. Eine besondere Vorliebe bildete sich für E. Dolce, Sassoferrato, S. Rosa, E. Corrain, S. Poussin, unter den Niederländern für Rubens, van Dyk, weniger für Rembrandt, dann aber auch für Ruyssdael, Hobbema u. A. aus, von denen man die herrlichsten Werke hier antrifft. Eine Ausnahme von dieser einseitigen Geschmacksrichtung macht die auch aus Passavant schon bekannte Sammlung des Lords Comper auf Pensangar, welche vorzugsweise Bilder von Raffael, A. del Sarto und Fra Bartolommeo enthält. Auch Handzeichnungen, Anticaglien (Dr. Mead), gebrannte Erden (Sir Charles Townley), Vasen (Sir Will. Hamilton), geschnittene Steine, Bronzen und antike Sculpturen wurden mit Eifer gesammelt, letztere jedoch ohne die feine Kunstkritik der neuesten Zeit. Die wichtigste Sammlung dieser Art ist die Townley'sche, welche jetzt einen Haupttheil des britischen Museums bildet. Einen sehr bedeutenden Verlust an Kunstwerken erlitt England noch einmal 1779, als die sehr ausgezeichnete Gemäldegalerie des Ministers Robert Walpole für 36,000 Pf. St. an die Kaiserin Katharina nach Rußland verkauft wurde, wo sie einen der wichtigsten Bestandtheile der kaiserlichen Sammlung in der Eremitage bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer des Capitain Bonnevill, oder Scenen im Felsengebirge Nordamerikas von Washington Irving. Ins Deutsche übertragen von E. Freiesleben. Drei Bände. Leipzig, Bernh. Taubnitz jun. 1837. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

So anziehend, lehrreich und fesselnd uns auch der erste Band dieses Werks, bei der Reinheit der darin geschilderten Scenerie und der großen Originalität der vorgeführten Charaktere erscheint, so ist das Ganze doch zu lang und ausgepönnert, um uns nicht in seiner zweiten Hälfte durch Monotonie zu er-

drücken, und es muß als ein Zeichen geistiger Erschlaffung angesehen werden, wenn der talentvolle Verf. des „Eitzendbuchs“ und des „Alhambra“ sich bis zu Ende an dieser Arbeit erfreuen konnte. Er hat das Verdienst, uns eine neue Weltscene eröffnet zu haben. Die Natur der Wildnisse in und hinter den Rocky mountains, jener ungeheuern Alpen- und Savannenwelt, welche nur der Biberjäger durchstreicht und in der die Handelskaravannen der Pelzcompagnien mit den Resten einer wilden Urvölkerung einen Vertilgungskrieg führen werden, bis die Legtern, jene elenden Haufen von Krähenindianern, Schwarzfüßlern, Ohrengeländindianern, und wie die Überbleibsel jener jammervollen Racen von Autochthonen im Norden und Osten der Vereinigten Staaten weiter heißen, durch Hunger und Krieg von der Erde vertilgt sein werden. Diese Scenerie und diese Staffage, so anziehend sie für uns ist, so lange sie neu ist, langweilt uns doch endlich, und nicht minder thun es diese Künste, Ränke und Listen der Jäger und Handelsleute, die, um ein elendes Biberfell zu erhaschen, mit ihren Mitgeschöpfen einen Krieg auf Tod und Leben führen und dabei selbst oft wilder und schlechter werden, als jene unglückliche Urvölkerung es ist, welche die Noth und das Elend verzehret, und die vielleicht, wenn sich ihr die Menschenliebe und nicht die amerikanische Gewinnsucht näherte, zu glücklichen Geschöpfen Gottes werden könnte. In diesem ganzen Kampfe ist etwas Unmenschliches und Trostloses enthalten. Nicht bloß daß er die Gesittung der Indianer, die zum Theil nicht ohne treffliche Anlagen sind, unmöglich macht; er hält auch die Fortschritte der wahren Cultur unter den Bürgern der Vereinigten Staaten selbst auf, indem er einen Herd des Lasters bildet, wo jeder ausgeartete Sohn der Gesellschaft willkommene Aufnahme findet, wo jede Schlechtigkeit erlaubt ist, wenn sie sich mit physischer Wildheit und Körperkraft paart, wo Vertilgung des Mitbruders, Betrug, List, Übervorthheilung Gesetz der Verbrüderung ist und die wahre Rehrseite der Humanität herausgestellt wird. Wie mag ein Geist wie W. Irving sich doch drei Wände lang an solchen Bildern erfreuen, selbst wenn sie sonst neu und originell sind, und wie kann man noch des Lobes voll sein für eine Staatsgesellschaft, die solche Ausartung nicht bloß tolerirt, sondern sie sanctionirt und dazu auffodert? In der That, nichts ist doch unhumaner und dem wahren Menschenthum feindlicher als der Krämergeist, und die Aufgaben des Menschenlebens löst kein Staat weniger als der, welcher die Anwendung der gesellschaftlichen Kräfte so ganz aufsichtslos der Willkür ausgearteter Glieder der Gesellschaft überläßt. Mag man auch mit Bewunderung auf die tausendmüßigen Kanäle und Eisenbahnen Nordamerikas hinsehen, auf die Masse der Städte, auf den Glanz und Reichthum, den der Handel geschaffen hat und den er, wie die Erfahrung lehrt, auch wieder verzehret — ein Staat, in dem kein edleres Princip lebendig ist, dessen letztes und höchstes Ziel nicht Humanität und Sittigung sind, hat auf unsere Achtung keinen Anspruch.

Wir geben zu, daß diese Humanität nicht die Frucht von Jahrzehnden sein könne, und daß die amerikanische Urvölkerung nicht vorzüglich geschickt sein mag, die Bemühungen des Staats in dieser Richtung hin zu belohnen; die Menschenjagd aber darf kein Staat sanctioniren, wenn er sich nicht selbst zerstören will. Es möchte noch hingehen, wenn alle Bandenführer, welche die Rocky mountains durchziehen und wie ihr Eigenthum behandeln und ausbeuten, so menschlich wären wie Capitain Bonnevill, von dem wir wenigstens keine schlechte That erfahren; aber wir hören genug von andern seiner Collegen in diesem feldischen Feldzuge, um in unserer Menschlichkeit zu schauern und zu zagen. Bräber und Bürger derselben Staatsgesellschaft verlodern sich gegenseitig um elender Jagdvorthelle willen in wilde Gegenden, wo sie eine Beute des Hungers, des Winters oder der indianischen Streittheile werden; gegenseitig raubt man sich die in den unermesslichen Wästen vergadenen Lebensbedürfnisse, um den Mitbewerber zu vertilgen; gegenseitig verräth und schadet man sich, um allein das Jagdrevier zu behaupten!

Wenn dies gegen Bräder geschieht, so kann man denken, was gegen die unglücklichen Indianer erlaubt ist, die man zu dem Gewerbe von Vogelagerren gezwungen hat.

Nähen und nun auch die Scenen einer neuen, Jahrtausende lang selbst überlassenen Natur anziehend erscheinen, mag die neue Welt, welche das Tagebuch Bonnevilles, ja selbst die der Pelzcompagnie von Neuport, schildert, uns reizende Scenen darstellen, wir wenden uns mit unbefriedigter Seele von seinen Erzählungen ab, welche uns die niedrigsten Stadien der Menschennatur darstellen. Sein Verdienst bleibt einzig das, uns diese unermeßliche, seitdem geförnte Alpenwelt, die Ausdauer des Menschen unter niederschlagenden Umständen, die Grenzen seiner Verwilderung im Kampfe mit der Natur kennen gelehrt zu haben. Diese Gebirge, mit Spitzen höher als der Montblanc und Montrosa; diese endlosen Savannen, diese stillen Seen, diese unermeßlichen Ströme, zu deren Quellen wir hier vordringen; diese einzelnen, flüchtigen, gejagten, halbverhungerten, meist diebstlichen und feigen, selten durch Bergweisung zum Muth getriebenen Menschenhaufen; diese Thäler und Abgründe voll wilder Gasse und Gunde, diese Ebenen mit ihren zahllosen Büffelherden — was sind sie uns? Staffage eines Bildes, das uns betören muß; eines Bildes, in dem wir nirgend ein erhaltungsbeförderndes Gesetz, nirgend Erhebung zur wahren Menschenwürde und kaum einen Schatten von Tugend und Tugend — und diesen nur bei den Bildern! — erblicken.

Niemand kann dem Bilde seine Originalität bestreiten, und so mag denn der Geist, der Alles kennen zu lernen sich versucht fühlt, auch aus diesem Buche Ideen und Bilder in sich aufnehmen, deren Dasein er vorher vielleicht nicht ahnete. Dem gewöhnlichen Leser genügt es, einen dieser drei Bände durchlaufen zu haben, da die übrigen ihm nur schon Bekanntes und Angehöriges wiederholen können. Es wäre für uns daher auch völlig genug gewesen, wenn der deutsche Bearbeiter uns statt einer wörtlichen Übersetzung des Irving'schen Buchs einen entsprechenden Auszug daraus geliefert hätte, der uns etwa die Scenen am Plattestuf und im Hochgebirge der Felsenberge, einige von den Bildern der Wüste, die Jagdscenen am Gobiast und einiges dergleichen mehr in besserer Übersicht, als uns jetzt durch die episodische Gestalt des Buchs gegeben wird, dargestellt hätte.

80.

Aus Italien.

Ein in Venedig lebender sehr mühsamer Gelehrter, G. A. Cicogna, benutzt die Grabinschriften, die er aus den einzelnen Kirchen Venedigs zusammengetragen hat, um seine literarisch-reichen Erwerbungen dadurch in das Publicum zu bringen. Er ist jetzt beim vierzehnten Hefte seiner „Iscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate“ (Venedig 1857), welche die Denkmäler von S. Sebastiano umfassen. Eine Geschichte des Kirchengebäudes ist stets vorausgeschickt, und da Paul Veronese darin so viel gemalt hat, so findet die Kunstgeschichte hier stets einige Notizen zu ihrer Bereicherung. Paul Cagliari's Grab ist in dieser Kirche, dessen Inschrift im vorliegenden Hefte unter Nr. 8 beigebracht ist. Bei dieser Gelegenheit berichtet der Verf., daß Paul (Veronese) 1530 in Verona geboren ward, wo sein Vater ein Bildhauer war. Dort habe Paul, stets für die Malerei entflammend, seine ersten Versuche gemacht, die schon so bemerkt ist, daß Cardinal Gonzaga ihn mit nach Mantua nahm, die Malereien im Dome auszuführen. Dessen im Biersteinischen, Fabianischen und im Gebiete von Drevio gingen seiner Reise nach Venedig voraus, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Die Republik gab ihm Beschäftigung und besetzte ihn mit einer hohen Stelle nach der Vollendung der Gemälde in der alten Brera. Eine Reise nach Rom, im Gefolge des Viceschaffers Graf. Salmuth war für sein Talent von sehr wesentlicher Wirkung. Später soll ein Versehen seine Einweisung im Kloster S. Sebastiano veranlaßt haben, dessen Vater diesen Aufenthalt möglich benutzte, um seine Kirche mit vortheilhaften Werken auszustatten zu lassen. Paul Veronese starb am 19.

April 1588 an einem unbezwingbaren Brustfieber. Die Arbeiten dieses Künstlers in S. Sebastiano standen in so hohem Ansehen bei den Behörden Venedigs, daß der Rath der Jahr 1670 anordnete, daß sie stehend in der Kirche, ohne Strafe oder etwas dem Gleiches abgezeichnet werden dürften. Herr Cicogna hat diesem reichhaltigen Artikel ein Verzeichniß der nach Paul Veronese gestochenen Blätter beigelegt, das die bisherigen Verzeichnisse bedeutend vervollständigt. Eine dem berühmten Vater von seinen drei Söhnen, Gabriele, Carlo und Benedetto Cagliari, gesetzte Inschrift ist in demselben Hefte, Nr. 25, beigebracht. Auch sie waren Maler. Nicht so reichlich bot sich bei andern Inschriften der Stoff; doch das Wissen des Hrn. Cicogna wußte dann Hülfe. Unter Nr. 24 gibt er die Denkmäler zweier Patriarchen, Angelo und Pietro Giustiniani, von denen sich nichts sagen läßt. Daher spricht er von zwei andern Petern dieser Familie, deren einer (geb. 1494, gest. 1576) als Geschichtsschreiber Venedigs einen Ruf hat (zwar nicht grade einen europäischen, denn auch Gervin „Bibliographischen Lexikon“ ignorirt ihn), und deren zweiter eine Chronik Venedigs hinterließ, die noch handschriftlich in der Bibliothek von San-Marco vorhanden ist, was hier gegen Morelli erörtert wird. Bei solchem umfangreichen Wissen bietet fast jedes Denkmal Veranlassung zu mannichfacher Belehrung.

Für Freunde ersterer Untersuchungen ist die kleine Schrift nicht ohne Interesse, die unter dem Titel: „Intorno allo spirito religioso della filosofia di Galileo Galilei. Diss. dell' abate Fed. Maria Zucchi“, zu Venedig 1836 erschien und durch eine gewandte Zusammenstellung einzelner Stellen seiner Schriften ein viel anderes Urtheil bei den Lesern begründet, als von den Zeitgenossen des großen Mannes in feierlicher Sitzung ausgesprochen wurde. Schwieriger noch war der zweite Theil, wo aus den Ereignissen von Galilei's Leben und den Zeugnissen seiner vertrautesten Freunde dargethan wird, daß diese religiösen Gesinnungen bei ihm durch Thaten sich bewährten. Man muß den Muth des Abate Zucchi bewundern, der auch jetzt noch eine solche Aufgabe sich stellte, und die Umsicht und Mäßigkeit, mit der er sie durchführte.

6.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen:

Aus dem Leben

zweier Schauspieler:

August Wilhelm Iffland's

und

Ludwig Devrient's.

Von

J. F. F. F.

Auch unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band: A. W. Iffland und L. Devrient. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche den Erinnerungen aus dem Leben A. W. Iffland's und L. Devrient's (1836, 1 Thlr. 16 Gr.) zu Theil wurde, glaubte der Verfasser als eine Aufforderung ansehen zu dürfen, in seinen Mittheilungen über interessante Persönlichkeiten, zu denen er in näheren Verhältnissen stand, fortzufahren und bietet in diesem Bande eine nicht minder interessante Gabe.

Leipzig, im Januar 1858.

J. F. F. F.

Donnerstag,

Nr. 53.

22. Februar 1838.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Nachdem der Verf. (im vierten Briefe) aus die durch hohe Empfehlungen vermittelte, freundliche Aufnahme bei dem Herzoge von Sutherland, dem Sohne des Marquis von Stafford, und die Eleganz und Pracht des Palastes (des ehemaligen Vorthouse) kurz geschildert, fährt er fort, uns über die Erwerbungen der Engländer im Gebiete der Kunst seit der französischen Revolution, welche Erwerbungen er selbst „eine unermessliche Ernte an Kunstwerken aller Art“ nennt, ausführliche Nachrichten mitzutheilen, aus welchen wir unsern Lesern einen gebrängten Auszug nicht vorenthalten wollen. Die erste und bedeutendste Kunstsammlung, welche aus dem Schiffbruche und den Schrammen jener Zeit nach England gerettet wurde, ist die Gemäldegalerie des Herzogs von Orleans. Hr. Dr. W. gibt uns über die Entstehung und Schicksale derselben einen sehr interessanten Bericht. Stifter dieser Sammlung war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der bekannte Regent, welcher unter andern höchst bedeutenden Ankäufen 47 Bilder aus der Sammlung der Königin Christine von Schweden erwarb und eine Galerie von 465 Bildern hinterließ, über welche wir das bekannte Kupferwerk von Grogat besitzen. Merkwürdig sind die Schicksale, von welchen Correggio's Jo. und Leba in dieser Sammlung und später noch verfolgt wurden, bis sie endlich im Berliner Museum zur Heilung ihrer Schäden und zur Ruhe gelangt sind. Im J. 1792 verkaufte Philipp von Orleans (Egalité) sämtliche Bilder der italienischen und französischen Schule an den Banquier Walzuer aus Brüssel, die der flämischen, holländischen und deutschen Schule an den Engländer Th. Moore Glade für einen Spottpreis. Die erste Abtheilung erkaufte für 48,000 Pf. St. das Handelshaus Jeremias Harman in London, dem sie wieder durch Vermittlung des Hrn. Bryan, eines eifrigen Kunstfreundes, für 43,000 Pf. St. von dem Herzog von Bridgewater, dem Grafen Somer. (später Marquis von Stafford) und dem Grafen Carlisle abgekauft ward. Nachdem diese Herren die Bilder von Bryan abschicken lassen, stellten sie dieselben; sich 94 der schönsten vorbehaltend, zum Verkauf, durch welchen wir durch die Ausstellung so viel gewonnen wurde, daß sie

jene 94 Bilder fast umsonst erlangten. Die zweite Abtheilung der Orleans'schen Galerie wurde ebenfalls von Hrn. Glade in Gemeinschaft mit einigen andern Herren gekauft und 1793 nach London gebracht, ausgestellt und öffentlich versteigert. Im Anhange gibt uns Hr. Dr. W. ein Verzeichniß der in England verkauften Gemälde aus der Galerie Orleans, welches genauer als das von Passavant gelefert und durch die Liste der deutschen und niederländischen Bilder vervollständigt ist, welche bei Passavant fehlt.

Nachdem der Galerie Orleans auch die aus 359 sehr werthvollen Gemälden bestehende Sammlung des französischen Ministers Calonne gefolgt und 1795 versteigert worden war, traten für die britischen Sammler, deren Eifer jetzt sehr erregt, wenn auch nicht immer vom reifsten Kunstsinne geleitet war, sehr günstige Zeiten ein. Die Kriegsstürme, welche im Laufe der französischen Revolution den Continent erschütterten und das Besizthum der Staaten wie der Einzelnen untergruben, machten in allen von den Franzosen überzogenen Ländern eine Masse von Kunstwerken flüchtig, welche England sich aneignen konnte. So beuteten kunsterfahrene Briten (Dow, Young, Ditley, Buchanan) 1797 und 1798 Italien und namentlich Rom aus, wo die angesehensten Familien manchen kostbaren Kunstbesitz ganz oder theilweise und selbst Kirchen ihre Altarblätter gegen englische Guineen veräußerten. In Belgien und Holland konnte eine unendlich reiche Beute gehalten werden, ja Holland „wurde von den Kunsthändlern förmlich wie ein Jagdbrevier abgesehen und an den kleinsten Orten durch einen Ausrufers bekannt gemacht, daß, wer alte Bilder hätte, sich melden möchte“. Auch Spanien entging den englischen Speculanten nicht, doch konnte hier die Kunsternte erst mit der französischen Invasion 1807 ihren Anfang nehmen. So gelangten Bilder ersten Ranges aus Spanien nach England, namentlich wurden in Madrid die berühmten Murillos aus dem Palast St. Jago, viel Vortreffliches aus den Sammlungen Alba, Altamira und des Friedensfürsten, ja selbst einige Bilder aus dem Escorial erworben. Inzwischen verlor man auch Frankreich nicht aus den Augen, und als 1801 in Paris die an Meisterwerken reiche Sammlung des Etroper Robit zur Versteigerung kam, erstand Bryan 47 der gewächsten Bilder für England. Du-

Chanani gewann das Beste aus der 1817 versteigerten Laperrière'schen Sammlung, aber seine herrlichste Erwerbung in demselben Jahre war der Ankauf der aus 46 der berühmtesten holländischen Meisterwerke bestehenden Sammlung des Fürsten Vallegrand. Auch aus den erst vor Kurzem versteigerten Sammlungen Erard und Laffitte ist das Werthvollste nach England gewandert. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß, wer in Europa Bilder von großem Kunstwerth verkaufen wollte, sie in England auf den Markt brachte. So führte die Familie Neuwenthuys viel Vorzügliches aus den Niederlanden ein, was lange sich im Besitze alter Familien befunden hatte; so wurde aus Italien die 196 Bilder enthaltende Sammlung von Lucian Bonaparte nach London zur Versteigerung gesandt; so wurden die Sammlungen spanischer Meister, welche der General Sebastiani und der Generalzahlmeister der französischen Armee, Crochat, wie der Verf. sich sehr euphemistisch ausdrückt, „Gelegenheit gefunden hatten, während ihres Aufenthalts in Spanien zu erwerben“, in England verkauft. Endlich wurden noch durch die Herren Erard, Lafontaine, Delahante und le Brun, Männer von der feinsten Gemäldekenntniß, sehr bedeutende Bilder, welche die Revolution aus Italien, Spanien, Belgien, Holland und Deutschland nach Frankreich verschlagen hatte, aus den berühmtesten französischen Sammlungen in England eingeführt. Nach dieser kurzen Andeutung der seit 1792 erworbenen Bilderschätze, welche inzwischen noch durch Engländer auf Reisen und Kunsthändler beträchtlich vermehrt worden sind, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem außerordentlichen Reichtume machen, welchen England an ausgezeichneten Gemälden besitzt.

Nicht minder erstreckte sich die englische Kunstliebhaberei auf Handzeichnungen, Manuscripte mit Miniaturen, Medallplatten und Abdrücke derselben, Holzschnitte und Kupferstiche, über deren Sammlungen uns die schätzbarsten historischen Notizen hier mitgetheilt sind. Weniger allgemein zeigte sich der Geschmack an Werken der Sculptur, unter welchen man noch am häufigsten Arbeiten von Canova, Thorwaldsen und englischen Bildhauern begegnet. Aber auch von antiken Sculpturwerken darf sich England der größten Erwerbung in neuerer Zeit rühmen: wir meinen die Elgin marbles, welche jetzt der Stolz des britischen Museums sind.

Indem wir Hrn. Dr. W. in diese großartige Nationalanstalt für Natur und Kunst begleiten, müssen wir ihm zuvörderst bezeugen, daß er nichts unterlassen hat, um die Geschichte und den Reichtum derselben, namentlich für Solche, welche nicht an Ort und Stelle waren, in das hellste Licht zu stellen und sich als vielseitig gebildeten Kenner zu bewähren. Wir übergehen das Bekannte und heben nur Einiges heraus. Mit besonderer Liebe und Sachkenntniß verweist der Verf. bei den Marmoren des Lords Elgin, von deren Trefflichkeit man allerdings durch Gypsabgüsse keine rechte Vorstellung erhält, da der pentelische Marmor „durch seinen warmen gelblichen Ton und durch sein sehr feines, aber dabei doch

klares Korn diesen Sculpturen etwas ungemein Lebendiges und eigenthümlich Gebiegenes verleiht“. (Wir finden pentelisch, wie Hr. Dr. W. schreibt, nicht unter den Druckfehlern.) Auch Ref. wird der Eindruck, den sie auf ihn machten, als er sie vor neun Jahren zum ersten Male sah, stets unvergesslich sein. Obwohl sie damals noch in einem speicherartigen Anbau des britischen Museums sich befanden, welcher jetzt dem würdigsten Raume gewichen ist, und Lord Byron's Imprecationen gegen die Verräuber des Parthenons, dem noch kein königlicher Schutzherr erstanden war, noch frisch im Andenken Jedem vor-schwebte, so mußte man doch dem bekannten „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti“ die günstigste Auslegung geben und sich ausgesöhnt mit dem Schicksal fühlen, welches die herrlichsten Reste hellenischer Plastik zu ewiger Bewunderung wie auch immer gerettet hatte. Sehr treffende Bemerkungen über die Metopen und deren Anordnung, aus denen die tiefe Weisheit und artistische Einsicht des griechischen Künstlers erhellt, fand Hr. Dr. W. in dem Artikel Bassorilevo in der dortigen „Hesperocyclopädie“, dessen interessanten Inhalt er uns mittheilt. Weiterhin durchmustert der Verf. die terre cotte der Downley'schen Sammlung wie alle sonstigen griechischen und römischen Sculpturen in Marmor und Bronze, nicht mit flüchtiger Eile, sondern mit der besonnenen Ruhe und dem treffenden Schnellblick des kunsterfahrenen Kenners; ganz besonders aber mußten ihn diejenigen Sammlungen des britischen Museums beschäftigen, welche seinem Berufe und seinen Studien die nächsten sind: Handzeichnungen und Miniaturen. Über den hohen Werth der Handzeichnungen überhaupt und die von den alten Meistern dabei befolgte Technik spricht sich Hr. Dr. W. sehr belehrend aus und beschreibt dann mehrere Handzeichnungen altitalienischer Künstler; im Ganzen ist das von Passavant mitgetheilte Verzeichniß reichhaltiger. Ganz besondere Studien scheint der Verf. nach den hier mitgetheilten Proben auf alte Miniaturen verwandt zu haben, und da nirgend ein reichere Schatz derselben als in der königlichen Bibliothek zu Paris angetroffen wird, so dürfen wir nach der Vorrede in den folgenden Theilen sehr wichtigen Mittheilungen hierüber entgegensehen.

Ehe wir die andern öffentlichen Sammlungen Londons besuchen, machen wir erst mit Hrn. Dr. W. einen Ausflug nach Windsor castle. Nicht Jedem freilich wird es so gut, von dem Lord-Kammerherrn der (jetzt verwitweten) Königin, Grafen Howe, hinausgefahren, dann von der Fürstin selbst in ihrem Closet huldreichst empfangen und dann wieder vom Lord-Kammerherrn im ganzen Schlosse umhergeführt zu werden. Was das Äußere desselben betrifft, so kann Ref. dem Verf. nur bestimmen, wenn er sagt: man glaubt einen großartig-phanta-stischen Traum des Mittelalters durch einen Zauber verwirklicht und eine Burg zu sehen, worin jene alten Ritterkönige ihr Hoflager gehalten haben. Aber auch das Innere ist mit königlicher Pracht ausgeschmückt. In der George-Hall, wo die großen Ordens- und Staatsbiners gehalten werden, zeichnet unter den aufgestellten Waffenschilden als

hohes Kunstwerk sich ein Schilde des Benvenuto Cellini aus, welchen Franz I. König Heinrich VIII. im Camp d'or bei Calais zum Geschenk machte. Passavant, der auch dieses Schilde erwähnt, meint nur, er scheine eine florentiner Arbeit. In der Waterloohall befinden sich die von Lawrence gemalten Bildnisse der Monarchen wie aller im Felde und Cabinet berühmten Männer aus der Zeit, an welche der Name dieses Saales erinnert. Hr. Dr. W. begegnete hier auch dem Bilde des von ihm wie von allen Gebildeten hochverehrten Ministers v. Humboldt, welches, ohne das Verdienst glücklicher Auffassung zu besitzen, noch durch den schlimmen Umstand bemerkenswerth ist, daß der Körper gar nicht zum Kopfe paßt. Die Ursache dieses Mißverhältnisses ist interessant. Als nämlich der dem Minister persönlich befreundete Georg IV. ihn bei seinem letzten Aufenthalte in England kurz vor seiner Abreise von Lawrence malen ließ, nahm dieser in der Eile eine Leinwand, worauf er ein Portrait des Lord Liverpool angefangen und dessen Körper er im violetten Sammetrock bereits ausgeführt hatte, und malte den Kopf des Ministers v. Humboldt darauf, mit der Absicht, später das Übrige hiernach zu verändern, was aber durch den Tod des Königs und Lawrence's später unterblieben ist. Die Beschreibungen, welche der Verf. von den übrigen, zum Theil sehr werthvollen ältern Gemälden in Windsorcastle gibt, übergehen wir und bebauern, daß die schöne St.-Georgskapelle mit einem so flüchtigen Besuche weggekommen ist, der Hrn. Dr. W. wol auch nicht erlaubte, das Monument der Prinzessin Charlotte von Württemberg zu bemerken, welches jedoch nicht als ein glücklich erfundenes zu betrachten ist. Beim Heraustritt aus der Kapelle fand der Verf. einen königlichen, mit schönen Posten bespannten Wagen vor, die ihn durch den herrlichen Windsorpark zum Cottage der Königin am Virginia-Wasser führten, und nachdem er auf diese Weise seinen Tag in Windsor nicht ohne Anstrengung genossen, konnte er doch noch in London sich einer Soirée beim Lord Francis Egerton erfreuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Untersuchungen in Betreff der eisernen Maske.

Nachdem der gelehrte Bibliophile Jacob das Jahrhundert alte Räthsel des Mannes mit der eisernen Maske neuerdings wieder einer genauen Forschung unterworfen hatte, findet sich neuerdings in einer Nummer der „Revue française et étrangère“ ein ausführlicher kritischer Artikel über die diesfälligen Untersuchungen dieses Gelehrten, woraus wir das Wichtigste und Interessanteste in dem Nachstehenden entnehmen.

Jener unermüdete Gelehrte beschäftigt sich zuvörderst damit, die irrigen Ansichten und Meinungen zu widerlegen, die man zeitlich über die Person jenes weltbekannten und vielbesprochenen Gefangenen hegte, und es werden mithin von ihm alle diejenigen historischen Persönlichkeiten aufgezählt, welche von den verschiedenen Auslegern unter der außerordentlichen Erscheinung des Mannes mit der eisernen Maske befaßt wurden. Die meisten dieser Ansichten sind auch von ihm gründlich widerlegt worden.

Der armenische Patriarch Arwedits war einer der Ersten, die man für den Mann mit der Maske ausgab, wobei man sich auf ein Manuscript des Hrn. v. Bonac berief, welcher

1724 französischer Gesandter in Konstantinopel war. Diesem zufolge wurde Arwedits als Todfeind des katholischen Glaubens und Urheber der grausamen Verfolgung, welche die Katholiken erdulden mußten, auf Antrag der Jesuiten gefangen genommen und auf einem französischen Schiff nach Frankreich geschafft, wo man ihn im ewigen Gefängniß bewahren wollte. So kam Arwedits zuerst nach der Insel Sainte-Marguerite und von da nach der Bastille, wo er gestorben sein soll. Diese Angabe widerlegt der Bibliophile mit leichter Mühe, indem er anführt, das Manuscript des Hrn. v. Bonac besage ausdrücklich, daß jener Patriarch während der Gesandtschaft des Hrn. Férol in Konstantinopel gefangen genommen sei, Férol aber folgte in dem Gesandtschaftsposten dem Hrn. v. Châteauneuf 1699; dagegen kam Saint-Mars mit seinem maskirten Gefangenen 1698 in der Bastille an. Übrigens ist es jetzt erwiesen, daß Arwedits sich später zum Katholicismus bekehrte, seine Freiheit wiedererlangte und als freier Mann in Paris starb, wie der Auszug des Todtenregisters beweist, den man in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrt.

Die zweite historische Person, die eine noch allgemeiner verbreitete Ansicht für die eisernen Maske ausgab, war der bekannte Mattioli, Secrétaire des Herzogs von Mantua. Zu Begründung dieser Ansicht hat man unter Anderem auch die Ähnlichkeit des Namens Mattioli mit dem Namen Marchall angeführt, den der Gefangene trug, so lange er in der Bastille war. Allein dagegen bemerkt der Verf. mit Grund Folgendes. Es ist allerdings erwiesen, daß Mattioli 1679 durch Vermittelung des Abbé d'Estade und des Marchalls Catinat in Verhaft genommen und nach der Feste Pignerol unter großer Geheimhaltung abgeführt wurde; allein jener Gefangene mit der eisernen Maske kann er doch schon darum nicht gewesen sein, weil dieser von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, mit der größten Auszeichnung behandelt wurde, während man dagegen mit Mattioli wenig Umstände machte. So heißt es unter Anderem über diesen in einem Briefe von Catinat an Louvois: „Niemand kennt den Namen dieses Schutts.“ Ein anderes Mal schreibt der Minister Louvois im Betreff Mattioli's an den Commandanten der Feste, Saint-Mars, Folgendes: „Ich bewundere Ihre Geduld, und wie Sie erst noch eine ausdrückliche Anweisung erwarten konnten, um einen Schurken zu behandeln, wie er es verdient, wenn er es an dem Ihnen schuldigen Respekt fehlen läßt.“ Noch ein anderes Mal schreibt der Minister: „Solche Burlesken wie dieser müssen ein Kleidungsstück wenigstens drei bis vier Jahr tragen.“ Diese verächtlichen Ausdrücke nun konnten wol auf keine Weise dem Gefangenen mit der Maske gelten, den man mit so viel Achtung behandelte, in dessen Gegenwart sogar der Minister Louvois selbst den Hut abzubehalten pflegte, und der stets mit der schönsten und feinsten Wäsche versorgt wurde. Dagegen ist aller Grund vorhanden zu der Vermuthung, daß Mattioli im Gefängniß wahnsinnig geworden (wahrscheinlich mit in Folge der übeln Behandlung) und gegen Ende 1686 gestorben sei. Übrigens bemerkt der gelehrte Verf. noch sehr richtig, daß die Ähnlichkeit der Namen Mattioli und Marchall durchaus keinen Beweis enthalte, weil, wenn der Gefangene wirklich Mattioli gewesen wäre, man ihm sicherlich keinen gleichlautenden Namen beigelegt haben würde, wodurch ja sein eigentlicher Name am ersten verrathen werden mußte.

Eine dritte Annahme, die jedoch weniger allgemein verbreitet war und welche besonders von englischen Gelehrten ausging, neigte sich dahin, daß der Gefangene mit der Maske der zweite Sohn von Oliver Cromwell, Heinrich Cromwell, gewesen sei, welcher von Ludwig XIV. als Geisel zurückgehalten wurde. Allein zu dieser Annahme ist nach der Beweisführung des Verf. gar kein Grund vorhanden. Denn obgleich es merkwürdig bleibt, wie der zweite Sohn eines Cromwell plötzlich in einer so großen historischen Dunkelheit verschwinden konnte, daß man von 1659 an weder seinen Aufenthalt noch seinen Tod nachweisen kann, so wäre es doch noch weit unerklärlicher, ihn von französischer

Geht so außerordentlich behandelt zu sehen, wie es mit der eisernen Maske der Hölle war. Heinrich Cromwell hatte, nach dem Geschichtschreiber Kapin de Héras, einen sehr guten Charakter und besaß, nach Burnet, mehr Geist als sein älterer Bruder Richard. Es ist mithin freilich nicht sehr begreiflich, warum er von dem politischen Schauplatz abtrat; allein warum man ihn als Staatsgefangenen in Frankreich zurückgehalten haben sollte, ist noch minder begreiflich, da doch sein älterer Bruder in diesem Lande ungehindert sich aufhalten durfte. Die Wahrscheinlichkeit, oder vielmehr die bloße Möglichkeit, reicht hier nicht aus, da alle Beweise fehlen.

Saint-Forz hielt den Gefangenen mit der Maske für den Herzog von Monmouth, einen natürlichen Sohn Karl II., der wegen Empörung zum Tode verurtheilt und am 15. Juli 1685 öffentlich in London enthauptet wurde. Allein diese ganze Annahme, die eigentlich einer Stelle aus Hume's Geschichte von England ihr Entstehen verdankt, beruht auf einer Fabel, nach welcher Einige glaubten, der Herzog habe nicht selbst, sondern ein Anderer, der ihm sehr ähnlich gesehen, an seiner Statt den Tod erlitten. Allein ohne sich auf die große Unwahrscheinlichkeit einer solchen Verwechselung der Personen einzulassen, reicht eine Stelle aus einem Briefe von Barbezieur an Saint-Mars, vom 13. August 1691, welches Datum mit dem Hinrichtungsstage des Prinzen im strengsten Gegensatz steht, vollkommen hin, die Sache zu widerlegen. „Wenn Sie mir“, schreibt dieser, „etwas in Rücksicht des Gefangenen zu melden haben, der seit 20 Jahren ihrer Obhut anvertraut ist, so empfehle ich Ihnen dieselben Vorsichtsmaßregeln, die Sie beim Schreiben an den Hrn. v. Louvois zu beobachten pflegen.“ Es scheint allerdings, daß dies ein unüberleglicher Gegenbeweis ist.

Eine fünfte Ansicht hält den Grafen von Bernandots für den Mann mit der Maske, einen natürlichen Sohn Ludwig XIV. und des Fräuleins de La Vallière, der durch seine Auschwelungen und Greife in jeder Hinsicht sehr verächtlich war. Von diesem erzählt man, er habe sich einst in einer geheimen Unterredung mit dem Dauphin so weit vergessen, daß er diesem eine Ohrfeige gab. Bald darauf sei er nach dem Lager von Courtray abgereist; aber kaum bei dem Heer angekommen, sei er, der Angabe nach, an einem bössartigen Fieber gestorben und mit großem Pomp bestattet worden; allein diese Bestattungsfeierlichkeiten seien nur ein Blendwerk gewesen, und der todtgeglaubte Prinz selbst sei heimlich auf Befehl des Königs nach der Festung Pignerol abgeführt worden. Auch dieser etwas romantischen Annahme widerspricht das schon vorher angeführte Schreiben von Barbezieur vom 13. August 1691, denn der Graf von Bernandots starb nach offiziellen Berichten bereits 1688.

Vernünftiger und wahrscheinlicher als die bereits widerlegten Meinungen ist nach dem Bibliophilen Jacob die Ansicht Drexer, welche den Herzog v. Beaufort für den berühmten Gefangenen halten. Dieser Herzog v. Beaufort diente als Admiral in der Marine des Königs, zog sich aber die Ungnade des Regenten durch wiederholte Insubordination und Leichtsinns, wodurch er mehrere Expeditionen zur See vereitelte, im hohen Grade zu. Der König machte ihm deshalb zu verschiedenen Malen persönliche und zum Theil glimpfliche Vorstellungen, indem er ihn aufforderte, durch Beseitigung seines natürlichen Talents und durch Vermeidung so bedeutender Fehler sich seines Postens würdiger zu machen. Allein diese mehrmaligen und zuletzt ziemlich nachdrücklichen Verweise fruchteten nichts, und der Leichtsinns des Herzogs fügte der französischen Seemacht noch wie vor Schaden zu. Gegen Ende 1669 vorbereitete sich plötzlich in Frankreich und Italien die Nachricht von seinem Tode. Es hieß, er sei in der Nähe von Raubia, welches damals von den Türken belagert wurde und dem er als Beschießer einer französischen Geschwaders zu Hülfe eile, ums Leben gekommen, und der Bericht des Herzogs v. Ranville, seines Rathes, bestätigte, lautete dahin, daß der Leichnam des

Herzogs aller Nachforschungen ungeachtet nicht aufgefunden worden sei. Obgleich man nun in Paris, Rom, Venedig und andern Städten prächtige Obsequien für ihn veranstaltete, so glaubten doch viele Leute nicht an seinen Tod, vielmehr an sein vereinzeltes Wiedererscheinen. Anstatt nun mit einigen Auslegern an die Identität des Herzogs mit der eisernen Maske zu denken, ist es viel passender, den mehrfachen Kriegsberichten Glauben zu schenken, wonach die Türken nach ihrer herkömmlichen Weise den Kopf des Herzogs auf dem Schlachtfelde abschneiden und denselben zu Konstantinopel zur Schau stellten. Dies würde auch am besten den Umstand erklären, daß der kopflose und wahrscheinlich nackte Leib unter den übrigen Todten nicht wiedererkannt wurde. Ferner beweist auch der Briefwechsel zwischen Louvois und Saint-Mars innerhalb der Jahre von 1669—80 hinlänglich, daß während dieser Zeit der Commandant der Feste Pignerol mit Ausnahme von Fouquet und Launzun keinen weiteren Staatsgefangenen von Bedeutung unter seiner Obhut hatte. Hierzu kann noch bemerkt werden, daß Ludwig XIV., obgleich er mit dem Benehmen des Herzogs sehr unzufrieden sein mußte, dennoch durchaus keinen Grund hatte, denselben auf so grausame Weise und lebenslänglich einzusperren. Es sind sogar einige Erklärer soweit gegangen, daß sie aus dem Anagramm des Namens Marchial, den der Gefangene mit der Maske führte, die beiden, zur Hälfte lateinischen, zur Hälfte französischen Worte herausgrübelten: Hic amiral (dies ist der Admiral), und hieraus die Identität des Gefangenen mit dem Herzog v. Beaufort folgerten. Allein abgesehen davon, daß dieses Anagramm ebenso wol auf den Grafen von Bernandots paßte, der ebenfalls 22 Monate hindurch den Posten eines Admirals begleitete, so waren auch wol die Kerkermeister von Pignerol weit davon entfernt, dem Scharfsinn ihrer Zeitgenossen verblühte Räthselfragen aufzugeben.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

In Athen ist im J. 1837 eine „Επιτομή Ἑλληνικῆς μυθολογίας“ (Kurze Darstellung der griechischen Mythologie), von Konst. Kontogonis, außerordentlichem Prof. der Theologie an der Universität zu Athen, erschienen. Sie umfaßt die griechische Mythologie in drei Capiteln (Götter der ersten und zweiten Classe, und Helden oder Halbgötter) in einem gutgeschriebenen Neugriechisch, übrigens theils nach griechischen Schriftstellern (von ältern nach Apollodoros, von neuern nach Anaxagoras Stagiritis und Chariklos), theils nach deutschen (Namer, Petiscus, Greuter u. A.). Erfreulich ist auch hier die, aus dem angehängten Verzeichnisse der Subscribenten sich ergebende Theilnahme der Griechen an der Belehrung und Bildung ihres Volks nach verschiedenen Seiten hin.

Von Alex. Nisios Rangawis, von dem bereits 1831 ein Gedicht: „Ἕνός ἑλένη“, in Nauplia erschien, ist 1837 eine Sammlung Gedichte in Athen gedruckt worden. Dieselbe enthält theils kleinere Dichtungen, theils ein Drama: „Ἡ Πόσις“, welches letztere die durch Vouquerille („Voyage dans la Grèce“, I, 130 ff.) und Waldbinger's poetische Behandlung in den „Drei Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenslands“ (1836), auch in Deutschland bekannte Geschichte der Griechin Phryne“ zum Gegenstande hat. „Der griechische Courier“ (Ἑλληνικὸς ταχυδρομὸς), 1837, Nr. 41, rühmt die Charakteristik der darin auftretenden Personen (Al. Pascha von Janina, Chaintza, dessen Schwester, Mutkar Pascha, dessen Sohn und Geliebter der Phryne), sowie den Gedankenschwung, das Poetische der Darstellung und den Wohlklang der Sprache, Vorzüge, die sich wenigstens in den mitgetheilten Bruchstücken nicht verkennen lassen. An den kleineren Gedichten wird ebenfalls die darin herrschende Phantasie und Poesie, ihre Anmuth und gefällige Form gelobt.

25.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 54.

23. Februar 1838.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von
G. F. Waagen. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Den Besuch, welchen Hr. Dr. W. in der British Institution oder derjenigen Ausstellung von Gemälden ablegt, welche vom Könige, dem hohen Adel und andern reichen Besitzern für eine Zeit lang in die sogenannte Shakspeare-Gallery, Pall Mall, hergegeben und dann durch andere ersetzt werden, können wir übergehen, um einige Augenblicke der Nationalgalerie zu weihen, über welche wir hier sehr genaue historische und artistische Notizen erhalten. Den Kern dieser Galerie bildete die 1823 für 60,000 Pf. St. erkaufte, aus 38 Bildern bestehende Sammlung des verstorbenen Vanquiers Angerstein, welche nach und nach durch Ankäufe einzelner bedeutender Gemälde, hauptsächlich aber durch Schenkungen und Vermächtnisse vermehrt wurde, die sie wie das britische Museum dem großartigen Nationalförm zu danken hat. Unter den 117 jetzt überhaupt aufgestellten Bildern beläuft sich die Zahl der geschenkten und vermachten auf 60, beträgt mithin über die Hälfte. Hauptbilder dieser Galerie, von welcher auch Passavant sehr gute Nachrichten mittheilt, sind Christus unter den Schriftgelehrten von L. da Vinci, doch vom Verf. wol mit Recht dem Bernardino Luini zugesprochen; die berühmte Auferweckung des Lazarus von Sebastian del Piombo; die Vision des heil. Augustinus von Garofalo; ein Ecce homo, die Erziehung des Amor und la Vierge au panier von Correggio, während zwei ihm zugeschriebene Engelgruppen nur alte Copien sind; die Vision des heil. Hieronymus von Parmegiano, welches große Altarblatt der Verf. viel höher stellt als Passavant; Bacchus und Ariadne von Tizian, eines seiner herrlichsten Bilder; mehrere werthvolle Gemälde von A. Carracci und Dominichino; eine Anzahl der prachtvollsten Landschaften von Claude Lorrain (Hr. findet in seinem Katalog von 1828 neun angegeben) und von G. Poussin; Gemälde von M. Poussin, Rubens, van Dyk, Rembrandt und endlich von englischen Meistern. Unter diesen begegnet uns zuerst Hogarth, den der Verf. sehr richtig charakterisirt, indem er ihn als Erfinder der moralisch-humoristischen Malerei bezeichnet, „welche in dem allgemeinen Gebiete der Malerei ungefähr die Stelle einnimmt wie das bürgerliche Drama in der Poesie, so daß Hogarth

sich etwa zu Rafael verhält wie Molière zu Sophokles“. Die Nationalgalerie enthält von ihm sechs Bilder seines *Mariage à la mode*, an welchen der Verf. auch einen nicht erwarteten malerischen Werth erkennt. Das Sie von non vobis erfuhr übrigens auch Hogarth, indem er für diese sechs Bilder nur 110 Pf. St. erhielt, während Angerstein 1797 dafür 1381 Pf. St. bezahlte. Ferner sind hier vorhanden: vier Bildnisse von Sir Josua Reynolds, dessen Portraits, auch mit den Leistungen Anderer verglichen, eine hohe Stelle eingeräumt werden muß, mehrere historische Gemälde des berühmten West, die heutzutage wenig Geltung mehr finden; Landschaften von Wilson und Gainsborough, von denen „der Erste eine mehr idealische Richtung nahm, der Andere sich mehr mit der Darstellung vaterländischen Natur in eng abgeschlossener Heimlichkeit beschäftigte“, und endlich Bilder des berühmten Wilkie, den der Verf. nicht allein in seinem Fache für den ersten Maler unserer Zeit, sondern mit Hogarth für den geistreichsten und eigenthümlichsten Meister der ganzen englischen Schule erklärt. Während er jenen in seiner schneidenden Satire und in seinem Gange, die Menschen nur von ihrer Schattenseite aufzufassen, mit Swift vergleicht, findet er in diesem eine nahe Geistesverwandtschaft zu seinem berühmten Landsmann Walter Scott, welcher Vergleich, wie uns scheint, sehr gut durchgeführt ist. Durch die Bekanntschaft mit dem Architekten Wilkins bekam der Verf. auch das Innere des in Charing-Cross neu aufgeführten, aber noch nicht fertigen Gebäudes der Nationalgalerie zu sehen, welche bisher sich in einem sehr engen und unscheinbaren Locale beholfen hat.

Gehen wir jetzt zu den Privatsammlungen über, welche der Verf. besuchte. Unter diesen nennen wir zuerst die des Herzogs von Devonshire in London, bei welchem er auf fürstliche Empfehlungen die freundlichste Aufnahme fand. Der Herzog selbst zeigte ihm sogleich auf gedruckten Wunsch Claude Lorrain's berühmtes „*Libro di verità*“, bekanntlich ein Buch, welches von den Bildern, die Claude ausgeführt hatte, Zeichnungen von seiner Hand enthielt. John Boydell hat es in drei Quartbänden herausgegeben. Später wohnte der Verf. einem glänzenden Ballfest in Devonshirehouse bei, wo er Gelegenheit hatte, die fashionableste Gesellschaft, die ausgesuchtesten Exemplare englischer Frauenschönheit, die auch nach unserm Urtheile ih-

res Gleichen sucht, und die höchst splendide, gastfreie Bewirthung eines englischen Peers kennen zu lernen. Die ausgezeichneten Gemälde der italienischen, französischen und niederländischen Schule, welche der Herzog besitzt, kennen wir zum Theil schon durch Passavant, ja noch einige mehr, da derselbe in dem Schlafzimmer des Herzogs zweier sehr schönen altdeutschen Gemälde erwähnt, welche dem Joh. van Eyck zugeschrieben werden und von denen bei dem Verf. nicht die Rede ist. Später sah derselbe auch die Gemälde des Herzogs in dessen schöner Villa zu Egham, wo er, zum Frühstück (um 4 Uhr Nachmittags) eingeladen, eine aus etwa 50 Personen bestehende Gesellschaft des hohen Adels und des diplomatischen Corps vorfand. Unter den Bildern befindet sich auch hier ein Joh. van Eyck, den aber der Verf. nicht für einen solchen, sondern nur für eins der feinsten Bilder aus dessen Schule anerkennen will. Mit den von Passavant erwähnten scheint es nichts gemein zu haben, obwohl beide Reisende bemerken, daß nach einer Angabe Walpole's in diesen Gemälden die Familie des Lord Clifford dargestellt sein soll.

Die zweite bedeutende Sammlung, die der Verf. kennen lernte, ist die des Sir Robert Peel, welche er, durch Lord Howe und dann noch einmal durch den Herzog von Cambridge empfohlen, einige Male unter der Leitung des berühmten Besitzers sah. Sie besteht aus etwas über 60 Bildern der flämischen und holländischen Schule, die der Verf. „eine Reihe fleckenloser Perlen“ nennt, und ist in einem Saale aufgestellt, welcher zu den Wohnzimmern Peel's gehört, sodaß es hier nicht auf eine kostbare Zimmerdecoration, sondern auf täglichen sinnigen Genuß abgesehen ist. Wäre es nicht allgemein bekannt, auf welcher hohen Stufe classischer und ästhetischer Bildung sich der berühmte Staatsmann befindet, so müßte seine Bildersammlung dafür sprechen, die seinem feinen Geschmack, seiner Kunstkenntniß und der großartigen Weise, mit welcher er seinen Reichtum verwendet, zur hohen Ehre gereicht. Mit Interesse wird jeder Kunstfreund sich die herrlichen und (auch durch ihre Preise) höchst kostbaren Bilder eines Verburg, Dow, Metfu, F. Mieris, Netscher, Elsingelandt, Steen, Hooge, Teniers, Ostade, Wouvermans u. A. von dem Verf. beschreiben lassen, der fast jedes Stück als ein non plus ultra des Meisters bezeichnet. Die Krone der Sammlung, wenn dieser Ausdruck hier passend ist, scheint der berühmte Chapeau de paille von Rubens zu sein, früher in Belgien unter dem richtigern Namen Het Spaansch Hoedje bekannt. Sir Robert Peel soll dafür 3500 Pf. St., über 24,000 Thlr. gegeben haben, wol die höchste Summe, welche jemals für ein Portrait in halber Figur bezahlt worden ist. Auch bei dem neben Peel wohnenden Lord Farnborough, der bei Bildung der berühmten Privatsammlung Georg IV. besonders thätig gewesen, hatte der Verf. Gelegenheit, einige vortreffliche Bilder zu sehen.

Mit großer Huld wurde der Verf. auch von dem Herzog von Suffer empfangen, in dessen Bibliothek, die bekanntlich die vollständigste Bibelsammlung der Welt ent-

hält, ihn besonders die Manuscripte mit Miniaturen anzogen, von denen er einige der interessantesten beschreibt. Später hatte er noch die Ehre, von dem Herzoge, der sein Interesse an Kunst und Wissenschaft auf die lebhafteste und liebenswürdigste Weise zu erkennen gab, zur Tafel gezogen zu werden, wo ihm manche angenehme Bekanntschaft und namentlich die des berühmten Willie zu machen vergönnt war.

Die Bridgewatergalerie, früher auch Staffordgalerie genannt, trägt den Namen von ihrem Stifter, dem Herzog von Bridgewater, der sie seinem Bruder, dem Marquis von Stafford, unter der Bedingung vermachte, daß sie an seinen zweiten Sohn, den Lord Francis Egerton, ihren jetzigen Besitzer, übergehen sollte. Sie ist eine der ersten und reichsten in England, unter uns auch durch das über sie herausgegebene Kupferwerk von Young Ottley bekannt, und obgleich der Verf. von den mehr als 300 Bildern, woraus sie besteht, nur die vorzüglichsten beschreibt, so sind dazu doch 39 Seiten verwendet. Kunstfreunde erhalten hier die interessantesten Details, die, wenn man den Reichtum der Sammlung an den ersten Bildern (4 von Rafael, 5 von Titian u. s. w.) berücksichtigt, wahrlich nicht zu sehr gehäuft sind.

Durch seinen Freund Solly wurde der Verf. bei dem auch unter uns bekannten, liebenswürdigen Dichter Samuel Rogers eingeführt, der eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Miniaturen, alten und neuen Sculpturen und andern seltenen Kunstwerken besitzt, mit welchen das ganze Haus auf die geschmackvollste Weise verzieren ist. Als die Krone der ganzen Sammlung bezeichnet der Verf. einen Titian, Christus, welcher der Magdalena erscheint, welches herrliche Bild früher der Familie Musselli in Verona gehörte und später sich in der Galerie Orleans befand. Auch Passavant hat über diese ausgezeichnete Sammlung und ihre kunst sinnige Aufstellung mit Liebe berichtet.

Da wir den embarras de richesses, in welchen uns das Buch des Hrn. Dr. W. versetzt, nicht vollständig entwirren können, so müssen wir uns begnügen, die übrigen Privatsammlungen, von denen noch die Rede ist, nur kurz hier anzudeuten. Bei Hrn. Ottley sah der Verf. eine höchst merkwürdige Sammlung von Gemälden der toscanischen Schule vom 13. — 15. Jahrhundert, desgleichen eine Sammlung von Miniaturen, deren er an tausend vom 11. — 17. Jahrhundert aus allen Schulen besitzt, von denen jedoch die italienische bei weitem am reichsten besetzt ist. Bei den Herren Woodburn, welche die erste Kunsthandlung in England besitzen, die den Lesern auch durch Passavant bekannt ist, fand der Verf. einen unbeschreiblichen Reichtum an Handzeichnungen, Skizzen und alten Kupferstichen vor. Unter mehreren Cartons von großen Meistern befinden sich hier zehn Köpfe aus dem Abendmahl des L. da Vinci von unbeschreiblicher Schönheit, ferner der Carton einer heiligen Familie von M. Angelo und die Cartons zu zwei der berühmtesten Fresken im Palast Farnese von A. Carracci. Auf dem Land- sitze der Herren Woodburn zu Hendon sah der Verf. einen

großen Theil der Handzeichnungen aus der berühmten Sammlung des Sir Th. Lawrence, welche sie nach dessen Tode für 20,000 Pf. St. gekauft haben. Handzeichnungen von Rafael, S. Romano, Fra Bartolommeo, Parmigiano sind hier in reicher Anzahl vorhanden, weniger, aber höchst werthvolle von M. Angelo und Dürer. Auf drei Ausstellungen, deren die Herren Woodburn zehn veranstalten wollen, um dadurch die Schätze ihrer Sammlung zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, sah der Verf. das erste Mal 100 Zeichnungen von Rubens, dann 50 Zeichnungen von van Dyl und ebenso viele von Rembrandt, und zuletzt 50 Zeichnungen von Claude Lorrain und ebenso viele von M. Poussin. Ein Ingrebiens der Woodburn'schen Sammlung bildet jetzt wieder, nachdem sie Lawrence besaßen, die Sammlung des französischen Malers Vicar (nicht Vicaire), welche den seltensten Schatz Rafael'scher Zeichnungen enthielt. Hr. Woodburn hat sie für 11,000 Scudi erkauft. Ref. war noch so glücklich, sie bei ihrem ersten Besizer in Rom zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Untersuchungen in Betreff der eisernen Maske.

(Beschluß aus Nr. 53.)

Wir kommen nun zu einer siebenten Annahme, die unstreitig unter allen bisherigen das Meiste für sich hat. Nach dieser hält man die eiserne Maske entweder für einen natürlichen oder auch für einen geschnittenen Sohn der Anna von Orléans. Der Erste, der diese Meinung zur Sprache gebracht, ist Voltaire, bei Herausgabe des „Dictionnaire philosophique“ (1771); demnach wäre also die eiserne Maske doch ein älterer Bruder Ludwig XIV. gewesen. Es war möglich, daß Voltaire in dies Staatsgeheimniß durch den Herzog v. Richelieu oder durch Frau v. Pompadour eingeweiht war, und daß er das Siegel dieses Geheimnisses zu lösen wagte bei einer Gelegenheit, wo er durch ein Pseudonym sich gedeckt sah, daß er aber späterhin natürlicherweise nicht wieder darauf zurückkam, wo ihm die Verantwortlichkeit dafür zugefallen sein würde. Nimmt man diese Meinung auf (welche wir unserserseits, aller andern Erklärungen und selbst der neuesten Untersuchungen des gelehrten Bibliophilen ungeachtet, noch immer für die erweisbarste halten), so wird allerdings der Umstand, daß Ludwig XIV. alle Sorge traf, das Angeficht seines Gefangenen zu verhallen, dadurch sehr erklärlich, daß dieser wahrscheinlich eine merkwürdige Ähnlichkeit mit ihm selbst hatte. Hierbei galt es auch, wenn es nämlich ein ungesetzlicher Sprößling war, den Ruf der Königin zu retten; war es aber, wie Andere behaupten, sogar ein Zwillingssbruder des Königs, so steigerte sich natürlicherweise die politische Wichtigkeit des Gefangenen noch um ein Bedeutendes, und es handelte sich darum, das Reich vor den gefährlichsten inneren Berwürfnissen, vor Aufruhr und Bürgerkrieg zu bewahren. Diese Beweggründe sind unserer Meinung nach noch immer die einzig wichtigen, um eine von so außerordentlichen Umständen begleitete Gefangensetzung zu rechtfertigen. Die erste dieser Meinungen wurde 1790 kräftig unterstützt von einem scharsinnigen englischen Kritiker, Quentin Grawford, die zweite behauptete der Abbé Soulaire in den „Mémoires des Maréchaux Richelieu“. Auch zeigt sich die eine oder die andere dieser Vermuthungen auf gewisse Weise so begründet, daß unser neuester Gewährselbst, obgleich dessen eigene Ansicht, wie sich späterhin ergeben wird, eine ganz entgegengesetzte ist, sie doch nicht völlig hinwegargumentiren kann. Die Äußerungen des Maréchaux Richelieu, der sich durch Soulaire häufig zu nähern Aufschlüssen in Betreff der eisernen Maske gebrängt sah, waren immer sehr

zweideutig und keineswegs geeignet, jene Vermuthung ganz zu vertilgen, und namentlich muß eine Äußerung von ihm, welche der gelehrte Bibliophile freilich im Sinne seiner eignen Annahme auslegt, als sehr räthselhaft und zweideutig auffallen. Der Maréchal sagte nämlich zu Soulaire einstmal: „Lefez Sie Das, was Voltaire neuerdings über die Maske veröffentlicht hat, besonders seine letzten Worte, und denken Sie darüber nach.“ Diese letzten Worte Voltaires aber, die unstreitig hier gemeint sind, lauten wörtlich so: „Wozu hätte es so unerhörter Vorsichtsmaßregeln bedurft in Betreff eines bloßen Agenten des Hrn. Fouquet, einer so untergeordneten Person? Man denke nur daran, daß um diese Zeit kein Mann von Bedeutung vermist wurde (qu'il ne disparut en ce temps-là aucun homme considérable).“ Diese Worte, welche in allen Auslegungen in Betreff der eisernen Maske eine hauptsächlichste Rolle spielen und bis auf die neuesten Zeiten herab so erklärt worden sind, als ob ihnen zufolge die eiserne Maske keine Person von vorzüglichem Range gewesen sein könne, lassen vielmehr gradezu auf das Gegentheil schließen, nämlich auf eine Person vom höchsten Range, die aber als solche nicht bekannt war, und deren Bekanntheit und Anerkennung man eben durch diese geheimnißvolle Enttarnung vermeiden wollte. Es scheint überhaupt, als ob unser neuester Verf. über diese gewichtigen Autoritäten etwas zu leicht hinweggegangen wäre. Derselbe bringt in seiner Widerlegung jener Annahmen zuerst ein Schreiben von Barbezieur an Saint-Mars vom 17. November 1697 vor, worin es unter Anderm heißt: „Sans vous expliquer à qui que ce soit de ce qu'a fait votre ancien prisonnier etc.“, und meint, der Minister habe sich dieser ausdrücklichen Wendung nicht bedienen können, wenn das Verbrechen des Gefangenen bloß ein Verbrechen der Geburt gewesen wäre. Ferner sagt er, es fehlten für jene Annahme alle historischen Documente, und nur das romantisch gefärbte Vorurtheil habe sie begründet; demnach gehe aus einem Schreiben von Louvois an Saint-Mars, worin mehr Anweisungen in Betreff der Behandlung des Grafen Lauzun erteilt werden, deutlich hervor, daß um 1680 durchaus kein Sohn der Anna von Orléans zu Pignerol könne gefangen gehalten worden sein, denn in diesem Schreiben heiße es: „Hinsichtlich der übrigen Gefangenen (außer dem Grafen Lauzun), deren Obhut Ihnen anvertraut ist, so wird Se. Majestät für deren Subsistenz Ihnen täglich die Summe von vier Livres für jeden auszahlen lassen“; es lasse sich also wol annehmen, daß unter den auf einen so geringen Etat gesetzten Gefangenen kein Mann von hohem Range gewesen sein könne; ferner heiße es in einem andern Schreiben desselben Ministers an den Commandanten von Pignerol 1687: „Ich finde darin nichts Unangemessenes, daß Sie den Chevalier de Thézet aus seinem bisherigen Gefängnisse nehmen, um inzwischen Ihren Gefangenen (worunter eben die eiserne Maske zu verstehen ist) in dasselbe zu verlegen, bis das neue, für ihn einzurichtende Gefängniß fertig ist.“ Unmöglich, so bemerkt der Bibliophile, könne man eine solche, doch immer rücksichtslose Maßregel mit einem Prinzen vom reinsten Geblüt getroffen haben, auch könne schon deshalb der in Rede stehende Gefangene keine vornehmere Person gewesen sein als Fouquet und Lauzun, weil Saint-Mars selbst in Betreff seiner 1683 an den Minister unter Anderm Folgendes schreibe: „In Hinsicht seiner Wäpfe und anderweitigen Bedürfnisse gebrauchte ich dieselben Maßregeln, die ich bei meinen frühern Gefangenen anwendete.“ Gegen diese Beweisführung nun läßt sich wol mit Gewißheit Folgendes einwenden: 1) Kann sich der Brief von Barbezieur, der 1697 geschrieben ist, also mindestens bereits im zwanzigsten Jahre der Gefangenhaltung der Maske, füglich auf ein ganz anderes Factum beziehen, als dasjenige ist, was die Gefangennehmung derselben überhaupt veranlaßte. Denn um diese Zeit erst noch dem Commandanten die Discretion zu empfehlen, wäre etwas spät gewesen; mithin werden die Worte: „Ce qu'a fait votre prisonnier“, weit eher von einem Versuch zur Flucht oder zur Sichentlichmachung zu verstehen sein, den der Gefangene wahrscheinlich unternom-

men hatte. Fürs zweite bezogen sich die Befehle des Ministers Louvois in Betreff der Unterhaltung der Gefangenen in Vignerol wahrscheinlich und ausschließlich nur auf die neuern Gefangenen von geringerer Bedeutung, indem man wol annehmen muß, daß die völlig abweichende Behandlung des Gefangenen mit der Maske bereits seit einer Reihe, von Jahren hinlänglich festgestellt war. Was aber endlich die besondere Anweisung betrifft, nach welcher der geheime Gefangene einstweilen in ein anderes Gemach, das früher von einem geringern Manne bewohnt wurde, gebracht werden soll, so läßt sich darin schwerlich ein Mangel an Rücksicht für seinen Rang entdecken, außer etwa, daß hier ein Gefängniß unverblümt bei seinem wahren Namen genannt wird.

Berühren wir nun schließlich diejenige Meinung, welche der unermüßlich forschende Gelehrte und Bibliophile als seine eigne aufstellt, nachdem er die Ansichten aller seiner Vorgänger auf seine Weise widerlegt hat. Nach ihm war nämlich der Mann mit der eisernen Maske Niemand anders als Fouquet selbst, der in Ungnade gefallene Generalintendant der Finanzen und Todfeind Colbert's, der 1664 zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurde und auf die Festung Vignerol zu sitzen kam, dessen Tod mithin fälschlich auf den 23. März 1680 in die Register eingetragen worden wäre.

Obgleich nun durch diese etwas unerwartete und prosaische Erklärung von Seiten des gründlichen Bibliophilen dem vielbesprochenen Geheimniß gewissermaßen sein poetisches oder romantisches Interesse geraubt wird, so wollten wir uns demungeachtet diese Verinträchtigung der Romantik sehr gern gefallen lassen, wenn dadurch die Wahrheit und unbezweifelte Richtigkeit dieser historisch merkwürdigen Thatsache vollkommen zu Tage gefördert würde. Allein dies eben scheint uns nicht der Fall zu sein, und die Annahme, Fouquet sei die eiserne Maske gewesen, hat gewiß ebenso viel Unwahrscheinliches für sich als manche andere, nunmehr glücklich beseitigte. Denn das Erste, wonach man in der höchst feltamen Geschichte der eisernen Maske sucht, ist doch unstreitig ein zureichender Grund von Seiten des Staats, der die einzelnen Züge einer so außerordentlichen Gefangenhaltung rechtfertigt. Ein zweiter Punkt, in Betreff dessen man Licht zu erhalten wünscht, ist die ungemessene Hochachtung und Aufmerksamkeit, welche der Minister Louvois dem Gefangenen stets bewies und die sich, wenn sie einem Manne von untergeordneter Bedeutung geleistet worden sein soll, am wenigsten in dem Zeitalter Ludwig XIV. erklären läßt, wo die Hofleute, gewiß weit entfernt von einer Philanthropie der Politik, wie sie sich wol heutzutage zeigen mag, einem auf das entschiedenste in Ungnade gesunkenen und verurtheilten Manne sicherlich keine ähnlichen Beweise von Hochachtung gespendet haben würden. Welches nun aber immerhin die wahre Urfachfeder des königlichen Zorns gegen Fouquet gewesen sein mag, sei es nun Eifersucht über die angemessene Gewalt dieses Emporkömmlings, oder Rivalität in Betreff seines Einflusses auf die Herzen der Damen, welche wiederum das Herz des Königs beherrschten, oder auch noch ein tieferer politischer Argwohn, so läßt sich doch, alles dessen ungeachtet, kein hinreichendes Motiv für eine so ausgesuchte Rache von Seiten Ludwig's hieraus entnehmen. Der Generalintendant war, wenn er dem Könige wirklich in so hohem Grade verhaßt war, durch das über ihn gefällte Urtheil, das ihn zu ewigem Gefängniß bestimmte, bereits vollkommen unschädlich gemacht. Was wollte man also mehr? und wie wäre es gekommen, daß jener königliche Zorn, der mit jenem harten Urtheilsspruch 1664 erloschen war, 16 Jahre später mit verstärkter Heftigkeit hätte wiedererwachen sollen, um erst dann noch eine neue raffinirte Strafe zu erfinden? Der Beweggrund, den der Bibliophile hier angibt, daß nämlich der König, um den fortwährenden Anliegen der Familie Fouquet's hinsichtlich seiner Begnadigung zu entgehen, diesen für todt habe wollen gelten lassen, erscheint sich doch sicherlich als unzureichend. Sollte man hierauf er-

widern, daß der Haß Colbert's dies Alles bewirkt habe, nun, so richtet doch dieser Haß wol nicht über den gänzlichen Sturz des ehrgeizigen Hofs hinaus, und es war ebenso wenig in Colbert als in dem König selbst ein hinlänglicher Grund für das Wiederwachen dieses Hasses aufzufinden. In diesem Falle auch würde man sich ja gar nicht die hohen Achtungsbeweise von Seiten Louvois' erklären können; denn wenn der Gegenstand von diesen Fouquet war, und wiederum Colbert es war, der dem Fouquet dieses traurige Loos bereitet hatte, so würde doch schwerlich Louvois, der Colleague Colbert's, mit dem Opfer des Hasses seines Collegen so große Umstände gemacht haben. Was endlich zuletzt noch als schlagender Beweis gegen die Annahme des Bibliophilen dienen wird, ist das von ihm selbst gegen seine Vorgänger erhobene historische Document, nämlich jener Brief von Barbezieur vom 13. August 1691. Denn in Folge dessen konnte der zwanzigjährige Gefangene, von dem die Rede ist, ebenso wenig Fouquet sein, weil nämlich dieser 1691 bereits eine siebenundzwanzigjährige Gefangenschaft zählen mußte, vom Jahre seiner Verurtheilung an gerechnet; von der Zeit aber seines vermeintlichen Todes an gerechnet, erst eine eissfähige.

Hiernach müssen wir also annehmen, daß, so scharfsinnig und gründlich auch der gelehrte Bibliophile seinen Gegenstand behandelt hat, dennoch das mit diesem verknüpfte Geheimniß dadurch noch keineswegs entziffert ist. An dieser Entzifferung sind schon manche geistreiche Forscher gescheitert; unter ihnen auch der größte Mann des Jahrhunderts, Napoleon selbst. So viel aber scheint auch nach dieser neuesten Forschung gewiß zu bleiben, daß wir die Lösung dieses alten Räthfels nahe beim Thron zu suchen haben.

Notiz.

Eingetroffene Prophezeiung.

Im dritten Stück von Klop's „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welches 1768 erschien, erklärt ein Recensent das Gelingen einer deutschen Übersetzung des Homer beinahe für unmöglich, besonders aus zwei Gründen. Erstens wegen der homerischen Beiwörter, denn man könne diese nicht wörtlich übersetzen und z. B. wohlgestieft, schnellfüßig, silberfüßig sagen, ohne lächerlich zu werden. Zweitens wegen der im Homer vorkommenden wirtschaftlichen Worte, die in einem deutschen epischen Gedicht nicht edel genug erscheinen würden, denn das einzige Wort Bratpfieß z. B. würde eine ganze Seite der besten Perimeter entstellen. Wollte man solche Wörter weglassen, so würde man nur den halben Homer liefern. Der Recensent fährt fort: „Bergebens sagt man uns, der Übersetzer müsse sich über die Vorurtheile wegsetzen und den Anfang machen, einigen mit Unrecht verachteten Worten den Adel zu verschaffen. Der Geschmach in Ansehung dieser Wörter läßt sich nicht durch die Kritik ändern und festsetzen. Vielleicht ist es unsern Enkeln aufgehoben, daß ihre Ohren gegen gewisse Ausdrücke weniger zärtlich sind, und dann können sie auch noch eher als wir den Homer zu übersetzen wagen.“

Was der Recensent hier nur unsicher zu vermuthen wagte, ist vollkommen und weit früher eingetroffen, als er mutmaßte. Schon dreißig, ja zwanzig Jahre später nahm Niemand an dem „Bratpfieß“, an den Beiwörtern: „schnellfüßig“ u. s. f., in einem Pösischen Perimeter Anstoß. Die Ausbildung der Sprache war rascher vorgeschritten, als man in jener Zeit ahnen konnte. Aber wenn der Strom auf der einen Seite seine Ufer erweiterte, verengerte sich das Bett, wenn auch nicht in gleichem Grade, auf der andern Seite. Derselbe Recensent, welcher Worte wie schnellfüßig so lächerlich findet, gebraucht ohne den mindesten Anstoß den Ausdruck: „wohlverbaute Belesenheit“, der in unsern Tagen ein feineres Ohr wol eher verletzen möchte als jener, von dem es uns soß unbegreiflich scheint, daß er hohe Anstoß erwecken können.

19.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 55.

24. Februar 1838.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von
G. F. Waagen. Erster Theil.

(Beschluss aus Nr. 54.)

Zu den schwer zugänglichen Besitzungen gehört auch der Palast des Herzogs von Northumberland in London (Northumberlandhouse), den der Verf. auf Verwendung des Lord Howe zu sehen bekam. Er fand das Innere einem der reichsten und vornehmsten Meers von England würdig, sah manches gute Bild, namentlich das berühmte Gemälde der Familie Cornaro von Tizian, aber auch manche gute Copie, z. B. der Schule von Athen von Mengs, der Götterversammlung aus der Farnesina, der Aurora von G. Reni in der Villa Rospiigliosi u. s. w. Dagegen blieb Sion-House, der Landsitz des Herzogs, durch seinen Park und seine Treibhäuser berühmt, auch für den Verf. hermetisch verschlossen. Endlich schildert der Verf. uns noch das Museum des Architekten Soane, welches, aus einer zahlreichen Sammlung von architektonischen Ornamenten und andern Kunstgegenständen bestehend, unter welchen der prachtvolle, von Belzoni aus Ägypten gebrachte alabasterne Sarkophag die Hauptrolle spielt, in engen Räumen malerisch aufgestellt und mitunter künstlerisch beleuchtet ist. Dieses merkwürdige „Prachteremplar englischer whimsicalness“ ist durch Vermächtniß des verstorbenen Besitzers Nationaleigenthum geworden.

Mit besonderer Liebe hat der Verf. seinen Besuch in Hamptoncourt geschildert, wo sich die Rafael'schen Cartons befinden, und wir geben ihm vollkommen Recht, daß diese allein eine Reise nach England werth sind. Die Schicksale, welche diese Cartons nach England geführt und selbst dort sie verfolgt, sind bekannt genug; hoffentlich sind sie jetzt für immer geborgen, und England darf in ihnen sich vielleicht des höchsten Kunstschatzes rühmen, den es besitzt. Wenn Rafael's Genius überhaupt die größte Höhe der neuern Kunst bezeichnet, so gehören diese Cartons unstreitig zu den erhabensten, reichsten und unmittelbarsten Hervorbringungen seiner schöpferischen Kraft wie zu den kostbarsten Reliquien seiner Hand, die mehr oder weniger auf allen gewaltet hat. Mit Vergnügen wird man dem Verf. in seinen Beschreibungen folgen, da er nicht nur mit großer Genauigkeit den gegenwärtigen, meistens leider nicht sehr erfreulichen Zustand jedes Cartons, sondern auch die ganze Behandlungsweise und Technik des Künst-

lers sehr sorgfältig angibt und mit feinem Sinn in die Schönheiten der Composition eingeht. Diese scheint auch dem Ref. das non plus ultra von Darstellung historischer Begebenheiten und bis jetzt noch unübertroffen zu sein. Wer eben noch ein neueres historisches Gemälde, z. B. den Hussitenprediger von Lessing, bewundert hat, der trete einige Augenblicke vor diesen zu Athen predigenden Paulus, und er wird bekennen müssen, daß die dramatische Entwicklung des tief eindringenden Gedankens, die begeisterte und dabei so klare Auffassung des Gegenstandes, sowie die weiseste und bewußteste Benützung aller geheimnißvollen, der Kunst zu Gebote stehenden Mittel hier in einer so großartigen und dabei so einfach natürlichen Weise sich kundgibt, daß der Contrast recht schlagend erscheinen muß. Ref., zu dessen nächster Umgebung die Holloway'schen Blätter der Rafael'schen Cartons gehören, entdeckt noch täglich in diesen unerreichbaren Kunstschöpfungen neuen Stoff zur Bewunderung und befestigt sich in der Überzeugung, daß die gepriesensten Werke der neuern Kunst gegen solche Muster nicht auskommen.

Außer diesen Cartons befinden sich noch in Hamptoncourt die neun Bilder des Andrea Mantegna, welche den Triumph des Jul. Cäsar darstellen und den Kunstfreunden durch die 1599 darnach gemachten farbigen Holzschnitte (clair-obscur) des Andrea Andreani bekannt sind. Leider sind sie bis auf Weniges auf eine rohe Weise mit Leimfarben, wie es heißt zur Zeit Wilhelm III., von Laquerre übermalt, und dieses Wenige theils verwaschen, theils verblichen; dennoch aber bieten sie ein mehrfaches Interesse dar. Endlich gibt uns der Verf. noch Nachricht von einem Zimmer mit Bildnissen fürstlicher und anderer ausgezeichneten Personen, welche zum Theil von vortrefflichen Meistern, als Mabuse, Dürer, Holbein, Pordenone u. A. gemalt sind.

Von neuern Künstlern war Hr. Dr. W. nicht nur mit Willie, sondern auch mit dem durch seine Landschaften sehr ausgezeichneten Callcott und dem Historienmaler Eastlake bekannt geworden. Gelegenheit aber, den Zustand der modernen Kunst in England kennen zu lernen, bot die Ausstellung der Akademie der Künste in Somerset-house dar. Während der Verf. das Verdienst früherer englischer Maler, eines Hogarth, Reynolds, West, Fuseli

und James Barry richtig gewürdigt hat, macht diese 1138 Nummern enthaltende Ausstellung auf ihn einen keineswegs befriedigenden Eindruck. Ref. erkennt, daß es sich seit neun Jahren nicht gebessert hat, wenn Hr. Dr. W. uns erzählt:

Die große Masse der Bilder zeigt, mit denen der ältern englischen Maler verglichen, eine zunehmende Verflachung und Verwilderung. Individuelle Beseelung, Zeichnung, Wahrheit der Farbe, fleißige Ausführung sucht man hier umsonst. Alles läuft darauf hinaus, durch die grellsten Gegensätze, die schreiendsten Farben einen bedeutungslosen Knalleffect hervorzubringen. Bei näherer Betrachtung findet man indeß eine mäßige Anzahl von Bildern, welche eine rühmliche Ausnahme hiervon machen. Von der höchsten Historienmalerei ist gar nichts vorhanden.

Castlake hatte Pilger im Anblicke Roms ausgestellt, welches Bild, dessen übrigens schon Passavant gedenkt, der Verf. durch eine wahre und feine Empfindung, durch Streben nach Schönheit und Fluß der Linien und durch gemäßigte Harmonie der Färbung sehr anziehend fand. Unstreitig nimmt Castlake unter den englischen Geschichtsmalern die erste Stelle ein. Unter den Genremalern kommt Leslie vor, dessen Bilder seinem Rufe nicht ganz zu entsprechen schienen; Landseer, der berühmte Hunde- und Pferdemaler, mit einigen vortrefflichen Thierportraits; Umwins, Collins und einige Andere. Sehr breit machte sich das Fach der Portraits, unter welchen das des Herzogs von Wellington von Wilkie sehr ausgezeichnet war. Obgleich eine Anzahl namhafter Portraitmaler zum Theil lobenswerthe Arbeiten geliefert hatte, so befand sich unter ihnen doch keiner, der dem Sir Thomas Lawrence gleich käme. Unter den Landschaften waren vor allen die von Callcott, dann die von Stanfield sehr anziehend; dagegen fand der Verf. die des beliebten Turner, dessen oft sehr geistreiche Compositionen in Almanachen und sonstigen Büchern durch den zierlichsten Stahlstich verbreitet sind, unaussprechlich und in ihnen „grelle, geschminkte Buntheit mit einem allgemein nebulistischen Wesen vereinigt“. Sehr beliebt und ausgebildet ist in England die Malerei in Wasserfarben, und Hr. Dr. W. gesteht, von der Tiefe, Kraft, Sättigkeit und Klarheit der Farbe, die hier in dieser Art erreicht wird, bisher noch keine Vorstellung gehabt zu haben. Er hebt hierbei unter den Conversationsmalern F. Lewis, unter den Portraitmalern A. E. Chalon, und unter den Landschaftern Copley Fielding hervor.

Den dürftigsten Theil der Ausstellung, sowol quantitativ als qualitativ, bildete die Sculptur, welche überhaupt in England sich auf einer viel niedrigeren Stufe als die Malerei befindet. Die Ursachen hiervon findet der Verf. sehr richtig theils in dem Mangel an derjenigen Bildung, welche erforderlich ist, um die Werke der Sculptur nicht denen der Malerei unterzuordnen, theils in der den meisten Engländern eignen falschen Pruderie gegen die Darstellung des Nackten, theils aber auch auf Seiten der Künstler in dem schon bei den Malern gerügten Mangel des Gefühls für Form und Linie und dann entweder in einer zu porträtartigen, der Genremalerei verwandten Auffassung, oder in einer leeren und unwahren Idealität, welche in eine „unbestimmte, verschwom-

mene Weise“ ausartet. Hierauf charakterisirt der Verf. die Arbeiten von Chantry, Westmacott, Baily, Kennie, Campbell u. m. A.

Den Beschluß dieses Berichts über die neuere englische Kunst macht der Besuch des Verf. bei dem Maler John Martin, „einer der merkwürdigsten Erscheinungen der heutigen englischen Kunstwelt“, dessen Bilder, welche meistens die Schicksale und den Untergang ganzer Völker darstellen, auch unter uns durch Kupferstiche hinlänglich bekannt sind. Der Verf. sah bei ihm sein ausgezeichnetestes Bild, den Untergang Babels, das durch Tausende von Gestalten belebt ist, bei denen die mannichfaltigsten und ergreifendsten Motive ebensowol wie die Conception des Ganzen von einer seltenen Erfindungsgabe zeugen. Der Beifall, den die Bilder Martin's in England finden, erklärt sich durch drei in ihnen vorzugsweise hervorstechende Eigenschaften: Effect, eine phantastische, zum Schwermüthigen neigende Erfindung und topographisch-historische Natürlichkeit und Wahrheit. Wer übrigens eine genauere Nachweisung über die Repräsentanten der modernen Kunst in England verlangt, dem ist Passavant's Buch besonders zu empfehlen.

Außer den zeichnenden haben noch andere Künste Hrn. Dr. W. in England hohe Genüsse bereitet, namentlich die Musik. Durch hohe Gunst erhielt er einige Male Zutritt zu den Concerten für ältere classische Musik, deren jährlich acht in der Saison in dem königlichen Concertsaal in Hanover-square gegeben werden. Hier hörte er Rubini, Lablache, Julia Grisi und die unvergessliche Malibran, und nach den erhabensten Tondichtungen großer Meister auch die den Engländern eigenthümlichen und sehr angenehmen glee's. Die herrliche Darstellung des Fidelio durch die Malibran im Coventgardentheater veranlaßt den Verf. zu einem Excurse über die hohen Vorzüge deutscher Musik, in welchem er die Koryphäen derselben, Händel, Sebastian Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven mit verwandten Geistern in andern Sphären der Kunst vergleicht. Eine andere Kunst, in welcher der Verf. gleich seinem berühmten Freunde, dem Hrn. v. Humoer, gute Studien verräth, ist die Kochkunst, die bei Gelegenheit der englischen Küche und allerdings ganz passend in Briefen an eine Dame zur Sprache kommt. Hr. Dr. W. lobt die „pièces de resistance“ der englischen Küche (Roßbeef, Plumpudding), findet aber in den raffinirten Aufgaben die Erfindung ihrer kulinarischen Phantasie weder reich noch glücklich und keineswegs mit dem „leichtern, arabeskenartigen Styl“ der Franzosen zu vergleichen. „Wer sich aber“, sagt er, „zum Bewußtsein im Essen erhoben hat (!), der ist nirgend besser aufgehoben als an der Tafel der englischen Großen, indem dort die naive Ueerkraft der englischen Küche mit den feinen, graziosen Koketterien der französischen auf das glücklichste gepaart ist!“ Scheint es doch, als ob der Verf. auch durch das Pikante der Schilderung seine Leser nach dem mannichfachen Genüssen lustern machen wollte, die ihm dort in so ausgezeichnete Weise zu Theil geworden sind.

Hat uns dieser erste Band schon reichliche Belehrung

und Unterhaltung gewährt, so dürfen wir diese wol noch mehr in dem folgenden erwarten, wann Hr. Dr. W. die auf den Landfögen zerstreuten Kunstsammlungen beschreiben wird. Denn wird dann wieder Ref. die angenehme Nähe übernehmen, den Lesern d. Bl. einen Vorschmack von dem anmuthig ausgebreiteten Reichthum zu geben, den das Buch des Verfassers verheißt, und wie jetzt zu näherer Bekanntschaft mit demselben einladen.

Hermann Friedländer.

Reliquien von Justus Möser und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Nebst einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. 1837. 8. 18 Gr.

Justus Möser ist ein der deutschen Nation so innig angehörender großer Name, daß Alles, was über ihn und von ihm dargeboten wird, die höchste Theilnahme in Anspruch nehmen muß. Seine „Patriotischen Phantasien“ sollten in der Hand jedes deutschen Jünglings und Mannes sein. Seine „Dsnabrückische Geschichte“ ist das erste, eines Deutschen würdige Beispiel, wie deutsche Geschichte zu behandeln sei. Durch sie hat er die Nation vor sich selbst zu Ehren gebracht, die über ihre Urgeschichte so gering zu denken gewohnt war, als die Fremden — Franzosen und Engländer und der ehrliche Mascoo — es ihr vorgefabelt hatten. Der deutsche Bärenhäuter war den Nationen zum Gespött geworden, und das mit romanischem und keltischem Blute vermischte germanische wußte nicht mehr, daß es dem deutschen Bärenhäuter seine Nachhaltigkeit und Fortdauer verdankte. Die tiefe Empfindung der Rationalehre weht durch alle Schriften Möser's und ist von echt deutscher Humanität, von jenem christlich-liebenden Geiste gehoben, welcher die edeln Männer unserer Nation vor andern unterscheidet.

Daher dürfen wir nicht zweifeln, daß jeder mit seinem Volke es wohlmeinende Deutsche dem Hrn. Abeken es danken werde, daß er diese Reliquien an Möser's in neuerer Zeit zu Dsnabrück errichtetem Denkmal niederlegte. Vielleicht sind die wichtigsten Momente des Einflusses dieses außerordentlichen Mannes auf die Entwicklung seiner Nation in dieser Schrift berührt worden. In einer sehr zweckmäßig erwogenen und, wie man von Hrn. Abeken gewohnt ist, gut geschriebenen Einleitung verbreitet sich der Legere über die Beziehungen, in welchen die mitgetheilten Überreste aus Möser's Papieren zu der Zeit, zu der Literatur, zu den Personen, welche darin genannt sind, und zu Möser's eignen Bestrebungen stehen. Man wird dadurch in den Stand gesetzt, in Möser's Privatleben und seine Denkweise einen tiefern Blick zu thun, und grade dies macht diese Schrift zu einem verdienstvollen Unternehmen.

In einem Briefe an seinen Bruder, welcher die kleine Sammlung eröffnet, finden wir, daß der helle Möser von einem, von seinem Biographen, dem schreibseligen Nicolai, ihm angehängten Schanpfied, als sei er der Goldmacherer nachgegangen, freizusprechen sei, und diese Rechtfertigung haben wir mit Freuden vernommen. Nicht als wenn man einem großen Manne eine Schwachheit nicht verzeihen könne und solle, sondern weil wir von jeher nicht begriffen, wie der Mann, der vor allen Männern seiner Zeit gegen Vorurtheil und Befangenheit mit ganzer Kraft anstrebte, in einen solchen Widerspruch mit sich selbst sollte gerathen sein.

Von hohem Werthe ist ferner ein Brief Goethe's aus einer Zeit, wo Alles, was die fortschreitende Entwicklung dieses Geistes unserer Literatur bezeichnen könnte, nur in zerstreuten Überresten vorhanden ist. Der Brief ist von Weimar den 21. Juni 1781 datirt und fällt in die Lebensperiode Goethe's, aus der er selbst von Briefen und Manuscripten nichts mehr besaß, weil er vor seiner zweiten Reise nach Italien Alles ver-

brannte, was diesen Bildungsabschnitt bezeichnen konnte. Die folgenden Briefe Möser's an Ursinus und Michaelis (Stein's Freund), sowie die von Hegewisch, Zimmermann und Thomas Wt zeugen von seinem Ansehen unter seinen bedeutenden Zeitgenossen.

Jetzt aber folgen die Fragmente aus Möser's Nachlaß. Ihnen voransteht ein Anfang einer Selbstbiographie, deren einleitende Ironie über die Selbstgefälligkeit man jedem Selbstbiographen empfehlen darf. Bedauern muß man, daß Möser den Gedanken, sein Leben in diesem Geiste weiter zu beschreiben, nicht ausgeführt hat. Es würde ein Muster ganz besonderer Art geworden sein.

Die folgenden Aufsätze sind meist von nicht geringerer Bedeutung als die besten in den „Patriotischen Phantasien“, und so voll gesunden Sinnes und kräftigen Menschenverstandes, daß sie vielleicht nur deshalb eine Stelle in jener Sammlung nicht gefunden haben, weil Möser weder Zeit noch Lust zu harten Reibungen wegen Meinungen hatte. Meisthaft ist der Aufsatz: „über den Lang als Volksbelustigung“, und der nachfolgende „über die Winterlustbarkeiten“.

Verweilen müssen wir einen Augenblick bei dem Aufsatz: „über die deutsche Sprache“. Möser klagt, daß die hochdeutsche Sprache nur eine Büchersprache, nicht ein zur gebildeten Sprache erhobener Dialekt (wie z. B. die englische) ist, und daß sie mithin arm, an solchen Ausdrücken sei, welche das tägliche Leben, den täglichen Umgang betreffen und zu unserm nächsten Bedürfnis gehören, oder deutlicher, weil wir mit Hülfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provinzialdialekt vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können. Dies ist so treffend und bezeichnet einen so langen Abschnitt in der Bildungsgeschichte unserer hochdeutschen Muttersprache, daß wir unser Erstaunen über das lebendige feine Sprachgefühl des Mannes, der, wie Hr. Abeken bemerkt, diesen Aufsatz wahrscheinlich in den sechziger Jahren schrieb, nicht unterdrücken können. Noch immer sind wir diese Fesseln nicht ganz los, und dankbar muß man es daher anerkennen, was in neuerer Zeit für die deutschen Dialekte geschehen, und daß es endlich einem Lexicographen eingefallen ist, uns den Reichthum unserer Sprache durch ein Zusammenstellen der Wortfamilien, in welcher der Handwerks-, Bergwerks- und Provinzialsprache ihr volles Recht eingeräumt wird, begrifflich zu machen und von der Nachahmung „akademischer“ Wörterbücher abzugehen. Wir meinen damit das mühsame und deshalb freilich langsam seiner Bollendung entgegengehende „Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung, Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft“, von R. B. E. Heyse (Magdeburg 1831—37), bis jetzt bis „Regel“ reichend. Nur auf dem Wege, welchen dieses Werk betreten hat, werden wir uns über unsere Muttersprache klar, und es wird danach eine Einigkeit in der Verständigung über den edeln und unedeln Ausdruck und die Rechtschreibung nicht mehr von Adelung und Campe, sondern von dem Genius der Sprache selbst vorgeschrieben werden. Bei der mehr und mehr begriffenen Nothwendigkeit eines deutschen Sprachunterrichts auf Schulen wird dieses Hülfsmittel von unschätzbarem Nutzen sein.

Trefflich ist die Zugabe: ein französischer Brief Möser's an Hrn. v. Voltaire, der einen Versuch enthält, den Charakter Luther's und seiner Reformation gegen das oberflächliche Urtheil dieses Beräthters „alles Gottiſchen“ und aller Religion herauszustellen. Abgesehen von der nicht wenig gewandten Diction ist diese Rechtfertigung ihrem Inhalte nach so eigenthümlich tüchtig wie Alles, was dem echt deutschen Genius unsers Möser sein Dasein verdankt. Nur ein Jurist, aber ein elegant gebildeter, gelehrter und humaner Jurist konnte „Hrn. von Voltaire“ so zurechtweisen. Man lese selbst und urtheile nach dem Eindrucke dieses Vortrags; es ist ein meisterhaftes Referat von historischen und Vernunftgründen. Wunder, wenn ein Land, dem ein Möser diente, die Abschaffung der peinlichen

Frage (Lortur) im Criminalproceß ihm nicht hätte verdanken sollen, worüber die Urkunden am Schluß beigebracht sind.

Wir fürchten nicht getabelt zu werden, wenn wir auf diese kleine Schrift die Verehrer Möfer's und insbesondere die Besitzer der „Patriotischen Phantasien“ einigermaßen ausführlich aufmerksam gemacht haben, die durch diese Zugabe jene Sammlung vervollständigen und mehrere gute Bände über Entstehung und Werth der letztern erhalten. 52.

Humoristische Reisebilder von Usedom, von Wilhelm Meinhold. Nebst einer Karte von Usedom. Stralsund, Hoffler. 1837. 8. 1 Thlr.

Dies kleine Büchlein ist eins der harmlosesten seiner Art. Der Verf. ist ein sehr ehrenwerther Prediger auf der Insel Usedom, der in seinem geistlichen Wirkungskreise gewiß viel Gutes stifтет, da er doch noch an Gott und Christus glaubt, wie nicht mehr alle seiner heutigen Standesgenossen, mit sehr lobenswerthem Eifer gegen die, auch schon die entlegenen Theile unsers Vaterlandes verheerende moderne Ver- und Überbildung des gemeinen Mannes zu Felde zieht und überhaupt an Kopf und Herz ein gesunder Mann von Älterm, wo nicht von altem Schrot und Korn zu sein scheint; und so weit ist Alles gut. Allein von seinem Büchlein können wir leider nicht ebenso viel Gutes sagen als von ihm. Von Humor haben wir darin nicht mehr angetroffen, als auf dem Titel steht, und Reisebilder gibt er uns eben auch ganz und gar nicht zu sehen, denn er geht mit uns zwecklos durch ein paar uninteressante Dörfer hin und her und spricht derweil von allerhand oft völlig zufälligen und fremdbartigen Dingen. Zuweilen hat er die gute Absicht, uns mit einer und der andern Anekdote zu unterhalten, allein diesen fehlt immer die Spitze oder der Witz, und er trägt sie noch dazu mit sehr unbeholfener Derbheit vor, die durchaus nichts von der Eigenthümlichkeit an sich hat, die er ihr selber zugutrauen scheint. Dabei spricht er gar zu viel von sich und seiner Persönlichkeit oder Umgebung, die Niemand als sie selbst zu interessieren Anspruchs machen kann, und wir dürfen ihn mit Recht fragen, wie er, der so tüchtig und von Rechtswegen auf die superfluen Dorfschulmeister loszieht, die dem redlichen Landmann sein bestes Theil entreißen wollen, seinen redlichen schlichten Sinn, seinen Muthewig und Glauben, um ihm dafür das zweideutige Geschenk des nutzlosen Wissens zu machen; wie er, sagen wir, seinen schönen edeln Beruf als ein geistlicher Vater seiner Gemeinde, als ein Verkünder des göttlichen Wortes so sehr verleugnen und der modernen Verkehrtheit auf nicht mindere Weise hulbigen könne, indem er sich auf das Buchmachen legt und die Zahl der mittelmäßigen Schriftsteller vermehrt? Es ist weder Plan noch Kunst in diesen Pseudoreisebildern, die dies im schlimmen sowie auch im guten Sinne sind, da sie wenigstens nichts von der Koketterie Feine's an sich haben, dem sie den Titel abgeborgt. Wir müssen sogar eine überaus große Menge von Sprachfehlern rügen, die der Verf. uns selbst erkennt, indem er sich einen Autobiasten nennt. Einzelne Stellen, die interessieren, das wollen wir mit Vergnügen aufzählen, finden sich hier und da auch eingestreut, und wir machen es uns zur Pflicht, die Aufforderung des Verf. zur Subscription, um die Ruinen von Wineta zu untersuchen, hiermit in einem größern Kreise von Alterthumsfreunden zu verbreiten. Die ehemalige weltliche, wiewol neuerdings in Frage gestellte Existenz der alten untergegangenen Handelsstadt ist, nach dem Verf., an Ort und Stelle allerdings mehr als wahrscheinlich. Wenn der Verf. sich um die Literatur in der That verdient machen will, so sammle er eine Reihe von Jahren, was er von der Eigenthümlichkeit des Volkes und der Natur, worin er lebt, erlebt hat. Es wird dem genauen Beobachter nicht an charakteristischen Zügen und Bildern fehlen. Was er z. B. hier von

dem Austreten des Meeres, von der neuen Art, den Strand zu bepflanzen, von dem Usedomer und tieper Winkel sagt, gehört dahin; aber solch ein Werk müßte das Resultat einer ganzen Lebenserfahrung sein und läßt sich nicht in ein paar Wochen flüchtig niederschreiben, um es, mit ganz ungerathlichem ordinären Geschwätz vermischt, über Hals und Kopf zu Buch zu bringen. 42.

Miscellen.

Leichenfeierlichkeiten der Chinesen.

Da die Chinesen von einem Zustande nach dem Tode nur kümmerliche Begriffe haben, so ist ihnen Beerdigung und Trauer eine desto wichtigere Sache. Die Trauer um nahe Verwandte hat das Ritualbuch genau vorgeschrieben, ebenso die Gebräuche bei der Beerdigung. Man zieht der Leiche warme Kleider an, legt sie in einen massiven Sarg und läßt den Sarg mehrere Tage lang über der Erde, während die Überlebenden ihren vorchriftsmäßigen Schmerz durch Weiden, zerzaustes Haar, Kleider aus weißem Sacktuch und düsteres Schweigen ausdrücken. Ist ein glücklicher Platz zum Grabe gewählt, so wird der Leib hineingesetzt. Man gräbt eine Gruft in Form eines Fußstapfens, schreibt den Namen des Verbliebenen darüber, errichtet im „Saale der Vorfahren“ zu seinem Andenken eine Tafel und erscheint alljährlich am Grabe, um den Ananen zu opfern. In den Tempeln wird ihr Andenken wahrhaft vergöttert. Um alle Bedürfnisse der abgeschiedenen Seelen zu bestreben, verbrennt man Goldpapier, papierene Wagen, Häuser und Hausgeräth und glaubt, daß alle diese Gegenstände in jener Welt zu wirklichen Häusern, Wagen u. s. w. werden. Das Goldpapier, in Münzenform zugeschnitten, wird jenseits wirkliches Geld. Je vornehmer die Person, desto länger zieht sich die Trauer. Der Kaiser trauert drei Jahre lang und jeder gute Unterthan folgt seinem Beispiele. Höhere Beamte suspendiren während der Trauerperiode ihre Berufsgeschäfte, Candidaten gehen nicht ins Examen, und das gemeine Volk enthält sich, wenn der Hunger nicht in die Quere kommt, eine Zeitlang seiner körperlichen Arbeiten.

Die türkischen Ärzte.

Der türkische Arzt, von Abkunft gewöhnlich ein Grieche oder Armenier, macht sich besonders durch seine Dienstwilligkeit, sein einschmeichelndes Wesen und seinen schwengelnden Gang bemerklich. Wird er zu einem vornehmen Kranken gerufen, so salutirt er den Bedienten im Hause und gelangt unter lauter Büßlingen zum Zimmer des Patienten. Jetzt legt er seine Halbstiefeln ab, wirft sich, sobald er den Herrn erblickt, vor Ehrfurcht zu Boden, steht wieder auf und erwartet mit gekreuzten Armen die Erlaubniß, näher zu treten. Der Dsmanik, auf ein Sopha ausgestreckt, betrachtet den Mann, der ihm helfen soll, anfangs mit verächtlichem Blicke. Dann winkt er ihn zu sich. Der Arzt kniet am Sopha nieder, fühlt den Puls, thut einige Fragen und gibt alsdann seinen Bescheid, jedoch immer zitiend oder lauernd. Da der Patient reich und mächtig ist, so flubrt der Arzt vor Allem seine Capricen, seine Schwächen. Er blickt Alles auf, um ihm gefällig zu sein. Da gibt es keinen unebeln Dienst, den er nicht mit dem niedrigsten seiner Slaven theilte. Ist seine Pflicht gethan, so hütet er sich, von Bezahlung zu sprechen; allein er benugt eine günstige Gelegenheit, um irgend eine Kunst, irgend ein Privilegium auszuwirken, womit er dann belohnt wird. Er ist Slave und Herr zugleich; er spielt den Schutengel des Hauses, und keine Gewalt kann ihn daraus vertreiben. Eine Spinne, die in einem Winkel unsers Hauses sich eingeklebt hat, behauptet ihren Posten oft weniger hartnäckig als ein griechischer oder armenischer Arzt, der im Hause eines türkischen Großen sich einnistet. 4.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 56.

25. Februar 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Dritter Artikel.*)

In derselben anmuthigen Weise und mit demselben Eifer wie in den beiden ersten Bänden hat W. Scott's ehrenwerther Schwiegersohn, J. G. Lockhart, die Memoiren seines Schwiegervaters in zwei neuen Bänden während der Jahre 1812—20 fortgeführt und durch die Vereinigung seiner eignen Erinnerungen mit dem reichen Vorrathe von Briefen und andern handschriftlichen Mittheilungen die englische Literatur mit einem höchst verdienstlichen Werke bereichert. Daher wird dasselbe auch gewiß in den Bibliotheken jener reichen und vornehmen Engländer, die für Scott's Ruhm mit allem Rechte so enthusiastisch eingenommen waren, nicht fehlen; für Deutschland und andere Länder wird es zwar stets einen hohen Werth behalten, jedoch nicht in diesem Grade, weil wir fast an allen den Personen, die Scott's Leben durch Freundschaft und Anhänglichkeit verschönerten und an welche die meisten seiner Briefe gerichtet sind, nicht einen so lebhaften Antheil nehmen, auch ohne sehr genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse nicht einmal Alles recht verstehen können. Eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werks würde daher nur aus der Feder eines sprachgewandten und unterrichteten Mannes für uns von Nutzen sein, einzelne Partien indeß, wie z. B. aus dem dritten Bande Scott's Tagebuch seiner Reise nach den hebridischen Inseln, mit Glück nachgebildet werden können. Um so mehr fühlen wir uns veranlaßt, den Lesern einen Überblick des Werkes, das sich durch die vorzüglichsten Eigenschaften auszeichnet, zu geben und wenigstens Einiges von dem reichen Detail mitzutheilen, das uns in W. Scott nicht allein den großen Dichter und Schriftsteller, sondern auch einen der besten, lebenswürdigsten Menschen erblicken läßt. Die Verehrung unserer deutschen Landsleute gegen W. Scott, die in den letzten zehn Jahren durch Cooper, Bulwer, Marryat und — was man lieber zur Ehre der Erstern gar nicht sagen möchte — durch die neuern französischen Romane eine Abnahme erlitten zu haben scheint, wird durch solche Auszüge, wie wir sie im Folgenden geben wollen, vielleicht wieder neu belebt werden.

*) Den ersten und zweiten Artikel theilten wir in Nr. 252, 253, 298—300 d. Bl. für 1837 mit, und werden bald einen dritten folgen lassen. D. Red.

Zuvörderst ist es immer als ein Glück anzusehen, wenn ein berühmter Mann einen solchen Biographen findet wie Hr. Lockhart ist. Denn nicht allein, daß derselbe mit Scott in der innigsten Verbindung während einer Reihe von zwölf Jahren gelebt hat und eine genaue Kenntniß des literarischen Englands und aller seiner Notabilitäten besitzt, so zeigt er auch durchweg die größte Discretion und verwahrt sich ausdrücklich gegen die Meinung, als könne es ihm einfallen, Gespräche und Äußerungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, die im vertrauten Kreise gethan wären und die durch eine solche Verbreitung in einem ganz andern Lichte erscheinen und die sonderbarsten Auslegungen zulassen müßten. „I never thought it lawful to keep a journal of what passes in private society“, sagt er unter Anderm, was für manche deutsche Schriftsteller, die sich in Charakteristiken und Reise-Novellen mehr als eine Indiscretion haben zu Schulden kommen lassen, eine goldene Regel sein sollte.

Trotz dieser lobenswerthen Zurückhaltung hat es Lockhart doch verstanden, vor den Augen seiner Leser ein lebendiges Gemälde von Scott's Thätigkeit als Schriftsteller, als Hausvater, als Geschäftsmann und als Freund zu entfalten. Zu der dritten dieser Beziehungen haben nun besonders die buchhändlerischen Verbindungen den Stoff gegeben, da sie auf Scott's Vermögensverhältnisse den bedeutendsten Einfluß hatten. Wir glauben indeß, daß Auszüge aus dieser Correspondenz, mit der man, wie Lockhart sagt, Bände füllen könnte, für deutsche Leser ohne besonderes Interesse sein würden, und beschränken uns also nur auf folgende kurze Anführung. Das Geschäft der Brüder Ballantyne hatte sich, seit sie aus bloßen Buchdruckern auch Buchhändler geworden waren, bedeutend verschlechtert, da sie fast durchgängig unglücklich speculirten, und war durch die große Krisis, welche 1812 für den gesamten Geldmarkt eintrat, noch schlechter geworden. Dadurch ward auch Scott's Vermögen, der mit 20,000 Pfund für die Gebrüder gutgesagt hatte, bedeutend bedroht, er aber wollte die alten Freunde in der Noth nicht verlassen, machte, um ihnen zu helfen, ein Anlehen von 4000 Pfund bei seinem hohen Gönner und Freunde, dem Herzoge von Buccleugh, veranlaßte die Ballantyne, mit dem Buchhändler Constable eine Uebereinkunft zu treffen, und hatte doch endlich die Freude, zu

sehen, daß der gefürchtete Bankrott nicht ausbrach, sondern daß jene, nach Aufgebung ihrer buchhändlerischen Firma, namentlich durch Constable's Unterstützung, ihr Druckereigeschäft ordentlich fortsetzen konnten. Nach zwei Jahren (1814) aber brachen neue Verlegenheiten aus, die Ballantyne konnten Summen nicht zurückzahlen, und Scott sah sich daher genöthigt, sie zu einem Arrangement mit dem londoner Buchhändler Murray zu veranlassen, um nur für den Augenblick Hülfe zu schaffen, worauf er aber gleich wieder zu seinem alten Verleger Constable zurückkehrte, unter dessen Firma auch seine meisten Romane erschienen sind und mit dem im December 1818 eine Gesamtausgabe der bis dahin von ihm herausgegebenen Werke verabredet wurde. Scott, sagt Lockhart, betrachtete sich damals als einen glücklichen Mann, als Constable, der ihm zuerst 10,000 Pfund für das Verlagsrecht geboten hatte, diese Summe bis auf 12,000 Pfund steigerte. Er begegnete einem Freunde auf der Straße, grade nachdem der Contract abgeschlossen war, und rief ihm zu, daß er wol eine Wette darauf eingehen möchte, daß Niemand weiter als Constable seine magern "Kühe" (eild kye) so hoch anschlagen würde. In einer Clausel hatte Constable sich verbindlich machen müssen, nie den Namen des author of Waverley bei seinen Lebzeiten zu nennen, widrigenfalls 2000 Pfund als Strafe zu erlegen. Lockhart bemerkt dabei, daß die Buchhändler ihre Engagements treulich erfüllt hätten.

Witten unter diesen pecuniären Verlegenheiten, die den Dichter nach seinen eignen Äußerungen nur zu oft verstimmten und mit banger Sorge für die Zukunft erfüllten, schrieb und arbeitete Scott auf das eifrigste. Wir wollen darüber einige Hauptfachen zusammenstellen. Nachdem Scott zu Ende Mai 1813 mit seiner "Caravane" Abschied verlassen und sich nach Abbotsford übergesiedelt hatte, wo er von jezt an im Sommer sich aufhielt (den Winter brachte er zu Edinburg in seinem schönen Hause in der Castle street hin), finden wir ihn zunächst mit "Rob Roy" beschäftigt, welches am Schlusse des Jahres erschien, von Vielen für das beste seiner Gedichte gehalten wurde und ihn selbst durch seine "wundervolle Popularität" erfreute, indem "zehntausend Abdrücke binnen drei Monaten vergriffen waren und die Nachfrage noch nicht aufhörte". Zu derselben Zeit arbeitete er an "Bridal of Triermain", versorgte das "Edinburgh annual register" mit vielen Beiträgen und veranstaltete die neue Ausgabe von Swift's Werken, die am 1. Juli 1814 ausgegeben wurde und von der 1250 Exemplare gedruckt waren. Wenige Tage darauf, am 7. Juli, erschien der erste Band des "Waverley". Einige Details über diesen berühmtesten Roman unsers Jahrhunderts werden hier an ihrer Stelle sein. Sobald der Band gedruckt war, schickte ihn Ballantyne — ohne den Namen des Verfassers zu nennen — an Constable, der seinerseits für das Verlagsrecht nach wenigen Tagen 700 Pfund bot, eine sehr ansehnliche Summe, weil dieses Feld der Literatur damals in Schottland und England ganz unbesetzt war. Scott ließ indeß durch denselben Vermittler antworten, daß 700

Pfund zu wenig wären, wenn das Buch gut ginge, und zu viel, wenn es ohne Beifall aufgenommen würde. „Hätte unser lieber Freund“, setzte er hinzu, „1000 Pfund geboten, so würde ich mich schon besonnen haben.“ Constable wollte indeß darauf nicht eingehen, und so nahmen der Verfasser und Ballantyne den Gewinn für sich zu gleichen Theilen. Und welchen Gewinn! In wenigen Wochen war die erste Auflage von 1000 Exemplaren vergriffen, ebenso schnell die 2000 Exemplare der zweiten Ausgabe vom 24. August; die dritte und vierte im October und November hatten dasselbe Glück; allein von der vierten hatte ein Jeder einen baaren Gewinn von 440 Pfund. Die folgenden Ausgaben von 1000, 1500 und 2000 Exemplaren folgten rasch aufeinander im Januar 1815, im Juni 1816, im October 1817, im April 1821; in den Collectivausgaben vor der von 1829 waren 11,000 Exemplare verkauft und von der Gesamtausgabe mit Anmerkungen (1829) schon 40,000 Exemplare abgesetzt worden. Das Geheimniß von Scott's Autorschaft wurde auf das sorgsamste bewahrt, selbst seinem Bruder Thomas, dem Zahlmeister beim siebzigsten Regiment in Canada, vertraute es Scott nicht an, foderte ihn vielmehr bei Übersendung des „Waverley“ auf, ihm einen ähnlichen Roman zu schicken, den er alsdann ausstatten, überarbeiten („supply the wise practice of composition“) und herausgeben wollte, damit es das Ansehen bekäme, als sei Bruder Thomas der Verfasser. Scott's vertraueste Freunde zweifelten indeß nicht an seiner Autorschaft, und zwei derselben, Erskine und Morritt, scheinen die Einzigen gewesen zu sein, denen er dieselbe verrathen hatte. Hrn. Lockhart's tiefeingehende Bemerkungen über diesen Roman sowol als über „Guy Rannering“, „Die Presbyterianer“, „Ivanhoe“, den „Alterthümer“, „Rob Roy“ und andere müssen wir leider übergehen. Auch in diesen Beziehungen verdient es hervorgehoben zu werden, wie fein der Verf. das Lob eines ihm sehr theuern Mannes mit der Liebe zu demselben in Verbindung zu setzen gewußt hat. Wenn man mit Recht die bekannten Taciteischen Worte aus dem „Leben des Agricola“: „Hic liber honori soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus“, hier anwenden kann, so bedarf Lockhart wenigstens keiner excusatio.

Zunächst nach dem „Waverley“ erschien das in Deutschland wenig bekannte Gedicht: „Der Herr der Inseln“, neben welchem Scott den „Guy Rannering“ vorbereitet hatte und wenig Wochen nachher erscheinen ließ, von dem er wol zu sagen pflegte, daß sein zweiter Roman das Werk von sechs Wochen gewesen sei. Denn als am 28. Jan. 1815 das genannte Gedicht ausgegeben wurde, waren bereits zwei Bände des „Guy Rannering“ gedruckt, und das Ganze kam am 24. Februar in den Buchhandel. Die 2000 Exemplare waren gleich am Tage darauf vergriffen, binnen drei Monaten die 5000 Exemplare der zweiten und dritten Ausgabe; von der ersten Collectivausgabe sind an 10,000 Exemplare abgesetzt und nach denselben in den britischen Königreichen (ohne auswärtige Abdrücke) nahe an 50,000 Stück. Nach

solchen Arbeiten, zu denen noch umfassende Artikel in der „British encyclopaedia“ und die Bearbeitung der „Memorie of the Somervilles“, eine tägliche, sehr ausgedehnte Correspondenz und der unangenehme Briefwechsel in der Ballantyne'schen Angelegenheit kam, konnte Scott wol an Constable schreiben, daß er zu Weihnachten 1814 nach Abbotsford gehen wollte, um sich auszuruhen („to refresh the machine“). Die Zeit der Ausruhe aber war die der Vollendung des „Guy Mannering“.

(Der Beschluß folgt.)

Historisch-geographischer Handatlas von A. von Spruner. Erste Lieferung. Gotha, J. Perthes. 1837. Folio. 2 Thlr.

Da wir nun das Glück haben, in der Sammlung europäischer Geschichte, herausgegeben von Heeren und Ukert, ein Werk über das Mittelalter und die neuere Geschichte der europäischen Staaten zu besitzen, wie bisher noch keins existirt hat*, so kommt uns das Unternehmen des Hrn. v. Spruner höchst erfreulich entgegen, genaue Karten von Europa und den mit demselben in Verbindung stehenden Theilen von Asien und Afrika für die geschichtlichen Veränderungen dieser Länder seit dem Untergange des römischen Reichs bis zur französischen Revolution zu liefern. Der früher erschienenen Ankündigung des Verlegers gemäß, ist im vorigen Jahr die erste Lieferung des Spruner'schen Handatlases in acht Blättern ausgegeben worden, deren Zeichnung und Stich schon auf den ersten Blick als deutlich und schön ansprechen muß. Nur die sehr zuverlässige Gewißheit, daß eine so gut begründete, meisterlich ausgeführte Leistung den Beifall des gebildeten Publicums höchlich erlangen müßte, konnte den Verleger vermögen, den Preis der Lieferung (also diesmal für acht Karten) auf den geringen Betrag von zwei Thalern zu setzen, welches in der That für solche Karten ein unerhört billiger Preis genannt werden darf. Der Verf. und Zeichner hat dieser ersten Lieferung sehr lehrwerthe und zum Theil beim Gebrauche der Karten (z. B. wegen Bedeutung der verschiedenen Färbungen und Schriftarten) unentbehrliche Bemerkungen beigegeben, welche uns mit der Aufgabe, wie er sie sich selbst gestellt, und der Umficht, mit der er sie zu lösen gestrebt hat, bekannt machen. Ref. wird, um Platz zu gewinnen, von dem Inhalte dieser Beilage größtentheils absehen und sein Augenmerk darauf richten, den Lesern zu sagen, was vom Verf. und Zeichner in dieser ersten Lieferung geboten ist, und was vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit verdient, obwohl Fleiß und Ueberlegung hier in der That etwas überhaupt sehr Werthvolles gegeben haben, das ohne alle Auswahl gefallen und genügen wird.

Nr. 1 zeigt dreierlei, nämlich die Hauptkarte: die Welt der Alten; und zwei Nebenkarten: Erbanficht nach Eratosthenes und Strabo, Erdkreis nach Ptolemäus. Die Welt der Alten erstreckt sich auf dieser Karte von den Azoren bis an die Ostgrenze des jetzigen China und von Capland bis zum Äquator. Spruner hat hier nicht bloß eine Nachzeichnung der schon vorhandenen Karten gegeben, sondern theils eine genauere Darstellung der Umrisse, theils richtigere Stellung der Ufer und Gewässer, theils endlich Beifügung orientalischer und anderer nationaler Namen neben den griechischen oder lateinischen. Das römische Reich in seiner weitesten Ausdehnung ist in der übrigens farblosen Karte illuminirt und die bestimmten Grenzen desselben mit stärkerer, die unbestimmten mit bläulicher rother Farbe angegeben. Obwohl die Weltkarte an Interesse den folgenden nicht gleichkommen kann, hat Ref. sie doch mit Vergnügen verglichen und ist

dem Verf. für ihren Reichthum dankbar. Ein einziges Bedenken zu äußern sei erlaubt: es scheint nämlich die am arabischen Busen den Ort Berenice und am atlantischen Ocean die Gegend des Berges Mandrus aus gutem Grunde mitbegreifende Südgrenze des römischen Reichs bis nach dem, übrigens richtig mit eingeschlossenen Saba, Gerama und Silla hin doch wol zu weit südlich gezogen zu sein, ebenso von da an bis nach Berenice. Vortrefflich ist die Andeutung der slawischen Völker im Norden des schwarzen Meeres. Die Art, wie durch verschiedene Gestaltung und Schwärzung der Schrift die Zeitalter der Sige einzelner Völkerschaften auf dieser und den folgenden beiden Nummern angezeigt sind, hat den ganzen Beifall des Ref. Nur darf der Gebrauche die Erklärung dieser Verschiedenheiten nicht übersehen; hin und wieder möchte auch die Fülle derselben auf einer Generalkarte etwas störend scheinen. Die beiden Nebenkarten haben für die Erklärung der Alten viel Interesse und gewähren gegen die Hauptkarte eine belehrende Vergleichung.

Nr. 2 ist die Karte vom römischen Reich nach Konstantin's des Großen Einteilung und von den Sigen der nördlichen Barbaren im 4. Jahrhundert, Nr. 3 dieselben Länder im Anfange des 6. Jahrhunderts. Der von dem Verf. bestens anerkannte Kruse, dessen Sammlung geschichtlicher Karten Europas außer ihrem eignen großen Verdienste auch das hat, die Mutter dieses Spruner'schen Unternehmens zu sein, dient bei Europa natürlich zur zweckmäßigsten Vergleichung. Kruse hat den Erdtheil immer am Ende des Jahrhunderts dargestellt; Spruner aber hat hier andere Zeitpunkte gewählt, den ersten vor dem Schlusse des 4. Jahrhunderts, den zweiten kurz nach 500. So groß nun auch der Werth der Kruse'schen Karten ist, so werden sie doch durch die Spruner'schen über Europa beträchtlich übertroffen, und man gewahrt, wie allenthalben gründliches Selbststudium und ein künstlerisches Nachdenken über die beste Darstellung der von ihm gewonnenen Resultate dem Verf. zur Seite steht. Man bemerkt neben der übrigen Ausführung des west- und ost-römischen Reichs auf Nr. 2 die türkischen Völker nördlich vom kaspischen Meere; westlich von ihnen die Magyaren, Avarn, Persenegen und Ugen; westlicher die Bulgaren; im heutigen Asrachan die Hunnen; zwischen Don und den Karpaten die Ostgothen; im jetzigen Ungarn und Siebenbürgen die Westgothen; die Ansiedelungen deutscher Völkerschaften in noch römischem Lande, Italien, Syrien; die anschauliche Darstellung im Innern des unbezwungenen Germaniens, das damals durch die (allerdings gewiß schon lange vor 374 im Osten beginnende) Völkerwanderung noch wenig berührt worden war; Gothen und Schweden noch getrennt in Ostlandinavien; Peruler an der finnischen Grenze weiter nördlich, und unzählige andere treffliche, eigenthümliche Einzelheiten, welche allein schon dieser Karte einen besondern Werth geben. Kleinasien, Pontus, Armenien, Persien (mit den durch Julian's Feldzüge bekannt gewordenen Orten) und die Küste Afrikas nicht zu übersehen! Wir dürfen uns bei diesem Blatte nicht zu lange aufhalten und bemerken nur noch, daß es als Nebenkärtchen das Reich der Hunnen um 380 zeigt. Sie sind damals in die bisherigen Sige der Ostgothen vorgebrungen und die Donau bildet gegen die Ostgothen, gegen Dacien und Pannonien die Grenze.

Nr. 3 zeigt die Hunnen wieder (nach ihrer Rückkehr) in Südrussland und dem jetzigen Asrachan; die slawischen Völker sind mit ihrem großen materiellen Gewichte vom Ural bis nach Böhmen, das schon in ihrem Besitze ist, hereingebrochen; ein zusammengehöriges Germanien gibt es schon nicht mehr, dagegen Sachsenland, Friesenland, Thüringenreich, Frankenreich, Burgund, Westgothenreich (von Agarben bis an die Loire), Ostgothen in Italien und Syrien, Vandalen in Afrika, Angelsachsen in England. Eigenthümliche Anschaulichkeit gewährt die Darstellung der britischen Reiche, enthaltend: Britannia minor, Damnonia, Cambria, Gallway, sowie die Zeichnung der dänischen Reiche zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Neben den Perulern in Skandinavien findet sich nun als späterer Name Perjeba-

*) Wir erlauben uns auf den letzten Artikel darüber in Nr. 51 d. Bl. zu verweisen. D. Red.

len; andere Heruler sind bei Trident und an der Sau zu finden. Man beachte die Alanen erstens am Rappischen Meere, zweitens in der Gegend des jetzigen Eßabons, drittens zwischen den Ausflüssen der Poire und Seine, und viertens südlich von der untern Donau. Wir müssen abbrechen. Niemand wird eine genaue Vergleichung mit den beiden Kruse'schen Karten von 400 und 500 gerruen.

Nr. 4 bis einschließlich Nr. 8 sind lediglich Italien gewidmet, und wenn Hr. v. Spruner schon durch Nr. 2 und 3 unsern Beifall erworben, so können wir ihm wegen seiner Darstellung Italiens ein hohes Lob nicht versagen, wie ihm dies auch von Leo, dem Verf. der meisterhaften „Geschichte der italienischen Staaten“ (in der Heeren'schen Sammlung), also gewiß von dem befugtesten Richter, gezollt ist.

Man muß die fünf Karten (Nr. 4—8) zuerst als zusammengehörig betrachten. Auf ihnen, wie auf Nr. 2 und 3, sind so viel als möglich für dieselben Völker dieselben Farben im Gebrauche geblieben, für verwandte Völker verwandte Farben gewählt. Nr. 4: Italien unter den Longobarden nebst den Besitzungen der griechischen Kaiser; dann ein Carton, welcher Unteritalien von 9—11. Jahrhundert zeigt; treffliche Nebenzeichnungen: das Herzogthum Trient, der Inselstaat Venedig, Neapel mit Amalfi und Sorrent, ferner Capua's Umgebungen, Rom's Umgegend und der Monte Cassino. Hierauf bietet Nr. 5 uns ein Bild von Italien unter den Kaisern aus dem sächsischen und aus dem französischen Hause bis zu den Hohenstaufen; auf einer Nebenkarte die wichtigsten Punkte Roms im Mittelalter, wozu noch einige Nachträge auf den zu erwartenden Blättern 12—15 folgen werden. Nr. 6 hält Ref. für die Krone dieser Lieferung: Ober- und Mittelitalien unter den Hohenstaufen, nebst dem Gebiete von Mailand, beides nach größerm Maßstabe, am meisten letzteres. Wegen Mangels an Raum auf Nr. 6 stellt ein Carton auf Nr. 7 Unteritalien und Sicilien unter den Hohenstaufen dar und gibt dazu die Schlachtfelder von Benevent (Manfred wider Karl v. Anjou 1266) und von Scurcola (Konradin wider Karl v. Anjou 1268). Hauptsächlich stellt Nr. 7 Italien von 1270—1450 dar und auf Nebenzeichnungen die griechischen Besitzungen der Venetianer seit dem 13. Jahrhunderte, einschließlich das Königreich Cypern; Bilder von Neapel, Florenz und Mailand; auch eine kleine Zeichnung der Inseln Sardinien und Sardinien; an der Ostküste von Tunis. Nr. 8 zeigt Italien von 1450—1798, auf einem Carton aber Ober- und Mittelitalien von 1798—1815; Nebenbilder geben eine Darstellung der Lagen von Lucca bis Gloggia, eine äußerst lehrreiche Zeichnung des Kanalwesens (Wasserstaats) bei Venedig; Venedig selbst; Genua und seine Umgebungen; die Fürstenthümer am untern Po vor 1792; das Schlachtfeld von Pavia (1525) und ein Bild von Lavallo auf Maila.

Wir haben also Italien von dem Untergange der römischen Herrschaft an bis auf Napoleon's Sturz vor uns. Was wir bemerken: und Beifallwerthes auszuweisen haben, würde die Grenze dieser Anzeige weit überschreiten. Wir wollen Alles in die Worte zusammenfassen: nun erst kann der Geschichtsbefähigte die Geschichte Italiens mit Leichtigkeit und ungefüßtem Vergnügen studieren. Wer jetzt Spittler's geistvollen Abriss in seiner „Staatsgeschichte“, Leo's oben schon erwähnte Ausführung und diese Karten beim Studium verbindet, wird eine ganz anders anschauliche Vorstellung der schwierigsten aller neuern Geschichten erhalten, als man bisher davon, wenigstens ohne jahrelanges mühsames Studium, sich verschaffen konnte.

Nur Einiges noch über die einzelnen Karten Italiens. Auf Nr. 4 sind mit einer wahren Kunst der Farbenanwendung die longobardischen von den römischen Besitzungen unterschieden und deren Übergang in die Hand der deutschen Eroberer angedeutet. Auf dem Carton ist das Thema Longobardorum und das Thema Calabria in Unteritalien vom Fürstenthume Salerno, der Grafschaft Capua, dem Fürstenthume Benevent unter Anführung der Capitanate und Basilikate deutlich und so

bestimmt getrennt, wie es die Quellen zulassen. Auf Blatt 5 sei die Aufmerksamkeit besonders auf das Bild der Stadt Rom (wobei ein ganz kleiner Grundriß des Laterans) und auf die Besitzungen der Gräfin Mathilde gelenkt, die sich von Lucca bis Este quer über den Apennin und den Po hin erstreckten. Nr. 6 ist in ihrer Genauigkeit und ihrem Reichthume eine äußerst schätzbare Karte, die unsere in der That nicht geringe Erwartung übertroffen hat. Man nehme aus diesen weit über hundert größern und kleinern Gebieten irgend eins vor, wie Ref. mit mehreren derselben, z. B. mit dem der Mark Ancona, einschließlich Montefeltro, Brancalione, u. a. m. von St. Marino bis an den Tronto, sowie mit der Markgrafschaft Ascoli Picena gethan hat, und man wird überrascht von der Genauigkeit des Verf. auch in den kleinen Orten, die eine geschichtliche Bedeutung haben. Auf dem Carton (Gebiet von Mailand) möchten wenige auch der kleinen Dörfer, Weiler oder Schlösser ungenannt geblieben sein; selbst viele Hauptwege sind darauf angegeben, und die Zeichnung der Flüsse, welche das Gebiet durchströmen, läßt nichts zu wünschen übrig. Interessant war dem Ref., auf der Hauptkarte etwas südlich von der Strada Francigena, westlich von Bologna auch das kleine Savignana nicht vergessen zu sehen. Nr. 7 ergänzt den auf Nr. 6 mangelnden südlichen Theil Italiens. Aber hier muß Ref. vor Allem auf die äußerst vollständige Darstellung der venetianischen Besitzungen in und außer Italien aufmerksam machen; dann auf das Gebiet von Genua (nebst Corsica); auf das von Siena, zu welchem damals auch Orbitello, Salomone, Piombino und die Insel Elba gehörten; auf die beiden Bilder von den Schlachtfeldern bei Benevent und Scurcola, wo das Geschick der Hohenstaufen vollends unterging, und auf die äußerst schwierige, jedoch deutliche Darstellung der durch den Besitz der Provenzalen gestörten Gebietsverhältnisse des Herzogthums Savoyen (nebst Piemont). Die Karte Nr. 8 bringt noch aus den vorhergehenden Jahrhunderten das Schlachtfeld von Pavia nach und, auch in die frühere Zeit gehörig, Lavallo auf Maila mit den Fürsten S. Cimo, St. Angelo, St. Michael, St. Marguerite, Roncel und Ricagoli. Auf der Hauptkarte aber bezeichnen wir als besonders interessant: die Fürstenthümer am untern Po, welche auch auf einem Carton in vergrößertem Maßstabe gegeben sind (Mantua, Modena, Ferrara mit der Nachbarschaft), den Stato degli Presbiteri (neapolitanisch), Dalmatien und Ragusa, die Namen der ausgestorbenen oder ihres Besitzes beraubten Familien neben den Orten ihrer ehemaligen Herrschaft, und auf dem größern Carton das Napoleon'sche Italien bis 1815, in seinen vielen bald abgeforderten Republiken nachgewiesen.

Ref. reißt sich nur ungern von noch mehr ins Einzelne gehender Beschreibung und Beurtheilung dieser trefflichen Karten los und sieht mit größter Erwartung der nächsten Lieferung entgegen, welche der Ankündigung nach die geschichtlichen Karten vorzüglich von Deutschland bis auf Konrad II. (oder auch bis auf Karl IV.) enthalten wird. Daß Hr. v. Spruner nun auch ein Handbuch der Geographie des Mittelalters verprochen hat, wird alle Freunde der Geschichte und geschichtlichen Erbbeschreibung erfreuen.

51.

Notiz.

Für Numismatiker.

In der Feldmark Birkow, im Kreise Stolpe des Regierungsbezirks Köslin in der Mark Brandenburg wurde vor einigen Monaten beim Ausgraben eines großen Steines ein Topf mit alten Silbermünzen, 6 Pf. 18 Sch. schwer, gefunden, die von Archäologen für altpreussische oder phöniciische Münzen gehalten werden. Sie sind dünn, die größten etwa so groß wie ein Biergroßschüssel; ein Theil davon ist in verschiedenen geformte Stücke zerhackt, und mehrere sind durchlöchert.

17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 57. —

26. Februar 1838.

Walter Scott's Memoiren.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Im Frühjahr 1815 reiste Scott mit seiner Gattin nach London. Die Hauptstadt war voll Jubel und Freude über die rühmliche Beendigung des Feldzugs gegen Napoleon, woran Scott's patriotisches Herz den lebhaftesten Antheil nahm. Er selbst erfuhr die schmeichelhafteste Aufnahme in allen Cirkeln, namentlich von dem Prinz Regenten, bei dem er sehr heitere Mahlzeiten feierte, machte Lord Byron's persönliche Bekanntschaft und kehrte sehr befriedigt nach Schottland zurück. In demselben Jahre trat er, wenige Wochen nach der Schlacht bei Waterloo, seine Reise nach Paris an (auf die wir wol noch einmal zurückkommen werden, da sie Hr. Lockhart ausführlich nach den vorhandenen Briefen geschildert hat), welcher sein Buch: „Paul's letters to his kinsfolks“, aus den auf dieser Reise geschriebenen Briefen, und das herrliche Gedicht: „The field of Waterloo“, ihre Entstehung verdanken. Beide erschienen noch in demselben Jahre; der Gewinn von der ersten Ausgabe des Gedichts wurde für den Fonds der Wittwen und Waisen der bei Waterloo Gebliebenen bestimmt.

Nach der Rückkehr begann Scott an dem „Antiquary“ zu arbeiten, der im Laufe des Winters erscheinen sollte; dazu wurde „Harold the dauntless“ zur Abwechslung in Nebestunden vorgenommen. In Bezug auf das erstere Werk meldet er seinem Herzensfreunde Morritt unter dem 24. Dec. 1815, daß er eigentlich bis jetzt nicht mehr als einen allgemeinen Plan habe, daß es aber schon gehen würde, wenn er nur erst seine Feder auf das Papier gebracht hätte („but when once I get my pen to the paper it will walk fast enough“). Er meint, daß er mitunter in Versuchung gerathe, die Feder allein gehen zu lassen, um zu sehen, ob sie wol ohne den Beistand seines Kopfes so viel vermögen würde als mit demselben. Hierbei bemerkt Lockhart, daß Scott bei der Durchsicht der Druckbogen des „Antiquary“ zuerst auf den Gedanken gekommen sei, die Capitel mit Überschriften von seiner eignen Fabrik zu versehen. Es habe sich grade getroffen, daß er den John Ballantyne, der bei ihm saß, bat, ihm eine gewisse Stelle in Beaumont und Fletcher's Stücken aufzusuchen. Ballantyne gab sich viele Mühe, jedoch frucht-

los. Da rief Scott: „Leg das Buch weg, Hans; ich glaube, ich kann eher selbst ein Motto machen, als wir eins finden.“ In weniger als Jahresfrist folgte am 1. Dec. 1816 der erste Band der „Tales of my landlord“, oder „Old mortality“ (Die Presbyterianer) und „The black dwarf“ (Der schwarze Zwerg), von denen nach sechs Wochen, fast unmittelbar hintereinander, zwei neue Auflagen, jede zu 2000 Exemplaren, erschienen. Der enthusiastische Beifall blieb sich gleich (Lockhart hat unter Anderm einen Brief Byron's mitgetheilt), aber man glaubte auch fast allgemein den Verfasser des „Waverley“ zu erkennen, obgleich das Titelblatt den Namen des Jedidiah Cleisbotham trug, einen andern Verleger zeigte und sonst manche Abweichungen in Sprache und Darstellung sich fand. Einen Monat später ward „Harold of the dauntless“ veröffentlicht, womit Scott seine dichterische Laufbahn beschloß. Er überließ dieselbe seinem Nebenbuhler Byron; aber wie Cervantes, durch Lope de Vega von der Bühne verdrängt, seinen unsterblich gewordenen „Don Quixote“ geschrieben hat, so erwarb sich Scott ebenfalls in Europa grade als Novellist den größten Ruhm, der wenigstens für das Ausland seinen Ruhm als Dichter weit überragte.

Im folgenden Jahre ward Scott zum ersten Male von den heftigen Unterleibskrämpfen befallen, die sich von da an in längern und in kürzern Zwischenräumen einstellten. In schmerzfreien Stunden schrieb er aus Gefälligkeit gegen seinen Freund Daniel Terry das erst in den letzten Jahren seines Lebens bekannt gewordene Drama: „The fortunes of Devorgoil“, und vollendete sogar bis zum 31. Dec. 1817 den Roman: „Rob roy“, von dem Constable eine Auflage von 10,000 Exemplaren veranstaltet hatte und doch binnen vierzehn Tagen sich zu einer neuen Auflage von 3000 Stück nöthig sah. Unmittelbar darauf ward eine zweite Reihe der „Tales of my landlord“ in Aussicht genommen, für welche Scott das „Heart of Mid Lothian“ — nach unserm Urtheil, die Krone aller seiner Romane — bestimmt hatte. Hören wir noch, ehe wir weiter fortfahren, die Bemerkung Lockhart's über Scott's Stellung im Sommer 1818.

In diesem Augenblicke war seine Lage eine solche, daß wir keinen Mann anführen können, der allein durch seine Feder so viel gewonnen hätte. Seine Werke waren die tägliche Lecture nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern im ganzen Europa.

Seine Gesellschaft wurde von Allen gesucht, die in England auf Auszeichnung Anspruch machten. Macht, Rang, Wohlstand, Schönheit und Geist stritten sich miteinander, wer ihm die größten Huldbigungen darbrächte, und mit Ausnahme einiger nationalistischen Politiker und neidischen Dichterlinge fühlte ein Jeder, der schottisches Blut hatte, er möchte vornehm oder gering sein, dasselbe nur um so rascher in den Adern rollen, sobald er sich in Scott's Gegenwart befand. Er selbst sah sich — und Andere schlugen dies wol noch höher an — im Besitze eines sehr beträchtlichen Vermögens, der jährliche Gewinn von seinen Romanen hatte in manchen Zeiten nicht weniger als 10,000 Pfund betragen, seine Güter nahmen täglich an Umfang zu, sein Schloß erhob sich, und Wenige zweifelten daran, daß er sehr bald von der Gerechtigkeit und Huld seines Fürsten eine äußere Auszeichnung erfahren würde, wie man sie bis dahin für blos literarische Verdienste kaum möglich gehalten hatte. Ungefähr um diese Zeit hatte der Verfasser dieser Biographie (the compiler of these pages) zuerst Gelegenheit, die außerordentliche Bescheidenheit wahrzunehmen, welche ihn über alle Versuche auf seiner Laufbahn hatte siegen lassen, die unter allen Umständen sich gleichbleibende Herzengüte sowie den Adel seines ganzen Betragens, wodurch er an sich das so seltene Beispiel eines Mannes aufstellte, der sich von sehr geringen Anfängen emporgeschwungen hatte und von seinen ältesten Freunden und Bekannten um so mehr geliebt wurde, je mehr ihm die große Welt mit ihrer Huldigung und Bewunderung entgegenkam.

Unter so günstigen Verhältnissen war vor dem Ende des Juni 1818 das „Heart of Mid Lothian“ beendet und mit einer Begeisterung und Freude aufgenommen, welche ganz Schottland über einen so ganz nationalen Roman theilte. Ein Jahr später, um dieselbe Zeit, erschienen „The bride of Lammermoore“ (Die Braut) und „The legend of Montrose“, beide vollendet unter großen körperlichen Schmerzen, die ihm trotz seiner eisernen Standhaftigkeit oft ein so fürchterliches Geschrei und dumpfes Stöhnen (groan) auspreßten, daß es in der ganzen Nachbarschaft gehört wurde. Auch sah er sich genöthigt zu dictiren, wobei er sich der Hülfe John Ballantynes und seines Hausgenossen William Laidlaw, einer sehr treuen Seele, bediente. War er einmal hiermit beschäftigt, so konnten ihn auch die heftigsten Schmerzen nicht zum Schweigen bringen, und seine Schreiber vernahmen oft das Stöhnen des Schmerzes von seinem Sopha her, ohne daß er deshalb den angefangenen Satz nur im Mindesten unterbrochen hätte. Wurde nun der Dialog recht lebhaft, so siegte seine Aufregung über jeden körperlichen Schmerz, er erhob sich dann von seinem Lager und ging mit bald lauter, bald schwächerer Stimme im Gemach auf und ab, so daß das Ganze fast ein dramatisches Ansehen erhielt. Waren die Anfälle vorüber, so war er auch gleich wieder rüstig, und Lockhart erzählt, wie Scott ihn nach einer fürchterlichen Nachtszene am andern Morgen zu einem mehrstündigen Spazierritte abholte und mit der größten Lebendigkeit die Drillichkeiten der Gegend um Edinburgh erklärte. Zu Ende 1819 ward „Ivanhoe“ ausgegeben, von dem Lockhart bezeugt, daß keiner der aus Schottland kommenden Romane in England mit solchem Vergnügen aufgenommen worden sei, und daß Scott's literarische Berühmtheit damals unstreitig ihren höchsten Gipfel bei seinen Zeitgenossen erreicht hatte. Im März des folgenden Jahres erschien „The monastery“ (Das Kloster),

ohne daß Scott bei diesem oder bei einem der frühern Romane sein Incognito aufgegeben hätte; er suchte vielmehr seine Leser fortwährend in sehr gutmüthiger Weise zu mystificiren.

Nachdem wir im Obigen in der Kürze über diejenigen Werke Scott's gesprochen haben, welche den Gegenstand der Lockhart'schen Darstellung in dem zweiten Bande seiner Memoiren bilden, dürfen wir nicht übergehen, daß sich sein literarisches Leben auch in diesem Zeitraume fortwährend durch das beste Vernehmen mit den ersten Dichtern und Gelehrten Englands und Schottlands ausgezeichnet hat. Es spricht außerordentlich für Scott's edle Gesinnung, daß er so viele Freunde und Freundinnen zählte. Unter ihnen sind Männer und Frauen aus den höchsten Ständen, Geistliche, Rechtsgelehrte, Ärzte, Offiziere, Künstler, Pächter und Landleute, von denen theils Briefe an Scott, theils Briefe von ihm an jene in sehr reicher Auswahl und ohne alle Indiscretion gegen etwa noch lebende Personen abgedruckt sind. Aber besonders ehrenvoll ist das Verhältniß, in welches Scott zu allen Dichtern seiner Zeit getreten ist; mit Byron, der Scott's Romane wenigstens funfzig Mal durchgelesen hatte und sehrwünscht, sich einmal mit ihm betrinken zu können (Moore's „Tagebücher und Briefe Byron's“, IV, 1, 25), vereinigte ihn das Gefühl gegenseitiger Trefflichkeit, wozu Scott's milder, ausgleichender Sinn gewiß nicht wenig beigetragen hatte. Noch enger befreundet war er mit dem Dichtern Monk Lewis, Rob. Southey, Crabbe, den Dichterinnen Johanna Baillie und Maria Edgeworth, und die bescheidene, höfliche Art, in welcher er die ihm vom Prinz Regenten gebotene Auszeichnung eines poet laureate ablehnte, hatte ihm gewiß die Herzen seiner Brüder in Apoll in einem nicht geringen Grade zugewendet. In dem liebenswürdigen Amerikaner Washington Irving hatte er gleich bei dessen erstem Besuche (27. August 1816) den Seinesverwandten erkannt, der seinerseits auch nicht verfehlt hat, in einer besondern Schrift die Eindrücke zu schildern, welche Scott's biederer, gastfreundliches Entgegenkommen, der Zauber seiner Unterhaltung und die Anmuth seiner ganzen Umgebung auf ihn gehabt hat. Hr. Lockhart hat mehrere Stellen aus dieser Schrift in seine Memoiren aufgenommen. Für deutsche Leser wird es auch von Wichtigkeit sein, daß Lockhart manche Stellen angeführt hat, die von Scott's großer Verehrung für Goethe zeugen, was allerdings nicht unbekannt war. So nennt er ihn einmal seinen alten Meister und freut sich, als Lockhart ihm von Goethe's majestätischer Haltung erzählt; an einer andern Stelle verbreitet er sich mit den größten Lobeshhebungen über den „Faust“ und ist ganz glücklich darüber, daß Coleridge, den er einen poetical translator nennt, ihn übersetzen will. Damit würde indeß ein deutscher Leser nicht einverstanden sein, daß Coleridge Schiller's „Wallenstein“ weit besser (siner) gemacht habe, als er ihn vorgefunden hatte.

In einem vierten Artikel werden wir Scott als Haus- und Familienvater und nach verschiedenen Richtungen seines bürgerlichen und amtlichen Lebens schildern. Zur

Kenntniß dieser Verhältnisse enthalten die vorliegenden Memoiren viel unbekanntes Material. 2.

Correspondenznachrichten.

München, Anfang Februar.

Wir leben hier jetzt mitten im Carnaval, in dieser Zeit allgemeiner Thorheit, wo wir unser letztes Bißchen Weisheit um jeden Preis an den Mann zu bringen suchen; aber nicht bloß wir allein, sondern die ganze übrige Welt mit uns. Wie ernsthaft auch das Geschick des Einzelnen wie des gesamten Geschlechts sich gebe, die jugendliche Seite an seinem Janusgesicht beweist, daß es das Leben noch nicht verlernt hat. Wir ist in der That um die Menschheit noch nie bange gewesen; sie weiß, daß auf sieben magere Jahre auch wieder einmal sieben fette kommen, und ist klug genug, für die künftige Fastenzeit wie der Hamster für den Winter vorsorglich sich zu mästen. Mit der Prügeln in der einen, mit dem Spiegel in der andern Hand lassen wir uns gern von unserm ewig lebten, schwankenden Lebensschifflein ungewiß hin- und herschaukeln. Und dennoch träumt man von einem Schmerze, der uns Alle gemeinsam durchbringe? Freilich ein Mann wie W. M., der sich nicht scheut, öffentlich auszusprechen, man müsse sich an den Glücklichen halten, mag über den Schmerz der Welt nur lächeln; wo aber wie hier auf der Erde das Geistige mit dem Materieellen in stetem Kampfe liegt, wo das Unendliche an dem Endlichen, die Wahrheit an der Lüge, die Liebe an der Selbstsucht zu Grunde geht und Einzelne wie ganze Völker in ihrem Streben, wenn auch nur momentan, sich gehemmt sehen, da nistet sich leicht ein tieferer Schmerz in alle die Herzen ein, die nicht bloß für Spanien und die sieben Professoren, sondern Sympathie für Alles haben, was für Recht und Wahrheit leidet.

Die Zeit der Carnevalsthorheit beginnt hier schon mit dem Ephesterabend, nachdem Ruff und Tanz vom St.-Katharinentage an beinahe fünf Wochen lang gefeiert haben. Jetzt gibt es nun nichts als Schlittenfahrten, maskirte und unmaskirte Bälle, Concerte und Opern, und die zahlreichen geschlossenen Gesellschaften, in welche sich das hiesige gesellige Leben zerplittert, wetteifern, es in Lustbarkeiten der Art einander zuvorzuthun. Das ist aber auch Alles! Das königliche Theater leitete das neue Jahr mit „Arlequino's Hochzeit“ ein. Eine lustige Einleitung! Die am Völkertempel aufgetragenen Wohlgeschmachten werden sich zerstreuen und uns Allen den Frieden bringen, welchen wir wünschen. Die Ausichten zur allmählichen Verwirklichung kosmopolitischer Ideen im Verein mit der Befriedigung nationaler Interessen haben sich vielleicht noch nie so günstig gestellt wie im Beginn dieses Jahres. Weltgeschichtliche Streitfragen, deren Entscheidung sonst allein der Schneide des Schwertes überlassen blieb, werden mit friedlicher Erbitterung ausgefochten. Das ist die Macht der Intelligenz, die unser Jahrhundert charakterisiert, die der individuellen Entwicklung ihre Freiheit läßt und zugleich die gesellig bürgerlichen wie staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrem Sinne organisch zu gestalten strebt. Sie ist es auch, die das alte Europa, dessen lebenskräftiger Entwicklung wir noch nicht müde geworden, ewig jung erhält. Wundern Sie sich nicht, Stimmen der Art aus einem Lande zu vernehmen, wo man offenbar Versuche macht, den Zustand der Dinge auf den Punkt wieder zurückzuschrauben, wo sie bereits vor drei Jahrhunderten standen. Die Keime, welche König Maximilian nach allen Seiten hin für geistige Bildung und religiöse Aufklärung ausstreute, hat das letzte Decennium nicht völlig vernichten können; im Gegentheil hat es im Interesse der Nation Unternehmungen und Anordnungen hervorgebracht, deren belebender, umbildender Einfluß auf den geistigen Verkehr des Volkes für die Dauer nicht ausbleiben kann. Ich gedenke der bildenden Kunst hier nur vorübergehend; Bedeutenderes darf man unbedingt von den Eisenbahnen erwarten, deren Säge sich nicht bloß von München

nach Augsburg, sondern auch auf der alten Römerstraße von hier nach Salzburg, wie nach dem schönen starenberger See erstrecken werden. Die Anlage der letztern soll bereits genehmigt und einem hiesigen Banquierhause übertragen worden sein. Wenn man sich dann genötigt sieht, die künftigen Fesseln zu brechen, worin Handel und Gewerbe jetzt noch schmachten, so würde dies der Anfang einer frischeren Entwicklung unserer materiellen wie geistigen Kräfte sein und an ihrem Gedeihen jede entgegengesetzte Bemühung erfolglos zerpfüttern. Es ließe sich indes beweisen, wie man hier in den wesentlichsten Bedingungen wissenschaftlicher und religiöser Aufklärung seit länger als zehn Jahren die auffallendsten Rückschritte gethan hat. Man erblickt darin vielleicht nicht mit Unrecht die systematische Betriebsamkeit einer besondern Partei, die nicht bloß auf dem Wege offenkundigen Verschleiens, sondern beizeiten mehr im Geheimen für ihre Zwecke wirksam und mit den leitenden Gängen des Staatsorganismus aufs engste verflochten erscheint. Sie spinnt an ihrem Gewebe unter höherm Schutze ruhig fort und braucht nicht im Trüben zu fischen, wäre nicht die öffentliche Meinung auch eine Macht, die man nicht ungestraft beleidigen darf. Darum aber haßt sie eben alle Drogane dieser Meinung und läßt der Erfindung der Buchdruckerkunst nur insofern ihr Recht widerfahren, als sie dazu dient, ihre eigene Sache zu fördern. Nach ihrer Meinung wäre dieselbe besser gar nicht gemacht worden.

Dem Journalismus zeigt man sich auf jede Weise abhold, ungeachtet die gewichtigsten Stimmen in Schriften wie von der Rednerbühne herab über den gänglichen Verfall dieses wichtigen, den Bildungszustand einer Nation charakterisirenden Abzweiges der Literatur bei uns laut geklagt haben. Die Censurgefesse sind im Gegentheil grade in Hinsicht der periodischen Presse ganz vor Kurzem noch bedeutsam geschärft worden. Die Jaghaftigkeit der Buchhändler ist daher ebenso wenig wie der Mangel an schriftstellerischen Talenten als die einzige und ursprüngliche Quelle des hier herrschenden literarischen Verfalls anzusehen. Einheimische wie Fremde klagen über öbottisches Klima. Man begreift nicht, warum man unsere belletristischen Blätter noch schärfer unter's Messer nehmen will. Schwerlich hat man dabei die Absicht, den kleinlichen Vorfahrungsgeist daraus zu entfernen; von Politik und Religion aber ist darin so wenig die Rede, daß dadurch vielmehr den alltäglichsten Interessen ein beizeiten größerer Spielraum geöffnet wird, als für den wissenschaftlichen Ernst der Literatur wünschenswert erscheint. So beschränkt man die Journalistik immer mehr, um sie zuletzt nur auf die sumptigen und staubigen Hochlandscschaften des geselligen Lebens abzugrenzen, und indem man ihr die edelsten Nahrungstoffe entzieht, müssen selbst die gesunden Kräfte, die sich ihrem Aufbau widmen, endlich völlig erlahmen. So wenig versteht man hier wie anderwärts die auf diesem Gebiete einmal vorhandenen und sich wirksam erweisenden Kräfte für höhere Zwecke, über deren Vernachlässigung man doch klagt, zu benutzen. Gewiß ist es aber, daß die Schärfung der hiesigen Censur mit Veränderungen in der Verwaltung zusammenhängt. Der Mangel an geistiger Nüchternheit ist aber tiefer begründet. Der Münchener, zumal der altbairische Stadtbewohner, besitzt großes Phlegma, in welches sich bei dem andauernden Genuß seines vortrefflichen Bieres der erdige Niederschlag desselben umgewandelt zu haben scheint; er ist wenig anschließend und mittheilend, misstrauisch und zurückhaltend gegen den Fremden, wortkarg gegen den Bekannten; dabei liebt er das Vergnügen und das Leben in Gesellschaften über Alles, aber er scheint nur mit halber Seele dabei zu sein und die Lust als eine Art täglicher Arbeit zu genießen. Der Altbairer sieht fast mürrisch und verdrossen aus; in der häuslichen Umgebung ist ihm nicht wohl; es ist keine rechte Heiterkeit und Lebensfreude in ihm. Er mag nicht gern etwas über sich selbst hören oder lesen, es sei denn ein Lob; der leibste Hauch des Tadels entrüstet ihn; er verdrägt keinen Scherz, er kann nicht über sich selbst lachen, er ist äußerst empfindlicher Natur.

Gern möchte er sich von der äußern Welt und der öffentlichen Stimme der Kritik abschließen, gleich dem Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Sand der Wüste steckt, um von dem Jäger nicht gesehen zu werden. Aristophanes würde hier gesteinigt worden sein, und wie Sappho sich so lange hat halten können, wäre nicht zu begreifen, wüßte man nicht, wodurch er sich gehalten hat. Dennoch macht man sich gern über Andere lustig, auch in den Tagesblättern; aber die Art und Weise, wie dies in der Regel geschieht, der Mangel an Witz und feinem Takt, wie die Gehässigkeit der Gesinnung, die daraus hervorleuchtet, alles dies schmeckt nach dem trüben Dunst der Bierstube, wo von den verschiedenen Parteien jene satirischen Feldzüge meistens ausgebrütet werden. Bei der herrschenden Empfindlichkeit und Beargwöhnung kann es daher auf dem literarischen Gebiete an Mißverständnissen und allerlei Lächerlichkeiten nicht fehlen, die aus der Eucht, sich selbst und seine vermeintliche Ehre in Schutz zu nehmen, hervorgehen. Man steht fortwährend gegen jeden Angriff kampferüstet, da man ihm einmal nicht entgehen kann. Das Einheimische liebt man, wenn es zur Opposition kommt, bis zur Übertreibung, hält schon die bloße Schilderung des Vorhandenen in Sitte und Gebrauch für ein Verbrechen und bleibt so absichtlich blind gegen seine eignen Mängel, die daher dem Fremden gewiß um so deutlicher in die Augen springen. Der kleinstädtische Charakter und die Behaglichkeit der gesellschaftlichen Lebensordnung hat für den Fremden viel Anziehendes; er wird sich hier heimlich und wohl fühlen, so lange er nichts Anderes verlangt, als sich zu unterhalten. Jeder weitere Schritt würde ihm den Blick in eine verworrene Masse von Intriguen öffnen, die hier mehr als irgendwo in allen Gesellschaftskreisen, unter Beamten, Künstlern, Gelehrten und Gewerbetreibenden aufgeschauelt liegt. Man sei noch so friedfertig, und man wird wider seinen Willen in den allgemeinen Strudel mit hinabgezogen. Außerhalb der Parteien leben, heißt hier als Einsiedler leben. Die vielen heterogenen Bestandtheile der Bevölkerung sind nicht ohne Antheil bei dieser Erscheinung. Aus den entlegensten Gegenden des deutschen Vaterlandes zusammengehört, aber durch mancherlei, in den öffentlichen Institutionen gegründete Umstände auseinandergehalten, vermag dieselbe nicht, sich zu einem Ganzen organisch zu verschmelzen. Bedeutende, aber durch kein Bedürfnis der Bevölkerung hervorgerufene Bauunternehmungen von der weitesten Ausdehnung zogen eine große Menge Künstler, Bauhandwerker und als weitere Folge auch Literaten hierher. Aber Mängeln liegt zu fern von den größern Verkehrsstraßen Deutschlands, während zugleich die ältere Bevölkerung sich mit dem Bestehenden, dem Ererbten oder bereits Erworbenen begnügt und bis auf wenige Ausnahmen ohne besonderes Verlangen nach fortschreitender Entwicklung bleibt. Der herkömmliche Schlandrian, vom Großvater auf den Enkel vererbt, das Genüge an Dem, was man weiß und hat, und der Mangel an Unternehmungsgelüste sind die Quellen des hier herrschenden industriellen und mercantilen Stillstands, aber, wie der letztere selbst, zugleich die Folge des bestehenden Zustandes und des Mangels an aller wissenschaftlichen Bildung, womit die Unkenntnis der neuen Erfindungen und Entdeckungen im Bereich der Gewerbetätigkeit wie die Liebe zum Wirthschaftsleben Hand in Hand gehen. So fehlt es innerhalb der Bevölkerung selbst an Willensregsamkeit und Kraft, um bei steigender Vermehrung der Volksmenge aus sich selbst die entsprechenden Mittel ihres weitern Bestehens und Fortschreitens zu schöpfen. Der Schutzverwandten und bloß gebildeten Einwohner gibt es eine große Zahl; man bleibt, so lange der Verdienst dauert. Daher scheint die Bevölkerung jetzt sogar im Abnehmen begriffen. Die Befreiung des Gewerbes und die erleichterte Gewährung des Bürgerrechts könnten da allein helfen. Wie aber München seinen Ruhm als Kunststadt fast einzig und allein ausländischen Künstlern, von denen ich nur Cornelius, Diebeking, Klenze, Gärtner, Hess und Schnorr nennen will, verdankt, so verhin-

dert auch andererseits der fortwährende Zufluß fremder Gelehrten und Schriftsteller die Stagnation des literarischen, geistigen Verkehrs, worauf sie mehr oder weniger anregend einwirken. Ja, selbst die berühmtesten Lehrer der hiesigen Hochschule sowie die Herausgeber der hiesigen Zeitschriften sind meistens theils Ausländer. Das ist freilich hier wie anderwärts; aber die ursprüngliche Bevölkerung selbst ist der Wissenschaft überhaupt nicht eben sehr günstig. Es wird im Ganzen wenig gelesen, noch weniger producirt und verlegt; jedoch machen die Antiquare im Allgemeinen ganz leibliche Geschäfte; ihre Läden werden meist nach nicht gar langer Zeit ausverkauft, und so wandern die großen Bibliotheken verkorbener Gelehrten vereinzelt ins Volk über, das aus verbrauchten und abgenutzten Büchern seine Weisheit holt und das Neuere fast gänzlich darüber vernachlässigt. Und geschähe nur noch jenes so häufig und so bedächtig, daß es fürs Leben erspriesslich wäre! Die geringeren Buchertröbder beziehen zu Duzenden ihre Buden auf den hiesigen Dulten und verkaufen die Reste veralteter Literatur fleißig zu fixen Preisen. Zu dem Allen kommt, daß die Vorliebe des Königs für die Kunst die Literatur mehr in den Hintergrund drängt; er ist ihr erklärter Gegner, insofern sie periodisch und nicht mit der gehörigen wissenschaftlichen Würde auftritt. Das ist recht gut, aber die freie Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens ist dennoch zugleich auf mannichfache Weise, zumal durch religiöse Rücksichten und die davon abhängige Beschränkung der Lehrfreiheit gehemmt. Mit den angegebenen Erscheinungen hängt in näherer oder entfernterer Beziehung ein unverkennbares Mißtrauen, eine gegenseitige Spannung zusammen, die von oben herab den gesellschaftlichen Körper nach den verschiedensten Richtungen durchdringt. Wie die Geselligkeit durch die vielen geschlossenen Gesellschaften, so sind diese wiederum durch besondere Parteilungen vielfach untergraben; es herrscht hier ein gesellschaftliches, aber kein geselliges Leben. Selbst die Lecture ist in dieser Hinsicht nicht frei, sondern gebunden durch abonnierte Vereine; die Lesezimmer des Museums, des literarischen Vereins und des Frohsinns sind aber auch von ihren Besuchern nie leer. Häusliches Binnenleben, das den nordischen Winter nicht bloß erträglich, sondern angenehm macht, ist so nach hier eine unbekannte Erscheinung und findet sich höchstens nur da, wo die Familie selbst noch aus andern als bloß einheimischen Elementen besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

In Liverpool gibt es 4200 weibliche und 4520 männliche Verbrecher; unter diesen Letztern sind 2270 Diebe von Profession, die übrigen fehlen nur gelegentlich; die Gesammtsumme alles Dessen, was sie mit vereinten Kräften entwenden, schätzt man für den Lauf des Jahres auf nicht weniger als 4,900,000 Thaler. Im J. 1835 wurden 13,506 Personen eingezogen und 2138 vor Gericht gestellt. Im Juli desselben Jahres wurden 914 Diebe eingezogen, die noch nicht 18 Jahre alt waren, und 1500 bekannte Diebe saßen zu derselben Zeit im Gefängnisse. Vom Juli 1836 bis September 1837 waren 2339 Diebe unter 18 Jahren eingesperrt worden.

Lord Elgin hat bekanntlich Griechenland vieler seiner werthvollsten Schätze des Alterthums beraubt, sogar weggeschleppt, was niet- und nagelfest war, und Alles in London aufgespeichert. Nun aber sollen Abgüsse der besten Statuen gemacht und in die größern Provinzialstädte Großbritanniens vertheilt werden, damit diese Galerien oder Museen zur Verbreitung und Förderung des guten Geschmacks anlegen können. Auch Frankreich hat sich Abgüsse für die pariser Sammlungen ausgeben, und das britische Museum, um diesem Wunsche zu entsprechen, hat dem geschickten Italiener Barti Auftrag gegeben, dergleichen zu besorgen.

53.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1837.

Erster Artikel.

1. Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von C. Willkomm und A. Fischer. Ersten Bandes erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Bunder. 1837. Der. 8. Subscriptionspreis für einen Band in zwölf Lieferungen 4 Thlr.

Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, die Ideen über Theater und Dramaturgie in einer beständigen Ebbe und Flut wechseln zu sehen und von ihrem Schwanken in den entgegengesetzten Richtungen tägliche Proben zu erhalten. Was an Schattirungen zwischen den Bestrebungen einer von allem wirklichen Bedürfnis absehbenden idealen Bühne und dem gemeinsten Ergötzen einer nur Sinnentzettel fordernden Menge liegt, wird in Deutschland beständig ausgebeutet und in diesen Extremen so wenig Maß gehalten, daß die Zahl der erscheinenden Bühnenstücke gering und unzulänglich, die der von allem Bühnenbedürfnis losgerissenen Dramen aber überschüssig ist. Bei einem solchen Zustande der Sachen tritt nicht leicht ein neuer Bühnenbildner auf, oder er überschüttet uns zugleich mit neuen Principen der Dramaturgie und bezeichnet neue Bahnen. Wir sind, wie gesagt, daran gewöhnt, und widmen der Sache keine Aufmerksamkeit mehr; wir leben nicht mehr in Lessing's Zeit, wo eine Vorrede Epoche machen und ein Wort wie ein Blitz wirken mochte; und so wird denn auch die Verkündigung einer neuen Ära in der Dramaturgie, wie sie C. Willkomm hier ertönen läßt, nicht viel mehr als gar keine Wirkung machen. Wir haben Hrn. Willkomm bisher als einen besonnenen Mann kennen gelernt und begreifen daher nicht, wie er zu einer so abnormen und anmaßenden Verkündigung kommt, wie er hier auf vier Quartseiten gibt. Also schließt er: „Der Tempel der Kunst soll sich jetzt (!) aufthun vor dem Auge Deutschlands. Das Orchester hat sich versammelt, ein furchtbar ernster Chor von Jahrhunderten, durch die ein traumhafter Bajazzo schallt — der tragische Wig der Geschichte. Hinter dem Vorhange, die Schlangenträgenden Stirnen niederbeugt auf die Stufen des Tempels, ruhen schlummernd die Cymeniden unserer Zeit, der Völker Weh und Schmerz in der blutrothen Toga Vergeltung fordernder Rache. Vor ihrem Gesange erbeben die Feinde des Geistes, die Sünder der Sünde, die Knechte ihrer eignen Schande. Ein freier Mann mit einem großen Herzen, in dem die Pulse aller Welt sich im Rufe berühren, zittert nicht, wenn Ketten brechen im Strahl des Genius, Kronen schmelzen an der Flamme des Gedankens und die Geschwornen am Throne des Richters der Welt — die Gewissen der Völker — zu Gericht sitzen über Conft und Negt. Glück auf denn! Es hebe sich der Vorhang, vor dem als Publicum die deutschen Stämme harren.“

Wir haben geglaubt, daß diese sich selbst überflüssigenden Phrasen unterhalten werden; er wird noch amüsanter an dieser Stelle, in einer Vorrede nämlich zu einer gewöhnlichen Sammlung von Schauspielen und Theaterkritiken. Welche Lebensbe-

obachtung, welche Kunstfertigkeit und welchen Geschmack darf man von Leuten erwarten, die so zu sprechen im Stande sind? Es thut uns, wie gesagt, Leid um Hrn. Willkomm, von dem wir uns Eutes versprochen und der unsere guten Erwartungen durch so wilde und unüberlegte Ausbrüche vor der Zeit vernichtet.

Der Inhalt der vor uns liegenden Lieferungen thut vielerlei, um den übeln Eindruck einer solchen Vorrede zu verwischen. „Kaiser Heinrich IV.“, Tragödie in fünf Aufzügen von F. Warggraff, wäre eine gute Arbeit, wenn eine Tragödie, die bloß aus hohlen und geschraubten Redensarten besteht, eine Tragödie wäre. Der Verf. sucht nach einem neuen und eignen Styl, und er findet eine unglückliche Shakespeare'sche Nachahmung. Wir verweisen hierüber auf die ersten Verszeilen: Herzog Magnus von Sachsen spricht:

Die Noth gebietet kurz, kurz spricht die Zeit.
In dürrer Worte Sand versiegt der raschen
Gedanken muth'ger Strom. Entschlebung geht
In langer Rede lahm; schiffbrüchig treibt
Das Wort: des Hafens sicher ist die Noth.
Rasch, ohne Aufhalt schreitet drum zur Wahl
Des neuen Königs u. s. w.

Wollten wir diese Worte zergliedern, was fänden wir? Was heißt: die Noth gebietet kurz? Was heißt: die Zeit spricht kurz? Trotz dieses erzwungenen Lakonismus, ist es nicht schwer zu erkennen, daß der Verf. eher ein elegischer und lyrischer Geist als ein so durchaus dramatischer sei, wie Shakespeare es war, den er nachzuahmen unternimmt.

Es trägt daher auch Alles, Feierliches, Ernstes und Humoristisches, eine Art von Gewaltthat an sich, die in einem Werke der Kunst den Genuß zerstört. S. 9 schließt Konrad seine Rede folgendermaßen:

So will ich Laster hegen, daß die Feile
Des Vaters sich in trüber Flut
Weiß haben nun wie angeschmugte Schwäne.
Die Hand ergreift der Krampf, mich fast suroz
Teutonienus (!) und treibt mich in die Schlacht.

Wer dies für die echte Sprache der Tragödie hält, der mag auch den Humor auf der folgenden Seite, den Wig vom „Knoblauchknig“ für Shakespeare'schen Humor halten. Uns aber scheinen Ernst und Spas auf gleiche Weise verfehlt.

Für diese schwer verunglückte Tragödie entschädigt uns Leitner einigermaßen durch seine Mittheilungen über Faust, die die Volkssage rein herausstellen. Willkomm gibt einen Abriss von Grabbe's Leben, der, viel unvollständiger als der in dem Frank'schen „Taschenbuch“, immer noch den Zweifel bestreht, ob Grabbe ein Genie oder ein verlorener Mensch war. Daß Grabbe gar keinen Freund hatte, ist ein übles Omen für seine Genialität.

Die dritte und vierte Lieferung bringt das Trauerspiel: „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer“, von Julius

Rosen, ein dramatisches Gedicht von unverkennbarem Werth. Der Held geht an dem Schmerz zu Grunde, seine Zeit und seine Römer nicht aus dem Pfuhl von Verderben und Schlechtigkeit emporreißen zu können, über dem er selbst im Lichte geistiger Freiheit erhaben dasteht. Dieser Gedanke ist tragisch und der Tragödie würdig. Die Charaktere sind gut gemessen, scharf gezeichnet; die Sprache ist klar, poetisch, sicher, ihrer Wirkung gewiß, der Vorgang gut und anziehend und das Colort der Zeit erträglich beobachtet. I. Rosen ist ein begabter Geist, der nichts Schlecht machen wird, wenn er den Fägel festhält, mit dem er sich selbst lenkt; hier und da begegnen ihm Übertriebenheiten, allein seine bessere Natur hat Ehen vor dem Rasstosen und springt schnell in die rechten Fugen zurück. Es ist mehr Poesie in ihm als in Raupach, wenn auch weniger Weisheit und Bildung. Es fehlt in dem Stücke nicht an sogenannten schönen Stellen; doch die Haltung des Ganzen, der so sicher, so groß, so edel entworfene Hauptcharakter, der Gedanke endlich, daß der edle Geist an der Schlechtigkeit der Welt zu Grunde gehen müsse, um die Nachwelt durch ein Können der Erinnerung an ihn zu veredeln, ist uns mehr werth als einige wohlgelegene Redensarten. Der Verf. sei uns daher immer willkommen. In der Abhandlung: „Academie und Theater“, zeigt Willkomm wieder seinen unzufriedenen, reformistischen Sinn, doch in gezähmterer Weise als in der unglücklichen Vorrede. Der Abschnitt: „Dramatische Literatur“, bringt nichts als ziemlich veraltete Kritiken, unter welchen nur die über Palm's „Erlselbis“ sich einigermaßen bemerklich macht.*)

2. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Fr. Fr. Fr. Zweiter Jahrgang. Mit fünf Kupfern und einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 2 Hfte.

Wir können ohne Parteilichkeit unter den Jahreslieferungen dramatischer Erzeugnisse dem vorliegenden Taschenbuche nicht den ersten Rang streitig machen. Geist der Ordnung, Clarte und Geschmac haben seine Redaction bis jetzt geleitet und geben eine gute Bürgschaft für die Zukunft sowol wie für das Gelingen des Unternehmens.

Zuvörderst ziehen uns Immermann's „Erinnerungen“ an, die ein vollständiges Gemälde jenes unglücklichen Grabbe liefern, dessen einziger Sonnen Immermann war, ohne jedoch sein Freund zu sein — denn zwischen der Klarheit und der Verzerrung kann keine Freundschaft bestehen —, und der im selbstgeschaffenen Elend mehr verächtlich als bedauernswerth, mehr niedrig als selbstsam zu Grunde ging. Um des heiligen Namens der Kunst willen — man nenne doch solche Unglückliche nicht Dichter; man streife von den Jüngern Apollo's doch nicht so ganz allen Hauch des Ahtbaren und Ehrwürdigen ab! Ist es ein Wunder, daß unsere Zeit sich gegen die Poesie erkalte, wenn man ihr Leute wie Grabbe fortwährend als Helden der poetischen Existenz vorhält, Menschen, die im Rausche ein augenblicklich erhöhtes Leben finden und in ihm seltsame Dinge sprechen! Beim heiligen Namen der Kunst, entadeln wir die Poesie nicht auf diese Art! Das Thema ist lang und der Raum hier kurz; aber schöpfen wir aus Immermann's Wille von Grabbe die Überzeugung, daß Poesie mit Imbecillität nicht Hand in Hand geben könne, und daß zwischen der Dichtkunst und dem Wahnsinn ein Unterschied sei. Lassen wir es uns doch ja gesagt sein, daß der Poet der höhere Mensch sein soll, und daß die Poesie des Tollhauses nicht die ist, welche unsere Zeit veredeln und bessern kann.

„Die gefühlvolle Tante“, Lustspiel in vier Acten und einem Vorspiel von Albin, erscheint in der Anlage zwar etwas breiter, als nöthig wäre, und bedient sich des leidigen Mittels eines Verkleidung, ohne welche wenige deutsche Original-lustspiele bestehen zu können scheinen; indeß ist doch ein unge-

wöhnlich heiterer und breiter Wurf in dem Ganzen, und die Ausführung läßt es an erquicklicher Frische und Lebendigkeit nicht fehlen, wenn auch die Art und Weise, wie Freiherr von Emmerling von seiner Antipathie gegen Schauspielerinnen gehandelt wird, nicht neu und vorzüglich geistreich ist. In jedem deutschen Lustspiele begegnen dem Bühnenfreunde jedoch Unbegreiflichkeiten, und so ist es denn auch in diesem sonst lobwürdigen Stücke unbegreiflich, woher der Verf. die Nachricht genommen hat, daß man in Deutschland einen Mann von Stande mit Ew. Hochwohlgeboren anredet. Diese sinnlose Titulatur geht durch das ganze Stück, und selbst die feine, gebildete Atele nennt den Baron Emmerling Ew. Hochwohlgeboren! Wenn ein deutsch schreibender Ausländer einen solchen Verstoß machte, würden wir lächeln; wie aber ein deutscher Autor dazu kommt — vorausgesetzt, daß er nicht etwa taub geboren ist —, ist völlig unerklärlich.

„Die Leibrante“, Schwank in zwei Acten von G. A. v. Maltiz. Abgesehen davon, daß es für einen Fehler der Redaction gelten muß, zwei Stücke, die ein fast ganz gleiches Thema behandeln — denn auch hier ist die Ausöhnung mit dem Schauspielerstande der Hauptgedanke —, unvermittelt aneinander zu reihen, gehört „Die Leibrante“ wol zu den bedeutendsten Arbeiten des nun verstorbenen Maltiz, jenes selbstsamen Mannes, der à force d'écrire sich ohne allen Naturberuf zum Poeten geschrieben hat. Daß Maltiz nie wußte, was mit der poetischen Form anzufangen sei, zeigt sich in diesem Stücke deutlich. Ein Schwank in solchen Trochäen:

Steht es hier nicht abermals
Und mit vielen schönen Worten,
Wie der Better wiederum
Gar so herrlich, zum Entzücken
In der Residenz gespielt,
Und von allen, allen Leuten
Ist herausgerufen worden u. s. w.

oder:

Aber still — ich hör' den Vater!
N, so merk' ich, schon erwacht.

Ist einer Albernheit ähnlich. Der unselige Vers verdirbt den ganzen Spaß.

„Der Telegraph“, Lustspiel in einem Act, von Dr. Fr. Fr. Fr. macht viel mehr Apparat, als die Reinigkeit werth ist. Zu Anfang besonders weiß der Leser gar nicht, worauf all diese Zubereitung hinauslaufen soll, die kein Ende nimmt. Das Stück ist dabei sehr unklar gedacht und zeigt in Bezug auf Localität eine ungeübte Autorschaft. Etwas wirklich Lustiges, dem wir immer entgegensehen, ereignet sich zudem gar nicht.

Das Fragment: „Der Adept“ von Fr. Palm, hat nur bürgerlich-poetische Intentionen, und läßt den Verf. der „Erlselbis“ nicht wiedererkennen. Es ist in jedem Betracht ein unrefines Product, und wir wünschen nicht, daß der Autor das ganze Trauerspiel drucken lasse.

Die Krone der Sammlung ist „Der literarische Salon“, Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld, ein in jedem Betracht treffliches Stück des Meisters im Conversationsdrama. Die Erfindung ist ohne großen Aufwand von Geist, doch glücklich: ein Kunstenthusiast ohne Beruf wird geprellt und gepeilt, zwei Liebende werden beglückt, und die feile Journalistik, das kritische Unwesen werden ergötzlich ins Wisse gestellt und verspottet. Dabei zeigt das Stück Charaktere, wirkliche, lebhaft Charaktere, die man lieben kann, wie Luise und Mansfeld, oder lassen muß, wie Wendemann und Morgenroth. Kurz, es sind Menschen, die dies Stück vor uns auführen, und Bauernfeld ein Lustspielbildner. Sein Dialog ist ein Muster, an Feinheit der Gedanken steht er keinem lebenden Mitbewerber nach; an Wahrheit und Natur in Erfindung und Charakterbildung besieg er Alle, selbst Raupach nicht ausgenommen. Die Luise in diesem Stücke ist unter diesem Gesichtspunkte ein Meisterwerk, und da die Gestalt schön gedacht ist, so fließen ihr wie von selbst beständig die feinsten Gedanken zu. „Ein Mädchen“,

*) Wir kommen in einem der folgenden Artikel auf die neuere Literatur von Willkomm's „Jahresbücher“ zurück.

legt sie z. B., „dichtet höchstens, wenn sie keinen Liebhaber hat; lieben und dichten zugleich können nur die Männer.“

Die geschmackvolle Ausstattung des Taschenbuchs kann als Muster gelten, sie ist wie Bauernfeld's „Salon“.

(Der Beschuß folgt.)

Correspondenznachrichten aus München.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Ich nenne nicht alle Privatvereine, wenn ich außer dem Museum und Frohsinn, als den beiden geachtetsten und beschüttesten, noch folgenbe: die Harmonie, die Union, die Geselligkeit, die Zufriedenheit, den Bürgerverein, den Bürgerkranz, die Bürgertreue, das Kaufmannscasino, Aurora, Thalia und endlich das Universum namhaft mache, dessen Stiftung in den Anfang dieses Jahres fällt und wie die der übrigen die heitere Unterhaltung der Vereinsmitglieder bezweckt. Diese Gesellschaften haben entweder ihr eigenes Local oder sie versammeln sich in Gasthäusern. Concerte wechseln mit theatralischen Vorstellungen und Bällen ab, und daß diese letztern in der jetzigen Carnevalszeit gar nicht abreißen, mag sich Derjenige leicht denken, welcher die unüberwindliche Langlust der Münchner und Münchnerinnen kennt. Es ist jedoch Sitte, daß die Letztern vor ihrem sechzigsten Jahre keine öffentlichen Bälle besuchen. So zieht sich der Carneval auch hier immer mehr aus der Öffentlichkeit in abgeschlossener Kreise zurück; es gibt nur noch ein abonniertes Festschmückungsvergnügen. Die bis jetzt hier stattgefundenen Maskenbälle waren leer von Masken; die charakterlose Zeit scheut charakteristisches Costum; kaum daß man sich einen Domino umhängt. Die Maskenzüge, welche sonst in unbeschränkter Fröhlichkeit von Gasthaus zu Gasthaus durch die Straßen der Stadt wanderten, sind verschwunden, und nur selten noch verirren sich einzelne Masken in abgelegene Bierstuben; ja, selbst diese letztern fangen sogar hin und wieder an, ihre abgeschlossenen musikalischen und maskirten Abendbelustigungen zu haben. Es fehlte nur noch, daß man auch in den literarischen Vereinen Bier verabreichte. Ohne dasselbe kann man nun einmal hier nicht leben, ich selbst kaum, obgleich ich kein geborener Biertrinker bin. Wenn man bei dem Fenster eines Handwerkmannes vorbeigeht, so wird man gewiß den Bierkrug darauf stehen sehen. Ich denke dann jedes Mal an das Hogarth'sche Bild, wo der Faule neben seiner Bierkanne am Beckstuhl eingeschlafen ist, während der Andere fleißig sein Schifflein schwingt. Freilich weiß man sich dann auch zu begnügen; man macht weder große Ansprüche noch große Sprünge und hat Ruhe genug, um beim Alten zu verbleiben. Einzelne Aden haben von außen eine schönere Bekleidung empfangen, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer; die öffentlichen Gaststuben sehen verträumt genug aus, das Pflaster bleibt schlecht, die Beleuchtung bessert sich nicht, wiewol der Hofbrunnenmeister Fes bereits die glücklichsten Versuche gemacht hat, aus der einheimischen Braunkohle Leuchtgas zu erzeugen; die Hunde laufen nach wie vor Tag und Nacht auf allen Straßen und Wegen umher, und man kann in der That kaum einen Schritt vorwärts thun, ohne über einen zu stolpern. Die hiesigen Hunde sind so feig, daß sie sich selbst voreinander fürchten und davonlaufen, obgleich sie während genug aussehen und laut genug bellen. Ich traue ihnen nicht; wäre ich aber Kynolog, ich machte meine Studien in München, denn man findet hier alle Rassen und von jeder Race gewiß ein edles Exemplar.

Hier wie anderwärts gibt es eine dunkle Partei, die vor dem Fortschritte der Zeit oder vielmehr vor ihrer eignen Schwäche fortwährend auf der Flucht begriffen ist. Sie klammert sich an die Vergangenheit an, die sich freilich auch ohne Buchdrucker und Buchhändler entwickelt hat, und hält fest am alten Glauben und der alten Weise des materiellen Gnuß und Berechnens der Menschen. Sie sieht allerdings kein Ende voraus, wenn sich unser Geschlecht so kopfschüttelt, wie es geschieht, in das Fort-

schreiten der Industrie und Eisenbahnen wirft, und fürchtet, zur Zeit der Gefahr die vorwärtsstürmende Locomotive nicht rasch genug anhalten zu können. Es bangt ihnen vor dem Fiegel auf dem Dache, vor dem Blumenapf auf dem Fensterbrette, die doch unglücklichweise herabfallen könnten, wenn sie unten vorübergehen. Aber sie begnügen sich nicht an ihrer eignen Furcht, sie machen auch Andern weis, man würde nicht Kraft genug haben, das Schiff zu lenken und zu lenken und die brausenden Bogen zu überwindigen, wenn man einmal so fest gewesen sei, die vollen Anker zu lichten und alle Segel fröhlich schwellen zu lassen. Und doch, was hat man wol Anderes zu thun, als zum eignen und gemeinsamen Besten das Brauchbare von Dem zu benutzen, was der thörichte Mensch vielleicht zu seinem Verderben Bewegendes und Bewegliches erachtet und erfunden hat. Aber man fürchtet sich vor der Unhaltbarkeit seines eignen religiösen Glaubens und sittlichen Willens, wie die alten Mönche und Eremiten, welche die Welt flohen, um vor Verführung sicher zu sein, und bildet sich für Glauben, Leben und Lehre sein unschuldares Schemq, wozu das Mittelalter seine Formen hergeben muß. Phantome sind der Gegenstand solcher Verehrung; man lebt vom Gebete in mehr als einer Hinsicht, denn auch der Ehrgeiz gehdrt zu unsern Bedürfnissen, und Amler sind ein erstrebenswerthes Gut. Man hat aus der Ferne die Wiederherstellung vieler aufgehobenen Klöster und die theilweise Übertragung des Jngendunterrichts an den Franziskanerorden nicht ohne Besorgniß mit angesehen, obwol man wußte, daß man zunächst nur das kleinste von zwei Uebeln gewählt hatte; denn die zur Errichtung jener Klöster ausgenommenen Summen sollten zurückgegeben werden. Aber das kleinste Uebel ist nicht immer das unschuldigste und unwirksamste; man hatte Basiliken in sein Nest aufgenommen. König Mar sträubte sich lange dagegen, denn er wußte, woran er war. Je entschiedener aber sich die letzten Stände gegen die weitere Ausdehnung des Klosterwesens erklärten, desto bereitwilliger zeigte sich König Ludwig, seinen Privatcap zu diesem Zwecke zu öffnen. Das Frauenkloster am Chiemsee und das Kloster zu Scheiren sind jüngst mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit unterstützt worden. Die in dieser Streitfrage unterlegene Partei concentrirte seitdem ihre Kräfte, um sie zugleich desto wirksamer nach mehreren Seiten hin auszudehnen.

Ein Blick auf ihre früheren Bestrebungen erinnert uns an die Entlassung Oken's, dem man es nicht vergehen konnte, daß er den Menschen aus dem Schlamm des Meeres entstehen ließ, und an Hallmerayer, der seine Vorlesungen einstellen mußte, weil er auf wissenschaftlichem Wege zu beweisen suchte, daß slawisches Blut in den Adern der Reugriechen fließe, sowie an Böhl, den man quiescirte, weil er an der Unfehlbarkeit des menschlichen Verstandes zweifelte. Wenn die hiesigen Franziskaner jetzt ihre Schüler mit Amuletten und Scapulierren beschenken, so geschieht dies vorzüglich erst seit einiger Zeit, seitdem der romanisirende Graf v. Reischach, der gegenwärtig als Bischof von Eichstädt auch in weitem Umkreise mächtig wirkt, in ihrer Mitte verweilte. Die kölnische Angelegenheit scheint den Wechsel in der Redaction der „Münchener politischen Zeitung“ hervorgerufen zu haben. An die Stelle des Ministerialraths Häcker, der unter Wallerstein die Redaction führte, trat Dr. Böfser, hier und da bekannt als Verfasser einer „Geschichte der englischen Civiliste“, der Frucht seiner Bibliothekstudien in Göttingen. Ein Besuch in Rom gab seiner religiösen Ansicht die Richtung, welche er jetzt als Redacteur der genannten Zeitung verfolgt. In gleichem Streben wirksam schlossen sich ihm Ringels, Joseph und Guido Görrer, Döllinger, May, Müller, Phillips und der geistliche Rath Hauber an. Außer ihnen bezeichnet man auch den Domprobst Dttl als Mitarbeiter. Derselbe war eine Zeit lang Lehrer des jetzigen Königs von Griechenland, bei dessen Abgange von hier er die „Monita paterna Maximiliani aucti“ ins Deutsche übersezte. Von Ringels, dem eifrigen Verfechter des Klosterwesens, ist bekannt, daß er noch vor wenigen Jahren, ja, während er sich noch in Rom aufhielt, ein

erklärter Feind desselben war — ein enthusiastischer Mann, der die Extreme liebt und wie die Jugend gern vom Schwarzen aufs Weiße überspringt. Die öffentliche Anzeige von G. Görres, worin er jede für ihn gefährliche briefliche Verbindung mit dem Erzbischof von Köln von sich wies und den Lesern bedauerte, wenn er etwa selbstwegen säße, hat das hiesige „Tagesblatt“ mit dem wohlverdienten Titel: „Ungeheure Ironie!“ dem Publicum mitgetheilt. Diese bündige Kritik ist noch viel zu milde.

Wenn die „Münchener politische Zeitung“ aufgehört hat, ein officieles Blatt zu sein, insofern sie nicht mehr, wie zur Zeit Wallerstein's, auf Kosten des Ministeriums, sondern auf Rechnung der Eigenthümerin Wolf erscheint, so hat sie doch nicht aufgehört, das entschiedene Organ der weniger unter dem Volk als im Kreise der einflussreichern Staatsdiener herrschenden Grundsätze und Ansichten zu sein. Auch sind sämtliche Behörden gehalten, das Blatt aus der Regie anzuschaffen. Dies kann sich jetzt sogar noch freier rühren, obgleich seine schwerfällige Sophistik dem unverfrohenen Volkverstande immerhin unverständlich und dem tiefer gebildeten und aufgeklärten Geiste stets ungenießbar bleiben wird. Die von Dr. Wolf und Dr. Lindner redigirte „Bairische Nationalzeitung“ schließt sich derselben Richtung aufs bestimmteste an, und schon vielfach hat die „Neue Würzburger Zeitung“ ihren Beifall über den Redactionswechsel laut werden lassen. Daß man sich von persönlichen Angriffen frei erhält, ist ein Ruhm, der nichts zu bedeuten hat, wenn man die Ehre selbst zur Wahrheit umstempelt und den Verstand zur Unannehmung der Vernunft mißbraucht. Der beschränkten Lehrfreiheit ist es zuzuschreiben, wenn die Anstellung eines Privatdocenten an der hiesigen Hochschule zu den seltensten Ausnahmen gehört; auch ist sie unfreier einer frei und vielseitig sich entwickelnden Wissenschaftlichkeit und geistigen Regsamkeit überaus hinderlich. Dr. Höpfer hat aber ganz neuerlich als Privatdocent die Erlaubnis erlangt, geschichtliche Vorträge zu halten, und tritt sonach als Nebenbuhler von Görres auf, der, dem Einflusse seiner bekannten Religionsansicht hingegeben, die Geschichte nach einem und demselben Schema in eine Menge geistreicher Parallelen, Antithesen und Paradoxen zerlegt. Ihnen könnte Neumann, der Synakandide, der auch allgemeine Geographie und Geschichte liebt, sowie A. Buchner, der lichtvolle und unparteiische Geschichtsschreiber des Vaterlandes, allenfalls das Gleichgewicht halten, wenn der Vortrag des Erstern durch Geist und Feuer belebt wäre und der Letztere sich nicht durch die obwaltenden Verhältnisse gefesselt sähe. Dies scheint der Grund zu sein, warum er seine treffliche „Bairische Geschichte“ nicht weiter fortsetzt. In den eigentlichen Facultätswissenschaften sind die tüchtigsten Männer wirksam, wiewol man eben nicht leugnen kann, daß sowohl die theologische wie die staatswirtschaftliche Lehre unter dem bestimmenden Einflusse localer Einrichtungen und Verhältnisse steht. In staatswirtschaftlicher Beziehung hat sich namentlich Herrmann bereits europäischen Ruf erworben. Unbedeutend ist die Pflege und Theilnahme, die man den allgemeinen Wissenschaften und namentlich der schönen Literatur widmet. Als Thierisch nach seiner Rückkehr aus Griechenland seine Vorlesungen über dieses Land in urkundlicher, archäologischer und geschichtlicher Beziehung ankündigte, unterschrieben sich nur acht Zuhörer. Über Archäologie liest er wegen Mangel an Theilnahme aus freiem Antriebe gar nicht mehr, er müßte denn, wie dies voriges Jahr von den hier anwesenden Griechen geschah, besonders darum angegangen werden. Schelling's und Schubert's Vorlesungen gehören noch immer mit zu den besuchtesten. Schelling soll bereits mit einer bekannten Buchhandlung wegen des Verlags seiner sämtlichen Werke unterhandelt haben; jedenfalls würden sie aber erst nach seinem Tode erscheinen. Schubert deutet hier und da, in den „Gelehrten Anzeigen“ wie in seinen Vorlesungen, seine Reiseerfahrungen nach und nach aus; man erwartet von ihm nächstens einen vollständigen Reisebericht. Er scheint nicht ohne Einfluß auf den Reiseplan des Herzogs Max gewesen zu sein, ja noch ehe von diesem letztern

die Rede war, sprach man hier in den höhern Circeln viel von einem ähnlichen Unternehmen des Kronprinzen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der berühmte sogenannte Hymnus: „Stabat mater dolorosa“, dessen Abfassung frühzeitig Minoriten und Predigermonche sich gegenseitig streitig machten, wird bis jetzt ziemlich allgemein dem Franziskaner Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacopone da Todi genannt, gest. 1306, beigelegt und zwar aus dem einzigen Grunde, weil diese Angabe bei Lucas Wadding, dem Annalisten des Franziskanerordens, sich findet. Im Betracht nun, daß vor Wadding der Verf. dieses Hymnus ganz ungenannt bleibt, oder ganz andere Namen angegeben werden; im Betracht ferner der vorauszusetzenden, auch allgemein bekannten Parteilichkeit Wadding's für seinen Orden, verdient es gewiß volle Beachtung, daß dieser Hymnus in einem Codex auf der Universitätsbibliothek zu Utrecht unter den Werken des Bernhard von Clairvaux aufgeführt wird, dessen Geist diese Dichtung so ganz athmet.

In dem Archive zu Dijon in Frankreich sind unlängst durch den dormaligen Conservator, Mailard de Chambure, für die Geschichte der Templer nicht unwichtige handschriftliche Documente und Nachrichten in drei Bänden aufgefunden worden, die man bisher nicht gekannt hat und zum Theil für verloren erachtete. Der eine Band enthält die militairischen Reglements der Templer, die 1128 auf dem Concil zu Troyes approbirt wurden; die beiden andern Bände enthalten Rechnungen, von den Juden geführt, die sich beim letzten Kreuzzuge zur Lieferung der Lebensmittel und Kleidungsstücke verbindlich gemacht hatten.

17.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht
in drei Gesängen.

Von
Ernst Schulze.

Sechste Auflage.

Ausgabe ohne Kupfer. 8. Geh. 1 Thlr.
Ausgabe mit 7 Kupfern. 8. Geh. 2 Thlr.
Prachtausgabe auf Velinpapier mit 7 Kupfern.
Gr. 8. Elegant geb. 2 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage erschien ferner von Ernst Schulze:
Sämmtliche poetische Werke. Vier Bände.
Neue Auflage. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern.
8 Thlr. Prachtausgabe 18 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Zwei Bände. Neue Auflage. 8. 3 Thlr.
Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe 9 Thlr.
Mythe. Ein griechisches Märchen. 8. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brodhans.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1837.

Erster Artikel.

(Beschluss aus Nr. 58.)

3. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubig. Siebzehnter Jahrgang für 1838. Berlin, Verlagsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

In der physischen wie in der Kunstwelt hat, wer lange lebt, in der Regel gut gelebt; das „Jahrbuch“ aber ist jetzt der Altersprimas unter den dramatischen Jahreserscheinungen. In der That verdanken wir dieser Sammlung seit ihrem Bestehen manche werthvolle Gabe, und mancher versprechende Erstling hat durch ihre Verbreitung das spätere Glück seines Autors gemacht. Wir erwähnen unter solchen nur Töpfer's und Albin's. Von dem Letztern begegnet uns hier zunächst die ganz gefällige Posse: „Der General-Hof-Schneider“ in zwei Acten, originell von Erfindung und auf jeder Bühne gewiß von natürlicher Wirkung. Das Stück ist, was eine Posse nur immer sein kann, ja, was sie sein soll, der Sieg des Barock über den Ernst einer bedenklichen Situation, an deren tragischem Ausgang wir von vorn herein nicht glauben. In diesen Bedingungen ist der „General-Hof-Schneider“ weit mehr eine belustigende Arbeit als die dreiactige „Zeitungsbraut“ von Ferd. Polm, welche durch das Bemühen um Sittenzeichnung aus dem Gebiete der Posse in das der Komödie übergeht. Die Posse kann es nur mit einer Situation zu thun haben, und in diesem Stücke, einer Abschattung der „Deutschen Kleinfährter“, ist die lächerliche Seite in den Sitten und nicht in der Situation zu suchen. „Die Zeitungsbraut“ macht sich jedoch als Lustspiel geltend, und der Verf. hat seinen Rozebug nicht ohne Nutzen studirt.

Als ein ganz vorzügliches Lustspiel, besonders in der Darstellung bestimmter Seelen- und Charakteranlagen, zeigt sich Eduard Devrient's „Sunst des Augenblicks“, ein Stück, dem vielleicht der Preis unter den diesjährigen Conversationsstücken gebührt. Die schwere Aufgabe, einen Mann in Amt und Würden in schülerhafter Undeuligkeit vor einem geliebten weiblichen Wesen zu zeichnen, und doch so, daß er nicht Mitleid, sondern Wohlwollen, Lächeln, aber nicht Spott erregt, diese schwierige Aufgabe ist vortrefflich gelöst. Der Held wie der Verf. gewinnen mit jeder Scene in unserer Achtung, und während wir uns an des Letztern Laune erfreuen, ahnen wir die endliche Belohnung wahren Werthes und seinen Triumph über den nachgemachten. Das Stück hat eine so ernste Seite, wie sie das wahre Lustspiel haben und verbergen soll, und dennoch endet jeder Auftritt darin mit einer echt komischen Wirkung. Höchst originell ist außer den beiden Hauptcharakteren auch der des Duke's Baal ergriffen, zum wahren Beweis, wie die deutschen Lustspielcharaktere noch ganz und gar nicht erschöpft, sondern im Gegentheil an unerhobenen Schätzen noch sehr reich sind; denn im Gegensatz zu den gewöhnlichen Lustspielkonkeln will Baal auf komische Art durchaus nicht das

Ansehen haben, die Wahl seiner Richte zwischen zwei Liebhabern auch nur im geringsten zu bestimmen. Das treffliche Stück eilt von Überraschung zu Überraschung zu einem ebenso neuen als musterhaften Schluß und gehört unzweifelhaft zu den besten Arbeiten dieses Fachs. Wir wissen dem Verf. fast nichts zu wünschen, als Glück, Glück in der Wahl seiner Stoffe; der Sprache und der Kunstbedingungen ist er vollkommen Herr.

„Die alte und die junge Gräfin“, Lustspiel in drei Aufzügen von Kaupach, leidet wie manche Arbeit dieses Dramaturgen an einem Überfluß von Dialektik und zeigt viel weniger den Lebensbeobachter als den Professor. Affectische und kritische Spitzfindigkeiten nehmen den Raum ein, der der Laune und Lebensfärbung zukommt, und der Wiß hat Ähnlichkeit mit der Art desselben, die man zuweilen von den Rathbern herab vernimmt. Dennoch ist auch in diesem Stück, das wir nicht zu den gelungenen rechnen, etwas von Kaupach's Meisterschaft niedergelegt, und die Art und Weise, wie eine junge Dame, die etwas zu viel Vertrauen zu ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit hat, bestraft wird, zieht uns an und befriedigt. Das Stück ist für ein Lustspiel zu ernst und sollte bei dem gänzlichen Mangel der vis comica in den Situationen eher ein Schauspiel heißen.

Die vieractige Posse der Madame Birch-Pfeiffer: „Die Engländer in Paris“, kann erstens wol kaum ein Original heißen und ist zweitens ganz so albern, wie Birch-Pfeiffer'sche Stücke gewöhnlich sind; indessen wird der Zuschauer doch über den langen Lorb, seine verrückte Gemahlin und ihren dummen Neffen wahrscheinlich lachen müssen. Unsern Lesern aber ist, so hoffen wir, der Unterschied bekannt, der zwischen dem Lachen der Menge und dem Lächeln des Kenners waltet. Der Schwank: „Die Haushälterin“, in einem Act, ist nichts, nicht einmal eine lächerliche Situation, da der Scherz, eine reisende Haushälterin für einen Dragoner zu nehmen, weder motivirt noch wahrscheinlich gemacht ist. Und so ist bona mixta malis denn die Devise des diesjährigen Jahrbuchs so gut wie aller menschlichen Dinge.

4. Jäheliche Beiträge für die deutsche Bühne, von M. Tennell. Gotha, Benige. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Ist dies ein erster, oder ein wievielter Jahrgang — wir wissen es nicht. Der Verf. aber ist kein übler Bearbeiter französischer Originale, die er sich ausschließlich zu wählen scheint. Alfred de Vigny's Tragödie: „Die Marchallin von Ancree“, phantastisch, historisch untreu, willkürlich und übertrieben in den Motiven und Charakteren wie alle Arbeiten dieser Schule, macht hier als tragisches Zeitgemälde in fünf Acten den Anfang. Wie sich ein französisches Zeitgemälde bilden könne, ohne daß der König oder der Regent darin erscheint, ist uns nicht klar, da wir glauben, daß Fürst und Zeit in Frankreich immer eins gewesen sei und immer sein werde. Das Stück ist auf lauter Liebesintrigue gleich einer Oper gegründet; die Marchallin liebt Borgia, der Marchall liebt Borgias Frau, und diese lieben jene — was kann daraus anders

entstehen als eine Tragödie? Dies Alles begibt sich natürlich in einer gewissen Zeit, und so ist nach der Meinung des Franzosen die Zeittragödie fertig. Der deutsche Bearbeiter aber hätte fühlen sollen, daß die Zeit — its form and pressure — ihre Gestalt und ihre Interessen hier für nichts sind, oder doch, daß Alles ohne Studien, wild, blind und willkürlich darin durcheinandergeworfen erscheint. Die Annäherung an das Schafot hat für die Marschallin die Wirkung, daß sie plötzlich aus dem iambischen Rhythmus in den trochäischen verfällt. Diese unvorbereitete und lächerliche Veränderung soll uns wahrscheinlich auf etwas Schreckliches präpariren, denn Trochäen lassen sich ohne Schrecknisse gar nicht denken. Die Sache macht ungefähr den Effect, wie wenn uns ein Glas Wasser auf den erhitzten Scheitel fällt. Auf eine weitere Vergliederung der Zeittragödie können wir uns aus doppeltem Mitleid, mit dem Stück und mit dem Leser, nicht einlassen. „Die Damen unter sich“, nach Dupaty, gefallen uns viel besser, obgleich der Schwanke doch angenehmer zum Sehen als zum Lesen sein mag.

Wir haben es zwar längst gewußt, daß Frankreich mehr als einmal seit König Ludwig von den schönen Augen einer Gouvernante regiert worden ist; indeffen macht es uns doch Vergnügen, genau zu sehen, wie dies geschieht. Das Lustspiel: „Wer regiert, oder die Rückwirkungen“, zeigt uns dies deutlich. Solche Paulinen v. Pons sind die starke Seite der französischen Dramaturgie und die starke Seite der Mademoiselle Mars; solche kleine Kometten, die die Kunst besitzen, für reine Wesen und für naiv zu gelten, producirt nur Frankreich, und nur eine Französin stellt sie dar. Deutschland begreift diese Wesen nicht, nachdem Kobene's Inoculation einer Gurli von dem natürlich gefunden Blute der Deutschen wieder ausgestoßen worden ist. Zwischen uns ist das Bild doch gefällig und anziehend, und wir sehen es gern, daß die kleine, arme und liebenswürdige Pauline die großen Herren, Soubise und Bermoneton, nach ihrer Pfeife tanzen läßt, wenn auch Frankreich dadurch einen Krieg auf den Hals und in Paulinens Geliebten einen Edelmann und chargé d'affaires mehr erhält. Die Diction in allen drei Dramen ist rein und fließend.

5. Dramatisches Vergismeinicht. Von Th. Hell. Fünfzehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1838. 8. 1 Thlr.

Wir sehen das „Dramatische Vergismeinicht“ nun schon seit einem halben Menschenalter jedes Jahr mit consequenter Wahl verwandte Sujets darbringen und Neutigkeiten der Porte St.-Martin der deutschen Literatur einverleiben. Die Consequenz hat immer Recht, und da die Übersetzungen gut und die Stücke wenigstens nie geschmackwidrig, wenn auch selten kunstgerecht sind, so wird diese Jahresgabe stets gern empfangen. „Der nächtliche Dämon“, Lustspiel in zwei Acten von einem ungenannten Verf., fällt die erste Hälfte des Bändchens. Der Titel würde besser wiederzugeben gewesen sein. Der Herzog ist ein so lieber und guter Nachtgeist, daß wir ihm lieber diesen Namen als den eines Dämons gegeben hätten, der im Deutschen immer an etwas Böses, Finsternes und Schwarzes erinnert. Gibt man einmal die nöthige Dosis von Simplicität zu, die für ein Hoffraulein dazu gehört, an Gespenster zu glauben, so ist das Stück gut zu erfinden. Gut stylisirt, gut im Dialog, und gut in seiner scenischen Föhrung ist es jedenfalls; auch sind die Motive des Geheimnisses ausreichend, und dem Stück fehlt nichts als die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses. Das zweite Drama: „Clementines Geheimniß“, in zwei Acten nach Laflotte und Desnoyer, gibt die Fortsetzung jenes rührenden und etwas hyperfentimentalen Schauspiels, das theils als „Clementine“, theils als „Gabrielle“, auf vielen deutschen Bühnen Posto gefaßt hat. Der Hr. Graf, welcher seiner geliebten Clementine das Augenlicht gegeben hat, ist der wieder Erblindeten untreu geworden, und das edle Weib löst die daraus entstehende Wirrsal durch Bergichteistung und Ehelicheit. Wir finden es grausam, die Sache zu dieser Extremität zu führen, und hätten gewünscht, die Verf. hätten ihrer Hand von einem Thema abgelassen, das erschöpft war, das ihnen Geld und Ehre

genug eingetragen hat und das durch diese Fortsetzung auf keine Art gewinnen konnte. Inbezug ist die Verwickelung anziehend genug und der dramatische Effect entsprechend. Die Übersetzung verdient wie immer Lob.

6. Berliner Theater Almanach auf das Jahr 1838. Herausgegeben von A. Gosmar. Dritter Jahrgang. Berlin, Bode. 1838. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Der ewige Wettstreit zwischen Ideal und Leben, welchen B. Hoder in dem wohlverfäestigten Spiel: „Poesie und Prosa“, malt, kann zwar kaum für einen dramatischen Stoff gelten und in seiner lyrischen Auffassung nie ein Drama bilden; er gibt jedoch ein freundliches Vorspiel ab und zeigt einen Kunstgewandten und ideenreichen Geist. Das schließende Schlagwort:

Uns mag der Sinn für alles Irdische bleiben,

Nur sei's ein Sinn, der nie dem Irdischen gleicht

darf, wohl verstanden, sogar für echt poetisch gelten und soll dem Dichter vor allen Andern Gesetz und Norm sein. Die „Theater Almanachen“, nach dem Französischen von Gosmar, sind in einem Act offenbar zu kurz und fragmentarisch dargestellt; denn mit diesem Gegenstande läßt sich für zehn Komödien ausreichen. Die einzige Saite, welche hier allein angeschlagen wird, hat einen guten Klang, wenn auch einen durchaus französischen: Doppelliebe nämlich, Zorn und Veröhnung, Alles ohne Grund. Über Melodramen wie „Der Stumme von Ingouville“, von Fr. Genée, in zwei Acten, ist durchaus nichts zu sagen; solche Sachen sprechen sich selbst von aller Regel los und die Kritik hat bei ihnen nur stummes Zusehen. In der „Schicksalspalette“, nach einer Spinbler'schen Erzählung von Leopold Bartsch, ist so wenig Geist mit verbatten, daß sie unmöglich davon einen Geschmack haben kann; indeß ist doch einiger Spas dabei, obgleich in homöopathischer Dosis. „Der schöne Narcis“, von Karl Blum, war einst diejenige Albernheit, in der Potier sich hervorthat; man sollte die Bagatelle nicht beurtheilen, wenn man nicht eine Erinnerung an den Danaidenvater Potier hat, der selbst den Unfian so einzurahmen mußte, daß ein verständiger Mann ohne Schamröthe darüber lachen konnte. „Phlegma siegt, oder das Messer des Virginius“, Pöste in einem Act von Albini, hat den „Antiquario“ des Goldoni einigermaßen in sich aufgenommen, und da wir das Original gern haben, so wollen wir mit der Copie nicht rechten. „Der Gefangene wider Willen“, von A. Gosmar, löst die dramatische Aufgabe, ein Stück aus einer Person — die Andern sprechen außerhalb der Scene — bestehen zu lassen. Der Gedanke ist gut und macht seine Wirkung. Der ganze Sammlungs Motto jedoch ist: Multa sed non multum.*)

Correspondenznachrichten aus München.

(Schluß aus Nr. 58.)

Wer von den Studenten seine Ruhestunden nicht im Bierhause zubringt, oder sich nicht grade mit den nöthigen Brodstudien beschäftigen muß, liest höchstens ascetische und erbauliche Schriften, ähnlich wie sie von den Reclitarristen in Wien ausgetrieben werden; die anderweitige Lecture ist höchst unbedeutend. Auch klagt man gegenwärtig im Allgemeinen sehr über den Verfall des ernsten, mehr auf die Wissenschaft gerichteten Communalnullebens, dessen anregenden und belebenden Mittelpunkt besonders Wien bildete, so lange er als Lehrer an der hiesigen Hochschule thätig war. Mit ihm ist der heitere, wissenschaftliche Geist fast ganz aus den Vereinigungen der Studenten verschwunden. Kartenspiel und Biertrug heißt jetzt die Besorgung der meisten.

Für die technischen Wissenschaften, für vaterländische Gesammtebung, Statistik und Geschichte sind in Baiern von jeher

*) Den zweiten Artikel theilen wir im Monat April mit.

die ausgezeichnetsten Kräfte wirksam gewesen. Man beeifert sich, das Gedächtniß des ehemaligen bairischen Staatskanzlers von Kreittmayr, berührt durch seine Anmerkungen zu dem bairischen Gesetzbuche, zu ehren, und sammelt Beiträge zu einem Denkmal, welches ihm auf dem Plage zwischen der Ludwigskirche und dem neuen Bibliotheksgebäude errichtet werden soll. Wer kennt nicht die Namen der Geschichtsschreiber Westenrieder, Mannert und Hornayr? Und gewiß können sich nur wenige Staaten einer so reichen Quellensammlung für die Landesgeschichte rühmen, als Baiern in seinen „*Monumentis Boicis*“ besitzt, deren Herausgabe der Akademie der Wissenschaften zur Pflicht gemacht, aber bis jetzt noch nicht beendet ist. Diese merkwürdige Urkundensammlung zählt bereits einige 30 Bände. Ihre Redaction, früher von dem verstorbenen Westenrieder geleitet, ruht jetzt in den Händen des königlichen Archivdirectors Freiherrn von Freyberg, bekannt durch eine pragmatische Geschichte der bairischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung. Hornayr, von dem 1830 eine Schrift über diese „*Monumenta*“ erschien, bemühte sich nicht ohne Erfolg, in die Wahl der Urkunden größere Strenge wie in ihre Anordnung Klarere Übersichtlichkeit zu bringen. Der Urkundenschatz der bairischen Stadt- und Klosterarchive ist unerschöpflich. Ihn so viel als möglich ausbeuten zu helfen, darauf hauptsächlich ist auch der Zweck der sogenannten historischen Vereine gerichtet, die sich in den verschiedenen Landesprovinzen, bis auf Oberbairern, schon seit längerer Zeit gebildet hatten. Jetzt ist nun auch für Oberbairern ein solcher Verein hier in München zusammengetreten, mit dem Grafen v. Seinsheim und Freiherrn v. Zu Rhein an der Spitze, während Thiersch, Ferschel und der rechtskundige Magistratsrath Klausner zu Secretairen ernannt sind. Es ist Jedem erlaubt, mit gelehrten Schriftstellerischen Arbeiten beizutreten; wer den ärmlichen Beitrag von einem Kronenthaler zahlt, wird ordentliches Mitglied; der Druck der Denkschriften des Vereins soll von dem auf diese Weise allmählig sich bildenden Fonds bestritten werden. Ich zweifle, ob sich so der Zweck erreichen lassen möchte. Der historische Verein des Regattkreises hat bis jetzt die ausgezeichnetsten Resultate geliefert. Den Bemühungen seines Vorstandes, des Hrn. v. Bang, verdankt die vaterländische Geschichte die in ihrer Art classischen „*Regesta sive rerum Boicarum autographa*“ (Bd. 1—3, München 1822—25). Für diesen Literaturzweig herrscht in Baiern eine gebiegene, musstergültige Richtung. Ebenso hat die allgemeine Baukunde mit ihren verschiedenartigsten Abzweigungen von hiesigen Architekten die gründlichste Behandlung erfahren, und ich darf nur die Namen von Wiebeking, Pechmann und Gärtner nennen, um daran zu erinnern, was auch in wissenschaftlicher Hinsicht für das Land- und Wasser- und Stadtbauwesen geleistet worden ist. Von Wiebeking, dem gelehrten Verf. der in sieben Quartbänden mit 260 Kupfern erschienenen „*Architecture civile théorique et pratique*“, ist jetzt abermals ein großes umfangreiches Werk über sämtliche in Italien vorhandene Kunstbauten angekündigt. Von Speth, dem freundlichen, kunstbegeisterten Kanonikus, haben wir endlich auch den vierten Theil seines Werks: „*Die Kunst in Italien*“, zu erwarten, das wegen seiner umfassenden Vollständigkeit und Genauigkeit in den Angaben bei den Reisenden sehr geschätzt ist. Das Verzeichniß der Gemälde der Pinakothek von dem Director v. Dillis, welches den Freunden der Kunst manche noch dunkle Stelle der Galerie aufhellen wird, schreitet seiner Vollenbung entgegen. Unterdeß müssen noch der alte, unvollständige Katalog, der treffliche „*Wegweiser durch München*“ von Schilt und der in mancher Hinsicht ergänzende, aber im Ganzen etwas leicht gearbeitete von C. Förster nachdrücklich anhelfen. Geschwägigkeit, gepaart mit dem offenbaren Mangel an Kunsturtheil, findet sich in den „*Studien aus der hiesigen Pinakothek*“, von einem gewissen John Kassinger, das wahrscheinlich ein angenommener Name ist. Sie beginnen mit einer Apotheose Kants, des Baumkessers der Pinakothek, und endigen mit der Apotheose eines hiesigen Schauspielers, während mittendrin sich die ganze

Langweiligkeit eines wüsten Geschwäges über Rubens, den niederländischen Malerfürsten, hinzieht, das demselben den Ruhm eines Künstlers streitig zu machen sucht.

Die poetische Literatur Münchens gedachte ich mir für meine nächste Mittheilung aufzusparen, aber ich fühle mich gedrungen, einer Erscheinung zu erwähnen, die jedoch, genauer betrachtet, München weniger eigenthümlich angehört. Sie wissen, daß H. Stieglitz hier heimisch geworden ist. Von seinen langen Wanderungen durch das südbairische Gebirg erst gegen Ende Novembers zurückgekehrt, hat er sich mit jugendlich dichterischer Lust auf die Vervollständigung, Abrundung und Ausglättung seines kolossalen „*Grufes an Berlin*“ geworfen, den er anfänglich als dritten Theil seiner „*Stimmen aus der Ferne*“ zugleich mit diesen herauszugeben beabsichtigte, jetzt aber als ein selbständiges Werkchen für sich erscheinen lassen wird. Dieses umfangreiche, durch den buntesten, aber nicht einheitlichen Wechsel von Personen und Zuständen mannichfach belebte Gedicht ist vollkommen geeignet, die Aufmerksamkeit, vorzüglich des norddeutschen Publicums, auf sich zu ziehen. Auf das feinste nuancirt, sehen wir hier das Gesamtleben Berlins nach allen seinen Richtungen und Verzweigungen lebendig veranschaulicht vor unsere Seele und mit verwandten Erscheinungen anderer Städte, namentlich Münchens, bald leiser, bald stärker in Berührung treten. Die literarischen und künstlerischen Berühmtheiten Deutschlands ragen, gleich den Granitfelsen des Urgebirgs, als Höhenpunkt aus dem Ganzen hervor und bilden so die gebiegene Grundlage, an welche sich die untergeordneten Persönlichkeiten in den natürlichsten Übergängen anreihen. Das Gefühl zartester Pietät hat unverkennbar die Feder des Dichters geleitet, aber dieser Anhauch sentimentalen Ernstes thut dem leichten, spielenden Humor keinen Abbruch, der das Ganze überweht, aber überall den Grundfaden eines großen Schmerzes durchblicken läßt, der das Ende mit dem Anfange auf das innigste zusammenknüpft. Der Dichter hat Gelegenheit gehabt, sein Gedicht in einigen gebildeten Circeln vorzulesen, und hier stets den lebhaftesten Anklang gefunden.

Schließlich erwähne ich noch zweier Ereignisse, die für den geistigen Bildungsstandpunkt Münchens bezeichnend sind, indem sie gewiß nur da vorkommen können, wo die Literatur noch auf einer untergeordneten Stufe steht und keine Journalistik vorhanden ist, die mit Ernst ihr Wächter- und Richteramt verwaltet und allen Ungeheuerlichkeiten im Gebiete des literarischen und geselligen Lebens ihre Würdigung zukommen läßt, wiewol man in dieser Beziehung nicht leugnen darf, daß die hiesigen belletristischen Tagesblätter seit einiger Zeit einen ehrenhaftern Ton anstimmten und namentlich gegen das hier herrschende jämmerliche Parteiwesen mit Ernst und Nachdruck zu Felde zogen. Ich meine nämlich einmal die Pastquille, welche der Sängerin Agnes Schebest bei ihrem nochmaligen letzten, auf den Wunsch des Königs erfolgten Auftreten in den „*Kreuzrittern*“ in Gegenwart des Hofes zugeworfen wurden, dann aber vor Allem die selbstgefällige Ignoranz, mit welcher hier ein junger Mann seine öffentliche Vorlesung eines großen Epos ankündigt, die, wie man hört, von den höchsten Herrschaften begünstigt und unterstützt werden soll. Der Titel dieses „großen epischen Werks“ ist: „*Die Ottoniade oder das Lied von der Thronbesteigung Reichenslands durch den mittelsächsischen Prinzen, König Otto I., eine lyrisch-epische (!) Geyode, das Selbstenthum des 18. (!) Jahrhunderts darstellend, Ihrer Maj. der Königin Therese gewidmet*.“ Es umfaßt 17 Gesänge, die der Dichter in 9—11 Vorlesungen, „wegen des allgemeinen Interesses (sic), öffentlich — zu seinem Vortheile — nach dem Manuscripte lesen wird“. Der siebente Gesang dieses merkwürdigen Erzeugnisses unseres Jahrhunderts enthält: „*Der Garten der Künstler zu Florenz*: 1) die classischen Schriftsteller Europas; 2) die Malerschulen Europas; 3) die Musiker und Tonsetzer Europas; 4) die Entdecker und ihre Entdeckungen; 5) die Bildhauer und Baumeister, endlich 6) die merkwürdigsten Papste“. Der achte Gesang schildert die alten Römer und den Raub

der Sabinerinnen; der neunte die Religionsphilosophie und die Geschichte des alten und neuen Bundes; der elfte Roms Zustand nach Karthago's Zerstörung; der dreizehnte Madagaskar und das Leben zur See; der vierzehnte Thaka und Penelope; der siebzehnte endlich die vollständige Organisation Griechenlands, das Großjährigkeitsfest des Königs, und zuletzt das Geheimniß des Rings, worauf Alles gespannt ist. Der große Dichter glaubt seinem „ungeheuern und schwierigen Unternehmen vollkommen Genüge geleistet und den Einwurf, als sei unsere Zeit keines Epos fähig, mit dem glücklichsten Erfolge widerlegt zu haben, indem er seinem Vaterlande und der deutschen Literatur ein Werk liefert, dessen wir bisher entbehren, nämlich ein großes Nationalepos, welches, an Form und Inhalt durchaus originell, viel leicht mit den besten Mustern der Alten dürfte gemessen werden.“ So wäre denn endlich der lang-ersehnte deutsche Heldensänger lebhaftig erschienen! Er heißt, seinem Namen und Charakter nach, G. P. W. Stolz und fungirt als Informator bei den Kindern eines hiesigen Generals! Ich werde nicht unterlassen, über den Erfolg der Vorlesungen zu seiner Zeit zu berichten; ja, ich kann bereits darüber berichten. Die erste Vorlesung hat gestern Abends im Odeon stattgefunden. Sie war äußerst wenig besucht; unter den anwesenden 15 oder 16 Zuhörern bemerkte man keine von den höchsten Herrschaften. Der Inhalt der Vorlesung war der Ankündigung vollkommen würdig, ein Gemisch von Unwissenheit, Prahlerei und Speichelleckerei! Wenn der Münchener auch nicht viel lieft und ungern auf literarischen Verkehr sich einläßt, so darf man ihm doch, wenn es darauf ankommt, ein frisches, gesundes Urtheil nicht absprechen. Von solchem offenbaren literarischen Unsinn wendet man sich insgesammt mit entschiedenem Widerwillen ab.

Notizen.

Alphons Decandolle hat neulich seine Beobachtungen und Forschungen über die geographische Vertheilung jener Pflanzen mitgetheilt, die zur menschlichen Nahrung dienen. Gerste, hordum vulgare, gedeiht noch recht gut auf den Orkaden und Shetlandsinseln, 61° nördlicher Breite; auch auf den Farbern, 61—62½°; auf Island, 63½—66°, kommt sie nicht mehr fort; in Lappland liegt ihre Nordgrenze unter 70°, in Rußland zwischen 67 und 68° auf der Westhälfte, und unter 66° auf der Osthälfte; in Sibirien zwischen 58 und 59°. Diese Gurre ist also für Europa und Nordasien die Grenze der Gersten und des Ackerbaus; jenseit derselben leben die Menschen vorzugsweise von Fischen oder Fleisch. Daß jene Gurre, über welche hinaus die Gerste nicht mehr reif wird, so sehr gekrümmt läuft, hat seine Ursachen bloß in physischen Verhältnissen. Die Gerste bedarf nämlich einer mittlern Sommertemperatur von 8 Centigrad zu ihrem Gedeihen. Die Farber haben nach dem hunderttheiligen Thermometer eine mittlere Jahrestemperatur von + 7° 3, Wintertemperatur + 5° 9, Sommer + 10° 16; Lapplands correspondirende Temperaturen sind: + 1° 0, — 6° 0 und + 8° 0; Rußlands 0, — 12 bis 13° 0 und + 8° 0. Zwar hat Island eine mittlere Sommertemperatur von + 9° 7, allein die häufigen, von furchtbaren Stürmen begleiteten Regengüsse hindern auf dieser Insel das Reiswerden.

Man findet auf der weiten Oberfläche sowol Süd- als Nordamerikas eine Menge von alten Denkmälern zerstreut, und meist in Gegenden, die jetzt entweder ganz unbesetzt sind oder von rohen Jägerhorden durchstreift werden, von denen sie unmöglich herrühren können. Die in Nordamerika deuten auf eine untergegangene Civilisation, von der aber die Geschichte auch nicht die mindeste Kunde gibt. Deshalb ist den Vermuthungen und Hypothesen ein sehr weites Feld geöffnet. Viele

schreiben die zahlreichen Grabbügel, viereckigen Festungswerke und ungeheuern Verschanzungen, die man in den Vereinigten Staaten vom Ontariosee bis zum mexicanischen Meerbusen und zwischen den Alleghannies und den Felsengebirgen findet, einem Volke zu, das sie Alligewi nennen. Am häufigsten sieht man diese Denkmäler im Staate Ohio, z. B. bei Chillicothe; sie bestehen in Befestigungswerken, Grabbügeln, Erdmauern, die miteinander parallel laufen, unterirdischen Mauern aus Erde oder Backsteinen, Erdbänken, die man gewöhnlich Brunnen nennt, Felsen mit hieroglyphischen Inschriften, Obeliskbildern, Muscheln, die aus fremden Ländern stammen, und Mumien. Eine dieser letztern, die in einer Kalksteinhöhle in Kentucky gefunden wurde, war etwa sechs englische Fuß groß und so ausgetrocknet, daß sie nur 12—14 Pfund wog; man bemerkte am Körper keine aromatische Substanz, die innere Hülle bestand aus einer Art Stoff von doppeltem, auf eigenthümliche Art gedrehten Bindfaden, zwischen welchen braune Federn mit vieler Kunst hindurchgeflochten waren; die zweite Hülle bestand aus demselben Stoffe, ohne Federn, die dritte und vierte aus Damhirschfell. Mitchell schließt aus der Ähnlichkeit des Stoffes bei den ersten Hüllen mit den Stoffen, welche noch jetzt von den Fidschi- und Sandwichinsulanern verfertigt werden, daß jenes untergegangene amerikanische Culturvolk dem malaischen Stamme angehört haben müsse. Zu diesen Denkmälern sind neuerlich noch Schädel hinzugekommen, welche Dr. Warren aus Boston einer genauen Untersuchung unterworfen hat. Die Resultate dieser letztern hat er der britischen Naturforschergesellschaft zu Liverpool mitgetheilt. Der ganze Bau ist von den Schädeln der jetzigen Indianer Nordamerikas durchaus verschieden, und Warren ist der Meinung, sie seien Überreste jenes alten Volkes. Die Stirn des in einem Grabbügel gefundenen Schädels war nicht so extendirt als beim Kopfe eines Europäers, aber ebenso hoch; im Allgemeinen glich jener denen der alten Peruaner, und Warren nimmt an, beide Völker hätten einen gemeinsamen Ursprung gehabt, so viele Hundert Meilen auch zwischen ihnen lagen; die Grabbügel in Peru hätten mit denen am Ohio große Ähnlichkeit, und endlich zeige die Schädelbildung beider große Übereinstimmung mit jener der Hindus.

53.

Bibliographie.

Beurmann, G., Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837. 8. Frankfurt a. M., Körner. 16 Gr.
Bulwer, E. E., Werke. Aus dem Englischen. 62stes bis 67tes Bändchen: Ernst Maltravers. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. 6 Bändchen. 16. Stuttgart, Metzler. Geh. 18 Gr.

Caroté, F. W., Papismus und Humanität. 1stes Heft. Deutschland und Rom. Mit Bezug auf die römischen Irrungen. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 16 Gr.

Erman, A., Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Ozeane in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt von etc. In einer historischen und einer physikalischen Abtheilung dargestellt und mit einem Atlas begleitet. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 4 Gr.

Fernand, R., Die Schlacht bei Wimpfen. Ein vaterländisches Heldenlied. Gr. 12. Karlsruhe, Artst. Institut. 15 Gr.

Förster's, F., Kriegerlieder. Eine Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der freiwilligen Jäger. 8. Berlin, Deymann. 12 Gr.

Die Nebenbuhler. Frei nach dem Französischen von Wilhelm v. Alben. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Schoppe, A., Spanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bände. 8. Leipzig, Naubert jun. 2 Thlr. 21 Gr.

Tischenborn, R., Raiknospen. Gr. 12. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die neuesten Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

Erster Artikel.

Der Verf. des Werkes:

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet von G. D. Marbach. Erste Abtheilung. Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie. Leipzig, D. Wigand. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

hat sich bei Abfassung desselben eine Detailkenntniß der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie verschaffen müssen und hält sich daher für befähigt und berufen, über die wichtigsten derselben hiermit ein motivirtes Urtheil zu veröffentlichen.

Es ist nicht Unbescheidenheit, wenn ich in diesem Berichte mein eignes Werk an die Spitze stelle und einige Bemerkungen in Bezug auf dasselbe ausspreche, sondern ich glaube nur auf diese Weise dem Leser den richtigen Maßstab an die Hand geben zu können, mit dem ich selbst gemessen habe und nach welchem ich wieder zu messen bin. Von verschiedenem Standpunkte erscheinen die Dinge verschieden, und so muß ich zunächst meinen Standpunkt bezeichnen, um meine Auffassung zu rechtfertigen. Die Umstände erlauben jedoch jenen nur anzudeuten, und wer gründlichere Ausführung und wissenschaftliche Rechtfertigung desselben verlangt, den muß ich auf die Einleitung meines Buches verweisen.

Wer sich genauer und als ein selbst philosophisch Gebildeter mit dem Studium der Geschichte der Philosophie beschäftigt, der wird bald annehmen, daß in ihr beinahe mehr als eine Zusammenstellung Dessen enthalten ist, was in den verschiedenen Zeiten die gebildetsten Männer mit mehr oder weniger Fortschritt für höchste Wahrheit gehalten haben; er wird vielmehr finden, daß die Philosophie zu allen Zeiten eine echte Wissenschaft gewesen ist, auf deren Erkennung man Mühe und Arbeit hat verwenden müssen und die zu ihrem Resultate und Inhalte allezeit

die volle echte Wahrheit gehabt hat. Diese Wahrheit hat von jeher den einzigen und sich immer gleichbleibenden Inhalt der Philosophie ausgemacht, sowie der Mensch zu allen Zeiten denselben echten göttlichen Kern, die Vernunft, welche wesentlich nur Eine ist, gehabt hat. Daß es dennoch verschiedene Philosophien gegeben hat und geben muß, ist so wenig im Widerspruche mit der eben aufgestellten Behauptung, als es widersprechend ist, daß derselbe Gedanke auf tausenderlei Weise und in tausenderlei Sprachen ausgedrückt werden kann, oder daß Griechen und Deutsche, Neger und Europäer Eine Vernunft und Einen Gott besitzen. Ja noch mehr, Dem, der tiefer in das Studium der Philosophie eingegangen ist, wird klar werden, daß die Echtheit der Philosophie eben darin glorieus hervortritt, daß sie mit ihrem Einen Inhalt so viele und grade diese Formen durchgemacht hat. Wenn wir auf uns selbst im Verlaufe unserer Bildung gemerkt haben, so werden wir nicht leugnen können, daß wir heute ganzlich Andere sind, als wir vor Jahren waren, und doch zweifeln wir nicht, daß wir den Inhalt unsers Ich durch die verschiedensten Formen unsers Daseins immer hindurchgetragen haben, und daß jede dieser Formen, wenn auch jede frühere unvollkommener, ärmlicher, als jede spätere war, nichts Anderes als diesen Einen Inhalt ausgedrückt hat. Diese auffallende Erscheinung „des sich Hindertragens desselben Einen, ja einzigen Inhaltes durch unterschiedene, aber nichts als ihn und zwar mit zunehmender Volligkeit ausdrückende Formen“ ist eine Eigenthümlichkeit des Geistes und tritt an Allem auf, was als Geist angeschaut wird — sie ist nichts Anderes als das Leben. Diese Erscheinung zeigt auch die Philosophie, insofern dieselbe ein gegenständliches Dasein des Geistes ist; und diese Erscheinung nach ihrem Wesen darzustellen, zeigt sich als Aufgabe der Geschichte der Philosophie.

Wenn andere Wissenschaften, z. B. die Mathematik nicht wie die Philosophie keinen sich in immer neue Gestalten

wiedergebarenden Inhalt besitzen, sondern in ihnen nur ein Anreihen des Neuen zum Alten, ohne daß dieses umgestaltet würde, stattfindet, so ist dieses nur ein Mangel, kein Vorzug, nämlich Mangel der Volligkeit des Geistes, Mangel des innern Lebens. Diejenigen daher, welche die Philosophie zu, wie sie sagen, mathematischer Vollendung zu erheben sich abmühen, unternehmen es, den Geist in ihr zu ertöbten. Ein thörichtes Unternehmen.

Da die Weise der Umbildung des ewigen Geistes, der Lebensprogreß des Geistes, in dem Wesen des Geistes begründet ist, so muß in dieser Einen Weise die Bildung jedes Geistes vor sich gehen, d. h. jeder einzelne Mensch muß in seiner Ausbildung als Philosoph denselben Gang einschlagen, welchen das Menschengeschlecht durchgemacht hat. Auf diesem Wege allein mag er den Höhenpunkt seiner Gegenwart erreichen.

Das hier Angegebene ist es, was Goethe mit den Worten bekräftigt hat: „Wenn auch die Welt im Ganzen fortchreitet, so muß doch die Jugend immer von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen.“ Bei Einigen geht es damit schneller, bei Andern langsamer, die Meisten bleiben irgendwo in einem abgethanen Bewußtsein sitzen und haben von der Gegenwart nur einen dunkeln Drang — das Wetter: Verhältnisse des individuellen Daseins, wirken fördernd oder hemmend auf die Geistespflanze.

Eine zweite strenge Folgerung aus dem Mitgetheilten gibt der Geschichte der Philosophie das höchste wissenschaftlich-philosophische Interesse. Da nämlich der Lebensprogreß des Geistes in dem Wesen des Geistes seine Bedingung hat, so muß die Erkenntniß des Wesens die Erkenntniß jenes Ganges sein, oder, was Dasselbe, die Erkenntniß des Geistes muß denselben Weg darstellen, welchen die Philosophie geschichtlich durchgemacht hat. Speculation und Geschichtsforschung fallen hiernach wesentlich zusammen; aber es ist auch ihr Unterschied nicht zu übersehen. In der Speculation geschieht der Übergang nicht wie in der Geschichte zeitlich, das Leben des Geistes ist in ihr innerlich, während es in der Geschichte äußerlich (in der Erscheinung) ist. Aus diesem Grunde kann man keine Geschichte construiren, sondern der Geschichtschreiber der Philosophie muß empirisch verfahren, und seiner speculativen Bildung hat er nur so viel zu verdanken, daß er das Geistige in den Erscheinungen, in denen es sich lebendig darstellt, wiedererkennt.

Die hier ausgesprochene Auffassung der Geschichte der Philosophie ist nicht meine Ansicht und Meinung, sondern selbst eine endlich gereifte Frucht der Philosophie, welche auf Europas Boden schon seit Jahrtausenden zu immer größerer Vollkommenheit erwachsen ist. Solches edle Gewächs in seinem allmäligen Werden dem aufmerksamen und denkenden Leser vor Augen zu stellen, habe ich mich in meinem Werke bemüht. Dabei bin ich rein empirisch verfahren und habe mich nur insofern speculativ verhalten, als ich — was die Wissenschaft fodert — das historisch sich Darbietende nach seiner innern Bedeutsamkeit darzustellen und hervorzuheben hatte.

Der Geschichtschreiber der sogenannten Weltbegebenheiten sieht sich genöthigt, bei seinen Berichten von Zeugnissen Solcher auszugehen, welche von den Begebenheiten theils nach eigener Anschauung, theils nach Anderer, Näherstehender Mittheilungen Kunde geben. Die meisten dieser Quellensteller sind unzuverlässig, und zwar oft um so unzuverlässiger, je näher sie selbst der Zeit standen, welche sie schildern; denn sie haben selten einen unparteiischen Blick für die Begebenheiten, von denen sie mehr oder weniger noch selbst in ihren Einzelinteressen gefördert oder gestört werden. Dagegen hat, wer Geschichte der Philosophie schreibt, die Thaten seiner Heroen selbst vor Augen, und wenn er nur eben Augen hat zu sehen, so braucht er sich auf keinen bornirten Zeugen zu verlassen; ja auf das genaueste muß er jene Thaten kennen lernen, da, um sie zu begreifen, er sie völlig nachthun muß. Das Quellenstudium hat in der Geschichte der Philosophie also eine weit höhere Bedeutung als in der Weltgeschichte, ist auch zuverlässiger, und wer es recht betriebe, mit Fleiß und Bildung, berichtet selbst als ein Augenzeuge.

Aus den im Vorigen enthaltenen Gründen ist es sicher ein höchst unangemessenes Verfahren, d. h. ein solches, welches von nichts als der mangelhaften Bildung des Schriftstellers Zeugniß ablegt, wenn die Lehre eines Philosophen nur in der Weise besprochen wird, als ob sie auch eine der zufälligen Meinungen wäre, welche in der Gegenwart sich für Philosophie ausgeben und wider einander streiten; wenn eine sogenannte kritische Auffassung Meinung gegen Meinung hält, aber, wie dies nicht anders möglich ist, den Kern, den eigentlichen ewigen Inhalt keiner Philosophie auch nur berührt. Die gewöhnliche Manier in den Werken über Geschichte der Philosophie, noch dazu in den besten, ist die, daß der Geschichtschreiber seine vermeintlich kritische Auffassung im Texte gibt und in Anmerkungen die Stellen der Philosophen setzt, auf welche sich seine Auffassung bezieht. Es gibt einen gewissen, von dem gelehrten Kennemann zuerst aufgestellten Kreis von Stellen, welche immer wieder herbeigehleppt werden, und gewisse Vorurtheile, welche sich wie eine Erbsünde bei Auffassung der Philosophie fortpflanzen. Wenn man immer nur die einzelnen Stellen betrachtet, so kann man auf keine Weise von diesen Vorurtheilen, welche sich eben auf verkehrte Auffassung einzelner Stellen stützen, loskommen. Nirgend gilt der Ausspruch mehr als bei philosophischen Büchern, daß die Theile erst durch das Ganze ihre Bedeutung erhalten und, herausgerissen aus dem Ganzen, nichts sind als ein todtet Thon, aus dem sich jedes beliebige Gefäß drehen läßt.

In meiner Geschichte der Philosophie habe ich die gewöhnliche Manier gradezu umgekehrt, indem ich die Worte der Philosophen zur Hauptsache und meine Auffassung insofern zur Nebensache gemacht habe, als der Leser in den Worten der Philosophen das Mittel erhält, meine Auffassung zu kritisiren, denn nur diese ist der Kritik ausgesetzt, nicht aber irgend eine jemals zeitgemäß gewesene Philosophie. Mit der Kritik einer frühern Philosophie hat es ganz die Verwandniß, als ob man sagen wollte, der Mann

müsse sein eignes Knaben- und Jünglingsalter kritisiren, um zu begreifen, wie er ein Mann geworden sei; er muß vielmehr den Entwicklungsproceß zu begreifen suchen. Ich habe in meiner Geschichte der Philosophie die angezogenen Quellen nicht nach meiner Auffassung, sondern in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt und alle die so angebrachten Stellen in ihrem Zusammenhange dargestellt. Dieses geschah bei denjenigen Philosophen, von denen uns noch mehr oder weniger vollständige Werke erhalten sind, indem ich die ganzen Werke im Auszuge mittheilte und die ausführlichen Stellen an ihrem Orte stehen ließ. Bei den Philosophen, von denen uns nur noch Fragmente erhalten sind, wurden diese Fragmente zu einem Ganzen zusammengeordnet, wobei denn eines durch das andere, oder vielmehr jedes einzelne durch alle übrigen seine bestimmte Bedeutung erhält.

Aristoteles sagt in seiner Politik: „Eine abgehaunene Hand ist nicht wirklich eine Hand, sondern nur dem Namen nach“; man kann demgemäß von den Geschichten der Philosophie, welche sich auf abgerissene Stellen stützen, sagen: sie enthielten Philosophie nicht wirklich, sondern nur dem Namen nach.

In der That bin ich bei der von mir gewählten Art, die Geschichte der Philosophie aufzufassen und darzustellen, zu einer Menge so sehr von allen den gewöhnlichen Auffassungen abweichenden Resultaten gekommen, daß ich entweder selbst vom Griechischen und von der Philosophie nichts verstehe, oder den thatsächlichen Beweis geliefert habe, daß die bisherige Behandlungsweise der Geschichte der Philosophie nichts taugt. Ich habe subjective Gründe, anzunehmen, daß meine abweichenden Auffassungen die richtigen sind. Ich will diese Gründe hier mittheilen, denn die objectiven eignen sich nicht zu einer gelegentlichen Mittheilung, weil sie darin beruhen, daß sich in Wahrheit der historische Entwicklungsproceß mit dem speculativen übereinstimmend zeigt, und daß jeder frühere Philosoph sich als die vollständige Bedingung gegen den spätern, und jeder spätere als die vollständige Erfüllung des vorhergehenden darstellt. Wegen dieser objectiven Gründe verweise ich daher auf mein Werk selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Serbien und Fürst Milosch.

Nach Michael Gajdowski.

Im Geseße politischer Umwälzungen wird man vergebens behaupten: Das Volk will es; vergebens wird man Wunsch und Begeisterung aufbieten, um die Verwirklichung dieses Willens zu beschleunigen; die Illusionen werden doch nur allzu bald vor der Wirklichkeit dahinschwinden; dann muß man sich selbst eingestehen, daß, soll der Wille eines Volkes zur That werden, soll es sein vorgestelltes Ziel erreichen, ein machtbegabter, unbegrenzter Mann erforderlich werde; ein Mann, stark wie die Eiche, doch zuweilen auch schwiegsum wie das Rohr, der zu sich selbst sagt: Ich will es, und zu dem Volke: Ich will Euer Führer werden; ich will der Obem sein, der Euer glimmendes Fünkchen zur Flamme ansacht.

Man könnte behaupten, daß der sogenannte Gemeinwille ein Schemen sei, der nie und nirgend sich verkörpern wird. Eine traurige Behauptung, doch nur allzu wahr, bestätigt durch

große Erfahrungen. Polen hat unterlegen, weil es ihm an einem Manne gebrach; Spanien zerfleischt sich noch jetzt die eignen Eingeweide, denn es fehlt ihm an einem Manne; Frankreich selbst würde nach so großen Anstrengungen vielleicht erschöpft untergegangen sein, wenn sein Herrscher ihm nicht zugerufen hätte: Folge mir! Kein Schiff kann ohne Piloten steuern, kein Dienenschwarm fällt ohne Könige den Korb mit Honigsüßem. Kurz, die Völker bedürfen Männer, wöken sie ihren Wünschen Wirklichkeit verleihen. Serbien ist ein Beweis dieser Behauptung.

Die Serbier sind von slavischer Abstammung, ein dichterisches und kriegerisches Volk mit einer Phantasie, voll Schwunges, gleich des Adlers Flug, thatkräftig, doch auch schrecklich wie der schäumende Eber. Im 7. Jahrhundert setzten sie sich in jenem Theile Illyriens fest, der damals den Namen Mösten trug. Um ihren Kindern das kostbare Erbe ihrer Väter, die Unabhängigkeit des Vaterlandes, zu erhalten, legten die Serbier nie die Waffen ab; ihre Lieder waren nur Schlachtgesänge; sie kämpften gegen zahllose Feinde, gegen die Ungarn, gegen die Venetianer und gegen die Soldaten der byzantinischen Kaiser; sie kämpften mit Erfolg, denn sie hatten kräftige Männer zu Führern. Diese Männer erloschen jedoch, und Serbien, trotz der Tapferkeit seiner Bewohner, wurde einem Nachkommen des Propheten, dem stolzen, fanatischen Moslem zur Beute. Es zahlte dem Sultan Tribut und frohnte seinen Paschas; es beugte sich vor den Janitscharen und den Spahis, und jene Nation, die seit Jahrhunderten frei dagestanden, schleppte nun die Sklavenkette.

Der Serbier ertrug diese Demüthigung voll Muth im Herzen und voll von Gedanken an Rache. Die Türkei lag in den Städten, Serbien draußen auf den Feldern. In Belgrad, Kragajewatz, Posawatz und Schabatz richtete der Kadi den Moslem und den Gaur; der Pascha ließ die Köpfe abschneiden und die serbischen Mädchen rauben, um die Harems zu bevölkern. Nur in den Dörfern beobachtete man noch mit religiöser Ehrfurcht die Gebräuche, die Sitten, selbst den Aberglauben der Väter. Das Feuer des Vaterlandes glomm noch immer im Herzen des Kindes und harzte des Hauses, der es aufblasen sollte. Dieser verborgene Volksgeist, wenn man ihn so nennen kann, brach sich endlich Bahn; es war zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Sein Hervorbrechen glück anfangs dem Erscheinen eines Gekirns, das sich jedoch noch im Schooße der Nacht verbirgt; Finsterniß herrscht ringsumher, aber ein matter Schein beginnt emporzudämmern. Während des österreichisch-russischen Krieges gegen die Türkei begann dem Volke ein Hoffnungsschrahl zu leuchten. Das österreichische Regiment, das aus den ungarischen Serbiern ausgehoben war, wurde wie eine Nationalarmee begrüßt; jedoch der Vertrag von Sistova, der 1791 unterzeichnet wurde, verlöschte auch diesen Hoffnungsschimmer, und die Serbier mußten sich zum Lohne für die gebrachten Opfer mit einer Amnestie begnügen. Doch währte dieser Zustand der Dinge nicht lange; so, wenn das Eis in einem Strome gebrochen, läßt es sich wol einige Zeit zurückdämmen, doch bald drängt es vorwärts, thürmt sich über und reißt jede hemmende Schranke nieder.

Die Mischelligkeiten der Janitscharen von Belgrad mit dem Pascha boten den Serbiern eine günstige Gelegenheit, die Fühne der Unabhängigkeit aufzustocken. Im Jahre 1801 riefen der schwarze Georg (Czerny Georg, türkisch Kara-Yorgi), Janko Raki und Basil Gzarapitsch ihre Brüder zu den Waffen. Die Dörfer verwandelten sich plötzlich in Feldlager, die Egenagähne in Lanzenspitzen, die Pflugscharen in Schwerter; der Hirt verläßt das Vieh auf der Weide, der Fischer seine Netze, der Jüngling sagt am Fuße des Altars der Verlobten Lebewohl; von allen Seiten wird den Türken der Krieg erklärt. Der schwarze Georg ist die Seele des Aufstandes; er war ein wilder Mensch, habgierig, aber tapfer und unerschrocken. Von seinen Raubzügen bei den Heibuden schreiben sich seine grau-

amen Gewohnheiten und sein unverstehlicher Haß gegen die Türken her. Nach dem Friedensvertrage von Sistova mußte er fliehen; sein alter Vater war unfähig, ihm zu folgen. Da lud er seine Knie, kniete nieder und sagte: „Vater, gib mir deinen Segen; deine letzte Stunde naht heran; Niemand soll sagen, daß Georg's Vater der Muselmänner Sklave geworden, so lange ich noch eine Knie tragen kann.“ Der Herr segnet ihn, Georg tritt dann einige Schritte zurück und sein Vater kürzt in seinem Blute gebadet nieder. Einige Minuten später langen die Spahis an; sie finden nur einen Leichnam, er selbst befand sich bald darauf in Freiheit auf österreichischem Gebiete. Ebenso ließ er ohne alle weitere Proceßur den eignen Bruder hängen, der angeklagt war, einer Serbierin Gewalt angethan zu haben; die Execution fand an dem Thore desselben Hauses statt, worin das Verbrechen begangen worden war; mit eigener Hand tödtete er den Knecht Leodory, seinen Wohlfürter, den er in Verdacht hatte, daß er seine Pläne durchkreuze. Dies war der Mann, der Serbien ermunterte und leitete. Er vertrieb die Janitscharen und sandte eine Deputation an den Sultan, um Garantien für die Unabhängigkeit Serbiens zu verlangen. Die Abgesandten wurden ins Gefängniß geworfen; Georg aber vergalt diese Schmach blutig, denn alle türkische Gefangene wurden grausam ermordet. Endlich brachte die Schlacht bei Schabaz Serbien den Siegeskranz; der Sieger wurde von Oesterreich und Rußland als solcher anerkannt; ohne Fürst zu sein, ernannte er Fürsten, und 1806 konnte Serbien sich als frei und unabhängig ansehen.

Das Unglück, der Krieg, hatte Georg's Seele geküßt; des Glückes Günst, Ruhe und Wohlleben vermochten ihn zu entnervn. Nach dem Friedensschlusse von Bucharest wandte die Türkei alle ihre Kräfte gegen Serbien. Georg stellte dem Einfalle 30,000 Mann entgegen, allein die Serbier werden geschlagen. Der furchtlose Held, der seinem Vaterlande die Freiheit gegeben, der mit einem einzigen Worte Serbien in Masse aufstehen machen und den Kampf mit Erfolg fortsetzen konnte, er hatte den Muth verloren; er floh nach Oesterreich. Die Serbier kämpften tapfer; doch der Anführer ihrer Wahl, er, der sie früher in die Schlachten geführt, war nicht mehr; noch einmal schlingt der Muselmann die Sklavenkette um den Hals des Serbiens. Damals war es, wo ein Mann auftrat, der den festen Entschluß faßte, seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu erringen; er gelobte es seinem Innern und hielt Wort; dieser Mann war Milosch Obrenowitsch.

Milosch Obrenowitsch wurde 1780 im Districte von Rudnik geboren; seine Familie war nicht reich, aber wohlhabend; er stammte aus jener Classe von Landbewohnern, die so zahlreiche Patrioten, voll von Energie und Umsicht, zählt. Nur unter ihnen muß man den Mann suchen, dessen die Nationen bei wichtigen Angelegenheiten bedürfen. Der Städter ist zu verweichlicht, zu träge; er bedarf heftiger Aufregungen, die Begebenheiten müssen ihn erst auffacheln; er versteht es aber nie, vor ihnen hervortreten oder sie zu leiten. Der Landbewohner vermag nichts zu schreiben in seiner ungeschwächten Kraft; als Kind hat er über Berge und Thäler gesetzt, er hat Ströme durchschwommen, Felsen erklettert und sich aufs Kopf geschwungen; ihn schreckt kein Hinderniß; er hat den Eifer gezähmt, er weiß auch der Gefahr Herr zu werden. Milosch war von diesem Schlage; in seiner Jugend trieb er einen Handel mit Vieh, durchzog nach und nach mit seinem Bruder Milan Ungarn, die Moldau und Walachei; auf seinen Reisen studirte er die Physiognomien der Völker und ihrer Fürsten; er lauschte aufmerksam den Gesprächen, hörte, dachte und bereicherte seinen Geist mit einer lebendigen Lecture, mit dem belebten Gemälde, das vor seinen Augen aufgerollt lag. Frankreichs Ruhm ertönte auch in seine Ohren; es war da eine reiche Ernte für seine jugendliche Phantasie. Der junge Kindertreiber stimmte den Schlachtgesang seiner Väter an, er

schwelgte in den historischen Traditionen und rief es sich immer selbst zu, daß Serbien noch frei werden müsse.
(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In der Bibliothek des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth ist eine Abschrift der vier Evangelien in Kleinquart, aus dem 7. Jahrhundert, aufgefunden worden, eine niedliche Handschrift in der sogenannten Karolina, die, zur Zeit Karls des Großen durch ganz Europa verbreitet, jetzt nur noch in England gebräuchlich ist und deshalb gewöhnlich irische Schrift genannt wird. Nach einer Inschrift in angelsächsischer Sprache, welche sich auf einer leeren Seite im Anfange des Evangeliums des Matthäus findet und ins 9. oder 10. Jahrhundert zu setzen ist, scheint diese Handschrift dem Erzbischof zu Armagh, Mac Dornon oder Dornon, der 925 starb, gehört zu haben und von ihm an den König der Angelsachsen, Athelstan, gekommen zu sein, der sie dann der Stadt Canterbury schenkte. Der erwiesene irische Ursprung derselben gibt abermals den Beweis, daß man schon in so früher Zeit irischer Schreiber zum Abschreiben der heiligen Schrift sich bediente.

17.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen:

Ersch (Joh. Sam.),

Literatur der vermischten Schriften

seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von **Chr. Ant. Geissler.**

(Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.)

Gr. 8. 1837. 20 Gr.

Die Beendigung der neuen Ausgabe von Ersch's Handbuch der deutschen Literatur ward durch den Tod des Gründers und durch mancherlei spätere Widerwärtigkeiten seit dem Jahre 1822 bis jetzt verzögert. Nun aber habe ich gegründete Hoffnung, auch die letzte noch fehlende Abtheilung, die Literatur der schönen Künste enthaltend, in diesem Jahre ausgeben zu können.

Die frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache ausgezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, enthalten:

- I. 1. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik. Bearbeitet von E. G. A. Büchel. 1822. 1 Thlr. 6 Gr.
- I. 2. Literatur der Theologie. Bearbeitet von E. G. A. Büchel. 1822. 1 Thlr. 16 Gr.
- II. 1. Literatur der Jurisprudenz und Politik. Bearbeitet von J. Ch. Koppe. 1823. 1 Thlr. 18 Gr.
- III. 1. Literatur der Medicin. Bearbeitet von F. A. B. Puchelt. 1822. 1 Thlr. 20 Gr.
- III. 2. Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde etc. Bearbeitet von Fr. W. Schweigger-Seidel. 1823. 4 Thlr.
- IV. 1. Literatur der Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 1827. 3 Thlr. 8 Gr.

Das ganze Werk in vier Bänden kostet auf Druckpapier 12 Thlr., auf Schreibpapier 16 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 24 Thlr.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

Die neuesten Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 60.)

Es ist eine Thatsache, die Jedem, der sich auch nur oberflächlich mit Geschichte der Philosophie beschäftigt hat, auffallen muß, daß die gewöhnliche Auffassung der Platonischen Philosophie (ich berufe mich mit Willen zunächst auf diejenige Philosophie, die man am genauesten zu kennen meint — auf jeder gelehrten Schule werden Platon's Schriften gelesen) gänzlich von der Aristotelischen Auffassung derselben Philosophie abweicht. Gewöhnlich heißt es, daß Platon die Wirklichkeit der sinnlich erscheinenden Dinge gelehrt und dagegen ein ewiges unvergängliches Reich der Ideen angenommen habe, in welches alle Wahrheit und Wirklichkeit falle. Hiermit stimmt nun gleich gar nicht, was Aristoteles sagt:

„Platon sagte, daß außer den Sinnlichwahrnehmbaren und den Arten (Ideen), die mathematischen unter den Dingen mitzuteilen sind, sich unterscheidend von den Sinnlichwahrnehmbaren dadurch, daß sie ewig und unbewegt sind; von den Arten dadurch, daß etwelche viele gleiche sind, eine jegliche Art aber nur dieselbe Eine ist. Als Materie nun seien das Große und Kleine Principe, als Wesenheit aber das Eins; aus jenen nämlich nach Theilnahme am Eins seien die Arten die Zahlen. Er setzt das Unendliche als groß und klein. Aus dem Gesagten ist klar, daß er (Platon) sich nur zweier Ursachen bediente, der des Was etwas ist, und der nach dem Stoffe (denn die Ideen sind für das übrige die Ursache des Was etwas ist, für die Ideen aber ist Ursache das Eins) — und welches der zu Grunde liegende Stoff, nach welchem die Ideen bei dem Sinnlichen und das Eins in den Ideen ausgesagt wird, daß er eine Zweifelt ist: das Große und das Kleine.“

Hiernach wäre die Platonische Lehre vielmehr die: daß das Wahre und Wirkliche die Zahlen (welche freilich nicht bloß unsere abstracten Zahlen) sind, insofern sie aus den Principien: Großes und Kleines (Unendliches), Eins (Ideen), zu Stande kommen. Die Ideen also sowol als das Sinnliche sind an sich Abstractionen, die erst in ihrer Vereinigung zum concreten Dasein kommen. Nun hat man allerdings die abgeschmackte Meinung aufgestellt: Aristoteles habe den Platon entweder nicht verstanden oder absichtlich entstellt; aber es ist doch dringend nothwendig, daß der scharfsinnige Denker, welcher zwanzig Jahre ein Schüler des Platon gewesen, seinen Meister verstanden

habe, und nicht etwa gelegentlich spricht Aristoteles über die Platonische Lehre in der angeführten Weise, sondern der größte Theil der „Metaphysik“ des Aristoteles (aus welcher obige Stelle genommen) beschäftigt sich mit der Platonischen und Pythagoräischen Zahlentheorie, welche verglichen, unterschieden und in ihrer Unvollkommenheit widerlegt werden. Ich selbst, von den gewöhnlichen Auffassungen des Platon ausgehend, habe den Aristoteles nicht verstanden, als ich vor Jahren seine „Metaphysik“ las; wie ich mich aber nachmals mit dem Studium des Platon angelegentlich beschäftigte, kam ich zu einer Auffassung, die so von der gewöhnlichen abwich, daß ich an mir selbst zweifelte, bis ich gelegentlich fand, daß sie mit der Aristotelischen auf das vollkommenste übereinstimmte. Man vergleiche nur den „Philebos“ des Platon und dessen „Timaios“, um zu sehen, wie richtig Aristoteles den Platon verstanden hat. In dem erstgenannten Dialoge wird auf das Bestimmteste unterschieden: 1) „das Unbegrenzte, welches Vieles ist und mehr und weniger (groß und klein) wird“; 2) „die Begrenzung — das Eins seiner Natur nach“, und endlich 3) „das gemischte und gewordene Sein, das gesammte Erzeugniß jener beiden als Eins setzend, die Erzeugung zum Sein durch die mit der Begrenzung sich ergebende Maße“. Aus einer großen Anzahl Stellen Platonischer Schriften (von mir S. 214 zusammengestellt) folgt aber, daß das Unbegrenzte das Sinnliche, Materielle; das Begrenzte das Eins, die Idee sei. Kann man eine größere Übereinstimmung zwischen den Worten des Platon und der Auffassung des Aristoteles verlangen?

Und doch wirkt z. B. Heinrich Ritter in seiner so vielfach gelesenen

Geschichte der Philosophie. Zweite Auflage. Erster bis dritter Theil. Hamburg, F. Perthes. 1836 — 38.

Gr. 8. 9 Thlr. 6 Gr.

dem Aristoteles (Bd. 3) vor, daß er den Platon missverstanden habe. Vielmehr hat Aristoteles den Platon gar wohl verstanden, Hr. Ritter denselben aber gar nicht. Das Erste habe ich eben gezeigt, und das Zweite wird aus Folgendem klar werden. Bd. 2, S. 376, liest man:

So tritt denn die Vorstellung hervor, daß nicht nur in dem Sinnlichen, sondern auch in den Ideen das Unendliche und das Nicht-Seiende ist (im Gegentheil die Ideen und das Unendliche werden scharf gesondert), wobei auch der Gedanke nicht

gefehlt haben wird (!), daß Überfluß und Mangel in den Ideen sind, sowie wir auch früher gefunden haben, daß Platon Großes und Kleines in den Ideen setzte (— dies ist die verkehrte Auffassung des Satzes, daß das Sinnliche an dem Begriffe des Großen und dem des Kleinen Theil habe —). Das Unendliche ferner steht im Gegensatz gegen das Eins, und durch die Verbindung beider entsteht die Zahl (— dies ist richtig, aber nun höre man, was Hrn. Ritter hieraus klar wird —), sodaß es hieraus klar wird, wie die Ideen durch ihre Theilnahme am Eins und an dem Unendlichen als Zahlen betrachtet werden können. So bildet sich in den Ideen alles Das vor, was in der Welt der sinnlichen Erscheinungen in das Werden tritt; in den Ideen aber an und für sich scheint (!) Platon das Werden nicht zugelassen zu haben, weil eine jede doch, so beschränkt sie auch immer sein mag (?!), immer dieselbe ist. Allein so gar weit war nun der Abstand nicht von den in einer bestimmten Beschränktheit gesetzten (?) Ideen zu der sinnlichen Erscheinung der Dinge. Denken wir (— Platon gehörte leider nicht dazu —) uns nämlich die Ideen als theilhabend an dem erkennenden Vernunft, welche in der Einheit des Guten an sich liegt, so ist mit ihrem beschränkten Sein auch ein beschränktes Erkennen gesetzt. Und hiermit treffen wir denn wol auf die sinnliche Vorstellung, als auf ein Erzeugniß der Unvollkommenheit der Ideen in ihrer Sonderung voneinander. Dabei finden wir es auch endlich der Denkweise des Platon gemäß, anzunehmen, daß die erkennenden Wesen in ihrem unvollkommenen Sein und Bewußtsein nach einer vollkommenen Einsicht streben und so das Werden der sinnlichen Welt erzeugen.

In dieser Weise geht es fort: solche lahme, verwirrte, untereinander sich ins Nichts aufhebende Vorstellungen werden für Platonische Philosophie ausgegeben!

Die angezogene Stelle gibt ein Muster von dem Tone, welcher durch das ganze Buch herrscht: ein wüthes Gerede von Dem, was die verschiedenen Philosophen möchten, dürften, könnten, sollten, wol, etwa, in gewisser Beziehung u. s. w. gemeint haben, niemals und nirgend von Dem, was sie wirklich lehrten. Dabei herrscht durchweg eine Gelehrthuererei höchst überflüssiger Art: allerlei Schwierigkeiten werden aufgeworfen, und mit „dürften“ und „möchten“ gelöst, nur um die Mühe des Verstehens sich zu ersparen. Eine ähnliche Gelehrthuererei herrschte eine Zeit lang unter den Philologen; man schrieb lange Noten voller scharfsinniger Interpretationen und Conjecturen über eine Stelle in Platon's „Gastmahl“, wo davon die Rede ist, daß man durch einen wollenen Faden Wein aus einem vollen in einen leeren Becher leiten könne, anstatt das leichte Experiment anzustellen und damit allen Schwierigkeiten ein Ende zu machen. Jetzt haben die gescheiten Philologen jene Thuererei abgethan, weil sie selbst das Lächerliche derselben fühlten. Hr. Ritter bewegt sich wie ein Fisch in diesem Elemente der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Wie der Mann im Schlaffenlande steht er mit offenem Munde da und wehrt sich ritterlich, daß ihm die gebratene Taube der Philosophie nicht hineinfliege. Sich mit seiner Gelehrsamkeit brüstend, spricht Hr. Ritter über Hegel ab; Hr. Ritter, der als Philosoph noch nicht auf dem Standpunkte des Thales angekommen ist. Will man sich einen Begriff machen, wie sich Hr. Ritter selbst verwirrt, sodaß er das Gegenstück von Dem sagt, was er sagen möchte, so lese man S. X seiner Vorrede. Hier will er sich rechtfertigen, warum

man Hegel's „Geschichte der Philosophie“ nicht in seinem Buche berücksichtigt finde. Hegel's „Geschichte der Philosophie“, sagt er, sei ein Theil seines Systems, und dann heißt es:

Einzelne Ansichten, welche aus dem Ganzen des Systems herausgehoben werden konnten, ohne seinen Zusammenhang zu zerstören, sind wol zuweilen erwähnt worden, aber ohne den Ort anzuführen, wo sie gefunden werden, weil sie an diesem ihre Bedeutung nur im Zusammenhange mit dem Ganzen finden.

Wenn ich anders auch nur wenig Verstand besäße, so heißt dieses: Einzelne abgetrennte Theile sind ohne Angabe: woher, abgetrennt worden, weil sie nur in ihrem Zusammenhange (unabgetrennt) ihre Bedeutung haben. Hr. Ritter mußte sie folglich bedeutungslos machen, um sie brauchen zu können.

Ich habe harte Urtheile über Hrn. Ritter's beliebtes Buch ausgesprochen und fühle mich daher aufgefodert, ein noch recht schlagendes Beispiel anzuführen, damit man die Berichtigung zu jenen Urtheilen erkenne. Man wird zugleich sehen, welche Bewandniß es mit der Gelehrsamkeit des Hrn. Ritter hat.

Hr. Ritter rechnet den Leukipp und Demokrit zu den Sophisten. Warum? „Weil man sich versucht fühlen könnte in der Vielschreiberei des Demokritos etwas Sophistisches zu finden.“ Wenn Hr. Ritter seine „Geschichte der Philosophie“ fertig geschrieben haben wird, dann wird dieselbe gegen zwölf Bände betragen, und dann hat Hr. Ritter sich zum Sophisten geschrieben. Hr. Ritter nennt den Demokrit anmaßend. Warum? Weil derselbe eines seiner Bücher mit den Worten begonnen: „Haec loquor de universis“. Aber die Philosophie kann gar nicht anders als de universis sprechen, was ihr längst von Hrn. Krug zum Vorwurfe gemacht wurde, der einmal verlangte, ein Philosoph möge die Feder beduciren, mit der er schreibe, und welcher die Wirklichkeit des Vernünftigen mit einem unvernünftig wirklichen Schweinebraten ruinirte. Das Stärkste kommt noch! Hr. Ritter gibt sich Mühe, herauszukommen, wie Demokrit auf seine gotteslästerliche Atomistik gekommen sei, und findet endlich den Grund darin, daß Demokrit ein geschickter Mathematiker gewesen. Auf ähnliche Weise leitet Krug die Differenz zwischen Schelling und Hegel davon ab, daß Hegel nach Berlin gekommen und viele Zuhörer gefunden. Durch das scheinbar Nichtmathematische in des Demokrit Lehre soll man sich, sagt Hr. Ritter, nicht über den Charakter der Lehre täuschen lassen. Hr. Ritter führt nun an 1) als Mathematisches: „daß unendliche Atome angenommen werden, weil nämlich die Figuren der Körper unendlicher Art sind“. Grade diese Annahme ist aber unmathematisch, weil Mathematik gar nicht möglich ist, wenn nicht die Unendlichkeit der Figuren reducirt wird. Der Mathematiker lehrt das Dreieck berechnen und reducirt nun alle übrigen Figuren auf das Dreieck. Körperfiguren lassen sich ebenso auf die Pyramide reduciren; und daher, weil Demokrit so unmathematisch gewesen, greift ihn auch Aristoteles mit den Worten an: „Aber auch nicht nach dieser Annahme scheint es unendliche Elemente zu geben, wenn nämlich die Körper

nach Figur (richtiger Gestalt) sich unterscheiden, alle Figuren aber aus Pyramiden bestehen.“ Aber Hr. Ritter führt an 2) als Unmathematisches: „Wenn Demokrit den alten Satz, daß nur Gleiches auf Gleiches wirken könne, dazu gebrauchte, zu beweisen, daß alle Dinge gleich sein, und also nur das allen Dingen Gleichartige, das Raumerfüllende, das wahre Wesen der Dinge sei“ u. Aber grade dies ist echt mathematisch, und Jedermann weiß, daß die Mathematik die Körper nur als raumerfüllende betrachte, aber gar nicht nach ihrem qualitativen Unterschiede.

Mancher, welcher dieser Kritik einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird sich wundern, wie ein Buch wie das des Hrn. Ritter, welches ohne alle philosophische Verständniß und ohne echte Gelehrsamkeit geschrieben ist, so großen Beifall hat finden können, daß es nach wenigen Jahren eine zweite Auflage erlebte. Der Grund liegt nahe. Die Philosophie ist eine schwere Wissenschaft, und doch macht Jeder, der nichts von ihr versteht, an sie die Anforderung, daß sie sich ohne Weiteres von ihm soll hofmeistern lassen; dazu bietet nun Hr. Ritter gefällig die Hand. Er schulmeißelt alle Philosophen und weiß sie so abzustilliren — das caput mortuum behält er, der Geist aber geht fort —, daß sie ganz wie andere Leute erscheinen, d. h. als solche, die hin- und herreden über Dies und Jenes, und über die sich wieder reden läßt. Eitle Menschen stoßen ab; eitle Bücher sind angenehm, denn Jeder amalgamirt die in ihnen enthaltene Eitelkeit mit seiner eignen; Jeder nämlich, der selbst in der Eitelkeit des Nichtwissens in ähnlicher Weise befangen ist wie Hr. Ritter. Ich schlage sein Buch auf, wo es sich trifft, und lese auf S. 113 des ersten Bandes folgende die eitle Meinung bezeichnende Ausdrücke:

Wenn wir jedoch bedenken — wahrscheinlich — scheint es — kaum zweifelhaft — schon eine Art von Philosophie — möge — bescheidenen Zweifel hegen — doch wol nicht anders als annehmen können — es ist auch natürlich — kann man nicht anders als muthmaßen — gefunden werden möchten — was sich vermuthen läßt — wir müssen unsere Meinung äußern, wenn — eingetreten sein möchte —

Auf Einer großgedruckten kleinen Seite werden dem Leser vierzehn Meinungen vorgetragen, und ebenso oft hat der Leser das schmeichelnde Gefühl, daß er in seinem Urtheile nicht bestimmt werde, daß er, eben weil ihm vierzehn Meinungen des Hrn. Ritter entgegenkommen, auch selbst vierzehn Mal anderer Meinung sein könne. Die Überzeugung dagegen ist unerbittlich, sie duldet keinen Widerspruch. Wenn es heißt: „so ist es, denn“ —, so muß sich der Leser zusammenraffen und nachdenken; wenn es dagegen heißt: „man darf annehmen, daß es so sein könnte“, so läßt es der humane Leser mit einem „Ja“ passiren und geht mit, denn es scheint keine Gefahr bei Dem, was man eben bloß annimmt. Wenn es aber rechter Ernst um die Wissenschaft ist, der wird, wie der Rec., unmuthig werden, wenn ihm Hr. Ritter auf die Frage: Was lehrt Platon? antwortet: „Es scheint, daß man annehmen darf, Platon möchte die Absicht haben“ —. „Herr, wird er ihm antworten, hat Platon nicht acht stattliche

Bände hinterlassen, und haben Sie, ein Geschichtschreiber der Philosophie, nichts als einige Muthmaßungen herausgelesen?“

Von solcher Ritter'scher Gelehrsamkeit bemerkt Hegel sehr richtig, sie bestehe „vorzüglich darin, eine Menge unnützer Sachen zu wissen, d. h. solcher, die keinen Gehalt und kein Interesse an ihnen selbst haben als dies, die Kenntniß derselben zu haben“. Ritter selbst fühlte sich hierdurch getroffen, denn er selbst wendet in seiner Vorrede diese Worte Hegel's auf seine Gelehrsamkeit an, um zu zeigen, wie wenig er von Hegel Notiz zu nehmen brauche.

G. D. Marbach.

Serbien und Fürst Milosch.

(Beschluß aus Nr. 60.)

Die politische Laufbahn Milosch's beginnt mit dem Jahre 1801. Als der schwarze Georg, Kabil und Gzaropitsch die Serbier zu den Waffen riefen, sagte er seinem heimathlichen Herde Lebewohl und ging, den Feind zu bekämpfen. Sein Muth war unerschütterlich; es bedurfte dessen aber auch, um sich dem wilden Feinde bemerkbar zu machen, der den jungen Obrenowitsch zum Boiwoden ernannte. Von da an saß er im Rathe des Vaterlandes und befehligte seine Heere.

Als der schwarze Georg und die andern Anführer nach Ostrieh flohen, der Eine, um seinen Kopf, der Andere, um sein Vermögen zu retten, ein Dritter, um auszuwandern, was sie für Patriotismus ausgaben, da wagte es Milosch allein, zu bleiben; er wollte nicht, um Serbien zu befreien, die Welt durchziehen; die Unabhängigkeit mußte da, auf demselben väterlichen Boden wiederaufleben, wo sie untergegangen war. Milosch widmete sein Leben und seine Habe dem Vaterlande; er sah beides nicht mehr als das Seine an. Als Anführer wollte er mit Dem nicht zeigen, was Jeder aus dem Volke ohne Rückhalt hinopferte; er sah ein, daß, wenn man herrschen will, kein Opfer zu groß erscheinen dürfe. Die Andern waren geflohen, um die Hüfte des Auslandes zu erbetteln; das Volk mit seinem geraden Verstande nannte dies Feigheit. Milosch blieb, und von diesem Augenblicke war er der Mann Serbiens.

Im Anfange behandelte die Pforte, vom Einflusse Auslands geleitet, die Serbier mit Menschlichkeit, und der Sultan ernannte, als ob Alles vergessen wäre, Milosch, einen der Anstifter des Aufstandes, zum Großfürsten von Kunitik. Aber die Lage der Versöhnung eines von seinem Volke beleidigten Fürsten, die ebenso schnell sich umwandeln wie der Mond der Liebenden, flohen auch hier nur allzu schnell vorüber; die alte Unterdrückung, fürchterlicher noch als zuvor, lastete von Neuem auf Serbien. Der Wokalem wüthete erbarungslos gegen die Serbier; selbst die Gattin des Großfürsten erschien als Sklavin, wenn der niedrigste Türke die Schwelle ihres Hauses betrat, und Milosch würgte diese Schmach hinunter; er beugte sich vor dem Pascha, vor dem Aga der Spahis, vor jedem gemeinen Janitscharen. Er that noch mehr: als an einem Punkte ein Aufstand ausbrach, eilte Milosch mit den Türken herbei, ihn zu unterdrücken; er wandte sein Ross und zog seinen Säbel gegen die Serbier. Deshalb beschuldigten ihn auch die Ausgewanderten des Verrathes; die Nation aber glaubte ihnen nicht; sie überhäufte Milosch mit Achtung, mit wahrer Verehrung, denn sie kannte ihn. In einem Volksliede heißt es, man müsse sich wie die Schlange winden und wie der Aar fliegen, wenn man erreichen wolle, wonach man strebe. Milosch gewann das Vertrauen des Sultans und wußte sich zugleich die Liebe seiner Brüder zu erwerben.

Endlich riß er die Maske vom Angesichte, als der Aufbruch zur Reise geblieben war; er war der ewigen Verstellung

mäde. Am Palmsonntage 1815 zeigte er sich vor der Kirche der kleinen Stadt Lakowa, das Banner Serbiens in seiner Rechten. Seine Anrede war kurz; er sprach nur die Worte: „Ich bringe Euch den Krieg gegen die Türken.“ Sowie das Gras, das die Glühbirge des Sommers ausgedörret, plötzlich in Flammen auslodert und die ausgeflobenen gelben Wiesen mit einem Feuermeere deckt, so entflammte diese Rede die Serbier. Alles lief zu den Waffen, und bald waren die Berge um Rudnik mit Kriegern bedeckt, so zahlreich wie die Bäume ihrer Forsten.

Die Türken sandten ansehnliche Streitkräfte, aber mit dem Siege war es vorbei sowie mit der Demüthigung für Serbien. Milosch leitete sein Volk mit Geist und Thatkraft, und das Volk zeigte sich gelehrig. Einheit in den Entwürfen, Einheit im Handeln, das ist das Geheimniß großer Erfolge; der Wille eines Mannes aber ist vollkommene Einheit. Die Moslems flohen vor den Serbieren wie der Staub vor dem Winde, und bald war das Land von ihnen gereinigt. Die Kriegsgefangenen wurden gut behandelt, und dieser Schritt der Civilisation wirkte auch auf die Türken, welche die Großmuth des Feindes anerkannten. Um die Feindseligkeiten zu beenden, trat Kaiser Alexander selbst als Vermittler auf, und die Pforte begab sich nun selbst zu unterhandeln. Milosch nahm den Vorschlag an und die Friedensunterhandlungen begannen; er verlangte aber, daß das Volk die Waffen nicht niederlege, damit das Schicksal der Serbier in ihren eignen Händen ruhe. Solche Verhandlungen schlagen immer am vorteilhaftesten aus, wenn man selbst Krieger ist, und nur hinreichende Streitkräfte sind das beste Argument bei derlei Vorgängen.

Der Friede dauerte mehrere Jahre; Milosch hatte indeß so viel Muth, so viel Thatkraft an den Tag gelegt wie ehemals im Kriege. Alexander Ypsilantis insurgirte die Walachei; die Griechen kämpften um ihre Freiheit; Blasdimirsko hatte die Macht des Sultans herausgeholt; die Franzosen, Engländer und Russen schlugen die Schlacht bei Navarin; Milosch aber sah ruhigen Blickes die Begebenheiten sich entwickeln. Er sagte: „Das ist kein Kampf für Serbien; wenn wir darin unsere Kräfte aufzehren wollen, so werden wir wieder des Feindes Beute.“ Die serbische Nation nahm eine ruhige, feste, imposante Stellung an; eine Garantie, die größere Sicherheit gewährt als selbst der Friedensschluß von Agherman, der 1827 unterzeichnet wurde. Die Hospodaren, die Gerichtspersonen, die Geistlichkeit und die Abgeordneten versammelten sich zu Kragajewatz und riefen Milosch Obrenowitsch zum erblichen Fürsten aus. Als der Krieg von Neuem zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, blieb Milosch neutral; endlich nach dem Friedensschlusse von Adrianopel erkannte der Sultan durch einen Hattischarif vom 22. November 1830 die Rationalität und Unabhängigkeit Serbiens an unter der Titularaufsicht eines Paschas, und die Districte, welche die Friedensartikel von Adrianopel an dasselbe abgetreten, wurden ihm einverleibt. Die Türken verließen hierauf sogleich das Land; sie dürfen nunmehr nur noch in Belgrad sich aufhalten, wo die Hälfte der Bevölkerung aus Serbieren besteht. Der jährliche Tribut an die Pforte wurde auf 1,300,000 Piaster festgesetzt. Eine Nationalversammlung soll die Verwaltung des Landes organisiren. Zu jedem auswärtigen Kriege hat Serbien der Türkei ein Contingent von 12,000 Mann zu stellen, und der regierende Fürst hat zu Konstantinopel einen Residenten. Dies ist die politische Existenz Serbiens. Ein Volk von einer Million Menschen hat nun einen Rang unter den Mächten Europas eingenommen, während andere slawische Völker, weit zahlreicher, aus der Reihe der Staaten gestrichen sind.

Fürst Milosch, nachdem er die politische Existenz seines Volkes gesichert hatte, wandte nunmehr alle seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserungen im Innern. Seine Unterbefehlshaber, Menschen, die größtentheils sich nur seinem Glücke angeschlossen

hatten, weniger aus Vaterlandsliebe als aus Rücksichten für ihr Interesse, waren der Meinung, daß die den Türken abgenommenen Güter in ihre Hände übergeben und daß der Fürst wieder Bojaren wie jene der Moskau und Walachei ernennen werde. Milosch aber trug sich mit ganz andern Ideen. Er ließ im Februar 1834 eine Generalversammlung einberufen, kündigte ihr an, daß, nachdem der Sultan den Hattischarif von 1830 bestätigt habe, nun der Friede gesichert sei und daß er, der Fürst, nie zugeben werde, daß je bei der serbischen Nation die Aristokratie und das Lehnwesen wiederaufleben solle.

Diese feierliche Erklärung wurde von dem Volke mit dem größten Beifall aufgenommen, machte aber die Theilnahme der Hofsinge plötzlich erkalten, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Sie begannen nun Verschwörungen gegen den Fürsten anzuzetteln; er wußte dies wohl, er wußte aber auch, daß der Wille der Nation der seine sei; sie streuten Verleumdungen gegen ihn aus, er behandelte sie dagegen mit Verachtung.

Endlich brach der Aufstand, durch diese Aufwiegelungen genährt, am 7. Januar 1835 an mehreren Orten zugleich aus; der geheime Rath Milosch's, der Chef der Militz, die vorzüglichsten Würdenträger nahmen daran Theil; die Nation aber und Milosch blieben enge verbunden, und jene Ehrgeizigen, da sie weder Sympathien erregen noch auch sich untereinander verständigen konnten, sahen ihre Pläne scheitern, ohne daß es eines Kanonenschusses bedurfte. Während sie sich verzweifelt bemühten, die Einwohner von Kragajewatz aufzuwecken, saß Milosch ruhig in Posawewatz und sandte den Insurgenten den Befehl, sich in ihre Häuser zurückzuziehen; den Anführern des Aufstandes aber befahl er, die Ruhe des Landes wiederherzustellen, die sie zu fördern beabsichtigt hatten. Alle wurden amnestirt; Vergeben und Vergessen war Milosch's ganze Sache.

Seit dieser Zeit fährt er fort, Serbien zu verwalten, wie ein Hausvater seine Familienangelegenheiten versteht. Die Reformen gehen bedächtigen Schrittes vorwärts; die Armee, glänzend und gut eingeübt, ist der Schild des Landes, dem eine mäßige und weise Verwaltung alles Gedeihen verspricht; die Civilisation, die Künste, die Industrie entwickeln sich zusehends, und die Serbier zeigen sich der Freiheit würdig, die sie sich selbst errungen.

34.

Literarische Notizen.

Nachdem während des letzten Jahrzehnds in Deutschland so Vieles über Wallenstein geschrieben worden ist, fangen nun auch die Engländer an, sich näher mit diesem großen Kriegsfürsten zu beschäftigen. Der Oberlieutenant J. Mitchell hat im vorigen Jahre zu London herausgegeben: „The life of Wallenstein, duke of Friedland“. Wir wissen nicht, ob er die Resultate der neuern deutschen Forschungen berücksichtigt hat; aber den Auszügen nach zu urtheilen, welche von englischen Zeitschriften mitgetheilt werden, ist das Werk ganz vortrefflich geschrieben. Namentlich finden wir die Hauptkataklyphe, Wallenstein's Tod, und die Charakteristik der Mörder meisterhaft und versagen uns nur, weil der Gegenstand so bekannt ist, einige Mittheilungen.

Ein Hindu, Bābu Griefender Bose, hat das erste Buch von Homer's „Iliade“ ins Bengalsche übersetzt, und die Arbeit soll, wie Kenner der Sprache versichern, durchaus gelungen sein. Die übrigen Bücher sollen bald folgen.

In England erscheint jetzt eine Zeitschrift, die sich ausschließlich mit Statistik in ihrem weitesten Umfange beschäftigt und große Theilnahme findet.

35.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 62.

3. März 1838.

Sittengalerie der Nationen. Das Buch der Völker in Bildern und Bignetten von Le Petit. Mannheim, Hoff. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer dieses Buch mit der Erwartung öffnet, er werde darin eine systematisch geordnete und methodisch durchgeführte Darstellung der hervorstechendsten Sitten- und Charakterzüge der Nationen finden, der dürfte dasselbe nur wenig befriedigt, ja selbst unwillig über die Täuschung, gar bald wieder bei Seite legen; denn System und Methode sind dem Verf. vollkommen fremd, auch ist der Inhalt des Buches beinahe nicht so viel befassend, als der prunkende Titel verheißt. Doch nicht so der nachsichtigere Leser, der es mit den strengwissenschaftlichen Formen so genau eben nicht nimmt, dem es hauptsächlich nur um Unterhaltung zu thun, und der endlich noch geneigt ist, einen nicht selten sehr schwülstigen Styl — was man im gemeinen Leben poetische Prosa zu nennen pflegt — zu übersehen. Denn die Gerechtigkeit müssen wir Hrn. Le Petit widerfahren lassen, daß er größtentheils in der Wahl seiner Gegenstände glücklich war, auch durch eingestreute Geschichtserzählungen und Anekdoten die Monotonie des bloß beschreibenden Vortrags angenehm zu variiren weiß. Zuweilen wird er sogar belehrend, indem das Buch auch statistische Notizen enthält, die zwar aus bereiter, aber doch authentischer Quelle geschöpft sind, und den Leser, wie die Dase den Reisenden in der Wüste, nur angenehm überraschen können. Freilich im Ganzen herrscht die Einbildungskraft des Dichters vor, zumal wenn der Verf. seine Blicke einer dunkeln Vergangenheit oder einer noch ungewissen Zukunft zuwendet. Er wird alsdann subjectiv, indem er seine Persönlichkeit hervortreten läßt und den Leser mit seinen individuellen, zumal politischen Strebnissen bekannt macht. Diese sind jedoch, wie wir gleich von vorn herein bemerken wollen, loyal, philanthropisch, wiewol nicht ohne Beimischung einer gewissen Schwärmeret, vornehmlich wenn es sich um seine Lieblingsideen handelt, wie beispielsweise: die Vertreibung der Türken aus Europa, die Wiederherstellung der Familie Wasa auf den schwedischen Thron, die Befreiung Indiens von der britischen Herrschaft u. s. w.

Vermißt man nun auch, wie schon erwähnt, in dem Buche System und Methode, so konnte der Verf. doch nicht wohl umhin, seine „*Bilder und Bignetten*“ objectiv

in gewisse Fächer abzutheilen. Es geschieht dies, indem er dieselben in fünf Hauptrahmen einfaßt, unter Zugrundelegung der geographischen Einteilung unsers Erdballes, nämlich: Asien, Afrika, Europa, Amerika und Oceanien. Innerhalb dieser Rahmen sind nun freilich „*Bilder*“, „*Bignetten*“, „*Charakterzüge*“, „*Medaillen*“, „*Parallelen*“ — Alles überschrieben, die wir dem Buche selbst entnehmen — ziemlich bunt untereinander geworfen, sodaß sich der Leser selbst in örtlicher Hinsicht, um wie viel mehr noch, was die logische Verknüpfung der Ideen anbelangt, in einen Irrgarten verfehrt befindet, ohne daß irgend eine wohlmeinende Ariadne ihm den helfenden Faden böte. So gewahrt derselbe, um bei Europa stehen zu bleiben, neben der „*Landwirthschaft auf Island*“ die „*Pontinischen Sümpfe*“, neben „*Gregor XVI.*“ den „*Staubbach und die Jungfrau*“, neben den „*Bambocciaden aus Holland*“ das „*Volksleben in Madrid*“, neben einer „*Notiz über das Leben und die Abkunft berühmter Europäer*“ die „*Azurgrötte bei der Insel Capri*“, neben den „*Katakomben von Paris*“ die „*Deutsche Literatur*“ u. s. w.

Bilden nun schon diese seltsamen Nebeneinanderstellungen ein wahres Quodlibet, so finden wir überdies zuweilen in einer und derselben Bignette oder Medaille die heterogensten Dinge zusammengefaßt, wie z. B. in einer Bignette, überschrieben: „*Regeneration des osmanischen Reichs und Scheich Kasar's Beschreibung von Paris, mit angehängter Anekdote und Moral.*“ Hier widerspricht zuerst der Verf. der sonst wol aufgestellten Behauptung, es stamme die Wiedergeburt der Türken von der Palingenesie Griechenlands ab. Sodann erwähnt er eines Buchs, das ein junger Ägypter, der in Paris auf Kosten Mohammed Ali's unterrichtet worden, zu Bulack unter dem Titel: „*Topographie von Paris, der Hauptstadt des Landes Europa*“, herausgegeben. Darauf folgt die bekannte Anekdote von dem Perser, der zu Florenz um die drei Töchter einer englischen Dame anhielt, die er jedoch nicht heirathen, sondern kaufen wollte, um sie seinem Gönner, dem Pascha von Ägypten, zu schenken. Endlich aber kommt die Moral, die wir ihrer Seltsamkeit wegen mit des Verf. eignen Worten wiedergeben:

Alle Moral. Zu schwer sieht Europa auf dem Großvaterstuhle der gesellschaftlichen Institutionen; es denkt nicht eher an den Tod, als bis ihm endlich die Wiege zur Bahre, bis sein Balancesystem zur Antschpartie wird.

Diese Bignette ist, man weiß nicht recht warum, in dem Rahmen „Afrika“ eingefasst.

Der Verf. ist bescheiden genug, einzugestehen, daß er nicht alle Länder, über die er uns Notizen gibt, in Person besuchte; inzwischen legt er, wie nicht in Abrede zu stellen, eine große Belesenheit in der Literatur der Reisebeschreibungen, besonders der pittoresken Gattung, zu Tage, der er seine meisten Schilderungen entlehnt zu haben scheint. Wir wollen ihm deshalb keinen Vorwurf machen; erwägt man aber, daß grade die Classe von Reisenden, die solche Werke verfaßt, es mit der Wirklichkeit so genau nicht nimmt, sondern diese meistens durch die Loupe der Phantasie gewahrt, so darf man auch von dem Pinsel des Hrn. Le Petit eben keine der Wirklichkeit vollkommen entsprechenden Schilderungen erwarten, ausgenommen da, wo es sich etwa um statistische Thatfachen, d. i. um Ziffern handelt. So haben wir namentlich seine Angaben über die Bevölkerung Großbritanniens, über dessen Bodenerttrag, Fabrikindustrie, Ausgaben u. s. w. im Vergleich mit den besten statistischen Werken sehr richtig befunden. Anders freilich verhält es sich, wenn er sich von dichterischer Begeisterung hinreißen läßt, wovon wir nunmehr, nachdem der Kritik für unsern Zweck genügt worden, einige Proben geben wollen. Wir werden uns dabei fast nur vom Ungesähr leiten lassen, denn die sich vor uns öffnende Galerie ist zu reich an portistrenden Schilderungen, als daß man bei der Auswahl unter denselben planmäßig verfahren könnte.

Das zweite, in dem Rahmen „Asien“ eingefasste Bild ist „Chinas Thorheit“ überschrieben.

Wie eine vom Weltmeer ausgeworfene — so beginnt unser Sittenmaler — trampschaft schlummernde Riesenschildekröte liegt das „himmlische Reich“ zwischen Indien und Sibirien, zwischen Persien und Japan ausgestreckt da. Das eigentliche China, das Centrum Hochasiens, „die Blume der Mitte“, ist der wohl bepanzerte, äußerlich ruhige und inwendig gährende Körper des Thieres, während die durch Religion oder das Schwert unterjochten Schutzprovinzen, Tibet, Korea, Butan, Sikkim, die vier gappelnden, leise fortschreitenden Füße bedeuten.

Das Bild wird weiter in ebenso crassen Zügen ausgemalt; von der bekannten langen Mauer aber heißt es, sie sei „durch Jahrtausende Schildwache und Telegraph des originellsten Volks der alten Welt und jetzt noch die unerschütterliche Scheidewand zwischen russischer Civilisationsbarbarei und chinesischer Thorheit.“ Diese Thorheit nun, wird demonstriert, „liegt in der vaterländischen Geschichte und der Religion“. Daher „dies egoistische Absonderungssystem, dies ewige Stillestehen, dieser stolze Eigendünkel, diese Isolirung von allen andern Nationen“, die von Fo-hi, dem ältesten Gesetzgeber Chinas — etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt — geboten wurden, und woran man noch heute daselbst festhält.

Chinas Religion — heißt es im Verfolg der Ausmalung dieses Bildes — ist wiederum Chinas Thorheit. — Chinas Geschichte ist eine Bibel, woran tausend Personen arbeiteten und immerfort arbeiten, ohne ans Ziel zu gelangen; — denn sie schießen nach einer fliegenden Scheibe, die sich nimmermehr ausmessen läßt, ist sie doch kein fallender, sondern ein steigender Stern. Aber der Stern ist weder gefallen noch gestiegen, wenn auch Confucius, der gar zu prophetisch confuse Astrolog, sei-

nen Pokuspokus mit den Gestirnen trieb, — als wolle er Schach spielen mit dem Weltssysteme. Schach! Schachmatt! Aber durch Jahrtausende gewann der Kaiser das Spiel; die Bauern wissen nicht, was und wie viel sie verloren; ihnen bleibt immer die Möglichkeit, zu gewinnen; denn was ist ein König ohne Bauern? Was ist Weisheit ohne Thorheit?

Die Gelehrsamkeit, die wie eine astronomische Uhr, zur festgesetzten Stunde aufgezogen, ewig fort und fort geht, ohne je von der Stelle zu kommen, — das ist wiederum Chinas Thorheit.

Endlich sollen auch noch die Beschränkungen, denen der Handel Chinas mit den Fremden unterworfen ist, einen fernerovertigen Beweis seiner Thorheit liefern, indem England und Nordamerika am meisten dabei verdienen. Gleichwohl gibt der Verf. zu, daß China sein eignes Interesse nicht mehr außer Augen läßt, „als es eben seine herkömmliche, gelehrte Dummheit erfordert“. Denn „der Kaiser säckelt durch seine tyrannischen Privilegien tüchtig was ein, und die Hong-Kaufleute folgen treulich seinem Beispiel; die Mandarinen bekommen ihre Procente, und ein Chinese kann einem Fremden gegenüber nie Unrecht haben“.

Die Bignetten zu diesen Bildern sind überschrieben: „Der Anbau des Thees und der Handel damit“, „Lehren des Confucius“, „Der Taranteltanz“, „Lurus und Skonomie in China“, „Charakteristik der Mongolen“. Der Doctor scheint übrigens dieses merkwürdige Land selber besucht zu haben, wie aus einer Stelle sich ergibt, wo er uns das materielle Leben in China schildert, von dem er als Augenzeuge spricht. Es ist daselbst von den Tafelfreuden die Rede, denen sich die Reichen mit großem Lurusaufwande hingeben, und womit die elenden Nahrungsmittel, zu denen die ärmern Classen herabgebracht sind, einen schreienden Abßich bilden. Diese, berichtet er uns, nähren sich im eigentlichen Sinne vom Unrath.

Köpfe, Eingeweide, Füße von Vögeln, jeden Abfall von essbaren Thieren, Erd- und Seewürmer aller Art, Ratten und anderes Ungeheuer verschlingt man mit mehr Begierde als Wohlbehagen. Wir sahen Bündel schwarzer Frösche, halbduzendweise zusammengebunden, in stachen Wassertrögen zum Verkauf anbieten. In einer Schlächterbude bemerkten wir das Hintertheil eines Pferdes hängen, mit einem übermäßig großen Bettel daran, der das Fleisch als unübertrefflich himmlisch anpries. Ein Bewohner unseres Gasthauses beklagte sich bei uns jämmerlich, daß er sich in seinem, grade über der Küche gelegenen Schlafzimmer alle Morgen von dem Geschrei der Ragen und Hunde gestört sehe, die man für den täglichen Verbrauch abschlachte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Bilder aus England. Von Graf Eduard von Melfort. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. Zwei Bände. Leipzig, Fischer. 1837. 8. 3 Thlr.

Es kann Einer mit der größten Genauigkeit ein bedeutendes Musikstück spielen, es ist ihm keine Art der Stänperei zu zeigen, und doch läßt sein Spiel kalt, ja der Geist der Composition ist verfliegen, der Ausdruck, die Seele fehlt. Ungefähr so geht's mit den „Bildern“, es ist nichts daran zu tadeln, und dennoch geben sie keine Anschauung. Nur die Beschreibung der Wozs- und Fuchsjagden, der Wettrennen und des Essens bei einem londoner Bürger machen davon eine Ausnahme; da ist Leben, Bewegung und Farbe, man erkennt die Aere der Vor-

keilung wie die des gutgemalten Bildnisses eines unbekannten Originals.

2. Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Überlieferungen des schottischen Grenzlandes, von J. W. Wilson. Aus dem Englischen von G. Roberts. Leipzig, Weber. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Sowol die Charakterzüge als die geschichtlichen Anecdoten bilden ein kleines, wohlgerundetes Ganze, sie sind nicht unwichtig für die Kenntniss des Landes, seiner Gesittung, der Denk- und Handlungsweise der Zeit. Manche bekanntere Vorfälle, wie die Stiftung des Hofenbandordens, Scenen aus dem Kriege der Covenanten mit den königlichen Truppen stehen durch den kühnen Vortrag den mangelnden Reiz der Neuheit.

3. Die Jäger der Prairie oder der Falte. Eine indianische Erzählung von Irving. Aus dem Englischen von G. Preßleben. Zwei Bände. Leipzig, Rauch jun. 1838. 8. 2 Thlr.

Wäre das Buch 15 Jahre früher erschienen, ehe die „Mohikans“, die „Aufseher“ und ähnliche Schilderungen der indianischen Zustände und Europäern interessante Dinge erschlossen, man würde es sich aus den Händen gerissen haben. Jetzt ist die Theilnahme kühler geworden, gar Vieles kommt wie abgeblaßte Rebensohlen jener Urbilder vor, sogar den Situationen nach. Alte erfahrene Jäger wetteifern an List mit den schlauen Indianern, die hier mehr als Gesamtvolk denn als Individuen auftreten; einen alten Mohikan sucht man vergeblich. Es gibt Gefahren, Rettungen fürwählig Jünglinge, schöne Mädchen, die uns nicht interessieren, weil wir sie nicht sehen, wie denn überhaupt die Personen weniger anziehen als die Erlebnisse, die spannen und ängstigen, trotzdem daß man des guten Ausganges gewiß sein kann. Um doch etwas Neues in die sehr gut übersehte Erzählung zu bringen, ist der Schauplatz nach einem minder bekannten Landstrich in der Nähe des Missouri gelegt.

4. Redwood. Eine Erzählung von Miss Sedgwick. Aus dem Englischen. Mit Vorwort von E. Mellish. Zwei Theile. — K. u. d. L.: Miss Sedgwick's Erzählungen und Novellen, aus dem Englischen. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Köhler. 1837. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Mellish bemerkt, daß das Buch ausschließlich für Leserinnen bestimmt sei; er hätte hinzufügen sollen, für amerikanische, die weit mehr Langeweile ertragen können als die deutschen, die trotzdem daß Vieles gestrichen sein soll, für die guten Lehren einen bessern, vor Allem einen kürzern Vortrag wünschen dürften. Auch sind viele davon nicht für sie passend, sie werden wie bittere Arznei ungezogenen Kindern in einem süßen Säftchen eingegeben zu Raub und Frommen ihrer Landsleute. Die Verf. hielt für sie keine Naturschilderungen, nichts, was man Poesie im entferntesten Sinne nennt, für nöthig. Genug, daß wir erfahren, die jungen Mädchen aus den südlichen Staaten seien freivol, und die bessern, die wahrhaft frommen, nicht frei von Absonderungs- und Verwammungsacht sowie von Überhebung gegen Andersdenkende.

5. Der Vicar von Werthill. Ein Roman von Miss F. Trollope. Aus dem Englischen von Otto v. Czarnowsky. Zwei Bände. Nachen, Mayer. 1837. 8. 3 Thlr.

Wird in „Redwood“ zu erkennen gegeben, daß unter den Gelehrten mitunter ein sehr räuberischer Schatz sich befindet, so bricht Miss Trollope ohne Weiteres über die Conventikel und Tractatenabhängiger den Stab. Der Vicar, durch äußere Bezüge und jede Verschönerung die Meinung gewinnend, treibt durch seine Heuchelei die eigne Tochter zur Gottesläugnung. Er schleicht sich bei einer reichen Witwe hergefallt ein, daß sie ihm ihr Haus erricht und nahe daran ist, ihre Kinder zu enterben. Wohin sein Einfluß reicht, wird der Familienfriede gestört, die Schwärmerei bis zur Verrücktheit gesteigert, und die Schwachen am Geiß werden zu sündigen Handlungen ver-

leitet, in dem Wahn, dadurch des Durchbruchs der Gnade mächtig zu werden. Die Farben sind stark aufgetragen, aber nicht unwahr, leider auch für Deutschland nicht.

6. Zwei Leid. 11. Aus 1. Theile. 2.

7. Der Ehrensohler d'eta. Zwei Theile.

Beide No talentvollen E zweiflung hin die seltenen E für das Jerr schichte ist die schaftlich bewe jeden Glauben Ehrenmann, gen. Es wer die Bertheht Schenlichkeit the's Märchen theil der Bel Der Ehrenma die Kunst zu ist Alles, das fraßt verlegt naß bringt. und darum z zergliederten 2 Buchs, die si

Zwei Leid Gromwell. D zu gelinde, d werden, und 2 die des Grom Recht dazu d dies zu einem überhaupt da Beide Männer ein toller, brä Hoffräulein. seinen Lob gie wuth. Er ha Anhängern w Bartkrab, si Partien gehö der Nichtswür trifft, so entzä Jünglinge, d Die Nebenbul nicht des Ab wenig in den tödten sich bi voran, die Fe Dahin führen

Die Samungrotte in Ägypten.

Diese merkwürdige und in ihrer Art wirklich einzigartige Höhle findet sich in der sogenannten arabischen Bergkette, etwa eine Meile nördlich von dem Dorfe El Masabbeh, zu welchem der Weg über sumpfige Niederungen führt, die immer mit Wasser angefüllt und durch angelegte Dämme gangbar gemacht worden sind. Die Umgegend ist hier außerordentlich rau und wild; die Masse des Gebirgs besteht aus sehr hartem Kalkstein, der und wieder mit kugelförmigen Kieselsteinen von ungeheurer Größe vermischt, welche auf der Hochebene und in den Schluchten in

außerordentlicher Menge umhergestreut liegen. Den Eingang zu der Grotte von Samum bezeichnet nur eine kleine Öffnung, die man mit einigen Steinen vollkommen zustopfen könnte und die durch die Gewalt der Natur bis in das Herz des Gebirges hinein in eine unermessliche Höhle sich erstreckt. Diese Öffnung kann innerhalb des Felsens ungefähr drei Metres senkrecht in die Tiefe hinabgehen. Ist man auf den Boden dieses brunnenartigen Behälters angekommen, so befindet man sich in einer natürlichen Höhle, in einem unermesslichen Labyrinth von Gängen und Zugängen, die größtentheils sehr niedrig sind und die sich in allen Richtungen durchkreuzen und durchziehen. Um weiter vorwärts einzubringen, muß man alle Kleider von sich werfen, sonst läuft man Gefahr, an irgend einer Felsenspitze hängen zu bleiben, indem man, auf dem Bauche kriechend, mühselig von einem Gange in den andern sich einbrängt. Man gelangt auf diese Weise durch eine Menge unregelmäßiger, mehr oder wenig über, bald hoher, bald niedriger Gänge, die durch tropfsteinerne Zwischenwände von derselben Beschaffenheit wie die der Grotte von Antiparos voneinander getrennt sind. Dieser Tropfstein, ehemals in vollem Glanze, ist heute mit einer dicken Lage von fettem schimmernden Ruß überzogen, der allein den Beweis führen könnte, daß diese Grotte einst der Herd einer ungeheuern Feuersbrunst gewesen, wenn nicht schon die Haufen calcinirter Knochen, über die man sich fortzuschleppen muß, hinreichend für jenen Umstand sprächen, ebensoviel wie der Geruch des Rauches, den man hier einhaucht und der sich mit dem noch verpöfeten Dunst vermischt, den Myriaden von Fledermäusen, die Bewohner jenes düstern Aufenthalts, um sich her zu verstreuen. Nach der Sage in jener Gegend, darf man, in Übereinstimmung mit diesen Spuren, nicht daran zweifeln, daß das Feuer in der Grotte Samum angelegt worden; mag es nun immer das Resultat einer Unvorsichtigkeit oder einer böshafsten Absicht gewesen sein, so viel ist gewiß, daß hier ein dumpfes Feuer mehrere Jahre hindurch gebrannt hat. In Folge dieser Feuersbrunst ist es uns heutzutage gestattet, in jene öden Katakomben einzubringen, und nur wenn einmal eine neue daselbst ausbräche, dürften wir noch weiter vorzubringen im Stande sein; denn wenn man eine Viertelstunde in dieser Grotte vorgeschritten ist, bemerkt man statt der Knochen, die man bisher in Asche verwandelt sah, Überreste von Mumien, die anfangs halb verzehrt, weiterhin aber immer besser erhalten sind, je mehr man vorwärts eindringt. Es ist ein trauriger, schauerlicher Anblick, diese vom Feuer verzehrten Trümmer, diese in Kalk verwandelten Leichname, die man mit den Füßen vollends zu Staub zerstoßt, und die zum Theil, wo sie in den Felstrümmungen stecken geblieben, ihre zerfleischten Glieder oder die Lappen ihrer Todtentücher uns über den Kopf herabhängen lassen. Man wird von einem gewissen Schauer ergriffen, wenn die Flammen der Fackeln zu der hartgeschwängerten Todtenwache hinaustragen; wenn man bedenkt, daß ein einziger Funke hier eine neue Feuersbrunst hervorzubringen im Stande sei, deren Opfer der Unvorsichtige, welcher sie veranlaßt, unfehlbar auf der Stelle werden müßte; denn wenn man im Hintergrund eines engen Gelanderganges, aus dem kein Ausgang hinausführt, auf die Leichname einiger Unglücklichen stößt, die die Begierde oder vielleicht das Bedürfnis, sich ein Asyl aufzusuchen, in diese schauerlichen Örter hingetrieben, und die, weil sie den Rückgang nicht wieder auffinden konnten, hier unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung umkamen, so schlägt einem unwillkürlich das Herz lauter. Der Gedanke an die tausendfachen Kränkungen und Umwege, die man durchlaufen und in denen man sich selbst leicht verirren kann, dieser Gedanke erregt bald die Besorgnis eines schrecklichen Todes. Dann liegen jene düstern Schreckensgewölbe centnerschwer auf uns, sie scheinen uns zu erdrücken und für immer von der lebenden Welt zu scheiden, und man fühlt sich von dieser ängstlichen Bestimmung nicht eher wieder frei, als bis man den

ersten Schimmer der Tageshelle in den Eingang dieses unterirdischen Gewölbes wieder hineindringen sieht. Die Mumien der Menschen und der Krokodile sind fast die einzigen, die man in der Grotte Samum sieht. Indes finden sich doch noch einige andere sowie auch Knochen von verschiedenen Thieren, unter denen Guvier Wirbelbeine von Haifischen erkannt hat; es läßt sich aber gar nicht erklären, zu welcher Zeit oder durch welches Zusammentreffen von Umständen und besondern Verhältnissen die Trümmer jener ungeheuern Fische in diese Grotte hineingerathen, die mehr als 100 Meilen von dem Mittelmeer entfernt liegt. Die menschlichen Mumien sind regelmäßig nach den Todtenbetten geordnet, wobei wechselseitig eine über der andern kreuzweis ausgebreitet liegt. Alle sind sorgfältig mit Wäsche und Bändern versehen, aber ohne Bildwerk und ohne Sarg. Bei einigen sieht man kleine goldene Blätter auf die Stirn, auf die Brust und auf die Füße und Hände aufgekleimt. Was die Krokodile betrifft, so sind die größten unter ihnen (und es gibt darunter einige von 10 Metres Länge) auf eben dieselbe Weise, jedes für sich in eine solche Menge von Wäsche eingehüllt, daß man damit mehrere Schritte belasten könnte, während die übrigen, die nur 30 oder 50 Centimetres Länge haben, zu 15 oder 20 Stück in kleine aus Blättern und Palmbaumzweigen gebildete Ballen zusammengepackt sind; endlich findet man in ähnlichen Ballen die Krokodile der kleinsten Gattung und sogar Krokodileier in eine Masse, durch eine Art Harz zusammengehalten, verbunden mit Kernen von Dattelbäumen, mit andern unbekannten Früchten, mit Blättern vom Maulbeerfeigenbaum, mit Schlangen aller Größen, mit Fröschen, mit Eidechsen, endlich auch mit Schwaben in einer wenigstens ebenso großen Zahl wie die der Krokodileier. Die Anzahl dieser Mumien ist unberechenbar; die Gänge sind völlig mit denselben angepfropft und nur mit der größten Mühe gelangt man dahin, in den engen Zwischenräumen durchzukriechen, die zwischen den Gewölben und den ungeheuern Leichenhaufen noch übrigbleiben, welche am Ende den Durchgang ganz verstopfen und das weitere Vorbringen gänzlich hemmen. Man könnte ohne Übertreibung die Zahl der Mumien, die man jetzt bemerken kann, auf mehrere Hunderttausend anschlagen, und es wurden gewiß noch weit mehr bei der Feuersbrunst in jener Grotte vernichtet, über deren Grenzen man noch gar keine Vermuthung aufstellen kann. Der Theil derselben, so weit man bis jetzt vorzubringen im Stande ist, kann eine halbe Meile in die Tiefe hineingehen.

Literarische Notiz.

Fr. Jacobs' „Elementarbuch der griechischen Sprache“, das schon vor ungefähr zwanzig Jahren von dem gelehrten Neugriechen Theoklitos Pharmakidis ins Neugriechische übersezt worden war, wird gegenwärtig nach einem, den Bedürfnissen der griechischen Jugend entsprechenden Plane in vier Abtheilungen von den Brüdern D. und R. Aggriabdis in Wien ins Neugriechische übertragen. Unter der Leitung dieser Brüder wird ebenfalls die neugriechische Übersetzung der Geographie von Abt. Balbi in vier Bänden, welche der 1837 in Triest verstorbene gelehrte Neugriecher Kumas hinterlassen hat, gedruckt, wobei zugleich jene Brüder die neuerdings in Paris erschienene dritte Ausgabe des genannten Werks berücksichtigen werden. Außerdem ist der eine dieser beiden Brüder, Dimitrios, jetzt mit der Übersetzung von Schiller's „Jungfrau von Orléans“ ins Neugriechische, und zwar in gereimte Verse, beschäftigt. Der andere, M. Aggriabdis, hat bereits vor einigen Jahren eine Biographie des Helden A. Kanaris (Leipzig 1835) herausgegeben, sowie auch derselbe an der Bearbeitung des, 1835 neu erschienenen Wörterbuchs der griechischen Sprache von A. Jassis Antheil genommen hat.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 63.

4. März 1838.

Sittengalerie der Nationen. Das Buch der Völker in Bildern und Wignetten von Le Petit.

(Beschluss aus Nr. 62.)

Mohammed Ali, Vicekönig von Aegypten, ist unstreitig einer von den merkwürdigsten Männern der Zeit, dem, welches auch sein endliches Schicksal sein mag, ein Blatt in der Geschichte gesichert bleibt. Inzwischen sind die Meinungen über den großen Reformator sehr getheilt, die Urtheile verschieden. Es dürfte daher wol von Interesse sein, unsern Verf. über ihn zu vernehmen, zumal da in der betreffenden Schilderung auch seine subjectiven Tendenzen sich abspiegeln. Er beginnt mit Nebeneinanderstellung der Contraste, die Aegypten vor Mohammed Ali und das heutige Aegypten darbieten. Wir übergehen indessen mehre dahin gehörende Thatfachen als bekannt, um nur einige der schlagendsten Züge und die Schlussworte des Doctors hier wiederzugeben.

Er wußte so gut wie der listige Judenherold Moses, wo und wie man einem mit Sand überschütteten Felsgesteine rieselnde Quellen entlockt. Er ließ die alten Wässerungs- und Schiffahrtskanäle reinigen oder verlängern, ja sogar neue ausgraben. — Die Presse, dies gewaltige Universalwerkzeug der Civilisation, erstreckt bereits ihre unermesslichen Wohlthaten über Aegypten; Elementarschulen und Gymnasien sind zweckmäßige Bildungsanstalten für das Volk; von den höhern Wissenschaften nimmt Rechtskunde den wichtigsten Platz ein; sogar Chemie und Apothekerkunst besigen ihre eignen Akademien, wo gleichzeitig Armenier, Perser und Araber am Unterrichte Theil nehmen, während junge Leute aus den ersten Ständen, manchmal auf Kosten des Staats, nach England und Frankreich reisen, um sich dort europäische Cultur anzueignen.

Die Schattenseite dieses Bildes nun deutet Hr. Le Petit mit folgenden Worten an:

Über die Zweckmäßigkeit und den Erfolg dieser Reformen vermag einst eine spätere Generation zu urtheilen; doch vergesse man nicht, daß die Cultur ein schneidendes Messer ist, das in Kindes- oder Despotenhand gleich gefährliche Waffe wird.

Europa scheint unserm Sittenmaler keinen passenden Gegenstand zu einem eigentlichen Bilde geliefert zu haben; seine diesen Welttheil betreffenden Schilderungen sind unter „Charakterzügen, Medaillen und Parallelen“ befaßt. Gleichwol spricht sich seine individuelle Ansicht über dessen heutigen Zustand an mehr als einem Orte und selbst da, wo man es am wenigsten vermuthen möchte, ohne allen Hehl und mit Worten aus, die außer Zweifel setzen, daß ihm derselbe wenig Behaglichkeit gewährt. Eine der

dahin gehörigen Stellen finden wir unter der etwas seltsamen Überschrift: „Zigeunermirthschaft“, die vielleicht nicht unabsichtlich gewählt sein dürfte, indem damit eine Parallele angedeutet werden soll. Hier nun heißt es:

Die Poesie hat unendlich viel von ihrer bezaubernden Gewalt verloren, seitdem eine erkünstelte Cultur ihr Königsschild über Europa hinhält, seitdem jede Volksoiginalität in Industriekraft, Selbststolz, Vaterlandsbüchel, Bürgerpflicht, Conventionalität und Gehorsam langsam unterging. Ein gerissenes aber wichtiges Correcturblatt ist der Mensch in dem nie vollendeten Buche des Weltalls; es wimmelt von Druckfehlern. Der göttliche Verfasser liebt gar inbrünstig das Werk seines sechsten Schöpfungstages, zu dem er am siebenten sprach: Es ist schön! und er corrigirt und revidirt ohne Ende, bis Alles abgeglättet, polirt und reformirt ist, sodas sein Exemplar in fleischfarbigem Maroquin mit frühlinggrünen Laubarabesken und goldnem Schnitt anständig in die Mitte treten kann. Cultur ist die Censur Gottes. Ach, wie ist besonders unser Europa neuerdings so zierlich abgehobelt; kaum entdeckt man irgendwo ein spitzes Gehörn oder eine Hogarth'sche Wellenlinie. Es ist ein großer glänzender moderner Schreibschrank, mit geheimen Schließern, unzähligen Fächern und Schließfassen, mit mechanischen Rollen und automatischem Uhrwerk, wo ein buntschediger Ruchd seinen Vor- und Nachnamen in den lichten Wald hineinschreit, um den Leuten zu sagen, wie lange sie noch leben; ein geheiztes und gefirnistes Bureau, von allen möglichen Holzarten zusammengeleimt, voll von Documenten, Büchern, Adelsbriefen, Privilegien, königlichen Joujour, constitutionellen Bonbons, Zinte, Oblaten und Staub. Auch das „bunkle Volk“, wie sich die Zigeuner selbst nennen, verschwindet mit seinen selbstamen Gebräuchen und Sitten, mit seiner poetischen Naturreligion nach und nach ganz von der Oberfläche Europas.

Ganz dieselbe Tendenz des Verf. offenbart sich in dem Bilde, das er von den Vereinigten Staaten von Nordamerika entwirft; dort ist sein Eden. Zuerst vertheidigt er Amerika gegen den Vorwurf, es habe kein historisches Interesse. Was aber Engländer und auch gar viele Deutsche darunter verstehen, analysirt er, wie folgt:

Es hat keine Denkmäler, keine Ruinen verwitterter Burgen, keine Trümmer von gothischen Abteien, keine massiven Überreste von Raubschlössern, Ritterwesen, Karterkammern, Königswäulen, Silbenhäusern, und so fehlen ihm denn jene mächtigen Töne in der Stimme der Zeit, jene zauberischen Erinnerungen an den feudalen Glanz, an die prächtigen Ritterturniere, an Minstrels und Meistersänger, an die gewaltigen Erfindungs- und Entdeckungsperioden Europas und Asiens, an die mannichfachen Vermittlungspunkte zwischen Vergangenheit und Zukunft. Amerika kam im Paradiese seiner Primat als Adam mit dem Feigenblatte zur Welt; doch bald schämt es sich seiner Scham und wurde eitler als die Mutter Eva

selbst. Amerika suchte nicht nur von allen exotisch dahin verpflanzten oder europäisch eingepflanzten Bäumen das ganze bunte Laub zu seiner Bekleidung zusammen, sondern pflückte auch die Früchte der Erkenntnis, wo es sie nur antraf, um zum eignen Vortheil die fremde Saat in eignen Boden zu legen. Amerika besitzt keine Geschichte, kein Königthum, keine selbständige Literatur, höchstens einen Bauernkrieg und eine Revolution.

Folgt nun ein Plaidoyer, das Hr. Le Petit einem Nordamerikaner in den Mund legt und das ihn auf die Abstammung der Urbevölkerung jener Weltgegend leitet. Hier nimmt er, heiläufig gesagt, die bekannte Hypothese an, es sei die neue Welt erst vor etwa elf Jahrhunderten und zwar vom nördlichen Asien aus bevölkert worden. Da sich indessen der „rothe Indianer“ physisch und psychisch wesentlich von dem „dunkeln Sohne Mexicos oder Perus“ unterscheidet, so ist er der Meinung, die auch schon andere Forscher äußerten, daß diese Urbevölkerung aus zwei verschiedenen Racen besthe, und daß die letztere vielleicht aus China, Birma, Malakka oder wol gar Japan herstamme, in Folge einer nothgedrungenen Auswanderung aber in nördlicher Richtung nach den gegenüberliegenden Küsten Amerikas verschlagen worden sei. Den rothen Indianer dagegen hält er für einen Abkömmling der Tataren. Was nun die heutige Bevölkerung von Nordamerika insbesondere anbetrifft, so mag deren Schilderung auch noch als Probe der Schreibart unsers Verf. hier eine Stelle finden:

Der Indianer ist nicht länger der ungekränkte Herr seiner Heimat; er mußte theilweise (!?) einem jüngern Geschlechte weichen, das europäische Kultur als veredelndes Pfropfreis dem amerikanischen Freiheitsbaume einimpfte, einer Generation, die das höchste und schönste Problem des Menschenwissens, eine glückliche, unabänderlich festgestellte Republik, unpblich löste. Der Indianer ist der große, farbige aspirirte Anfangsbuchstabe auf den Pergamentrollen der nordamerikanischen Union; der Angloamerikaner bildet die darauf folgenden sinnreichen Worte, wo es wahrlich an Selbstlauten nicht fehlt, und wichtige, früh emancipirte Negerklaven vertreten die vierundzwanzig Druckstetten des Alphabets, während Deutsche, Italiener, Juden, Negrigen und Creolen (?) die gemischte Interpunction vollstrecken. Hier nur das kurze Inhaltsverzeichnis dieser „goldenen Bulle“ der vereinigten Freistaaten von Nordamerika.

Den Textesworten der sogenannten „goldenen Bulle“ selber wird noch eine flüchtige Skizze aus der Entdeckungs- und Bevölkerungsgeschichte der Vereinigten Staaten und der sie betreffenden Ereignisse bis zum Frieden von Gent vorausgeschickt, sodann aber heißt es daselbst:

Ungebrochenes Glück, begeistertes Vorwärtsschreiten in der europäischen Restaurationsperiode; — Nordamerika das Land der Freiheit, der Cultur und der Bürgereinigkeit, Nordamerika, neuerdings noch der sichere Hafen für so manches vom politischen Strudel in Deutschland, Polen und Frankreich zertrümmerte Schifflein; Nordamerika, das Ziel und der Lohn (?) aller Auswanderer, ein Palästina für alle Völker und für alle Religionen; Nordamerika als Amme und Wiege aller Erfindungen und Gerechtsame unsers planetarischen Jahrhunderts.

Am Schlusse seines Bildes endlich vindicirt unser Sittenbildner für dasselbe die Unterschrift: Vox populi, vox Dei.

Und ist in Nordamerika — fährt er fort — die Stimme des Volks auch nicht die Stimme Gottes, so wird sie es der-

einst werden; denn auch Demosthenes mußte Kieselsteine in den Mund nehmen, um das Stottern zu verlernen. Und wo gäbe es mehr Demosthenes und Kieselsteine als eben in Nordamerika? Wo aber schafft die Natur gebiegenes Metall? Maske wird wie reines Blut durch Adern bewiesen; und was ist die reichste Bergmine ohne stets ergiebige Adern? Und was ist ganz Nordamerika? Ein neuer glücklicher vollbrachter Aderschlag an dem schwindstüchtigen Cadaver Europas. Hätte Europa ebenso viel Chirurgen als Anatomen gehabt, brauchte es jetzt nicht Amerika als vollgültige Beisitzerin auf die Parlamentsbank der alten Welt aufzunehmen. Die Würfel sind geworfen; man zähle die Augen noch so lange, noch so sehr: ein Cäsar siegt nur, wo ein Cäsar ist! 13.

Ben-Lee, oder: Ist eine Emancipation der Juden denkbar? Biographische Skizze aus dem Tagebuche eines Poeten. Von F. Th. Wangerheim. Hamburg, Verendsohn. 1837. 8. 1 Thlr.

Unter allen Schriftstellern, welche sich die auf der Woge der Gegenwart schwebende Frage von einer Emancipation des israelitischen Volks zum Gegenstande wissenschaftlicher, poetischer oder sonstiger Darstellungen wählten, scheint dieser Verfasser den Kern seines Objectes am sichersten berührt zu haben. Ob damit auch die Frage wirklich gelöst sei, ist eine andere Bestimmung, die sich später aufzuweisen wird. Wir werden, um unser vorläufiges Urtheil zu begründen, zuvörderst den Verlauf dieser einfachen Novelle dem Verf. in aller Kürze nachzuzählen müssen. Der Held derselben, Ben-Lee, israelitischer Abkunft, ist auf einem englischen Dörfchen unweit Brighton zu Hause, wo sein Vater als Rabbiner einer kleinen jüdischen Gemeinde lebt. Dieser Vater kündigt sich sogleich als ein starrsinniger, fanatischer Anhänger seines Glaubens an. An demselben Orte lebt der Pfarrer einer evangelischen Gemeinde, der eine schöne, eben aufblühende Tochter hat. Ben-Lee und Elise werden bekannt und lernen sich lieben; aber der Erstere, halb durch eigne Entschliebung, halb durch die Strenge des im Vorurtheil seines Volks eingewurzelten Vaters bewogen, reißt sich gewaltsam von der Geliebten los und geht nach Oxford, wo er sich den Studien widmet. Später finden wir ihn, durch die Unruhe seines Gemüths dazu getrieben, im englischen Heere und als Offizier bei Waterloo kämpfend. Er kehrt als Lieutenant auf halbem Golde ins Vaterland zurück, wo sich unterdessen, durch ihres sterbenden Vaters Wunsch bewogen, Elise mit dessen Nachfolger im Amte ehelich verbunden hat. Eine kurze Ehe ohne Liebe; Elise, bereits Witwe geworden, lebt bei dem nunmehrigen Prediger des Orts als Gesährtin von dessen Gattin. Den alten Vater Ben-Lee's hat inzwischen der eigne Fanatismus aus dem Vaterlande vertrieben, und Niemand weiß, wo er umherschweift. Ben-Lee und Elise begegnen sich aufs Neue; ihre Herzen waren nie geschieden; sie schließen den Bund der Ehe; ein Knabe ist die Frucht ihrer Zärtlichkeit, der sich nicht lange der mütterlichen Pflege erfreut. Elise stirbt bald, und Ben-Lee begibt sich auf den Continent mit seinem Sohne. Seit mehreren Jahren schon ist er Schriftsteller, dessen Ruhm und Anerkennung schnell wachsen. Das Vaterland wie das Ausland bewundert ihn. Er selbst ist nicht glücklich und trauert um seine Verlorene. Da lernt er in Bafem einen reichen Landmann und dessen wunderschöne Tochter kennen. Der alte streitbare Davis, in Ben-Lee's Schriftstellerruf ganz verliebt, trägt ihm seine Tochter an, die Reize der Reizern lassen ihn Elises Bild vergessen und die Verlobung naht heran. Da erscheint Ben-Lee's böser Engel in der düstern Gestalt seines eignen, erblindeten Vaters. Ein haussirender Jude hat Ben-Lee erkannt und dem Vater, der in Armut und Elend an demselben Orte lebt, Nachricht davon gegeben. Der Alte läßt den Sohn zu sich beschleichen, der ihn seiner ganzen Liebe und Hülfe versichert. Alles will gut enden; da erhält der einge-

kleinste Rabbiner die Kunde von der bevorstehenden Vermählung seines Sohnes mit des reichen Christen Tochter. Bei dieser Kunde ist sein Jammergeschrei unermesslich; er flucht Allem, was Christ heißt; er streut Asche auf sein Haupt und zerreißt sein Gewand. Er heult und jammert über den schändlichen Verrath an Judas Volk, so lange, bis sein Geheul die ganze Stadt durchdringt, die nun in dem alten Juden Ben-Zee's Vater erkennen muß, erkennen, daß dieser gefeierte Poet selbst ein Sprößling des verachteten Volkes ist. Jetzt lösen sich alle Bande. Die giftigen Nebenbuhler Ben-Zee's triumphierten; Sir John Davis reißt in aller Stille mit der Tochter ab; den entdeckten Juden meidet Alles; selbst sein Jockey ändert sein Benehmen. Bei diesen Ereignissen erstarrt Ben-Zee's Gemüth; er verschließt sich ganz in sein düsteres Selbst, aber nur auf kurze Zeit, denn ein schneller Entschluß reißt in seiner Seele. Er begibt sich nach England zurück mit seinem Knaben, den er dem redlichen Geistlichen, in dessen Hause er Elise zum zweiten Male kennen lernte, zur Erziehung übergibt. Bald darauf empfängt ein Freund aus dem Continente sein Vermächtniß, ein Manuscript des Gefesteten, die Skizze seines Lebens enthaltend; drei dicke Blutstropfen auf dem Umschlage deuten symbolisch auf Ben-Zee's Ende durch eigne Hand. Aus dem Inhalte des Manuscripts ergibt es sich, daß Ben-Zee nicht den Tod suchte, weil ihn die Welt verfließ und verachtete, sondern weil sie ihm die drei innersten und heiligsten Güter des Menschen raubte, an seinen Glauben nicht glaubte, seine Liebe mit Haß vergalt und seine Hoffnung aufs Jenseits für das Hirngespinnst eines Thoren hielt. „Ich zweifle nicht“, schreibt Ben-Zee in seinem letzten Vermächtnisse, „daß meine traurige Erfahrung Gutes stiften werde; mindestens aber werden Christen und Juden einsehen, daß man auch aus reiner Überzeugung von einem Glauben zu dem andern übertreten könne; und wenn sie das erst einsehen, dann wird jene Scheidewand verschwinden, die den Erleuchteten von allen Menschen trennt, sodas er allein steht, verlassen, verachtet und verachtet.“ Die Novelle schließt mit den Worten des Herausgebers: „Kur eine Frage wird Ben-Zee veranlassen: Ist eine Emancipation der Juden denkbar?“

Und eben dieser Schluß, der das Thema des Ganzen als ein Problem hinstellt, ist das erste Verdienst dieser kleinen Novelle. Denn darin besteht der große Irrthum, in welchen fast sämtliche Mitbewerber und Vorgänger des Verf. gefallen sind, daß sie eine Emancipation der Israeliten für etwas Fertiges angesehen haben, oder für etwas, das durch willkürliche Eingriffe und Änderungen der Societät fertig gemacht werden könne. Was uns die Broschüren über diesen Gegenstand darbieten, geht ohne Ausnahme von diesem absolut falschen Gesichtspunkte aus. Die Gegner sowol als die Verfechter halten eine Judenemancipation für möglich in dem Sinne, wie man etwa auf rein menschlichem Standpunkte die Negersklaven, oder auf socialstaatlichem in einem protestantischen Lande die Katholiken emancipirt. Dies aber ist ein wahrhaftes Un Ding. Denn das israelitische Volk ist, a priori, nicht zu emancipiren, so lange es dieses Volk ist. Eben deshalb muß man nicht darüber streiten, ob eine solche Emancipation zulässig oder verwerflich sei, vielmehr muß man erkennen, daß sie von Haus aus unmöglich ist. Die Emancipation der Israeliten ist und bleibt, wie der Verf. dieser Novelle seinerseits es richtig gewendet hat, ein Problem der Zeit. Denn, und dies ist das Hauptssächliche, die wirkliche (nicht die gemeinte) Freiwerdung der Juden ist und muß sein eine Selbstbefreiung, ein Übergehen zur Religion des Heils und der Erlösung aus eigneter freier Selbstbestimmung, mit dem Glauben, mit der Liebe, mit der christlichen Hoffnung auf ein Jenseits, wie dies unser Verf. ebenso schön als wahr ausdrückt. Wenn deshalb Ben-Zee den Selbstmord begeht, weil man ihm den Glauben, den er wirklich hat, nicht glaubt, weil man ihm die Liebe, die er wirklich fühlt, nicht vergilt, weil man ihm die Hoffnung, durch die er wirklich selig ist, verweigert, so ist sein Ende, wo nicht ein

sittlich-reines, doch ein wahrhaft edles, denn er stirbt nicht als verachteter, getäuschter, geschmähter, verfolgter Jude, sondern als wahrer Christ, als ein an und für sich emancipirtes Wesen, das gar keiner weiteren Emancipirung, am wenigsten einer socialen bedarf; er stirbt nur, weil er die grausame Dummheit nicht ertragen kann, mit welcher ihm die christliche Welt das Zugeständniß weigert, daß er in Wahrheit ihr zugehöre.

Wir bebauern sehr, daß der karglich zugemessene Raum uns die weitere Entwicklung dieses Themas verbietet, müssen aber nothwendig dies Eine noch hinzufügen, daß der Charakter des alten Rabbi, Ben-Zee's Vater, in der Novelle ein wesentliches und wichtiges Moment bildet, ein Moment, was gleichfalls bei frühern Darstellungen dieser Gattung übersehen worden ist. Denn nicht bloß die christliche Partei, welche die Disposition gegen diese Emancipationsfrage bildet, widersteht sich der socialen Vermittelung (die, wie wir sahen, an sich eine unbedenkliche ist); auch in dem abstrakten Judenthume selbst und dessen Fanatismus liegt der Grund der Hemmung und Verhinderung. Der reine Jude selbst in seinem starren Glauben duldet keine Befreundung und sociale Verbrüderung. Dieses absolute unflüchtige Moment ist in der Person des alten Rabbi repräsentirt.

Um noch ein Wort über die äußere Haltung der Novelle zu sagen, so müssen wir zuerst diejenigen Stellen unbedingt hinwegwünschen, wo des Verf. persönliche Begeiztheit hindurchblickt. Wozu die mancherlei Widrigkeiten im Gänge der Novelle? Für diese ist der Gegenstand zu ernsthaft, und sie erinnern zu sehr an die moderne und leidige Reizung, die dem israelitischen Novelschriftsteller zur bösen Angewohnung geworden ist. Fürs Zweite wäre es dem nicht gewöhnlichen Talente des Verf. wol möglich gewesen, sein Object noch umfassender und gehaltvoller, als wirklichen Roman zu bearbeiten. Die rasche Darstellung mag zwar den Leser befriedigen, wer aber das Durchdachte des Plans zu ehren weiß, wünscht eine ausgebreitetere Darlegung der Zustände und Verhältnisse, womit wir keineswegs einer müßigen Breite das Wort reden wollen.

4.

Aus Italien.

Auch die Dichter des jungen Italiens sind zu der Höhe der neuesten französischen vorgeedrungen, wo man, wenn die Reize der narzotischen Gifte und Opiate durchgekostet ist, den letzten Kampf im Aufgeben des Lebens sucht und sich zur Veränderung die Ader öffnet oder todtschießt. Sonst kannte ein sonettmachender Abate nicht viel mehr Schmerz, als aus Doris' Augen sich absehen ließ; Küsse und das Getändel der Zephyre brachte jedoch bald für jeden solchen Kummer Entschädigung. Der jetzt modische Spleen geberdet sich ernster. Man trägt bei den geringsten Widerwärtigkeiten des Lebens eine Verzweiflung zur Schau, die einem arkadischen Schäfer der alten Zeit in allem Ernste kaum möglich gewesen wäre. Aber dieser modische Ärger über die Genüsse des Lebens, die so früh ihren fegelnenden Stachel verloren haben, gemahnt auf den jungen Geistern wie die Schminckpflasterchen in Madame Dubarry's Augen. Mag die Zeit Manchen auch ernste, meistens überhörte Lehren gegeben haben; so ernst waren sie doch sicher nirgend, daß man aus der Welt um ihretwillen fortlaufen müßte, statt nur desto muthiger gegen ihre Unbequemlichkeiten anzukämpfen. Als sehr talentvoll macht sich ein jugendlicher Dichter, G. D. Giorgini in den „Preludi poetici“ (Lucca 1836) bemerklich; doch statt mit folgendem Vertrauen eine Stelle unter den Dichtern Italiens in Anspruch zu nehmen, deren Denkmäler auf dem Capitol stehen, begehrt er nichts in einem Gedichte an seinen Freund als eine letzte Freistatt für sein müdes Gebein von der mütterlich sorgenden Erde.

Eh qual altro conforto ancor mi resta
Che pianger teco, e vagheggiar l'eterna

Bellezza del creato, e viver lungi
Dal volgo e dal tiranni, infino al giorno
Che pietosa alle stanche ossa tu porga
O materna mia terna, ultimo asilo?

Der Dichter dieser Worte ist nach der Versicherung 18 Jahre alt. Da außerdem das gelungenste seiner Gedichte der Abschiedsgruß einer sterbenden Tochter an ihren Vater ist, so möchte man leider eine Götz'sche Kränklichkeit voraussetzen.

Derzhaffter als diese und ähnliche Dichter, die man wie zu einer Heerschau in dem „Album storico-poetico-morale, compilato per cura di F. D. D. C.“ (Padua 1837) versammelt finden wird, greift ein jetzt in Toscana gefeierter Dichter Gius. Montanelli in die Saiten, dem die Dichtkunst wirklich zugestanden hat, was er sich von ihr erbittet:

Vorrei dell afflitto sul languido core
Passar dolcemente quel brezza sul fiore;
Il vita, il superbo vorrei fulmar.

Mit einer Fülle von Bildern, die an die neuern französischen Dichter oder an Matthysen erinnert, fühlt er sich bestürzt; doch alle wecken in ihm jenen geheimen Einklang zwischen der menschlichen Natur und dem überall vernehmbaren göttlichen Walten und vereinigen die verschiedenartigsten Stimmen zu einem Septachord, der in dem Preis des Ablebenden seinen vollen Ton erlangt. Hier und da leidet auch Montanelli, dessen Gedichte unter dem Titel: „*Liriche di Gius. Montanelli*“ (Florenz 1837) erschienen, an dem französischen Fieber, doch erhebt ihn seine Kräftigkeit bald von den Anwandlungen dieser Schwäche, die meistens sich für einen Überfluß von Kraft wie so manche andere Krankheitsarten ausgeben möchte.

Neben den vielen Ausgaben der „*Divina commedia*“, die in neuerer Zeit mit Benutzung handschriftlicher Hülfsmittel erschienen sind, fordert nun auch eine florentiner die Aufmerksamkeit, die unter den Auspicien von vier Mitgliedern der Akademie della Crusca herausgekommen ist. Sie hat die früher von den Akademikern besorgte Ausgabe, verglichen mit den vielen handschriftlichen Hülfsmitteln, welche die florentiner Bibliotheken darbieten, als Grundlage, jedoch ist auch die 1478 zu Mailand erschienene Aldobrandische Ausgabe benutzt. Bei zweifelhaften Stellen hat man zu andern Ausgaben, wie der venetianischen von 1491 sich gewandt und bei der Feststellung des Textes wie der Schreibart eine eklektische Kritik geübt, die vielleicht eben deshalb der Ausgabe bei den strengen Systemleuten nicht günstig sein möchte. Der Ruf der Besorger reicht jedoch hin, dieser Ausgabe, die unter dem Titel: „*La divina commedia ridotta a miglior lezione coll' ajuto di varj testi a penna da Gio. Batt. Niccolini, Gino Capponi, Gius. Borghi e Fruttuoso Becchi*“ (Florenz 1837), erschien, durch ganz Italien Ansehen und, sollte sie Ansehnungen finden, gar bald ihrer Anordnung Beachtung zu verschaffen. Denn auch wo Leute, wie die für einen Mann verbundenen Herausgeber irren, irren sie nicht ohne Belehrung für den ihnen aufmerksam folgenden Leser, und ihnen nachzugehen, ist durch die Anordnung des Werks erleichtert. Die Correkte ist von G. Becchi unterschrieben, der ein sehr wissenschaftlich thätiges Leben dem Dichter, wie man weiß, bisher weihen und daher doppelt berufen scheint, über dies ewige Gedicht seine Stimme abzugeben. In demselben Jahre erschien zu Rom: „*La divina commedia di Dante Alighieri con note di Paolo Costa*, edizione eseguita sull' ultima fiorentina dal commentatore medesimo rivista ed emendata.“ Man konnte versucht sein, sie für einen Nachdruck der obenerwähnten zu halten, was nach dem Raubsysteme, das zwischen den italienischen Buchdruckereien besteht, auch gar nicht auffallen dürfte. Aber Costa, dessen Text hier sauber gedruckt für 8 Lire ausgeben wird, starb, ehe die Florentiner angingen, und gibt hier einen sauberen Text, der auf kritischen Werth ermäßigten Anspruch macht. Für die Sammler, die den Ausgaben der „*Göttlichen*

Romödie“ ausreichend genug haben möchten, wird es interessanter sein, zu erfahren, daß die Buchhandlung Allegrini und G. Mazzoni die „*Opere minori di Dante Alighieri*“ (Florenz 1834—36) herausgibt, wovon zwei Bände in vier Theilen bis jetzt erschienen sind. Sie ist mit Zugiehung der letztern kritischen Bearbeitungen der einzelnen Schriften und Erläuterungen von F. Fraticelli besorgt, der die einzelnen Sonette einer historisch-philologischen Sichtung unterworfen hat. Namentlich findet man in dieser bequemen und wohlfeilen Ausgabe für das Studium des „*Gastmahls*“ Hülfsmittel, wie unsers Wissens keine andere sie beisammen bietet, und die Verehrer des Dichters werden daher diese Ausgabe für einen ebenso werthvollen Beitrag zur Verständniß seines großen Wertes anerkennen, als ein neuer Textabdruck sein könnte, der uns blos um die Varianten von vier testi a penna und zwei neuen Hypothesen über die Ionza reicher machte. 6.

Notiz.

Die Infas in Valenciennes.

Valenciennes, das von den Einwohnern sowie von den Pariser eine flandrische Stadt genannt wird, feiert stattdessen als jeder nicht flamändische Ort die Aschermittwoche durch Verbrennung einer Puppe, nach dem provinziellen Ausdruck Panfa genannt, welche die Gestalt eines dickleibigen Mannes trägt, der aus Schreden über die eintretenden Fasten zerplatzt. In Douai nennt man diese 24 Fuß hohe Puppe Wimbun; sie besteht aus Weidenruthen und wird wie vor alten Zeiten am hellen Tage durch die Straßen geführt. In Valenciennes erneuerte sich nach langer Ruhe der Gebrauch erst 1818, und weil man etwas Besonderes haben wollte, maskirten sich die im Zuge Gehenden als Peruaner, und da dieser Einfall weit und breit Aufschauer herbeilockte, vervollständigte man ihn allmählig immer mehr. Am Abend der Aschermittwoche verkündet eine kriegerische Musik, das Wiehern der Pferde, das Rasseln der Wagen die Ankunft der Infas. Bei dem hellen Licht von tausend Fackeln, getragen von weißgekleideten Männern, unterseidet man in einem Wagen Wilde mit Blättergeschürzen, auf einem andern eine Pyramide von antik gekleideten Jünglingen; in ihrer Mitte steht der Oberpriester erhöht in langem weiten Gewand von Leinwand; dann folgt ein Wagen mit Würdenträgern, reich gekleidet und mit Juwelen geschmückt; junge Sonnenprieesterinnen folgen; es schließen sich Griechen, Römer, Chinesen, Perser und Afrikaner an, als Abgesandte vieler Völkerschaften. Selbst Keger, sowie die Wilden des hohen Norden fehlen nicht. Alles, was der Orient Prachtiges, das griechische und römische Alterthum edel Geschmacksvolles besaß, der heutige Tag an modischer Pierlichkeit hat, steht man hier ebenso schön als treu im Costume. Eine große Menge von Fackel- und Laternenträgern begleitet den Zug, wobei Volksmelodien von vier bis fünf Musikchören gespielt werden. Alle Fenster, vor denen er vorbeigeht, sind geöffnet, alle Kaffeehäuser erleuchtet, die Lichter der unzähligen Laternen werden bis zu der Höhe der Balcone hinaufgeschoben. Auf dem großen Platz wird der Panfa verbrannt, um nächstes Jahr von Neuem zu erstehen. Ein Feuerwerk endigt das Fest mit einer ungeheuern Feuerfontäne, um welche die Infas knien, als huldigten sie dem Gotte Perus. „*La charité les conduisit*“, liest man auf einer Fahne, die dem Zuge vorausgeht, in transparenten Buchstaben. In tausend verschiedenen Manieren steht auf den farbigen Laternen: „*Union et plaisir, joie et humanité*.“ Einjammer gehen an Jedermann vorüber, und selten versäumt Einer sein Scherzlein zu dem wohlthätigen Zweck, für welchen sie sammeln, beizutragen. Die Theilnehmer des Zugs sind meistens Handwerker, zu denen sich auch Fabrikanten und Künstler gesellen, die auf eigene Kosten mit Hülsen ihrer Verwandtinnen sich das Costume anschaffen und das Erforderliche dazu leihen. 10.

Montag,

Nr. 64.

5. März 1838.

Taschenbücherschau für 1838.

Fünfter und letzter Artikel. *)

19. Bergsmeinnicht. Von E. Spindler.

Unter den mitzeitigen Taschenbuchserzählern behauptet Spindler immer noch seinen Rang. Er besitzt ein schönes Talent, interessante Persönlichkeiten auf- und in einem anziehenden Contrast einander gegenüberzustellen, neue Situationen zu erfinden, spannend darzustellen und in lebhaften Farben geschichtliche und landschaftliche Hintergründe ein- und durchzuflechten. Die erste Erzählung, welche auf den Titel: „Die Gesellen der schwarzen Kunst“, hört, beschäftigt sich unter mannichfaltigen, bunten und interessanten Verwickelungen mit den Erfindern der schwarzen Kunst, der Buchdruckerkunst, Gutenberg, Schöffer und Faust; die zweite: „Das Testament des Bucheres“, mit einem interessanten, selbst die Saiten der Psychologie tiefer anschlagenden Proceß; und die dritte, worin besonders die Zeichnung des Abts gelungen, mit Abt und Lehnskneuten in der Reichenau und einer unter traurigen Auspicien beginnenden, jedoch glücklich verlaufenden Liebesgeschichte. Unter den artistischen, auf frühere Romane und Erzählungen Spindler's sich beziehenden Beilagen befindet sich eine hübsche Composition von Führich, eine Scene aus dem Romane: „Der Jude“, darstellend.

20. Berliner Kalender.

Mit Stahlstichen ausgestattet, welche zum Theil in sehr gelungener Weise uninteressante See-, Strand- und Landgegenden des pommerschen Flachlandes darstellen. Das meiste Interesse erregen die Ansichten der Ruine vom Kloster Eldena und die von Bobbin mit dem Schlosse Spieler. Die Ansicht vom großen Haff hat nichts als Wellenschlag und Schiffsegel, mithin nicht mehr charakterlose Charakterzüge als jede andere Seelandschaft. Außerdem einige Portraits lebender und abgelebter Personen, und unter diesen das sehr anziehende der Eudonia Borde in ihrer Jugendblüte, einer Person, welche nach einem intriguanen Lebenslaufe, und nachdem sie Klosterjungfrau gewesen, in ihrem achtzigsten Lebensjahre als Hure enthaupet worden ist. Die Lebensgeschichte eben dieser Person wird uns im Texte, im zweiten Theile von Barthold's „Geschichte von Pommern und Rügen“ weitläufiger erzählt. Die

Verdienste dieser historischen Arbeit sind vom Ref. schon früher, als er den ersten, im vorjährigen „Berliner Kalender“ enthaltenen Theil derselben besprach, gewürdigt worden. Der Styl erscheint ein wenig trocken, trocken wie der Sand Pommerns und die pommersche Geschichte selbst; aber aner kennenswerth sind die objective Haltung, die historische Ruhe, die Thatsächlichkeit der Darstellung, die Gründlichkeit der Untersuchungen; Eigenschaften, welche diesen Abriß der Geschichte Pommerns zu einem sehr ehrenwerthen Beitrag zur deutschen Landesgeschichte machen. Für Unterhaltung sorgt diesmal L. Kellstab in seiner Novelle: „Die Strandbewohner“.

21. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

„Cornelia“, welche bereits ihr dreißigstes Lebensjahr erreicht hat — ein Ereigniß, welches nur in unserer mangelhaften Welt unvorhergesehener Möglichkeiten stattfinden konnte —, nennt sich ein „Taschenbuch für deutsche Frauen“. Weichlich und schwächlich genug ist es dazu, und die Männerwelt und eine männliche Kritik haben mit ihm nichts zu thun. Die Königin von Griechenland führt als Titelpuffer den Reih der Stahlstiche an. R. Geib besingt sie im höchsten Pathos; und nicht allein sie, sondern auch ihre Eigenschaften, ihre Tugend, edle Würde, Anmuth, Schönheit, Frühlingsrosennatur u. s. w. Die übrigen Kupfer sind zum Theil nach englischen Künstlern, zum Theil nach Velasquez und Regis von Baumann, Fleischmann und E. Schuler gestochen. Den Text beginnt Adalbert v. Schöner mit einer gutgeschriebenen, sonst im gewöhnlichen Niveau sich haltenden Erzählung: „Die Freundschaftsprobe“, welche ein trauriges Ende nimmt; die Novelle: „Arabella“, von W. Blumenhagen, spielt sich auf eine halb geschichtliche, halb Blumenhagen'sche Weise in Schottland ab; „Peter Schöffer“, von J. v. Meerheim, beschäftigt sich mit den Ursprüngen der Buchdruckerkunst und schließt mit einer Heirath zwischen Schöffer und Faust's Tochter; der anziehendste Beitrag ist die Novelle: „Miß Molly“, von Julius Schoppe, aber freilich nach dem Französischen gearbeitet. Außerdem als Nachessen Gedichte von R. Geib, Haug und dem wacker gesinnten Neuffer.

22. Huldigung den Frauen. Von J. F. Castelli.

Ich glaube, daß dem weiblichen Geschlechte schon auf eine anständigere Weise gehuldigt worden ist als durch

*) Vgl. den vierten Artikel in Nr. 29 d. Bl. D. Ref.

vorliegendes Taschenbuch, welches sich durch seine meist schlechten Kupfer und mittelmäßigen Novellen beim Publicum übel empfiehlt. Diese Novellen, wiener Fabrikat, stehen da wie traurige Vogelscheuchen der Kritik, und gleich die erste von Straube: „Der Großvaterstuhl“, ist ein durchaus mittelmäßiges, sogar ohne Gefühl für Anstand und Grazie angefertigtes Product. Ein Magister brückt sich gegen ein stillgutes Mädchen in folgender Weise über ihren Geliebten aus:

Ich fürchte, meine schätzbare Freundin, er schändet Ihre eigne, hohe Liebe durch den Umgang mit allerlei Individuen aus dem Geschlechte der Laiz und Phryne. Es muß heraus, Berehrliche! ich selber habe ihn gesehen, umgeben von unterschiedlichen nauci flocci Laffen und von Weibsgesilden, deren geschminkte Karven und überlächeltes vestiarium gar wohl zeigte, wes Geistes Kindelein sie seien.

Jedenfalls besser geschrieben ist die historische Novelle: „Die Jagd im Hochlande“, von S. Schlesinger; die Erzählung: „Die beiden Gerippe“, von H. Meynert, recensirt sich schon durch den Titel; die Novelle von Luise Wed.: „Die Maske“, ist eine wunderliche Vampyr Geschichte; Gold schildert in seinem „Geigenmacher von Innsbruck“ Jakob Stainer's Lebensschicksale in Venedig und Tirol; Casselli erzählt unter dem Titel: „Das geheime Zeichen“, eine recht anmuthige Anekdote. Außerdem viel Lyrisches von wiener Poeten, die mit Reim und Vers überhaupt viel besser umzugehen wissen als mit der Prosa.

23. Frauenlob. Von J. N. Vogl.

Vorliegendes Taschenbuch lobt weder die Frauen noch sich selbst. Der Werth der beigegebenen Kupfer ist unaussprechlich, so werthlos und aller Kritik entfremdet erscheinen sie; sie sind fast sämmtlich Zerr- und Schreckbilder, Sünden gegen den guten Geschmack. Ein wiener Taschenbuch ohne lyrische Beigaben ist ungenießbar; hier haben wir ein solches: nur wenige Balladen und Lieder, worunter eine mittelmäßige Romanze von dem Herausgeber selbst, befinden sich darin; das Übrige ist wiener Novellenprosa und wird von Berndt v. Gusek, Camitha, Vogl und Schmidl mehr oder weniger übel bewirthschaftet.

24. Cölestina. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen.

Religiöse Gedichte von meist unbekannten Leuten, einige biographische kurzgefaßte Zugaben unter den Überschriften: „Johanna Franziska v. Fremiot, Baronin v. Chantal“ und „Kaiserin Adelheid“, ferner ein hinlänglich langweiliger dramatischer Roman von Sigismund v. Norden: „Cölestina der Kolyth“, dessen Schluß uns im künftigen Jahrgange — leider! — versprochen wird. Man sieht es diesen Producten wenigstens an, daß sie gut gemeint sind. Das Beste sind der zerstückte Schmuck der Kupfer und die gesammte äußere Ausstattung, Druck und Papier.

25. Silesia.

Auch Schlessien hat so gut wie Wien seine mittelmäßigen Novellisten und Balladenanfertiger, so wenig das übrige Deutschland in der Regel von ihnen weiß. Schlessien, ein Binnenland, hat neben seiner Schneekoppe, seinem Elisabeththurm, seinem Landwein, seiner Leinwand

und seinem liegniger Grünzeug auch seine Binnenliteratur, die da aufhört, wo das übrige Deutschland anfängt. Diese Literatur ist wesentlich provinziell und beschäftigt sich am liebsten mit Stadt- und mittelalterigen Inlandssagen. Hiervon zeugt in Rede stehendes Taschenbuch, welches übrigens in sehr einfacher, schlesisch-gutmüthiger und schmuckloser Form auftritt. Wir finden hier „Lebensbilder aus Oberschlesiens Vorzeit“, „Grüße an Schlessien“ mit dem Zufuge: „aus Afrikas Wüsten mit einer Schwalbe“, die alte Sage vom Sprunge vom Rynast in neu-altbadener Bearbeitung, eine schlesische Legende u. s. f. Von ungemindertem Interesse sind jedoch die durch ihre anmuthige Naivetät ausgezeichneten, in eine Zeit ungeschminkten Gefühls und religiöser Grundstimmung zurückführenden Mittheilungen aus Valentin Gierth's, eines briegischen Bürgers, Haus- und Tagebuch, worin eine Scene aus Friedrich v. Logau's Jugendleben, die Herzogin Sibylla auf einer Bürgerhochzeit und die Verlobung zweier Hofräulein rührend-launig geschildert sind.

26. Alpenrosen. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, H. W. Wackernagel und R. R. Hagenbach.

Aus Schlessien sind wir mit einem Sprunge nach der Schweiz verlegt. Eine wackere, fromme, volksthümliche Gesinnung, ein frisches Hellauf, eine anziehende, zuweilen spießbürgerliche Frömmigkeit charakterisiren die Mehrzahl der hier enthaltenen Beiträge. Hebel'sche Elemente finden sich vielfach. Mancher ehrliche Spaß mischt sich ein. Keine krankhafte Stimmung! kein Weitschmerz! keine moderne Zerrissenheit! Eingefriedigte, unter den versöhnenden Einflüssen einer großen Natur und einfacher-Lebensverhältnisse stark gewordene Menschen haben an diesem freundlichen Buche mitgearbeitet. Die Lyrik ist übermäßig, sonst der Inhalt bunt und mannichfaltig. Eine Fülle zarter Poesie entwickeln besonders die Gedichte Wackernagel's. Auch die Kupfer sind des Buches würdig und haben Bedeutung und Sinn.

27. Hessisches Album für Literatur und Kunst. Von Franz Dingeldey.

Ein Recensent von Taschenbüchern lernt, wie man sieht, Sprünge machen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Jetzt befindet er sich unter dem Volke der Hessen, welches sich ebenfalls durch ein Taschenbuch vertreten läßt, aber wie wenig bezeichnend! Das „Deutsche Taschenbuch“ konnte nur in Berlin, die „Silesia“ nur in Schlessien, die wiener Taschenbuchschafft nur in Wien, die „Alpenrosen“ konnten nur in der Schweiz entstehen; das „Hessische Album“ dagegen trägt gar keine Färbung, noch weniger entspricht es dem anmaßenden Beisatz: „für Literatur und Kunst“. Einige gute novellistische, einige mittelmäßige lyrische Beiträge sind doch wahrlich noch keine Beiträge zur Kunst und Literatur! Neben einigen vaterländischen Sagen finden wir noch ein lyrisches Intermezzo, worin wie nichts als hervorstechend und gut bezeichnen möchten. Ein gewisser Fr. Diker befincht auf eine etwas verworrene Weise einen sterbenden Jüngling; Wenzel Sternau ergeht sich auf eine mehr als wunderliche Art in literarischen Phantasien und haranguirt die Muse und

das Capital, die Capitalmuse, das Musencapital, die Kogebuemuse, die Königsmuse von Sans-Souci, die Goethe-, Grabe- und Guckwurmuse, die „Fünfein aus dem Sternkrang“: Goethe, Herder, Lessing, Schiller, Wieland, u. s. f. „Der Verlobungsschuß“, Novelle von H. Koenig, ist anziehend, obgleich von Koenig mehr zu erwarten war; Heinrich Schaeffer's Novelle: „Bojarenleben“, bekundet ein vorzügliches, oft glühendes Talent, welches in lebendigen Farben spielt; die von Dingelstedt: „Zwei Schwestern und der Einsame“, ist, wenn auch schwächlich, doch lesbar.

28. H e l e n a.

Die beigegebenen englischen Stahlstiche, leider bloße Wiederabdrücke bekannter Bilder, sind sämmtlich von anmuthiger Wirkung; der Versuch, sie in einer Novelle und innerem Zusammenhang zu erklären, ist trotz verdienstlicher Einzelheiten Leopold Schaeffer nicht gelungen; die Bindung ist gemacht, die Motive sind gesucht. Von Emerentius Scávola finden wir eine lange — auch langweilige — Novelle: „Mutter und Tochter“, welche in der bekannten grobsäferigen Manier Scávola's geschrieben ist. Man höre: „Diese Worte mit einem Tone, als sei er aus einem Salliquell geschöpft, aus der heftig bewegten Brust hervorstoßend, stierte Balduin mit Augen, funkelnd wie Fenster eines in Brand gerathenen Zimmers“ u. s. w.; ferner: „Er hielt inne, als verhauche der Gedanke, der jetzt unter Krämpfen einen riesenhaften Entschluß zu gebären begann, eine athembeklemmende Stille.“ Ein Licht von außen her beleuchtet bei Scávola die Nacht in eines Menschen Innern wie ein Blitzstrahl das Schlangennest in einer unterirdischen Höhle. Als Zusammenfassungen mit dem Worte Ton, finden wir außer Milton noch die Compositionen: Achton, Wehton, Schluchz- und Kreischton. Diese Beispiele, hoff' ich, werden als Handhaben für die Beurtheilung der Novelle dienen. „Die Sphinx“, Novelle von Henriette Hanke, ist eine Sphinx, welche in gemüthlicher Verzweiflung sich in einen Abgrund häuslicher Beschaffenheiten, bürgerlicher Zustände und moderner Unterhaltungsweisen stürzt, minder glücklich als die Sphinx bei Theben, welche wenigstens vor ihrem seligen Ende das Glück hatte, ein weltberühmtes Räthsel anzufertigen. Von Schaeffer folgen unter dem Titel: „Kunststernlein“, vier Novellen, welche zu den schönsten Blüten gehören, die auf dem Felde der diesjährigen Almanachsliteratur entsproßt sind. Die Gegenstände sind ebenso glücklich gewählt als in wunderbaren Sprüngen psychologischer Anschauung, starken Lichtern und darein fallenden Schatten-, Schicksals- und Gemüthschlägen ausgeführt. Seit lange lasen wir von Schaeffer nichts Klareres, und was durchgearbeiteter gewesen wäre und das Gemüth tiefer ergriffen hätte. In der Schlussnovelle von Herlossohn: „Der Gondoliere“, offenbart sich viel Virtuosität und Sicherheit in Sprache und Darstellung. Der Boden, auf welchem sich die Novelle bewegt, ist schon an sich romantisch, es ist der Wasser- und Inselboden Venedigs, ein grundloser Boden für unsere wassererschöpfenden Romantiker.

23.

Zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen. Von Heinrich Franke. Göttingen, Ditz und Frege. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Ref. hat es von jeher zu den unangenehmen Seiten seines Berufs gerechnet, bei einem Buche, dessen Verfasser mit Eifer, Sachkenntnis und Gelehrsamkeit jahrelang an demselben gearbeitet hat, nur verhältnismäßig sehr kurze Zeit verweilen zu können und sich bei der Anzeige desselben auf einen weit kleineren Raum beschränken zu müssen, als dasselbe nach seiner Würdigkeit verdient hätte. Wir befinden uns auch jetzt wieder in einem solchen Falle. Herr Franke, durch seine Biographie Arnold's von Brescia und ein historisches Werk über Medtenburgs Roth und Kampf vor und in dem Befreiungskriege rühmlich bekannt, hat seit zehn Jahren an dem vorliegenden Werke gearbeitet, die zerstreuten Notizen in den alten Schriftstellern, auf Inschriften und Münzen mit großem Fleiße gesammelt und selbst eine Reise nach Siebenbürgen gemacht, um sich auf dem Schauplatze eines der größten Kriege, welchen Trajan geführt hat, selbst über das Bekehrung zu verschaffen, was ihm in den Berichten der alten Schriftsteller dunkel geblieben war. Aus solchen Vorarbeiten ist denn ein Werk hervorgegangen, welches alle andern, die wir bereits über diesen Zeitabschnitt besitzen, an Vollständigkeit und Genauigkeit weit übertrifft und ein möglichst ausgeführtes Gemälde der Trajanschen Zeit gibt. Daß sich noch öfters Lücken finden und daß sich manches Dunkel, manche Ungewißheit nicht hat aufhellen lassen, ist nicht die Schuld des Verfassers. Wir meinen vielmehr, daß seine Arbeit über einen Zeitabschnitt, dessen Quellen im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Gegenstandes so spärlich fließen, mit vielem Danke angenommen und als eine bedeutende Bereicherung der römischen Geschichtskenntnis unter uns angesehen werden muß wie die ähnlichen Werke von Zacharia über Sulla, Frandfen über Agrippa, Ahrens über Drusus und die Gracchen. Drumann's gelehrtes und nur hinsichtlich seiner Anordnung weniger geneigbares Werk wird hoffentlich nicht das traurige Schicksal von Niebuhr's „Römischer Geschichte“ haben und unvollendet bleiben.

Unser Verf. handelt im ersten Abschnitte von Trajan's Leben und Kriegen. Die Primat des Kaisers, seine Familie, sein Name und seine Würden, seine Gattin Plotina, dann die Kriege in Germanien, Dacien, Asien und Partien werden ausführlich geschildert und namentlich die Kriegsgeschichte so gut als möglich in ein Ganzes vereinigt. Die Trajanssäule mit ihren Denkmälern wird dabei historisch und artistisch erläutert, als das lebendigste Bild des römischen Kriegeslebens, was vielen Lesern, die nicht selbst im Besitze des großen Fabretti'schen Werkes sind, besonders lieb sein wird. Die Localitäten hat Hr. Franke überall durch Benützung der besten Karten, durch die Forschungen neuerer Geographen, hier und da aus eigener Anschauung zu erläutern gestrebt. Bei den an der Donau geführten Kriegen Trajan's haben wir nur die Benützung zweier Schriften des gelehrten Vaters Katancschich vermist, von denen die erstere: „De Istro ejusque accolis“, zu Ofen 1798 — 99 herauskam, die zweite und wichtigere unter dem Titel: „Istri accolarum geographia vetus e monumentis epigraphicis, marmoribus, numis, tabellis eruta et commentariis illustrata“, ebendaselbst 1825 — 26 gedruckt ist. Der Umfang dieses ersten Abschnittes ist allerdings durch die langen Digressionen Hrn. Franke's über die frühere Geschichte der Länder, welche der jedesmalige Kriegsschauplatz waren, bedeutend angewachsen, was besser wol unterblieben wäre, da die vorliegende Schrift ihrer ganzen Beschaffenheit nach Leser voraussetzt, die der alten Geschichte bereits kundig sind, nicht erst sie aus dem Franke'schen Buche erlernen sollen. Den Abschnitt über die Municipien und Colonien Daciens rechnen wir indes nicht unter diese zu weit ausgehenden Partien.

Der zweite Abschnitt behandelt die innern Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan, seine Staatsverwaltung,

Religion, Kunst und Geschmac, Literatur und Gelehrsamkeit. Die erste Rubrik wird durch eine einleitende Betrachtung über den Kampf des monarchischen und polyarchischen Princips in Roms Verfassung bis auf Trajan eröffnet, die fast 30 Seiten einnimmt und wie alle solche Excurse ein rühmlicher Beweis von des Verf. historischer Kenntniß und Darstellungsgabe ist, an diesem Orte aber grade nicht nothwendig gegeben werden mußte. Weit mehr hierher gehört die Beantwortung der Frage, ob die Periode der römischen Geschichte von Nerva bis N. Aurelius eine für die Menschheit glückliche genannt zu werden verdiene. Hr. Franke stimmt hier nicht mit Gibbon, Hegewisch und Ulrich Becker überein. „Der römische Staat“, sagt er am Schluß, nachdem er sehr in das Detail eingegangen ist, „kann in dieser Periode nicht mehr als ein gesunder, politischer Körper betrachtet werden, sondern eher als ein angehender, noch die Manneskraft fühlender Greis, dessen graues Haupt nach einer thatenvollen, stürmischen und genussreichen Jugend, des Besizes gewiß, auf den errungenen Lorbern des Ruhms ruht, aber die Geschöpfung der frühern Überkraft verräth; dessen Organismus, durch schwere Arbeiten und Krankheiten zerstört, der allmähigen Auflösung entgegengeht und nur durch die Kunst des Arztes aufrecht erhalten werden kann; dessen Rückblick auf die durchlaufene Bahn nicht immer mit heitern, sondern oft mit reuigen Gefühlen verbunden ist, weil viel unrecht Gut auf seiner Seele lastet und der Glanz des Ruhms oft auf Kosten der innern Ruhe erworben wurde; der zwar auf der höchsten Stufe einer wissenschaftlichen und Kunstbildung steht, wie sie ein nur das Äußere und den Schein suchender Weltmann schätzt, aber durch sie auch den Glauben an das Einige und allein Wahre außer sich und in sich verloren hat.“ Ref. kann im Ganzen Hrn. Franke nicht Unrecht geben, wenn er auch nicht über alle Punkte der Beweisführung mit ihm gleichen Sinnes ist. Hierauf geht derselbe zu den von Trajan gegebenen, veränderten und verbesserten Gesetzen über, wo derselbe nicht umhin konnte, öfters auf ihre Entstehung zu nehmen. Einen großen Raum nimmt die bekannte „Tabula alimentaria“ Trajan's ein, welche der Verf. hat vollständig abdrucken lassen, und mit den wichtigsten Bemerkungen Wolfs und Hegewisch's begleitet hat. Wir haben hier nur die Benutzung der neuesten italienischen Ausgabe Pietro de Lama's vermisst, die unter dem Titel: „Tabula alimentaria Velejata detta Trajana, restituta alla sua vera lezione“ (Padua 1819), erschienen ist. Den Schluß dieser Rubrik machen die von Trajan an Plinius erlassenen Rescripte. Die folgende verbreitet sich über römisches Heidenthum und Christenthum vor und unter Trajan; eine gut geschriebene, aber zu weitläufige Untersuchung. Über Trajan's Stellung zum Christenthume und seine desfallsigen Verfügungen an den jüngern Plinius spricht der Verf. von C. 529—566 mit manchen Abschweifungen und erklärt des Kaisers Antwort auf Plinius' Anfrage vom politischen Gesichtspunkte aus für gerecht und zugleich seinem humanen Charakter angemessen. Unbuddsamkeit gegen den öffentlichen Cultus irgend eines unterworfenen Volks sei nicht Staatsmaxime im römischen Staate gewesen; die Ursache der Christenverfolgung habe aber in der Natur der fanatischen Begeisterung der Christen für ihren Glauben und in ihrer einen Staat im Staate bildenden Gesellschaftsverfassung gelegen. Wir geben ihm hierin im Allgemeinen Recht; auch haben wir selbst schon früher bei einer andern Veranlassung und in Uebereinstimmung mit dem trefflichsten unserer jetzigen Kirchenhistoriker, Bieseler („Kirchengeschichte“, I, 103 u. 180), uns dahin geäußert, daß Trajan's und seiner Nachfolger Antonin und Marcus Aurelius Verfahren gegen die Christen ganz aus der altrömischen Ansicht über die religiones peregrinae und collegia illicita hergeleitet werden muß. Die Kaiser hielten fest in der Ansicht, daß in der einmal öffentlichen Religion nichts dörfe geändert werden. Aus diesem Grunde untersuchten sie auch die Lehre der Christen nicht und forschten nicht, ob

dieselbe besser und reiner sei als der Götterdienst ihrer Vorfahren, kurz, sie handelten fast so wie Friedrich der Große in Beziehung auf die deutsche Literatur.

Die dritte Rubrik: „Kunst und Geschmac unter Trajan“, beschäftigt sich namentlich mit Trajan's Baudenkmalen, seinen vielen Straßen, Brücken, Wasserleitungen und öffentlichen Gebäuden in allen Theilen des Reichs, die hier alle namentlich verzeichnet und erläutert sind. Des Kaisers Geist und großartige Thätigkeit tritt überall auf das lebendigste hervor. Auch von der Bildhauerkunst, von den Spielen, den häuslichen Einrichtungen und von Trajan's Umgang, Erben und Äußern wird ausführlich — so weit die Quellen reichten — gehandelt.

Die letzte Rubrik: „Wissenschaft und Gelehrte“, hat uns in dem so fleißigen Buche am wenigsten angesprochen. Sie enthält nach einer allgemeinen Einleitung über die gelehrte Bildung der Zeit und des Kaisers Trajan eigentlich bloße Collectanern. Diese aber mußten nothwendig zu einem Ganzen verbunden werden, wenn uns Hr. Franke die Zeit Trajan's auch von dieser Seite zur rechten Anschauung bringen wollte. Aber wir lesen hier nur die gewöhnlichsten Literarnotizen aus gangbaren Handbüchern über Terentianus Maurus, Vestricius Spurinna, Martialis, Silius Italicus, Statius, Quinctillianus, Plutarchus, Tacitus, Suetonius, Florus, Javolenus Priscus, Plinius, Josephus u. A., wo oft nicht einmal die neuesten Forschungen und Ergebnisse benutzt sind. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß aus den Werken der Schriftsteller dieses Zeitraums — wir wollen nur an Plutarchus, Quinctillianus, Martialis und die „Epheven“ von Statius erinnern — eine sehr interessante Schilderung des damaligen Literaturzustandes in seinen verschiedenen Verzweigungen hergestellt werden könnte, wo namentlich der griechische Einfluß und die gegen die frühere Zeit doch so veränderte Denk- und Schreibweise griechischer Schriftsteller zu berücksichtigen sein würde, wie dies Jacob in seiner Charakteristik Lucian's in Betreff der bald darauf folgenden Zeit der Antonine gethan hat. Wir möchten daher Hrn. Franke, der am Schluß seines Buchs eine der vorliegenden ähnliche Arbeit: „Zur Geschichte Hadrian's und der Antonine“, bei fortwährend rüstiger Gesundheit und frischem Muth verspricht, auf die Christen des eben genannten Zeitehen aufmerksam machen, die für die Zeit der Antonine von nicht geringer Wichtigkeit sind. 2.

Literarische Notiz.

Ein englischer Geistlicher, William Herbert, hat ein Epod: „Attila, king of the Huns“ (im Metrum von Milton's „Belshazzar's Feast“) geschrieben, welches vorben in London erschienen. 26.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Preussische Intestat-Erbrecht,

aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt

von

Karl Witte,

Professor in Halle.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brackhaus.

Edmund Spencer über die Länder an der untern Donau, die Krim und Tscherkessien.*)

Es ist ohne Zweifel eine der wichtigsten Erscheinungen unsers Jahrhunderts, daß die Länder an der untern Donau und die Ost- und Südküste des schwarzen Meeres, welche so lange für das gebildete Europa im Dunkel begraben lagen, jetzt wieder heller und heller aus demselben hervortreten und namentlich im letzten Jahrzehnd bekannter geworden sind. Die Donau ist die Hauptpulsader des südöstlichen Europas und der natürliche Kanal für manche der productenreichsten Länder unsers Erdtheils. Sie durchströmt mehre der fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, das üppige Ungarn, berührt die Gestade des zu neuem Leben erwachenden Serbiens, die Walachei und Moldau, und bildet im untern Theile ihres Laufes die Grenzscheide zweier, durch Stellung und Umfang wichtigsten Staaten. Die Donauländer hätten für die Entwicklung und Gestaltung Europas längst eine weit größere Bedeutung erlangt, wenn nicht ein großer Theil des herrlichen Stromes seit vielen Jahrhunderten im Besitze von Barbaren gewesen wäre, die weder ihren Werth noch ihre Wichtigkeit ahnten. Die Römer, so wenig betriebsam in unsern modernen Sinne sie auch waren, wußten dagegen dieselbe nach Gebühr zu schätzen und wandten schon darum dem Strome ihre Aufmerksamkeit zu, weil sie seine militärische Bedeutung erkannten. Es geht dieses auch aus dem Umstande hervor, daß sie an vielen Stellen, wo die Fahrt für Schiffe schwierig war, dem Ufer entlang Leinpfade führten, von denen der hochverdiente Szechengyi in unsern Tagen manche wiederaufgefunden, ausgebessert und brauchbar gemacht hat. Im Mittelalter, bevor Amerika entdeckt und der Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum gefunden worden war, bezog Europa bekanntlich die indischen Producte, welche zu Lande nach den Häfen am mittelländischen und schwarzen Meere gebracht wurden, hauptsächlich durch die Genueser und Venedigianer, die Speditoren des Südens, wie die Hanseaten es für den Norden waren. Die Genueser namentlich hatten in allen Küstenplätzen des schwarzen Meeres Comptoirs angelegt, und Hauptstapelplatz war Caffa, welches im Mittelalter eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie im

Alterthume Dioscurias, dessen Ruinen man noch jetzt südlich von Sochum-Kaleh sieht. Dort waren, wie Plinius versichert, oft Kaufleute von 300 verschiedenen Sprachen und Zungen versammelt, und die Römer mußten sich, als sie die Stadt in Besitz genommen hatten, der Hilfe von nicht weniger als 130 Dolmetschern bedienen. Wir führen dieses nur an, um darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig jene Küsten für den Handel sind und wie viel Grund das immer weiter um sich greifende russische Reich hat, alle seine Kräfte aufzubieten, um dem seit Peter's Zeiten erstrebten Ziele, sich zum Herrn des Pontus Eurinus und diesen zu einem mare clausum zu machen, immer näher und näher zu kommen.

Als aber der Welthandel eine andere Richtung nahm und beinahe zu gleicher Zeit die Türken ihr eisernes Joch auf diese Länder legten, da verödeten die bisher so lebhaften und stark besuchten Häfen für mehre Jahrhunderte und gewinnen erst jetzt theilweise ihre alte Wichtigkeit wieder. Es haben aber mehre Umstände zusammengewirkt, um ein so günstiges Resultat herbeizuführen, und auch hier spielt der Dampf, dieser Hauptpropagandist der neuern Cultur, eine bedeutende Rolle. Die südöstlichen Länder, bisher arm in ihrem ungeheuern Reichthum, fühlten das Bedürfniß, ihren Erzeugnissen einen sichern und schnellen Absatz zu verschaffen und die vom schwarzen Meere möglichst billig zu beziehen; sodann sind die immer höher steigende Industrie in ganz Europa und die wachsende Civilisation der Bewohner jener Gegenden noch als wesentliche Momente aufzufassen. Schon jetzt ist eine ununterbrochene Dampfschiffahrt von Regensburg (bald auch von Ulm) bis Constantinopel und Trapezunt hergestellt, und diese muß nach Vollendung des Donau-Mainkanals, der ferne Meere verbinden und den genialen Plan Karl's des Großen verwirklichen wird, noch größere Resultate ergeben, als jetzt schon der Fall ist. Auch die österreichische Regierung hat das wichtige Werk nach Kräften gefördert, keine Kosten gescheut und das Bett der Donau an vielen Stellen verbessert lassen. Noch ist freilich der Verkehr des mittlern und südöstlichen Europas mit dem schwarzen Meere in der Kindheit; allein derselbe kann, wenn nicht allzu ungünstige Umstände hemmend einwirken, binnen Kurzem wachsen und sich zu einer Bedeutung steigern, von der wir gegenwärtig noch gar keine Ah-

*) Wir haben bereits in Nr. 800 u. 851 d. Bl. f. 1837 Einzelnes aus dem Werke Spencer's mitgetheilt. D. Red.

nung haben. Hat doch schon im verfloffenen Jahre ein nordamerikanisches Schiff seine Anker im alten Iſſer ausgeworfen und seine fernenbesetzte Flagge an den Ufern der Moldau wehen lassen.

Es konnte nicht fehlen, daß bei so bewandten Umständen sich Männer fanden, die entweder aus Wißbegierde und zu scientivischen Zwecken, oder um an den malerischen Gegenden sich zu erfreuen, oder endlich des Handels und kaufmännischer Speculationen wegen jene, lange Zeit so wenig beachteten Länder besuchen wollten. Zudem läßt sich eine Reise dorthin schon jetzt mit verhältnißmäßig geringem Zeitaufwande und wenigen Kosten unternehmen. Auch hier waren, wie überall bei solchen Gelegenheiten, die Engländer voran und bewährten sich als „unermüdlische Pilger, die weder des Poles Kälte, noch des Äquators Sonnenglut schreckt“. Bereits vor einigen Jahren erschien Quin's interessante „Donaufahrt“, welcher sich nun Spencer's Werk *) anschließt. Hr. Spencer, der auch schon „Skizzen über Deutschland und die Deutschen“ herausgegeben, ist jedenfalls ein rüstiger Reisender; sein Buch, an welchem übrigens der Mangel an bestimmten Zeitangaben, die fast überall fehlen, gerügt werden muß, ist schätzbar wegen vieler bemerkenswerthen Nachrichten, und es benimmt ihm für uns wenig von seinem Werthe, daß er des niederländischen Consuls zu Odessa, Laitbout de Marigny, „Drei Reisen nach dem schwarzen Meere und der Küste Escherkessiens“ (London 1837), stark benutzt und, wie die Engländer zu sagen pflegen, sich „aus dessen Stiefeln ein paar Pantoffeln“ gefertigt hat. Denn da er unleugbar die Dstküste des schwarzen Meeres persönlich besucht hat, so gewinnen dadurch seine Ansichten an Gültigkeit und seine Bemerkungen an Zuverlässigkeit.

Spencer bestieg im April 1836 zu Wien ein Dampfboot und fuhr die Donau hinab bis nach Galatz, einer Stadt in der Moldau, die sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben hat und ihrer vorthellhaften Lage wegen einst als Stapelplatz für die untere Donau von großer Wichtigkeit werden muß. Dort wurde das Schiff mit einem andern vertauscht, das sich zum Befahren des stürmischen Pontus Eurinus eignete. Auf demselben, dem Dampfschiffe Ferdinand, war bereits eine zahlreiche und lustige Reisegesellschaft versammelt, und besonders erregte eine Anzahl deutscher Studenten, die eine Ausflucht nach Konstantinopel machen wollten, die Aufmerksamkeit unsers Reisenden. Zur geringen Erbauung desselben hatten sie einen guten Appetit mitgebracht, sangen den ganzen Tag und tranken dermaßen, daß das Verdeck einer Bierstube gleich. Es ist erklärlich, daß ein Engländer, der an die klösterlichen Manieren der orford'schen und cambridger Studenten gewöhnt ist, schielende Blicke auf die langen und kurrten Sporen unserer Musensohne warf und dem etwas ausgelassenen Wesen von Leuten keinen Geschmack abgewinnen konnte, welche er für die ungezogenste und

lärmendste Rotte erklärt, die ihm jemals zu Gesichte gekommen. Der Ferdinand nahm seinen Kurs durch die Sulinmündung, welche bekanntlich als Hauptarm des Donaudeltas betrachtet und deren Mitte als Grenze zwischen Rußland und der Türkei angenommen wird. Die gesammten Donauufer unterhalb der Mündung des Pruth sind, weil ihr Anbau seit vielen Jahrhunderten gänzlich vernachlässigt worden ist, nichts als Sumpf und Morast und mit Schwärmen von Mücken und anderm Ungeziefer bedeckt, welche für die Reisenden ungemein lästig, für die dort stationirten Kosacken aber eine unerträgliche Qual sind. Nachdem an der Donaumündung ein russischer Quarantainebeamter in der Person eines Engländer's an Bord des Ferdinand gekommen war, setzte dieser, ein treffliches Schiff von hundert Pferden Kraft, seine Fahrt bei stürmischem Wetter nach Konstantinopel fort, von wo Spencer in Gesellschaft eines ungarischen Magnaten und eines türkischen Aga Lesbos und Xenodos besuchte, nachdem er sich in der Krystallflut des Skamander und Simois gebadet, Troja besucht und den Ida erstiegen hatte. Seine Bemerkungen über Konstantinopel enthalten wenig Neues; wir wollen hier nur, zum Beweise, wie sehr die Türken anfangen, von ihrer alten Sittenstrenge abzuweichen, anführen, daß mehrere angesehenen Männer und namentlich der eben erwähnte Aga sich nicht im mindesten ein Gewissen daraus machten, den Ungläubigen ihre Weiber ganz unverschleiert betrachten zu lassen.

Noch immer herrscht in Konstantinopel die Barbarei, daß die Weiber auf öffentlichem Bazar zum Verkaufe ausgesetzt werden. Wie tief diese armen Geschöpfe in moralischer Hinsicht herabgewürdigt sind, wie sehr es ihnen an alle Dem fehlt, was wir im Abendlande als Verschämtheit, Zucht und Sitte schätzen, geht schon daraus hervor, daß sie mindestens unbesungen bleiben, wo nicht gar lachen und scherzen, während sie auf eine ekelhafte, alles zarte Gefühl beleidigende Weise von Käusern oder Wäktern betastet werden. Spencer war eben gegenwärtig, als mehrere Käufe abgeschlossen wurden. Die Mädchen nahmen ein kleines Bündel, das ihre Halsketten enthielt, wohlgemuth unter den linken Arm, zogen den Schleier über das Gesicht und folgten ohne Weiteres ihrem neuen Gebieter. Der Preis der Sklavinnen hängt wie bei allen übrigen Waaren von Vorrath und Nachfrage ab; Escherkessinnen, Georgierinnen und Griechinnen standen am höchsten im Werthe, weil in Folge der russischen Blockade an der Dstküste des schwarzen Meeres nur geringe Zufuhr war; eine Georgierin kostete etwa 700, eine gesunde Abyssinierin 210, eine Negerin aber nur 70—100 Thaler preußisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Literatur in den Vereinigten Staaten. *)

Ein Land, welches entweder gar keine Literatur oder doch nur eine solche hat, die zu unbedeutend ist, um einen Weg ins Ausland zu finden, muß — für seine Nachbarn wer-

*) Nach dem Englischen der Witz Martineau.

*) Travels in Circassia, Krim, Tartary etc.; including a steam-voyage down the Danube, from Vienna to Constantinople and round the Black Sea in 1836. By Edmund Spencer. Drei Bände. London 1837.

nigstens — in jeder wichtigen geistigen Beziehung ein unbekanntes und misachtetes Land sein. Seine Städte mögen auf unsern Karten figuriren, seine Einkünfte, Bevölkerung, Manufacturen, politischen Verhältnisse in statistischen Büchern aufgezählt sein: der Charakter des Volkes aber hat kein Symbol und keine Stimme; wir können es nicht auch entfernt von ihm sprechend und geistig verkehrend kennen lernen, sondern nur durch das leibliche Auge und die äussere Beobachtung seiner Sitten und Handlungsweise etwas von ihm erfahren. Wenn man nun aber zugeben muß, daß schon die von einem Volke durch Reisende sowohl als durch seine Literatur erlangte Kenntniss sich oft nur als unvollständig ausweist, wie viel mehr muß sie es dann sein, wenn wir sie nur auf dem erstern Wege erlangen können.

„Edinburgh review“, Bd. 46, S. 200.

Die meisten Nationen können nur auf Einem Wege ihren eigenthümlichen Geist äußern: durch ihre Literatur. Volksthümliche Bücher sind die durch ein Individuum in Worte gefassten Ideen des Volkes. Einem sich selbst regierenden Volke aber sind zwei Wege zur Erreichung dieses Zweckes offen: Gesetzgebung ist bei ihm ebenso gut Äußerung des Volksgestes wie Literatur.

Wenn der Volksgest in Amerika nach der Gesetzgebung beurtheilt wird, so wird er sich als auf einer sehr hohen Stufe stehend darstellen; denn noch in keiner bis jetzt gekannten socialen Einrichtung hat sie so mit den ersten Principien der Moral in Übereinstimmung gewirkt als hier. Wollte man aber die amerikanische Nation nach ihrer Literatur beurtheilen, so könnte man leicht zu dem Schlusse gelangen, daß sie gar keinen Geist habe.

Diese beiden Erscheinungen sind jedoch vereinbar. Der Geist einer Nation erwacht in gleicher Weise wie der eines Individuums, und auch bei seinem Wachsthum, werden wir finden, folgt er ziemlich denselben Gesetzen. In beiden kann ein starker, vielversprechender Geist leben, der in der Auffassung der richtigen Principien nie dem Irrthume unterworfen ist und doch bei ihrer Anwendung fehlt trifft; ein Geist, der durchdrungen von warmer Bewunderung jeder wahren und schönen Äußerung anderer Geister ist, sich selbst aber noch nicht auszusprechen weiß. Der jugendliche Philosoph oder Poet ist gewöhnlich Idealist, ehe er anzeigt, was zuletzt aus ihm werden wird. In dem Alter lebhaften Selbstbewusstseins, ehe er das zwanzigste Jahr vollendet, öffnet sich ihm die Welt der den äußern Sinnen unzufühlbaren Befindlichkeit mit einer Deutlichkeit und einem Glanze, welche in späterer Zeit ihn sich fast selbst seine jungen Jahre beneiden lassen. In dieser hellen geistigen Welt offenbart sich ihm Vieles so unbestreitbar, wie materielle Gegenstände dem leiblichen Auge: Principien im hervorsteckendsten Lichte, eine lange Perspective von Gewissheiten, die nur unmerklich in Wahrscheinlichkeiten verschwimmen, bis sie zuletzt in dem dichten, aber durch die mittägliche Sonne des Glaubens erhellen Nebel der Möglichkeit sich verlieren.

Für ihn

The primal duties shine aloft, like stars:
The charities that soothe and heal and bless
Lie scattered at the foot of man, like flowers.

Aber von dem Allem kann er einige Zeit nichts ausdrücken. Er glüht in Überzeugungen, aber kann sie nur durch die Anerkennung des von Andern dafür gefundenen Ausdrucks an den Tag legen. Wenn er ihnen selbst Worte zu geben versucht, so ist er entweder unverständlich oder gewöhnlich.

Dies scheint mir die Entwickelungsstufe, bis zu welcher der nationale Geist Amerikas gediehen ist. Daß die Gesetzgebung des Landes im Ganzen so erhaben ist, verdankt sie dem glücklichen Umstande — der in der Ordnung der Vorsehung begründet ist, nach welcher, wenn es große Werke auszuführen gibt, sich auch stets große Männer dazu finden —, daß ausgezeichnete Individuen bei der Hand waren, um dem Volke zu

einer Äußerung seiner ersten Überzeugungen zu verhelfen. Die frühesten Überzeugungen einer Nation aber, die sich in einer solchen Lage befindet wie die Amerikaner, werden sich auf ihre ursprünglichen und gemeinsamen Rechte beziehen, und ihre Äußerung muß Gesetzgebung sein. Diese ist von den Amerikanern bis jetzt so gut vollzogen worden, daß man mit allem Rechte auch in andern Beziehungen etwas von ihnen erwarten mag, da Principien so miteinander verknüpft sind, daß man nicht das Eine erfassen kann, ohne zugleich ein Anderes zu berühren. Obgleich nun zwar von Amerika bis jetzt kein Beitrag zur Philosophie geliefert worden ist, so haben doch viele denkende Männer unter den Anhäufungen der alten Welt ihre richtigen Principien aufgefunden; obgleich der Gesellschaft von der amerikanischen Presse noch keine Erleuchtung über die Principien der Politik gewährt wurde, kann man doch von einem Ende des Landes zum andern Burke citiren und die demokratischen Bestrebungen seines Genies ganz richtig von den aristokratischen Verderbtheiten seines Temperaments und seiner Erziehung aus sondern hören, obgleich in Amerika weder in der Literatur noch in den Künsten bis jetzt etwas geschaffen wurde; ja, obgleich es nicht einmal ein Originalwerk von einer Zusammenstellung, Nachahmung oder Schilbderung zu untersuchen vermag, so ist doch die Fähigkeit der Bewunderung, welche es bewirkt, indem es Dem, was weit hinter seinem Bedürfnisse zurückbleibt, entgegenjauchzt, und die Kraft, mit welcher es nach unaufhörlichen Täuschungen sich immer wieder den Erzeugnissen seiner Presse zuwendet, um Das, was ebenso vergänglich wie alles Vorhergehende sein wird, unssterblich zu finden, ein prophetisches Zeichen, daß ein schaffender Geist erstehen wird. Der Glaube, daß Amerika in irgend einem Fache einen Künstler besitzen wird, ist allgemein verbreitet, und dieser Glaube ist eine hinlängliche Gewährleistung dafür, daß es so sein wird. Jede Eintagsfliege von Geschichtschreiber, Lyriker, Sonettist und Novellist ist von Einem oder dem Andern schon für den Erwarteten gehalten worden. Noch aber ist er nicht erschienen und es ist sehr wahrscheinlich, daß noch eine ziemlich geraume Zeit verlaufen wird, ehe er das Schweigen bricht.

Jedes Werk des Genies ist vor seiner Erscheinung ein Geheimniß. Welches seine Principien sein müssen und wie die Ausführung, kann Keiner vorausbestimmen; nur sein Autor kann dies fassen; wol aber kann man sagen, wie es nicht sein wird, und gewiß wird es keine Nachahmung von etwas schon Vorhandenem sein, sowie auch weder eine bloße Schilbderung Dessen, was vor dem leiblichen Auge sich ausdrückt, ohne daß durch die Formen die Principien, denen diese nur als Mittel, sich sichtbar darzustellen, dienen, hindurchschleuchten und ihnen Leben verleihen, noch eine Darlegung conventioneller Beziehungen, wie schön auch immer die Auffassung und wie gewandt die Darstellung sein mögen. Etwas Anderes als Derartiges hat aber die amerikanische Literatur bis jetzt noch nicht erzeugt. Es gibt jedoch noch einen Grund, warum es höchst ungerecht sein würde, zu schließen, daß die Nation nicht mehr in ihrem Gehirn und Herzen habe, als sie bis jetzt dem Auge dargestellt. Die amerikanische Nation ist aus, fast allen andern civilisirten Nationen entnommen Theilen zusammengesetzt, und obgleich diese alle in den ersten Wahheiten über Gott harmoniren und in dem allgemein Menschlichen zusammentreffen, so bestehen doch unter ihnen unendliche Verschiedenheiten, die zur Einheit verschmolzen werden müssen, ehe die Masse der Gesellschaft von einem nationalen Geiste belebt werden kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das erste erscheinende Werk des Genies das mächtigste Instrument zu dieser Verschmelzung und Vereinigung abgeben wird; aber seine Erscheinung muß zweifelsohne im Verhältnis zu den Erschütterungen und Zurückdrängungen socialer Sympathie, welche die Verschiedenheit des Einflusses, unter welchem in Amerika die Gesellschaft vorschreitet, veranlaßt, aufgehalten werden. Das Stimmen zum Concert hat begonnen; Einige greifen inmitten der Disklänge in die Saiten und unerfahrene Erwartende

nehmen einen Klagen hier und einen Trompetenschuß dort für Musik; aber die Stunde hat noch nicht geschlagen. Der Vorgesetzte hat noch nicht seinen Platz eingenommen, um die Seiten zu rühren, die ein über die ganze Welt erschallendes Chor zum Respondiren bringen werden.

Ich sah das Haus, welches sich Berkeley in Rhode Island erbaut und zu dem er den Platz absichtlich so wählte, daß er seine Spazierritte über den zwischen dieser Besetzung und Newport liegenden Hügel lenken mußte, von welchem aus er sich an der ruhigen Schönheit der See, der Bai und der sie umgebenden Sandhügel erfreuen konnte. Auch die Kesselspitze, auf welcher er, wie man erzählt, seinen „Minute philosopher“ meditiert und abgefaßt hat, wurde mir gezeigt. Zuerst stimmte der Anblick dieser Stellen mich fast traurig, indem ich bedachte, wie leer das Land noch von der Philosophie ist, die er liebte. Aber je mehr der Fremde von dem Volke und je weniger er von seinen Büchern sieht, desto stärker muß seine Hoffnung werden. Man findet die Betrachtungen vieler nach innen gerichtet; Fragmente geistiger Visionen hat Einer und der Andere. Obgleich Einige dogmatisiren und Andere eine Offenbarung erwarten, Keiner aber sich des Daseins der auf Erfahrung gegründeten Methode zu erinnern scheint, gibt es doch ein Streben nach Philosophie. Auf der Harvard-Universität ist der ihr bestimmte Lehrstuhl seit mehr denn acht Jahren unbesetzt, da es früher dort der Gebrauch gewesen war, die Studierenden in einer gewissen Anzahl von Capiteln des Logos zu unterrichten, sich jetzt aber Niemand findet, der das Amt auf diese Weise verwalteten will; hinwiederum aber auch für Einen, der den Studenten das ganze Feld der Philosophie eröffnen könnte, ihnen selbst es überlassend, was sie davon einernnten wollten, der Weg noch nicht geebnet ist. Solche Hindernisse erstrecken sich jedoch nicht über die Universitätsmauern hinaus, und viele junge Gemüther, denen Eritung wol annehmbar wäre, nicht aber notwendig ist, beschäftigen sich damit auch ohne diese. Wenn die jungen Damen gehaltenen Vorlesungen, in denen dieselben sorgfältigst aus Reid und Stewart falsch unterrichtet werden, wenn die Kritiken und Lobreden auf Dr. Brown, welche ohne die geringste richtige Auffassung seiner Meinungen in die Welt hinausgeschoben werden, sehr geeignet sind, den Beobachter zur Verzweiflung zu bringen; wenn er auch höchlich erstaunen muß, eine Goterie über die letzten von der reinen Vernunft aufgestellten Principien streiten zu hören, während er doch in sich selbst kein Zeugniß für das Dasein dieser reinen Vernunft auffinden kann und glauben muß, daß, wenn sie allgemein verbreitet wäre, ihre letzten Principien nicht Gegenstand des Streites werden könnten: so muß es ihm doch andererseits erfreulich sein, nicht nur ein eifriges Bestreben, die philosophischen Ideen Anderer zu verfolgen, zu finden, sondern auch hier und da Spuren der Originalität in der Speculation. Ein kleines, von einem Schwedenborgianer verfaßtes Buch: „The growth of the mind“, ist nach meiner Ansicht unbestreitbar ein originelles Werk, und ist sowohl durch seine Originalität und die Schönheit der angewendeten Bilder wie auch durch die Darlegung gewisser Beziehungen höchst interessant, obgleich es nicht die allgemeine Bestimmung hervorruft, die als einzige Gewährleistung für die Richtigkeit und Gesundheit philosophischer Werke, welche die Seele des Menschen zum Gegenstande haben, gelten kann. Die Menschheit mag Jahrhunderte lang bestreben, daß die Erde rund sei und sich im Raume bewege, ohne dadurch der Wahrheit dieses Satzes Abbruch zu thun; aber wo, wie bei der sich mit der menschlichen Seele beschäftigenden Philosophie, die hauptsächlichste Berufung an das Selbstbewußtsein gerichtet sein muß, sind alle Werke, die nicht gleichsam Bestimmung erzwingen, in philosophischer Rücksicht verfehlt, wie groß auch ihre untergeordneten Reize und Verdienste sein mögen.

Die besten Productionen amerikanischer Literatur sind nach

meiner Meinung die Erzählungen und Skizzen, in welchen die Gewohnheiten und Sitten des Volkes genau und unparteiisch ohne große Rücksicht auf das Pöbelrecht geschildert werden. In dieser Art sind die Erzählungen des Richters Hall von Cincinnati, sowie auch die des Verf. von „Swallow Barn“, die jedoch für eine ziemliche Zugabe von Humor einigen Abzug an Wahrheit erleiden. Die Erzählungen der Miß Sedgwick nehmen durch ihre moralische Schönheit den höchsten Rang unter denen dieser drei ein. Diese moralische Schönheit ist von viel erhabenerem Charakter als die Bonhomie, welche den Reiz von Irving's Sittengemälden ausmacht. Sie fühlt mit, wo er gutmüthig beobachtet; sie gibt sich unbefangen der Liebe hin, wo er freundlich zusieht. Auch ihre Romane haben dieselbe Schönheit, wie Alles, was sie anrührt; aber als Kunstwerke haben sie große und unerfegliche Fehler. Erzählungen machen ihre starke Seite aus, und Niemand, der ihre reifen Fortschritte beobachtet hat, kann es wagen, vorausbestimmen, was sie in dieser Gattung noch leisten wird.

Unter der Masse von Erzählungen, welche ohne die Namen ihrer Autoren erscheinen, sind mir drei als jede in ihrer Weise vortreflich aufgefallen: „Allen Prescott“, die Geschichte eines neuglischen Knaben, treffend und anmuthig nach dem Leben gezeichnet; „The New England housekeeper“, in welcher die Wirklichkeit eines angenehmen jungen Advocaten mit ihren frischen Freuden und lächerlichen Verlegenheiten humoristisch dargestellt wird, und endlich „Memoirs of a New England village choir“, eine Skizze von fast noch höherem Verdienst. Irving's Schriften haben ihre Zeit gehabt. Er hat viele Jahre im Sonnenschein des Ruhmes gelebt und das angenehme Bewußtsein genossen, ein Wohlthäter der jetzigen Generation zu sein, über deren rauhes und geschäftiges Leben er in vielen Zwischenräumen einen wohlwollenden und gewinnenden Einfluß ausgeübt hat. Mehr hat er wahrscheinlich nicht erwartet und mehr wird er schwerlich erreichen. Wenn irgend eines seiner Werke fortlebt, so wird es sein „Columbus“ sein, und das letzte derselben wird am ersten der Vergessenheit anheimfallen.

Cooper's Romane haben eine geringe Lebenskraft. Einige landschaftliche Beschreibungen und einzelne isolirte Begebenheiten haben viel Verdienst, aber Das, was er darstellt, ist nicht das menschliche Leben. Seine weiblichen Charaktere sind keineswegs natürlich, und in der Wahl sterblicher Lebensverhältnisse verfährt er gewöhnlich auf die am entferntesten liegenden. Er hat eine Kraft der Wahrnehmung und Auffassung, welche, vereint mit Studium und Schule, einen großen Schriftsteller aus ihm gemacht haben würden. So aber, wie er ist, muß man ihn, glaube ich, als bebauernswerth verfehlt ansehen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die Rede, mit welcher der Professor v. Schubert in München seine Vorlesungen nach der Rückkehr von seiner Reise ins Morgenland wiederbegan, ist nun auch im Druck erschienen und führt den Titel: „Von einem Feststehenden in der Geschichte der sichtbaren Natur und des in ihr wohnenden Menschen“ (Stuttgart 1857). Sie ist allen Denen zu empfehlen, die, Freunde der Natur und des Menschen, darum auch das Wirken des Weltgeistes in jener und in den Thaten dieser zu beachten gewohnt sind, und die bei der Betrachtung der Spuren der vernichtenden Natur und bei dem Anschauen der gesunkenen Menschheit des Trostes bedürfen, den das Erkennen des Bleibenden in der Natur ihnen bietet. Die schönste Gelegenheit zu jenen Betrachtungen und zu diesen Erörterungen gibt dem gebildeten und tiefführenden Menschen eine Reise in die Länder, wie sie Prof. v. Schubert im vergangenen Jahre gemacht hat.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 66.

7. März 1838.

Edmund Spencer über die Länder an der untern Donau, die Krim und Tscherkessien.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Von Konstantinopel fuhr Spencer nach Odessa, wo er bei dem Grafen Woronzoff eingeführt wurde. Dieser, Generalgouverneur von Südrußland, das ihm so viel verdankt, verkehrt gern und häufig mit Engländern, da er in England seine Bildung erhalten hat und mit mehreren hochadeligen Familien Großbritanniens verwandt ist. Woronzoff war gerade im Begriffe, eine Reise nach der tcherkessischen Küste zu unternehmen; denn in Südrußland ging im Sommer 1836 das Gerücht, es seien endlich die kaukasischen Bergvölker so gut wie vollständig unterworfen und der Generalgouverneur brauche sich nur blicken zu lassen, um einige wenige Häuptlinge zu beruhigen, die noch immer nicht aufgehört hätten, Widerstand zu leisten. Um diesen Zweck zu erreichen, ließ Woronzoff eine kleine Flottille ausrüsten, welche aus dem Dampfschiffe Peter der Große, der Corvette Iphigenie und einem Kutter bestand. Alles, was von irgend angesehenen Fremden in Odessa anwesend war, erhielt die Einladung, die Reise mitzumachen und den Triumph der Russen mit eignen Augen zu schauen, damit alsdann im übrigen Europa das rechte Sachverhältniß bekannt werden möchte. Hr. Spencer, welcher unter der Hand zu verstehen gegeben hatte, daß er Schriftsteller sei, war bei der präsumirten Lage der Dinge im Kaukasus natürlich ein sehr willkommenener Begleiter. Außer ihm schifften sich noch die Generalconsuln von Frankreich ein, eine Menge von Militair- und Civilbeamten, Doctoren, Künstler und Historiographen, sodann eine ganze Schar russischer Adligen, z. B. der Fürst Gallizin, der Graf Witt und viele Andere, welche die Reise mitmachten, um am Kaukasus Plätze auszusuchen, die sich zur Gründung von Colonien und zur Anlage von Lusthäusern eigneten.

Wir wollen den Generalgouverneur auf seiner Fahrt begleiten, über die einzelnen Plätze, welche er besuchte, das Wichtigste mittheilen und gleich bemerken, daß im Allgemeinen die Verhältnisse noch jetzt so ziemlich ganz dieselben sind wie in der Mitte von 1836.

Die Flottille fuhr von Odessa nach Feodosia, dem oben erwähnten, im Mittelalter so berühmten Kaffa, das Abends

glänzend erleuchtet war. Es hat jetzt kaum noch einen Schatten von seiner damaligen Wichtigkeit und beschränkt sich, gleich dem am azowschen Meere liegenden Kertsch, wo der Generalgouverneur eine Quarantaine angelegt hat, auf Handel mit Steinbutter, Störren, Kaviar, Austern, Anschovis und Heringen.

Auf der Höhe von Anapa erblickte Spencer aus weiter Ferne die Gipfel des Kaukasus, der die Pforte und das Thor Asiens ist. Jubelnd begrüßten ihn die am Bord befindlichen Russen und Manche sprachen laut Hoffnungen aus, deren Verwirklichung ihnen nahe schien. Die widerspenstigen Horden waren ihnen zufolge endlich nach langem blutigen Kampfe bezwungen, dem Verkehr zwischen den Ländern nördlich vom Kuban mit denen am Kurstand kein Hinderniß im Wege; der Kaukasus sollte colonisirt werden, er sollte zur Macht und Größe des Reiches beitragen; die Soldaten, welche bisher dort beschäftigt waren, konnten auf andern Punkten verwandt werden. So dachten die Russen; aber bald wurden sie enttäuscht. Denn als die Schiffe sich der Stadt Anapa näherten und Jedermann sein Fernrohr hervorzog, um die Gegend zu beschauen, ergab es sich, daß alle Anhöhen von feindlichen Tscherkessen besetzt waren, die am Saume der Wälder in zahlreichen Gruppen sich gelagert hatten. Diese unvermuthete und keineswegs angenehme Erscheinung bewog den Grafen Woronzoff, nur einige wenige Russen als Begleiter mit ans Land zu nehmen, und die ganze übrige Reisegesellschaft mußte am Bord zurückbleiben. Es konnte aber die wahre Lage der Dinge unmöglich verschwiegen bleiben, und so zeigte es sich hier schon, daß alle Gerüchte von der Unterwerfung der Bergvölker durchaus grundlos gewesen waren. Die Besatzung von Anapa hatte in mehreren Gefechten mit den Tscherkessen, die von einem Engländer angeführt wurden, den Kürzern gezogen, war sehr geschwächt worden und litt außerdem noch an ansteckenden Krankheiten. Während so unter den Russen Muthlosigkeit herrschte, war die Kampflust der Bergvölker eben jetzt aufs höchste gesteigert, denn grade damals circulirte unter ihnen ein angeblich im Namen des Königs von England erlassener Aufruf, in dem sie ermahnt wurden, nur auszuharren in der Vertheidigung ihres Landes, weil binnen Kurzem eine britische Flotte zu ihrer Unterstützung nach dem schwarzen Meere abgefehn solle. Woronzoff selbst

erzählte, die auf Tscherkessen Bezug habenden Artikel des „Portfolio“ seien in Übersetzungen zu vielen Hunderten von Exemplaren durch den ganzen Kaukasus im Umlaufe. Was übrigens die vielbesprochene Unabhängigkeitserklärung der Bergvölker betrifft, so ist diese wahrscheinlich von Polen verfaßt worden, deren manche noch im Kaukasus den Kampf gegen ihren Erbfeind fortsetzen. Dieselbe enthält, gleichviel ob sie mit Vorwissen und Willen der Hauptlinge verfaßt sein mag oder nicht, ohne allen Zweifel eine Menge von wohlbegründeten Thatsachen, und drückt die Ansichten und Überzeugungen der Bergvölker sehr präcis aus. Und ebenso gewiß ist es, daß eine auf verschiedenen Punkten gegen die Kaukasier operirende russische Heeresmacht von 50,000 Mann geschlagen worden ist, und daß in Abchasien (Abassien), d. h. dem Küstenlande nordwestlich von Mingrelien, das gewöhnlich mit dem Namen Tscherkessen oder Circassien belegt wird, die Russen nur einige feste Punkte an der Küste inne haben, über welche sie sich auf Kanonenschußweite nicht hinauswagen dürfen. Auch das zeigt sich gleich bei dem wichtigen Plage Anapa. Diese Stadt ist arm an Wasser, und wenn die Besatzung damit versorgt werden soll, so muß eine Abtheilung Soldaten unter dem Schutze einer vollständigen Batterie dasselbe aus einem benachbarten Bache holen. So lange Anapa, nach dessen Besitze die Zaren seit 1728 schon vergeblich getrachtet, in den Händen der Türken war, blühte hier besonders der Handel mit Sklavinnen, und namentlich von hier aus wurde der Bazar zu Konstantinopel stets reichlich versorgt.

Ein nicht minder wichtiger Hafenplatz ist Sudschuk-Kaleh, das vor Kurzem von den Tscherkessen geräumt worden war; doch hatte die Einnahme desselben die Russen nach und nach nicht weniger als 15,000 Mann gekostet. Als Stadt ist es ebenso unbedeutend als Ghelendschik, ein etwa drei deutsche Meilen weiter nach Südosten liegender Platz, der gleichfalls im Besitze der Russen ist und den sie, weil er an einem der besten Häfen am schwarzen Meere liegt, wohl zu schätzen wissen; denn schon im April 1832 erließ Kaiser Nikolaus einen Ukas, in welchem er seine Unterthanen auffodert, sich hier niederzulassen. Jedem Ansiedler wurden auch 25 Jahre Freiheit von allen Abgaben und vom Militärdienste zugesichert. Es kamen wirklich Leute. Da sich diese aber selbst gegen die feindlichen Tscherkessen schützen mußten, so wurden sie theils binnen wenigen Monaten aufgegeben, theils zogen sie wieder fort, so daß die Stadt nun wüst liegt. Das Fort ist mit Pallisaden umgeben, stark mit Kanonen besetzt und hat etwa 2000 Mann Besatzung, die fortwährend in einem Blockadezustande gehalten und von einigen im Hafen liegenden Kriegsschiffen mit dem nöthigen Proviant versorgt wird. An der etwa drei englischen Meilen südöstlich von Ghelendschik liegenden Bai von Pschat haben die Russen nach vielen Opfern jetzt endlich ein Fort errichten können. Zehn deutsche Meilen südlich von Ghelendschik liegt Badran, das die Russen besetzt halten und das von großer Bedeutung ist, weil von dort aus der wichtige Tagrapas mitten ins Ge-

birge führt. Doch ist nur der untere Theil dieses Engpasses in ihren Händen, den obersten haben die Tscherkessen inne. Auch hier hatte Woronzoff den Kummer, zu sehen, daß die Garnison sich in einem sehr kläglichen Zustande befand und Tag für Tag durch Krankheiten und Angriffe des Feindes decimirt wurde. Sechzehn Meilen weiter südöstlich liegt Pizunda, der einzige Platz auf der ganzen Küstenstrecke, wo Tscherkessen und Russen einigermaßen friedlich verkehren. Neben den schlanken, kräftig gebauten Gestalten der Erstern, welche an die herrlichsten Statuen Altgriechenlands erinnern, erscheinen die Andern mit ihrem kleinen, gedrungenen Körper wie Wesen untergeordneter Race. Und wie im Physischen, so war auch im Moralischen der Abstand zwischen Beiden groß. Die Kaukasier traten fest, frei und ungezwungen auf, sie trugen das Vollgefühl ihrer Unabhängigkeit gewissermaßen vor sich her, jede ihrer Bewegungen und alle ihre Worte drückten es aus, daß sie sich ihrer Kraft bewußt waren, während die Russen sich unbehaglich fühlten und nur unsicher auftraten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Die Amerikaner haben einen Dichter. Bryant hat keineswegs schon Das vollführt, was er vollführen kann und vollführen wird; aber Einiges von Dem, was er zur Ausführung gebracht hat, wird unvergänglich sein. Diejenigen seiner Gedichte, welche am meisten gekannt sind, sind welche, süße, getreue Schilderungen der Natur, in denen seine Einbildungskraft sich am liebsten ergeht. Von seinen Gedichten dieser Classe erscheint mir „The evening wind“ am reizendsten. Einige, einer andern Classe angehörende, wie z. B. „The past“ und „Thanatopsis“, zeigen jedoch einen noch höhern Grad der Fähigkeit an. Wenn er seinem Talente leben wollte, wenn seine noch kommenden Jahre „reinpoeetischer Thätigkeit“ gewidmet werden könnten und er „seine Würde und seinen Beruf“ als wahrer Künstler ansehe, würden diese Würde und dieser Beruf sich als so erhaben bewähren, wie sie ihm ohne Zweifel in den Träumen seiner Jünglingszeit erschienen, und mit demselben Entzücken würde man seine Schilderung der bewegten Fluten künftiger Zeiten hören, mit dem man denen des Oceans schon jetzt lausche.

Auch ein Historiker Amerikas berechtigt zu bedeutenden Erwartungen. Bancroft's „Geschichte der Vereinigten Staaten“ ist zwar nicht viel mehr als angefangen, aber in diesem Anfange ist den beiden ersten Erfordernissen eines Historikers der Republik Gnüge geleistet, indem er mit unparteiischem und wohlwollendem Geiste abgefaßt ist und Beweis für des Verf. Aetue gegen demokratische Principien ablegt. Die Vollendung dieses Werkes ist eine Aufgabe, deren Lösung viel Arbeit und Sorgfalt erfordert, die aber auch, wenn sie Das, was ihr Anfang verspricht, erfüllt, der Gesellschaft in hohem Grade nützlich sein wird.

Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Wir ist kein kritisches Blatt bekannt, in dem unparteiische aufgeklärte Kritik zu finden wäre. Ginst hatte „The North american review“ selbst in England einigen Ruhm, aber es ist im Lande wie auswärts, weniger aus Mangel an Talent als an Grundsätzen, gesunken. Wenn es jetzt noch irgend einem Grundsatze folgt, so scheint es der zu sein, jedes Buch, das es erwähnt, zu loben und so schnell wie möglich sich volksthümlichen Vorurtheilen anzuschließen.

Ein anderes Blatt: „The American quarterly“, welches in Philadelphia erscheint, ist wegen seiner traurigen Moral und Armuth der Gedanken uninteressant, obgleich ihm ein guter Theil Gewandtheit nicht abzusprechen ist. „The Southern review“, welches in Charleston erscheint — dessen Erscheinen vor einiger Zeit zwar unterbrochen war, jetzt aber, so viel ich glaube, von Neuem begonnen hat —, ist die beste Probe periodischer Literatur, welche das Land geliefert hat. Nach langen Deductionen, welche durch das südlische Temperament nöthig gemacht wurden, nimmt dieses Blatt seinen Platz über allen übrigen seiner Art ein und behauptet ihn, so viel ich glaube, unbestritten.

Einen Edelstein fand ich, wo ich ihn am wenigsten erwartete: in dem „Knickerbocker“, einem newyorker monatlichen Magazin. Dieses fing voriges Frühjahr an, eine Reihenfolge von Aufsätzen unter dem Namen: „Letters of Palmyra“*) zu geben, wovon jedoch erst sechs Nummern heraus waren, als ich das Land verließ. Die übrigen zu erhalten, ist mir bis jetzt noch nicht gelungen; wenn sie aber den vorausgegangenen entsprechen, so scheint es mir außer allem Zweifel, daß sie sich in Amerika sowohl als in England bald in Jedermanns Händen befinden werden. Meinem Gemüthe haben sich diese Briefe nach mehrmaligem Lesen als ein Fragment von erhabener und zarter Schönheit eingeprägt. Zenobia, Königinn und eine lange Reihe von Charakteren leben und bewegen sich in natürlicher Majestät, und ebenso ausgezeichnet wie in kräftiger Auffassung der Charaktere und der Zeit erscheinen diese Briefe mit durch Schönheit der Beschreibungen und Wahrheit des Gefühls. Wenn dieses anonyme Fragment sich nicht als das Werk eines wahren Künstlers ausweist, wenn dies Werk nach seiner Vollendung sich nicht einer viel höhern Ordnung zugesellt als Alles, was bis jetzt von der amerikanischen Presse ausgegangen ist, so werden seine frühern Bewunderer noch mehr Erstaunen als Bedauern empfinden.

Der schlechte Zustand der Geseze, welche über literarisches Eigenthum Bestimmungen treffen, wird im In- und Auslande, und gewiß nicht ganz mit Unrecht, häufig als einer der Gründe der Niederdrückung amerikanischer Literatur angeführt. Gewiß ist, daß die Unvollkommenheit dieser Geseze die amerikanischen Schriftsteller mannichfachen Entmuthigungen aussetzt, während sie auswärtigen im höchsten Grade nachtheilbringend ist; denn amerikanische Buchhändler werden einheimische Autoren nicht remuneriren, so lange sie ungehindert englische ausbeuten können, denen die amerikanische Nation noch überdem nur zu geneigt ist, den Vorzug vor ihren eignen Propheten zu geben, wodurch es natürlich fast unmöglich wird, durch literarische Beschäftigungen einen Lebensunterhalt zu gewinnen, was in einem Lande wie Amerika, wo fast Jedermann diesen durch seine Arbeit erringen muß, natürlich von ihnen zurückzuschrecken geeignet ist. Dennoch kann man darin noch keine Lösung der nicht zu leugnenden Thatfache, daß es eigentlich gar keine amerikanische Literatur gibt, finden. Der gegenwärtige Zustand der Geseze, welcher zuläßt, daß englische Autoren unbeschützt vor Verkrümmelung ausgeplündert werden und, auf diese Weise benützt, einheimische Werke vom Markte ausschließen, ist so in die Augen fallend schlecht, daß man eine baldige Abänderung desselben hoffen kann. Dennoch könnte sicher durch diesen Mißbrauch der Genius nicht zum Schweigen gebracht werden, wenn er zum Sprechen drängte. So viel sollte man in unserer Zeit doch einsehen, daß keine Gewalt der Erde geistige Kräfte ersten Ranges zurückdrängen, die Äußerung eines durch und durch bewegten Geistes ersticken könne, am wenigsten aber die von räuberischen Buchhändlern durch mangelhafte Geseze

beseffene. Die durch sie entstehende Entmuthigung ist ungerade und hart, kann aber nie eigentlich entscheidend sein. Wenn in den letzten zehn Jahren ein jedem englischen überlegener einheimischer Genius existirt hätte, würde er sich Gedrücke verschaffen gewußt und durch ein ganzes Heer buchhändlerischer Harpyen und ein Chaos von Gesezlosigkeit hindurch den Weg zum Verstande und Herzen des Volkes gefunden haben, und hätte er sein Mittagessen für Papier und sein Bett für Druckkosten hingeben sollen — äußerste Mittel, zu denen in diesem gedeihlichen Lande wol nicht so leicht ein Autor getrieben werden kann. Die gänzliche Ermangelung des Schutzes für fremdes literarisches Eigenthum ist nachtheiliger genug, ohne daß man sie noch für die Unzulänglichkeit der literarischen Leistungen des Landes verantwortlich zu machen braucht. Die Ursachen dafür liegen tiefer und werden noch lange, nachdem die Geseze in diesem besondern Punkte verbessert sind, fortwirken.

Von dem literarischen Geschmacke des Landes wird man sich am leichtesten eine Idee machen können, wenn ich erwähne, auf welcher Stufe der Popularität die unsrerer und der letztverfloffenen Zeit angehörenden englischen Schriftsteller mir zu stehen schienen.

Keinen Namen hörte ich so oft als Hannah More's. Sie ist vielleicht mehr gekannt als Shakspere; jedoch ist dies mehr ein Zeichen des religiösen Geschmacks des Volkes und steht zu dem literarischen nur in entfernterer Beziehung. Scott wird vergöttert, ebenso Miß Edgeworth; doch, glaube ich, wird Keiner so viel gelesen als Bulwer. Ich glaube, man kann keinen halben Tag unter Menschen zubringen, ohne ihn erwähnen zu hören. Er wird nicht mit der stummen, unterwürfigen Ehrfurcht verehrt wie Miß Edgeworth, aber seine Bücher finden sich in jedem Hause; seine gelegentlichen demokratischen Kraftausprüche sind in Aller Munde, und die Moralität seiner Bücher ist ein beständiges Thema der Discussion von den Verständigsten unter der Geistlichkeit bis zu dem denkenden gedankenlosen Schuttbuben und seinen Kameraden herab. Mißreß Jameson folgt ohne Zweifel zunächst. Sie ist ein großer Liebling, und zwar haben sie ihre „Characteristics of women“ dazu gemacht. In bedeutender Entfernung schließt sich ihr Mißreß Hemans an. Von Byron hört man kaum. Wordsworth lebt im Herzen des Volkes. Sein Name wird zwar vielleicht nicht so oft genannt als einige andere; ich bezweifle aber, daß er an Einfluß irgend Einem der von mir Erwähnten nachsteht. Der seinige ist, wenn auch nicht allgemein, um so kräftiger. Seine Bücher sind nicht in jedem Magazine zu haben, in den Häusern des Volkes aber liegen sie unter den Kußbeissen oder auf dem Arbeitstische, blicken auch wol aus der Rocktasche hervor; sie sind ausgezeichnet, unterstrichen und abgenutzt. Coleridge ist wie Lamb das Entzückende Weniger. Hallam hörte ich zwar nur selten, aber immer mit ausgezeichnete Achtung, und zwar von solchen, deren Achtung schätzenswerth ist, erwähnen. Kein lebender Schriftsteller jedoch übt eine so beneidenswerthe Herrschaft aus als Carlyle, und besonders bemerkenswerth ist es, daß er diesen großen Einfluß durch zu verschiedenen Zeitpunkten in periodische Schriften verstreute kritische und speculative Artikel gewann. Zwar besitzen die Amerikaner sein „Life of Schiller“, jedoch ist es nicht Das, was ihm Ansehen verschaffte. Seine Artikel in dem „Edinburgh review“ begegneten dem Bedürfnisse einiger der ausgezeichnetsten Geister in Neuengland, welche, müde der Jitterez und mechanischen Moral etwas suchten, worauf sie sich mit Sicherheit verlassen konnten, und unmittelbar, nachdem sie es bei ihm gefunden, in eine für die Lernenden wie für den Lebenden gleich ehrenvolle Lehre traten. Das zuerst in Fraser's „Magazine“ rückwärts erschienene Werk Carlyle's: „Sartor resartus“, ist in Amerika wiederausgelegt worden und hat einen Einfluß ausgeübt, der der echten Bewunderung, welche es erregt hat, angemessen ist. Dies war vielleicht das erste Beispiel davon, daß bei den Amerikanern ein ihnen ohne Namen, ohne Heiligung

*) „Briefe von Lucius W. Pliso von Palmyra an seinen Freund Marcus Curtius in Rom; jetzt zuerst übersetzt und herausgegeben.“ Sie entwerfen ein Gemälde des Morgenlandes zu der Regierungszeit Aurelian's und werden wahrscheinlich mit dem Falle Palmyra's enbigen.

einer Empfehlung zugewonnenes Buch, welches in seiner Heimat sogar gänzlich vernachlässigt wurde, eine warme Aufnahme fand. Dies Buch aber wirkt auf sie mit einer wunderbaren Kraft. Es hat die Verdienstliche mehr denn eines Geistlichen sowie das Gemüth und Leben manches Laien gänzlich umgestaltet. Es erschien als Wohltäter, einem Bedürfnis abzuhelfen, und wie bringend dies Bedürfnis war, beweist die Eile der Dankbarkeit der die Wohlthat Empfangenden.

Um den Amerikanern zu der Äußerung Dessen, was sie in sich haben mögen, zu verhelfen, kenne ich keine bessere Methode als eine, die schon vorgeschlagen, aber so viel ich weiß, noch nicht versucht worden ist. Es ist nämlich vorgeschlagen worden, ein öffentliches Blatt zu gründen, welches in einem bestimmten Fache der Forschung, der socialen Moral z. B., der vollständig unbegrenzten und freien Discussion jeder Frage von jeder Seite offen stehe. Jetzt gibt es Schwierigkeiten, Mittel zu finden, dem allgemeinen Urtheile irgend eine Sache in ihrer Totalität darzustellen, welche durch die grundlosige Parteilichkeit der Zeitchriften, die vorsichtige Politik der Rezensenten, die Ängstlichkeit der Schriftsteller selbst, ihre Meinung frei auszusprechen, und endlich die Hindernisse, welche der gegenwärtige Stand der auf literarisches Eigenthum bezüglichen Geseze freier Veröffentlichung in den Weg stellt, entgegen. Daher würde nun ein Blatt, welches ausschließlich dem Zwecke gewidmet wäre, ohne Furcht oder Gunst Alles zu veröffentlichen, ohne in irgend etwas Anderm als in Persönlichkeiten Beschränkungen eintreten zu lassen, die beste Abhilfe für die angeführten Inconvenienzen gewähren, den geringsten Antrieb zur Anerkennung der Wahrheit geben und am Ehesten zu der Kunst, Das, was man in sich trägt, auch frei und bezeichnend äußern zu können, heranzuziehen. Solch ein Blatt unter der Redaction eines Mannes wie Dr. Follen, der mit der gränzlösten Gelehrsamkeit und Philosophie jene fromme Liebe zur Wahrheit verbindet, welche stets für die Unparteilichkeit Sicherheit leistet, würde dem Lande zu großer Ehre gereichen und manchem ältern gesellschaftlichen Verbands, von dem die Furcht vor einer vollständig freien Discussion noch immer nicht gewichen ist, eine nützliche Lehre geben. Ein dieses Werk würdiger Herausgeber würde die Verantwortlichkeit, irgend eine Ansicht in dem Bereiche der aufgenommenen Gegenstände zu unterdrücken, von sich ablehnen. Nur Persönlichkeiten würde er aussondern, den Geist der Gerechtigkeit und Liebe aber stets nähren und in dessen Interesse die schwächere Seite, wo er sähe, daß sie nur unvollständig verteidigt wäre, zu kämpfen suchen. Es wird mir eingewendet werden, daß Herausgeber, welche ihrer Pflichten solcherweise erfüllen, selten sind. Allerdings sind sie das auch, aber Dr. Follen ist ein lebender Beweis, daß es deren dennoch gibt.

Die Furcht Einiger, daß ein derartiges Blatt von dem Publicum gefürchtet und zurückgewiesen werden würde, kann ich nicht theilen. Zuerst würde es freilich einiges Staunen und Schrecken erregen, da Einseitigkeit den Zeitchriften Amerikas so eigen ist, daß es Zeit erfordern würde, um dem Publicum die Überzeugung beizubringen, daß ein entgegengesetztes Verfahren möglich sei. Das amerikanische Volk hat aber nie einen Beweis dafür gegeben, daß es Widerwillen dagegen hege, mit der Wahrheit bekannt gemacht zu werden, vielmehr in vielen Fällen eine entgegengesetzte Gesinnung betätigt. Nach meiner Überzeugung würde solch ein Werk, noch ehe zwei Jahre nach seinem Beginn verfloßen wären, sich in den Händen aller rechtschaffenen Denker und nach Grundfätzen Handelnden des Landes befinden, und bereite Stimmen würden sich durch seine Vermittelung von manchem entlegenen Wohnplatze aus hören lassen, mit Entzücken die ihnen zur ungebundenen freien Äußerung gegebenen Mittel benutzend und so zu gleicher Zeit den Beweis ablegend, daß die Dürftigkeit der amerikanischen Literatur nicht aus Vergeßlichkeit der Gedanken und Stumpfheit des Gefühls

entstehe. Auf jeden Fall würde ein derartiger Versuch es uns Licht bringen, ob es an einem Organe zur Äußerung oder an Etwas zu äußern fehle. 56.

Miscellen.

Medicinisches Collegium in Konstantinopel.

Schon seit mehrern Jahren besteht in Konstantinopel in der Nachbarschaft der Moschee Schahsadeh (des Königssohns) eine medicinische Schule (Tebbhaneh), die in vier Classen zerfällt und 140 Schüler zählt. Die Lehrgegenstände in den beiden untern Classen sind hauptsächlich Sprachen; in der dritten Classe Anatomie, Physiologie, Semiotik und Pharmakologie; in der vierten Classe Naturwissenschaften (Botanik, Physik, Chemie) und Pathologie. Lehrer sowol als Zöglinge bekommen außer pecuniärer Besoldung ihre tägliche Ration Brot und Fleisch, die Besoldungen aber werden von der vierten Classe abwärts immer lärglicher. So bezieht der Lehrer in Prima (eigentlich Quarta) jährlich 800 Ghrosch (Kreuzthalers); von den beiden Lehrern in Secunda der erste 750, der zweite 500 Thaler; von den beiden in Tertia der erste 300, der andere 200 Thaler. Das Quantum des Primaners sind 100, des Secundaners 50, des Tertianers 36, des Quartaners 20 Thaler. Von je 10 Schülern ist einer beauftragt, die übrigen Neun zu beaufsichtigen; dieser heißt der Dn-Baschi (Haupt von Zehn). Die Abzeichen der verschiedenen Classen sind aus Gold oder Silber und in herzförmiger Gestalt. Die Lehrer erhalten Abzeichen aus Brillanten. Die geschickten und kenntnißreichen Schüler (den Bataillonsärzten als Schülern belogen) der vierten Classe werden in die Hospitaler geschickt. Haben sie durch mehrjährigen Dienst ihre Kenntnisse vervollkommen und ihr Talent praktisch ausgebildet, so werden sie selbständige Ärzte.

Blutegel in Ceylon.

In den Wäldungen und Morästen von Ceylon findet sich, namentlich zur Regenzeit, eine ungeheure Menge von Blutegeln, die eine wahre Qual der Reisenden ausmachen. Sie sind sehr klein und nicht viel größer als eine Nadel, am Leibe dunkelroth gepunktelt. Ihre Bewegung ist nicht sowol ein Kriechen, wie das der Würmer und europäischen Blutegel, als vielmehr ein Springen, wobei sie immer zuerst den Kopf an einer Stelle anlegen und sodann ruckweise den Schwanz nachziehen; auf diese Weise bewegen sie sich außerordentlich schnell, sodaß sie, ehe der Reisende es merkt, ihm auf den Kleidern sitzen, worauf sie ganz unmerklich durch irgend eine kleine Öffnung auf die Oberfläche der Haut bringen. Hier saugen sie sich fest, und es ist, da der Reisende noch überdies in jenem Klima nur ganz leichte Kleider tragen kann, unmöglich, zur Regenzeit eine solche Wals- oder Moraststrecke zu durchziehen, ohne vom Blut das diese Thierchen abzapsen, zu triesen. „Auf unserm Wege nach Kandy“, erzählt ein neuer Reisender, der diese Gegend unlängst besuchte, „als wir die engen Pfade in diesen Wäldern passirten, wurden wir von jenen Würmern schrecklich gequält; so oft Einer von uns sich niederlegte, oder auch nur einen Augenblick stehen blieb, war er auf der Stelle von einem ganzen Haufen derselben überdeckt, und ehe er denselben wieder los wurde, waren Handschuhe und Stiefeln mit Blut überfüllt. Wir bemerkten dies nicht ohne große Besorgniß, denn wäre ein Soldat von uns aus Trunkenheit oder Müdigkeit auf dem moorrastigen Boden in Schlaf gesunken, so hätte er dort verbluten müssen. Die Thiere werden von diesen Blutegeln ebenso sehr heimgesucht als die Menschen. Namentlich werden die Pferde so sehr gequält, daß sie fortwährend nach vorn und hinten ausschlagen, weshalb es sehr gefährlich ist, durch die Wälder von Ceylon zu reiten.“ 4.

Donnerstag,

— Nr. 67. —

8. März 1838.

Edmund Spencer über die Länder an der untern Donau, die Krim und Tscherkessen.

(Beisatz aus Nr. 66.)

Sechs Meilen über Nigunda hinaus liegt der Hafenplatz Sochum-Kaleh, der zur Zeit der türkischen Herrschaft etwa 3000 Einwohner hatte, jetzt aber kaum einige Hundert Seelen zählt. Das Fort, welches die Russen nur mit großer Anstrengung gewannen, ist an sich nicht im besten Zustande, aber sehr reichlich mit Waffen und Munition versehen. Die Besatzung darf sich hier ebenso wenig, als jene von Anapa über Kanonenschußweite hinauswagen und muß, wenn sie sich mit Brennholz versorgen will, stets einige Feldstücke mit in den benachbarten Wald nehmen. Unweit von dieser Stadt lag das schon erwähnte Moskurias, und einige Meilen weiter nach Südosten hört Abchasien oder Tscherkessen auf, und es beginnt Mingrelien, ein südlich vom Kaukasus, zwischen diesem und dem schwarzen Meere liegendes Flachland, das zum Theil sumpfig und ungesund ist. Seine Bewohner sind nicht kreidbare Abassen (Tscherkessen), sondern georgischen Stammes, und ihre Unterwerfung ist den Russen leicht geworden. Obwohl friedlich und friedliebend, zahlen sie doch keine Abgaben, stellen keine Rekruten und gehen nach wie vor nicht anders als bewaffnet. Factisch sind sie unabhängig, der Zar ist ihr Oberschutzherr, aber keineswegs beliebt; denn eben die Mingrelier sind es, welche seit der strengen Blockade an der Meeresküste ihre tcherkessischen Nachbarn nach Kräften mit Kriegsbedürfnissen versorgen und es ihnen auf diese Weise möglich machen, sich fortwährend so wirksam zu vertheidigen. Die beiden bedeutendsten Städte Mingreliens sind Redut-Kaleh und Poti. Das erstere war unter türkischer Herrschaft ein sehr lebhafter Handelsplatz, jetzt aber ist sein Bazar verödet; weil Rußland die englischen und deutschen Manufacturwaaren, die früher von hier aus nach Georgien und Persien gingen, mit unerschwinglichen Zöllen belastet hat. Die Kaufleute zogen sich, dieser Placereien überdrüssig, von hier weg und ließen sich in Trapezunt nieder, wo sie gern aufgenommen wurden und wesentlich dazu beigetragen haben, daß dieser Platz nun der wichtigste an der Südküste des schwarzen Meeres geworden ist.

Aus den hier mitgetheilten Bemerkungen geht hervor, daß Rußlands Absicht und Streben zuvörderst dahin geht,

jeden Hafen, jede Bucht, jede Stelle, wo nur ein Schiff Anker werfen und Verbindungen mit der Küste anknüpfen kann, zu besetzen. Es erbaut Forts, wo die Örtlichkeit sich nur einigermaßen dazu eignet, und zwischen diesen einzelnen Punkten sucht es dann Militärstraßen anzulegen und sich eine Communication zu sichern. Wenn es ihm gelingt, diesen Plan in seiner ganzen Ausdehnung durchzuführen — und es scheut weder Blut noch Geld, um seine Zwecke zu erreichen — und folgergestalt die feindlichen Bergvölker von jeglichem Verkehr mit Fremden, wie zur See so auch zu Lande auszuschließen; wenn die Tscherkessen fernerhin vom Auslande nicht mehr mit Salz, Blei, Pulver und Waffen versorgt werden können: dann muß es über kurz oder lang auch Meister von Abchasien werden, und dieser ganze nordwestliche Theil des Kaukasus zwischen dem schwarzen Meere und dem linken Ufer des Kuban muß ihm zufallen. Es ist bereits im unbestrittenen Besitze des rechten Kubanufers; es beherrscht Mingrelien, Imerethi und Gurien, sodann alles Land zwischen dem kaspischen See und dem Hauptkamme des Kaukasus. Nur jener nordwestliche Theil des Alpenlandes oder Abchasien hat sich bis jetzt unabhängig erhalten, sodann sind die Lesghier im Hochgebirge noch frei, die Kabardiner im Thalbecken des Kuban und im mittlern Terekthale, die Mitscheghi und die Tschetschenzen, welche die Straße von Mosdok nach Tiflis bekanntlich so unsicher machen, daß kein Russe von einer Stadt zur andern reisen kann, ohne eine starke militärische Bedeckung. Am schwarzen Meere haben, der riesenhaftesten Anstrengungen ungeachtet, die Russen doch nur erst geringe Fortschritte gemacht und noch nicht viel mehr erlangt als vor etwa 50 Jahren, da sie am Kuban die ersten Feindseligkeiten gegen die Bergvölker eröffneten. Der Kaukasus ist seitdem „das Grab und der Kirchhof der Russen“ gewesen. Ein Regiment, das Befehl erhält, dorthin zu marschiren, schließt mit dem Leben ab; Tscherkessen ist für den Soldaten, was Sibirien für den Civilbeamten.

Unsere Leser erinnern sich wol, daß im Laufe des vergangenen Sommers Nachrichten aus dem mittlern Rußland in deutschen Zeitungen die Mittheilung brachten, daß nur wenig angesehene Familien in Moskau und den übrigen großen Städten des Reiches sich nicht in Trauer befänden, und daß beinahe eine jede den Verlust eines

oder mehrer am Kaukasus getödteten Verwandten zu beklagen habe. Weiter oben ist schon angeführt, wie in Südrussland das Gerücht sich verbreitet hatte, der Kaukasus sei endlich gebändigt und die Fahne des Zaren wehe über Hügel und Thal. Aber als Woronzoff kam, erschien nicht ein einziger Häuptling, um sich zu unterwerfen; nirgend war ein Stamm vorhanden, der die Feindseligkeiten eingestellt hätte.

Wir fanden — sagt Spencer — ein ganzes Volk in Waffen, das mit dem größten Heldenthum und bewunderungswürdiger Ausdauer für seine Unabhängigkeit fought, während die russischen Truppen durch Seuchen und Schwert hingerafft wurden.

Wir haben von keinen Ereignissen gehört, die uns zu der Annahme berechtigen könnten, daß die Lage der Dinge seit 1836 im Wesentlichen eine andere geworden sei; denn auch die Mittheilungen Koch's in der „Minerva“, die sich übrigens auf den Nordostabhang des Kaukasus und das Land am Kuban, also auf die Kabarde beziehen, stimmen, so offenbar parteilich für Rußland sie auch sind, doch im Allgemeinen mit den Schilderungen Spencer's überein. Deshalb aber ist eben um so auffallender, zu hören, daß die russischen Adelsfamilien sich mit der Wahnhoffnung schmickelten, in einem solchen Lande pittoreske Villen bauen zu können. Freilich verloren die Herren, als sie sahen, wie die Verhältnisse eigentlich standen, die Lust dazu, und ein Graf Narischkin äußerte ganz natv: es könne doch noch einige Zeit währen, ehe er im Kaukasus von seinem Gute aus auf die Jagd zu gehen im Stande sei. Mit welcher Sicherheit aber die Aristokratie darauf rechnete, sich hier große und einträgliche Besitzthümer zu erwerben, geht am deutlichsten daraus hervor, daß Woronzoff den Plan gefaßt hatte, in den Alpenhöhlen bei Sudschu-Kaleh oder Ghelendschik eine Schweizercolonie zu gründen. Er hatte bereits einen Sohn Helvetiens bei sich, der einen passenden Ort und die fettesten Wiesengründe auswählen sollte. Natürlich unterblieb das; denn die Feindseligkeit der Bergvölker war so groß, ihr Widerwille gegen alle von Rußland ausgehenden Maßregeln dermaßen stark, daß an Gründung einer Colonie auch nicht im entferntesten zu denken war. Auf der ganzen Küstenstrecke von Anapa, in der Gegend des Kuban bis Anaklia in Mingrelien haben die Russen auch noch nicht einen Fuß breit Landes inne, ausgenommen ihre Forts, die von den Escherkeffen stets umzingelt sind.

Nur abgehärtete tapfere Völker, welche in ihren Gebirgen und Thalschluchten natürliche Bollwerke und Festungen besitzen, konnten einer so überlegenen Macht seit 50 Jahren erfolgreichen Widerstand leisten. Daß die Russen den Charakter eines Feindes, der ihnen so unberechenbaren Schaden zugefügt hat und sie in steter Bewegung hält, eben nicht im glänzendsten Lichte darstellen, ist erklärlich. Ihnen zufolge ist jeder Bergbewohner, d. h. Jeder, der sich ihrer Herrschaft noch nicht unterworfen hat, von Hause aus der furchtste Räuber, so wild und unbdig, daß auch die gütigste und nachsichtigste Behandlung ihn nicht zu zähmen vermag; so verrätherischer Natur, daß

man gar keinen Vertrag mit ihm eingehen kann; so zwiungig und ohne Treu und Glauben, aller Hochherzigkeit und jeden Edelsinnes so baar und ledig, daß er nie Anstand nimmt, einem Europäer mit der einen Hand den Dolch ins Herz zu bohren, während er die andere freundschaftlich darreicht. Die Wahrheit ist, daß der kaukasische Gebirgsbewohner, roh und rauh wie er ist, alle die Fehler und Vorzüge an sich trägt, welche wir so ziemlich bei allen Völkern in allen Erdtheilen wiederfinden, die auf einer ähnlichen Culturstufe stehen. In dem langen Kampfe mit dem mächtigen Feinde hat sich bei diesen Stämmen des Hochgebirges die ohnehin schon heftige Leidenschaft nun auf einen so hohen Grad gesteigert, daß ihr Handeln ein durchaus rücksichtsloses geworden ist, und daß sie jenem gegenüber gar keine Verpflichtung zu Schonung und Menschlichkeit anerkennen, die wol auch schwerlich sehr oft gegen sie selbst beobachtet werden dürfte. Ein unbefangener Beobachter, Laitbout de Marigny, schildert die Kaukasier, die allerdings wild, räuberisch und grausam sind, doch mit nicht so dunkeln Farben und sagt unter Anderm von ihnen:

Von der frühesten Jugend sind sie an körperliche Übung, Handhabung der Waffen und an Reiten gewöhnt; ihr höchster Ruhm ist, einen Feind zu erlegen; wer diesem den Rücken kehrt und die Flucht ergreift, fällt allgemeiner Verachtung anheim und gilt für geschändet sein Leben lang. Sie stürmen über die Grenzen ihres Landes hinaus, machen auf ihren vortrefflichen Rossen Einfälle in das Gebiet ihrer Nachbarn, verwüsten es, treiben die Herden vor sich her, und wen ihr Schwert verschont, den schleppen sie als Sklaven mit sich, damit er ihren Acker bestelle. Auch auf das Meer wagen sich die Küstenbewohner in ihren gebrechlichen Barken und nehmen nicht selten Schiffe weg. Indes kann ein unverdächtig Fremder ohne Gefährde ihr Land durchreisen, denn es herrscht bei ihnen der Brauch, daß ein Ausländer sich einen Gastfreund, Konak, wählt, der ihn unter seinen Schutz nimmt und gegen jede Beleidigung sichert.

Von Gewerbsamkeit kann bei solchen Völkern natürlich keine Rede sein; der Viehzucht und besonders ihren Pferden widmen sie große Sorgfalt; den Acker bauen Weiber und Sklaven. Ihre politische Verfassung kann man als eine aristokratische Militärrepublik bezeichnen.

Zum Schlusse müssen wir noch einmal auf Herrn Spencer zurückkommen. Derselbe war mit dem Grafen Woronzoff nach Bessarabien zurückgekehrt, nach Gallatz und von da nach Barna gereist, wo er sich nach Trapezunt einschiffte, dessen Bevölkerung jetzt etwa 30,000 Seelen betragen mag und dessen Handelsthätigkeit fortwährend im Steigen ist. Von hier aus will nun Hr. Spencer eine Reise ins Innere des Kaukasus unternommen haben, welche er in der letzten Hälfte des zweiten Bandes beschreibt. Allein er gibt hier weder Datum, noch Richtung, noch bestimmte Namen an und das Ganze hat einen so romantischen Anstrich, daß man sich selbst die Frage aufwirft, ob es mit dieser Reise seine völlige Richtigkeit habe.

In Trapezunt nämlich, wo es von russischen Spionnen wimmeln soll, lag eine nach einem escherkeffischen Hafen — welchen, wird nirgend gesagt — bestimmte Bri-

gantine. Dem Capitain derselben, dessen Namen wir nicht erfahren, war Spencer aufs angelegentlichste empfohlen; wir wissen aber wieder nicht von welchem Ehrenmanne. Kurz, die Brigantine segelte ab und erreichte, obwol von einem russischen Kreuzer hart verfolgt, die Bai von Pschat. Der Capitain war aber auch ein wahrer Hercules; sein von Wind und Wetter gebräuntetes Gesicht bewies, daß er ein alter Seemann war, der Vieles mitgemacht hatte, und eine gewaltige, quer durch das ganze Gesicht laufende Fiebnarbe gab diesem einen Ausdruck von unbeschreiblicher Wildheit. Die Brigantine führte übrigens mehrere Drehbassen und war mit einer Menge wilder Kerle bemannet, die mit ihren Pistolen und Dolchen im Gürtel eher Seeräubern als friedlichen Matrosen glichen. Es waren auch meistens fränkische Renegaten mit ungeheuern Schnauzbärten. Der Capitain „Balafre“ stammte von einer spanischen Mutter und einem maurischen Vater und sprach geläufig Spanisch. Jenen gewaltigen Hieb hatte er bei der Belagerung von Barna erhalten, seine gesammte Habe bei der Eroberung Algiers durch die Franzosen verloren.

Die Brigantine warf endlich ihre Anker aus, und Spencer, der sich für einen genuesischen Hakhim, d. h. Arzt, ausgab, ging in Begleitung des Capitains ans Land. Sie fanden den Häuptling des Bezirks (wie derselbe heißt, erfahren wir nicht) inmitten von tausend wohlbewaffneten Reitern, wurden freundlich aufgenommen, stiegen die bei Pschat ausmündenden Thalschluchten hinan, von denen die eine — endlich ein Name, aber was für einer — Neapkhheupkhi heißt, kletterten über Berge und Schluchten und gelangten endlich zu einem Häuptlinge zweiter Classe, der ihnen zu Ehren ein Festmahl gab. Hier hatte Spencer das Glück, eine hübsche Prinzessin zu sehen, die, „stark wie eine Amazone, ein Beil trefflich handhabte und eben damit beschäftigt war, einen Baun auszubessern“. Ihr Vater war aber auch ein Wundermann und in einer und derselben Person Baumeister, Zimmermann, Gerber, Weber, Waffenschmied, Ackerbauer und Hirt „wie der alte König Priamus“. Im Winter, wenn der Schnee alle Feldarbeit unmöglich machte, flocht er Matten, die in Persien und der Türkei gut bezahlt wurden; auch goß er Kugeln, verfertigte Pulver, und wenn er zu keiner von allen diesen Beschäftigungen aufgelegt war, dann setzte er sich hin und schmauchte seine Tschibuke. Wie Schade, daß wir nicht erfahren, wo dieser Mann und diese Prinzessin eigentlich wohnen und weben. Wir lesen nur, daß die Bergfläcken fruchtbar, die Dörfer mit üppigen Kornfluren und herrlichen Obstgärten umgeben waren.

Bis so weit ging für Hrn. Spencer Alles gut. Seitdem ihn aber der Schiffscapitain, der zurück an Bord ging, verlassen hatte, kam er in Verdacht, ein russischer Spion zu sein; denn im ganzen Gebirge kannte man außer dem Feinde nur noch Türken und Engländer; von Genua hatte noch nie ein Mensch eine Sylbe gehört. Doch ein kluger Mann weiß sich zu helfen und ein guter Länger findet sein Rhodus überall. Hr. Spencer that demnach den Ältesten dar, daß er kein Russe sei; sie

glaubten ihm das und führten ihn nach dem zwei Tage-reisen weit entfernten Plage im Thale Thumusse (?), wo sein Konak eine Lagerstätte hatte. Dort sammelte dann der genuesische Arzt eine Menge von Notizen über Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen der Tschirkesen; er theilt Reden mit, die von Häuptlingen gehalten sein sollen, nirgends aber lesen wir etwas von Ort oder Zeit, wo und wann alles Mitgetheilte geschah.

Kurz, es drängt sich dem aufmerksamen Leser unwillkürlich die Überzeugung auf, daß diese Reise ins Innere des Kaukasus gar nicht von Hrn. Spencer unternommen worden sei, ausgenommen in seiner lebhaften Phantasie. Er sagt uns wol, wie er ins Land hineingekommen sei; auf welchem Wege und auf welche Weise er aber dasselbe wieder verlassen, darüber läßt er uns völlig im Dunkeln. Noch mehr in dieser Ansicht wird man aber bestärkt, wenn man seine Mittheilungen mit denen des Hrn. Laitbout de Marny vergleicht. Diesem hat er, es ist gar keine Frage, alle seine Facta entlehnt, solche paraphrasirt und durch das Gewand seiner Rede nach Kräften unkenntlich zu machen gesucht.

Unser Endurtheil ist folgendes: Hr. Spencer hat ohne allen Zweifel den Grafen Woronzoff auf der Fahrt nach der Mündung des schwarzen Meeres begleitet, und die Bemerkungen, welche er in Beziehung auf diese mittheilt, beruhen auf eigner Anschauung; auch Das, was er auf seiner angeblichen Landreise gesehen und beobachtet haben will, ist im Allgemeinen wahr und treffend, aber dem Werke des eben genannten niederländischen Consuls entnommen; die Fahrt auf der türkischen, vom beschmarten Capitain befehligten Brigantine jedoch und die Landreise ins Innere des Gebirges halten wir, bis unwiderlegliche Beweise vom Gegentheile beigebracht werden, für völlig erdichtet und Hrn. Spencer in gewisser Hinsicht für den Douville des Kaukasus.

47.

Vorträge vermischten Inhalts, gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. von A. Clemen s. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1837. Gr. 12. 18 Gr.

Das Museum zu Frankfurt, dessen Geschichte der Verf. seit der Stiftung im J. 1807 in dem Vortrage erzählt, welcher hier als Einleitung den ersten Platz einnimmt, gehört zu den Gesellschaften, die sich etwa seit einem Menschenalter in großer Zahl aller Orten gebildet haben. Erscheint auch nach der Darstellung des Verf. die Gründung des Museums als ganz zufällig und zunächst ausgegangen von einem Einfall des vortrefflichen Niklas Bogt, der durch seine „Rheinischen Sagen“ bekannt ist, so sind es doch offenbar andere Motive, durch welche das Entstehen und die Fortdauer nicht nur dieses einzelnen Instituts, sondern auch aller ähnlichen zu erklären ist. Der neue und große Aufschwung, welchen die deutsche Literatur nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm, hat unserm gesellschaftlichen Leben Impulse gegeben, welche die ganze Gestalt desselben geändert haben; zwischen den abgeschlossenen Gelehrtenstand, der im alleinigen und ausschließlichen Besitze aller höhern Bildung war, und die Nichtgelehrten, an die kaum einige unfruchtbare Brocken davon gelangten, hat sich die zahlreiche Classe der Gebildeten eingeschoben, die bei unendlich vielen Abstufungen doch darin übereinkommen, daß ihr Weg zur Bildung nicht über Athen und Rom geht, sondern daß sich alle ihre geistigen In-

treffen wesentlich auf die populäre gewordene deutsche Literatur gerichtet. Diese aber, wie große Liebe sie sich auch erworben hat, kann es doch nicht verzeihen, daß sie nicht ganz auf heimischem Boden gewachsen, daß sie vielmehr von der Gelehrsamkeit ausgegangen ist; sie behält für die Gebildeten einen dunkeln Hintergrund, der nur den Geweihten zugänglich ist, und deshalb ist es um so weniger zu verwundern, daß sich sehr Viele die Mode der einzige Grund ist, der sie zu literarischen Interessen führt, und daß diese keinen andern Erfolg haben als jene Politur, die alle Welt beleckt, wie Goethe sagt. Dennoch ist und bleibt es ein tief begründetes Streben der Zeit, die geistige Aristokratie des Gelehrtenstandes zu brechen und eine Bildung zu schaffen und zu verbreiten, die, aus bloß deutschen oder überhaupt aus bloß modernen Elementen entspringend, aller Welt zugänglich und gleichwol des Höchsten fähig sein soll. Dies in vielen andern Dingen, namentlich im Schulwesen sichtbare Streben zeigt sich auch in den gesellschaftlichen Instituten, in denen die Freuden des bloß persönlichen Zusammenlebens erhöht und veredelt werden sollen durch allerlei Leistungen der Wissenschaften und Künste, und wo die wirklich oder scheinbar vorhandene Bildung Nahrung und Förderung finden soll. Woher aber sind die Lehrmeister für solchen Unterricht zu nehmen? Aus eigener Mitte können die Gebildeten nur wenige liefern, die es wagen, sich dazu aufzuwerfen, noch weniger, die es können. Die Gelehrten aber sehen darin für sich eine Verablassung, zu der sich viele nicht verstehen wollen; sie müßten sich populär machen und von so vielen Voraussetzungen absehen, die sie unter ihres Gleichen machen; sie dürften von vielen Dingen gar nicht reden, die ihnen vielleicht gerade die liebsten sind; und wie oft fehlt es ihnen selbst an dem Geschick, sich auch nur einer allgemein verständlichen, angenehmen Sprache zu bedienen! wie oft wird, wenn sie sich endlich Mühe geben, zu der allgemeinen Unterhaltung das Ihrige beizutragen, nicht ohne Grund bald über Unverständlichkeit, bald über Schulmeisterliche, pedantische Breite, bald über die Langweiligkeit des gewählten Gegenstandes geklagt! Es sind demnach, ganz abgesehen von den oft hinderlichen äußern Verhältnissen und den persönlichen Neigungen, sehr viele und große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn auch nur ein beträchtlicher Theil der gebildeten Gesellschaft zweckmäßig unterhalten werden, und wenn es nie an Leuten fehlen soll, die es sich angelegen sein lassen, dafür zu sorgen. Da ist es denn ein Glück, wenn sich einzelne treue Gemüther finden, die überall vor den Riß treten und stets bereit sind, die Rolle der Lückenbüßer zu übernehmen, um wenigstens die äußere Ordnung zu wahren; solche sind die wirklichen hochverdienten Stützen der Gesellschaft, und man mag es ihnen dann gern zu gute halten, so scherzhaft es oft auch klingt, wenn sie von ihren Leistungen wie von hochwichtigen, fast heiligen Pflichten reden, wenn sie von Gemeinfinn und Opfern sprechen, nicht anders, als ob es sich um die Rettung von Freiheit und Vaterland handelte, da, wo es nur darauf ankommt, zu hindern, daß einmal ein Abend ohne den statutenmäßigen Vortrag hingehe. Ein so treues Gemüth ist nun ohne Zweifel auch Hr. Dr. A. Clemens, und gewiß findet er bei dem frankfurter Museum diese nur billige und schwer genug verdiente Anerkennung, wie sich wenigstens aus seiner Stellung als erster Secretair der Gesellschaft schließen läßt. Zudem ist er als Arzt ein Mann, welcher der gebildeten Classe um Vieles näher steht als jeder andere Gelehrte; seine Wissenschaft bietet sehr Vieles dar, was, wäre es auch nur als Notiz und Curiosität, auf allgemeines Interesse und Verständnis Anspruch machen kann. Außerdem ist er, wie man zu sagen pflegt, ein gebildeter Arzt, d. h. ein solcher, der auch noch von manchen andern Dingen außer der Medicin Kenntniß genommen hat; er liebt nicht nur seinen Porz, sondern er kennt und benützt auch die modernen Literaturen; er macht sogar Verse, und endlich ist er sehr populär, und zwar nicht aus Vorsatz und mit Mühe, son-

dern von Natur, wovon man sich aus seinen vorliegenden Vorträgen leicht überzeugen kann. Kurz, er ist gewiß für das frankfurter Museum ein unschätzbarer, unentbehrlicher Mann; aber für die deutsche Literatur, muß Rec. bekennen, daß Hr. Clemens wol entbehrlich gewesen wäre. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß seine Vorträge bei seinen Zuhörern Beifall gefunden haben; aber er muß bedenken, daß an das Wort, das man durch den Druck verewigt vor sich sieht, ganz andere Ansprüche gemacht werden als an das gesprochene; und wie oft hat an dem Beifall, den man selbst der lebendigen Rede zollt, die vorübergegangene Besorgniß einen wesentlichen Antheil, sich vielleicht schmähtlich und lange langweilen lassen zu müssen, und die Freude, doch wenigstens hier und da etwas Interessantes gehört zu haben und in Kurzem davongekommen zu sein! Auch das muß hätte der Verf. nicht zu viel geben sollen, daß einzelne seiner Arbeiten, in Zeitschriften gedruckt, freundlich aufgenommen sind; denn im Verhältniß zu der gewöhnlichen, vergänglichen Tagesliteratur, aber auch nur in diesem Verhältniß verdienten sie das. Eine strengere Kritik kann ihnen für die Literatur keinen Werth beilegen.

Die sehr mannichfaltigen Vorträge sind theils poetisch, theils prosaisch. Die erstern zeigen den Verf. als einen gemüthlichen und gebildeten Mann, dem hin und wieder ein Gedanke einfließt, der sich wohl für die Versification schickt; und diese ist dann immer ziemlich leicht und gefällig gerathen. Aber von tiefer Poesie, von dem Feuer und potenzirten geistigen Leben eines Dichters ist darin kein Funke zu finden; die Gegenstände gehören fast durchweg zu denen, die schon oft in Verse gebracht sind: einfache, nur für das subjective Leben einigermaßen interessante Gemüthszustände, etwas idyllisch beschränkt, mit einem Beigeschmack des vorigen Seculi.

Unter den prosaischen Aufsätzen ist eine ganze Reihe von solchen, die das physische Leben des Menschen medicinisch und gewissermaßen philosophisch betrachten. Hier ist der Verf. auf seinem eignen Gebiet; er weiß manches Interessante zusammenzustellen und zu Betrachtungen und Resultaten zu vereinen, die für gebildete Zuhörer ohne Zweifel sehr ansprechend und zum Theil überraschend sind. Dagegen sind die übrigen Vorträge, welche Literatur und Kunst betreffen, z. B. zwei über Goethe, sehr leer und von geringer Bedeutung; überall jedoch bewährt der Verf. eine achtbare Gesinnung.

Bibliographie.

Böckh, A., D'Alembert und Friedrich der Große über das Verhältniß der Wissenschaft zum Staat. Akademische Einleitungsrede. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen, am 25. Januar 1838. 4. Berlin, Veit u. Comp. 6 Gr.

Görres, J., Athanasius. Gr. 8. Regensburg, Manz. 15 Gr.

(Hen-Schel.) Crayons des Hen-Schel. I. Chinesen in Hamburg! oder Trummer contra Rottek. Herausgegeben von Schröder. Gr. 12. Stabe, Podw. 1 Thlr.

Klövekorn, L., Über Hermes, Hermesianer, Hermesianismus. Ansichten und fragmentarische Andeutungen. Gr. 8. Osnabrück, Rackhorst. 6 Gr.

Die Bull. Eine biographische Skizze von F. B. Schmal. 4. Altona, Kue. 16 Gr.

Seidel, K., Das Kreuz in der Mark. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Unger, F., Conditorci des Orient. Athen u. Rauplia, Rix. 12 Gr.

Berner, J. B., Die Billekuren. Eine Legende. Roy.-8. Zürich, Föhr. 8 Gr.

Freitag,

Nr. 68.

9. März 1838.

Italienische Literatur seit 1830.

Zweiter Artikel. *)

Es gibt auf dem Felde der Geschichte eine ziemlich Anzahl im Auslande fast völlig unbekannter Werke, welche allerdings seiner Aufmerksamkeit würdig wären und unser Erstaunen erwecken müssen, wenn wir der Schwierigkeiten aller Art, des gedrückten Zustandes und der Territorialabsonderung gedenken, unter deren Einfluß sie zu Stande gebracht wurden. Seit 1830 hat die historische Forschung einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ein Geschichtswerk, wie das von Verri über Mailand, wovon zur Zeit seiner Erscheinung nur ein einziges Exemplar abgesetzt wurde, zählt jetzt mehrere Auflagen und drei bis vier Fortsetzungen. Wir sehen einen Niccolini, welchen die öffentliche Meinung, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, auf den poetischen Thron erhob, seiner Muse entsagen und sich selbst zu einem Stillschweigen verdammen, das bereits sieben Jahre dauerte, um sich in mühevollen Studien zu versenken, als deren Resultat binnen Kurzem, wie wir glauben, eine Geschichte des schwäbischen Kaiserhauses erscheinen wird, welche ein um so größeres Interesse erwecken dürfte, als sie, im Gegensatz zu der vom ghibellinischen Gesichtspunkte (?) aufgestellten „Geschichte der Hohenstaufen“ von Raumer, den Schlüssel für die italienische Geschichte in der Politik und dem Geiste der Welfen sucht. Man ist jetzt zu der Einsicht gelangt, daß die Nationalität einzig auf Geschichte und Sprache begründet werden kann, und ist sich der in dieser Beziehung vorhandenen Lücke wohl bewußt. Ungeachtet der historischen Muster, an denen Italien so reich ist, ungeachtet der neuern Arbeiten von Sismondi ist die Geschichte des italienischen Volkes eine Aufgabe, die noch nicht gelöst ist. Die Geschichtsschreiber Italiens haben die Wechselfälle der verschiedenen Staaten mit ausgezeichnetem Talente dargestellt und die besondern Motive zu den Handlungen der Einzelnen mit bemerkenswerthem Scharfsinne entwickelt; ihre Auseinandersetzung der Wirkungen dieser Motive und dieser Handlungen auf Land und Zeit ist mit einer Kraft des Ausdrucks abgefaßt, die unübertroffen dasteht. Allein die regelmäßige Entwicklung dieses volkethümlichen Principes, welches im steten Fort-

schritte begriffen war, während alle übrigen unterlagen oder sich umgestalteten, und das allein im Stande ist, der Geschichte der italienischen Halbinsel die so sehr gewünschte Einheit zu geben, sucht man vergeblich in ihnen. Obwohl die eben ange deutete Idee sich noch nicht hervorgearbeitet haben oder nur deutlich dargelegt worden sein mag, so tritt sie doch unverkennbar als der leitende Hauptzug in den Arbeiten der italienischen Geschichtsforscher hervor, und die daraus hervorstießenden Resultate sind untrüglich. In Italien müssen die Lehren der Geschichte zur Verschmelzung des Volkes, zur Vereinigung aller Provinzen in Eine Nation führen.

Besonders haben seit 1830 alle geschichtlichen Leistungen die eben bezeichnete Richtung eingeschlagen. Kein Einziger hat aber eine italienische Geschichte geliefert, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein solches Werk unmöglich ist.

Dem kühnen Versuche von Cesare Balbo, diesem Bedürfnisse abzuhelpen, wurde, wenn wir uns nicht irren, beim dritten Bande Einhalt gethan. Die gothischen und lombardischen Perioden können ohne Gefahr bearbeitet werden, und der Verf. hat dies in seinem Werke, das obwohl nicht frei von Fehlern, dennoch großes Interesse darbietet, versucht. Allein eine der Wahrheit getreue, vollständige Geschichte Italiens, herausgegeben in Turin, ist ein Widerspruch. Alles, was gegenwärtig möglich ist, beschränkt sich auf das Sammeln und Ordnen der Materialien zu einer solchen Geschichte, und diese Vorarbeiten wurden keineswegs vernachlässigt. Jede Provinz, jede wichtige Stadt hat bereits oder wird noch ihren Annalisten haben. Unter den besten Werken dieser Art nennen wir des Grafen Friedrich Sclopis zu Turin 1833 erschienene „Geschichte der alten piemontesischen Gesetze“; ein Werk über die Finanzen des Königreichs Savoyen von Ludwig Librario; die „Geschichte von Chiari“ von Demselben; eine vortreffliche „Geschichte von Como“ von Cesare Cantu; eine andere, eben in der Herausgabe begriffene, welche die Ereignisse in der Brianza darstellt, von Ignaz Cantu; Fabio Mutinelli's in Venedig 1833 erschienenes Werk über den Handel der Venetianer; „Noten über Pavia“ von Robolini, wovon der erste Band 1830 erschien; „Historische und politische Denkwürdigkeiten über Casalmaggiore“ von Johann Romani; „Denk-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 36—39 d. Bl. D. Red.

würdigkeiten über die Stadt und die Markgrafen von Saluzzo bis 1548", herausgegeben vom Advocaten Delfino Mulletti, und mehre andere.

Der Graf Pompeo Litta verfolgt mit ungewöhnlicher Anstrengung und bei unverhältnismäßig geringen Fonds mit bewundernswürdiger Ausdauer seine wichtige und unparteiliche „Geschichte berühmter italienischer Familien“. Durch seine „Untersuchungen über die venetianischen Inschriften“ hat Emanuel Cicogna den Weg zu einer bisher allzu sehr vernachlässigten Sammlung von Materialien für geschichtliche Belehrung eröffnet. Zu Reggio, in dem Herzogthume Modena, wo jede andere Art historischer Untersuchung mit argwöhnischem Blicke angesehen werden würde, wurde die Literarchistorie angebaut, und in den „Biographischen Notizen über die Schriftsteller in den Besigungen des Hauses Este“ besitzen wir eine Fortsetzung von Araboschi's Werk. Die „Biographie berühmter Italiener des 18. Jahrhunderts und ihrer Zeitgenossen“, die in Venedig unter der Oberleitung von Tipaldo erscheint, enthält eine Masse wichtigen Materials, obwohl vielleicht zu viel unbedeutende Namen darin vorkommen und Kleinigkeiten zu große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Einerseits hat der Einfluß, den Italien auf fremde Länder ausgeübt, den Stoff zu solchen Untersuchungen geliefert, wie des Prof. Sebastian Ciampi in Florenz 1831 herausgegebene „Reisen in Polen“, wie ferner die „Kritische Bibliographie der ehemaligen Beziehungen Italiens zu Polen, Rußland und den übrigen nördlichen Staaten“ (1834), wie endlich der in dem nämlichen Jahre in Turin herausgegebene Band des Ludwig Sauli über die genuesische Colonie zu Salata ist, ein werthvolles Werk, das die Geschichte des Handels von Genua von seiner ersten Verbindung mit Constantinopel bis zum Erlöschen der Colonie zur Zeit Mohammed II. nebst einer Anzahl noch nicht bekannt gewordener Handelsverträge zwischen den griechischen Kaisern und der genuesischen Republik enthält. Andererseits hat man in fremden Ländern nach Documenten geforscht, welche auf die Literaturgeschichte oder innere Politik Italiens ein neues Licht werfen könnten. Die italienischen Manuscripte der königlichen Bibliothek in Paris wurden von dem Prof. Marsand in Padua beschrieben und erläutert. Joseph Molini suchte in den Bibliotheken Frankreichs nach Documenten über die italienische Geschichte, wovon zwei Bände in Florenz in diesem Jahre erschienen sind. Dies letzte Werk enthält eine werthvolle Sammlung von Circularen, Verträgen und Contracten, unedirten Briefen Ludwig XII., Franz I., Alexander VI., Julius II., Johann's von Medici und einer Menge anderer berühmter Namen, desgleichen Notizen und eine scharfsinnige Einleitung von Sino Capponi, der eine Geschichte des toscanischen Reformators, des Großherzogs Leopold, erwarten läßt. Wenn Molini's Werk Aufmunterung findet, so ist es geeignet, eine große Lücke auszufüllen, indem es gewissermaßen als Fortsetzung von Muratori's „*Rerum Italicarum scriptores*“ dienen kann. Ein anderes, mit den Bedürfnissen der Zeit noch mehr im Einklange stehendes Werk ist das

über die italienischen Municipalitäten, dessen Herausgabe E. Norbio, ein junger, bereits durch seine „Geschichte von Novara“ (Mailand 1832) bekannter Gelehrter in Mailand besorgt und wovon zwei Bände erschienen sind, von denen der eine Ferrara und Pavia, der andere Faenza und Novara betrifft. Es enthält eine Masse bisher unbekannter Originaldocumente, von denen einige bis auf die erste Einführung der Municipalrechte in Italien zurückgehen. Wenn der Verf. bei Durchführung seines Planes etwas mehr Sorgfalt auf den Styl und, was bei Schriften dieser Art ein wesentlicher Punkt ist, auf die Correctheit des Druckes mehr Fleiß verwenden will, so wird er Italien und der Geschichte im Allgemeinen einen großen Dienst damit leisten.*)

Zu diesen und mehreren andern Werken, die wir übergehen müssen, kann man zwei Geschichten von Genua hinzufügen, deren Gegenstand, Plan und Ausführung gleich wichtig sind. Die eine derselben wurde zu Turin 1834 bei Pomba herausgegeben und stößt aus der Feder des Girolamo Serra (gest. im Mai vor. J.), Dessenelben, welcher 1814 durch Lord W. Bentinck zum Vorschein bei der provisorischen Regierung Genuas berufen wurde und gegen die willkürliche Vereinigung dieser Stadt mit dem Piemontesischen energisch protestirte. Sie umfaßt in vier Bänden die Geschichte des alten Liguriens und Genuas, indem sie mit dem Jahre 1483, der Zeit, wo die „Annalen“ Casoni's beginnen, endigt; es ist dies zugleich die Periode, wo in Folge des Verlustes ihrer östlichen Colonien und der ihren höchsten Grad erreichenden innern Unordnungen der Verfall der Republik begann.

Das dem Polybius entlehnte Motto, welches Serra seinem Geschichtswerke vorausgesetzt hat, bezeichnet seine Tendenz: „Wer die Großthaten seiner Vorfahren vor den Augen hat, wird weder durch die Waffen noch durch die Überzahl des Feindes sich von der Vertheidigung seines gemeinsamen Vaterlandes zurückschrecken lassen.“ Der Verf. ergiebt sich vielleicht zu ausschließlich in das Lob Genuas und wirft bisweilen einen dünnen Schleier über die Gebrechen und Mißgriffe seiner Vaterstadt auf Kosten jenes Nationalgefühls, welches gegenwärtig den Grundzug in den historischen Arbeiten des italienischen Patrioten bilden sollte. Die „Geschichte der genuesischen Republik“ von Karl Varese, wovon ein Theil bei Gravier in Genua 1835 erschien und welche auf acht Bände berechnet ist, leidet weniger an dem gerügten Mangel, ihre Tendenz ist entschiedener und ihr Gesichtspunkt weit mehr italienisch;

*) Die Richtung des italienischen Geistes hat sich so entschieden dem Geschichtsstudium zugewendet, daß selbst der König von Serbien, Karl Albert, eine Ausnahme von seinem herrschenden Systeme machen zu müssen glaubte und unter dem 20. April 1830 eine Commission zu dem Zweck einsetzte, die seltenen und unedirten Documente seines Königsreichs zu sammeln. Der erste Band ihrer Arbeiten erschien zu Turin 1836 unter dem Titel: „*Historiae patriae Monumenta*“, ein Foliant von 1900 Seiten, der 1060 Documente enthält, wovon die Mehrzahl unedirte ist und welche bis auf die Zeit der Longobarden zurückgehen; 195 reichen über das 11. Jahrhundert.

auch ist sie vollständiger, indem sie vom Ursprunge der Republik im 11. Jahrhundert bis auf 1814 geht. Der Styl gleicht völlig dem des obigen Werks; allein dasselbe ist durch andere Mängel entstellt, deren größter und unserer Meinung nach verwerblichster aus dem Geiste des darin besorgten Systems entspringt, eines Systems, dessen höchster Culminationspunkt in den Geschichtswerten von Botta (starb zu Paris am verfloffenen 10. August), dem Haupte einer Schule, welcher die Italiener durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel entgegenwirken sollten, sich finden mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Basreliefs. Von Adelbert von Bornstedt. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Warum eine Reisebeschreibung durch Frankreich mit recht üblichen Localuntersuchungen und freien, gefälligen Überblicken, Anekdoten und Literarnotizen grade „Basreliefs“ heißen müsse, darüber dürfen wir den Verf. nicht befragen. Er weiß es wohl selbst nicht und meint, ein Name sei so gut wie ein anderer. Von einem Titel aber darf man mit Recht auch eine Bedeutung fordern. Nicht minder unklar als dieser ist die Vorrede, ohne welche ein junger Schriftsteller gewöhnlich kein Buch schreiben zu können glaubt. Goethe schrieb nie eine Vorrede. In der vorliegenden zeigt sich nur ein Geist ohne Ruhe, ein Wanderer ohne festes Ziel, ein Kopf, der nicht genau zu wissen scheint, was er will. Wir können uns daran nicht erfreuen. Allein das Buch ist besser als die Vorrede dazu. Es bietet zwar zuerst auf 30 Seiten nur schwächliche Bilder aus Paris, das der Verf., halb unzufrieden über ein Menschenmeer, in dem die Einzelnerkennung verloren geht, zu verlassen im Begriff steht; dann reiset er auf dem Wege durch Burgund nach Dijon, unter denen der Besuch des Schlosses Montbard, wo Buffon starb, zu Untersuchungen über diesen seltenen Mann Anlaß gibt. In Dijon steht sich der Verf., der diesen Ort ungemein lieb gewonnen hat, ungleich den gewöhnlichen Schnellpostreisenden, recht behaglich fest und gibt uns eine Geschichte dieser anmuthigsten unter den Provinzialstädten Frankreichs, eine genaue Schilderung ihrer Werthwürdigkeiten und eine Biographie ihrer ausgezeichneten Geister, die sich fast alle an Namen von Straßen und Plätzen oder Gebäuden knüpfen. Es ist in der That überraschend, welche unerwartete Anzahl von Namen europäischen Rufs dieser kleine Ort für sich vindicirt: Da ist La Tremouille und der Herzog de Lorges, Sohn Robert Montgommery's, der Held der Schiller'schen Ballade: „Der Handschuh“; da ist Sebastian le Pretre de Bauban; König René, der über einem gemalten Rebhuhn den Verlust seines Reiches Neapel vergaß; da ist Jean Jacques Rousseau, Crébillon, eigentlich Joliot Crapillon; da ist Bernard Picron, Jean Philippe Rameau, der Reformator der Oper, Beide hier geboren; da ist Bernhard von Clairvaux, der heilige Bernhard, Louis Antoine Dont d'Attihi, der bekannte Bischof von Autun, Claude Saumaise, der berühmte Kritiker und Literat, Theod. de Beze, die Familie Bossuet, die de Bergg, unter denen die unglückliche Gabrielle de Bergg sich befand, deren Geschichte wir durch Grétry's „Blaubart“ kennen, und noch manche andere bekannte Namen, die uns hier auf Straßen und Plätzen anziehende Erinnerungen erwecken. Der Verf. gibt von allen diesen Personen gute Notizen, und erzählt manche hübsche Anekdoten aus ihrem Leben, indem er zum Schluß die richtige Bemerkung macht, daß wir in Deutschland wol obscure Karls-, Peters- und Marienstraßen

in Menge haben, aber eine Schiller-, Leibniz- oder Schopenhauerstraße umsonst suchten. Unsere Antwort hierauf ist, daß der Deutsche mit seinem Geiste nicht prunzt, also auch nicht mit seinen Geistern. Auf diesen sehr ertragreichen Abschnitt folgt das „Diner von Gagotte“, das bereits aus William Burts „Observations on the curiosities of nature“ in Nr. 289 d. Bl. f. 1837 mitgetheilt worden ist.

Der Verf. zeigt sich ferner als ein guter Kenner der Kunst, indem er uns in dem Museum von Dijon umherführt. Dann geleitet er uns über Auxonne, Dôle, nach Besancon, dem er sein Recht nicht ganz widerfahren läßt, blickt vom Jura her in die Schweiz ein und endet mit einer Schilderung von Genf, der genfer Salomwelt und der genfer Kritik.

Der zweite Theil der „Basreliefs“ ist fast ausschließlich der Stadt Genf gewidmet, was Lesern, die nicht ein ganz besonderes Interesse an diesem Orte zu nehmen haben, doch etwas zu viel scheinen dürfte. Die „mille et mille subdivisions de la société“ in Genf verlohnen der mühevollen Ergründung des Verf. doch kaum und finden sich am Ende in vielen ehemals reichsfreien Orten grade ebenso wieder. Kurz, der Verf. zeigt hier viel Vorliebe für das Minutöse und wenig Überblick. Die Art der Behandlung ist dieselbe wie bei Dijon; wenn er aber fortfährt, jede Stadt dieses Umfangs einer solchen Schilderung zu unterwerfen, so hat er für Mitteleuropa zehn Menschenleben und eine Bibliothek von 1000 Bänden vor sich.

Am anziehendsten ist, was er von der genfer Industrie vorträgt. Der Millionair Bantte verbraucht in seinen Uhrfabriken täglich 200 Unzen Gold. Dieser Rothschild der Uhrfabrikanten lieferte sonst 10,000 goldene Uhren jährlich im Werth von 500—5000 Francs eine jede, die bis nach China verkauft werden. Die Namen Voltaire und Rousseau hängen an dem Genf fest, und von Beiden bringt der Verf. neue Einzelheiten bei. Genf ist das Rom des Calvinismus und das Paris der Erziehungskunst, aus dem namentlich Rußland seine Legionen von Erziehern verschreibt. Ausführlich ist auch das musterhafte Pönitentiarium, die Strafanstalt, geschildert. Lord Byron, Frau von Staal und die George Sand sind die Charaktere, welche die „Basreliefs“ bei Gelegenheit von Villa Diodati, Coppet u. s. w. schildern. Wir entnehmen den beiden letztern einige Züge. Man hat oft darüber gestritten, ob der Döwals in der „Corinna“ einem lebenden Original nachgebildet sei. Ein junger Deutscher, 25 Jahre alt, Namens Oberstein, der am Petersplatz im Hause Peschier in Genf wohnte und der Frau von Staal eine lebhafte Leidenschaft eingebläst hatte, ist das Vorbild dieses Döwals.

Die Particularitäten, welche die „Basreliefs“ über Madame Dubouant (George Sand) beibringen, waren uns zum Theil wenigstens neu. Madame Dubouant ist eine schöne Frau, stielich gebaut, mit antikem Oberkopf, schönen Schultern und Händen. Jung verhandelt an einen Marquis Dubouant, eine plumpe männliche Organisation, die das phantasiervolle Kind in unwürdige Verhältnisse zwang, brach sie mit dem Herkommen und der Sitte, verließ ihren Gemahl, kam mit dem jungen Sandoz (Verf. der „Madame de Commerceville“) nach Paris, trug sich Latouche als Mitarbeiterin des „Figaro“ an, lebte glückliche Tage mit Sandoz, dessen Namen sie theilweise annahm, schrieb mit ihm an demselben kleinen Lischen ihren ersten Roman: „Rose et Blanche“, dann, von Mad. Lasku empfohlen, „Indiana“, worauf mit großem Rufe „Valentine“, „Lella“, „André“ folgten; arbeitete mit Samennais am „Monde“, reiste in Italien und nimmt nun in der Romanliteratur Frankreichs den obersten Ehrenplatz ein. Der Verf. verlangt, daß diese große Seele nicht nach gemeinem Maßstabe gemessen werde. Wir aber glauben, daß Gaben nicht gegen Verirrungen verblenden dürfen und daß das Sittengesetz Maßstab für Alle sei.

Die Einblicke in die Berge von Piemont, wo der Verf. einen kräftigen, gesunden und vielversprechenden Menschen Schlag zu finden meint, und womit die „Basreliefs“ für jetzt schließen,

*) Über des Verf. später als die „Basreliefs“ herausgegebenen „Poutreliefs“ berichteten wir bereits in Nr. 5 und 6 d. Bl. D. Red.

sind von geringem Belange. Wir warnen ihn davor, nicht Alles, was er schreibt, für des Drucks werth zu halten und eine Auswahl zu treffen in Dem, was er zum Druck bestimmt.

30.

M i s c e l l e n .

W a l t e r S c o t t .

Walter Scott war nie heiterer, als wenn er Abends einen kleinen Kreis guter Freunde und Bekannten um sich versammelt hatte. Dann floss ihm ein Strom der geistreichsten Reden von den Lippen, und oft blieb die Gesellschaft bis tief in die Nacht beisammen, besonders wenn der große Unbekannte aus seinem reichen Vorrathe von Aegnen, Anekdoten und historischen Aegnen, die er ganz vortreflich zu erzählen wußte, freigelegte Mittheilte.

„Es war“, so erzählte er einst eines Abends, „in einer französischen Stadt eine frühliche Gesellschaft beisammen, in der besonders eine schöne junge Dame Aller Augen auf sich zog, weil sie mit einem seltenen Anstande tanzte und zum Entzücken spielte und sang. Nur zwei Dinge konnte man bei ihr sich nicht recht erklären. Es war nämlich erstens bekannt, daß sie weder der häuslichen Andacht bewohnte, noch in die Kirche ging, und zweitens konnte Niemand die Ursache, weshalb sie stets einen schmalen Gürtel von schwarzem Sammet als Gürtelband trug. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie über Weibes manichmal von Diesem oder Jenem befragt wurde; sie wußte aber stets eine directe Antwort zu vermeiden und blieb nach wie vor durch ihre Schönheit und Liebendwürdigkeit ein Liebling aller ihrer Bekannten. Da nahm eines Abends ihr Tänzer die Gelegenheit wahr, band die Schleiße, womit der Gürtel zugebunden war, auf, und dieser fiel zu Boden. Unmittelbar nachher wurde die Dame bleich wie die weiße Wand, schrumpfte immer mehr und mehr zusammen, und nach wenigen Augenblicken sah man an der Stelle, wo sie gestanden hatte, nichts weiter als einen kleinen Haufen grauer Asche.“ Ein vortreflicher Balladenstoff.

Ein anderes Mal kam die Rede auf seinen verstorbenen Vetter, der sich dem Seebienste gewidmet und Abenteurer mannichfacher Art erlebt hatte. Diese liehen Walter Scott eine Menge Stoff zu Erzählungen, und unter Andern gab er auch folgende Geschichte zum Besten:

„Batty Scott, mein Vetter, diente vor etwa vierzig Jahren als Seeabdet auf einem Schiffe, das im Hafen von Portsmouth lag. Er war mit einigen andern lockern Beisigen ans Land gegangen, dort über die Urlaubszeit hinaus geblieben, und sie hatten nicht nur Alle ihr Geld verthan, sondern noch dazu in der Point-Lavern eine bedeutende Zechen sich aufsummen lassen. Da gab der Capitain auf dem Schiffe das Zeichen zum Absteigen, und die jungen Leute wollten sich an Bord begeben. Allein die Wirthin sprach: „Meine Herren, mit dem Fortgehen ist es nichts, wenn sie nicht vorher ihre Rechnung abmachen.“ Zugleich ließ sie Bedienten holen und übergab jene denselben zur Aufsicht. Alle Bitten, die gute Frau möge sich gedulden, waren vergebens. „Nein, nein“, rief Frau Wirtin, „ich muß auf eine oder die andere Art zu dem Meinigen kommen; bedenken Sie, meine Herren, wenn Sie nicht zu rechter Zeit an Bord gehen, sind Sie verlorne Leute.“ Alle machten lange Gesichter, denn sie wußten wohl, daß die Wirthin recht hatte. „Ich will Ihnen“, sagte sie fort, „ein Mittel an die Hand geben, wodurch Sie sich aus der Verlegenheit ziehen können. Ich bin Witwe, und es wird mir sauer, so ganz allein meinem Geschäfte vorzustehen, ich muß darum wieder heirathen, oder zum wenigsten doch einen Ehemann vorzeigen können, daß ich wieder einen Mann habe. Wenn nun Einer von Ihnen sich entschließt mich zur Frau zu nehmen, so lasse ich Sie alle Drei an Bord gehen. Welcher von Ihnen mich nimmt, das ist mir ganz gleich; aber ich will verdammt sein, Einen von Ihnen muß ich haben, oder Sie Alle wandern ins Gefängniß, und

das Schiff lichtet die Anker.“ Dabei blieb sie und die drei Seeabdeten kamen endlich überein, zu loosen, wer den Drachen zum Weibe nehmen sollte. Das Loos traf meinen Vetter. Ohne Zeitverlust gingen Alle zum Prediger, der die Trauung vornahm, es ward an demselben Abend noch tapfer gezecht und am andern Morgen begaben sich die Drei an Bord. Das Schiff segelte ab, und unsere jungen Männer bewahrten streng das Geheimniß über den Vorfall, welchen ich jetzt erzählt habe. Ich muß noch hinzufügen, daß gleich nach der Trauung die Liebendwürdige Braut selbst auf ewige Scheidung antrug. Wenige Monate nachher, als sich Batty auf Jamaica befand, kam ihm eine Zeitung zur Hand, in welcher er einen ausführlichen Bericht über eine Mörder- und Diebesbande las, die in Portsmouth ihr Unwesen getrieben hatte. Plötzlich sprang er auf, dachte in seiner Freude nicht daran, jenes Geheimniß zu bewahren, und rief laut aus: „Gott sei Dank, meine Frau hängt am Galgen!“

D i e K o p t e n .

Ein bemerkenswerther Zug in ihrem Charakter ist die Bigoterie. Sie hassen alle andere Christen auf das bitterste; kein Muselman blickt mit solcher Verachtung auf die Ungläubigen herab. Und doch werden die Kopten von den Mohammedanern grade als diejenige christliche Sekte betrachtet, welche sich am meisten dem Islam zuneigt. Diese Meinung ist wol nicht ganz grundlos, denn von Zeit zu Zeit sind ganze Massen von ihnen zur mohammedanischen Religion übergegangen, und zwar ohne daß von Seiten der Herrscher irgend ein Zwang angewandt worden wäre. Sie haben zum größten Theile eine sehr thätliche Gemüthsart, sind aber alle Begriffe geizig und abscheuliche Prücker; je nachdem die Umstände sind, treten sie demüthig und unterthänig oder herrlich und befehlend auf. Mohammed Ali weiß sich ihrer trefflich zu bedienen, duldet nicht, daß ihnen etwas zu Leide geschieht, und hat einige sogar zur Würde eines Bei erhoben. Seitdem die Mohammedaner Ägypten erobert hatten, hörte allmählig die koptische Sprache auf die herrschende zu sein. Zweihundert Jahre nach jenem Ereignisse war sie übrigens im Allgemeinen noch die einzige Sprache, welche die nicht arabischen oder griechischen Einwohner des Landes verstanden; aber schon vor dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte die Masse des Volkes in Unterägypten auf, sich ihrer zu bedienen, während, Ei-Kairi zufolge, die Weiber und Kinder der Kopten in Saib (Oberägypten) kaum ein Wort Arabisch verstanden und den saibischen Dialect des Koptischen, dabei auch wol Griechisch sprachen. Bald nachher kam sie aber auch hier außer Gebrauch und das Arabische trat an ihre Stelle. Übrigens beten alle Kopten, welche Schulunterricht genossen haben — und das ist so ziemlich mit allen der Fall —, sowol in der Kirche als bei häuslicher Andacht nur Koptisch; und die Bibelfellen selbst werden nur koptisch vorgelesen, aber arabisch erklärt. Viele Bücher geistlichen Inhalts, zum Gebrauche der Priester und anderer Personen, sind zwar in koptischer Sprache aber mit arabischen Schriftzeichen geschrieben und gedruckt.

Frankreich nimmt etwa den funfzehnten Theil des gesammten Flächenraumes von Europa und den zweihundertvierzigsten Theil der bewohnten Erde ein. Seine Bevölkerung beträgt ein Siebentel von jener des gesammten Europas, und den zweit- und siebzigsten Theil der auf Erden lebenden Menschenmenge. Was Frankreichs Verhältnis zu den fünf europäischen Großmächten betrifft, so ist sein Flächeninhalt nur um ein Fünftel kleiner als der von Osterreich, und etwa noch einmal so groß als der von Großbritannien mit Irland und Preußen; er beträgt aber noch nicht den siebenten Theil des europäischen Rußlands. Seine Bevölkerung ist so stark als die des östreichischen Kaiserthums, ist nur um ein Viertel stärker als jene der britischen Besigungen in Europa, mehr als noch einmal so stark als die von Preußen, und mehr als die Hälfte der gesammten Menschenmenge in ganz Rußland.

53.

Italienische Literatur seit 1830.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Durch seine tiefe Kenntniß der Sprache, durch seinen so häufig an Tacitus erinnernden Styl, durch die Macht seines Raisonnements, seine Kürze und seine kräftigen, ungetünfelten Zeichnungen, durch eine in einigen Punkten wirkliche und in andern affectirte Unabhängigkeit, durch seine stürmische Laufbahn und seine Dürftigkeit und schließlich durch einen von Gefinnungen genährten Geist, welche, so oft das Italien der Vergangenheit im Gegensatz zu andern Nationen in Betrachtung kommt, in hohem Grade italienisch sind, vereinigt Votta gegenwärtig die Stimmen einer bedeutenden Majorität seiner Landsleute, und sein Einfluß macht sich fast in allen italienischen Erzeugnissen über die Geschichte unserer Zeit geltend. Man folgt ihm und ahmt ihn nach; bei der Schwierigkeit, eine neue Bahn kühn zu eröffnen, stimmte man seinem Systeme als einem solchen bei, das in der That die meiste Tradition und die größte Conformität mit alten italienischen Gewohnheiten habe. Wir haben von einem Systeme gesprochen, obgleich wir wohl wissen, daß das Charakteristische seiner Schule gerade in einer angeblichen Abwesenheit von System, in einer Verwerfung aller Systeme und in der Behauptung besteht, daß festgesetzte allgemeine Grundsätze die Geschichte verfälschen. Alle diesem liegt entweder absichtliche Verdrehung oder eine seltsame Täuschung zu Grunde. Auf unserer Erde gehorcht Alles einem Systeme; denn Alles, was einmal da ist, existirt und schreitet nach einem bestimmten Gesetze fort. In den Dingen dieser Welt zeigt sich nicht bloß eine Aufeinanderfolge, sondern auch Zusammenhang; wir müßten denn die Menschheit unter die Pflanzenvegetation setzen wollen, in eine Classe, die im Widerspruche mit der übrigen Schöpfung steht, die auch ein Gesetz des Fortschrittes haben und diesem gehorchen muß. Die Geschichte ist nur die Verwirklichung dieses Fortschrittes, der Geschichtschreiber Derjenige, welcher denselben darlegt. Die Unterscheidung zwischen dem Scribitur ad narrandum und dem Scribitur ad probandum ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden. Mag der Erzähler nun sich dessen bewußt sein oder nicht, immerhin muß er etwas denken, glauben und beweisen; der einzige Unterschied liegt darin,

daß es zwei Systeme, zwei verschiedene Arten gibt, wie das Gesetz der Entwicklung verstanden werden mag. Nach dem einen besteht dasselbe in einem beständigen Fortschritte nach dieser oder jener Richtung, mit nothwendiger Annahme des Glaubens an die Allmacht der Erziehung für das Menschengeschlecht wie für den Einzelnen; nach dem andern liegt es in einer theilweisen, successiven und kreisförmigen Entwicklung, der zufolge jede Nation fortschreitet, zurückgeht, steigt, fällt, eine bestimmte Reihe von Phasen durchläuft, worauf sie entweder ihre Stelle für immer verliert oder von Neuem einen ähnlichen Kreislauf beginnt. Letztem Systeme gehört Votta an. Wenn er sich gegen die moderne Geschichtschreibung als zu systematisch erklärt, so darf man seine Indignation gegen ein System nicht in einem zu ausgedehnten Sinne nehmen; sein Blickstrahl trifft jedes System, das seinige jedoch ausgenommen; denn er selbst besitzt ein so vortreffliches, daß sich Menschen und Dinge häufig vor ihm beugen müssen. Entblößt von philosophischer Kraft, ohne große Ideen in seinem Geiste, ohne mächtigen Glauben in seiner Seele, um aus der Geschichte Resultate zu deduciren, steht Votta um funfzig Jahre hinter seinem Zeitalter zurück.

Er ist ein aristokratischer Geschichtschreiber, der sein Land nach Launen liebt; nämlich nicht das Gute, sondern die Unabhängigkeit, die Ehre seines Landes; für ihn sind das Volk, organische Principien, Einheit, Association, alle diese großen, unserm Jahrhunderte angehörnden Ideen ein versiegeltes Buch. Das Volk, in dem Sinne, wie man jetzt anfängt es zu verstehen, ist für ihn nicht vorhanden. Das Werk der Gleichmachung, der Verschmelzung, welches in Italien durch das Volk ausgeführt wurde, ist ihm völlig entgangen, und in seiner seit 1830 erschienenen Fortsetzung des Guicciardini sieht man von dem Volke kaum eine Spur. Seine Theorie der Regierung, welche hier und da aus seinen Schriften hervorsteht, ist kläglich. Seine Würdigung der einzelnen Ereignisse ist dieselbe wie bei Guicciardini und Machiavelli und führt direct zu Muthlosigkeit, Skepticismus und Misanthropie. Allein alles Dieses ist nur Individualismus in einer andern Gestalt, und gewiß ist dieser nicht das geeignete Werkzeug, eine gesunkene Nation zu erheben. An diese jedoch denkt er sehr wenig und be-

handelt sehr gern alle Diejenigen, welche sich um sie bemühen, als Utopisten und Träumer. Er spricht mit Verstand über bestehende Übel, zu gleicher Zeit aber erklärt er auch, daß jeder Versuch, dieselben zu heilen, sie nur verschlimmern werde. Häufig entwickelt er moralische Schlechtigkeit, allein aus seinen Schriften gewinnen wir nur eine einzige Lehre: „Hülle dich in deinen Mantel und nimm keinen Theil daran!“ Als wenn man nicht dadurch, daß man bei den Mischhandlungen, die das Vaterland und unsere Mitbürger erleiden, sich still verhält, gewissermaßen Mischschuldiger würde.

Unter diesen schön gedrehten Perioden, diesen Ausbrüchen einer unnützen Indignation, dieser unbestimmten Sehnsucht nach einer Unabhängigkeit, zu deren Erlangung, wie dann behauptet wird, weder Hoffnung vorhanden ist, noch Mittel zu Gebote stehen, erblickt die Jugend Italiens nichts als einen Mangel an Vertrauen, Unthätigkeit und frühzeitigen Verfall; und Karl Albert hatte vielleicht dieselbe Meinung, als er Botta den Verdienstorden erteilte. Während die verschiedenen Regierungen Italiens sich das Ansehen großer Unzufriedenheit gaben, ließen sie doch zu, daß man Ausgaben seiner Werke vervielfältigte, und gestatteten deren freie Circulation.

Dasselbe System herrscht überdies nur zu häufig seinem Geiste nach, wenn auch nicht immer in der ganzen Ausdehnung seiner Folgerungen, in andern, echt historischen Werken; so z. B. in dem Geschichtswerke des Varese, welcher, den Fußstapfen von Botta folgend, für die Aristokratie nach einer Stellung und einem Range im Staate sucht, ohne die schlimmen Folgen jenes beklagenswerthen Kampfes zwischen der Aristokratie und dem Volke, der, sobald die politische Organisation beide Elemente nebeneinander bringt, unvermeidlich wird, wahrzunehmen; ferner in dem edel gedachten Buche des Litta, das bisweilen den nagenden Scepticismus durchblicken läßt, den Botta von Guicciardini entlehnte, und der sich die Miene gab, die menschliche Natur für unfähig, die Idee des socialen Fortschrittes zu verwirklichen, und nur dem Impulse des Individualismus und Eigennuzes für zugänglich zu halten; desgleichen in einer andern, seit 1830 erschienenen Geschichte Neapels von 1734 — 1825 vom General Colletta (*„Storia di Napoli“*, zweite Ausg., 4 Bde., Florenz 1837). Aus Neapel wegen seines Antheils an den Begebenheiten von 1820 verbannt und in Toscana, wo die Regierung ihre gewöhnliche Duldsamkeit noch nicht abgelegt hatte, freundlich aufgenommen, begann und vollendete Colletta im Exile seine Erziehung zu einem Schriftsteller. Er studirte Sprache und Styl und machte sich mit der Denkweise der großen Geschichtsforscher vertraut. Das nach seinem Tode herausgekommene Geschichtswerk ist ein Beweis von dem Fortschritte, den er gemacht, und von der Energie seines Entschlusses. Allein die Gewohnheiten der Napoleon'schen Schule einerseits, der Einfluß Botta's andererseits verrathen sich zu häufig in störender Weise; die Furcht vor Ubertreibung verführt ihn öfters zur Schwäche; eine Wuth, um jeden Preis eine angebliche Unparteilichkeit, die an Indifferenz streift, zwischen

dem Gebieter und dem Unterthan, dem Unterdrücker und dem Unterdrückten aufrecht zu erhalten, verleitet ihn zu einer falschen Würdigung der Dinge und zu jener kalten, affectirten Gravität, die aus dem Kopfe und nicht aus dem Herzen entspringt und so häufig in den Werken Botta's und seiner Schule sichtbar ist. Seine Geschichte ist ein fein gearbeitetes, aber unvollendetes Bruchstück. Um die Zellen, welche den Gegenstand von Colletta's Buch bilden, zu schildern, bedurfte es des kräftigen Gefühls und der energischen und männlichen Denkweise Foscolo's.

Abgesehen von diesem Mangel eines würdigen Zweckes, verdienen die Geschichtswerke, welche Italien in diesem kurzen Zeitraume hervorgebracht hat, alles Lob. In der That, wenn man zu den Werken eines Serra, Varese, Botta, Colletta und der übrigen von uns Angeführten eine beträchtliche Anzahl von Erzeugnissen zweiten Ranges sowie die zahlreichen Wiederabdrücke der alten italienischen Historiker, die Sammlungen — worunter jene in Livorno bei Massi veranstaltete und von der gelehrsamkeit und dem Eifer Antonio Benzi's unterstützte genannt zu werden verdient — Übersetzungen u. s. w. hinzusetzt, so wird man einräumen müssen, daß der italienische Geist in diesem Zweige der Literatur seit 1830 nicht unthätig gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Abnahme der Verbrechen und Besserung des moralischen Zustandes in Irland. *)

Ein Jeder, der die Geschichte Irlands kennt und sich frei von Parteivorurtheilen fühlt, muß unbedingt zugeben, daß der traurige Zustand, in welchem sich die Bewohner der smaragdnen Insel befinden, lediglich eine Folge der abscheulichen Behandlung ist, welche sie von Seiten des mächtigen Englands erfahren hat. Seit den ersten Zeiten der Eroberung ist Irland systematisch vernachlässigt worden, und nun stellen Die, welche ein so unheiliges Resultat herbeigeführt haben, sich an, als hätten sie nicht, wie es gekommen, daß so viel Jammer im Leben ist, und waschen ihre Hände heuchlerisch und froh in Unschuld. Schon ein flüchtiger Blick in das Buch der Geschichte ist aber hinreichend, um die Ursachen dieser Erscheinung zu begreifen. England hatte bis auf die neuesten Zeiten keinen andern Zweck, als Irland wie ein erobertes Land zu behandeln und es in commerceller Hinsicht, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch zu annuikiren. Darum gab es den Irländern nicht gleiche Rechte, es etablierte im Lande eine geschlossene Kaste, die alle Herrschaft an sich riß, es nahm die Religion zum Vorwande, um das Volk zu plündern und seine hochtödtlichen Myrindosen zu bereichern; es überschüttete eine Bevölkerung von vielen Millionen unablässig mit Spott, Hohn und Verachtung. Oder ist es etwa anders? Ist der berückigte Auspruch Lyndhurst's, die Irländer seien Fremde in Blut, Glauben und Sprache, nicht etwa Dasselbe, was vor mehr als 200 Jahren der despotische Tyrant Jakob I. ihnen zurief: Ihr seid bloß halbe Unterthanen und müßt darum auch nur halbe Privilegien haben! Nach dieser Maxime hat England bis zur Katholikeneinwanderung gehandelt. Die Römer verführten zu ihrer Zeit ganz anders, sie gaben allen Besiegten ihre Institutionen, und König Eduard that Dasselbe mit Wales; Irland aber sollte nicht durch das Gesetz, sondern durch Gewalt regiert werden; man sagte, es sei nicht reif — ein unseliges Wort —, die Wohlthat der britischen Gesetze zu genießen, und so hatte man denn Gelegen-

*) Nach dem „Edinburgh review“.

heit, nach Gutes und Böses zu sichten und zu wägen. Der physischen Übermacht konnten die schwächeren Irländer nur List und Schlaueit entgegensetzen, wie Sklaven immer thun; die Philosophen wissen das aus den Komödien des Terenz und Plautus, wo die Sklaven immer die pfiffigsten und verschlagensten Bursche sind. Der Druck hat in Irland auf das gemeine Volk so tief gewirkt, daß es sogar in seiner Redeweise etwas Lamentirendes und Weinerliches hat. Zur Arbeitslosigkeit verdammt und stets von seinen Nachbarn Schlimmes sich versprechend, ist es endlich auch das neugierigste Volk auf Gottes Weisheit geworden.

Zwar hatte Irland sein Parlament; allein von 1688—1782 war dieses eben nur ein Werkzeug mehr zur Unterdrückung, denn es wurde nicht vom Volke, dessen Interessen es vertreten sollte, ernannt, sondern von der irischen Regierung, und diese ihrerseits vom englischen Cabinet. Volk und Regierung gingen keineswegs Hand in Hand, sie betrachteten sich nicht nur als Gegner, sondern als Todfeinde; denn alle höhern Stellen und Ämter waren durch protestantische Engländer besetzt und die Katholiken standen rechtlos da. Daß Glück und Wohlfahrt, wenn man beide in Irland besorgte, nothwendig auf England sehr heilsam hätten zurückwirken müssen, das wollte Niemand einsehen; man beschränkte bei einem Aufschwunge Irlands alsogleich eine furchtbare Nebenbuhlerin im Handel zu erhalten, und darum band man ihr Hand und Fuß. Wie die armen Katholischen Pächter von den protestantischen Gutsbesitzern behandelt, wie sie oft in der rauhesten Jahreszeit unbarmerzig von Hütte und Acker getrieben werden, das ist weltbekannt und wir brauchen es bloß anzudeuten.

Die Folgen eines solchen Systems mußten verderblich wirken und thaten es denn auch in vollem Maße. Irland blieb in der Civilisation zurück, das Landvolk, arm und gedrückt, wurde unruhig und lehnte sich auf gegen seine Peiniger; es achtete kein Gesetz, weil dieses eine bevorzugte Classe begünstigte und weil kein unparteiisches Recht vorhanden war; Niemand legte hohen Werth auf sein eignes oder Anderer Leben, weil er ja nichts zu verlieren hatte; unglückselige Religionsfreistriten und daß gegen Andersdenkende trübten außerdem alle Lebensverhältnisse um so mehr, da die protestantische Mission verzagt auf Proselytenmachen geistlichlich ausging, und da ihr Born noch wilder war, weil ihre Bemühungen keineswegs mit Erfolg gekrönt wurden; und endlich war das Volk feindlich gesinnt gegen Alles, was nur England hieß und von dort kam. Freilich war das selten etwas Gutes.

Da England aber so wenig wie irgend eine andere irdische Macht trotz aller Unterdrückung es durchsetzen konnte, alle Intelligenz unter den Irländern auszuwetten, und Viele, da keine höhern katholischen Lehranstalten gebildet wurden, im Auslande sich ihre Bildung erwarben; da endlich der Zwang so arg, die Ungerechtigkeit so groß war, daß selbst dem Stupidesten oder Friedlichsten das Blut kochte, so war es, da man auf dem Wege der Petition keine Abhülfe der Beschwerden erlangen konnte, natürlich, daß die Agitation, ein nothwendiges Product aller dieser Mißverhältnisse, weit um sich greifen mußte. Sie war unter den obwaltenden Umständen in der That eine Nothwendigkeit. Denn wenn England mit keinem andern Staate Krieg führte, dann durfte Irland nie auf Abhülfe einer Beschwerde hoffen; waren aber Unruhen in Britannien, oder führte dieses Krieg, dann entschloß es sich, wiewol ungern und weil es nicht anders konnte, einige Zugeständnisse zu machen. Darum verglich Seward — es war, wenn wir nicht irren, Lord Brougham — Irland mit einem Kautliere, das bei ruhigem Wetter still liegt und nur wenn der Sturmwind die Äste der Bäume beugt und gegeneinander schlägt, von einem Zweige auf den andern flittert und so seinen Weg forsetzt. Wenn England sich in kritischen Umständen befand, dann agitirten die Irländer und erreichten immer etwas. Als sich 1715 die schottischen Presbyterianer bewaffneten, mußte man Willkürungen im Strafgesetze vornehmen, das erst 1829 völlig abgeschafft ward, und

in diesem ganzen, ein Jahrhundert begreifenden Zeitraum erschienen die Irländer nur Baggabündnisse, wenn England mit Schottland, Amerika oder Frankreich in feindlicher Berührung war. Als 1745 der Präsident in Schottland erschien, ward der wohlbedenkende Lord Speersfeld nach Irland geschickt, aber gleich nach der Schlacht bei Culloden wieder zurückgerufen. Und zur Zeit der französischen Revolution ging Pitt so unerhört weit, das Schicksal der irischen Bauern zu beklagen und den Sehten für eine Last zu erklären! Allmählig aber erstarrte der Geist in Irland so sehr, daß es, redlich von der Agitation unterdrückt, die Katholikentemanzipation durch eigne Kraft ins Leben rief. Damit war schon viel gewonnen, denn fortan galt die Stimme des Volks etwas, es war um eine Stufe höher gestiegen, der verderbliche Drangismus hatte einen Schlag erhalten, von dem er sich nie wieder erholen kann, und wenn er auch noch großen Einfluß besaß, so mußte doch dieser fortan immer mehr abnehmen, wie schon daraus hervorging, daß das toryistische Cabinet sich entschloß, bessere Vizekönige, wie die Lords Anglesea und Wellesley, nach Irland zu senden. Aber erst mit der Verewaltung des Lords Mulgrave beginnt für die so lange zu Boden gedrückte Insel eine neue Epoche.

Daß unter einem Jahrhundert lang so tiefmüthlich behandelte Volk Verbrechen sehr häufig waren, darf nicht bestreben, und ebenso wenig ist zu erwarten, daß böse Gewohnheiten und böses Blut während der letzten drei Jahre schon gänzlich hätten verschwinden sollen. Beide waren nothwendige Producte der frühern unnatürlichen Verhältnisse; wir werden weiter unten durch Tabellen belegen, daß der moralische Zustand des Landes sich schon jetzt, nachdem doch Lord Mulgrave kaum 40 Monate dasselbe verwaltet, ungemein verbessert hat; ein Beweis, daß nicht die Irländer so bössartigen Naturellen sind, wie ihre Feinde, die Tories, behaupten. Das Volk hat sich jetzt daran gewöhnt die Gesetze zu achten, weil sie ohne Ansehen der Person vollzogen werden und für Alle gleich sind. Früher waren die Constables ein brutales Werkzeug, dessen sich die Drangisten nach Belieben bedienten und denen sie daher Gewaltthatigkeiten aller Art nachsahen. Das Volk nannte sie peolers, d. h. Plünderer, und war gegen diese Leute, die der Staat bezahlte, damit sie Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten sollten, dermaßen erbittert, daß sich keine grüne Uniform auf einem Jahrmärkte blicken lassen durfte. Kam aber ja einmal ein Constable, so wurde er, wenn nicht gleich tödtgeschlagen, doch arg zugerichtet. Da nun die Obrigkeit keine andern Leute zur Hand hatte, um das Landvolk im Zaume zu halten, so ließ diese verwilderte Masse ihren Leidenschaften nach Hergenslust den Jäger schießen, und jeder Jahrmarkt war zugleich eine Scene der blutigsten Prügeleien. Seit aber Lord Mulgrave im Lande ist, hat sich das ganz anders gestaltet. Ein Constable, der überwiesen wird, auch nur einmal im Dienste betrunken gewesen zu sein, wird unerbittlich abgesetzt. Jeder muß schwören, daß er keiner geheimen Gesellschaft angehört, und Einer, der nicht ableugnen konnte, einer Sitzung in einer Drangienloge beigewohnt zu haben, mußte noch an demselben Tage sein Amt niederlegen. Die Disciplin dieses Corps ist streng, und wiewol es noch zum größten Theile aus Männern besteht, die ihre Anstellung den Drangisten verdanken, so dürfen sie doch jetzt breitt auf den Jahrmärkten erscheinen, weil das Volk weiß, daß jede Unbill, welche ein Constable sich etwa zu Schulden kommen läßt, bestraft wird. Das Corps kann ungeführt überall einschreiten, seitdem es nicht mehr von jedem Drangisten benutzt werden kann, Bauern auszufänden, die mit Sehten im Rückstande bleiben. Lord Mulgrave that noch einen Schritt weiter. Er bereifte jene Grafschaften, in welchen bisher die meisten Unruhestörungen vorgekommen waren, persönlich und wandte sich an die achtbaren Bürger mit der Bitte: jetzt, da sie an der guten Absicht der Regierung unzmöglich zweifeln könnten, auch ihrerseits Alles aufzubieten, damit endlich dem Unwesen gründlich ein Ende gemacht werde. Dieser Aufruf an die Yeomanry trug die besten Früchte, und namentlich traten in der Grafschaft

Zipperary Berrine zusammen, deren Mitglieder sich verpflichteten, Keinen, der sich Ruheßörung oder Gewaltthätigkeit irgend einer Art habe zu Schulden kommen lassen, zu begünstigen, sondern ihn der Obrigkeit anzuzeigen, besonders aber dahin zu wirken, daß die Schlägerrien auf Jahrmärkten aufhören möchten. So trat an die Stelle des Hausrechtes das Gesetz der öffentlichen Meinung, und das Volk fing an, sich selbst zu controliren. Furchtlos sagen Zeugen vor Gericht die Wahrheit aus, die Geschworenen sprechen ohne alle Furcht das Schuldig oder Unschuldig nach bester Überzeugung, und jene Grafschaft, früher anerkannt die unruhigste im Reiche, ist jetzt eine der friedlichsten.

Wie jetzt weit weniger Verbrechen als früher in Irland begangen werden, mögen folgende Angaben zeigen. Im J. 1836 wurden in England und Wales 20,984 Angeklagte vor Gericht gestellt, in Irland 23,891. Nehmen wir nun in einer runden Summe für das erste die Bevölkerung zu 14, für das letztere zu 8 Millionen Seelen an, so müßte die Anzahl der Angeklagten in Irland sich auf etwas mehr als die Hälfte der in England und Wales vor Gericht Gestellten belaufen. Dem ist aber nicht so. In England fanden Verbrechen gegen die Person statt: 1956, in Irland 7769, also achtmal mehr; dort wegen Beschädigung des Eigenthums aus Mordwilligkeit und Schabernack 168, hier 500, also sechsmal mehr; Verbrechen gegen das Eigenthum ohne Gewaltthat dort 16,167, hier nur 6593, also einhalbmal geringer; mit Gewaltthat dort 1310, hier 671.

Aus der nachstehenden Tabelle ergibt sich, daß in demselben Jahre 1836 im Vergleiche zu England und Wales in Irland die Morde neunmal häufiger waren, als man der Seelenzahl nach erwarten sollte; der Mordversuche viermal mehr, der Ruheßörungen siebenmal, Todtschläge dreimal mehr; während Mordverschwörungen, Besitzergreifung mit Gewalt und Angriffe auf Wohnungen bloß in Irland vorkommen. Einbrüche stehen in gleichem Verhältnisse.

Angeklagte.	In England und Wales.	In Irland.
Mord	73	340
Mordversuche	118	192
Mordverschwörung	—	31
Todtschlag	201	280
Nächtlicher Einbruch	279	180
Raub	334	198
Hauserschmähung	407	86
Ruheßörung und Unfug	524	1766
Befignahme mit Gewalt	—	139
Angriffe auf Wohngebäude	—	209

In England finden wir mehr Verbrechen, die mit Vorbedacht und aus Überlegung begangen werden, in Irland dagegen haben sie die Quelle besonders in Leidenschaft und Aufwallung; dort ist mehr das Eigenthum, hier die Person gefährdet. In Irland wird freilich wol darum weniger gestohlen, weil das Land ärmer und demnach die Versuchung nicht so stark ist; doch trägt der Volkscharakter wol ebenso wesentlich zu dieser Erscheinung bei. Nirgend anderswo wird, wenn politische und religiöse, also Parteizwistigkeiten mit ins Spiel kommen, die Person so wenig geachtet als in Irland. Ein neutraler Mann aber reißt mit den werthvollsten Sachen bei Tag und Nacht vollkommen sicher, während er in England in Gefahr schwebt, Leben und Vermögen einzubüßen. Dagegen macht sich der Irländer kein Gewissen daraus, seinem politischen Feinde das Haus über dem Kopfe anzustechen.

Die Verbrechen in Irland sind eine Folge des frühern politischen Zustandes; der gemeine Mann konnte nicht anders als revoltiren. Der Aberglaube, der Mangel an Manufacturen und die unglückseligen Pachtverhältnisse trugen viel zum allgemeinen Elende bei. Der Irländer ist auf Ackerbau angewiesen; wird ihm die Pacht aufgekündigt, so weiß er nicht, wovon er leben soll. Jenes geschah aber oft, und daher entstand das Whitedoosystem, daher rührten die Einschüchterungen unter dem bekannten Namen des Capitains Rod. Der Zweck von beiden

war und ist kein anderer, als daß der Bauer sich auch gegen den Willen des Grundeigenthümers im Pacht halten will. Deshalb sind denn Morde, nächtliche Zusammenkünfte, Drohbrieife und anderer Unfug so alltägliche Erscheinungen.

Seit der zweckmäßigen Verwaltung der Whigs und besonders unter der Lord Mulgrave's haben nun aber diese Verbrechen in einer höchst erfreulichen Progression abgenommen, und diese Abnahme betrug schon in den Jahren 1832—36 nicht weniger als 3000 und darüber; das beweist am Klarsten, daß sie nicht ein Ergebnis der böswilligen Gemüthsanlage der Irländer, sondern durch schlechte Politik hervorgerufen waren. Verbrechen aller Art wurden wirklich begangen: 1832 = 11,859, 1833 = 9635, 1834 (ein torystisches Jahr, also Zunahme) 9927, 1835 (Nachwirkungen vom vorigen) 10,575, 1836 = 7907. Die Zahl der Verbrechen sank also von mehr als 11,000 auf weniger als 8000 binnen fünf Jahren! Im J. 1832 wurden auf 2122 Häuser Angriffe gemacht, 1836 nur auf 518, 1832 auf 211 Personen geschossen, 1836 nur auf 78 u. s. w.

Während so das Volk die guten Absichten der Regierung dermaßen anerkennt und unterstützt, daß im Laufe von zwölf Monaten nur eine einzige große Schlägerei vorkam und zwar im Kerry, wo dergleichen sich früher jede Woche ereignete, großen die Drangisten in sich hinein und sind wüthend gegen Lord Mulgrave, der in wenigen Monaten einen Zustand der Dinge ins Leben gerufen hat, welchen sie in Jahrhunderten nicht hätten herstellen können. Sie schmähren ihn auf jede mögliche Art, und noch kürzlich erklärte ihn eine torystische Zeitschrift, das „Quarterly review“, für einen Menschen ohne Erziehung, weil in einer der von ihm geschriebenen Romane ein Mann aus den höhern Ständen bei Tische Bier trinkt. Ein Gentleman, meint sie, würde einen solchen Verstoß gegen Anstand und Sitte sich nicht haben zu Schulden kommen lassen. So abgeschmackte Kritereien werden aber schwerlich den Bückelkönig abhalten, den einmal eingeschlagenen Weg zu verlassen, und er wird wol fortfahren, obrigkeitliche Personen, die in ihrem eignen Hause Drangisten halten, abzusetzen, wie das Gesetz es will. 47.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.

Herausgegeben von
Wilhelm Gottlieb Becker.

Zweite Auflage.

Besorgt und durch Nachträge vermehrt von
Wilhelm Adolf Becker.

14 Hefte. CLXII Kupfertafeln in Folio, nebst 26 Bogen Text in gr. 8. In Umschlag. 1832—37. Subscriptionspreis 27 Thlr. 21 Gr.

Endlich bin ich in Stand gesetzt, das dreizehnte und vierzehnte Heft, womit dieses Prachtwerk geschlossen ist, ausgeben zu können. Jedes Heft kostet im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr., mit Ausnahme des letzten, welches acht ganz neue Tafeln enthält und auch für die Besitzer der ersten Auflage als Supplement zu 2 Thlr. 12 Gr. besonders abgegeben wird.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

Italienische Literatur seit 1830.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 69.)

Die Philosophie ist nicht mit gleicher Thätigkeit fortgeschritten, und diesem Umstande muß vorzüglich der vorhin bezeichnete Mangel an einem würdigen Ziele zugeschrieben werden; denn nur von einer erhabenen und gesunden philosophischen Überzeugung aus läßt sich die historische Wahrheit entdecken und erfassen. Die philosophischen Studien sind indessen in Italien noch zurück, wofür es keines andern Beweises bedürfte als des übertriebenen Ansehens, worin Männer stehen, die ohne Zweifel Geist und viel Wissen, allein nichts weiter besitzen, als Galuppi, Rosmini und selbst Romagnosi, soweit es seine allgemeinen Ansichten über Philosophie der Geschichte betrifft. Da es uns hier an Raum gebricht, um in eine Prüfung des Zustandes der italienischen Philosophie und der oben erwähnten Schriftsteller näher einzugehen, so wollen wir nur bemerken, daß der italienische Geist sich von dem Einflusse der französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts noch nicht frei genug gemacht hat. Die Metaphysik der Voltairischen Schule, die mehr oder weniger verhältene Philosophie der Sinne herrschen noch immer entweder dem Principe oder der Methode nach. Man verwirft allerdings öfters ihr Grundprincip, das sie mit andern und bessern Schulen gemein hat; allein ihre praktischen Anwendungen und Folgerungen, ihren ausschließlichen Geist der Analyse, ihre Gewohnheit, die Theile und nicht das Ganze im Auge zu haben, ihre auf dem Individualismus errichtete Grundlage, ihre Hinneigung zum Scepticismus, ihre Anmaßung und Spottsucht, alles dieses hat man beibehalten. Romagnosi will ex cathedra über die Philosophie Hegels oder jedes andern deutschen Philosophen nach den zwei ersten Seiten eines französischen Auszugs, der in seine Hände fallen mag, entscheiden; er will als Grundlage der Lehre vom peinlichen Verfahren in seiner socialen Theorie die Hypothese vom Individuum im wilden Zustande geltend machen; als unerschöpfener Reformatör, was die Einzelheiten betrifft, will er doch niemals über das Raisonnement hinausgehen, welches in der Gesetzgebung ein bloßes Werkzeug der Vertheidigung erblickt und wobei die Entwicklung sittlicher Grundsätze keinen Theil an dem beabsichtigten

Zwecke hat; ohne auf Louisiana, Auburn (Albany) oder Philadelphia Rücksicht zu nehmen, will er kühn den Vertheidigern eines Pönitentiariums seine Herausforderungen entgegenschleudern, sie möchten auch nur ein einziges Schema für ein praktisches Gesetzbuch zu Stande bringen; er spricht von dem Menschengeschlechte, glaubt jedoch nicht nur nicht an einen unendlichen Fortschritt, sondern leugnet selbst die Möglichkeit, daß alle Nationen das Erreichten könnten, was einigen zu erreichen vergönnt ist; seine philosophischen Principien gleichen jenen von Hobbes, seine Methode jener des Genfer Bonnet. *) Wir verdanken ihm eine brauchbare Übersicht aller Gedanken, aller Discussionen des 18. Jahrhunderts; er gab durch ganz Italien den geschichtlichen Studien einen nationalen Impuls, ohne jedoch eine neue Bahn zu eröffnen; er gründete keine Schule, am wenigsten eine für die Zukunft. Die italienische Philosophie ist jedoch noch nicht weiter geschritten und steht regungslos in Anbetung vor ihm; der ehemals so lobenswerthe Einfluß, den er auf die Jugend ausübte, wird ebenso gefährlich als jener von Votta. Italien muß die Sphäre seiner Beobachtung erweitern und jeder philosophischen Manifestation des Zeitalters ein ernstes Studium widmen; gekräftigt durch die Betrachtung der Geister, deren Größe in einer Generalisirung, der es bis jetzt fremd geblieben, sich gezeigt hat, muß es sich zu seiner eignen großen Schule der Bruno, Telesio und Campanella erheben; in ihr wird es die Keime zu einer Verbrüderung der Religion mit der Philosophie und zu jenen Institutionen finden, welche ihm so unerläßlich sind.

Von einem solchen Bestreben zeigen sich bereits einige Spuren; auch darf nicht vergessen werden, daß dieser Ruf nach Einheit und Eintracht mitten aus einer unermesslichen politischen Association, der des jungen Italiens, erscholl, der ersten in jenem Lande, welche in ihrem Plane und ihrer Thätigkeit eine materielle, geistige und sittliche Emancipation vereinigt hat. Die Werke des Pasquale

*) Zum nähern Verständnisse des hier Mitgetheilten kann Derjenige, welcher die Quellen selbst zu Rathe ziehen will, folgende Schriften des Romagnosi nachlesen: „*Alcuni pensieri sopra un ultrametafisica filosofia della storia*“; „*Genesi del diritto penale*“; „*Dell' indole e dei fattori dell' incivilimento*“; „*Della definizione dell' uomo*“.

Galuppi von Tropea im Königreiche Neapel, die des Balthasar Poli über Tennemann und andere Punkte, die von Zeit zu Zeit in periodische Schriften von einigen jungen Autoren eingerückten Aufsätze, die wichtigsten Ergebnisse von Vico, von denen eine vortreffliche, vollständige, durch Joseph Ferrari in Mailand geordnete und erläuterte Ausgabe existirt, alles dies sind fernere Anzeichen von einer Wiedergeburt; denn sämmtliche Werke, mögen sie nun den Lehren des Eklekticismus angehören oder den Geist einer weiter fortgeschrittenen Philosophie athmen, deuten mindestens auf eine Bewegung und legen gegen die oberflächliche Philosophie des 18. Jahrhunderts ihren Protest ein. Doch bis jetzt hat noch kein einziges die Formeln einer Philosophie gegeben, welche diesen Bedürfnisse entspräche. Mamiani's Buch über die „Regeneration der alten italienischen Philosophie“, das 1835 erschien, ein in vielen Beziehungen verdienstliches Werk, dessen Wichtigkeit jedoch von Einigen zu hoch angeschlagen wurde, geht nicht weiter als bis zu einer bloßen Andeutung eines Systems, das auf Individualismus gegründet ist. Die Naturgeschichte des Individuums ist das höchste Ziel seiner Philosophie; er besitzt keine Ahnung von einer socialen Philosophie, von der menschlichen Natur und dem allgemeinen Gesetze, wonach sie regiert wird.

Die in der Philosophie vorhandene Lücke erzeugt eine ähnliche in der wissenschaftlichen Kritik, welche nur die auf Literatur angewendete Philosophie ist. Auf diesem Gebiete ist noch Alles leer; mit Ausnahme eines kleinen Werkchens von Balbo: „Della letteratura negli XI primi secoli dell' era cristiana“ (Turin 1836), gegründet auf das irrige Princip, wonach die Geschichte der Kunst in zwei Epochen zerfällt, von denen die erste durch ein Gesetz periodischer Veränderung beherrscht wurde, während die zweite das eines beständigen Fortschrittes befolgte, ferner einige Artikel in literarischen Journalen ausgenommen, ist die Kritik stumm. Man hat einige gute Übersetzungen von den besten Schriftstellern des Auslandes geliefert; allein Sinn und Geist des Originals wurden zu häufig den Rücksichten einer Manier aufgeopfert, wie es selbst bei den in andern Rücksichten so wohl gelungenen Übertragungen aus Schiller von Maffei der Fall ist. So werden denn ohne diese Belehrung einer gesunden Kritik, die sie begleiten sollte, diese Übersetzungen der großen Schriftsteller entweder nicht verstanden und folglich nicht gehörig gewürdigt, oder, was noch schlimmer ist, sie stürzen die Jugend in blinde Nachahmung. Es gibt gegenwärtig 180 Zeitschriften; allein mit Ausnahme einiger, der Justemilieu'schen angehörigen, gut geschriebenen Artikel des Ambrosoli in der „Biblioteca di Milano“, die unter österreichischem Einflusse redigirt wird, ferner der in dem „Indicatore“ oder „Ricoglitore“ von Mailand von dem geschmeidigen, unermüdbaren und instinktarthig das Richtige herausfindenden Cesare Cantu und einigen seiner Freunde entwickelten allgemeinen und fruchtbaren Ansichten bieten alle übrigen in Hinsicht auf literarische Kritik nichts von Bedeutung dar. Wir wissen nicht, ob der

„Subalpino“ von Turin die bei seiner Ankündigung gegebenen Versprechungen gehalten hat.

Die Akademien, mit jener der Crusca an der Spitze, führen eine dürftige Existenz, ohne Leben, ohne Einheit, ohne irgend ein Resultat für den geistigen Fortschritt der Nation.* Es ist noch ein anderer Umstand, der uns für diese betrübende Lage trösten mag und mehr, als die Akademien jemals hätten erfüllen können, zu leisten verspricht; wir meinen jenen außerordentlichen, die ganze

*) Eine Ausnahme jedoch muß zu Gunsten der Akademie von Turin gemacht werden, welche, obwohl sie fortwährend unter dem Absterben, der aus dem königlichen Patronate für sie erwächst, leidet, doch von Zeit zu Zeit ihre Untersuchungen wichtigen und fruchtbaren Ergebnissen zuwendet. So schrieben vor Kurzem die Mitglieder derselben folgende Frage für den Concurs aus: „Welches ist der Ursprung der italienischen Municipien?“ Später, als sie einsehen, daß der Gegenstand in dieser Fassung zu viele Schwierigkeiten darbiete, um mit Glück behandelt zu werden, umgingen sie dieselben dadurch, daß sie zur Aufgabe machten, „die historischen Phasen des Landeigenthums zu entwickeln“, was auf Dasselbe hinausläuft. Die Frage wurde angenommen und der Preis von den Herren Besime und Fossati in einem 1836 zu Turin unter dem Titel: „Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell' impero Romano fino allo stabilimento dei feudi“, herausgegebenen Werke gewonnen, das, obwohl unter vielen Beziehungen wichtig, uns im Ganzen auf ein solches System gebaut scheint. Die Verfasser unterscheiden drei Hauptperioden: die erste, welche bis zu der gothischen Herrschaft geht; die zweite, die jene der Longobarden umfaßt; die dritte, welche sich von Karl dem Großen bis auf die Ottonen erstreckt.

Was die erste und dritte betrifft, so verhält es sich ohne Zweifel damit richtig: in der ersten Periode stammen Landbesitz und Municipien ganz und gar von den römischen Einrichtungen her; das Überwiegen des nationalen Elements in beiden ist in gleichem Grade für die dritte Periode sichtbar. Die Frage ist wichtig und verwickelt hinsichtlich der zweiten Periode, in welcher der Ursprung der italienischen Municipien oder Stadtgemeinden gesetzt wird. Die genannten Verfasser nehmen während dieser Epoche das völlige Verschwinden jedes römischen Einflusses und die unbedingte Herrschaft des germanischen Elements bei Constatung des Landbesitzes in Italien an. Dies ist das von Savigny angegriffene System, vertheidigt dagegen mit großem Talente, Eifer und Gelehrsamkeit von vielen andern deutschen Schriftstellern, zuletzt noch von Leo, dessen Schrift: „Über die Verfassung der lombardischen Städte“, 1836 in Turin vom Grafen E. Balbo übersetzt wurde. Unserer Meinung nach ist dieses System historisch, philologisch und philosophisch falsch. Uebrigens ist diese Frage ungemein wichtig und verdient von Seiten der Italiener eine hohe, anhaltende Aufmerksamkeit, um sie so klar als möglich zu machen; in ihr liegen die Bestimmung und die künftigen Ausichten der italienischen Nationalität völlig eingeschlossen. Das Leben des italienischen Volkes beginnt mit der Einrichtung der Gemeinden (communes), und die Frage, ob das Element, welches in dieser Erscheinung sich zuerst offenbarte, italienisch oder teutonisch, nationell oder heringebracht sei, kann für diejenigen, die die künftigen Schicksale der Halbinsel begründen wollen, nicht gleichgültig sein. Hierin zeigt sich die Schule Manzoni's italienisch, und Cantu hat mit Beharrlichkeit und Geschick im „Ricoglitore“ und anderwärts das germanische System bekämpft.

Halbinsel ergreifenden Impuls, welcher eine so große Masse von Einsicht der Erziehung der Armen und der Kinder zuwendet. Diese Symptome sind in Wahrheit die Vorläufer der Demokratie. Wir können hier nicht darauf eingehen, wie viel bereits geleistet worden ist, da dies einen eignen Artikel erforderte. Eine solche Untersuchung darf nicht auf die Grenzen der Presse beschränkt bleiben, sondern muß alle zu diesem Zwecke begründeten Institutionen freiwilliger Wohlthätigkeit umfassen; denn sie alle sind nur Äußerungen desselben Geistes. Sie muß also von allen diesen Notiz nehmen: den Elementarschulen für den Ackerbau, den Kinderschulen, den eine Zeit lang gemachten, etwas extravaganten Versuchen, die Sprache durch Erzählungen, Sammlungen in Prosa und Versen zu popularisiren, und andern fortwährend zunehmenden Publicationen für Kinder; sie muß ferner das mütterliche Princip hervorheben, ein durchaus populäres Princip, das, reich an unberechenbaren Folgen, allem wahren italienischen Patriotismus jetzt gemeinsam ist.

Die italienischen Frauen in Toscana und besonders in der Lombardei nehmen an dieser Bewegung warmen Antheil; ihrer würdig entsprachen sie dem an sie durch einen Mann gerichteten Aufruf, dessen ganzes Leben eine Kette uneigennützigster und unermüdlicher Wohlthätigkeit gegen die Armen und die Kinder der Armen bildet — Rafael Lambruschini. Dieser Mann, ein Geistlicher, ist Herausgeber einer in Toscana erscheinenden Monatschrift: „Educatore dei poveri“, welche für ihre erste Nummer 1100 Subscribenten zählte; eine glückliche Vorbedeutung für Italien. Eine andere Zeitschrift ähnlicher Art erschien zu Venedig unter dem Titel: „L'istitutore elementare“; die „Lettore popolari“, eine Pfennigwohnschrift, wird in Turin und das „Giornale dei fanciulli“ seit 1833 in Piacenza herausgegeben. Die Nachfolger Manzoni's haben sich zu ihrem Vortheile auf diesem Felde ausgezeichnet: Samuel Biava hat einige bewunderungswürdige Lieder für das Volk geschrieben; wir brauchen nur auf die neuerlich erschienenen „Leggenda del fanciullo savojardo“ aufmerksam zu machen; Cantu, die Gebrüder Sacchi, Michel Parma und Andere in Mailand, Heinrich Mayer und Mehre in Toscana, Joseph Godemo in Venedig, Fagnani in Treviso und noch Hunderte verdienen in dieser Beziehung ehrenvolle Erwähnung.

Die Symptome, welche wir in dieser rasch hingeworfenen und unvollständigen Skizze angedeutet haben, mögen denjenigen, welche sich Italien im Genusse des unbeschränkten Gebrauchs seiner Kräfte denken, als nicht sehr bedeutend erscheinen. Betrachten wir aber die auf ihm lastende traurige Wirklichkeit, die durch die geringste unvorsichtige Äußerung seines Gefühles hervorgerufene Verfolgung, den jedem geistigen Streben, wodurch sich eine Sehnsucht nach Thätigkeit kund gibt, sich anheftenden Verdacht; bedenken wir, daß von zehn Männern, die mit Geist und tüchtigem Eifer begabt sind, fünf zuverlässig schon beim Beginne ihrer Laufbahn Gefängniß oder Verbannung erwartet, so werden wir uns gedrungen fühlen, ihren unter andern Umständen mittelmäßigen Be-

strebungen doppelten und dreifachen Werth zuerkennen. Jedes Urtheil über die geistige Bewegung in Italien sollte zum Commentar die Liste seiner Proscribirten haben. Die unter den Leiden seines Unglücks und der von seinen Söhnen zu Hause wie in der Ferne erduldeten Verfolgungen zu Stande gebrachten Werke sind für sich selbst schon hinreichend, um ein Land zu ehren, das sie erzeugt, und von italienischem Geiste und Kraftanstrengung ein Zeugniß zu geben. Guglielmo Libri, ein Verbannter; einer der ersten jetzt lebenden Mathematiker und Mitglied des pariser Instituts, hat durch seine „Geschichte der mathematischen und physikalischen Wissenschaft in Italien“ eine Lücke ausgefüllt, welche Sorglosigkeit und Undank bis auf den gegenwärtigen Tag bestehen ließen. Ein anderer Exilirter, Drioli, gegenwärtig Professor zu Korfu, ist mit anerkanntem Erfolge bemüht, den Ursprung der italienischen Civilisation aus den etruskischen Alterthümern abzuleiten.

Der in der Verbannung lebende Berchet ist Derjenige, welcher, nachdem er zuerst in Italien die Fahne der romantischen Bewegung aufgepflanzt, den Weg zu der nationalen Lyrik bahnte und in dem bereits als fertig angekündigten Bande noch unbetretene Pfade eröffnen wird. Auch Folgende gehören zu den Verbannten: Giannone, der Verfasser des „Exilirten“, eines im Auslande wohlbekannten Werkes; Angeloni, der sich durch verschiedene politische Werke einen Namen gemacht, in denen wir zwar nicht alle Ideen, und noch weniger die Schreibart bewundern, wol aber die musterhafte Beharrlichkeit des greisen Patrioten und seinen Enthusiasmus für die Sache des Volkes anerkennen müssen; Rosetti, D'istrucci, die durch ihren Patriotismus das allzu oft nichtige und entwürdigte Talent der Improvisation wieder gehoben haben. Andere suchen den Geist der Italiener auf dem Pfade philosophischer Untersuchung entweder durch Übersetzungen aus den deutschen Philosophen, oder durch solche Werke zu befördern, welche die italienische Schule des 16. Jahrhunderts wieder in Gunst bringen sollen; Einige, wie Ugoni, Tommaseo u. s. w., zeichnen sich durch geschichtliche oder der literarischen Kritik angehörige Schriften aus. Einem Exilirten, Scavini, verdanken wir die beste Uebersetzung vom „Faust“, Bianchi-Giovini, wenn wir nicht irren, die einzig gute und vollständige Lebensbeschreibung vom Paolo Sarpi.

So verfolgt der italienische Geist zwischen Verbannung und Gefängniß seine Bahn. Trotz allen Hindernissen, welche Schrecken, Corruption, eine höchst knechtische Erziehung und, wir müssen leider sagen, die unter den Gelehrten tiefgewurzelten Vorurtheile aufgethürmt haben, nähert sich die Jugend Italiens unmerklich einer Schule der Wiegegeburt, in welche sie ohne Zögern eintreten wird, sobald sie sich von dem zu seiner Zeit heilsamen, gegenwärtig aber verderblichen Einflusse Manzoni's in der Literatur, Votta's in der Geschichte und Romagnoli's in der Philosophie der Geschichte und des Rechts völlig losgesagt hat.

Neugriechische Literatur.

Im Monat October erschien in Athen:

Διόφορα ποιήματα τοῦ Ἀλεξάνδρου τοῦ Πάριου Παναγιῆ. (Versmischte Gedichte von Alexander Rhizos Rhangavis.) Athen 1837.

Der Verf. ist Ministerialrath im Ministerium des Cultus, ursprünglich ein Schüler der mündener Militärschule. Er hat früher ein Rechenbuch aus dem Deutschen übersetzt, dann an verschiedenen Journals und Zeitschriften mitgearbeitet und schriftstellerisch überhaupt in allen Fächern, de omni re scibili et de quibusdam aliis, wie er denn jetzt auch Herausgeber des archäologischen Journals der Regierung geworden ist. Diese Sammlung seiner schätzbaren Werke enthält ein Trauerspiel: „Phrosyne“, das an dem Hofe Ali-Paschas spielt, ferner vermischte Gedichte, zum Theil Nachbildungen der neugriechischen Volkslieder; drittens eine prosaische Erzählung: „Die Gefängnisse oder die Todesstrafe“, und endlich eine Abhandlung über die altgriechische Prosodie, verglichen mit der Prosodie der neuern Sprache. Die letztere ist aus den Werken deutscher Philologen und Metriker, die freilich nicht genannt werden, geschöpft; allein wie tief der Verfasser in dieselben eingedrungen, kann man daraus abnehmen, daß er dem Homer ganz recht Trochäen statt der Spondeen beilegt, z. B. in dem Verse: „Ἡρώων αὐτοῦς δ' ἰλῶρια“, wo er den dritten Fuß als Trochäus mißt; und ebenso versichert er, daß Aristophanes im anapaestischen Tetrameter sehr häufig Jamben statt der Anapäste eintreten lasse. Mit solchen Kenntnissen der Metrik ausgerüstet, schlägt er nun vor, die alten Versmaße auch in die neuere Sprache, jedoch mit Beibehaltung des Accents zur Bestimmung der Quantität, einzuführen, und als ersten Versuch dieser Art hat er einen Theil seines Trauerspiels in Hexametern geschrieben. Aber leider sind ihm hier fast lauter reindactylische Verse entfallen, und zwar in Daktylen, gegen welche Platen's berühmter Holzstock nur ein winziges Splittlein ist. Man lese und staune:

Ἐτρέφε | μαίρους σκοποῦς πρὸ πολ|λοῦ ἐναν|τίον μας |
 ἔειχε
 Μόνην χα|ράν νῦ |δ' ὃ τὸ Γαρ|δίκι | πέτραν εἰς | πέτραν.
 Πλὴν εἰς ψυ|χὰς ἀγαν|νεῖς ἢ ἀ|πάτ' εἶναι | πρῶτιστον |
 δπλον.

Ἦτοι ἐν | ᾧ ἐ|ρὰ μᾶς συν|εἶχε μα|λῆ του συν|θήκη,
 καὶ ἐβδό|μηκοντα | εἰς ἑδ|ικούς μας ὀμ|ήρους κον|τά του.
 Ἦλθ' ἐναν|τίον ἡμῶν ἀπα|τῶν καὶ θε|όν καὶ ἀν|θρώπων.
 Ἦτον γυν|αίς ἡμᾶς ἢ κα|κῇ του καὶ | μαύρη καρ|διά,
 Ἦοι' ἐρο|βουμεδ' ἀ|πάτην ἀλ|σχρὰν κληρο|βλέπαμεν |
 δόλον.

Und so geht es weiter fort; während der Versuch gewiß recht gut hätte ausfallen können, wenn der Verf. das Metrum wirklich verstanden und studirt hätte, welches er nachahmen wollte.

Mit schlechten Poesien, wovon die neugriechische Literatur ohnehin schon zu viel hat, sind wir glücklicherweise nicht weiter beunruhigt worden; dagegen ist die Zahl der wissenschaftlichen und didaktischen Schriften auf eine erfreuliche Weise im Zunehmen. Es ist nur zu beklagen, daß hier nicht immer eine richtige Auswahl getroffen wird, so daß öfter vergessene und verschollene Werke, namentlich der Franzosen und Italiener, plötzlich im griechischen Gewande erscheinen. Wir wollen im Folgenden einige der besten unter den wissenschaftlichen und didaktischen Büchern, namentlich Originalproducte, kurz und ohne systematische Ordnung aufführen.

Γραμματικὴ τῆς λατιν. γλώσσης. (Grammatik der lateinischen Sprache, von G. R. Ulrichs. Zweiter Theil: Syntax.) Athen 1837.

Dieses Werkchen schließt sich an den früher erschienenen ersten oder etymologischen Theil der Grammatik von demselben Verf. an und hilft einem dringend gefühlten Bedürfnisse vor der Hand ab. Daß auf den ersten Wurf nicht die wünschenswerthe Vollständigkeit zu erlangen war, sieht der Verf., wie er

sich in der Vorrede äußert, selbst sehr wohl ein; inzwischen bleibt ihm das gewiß nicht geringe Verdienst, das Studium der lateinischen Sprache in den griechischen Schulen zuerst eingeführt und den Eifer der studirenden Jugend dafür geweckt zu haben.

In einem andern Kreise bewegt sich das *Ἑγχειρίδιον περὶ τῆς σωματικῆς ἀνατροφῆς τῶν παιδῶν.* (Handbuch der körperlichen Erziehung der Kinder, von J. Olympios, ordentlichem Professor der Chirurgie an der Otto's-Universität, Bataillonsarzt u.) Athen 1837.

Der Verf. bezweckt durch dies in einer leicht verständlichen, doch reinen und sorgfältigen Sprache geschriebene Büchlein zunächst den vielen verderblichen Mißbräuchen zu begegnen, welche, auf vielleicht mehr als tausendjährige Vorurtheile gestützt und von unwissenden Hebammen gepflegt und gehandhabt, bis jetzt in der Wartung griechischer Schwangerer und Wöchnerinnen und in den griechischen Kinderstuben herrschten, und die er wol nicht mit Unrecht als den Hauptgrund bezeichnet, weshalb in Griechenland so viele frühzeitige und unreife Geburten und unter den bereits geborenen und gesunden Kindern so häufige Todesfälle vorkommen. Er hat, wie er in der Vorrede sagt, vorzüglich aus deutschen Quellen sowie aus eigener zehnjähriger Erfahrung geschöpft und gewidmet sein Werk einer deutschen Frau, der Königin Amalia. Die vielen weiblichen Namen unter den Subscriptenten versprechen dem Buche einen ausgedehnten Wirkungskreis.

Weniger wissenschaftlicher als polemischer Natur ist die Schrift:

Ἡ πανώλη εἰς Πόρον, ἡ ἡμερολόγιον τῶν εἰς τὴν νῆσον ταύτην διατρεφάντων. (Die Pest auf Poros, oder Journal der Vorgänge auf dieser Insel während der dortigen Pest, vom Mai bis Juli 1837. Von dem Arzte Epitēs.) Athen 1837.

Der Verf. wurde gegen das Ende der Pest in Poros auf seinen eignen Antrag als außerordentlicher Commissair dorthin geschickt und scheint sich allerdings um die Beseitigung und Unterdrückung der Krankheit Verdienste erworben zu haben; durch seine hochgespannten Forderungen und Prästitionen überwarf er sich aber mit der Regierung und erhielt endlich, als er das von dem Könige ihm ertheilte silberne Kreuz des Erlösersordens als zu gering für ihn ausglich, sogar seine Entlassung von der ihm bereits früher verliehenen Professur an der Universität. In dieser Broschüre nun gibt er freilich eine Art Geschichte der Krankheit, schlägt aber mehr mit persönlichen Ausfällen gegen das Medicinalcollegium und andere Behörden und Personen um sich, als daß er wissenschaftliche Beobachtungen über die Pest mittheilt, so daß Ärzte nicht viel daraus lernen werden.

Endlich ist auch im verflossenen October das erste gedruckte Lebenszeichen der Universität in Athen erschienen, nämlich das Sectionsverzeichnis („Ἰλναξ τῶν ἐν τῇ Β. Ὀδῶν τῶν πανεπιστημίου παραδοθησομένων μαθημάτων“) für das Winterhalbjahr vom 1. (13.) Oct. 1837 bis Ostern 1838. Vorangestellt ist eine Abhandlung („Antiquitäten der Insel Sifnos“) von dem Prof. der Archäologie. In dem Sectionsverzeichnis sind aufgeführt: zwei Professoren der Zoologie, mit vier Vorlesungen; sechs Professoren der Rechtswissenschaften, mit ebenso vielen Vorlesungen; acht Professoren der Heilkunde (von denen aber bereits einer wieder entlassen ist) mit neun Vorlesungen, und zehn Professoren der philosophischen Facultät, welche 18 Vorlesungen angekündigt haben. In Allem also 26 (25) bis jetzt in Thätigkeit getretene Professoren und 32 (31) Vorlesungen. Außer diesen aber haben mehrere bereits früher ernannte Professoren verschiedener Umstände wegen ihre Vorträge noch nicht anfangen können, und endlich ist noch seit dem Erscheinen des „Ἰλναξ“ ein außerordentlicher Professor des römischen Rechts ernannt und in der philosophischen Facultät ein Privatdocent aufgetreten, so daß die Zahl der wirklich gehaltenen Vorlesungen auf 33 steigt.

Novellen von Henrich Steffens. Gesamtausgabe. Erstes Bändchen: Gebirgsagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. Breslau, Mar u. Comp. 1837. 8. 1 Thlr.

Die Gesamtausgabe der Novellen des berühmten Verfassers beginnt charakteristisch mit Etwas, was in keiner Art zur Novelle paßt, wie wir dieselbe auch erklären, weitläufig im modernen Sinne, oder in den engen Grenzen der ursprünglichen italienischen Novelle, nämlich mit Gebirgs- und andern Sagen. Die eigenthümliche Schöpferkraft des phantasiereichen Gelehrten ergeht sich sowohl im Psychischen als Physischen weit hinaus und weit ab von den Kreisen, die die Novelle behandelt. Die Novelle hat den Menschen zum Gegenstande in seinen socialen Conflicten, nicht seinen Zusammenhang mit den chaotischen Naturkräften. Welchen Standpunkt eine bewundernde Kritik den Steffens'schen Schöpfungen im Gebiete der Dichtung auch anweise, unter Allem, was er als fertig dem Publicum hingab, ist keine einzige Novelle. Überall, wo er die lebendige Gegenwart mit seinem reichen Geiste zu portraetiren oder zu construiren versucht, laßt er seine Erfindung und Darstellung, wenn er das Schauspiel der bewegten Erscheinung vorhat; er wird erst Dichter und ist warm und in seinem Elemente, wo er es bei Seite schiebt und sich in seinen großartigen Phantasien ergeht, die die Psyche des Menschen an einem Orte an den Himmel, am andern an die dämonische halb enthüllte Naturkraft binden. Das Wesen der Novelle ist Beschränkung, wenn nicht eine bestimmte, wichtige Pointe, doch immer Rückkehr zu dem Standpunkte, von wo der Dichter ausging. Diese Abrundung, Gemessenheit und Concentrirung in Raum und Zeit ist die Widerpart aller Steffens'schen Dichtungen, die sich raumlos und zeitlos hinergießen, so weit der Athem des Dichters reicht. So schleusenlos strömt Erfindung und Diction bei ihm hin, daß es ihm selten gelingt, da innezuhalten, da seine Kräfte zu sammeln, wo er es selbst möchte. Daher treten auch nicht Momente und Charaktere in dem Maße heraus, daß die Phantasie des Lesers einen Anhaltspunkt gewänne zum Verweilen und Über schauen, um Das sich selbst zu construiren, was der Dichter veräumte.

Ob Steffens in den folgenden Bänden seine gesamm-

ten dichterischen Werke, oder nur seine kleinern Erzählungen unter dem Namen: Novellen, wieder abdrucken wird, ist uns im Vorworte nicht gesagt; aber mit Recht schiebt er die hier gesammelten Erzählungen voraus, als Symbolum Dessen, was er geben kann und was er unter dem Namen: Novelle, der ihm grade beliebte, dem Publicum schenkt. Das Bändchen enthält, um uns auch eines nicht ganz angemessenen Ausdrucks zu bedienen, einen Komödientettel der Kräfte, welche in seinen Werken auftreten können: eine kleine Abhandlung über Sagen und Märchen aus Dänemark, desgleichen Sagen und Märchen aus dem Riesengebirge, die sogenannte Novelle: „Die schlafende Braut“, und die nordische Sage: „Die Trauung“.

Wir sind bisher gewohnt, den Dichter aus dem Vollen schneiden zu sehen; das Bändchen, wie es uns vorliegt, dünnt und spendid gedruckt, hat eher den Anschein des emsigern Zusammenrassens, um einen Band zu füllen. Das mag buchhändlerische Absicht sein, nicht unbedingt zu verwerfen, da das Publicum nicht allein an den Autor, sondern auch an sich denkt und in einer Sammlung auch Neues und Pikantes verlangt; aber auch von jenem Autorstandpunkte aus betrachtet, mag es aus dem angeführten Grunde gerechtfertigt erscheinen. Steffens' Dichtungen sind psychologische Märchen. In die gesellschaftliche Gegenwart, kaum daß wir uns darin zurechtgefunden, brechen spukend uralte, ungebändigte Naturkräfte ein und verwirren und zerstören den Organismus der Cultur. In diesen Schilderungen einer mächtigen Natur schwelgend (und darin kommen ihm Wenige gleich), vergißt er das Thema auf der Oberwelt, die Gesellschaft, in der er zuvor weder sich noch uns heimisch werden lassen. Kommt er darauf zurück, so genügt es ihm nicht mehr; er springt von Generationen zu Generationen, von Urenkeln auf Urgroßväter zurück, überall anknospend und schürfend, ob sich nicht klangreicherer Metall finde, bis er sich selbst wahrscheinlich, die Leser aber gewiß verwirrt und nun mit hastigen Sätzen einem Schlusse zueilt. So tragen seine Romane auch in ihrer äußern Form das Gepräge des Märchenhaften.

Unter den Sagen dieses ersten Bändchens befindet sich ein Edelstein: die dänische Tradition von der nächtlichen Trauung in der Kirche von Rörwig. Sie ist bekannt;

aber immer wieder und wieder liest man sie mit dem Grauen, welches nicht das Product einer kunstreichen Schilderung ist, sondern in der ursprünglichen Wahrheit der Situation selbst liegt. Sie ist durch nichts aufgeputzt; die Diction ist einfach, und doch bringt sie auf jeden Leser, um Mittag oder am Abend gelesen, vermöge der nackten grellen Schauerlichter und des undurchbringlichen Geheimnisses, an dem sich der Verstand und die historische Kenntniß umsonst abmüht, dieselbe Wirkung hervor. Ihr Gewand, das sie der Gegenwart näher bringt, ein Costum, welches uns noch bekannt ist, erhöht das nahe Interesse. Außerdem steht sie ganz einzig da; denn das ist das Charakteristische aller Volksmärchen, daß ihre Hauptzüge sich durch die Sagenwelt aller Länder und Völker fort- und durchspinnen und Morgen- und Abendland verbinden. Etwas dieser historischen Tradition Ähnliches ist uns im Sagenschatz keiner Nation bekannt geworden. Steffens brachte, wie man weiß, die Sage zuerst nach Deutschland. Bekannt in einem weitem Publicum ward sie jedoch erst durch Schelling's Behandlung in Verzinen. Es war ein schönes Gedicht, welches seiner Zeit in Deutschland Aufsehen erregte und bewundert ward. Wie tritt indessen, mit Steffens' einfacher Aufzeichnung verglichen, der dichterische Schmuck gegen die nackte Wahrheit der Thatfachen in den Hintergrund. Der Herausgeber erwähnt zweier größern romanhaften Behandlungen des Gegenstandes, die uns unbekannt geblieben. Jede Umschreibung und Motivirung muß den mächtigen Eindruck verwischen. Es ist recht, daß Steffens das Publicum durch abermaligen Abdruck auf seine ursprüngliche und meisterhafte Darstellung verwies.

In der kleinen Abhandlung über dänische Sagen und Märchen ist Steffens auf seinem Gebiete. Hätte es ihm nur gefallen, die Verschiedenheit des Märchenwuchses nach der Natur der Gegend weiter auszuführen, wie er dies oft in den leisesten Abänderungen wahrgenommen. So findet der phantasiereiche Geognost, daß die Granitmärchen ganz anders lauten als die Schiefermärchen, die Sagen zwischen der Jse und der Oder und an der Harzburg anders als die des Bode- und Selterthales. Das Märchen von Hans Heiling in Böhmen scheint ihm ein nothwendiges Granitgewächs. In seinem stillen, vom Meere umrauschten, von majestätischen Buchenwäldern beschatteten Seeland ergreift das Gemüth die stille Gewalt des schlummernden Waldgottes; die geheime Nacht der Waldesamkeit faßt die zagenbe Seele mit grauenhaftem Entzücken. Das fernhafte Waldleben hat sogar mitten in der geräuschvollen Hauptstadt seine Rechte behauptet. Hollunderbäume werden in den Höfen der Matrosen von der Marine mit abergläubischer Pietät gepflegt, indem der Geist des Baumes Schutzgeist des Hauses ist, in Krankheiten hilft, den Frauen in Kindesnöthen beisteht, die Kinder beschützt, aber verschwindet, wenn der Baum abstirbt. Wir erfahren auch, daß Hamlet, dessen Grab bei Helsingör gezeigt wird, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem schwarzen Pferde, weil er ein Mörder war und daher große Qualen leidet.

Die Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge sind schwach. Sie werden nicht wie Musäus' „Volksmärchen“, gegen dessen moderne Auffassung Steffens eifert, ins Volk eingehen. Steffens will damit die Rechte des eigenthümlichen Gespenstes der Sudeten vindiciren, aber die nächtliche Natur desselben ist seiner eignen Dichternatur fremd. Wo er erfindet, oder eine Erfindung zu einem runden Märchen ausspinnen will, gewürzt durch Wiß der Situationen, ohne den kein Rübezahl-Märchen denkbar ist, verliert er allen Kern. Einige neue Mittheilungen sind schätzenswerth, z. B. die von dem armen Betrogenen, der vergeblich die Stelle wieder sucht, wo ihn der Geist seine Schätze gezeigt. Er findet wol die angegebenen Zeichen, aber nie wollen sie so stimmen, als es der Geist zur Bedingung gemacht, und er mag noch so oft hinauffliegen und die Thürme von Hermsdorf, Warmbrunn und Hirschberg zusammensuchen, die Ordnung, wie er sie sehen muß, läßt sich nicht finden, und er wird wahnsinnig.

Die Novelle: „Die schlafende Braut“, das Hauptstück der Länge nach in dieser Sammlung, ist neu und hier zum ersten Male gedruckt. Man glaubt in der gemessenen Erzählungsweise einen absichtlichen Ansat zu bemerken, welchen der Verf. nimmt, um seine Dichtung der überkommenen Kunstform näher zu bringen. Er läßt die Personen reden und sich aussprechen, ohne mit der Wucht seiner subjectiven Begeisterung störend dazwischenzufahren. Wenn nur durch diese Mäßigung etwas gewonnen wäre! Aber Ref. muß bekennen, daß er aus dieser anscheinend klar hinfließenden Erzählung ebenso unklar herausgekommen ist als aus den meisten übrigen des Verf. Vergebens müht er sich um ein Resultat. Bei der gewonnenen objectiven Ruhe, die noch nichts künstlerisch Schönes und Wahres wird, ist der rhapsodische Schwung, die Blut des Dichters verloren gegangen, die uns sonst für den mangelnden künstlerischen Organismus entschädigt und dem Dichter Steffens so manche Freunde gewonnen hat, welche nun einmal, koste es, was es will, subjective Originalität in der Erzählung fordern. Steffens hat hier unverkennbar Tieck's „Aufrühr in den Eevennen“ vorgeschwebt. Auch er behandelt die Kämpfe der Hugenotten gegen den Fanatismus der katholischen Partei und der Ligue; auch er läßt wunderbare Mächte mitspielen. Aber wie klar und durchsichtig und doch compact und charakteristisch in Allem und Jedem und in sich abgeschlossen, obgleich es doch bis jetzt nur Bruchstück ist, ist der „Aufrühr in den Eevennen“ im Vergleich zur „Schlafenden Braut“! Steffens' Novelle ist, er kann nicht davon lassen, zerstückt in so viel historisch getrennte Abschnitte, daß es auch hier alle Mühe kostet, die Generationen und Verwandtschaftsverhältnisse festzuhalten. Eine Menge Familienglieder werden ohne allen Zweck kaum mehr als dem Namen nach aufgeführt, um sogleich wieder zu verschwinden. In medias res eingeführt zu werden ist gut, wenn eine Wirkung dadurch bezweckt wird; was hilft uns aber die Bekanntschaft des Sohnes, wenn wir sofort das Manuscript vom Leben des Vaters zu lesen bekommen, eine lange Biographie, den eigentlichen Inhalt

der Novelle, um, wenn das Manuscript zu Ende ist, auch den Sohn alsbald, und ehe wir ihn kennen gelernt, sterben zu sehen und einige Grade weiter die Lebensläufe von Enkeln und Urenkeln verfolgen zu müssen. Um 1570 beginnt die Erzählung und endet 1835. Auch das kann Absicht sein und Bedeutung haben; hier kommt es nur als Unbehilflichkeit heraus. Es hat immer etwas Störendes, Gefährliches und Ansichten, die nur das Product unserer Bildung sind, und noch mehr, solche phantasiereiche Betrachtungen, die nur ein Steffens selbst anstellen kann, einer Person in den Mund gelegt zu sehen, die einem fremden, frühern Zeitalter angehört. Mag die poetische Lizenz in einzelnen Reden das entschuldigen; weshalb erzählt aber nicht Steffens selbst das Leben des alten Herrn v. Briffon, weshalb muß diese lange Lebensgeschichte ein altes Manuscript sein, mit dessen vergelbtem Papiere die modern psychologische Beobachtung und Reflexion im grellen Widerspruche steht? Eine Hellschende ist der geistige Hebel der Novelle. Ihr öffnet sich die Zukunft, die Flügelschläge ihrer Phantasie berühren den Himmel der Seligen. Ihr zur Seite steht ein anderes wunderbares Wesen, in dem ein reiner Naturgeist verkörpert scheint. Jene ist nur das Instrument höherer Mächte, selbst unbewußt ihrer hohen Sendung; diese kennt ihre untergeordnete und weiß sie zu nützen, schweigt aber darüber mit der Klugheit, welche die Gabe ihrer seltsamen Abkunft ist. Beide wirken wohlthätig für die gedrückten, dann siegenden, später wieder verfolgten und vertriebenen Eugenotten. Wenn nur diese Selbstermischung, die den beglückten Familien von Heil ist, auch in ihren Abkömmlingen sich nicht zuletzt zu gespensterhaft documentirte. Der vom Felsen gestürzte und zerschmetterte Espinac schwebt in seinem weißen Mantel wie ein anderer standhafter Prinz von Berg zu Berg und schützt und trägt die Flüchtlinge und blendet die Verfolger. Eine edle Toleranz wird nicht gepredigt, sie athmet wohlthätig durch die Dichtung. Deren milder Charakter zeigt sich überhaupt überall erfreulich, und mehrere Schilderungen aus dem unseligen Bürgerkriege, welcher Heinrich IV. Thronbesteigung voranging, sind klar und ergreifend.

Um den Verf. selbst reden zu lassen, hier eine Rede des friebelosen Espinac, der unsitet in den Gebirgen umherirrt, etwas aus dem alten Steffens'schen Elemente:

Wo Felsen auf Felsen gestürzt sind, wo in der blinden Verwirrung die Gebirgswasser schäumend herunterstürzen, sich unter wilde Steinmassen verbergen und wieder brausend zum Vorschein kommen, da hat die Natur noch nicht abgeschlossen, da ertrappe ich sie in ihrer unfertigen That. In den Thälern, unter den Menschen, da täuscht sie uns, da glauben wir, sie habe Alles für uns geordnet und zurechtgelegt, und wir lassen uns täuschen und schwimmen, den Thieren ähnlich, auf dem schwebenden beruhigten Strome der Gewohnheit und des heimatischen Gefühls fort. Es ist die willenlose Ruhe vor einem mächtigen Wassersturze. Sie entspringt wie diese aus den schäumenden Bogen, hinter ihr und vor ihr liegt die zersplitterte Masse und ihr jäher Sturz. Da, in den Gebirgen fühle ich die Riesenkraft der Natur mir verwandt, wie sie mit dem Geschiebe in den ungeheuern Stadien einer gewaltigen Entwicklung ihr

Spiel treibt. Dann erscheinen mir, was die Menschen Glück oder Unglück nennen, ihre Irrthümer und ihre Wahrheit, ihr Glaube und Aberglaube, Systeme und Staaten wie etwas Untergeordnetes, ihre ganze Geschichte wie ein unbedeutendes Zwischenspiel in einer viel größern.

Und noch etwas, aber in ganz anderer Beziehung:

In seinem fünfundsachtzigsten Jahre starb der Dr. v. Briffon, früher waren schon seine Brüder gestorben, auch d'Espinac's Schwester. Sein Sohn, der ihm folgte, ging selbst seinem Grabe entgegen, und es war vorauszusehen, daß nach kurzer Zeit das Gut in die Hände seines Enkels fallen würde. Der älteste seiner Enkel war gestorben, dieser, in dem hohen Alter seines Vaters erst geboren, ein Jüngling von 20 Jahren. Der Großvater, als er seinen Tod nahe sah, erkannte u. s. w.

Entziffern läßt es sich, aber die Aufgabe ist geeigneter für einen Genealogen als für einen Romanleser. 20.

Die Zigeuner in Dänemark.

Das das räthselhafte Volk der Zigeuner, dessen erste Spuren in Europa allerdings auf einen indisch-perfischen Ursprung (Schlesien lassen *), schon seit dem 15. Jahrhundert auch nach Dänemark gekommen und hier namentlich Jütland durchstreifte, wird unter Andern durch die Bestimmungen der dänischen Gesetzgebung über Zigeuner oder Latern (denn unter beiden Namen treten sie hier auf) bestätigt. Auch jetzt noch durchschwärmt ein freches, aller Aucht und Ordnung spottendes Diebsgesindel jene große Halbinsel; das Volk nennt sie Kjeltringer (Schufte, Bettler**) oder Katmondsfolk (Scharfichterleute). Sie scheinen den Zigeunercharakter wenigstens nicht rein erhalten zu haben und werden deshalb als unebenbürtige, als „Bruchzigeuner“ von den eigentlichen vollblütigen Zigeunern verachtet. Ihre Sprache ist die unter dem Namen Rothwelsch***)

*) Dies ist das Wesentliche der bekannten Grelmann'schen Hypothese über ihren Ursprung und wird durch Sprachverwandtschaft bestätigt. Wenn weiter Grelmann annimmt, es seien Leute aus dem Stamme der Pariah, die durch die Invasion Ximur's in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihr Vaterland zu verlassen genöthigt wurden, so hat dies um so weniger Wahrscheinlichkeit, da grade die niedrigsten Stämme bei einer fremden Eroberung nichts zu verlieren haben und eine mögliche Veränderung eher als Gewinn denn als Schaden betrachten. Ubrigens verließ Ximur sehr schnell Indien und die Verdrängten hätten jedenfalls dann zurückkehren können. Von den Zigeunern, die 1422 nach Fockl kamen, sagten einige aus, daß sie aus Indien wären (Muratori, „Script. rer. Ital.“, XIX, 600). Andere hingegen gaben, das Ganze märchenhaft ausdruckend, Aegypten als ihr Stammland an; noch 1838 hörte ein englischer Reisender diese Sage aus dem Munde spanischer Zigeuner. S. „Das Ausland“, Sept. 1838, Nr. 308.

**) Kjeltringer: entweder, wie Einige meinen, so viel als Kjelbrenng oder Kesselbinder (diese bildeten, nach Steuerverzeichnissen aus dem 18. Jahrhundert, ein eignes Gewerbe), oder aus dem Altdänischen kelle, Keltre (schwedisch: källa, kista), d. i. betteln.

**) Den Namen Rothwelsch leiten Einige vom italienischen rotto ab, wonach es eine gebrochene, gerabte Sprache bedeuten würde. Vielleicht liegt die Ableitung in der Sprache selbst, indem Rot in Zusammensetzungen einen Bettler bedeutet, z. B. Rothob, Bettlerherberge. Charakteristisch für die Rothwelsche, sowie die Kjeltringesprache ist die Menge malerischer und bildlicher Wörter, die mitunter zugleich den Hohn dieses Bettlervolks gegen bürgerliche Gewerbe ausdrücken, z. B. Bakman, der Ofen, Drackvalve, ein Radermeister, Knecht (Radlerling), ein Zahn, Mjaver (Schneider, Maurer), eine Kage, Overmann (Dbermann), ein Gut, Platfink (Platfuß), eine Gans, Pallikprikker (von Pallik, die Laus), ein Schwei-

bekannte Risthsprache, deren Spuren sich bis auf die Zeiten Kaiser Karl V. verfolgen lassen, da schon die sogenannten Gardendröder oder verabschiedeten Soldaten, die plündernd und flehend herumzogen, sich derselben bedienten. Schon dieses, und daß von der echten Zigeunersprache (Rommanusch oder Rommanis*), in der deutschen Dichtsprache die Manische nur schwache Überreste in der Sprache der Rieltringer sich finden, ist ein Beweis, daß die Verwandtschaft mit den Zigeunern nur eine entfernte sein kann.

Schon seit längerer Zeit schenkte der Rector Dorph diesem dänischen Zigeunerstamme seine Aufmerksamkeit**); die Frucht seiner Untersuchungen ist eine Schrift, betitelt: „Die jütischen Zigeuner und ein rothweisses Wörterbuch“ (Kopenhagen 1837). Es wird dem Leser nicht unangenehm sein, Einiges über ihre Sitten und Lebensweise hieraus mitgetheilt zu sehen.

„Diese Leute nennen sich selbst nur Reisende, und in der That ist ihr ganzes Leben ein beständiges Wandern von einem Orte zum andern; Elend und Kaster folgen ihnen auf dieser Reise das ganze Leben hindurch. Das Kind wird in dem gewöhnlichen Nachtlager der Ältern geboren, in Scheunen, Ställen, Hürden, in einem Feldgraben, unter einem Baume im Walde, wo gerade die Geburtsschmerzen unterwegs die Mutter überfallen. Nach dem Gesete ist der Geburtsort zugleich die Heimat des Kindes; um diese Last los zu werden, transportiren die Landleute das schwangere Weib von einem Orte zum andern, so daß sie oft auf einem elenden, hinrollenden Leiterwagen, unter offenem Himmel, ohne Stroh zum Lager, die Geburt vollziehen muß. Die Ältern tragen wo möglich Sorge dafür, daß das Kind gekauft werde, obgleich sie sich dadurch Gefahren aussetzen, da diese nähere Berührung mit den Staatsbehörden oft ihre Festhaltung und Bestrafung wegen Vagabondirens veranlaßt. Die Wöchnerin wandert nach wenigen Tagen mit dem neugeborenen Kinde auf dem Rücken; hat die Gasmilie mehrer Kinder, so müssen diese, sobald sie nur einigermaßen gehen können, den Ältern zu Fuße folgen; eine solche wandernde Familie kann oft bis zu acht, zehn Personen anwachsen. Die Kinder werden in derselben Unwissenheit erzogen, die das Loos der Ältern ist; Alles, was sie von diesen erlernen, sind ihre wenigen Handfertigkeiten, ihren Müßiggang, ihre Kaster und Verbrechen, und besonders, wie sie am gewandtesten dem Arme der Gerechtigkeit entfliehen sollen. Diejenigen unter ihnen, welche keine Wohnung haben, werden selten confirmirt, bevor sie um dieses oder jenes Verbrechen willen in eine Strafankast eingestreckt werden; so fanden sich im viderger Suchthause oft auf einmal 12 solcher Confirmanten, worunter Leute von mehr als 50 Jahren, zum Theil mit ihren erwachsenen Kindern. Sobald sie das mannbare Alter erreicht haben, verheirathen sie sich, gewöhnlich ohne Beisein eines Geistlichen; die einzige Ceremonie, die dabei häufig beobachtet wird, besteht darin, daß der Mann dem Frauenzimmer, das er sich ansehen hat, seinen Stock zuwirft; nimmt sie denselben auf und wirft ihm wieder den ihrigen zu, so ist die Verlobung und Trauung auf einmal geschehen, und das Weib folgt dem Mann. So wandern sie umher miteinander, so lange Gewohnheit oder Neigung sie festsetzt; oft hat ein Mann auch zwei Begleiterinnen. Die Verbindung wird ebenso leicht gelöst, als geschlossen und

der, Springert, ein Widder u. s. w. Überhaupt ist die Rieltringsprache nur eine durch ländliche Verhältnisse bestimmte Abbeugung des Rothweissen.

*) Romal - Manusch, Bezeichnung des Volkes und zugleich der Sprache, von Romal, ein Weib, und Manusch, Leute (eigentlich Leute, vom Weibe geboren).

**) Die Sprache erlernte er von einem ins viderger Suchthaus eingestreckten Rieltring, den seine Genossen gewöhnlich den Professor nannten, der aber nachher, als er auf freien Fuß kam, von diesen aus Rache über den von ihm begangenen Verrath bei Kolbing ermordet wurde.

mit einer Andern eingegangen; ob die Geliebte ledig ist oder für den Augenblick einem Andern gehebt, darnach wird nicht gefragt; das Recht des Stärkern entscheidet. Gewöhnlich nähren sie sich als Schornsteinfeger, Glaser, Klempner, Kesselflicker, Scherenschleifer, Radler u. s. w., indem sie nebenbei Kleinhandel treiben, Quacksalber und Wahrsager abgeben, Alles aber, um eine bequeme Gelegenheit zum Betteln und Stehlen zu finden. Haben sie sich einige Groschen oder etwas mehr von Diebstählen gesammelt, als sie gleich verzehren können, so versammeln sie sich an irgend einem einsamen Orte, deren sie in jeder Gegend mehrere sich ansehn haben, wo sie dann in Gesellschaft mit Andern das Erworbene bis auf den letzten Pfennig aufzehren. Gewöhnlich streben sie, wie sie geboren werden, wo das Diebette auf ihrer Wanderung sie überfällt. Nur sehr Wenige erreichen ein hohes Alter, eine Folge ihrer unordentlichen Lebensweise und des mannichfachen Elends, das sie auf ihren Wanderungen und in Gefängnissen ausstehen müssen. Von Vielen ist es nicht möglich, ihren Geburtsort zu erfragen, nimmer haben sie eine Heimat gekannt; nur hier und da haben sie einzelne Freunde und Aufsuchtsörter, Kuler genannt (d. i. Gruben), wo sie ihre Diebstohlen in sichere Verwahrung bringen. Die Einwohner in den weniger bevölkerten Gegenden versehen sie mit Schwearen und Geld, wo sie nicht ihrer Rache sich aussetzen wollen; oft legen sie Feuer an, nachdem sie vorher den Bewohnern entzogen haben. Die ganze Zahl derselben beträgt etwa 800 Individuen; zu ihnen gesellen sich nicht nur Solche aus dem Landvolke, die durch Faulheit und Lüderlichkeit ihr Vermögen zugelegt haben und nun ihre alte Lebensweise fortzusetzen wünschen, sondern oft auch entwichene Verbrecher, und zwar der gefährlichsten Art. So befördern sie die Ausbreitung des physischen und moralischen Bösen und bilden eine Pflanzschule aller Kaster und Unsauberkeit. In der Regel haben sie keinen Sinn für ein ruhigeres Leben, sondern hängen mit Liebe ihrem Stande an und halten fest zusammen; wünschte aber auch Jemand unter ihnen in das bürgerliche Leben überzutreten, so wird es ihm dadurch erschwert, daß es kaum verschwiegen bleiben kann, welches Gewerbe er früher getrieben. Ihre Lage ist in der That erbarmungswerth; der geringste Bauer schaut sie als unreine Thiere; Niemand könnte ihn dahin bringen, das Gefäß, woraus einer der Rieltringer seinen Hunger oder Durst gestillt hat, weiter anzurühren; er setzt es auf die Erde neben dem Hundeteller und würde im Nothfall sich lieber dieses als jenes bedienen. Das Altertraugste aber ist die Unwissenheit, in welcher sie ihr thierisches Leben hinbringen; sie wissen gar nicht einmal, daß es ein besseres gibt. Von Gott hören sie nur zufälligerweise sprechen als von einem ihnen fremden Wesen; seine Gebote lernen sie erst kennen, wenn sie dieselben unwillkürlich übertreten haben, und zwar öfters in einem Alter, wo sie, der Ordnung der Natur gemäß, vor einem höhern, aber gewiß barmherzigen Richter erscheinen müssen.“ 58.

Notiz.

Wissenschaftliche Anstalten in der Moldau.

Außer einer, vom jetzigen Hospodar der Moldau errichteten romanischen Akademie, deren Mitglieder von Zeit zu Zeit Versammlungen halten, und wo zugleich an hundert junge Gelehrte wohnen und Unterricht genießen, besteht in Jassy ein naturhistorisches Museum, welches der Dr. Tzibac 1834 begründet hat. Es besitzt bereits eine nicht unbedeutende Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten und eine ansehnliche Bibliothek, zählt außer den eigentlichen Gründern alle Einwohner Jassys, die nur auf einige Bildung Anspruch machen, unter seine Ehrenmitglieder und hat Correspondenten in allen Hauptstädten und Universitäten Europas. Dem genannten Dr. Tzibac steht ein Hr. v. Bell aus Frankreich zur Seite, der das Institut auf alle mögliche Weise unterstützt. 25.

Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik von Friedrich Bülow. Leipzig, Göschen. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Der Verfasser des vorliegenden Werkes zeichnet sich vor vielen politischen Schriftstellern unserer Zeit besonders dadurch vorthellhaft aus, daß er, obgleich vernünftiger Freiheit aufrechter Freund, keiner Partei, sondern nur der von ihm durch ernstes und unablässiges Forschen und Denken gefundenen Wahrheit unbedingt huldigt. Es kann daher wol sein, daß die hier von uns angezeigte Schrift keiner, eine einseitige Richtung blind verfolgenden Partei ganz zusagen wird, weil sie keiner solchen angehört, und daß jede sich daraus nehmen wird, was in ihrem Sinne zu sein scheint, Das aber verwerfen, was gegen sie spricht. Die Parteiliberalen wird die Gleichgültigkeit befremden, womit der Verf. Das betrachtet, was sie politische Freiheit nennen. Sie werden hier Ansätze gegen Absolutismus und Aristokratie vermissen. Daß er in Wahl und Vertretung keine hinreichende Bürgschaft gegen die Allmacht einer Gewalt findet; daß er auf constitutionnelle Formen, insofern sie leere Formen ohne inneres Leben, Kraft, Geist und Wahrheit sind, kein sonderliches Gewicht legt; daß er eine bloß juristische Verantwortlichkeit der Minister für unausführbar erklärt; daß er es mehr mit den mittlern und niedern Kreisen des Staatslebens als mit den höchsten zu thun hat; daß er nicht sogleich Schlechtigkeit und Aportheit vermuthet, wo sich nur der andere Standpunkt bemerklich macht; daß er Collegien, privilegierte Gerichtshände nicht unbedingt verweist — das Alles und Mehreres wird ihn von den Reichen dieser Partei ausschließen. Dagegen mag seine Vorliebe für das constitutionnelle Leben, wie es sich in England, auf den alten Grundlagen fortbauend, entwickelt hat; seine Opposition gegen Juvilegieren und Beamtenherrschaft; mancher Vorschlag, der im Licht einer Auflehnung der obrigkeitlichen Gewalt gedeutet werden kann; mancher Zweifel, der gegen neuere Einrichtungen erhoben wird — dies Alles mag leicht auf der andern Seite Misfallen erregen. Den Aristokraten endlich wird Das, was der Verf. zu Gunsten der ärmern arbeitenden Classen sagt, nicht zusagen; doch werden alle Edel- und Rechtsdenkenden ihm darin beipflichten. Denn nach der Emancipation der Bürger und Bauern wiederholen sich heutzutage ganz dieselben Scenen zwischen ihnen und den Proletariern, die ehemals zwischen jenen Classen und dem Adel stattfanden: derselbe Ausschließungsgeist, dieselbe verächtliche, neugiernde Beurtheilung, dieselbe Forderung strenger und beschränkender Maßregeln, ja selbst dieselbe Abneigung gegen alle Bemühungen, die Proletarier zu bilden und zu heben. Man begründet das wie damals auf Fehler der Proletarier, die aber eine unvermeidliche Folge ihrer Lage sind. Die untersten Classen

des Volks finden auf den höhern Stufen der Gesellschaft gegenwärtig mehr Sympathie als in den mittlern Kreisen, und der Adel des vorigen Jahrhunderts war nicht so in seinen Vorurtheilen verhärtet, wie es der Alersparti des jetzigen ist.

Aus der französischen Revolution, die ein ungemessenes Streben nach Freiheit aufregte, sind unerwartet eine Menge Beschränkungen der persönlichen Freiheit und Erleichterungen des Despotismus hervorgegangen. Von ihr datirt sich die Aufhebung der Mittelglieder in der Kette des Staats- und Volkslebens, die eine organische Selbstständigkeit entwickelten, weil sie in sich selbst die Basis ihres Bestehens hatten. Sie hat an die Stelle der Collegien die Willkür des Einzelnen gesetzt. Sie hat Günstigkeit in die Stelle der Mannichfaltigkeit gebracht. Sie hat den Widerstand gebrochen, den sonst Gewohnheiten, Grundsätze und Vorurtheile den Interessen der Gewalt entgegensetzten. Ihr verdanken wir das Passwesen, die Zollplacareien, die zahllosen über jede Bewegung verhängten Controllen, die unendliche Vervollkommenung der Polizei mit ihren Anstalten und Organen. Unter der Ägide der politischen Freiheit ward ein Zustand herbeigeführt, bei welchem es schwerer als je für den verfolgten Freund der Freiheit ist, seinen Verfolgern zu entkommen und irgendwo ein Asyl zu finden. Die Massen des Volks sind gewaltig vergrößert. Die Staatsverwaltung ist kostspieliger, verwickelter und eifriger geworden. Die Eigenthümlichkeiten der Provinzen wurden verworfen, alles Besondere ward untergeordnet, das System der Centralisation vereinigte die Fäden des ganzen Staatslebens in den Händen der obersten Gewalten und ordnete das Gewebe zu einer solchen mechanischen Vollkommenheit, daß ein Zug von Oben das Ganze mit höchster Leichtigkeit regierte. Die Allmacht der Staatsgewalt ist erreicht und jeder Widerstand gebrochen, den einzelne Theile des Staatslebens in geordneter Thätigkeit leisten konnten. Ein einzelnes Institut soll das Alles ersetzen: das der Volksvertretung. Es kann es nur, so viel den Wirkungskreis betrifft, für den es berufen ist, die allgemeine Gesetzgebung, die Gesamtinteressen des Staats. Daß der einzelne Bürger nicht unter den Formen des Rechts von den Gewalthabern bedrückt werde, dagegen mag die Jury schützen; aber nur so viel das eigentliche Strafrecht betrifft. Denn man hätte sich wohl, für strengste Verwaltungssachen ein ähnliches Forum zu begründen; selbst die Gerichte des Staats schienen hierzu nicht genug im Interesse des Staats zu stehen, und nur die Verwaltungsjustiz entsprach den Plänen der Nachhaber. In einzelnen Staaten ist ein ähnlicher Geist in der Verwaltung angenommen worden, ohne daß man auch nur das Schuttmittel der Volksvertretung besäße. Und wo dies auch besteht, hat der Herrscher sich nur mit den Bestandtheilen desselben zu beschäftigen, oder er hat nur diesen einen Widerstand aus dem Wege zu räumen. Dann gebietet der Einzelne oder die Wenigen, die an der Spitze stehen, mit der Allgewalt und umschirmt von der Heiligkeit des Staats. Keine Herrschaft ist leichter und sicherer als die im Namen des Gesetzes; aber keine kann drückender werden, weil

*) Vgl. den Aufsatz über des Verfassers „Handbuch der Staatswirtschaftslehre“ in Nr. 113 und Beilage Nr. 2 d. Bl. für 1837. D. Red.

keine so allgemein, so blind und so unpersönlich lastet. Der Gedächtnis hat nicht einmal etwas, dem er zürnen könnte, da Ehrsucht und Glaube ihn abhalten, sich gegen die Ordnung der Gesellschaft aufzulehnen, hinter der sich Menschen versteckt halten, deren Maßregeln auch wieder nicht gegen ihn, sondern gegen das Ganze gerichtet sind.

Daher klagen die Einen, daß diese und jene neuen Institute sich nicht bewähren, die Andern, daß sie nicht helfen noch ausreichen; die Einen wollen neue Reformen, die Andern sehen sich hoffnungslos nach dem früheren Zustande zurück. Will man einen sichern Pfad in diesem Labyrinth gewinnen, so wird man sehen müssen, eine klare Erkenntnis von dem Wesen der einzelnen Einrichtungen, ihrem Geiste, den Bedingungen ihres Wirkens zu erlangen.

Die französische Centralisation, behaupten Viele, sei an allen Übeln der Zeit Schuld, ohne daß sie über den wahren Begriff der Einrichtung, über die sie klagen, im Klaren wären. Die Centralisation besteht nach dem Verf. in der Einrichtung, daß die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung unter gewisse Hauptklassen geordnet sind und aus jeder solchen einzelnen Hauptklasse diejenigen Angelegenheiten, die einer Prüfung und Entscheidung durch die obersten Leiter der Staatsverwaltung zu bedürfen scheinen, an diese gebracht werden, von wo aus auch die Controle über den Gesamtumfang eines solchen Geschäftszweiges geübt wird. Sie ist mit dem Realssystem innig verwandt, denn das letztere steht dem Provinzialsystem entgegen und besteht in der Einrichtung des Staatsorganismus, wo Verfassung und Verwaltung sich für den ganzen Staat nach denselben organischen Grundgesetzen richten und die Organisation der Behörden, ihre Unterordnung untereinander und ihre Verbindung für alle Theile dieselbe ist; sodas nur die Natur der Thätigkeit des Staats, nicht der Ort, wo sie sich entfaltet, über die Formen entscheidet, unter denen sie vor sich geht. Das Realssystem wird in der Regel ein Centralisationsystem sein; es wird in einer bestimmten, nach Grunden der Zweckmäßigkeit abgemessenen Stufenfolge auf die höchsten Gipfel des Staatslebens zurückzuführen. Aber es brauchte dies nicht zu sein. Andererseits kann die Centralisation selbst mit dem Provinzialsystem verbunden sein, wenn die provinziellen Verschiedenheiten nur in den mittlern und niedern Verwaltungsstufen sich zeigen, während aus allen Theilen die höchsten Angelegenheiten an die Centralstellen gelangen, welche die Hauptgeschäftszweige des Staats verwalten. Im engeren Sinn des Worts steht die Centralisation zunächst dem Specialisiren entgegen, welches die Verwaltungszweige gesplittet und nicht bloß einer Menge besonderer, sondern auch einer Menge coordinirter Behörden anvertraut.

Wenn man die der Centralisation gemachten Vorwürfe genauer prüft; so findet man, daß sie eigentlich nicht gegen dieselbe an sich, sondern gegen ein Zuvielregieren des Staats gerichtet sind. Dieses ist entweder ein Zuvielregieren überhaupt, in Folge dessen Gegenstände der controllirenden, anordnenden und zwingenden Thätigkeit des Staats vindicirt werden, die er dem freien Ermessen der Individuen überlassen sollte, oder bei denen höchstens eine Controle von Seiten des Staats genügt. Theils ist es ein Zuvielregieren des Staats im engeren Sinne des Worts, insofern er Manches durch Staatsbehörden besorgen läßt, was lediglich Sache der Gemeindebehörden, Kirchenvorstände, Grundherren, Corporationen u. s. w. wäre. Dieses Zuvielregieren ist unbedingt nachtheilig. Es vermehrt die Volkslasten, indem es einen unnötigen Aufwand hervorruft. Das Zuvielregieren des Staats ist ferner nachtheilig, weil alle die Geschäfte, die sich nicht für den Staat eignen, in der Regel durch ihn auch schlecht besorgt werden. Es eignen sich aber für den Staat vornehmlich nur die Fälle, die nothwendig aus dem Gesichtspunkte des Gesamtinteresses aufgefaßt werden müssen, bei denen von Drillichkeit und Persönlichkeit ausdrücklich abzusehen ist und die auf allgemeine Grundsätze, auf in voraus bestimmte, für ganze Classen von Fällen

berechnete Regeln zurückzuführen sind; dann die Sachen, die zu ihrer Behandlung eine nur im Staatsdienst zu erlangende Kenntniss voraussetzen; also vor Allen die Beziehungen zum Auslande, das Kriegswesen, die Festsetzung des allgemeinen Rechts, die Größe der Besteuerung, die allgemeine Gesetzgebung, die höchste Leitung des öffentlichen Unterrichts, das Staatsforstwesen, wo Staatsforsten nöthig sind, der Wegbau, wo er Staatsache sein muß, die Gewerbepolizei, das allgemeine Schiedsrichteramts. Das Zuvielregieren wirkt endlich nachtheilig, weil es die menschliche Freiheit beeinträchtigt und die Menschen einem unnötigen Formendruck, einer Unzahl von Hudeleien und Placereien, einem tausendfachen Gewirre von Hindernissen jeder freien Bewegung unterwirft. Die Folge davon ist, daß sie zuletzt die Kraft zu dieser Bewegung verlieren. Die Leute, die jeden Impuls von oben empfangen, richten auch ihre Blicke fortwährend nach oben, und wenn die Weisung, die sie von dort zu empfangen gewohnt waren, einmal ausbleibt, so gleichen sie einer Herde Schafe, die sich unthätig in einen Winkel zusammenbrücken, oder in der Irre herumlaufen, sobald Schäfer und Hund entwichen sind. Diese Richtung der Menschen verbürgt aber deshalb weder schweigenden Gehorsam, noch demüthiges Genügen; vielmehr nährt sie einen gewissen geheimen Mißmuth, einen misstrauischen Groll gegen den Staat, dem die Leute für das Gute keinen aufrichtigen Dank wissen, wol aber alles Üble zur Last legen.

Der Verf. leugnet nicht, daß auch manche Vorwürfe gegen die Centralisation im eigentlichen Sinn gegründet sind. Es ist, nach ihm, ein entgehender Gewinn, wenn man die wahrhaften Vortheile des Specialisirens, so weit sie mit dem System der Centralisation sich nicht vereinigen könnten, gleichgültig fallen läßt. Es ist ein offener Schaden, wenn man Angelegenheiten, die am besten an Ort und Stelle abgemacht werden, in die Bureaus der Minister oder Vorsteher einer großen Provinz verweist. Aber Beides sind nur falsche Ausführungen, es sind Übertreibungen des Systems der Centralisation. Für die wahrhaft dem Bereiche des Staats angehörigen Gegenstände und in der umsichtigen Anerkennung, wo die wahrhaften Vortheile des Specialisirens beibehalten werden, ist dieses System zu empfehlen. Es bringt Einfachheit, Ordnung und Harmonie in die Staatsverwaltung; es macht es den höchsten Leitern des Staatslebens möglich, für die dem Plan entsprechende Ausführung ihrer Ideen bürgen zu können; es verhindert einen Sieg des Sonderinteresses über das allgemeine, eine Überschätzung des subordinirten Zweckes, einen schädlichen Einfluß wechselnder Persönlichkeiten auf die Pflege der einzelnen Zweige der Staatsverwaltung. Der Staat soll nicht mehr in seinen Bereich ziehen, als unbedingt nöthig ist; er soll Jedes durch die Behörde und an dem Ort geschehen lassen, durch welche und wo es am besten geschehen kann; er soll ein selbständiges Leben der einzelnen Institute fördern; aber alle Zweige der Staatsverwaltung sollen in Hauptstellen vereinigt sein, und an der Spitze derselben sollen erleuchtete Staatsmänner stehen, welche die höchste Leitung und Beaufsichtigung übernehmen und darüber wachen, daß weder die Pflege eines einzelnen Theils über Gebühr verabsäumt, noch auch ein untergeordneter Verwaltungszweig die Veranlassung größerer Thätigkeit und größeren Aufwandes werde, als seine Zwecke verdienen.

Nachdem der Verf. die wahre Natur des Centralisationsystems dargelegt, handelt er vom Real- und Provinzialsystem. Seine Ansicht darüber ist im Wesentlichen folgende: Das Realssystem ordnet die Staatsverwaltung in allen Theilen des Landes gleichmäßig nach Rächern und nimmt bei der Aufstellung der Staatsgeschäfte an Staatsbehörden weniger auf den Ort als auf die Natur des Geschäfts Rücksicht. Freilich vergißt es dabei oft, daß die Natur des Geschäfts eben durch Drillichkeit und Zeitlichkeit bedingt ist. Das Provinzialsystem dagegen gibt oder läßt jedem besondern Theil des Landes seine eigenthümlichen Einrichtungen und stellt, wo es am

vollständigsten ausgeführt ist, eine ganze Menge höchste Leiter der Verwaltungszweige um den Thron des Monarchen, von denen jeder Dasselbe, aber jeder an einem andern Orte und vielleicht jeder anders zu thun hat. Dieses letztere System hat, wo es nicht am Orte ist, sehr große Nachteile. Es ist dann in der Regel kostspielig, verwickelt, erschwert die Uebersicht des Staats, befördert die Erhaltung von Missbräuchen, hindert die Verwirklichung der Staatskräfte für große Zwecke und bewirkt nicht selten, daß alle Theile vernachlässigt werden, wo man alle recht sorglich pflegen wollte. Aber es kann auch die entgegengesetzten Vortheile gewähren, wenn es dazu beiträgt, daß jeder Theil grade auf die Weise behandelt werde, die seinem eigenthümlichen Wesen am besten entspricht.

Zwei Systeme stehen sich in Theorie und Praxis der Staatsverwaltung gegenüber: das System der Collegialverwaltung, wo sich an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige große, zahlreiche Centralcollegien befinden, aus einer Reihe im Wesentlichen gleichberechtigter Mitglieder zusammengesetzt und nur mit Rücksicht auf die äußere Anordnung der Geschäfte, bei deren wirklicher Erledigung die Stimmenmehrheit entscheidet, von einem Präsidenten dirigiert; dann das von der neuern Verwaltungspolitik ins Leben gerufene Einheitsystem, auch das bureaukratische genannt, welches jedem einzelnen Zweige der Verwaltung einen verantwortlichen Staatsbeamten vorsetzt, dem die Beschlussfassung über die seiner Fürsorge anvertrauten Angelegenheiten zusteht und der nur zu den nöthigen Vorarbeiten, zur gutachtlichen Berathung und zur weiteren Ausführung sich des Beistandes einzelner ihm zugeordneter Räte bedient.

Die frühere Praxis war in Deutschland für die Collegien; im Gerichts, nach altdeutscher Sitte. Die alten Landesfürsten berathschlagten wol über alles Wichtige mit ihren Räten und Vasallen; aber zur Ausführung des Beschlusses bedienten sie sich gewöhnlich eines einzelnen Beamten, eines Kanzlers, eines Rentmeisters, eines Vogts. Als aber die Idee der Staatsgewalt sich mit der Landeshoheit zu vermählen begann und die Geschäfte immer zahlreicher wurden, die Person des Fürsten aber in eine fernere Höhe zurücktrat, da bildete sich sehr schnell das Verhältniß, daß der Fürst, so weit sein eignes Einwirken erstorberlich war, zwar nur mit Einzelbeamten (im Cabinet) verkehrte, die specielle Leitung der Staatsverwaltung aber meistens großen Centralcollegien anheimfiel. Auch wurden die Behörden, die in Folge der Specialisirmethode für einzelne Nebenzweige gegründet wurden, größtentheils collegialisch eingerichtet, und diese collegialische Form pflanzte sich bei einigermaßen wichtigen Verwaltungszweigen auch auf die mittleren und niederen Instanzen fort. In der eigentlichen Verwaltung Englands ist das Einzelsystem vorherrschend; aber die Staatsverwaltung ist dort mehr als irgendwo nur ein Ausführen. Alles, was Grundsatz ist, wird in dem Parlament und in den Versammlungen der niederen Corporationen berathen und wird sogleich zum Gesetz, zum festen Rechtsgrundsatz, den die Gerichte schützen. Es war der Geist des altdeutschen Staatslebens, daß Viele berathschlagten, beschlossen und fortwährend das Wesen des Ganges der Dinge bestimmten, während die Vollmacht zur Ausführung einem Einzelnen übertragen ward. Die großen stehenden Gerichtshöfe sind collegialisch geordnet; aber für die Ausführung ihrer Beschlüsse bürgt ihr Vorsteher und hat seine eigenthümlichen Attribute und Befugnisse. Das Wesen der Rechtspflege ist in den Händen der Geschworenen; aber der Richter findet das Recht und spricht das Urtheil. Dagegen verfügen die Friedensrichter über Vieles eigenmächtig. Die Mayors in den Städten haben zwar einen Gemeinderath um sich, mit dem sie über die Grundsätze berathen und von dem sie beauftragt werden; aber die Ausführung liegt ihnen meist allein ob. Die Minister in ihren Departements, die Vorsteher der Provinzen und Grafschaften stehen meist allein da, und wenn auch gewisse Behörden collegialisch geordnet sind, so ist das mehr in der Form als im Wesen. Mit Absicht ergriffen

und mit strengster Consequenz durchgeführt ist die Bureaukratie in Frankreich worden, wo sich in der eigentlichen Staatsverwaltung von jeher Alles um Persönlichkeiten gedreht hat. In Frankreich war sie eine Folge des Centralisationsystems und ging mit ihm Hand in Hand. Genährt wurde sie durch den militairischen Geist eines Staatslebens, welches ein Militairhaupt an die Spitze des Volks stellte; erhalten durch den Huns, ein Gegengewicht gegen die Kantanten zu gewinnen. Das ganze Staatsinteresse Frankreichs drängte sich in Paris zusammen. Vom Sturz oder Bestehen des dortigen Gewalten hing das Schicksal derselben im ganzen Reiche so unmittelbar ab, daß sie nirgend außer Paris einen Stützpunkt für sich fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wendlerin. Ein Roman von Theodor Mügge.
Drei Theile. Berlin, A. Duncker. 1837. Gr. 12.
3 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. versteht zu schildern, er hat Phantasie; fast in Allem, was wir seither von ihm gelesen haben, konnten wir diese Meinung bestätigt finden. Unter den jungen Schriftstellern, mit denen vereint er wiederholt Gelegenheit gibt, ihn zu nennen, ist vorzugsweise er mit denjenigen Eigenschaften begabt, die man Talent zu nennen pflegt. Man ist willig, sich von ihm einnehmen zu lassen. Die Gabe des Wortes und Bildungskraft sind die ersten Grundstoffe zum Dichter. „Die Wendlerin“ erregt erst ebenso günstige Erwartungen als ihr Verf. überhaupt; doch hat er uns leider nicht gegönnt, ihm ein größeres Lob zu zollen.

Es ist immer bedenklich in unserer Zeit, ein Buch, das man, wenn es hoch kommt, in Monaten geschrieben hat, Roman zu nennen. Gute Dichter haben uns gewöhnt, darunter die kunstgerechte Darstellung eines Menschenlebens zu verstehen, die mithin auch wieder nur das Ergebnis eines solchen sein kann, und sogar die schlechten denken jetzt so billig, dieses Vorurtheil zu nähren, indem sie der Kritik ihr Schnippen in der Tasche schlagen und die portischen Vorstellungen ihrer Zeit und ihres Publicums mit dem gangbaren Fabrikate sogenannter Gemälde, Novellen u. s. w. befriedigen.

Daß „Die Wendlerin“ kein Roman ist, gereicht ihr weiter nicht zum Vorwurf. Sie ist ebenso wenig eine Novelle, Erzählung oder Geschichte, und so hat sie der Verf. selbst nicht genannt. Aber das Buch heißt auch mit Unrecht „Die Wendlerin“, denn die Titelheldin ist buchstäblich nur eine solche und nicht etwa beiläufig die Heldin des Buchs. Indessen glaube der Leser nicht, daß wir in diesem Tone gesonnen sind, fort und fort zu verneinen.

Der Wendlerkrieg ist anerkanntermaßen eines der bedeutendsten Ereignisse der neuern Zeit. Die Literatur hat uns mit reichen, trefflichen Quellen für diesen Theil der Zeitgeschichte versehen, und Dr. Mügge hat sie fleißig gelesen und sich in das Gedächtniß eingeprägt. Er hat mit so vielem Geschick, als ihm nach dem oben Gesagten zu Gebote stand, sie in sich verarbeitet.

Die uns hier vorliegenden drei Theile sind Scenen aus dem Wendlerkrieg, die Behandlungsart genau die von Walter Scott zuerst beliebte, in der ein Wort das andere gibt und der Verf. in dem verzeihlichen Irrthume lebt, daß der Leser ihn ebenso gerne reden hören werde, als er sich selber reden hört. Es ist ja eine allgemeine menschliche Schwäche oder Augen, die Worte nicht auf die Goldwaage zu legen und da ein paar zu viel zu sagen; warum sollte man sie dem Dichter nicht ebenso gut verzeihen wie seinen Nebenmenschen, warum im Buche, wo man sie überschlagen kann, nicht ebenso gut als im Gespräche, wo man sie lange nicht so leicht überhört?

Dr. Mügge hat dem begablichen Walter Scott gewiß mit nicht geringerm Geschick als vor ihm Spindler nachzutreten versucht. Es thut uns um selbsterwillen leid, daß er es nicht mit

eben so vielem Glücke thun wird, da die Zeit dazu vorher ist. Hr. Rügge hat falsche Freunde, wenn sie ihn darin bestärken oder gar dazu anleiten, auf dem Wege zu beharren, den er als erzählender Schriftsteller eingeschlagen hat. Wir wünschten, er wählte sich ein besseres Vorbild, als er gethan zu haben scheint. In einem Buche zu blättern, hat noch Niemand viel genügt; wer es in dem lebendigen Buche der Weltgeschichte thut, dem wird dies am unerspriesslichsten sein. Ehe man nicht darin gelesen, die Wahrheit sich herausgelesen hat, vermag man nicht die Wahrheit mit der Dichtung zu verbinden.

Es ist nichts verführerischer als Talent. Wer gar nicht sprechen kann, der wird freilich nicht Gefahr laufen, sich zu versprechen. Der geistreiche Walter Scott ging an Worten zu Grunde, und wer ihm nachfolgt, kann kein besseres Ende gewärtigen. Der Dichter muß auch vor allen Dingen zu schwerem verstehen, er muß mit seinen Worten sparen, sie, wo es Noth thut, zu unterbrechen wissen, etwas auf die Nachwirkung rechnen, dem Leser auch Eins und das Andere sagen, denken lassen. Alles herauszusagen, was man weiß, ist keine Kunst. Es wäre zum größten Theile Hrn. Rügge's eigener Vortheil, wenn er sich ein besseres Vorbild nähme. Er darf einen Leser also nicht des Egoismus zeihen, der ihn dazu auffodert.

Diese Theile erinnern uns durch so mancherlei an Aed's „Aufsahr in den Groenannen“, aus denen Andere schon mehr als zu viel herausgelesen haben. Mit welcher Weisheit ist aber dort der Fluß der Rede eingedämmt. Wenn der Dichter spricht oder sprechen läßt, muß er nicht bloß sagen wollen, was die Worte sagen; es muß in der sichtbaren Kirche ihres Baues auch noch eine unsichtbare enthalten sein. Die gemeine Wirklichkeit ist gut genug für das Leben; Bücher, die das Leben schildern, sind ideelles Leben und verlangen ideelle Wirklichkeit. Unser Verf. hatte keine Eigenthümlichkeit in sein Buch aufzulösen, also verflüchtigen sich auch seine Worte wie alle Materie, die keine Form zettelt. Nur die echte Begeisterung erschafft sich die Form; hier ist von Begeisterung nichts zu spüren, und die leidenschaftliche Bewegung, aus der es hervorgegangen, kann sich doch kaum selber so zu nennen wagen.

Wofür der Verf. uns, wie er auf dem Titel versprochen, ein Menschenleben, in so und so viel Zeit und Raum zusammengefaßt, aus dem verhängnißschweren Wendekriege schildern wollte, so mußte er uns auch in der That das Innere, die Seele, den Charakter dieses Menschen aufschließen, der seinem Werke die Idee verlieh, und das große Wort derselben durch seine folgerichtigen Handlungen wie durch lebendige Laute aussprechen.

Um einen Grund und Boden zu haben, aus dem seine Erbsprung erwachsen konnte, mußte er eben jene Zeit und jenen Raum mit Freiheit übersehen, mit historischem Verstande begreifen und begreiflich machen, die einzelnen Farben oder Töne harmonisch zu componiren wissen. Allein was thut er statt dessen? Von dem Stoffe überwältigt und mit fortgerissen, reißt er aus der rohen Masse, die er vorfindet, ein paar Stücke heraus, wirft sie uns bunt durcheinander und verlangt, daß wir die mit Blut in Blut monoton erkünstelte Verwirrung für ein Gemälde hinnehmen. Seine Helbin ist eine leblose Puppe, die er wie der Puppenspieler an einem schwanken Faden hin und her bewegt. Sie weiß nicht, was sie will und soll, und möchte sich nur gern als eine neue Jeanne d'Arc geriren, um mit einem vermeintlich göttlichen Beruf den schweren Vorwurf des Frevels an allen ihren Pflichten, der sie mit Recht betrifft, niederzuschlagen. Am Ende geht ihr aber auch dieser Gedanke aus, und sie vergeht sich vollends in das Nebulose einer alltäglich oberflächlichen Liebe. Sie ist ein ganz nach dem Muster einer emancipirten freien Frau geschaffenes weiblich unweibliches Wesen, wie es uns gleichgesinnte deutsche und französische neuere Schriftsteller mehrfach aufgestellt haben. Dieselbe Haltlosigkeit ist allen andern Gestalten seiner Er-

findung eigen, die der Verf. diesem Buche einverleibt hat. Alle sind Larve oder Caricatur, nach Romanen, nicht nach dem Leben geschildert und gezeichnet. Nitzend sehen wir sie vom innen aus belebt; ihre ganze Regsamkeit ist leidenschaftliches Thun ohne Nothwendigkeit. Inwiefern Hr. Rügge gerecht oder ungerecht, wahr oder unwahr mit den historischen Charakteren, die er vorführt, verfahren ist, darüber zu sprechen, ist uns hier nicht die Zeit gegönnt. Viellen wir das Buch für bedenkender, als es ist, so würden wir es dennoch thun; allein das Glücke, das „Die Wendlerin“ machen kann, dürfte solch Beginnen schwerlich rechtfertigen. Im Allgemeinen treten die Charaktere als Silhouetten oder Schattenrisse, der Geschichte entlehnt, auf; tief ist kein einziger gefaßt, selbständig tritt keiner vor uns, um lebendig zu handeln und zu reden.

In solchen Büchern, wie dieses, wo der einzige Halt, der sie vereinigt, im Titel und höchstens im rohen Stoffe liegt, erkennt man recht, was eigentlich der alte Aristoteles mit seinen geforderten Einheiten besagen will. Die Einheit des Kunstwerkes geht der „Wendlerin“ völlig ab. Kein großer Gedanke geht dem Leser aus der Schilderung des weltgeschichtlichen Kampfes auf; der Verf. reiht bloß Scene desselben an Scene: die Kritik des Kriege liegt nicht darin. Der Stoff war ihm und seiner antiefen Behandlungsart zu groß, um ihn zu bewältigen, und eben sein malerisches Talent, dessen wir schon gedachten, mußte ihn vom rechten Wege ableiten: der Dichter soll nicht malen. Alenthalben fñdet die Vermischung des Erzählten mit dem Historischen, weil beides nicht verschmolzen, erstere nicht aus dem Geiste des letztern hervorgegangen ist. Poesitischen Werth hat das Buch also nicht, und wer die Geschichte will, wird natürlich lieber an die vortrefflichen Quellen gehen, deren Genuß ihm durch nichts verkümmert wird. Übrigens hat auch Hr. Rügge seine Arbeit viel fleißiger und sorgfältiger angefangen als vollendet. Er ermattet im Verlaufe derselben mehr und mehr, wie das immer so geht, wenn man etwas ohne wohlbedachten Plan unternommen hat, und zuletzt verliert er alle Kraft und alles Bewußtsein so sehr, daß er mit dem Schlusse, der scharfsten Dichterprobe freilich, die es gibt, total umwirft und allen Effect durch die crasseste Überladung selbst vernichtet.

Wir wiederholen es, es thut uns leid um die guten Anlagen, die wir dem Verf. muthwillig vernichten sehen. Erkännte er den fremden Egoismus, der sie mißbraucht, in seiner Kleinlichkeit, so würde er sich, wie gesagt, bessere Vorbilder nehmen und Anderer Rath hören und könnte wol noch ein schönes Talent an sich ausbilden; auf diesem Wege geht es aber wie alle, die vor und neben ihm herschreiten, dem poetischen Verderben entgegen.

42.

Notiz.

David Urquhart, einer jener Männer, die mit dem Oriente und dessen Verhältnissen am besten vertraut sind, hat beobachtet, daß die Pest, wenn sie auch nicht grade durch die Ausdünstungen der Kirchhöfe entstehen sollte, doch in deren Nähe stets am verderblichsten wüthet, und mehr an den Stellen, die über denselben liegen, als an denen, die eine tiefere Lage haben. Daß die Krankheit ihren Ursprung lediglich atmosphärischen Einflüssen verdanke, dürfte man gar nicht bezweifeln; er habe sich überzeugt, daß alle Vögel die Gegend verlassen, wo sie war. Die Türken haben noch die schädliche Gewohnheit, ihre Todten mit nicht mehr als höchstens zwei Fuß Erde zu bedecken. Ein anderer Gelehrter, Wyse, hat jene Bemerkungen Urquhart's bestätigt und versichert, wenn er während seines Aufenthalts zu Adrianopel bei feuchtem Wetter am Kirchhöfe vorbeigegangen sei, ganz deutlich die Ausdünstungen gespürt zu haben.

53.

Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik von Friedrich Bülow.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Nachdem der Verf. die Entstehung und Bildung sowohl des Collegial- als des Einzelsystems geschichtlich nachgewiesen, untersucht er das Wesen dieser beiden Hauptsysteme, ihre Vortheile und Nachtheile.

Es ist wahr, die Collegien sind kostspieliger als die Verwaltung durch Einzelbeamte; indess der Kostenpunkt ist der letzte, der entscheiden kann. Denn wo die Zwecke der Anstalt wichtig und die Verschiedenheit in den Wirkungen zweier Einrichtungen groß ist, da kann eine falsche Sparsamkeit die größten Nachtheile bewirken. Nahe verwandt mit dem Kostenpunkt ist der Einwand, daß die Collegien einen ungebührlichen Zeit- und Kraftaufwand verursachen. Die Beibehaltung unfähiger Mitglieder und die zeitraubenden gemeinschaftlichen Beratungen sind die Hauptpunkte. Indess ist, was das Erstere betrifft, zu erinnern, wie es auf der andern Seite ein Vorzug der Collegien ist, daß sie Gelegenheit bieten, die Erfahrung gealterter und durch die Abnahme ihrer Kräfte zur vollständigen Thätigkeit unfähig gewordener Mitglieder doch noch eine Zeit lang zu benutzen und auf diese Weise den Ruhestand verblinder Beamten zu einem für sie angenehmen und für den Staat nützlichen Zustande zu machen, als wenn der ergraute Staatsdiener in unbedingte Unthätigkeit versetzt wird. Ein unnötiger Zeitverlust ist es, wenn die Mitglieder eines Collegiums genöthigt sind, die Vorträge über Gegenstände anzuhören, in welche nur der Referent gehörig eingeweiht ist, und wo sie im Voraus entschlossen sind, nach dem Antrage desselben zu stimmen. Indess sollen eigentlich die Mitglieder eines Collegiums von dem ganzen Geschäftskreis desselben hinreichend unterrichtet sein, um ein selbständiges Urtheil fällen zu können.

Wichtiger sind die Einwürfe, die gegen die Güte der durch ein Collegium geleiteten Verwaltung gemacht werden. Man behauptet, daß nur die umsichtige Durchführung des Einzelsystems für die größte mechanische Vollkommenheit der Geschäftsführung sowie für die geistvollste und dem jedesmaligen Bedürfnis am meisten entsprechende Behandlung derselben Bürgschaft leiste. Nur bei ihr sei es möglich, daß geschickte Staatsmänner einen Kühnen, in reiner Vollendung gefaßten Plan ins Leben setzen und auf eine seinem Geiste und seinem Zweck angemessene Weise durchführen könnten. Nur Dem, der die ganze Ehre von dem begonnenen Werke habe und seine ganzen Folgen empfinde, nur Dem, der den Beschluß faßte und die Ausführung leitete, könne auch die volle Vertretung aufgebürdet werden. Das Einheitsystem dulde nur tüchtige Männer. Kraft in den Maßregeln und Schnelle in der Vollziehung zeichnen es aus. In den Collegien fehle der mächtige Impuls, der den Einzelnen, der den ganzen Erfolg der Sache zu tragen hat, antreibt, sie mit ganzer Seele zu erfassen. Eine mechanische Fortführung der Geschäfte in dem althergebrachten Gange bezeichne in der

Regel ihr Streben, und der Unternehmungsgestalt jüngerer Mitglieder werde durch die jähe Hartnäckigkeit der ältern Collegien allmählig abgestumpft und fühle sich zum trocknen Geschäftseisse ab. Der Einzelne, der an der Spitze eines Verwaltungszweiges stehe, werde leicht für eine großartige Unternehmung gewonnen. Wenn er ihren Nutzen gefaßt, die Kräfte, die ihm zu Gebote ständen, erwogen und sich für das Wagniß entschieden habe, so fordere ihn Alles auf, die Sache mit Kraft und Eifer ins Werk zu setzen und die Ausführung seines Willens werde nirgend gehemmt. In einem Geiste werde das Werk beschlossen, geleitet und zur Vollendung gebracht. Welch andere Bemühungen erfordere es, bevor man den langsamen, vielgliedrigen Körper eines Collegiums in Bewegung gesetzt, alle Zweifel, Einwürfe und Bedenkllichkeiten beseitigt, alle durch geheime, hier in sicherer Verborgenheit wirkende Einflüsse, durch Widerpruchsgestalt, durch Parteiränke, durch persönliche Abneigung gegen Den, der das Unternehmen in Schutz nimmt, hervorgeführte Hindernisse gehoben, den Plan aus dem Strudel der Modifikationen, der Abzüge, der Versuche kurzschätiger Ersparungssucht und der Plusmacherei wenigstens nicht ganz zertrümpelt herausgerettet habe, und wie oft sei nicht bei dem Schneidengange dieser Verhandlungen die günstige Gelegenheit, die allein das Gelingen sicherte, vorübergegangen. Wie oft werde nicht seine Vollendung durch lange Bewilligung und oberflächliche, theilnahmlose Beurtheilung vereitelt. Wie oft werde nicht das Werk, das nur als Ganzes von Nutzen war, zu halben Maßregeln erniedrigt. Starres Festhalten am Alten, Langsamkeit in der Behandlung der Geschäfte, Schwäche und Unsicherheit in der Ausführung, Alles erschlassende Gleichgültigkeit und Gewohnheitsliebe seien die Gebrüder der Collegialverwaltung.

Zu Gunsten der Collegien führt man dagegen an, daß sie im Allgemeinen einen ruhigen, extremen Meinungen abholben Gang verfolgen, daß sie eine reife und gründliche Erwägung bei der Beschlussfassung vermitteln, daß sie bei der Ausführung der Beschlüsse die Besorgnis eines willkürlichen Verfahrens vermindern, daß sie einen kräftigen Widerstand gegen ein gewaltthätiges Umsichgreifen der Herrschaftsucht äußern und öfters in rühmlichem Eifer für die Erhaltung des Rechtszustandes und der Verfassung ein Bollwerk der Freiheit des Volks geworden seien. Sie sind geeignet zu treuer Bewahrung bleibender Grundsätze, erhalten eine gewisse Stetigkeit in der Verwaltung, bilden ihre jüngeren Mitglieder auf eine wohlthätige Weise zu dem Geiste der Behörde heran und bieten gegen Oben wie gegen Unten eine würdevolle, durch Ansehen geheiligte Stellung dar.

Vor Allem erfordert demnach die Rechtspflege eine collegialische Behandlung, namentlich in den höhern Instanzen und somit in allen wichtigen Rechtsfällen; denn hier handelt es sich um unbedingte Sicherheit. Außerdem sollen Einzelrichter da sein, welche über kleinere Civilfreiheiten entscheiden, mit Vorbehalt des Recurses, wenn kein Compromiß auf ihren Ausspruch stattfand; sie sollen Vergleiche bei allen Rechtsfällen fördern, weshalb Alles zuerst bei ihnen angebracht werden muß;

sie sollen sich als Schiedsrichter für die Parteien darbieten, die sich unbedingt ihrem Urtheil unterwerfen wollen, und mögen dann dieses Urtheil nach der natürlichen Billigkeit bemessen u. s. w. Wo aber der Staat als rechtssprechende Gewalt auftritt, da muß er dafür Bürgschaft leisten, daß er Niemanden Unrecht thue; keiner Partei, deren Recht gekränkt ward; keinem Einzelnen, den er zu hart behandelt; auch nicht dem Zweck der Gesellschaft, den er durch Freilassung gefährlicher Menschen bedroht. Es ist eine schwere Sache, wenn eine Rechtskränkung im Staat ihren Grund findet, und die Mittel, die in unsern Gesetzen liegen, sind so folgenreich, daß sie nur mit äußerster Vorsicht zu handhaben sind. Die Geschworenengerichte bieten ein herrliches Mittel, auch auf diesem Stadium noch das materielle Recht in Kraft zu halten, das besondere Recht des besondern Falles zu finden, eine Willkür zum Guten einwirken zu lassen. Wo sie nicht anwendbar sind oder nicht bestehen, da müssen wenigstens collegialische Tribunale die Entscheidung fällen.

Der Verf. hält es ferner für zweckmäßig, daß für Beratungen, wenngleich nicht für die erste Entwerfung wichtiger Gesetze und bleibender Normen, das Collegialsystem in Kraft trete. Ob ein Ministerium das Vertrauen des Landes habe, ob ein System volksthümlich und zeitgemäß sei, darüber zu urtheilen sind sämmtliche Volksvertreter befähigt, und was die Mehrheit derselben urtheilt, kann als das Richtige betrachtet und muß im Leben als solches anerkannt werden. Wo es sich aber um die eigentliche Verwaltung, um die Fassung eines für den Augenblick dringenden Beschlusses, um die Leitung eines verwickelten, rasches Ineinandergreifen fordernden Unternehmens, um die Kraft und Schnelligkeit der Vollziehung handelt, da möge der Geist des Einzelnen entscheiden, sein Blick bewachen, seine Kraft vollenden. An sich, sagt der Verf., ist das Einzelsystem für alle Zweige der Staatsverwaltung, mit Ausnahme der Rechtspflege, das angemessenste. Doch müsse man demselben entgegen, so lange nicht Bürgschaften gegen Übel erlangt sind, die alle Vortheile des Systems überwiegen. Bürgschaften nämlich 1) zum Schutz der einzelnen Volksgenossen gegen Willkür der Einzelbeamten; 2) zum Schutz des Volks gegen Willkür der Regierung; 3) zum Schutz des Staats gegen die Über-eilung seiner Diener.

Der Ansicht, als sei es für die constitutionellen Staaten in gewisser Hinsicht Bedürfnis, ihre Behörden nach dem Einheitsystem einzurichten, stimmt der Verf. nicht mehr bei. Man sagte freilich, es thue Noth, die Kraft der Regierung, die auf der einen Seite wenigstens scheinbar gelähmt sei, auf der andern zu stärken und, während sie einen Theil ihres Wirkens mit den Vertretern des Volks theile, sie in dem andern um so freier schalten zu lassen. Aber nur scheinbar ist jene Kraft gelähmt; eine wahrhaft gute Regierung findet in der Volksvertretung keine Hindernisse, sondern eine Stütze. Bureaucratische Behörden können leichter in Conflict mit den Ständen kommen als Collegien.

Fast alle Staatsgeschäfte sind bei uns Europäern in den neuern Zeiten in die Hände eines besondern Standes, des der Staatsbeamten, gekommen, dessen Mitglieder aus der Vollziehung der Staatsaufträge das Geschäft ihres Lebens machen, in welchen Jeder Zutritt hat, der die erforderliche Vorbereitung bestreiten kann, der sich selbst durch von den obern Instanzen erfolgende Ernennung ergänzt, der einen vielgegliederten, die verschiedenartigen Richtungen, Stellungen, Ansprüche und Erwartungen umfassenden Körper darstellt, und der für seine öffentliche Thätigkeit durch eine von dem Volk aufgebrauchte, seine Lebensbedürfnisse hinlänglich deckende Summe entschädigt wird. Die Staatsbeamten sind aus der Bedienstung bei den Fürsten entstanden. Diese hatten Kanzler zur Berathung und Ausfertigung in großen Staatshandeln, Richter zur Handhabung der Rechtspflege überall da, wo dem Fürsten die Gerichtsbarkeit zustand, Bögte zur Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte und zur Wahrnehmung ihrer Rechte gegen Vasallen, Gemeinden und Corporationen. Wie aber allmählig die Idee des

Staatsoberhauptes die landesherrliche Gewalt durchbrang, so ging auch die Stellung ihrer Diener allmählig in den Begriff des Staatsbeamten über. An jene einfachen Functionen reiheten sich nach und nach die ausgedehnten Befugnisse, die verwickelten Geschäfte der neuern Staatsverwaltung.

Wo wie in England diese Ausbildung der fürstlichen Gewalt Hand in Hand mit der gleichmäßigen Erhaltung und Ent-wicklung eines freien Volkslebens ging, da wurden große und wichtige Theile der öffentlichen Functionen in den Händen des Volks, in den Händen Derer erhalten, die sie Kraft eignen Rechts übten, oder die Vollmacht dazu der Volkswahl verdankten. In vielen andern Staaten aber sind nach und nach alle öffentlichen Geschäfte in die Hände der fürstlichen Diener übergegangen, und die Volksmasse theilt sich factisch in zwei große Classen, von denen die eine regiert, die andere regiert wird. Darauf führt der Grundsatz zurück: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Dieser Grundsatz ist aber in seinem zweiten Theile noch unhaltbarer als der entgegengesetzte: Alles für das Volk, Alles durch das Volk. Die richtige Mitte zwischen beiden Grundsätzen hält aber nur der dritte: Alles für das Volk und durch das Volk, was durch das Volk geschehen kann. Hier wird das Volk im Gegensatz zu den Staatsbeamten genommen. Der Sinn jenes Grundsatzes ist daher: zur Erledigung von Angelegenheiten, zu deren Be-werthung im Wesentlichen gesunder Verstand, allgemeine Kennt-nis, praktischer Blick, Lebenserfahrung und guter Wille ausrei-chen, und bei denen es auch um äußere Rücksichten willen nicht nöthig ist, daß man sie zum Geschäft seines Lebens mache, die man vielmehr neben seinem anderwärtigen Beruf mit besorgen kann; ferner zu Allem, wo es weniger auf den höchsten Grad formeller Güte als darauf ankommt, daß das Erzeugte eben ein Product des selbstwirkenden Volks sei, sollen keine Staats-beamten als solche verwendet werden, sondern man soll sich hierin auf die Institute des Volkslebens verlassen, als da sind: Landes-, Bezirks- und Ortsvertretung, Gemeinden, Corpora-tionen, Familienräthe, Actiengesellschaften, freiwillige Unterneh-mungen, Wahlausschüsse, Selbstschätzung, Bürgerpolizei, frei-willige Volksbewaffnung, Geschworenengerichte, Friedensrichter, Schiedsmänner u. s. w. Dagegen ist es vernünftig und zweck-mäßig, daß man die Besorgung von Geschäften, welche die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch nehmen und eine spe-cielle Vorbereitung erfordern, nur einem Stande vertraut, der diese Vorbereitung genossen hat und dessen Stellung jene Auf-opferung möglich macht. Und wo immer Jemand von Rechts-wegen für öffentliche Zwecke handelt, da handelt er als Organ der Staatsgewalt. Den Auftrag dazu soll ihm Der geben, der am besten geeignet ist, den Geeigneten zu finden.

Zur Entschädigung ihrer Arbeit werden die Staatsbeam-ten besoldet. Ein zweites Merkmal des neuern Staatsdienstes ist die Lebenslänglichkeit unserer Staatsämter. Da sich ein Stand gebildet hat, der seine äußere Existenz an die Verwal-tung öffentlicher Geschäfte knüpft, so mußten auch dessen Aus-sichten auf das ganze Leben erweitert werden. Die Staatsge-schäfte, welche besoldete Beamte fordern, sind auch größtentheils von der Art, daß sie weder im Interesse des Volks einen öf-tern Wechsel bedingen, noch im Interesse des Geschäfts einen solchen rathlich machen. Der Beamte, der seiner Lage nicht sicher wäre, würde die Zeit seiner Amtsdauer auf unlautere Weise zu benutzen suchen und nachtheilige Mittel anwenden, um sich in einem lohnenden Verhältnisse zu erhalten. Mit der Idee besoldeter Staatsämter steht die Idee der Lebenslänglichkeit ih-rer Bekleidung in Verbindung. Sonst wurden die Beamten als Fürstendiener betrachtet; jetzt betrachtet man sie als Dien-ner des Staats, welche bemessene Rechte und Pflichten haben. Dies ist eine dritte Eigentümlichkeit der neuern Staatsdiener-schaft. Die Stellung der Beamten, bei der sie vor Willkür gesichert, des Lohnes ihrer Arbeit gewiß und durch nichts ver-hindert sind, auch im politischen Leben ihrer Überzeugung zu folgen, ist völlig im Geiste des constitutionellen Systems, mit

dem überhaupt die Vorzüge aller Staatsformen sich vereinigen lassen. Geistige oder körperliche Unfähigkeit zu fernerer Amtsführung ist, wenn sie in wahrhafter Krankheit ihren Grund hat, leicht zu erweisen. Sie begründet das Recht zur ehrenvollen Entlassung und den Anspruch auf eine den bisherigen Dienstleistungen angemessene Versorgung; letztere um so gerechter, je öfter solche Uebel im Staatsdienste zugezogen oder verschimmert werden. Der Geldpunkt soll im Staatsdienste gar keinen Einfluß haben. Man soll nicht verschwenderisch verfahren, man soll Ordnung halten; aber es ist die elendeste und thörichteste Sparsamkeit, die auf Kosten der Güte des Staatsdienstes eintritt. Kein Staatsdiener darf ohne gesetzliche Ursache und gerichtliche Untersuchung seines Amtes entsetzt werden; er darf auch nicht willkürlich versetzt werden.

Unser Verf. hält die Verantwortlichkeit der Minister in dem Sinne, in welchem sie durchgängig betrachtet wird, für etwas Unmögliches und selbst für etwas Unvermeidliches. Ihre Stellung, sagt er, sei im neuern (constitutionellen) Staatsleben einer der schwierigsten Punkte, ihr Geschäft ungleich mühevoller, verwickelter, die moralische Verantwortlichkeit größer geworden. Das Amt selbst, die Gewalt der Ministerien dagegen hat unermesslich gewonnen; die Fürsten sind mehr in den Hintergrund getreten als früher, dadurch aber nur anscheinend sicherer geworden. Denn ihre Heiligkeit ist kein neuer Satz: sie stand ihnen in theil ebendem zu wie jetzt. Und wie ebendem die Last der Vertretung dem Fürsten zugewälzt ward, von dem man wußte, daß er der Urheber des Decretes sei, so wird es auch künftig in gleichem Maße sein. Zwar scheint sich aus der Idee des constitutionellen Lebens die Gründung eines besondern Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister zu ergeben; die Unterschrift der Minister muß für die Über einstimmung der Verwaltungsmaßregeln mit Gesetz und Verfassung bürgen; von der Verantwortlichkeit der Minister erwarten die Stände die Sanction und den Vollzug der verabschiedeten Gesetze, die Einhaltung des festgesetzten Etats, den versaffungsmäßigen Charakter der Staatsverwaltung. Können die Minister dem Volke nicht verantwortlich gemacht werden, so können sie, mit dem Fürsten vereint, selbst die Verfassung brechen, durch Verordnungen den Geist der Gesetze höhnen, alle Budgetverhandlungen zum leeren Spielwerk machen, den Charakter der Verwaltung und des ganzen Staatslebens vergiften und den Einzelnen im Volke süßbares Wehe zufügen. In allen diesen Fällen aber müssen wir, nach des Verf. Ansicht, der moralischen Verantwortlichkeit der Minister und der Kraft der organischen Institute vertrauen, die immer mehr das Zweifelhafte und Mißbezügliche aus der Gesetzgebung verdrängen, die Entdeckung und Rüge willkürlicher Maßregeln erleichtern, die Herstellung des verletzten Zustandes verbürgen und den Ministern einen Conflict mit der Volksvertretung zu einer so ernstlichen Sache machen sollen, daß schon die Furcht davor die Dienste leistet, die ein Strafgesetz schwerlich leisten würde. Wir können in solchen Fällen Zurücknahme der Verfügung, möglichste Ausgleichung ihrer Folgen und, da diese nicht immer ausführbar ist, möglichste Vermeidung solcher Handlungen wünschen; dazu reicht die Volksvertretung, wo sie ihre volle Kraft hat, hin; wo sie diese aber nicht hat, da wird auch kein Strafgesetz helfen, was ohnehin hier, wo es sich um willkürliche Ansichten über den größern oder geringern Grad der Nothwendigkeit einer Maßregel handelt, zu vielfachem Mißbrauch Anlaß geben könnte. In eleganten Fällen genügt der Rücktritt des Ministers.

Was das Selbstregieren des Fürsten betrifft, so hat man auf der einen Seite es als eine natürliche Forderung des constitutionellen Staatsrechts und auf der andern als ein großes Gebrechen desselben erklärt, daß der Regent nicht selbst regieren dürfe, sondern nur über den Ministern als eine Art Großwahlherr zu stehen müsse, um die Ansprüche der Majorität der Volksvertretung durch ihre Ernennung und Entfernung zu vollziehen. Diese ganze Idee erklärt der Verf. mit Recht für grundlos, indem er sagt: „Der Fürst darf auch in dem

constitutionellen Staats selbst regieren, und nur darin zeichnet sich der letztere aus, daß sein Fürst nicht selbst zu regieren braucht, wenn er nicht Lust dazu hat, und daß er nicht selbst regieren kann, wenn er gut zu regieren nicht fähig ist; letzteres wenigstens da, wo der constitutionelle Staat eine Wahrheit ist.“

Man glaubt, durch einen speciellern Antheil des Regenten an den Staatsgeschäften würde die Idee der Verantwortlichkeit der Minister vernichtet, die Unverletzlichkeit des Regenten gescheitert. Dies ist ein Irrthum; denn sie soll den Regenten zwar am Schlechtregieren, nicht aber am Gutregieren hindern. Sie beruht auf dem Grundsatz, daß zwar Alles vom Fürsten ausgehen kann, seine Räte aber verpflichtet sind, ihn von irrigen und nachtheiligen Schritten abzuhalten und ihm diese unmöglich zu machen. Dafür, daß sie dies wirklich thun, sind sie verantwortlich. Haben sie daher einen Befehl durch ihre Contrassinatur bezeichnet, so haben sie dadurch ihre Billigung desselben erklärt und mögen, dafern der Befehl zu einer Verantwortung führen kann, diese billig übernehmen müssen. Denn es war ihre Pflicht, dem Fürsten das Unrechtmäßige des Befehls, der Maßregel, des Plans vorzustellen und, wenn er auf seinem Willen beharrte, durch Verweigerung der Contrassinatur, ohne die der Befehl keine Gültigkeit erlangen konnte, dessen Erlassung zur Unmöglichkeit zu machen. Die Handlung an dem ersten Urheber zu rügen, verbietet höhere Gründe der Staatskunst; denn die Unverletzlichkeit des Regenten beschützt den Staat vor steten Erschütterungen. Deshalb wird Demjenigen die Verantwortung aufgebürdet, der, indem er die Ausführung eines Schrittes vermittelte, den er verhindern konnte und sollte, die Schuld auf sich genommen hat. Die Minister haben die Wahl zwischen der Übernahme der Verantwortung und im — schlimmsten Falle — der Ungnade des Fürsten. Wählen sie das Erstere, so mögen sie die Folgen tragen. Graf Grey gab sein Portefeuille zurück, als der König seinen Rath nicht hörte, und — der König gab nach. Die Verantwortlichkeit der Minister kann mit dem Selbstregieren des Fürsten gar wohl bestehen und würde auch unter einem Friedrich dem Einzigen, einem Joseph II. und einem Napoleon gar gute Dienste geleistet haben. Wie aber, wenn man solche Männer zum Nichtsthun verurtheilt hätte? Der Unverletzlichkeit der Regierung thut es keinen Eintrag, wenn auch das Volk weiß, daß die Maßregel, über welche es zürnt, vom Fürsten selbst beschlossen war; denn es weiß auch, daß er sie nicht hätte ausführen können, wenn sich kein Minister zum Werkzeug derselben dargebot, und ist zufrieden, wenn es dieses Werkzeug entfernt, die Maßregel aufgehoben und die Zukunft verbürgt sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Über der Verehrung der alten Meister vergist man jetzt jenseit der Alpen nur zu sehr die neuern. Auch dießseit der Alpen ist dies zuweilen der Fall, und man muß es unsern Aeltern Dank wissen, daß sie das Andenken der verschollenen Berühmtheiten, die hinter dem Nebel, mit dem man die neuesten begrüßt, verklungen sind, mit einiger Pietät noch bewahren. Wer würde ohne sie jetzt von Pignotti's Lebensumständen noch das Genauere sagen können; und Pignotti gehörte nicht zu den Ungetannten. Am schnellsten verweilt der im Fluge gebrochene Lorber der Improvisatoren, der ohnehin in unsern Tagen nur als ein Wasserreis am alten Stamme behandelt wird. Wer fragt noch nach Lorenzo, Gianni oder Sestini? Auch gegen die Dichterinnen ist man nicht galanter. Reisende, die einst sie hörten, sprachen mit Auszeichnung von Teresa Bandettini. Ob sie noch lebte, wußten eifrige Literarchroniker nicht zu sagen. Danken wir es daher dem Advocaten Luigi Fornaciari, einem Mitgliede der Königl. Akademie zu Lucca, daß er uns Genaueres erzählt. Teresa Bandettini, erfahren

wir aus den „Atti della R. Accademia Lucchese in morte di Teresa Bandettini Landrucci, fra gli Arcadi Amarilli Etrusca“ (Lucca 1837), war 1768 zu Lucca geboren und verlebte eine sonst unbedeutende Jugend mit dichterischen Aufgaben, die sie sich stellte. Sie hat in einer leider nicht zu Ende gebrachten Biographie nicht unerzögliche Aufschlüsse über die frühesten Regungen ihrer dichterischen Natur gegeben, die bis zum siebenten Lebensjahre hinaufreichen. Auf Kosten ihrer physischen Kraft übte sie die geistigen. Schon als Kind improvisirte sie und fühlte sich sehr unglücklich, als ihr Väter und Linte weggenommen wurden. Der Beichtvater des Hauses brachte die Mutter auf andere Gedanken. Der jugendliche Genuss, sich literarisch zu beschäftigen, wurde leidenschaftlich ergriffen. Teresa übte mit einer verfehlten Eifrigkeit die erworbene Berühmtheit und starb am 6. April 1837 in Lucca, in ihren spätern Lebensjahren jedoch noch die Erinnerungen an frühere glanzvolle Zeiten bewahrend.

Einer der empfindlichsten Verluste, den Sicilien in Folge der Cholera betrauert, ist der Tod des Abate Domenico Scinà, der am 13. Juli 1837 von der Seuche weggerafft wurde. Nach den Angaben, die in der kleinen Schrift: „Su la vita e su le opere dell' abate Domenico Scinà, discorso del b. one Vinc. Mortillaro“ (Palermo 1837), sich finden, war er zu Palermo am letzten Februar 1765 geboren, verlor den Vater als Kind, ward von der Mutter zum Priester erzogen und erhielt seine gelehrte Bildung bei den Vätern delle scuole pie und von den Lehrern, welche in die Stelle der Jesuiten auf ihre Lehrtätigkeit traten. Der Kanonicus Rosario Gregorio wurde sein Lehrer für die Theologie und sein Berater bei den übrigen Studien, und wohlthätig anregend wirkte es auf ihn, daß er vom Erzbischof von Gerakles, Alfonso Airolbi, zu seinem Umgangskreis gezogen wurde, der für Palermo der Mittelpunkt der gebildeten Geistlichen war. Scinà erhielt die Professur der höhern Mathematik, 1796 die Professur der Physik, und seine Vorträge wurden gern gehört und waren einflussend. Eine „Introduzione alla fisica sperimentale“ der „Elementi di fisica generale“, die er in seine „Introduzioni“ später verbessert und erweitert aufnahm, begründeten seinen schriftstellerischen Ruf, zu dessen Verbreitung der verstorbene Astronom von Sach wesentlich beitrug, der durch ein 1808 erschienenes „Elogio di Francesco Maurolico“ unsers Abate Scinà zuerst auf ein astronomisches Phänomen aufmerksam wurde, das sonst nicht verzeichnet zu sein scheint. Genauer hatte er darin den glänzenden Stern bezeichnet, der im November 1572 im Sternbild der Kassiopeja erschien und erst im März 1574 wieder verschwand. Nachdem Sicilien von so vielen auswärtigen Naturforschern bereist worden war, schien es billig, daß der Prof. der Physik an der Universität zu Palermo auch nicht zurückbleibe. Nur einzelne Abhandlungen hat Scinà als Ergebnis dieser Reise (1811) bekannt gemacht, namentlich seine Denkschrift über die Strömung der Meerenge von Messina, die, lange unbeachtet, erst später durch die „Biblioteca italiana“ zu allgemeinerer Kenntniss kam. Eine Schrift über das Leben und die Philosophie des Empedokles von Sirgenti (1813) darf nur nach dem Standpunkte beurtheilt werden, auf dem die philosophischen Studien in Sicilien stehen. Sie verschaffte ihm 1815 die Stelle eines königlichen Historiographen; 1818 kam seine „Topografia di Palermo e de' suoi contorni“ heraus, bei deren Erscheinen sich die Stimmen seiner Gegner, deren er nicht unbedeutende hatte, laut machten. Außerhalb seines Vaterlandes würden seine Abhandlungen über Archimedes (1823) und ähnliche schwerlich sein Andenken erhalten; aber überall wird sein „Prospetto della storia letteraria di Sicilia nel secolo decimottavo“ zu den Werken gerechnet werden, die bleibenden Ruhm sichern. Von den Jahren gebeugt und fast blind, gab er die Anzeigen über die warmen Quellen von Termini

Imera, über die fossilen Knochen von Marboles und andern Punkten der Umgegend von Palermo und einen geschichtlichen Bericht über den Vulkan, der im Juli 1831 im Meer bei Sciacca sich aus dem Fluten erhob. Bei vielen gefälligen Verdiensten zog sich doch Scinà eine Menge Gegner durch eitles Streben nach jeder Art von Ruhm, die auch außer seiner Sphäre lag, und durch die Vernachlässigung der Pflichten zu, die Andere in Anspruch nahmen.

6.

Literarische Anzeige.

Schriften

in Angelegenheiten des Erzbischofs von Köln.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Römische Curie

im Kampf um ihren Einfluss in Deutschland,

veranlaßt

durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdamnungsbreve des Hermes'schen Lehrsystems.

Vom Verfasser der Schrift:

„Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“

Motto: Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber. Altersschwach zwischen den zerbrochenen Säulen ihres Colosseums sitzt die alte Kreuzspinn und spinnt noch immer das alte Gewebe. Aber es ist matt und morsch; es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

8. Geh. 8 Gr.

Früher erschienen von demselben Verfasser und sind in allen Buchhandlungen zu finden:

Der Erzbischof von Köln, Freiherr Clemens August von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

Motto: In meinen Staaten kann Jeder ungehört nach seiner Façon selig werden.

Friedrich der Große.

8. Geh. 8 Gr.

Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatfachen geschildert.

Motto: Rom wollte immer herrschen; und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen.

8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im März 1838.

J. A. Brodhans.

Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik von Friedrich Bülow.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Der Regent kann zwar selbst regieren, soll aber nicht selbst verwalten. Er kann handeln, aber er soll nur als Regent, nicht als Minister handeln. Zum Selbstverwalten eignen sich seine Verhältnisse, seine Vorbildung, seine ganze Stellung nicht; es würde ihn in Kleinliche und unwürdige Conflicte bringen und manche falsche und willkürliche Maßregel erzeugen. Der ausgezeichnete Monarch mag selbst die Seele des politischen Systems sein, er mag den Impuls geben zu den Handlungen der Regierung, den Zustand des Landes ergründen, die Lücken der Gesetzgebung erforschen, sich in fortwährender Kenntniss von allen Zweigen der Verwaltung erhalten; aber selbst die Gesetze mühsam ausarbeiten, die Tabellen einrichten, die Summen durchzählen, mit den Einzelnen verhandeln soll und kann er nicht. Das Regieren soll ein Gehorchen sein; nur ein Aussprechen und Vollziehen der Befehle, welche die Verhältnisse und Interessen, der Geist und der Charakter der Zeit und des Volks geben.

Es ist schlimm, wenn nur Einer im Staate ist, der diesen Befehlen zum Organ zu dienen vermag; denn die Gefahr ist groß, daß er sie falsch erfassend und untreu wiedergibt. Also der Monarch soll nicht selbst verwalten, aber auch der constitutionnelle Monarch darf, wenn er kann und will, selbst regieren. Was er wahrhaft Großes und Gutes gedacht hat, für dessen Ausführung wird er Werkzeuge finden, dem wird die Volksvertretung nicht lange widerstreben, das wird in der öffentlichen Meinung Nachhall, Stütze und Dank erwarten können. Dem wahrhaft Verderblichen zu widerstreben, hat er Kraft und Mittel genug; aber es ist ihm leichter als irgendwo, das Gute wie das Verderbliche zu erkennen und erkennen zu machen. Kann man es tabeln, daß es ihm schwer oder unmöglich wird, dem Guten zu widerstreben, das Nachtheilige durchzusetzen, das Unreife zu zeitigen, überhaupt seinen Eigenwillen zum unwillkürlichen Gesetze zu machen? Er hat seinen Willen, er hat mehr Kraft, ihn geltend zu machen, als irgend ein Anderer im Volke; er steht ganz an der Spitze des Volkslebens. Es wird bald erkannt, wo der Fürst die wahre Quelle des Guten ist, und vom Volke mit reicher Liebe vergolten. Mag auch in manchem Einzelnen die Wirksamkeit des constitutionellen Monarchen mehr in den Hintergrund treten, so wird ihm auch in Andern manche äußere Vertretung und im Ganzen eine große moralische Verantwortlichkeit erleichtert; und ist sein Wille nicht allgebietend, so ist er dies auch in Wahrheit nirgend und soll es nicht sein. Unwürdig scheint es nicht, wenn der Monarch vor den Aussprüchen der Volksvertretung zurücktritt, für deren Richtigkeit doch eine nicht ganz grundlose Präsumtion spricht, als wenn er sich durch die Einflüsse eines Standes, einer Kaste, einer ränkervollen Umgebung bestimmen läßt. Möglich, daß ein Re-

gent in einzelnen Fällen weiter sieht als Volksvertretung und Volk; aber es ist nur möglich, nicht voranzusehen. Wo es der Fall ist und der Regent seinen Willen trotz dessen innerer Trefflichkeit und trotz des großen Einflusses, den ihm seine persönliche Stellung gibt, nicht durchsetzen kann, da mag er der Zukunft vertrauen, sich mit seinem Bewußtsein trösten und an das gemeine Loos der Sterblichen denken. Aber um einer Möglichkeit willen soll man einen Einzelnen nicht mit Rechten ausrücken, wie nur ein Gott sie verlangen kann, und wie selbst ein Gott, wenn er über Menschen regierte, nicht anwenden würde. Der Allweise selbst hat den Menschen Freiheit gegeben, damit sie durch eigne Kraft ihr Schicksal bahnen und unter Irren und Fehlgehen, unter Eilen und Rückwärtschreiten, unter Versuchungen und Wagnissen sich dem Ziele nähern.

Das Staatsleben soll einen Organismus, nicht einen Mechanismus darstellen. Dieser Grundsatz erklärt uns die Wirkungen mancher neuern Reformen. Er zeigt uns, warum die Staaten, in denen Alles geworden ist, viel lebenskräftiger sind als die, in denen Alles gemacht ist. Man soll Einrichtungen haben, auf welche das Leben und seine Elemente einwirken können, und die eine Wahrscheinlichkeit bieten, daß dieses Einwirken zum Zweck führen wird. Man soll Alles mittelbar werden lassen, nicht unmittelbar schaffen wollen. Der Mechanismus des Staats lebt sich nie in das Volk ein; zu einem organischen Staatsleben reift es schnell. Nichts lernt sich so schnell als die Freiheit, wenn sie ganz und durch nichts beengt, durch kein Mißtrauen vergiftet ist; nichts hebt so sehr als politisches Leben, wenn es wahrhafte Kraft hat. Gerade in den außerordentlichen Momenten, wo der Einzelne oft so klein ist, haben sich die Völker jederzeit groß gezeigt und dadurch den Beweis gegeben, daß sie zu einer Fortführung dieses Geistes fähig waren.

Der Verf. erklärt sich durchaus für die Erbmonarchie, setzt aber hinzu, daß, wenn uns die Geschichte es nicht lehrt, so würde uns schon die Vernunft überzeugen, daß weder eine erbliche Herrschaft noch die eines Einzelnen unumschränkt sein darf. Denn die Weisheit, die Tugend ist nicht erblich; ein Mensch ist kein Gott, und auch Gott ist kein absoluter Herrscher. Er hat sich selbst seine Schranken gesetzt. So wird sich auch das monarchische Princip in Europa nicht durch Unumschränktheit, nur durch weise Schranken auf die Dauer erhalten. Jede Rückkehr zu einer freieren und natürlicheren Bewegung im Leben ist der Sache der Fürsten günstig. Sie ist eine veredelte Rückkehr zu der Zeit, wo das Volk dem freien Streben der Individuen anheimfiel und nur die höchsten Angelegenheiten, bei denen Nationalhede und allgemeine Wohlfahrt wahrhaft berührt wurden, Sache des Staats waren. Die Beamten verlieren vielleicht bei einer Entfesselung des Lebens; die Fürsten sollten jede Maßregel begünstigen, die das Leben im Staate leichter macht und das Volk mit dem Staate verschmilzt.

Cabinetts- und Premierminister gehören eigentlich dem Absolutismus an. Das Ministerconseil ist bestimmt, durch gemeinsame Besprechung allgemein wichtiger Angelegenheiten

ten die Leiter der gesammten Staatsverwaltung in einen Centralpunkt zu vereinigen, eine vollkommene Einheit in den politischen Maßregeln, ein Verfahren nach Einem System zu vermitteln. Daß die Minister in allen Angelegenheiten, welche die Gesammtheit der Staatsverwaltung betreffen, nach einem gemeinschaftlichen Plan handeln, ist natürlich. Zuweilen haben auch einzelne Angelegenheiten eines einzelnen Departements eine so hohe Wichtigkeit, daß es zweckmäßig erscheint, wenn der Minister, bevor er sich über den Grundsatz entscheidet, die Ansicht seiner Kollegen einholt. Es können ferner zuweilen Streitigkeiten unter einzelnen Ministerien durch freundliche Besprechung und Vermittelung der Kollegen in der Kürze verglichen werden. Endlich hat man das Ministerconfeil hier und da zu einer Art von Recursbehörde, zu einer höchsten Instanz für Beschwerden gegen einzelne Mitglieder gemacht, wozu es indeß wenig geeignet zu sein scheint. In Bezug auf die übrigen Angelegenheiten ist die Einrichtung zweckmäßig. Nur soll auch sie nicht mechanisch, sondern organisch erfaßt werden; man soll aus dem Ministerconfeil nicht ein gewöhnliches Collegium machen, in welchem die nackte Mehrheit der Stimmen entscheidet.

Neben dem Ministerconfeil besteht in vielen Staaten noch ein besonderer Staatsrath. In Staaten mit Volksvertretung hält der Verf. eine solche Behörde nicht für nöthig. Nicht daß die Volksvertretung jede andere Berathung überflüssig macht, sondern wegen ihres moralischen Einflusses auf die Ministerien, welche durch die Nothwendigkeit, die Gesetzentwürfe den Ständen vorzulegen, zu einer reifern Vorerwägung derselben bestimmt werden. Da die Minister Alles allein zu vertreten haben und sich durch die Zustimmung des Staatsraths keineswegs decken können, der Staatsrath folglich eine entscheidende Befugniß niemals in Anspruch nehmen kann, so scheint auch hier die Wirksamkeit desselben keiner großen Ausdehnung fähig. Es wäre auch solche mit der Idee der Verantwortlichkeit der Minister nicht ganz vereinbar. Die Minister müssen Das, was sie zu thun haben, klar zu erkennen und zu vertreten wissen. Sie allein können die Nothwendigkeit der Maßregeln ganz übersehen, und eine Einmischung dritter Personen dient häufig nur, die Ansichten zu verwirren und Unentschiedenheit zu erzeugen.

Die durch die einzelnen Ministerien besorgten öffentlichen Angelegenheiten theilen sich ihrer innern Natur gemäß in die Hauptclassen: 1) des Justizwesens; 2) der materiellen Staatswirtschaft, zugleich mit der Wohlfahrtspolizei verbunden und gewisse äußere Functionen der Verfassungspolitik am passendsten an sich reichend (Ministerium des Innern); 3) der immateriellen Staatswirtschaft: Cultus und Unterricht; 4) des öffentlichen Haushalts (Finanzen); 5) des Militärwesens; 6) der auswärtigen Angelegenheiten. Die besondern Verhältnisse des Staats können es nothwendig machen, der Marine und den Colonien noch besondere Ministerien vorzusetzen. Die Ministerien des königlichen Hauses haben mit den Staatsangelegenheiten nichts zu thun, sondern nur mit den Hoffachen, der Verwaltung der Civilliste und den sonstigen persönlichen Angelegenheiten des königlichen Hauses sich zu befassen.

Daß außer den Ministerien gewisse Mittelbehörden nöthig sind, liegt am Tage. Zuerst die Behörden des Provinzialsystems. Wo man einzelne Theile des Staats als abgesonderte Provinzen zu behandeln genöthigt ist, da bildet sich die Zwischenregierung von selbst. Aber diese tritt dann in den meisten Fällen ganz an die Stelle der Centralbehörde und sucht diese für die Bewohner der Provinzen zu ersetzen. Die Centralbehörde bleibt hier nur noch als letzter Rückhalt, etwa wie über den Ministern noch der Regent steht. Nur gewisse, die höchsten Rechte hat sie sich vorbehalten, und nur in seltenen Fällen wenden sich einzelne Einwohner der Provinz mit Recursachen an sie. Diese Behörden stehen in der Mitte zwischen Provinz und Regierung. Aber sie sollen es insofern nicht, als auch sie, um ihre eigentliche Bestimmung wahrhaft zu erfüllen, die Centralbehörde, so weit es möglich und nöthig ist, vollkommen ersetzen sollen. Sie sollen den Unterthanen den weiten Weg in

die Residenz, den Oberbehörden die Schwierigkeit der Localunterstützung ersparen. Alles, bei dem es möglich und wünschenswerth ist, daß es die Centralbehörde selbst unterzeuge, das kann bei der heutigen Schnelle der Communication auch hier unmittelbar an die Centralbehörde gebracht werden und bedarf nicht erst eines Zwischenpostens.

(Der Beschluß folgt.)

Memoria a cerca de la ereccion y progresos de la Junta de comercio de Cataluña y de su casa Lonja, que por disposicion de la misma Junta ha redactado Don Luis Bordas. Va adornado con una lamina fina. Barcelona 1837.

Europa soll nach der Landkarte wie eine sitzende Jungfrau aussehen und ihren Kopf die pyrenäische Halbinsel vorstellen. Ein solcher Witzwort aber, wie in dem armen Kopfe seit fast vier Jahren, ist, Gott Lob, wol noch in keinem jungfräulichen gewesen, und wenn Alles, was von dorthier kommt, so langweilig wäre wie die telegraphischen Depeschen im „Moniteur universel“ und die Bulletins der feindlichen Armeen, so hätten wir wahrlich keine Feder angelegt, um dem Bäcklein des Hrn. Bordas einen Empfehlungsbrief zu schreiben. Dieses macht aber eine ehrenvolle Ausnahme, und so wird es uns hoffentlich nicht schwer werden, ihn mit etlichen Federzügen bei unsern Lesern mehr Credit zu verschaffen, als kaum ganz Spanien bei ihnen haben wird.

Wer unter unsern gelehrten Lesern des Spanischen mächtig ist, der möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir vorerst bemerken, daß „Junta de comercio“ frei übersetzt „Vorstand der Corporation der Kaufmannschaft“ und „su casa Lonja“ wörtlich „ihre Börse“ bedeutet. Mehr sei aber auch zum Verständniß des Titels nicht gesagt, sonst wäre der Ref. gewiß der Letzte, der herausbrächte, daß wir eine historisch-statistische Abhandlung über die Gründung und Erweiterung beider, der Corporation und der Börse, vor uns haben, die der Hr. Verf. auf Veranlassung der ersten schrieb. Sie soll aber nur die Vorläuferin eines ausführlicheren wissenschaftlichen Werkes über denselben Gegenstand sein, das ebenfalls auf Veranlassung der Junta wird herausgegeben werden. Wann und von wem, das erfahren wir diesmal noch nicht, und so wird es um so mehr der Mühe werth sein, einstweilen das vorliegende mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Es besteht aus drei Capiteln, einem Anhang von historischen Notizen und Zusätzen, dem Katalog der Gemäldesammlung der Börse und kurzen Lebensnachrichten über die in eben dem Katalog erwähnten Maler.

Das erste Capitel enthält die Geschichte des catalonischen Handels nach ihren Hauptbegebenheiten. Es wird kurz des berühmten Tempels gedacht, der in Barcelona, der amoenitas sedes ditium, in alter Zeit dem Neptun geweiht war und dessen sich später der Erzengel Michael bemächtigte, um daraus einen christlichen zu machen, der dort noch heute unweit des Rathhauses dasteht, wie ihn die Engel 1147 sollen wiedererbaut haben. *) Gewissere Nachrichten aber bringt uns Benjamin von Tudela, der schon im 12. Jahrhundert Barcelona blühend und mächtig fand. Noch hundert Jahre später gibt Don Jaime I. el Conquistador, König von Aragon, seiner Stadt Barcelona eine Municipalverfassung, bekannt unter dem Namen: Rath der Hundert (consejo de ciento), und das königliche Archiv daselbst bewahrt noch jetzt die Urkunde über das ihr damals bewilligte Privilegium auf. **) Diesem nach waren

*) Vergl. Florez's „España sagrada“. Th. 29. S. 11.

**) Über das Datum der Urkunde findet sich eine große Differenz in den Angaben des Herrn Bordas und des Herrn de Bofarull in seinem Werke: „Los condes de Barcelona vindicados“ (2 Bände, Barcelona 1836). Jener gibt dafür den Februar 1257, dieser (a. a. O., II, 230, 240) den 8. November 1274 an. Die letztere Angabe scheint die zuverlässigere zu sein.

alle rechtlichen Bürger der Stadt *) befugt, aus ihrer Mitte fünf zu wählen, die der bestehenden Obrigkeit, dem Beguer (vicario) und dem Baile als Räte (concelleres) zugefügt, vereidigt und verpflichtet wurden, sich jeden Dienstag und Samstag zu versammeln. **) Der Beguer, der Baile und die fünf Räte hatten alsdann gemeinschaftlich hundert ehrenwerthe Männer auf ein Jahr zu wählen und zu vereidigen, daß sie den Beguer und den Baile in der Verwaltung ihrer Ämter unterstützen, daß sie, sobald sie berufen würden, an den Beratungen Theil nehmen und daß sie von den gepflogenen Verhandlungen schweigen wollten. Die Geschworenen kamen außerdem jährlich am Andreastage zusammen und wählten zwölf aus ihrer Mitte, welche dann ihrerseits die fünf Municipalräthe ernannten, und diese wiederum die hundert Geschworenen und so fort zehn Jahre lang, nach deren Ablauf die Wahl wie im ersten vor sich ging. Schon gleich anfangs besetzte der Kaufmannstand im Rath der Geschworenen 26 Plätze und einen im Municipalrath; und hiermit gab diese Einrichtung den ersten Anstoß zu der spätern Organisation der Junta.

Auch zu einem Gesetzbuche für die Verwaltung ward schon 1258 der erste Grund gelegt, durch 21 Artikel nämlich, entworfen von den prohombres del mar, die eine Art von Consulargewalt hatten, und bestätigt von dem Könige Jaime I. laut einer Urkunde vom 25. September desselben Jahres. Das städtische Archiv in Barcelona bewahrt außerdem noch zwei Gesetzsammlungen der Art auf, die den Titel: „Bolsa de concells, ordinacions y lletres“ führen, und von denen die erste die Jahre 1301—3, die zweite 1326 und 1327 umfaßt. Hier sind schon die beiden consules del mar ausdrücklich erwähnt, die Don Pedro III. von Aragon laut königl. Privilegiums vom 20. Juli 1279 der Kaufmannschaft von Barcelona durch Stimmenmehrheit auf Lebensfrist aus ihrer Mitte zu wählen erlaubte; doch mußten sie in die Hände der Municipalbehörde den Amtseid ablegen, der sie verpflichtete, den Verordnungen derselben gewissenhaft Folge zu leisten. Späterhin scheinen sogar die beiden Consulen gradezu von der Municipalbehörde ernannt worden zu sein, und als Don Pedro IV. laut einer Ordonnanz vom 23. März 1347 ein förmliches Handelsgericht (Juzgado del consulado del mar) einsetzte, so geschah dies mit Vorbehalt der Prerogative der Municipalgewalt, die beiden Consulen zu ernennen. Die Wahl mußte allemal den 25. April geschehen, und als Arnaldo Ferrer 1370 an einem andern Tage war ernannt worden, bedurfte es für ihn einer königlichen Bestätigung, in der es hieß: „Electionem de vobis dicto Arnaldo Ferreri, factum in Consulem dictae civitatis una cum dicto Petro de Gallineris; quamvis dicta die Sancti Marchi facta non fuerit ex certa scientia presentes serie confirmamus, laudamus eamque valere et tenere ac si die praedicta facta fuisset.“

Durch eine zweite Verordnung vom 27. September 1354 ward die Gerichtsbarkeit des Consuls von Barcelona über die ganze catalonische Küste ausgedehnt, und eine dritte, vom 26. Juli 1380 erklärte, daß von demselben ferner keine Appellation stattfinden, und daß die Entscheidungen des Appellationsrichters die Kraft einer Ordonnanz des Königs oder des Kronprinzen haben sollen. ***) Don Juan I. verlieh den Consulen laut königl. Privilegiums vom 22. April 1394 das Recht, sich einen Commerzienrath (consejo de comerciantes) von 20 Kaufleuten zu wählen, die mit der Administration und Ökonomie der Corporation beauftragt sein sollten, und bewilligte ihnen endlich noch das Einkommen der Zölle, die von den eingeführten Waaren erhoben wurden, damit es zur Beförderung des

vaterländischen Handels, zur Unterhaltung des Börsegebäudes und zur Besoldung der Beamten verwandt würde. Das Recht, diese Abgaben zu erheben, hieß periaje für imperiaje s. v. a. señoreaje.

Die Veränderungen, welche Ferdinand der Katholische mit der Municipalverfassung von Barcelona vornahm, hatten auch auf die Organisation der Kaufmannschaft Einfluß. Es wurde fortan ein consul militar und ein consul mercader ernannt; jener von dem Adel, den Rittern, den angesehenen Bürgern, den Doctoren der Rechte und der Medicin; dieser von den immatriculirten Kaufleuten. Immatriculirt waren nämlich nicht alle; wer es werden wollte, hatte nachzuweisen: 1) daß er wirklich kaufmännische Geschäfte machte; 2) eine ehrliche Geburt und Herkunft von väterlicher wie von mütterlicher Seite; und 3) daß er innerhalb der Grenzen von Catalonien geboren war. Immatriculirt wurde jedes Jahr ein Mal, mit vielen Formalitäten und nach einem doppelten Scrutinium, zuerst in dem Commerzcollegium, dann in dem Municipalcollegium, und wenn der Candidat zwei Drittheile der Stimmen in beiden erhielt, so war er Mitglied der Corporation und seine Inscription wurde ihm von dem ersten Stadtsecretair (escribano mayor de la ciudad) bescheinigt. Die beiden Consulen wurden wie vor dem vereidigt und zwar auf dem Rathhause (casa de la ciudad). Die designirten Consulen pflegten sich zu Pferde dorthin zu begeben, begleitet von einer Anzahl Ritter von dem vornehmsten Adel der Stadt, wie aus noch jetzt in Barcelona vorhandenen Urkunden zu ersehen ist. Nach den beiden Consulen kamen der neuen Einrichtung zufolge zwei Defendebdores, welche die Einkünfte der Corporation einzuziehen, die Gehalte zu zahlen und dabei über die Rechte und Privilegien derselben zu wachen hatten. Daher der Titel. Sie hatten Sitz und Stimme im Rath der Zwanzig. Nach diesen kamen noch die Advocaten (abogados) des Consuls, der Syndicus (sindico de la Lonja) und endlich die Schlichter der Börse und die Zollinspectoren (porteros y guardas del derecho de imperiaje). Alle zusammen bildeten den cuerpo politico del consulado del mar de Barcelona.

In dieser Gestalt, außer daß zu den alten Privilegien noch hin und wieder ein neues hinzukam, dauerten dieselben fort, bis während des Bürgerkrieges nach Karl II. Tode und über der Uneinigkeit der Einwohner von Barcelona untereinander der Handel Cataloniens verfiel und Barcelona selbst 1714 seine Vorrechte und Privilegien (fueros y privilegios), Communalgüter und Einkünfte an die Krone verlor. Erst Ferdinand VI. nahm sich der unglücklichen Provinz wieder an. Er stellte 1) durch eine Ordonnanz vom 16. März 1758 die Corporation der Kaufmannschaft (cuerpo de comerciantes) wieder her und setzte die Bedingungen fest, unter denen man zur Immatriculation zugelassen werden konnte; er errichtete 2) ein neues Consulat, das aus drei Consulen, einem Appellationsrichter (Juez de apelaciones oder alzadas) und zwei Advocaten bestehen sollte. Dazu kam 3) die junta de comercio mit zwölf Mitgliedern, den drei Consulen nämlich, zwei Rittergutsbesitzern mit der Obliegenheit, die Interessen des Ackerbaues wahrzunehmen, sechs Kaufleuten und einem Secretair. Der Intendant von Catalonien war als solcher Präsident der Junta. Er schlug zu jedem der obgedachten Ämter sechs Candidaten vor; die Junta wählte darunter drei, die Corporation ordnete sie gradatim und die junta general bewirkte endlich die königlichen Mandate zur besondern Bestätigung jeder einzelnen Wahl.

Wir übergehen spätere, weniger wesentliche Veränderungen, wie die Ernennung eines Schatzmeisters (tesorero), eines Rechnungsführers (contador) u. s. w., und erwähnen nur, daß unter Ferdinand VII. bei der Bekanntmachung der Supplemente zu dem Handelsrechte das Consulat durch ein besonderes, von der Junta unabhängiges Handelstribunal ersetzt wurde.

Gegenwärtig besteht die junta de comercio de Barcelona aus 14 stimmbfähigen Mitgliedern und einem Secretair, der von der Regierung ernannt wird. Der Intendant der Provinz

*) Todos los hombres de probada.

**) Para tratar y disponer todo lo mas conveniente a la utilidad publica y fidelidad del rey.

***) Que no se ad metiesen recursos de las sentencias dados por el consulado del mar de Barcelona y que los fallos del juez de apelaciones debian mirarse como sentencias del mismo rey ó de su primogenito.

(el señor gefe superior de la provincia Barcelona) ist, als solcher, Präsident der Junta. Zum Vicepräsidenten hat er alljährig dem Ministerium ein Mitglied derselben vorzuschlagen, dessen Wahl der König erst bestätigen muß. Die Junta ernannt alle ihre Unterbeamten *) selbst. Die Mitglieder derselben aber werden von dem Intendanten vorgeschlagen und von dem Ministerium bestätigt. Sie werden seit 1830 nur auf zwei und nicht wie früher auf vier Jahre erwählt. Vier active und zwei Ehrenbeamte bilden das Bureau (secretaria). Die tesoreria und contaduria sind seit 1834 nicht bloß bei der Junta von Barcelona, sondern in ganz Spanien aufgehoben. Eine besondere Commission ist niedergelegt für die Handelssubsidien (subsidio de comercio), die aus sechs Mitgliedern besteht. Der Einfuhrzoll (el derecho de perage) beträgt gegenwärtig $2\frac{1}{2}$ Procent von Früchten, rohen Producten und Fabricaten, sie mögen aus Spanien oder vom Auslande her in die Provinz eingeführt werden. Die Erhebung der Abgabe ist Sache des Staats, und die Junta hat nur einen Bevollmächtigten bei dem Zoll. Die eine Hälfte der Einnahme wird laut königlicher Verordnung auf die Hafengebühren, die andere zur Unterhaltung des Börsegebäudes, zur Befolgung der Beamten und vorzugsweise zur Beförderung der Industrie, des Ackerbaus und des Handels verwendet.

Die Lösung dieser schönen Aufgabe wird nach einem in der That großartigen Plane versucht. Die Junta hat nämlich seit 1769 an der Errichtung einer großen Realschule gearbeitet, die jetzt zu den bedeutendsten überhaupt gehören dürfte. Sie eröffnet besondere Vorträge für Natur, reine Mathematik, Experimentalphysik, Tachygraphie, angewandte Chemie, Staatswissenschaft, theoretische und praktische Landwirtschaft mit Botanik, praktische Mechanik, angewandte Arithmetik und Geometrie, kaufmännisches Rechnen und doppelte Buchhaltung, Schiffsbaukunst, englische, italienische und französische Sprache. Hiermit vereint ist eine Kunstakademie für Malerei, Sculptur und Architectur in größter Vollständigkeit. Behufs des Unterrichts besitzt die Schule alle nöthigen Instrumente und Sammlungen; die Navigationschule hat selbst ein Kriegsschiff von 74 Kanonen zu ihrer Verfügung für die praktischen Übungen ihrer Schüler. Die Kunstakademie besitzt eine schöne Sammlung von Vorlegeblättern und Modellen aller Art und die Classe für Malerei eine eigne kleine Gemäldegalerie von 54 Nummern.

Außerdem befindet sich in der Börse noch eine größere Galerie von 115 Gemälden, in welcher auch die Modelle der sechs kolossalen Säulen in Barcelona, die Einige für Reste eines Periklestempels aus der Zeit der Karthager, Andere für Ruinen seines Grabes oder eines Trajaneums des Königs Hispan, Akauf u. erklärt haben, aufgestellt sind. Sie haben in dieser Zeit die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher von Barcelona von neuem auf sich gezogen. Don Prospero de Bosarull theilt in seinem oben citirten Werk: „Los condes de Barcelona (II, 282), eine Schenkungsacte vom Könige Juan I. von Aragon (1387—96) mit, worin er dem Schneider seiner Gemahlin Violante, Juan de Pomar, aus Erkenntlichkeit für seine Dienste in der Nähe der erwähnten Säulen ein Grundstück verleiht **),

*) Un alguacil, un portero, el mayordomo de la casa Lonja, el agente en la corte etc.

**) Die Urkunde beginnt mit den Worten: „Nos Johannes, Rex Aragonie etc. Quoniam grata et accepta servicia per vos fidelem nostrum Johannem de Pomar sariozem Illustris Yolande Regine Aragonie consortis nostre carissime civem Barchinone eidem Regine promptissimo animo impensa fuerunt et que cotidie impendantur quoque ac si prestarentur et nobis insidant cordi nostro ad ista merita nos inducant; tenore presentis rescripti cunctis temporibus valituri in aliqualem remunerationem servitorum ante dietorum damus et concedimus etc.“

und diese werden darin als aus der Regierungszeit des vorigen Königs Don Pedro III. el Ceremonioso (1335—87) herrührend angesehen. Don Antonio Gelles, Professor der Architektur an der Kunstakademie der Casa Lonja, dem nebst Don José Mariano de Gabanes, Mitglied der Junta, die Leitung der Nachgrabungen übertragen war, welche die Junta 1836 bei jenen Ruinen anstellen ließ, beharrt bei der Meinung, daß die sechs Säulen aus der Zeit der Karthager herrühren müßten. Er hat bereits 1835 eine Abhandlung zur Vertheidigung seiner Ansicht herausgegeben und bereitet jetzt ein größeres Werk darüber vor.

Die Junta unterstützt ferner die Forschungen zweier Freunde der Alterthumskunde, Don Andres Avelino Pi und Don José Oriol, über die Mauern des alten Barcelona, und es ist ihr bereits von den beiden Herren ein sorgfältig gearbeiteter und detaillirter Plan davon vorgelegt worden, der, mit einem Commentar begleitet, unter denselben Auspicien im Druck erscheinen soll.

Die Junta verwendet jährlich mehr als 10,000 Realen zu Prämien und Gratifikationen in der Kunstakademie. Alle zwei Jahre halten sämtliche Schulen nacheinander ein öffentliches Examen, wobei nach dem Vorschlage der Lehrer Schüler, die sich auszeichnen, ebenfalls Preise erteilt werden. Den Schülern der Kunstakademie sind außerdem Stipendien ausgesetzt, zum Gesammtbetrage von 23,000 Realen jährlich, damit sie zur Fortsetzung ihrer Studien auf einige Zeit nach Madrid oder in das Ausland gehen können. Seit 1828 ferner veranstaltet sie Ausstellungen von Producten der Industrie. Sie begann schon 1815 auf ihre Kosten eine Zeitschrift für Ackerbau und Industrie herauszugeben. Die Einführung der Gasbeleuchtung in Barcelona ist ebenfalls ihr Werk, und seit Kurzem werden auf ihren Betrieb Versuche zur Anlage artesischer Brunnen gemacht. Alles dieses sind Thatfachen von solchem Gewicht, daß sie in einer Zeit, wie die Gegenwart für Spanien ist, die das Land fast einem allgemeinen Mitleid preisgibt, das Interesse des Auslandes auf sich und ihre Urheber lenken müssen, selbst wenn der Patriotismus dem interessanten Gemälde des Hrn. Borbas, das unsere Leser nunmehr seinen Hauptpartien nach kennen, lebhaftere Farben sollte gegeben haben, als wir bei näherer Anschauung an dem Original vielleicht entdecken würden. Der Gelegenheit zu dieser Vergleichung hat, der wird auch die architektonische Beschreibung der Börse mit einer Abbildung derselben, der auf dem Titel erwähnten lamina fina, im zweiten Capitel, und was im dritten über den Kugen der Junta gesagt ist, besser als wir beurtheilen können. Der Hr. Verf. macht übrigens keinen Anspruch darauf, seinen Gegenstand erschöpfend zu haben, sonst hätten wir uns vor Allem noch eine Übersicht der nur selten berührten Finanzverhältnisse der Junta von ihm ausbitten müssen.

59.

Literarische Notiz.

Der „Ausruf in Sachen Griechenlands an seine Freunde und an das gebildete Deutschland zur Gründung eines großen Panphilhellenions“ (Stralsund) ist nicht nur gut gemeint und auf reifliche Prüfung der Verhältnisse gegründet, sondern er verdient auch um so mehr thätliche Beachtung, als der Ausruf der Förderung des unbekannten, aber namentlich mit Griechenlands innern Hülfquellen vertrauten Verf. auch genügt und dessen Hauptzweck, die Beförderung der Cultur und Civilisation des Landes und Volkes, gar wohl erreicht werden kann. Es heißt hier im wahren Sinne des Wortes: Hic Rhodus, hic salta! Der Ausruf ist zunächst an die ehemaligen Griechenvereine Deutschlands und der Schweiz gerichtet, und der Plan des zu gründenden Panphilhellenions ist zugleich näher angedeutet worden. Möge jener den gehörigen Anklang und dieser, wie er es verdient, die weitere Ausführung finden!

25.

Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik von Friedrich Bülow.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Endlich bilden sich naturgemäß Mittelbehörden aus den Specialbehörden für einzelne Verwaltungszweige. Solche sind für alle Theile der Administration zu errichten, die eines selbständigen Lebens fähig und bedürftig sind und zu ihrer Leistung Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordern, die dem höhern Chef des Gesamtzweiges, dem sie sich unterordnen, in ihrer Specialität nicht nöthig sind. Es ist die Summe aller Staatsrechte, aller Staatsweisheit, aller Staatswirtschaft und aller Finanzkunst: daß der Staat nichts thun soll, was er nicht seiner Bestimmung nach thun muß. Er soll nur darin handeln, nur Das betreiben, was Pflicht für ihn ist, und überall lieber zu wenig als zu viel thun.

Für die Einzelnen im Volke, für die tägliche und örtliche Freiheit und Wohlfahrt sind die Localbehörden die wichtigsten. Von der Art, wie diese das Gesetz gegen sie geltend machen, wie sie ihre Angelegenheiten auffassen und aufnehmen, hängt oft ihr ganzes Lebensglück, öfter ihre sorglosere oder sorgfreiere Stellung, am öftersten ihre Zufriedenheit mit dem Staate ab. Das Gesetz kann nur allgemeine Classen von Fällen berühren und wirkt allemal nachtheilig, wenn ein Fall unter solchen Classen subsumirt wird, der nicht dahin gehört, den das Gesetz nicht vorgesehen hat und nicht vorsehen konnte. Häufig sind Fälle, wo die Strenge des Buchstabens zur Ungerechtigkeit, zur Härte wird und größeres Unheil stiftet als gänzlichliches Schweigen des Gesetzes. Man wird nicht zum Ziele kommen, wenn man nicht auf Mittel denkt, die Willkür zum Bösen zu verhindern, ohne die Willkür zum Guten zu beschränken. Endlich wirken die strengsten Controllen nicht, wenn sie nicht durch organische Einflüsse unterstützt werden, und wo die Letztern in voller Stärke sich zeigen, werden die Ersteren fast entbehrlich. Ein guter Geist im Beamtenstande ist besser als alle Controllen und wird durch die Controllen, durch Mißtrauen und Entmuthigung eher ersiekt als belebt. Nun wird aber dieser gute Geist, so viel die Beziehung der Beamten zum Staate betrifft, wesentlich durch ihre günstige Stellung zum Staate vermittelt; was aber das bei den Localbeamten besonders wichtige Verhältnis desselben zum Volke, was den Wunsch betrifft, eine mehr dem Geiste als dem Buchstaben des Gesetzes entsprechende Anwendung desselben zu vermitteln und dem Volke in seinen Beamten selbst Berater, Freunde, Vertreter und Beschützer zu geben, durch Verflechtung ihres Interesses mit dem des Volks.

Mit Recht sagt der Verf.: „Das constitutionnelle Leben erlangt erst dann seinen Werth, wenn das Volks- und Staatsleben in ihm einen höhern und schöneren Charakter bekommt als in einem auch gut regierten, unumschränkten Staate. Die Verfassungen werden die Blätter nicht auf die Dauer befriedigen, wenn sie unter großen Kosten und Umständen nichts

Wesentliches weiter leisten, als daß sie grobe Mißbräuche, wahrhaftige Expresungen und völlig verkehrte Unternehmungen unmöglich machen, einigen Volkswünschen eine warme Bevortwortung verschaffen und das Dunkel der Staatshandlungen etwas lichten. Die Volksvertretung ist nur Mittel zum Zweck, die constitutionnelle Verfassung weniger um ihrer selbst, als um ihrer Folgerungen willen ersehnt worden. Diese bestehen aber zunächst in einer höhern Stellung des Volks im Allgemeinen; in einem Regierungssystem, was das Gute sich mehr aus dem Volke entwickeln läßt, als es ihm aufbringt; was die wahrhaften Rechte des Staats um so kräftiger handhabt, je weniger es Rechte in Anspruch nimmt; was das Volk mit dem Staate versöhnt, indem es Jedem, der in seiner Art ein Gewicht hat im Volke, eine Stellung zu geben weiß, die ihn in das Interesse, nicht grade der Regierung, aber des Staats zieht; indem es sich mit aus dem Leben selbst erwachenden Institutionen umringt, die sich täglich dem Volke wohlthätig beweisen, ihm täglich die Überzeugung aufdringen, daß der Staat nichts dem Volke Entgegengesetztes, von ihm Getrenntes sein könne, und nur das Gute und Rechte von ihm zu erwarten sei; indem es endlich die drückendsten und bedenklichsten Functionen des Staats und namentlich Alles, was unmittelbar in das gewöhnliche Treiben des Volks eingreift, auf die volksthümlichste Weise verrichten läßt und, statt einer abgeordneten Beamtenlaste ausschließlich alles Regiment zu vertrauen, die öffentlichen Functionen so mit dem Volke zu verweben weiß, daß der Gedanke gar nicht erwachen kann, man stehe unter einer fremden, drückenden Gewalt, und nur in dem Umsturz aller Obrigkeit und öffentlichen Autorität könne die Rettung sein.“

Man erkennt auch allgemein die Nothwendigkeit einer Unabhängigkeit der Gerichte an. Damit ist nicht bloß gemeint, daß ein in directen Anweisungen sich äußernder Einfluß der Regierungen auf den materiellen Inhalt der Urtheile ausgeschlossen, also dafür gesorgt sein soll, daß die gesetzgebende Behörde nicht zur richtenden werde und nicht das Cabinet oder das Bureau die Justiz übe; das versteht sich von selbst. Aber es soll eine Unabhängigkeit der Richter von höhern Einflüssen begründet werden; sie sollen frei sein nicht nur von klar ausgesprochenen Anmuthungen, sondern auch von den geheimen Einwirkungen, die Rücksichten auf Menschengunst, auf äußere Vortheile, auf die Sicherung ihrer Existenz vielleicht ausüben könnten. Die Einführung der Schwurgerichte, wo solche noch nicht bestehen, empfiehlt der Verf. aus den triftigsten, unumstößlichsten Gründen, setzt aber dabei hinzu: „überhaupt die ganze Jury oder keine Jury. Alle Versuche mit Übergängen, halben Maßregeln u. s. w. sind mißlungen. Ein stehendes Tribunal einsetzen und diesem aufgeben, nach moralischer Überzeugung zu urtheilen, würde zum wahren Despotismus führen. Es würde auch in der That nicht gelingen, und die gelehrten Richter würden sich doch wieder Grundsätze formiren, nach denen sie in der Regel verfahren. So würde ein unfeliges Gemisch von Rechtsstrenge und Willkür entstehen.“ Der ganze „Die Ge-

richte" überschriebene Abschnitt ist, wie Alles in diesem trefflichen Werke inhaltsschwer und verdient mit gespannter Aufmerksamkeit studirt zu werden. Der Verf. ist ein wahrer, mit allen Waffen der Wissenschaft und Vernunft kräftig gerüsteter, tief denkender und fühlender Menschenfreund, dabei aber von allen Despotismen fern.

In dem „Staat und Gemeinde“ überschriebenen Abschnitt sagt der Verf. nach vielen vorhergegangenen Erörterungen, zuletzt folgende zu beherzigende Worte: „Meine Meinung über die Stellung der Gemeinde zum Staate ist also: Der Staat soll die Gemeindeangelegenheiten von allem nicht zu ihrem nächsten Begriffe Gehörigen mit Strenge sondern; die erstern dem freien Ermessen vollständig constituirter Gemeindegewalten, die letztern theils den speciell Betheiligten überlassen, theils sich und seinen Beamten vindiciren. Will er das nicht, und will er vielmehr die Gemeindebehörden noch ferner zur Beforgung von Angelegenheiten gebrauchen, die nicht reine Gemeindeangelegenheiten sind, so soll er darnach streben, diese Angelegenheiten zu reinen Gemeindeangelegenheiten werden zu lassen. Dies wird auf organischem Wege vermittelt, indem solche Punkte völlig dem Ermessen der Gemeinde überlassen werden, der Staat sich begnügt, wenn die Leistung erfolgt, ohne sich darum zu bekümmern, auf welchem Wege sie hergestellt wurde. Ein Schiedsrichteramts bei Recursen, die von einzelnen Gemeindegliedern an ihn gebracht werden, muß ihm auch dann noch bleiben“ u. s. w.

Die Gemeinde ist ein aus der Gemeinschaftlichkeit des örtlichen Wohnsitzes entstandenes Verhältniß unter den Volksgenossen. Gemeindeangelegenheiten sind diejenigen, welche aus der Idee der Gemeinde selbst fließen, welche wesentlich von der Gemeinschaftlichkeit des örtlichen Wohnsitzes bedingt werden. Ständen die Gemeinden ganz isolirt nebeneinander da, so würden sie Gemeinde und Staat zugleich, oder eigentlich nur das Letztere sein; sie würden dann alle öffentlichen Beziehungen der Einzelnen umfassen. Da aber über den Gemeinden ein Staat besteht und die wichtigsten Gemeininteressen der Staatsbürger bei ihm, bei seiner für alle Gemeinden gemeinsamen Gesetzgebung, seinen den Zwecken Aller gewidmeten Anstalten ihren Schutz und ihre Förderung suchen, so fällt der wichtigste Theil der öffentlichen Sorge aus dem Bereich der Gemeinden hinweg. Was im Staate seinen Grund findet, das braucht im Innern der Gemeinden nicht durch die Gemeinden selbst gelöst zu werden, sondern es verlangt nur, daß es für die Gemeinden und mit Rücksicht auf die örtlichen Eigentümlichkeiten erfolge. Aus der Idee der Gemeinde fließt also: daß die Gemeinde die aus der Natur ihres gemeinschaftlichen Wohnsitzes hervorgehenden Rücksichten, daß sie ihre besondern Rechte und Interessen gegen die allgemeinen Schritte des Staats geltend machen könne; daß sie ein zur Bertheiligung der aus der Natur des gemeinschaftlichen Wohnsitzes entspringenden Interessen organisirter und verträtener Körper sei.

Nicht alle Beziehungen, welche mehre Familien gemeinschaftlich umschließen, fallen deshalb in die Kategorie der öffentlichen Zwecke. Manche, wofür eine gemeinschaftliche Anordnung nöthig ist, berührt nur einzelne Betheiligte. Hier ist dann in der Regel das Recht des freien Vertrags, und nur in gewissen Fällen gibt der Staat ein Zwangsrecht zur Vertragsgründung: da nämlich, wo der Widerspruch des Einen die Gründung eines für alle Theile vortheilhaften und zugleich in seiner Nachwirkung einem gemeinsamen Landesinteresse wichtigen Verhältnisses aufhält. Anderes berührt alle durch das Band eines gemeinschaftlichen Wohnsitzes Vereinigte. Die Nebeneinanderwohnenden haben ein Recht, zu verlangen, daß Keiner die Andern in der geregelten Benutzung ihres gemeinschaftlichen Wohnsitzes hindere; daß aber auch Jeder das Seine dazu beitrage, diesen Wohnsitz für Alle wohllich zu machen. Der Staat bekümmert sich um alle die Angelegenheiten nicht, bei denen es für seine Interessen ganz gleichgültig ist, ob und wie in den einzelnen Gemeinden dafür gesorgt werde, oder wo doch ein viel stärkeres Interesse als das seine die Gemeinden selbst

zu' deren Förderung treibt, so daß er diesem stärkeren Interesse ruhig vertrauen kann. Nur Das ist seine Sache, was, wenn es in der einzelnen Commune vernachlässigt würde, den Interessen der außer der Commune lebenden Staatsgenossen, den andern Communen und ihm selbst gefährlich werden könnte. Dahin aber gehört Alles, was auf allgemeiner Gesetzgebung beruht, deren Verletzung an sich schon ein Anheil für das Ganze sein kann. Was dagegen wahrhaft nur die Interessen der Gemeinde als solcher berührt, das mag sie allein besorgen. Da aber ihr Verhältniß kein vollkommen freies, sondern eben von der Thatfache der Gemeinschaftlichkeit des Wohnsitzes beherrscht ist, so muß ihr ein gewisses Zwangsrecht gegen ihre Mitglieber zustehen, wodurch sie diese anhalten kann, das Ihrige dazu beizutragen, um sowohl Störungen des nachbarlichen Verhältnisses und örtliche Gefahren für die Bessamenwohnenden zu verhindern, als auch die Anstalten zu erhalten, durch welche Wahrheit für Alle der Wohnsitz wohllicher gemacht wird. Den Mißbrauch dieses Zwangsrechts zu verhüten, ist Aufgabe der Gemeindefunctionen und im Fall des Recursverfahrens Aufgabe des Staats.

Der dem Referenten in d. Bl. gestattete Raum machte es ihm nur möglich, die leitenden Ideen und Grundsätze des ehrenwerthen Verfassers kurz anzugeben; er hofft aber, daß dies hinlänglich sei, um einen Jeden, der dieses inhaltreiche Werk noch nicht gesehen, auf dasselbe aufmerksam zu machen. Gewiß wird kein Gebildeter, dem das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit am Herzen liegt, dasselbe aus der Hand legen, ohne vielfache Belehrung gewonnen zu haben und ohne an vielen Punkten zum ernstlichen Nachdenken und Prüfen sich veranlaßt zu finden.

60.

Romanenliteratur.

1. Der Hofmann. Novelle von Hermann Freiherrn von Friesen. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 18 Gr.

Die sich aufopfernde Treue eines Vasallen und Staatsdieners gegen seinen angeborenen Herrn wäre nicht unerhört, wenn nur nicht das Verschweigen von Dem, was er that, so sehr auf Schrauben gestellt wäre und ihn sogar in den Augen seiner frühern Braut verdächtigte. Es wäre vielleicht besser gewesen, die Erzählung in eine unbestimmte Zeit hinauszurücken; aber freilich wären wir dann um geistreiche Betrachtungen über die Bewegungen, das Streben, die Thorheiten unserer Tage, über Ansichten der Literatur gekommen, und das wiegt wieder auf, was in einem so geraden und verständigen Charakter wie der des treuen Dieners und als phantastisch nicht anmuthet. Der Verf. treibt keinen Göddienst mit einst hochgefeierten Dichtern, welche ein jüngeres Geschlecht in den Staub treten möchte, aber er erkennt ihren Genius, wie er denn überhaupt zu der gemäßigten Partei gehört, die recht wohl von lebhaftem Ideenflug, ohne Regelzwang und steifes Verharren an dem Hergebrachten sein kann. Der Hofmann ist ein junger Günstling des Nachfolgers jenes Fürsten, der in der Verbannung lebte, er ist kein Schaubild von Rücksichtslosigkeit, wie eine Zeit lang die Postente auf der Bühne und im Roman sein mußten, nur vorschnellig im Urtheil und den Launen seines Geistes noch freudiger nachlebend als seinen edlern Entschlüssen.

2. Morondanga. Novellen von Fr. Wentz. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 22 Gr.

Abermals ein Günstling, aber von schwererm Kaliber als voriger. Er hegt verrätherische Absichten gegen die Fürstin, die seine Neigung trotz Dem, was sie für ihn fühlt, zurückweist. Der Fürst hält ihn für schuldiger als er ist, begnadigt ihn, er verschwindet spurlos; eine Fortsetzung wäre denkbar, eigentlich nothwendig. „Die Pietisten“ zeigen die Umtriebe dieser Sekte, unter deren Maske sich nur zu oft die unlautersten Absichten bergen. Die Heuchler und Finklerlinge, denen kein Mittel zu niedrig ist, ihre Zwecke zu erreichen, stehen in Erwägung

des Schöbels, den sie stifteten, an moralischem Werth tief unter offenkundigen Schelmen. „Die Seeräuber“, ein Wiederfinden auf der See, wollten nicht besser scheinen, als sie sind, ihre unerlöschlichen Thaten machen sie nicht zu verkorkten Sündern, unfähig der Reue und wahrer Gefühle für Liebe und Freundschaft.

3. Prüfungen von Julie von Großmann. Buzlau, Ap. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

enthalten zwei Novellen nach Frauenweise, die Entfugung, Geduld und ähnliche weibliche Tugenden mit Anmuth und ohne Predigerton lehren. In der ersten: „Fortunata und Felicitas“, waltet die Nemesis: die Übermüthige, Herzlose wird gedemüthigt, die Niederbeugte, Wohlthätige wird erhoben.

4. Phantasmagorien von A. Gohnfeld. Berlin, Geyssenhart. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Titel bebingt ein buntes Allerlei; das Aushängegeschild läßt nicht: Novellen und Verse, in Romanen: und Chronikenton, etwas fürs Herz, Einiges für die Phantasie, recht viel für die, welche einen wohlfeilen, mitunter lustigen Spas lieben, welcher denn auch der Würze der Zweideutigkeit nicht entbehrt. Das Neueste an der Sache ist, daß in den drei Novellen: „Der Sonderling“, „Der unglückliche Komödiendichter“ und „Der unglückliche Novellist“, die Verliebungen nur so obenhin vorkommen, und daß der Komödiendichter seine zärtlichen Flammen zwischen seinen Geisteskindern und — seiner Frau theilt.

5. Das Brevier der heiligen Mesalla. Blätter aus dem Leben eines Phantasten, herausgegeben von Karl Uchner. Neuhaldensleben, Geyraud. 1837. 8. 20 Gr.

Der Titel könnte zu der Meinung verleiten, das „Brevier“ enthalte Blätter voll von andächtiger Schwärmerei, abenteuerlicher Liebesglut, oder auch Spott und Satire. Mit nichten, es bietet Briefe, die nicht ungewöhnlichen Schicksale eines jungen Mannes dar, dem, wenn nicht sein Tod gemeldet würde, wir zuraufen möchten, doch ja nicht mit nüchternem Muth zu schwärmen, auch die Witzjagd aufzugeben. Ungleich besser sind die „Aphorismen aus dem Tagebuche des Phantasten“.

6. Helena, oder Frauenhaß und Frauenrache. Ein Gemälde aus dem Mittelalter von August Lebrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Futter für Leihbibliotheken, für Leser mit unersättlicher Gier nach Neuem, bestände es auch nur darin, daß ein alter Ritter so fein und zierlich sich ausdrückt und die Phrasen so lang ausspinnt wie irgend eine Stütze der Unterhaltung in unsern heutigen Theatergesellschaften.

7. Der Vertraute Gustav Adolfs des Großen, während der Kriegereignisse bei Nürnberg im dreißigjährigen Kriege. Eine kriegshistorisch-romantische Erzählung von J. J. von Salmar. Nürnberg, Korn. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Der romantische Theil, kaum als Episode anzusehen, würde, in eins verbunden, nur wenige Blätter ausfüllen; er konnte süglich aus der gründlichen, wohl zusammengestellten Erzählung des Zusammentreffens Gustav Adolfs und Wallenstein's bei Nürnberg in pragmatischer Folge ganz wegfallen. Die Feldherren und ihre Kriegsobersten werden uns vorgeführt in der Schlacht und im Rath, beim traulichen Mahl, mit Freund und Feind verkehrend. Wir werden genau von ihrer Lebensweise, der Art, sich zu kleiden, sowie von dem Thun und Treiben der damaligen Soldateska unterrichtet. Was ja noch zu erwähnen übrig ist, ergänzen die Noten, welche etliche Seiten mehr zählen als der Text. Diese enthalten die Biographien von allen großen Männern des dreißigjährigen Kriegs und zum bessern Ueberblick auch frühere Begebenheiten, die mit ihnen in Bezug stehen, Schilderungen der Art, Krieg zu führen, der gebräuchlichen Waffen u. s. w. Dabei ist der Darsteller bemüht, verzehrte Vorurtheile auszurotten, wie Wallenstein's Verrath an dem Kaiser, den Mordmord Gustav Adolfs durch den Herzog von Lauenburg; ja, Zilly's und Pappenheim's graufames Vorgehen bei der Einnahme von Magdeburg wird theils geseu-

net, theils sehr gemildert. Über den Ursprung der Städte Nürnberg und Fürth und ihre Zustände bis auf die neuesten Zeiten herab ist viel Merkwürdiges beigebracht; nur die Kleinlichen Privatinteressen, die bei dem Bräutendau in Fürth obwalteten, hätten dem großen Publikum verschwiegen bleiben können. Auch war es nicht der schicklichste Ort, die Dichter aller Völker und Zeiten namhaft zu machen, die im Glend umfamen, im Gegensatz von Wallenstein's schwelgerischer Pracht, die er selbst im Lager unsern der alten Beste nicht ganz aufgab. 10.

Büge aus Goldsmith's Leben.

Goldsmith, der unsterbliche Schöpfer des „Vicar of Wakefield“ war, wie wir nun aus Prior's ausführlicher Lebensbeschreibung recht deutlich sehen*), einer der weisheitsliebendsten, mittelstbigen, vertrauensvollsten Männer, die jemals die Erde trug. Eine große, heilige Unschuld, Klarheit, Lauterkeit, Rindlichkeit der Betrachtung und Gesinnung war über sein ganzes Dasein ausgegossen. Er war ein reiner Mensch, „integer vias secleris quo purus“, der deshalb für die bloß socialen Lebensfragen kein Verständniß hatte, es wäre denn, daß sie vom Gemüth und Geist durchdrungen waren; der jedem Lebensverhältniß nach dem Herzen griff und es fallen ließ, wenn er merkte, daß er statt dessen einen Stein, einen Calcul, eine eigennütze, selbstische Rücksicht fand. Die Leute sagen, es ist keine Ordnung in dem Leben solcher Leute. Sie haben von ihrem Standpunkt aus Recht, aber sie wissen nicht, wie sehr doch solche Leute für diesen Mangel durch die Harmonie ihres vollen und reichen Gemüths entschädigt werden.

Goldsmith befand sich stets in mistlicher Ökonomie. Warum? Er wußte nicht mit dem Geld umzugehen, mit andern Worten, er wußte nicht, was das Geld an sich bedeutet. Dazu war er unter Andern viel zu gefühlvoll. Wunder schön ist der Ausdruck, mit dem er in dieser Hinsicht sein eignes Wesen bezeichnet. Er nennt sich „eine Maschine des Mitleids“. Welch ein hoher Reichthum von Empfindung liegt in dieser Formel. Man sieht wol, diesen Ausdruck konnte kaum ein anderer Geist als der Dichter des „Vicar of Wakefield“ für sich finden. Von wie wenigen Menschen läßt sich eine Anekdote erzählen wie die folgende: Goldsmith sitzt an der reichbesetzten Mittagstafel eines Freundes. Man hört von der Straße herauf ein Mädchen, das alte Balladen absingt. Plötzlich springt Goldsmith vom Stuhl auf, läuft schnell hinunter auf die Gasse und gibt dem Mädchen all sein Geld, was er in der Tasche hatte. Es mag wol nicht allzu viel gewesen sein, aber es war Alles, denn eine Seele, wie Goldsmith, calculirt nicht; es war das wahre Scherflein der Witwe, hineingelegt in den Gotteskasten der Armuth. Einer aus der Gesellschaft machte eine Bemerkung über dies gute freigebige Herz. „D“, sagte Goldsmith, „Ihr saget Alle, sie habe einen süßen Gesang (she sung sweetly), aber das Glend ihrer Noten (the misery of her notes) bemerktet ihr nicht.“ Welche einfache, unaussprechlich rührende, erhabene Worte! Es gibt ein Wehe, das lacht, und einen Jammer, der singt. Welches von beiden schlimmer ist, wissen wir nicht, allein der letztere ist poetischer. Aber Goldsmith, der tiefempfindende Dichter, war der rechte Mann, um beide zu ermessen.

Der Betrug, die Gemeinheit mißbrauchten dies edle Herz. Nicht bloß die hülflose Armuth, auch die unverschämte Bettelstücken an seine Thür. Man betrog ihn, und man konnte ihn, was schlimmer war, immer aufs Neue betrügen, weil er kein Gedächtniß für die Täuschung hatte. Er vermochte es nicht über sich, sein Herz zu verhärtet, und es war dies ein Fall, wo er sogar die bessere Einsicht von sich abwie. Seine unbegrenzt vertrauende Lebensansicht ließ es nicht einmal dahin kommen, daß er sein Geld verschloß. Er mochte viel oder wenig haben, immer lag es in einer offenen Schublade durchein-

*) Vgl. unsern Bericht hierüber in Nr. 122 u. 123 d. Bl. f. 1837.

der hingestreckt. Eines Morgens, als er frühstückte, kam die Köchin mit der Rechnung. „Nun, Dennis“, meinte Goldsmith zum Kellner und deutete auf die Schublade, „warum bezahlst du die arme Frau nicht?“ Als ein Freund, der eben anwesend war, ihm darüber Vorwürfe machte und sich äußerte: es sei diese Einrichtung eine unnötige Art, arme Dienstboten in Verführung zu führen, so rief Goldsmith ganz verwundert aus: „Wie, mein Freund, Sie werden doch den Dennis nicht für einen Dieb halten?“ Welche Unschuld der Lebensbetrachtung! In der That, wer diesen Mann bestohlen hätte, wäre ein doppelter und dreifacher Dieb gewesen.

Dr. Beagh McDonnell, ein nicht unbekannter Arzt in St. Marylebone, der erst vor einigen Jahren verstorben ist, theilt über Goldsmith's weiche Theilnahme Folgendes mit. „Ich war“, schreibt er, „1772 in einer sehr traurigen Lage; mein älterer Bruder war gestorben, ich auf dem Wege nach Irland, nunmehr aber ohne Freunde, ohne Geld, ohne Ausflucht, nach Irland zu kommen, oder in England meinen Lebensunterhalt zu erwerben. So hielt ich mich noch einige trostlose Tage in London auf, wo mich unter Anderm der Zufall, oder besser die Vorsehung, in die Tempelgärten führte. Ich warf mich auf eine Bank und las, um mein Leidwesen etwas zu vergessen, in einem Band von Voltaire, den ich mit mir gebracht. Ich hatte noch nicht lange hier gesessen, als ein Gentleman bei mir vorüberging, dem ich aufzufallen schien und der mich anredete: „Ihr seid sehr eifrig im Studiren, Herr, ich will hoffen, daß dies dazu ein günstiger Platz ist.“ „Nicht eben allzu eifrig, mein Herr; Mangel an Gesellschaft führt mich hierher, ich bin einsam und verlassen hier in der Hauptstadt.“ Dabei citirte ich eine Stelle aus der Rede „Pro Archia poeta“: „Haec studia pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur“ etc. „Ihr seid ein Gelehrter, Herr, wie ich merke“, unterbrach er mich. „Ja, so ein Stück davon“ etc. Nun folgte eine ziemlich ausführliche Unterredung, worin ich ihm meine Noth erzählte. Dagegen gab er mir seine Adresse, es war Goldsmith. Als ich ihm in seiner Wohnung besuchte, empfing er mich mit der wohlwollendsten Freundlichkeit, gestand mir, daß er leider nicht in den Umständen sei, mit Baarschaft einem Freunde auszuweichen, daß er aber sich bemühen wolle, mir Beschäftigung zu verschaffen. Als dies erfolglos blieb, nahm er mich selbst als Amanuensis zu sich. Ich mußte ihm bei seinen Arbeiten helfen und namentlich Stellen aus Buffon übersetzen, die er für seine Naturgeschichte brauchte. Ich habe eine Zeit lang mit ihm in sehr vertrautem Umgange gelebt und volle Gelegenheit gehabt, das unvergleichliche Wohlwollen seines edeln Charakters kennen zu lernen. Bei der Kunde von seinem Tode, die mich abwesend erreichte, weinte ich bitterlich; es war eine große Lücke in mein Leben gerissen. Es war, als ob mir Vater oder Mutter gestorben wären.“

Von seinen irischen Landsleuten, die sich in London aufhielten, wurde Goldsmith schlechthin nur „Unser Doctor“ genannt. Er hielt alle Morgen beim Frühstück ein förmliches Lever, denn um diese Stunde sprachen diese seine Landsleute sämmtlich bei ihm ein, er hörte ihre Anliegen und ließ sich angelegen sein, ihre etwaigen Werke bei den Buchhändlern unterzubringen.

Ein sehr tiefes und wahres Wort über Goldsmith in ästhetischer Beziehung hat Walter Scott ausgesprochen. Dieser sagt von Goldsmith, er sei gewesen „graceful in one of the greatest graces of poetry, its transitions“. Dies ist so wahr als schön gesagt; aber nur wer selbst poetisch begabt ist, wird es recht verstehen. Nur ein wahrhaft und im schönsten Sinne dichterischer Geist wird Meister sein können in den Übergängen. Goldsmith aber ist grade hierin unerreicht. 4.

Notiz.

Wiederholt hat man dem altböhmischen utraquistischen Gesangbuche nachgespürt; jetzt scheint wenigstens ein Theil dessel-

ben gefunden zu sein und zwar in dem „Gradual“, welches die Universitätsbibliothek zu Prag bewahrt. Dasselbe besteht aus einem prachtvollen Pergamentcodex im größten Folioformat, der gegen 450 Seiten zählt. Das erste Blatt zeigt das Wappen der Kleinern Stadt Prag und die Jahrzahl 1572, und auf der Rückseite dieses Blattes findet sich die Abschrift der Schenkungs-urkunde, zufolge deren „Liber hic magnis sumtibus Micro-Pragensis Senatus totiusque communitatis ad cultum divinum pro fidelibus sub utraque specie communicantibus et affectis Magistri Joannis Hus boemico idiomate confici, variis insignibus multisque aliis picturis artificiosissime olim exornari jussus, duobus abhinc saeculis a praefato Senatu inter multa belli discrimina sedulo asservatus, in perpetuum rei memoriam“ 1783 der Universitätsbibliothek geschenkt wurde. Auf dem letzten Blatte der Handschrift findet sich die Nachricht, daß Bürgermeister, Räte und Gemeinde der Kleinern Stadt Prag es anfertigen ließen, daß der Cantor Jan Starý der Schreiber dieses „Graduale“ war, und daß es 1572 geschrieben wurde. Dasselbe enthält einen vollständigen Jahrgang von Chormessen, und mag auch der größte Theil davon aus den ins Böhmische übersehten Gregorianischen Sangweisen bestehen, so läßt sich doch mit Bestimmtheit erwarten, daß auch viele neue Melodien sich darunter finden werden. 17.

Bibliographie.

b'Arlinecourt, Stephanie, die Krauthändlerin des Châtelet. Übersetzt von J. Schoppe. 2 Bände. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 12 Gr.

Beurtheilung der Thatfachen, durch welche die Maßnahmen der preussischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering, herbeigeführt worden sind. Nach staatsrechtlichen, kirchenrechtlichen und rein theologischen Principien. Bonn, Habicht. 6 Gr.

Biedermann, F. A., Fundamental-Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 2 Thlr.

Boissi, v., Liebesgeschichten Ludwig des Bierzehnten. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen. 1ster Theil. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

Carové, F. B., Worte des Friedens. Mit Bezug auf die kaiserlichen Truppen. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 4 Gr.

Die Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verbammungsbreve des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition“. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Gollmitz, A., Musikalische Novellen und Silhouetten. Mit einem Vorwort von C. Duller. 8. Jena, Schieferdecker. 1 Thlr. 18 Gr.

Hagendorff, P., Ephemerer, Novellen und Erzählungen. Gr. 12. Jena, Schieferdecker. 1 Thlr.

Kurts, F., Gedichte. Gr. 12. Breslau, Schulz und Comp. 16 Gr.

Lange, J. P., Die Verfinsternung der Welt, dargestellt in einem Cyclus von Lehrgedichten und Liedern. 8. Berlin, Dümigke. 16 Gr.

Matthisson, F. v., Gedichte. 13te Auflage. Gr. 12. Zürich, Orell, Hässli u. Comp. 20 Gr.

Saphir, M. G., Humoristische Damen-Bibliothek. 2 Bände. 12. Wien, Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 2 Thlr. 4 Gr.

Steverding, W., Lied der Liebe des himmlischen Bräutigams und seiner Braut. Ein religiöses Gedicht. 2te Auflage. Gr. 12. Goessfeld, Kiese. 8 Gr.

Sue's, G., sämtliche Werke. 1ster Theil. Deutsch von E. v. Alvensleben. Latréaumont. 1stes Bändchen. 16. Leipzig, D. Wigand. 4 Gr.

Ideale der Kriegsführung, in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. Von dem Generalleutnant v. Lossau. Erster Band bis dritten Bandes erste Abtheilung.

Zweiter Artikel.*)

Lurenne's 18 Feldzüge, in welchen er selbständig commandirte, beschreibt der Verf. auf vollen 464 Seiten. Als einzige Quelle scheint ihm Ramsay's bekanntes Werk gebient zu haben, daher kommt es auch, daß die deutschen Zustände nicht in gehöriger Klarheit herausstreten. Im ersten Feldzuge, 1644, hing er von Condé ab. Im zweiunddreißigsten Lebensjahre zum Marschall ernannt, hatte er 17 Jahre in untergeordneten Chargen gebient und sich zu der großen Rolle, die ihm vorbehalten war, vorbereitet. Von dem Prinzen Heinrich von Drantien, seinem Oheim, äußerte er, habe er die Macht zweckmäßiger Stellungen, die Belagerungskunst und insbesondere die Kunst erlernt, Entwürfe zu erfinden, sie lange Zeit zu überdenken und nicht das Mindeste eher als in dem Augenblicke der Ausführung davon verlauten zu lassen; von dem Herzoge von Weimar habe er erfahren, wie man durch das Glück nicht besangen und durch Unglück nicht betäubt werden dürfe und sich weder beklagen noch entschuldigen, sondern das Misgeschick oder den Fehler verbessern müsse; von dem Cardinal La Valette, daß ein commandirender General die Kunst verstehen müsse, sich in die Lebensweise des Soldaten im Felde zu finden und mit seinen Truppen umzugehen; von dem Grafen Harcourt endlich sei er darin bestärkt worden, daß angestrenzte Thätigkeit und rascher Entschluß große Hülfsmittel im Kriege seien, um zu glücklichen Erfolgen zu gelangen, vorausgesetzt, daß damit ein reifes Nachdenken verbunden werde.

Die Schlacht bei Freiburg ist Ref. aus der Beschreibung des Verf. nicht ganz klar geworden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Aufstellung des Feindes unter Mercy nicht deutlich angegeben ist. Sie war eine von den wenigen Schlachten jener Zeit, wo das Terrain, wie in den neuern, die Hauptrolle spielte. Der Ueberfall Lurenne's bei Mergentheim (1645) durch Mercy ist mit großer Ausführlichkeit erzählt. Napoleon's Kritik über diesen Vorfall will dem Verf. nicht einleuchten.

Nichtsdestoweniger wird Napoleon's bei dieser Gelegenheit aufgestellter Grundsatz: daß ein General seine Truppen auf einem vom Feinde am entferntesten und gegen ihn am meisten gesicherten Punkte versammeln müsse, in den meisten Fällen Anerkennung finden. Über diesen Feldzug macht Clausewitz die satirische Bemerkung: es sei, als ob die Armeen, nachdem sie (bei Mergentheim und Allerheim) gegeneinander gestoßen waren, wie ein paar Billardkugeln absprängen.

Über den dritten Feldzug Lurenne's (1646), den er gemeinschaftlich mit dem schwedischen Generale Wrangel leitete und dessen Details der Verf. übersichtlich beschreibt, hat Napoleon in seinen Memoiren in letzter Instanz durch den Ausspruch entschieden:

Lurenne's Manoeuvres, um den Erzherzog Leopold aus seinem Lager zwischen Remmingsen und Landsberg zu vertreiben, sind voll Kühnheit, Weisheit und Genie; sie sind reich an großen Resultaten und daher jedem Militair zum Studium zu empfehlen.

Der Feldzug 1647 ward durch die Meuterei der deutschen Reiterei des Generals Rosen, welche dem Marschall Lurenne untergeordnet war, gelähmt.

Es würde uns zu weit führen, dem Verf. in der historischen Darstellung der weiteren Feldzüge Lurenne's zu folgen. Wir beschränken uns daher auf dessen Schlussbemerkungen und geben dieselben ihrem Hauptinhalte nach. Bezeichnend für Lurenne's Ruhm in kritischen Augenblicken erscheint dem Verf. der Feldzug 1653 und besonders das Gefecht bei Mont St.-Quentin; hier lieferte er einen Beitrag zu dem Beweise, daß er im Besitze der *partie divine de l'art* war, welcher Napoleon gedenkt; einer Kunst, die außer aller Anweisung liegt und nicht gelehrt werden kann.

Folgende Stelle dient ganz besonders zur Charakteristik Lurenne's:

Die Haltung desselben nach der Aufhebung der Belagerung von Valenciennes verdient vorzugsweise hervorgehoben zu werden. Nicht leicht kann ein auf dem Rückzuge begriffener General über seine und des Feindes Lage tiefer gehende Betrachtungen anstellen. Diese gaben ihm die Fassung an die Hand, mit welcher er den Feind tödt erwartete. Dies ist bewundernswürth, aber nicht nachzuahmen, wenn nicht eine Basis von wahrer Seelengröße zum Grunde liegt. Es gibt zwar Leute, welche die äußern Erscheinungen großer Männer gleich den Schauspielern darzustellen suchen, allein solcher Schimmer ist von keiner Dauer. Lurenne dagegen hatte eine lange Erfahrung, viele

*) Bgl. den ersten Artikel in Nr. 46 u. 47 d. Bl. D. Red.

Thaten und ebenso viele ehrenvolle Erinnerungen hinter sich. Es wurde ihm also nicht nur leichter, sich zu zeigen, wie er war, sondern das Urtheil der Welt konnte ihm auch gleichgültiger sein. Dauert ein solcher Standpunkt lange, so entsteht daraus eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die sogenannte Reizung der Zeit in der Überzeugung der Rechtmäßigkeit oder Ungültigkeit des eignen Werthes. Cäsar war in diesem Falle; er übertrieb aber die Geringschätzung Anderer. Turenne versiel niemals in diesen Fehler, welchen seine religiösen Überzeugungen bekämpften. Allein, wenn er selbständig und rücksichtslos handeln konnte, alsdann fühlte er die in ihm liegende, durch seine Lebensereignisse gestärkte Kraft. Hieraus folgt, daß Charakterstärke oder die moralische Willenskraft der Haupthebel alles Geistesmuthes ist, durch welchen die Überlegungen des Führers einer Armee in die That und in seine äußere Haltung übergehen müssen.

Das Charakteristische in Turenne's Operationsplanen bestand darin, mit großer Umsicht zuerst so weit, als es die Umstände gestatten wollten, vorzudringen, dann seinen Gegner durch Märsche von seiner Direction abzuprängen und ihn, wenn er seinen Zweck nicht anders erreichen konnte, anzugreifen. Er zögerte hierin keinen Augenblick, wie so viele Beispiele darthun. War jedoch eine Wahl übrig, so zog Turenne das Manoeuvre dem Schlagen vor.

Turenne war durch das Glück nicht verwöhnt worden; er mußte im Gegentheil seine Erfolge schwer erringen. Daher läßt sich gewissermaßen behaupten, daß sie ganz ihm angehörten, und daß daraus eine Selbstständigkeit bei ihm, eine Vorempfindung des Ausführbaren und eine Bestimmtheit in seinen Anordnungen entstehen mußte, die auf ihn selbst sowie auf seine Generale und auf seine Armee einen so fühlbaren Einfluß hatte, wie er nur irgend jemals bei andern Feldherren vorhanden gewesen ist. Dagegen verschonte ihn sein Schicksal mit großen Unglücksfällen, welche von weitausehenden Folgen hätten sein können.

Der Ansicht des Verf. nach unterscheidet sich Turenne darin von andern großen Feldherren, daß er die Verhältnisse und Umstände, in denen er sich befand, mit dem tiefsten Nachdenken behandelte und, wenn es möglich war, seine Entwürfe eine Zeit lang reifen ließ. Ein General, der nicht selbst Souverain ist, kann schwerlich mit mehr Freiheit handeln, als der Marschall solches gethan hat. Aus diesen Gründen sind besonders diejenigen Vorfälle bemerkenswerth, bei welchen derselbe, gestützt auf seine mit Klugheit getroffenen Anordnungen, dem Feinde die Zähne weist. Cäsar bei Ruspina und Gustav Adolf bei Werben hatten weit größere Hülfsmittel, Turenne bei Balenciennes und Dittweiler nur die Zähigkeit seines Charakters und das Glück. In der Ausdauer ist er nebst Hannibal eines der größten Vorbilder. Bei alle den Eigenschaften, welche den Charakter großer Feldherren bezeichnen und ihnen eine Art von Geistesverwandtschaft geben, hatte Turenne noch den Vorzug einer Kälte in seinen Combinationen, die sehr mit dem Feuer der Ausführung contrastirte, mit welchem er vom Entschlusse zur That überzugehen wußte. Gleich allen seinen großen Vorgängern war Turenne über die Ereignisse erhaben und wußte wie sie sein Vertrauen zu sich selbst seiner Armee einzusößen. Er ordnete so viel als möglich Alles selbst an;

er verschloß das Geheimniß seiner Absichten ganz in sich selbst, weshalb nach seinem Tode Niemand darüber Auskunft geben konnte, und hatte nur ein sehr kleines Gefolge. Mit fünf bis sechs Offizieren besorgte er alle seine Geschäfte.

So viele und so große Anstrengungen endeten auf eine glorreiche Weise. Turenne wurde in seiner siegreichen Laufbahn der Welt entnommen. Er kannte keine verwelteten Lorbern, er wußte nichts von Schwäche des Alters und nahm die Bewunderung seiner Zeitgenossen mit sich in das Grab, den Feldherren der Nachwelt ein Vorbild.

Zum Schlusse entwirft der Verf. ein wohl gelungenes Bild der Persönlichkeit des Marschalls Turenne und seiner Lebensweise. Die ganze Darstellung von der kriegerischen Wirksamkeit dieses Feldherrn zeichnet sich insbesondere dadurch vor allen frühern Bearbeitungen aus, daß der Verf. Napoleon's gewichtige Urtheile über dessen Benehmen an den betreffenden Stellen einschaltet und kritisch bespricht. Von den Treffen bei Enzheim und Lärtheim sind gute Pläne und zur Übersicht des Feldzugs 1675 eine brauchbare Karte beigegeben.

Wir kommen nunmehr zu den Feldzügen des Prinzen Eugen von Savoyen, welche der Verf. auf 330 Seiten darstellt. Auch hier sind die Quellen nicht angegeben; aus den dem Texte angehängten Notizen dürfen wir jedoch schließen, daß der Verf. 1) Mauvillon's „Histoire du prince Eugène“; 2) „Des großen Feldherrn Eugen u. s. w. Heldenthaten“; 3) Duviolier's „Observations sur la guerre de la succession d'Espagne“; endlich 4) Schulenburg's Denkwürdigkeiten und 5) Gore's „Leben Marlborough's“ vorzugsweise benutzt hat. Wir erlauben uns auf drei Hauptquellen aufmerksam zu machen, welche vielfachen Aufschluß zu geben geeignet gewesen wären; diese sind: 1) „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen“, woselbst sich die merkwürdigsten Äußerungen des Prinzen in seinen vertrauten Briefen finden. 2) die „Österreichische militairische Zeitschrift“; 3) Hammer's „Geschichte der Deutschen“. In diesen drei Werken sowie in einigen andern neuern findet sich ein reicher Schatz von Materialien, der bis jetzt noch von keinem Biographen Eugen's mit militairischer Kritik benutzt worden ist.

Es sei uns gestattet, noch eine Einwendung zu machen: der Verf., so scheint es uns, geht zu rasch über Eugen's sechs erste Feldzüge gegen die Türken hinweg. In diesen bildete er sich im Umgange mit Karl von Lothringen, dem Markgrafen von Baden und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern. Von dem Erstern lernte er die schwere Kunst der Verträglichkeit; von den Andern lernte er einsehen, wohin es führt, wenn Uneinigkeit im Commando herrscht; kurz, in ihrem Umgange legte er den eigentlichen Grund zu seiner künftigen Größe, was seine eignen Briefe aus jener Periode beweisen.

Über Eugen's Feldzüge in Oberitalien gegen Catinat, welche der Verf. gleichfalls nur flüchtig behandelt, weil Eugen damals noch nicht selbständig commandirte, obwohl er bereits die Seele der Operationen war, gibt wieder ein

neueres Werk sehr belehrenden Aufschluß; wir meinen Catinat's Memoiren in drei Bänden, welche 1819 in Paris erschienen sind.

Nach diesen Andeutungen folgen wir der Darstellung des Verf., die bei dem engen Raume, welchen sich derselbe vergönnt hat, immerhin eine gelungene zu nennen ist.

Als commandirender General trat Eugen zum ersten Male in dem Feldzuge 1697 gegen die Türken auf. Die Schlacht bei Zenta verherrlicht denselben. Noch bis auf den heutigen Tag ist ein wichtiger Punkt in Betreff dieser Schlacht nicht gehörig beleuchtet. Nach den meisten bisher bekannten Quellen soll Eugen, im Begriffe die Türken anzugreifen, eine Depesche des Kaisers erhalten haben, welche ihm dieser durch einen Courier nachsendete. Eugen, den Inhalt der Depesche vermuthend, soll dieselbe unerbrochen in die Tasche gesteckt, den Feind geschlagen und dann erst das Schreiben gelesen haben, wofür er bei seiner Zurückkunft nach Wien zu schwerer Verantwortung gezogen worden sein soll. Dieser Umstand wird von dem Major v. Schels, dem vielfach verdienten Herausgeber der „Österreichischen militairischen Zeitschrift“ auf das entschiedenste zurückgewiesen und in Abrede gezogen.

Alein in der Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen findet sich ein eigenhändiger Brief desselben an den Grafen v. Sinzendorf, worin er den Vorfall mit der Depesche offen erzählt. Vergebens hat Hr. v. Schels diesen Brief zu verdächtigen gesucht. Er trägt alle Spuren der Authentizität. Auch ist die Handlungswiese ganz im Geiste Leopold I. und seines Hofkriegsraths. Dem Verf. scheint es entgangen zu sein, daß über diesen Punkt verschiedene Ansichten herrschen.

Eugen's wichtiger Sieg bei Zenta führte im folgenden Jahre zu dem Frieden von Karlowitz. Von 1701 an sehen wir Eugen an dem spanischen Erbfolgekriege den lebhaftesten Theil nehmen. Seine Feldzüge in Italien von 1701, 1702, 1705 und 1706 bilden die glänzendste Epoche seiner Wirkksamkeit; sie geben eine Vorstellung, wie eine schwächere Armee als die feindliche gleichwohl zu einer kräftigen Offensive geführt, und wie die Vertbeidigung durch den Angriff verstärkt werden kann. Überall wo Eugen seinem eignen Genie folgen konnte, sehen wir ihn alle Vorurtheile der damaligen Schule abstreifen und in Kraftäußerungen oft gleich Gustav Adolf verfahren. In den Feldzügen 1704, 1706 — 11 konnte Eugen nicht mit voller Freiheit handeln, da er Marlborough neben sich hatte. Aber gerade die Einigkeit unter diesen beiden Feldherren bildet einen lebhaften Contrast mit der mürrischen Widerspenstigkeit des Markgrafen Ludwig von Baden, welche auch das friedlichste Entgegenkommen nicht zu überwinden vermochte.

Am merkwürdigsten unter den großen Generalen ist Eugen durch das Unglück geworden, das er 1710 — 12 erlebte, und der Verf. macht hier die richtige Bemerkung, daß, wenn durch eine Menge hemmender Ursachen ein kriegerisches Genie wie das des Prinzen Eugen in seinem Laufe aufgehalten werden konnte, ein minder großer Kopf in weit weniger großem Unglücke untergegangen sein

würde. Eugen war nicht frei in seinen Entschlüssen; er mußte die Ansicht der schwerfälligen holländischen Deputirten berücksichtigen; man stellte sich ihm in allen Beziehungen entgegen, und somit konnte er mit Wahrscheinlichkeit alle Folgen voraussehen, die bei einem Segner wie Willars unvermeidlich schienen. Es muß Eugen angerechnet werden, daß er mit einem schwerfälligen Geschäftsgange und mit neben ihn gestellten Theilnehmern zu thun hatte, die bei den hergebrachten Berathungen auf ihn drückten und denen er nicht entweichen konnte. Er wurde daher in den Hauptbeschlüssen nach Richtungen fortgezogen, die er für sich allein nicht gewählt haben würde.

Zur Entschädigung für ihn traten die Ereignisse 1716 und 1717 ein, bei welchen dem erfahrenen und vielgeprüften Feldherrn Gelegenheit dargeboten wurde, seine Talente aufs Neue in Anspruch genommen zu sehen. Der Feind, den er zu bekämpfen hatte, war allerdings von keinem Willars angeführt; allein des Feindes Uebermacht und die nunmehr unabhängigen Entschlüssen des Prinzen Eugen geben diesen Feldzügen ein großes Interesse und zeigen ihn in neuem Glanze.

(Der Beschluß folgt.)

Die Zeichen der Zeit, oder die jetzigen Bewegungen in der Natur, in der bürgerlichen und religiösen Welt als Vorboten einer bessern Zukunft. Von Erich Hau-
rensky zu Gard' Ebré. Weimar, Volgt. 1838.
Gr. 8. 16 Gr.

Ref. suchte zuerst auf der Landkarte den Ort, wo der als Mitarbeiter des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen“ ihm bekannte Hr. Verfasser vegetire. Er fand endlich in einer alten Karte von Utopien den Ort, und in der Geographie dieses Landes, daß die Gardebreer seit langen Jahrhunderten ihre Pfarrer aus der Familie der Haurensky's gewählt. Der Hr. Verf. hat auf dem Titel seines Werks als Motto die Worte Luc. 21, 25 — 28.: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet euer Haupt auf, darum, daß sich euer Erlösung naht.“ Den Inhalt des Werks bilden drei Abhandlungen: I. Bewegungen in der Natur; II. Bewegungen in der bürgerlichen Welt; III. Bewegungen in der religiösen Welt. Die Vorträge sind an die „Brüder und Schwestern“ gerichtet. Es sind drei Predigten, denen das schwarze Kleid nicht ganz abgezogen ist. Dem Ganzen sind einige „Anmerkungen und Nachträge“ zugegeben. Ref. hält dieses Buch für ein nützliches. Der Gebildete kann es entbehren; allein der gemeine Mann, welcher vermöge seiner Beschäftigungen nicht Zeit hat, die Ereignisse der Zeit im Zusammenhange zu beobachten, findet darin eine belehrende Zusprache darüber. Der Hr. Verf. ist ein Optimist und beweißt, daß Alles, was in der Zeit geschehe, nur dazu geschehe, damit es besser werden könne, das Geschehene möge so schlimm sein, als es wolle. In diesem Glauben liegt etwas Beruhigendes, und wir haben nichts dagegen, wenn die Gardebreer und ihre Landsleute, die Utopier, sich sämmtlich daran halten. Gerade in dieser Zeit, wo so viel Bedenkliches in der bürgerlichen Welt geschieht, ist es gut, eine Hoffnung des Bessern festzuhalten. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser. 52.

N o t i z.

In Hypothesen fehlt es in keiner Wissenschaft, und die Naturforscher geben sich zum Theil denselben mit großer Vorliebe hin. Wer den Verhandlungen bei der letzten großen Ber-

sammlung zu Liverpool gefolgt ist, wird das nicht abstreiten. Wollte doch Dr. Warren aus Boston in Massachusetts an einem Schädel, der in einem alten Erdhügel am Ohio gefunden worden war und einem Individuum eines längst ausgestorbenen Volkes angehörte, das Organ der Religiosität sehr deutlich erkennen, und versicherte in allem Ernste, jenes Volk müsse in jeder Hinsicht ein sehr frommes gewesen sein. Golds und ähnliche Kreuzerungen haben nun einen wichtigen Spatzvogel veranlaßt, einen Nachtrag zu den Verhandlungen der Naturforscher zu liefern, aus dem wir einiges Ergötzliche hier mittheilen. Wir bemerken, daß Vieles, was auf Wortspielen beruht, sich im Hochdeutschen gar nicht wiedergeben ließ; in dem weichern, Klangvolleren und beweisern reichern niederdeutschen oder fassischen Dialekte, der ja abgesehen mit dem Englischen so nahe verwandt ist, würde das eher möglich gewesen sein.

Prof. Aquarius aus Genf trug eine ungemein interessante Abhandlung vor. In der Einleitung bemerkte er, daß die Astronomen lange Zeit im Dunkel über Wesen und Beschaffenheit jener himmlischen Lichtkörper geschwehrt hätten, die man im gemessenen Leben Sterne, Kometen u. s. w. nenne. Er habe durch reinen Zufall eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, die nämlich, daß jene Himmelskörper nichts weiter seien als der Widerschein und Abglanz der verschiedenen Gewässer auf unserer Erde. Vor Kurzem habe er zwei kleine Teiche in seinem Garten graben lassen und in der nächsten Nacht von seinem Observatorium aus zwei Sterne entdeckt, die bisher ihm wie jedem andern Astronomen unbekannt gewesen. Am andern Tage habe er noch zwei Teiche graben lassen und gleich an demselben Abend wieder zwei neue Sterne neben denen bemerkt, welche er gestern gesehen. Darauf habe er den Entschluß gefaßt, Experimente zu machen, und auf einem Hügel noch einen Teich angelegt, der durch einen Kanal mit den Teichen in der Ebene in Verbindung gesetzt worden sei; dann habe er sich auf sein Observatorium begeben und den Damm durchstreichen lassen, so daß das Wasser vom Hügel in die unten befindlichen Becken habe ablaufen können. Das ablaufende Wasser hätte nicht versiegt, ein Meteor am Himmel hervorzubringen, das man gewöhnlich Sternschnuppen nenne. Der gelehrte Herr schloß seinen vortrefflichen Vortrag mit der Bemerkung, es gehe wol aus dem Mitgetheilten hervor, daß die Sterne unmöglich bewohnt sein könnten; von der Sonne und dem Monde glaube er Dasselbe annehmen zu dürfen; die letztere sei nämlich unzweifelhaft nichts weiter als ein Abglanz des rothen, und der letztere ein solcher des azurblauen Meeres. Nachdem der Professor sich gesetzt, brach ein wahrhafter Sturm von Beifall aus, der fast zwei Stunden anhielt.

Prof. Frost las einen werthvollen Vortrag über Eisberge und beschrieb mehrere derselben, die eine ungeheure Größe hätten. Er war der Ansicht, daß es zweckmäßig sei, einen Tunnel hindurchzugraden, denn man würde auf solche Weise ganz bequem den Nordpol erreichen können. Die Herren Schnee und Hagelstein fanden diesen Vorschlag sehr passend und hofften, Hr. Brunel werde Notiz von demselben nehmen.

Darauf machte Prof. Goldfuß einige Bemerkungen über Goldminen, und Oberst Silvertop erklärte sich durchaus einverstanden mit den Ansichten des talentvollen Gelehrten.

Dr. Buckland zeigte eine große Quadersteinplatte vor, in welcher man vier tiefe Einbrüche gewahrte. Er erklärte dieselben für Fußspuren eines nicht mehr auf Erden vorhandenen Thieres, über welches er sehr gelehrt sprach. Herr Wardiston war abweichender Meinung und hielt jene Einbrüche für nichts weiter als die Fußspuren von vier Tischbeinen. Es entspann sich darauf eine lebhafteste Diskussion zwischen beiden Herren, aber ohne daß sie ihre Meinungen zu vereinen im Stande gewesen wären.

Hr. Jesse zeigte eine neue Art von Jessamine (Jasmin) vor, die so lange wächst, bis sie absterbt.

Oberst Sykes machte einige wichtige Bemerkungen, welche auf die Statistik von London Bezug hatten. Unter Anderm

theilte er mit: Es sind in London 75,000 Personen, welche Taback kauen, 100,000, die Schnupftaback gebrauchen, 200,000, welche Pfeifen und 80,000, welche Cigarren rauchen; 700,000 bedienen sich eines Schnupftuches, 900,000 aber nur der Finger; 600,000 haben ruhige, schlafende, 900,500 haben boshafte und zänktische, 700,000 aber gar keine Weiber. Der tapfere Herr versprach, bei der nächsten Versammlung genaue Nachweisungen über die Consumption von Puddings, Schafschäpfen, Hundefleisch und gebratenen Kartoffeln mitzutheilen.

Dr. Taylor las einen Vortrag über die medicinische Statistik von London. Daraus ging hervor, daß 25,000 Personen, mit Einschluß der Kinder, regelmäßig einmal in der Woche Gastordl (Kienrußöl) nehmen, 400,000 thun dieses nur dann und wann und 700,000 gar nicht; 200 nehmen die Arznei, welche der Doctor verschrieben hat, wirklich ein, und 900,500 werfen dieselbe zu allen Teufeln.

Hr. Serapath zeigte Modelle von Dampfmaschinen und Dampfmaschinen vor. Er bemerkte, die Anwendung des Dampfes bei Uhren und Glocken sei eine neue Erfindung von ihm selber, und er hoffe, darauf ein Patent zu bekommen.

Hr. Mont Mason sprach über die Anwendung des Luftballons beim Zählensausziehen. Er meinte, wenn man eine Anzahl von Bindfäden mit dem einen Ende an die Gondel des Ballons und mit dem andern an die Zähne einer Anzahl von Personen befestige, so würden die Zähne beim Aufsteigen des Ballons recht schnell und bequem ausgezogen werden. Der Gentleman setzte sich unter großem Beifalle. 53.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Declamatorium.

Von

Karl Ludwig Rannegieser.

In drei Theilen.

8. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Geh. 8 Gr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Geh. 12 Gr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Verfasser, Director des königlichen Friedrichsgymnasiums zu Breslau, ward zur Bearbeitung eines für die verschiedenen Classen der Schulen zweckmäßig geordneten Declamatoriums aufgefordert. Sein darauf gemachter Entwurf fand den Beifall der geachteten Lehrer und Schuldirectoren, und das Buch ist schon bei seinem Erscheinen in preussischen Schulen eingeführt.

Das Declamatorium enthält von ältern Stücken nur sowohl classische als unentbehrliche, dagegen aber eine reiche Auswahl aus den neuern deutschen Dichtern, aus Chamisso, Immermann, Platen, Stagemann, Lenau, Wilhelm Müller, Rückert, Freiligrath u. A. Zweckmäßige Register erleichtern den Gebrauch, und der wohlfeile Preis der einzelnen Theile macht das Buch zur Einführung in Schulen noch besonders geeignet.

Leipzig, im März 1838.

J. A. Brockhaus.

Sonntag,

Mr. 77.

18. März 1838.

Ideale der Kriegsführung, in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. Von dem Generalleutenant v. Loffau. Erster Band bis dritten Bandes erste Abtheilung.

Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 76.)

In den beiden letzten Feldzügen, 1734 und 1735, scheint Eugen von so vielen Nebeneinflüssen der Angelegenheiten des Kaisers, dessen Premierminister er war, des Reichstags, der Politik und vielleicht auch des Alters (er zählte damals 72 Jahre) abhängig gewesen zu sein, daß sein eigentlicher Charakter als commandirender General nicht füglich darnach beurtheilt werden kann.

Länger als zwei Drittheile seines Lebens zeigt er sich als einen fest entschlossenen Feldherrn, der seine Zwecke klar erkannte und mit sich selbst völlig einig war. Diesen durch seine Laufbahn geförderten Eigenthümlichkeiten verdankte er seine großen Erfolge, und durch sie verdiente er das Glück in seinem neuen Vaterlande und das große Vertrauen, welches Leopold I. und seine beiden Nachfolger in ihn setzten. Friedrich II. sagt von ihm: „Tant que le prince Eugène conserva la vigueur de son esprit, les armes et les négociations des Autrichiens prospérèrent“, und es ist nicht zu leugnen, daß Eugen von der ihm übertragenen Macht einen Gebrauch machte, der eines weisen Mannes würdig war. Als General liebte er die Methode; dies hielt ihn jedoch nicht ab, rasch zur That zu schreiten.

Die Schilderungen, welche man von seinem Charakter hat, zeigen, daß er alle Vorzüge großer Generale besaß, ohne ihre Fehler zu theilen. Entfernt von Hochmuth, falschem Ehrgeize und noch mehr von aller Despotie, opferte er niemals einer kleinlichen Ruhmsucht wegen seine Truppen auf. Dagegen war er außerordentlich für ihre Verpflegung besorgt und ließ sie niemals Noth leiden. Desto mehr forderte er aber auch von ihnen und schonte sich selbst dabei vielleicht zu wenig, wie seine acht Wunden beweisen. Man hat sehr viele Nachrichten aufbewahrt, welche seine angelegentliche Sorge für die Kranken und Verwundeten, auch Beweise seiner großen Freigebigkeit schildern. Die äußerste Anhänglichkeit und Hingebung der Truppen wurde ihm dafür zu Theil, welche sich unüberwindlich glaubten, so lange er an der Spitze stand.

Eugen war über alle Gegenstände von Wichtigkeit sehr verschlossen und behandelte sie mit einer eigenthümlichen höchst discreten Art. Dagegen besaß er die Kunst, sie Andern zu entlocken und die Gesinnungen der Menschen zu durchdringen. Er sprach sehr wenig und lobte nur ein hervorstechendes Verdienst. Erwähnungswerth ist auch die Nachsicht Eugen's gegen seine persönlichen Feinde, die er genau kannte, ohne jemals auf den Gedanken gekommen zu sein, ihnen Schaden zuzufügen. Man kann von diesem großen Feldherrn und Staatsmanne behaupten, daß seine größte Geisteskraft der innere Muth war, der ihn über alle kleinlichen Berücksichtigungen und selbst über die unabwendbaren Schicksalschläge erhob.

Dies ist das Bild, welches uns der Verf. von dem Prinzen Eugen von Savoyen entwirft, wobei er natürlicherweise denselben mehr von der Seite des Feldherrn als von der des Staatsmannes auffaßt. Einige Übersichtsarten, besonders zu den Feldzügen in Italien und in den Niederlanden, würden dem Leser das Studium ungemein erleichtert haben. Im Ubrigen ist die Darstellung gelungen und hält grade die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, so weit der Rahmen des ganzen Werkes hierbei ins Auge gefaßt wird, was freilich eine umfassende Geschichte der Feldzüge Eugen's, auf neuere Quellen und Forschungen gestützt, noch lange nicht entbehrlich macht. Aber Grundbedingung hierbei mußte sein, daß der Verfasser dem Militärstande angehöre, denn die Compilationen eines Zimmermann und Anderer kann die Militärliteratur füglich entbehren.

Den Feldzügen Friedrich's des Großen widmet der Verf. den größten Raum. Auf 465 Seiten, welche die erste Abtheilung des dritten Bandes umfaßt, gelangt er erst bis zum vierten Feldzuge des siebenjährigen Krieges.

Die beiden ersten schlesischen Kriege faßt er kurz zusammen und weist hierbei des Königs ersten Grundsatz nach, welchem er in allen seinen Feldzügen treu geblieben ist: immer dem Gegner zuvorzukommen und nie abzuwarten, was jener thun würde. Erst bei Chotusitz commandirte der König zum ersten Male selbst während des Gefechtes und entschied in Person den Sieg. Er hatte nach seiner eignen Äußerung große Erfahrungen gemacht und legte seit dieser Zeit ein großes Gewicht auf die Benützung des Terrains. Bei der gewagten Schlacht bei

Soor zeigte sich Friedrich's Feldherrntalent schon in vollem Glanze, und der Verf. bemerkt mit Recht, eine Vierschwenkung mit beweglichem Pivot, wie sie hier dem Feinde gegenüber stattfand, würde selbst auf dem Exercirplatze, wenn sie unerwartet ausgeführt werden sollte, als ein bedeutendes Problem betrachtet werden können. Dem Hrn. v. Clausewitz erscheinen die vier Schlachten der beiden ersten schlesischen Kriege als wahre Rencontres, Vertheidigungs- und Gelegenheitschlachten Friedrich's, in welchen er im letzten Augenblicke zur Offensive überging, mit Ausnahme der von Hohenfriedberg, welche er einigermaßen vorhergesehen und wollte. Der Feind kam ihm nahe, ein Rückzug wäre gefährlich gewesen, ein Sieg war der politischen Verhältnisse wegen ohnedies wünschenswerth, und so ging er denn in Gottes Namen darauf. Die Folge war, daß er von keiner einen andern Vortheil zog als die in der Schlacht gemachten Gefangenen und Trophäen. Sein Waffenglück und seine Mäßigung führten ihn endlich ans Ziel und der dresdener Friede setzte ihn in den Besitz von Schlessen.

Der Verf. geht sofort zum siebenjährigen Kriege über und bemüht sich zu beweisen, daß der König Recht gehabt habe, den Krieg mit Überraschung seiner Feinde zu beginnen. Friedrich selbst lieferte den schlagendsten Beweis in den Worten: daß derjenige der wahre Aggressor sei, der den Andern zwingt, die Waffen zu ergreifen, und daß man ihm zuvorkommen müsse, um von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Und wahrlich, kein Militair höchstens ein Diplomat wird ihn darum tadeln!

Friedrich hatte seine Vorkehrungen beendet, die Armee war vollzählig, sehr geübt, mit Allem ausgerüstet und hatte tüchtige Anführer an ihrer Spitze. Die Festungen waren verteidigungsfähig, Vorräthe aller Art waren vorhanden, große Summen Geldes und jegliches Kriegsmittel lagen bereit. Die Armee konnte in wenigen Wochen zusammengezogen werden. Welcher geniale Feldherr hätte unter solchen Umständen gezögert? Daher befahl er den Einmarsch in Sachsen und eilte für seine Person nach Böhmen, wo freilich Brown ihm nicht gewachsen war, wie der Verf. an der Schlacht bei Lowositz von der ersten verfehlten Einleitung an bis zum Ende derselben klar nachweist. Die Capitulation der Sachsen zu Pirna war die nächste Folge dieses Sieges.

Man hat den König vielfach darüber getadelt, daß er nach der Schlacht bei Lowositz sich nicht unmittelbar nach Wien gewendet habe. Die Art, wie ihn der Verf. über diesen Vorwurf vertheidigt, gehört zu den gelungensten Stellen des Werkes; als Beleg führen wir daraus nur Folgendes an:

Man muß sich durch das Beispiel Napoleon's nicht irre führen lassen, denn die Resultate, die er in seinen Kriegen gegen Oesterreich erlangt hat, waren von ganz andern Prämissen abhängig. Wurde er z. B. 1809 an der Donau auch wirklich geschlagen, so hing deshalb noch keineswegs das Wohl Frankreichs an einem Paare. Er konnte außer vielen Hülfsmitteln, die er durch den Rheinbund besaß, auf starke ihm folgende Reserven rechnen und also hoffen, wieder zur Offensive überzugehen, ohne deshalb den Kriegsschauplatz an die Grenzen oder gar ins Innere von Frankreich versetzen zu dürfen.

Napoleon hat durch die Eroberung der Hauptstadt meistens, außer 1812, den Frieden erzwungen, so lange er mit einer einzigen feindlichen Macht zu kämpfen hatte. Allein Friedrich hatte mit drei übermächtigen Feinden zu schaffen, und es fragt sich, ob ihm die Besetzung von Wien 1756 mehr geholfen hätte, als Napoleon die Besetzung von Berlin 1813 geholfen haben würde. Nachsthem ist sehr in Anschlag zu bringen, daß der König außer seiner im Felde stehenden Armee gar keine Reserve als die Festungs- und andere Besatzungstruppen hatte; wenn er also eine Niederlage in entfernten Gegenden erlitten hätte, so wäre vielleicht der Staat verloren gewesen. In solche Extreme konnte Napoleon im angeführten Falle niemals gerathen, und hat sich auch, außer bei den Katastrophen von 1812 und 1813, niemals darin befunden. Der König dagegen befand sich während des ganzen Krieges darin und zog sich dessenungeachtet ehrenvoll heraus. Er mußte aber auch einen ganz andern Krieg führen als Napoleon, und weder in der Unkenntniß des Requisitionssystems, noch des zerstreuten Gefechtes, noch der neuern Eintheilungsart der Armee in Corps, noch der Bewegungsart in Massen, sondern einzig und allein in seiner überwiegenden Intelligenz und Willenskraft bei beschränkten Streitmitteln gegen seine ihm drei- und mehrfach überlegenen Feinde muß man die Erklärung der Erscheinungen und der Ereignisse dieses Krieges suchen, der grade aus diesen Ursachen der wichtigste für die Nachwelt bleiben wird und aus dem sie am meisten belehrt werden kann. Napoleon selbst hat alle hiesher gehörigen Gedanken richtig ausgedrückt, als er niederscribte: „Ce n'est pas l'armée prussienne qui a défendu sept ans la Prusse contre les trois plus grandes puissances de l'Europe, mais Frédéric le Grand.“

Nach der Schlacht bei Lowositz äußerte sich der König: „Es sind nicht mehr die alten Oesterreicher.“ Dies bezog sich auf die Armee, welche sich außerordentlich vervollkommen hatte. Was aber den Gebrauch der Truppen anbelangt, darin hatten sie keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Noch immer wurde das Commando collegialisch behandelt, die Einheit der Ansicht und des Willens fehlte, das Cabinet urtheilte aus irrthümlichen Gesichtspunkten, der Hofkriegsrath dirigitte am Schlepptau die Operationspläne und die Operationen, und die Intrigue und der Ehrgeiz, und was dazu gehört, verbesserten im umgekehrten Verhältnisse, was etwa noch Zweckmäßiges geschehen konnte. Wenn irgendwo der Erfahrungssatz durch die That erwiesen worden ist, daß es bei dem Commando einer Armee weniger auf die Vervollkommenung der Maschinerie der Heere als auf den Meister, der sie in Bewegung setzen soll, ankommt, so ist dies bei den Schicksalen geschehen, welche die heillosen österreichische Armee, man möchte sagen, bis auf den heutigen Tag gehabt hat.

Die Schlachten bei Prag und Kolin im Feldzuge 1756 geben dem Verf. Gelegenheit zu einer Menge interessanter Vergleichen und Bemerkungen. Die Operationen des Königs nach dem Unfalle von Kolin sind durch die Ruhe und Keckheit bewundernswürdig, mit welcher er seinen übermächtigen Feinden trostete.

Von diesem Zeitpunkte an weicht der Verf. von den meisten Schriftstellern ab, welche vor ihm den siebenjährigen Krieg beschrieben haben. Die Basis, von welcher er ausgeht, ist folgende: Friedrich's Kriegführung scheint ihm in ihren höhern Conceptionen deshalb schwer zu schil dern, weil der Geist die Form weit zurückläßt. Von

Systemen ist gar nicht die Rede und von Methoden nur so viel, als zum Übergange seiner Ideen zur That nothwendig ist. Es lassen sich also bei dem Könige nur wenige Grundzüge oder Fundamente angeben, auf welche er seine Pläne baute, welche man bei allen seinen Unternehmungen in Anwendung gebracht findet, und diese können außer der Übersicht und dem Scharfblicke, mit welchem er seit der Schlacht von Rolin seine Lage ins Auge faßte, nur nach und nach aus der Betrachtung seiner Feldzüge sich ergeben. Nicht immer ist es den militairischen Schriftstellern geglückt, diese Eigenthümlichkeiten des Königs zu entwickeln und darauf zurückzuweisen. Allein grade die Bezeichnung des richtigen Standpunktes, auf dem man stehen muß, und nicht die Darstellung von Theorien, nach denen man den König beurtheilen soll, ist von überwiegender Wichtigkeit, um von dem großen Feldherrn eine Vorstellung zu bekommen. Der Krieg ist in seinen höhern Theilen eine Kunst der Begeisterung, und es wird für alle Zeiten unmöglich bleiben, eine solche Kunst in Regeln zu schmieden. Der König gibt den schönsten Beweis, daß ein großer Kopf keine Vorschriften ängstlich im Auge behält, sondern daß er nur richtig und scharfsinnig die Verhältnisse nach allen ihren Beziehungen zu beurtheilen, das Glück aufzufodern und die günstigen Augenblicke zu benutzen weiß.

Als Friedrich den Augenblick nahen sah, in welchem er von seinen rings um ihn herandrängenden Feinden angefallen werden würde, faßte er den Entschluß, jedes Mal dem gefährlichsten für den Augenblick auf den Leib zu gehen, ihn mit größtem Nachdruck anzugreifen und dadurch sich wenigstens für einige Zeit von ihm zu befreien. Er ließ diesen Gegner daher nicht näher kommen, als es nur irgend die Umstände gestatteten; er suchte ihm zuvorzukommen, aber er überreiste nichts. Dies ist um so merkwürdiger, als Friedrich mit größtem Feuer und Nachdrucke angriff und seine brave Armee keinen Verlust achtete, so lange ihre bewundernswürdige Stimmung ausbauerte, und diese hielt bei allen großen Auftritten lange vor. Kaltblütiges Überdenken und feurige Ausführung waren bei dem Könige vereint, seine Generale folgten seinem Beispiele, die Armee modelte sich nach ihm.

Die Wirkung, welche die Kriegsführung Friedrich's auf die Absichten seiner Feinde hatte, bestand endlich darin, daß ihre Armeen bis 1761 verhindert wurden, den König auf einem und demselben Kriegstheater einzuengen, ihn zu umstellen und ihn so, wie die Verblündeten 1813 Napoleon bei Leipzig, auf einen engen Fleck zusammenzudrängen. Wäre dies insbesondere in Sachsen ein einziges Mal geschehen, so würde Friedrich bei seinen schwachen Streikkräften seinen Feinden erlegen sein. Deshalb litt er 1760 die Vorbereitungen zu solcher Katastrophe durchaus nicht und bereitete sich 1761 in Schlessen auf sie dadurch vor, daß er länger als der Feind unter den Kanonen einer Festung die Entwicklung abwarten konnte. Seine Feinde wurden daher oft irre geführt und kamen eigentlich niemals zu einer wahren Offensive, die der König ihnen zu entreißen wußte. Daher war bei

ihnen das Schwankende, das Ungewisse, wogegen der König durch das Unerwartete und Große, wie Tempelhof sehr richtig sagt, auf eine so unwiderstehliche Art auf sie zu wirken suchte, daß alle ihre Seelenkräfte in eine Art von Stillstand versetzt wurden. Dies Alles war nicht die Wirkung der Wissenschaft, sondern der Kunst von des Königs geradem Losschreiten auf das Hauptobject, und dann seiner Maßregeln, seiner Verfahrensart. Dies sind in den weitesten Umrissen die Grundzüge, nach denen Friedrich fortan verfuhr, und in diesem Geiste führt uns der Verf. die Feldzüge 1758 und 1759 vor, mit welchen er vorläufig abbricht. Die glänzenden Siege bei Rossbach und Leuthen sind in diesem Geiste von dem Verf. beschrieben und dadurch des Königs Hauptgrundsatz bethätigt: daß Vertheidigen keineswegs heißt, dem Feinde den Eingang in das Land zu versperren, sondern ihn vielmehr wieder herauszuschlagen und dadurch zu bewirken, daß die Summe der Vortheile auf unserer Seite bleibe.

Nicht mindern Stoff zu Reflexionen der belehrendsten Art bietet dem Verf. die Schlacht bei Zornsdorf dar; wir müssen jedoch aus Mangel an Raum unsere Leser auf das Werk selbst verweisen. Gleiches gilt von den Schlachten bei Hochkirch, Kunersdorf und den zwischenliegenden Operationen, nebst dem unglücklichen Gefechte bei Maxen.

Wir nehmen hier von dem verdienstvollen Verf. Abschied und behalten uns ein Endurtheil vor, wenn der letzte Band seines gehaltvollen Werkes erschienen sein wird.

48.

Les manuscrits français de la bibliothèque du Roi, leur histoire et celle des textes allemands, anglais, hollandais, italiens, espagnols de la même collection. Par M. Paulin Paris. I. Formats in Folio maximo. Paris 1836.

Mit dem Worte: Bibliothek zu Paris, verbindet man seit Jahrhunderten den Begriff des reichsten und vollkommensten Instituts dieser Art, und es geschieht das mit Fug und Recht. Wie viele Tausende haben nicht aus dieser Quelle Weisheit und Belehrung geschöpft, wie viel Tausenden wird sie deren nicht für die Zukunft gewähren. Die Philologen und Historiker aller Länder und aller Zungen haben hier für ihre Zwecke reiche Ausbeute gefunden und in tausend Worten öffentlich gedankt für die vielseitigste Förderung, welche ihnen dies vor allen königliche Institut gewährte. Der große pariser Handschriftenkatalog — denn die Handschriftensätze haben wir besonders im Auge — umfaßte in seiner Weise in den classischen Sprachen Vorhandenes und berücksichtigte die französischen Schriftwerke fast gar nicht, so daß die Kunde über die französischen Schätze — denn die vortrefflichen „*Notices et extraits*“ geben quantitativ sehr wenig — äußerst gering war, während Molini und Marand über die italienischen, Santarem über die portugiesischen werthvolle Verzeichnisse geliefert hatten. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des durch seine Leistungen für die altfranzösischen Romane wohlbekannten Herrn Paulin Paris, Kataloge der französischen Handschriften herauszugeben, und mit Sehnsucht erwartete man in Deutschland das Erscheinen derselben. Nunmehr liegt der erste Band seit geraumer Zeit vor uns, und wir hatten Ruße genug, ihn aufmerksam durchzu-

gehen, um in aller Kürze zu Gunsten der Leser d. Bl. denselben zu charakterisiren, nicht aber wissenschaftlich zu analysiren oder gar in detaillirten Partien zu beleuchten. Es ist immer müssig, wenn für ein großartiges Unternehmen ein Plan gewählt wird, der dem Gedanken des Ganzen nicht angemessen ist, vielmehr in der Ausführung aller Orten Hemmung und Unbequemlichkeit herbeiführt; es kann, ist einmal der Fehler begangen, dann wohl hier und dort nachhelfend gebessert werden, aber stets wird das Werk bei aller Mannichsichtigkeit der festen Einheit entbehren, deren es sich zu erfreuen gehabt hätte, wäre jener ursprüngliche Plan ein glücklicherer gewesen. In dieser Stimmung bedachten wir das aufmerksame Studium des werthvollen und lehrreichen Buches. Was uns aber eben im vorliegenden Falle so fiebernd berührte, war, daß der Verf., dem es durchaus frei stand, die Arrangements zu treffen, wie er es für gut befand, in diesem ersten Bande lediglich die Handschriften zusammenstellte und beschrieb, die zufällig im außergewöhnlich großen Folioformat vorhanden sind. Daß mit diesem Grundprincip auch nicht im entferntesten wissenschaftliche Tendenz zu vereinigen war, leuchtet ohne Weiteres Jedermann ein, und-durchaus überflüssig ist die Bemerkung, daß eine solche zulässig und möglich, da wir diese Ansprüche befriedigende, unschätzbare Werke dieser Art besitzen, auf die namentlich Italien mit Recht stolz ist. Gegen einen zweiten Einwurf, den die deutsche Schule dem Verf. macht, sichert sich derselbe zwar schon in der Vorrede; ob sein Werk jedoch zu Gunsten seines Wertes in dieser Strenge durchgeführt ist, lassen wir dahingestellt. Während wir nämlich mit Ebert („Handschriftenkunde“, S. 200) mit Recht verlangen, in einem Manuscriptenkataloge alle in einer Bibliothek vorhandenen größern und kleinern Schriften und Stücke auf solche Art verzeichnet und einzeln aufgeführt, nach ihrer wesentlichen äußern Beschaffenheit beschrieben und zwar so beschrieben zu sehen, daß auch der Entferntere schon durch jene Angaben die allgemeine Identität jener Schriften mit gleichbetitelten anderweitigen Manuscripten oder gedruckten Texten zu beurtheilen vermöge, und zu diesem Behufe alle jene, hier nicht auszuführenden Vollarbeiten und Manipulationen für bringend notwendig erachten, gibt uns der Verf. von allen diesen Dingen nichts und statt derselben eine Geschichte der Handschrift. So wesentlich nun eine solche in vielen Beziehungen ist, so rügen wir es doch, daß wir hier nichts als eben diese erhalten, und zwar das in einer Ausführlichkeit, mit einem heraldisch-genealogischen Detail und, was man wahrlich in einem Verzeichniß französischer Handschriften nicht erwartet, in einem so feindalistischen Sinne abgefaßt, daß dies nicht mit Unrecht bestrimdet.

Treten wir nun dem trotz dieser, gewiß nicht ungerügten Ausstellungen höchst dankenswerthen Buche näher und bemerken wir uns in kurzen Übersichten vorzuführen, was Literaturgeschichte, politische Geschichte, Geographie und Topographie und namentlich Bibliographie mit ihren Hülfswissenschaften aus demselben für Gewinn ziehen, so ist dessen mancherlei. Daß der Verf. der mittelalterlichen französischen Poesie vor Allem sich zuwenden und diese mit besonderer Ausführlichkeit behandeln würde, ließ sich bei der Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, so weit dieselbe in Deutschland bekannt ist, erwarten. So geschieht es, daß die Romane vom Graal, Merlin, Tristan, deren selbst in diesem Prachtformate von jedem je sechs und sieben Exemplare vorhanden sind, besonders ausführlich besprochen werden, ja, daß sogar eine fast den siebenten Theil des Buchs einnehmende Dissertation über diese Dinge bei Gelegenheit eingeschaltet wird, die indessen durch Benützung Dessen, was deutsche Gelehrte hier geleistet, im Wesentlichen hätte gefördert werden können. Auch die Romane von den sieben Weisen, von Eneas, Gauvel, Hiseus, Kanor und seinen Brüdern, von Theben u. a. m. werden besprochen und durch manche schätzenswerthe Untersuchung beleuchtet. Von unedirten französischen Poesien möchte des Gottfried von Paris „Allies“, das

„Archilogie Sophie“, fünf Balladen aus dem 15. Jahrhundert, die „Chansons de Jehannot de Lescurel“, die „Chants royaux“ zu Ehren der heiligen Jungfrau, ein anderes Gedicht Gottfried's: „De la comète et de l'éclipse et de la lune et du soleil“, und der „Roi Phellipe qui ores regne“, ein „Commentaire sur le livre des echecs amoureux“, der „Miroir des dames et demoiselles“ und der „Triomphe des Vertus“ Beachtung verdienen, obgleich auch manche dieser Dinge, soweit sich aus hier und da gegebenen Proben urtheilen läßt, nicht von großer Erheblichkeit sein mögen. Von Geschichtswerken sind die „Chroniques“ hervorzuhelien, so des Jehan de Baurin unedirtes Buch in nicht weniger als fünf Exemplaren, die Chronik des Jehan de Courcy („Bonqueuchardiere“) in vier Handschriften, die „Histoire universelle“ des Guill. de Mangis, und von bereits gedruckten Geschichtswerken Prachtmanuscripte von Froissart, Monstrelet, mit einer unbekannten Fortsetzung, und der „Chroniques de Saint-Denis“. Des Jacq. Devault: „Regles pratiques pour bien et suerement naviguer“ aus dem 16. Jahrhundert, ein Band sehr interessante „Cartes dites catalanes“ sind lehrreiche Gegenstände für die Geschichte der Kosmographie und Nautik, während für die Specialgeschichte einzelner Städte durch eine Sammlung sogenannter „Vidimus“ gesorgt ist.

Von den Übersetzungen des Livius durch Pierre Berceure, den Übersetzungen des Cicero und Boccac durch Laurent. Presmierfait, einigen andern Bearbeitungen des Ovid, Valerius Maximus, Aristoteles, von denen die letztern in sprachlicher Beziehung von Bedeutung sind, wenden wir absichtlich den Blick, um diesen an sich nüchternen Katalog, der nur eine Idee des reichen Inhalts geben soll, zu schließen und für das Bibliographische einigen Raum zu gewinnen. Was dies betrifft, so lernen wir hier eine Anzahl Maler und Schreiber kennen, erfahren von der Technik des Buchbinders und bereichern unser Wissen von Manuscriptpreisen zur Zeit ihrer Entstehung auf sehr nützliche Weise; so enthält S. 302 fg. folgendes Tableau, welches die Kosten der im J. 1517 der Mutter Franz I. überreichten „Chants royaux“ (Nr. 6811) darbietet, und welches wir, als sehr charakteristisch, diesen aphoristischen Bemerkungen schließlich anzufügen keinen Anstand nehmen.

	Livr.	Sols.
Jacques Plastel reçut pour l'exécution des XLVIII tableaux peints en grisaille . . .	45	—
Jean de Beguines, prêtre, pour avoir écrit les ballades . . .	12	—
Prix du velin . . .	3	12
Guy-le-Flameng pour avoir enluminé les grandes lettres . . .	13	14
Nicolas de la Motte, pour avoir ajouté quelques ballades, manquant à plusieurs tableaux . . .	—	40
Jean Pinchon, enlumineur et historien à Paris pour l'application des couleurs . . .	80	—
Pierre Faveryn, pour avoir nettoyé, timpané, scellé d'or, relié et couvert le volume . . .	6	—
Les ouvriers de Jean Pinchon . . .	—	50
Pour un grand étui de cuir noir avec les cordons . . .	38	—
Pour la couverture en velours pers . . .	6	12
Pour l'emballage . . .	—	12
Pour le vin du marché avec l'enlumineur . . .	—	24
Pour les frais du voyage des deux échevins Andrieu de Monsures et Pierre Louvel, échevins en charge, députés par la ville (Amiens) pour porter à Amboise le livre à Louise de Savoie, à raison de 1 livre 16 sous par jour, en tout trente-six jours . . .	68	8
Enfin le tout, les frais montent à . . .	366	Livres.
	61.	

Montag,

Nr. 78.

19. März 1838.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Julius Schneller's Nachlaß herausgegeben von Ernst Münch. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Ritter Prokesch ist einer der lebenswürdigsten Reisenden, von denen die neuere Literatur zu erzählen hat. Er ist österreichischer Oberst, Ritter, Diplomat, Seeoffizier, dabei Schriftsteller in mehreren Fächern und ein durch längern Aufenthalt in verschiedenen Ländern Europas vielfach gebildeter Mann. Aber von allen diesen Vorzügen und Auszeichnungen erfahren seine Leser nichts; sie haben es bloß mit dem Menschen zu thun. Seine Seele erglüht für alles Große und Schöne, er betrachtet mit Begeisterung die erhabenen Überreste der griechischen Vorwelt, er schwärmt wie ein aufblühender Jüngling in schönen Gegenden und herrlichen Aussichten und verherrlicht sie durch gelungene Dichtungen; aber er fühlt auch nicht minder lebendig das Unglück eines Volks wie des griechischen, wenigleich er kein Lobredner der Masse desselben ist. Dabei ist er ein rüstiger und gewandter Reisender. Unter den furchtbarsten Schrecken eines Meersturms, in der finsternen Nacht bewahrt er sich Gleichmuth und Ruhe, auf gefährlichen Klippen verläßt den Kimmenden nicht die Geistesgegenwart, in der Herberge der Seeräuber weiß er durch Muth und Entschlossenheit den ihm ganz fremden Menschen zu imponiren und zaghaften Frauen in der gefährlichsten Lage durch echte Ritterlichkeit Schirm und Schutz gegen die Türken zu verleihen. Tagelange Entbehrung von Speise, Schnee und Nässe, die schneidendste Abwechselung der Lebensweise vermögen ihn kaum zu berühren; er dankt dies, wie er selbst sagt, dem rüstigen Thaten seiner Jugend und den Gefährten, die ihn lehrten die Winterstürme zu durchziehen, sich auf der Eisbahn zu schwingen, Alpen zu besteigen und Gebirgswälder ohne Führer zu durchwandern. Aber Gram und Seelenleiden vermögen ihn bis zur Ohnmacht und zu den furchtlichsten Krämpfen in wenigen Augenblicken zu erschüttern, sie können ihn schwermüthig in hohem Grad machen. Selbst in solcher Lage bleibt er lebenswürdig; da durchschauert vor Allem die Sehnsucht nach fernem Freunden, nach lieben Verwandten seine Seele; die Bilder vergangener Tage steigen mit der größten Le-

bendigkeit vor ihm auf, und er braucht einige Zeit, um sich zu sammeln und in die Gegenwart zurückzukehren.

Diese edle Sentimentalität ist ein hervorragender Zug in den uns vorliegenden Briefen, die dadurch in einem sehr starken Contraste mit den Briefen des berühmten Verstorbenen stehen. Fürst Pückler reist als Fürst und als preussischer Standesherr; er verlangt fürstliche Aufnahme; seine Herablassung gegen Leute, die nicht hohen Standes sind, ist stets die eines vornehmen Mannes, durch die sich Andere geschmeichelt und erfreut fühlen müssen; er reist mit einem großen Gefolge und entschlägt sich nie der Sorge für seinen Haushalt und die Pflege seines Körpers. Seine Briefe sind zwar an ein ihm theueres weibliches Wesen gerichtet, aber man sieht es ihnen nur zu deutlich an, daß bloß Convenienz oder irgend eine Laune des Augenblicks ihm diese Überschrift eingegeben hat, während in den Briefen von Prokesch aus jeder Zeile das Herz und die zärtlichste Liebe spricht. Die Vergleichung ließe sich noch im Einzelnen weiter ausführen, wenn dazu hier der Ort wäre. Wir haben also nur noch über die Prokesch'schen Briefe zu erinnern, daß sie in den Jahren 1824 und 1825 aus Griechenland und aus der Türkei an den Stief- und Pflegevater des Verfassers, den ehemaligen Professor Schneller zu Freiburg, geschrieben waren. Nach dessen Tode fanden sie sich unter dem Nachlasse desselben, und zwar mit allen übrigen Aufträgen und Briefen, die Prokesch früher an verschiedenen Orten hatte drucken lassen, so vereinigt und chronologisch geordnet; daß sie zu einer gemeinsamen Ausgabe der Reiseerinnerungen aus Griechenland, Ägypten, Kandia, Kleinasien und andern Punkten des osmanischen Reichs bestimmt zu sein schienen. Hr. Münch glaubte daher dem Publicum das Werk nicht vorenthalten zu müssen und betrieb die Herausgabe desselben mit der ihm eigenthümlichen Schnelligkeit.

Wir glauben allerdings, daß diese Herausgabe zweckmäßig und zeitgemäß ist. Denn außer den bereits angeführten persönlichen Eigenschaften des Briefschreibers interessieren diese Briefe durch einen reichen Schatz topographischer, historischer und archäologischer Erinnerungen, durch eine Liebe zu den Inschriften, Theatern, Tempeln, Monumenten, Städten und Geschichten des classischen Alterthums, wie man sie nur bei sehr wenigen Diplomaten und Militärs unserer Zeit findet, durch wichtige Mittheil-

lungen aus dem griechischen Freiheitskampfe, durch Schilderungen ausgezeichneter Personen, mit denen Protesch durch seinen amtlichen Charakter (er besorgte zugleich Aufträge der österreichischen Regierung zur Regulirung ihrer Schifffahrt in der Levante) in Berührung kam, und endlich durch seine lebensvollen, malerischen Gemälde der berühmtesten und schönsten Gegenden Griechenlands und Kleinasien's. Sinnige Gedichte, wie die Empfindung des Augenblicks und die frische Meeresluft sie eingegeben hatten, z. B. auf S. 176 und besonders auf S. 697 fg. des zweiten Bandes, bieten eine sehr angenehme Abwechslung zwischen politischen Betrachtungen und archäologischen Abhandlungen und bezeugen das schöne Talent eines Dichters, der im edlern und höhern Sinne ein Dichter für das Haus genannt werden darf. Denn man ersieht daraus, daß Protesch in dem Kreise eines an Tugend und Liebe reichen Familienlebens zum Dichter geworden ist, das sich nun in seinen Gedichten im heitersten Widerscheine abspiegelt.

Doch wir wenden uns nun zum Werke selbst, um dasselbe wo möglich in seinen Hauptpartien zu charakterisiren, was bei dem großen Umfange der beiden Bände, die an 1400 Seiten stark sind, nicht ganz leicht ist.

Herr v. Protesch reiste im August 1824 von Triest ab und nahm seinen Weg zunächst nach Korfu, von wo er nach mehrtägigem Aufenthalte über Parga, am ionischen Felsen vorüber nach Missolonghi gelangte, den Golf von Patras, Navarin, Delos, Paros, Sythra besuchte, mehrere Tage auf Syra verweilte und nach Smyrna überschiffte. Von dort aus nahm er das Feld des trojanischen Krieges und die Küste von Troas mit der größten Genauigkeit in Augenschein, worauf wir weiter unten noch einmal zurückkommen wollen. Durch „die schönste Wasserstraße der Welt“ gelangt der Reisende nach Konstantinopel, „der Stadt der hundert Hügel“, wo er sich fast zwei Monate aufhielt. Auf der Rückfahrt nach Smyrna überfällt ihn ein heftiger Sturm. Von dort aus nimmt er seinen Weg nach den Inseln Milo und Kandia und schildert auf der letztern Insel sehr ausführlich die grenzenlose Noth des Landes, den rohen Übermuth Ibrahim Pascha's und seiner Ägypter, die türkische Tyrannei und das Labyrinth, das er „wahrscheinlich als der Erste seines Landes besucht hat“. Im zweiten Bande beschreibt Protesch seinen Aufenthalt auf den Inseln Syra, Mykonos, Antiparos, Paros, Naxos, darauf in den Städten Smyrna, Ephesus, Kragomena und andern kleinasiatischen Gegenden, bis er über die Inseln Sythos, Negroponte, Siphante, Sikine, Milo, wo er am 30. April 1825 entfernter Zeuge eines Seegefechtes zwischen den Griechen und Ägyptern ist, in den argolischen Golf gelangt und unsern Argos an das Land steigt. Jetzt beginnt seine Reise durch Griechenland; Nauplia, Mycenä, Korinth, Megara, Salamis, Athen, Marathon, Ägina mit ihren Umgebungen sind die Orte, wo er am längsten verweilt. Von Athen macht er einen Ausflug in den saronischen Golf, besucht den Kapudan Pascha auf seinem Schiffe im Hafen von Suda, dann das tinarische Vorgebirge, Navarin und schildert

den Kampf der Lacedämonier und Athener auf Sphakteria, kommt von da wieder nach Syra und Scio und kehrt nach Nauplia zurück. Dort faßt er den Entschluß, nach Athen zurückzugehen, und beschreibt nun die Alterthümer der Stadt ausführlich, an die sich Erzählungen aus der Sagenzeit und Schilderungen Eurak's und seiner reizenden Gattin, die damals Athen inne hatten, in anmuthiger Abwechslung anreihen. Schilderungen von Nauplia, von den Alterthümern um diese Stadt, von den Hauptlingen der damaligen griechischen Regierung und andern Notabilitäten guter und schlechter Art machen den Schluß des zweiten Bandes bis zur Abfahrt von Nauplia am 23. Oct. 1825. Einen mittlerweile erschienenen dritten Band hat Ref. noch nicht gesehen.

Wenn wir nun zuvörderst von Griechenland und von den Griechen sprechen, so ist allerdings die Schönheit des Landes, die Milde seines Himmels, der Reichthum an großen und edeln Erinnerungen noch jetzt ganz ebenso, wie ihn Hr. v. Protesch vor 13 Jahren gefunden hatte; die Griechen aber, ihre Gesinnungen und ihre politischen Verhältnisse werden hoffentlich 1837 vom Verf. günstiger beurtheilt als 1824 und 1825. Wir sagen dies aus lebhafter Theilnahme an der Wiedergeburt Griechenlands, nicht etwa als ob wir die Schilderungen des Verf. dadurch verdächtigen wollten. Denn grade ein Mann wie er, der schon vor 13 Jahren der griechischen Sache so warm und aufrichtig zugethan war, verdient um so mehr Glauben, wenn er die Griechen des schändlichsten Menschenwuchers auf dem Markte zu Syra anklagt, oder sie als die schlimmsten Feinde der Denkmale aus ihrer großen Zeit schildert und die Worte eines angesehenen Griechen aus Syra anführt: „Wenn ihr mir einen Sack voll Metall bringt und dafür 10 Pfaster fodert, so wage ich die geforderte Summe; bringt ihr mir aber in demselben Sack alle Pythagoras und Pherecydes herbei, so gebe ich nicht 10 Parasab darum.“ Die Griechen, heißt es an einer andern Stelle, tragen Waffen im Gürtel und Spielkarten in den Händen, Jahrhunderte der Unterdrückung und des Elends haben ihre Grundstoffe nicht geändert, am Osterfeste sieht man sie tanzen und jubeln, als würden sie vom Glück auf den Händen getragen, jeder Schlimmer des Glücks regt sie auf, aber sie thun nichts, um sich denselben zu erhalten, und ganze Scharen junger Leute legen müßig die Hände in den Schoos, während auf der andern Seite das unselige Mißtrauen eines Dorfes gegen das andere, einer Insel zur andern, ja eines Hauses zum andern jeden gefaßten Entschluß sogleich wieder zernichtet.

Glaube mir — schreibt Protesch auf der Höhe von Syra am 13. Juni 1825 — (du weißt, ob ich dies mit Schmerz sage), dies Volk ist nicht dazu bestimmt, sein eigener Herr zu werden. Laß sie schwächen auf den Pölkern unserer Hauptstädte von Fehlbathen des Tages und von Altgriechenland und uns verdammen, die wir wagen, ein abweichendes Urtheil zu äußern. Wir haben nicht die Hände in den Schoos gelegt, wie sie; wir sind hierher gegangen und haben geprüft an Ort und Stelle. Das Wort der Freiheit ist bald ausgesprochen, und sie ist in Europa ein Modeartikel wie ein anderer. Wer die Gewalt regiert, ohne sie besiegen zu können, wer namenloses Elend über Millionen herabruft, ohne Entschädigung dafür zu bieten, ist

ein Verbrecher. Wie soll dies Land zur Freiheit reif sein, wo das Volk darunter nichts Anderes versteht, als seinerseits auf die Völker und Leppidee der Türken sich setzen zu können! wo dessen Leiter unter erhabener Maske niedrige Gesinnungen bergen, und wo es keinen einzigen Mann gibt!

Wenn ein Mann von so durchaus wohlwollender, menschenfreundlicher Gesinnung wie unser Verf. solche Worte niederschreibt, so fühlt man sich noch mehr gedrungen, das Glück der Griechen zu preisen, die jetzt einer geordneten Regierung unterthan sind, und begreift um so besser die großen Schwierigkeiten, mit welchen bairische Staatsmänner zu kämpfen gehabt haben; man begreift aber auch, wie große Verdienste sie sich bereits um Ordnung, Ruhe, Cultur und Sicherheit des Eigenthums in Griechenland erworben haben. Uns hat die Lecture dieser Briefe nur von Neuem die Gewißheit gegeben, daß die Rettung des heutigen Griechenlands unmöglich allein von Nationalgriechen ausgehen kann, und daß das Land ohne die ihm gewordene deutsche Hülfe nothwendig die Beute der Verwirrung, Anarchie und der türkischen oder ägyptischen Barbaren hätte werden müssen.

Von der grenzenlosen Unordnung im Lande selbst, von der Armuth des Volkes, von der Seeräuberel, von dem furchtbaren Drucke und der Tyrannei, unter der die Einzelnen schmachteten, lesen wir hier die herzerregendsten Nachrichten. Namentlich gilt dies von den Inselgriechen, wo der Verf. unter Andern auf Syra mehrere Tausend Geflüchtete antraf, die unter Zelten, in Breterhütten oder gar in Erdgruben lagen ohne alle Nahrung und Mittel zum Unterhalt, ebenso von Milo und andern Inseln, wo überall Flüchtlinge waren, denen die Gastlichkeit der europäischen Consuls ein Asyl gewährte, und vor Allen von den unglücklichen Bewohnern Kretas. Als Hr. v. Prokesch in dieser Insel reiste, gelangte er mit seiner Begleitung eines Abends an das Haus des türkischen Agas, der in der Datschast nach Gutedanken schaltet. Während die Fremdlinge auf einem Haufen Ruinen saßen, erschien dieser, ein Greis mit langem Silberbarte, in eine braune Kutte gehüllt und einen schweren Stab in der Hand, auf dem flachen Dache seines hochummauerten, mit Schießlöchern statt mit Fenstern versehenen Hauses über dem Eingange, dem mächtigen, vielfach verriegelten Thore. Das zweifelhafte Licht der schon begonnenen Nacht erhellte die Scene. Der Aga wollte die Fremden nicht aufnehmen; die armen Griechen, nach denen er rief, ließen sich nicht sehen; endlich fand sich Einer, dem der Aga gebot, die Fremden zu beherbergen.

Als wir — fährt der Verf. fort — ins Haus des Griechen gelangt und um das Feuer gelagert waren, suchten wir uns das Wüderstreben aufzuklären, das diese Bettler, die dem Himmel für die Gelegenheit danken sollten, ein paar Solbi zu gewinnen, gezeigt hatten. Sie fielen uns zu Füßen, Männer, Weiber und Kinder, und sagten, jeder Ruf in der Nacht sei ihnen ein Ruf des Schreckens. Wir beruhigten sie, und da wir Hunger hatten, so baten wir sie um Brot. Sie hatten Feins. Wir baten um ein Ei; ein Huhn, Lamm oder sonstiges Fleisch, Obst, überhaupt um etwas Eßbares, was es sei, und legten ein Goldstück vor sie hin. Sie hatten nichts. Wir frugen erkraunt, wovon sie lebten. „Von Kräutern, Herr, die wir tagtäglich suchen“, war die Antwort. Nun baten wir sie, uns

von diesen Kräutern zu bereiten. Sie liefen zu den übrigen Griechen im Dorfe, erlieben das nöthige Viechen auf; dies ward gesotten, und mit Salz und Essig, welche unser Janissar bei dem Diener des Aga ausbotete, schmeckte uns die Mahlzeit vorzüglich.

Mit ähnlichen Entbehrungen mußte Prokesch öfters kämpfen, am schlimmsten aber erging es ihm in Korinth und in dem Dorfe Kinela auf dem Isthmus, wo die Unfreundlichkeit der Bewohner noch größer war als ihre Armuth; und als er im Febr. 1825 eine Nacht auf Antiparos im Hause des Primaten, eines Königs, der die sonderbarste Wirthschaft von der Welt hielt, unter Seeräubern und andern Gesindel zubrachte, rettete ihn bloß sein Muth und seine Entschlossenheit vor persönlicher Beleidigung und Verabung.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich Förster's Kriegslieder.

Das fünfundschwanzigjährige Erinnerungsfest des Aufstiegs Friedrich Wilhelm's an sein Volk hat in diesem Jahre durch ganz Preußen bekanntlich eine besondere Feier erlebt. Der Funke, den man unter der Asche erstickt glaubte, hat aufgelodert, und elektrisch hat es gezeit durch die alten Narben und Wunden. Erinnerungen schlugen an und Hoffnungen weckten auf, die man beseitigt, vergessen glaubte. Man dachte wieder an die Möglichkeit, daß die Arme sich erheben könnten, die man an den Pflug, an die Feder gebannt hatte, und das Schwert ergreifen, nicht das Schwert, das man fürchtet, sondern das alte: mit Gott für König und Vaterland. Man schreckte diesmal nicht vor dem Gedanken zurück. Selbstamer Wechsel der Ansichten, Allmacht der Verhältnisse über Vorstellungen und Ideen, die man darüber hinaus glaubt.

Die alten Kriegsgefährten waren nie so froh beisammen; sie fragten sich nicht aus, ob Wechsel in ihren Ansichten eingetreten waren, und wer seine Überzeugung von damals gefangen gegeben unter den Verhältnissen, die andere Überzeugungen forderten. Die 25 Jahre verschwanden ihnen wie Traumbilder und das Damals trat als Wirklichkeit vor ihre Augen. Aber das ist der Segen der Erinnerung: sie hält nur das Erfreuliche fest. Der Reiden dachte man nicht, den Gefallenen spendete man einen stillen Loos der Erinnerung.

Auch die Poesie erging sich in Liedern. Manche darunter waren nicht so ganz zahm, wie man es nach einer so gezähmten, oder, wenn man will, zahlosen Periode erwarten sollte. Auch das schien in den Festversammlungen anzupacken; je fester, um so besser. Der solide Mann und Greis, selbst wenn er ein Staatsbeamter in hohen Würden ist, erinnert sich ja in guter Stunde mit Lust seiner tollen Kinderfreize, und wäre es auch, daß er eben selbst ein Edict gegen Studentenverbindungen und Studentenunfug concipiert hätte. Aber die Freiwilligen von 1813—15 sind noch nicht alle Greise; es ist noch viel junges Blut darunter, was den Becher und die Kehrle zu brauchen weiß. Es ward gesungen und Klang und Halle wider; zumal bei Liedern wie das — in den letzten zehn Jahren hatte man sich's nur zugerant, gleich als schämte man sich, daß man es einst offen gesungen und die Sänger gerühmt hatte —

Wir schlugen Sturm auf allen Straßen,

Wir ließen Ärmtrumpeten blasen —

Der Bürger trieb sich ruhig fort;

Was hat ihm nun den Muth entzündet?

Ihm ward ein einzig Wort verhandelt,

Und Friedrich Wilhelm sprach dies Wort.

„Dir will ich meine Rettung danken,

Ob auch verzagte Seelen schwanken,

Die treues Volk, nur ihr allein!
Ihr Alle sollt mir Ritter heißen,
Ich schmäde euch mit dem Kreuz von Eisen,
Auf! In die blut'ge Schlacht hinein!"

So hat kein König noch gesprochen;
Die alten Ketten sind gebrochen,
Ihr Freiheit wendet euren Blick.
Wir kannten Herren nur und Knechte,
Denn gab die unverjährten Rechte
Ein König seinem Volk zurück!

Dies Lied ist eben jetzt, im Februar 1838, in Berlin gedruckt und verlegt und erschienen, mit vielen andern, welche zur Zeit der Befreiungskriege gedichtet, gesungen wurden und gelungen haben! Der Titel des Büchleins, worin es steht, lautet:

Friedrich Förster's Kriesslieder. Eine Festgabe zur fünf- undzwanzigjährigen Jubelfeier der freiwilligen Jäger. Berlin, Heymann. 1838. 8. 12 Gr.

Friedrich Förster's glückliches Talent zu Gelegenheitsgedichten im bessern Sinne des Wortes ist bekannt. Es hat sich in den verschiedenartigsten Zeiten bewährt; gewirkt aber hat es zumeist in jener schweren Zeit. Wer die Lieder heute wieder überliest, wird sich nicht darüber verwundern. Sie athmen den seltsamen Hauch, ohne den das nicht möglich geworden wäre, was geschehen ist, eine herbe, zuversichtliche Lustigkeit, einen festen Haß, und die Worte hageln hier und da wie Streiche auf den Feind, der es dazumal war — und mit vollem Rechte.

Wie manches Lied erinnert uns auch an Etwas, was uns heute unglaublich, fast schon fabelhaft bedünkt. Oder waren es die zarten Frauen nicht, die, als Männer verkleidet, von nichts Andern als glühendem Haß gegen den Feind des Vaterlandes getrieben, mit ins Feld zogen, stritten, duldeten und bluteten? Und war das schon das Allerwunderbarste? Welche rührende Volkstöne schlägt Förster's Lied von der wackern Eleonore Prochaska an:

Bei Lüneburg in der Heide,
Da liegt ein großer Wald,
Auf! auf! zum frühlichen Jagen,
Die Franzosen herausgeschlagen!
Das Büchlein blüht und knallt.

Und vor dem Wald' da draußen
Empfing uns Kanonengraß:
Spielet auf, spielet auf zum Lango,
Ihr Brüder, wir stürmen die Schanze,
Den Feinden zum Verdruss.

Mein Bärtschen nahm eine Trommel,
Trum! trum! so marschirt er voran.
Den Sturmschritt hat er geschlagen,
Wir stürmten ohne Verzagen
Den grünen Hügel hinan.

Und als nun die letzte Salve kam,
Da stürzten sie Mann für Mann.
Da sank auch mein Kamerad nieder,
„Ach“, rief er, „nehmt auch ihr Brüder,
Eines armen Mädchens an.“

„Und wenn's mein eigner Bruder wär,
Jetzt vorwärts zu dieser Stund!“ —

Sie nehmen die Schanze, die ersten dem Feinde abgewonnenen Kanonen und reiten vor Freude wie Kinder darauf. Der Schluß des Liedes heißt:

Und war nun auch der Jubel groß,
Ach, Eines ging mir doch nah.
Wo ist mein Kamerad geblieben?
Es wollt' mich zum Tode betrüben,
Dass ich ihn nicht bei uns sah.

Da unten auf grüner Heide tobt,
Da lag eine Jungfrau zart.
Prochaska war sie geheißen,
Das tapferste Mädchen in Preußen,
Sie war mein Kamerad.

In einer Anmerkung sagt uns Hr. Förster, daß Eleonore Prochaska aus Potsdam, 21 Jahr alt, unerkannt unter dem Namen Perz im Lützow'schen Freicorps dienend, am 16. Sept. 1813 im Gefechte an der Erde von einer Kartätschentugel getroffen, neben ihm niedergesunken sei. „Helft mir, ich bin ein Mädchen!“ rief sie. Es war keine Hülfe möglich. Wie schnell ist so etwas vergessen!

Das Büchlein enthält schöne Lieder, auch aus neuester Zeit, z. B. das letzte: „Jäger-Edwacht“. Angehängt ist des Königs Ausruf: „An mein Volk!“ und der Ausruf zur Landwehr.

Literarische Notizen.

Die beiden neuesten Erscheinungen zur Ausbreitung unserer Kenntnisse orientalischer Linguistik sind folgende: 1) „A Grammar of the Tamil language, by C. T. E. Rhénus“ (erster Band, Madras 1836). Hr. Rhénus ist ein Deutscher, der seit 20 Jahren im südlichen Indien als Missionar thätig ist; er hat sich große Verdienste um die neue Uebersetzung der Bibel in das Tamilische erworben, ist aber grade dadurch mit der Bibelgesellschaft und der anglikanischen Kirche in Streitigkeiten gerathen. 2) „Translation of a comparative vocabulary of the Chinese, Korean and Japanese languages; to which is added the thousand character classic, in Chinese and Korean, with copious indexes“ (erster Band).

Auch in England ist eine neue Uebersetzung der „Tausend und Einen Nacht“, unmittelbar aus dem arabischen Texte, angekündigt. Herr Edward William Lane, Verfasser eines sehr interessanten und gründlichen Werkes über das heutige Aegypten („The manners and customs of the modern Egyptians“), hat sich dieser verdienstvollen Arbeit unterzogen. Die Redaction dieser Märchen ist nach dem Urtheile aller kompetenten Richter in Aegypten veranstaltet worden, wenn auch der Stoff aus den verschiedensten Ländern, wo die arabische Sprache herrscht, abgeleitet werden darf. Seine genaue Kenntniß des arabischen Lebens setzt den Uebersetzer in den Stand, den Text überall genau aufzufassen; er wird sich dabei einer Handschrift bedienen, die von einem der gelehrtesten Kenner des Arabischen (dem Schaiach Mohammed Agha et Kantawi, Professor an der Moschee Al-Aghar) corrigirt und mit Noten versehen ist. Viele Hundert Holzschnitte nach den Zeichnungen des Hrn. W. Harvey werden das Werk schmücken, sowie erläuternde Anmerkungen dem europäischen Leser alle Dunkelheiten erhellen werden. Um die Literatur der „Tausend und Einen Nacht“ zu vervollständigen, fügen wir noch hinzu, daß von der calcuttar Ausgabe der 200 ersten Nächte, die der Schaiach Ahmed ben Mohammed Schirwani al Yamini 1818 in zwei Bänden drucken lies, 1829 eine neue Ausgabe in einem Bande abschönlich lithographirt erschienen ist, unter dem Titel: „Arabian nights entertainments. In the original Arabic.“ (Calcutta 1829). Diese calcuttar Ausgabe ist in sprachlicher Hinsicht der habicht'schen vorzuziehen, sie ist grammatisch correcter, steht aber in literarischer Hinsicht weit hinter jener zurück, da man sie nur als einen mageren Auszug betrachten darf. Doch wird daselbst eine neue Ausgabe vorbereitet nach einer Handschrift des Major Macan, die vollständig die Zählung der Tausend Nächte und Einer durchführt und im Ganzen einen trefflichen Text enthalten soll; sie wird vier Bände in Octav füllen, jeder zu 600 Seiten.

Dienstag,

Nr. 79.

20. März 1838.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Julius Schneller's Nachlaß herausgegeben von Ernst Münch. Erster und zweiter Band.

(Schluß aus Nr. 78.)

Wahrhaft furchtbar sind die Beschreibungen von den Grausamkeiten, welche die Griechen von den Türken erdulden mußten. Wir glauben eine solche Stelle von den Gräueltthaten auf Scio im J. 1824 mittheilen zu müssen, da sie zugleich als Probe von der Darstellung solcher Scenen in den Briefen des Hrn. v. Prokesch gelten kann.

Man war von einem Tage in die nächsten Dörtschaften zurückgekommen. Reiche Beute an Weibern und Gütern war gemacht. Ein funfzehnjähriges Mädchen, die Pierde des Ortes, zog unter dem Haufen der Getriebenen ihrem Verhängniß wortlos entgegen. Sie kamen an einem kleinen Plage vorüber, wo man zum Hafen herausgeht; da hatten die Türken eben ein Spiel, sie warfen nämlich ihre Messer und Schossen mit Pistolen auf eine Zahl griechischer Jünglinge, gebunden gegen die Wand eines venetianischen Gebäudes gelehnt; die Weiber heulen im Vorüberzuge, und das stumme Mädchen springt plötzlich mit einem Schrei des Jammers aus dem Kreise, wirft sich auf einen der Jünglinge, streckt schügend ihre Arme um ihn, das Haupt den schrecklichen Spielern zugewendet, tausend halberstickte Worte auf den Lippen, tausend Thränen des Flehens im Auge. Es ist ihr Bruder, seit mehreren Tagen von den Seintgen vermißt, den sie an dieser Stelle wiederfindet. Der Lärche, dessen Beute sie war, geißelt die Niedergesunkene auf; Brust und Nacken bluten unter unwürdigen Streichen, aber keine Drohung, kein Schmerz bewegen sie, den Bruder zu verlassen. Das Schauspiel begann zu ergötzen — das Mädchen bleibt, während die übrigen Weiber nach dem Galeerenschoppen getrieben werden; der Bruder, bis dahin standhaft, bricht in Thränen der Wuth und des Jammers aus; ein Türke tritt hinzu und stößt ihm das Messer in die Seite; das Mädchen, todtentbläht wie eine Leiche, fällt über den Türken; der schleudert sie weg, sie stürzt. Ihre Wuth, ihr Schmerz, ihr Kall erregen in der Menge nur Geldgier. Unter Hunderten von Menschen in keinem einzigen eine menschliche Mähung! Während dies vorgeht, handelt ihr Eigenthümer mit einem Schwarzen, der von Opium raumelt; 10 Thaler bietet der, wenn das Mädchen noch unberührt sei. Sie werden Handels einig, fassen das Mädchen an, reißen ihr den Rest der Kleider vom Leibe; sie wälzt sich am Boden, ihr Auge hat keine Thräne mehr, es sucht den Himmel, der ja täglich hundert und hundert Blitze verschleudert, aber für sie keinen hat. Man vollführt die entehrende Unterjochung vor den Augen des sterbenden Bruders — das Mädchen, als Jungfrau erkannt, hat die Lüste der Barbaren erregt, man läßt dem Käufer nur das Vorrecht des ersten Genusses; Einer nach

dem Andern wirft sich über sie; sie stirbt unter den größten Mißhandlungen, die der Mann an dem Weibe vollführen kann. Ihr unglücklicher Bruder hat den Geist noch nicht ausgehaucht, man bindet ihn an die nackte, noch warme blutende Schwester — begeht Grauel, die der Phantaste nichts mehr übrig lassen — dann wirft man Beide gebunden ins Meer.

Nach solchen herzerreißenden Scenen, die eine spätere Zeit vielleicht für ganz unverträglich mit dem Charakter eines Jahrhunderts finden wird, das jetzt schon von Vielen als das Jahrhundert der Civilisation bezeichnet wird, findet Hr. v. Prokesch Trost und Erleichterung in der unwandelbaren Schönheit der Natur. Seine Naturschilderungen zeichnen sich durch Anschaulichkeit und malerische Geschildlichkeit aus, er mag nun die Inselgruppen um Syra oder Milo, den Schauplatz der Homerischen Ilias, die Felsen von Ithaka, die Hauptstadt des osmanischen Reiches mit ihren reizenden Umgebungen, die Höhle auf Antiparos, die marathonische Ebene, den Prospect von Akrokorinth, die Gegenden um Smyrna und Ephesus, das Panorama auf der Rhebe von Zante, das Theater von Sicyon, die Meerenge von Salamis, die kahlen Felsen von Navarin, die Aussicht von der Acropolis zu Athen oder andere Gegenden in seinen Briefen den Lesern derselben vorführen. Mit nicht minder lebhaften Farben sind einige Seestürme, welche der Verf. im Mare di Marmora und auf der Rückfahrt von Nafos nach Smyrna erlebte, geschildert, sowie die Beschreibung griechischer Brander und ihrer Wirkungen, welche der Verf. in den Gewässern von Milo wahrgenommen hatte. Er meint zwar, daß „Worte nur ein erbärmliches Gemälde eines Meersturms geben“, und „daß sie die Schrecken der Natur nicht malen könnten, die in jeder ihrer einzelnen Farben neben dem Gefleiss der Wortmalerei wie eine Welt herrschet neben einem Vortellende steht“; aber wir halten doch dafür, daß die Schilderungen des Hrn. v. Prokesch recht gut ihren Platz neben den Beschreibungen der Seestürme einnehmen können, an denen die englischen Seeromane unserer Zeit so reich sind. Um aber auch diesem Bande unserer Schrift sein Recht widerfahren zu lassen, theilen wir ein Stück von der Beschreibung der Aussicht mit, welche den Reisenden in Akrokorinth erwartet; eine Aussicht, die „allein schon die Reise nach dieser mächtigen Burg aus dem Herzen unserer Länder verdient“.

Tief und nahe unter dir — heißt es — erblickst du zur

Sinken die Stadt, die sanft hingestreckte Ebene und den Hafen Zecheion, zur Rechten die tief eingreifende Felsbucht des Hafens Kenschredä; hier lagte das Morgenland, dort das Abendland seine Schätze aus. Über jenen breitet sich der stetenlose Spiegel des korinthischen Golfes, über diesen der saronische Busen hin mit Ägina und Salamis und den übrigen Klippen und Inseln. Im reichsten Blau der Ferne sieht du dort Kap Sunium, und mit sanftem Rücken zieht sich Laurion hin, bis es den Hymettus erreicht, dessen weichgeschlungenen Wellenlinien dich weiter zu dem Ägäus, Pentellikon und Parnas führen, deren Massen nicht dem Auge sich scheiden. Dort zeigt man dir eine kleine Spitze, die wie eine Nadel aus dem Grunde der See sticht, und sagt: Athen! Ausdrucksvoller, dunkler, schroffer stellen sich, folgst du weiter dem Gesichtskreise, die mächtigen Gebirge des Isthmus hin, in zwei Massen kräftig geschlossen; Scrania, das mit den skironischen Felsen Ägina gegenüber in die See abstürzt, und das öneische Baldhaupt, das seinen dunkeln Fuß, das olmidische Vorgebirge, weit in den Golf streckt, und neben dem der heutige Koromilo, in zwei Stufen gebrochen, sich hebt. Den Pelikon aber hast du grade gegenüber im Norden, die breiten Rücken, die Häupter lerg mit Schnee bedeckt. Er bricht in kräftigen Massen über dem pharyngischen Gap und über Antityra ab; da hebt, weit über niederes Vorgebirge wegschauend, der Parnas die breiten mächtigen Schultern, von glänzendem Schnee belastet, und wendet sich gegen die Gebirge von Lokris hin, die hinter dem krissäischen Busen immer mächtiger sich heben und dem Blicke den korinthischen Golf schließen, so daß er einem großen See gleich.

Es ist aber nicht der kleinste Vorzug dieser Reisebriefe, daß der Schreiber derselben durch seine diplomatischen Verhältnisse und sonstige Stellung mit den bedeutendsten Männern des damaligen Griechenlands und der Türkei in Berührung gekommen ist, und daß er sie nicht bloß gesehen hat, wie ein englischer Tourist etwa den Rhein oder die Peterskirche in Rom sieht, sondern sie auch gesprochen und über manche Dinge von ihnen Aufklärung erhalten hat, wie sie nicht grade ein Jeder zu erhalten im Stande war. Den Sultan Mahmud in Konstantinopel hat freilich Hr. v. Prokesch nur im feierlichen Zuge nach der Moschee Achmed's reiten sehen; er nennt ihn den schönsten Türken, den er gesehen hat, „mit feinen, aber abgemädeten und theilnahmslosen Zügen; seine Augen sprühten ein dunkles Feuer, er sah ruhig nach beiden Seiten und grüßte nicht“; dagegen konnte er das Lager Ibrahim Paschas auf Kreta besuchen, wo sich der militärische Sinn des Verf. durch „die Haufen halbnackter Wilden, die im schmutzigen Zelte gereiht lagen, durch Sklaven, die von andern Sklaven mit Peitsche und Strick zusammengepöbelt wurden, durch die häßlichen Mohnen und durch die gelben, hagern Ägyptier“ eben nicht sehr befriedigt fühlte. Doch nahmen ihn die Offiziere mit Artigkeit auf und ließen ihn auch den militärischen Übungen beiwohnen, wo die Leute, nach seinem Ausdruck, abgerichteten Hunden glichen, die, nachdem sie alle ihre Künste auf zwei Weinen gezeigt hatten, mit Freuden sich auf die viere niederlassen. Im Hafen von Suda auf Kreta besuchte Hr. v. Prokesch am 17. Juni 1825 die türkische Flotte, zuerst den Admiral Hussein Bei, dann führte ihn die Barke des Kapudan Pascha mit 18 nackten Ruderknechten auf dessen Schiff. Dieser, „ein Greis hoch in den Sechzigern, aber von blühender Gesundheit, Regsamkeit und Frische des Geistes“, empfing ihn in einem prächtigen

Audienzsaale, der das ganze Hintertheil des Schiffes einnahm, „dessen Wände mit rothem Halbtuch bepanzelt waren, das rings um goldene Leisten läuft, und wo die Menge kostbaren Geräthes, das da an goldenen und seidenen Schnüren hängt, die bunteste Mannichfaltigkeit auf dem rothen Grunde hervorbringt. Sechs Vierundzwanzigpfänder, mit sanftem Grün überstrichen, mit Löwen- und Pantherhäuten belegt, stehen an den Seiten; alles Eisenwerk an den Fenstern ist in dasselbe rothe Halbtuch gewunden und überall Goldverzierungen angebracht. Zwei andere Kanonen sehen nach dem ganz freien, nur mit Kristallenfenstern geschlossenen Hintertheile, wodurch also reichliches Licht einfällt.“ Nach einem dreistündigen Gespräche, in welchem der Kapudan Überlegung, viele Kenntnisse für einen Türken und Umgang mit Personen von Welt bewies, verließ Prokesch das Schiff mit dem Eindrucke, daß derselbe persönlich recht schätzenswerth sei, aber für seine Stelle durchaus nicht taue, wie denn die Türken überhaupt nicht für das Seewesen sind.

Mit den Notabilitäten des damaligen Griechenlands hat Prokesch gleichfalls viel verkehrt, jedoch ohne sonderliche Zufriedenheit. Als er im Mai 1825 nach Nauplia kam, „mit dem sich an Schmutz kein polnisches Dorf messen kann und wo Alles die Livree des Elends trägt“, schien ihm Kolettis der einzige Mann in der Regierung zu sein, der Verstand und Haltung hatte und auch alle Übrigen weit über sah; die andern Minister und Generale „hatten ihre Namen nur erborgt, um sich, wie durch Masken, dadurch bei uns Eingang zu verschaffen“; die Regierung war ohne Gewicht und Ansehen, die Leute am Ruder meist ohne Kenntnisse, Fähigkeiten und Erfahrung, das Volk im höchsten Elend, nichts organisiert, keine Armee, keine nationale Seemacht, keine Verwaltung, kein geregelter Einkommen und jeder Capitain Herr in seinem Bezirke. Von den Häuptlingen war Demetrius Ipsilantis an Körper und Gemüth gebrochen, Koche ein Prahler und Umtriebler, Andreas Ducas ein junger, eitler Mensch, Kanaris, der berühmte Brandführer, ein armer, ganz unwissender Mann, Kolokotronis ein berber, roher Mann, sein Sohn Gendos ein junger Geck u. s. w. Man fühlt es Hr. v. Prokesch nach, wenn er nach solchen Schilderungen ausruft: „Ich bin müde bis ins Herz.“ Nur Maurokordatos, Trikupis und Fabbier treten als eheliche, kluge und geschickte Männer hervor. Von den Kapitanen war zu jener Zeit besonders Guras bedeutend, der nach der Besiegung des Odysseus der Held der Regierung war und auf Athen saß, wo Prokesch während seines längern Aufenthalts ihn sowol als seine Gattin oft sah und sprach. „Sein Gesicht“, schreibt er, „ist männlich und gefällig, eher mild als streng. Er ist ein Barbar; aber es fehlt ihm gewiß an Urtheil und Herz nicht.“ Indes geht doch aus den ausführlichen Nachrichten hinlänglich hervor, daß er um nichts besser war als die übrigen Kapitanen, in immerwährendem Schwanken, bald zum Abfall, bald zur Anhänglichkeit an die Regierung bereit und jedem Unterhändler zugänglich. Seine Frau, eine blaueugige Pallas Athene, voll Muth und Kraft, dabei schön und jugend-

lich, eine gewandte Reiterin, ist eine weit interessantere Erscheinung, als jener rohe Emporkömmling, der sich ihren Mann nannte.

Indem wir nun zum Schlusse unserer Relation kommen, ist freilich noch ein sehr bedeutender Theil des Buches unerwähnt geblieben; wir meinen die historisch-archäologischen Abschnitte in demselben. Die Verdienstlichkeit derselben haben wir bereits oben anerkannt und müssen es hier wiederholt aussprechen, daß es wol wenig deutsche Offiziere geben würde, welche dem classischen Boden Kleinasiens und Griechenlands eine solche Aufmerksamkeit widmen dürften als der Oberst v. Prokesch, die so vertraut mit der classischen Literatur sind und Neues so geschickt mit Altem zu verbinden verstehen. Indeß, wie groß auch immer unsere Freude über einen so edeln Dilettanten sein muß, so können wir uns doch bei diesen Abschnitten hier nicht zu lange verweilen, weil ein Theil derselben mehr den für archäologische Forschungen bestimmten Blättern anheimfällt und der andere oft bekannte Gegenstände enthält, die wir hier nur kurz andeuten, nicht aber in längern Berichten mittheilen dürfen. Im Homer, Pausanias, Strabo, Plutarch, Livius, Thucydides, Herodot, Virgilius und andern Classikern zeigt sich der Verf. wohl bewandert, führt sie oft an, vielleicht, weil er bei Denen, an die seine Briefe gerichtet waren, nicht eine ausreichende Bekanntschaft mit den Gegenden, in denen er reiste, voraussetzen konnte; vielleicht auch, weil ihn selbst diese Nachforschungen anzogen, denn er bekennet, daß er keine Stadt sehen möge, deren Geschichte ihm nicht bekannt sei. Solche Erörterungen finden sich z. B. in seinen Schilderungen des Kampfs um Thyrea, der Begebenheiten auf der Insel Sphakteria, der Truppenzüge im peloponnesischen Kriege, in den alten Geschichten von Byzanz, Argos, Mycenä, Sicyon, Corinth, Athen — in besonderer Ausführlichkeit —, Megara, Salamis, Smyrna, Ephesus, Krete und den Inseln des Archipelagus, von den Gestaden des Bosporus, wo „uns die Götter und die Manen der ältesten Helden und Geschlechter, deren Gestalt im Nebel der Mythe verschwimmt, in unruhiger Versammlung begeleiten, oder sitzend auf den Hügelkronen des Gestades auf uns jüngste Wanderer der jüngsten Zeit schauen“. Dieser Gedanke findet auch auf die genannten und viele andere Stellen Anwendung. Wo classische Trümmer sind, muß Hr. v. Prokesch sie auch beschreiben und Historisches mittheilen, sodaß sich ununterrichtete Leser keinen bessern Führer durch Kleinasien und Griechenland wünschen können als einen so wohlbewanderten und dabei so dichterisch gestimmten Mann, wie unser Verf. ist. Mancher wird vielleicht über das Zuviel klagen, Mancher auch wol manche Seite überflüssig; aber selbst die philologische Bornehmheit gewisser Leute wird zugeben müssen, daß Ostentation oder erborgter gelehrter Prunk von den Schilderungen des Verf. ganz fern ist, und daß er den Zeitgenossen (für welche ja die Briefe geschrieben waren) nur Das hat wiedergeben wollen, was ihn selbst in jenen Gegenden bewegte oder erhob. Von besonderer archäologischer Wichtigkeit aber sind im zweiten Bande die Mittheilun-

gen über Athen und noch mehr die Beiträge zur Kenntniß der trojanischen Ebene im ersten Bande. Was hier über das Gestade von Troas, über die trojanische Ebene, über den Schauplatz der Ilias, über die Gräber der Homerischen Helden, über die Trümmer der Stadt, über ihre natürlichste Lage („der Haupttheil der Stadt Troja lag auf der Flachhöhe über Burnabaschi, hatte Pergamos als Akropolis über sich, ringsum die Gräber der Helden“), über die Thore der Stadt, über den Skamander und Simois oder andere hervorstechende Punkte dieser Gegend gesagt ist, empfiehlt sich durch Klarheit und darf von den Erklärern und Commentatoren der „Ilias“ nicht unbeachtet bleiben, was allerdings bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint, indem diese getreueste Schilderung des Feldes von Troja zwar im dritten Bande der „Erinnerungen“ des Verf. (Wien 1831) schon enthalten war, aber noch nirgend angeführt oder benutzt worden ist. Dann wird sich namentlich zeigen, wie bedeutend Chandler und Le Chevalier geirrt haben. Am Schlusse sagt der Verf.:

Ich habe dich rings um den Schauplatz und über denselben geführt; willst du noch einmal davor hintreten mit mir und das Feldstück an dir vorübergehen lassen? Nicht daß ich glaube, dir sei die Wiederholung der Ilias nothwendig; aber soll sie dir nicht erfreulich sein? Und rechnest du das Vergnügen für nichts, das ich selbst bei dieser Darstellung gewinne?

Und nun folgt eine bis in das kleinste Detail gehende Ausführung, wo Prokesch, der „Ilias“ Schritt für Schritt folgend, darthut, wie genau sie dem Boden von Troja angepaßt war, und wie nichts in Homer's örtlichen Angaben unwahr oder willkürlich ist. Überhaupt ist die Innigkeit wahrhaft rührend, mit welcher der Verf. überall von den Homerischen Dichtungen spricht, und die Stelle, in welcher er die Empfindungen schildert, in welche er durch die Lecture des Homer auf dessen heimatlichem Boden versetzt worden ist, gehört zu den besten des Buches und ist wol würdig, jener schönen Stelle in Goethe's „Italienischer Reise“ zur Seite zu stehen, wo er sagt, daß ihm die „Odyssee“ erst „ein lebendiges Wort“ geworden sei, als er sie auf dem Meere und in der glänzendsten Naturumgebung gelesen habe.

Wir wünschen, dem Verf. noch recht oft als Erzähler und Reisebeschreiber wieder zu begegnen. Vielleicht theilt er uns bald etwas über das Griechenland mit, wie er es später wiedergefunden hatte, wobei wir denn nur unsern obigen Wunsch wiederholen wollen, daß seine Schilderungen erfreulichern Inhalts sein mögen als die, zu denen ihm sein früherer Aufenthalt die Veranlassung gegeben hatte.

2.

Männerschule, von Balthasar Gracian. Aus dem Spanischen übersezt von Fr. Kille. Stuttgart, Metzler. 1838. Gr. 12. 20 Gr.

Es war eine seltsame Idee, in unserer Zeit die Sammlung von Aphorismen noch einmal in das Deutsche zu übersezen, die unter dem Titel: „Oraculo manual“ u. s. w., zu seiner Zeit aus den Werken Gracian's gezogen worden.

Jede aphoristische Betrachtung oder Bemerkung, die ein

kluger Mann äuffert, hat doch ihren Bezug auf einen bestimmten Gegenstand und verliert ihren halben Sinn, sobald sie davon gesprochen wird; denn nur wenige Aphorismen sind im Allgemeinen dalsdr, kurz und bündig genug, um für Spruchwörter zu gelten, und selbst Spruchwörter widersprechen einander nicht selten und dürfen nur mit Vorsicht für allgültige Maßregeln angesehen werden.

Derse bedenklichen werden solche Aphorismen, wenn sie von Jemanden herrühren, dessen geistiger Blick nicht aus unwillkürlich den Nebel des Irdischen nicht durchbrochen hat und in der hellen Luft der Poesie unsicher hin- und hergewankt, sondern nebenher auch noch durch seine Lebensverhältnisse geistlich getrübt ist. Der Verfasser dieser gegenwärtigen war, wie dem Leser schon wohl bekannt, ein Jesuit, der für die Zwecke seines Ordens schrieb, und nicht selten mochten eben diese von ihm verlangt, daß er seine eigene bessere Uebersetzung der Psalmen des Psalteriums aufopfert, seinen Berstand unterwerft, die Wahrheit absichtlich verweigert, aber umgibt und in Zweifel stellt. Was also eine neue Uebersetzung eines Buchs, das zum Heilthum eines Ordens abgesetzt war, dessen trotz aller Schilzung doch gewaltige Kraftigkeit, der Zeit zu widerstehen, klar genug am Tage liegt?

Gracian ist mit nichts ein geringer Schriftsteller, oder wenigstens ein solcher der vorzüglichsten seines Volkes. Er stand nicht auf der Höhe seiner Zeit. Er ist unklar in sich selbst, selbst bei Allem, was er sagt, nie dem Nagel auf den Kopf, sondern hämmert von allen Seiten darauf los, bis er ihn zwar niedergeschlagen, aber zugleich auch kaum gebogen, nicht gerade in den beabsichtigten Hiel hineingetrieben hat. Er ist voller Halbheiten; seine Widersprüche hindert, aber ist nicht weit her; er ist nirgend correct; er hat Ewig und Bestand, aber beide gehen mehr in die Breite als in die Tiefe, bringen mitunter nichts als Gemeinplätze hervor. Er scheint schwach und eckig genug, was selbst nie zu werden, und daher der sonderbare Widerspruch seiner kurzen, gedrängten, gewissermaßen klaren Redensarten mit den verworrenen, unklaren, unscharfen Gedanken, die sie umhüllen.

Halbwahre Bücher wie halbwahre Menschen lassen sich immer schwer widerlegen und erfahren das Schicksal, widerlegt zu werden, sitzen, weil der kluge Gegner einsieht, daß sich dies nur Mühe nicht verlohnt. Um von einem einzigen aphoristischen Satz Gracian's zu zeigen, daß er falsch gedacht sei, müßte man Seiten darüber schreiben.

Die uns vorliegende Uebersetzung ist recht gut, Hr. Kölle hat den Sinn meistens richtig gefaßt, was, wie wir aus eignen wissenden Erfahrungen wissen, bei solch spanischer Schwierigkeit ist und hier um so schwieriger war, Sprache bei aller Spitzfindigkeit doch philosophisch ausgebildet wurde. Allen wir verdanken es gesagt, kein ganzes Unternehmen. Was soll der Laufen. Der Erfolg wird dem Verleger wohl nicht zurechnen.

zur Noth der größte Theil des Ganzen etwa oder ähnliche Ungeheuerheiten ausgedrückt lassen; dann würden sich mitunter manche Goldkorn vorfinden haben. Aber fast Wort für Wort so wiedergegeben, was zu viel. Der Übersetzer hat diesmal gar zu viel von seinem Vorbild gelehrt; in der Regel findet leider das Gegentheil in dem Falle statt.

Beisagen müssen wir auch noch gestehen, daß, wenn denn einmal Gracian von Reuten in unsere Literatur eingeführt werden sollte, keine „Agudeza y arte de ingenio“ einer Wertheitung noch würdiger gewesen sein würde als das „Oraculo“, das uns weit undeutlicher vorkommt und, im Widerspruch mit dem Dastehen des Übersetzers, nichts weniger als eine Weltweisheit in der spanischen Literaturwelt genannt werden kann.

52

W a n n e r l e i .

Von der Liebe behaupten Männer, daß sie launisch und wechselnd im Betragen sei, so sogar hiervon Nachsage sauge; von dem Götter wird Dasselbe behauptet, und es sucht Dergleichen oft am meisten, die es unbedenklich zurückstoßen. Von der Freundschaft hat man es vielleicht nicht behauptet, und dennoch gilt bei ihr ein Gleiches. Nachsichtige Fragen und Zurücklegen von Verleumdungen, Brichheit gegen allerlei Ansprüche verleiht den Grund. Er will oft durch erneuerte Angriffe erweisen, wie weit die Nachsichtigkeit sich erstreckt, wodurch alsdann wie für Richter ein Zeitpunkt eintritt, wo der Angegriffene nicht mehr zurückweichen kann, sondern sich zur Wehre setzen muß. Hätte er dies früher gethan, es wäre nicht zu solchen Schicksal gekommen. Man muß im Leben stets bewußt einhergehen, um Zwistigkeiten zu vermeiden. Die jedem Menschen angebotene Kunst sucht sich ihren Weg und findet ihn am leichtesten in nächster Umgebung. Daher so häufige Streitigkeiten zwischen Müttern und Kindern, Geschwistern, Mann und Weib, Brüdern und Freunden. Wie formlos Menschen ausschließen sich Jemand schwerer zum Kriege, denn sie warten nicht auf dessen Beginn, sondern gehen vorher davon. Auch weiß Niemand, was für Waffen er gegen Feinde gebrauchen soll, ob Kräfte nicht hier, und Kraft, oder sonstwohin; von Bekannten weiß man, daß sie es nicht sind, und kennt ihre verwandten Griffe. Willst du deswegen nicht selber ein Kaufmann werden, um Kaufhandel zu vermeiden, so überlege wohl, wie weit Nachsichtigkeit mit Freunden und Verwandten dir nützt, und wann der entscheidende Moment eintritt, wo du deine Haut zu wahren hast. Daß er einmal komme, darfst du nicht sagen.

Klinge Männer haben und befolgen deswegen viel die Regel, keine nahe Verbindung mit Menschen zu schließen und die nothwendig gegebenen in eine kühle Entfernung zu stellen; sie entgingen dann Zornausbrüchen, Zankereien, strengen Mithen abgetrauten Freundschaft und Liebe, entzogen aber vollständig die herrlichsten Empfindungen dieser selbst. Solche Klugheit ist wohlfeil und theuer zugleich; jenseit durch die Leichtigkeit der Befolgung im erhaltenden Herzen, dieses durch Verlust der schönsten Gaben des Lebens. Ich lobe mir dagegen die Klugheit, welche das warme Herz von Natur begehrt und das durch dann Besseres gewinnt als Klugheit. Nur erfährt sie oft ein betrübendes Verlieren dessen, was die Klugheit nie verlor, und kommt im schlimmsten Fall zu demselben Elend wie diese. Ihre klugen Männer gleichen den Ästeten, welche sich das Leben ungenießbar machen, damit sie keinen Verdruß haben, wenn es aufhört.

Wirds die Strahlen der Sonne, wenn sie durch Wolken und Dünste zur Erde delagen, Wärme veranlassen, so muß der sichfühlende Mensch seine lebendigsten Gefühle mit Schleier und Redet verhängen, um nicht unter seinen Brüdern zu stehen. Eine mäßige Freundschaft und Liebe schütz jeder und der findet sich wohl dabei, das volle Licht derer hat erhellende Wirkung. Es ist schwerer, als man glaubt, die rechten Schritte und Redet zu finden, welches Demjenigen am leichtesten gelingt, dessen natürliches Dasein wenig Himmelslicht besitzt und, schon von selbst gekämpft und schwach, jene mäßige Wärme finden zeigt, woran sie lebendiges Wohlgefallen haben. Er spricht und steht in der Weise der Welt, wird allgemein verstanden, während außerdem Worte und Gefühle sich überfließen, Andenken und erzählen, welche mißverstehen, abwehren und sich zurückziehen.

Es ist keine Kunst oder Weisheit, die kalten Wege des Lebens zu eröffnen, sondern von ihnen herabzugehen ins Heil, und den Feinden und Freunden der Thalmatmosphäre sich hingeben, ohne zu verkommen, das ist Kunst und Weisheit.

7.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 80.

21. März 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

(weiterer Artikel.)

Geschichte der Deutschen; nach den Quellen von J. C. Pfister. Dritter bis fünfter Band. 1831 — 35.

Der würdige Pfister, welcher als Prälat und Generalsuperintendent von Tübingen zu Eutingen starb, hat kurz vor seinem viel zu frühen Tode das treffliche Werk vollendet, von dessen zwei ersten Bänden schon früher in d. Bl. die Rede gewesen ist. Der dritte Band geht von der Herstellung des Reichs nach dem Hohenstaufen bis zu Kaiser Maximilian I. Tode; der vierte von der Kirchenreformation bis zum westfälischen Frieden; der fünfte schließt mit der Auflösung des deutschen Reichs 1807. Aus einem unermesslichen Materials ist das Wichtige und Bedeutsame in diesen drei Bänden sorglich ausgewählt und mitgetheilt, nicht blos in kräftig gezeichneten Umrissen, sondern auch in geschickter Einfügung des Einzelnen, wenigstens es sich von selbst versteht, daß, auf dem Raum von fünf mäßigen Bänden beschränkt, der Verf. Manches nur hat andeuten, Manches von geringerer Wichtigkeit hat übergehen, Manches der Provinzial- oder Territorialgeschichte überlassen müssen.

Der dritte Band unsers Werks zeigt die Reichs- und Kirchenverfassung unter den Kaisern aus verschiedenen Häusern vom Rudolf I. bis auf Maximilian I., wie stufenweise das zerfallene Reich wieder eingerichtet, abwechselnd königliche Erbmacht, Fürstenthümer und der kleinen Stände Reichsfreiheit behauptet worden ist, bis die Kreisverfassung durchgegriffen und zur Basis der spätern Reichsverfassung ward; wie das Papstthum nach mißbrauchtem Siege, durch Kaiser, Kurfürsten und Reichsversammlungen beschränkt, lange dem tiefempfundnen Bedürfnisse der Reformation auswich, dann aber dem Kaiserthum wieder die Hand bot. Die pragmatisch erklärenden Ansichten des Verf. gehen zum Theil schon aus seinen Einleitungen hervor. So nennt er die Zeit der Herstellung des Reichs unter Rudolf I. (1273 — 91), in Italien im Sinne des päpstlichen Stuhls, in Deutschland im Sinne der Hohenstaufen, die monarchische Periode und beantwortet in diesem Abschnitte die Frage: wer die Wiederherstellung:

hauptsächlich befördert habe, worauf er zu einer sehr ausführlichen, nicht ohne Vorliebe gedehnten, aber höchst anziehenden Schilderung des ersten großen Habsburger kommt. Den Zeitraum bis zu Kaiser Karl IV. goldener Bulle, wo Wahlpartei und auswärtiger Einfluß (Roms und Frankreichs) sich immer bemerklicher machten, bis die Wahl des römischen Königs sich feststellte, bezeichnet Pfister als aristokratische Periode, um den Namen des republikanischen Zeitraums den folgenden 80 Jahren (1357 — 1437) zu geben, wo sich die Reichs- und Kirchenfreiheit durch Bündnisse und Concilien unter dem luxemburgischen Hause besessige. Aus diesem Abschnitte geben wir, auch als Maßstab der hier gelieferten Menge der Einzelzüge, ein Beispiel der eigenthümlich streng gehaltenen, aber lebendigen Erzählungsweise Pfisters. Was darin theils als provinziell anklingt, theils als berechtigt an unrechter Stelle, theils als nicht gewandt und steif gestaltet werden möchte, verschwindet vor der Würde, dem Ernste, der Treue der Darstellung des Verf. und gibt selbst einen nicht unangenehmen, individuellen Anstrich. Der Styl Pfisters scheint einigermaßen mit den Zeiten sich zu verwandeln und wird namentlich im fünften Bande immer abstracter und präciser, ohne zu abstrakt oder dunkel zu werden.

Als die zu Konstanz anwesenden Böhmen mit der Kunde von Hussens Märtyrertode nach Prag kamen, brach ein Schrei des tiefsten Unwillens aus: auf eine so schändliche Art habe man den Reichsvater der Königin, den unablöslichen Priester, den Heilighen der Nation hingerichtet! König Wenzlaw schmähete seinen Bruder, daß er das Geleit gebrochen, er schmähete die böhmische Geistlichkeit als Ursacherin von Hussens Tode. Voll Verdruss ging er einige Monate auf sein entlegenes Schloß Ledenitz und wollte gar nichts mehr von der Reichsversammlung hören. Drei Tage nach Hussens Tode schrieb die Reichsversammlung an den Erzbischof von Prag und an den böhmischen Clerus: Da Huss und Hieronymus durch die Bilefischen Lehren viele Unruhen in Böhmen erregt hätten, so habe sie sich unansprechlich viele und liebreiche Mäße gegeben, Erbkern seiner Kegeren zu überführen; da es aber durch trassliche Eingebung immer hartnäckiger geworden, sei man genöthigt gewesen ihn der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben; nun ermahne sie den Clerus auf Ausrottung gedachter Irrlehren eifrigst bedacht zu sein. Aber der Bischof Johann von Bentomisch, der diesen Brief von Konstanz brachte, ward so übel empfangen, daß er Prag alsbald verlassen mußte. Die böhmischen und mährischen Stände versammelten sich mit Bewilligung König Wenzlaw's. Ungefähr 60 Landherren und

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 52 d. Bl. D. Red.

viele Mitter erließen ein nachdrückliches Schreiben (2. Dec. 1415) an die Kirchensynode, worin sie aufs feierlichste protestirten, daß Fuß ein Keger gewesen, oder daß in Böhmen Ketzerien gelehrt würden. Zugleich beschwerten sie sich über die harte Behandlung des Hieronymus und appellirten an den neugewählten Papst mit der Bitten, daß sie das Geseh Schrey und alle standhaften Lehrer desselben mit ihrem letzten Blutstropfen beschützen wollten.

Der vierte Abschnitt dieses Bandes schildert das mannichfaltige Wiederaufleben des monarchischen Princips in Kirche und Staat von 1437 — 1519, also in dem ersten Zeitraume des östreichischen Kaiserhauses. Die lange Regierung Friedrich III., die Begebenheiten unter dem ritterlichen Maximilian I. sind sehr anschaulich dargestellt. Ref. macht unter Andern auf die treffliche Übersicht der wissenschaftlichen Verhältnisse Deutschlands kurz vor dem Ausbruche der Reformation Luther's aufmerksam (S. 650 fg.), woran sich die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst anreihet. Auch Pfister nimmt an, daß die Erfindung, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, nicht den Holländern angehöre.

Dem dritten wie dem vierten Bande hat Pfister zwei Mottos vorgesetzt, welche Ref. eigentlich für diese Stelle nicht ganz passend finden kann; das erste aus Aeneas Sylvius: „Quam et qualem horum potentiam principum, quam formidabilem, quam terribilem putas, si uno in loco se ostenderit“, von 1458; und das zweite aus Johannes Müller, 1797 geschrieben: „Wenn diese Menge beträchtlicher Städte und Länder mit ihrer Mannschaft und ihrem Wohlstande auf einerlei Zweck vereinigt wären, welch ein Reich und Volk wäre das deutsche!“ Seit dem Abgange der Hohenstaufen hat die Geschichte ausgesprochen, daß Deutschland nicht zur politischen Einheit bestimmt ist. Unser Vaterland hat dagegen in dem großen Drama der Weltgeschichte eine andere, nicht minder wichtige und erhebende Rolle, die es nur zum Untergange deutscher Eigenthümlichkeit mit einer vollkommenen politischen Einigung und Macht vertauschen würde. Das an den Ausdruck des Bedauerns grenzende Bemerkten der Folgen des Zerpfaltens deutscher Macht ist daher nur Wirkung eines Irrthums, der sich freilich leicht eines warmen Patrioten dann bemächtigt, wenn er Deutschlands Größe in ganz etwas Andern als politischer Macht seit dem 13. Jahrhundert zu finden sich nicht gewöhnt. Trotz dieser beiden Mottos ist übrigens Pfister in seinem Werke selbst keineswegs in den Fehler gefallen, Deutschlands weltgeschichtliche Bedeutung mißzuverstehen.

Der vierte Band begreift die Geschichte des spätern deutschen Reichs in der Zeit der Landeshoheit, zunächst von der Kirchenreformation bis zum westfälischen Frieden. Als Aufgabe für diesen und den fünften Band hat der Verf. sich vorgesetzt, durch die Erzählung zu zeigen, welche Versuche von Kaiser und Papst noch gemacht worden sind, um sich den Principat zu erhalten; wie die deutsche Nation zur Vorflechterin der Denk- und Gewissensfreiheit unter allen civilisirten Völkern Europas gereift; wie dann der Kirche und des Reichs Einheit aufgelöst, Deutschland aber seitdem bei stillem Fortschreiten seiner Bildung Mit-

teltpunkt, jedoch passiver Mittelpunkt der Politik Europas geworden, und daß Kraft und Nationalität nur in Geistesbildung, Sprache, Poesie, Wissenschaft und Literatur geblieben sind. Diese Aufgabe ist vom Verf. gelöst, ohne daß er den Thatfachen durch Verschweigen, falsche Färbung oder unrichtige Stellung Gewalt angethan hätte. Ref. findet die Ausdehnung des ganzen vierten Bandes auf die 131 Jahre von Luther's Auftreten bis zum westfälischen Frieden sehr lehrreich und anpassend; er weist die Leser besonders hin auf die Darstellung der Entwürfe Karl V., des Bauernkrieges, des Einflusses der Reformation auf die abendländischen Staaten, der schwedisch-französischen Periode des dreißigjährigen Krieges und der Übersicht des ganzen Zeitraumes von 1517 — 1650 am Ende des Bandes. Meisterhafte, übersichtliche Deutlichkeit und Gruppenabtheilung trotz reicher Einzelausführung; vortreffliche besondere Gemälde, z. B. der Schlacht von Lützen; Ergebnis neuester Forschungen über Gustav Adolf's Tod; Sturz Wallenstein's durch eine italienisch-spanische, gegen ihn am Wiener Hofe verschworene Partei („unter seinen gebungenen Mördern war kein einziger Deutscher“); Bernhard's von Weimar Ausgang; Friedensgeschäft in Münster und Osnabrück; einsichtsvoller Auszug aus den beiden am 24. Oct. 1648 unterzeichneten Friedensurkunden.

Nach Verhältniß des vierten Bandes wünschte Ref. aber für die Zeit von 1648 — 1806 noch zwei Bände, nicht einen. Zwar sind dies auch nur wenig über 150 Jahre; allein, wenn man sich nicht zu der Ansicht eines Historikers der Neuzeit bekennen will, welcher die Reformation und ihre Zeit den höchsten Grad der Wichtigkeit nur mit Sokrates und der Zeit Alexander's theilen lassen will, alles Frühere, Zwischenliegende und Spätere aber bloß für minder bedeutende Vorbereitung und Folge ausgibt, so wird man nicht verkennen, daß Deutschlands Geschichte vom westfälischen Frieden bis zur Reichsausslösung doch wol nur mit Verlust vieler der anziehendsten Züge sich hat in einen einzigen Band drängen lassen. Die vollendete Entwicklung des französischen Nationalcharakters unter Ludwig XIV., der höchste Aufschwung Englands seit Vertreibung der Stuarts, die obgleich das deutsche Reich nicht unmittelbar und sofort berührende Aufrüttelung des östlichen Riesen durch Karl XII. zielvergeßende Kriegslust, das Zeitalter des großen Friedrich, die Reifung deutschen Geistes seit ihm, Lessing, Kant und Goethe, die Experimente der pseudo-liberalen Ideen aus und seit der französischen Revolution, das Steigen und zum Falle Eilen des mächtigen Erben dieser Revolution, dies sind namentlich auch für Deutschland noch viel wichtigere Momente als die, welche der vierte Band des Pfister'schen Werks enthält. Bei diesem fünften Bande, dessen auch, wie es scheint, in der Orthographie moderner werdende Darstellungsweise im Ganzen wo möglich noch frischer und kräftiger ist als die der ersten vier Bände, erlaubt sich der Ref. nicht, einzelne Punkte besonders hervorzuheben. Die Lesung des Bandes reißt durch den raschen Gang und eine doch stets be-

sonnen bleibende Wärme des Vortrags ungemein hin. Man vermag in diesem Theile kaum Eins dem Andern vorzuziehen. Nur noch einige Bemerkungen mögen hier angehängt werden.

Wenn Pfister die Stelle aus Möser's „Patriotischen Phantasien“:

„Unser historischer Styl hat sich in dem Verhältnisse gebildet, als sich der preussische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werthvoller gemacht hat. Wann wir erst mehr Rationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken, sofern wir nicht, nachdem wir wie die Franzosen alle Arten von Romanen erschöpft haben werden, die erste Nothe der Geschichte zur Dienerin unserer Apathie erniedrigen wollen —

zum Motto des Schlussbandes gewählt hat, so stoßen wir auch dabei wieder auf ein gewisses Mißverständnis. Daß sich unser historischer Styl ungefähr mit der Glorie des preussischen Namens gleichzeitig zu entwickeln anfing, konnte zwar 1781 von Möser wol gesagt werden; dieser unvergängliche Vaterlandsfreund verstand darunter die Anregung, welche der große Friedrich besonders seit 1756 dem deutschen Geiste und so auch der historischen Darstellung bei uns gegeben. Aber von dem Tode dieses Königs an verliert jener Satz seine Wahrheit; denn erst nachmals wird die Bildung des geschichtlichen Stils der Deutschen vollendet, tiefer, gedankenreicher, kunstgerechter und geschmackvoller; erst seitdem, wie nicht verkannt werden mag, unsere neue deutsche Prosa (nicht vor dem Jahrzehnd von 1790 — 1800) sich zu der Stufe gehoben, auf welcher sie jetzt noch steht, oder auf die sie sich doch jetzt noch gründet, wurde unser gegenwärtiger historischer Styl möglich. Auch das ist ein Irrthum von Möser gewesen, daß vermehrtes Rationalinteresse die geschichtliche Kunst vollenden werde. Neben andern Gründen kann ein vermehrtes Rationalinteresse dazu vielleicht mitwirken; aber für einen beschränkten Patriotismus, besonders wenn er den Werth anderer Nationen nicht überall auch gerecht ermißt, ist der deutsche Geist nicht geschaffen. Fast alle diejenigen Geschichtsschreiber und Aftergeschichtsschreiber, die mit scheinbar sehr erhöhter Empfindung von den deutschen Befreiungskriegen 1812 — 15 geschrieben haben, sind ein warnendes Beispiel geworden, daß kein Drang des Rationalinteresses aus dem Stümper einen Meister macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Jüglinge der Marine von E. du R. Corbière. Deutsch von G. J. B. Eibthal. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 2 Thlr.

Vor vielen andern Seeromanen hat dieser den Vorzug, daß er positive Zustände, vergangene wie gegenwärtige, lebendig darstellt. Wie lernen die muthwilligen Jüglinge der Marine kennen, wie sie unter dem Kaiserreiche waren, wir erfahren ausführlich die verschiedenen Benennungen und Functionen eines französischen Linienschiffes. Auch Seetreffen werden uns vorgelärmt, genauer als irgendwo. Auf dem Lande vollenden die Jüglinge das Werberben eines Mädchens, die in ihrer von Kindheit an bedrängten Lage kaum der Entfaltung entgegen

konnte. Das Unanständige ist mit Anstand behandelt; auch eine gute Seite des Buchs.

2. Das rothe Haus. Frei nach dem Französischen des Emile Souvestre von Julius Schöppe. Zwei Theile. Atona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Unser Verf. betitelt seine Erzählungen „Das rothe Haus“, weil ihm in einem solchen zuerst der Gedanke kam, ein Buch zu schreiben. Es stirbt darin eine junge unbekante englische Dame, wahrscheinlich die Geliebte des Marinechirurgen, der sich den Tod gibt, weil der Verdacht eines Raubes auf ihm lastet, den er nicht beging, aber Vortheil daraus zog und nun es nicht ertragen kann, arm und beschimpft zu sein. „Frau von Puimau“ ist eine Pflichtvergessene; aber weil ihr Herz nicht verdorben ist, so reißt die Berührung, der nagende Kummer sie bald auf. „Basel“ kühlt die Wunden, die jene zerrissenen Gefühle erzeugten. Das Phittisterium der Bewohner wird aufgedeckt, Einiges in den Zuständen, der Lage, den Merkwürdigkeiten der Stadt mit Erinnerungen betrachtet, insofern aber auch nur mit halbem Blicke, worüber sich denn am freiesten ins Blaue hinein vernünfteln läßt. „Näthelhäuten“ ist das Gegenbild dazu. Der steigende Handel der gewerbsfertigen Stadt bei allen Seetritten, die Fabrikorte mit sich führen, wird, wol mit Grund, hier documentirt. „Eine letzte Liebe“ ist die Thrichte einer noch jungen Frau, die Gift nimmt, nicht um sich zu tödten, sondern um dem für sie erkaltenen, bloß für die Wissenschaft glühenden Arzte interessant zu werden. „Barnabe Gau“ „Die norwegische Brigg“ und „Der unbekante Architekt“ gehören in das Fach der Bildniß- und Genremalerei; „Brest zu zwei Epochen“ ist durch Lebendigkeit und gewiß auch Richtigkeit der Auffassung die gelungenste der Erzählungen. Sie macht uns mit den ausgelassenen Seerabern vor der Revolution und ihren tollsten Streichen bekannt, sowie mit dem Druck, dem die sogenannten blauen Offiziere unterlagen, die nicht allein wegen der fehlenden Ähnen nicht höher steigen konnten, sondern die sogar der Mittel entbehrten, ihre Fähigkeiten auszubilden. Die zweite Epoche malt Schauerseelen aus der Schreckenzeit nur zu treu aus. Die Übersetzung hat mitunter seltsame Wortfügungen, auch verdeutscht sie Worte nicht, die es werden könnten, wie chance, geste u. s. w.

3. Der Doctor Benassis. Nach de Balzac's „Médecin de campagne“ frei bearbeitet von Karl von Lügow. Zwei Theile. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Balzac's treffliches sittliches Werk hat einen verständigen Übersetzer gefunden; womit eigentlich die Kritik beschloffen sein kann. Das Original ist zu bekannt, um den Inhalt umständlich anzuführen. Höchstens läßt sich noch bemerken, daß Lüge des elassischen Geisteslichen Oberlin, der ein verwildertes Böllchen durch Wort und That zu einem gesittigten, betriebamen umschuf, in die Schilderung des würdigen Landarztes mögen eingeflossen sein, wenn nicht der gebliegene Charakter die Idee zu dem Buche gab.

4. St. Julien und seine Freunde, oder die Befreiung aus dem Kerker zu Paris. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, von G. W. Neerfeld. Zwei Theile. Magdeburg, Wagner und Richter. 1836. 12. 1 Thlr.

Die Gefangennehmung eines westfälischen Beamten in Leipzig, seine Befreiung, Verliebungen, Kriegerseelen und allerlei Abenteuer bilden den Stoff des Romans, der aus manchem Vorhandenen und Abgehörtem zusammengesetzt ist. Aber es fehlt das Geschick des Verbindens; Vieles wurde falsch verstanden, Einiges ist geradezu unmöglich, und wenn es schon eine Plage ist, Axiomlichkeiten im gemeinen Leben nicht entgegen zu können, so scheint man sich noch weniger darnach, sie in Gesprächsform in den Büchern wiederzufinden. Die Erinnerungen des Verf. reichen nicht bis zu 1815, sonst würde er an einem öffentlichen Orte in Paris Gardeoffiziere über geheim gehaltene Ereignisse sich nicht laut erklären und die Restauration

auf der Reichthum der Natur in Ruhesten nach nicht zu lassen lassen. Marshall kannes würde keine erwachsene. Köpfe hinterlassen haben, und auf dem Thüringer, Rothgebirge noch nicht eine herrliche Kunstwerke sich befinden.

5. Schaumperlen der Gegenwart. Zwei Romane von Franz von Saffel, Buxton, 1858. 8. 1 Thlr. 8 Gr. Beiden Romanen ist ein längeres Dasein zu wünschen und auch für sie zu glauben als das einer Schaumperle. In der „Entfernung“ verweilt sich ein weisfälliger Offizier, der nach 20 Jahren aus der Kriegsgefangenschaft in dem Inneren von Asien heimkehrte, über die Umtriebe der Demagogen und der lauten, oft leeren, Vorlesungen der Ultras. beider Parteien. „Verfeinerung“ ist die von adeligen Geschwistern, welche die Herrschaft mit ihren brüderlichen und abgeschwächten Regenten nicht wiederkehren lassen. Auch ein Eiferer für das Gewerkschaften, hat eine Kruste von Verfeinerung, besonders in dem Adelssinn. Etwas mehr Feinheit und Humor, und die Romane wären vortrefflich. 10.

Die Correspondenten der englischen Zeitungen in Griechenland.

„Er läßt wie ein Zeitungs-Schreiber“, ist ein Sprichwort, das in allen Ländern deutscher Sprache gäng und gebe ist. Besonders haben während der letzten Jahre die Nachrichten, welche von englischen Blättern über das südöstliche Europa und namentlich Griechenland mitgetheilt wurden, nicht immer das Verdienst der Glaubwürdigkeit gehabt, und es ist von vielen Seiten gegen dieselben reclamirt worden. Jenes junge Königreich hat überhaupt viel von den Correspondenzen zu dulden; die Einen finden Alles schlecht, die Andern Alles vortrefflich; hier ist Charybdis, und dort ist Scylla; Beide aber taugen nichts, und werden durch die deutlich sprechenden Thatfachen widerlegt. Wie wenig aber den englischen Correspondenten in Griechenland zu trauen ist, geht aus folgender Schilderung hervor, welche der Maler Hervé, selbst ein Engländer, in seinem neulich erschienenen Reiseverke über Griechenland und die Türkei (2 Bde., London 1857) von ihnen entwirft.

„Ich lernte im Oriente mehr Männer kennen, welche Correspondenzartikel für die londoner Zeitungen schreiben, tüchtige Donatoren bekamen und im Allgemeinen ziemlich gut unterrichtet waren. Aber eben deshalb erkannte ich über die leichtfertige Art, mit der sie ihre Nachrichten sammelten und Grundangaben einzogen. Sie gaben sich nicht die mindeste Mühe, nachzuforschen, ob man ihnen die Wahrheit gesagt, oder etwas aufgebunden hatte. Als ich einst einem dieser Herren, der mir einen Artikel vorlas, welchen er nach England abzuschicken im Begriffe war, bemerkte, es sei ja grade das Gegentheil Dessen, was er melde, wahr, entgegnete er mir: „Sein Sie deshalb unbesorgt, er ist so auch gut, paßt in meinen Kram und wird besser gefallen, als wenn ich die Wahrheit gemeldet hätte. Darum mag der Artikel denn abgehen, wie er eben ist.“ Ein anderer ging nach Aegypten und wurde dort mit einem gewissen Consul in Alexandria bekannt, der durchaus eine Creatur Mohammed Ali's ist; er wurde von dem gedachten Consul sehr freundschaftlich aufgenommen, aß und trank bei ihm, hörte auf Alles, was jener sagte, und sand nun sämtliche Angelegenheiten des Biedraths, Finanzen, Arme, Seemacht, Ackerbau, Bevölkerung, kurz Alles im blühendsten Zustande. Demgemäß schrieb er Berichte für die londoner Zeitung, welche ihn engagirt hatte, und belagte alle seine Angaben mit statistischen Documenten, die ungemein erbaulich lauteten. Nur schade, daß jeder Wohlunterrichtete ihnen auf den ersten Blick ansah, daß sie falsch waren. Der Orient mag in manchem Betracht noch weit hinter uns zurück sein; die Zeitungs-Schreiber anzuklopfen, versteht man jedoch ebenso gut wie bei uns. Als ich mich

in Manilla aufhielt, kam dort der Herausgeber einer in der Türkei erscheinenden Zeitung an und wurde von allen Behörden und Jedem, der mit der Regierung in irgend einer Verbindung stand, mit Aufmerksamkeit und Zuversicht überhäuft; man wußte recht gut, daß er mit hochgeschätzten Personen eine Uebereinkunft getroffen hatte, und man wollte sich gegen ihn erkenntlich zeigen. Er hatte sich ansehnlich gemacht, das System der damaligen Regierung in jeder Hinsicht zu loben. Als ich später mit demselben Manne in der Türkei zusammentraf und äußerte, Griechenland sei ihm für die schmeichelehaften Artikel, welche er über dasselbe verfaßt habe, großen Dank schuldig, gab er mir keine Antwort, betragte sich aber einige Wochen später, daß Armannsperg ihm eine Summe Geldes schuldig sei, um die er geschrieben habe und die er nun nicht bekommen könne. Nach Verlauf eines Monats forderte er noch einmal so viel als vorher und nach Ablauf weiterer vier Wochen noch mehr, erhielt aber vom Grafen gar keine Antwort. Da sagte er, 14 Tage wolle er noch warten, würde, aber alsdann nicht gezahlt, dann wolle er gegen die Regierung gehörrig losziehen, denn in seiner Macht stehe es, den König Otto mit seiner ganzen Bande (his whole gang) zu ruiniren und Alle wieder dahin zu jagen, von wannen sie gekommen. Dabei fluchte er in einem fort auf die schauerhafteste Weise. Graf Armannsperg hörte aber nicht auf die drohenden Anfälle, welche Feuer gegen ihn schickten, denn sie hatten gar keinen Einfluß auf den Zustand der griechischen Angelegenheiten. Ich glaube, daß der Präsident der Regierung sich mit jenem Manne in gar keine Verbindung eingelassen hatte, und daß sie zwischen ihm und den übrigen Mitglieðern der Regierung gar keinen Verkehr hatten, und zwar in der Weise, daß Letztere sich ansehnlich gemacht hatten, wöchentl. eine gewisse Anzahl vom Exemplaren zu nehmen, und er, Alles, was von jenen Herren ausging, zu loben und bis in den Himmel zu erheben.“ 59.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten

für

Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Ärzte.

Erster Band. In vier Heften.

Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gedegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müßte.

Leipzig, im März 1858.

F. A. Brockhaus.

Donnerstag,

Nr. 81.

22. März 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Der Verf. endigt seine Vorrede mit Worten, die in mehr als einer Hinsicht Erwägung verdienen:

So gewiß die Deutschen in den ersten Zeiten die Bevölkering von Europa erfrischte und die Fesseln der Welt Herrscherin Rom gebrochen; so gewiß sie zu keiner Zeit, auch in der neuesten, anders als durch sich selbst überwunden worden; so gewiß sie in solchen Krisen, namentlich bei der Auflösung des karolingischen Reichs und nach dem Sturze der Hohenstaufen, sich selbst geholfen und wieder zu Maximilian I. Zeit, da schon Frankreichs Übermacht drohte, ohne fremden Einfluß sich neu eingerichtet; so gewiß der gerade Sinn der Deutschen auch von der römischen Hierarchie sich losgesagt und durch die Reformation auch die geistige Wiebergeburt Europas gegründet: so gewiß steht in ihrer selbst errungenen Cultur, in ihrer fortschreitenden religiösen und wissenschaftlichen Bildung, in ihrem Ernste und in der Wieberkeit ihrer Sitten die Erwartung fest, daß wieder schönere Tage kommen werden, jenen nicht unähnlich, wenn nur Deutschlands Bölker sich selbst gleich bleiben!

Dem Ref. dünkt doch aber, die schönern Tage seien in der That für den größten Theil der Nation, wenn sie sich über ihr wahres Wohl nicht täuschen will, schon gekommen, und in politischer Hinsicht stehe sie jetzt gerade so, daß wir wünschen müssen, es mögen höhere Güter für den Traum einer politischen Einheit nie aufgefopfert werden.

Einer Parallele mit andern neuen Geschichten der Deutschen bleibe Ref. lieber überhoben. Bei allem Anerkennen Dessen, was wahren Werth hat, z. B. der umfassenden Forschung und Darstellung Luden's, muß man doch jedenfalls dieser Pfister'schen Arbeit ihren sehr ausgezeichneten, wohlverdienten Platz, als ihr ganz eigen thümlich, anweisen; mit ausposaunten Nachwerken aber, die kaum einen wahren Werth haben, darf Pfister die Vergleichung verschmähen.

Die Redactoren haben gesorgt, daß zu den fünf Bänden des Pfister'schen Werkes ein Register, bearbeitet von Möller in Gotha (Hamburg 1836), erschienen ist, welches vollständig und sehr brauchbar zu sein scheint. Es enthält auf 74 Seiten alle irgend wichtigen Personennamen, merkwürdige Ortsnamen und die nöthigen Sachnachweisungen. Die nach und nach von derselben Hand erschei-

nenden Register zu allen Theilen dieser „Staatsgeschichte“ sollen sich zum bequemen Gebrauche in einen Band vereinigen lassen. Sehr angenehm würde, freilich nur zum Gebrauche des Gelehrten und Literaturfreundes, auch eine möglichst kurze chronologische Quellenübersicht bei jedem der Werke sein; namentlich bei einem so sehr wie das Pfister'sche auf Quellenstudium gegründeten.

Geschichte des österreichischen Kaiserstaats von Johann Graffen Malláth. Erster und zweiter Band. 1834—37.

Wegen Dessen, was Graf Malláth in seinem Buche über die Geschichte Oesterreichs und seiner Nebenstaaten materiell liefert, ist dasselbe würdig, in einer Reihe mit Leo, Pfister, Lappenberg und Schäfer zu stehen; jedoch erscheint es allerdings von anderer Art als die Werke über Italien, Deutschland, England und Portugal. Der Verf. lehnt sich an andere ausführliche Geschichtswerke bis zu dem Zeitpunkte hin, von welchem er beginnt selbständig zu seinen Provinzialgeschichten überzugehen, und gibt uns die Resultate seiner archivalischen Forschungen natürlich noch ohne die Klärung, welche erst aus wissenschaftlichem Widerspruche entstehen kann. Doch hat er sich von Parteilichkeit frei gehalten und mit Fleiß der ungetrübten Wahrheit nachgeforscht, wo er irgend sie zu finden hoffte. Nach einer Einleitung über die ältesten Einwohner des Landes, über die Römerzeit, die Bölkerwanderung, die Geschichte der österreichischen Länder bis zum 13. Jahrhundert konnte er natürlich erst mit König Rudolf I. seine Erzählung eigentlich anfangen. Dieser, sein Sohn Albrecht und Friedrich der Schöne nehmen hauptsächlich das erste Hauptstück ein; im zweiten tritt Herzog Albrecht der Weise, Rudolf der Stifter, Albrecht mit dem Poppe, Albrecht das Weltwunder und Albrecht V., ein Jeder mit seinen gleichzeitigen Verwandten auf, und es liegt in der Natur der Sache, daß bis dahin, wo dieser Albrecht die Kaiserwürde wieder an sein Haus bringt, die österreichische Geschichte größtentheils in den Schranken einer Familiengeschichte mit allen kleinen Einzelheiten derselben, aber auch mit deren anziehender frischer Färbung, bleiben mußte. Das dritte Hauptstück des ersten Bandes führt zu größern Erscheinungen für Deutschland und selbst für Europa. Auf Kaiser Albrecht II. folgt Kaiser Friedrich, der in seiner stillstehenden Regierung, welche 53 Jahre lang im Grunde immer unglücklich blieb, alle österreichischen Lande und

sogar Tirol doch endlich zusammenbrachte. Dann erhebt sich aber das Gesticorn Maximilian I., für Osterreich eines der bedeutendsten Herrscher. Hier, am Ende des ersten Bandes, hat der Verf. die Geschichte Böhmens bis zum Erlöschen des Herrscherstammes der Přemysliden und unter Herzogen aus verschiedenen Häusern eingeschoben, wodurch die Geschichte Ungarns unter dem arpadischen Herrscherstamme und unter verschiedenen Familien folgt, auch Ungarn und Böhmen noch in ihrer Vereinigung von 1490—1526 geschildert werden. Der zweite Band, welcher vom Verf. anfangs bis auf den westfälischen Frieden herübergeführt werden sollte, schließt mit dem Tode des Kaisers Matthias, da er sonst unverhältnißmäßig stark geworden sein würde. Er bezieht drei Hauptstücke: das vierte enthält die Geschichte unter Ferdinand I.; das fünfte eine Übersicht der innern Verwaltung des österreichischen Staates bis zum Abgange dieses Kaisers; das sechste die Theilung Osterreichs zur Zeit Maximilian II., Rudolf II. und Matthias. Im 39. und 40. Capitel ist dem letzten Hauptstücke eine Übersicht der wissenschaftlichen und Kunstverhältnisse, der Kriegsmacht und der sämtlichen militairischen Einrichtungen Osterreichs aus dieser Zeit angehängt. Nach dem jetzt mitgetheilten Plane soll der dritte Band dieser Geschichte bis auf den westfälischen Frieden, der vierte bis zum Tode Kaiser Karl VI. und der fünfte bis auf unsere Zeiten herabgehen.

Der Verf., dessen Arbeit sich ihrer Aufgabe nach vorzugsweise durch das Eindringen in die Specialgeschichte der einzelnen Theile des österreichischen Staats sowie durch Mittheilungen bisher noch unbekannter Züge aus dem Familienleben der Herrscher und dem Innern der Staatseinrichtungen auszeichnen mußte und wirklich auszeichnet, hatte an seiner „Geschichte der Magyaren“ eine tüchtige Vorarbeit zu dieser Geschichte Osterreichs geliefert. Aber ihn hat auch die von ihm gerühmte Huld der kaiserlichen Regierung unterstützt. Wir erfahren aus dem Vorworte zum zweiten Bande, daß sie ihm die Benützung aller Archive gestattet habe, deren Einsicht ihm zur Ausarbeitung dieses Werks nöthig scheinen werde. Er hat daher auch schon das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv, das ältere Archiv der allgemeinen Hofkammer, das Archiv der vereinigten Hofkanzlei, das Kriegsarchiv, sämmtlich zu Wien, und das Subernialarchiv zu Innsbruck benützen können. Hierdurch sah er sich im Stande, Manches ganz neu zu beleuchten; z. B. Kaiser Rudolf II. erste Entfagung, das österreichische Kriegswesen u. a. m. Über manches sehr Wichtige habe er, ist seine Klage, trotz eifrigsten Suchens und bereitwilligster Mitwirkung der Vorsteher und übrigen Archivbeamten, nichts finden können, da die Sorglosigkeit der Zeiten höchst wichtige Schriften habe spurlos verschwinden lassen. Schon diese Nachrichten werden genügen, zu zeigen, daß wir hier eine österreichische Geschichte vor uns sehen, wie es bisher nicht allein keine gab, sondern wie sie auch nicht für möglich gehalten wurde. Dieselbe gerechte Freisinnigkeit, mit welcher der Kaiser Franz gestattete, die Acten Wallenstein's zu revidiren, und durch welche aus dem gerichteten Verdrä-

ther ein ermordeter Feldherr wurde, hat auch dem Verf. die lange verschlossene Thür der Archive geöffnet, und wir dürfen gewiß noch über sehr wichtige europäische Angelegenheiten, z. B. über den westfälischen Friedensschluß, über die pragmatische Sanction Karl VI., über die Verhältnisse Osterreichs mit Frankreich unter Leopold und über vieles Andere unerwartete Aufklärung hoffen.

Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so ist sie, ohne in fehlerhafter Manier eines Nachahmers auszuarten, doch wol nicht ganz selbständig zu nennen. Der Styl ist zwar edel und klar, aber nicht immer gewandt und leicht; selten erhebt er sich über das Gewöhnliche und Concrete. Ref. findet den Vortrag jedoch einfach und zweckmäßig. Daß er sich, dem Chronikentyle einigermaßen nahe geblieben, größtentheils von der Reflexion entfernt gehalten hat, ist sogar wol für eine Geschichte vorzuziehen, deren Material man zunächst wünschen muß kennen zu lernen, und die ohne das aus den Archiven Geschöpfte im Grunde noch gar nicht vollständig vorhanden war. Wir sehen viel lieber das bloße Object als eine mehr oder weniger trübende Reflexion, die bei einer so neuen Materialauffindung unzeitig wäre.

Dies Material hat der Verf. aus den Archiven zu Wien und Innsbruck (wie uns scheint, mit Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit) gesammelt. Wenn der Verf. zuweilen an den österreichischen Herzögen und Kaisern Eigenschaften, die auch noch eine andere Ansicht zulassen, mit persönlicher Theilnahme zu deuten scheint, so können wir dies nicht unrecht finden, da er bei seiner anhaltenden Beschäftigung mit ihren Thaten und Charakterzügen zu dieser Theilnahme Grund genug finden mußte. Selten, doch zuweilen, hat er wol mehr, als sich gebührt, und selbst ohne weiteren Grund in den Quellen, die Sage berücksichtigt. Ref. will dieselbe durchaus nicht von einer ins Specielle gehenden Provinzialgeschichte ausgeschlossen haben; sie ist insofern wichtig, als sie die im Volke verbreitete Beurtheilung einer Handlung oder Begebenheit charakterisirt, mithin anzeigt, wie das Volk in einer gewissen Periode eine ihm vielleicht unerklärliche Thatfache auffaßte und sich deutlich zu machen bemüht war. Dann aber muß unterschieden werden, ob die Sage sich an eine verbürgte geschichtliche Thatfache wirklich anschließt, so daß beide durcheinander geknüpft werden; oder ob sie alles historischen Nachweises entbloßt dasteht und möglicherweise aus mäßiger Erdichtung stammt. Ref. hat namentlich an zwei Stellen des Buchs zu dieser Bemerkung Veranlassung gefunden. Bekanntlich kam Herzog Friedrich mit der leeren Tasche 1416 von Konstanz wieder nach Tirol und sein bis dahin ihm ungetreues Glück wandte sich plötzlich. Hier erzählt nun Hormayr im „Österreichischen Plutarch“ ohne Angabe der Quelle, Friedrich solle, als er nach Tirol gekommen, auf einem Jahrmarkte oder Kirchtage die Gefinnungen des Landvolks durch ein Reimspiel mit Glück versucht und sich dann zu erkennen gegeben haben. Der Verf. hat diese Sage aufgenommen, wiewol ihre Unwahrscheinlichkeit in einer Note auseinandergelegt. Man darf mit

Zuversicht diese Sage, wenn sie nicht noch ganz anders begründet, namentlich nicht die ersichtliche Thatsache selbst als mit den Umständen zusammenhängend und natürlich nachgewiesen wird, für ganz unvernünftig und fast unmöglich ansehen, und wir würden Horneap's „Plutarch“, wo derselbe nicht speciell seine Quellen wieder angibt, überhaupt sicherlich niemals in den Rang einer geschichtlichen Quelle setzen. In ähnlichem Verhältnisse steht, wenngleich nicht in solchem Maße verwerflich, die Sage, daß Philippine Welfer ungekannt Kaiser Ferdinand I. zu Füßen gefallen sei, ihm ihre Geschichte einnehmend vorgetragen und so den Schwiegervater mit sich versöhnt habe, der dann die Verheirathung mit ihr seinem Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, zugestanden.

(Der Beschlus folgt.)

Mittheilungen für Landwirthe von Moriz Beyer.
Erstes und zweites Heft. Leipzig, Müller. 1837.
Gr. 8. 1 Thlr.

Je mehr sich bis jetzt die landwirthschaftlichen Schriftsteller meistens im geschlossenen Kreise streng landwirthschaftlicher Gegenstände hielten und so für ihre Schriften bei der übrigen Welt durchaus keinen Antheil erworben konnten, um so erfreulicher muß es jedem Gebildeten sein, von einer literarischen Erscheinung zu hören, deren Verf. landwirthschaftliche Gegenstände und Fragen auch in Beziehung zu andern Seiten des Lebens und der Wissenschaft zu beleuchten weiß, sich über die beschränkten Interessen, welche die kleine Scholle bietet und verlangt, emporzuschwingt und sich zu einem höhern Standpunkte erhebt, von dem er, mit mehr als gewöhnlich erschlossenem Auge Wesen und Zusammenhang der Dinge anzuschauen und aufzufassen vermag. Der Standpunkt des Verf. ist im Wesentlichen derjenige, den bereits Professor F. C. Schulze in Grieswald in einer kleiner Schrift: „über Wesen und Studium der Kameralwissenschaften“ (Jena 1826), als den wissenschaftlich richtigen mit echt philosophischem Geiste dargezogen hat, nach welchem die gesammte Landwirthschaftslehre und jede Gewerbelehre in zwei Theile zerfällt, in den allgemeinen, anthropologischen, genauer, anthropologisch-wirthschaftlichen, oder volkwirthschafts-wissenschaftlichen, und den besondern, der seine Regeln mittels naturwissenschaftlicher Principien zu begründen hat. Bei keinem der jetzt lebenden landwirthschaftlichen Autoren hat diese wissenschaftliche Auffassung so tiefen und lebendigen Eingang gefunden wie bei Hrn. Beyer; wahrscheinlich weil keiner sowie er wissenschaftliche Kenntnisse in Verbindung mit so reicher Lebens- und Gewerbeschauung besaß und fähig besaß konnte; weil keiner, sowie er, Gelegenheit hatte, die Wahrheiten der Wissenschaft dem Probirsteine der Wirklichkeit zu unterwerfen und die Erscheinungen des Lebens wiederum wissenschaftlich zu verarbeiten. Wodurch aber Hr. Beyer diesen Vorzug erlangt habe, darüber kann nur ein kurzer Abriß seiner Bildungs-geschichte Aufschluß geben, die schon an und für sich durch den mannichfaltigen Wechsel der Schauplätze, die dem Leset vorgeführt werden, ein nicht geringes Interesse darbieten dürfte. Am besten, wie lassen ihn selbst erzählen. „Sohn eines tüchtigen und bewährten Oekonomen und bei der Landwirthschaft in der Gegend von Leipzig aufgewachsen, wurde ich schon frühzeitig praktisch mit ihr vertraut. Mein Vater förderte durch kleine ausgelegene Geschäfte meine Bekanntschaft mit ihr. Nachdem ich gleichzeitig einen guten, ziemlich vielseitigen Schulunterricht empfangen hatte, übernahm es ein lieber Mann, der wissenschaftlich gebildet und praktisch bewährte Amtmann Schulze in Webberg bei Rötzen, mich in der Landwirthschaft systematisch zu unterweisen und

praktisch zu bilden. Noch zwei bei ihm als Böbling verlebten Jahren lehrte ich in die leipziger Gegend zurück und walt, ebenfalls zwei Jahre, theils Wirthschaftsgehülfe, theils besuchte ich die Universität Leipzig, um meine hülfswissenschaftlichen Kenntnisse zu vermehren und eine höhere Bildung zu erlangen. Hierauf ging ich zu dem berühmten Oekonomen Schmalz, damals (1827) in Lithauen, bei dem ich natürlich die beste Gelegenheit fand, meine Ausbildung als Landwirth in vieler Hinsicht zu vervollkommen. Schmalz hat mich väterlich begünstigt und ich danke ihm viel. Ich nenne mich insbesondere seinen Schüler. Zu Ende eines wiederum fast zweijährigen Zeitraums schickte er mich in seinen Angelegenheiten nach Rußland, von wo zurückgekehrt, der königlich preussische Landstallmeister, Hr. v. Burgsdorf (in Lithauen), ausgezeichnet als Pferdezüchter und Landwirth, mir einen Beweis seines Wohlwollens und Vertrauens gab, indem er mich mit einem Transport edler Pferde für den Kronprinzen Garignan von Carbinien (jetzt König) nach Italien sendete. Das Auge aufmerksam auf die Gegenstände der Landwirthschaft gerichtet, urtheilend und vergleichend, durchreiste ich große Länderstrecken in Italien, Tirol, der Schweiz und Deutschland, berührte Frankreich und kam nach wiederholter Anwesenheit in Ostpreußen wieder in die Heimat. Nun bewirthschaftete ich erst die Rittergüter Podelwitz und Gollmen, verwaltete dann als Inspector in Maren bei Dresden, wo der rege Unternehmungsgest des Herrn Major Serre einen vielverzweigten und lehrreichen Wirthschaftsbetrieb ins Dasein gerufen, und benutzte hierauf einen Winteraufenthalt in Tharant, dem Sitze einer der vorzüglichsten und empfehlenswertheften Forst- und Landwirthschaftsakademien — letztere unter der Direction des verdienstvollen Landwirthschaftslehrers Prof. Schweiger —, um die praktisch erworbenen Einsicht, worauf es bei der Landwirthschaftswissenschaft ankommt, für nachholendes Studium zu benützen. So waren wieder drei Jahre verfloßen. Von Tharant versetzte ich mich nach München zur Zeit des Octoberfestes 1832 und hielt bei der bairischen Regierung um eine Anstellung in Griechenland an. Weil mir dieselbe aber nur unter der Bedingung, vorher Militärdienste zu leisten, zugesagt wurde, so ging ich von meinem griechischen Vorhaben ab und schiffte nach Nordamerika. Dort habe ich als Landbesitzer auch Landwirthschaft ausgeübt, und ich darf behaupten, daß mir die sehr abweichenden Wirthschaftselemente, Umstände und Verhältnisse in Amerika viele Anlehnung gegeben haben, über das Welbedingte (Relative) in der Landwirthschaft im Allgemeinen reiflich nachzudenken. Meinen großen amerikanischen Reisen habe ich schätzbare Notizen entnommen, wovon ich in den Fortsetzungen dieser Schrift einen guten Gebrauch machen werde. Von Amerika kehrte ich über England und Holland nach Deutschland zurück und fand bei dem ausgezeichneten Oekonomenrath Pabst in Darmstadt so lange als Inspector eine Anstellung, so lange das großherzogliche Gattung Kranichstein mit dem Pabst'schen Lehrinstitute für Landwirthe verbunden war. Auch Pabst hat sich um mich wahrhaft verdient gemacht. Nach dieser Zeit bereiste ich die Pfalz, dann einen Theil Thüringens und versetzte mich von da nach der Land- und Staatswirthschaftsakademie Elbera in Pommern, wo mir der rühmlich bekannt gewordene Director Prof. Dr. Schulze mit ehrendem Wohlwollen und Vertrauen die Wirthschaftsinspection übertrug und mich zum vortragenden Lehrer bestimmte. Nachdem ich mich indessen mit den dortigen Angelegenheiten genauer bekannt gemacht hatte, was bei der Dampfschiffahrt hauptsächlich meine Absicht gewesen war, bewog mich das rauhe Klima an der flachen pommerschen Seefläche, Kränklichkeit, das Unzweckmäßige äußerer Umstände und Verhältnisse der Landwirthschaftsakademie als solcher und das Unpraktische in der ganzen, sonst sehr rühmlichen Lehrtenenz^{*)}, von dort

*) Was der Verf. mit diesen Worten sagen will, verstehen wir nicht, um so weniger, da wir die dortige Lehrtenenz aus zweijähriger eignen Erfahrung von Jena her kennen, wo sehr

auch wieder abzugehen und hierher (in die unmittelbare Nähe von Leipzig) zurückzukehren. Jetzt habe ich mich einem Zeitpunkt meines Lebens gendert, den ich mir immer als das Ende meiner eigenthümlichen Lehr- und Wanderjahre dachte, und ich glaube nun meine Kräfte nicht besser anwenden zu können, als wenn ich gesammelte Kenntnisse und Erfahrungen Andern, die daraus Nutzen ziehen mögen, freudig mittheile. Bei allen Veränderungen habe ich ein Ziel — Bildung als Mensch und Landwirth — fest im Auge behalten. Um Freunden einen Beweis zu geben, habe ich in verschiedenen Blättern seit zehn Jahren dann und wann, besonders über landwirthschaftliche Gegenstände, meine Beobachtungen und Reflexionen mitgetheilt, und ich darf versichern, daß ich über Land- und Hauswirthschaft und die einschlagenden Gewerbe und wissenschaftlichen Interessen ein vernünftiges Wort mitsprechen kann."

Und wir können dies nach den vorliegenden Heften bestätigen. Mit weltbürgerlicher Anschauung bespricht der Verf. die gemeinern und die höchsten Interessen des Landwirthes wie der ganzen Menschheit. Niemand kann seine Ansichten über Bildung ohne wahres Vergnügen lesen. Die menschlich-wirthschaftlichen Strebungen und Verhältnisse treten mit gebiegender Klarheit anthropologisch begründet als national-ökonomische Gesetze hervor, und ebenso weiß der Verf. die Gegenstände des Acker- und Pflanzenbaues praktisch und wissenschaftlich gebiegen zu besprechen. Was aber diese Reihe von Aufsätzen besonders anziehend macht, ist das warme Interesse, von welchem der Verf. für sein Gewerbe und seine Wissenschaft durchdrungen ist; ferner die Abwechselung zwischen streng landwirthschaftlichen, national-ökonomischen und bildungsbezüglichen Materien, die, obgleich äußerlich für sich bestehend, doch vielfache Anknüpfungspunkte unter sich darbieten, welche aufzufinden der Vorzug genialer Köpfe ist. Wer es versteht, die Landwirthschaft vom Standpunkte des Hrn. Beyer zu erfassen, dem wird sie Mittel zur vielseitigsten Ausbildung des Geistes und zu nützlicher Thätigkeit als Welt- und Staatsbürger. „Man muß zugeben“, heißt es S. 1, S. 15 fg., „daß kein Fach menschlicher Thätigkeit so viele schöne Gelegenheiten darbietet, mit Natur, Wissenschaft und Leben in allseitige Beziehung zu treten, als die Landwirthschaft. Wie vieles Menschenwürdige und Geistesverwandte liegt für den Blick eines gebildeten Landwirthes in ihrem Bereiche! Sie nöthigt ihn nicht zur Einselrigkeit und willkürlichen Beschränkung; sie erlaubt ihm alle seine Fähigkeiten zu entwickeln und mit dieser Entwicklung seine bürgerlichen und gewerblichen Obliegenheiten harmonisch zu verbinden. Welches große Doppelinteresse gewähren nicht die Naturwissenschaften, diese besten Lehrerinnen der Almacht und Allweisheit, welche den Menschen seiner höchsten Bestimmung zuleiten und befreunden, um ein ausgezeichnetes Landwirth nach den Forderungen zunehmender Wissenschaftlichkeit und Bildung zu werden! Welche Kunst hat wie die ländliche stets an der Hand der Natur vertraulich zu walten und der Naturkunde ihre Regeln zu entlehnen? Nach den Gesetzen, mit den Kräften, in den Elementen der Natur hat der Landwirth seine Absichten zu erreichen. Aber der Standpunkt des gebildeten Landwirthes begünstigt auch zugleich die doppelte Nutzung (um ihrer selbst und des landwirthschaftlichen Gewerbezwecks willen) anthropologischer, national-ökonomischer, mathematischer, technischer Wissenschaft oder Realwissenschaft in vieler Beziehung. Dem Landwirth gibt sein tägliches Geschäft die geeignetste Anleitung zu einer philosophischen Erfassung des Lebens. Ein vielseitig gebildeter Landwirth ist gleichzeitig ein kundiger Staatsbürger, ein umsichtiger Volkrepräsentant. Er steht im Mittelpunkte aller geistigen und materiellen Beziehungen des Volkslebens.

tätigste praktische Landwirth und Administrationsbeamte durch Professor Schölze gebildet wurden.

Strebt er, das Gemeinbeste zu fördern, und sehnst er nicht der gehässigen Selbstsucht, so wird er mit Freude bemerken, welchen wohlthätigen Einfluß er auf seine untergebenen und berufsverwandten Mitmenschen ausüben kann, und wie schön es ihm ansehe, den Betrieb seines Gewerbes, ohne den Gewerbezweck aus den Augen zu lassen (da nur dessen Erreichung ihm die größtmöglichste Wirksamkeit auf die Dauer sichern kann), volkwirthschaftlich zu erweitern und menschlich zu verzweigen. Es kann ihm nicht entgehen, in welchen genauen Einklang er seine Bestrebungen mit denen des Technikers, Kaufmannes, Staatswirthes und Volkserziehers zu bringen Gelegenheit hat. Wenn der Landmann seine Saaten ausstreut, erhält er nur durch göttliche Vermittelung, durch schöpferische Wunder, die seine religiösen Gefühle nähren, den Lohn, den er als den Preis und Gegen seiner sittlich schuldblosen Bemühungen, seiner tugendlosen Industrie ansehen darf. Des Menschen edelste Beschäftigung ist der Bau seines Acker.“ Wir schränken diesen letzten Satz etwas ein, indem wir an die Anführung von des Verf. Worten eine Stelle aus Cicero („De offic.“ I, 42) reihen: „Omnium autem rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil libero homine dignius.“ Dies möge nur als eine Andeutung der vielfältigen reichen Beziehungen gelten, welche der Verf. zwischen der Landwirthschaft als Gewerbe und Wissenschaft und zwischen andern Sphären menschlichen Wissens und Thuns findet. Zahlreiche Anwendung davon kosten dem Leser in allen Aufsätzen selbst auf, die überhaupt voller Anregung zu fruchtbaren Ideen sind. Ein weiterer Vorzug des Hrn. Beyer liegt darin, daß er mit großer Selbstständigkeit des Urtheils alle Vorurtheile, die sich theilweise in allen Classen der Gesellschaft Bürgerrecht angemaßt haben, andererseits sich aber häufig auf die Landwirthschaft insbesondere beziehen, bekämpft und niederwirft. Es gibt so viele Vorurtheile und Wahrheiten im Leben, die als solche nicht zum Bewußtsein der Menschen kommen, weil bisher noch Niemand den Muth und die Fähigkeit hatte, die Thorheit der einen in ihrer Blöße aufzudecken und die Unleugbarkeit der andern mit überzeugender Klarheit zu erweisen. In solchen offenen Enthüllungen liegt der Ursprung der größten Revolutionen und wichtigsten Reformen. Sowie die Gegenwart in allen Verhältnissen Reformen hervorruft, so ist aus ihr in Hrn. Beyer ein durch Umsicht und Kenntniß ausgezeichnete Reformator für die Industrie und insbesondere für die Landwirthschaft hervorgegangen. Dies ist sein Charakter als Schriftsteller und Gewerdmann.

63.

Notiz.

In England war bisher der Besuch von Denkmälern, Museen, Kirchen u. s. w. für Fremde wie Einheimische mit großen Kosten verbunden, und die Klagen darüber wurden immer lauter. Das Capitel von Norwich ging daher gegen Ende des vorigen Jahres mit einem guten Beispiele voran, schaffte das alte Unwesen ab und ließ die Kathedrale jener Stadt täglich eine Stunde öffnen. Als der türkische Gesandte in Edinburgh die alten schottischen Ordungsinsignien beschauen wollte, erhielt er eine abschlägliche Antwort; die Folge war ein so allgemeiner Unwille unter der Bürgerschaft, daß jetzt in jener Hauptstadt ebenfalls alle Merkwürdigkeiten zugänglich geworden sind. Auch die Paulskirche in London ist jetzt täglich vier Stunden lang umsonst geöffnet. Viele andere Städte in England haben ein liberaleres System angenommen; nur das Capitel von Westminster beharrt unbedingt bei seiner Plusmacheri, während die Königl. Akademie es doch nicht unter ihrer Würde hielt, Gründe anzuführen, die es ihr unmöglich machten, alle Tage einem gemischten Publicum gratis Zutritt zu ihren Schätzen zu gestatten. Wer jetzt den Tower besieht, zahlt nicht mehr wie früher drei, sondern nur einen Schilling.

55.

Freitag,

Nr. 82.

23. März 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter Artikel.

(Schluß aus Nr. 81.)

Die Schilderung des eben genannten Kaisers mag Gelegenheit geben, ein Beispiel von Mailáth's Vortragsgart hinzuzufügen. Am Schlusse der Geschichte desselben sagt er:

Ferdinand I. ist ein höchst merkwürdiger Charakter. Einer der bedeutendstenzüge in ihm ist die Ergebenheit, die er seinem Bruder Karl bezeugt. In Spanien geboren, von seinem Bruder getrennt erzogen, nicht ohne Aussicht auf den Thron, wenn er sich den Umtrieben spanischer Großen hätte fügen wollen, hielt er standhaft an seinem Bruder fest, und obschon sich Karl, in Spanien erscheinend, harte Maßregeln gegen Ferdinand's Umgebung erlaubte, ja sogar Ferdinand selbst aus Spanien entfernte, fügte er sich diesen strengen Verfügungen ohne Widerrede. Diese Ergebenheit des Bruders ist wol eine der wichtigsten Ursachen mit, daß Karl sich zur Theilung des habsburgischen Erbes entschloß, wodurch die österreichisch-habsburgische Linie entstand. Auch späterhin verehrte Ferdinand den Bruder gleich einem Vater; nur als Beide am Abend ihres Lebens standen, erhob sich Mißheilligkeit zwischen Beiden wegen der römischen Kaiserwürde, die Karl V. aus verblendeter Vaterliebe seinem Sohne Philipp zuwenden wollte, Ferdinand aber, in richtiger Würdigung der Verhältnisse, ja, ich möchte sagen, durch seine Regentenstellung gezwungen, für sich ansprach. Nach spanischen Sitten erzogen, fand er sich doch bald in jene der deutschen Fürsten. Willig im ruhigen Zustande, fest in reif gefaßten Entschlüssen und überstreng, wenn er gereizt wurde, war er im Umgange mild und anspruchslos. Mit den Verhältnissen wuchsen seine Kräfte; als die Kronen von Böhmen und Ungarn auf seinem Haupte vereinigt waren, bewies er sich dieser Kronen würdig. Sein Leben verfloß in der Vertheidigung von Ungarn; der Krieg ging ihm nie entscheidend genug; hätte sein Wille gestiegt, wäre das Schicksal eines großen Theiles von Europa an einem Schlachttage entschieden worden. Seine Regententüchtigkeit beweist dies am allermeisten, daß, obgleich er den Adel und die Städte in Böhmen mit strenger Hand gestraft, ihnen Rechte und Freiheiten genommen hatte, doch ganz Böhmen seinen Tod tief betrauerte. Der größte Fehler, den er als Regent begangen, war die Theilung seiner Länder unter die Söhne. Maximilian erhielt Oesterreich, Böhmen und Ungarn; Ferdinand Tirol; Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz. So war die große Ländermasse, welche Gott in Ferdinand's Händen vereinigt hatte, durch unkluge Vaterliebe zersplittert, und mehr als ein Jahrhundert verfloß, bevor alle diese Länder wieder einem Haupte gehorchten.

Das Schlußcapitel des zweiten Bandes verdient noch eine besondere Berücksichtigung. Böhmens Leistungen in

der Wissenschaft, als Maximilian II. und Rudolf II. die Kaiserkrone trugen, und der Zustand der ungarischen Literatur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zwar ungenügend erzählt, liefert aber doch eine, hoffentlich weiter führende Zusammenstellung aus verschiedenen Vorarbeiten Anderer, welche der Verf. dankbar erwähnt; dagegen dürfte die Geschichte der österreichischen Literatur noch Vieles zu wünschen übrig lassen, wobei wir nicht verkennen wollen, daß hierin vor dem Verf. noch fast gar nichts gethan war. Leider konnte er die Acten über die wiener Universität wegen eines, wie es scheint, unüberwindlichen Hindernisses nicht einsehen, hegt aber die Hoffnung, das Nöthige über diesen Gegenstand demnächst noch nachzuholen. Möge der Verf. Muth und Lust behalten, uns bald mit der Fortsetzung seines verdienstlichen Werks zu erfreuen!

Geschichte der Niederlande von N. G. van Kampen.
Zweiter Band. 1833.

Der erste Band der „Geschichte der Niederlande“ von N. G. van Kampen ist von anderer Hand in d. Bl. früherhin schon angezeigt worden. Der zweite, jetzt anzugehende Band enthält die vier letzten Bücher dieses vortrefflichen Wertes. Fünftes Buch: von der zwölfsährigen Waffenruhe bis auf den westfälischen Frieden. Hierin die gomarifch-arminischen Streitigkeiten, soweit sie den Staat betrafen, Odenbarneveldt's Tod, die Statthalterschaft des Prinzen Friedrich Heinrich und unter ihr das goldene Zeitalter der Nation, die höchste Blüte des Handels, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Zu dieser Zeit war es, als mit Wahrheit von der Republik der Niederlande gesagt werden konnte:

— das sei ihr Nationalcharakter: mitleidsvoll gegen Unglückliche, dem Verbrecher streng, von Vaterlandsliebe glühend, tapfer, sich nicht überschädend und nach dem Siege im frommsten Gefühle gegen den Geber des Sieges dankbar. Gottes Segen, sagt van Wyns, war die Folge dieser Gesinnungen, und wenn je die Geschichte Lehren zur Nachahmung darbot, welche Lehren gibt sie dann hier!

Ref. bemerkt mit theilnehmendstem Vergnügen, daß mit solchem frischen, kräftigen, tüchtigen Sinne der Verf. auch diese Geschichte geschrieben hat; und wenn er manchmal einen lebhaften Unwillen gegen das jetzige Belgien durchscheinen läßt, so können wir ihn deshalb um so weniger tadeln, als die nördlichen Provinzen die unglück-

liche und unnatürliche Verbindung von 1815 — 30 mit einem großen Theile ihrer Colonien bezahlt haben. Über diese Vereinigung hat übrigens gewiß Niemand unverständiger geredet, als der englische Minister Castlereagh, wenn er sagte, Belgien sei nicht sowohl mit Holland als dieses mit jenem vereinigt. Wie ungeschickt können doch materielle Bestandtheile überschätzt und geistige Kräfte verkannt werden! Im sechsten Buche sind die 67 Jahre vom westfälischen Frieden bis zum Barrièrtractat behandelt und als die Periode der größten Seemacht der Republik bezeichnet. Die Kriege wegen der Colonien, die Verhältnisse mit Ludwig XIV., die Ermordung de Witt's, die Regierung Wilhelm III. von England und das Zeitalter Marlborough's, Eugen's und Friso's sind die anziehendsten Theile dieses Buchs, das durch seine Klarheit, Wärme, gewandte Schreibart und große pragmatische Einsicht den Leser hinreißen muß. Den Anhang über Handel, Fabriken, Wissenschaft und Kunst hätten wir gern beträchtlich erweitert gesehen, wie wir überhaupt bedauern, daß der Verf. sein Werk nicht in drei starken Bänden ausgearbeitet hat. Im siebenten Buche ist bis zum Ende der Unabhängigkeit der Republik (1795) und im achten von da bis zur Errichtung des Königreichs der Niederlande gehandelt. Ref. schließt die Anzeige dieses sehr ausgezeichneten Werkes mit folgender Stylprobe des Verf. auch deswegen, weil diese Stelle historisch merkwürdig ist und einen ziemlich verbreiteten Irrthum berichtigt. Er redet von der Schlacht bei Waterloo:

Wenn Napoleon unmittelbar nach dem Abzuge Ludwig XVIII. mit seinen gesammelten Truppen in Belgien eingefallen wäre, so hätte der Erfolg vielleicht seine Erwartung gekrönt, da das Land nicht gegen Frankreich schlagfertig war. Er hingegen gab den Verbündeten Zeit, sich zu vereinen, und im Anfang Juni stand unter Wellington, dem Befieger Soult's und Mar-mont's, ein Heer von 70,000 Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Niederländern bereit, während die Preußen unter Blücher ostwärts im Lüttichschen waren. Endlich wagte Napoleon nach vergeblichen Versuchen, die Monarchen zu gewinnen oder zu entzweien, den Angriff. Den 15. Juni zog er über die Sambre, trieb die überraschten Preußen vor sich her (auch Wellington, der jetzt noch keinen Anfall befürchtete, befand sich auf einem Balle zu Brüssel) und ließ des andern Tages die Niederländer, welche der neue König unter den Befehl des Kronprinzen gestellt hatte, vom Marschall Ney bei Quatrebras angreifen, wo sich zwei Landstraßen kreuzen. Im Anfange des Gefechtes hatte der Prinz nur 3500 Mann Niederländer und 50 vertriebene preussische Reiter, Ney führte dagegen das Corps von Reille, drei Divisionen Reiterei und eine der Garde, auch stand ihm ein zweites Corps unter d'Erlon als Reserve im Rücken. Es gelang jedoch dem Prinzen, mit unwiderstehlichem Muth die Franzosen aufzuhalten, bis Wellington mit Verstärkungen anrückte. Da Napoleon indeß Ney's Reserve zu sich rief, konnte dieser den Angriff der Bundesgenossen nicht aushalten, sondern mußte, nach seinem eignen Geständnisse, auf dem Punkt, wo der Prinz von Oranien tritt, sich zurückziehen. Das fünfte Bataillon holländischer Landmiliz hielt vorzüglich unter dem Oberlieutenant Westenberg den heftigsten Anfall unerschütterlich aus. Es war in diesem Gefechte, wo der tapfere Herzog von Braunschweig-Nils (der aber nicht, einem falschen Berichte des damaligen „Rheinischen Mercur“ zufolge, der Erste im Streite war) an der Spitze der Seinigen fiel, 16. Juni 1815. Nach Wunden der Tapferkeit hatten an diesem Tage die Preußen, welche Napoleon in Per-

son zu Eigny angriff, der Übermacht weichen müssen. Es fehlte nur noch, daß Napoleon Wellington in Person besiegte. *)

51.

Memoiren. Von Friedrich Laun. Drei Theile. Buzlau, Appun. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. dieser Denkwürdigkeiten, dessen wahrer Tauf- und Geschlechtsname, Friedrich August Schulze, am Ende des dritten vorliegenden Bändchens genannt wird, gehört zu den Schriftstellern leichter, scherzhaft unterhaltender Gattung, denen Deutschland mit Recht Gewogenheit schenkt, weil es ihrer nicht zu viele besitzt, wovon das eigne Bewußtsein in folgenden Worten des dritten Theiles sich kund gibt: „Der bleiernen Biegel hat unsere Literatur grade genug, aber mit solchen, die in grazioser Leichtigkeit den Parnass umflattern, ist unsere Lust nicht eben überfüllt“ (S. 75). Nur dürfte bei diesem Ausspruch unter dem Bleiernen bloß die Gewichtigkeit, nicht eine geistlose Schwerefälligkeit, und unter dem Flattern bloß das Behende, Rasche des Vortrags, nicht ein leeres Ländeln gemeint sein, wenn es nicht beiden Theilen zum Vorwurfe gereichen soll. Beide Theile dürften zugleich sich gesagt sein lassen, was Jean Paul einst unserm Verf. empfahl: „Nehmen Sie sich nur mehr Zeit als Papier, anstatt daß die meisten jetzigen Schriftsteller es umkehren und leichter und schneller Bände als Bogen füllen“ (Thl. 3, S. 69).

Gleichwie ein Greis gern von Dingen und Personen früherer Tage erzählt und von Jüngern gern gehört wird, die nicht Dasselbe erfahren, auch bei Ältern und Zeitgenossen Gunst gewinnt, denen er Bekanntes und Erlebtes für die Erinnerung auffrischt, selbst wenn er dabei einiger Breite und Umständlichkeit sich hingibt, so vernehmen wir auch gern den Inhalt vorliegender Memoiren, welches französische Aeltesten der Buchhändler jener vom Verf. gewählten Aufschrift: „Blätter aus meinem Lebensbuche“, vorzog.

Freilich muß ein Memoirenschriftsteller eigentlich seine Umgebungen und sich selbst für wichtig halten, um viel zu erzählen, welches sonach Fürsten und Staatsmännern leicht wird, die persönlich durch ihren Rang in der Gesellschaft gelten und für Hofe und Staatsangelegenheiten allgemeiner Aufmerksamkeit gewiß sein können. Wollen sie außerdem noch lobend oder tadelnd urtheilen, so gewinnt ihr Urtheil von selbst Bedeutung: das des Fürsten über Fürsten und Hofe, das des Staatsmannes über Minister und Staatsachen, ja es erfreut schon den Leser, daß er überhaupt ihr Urtheil kennen lernt. Schwieriger wird Erzählung, Urtheil und des Hörers Empfänglichkeit für Dinge aus der gewöhnlichen Bürgerwelt und Bädlerwelt, die jedem zugänglich und vielleicht gleichgültig sind, vorgetragen von einem der vielen Bürger und Schriftsteller, dessen Rang und äußeres Ansehen seinen Worten kein besonderes Gewicht verleihen, es sei denn, der Erzählende zeige sich als ein ganz eigenthümlicher Charakter, dessen Erleben, Denkart und Handlungsweise von dem Gewöhnlichen abweichen und dadurch selbst das Kleinste und Unbedeutendste in ein überraschendes Licht stellen, wie bei Benvenuto Cellini, Alfieri, Goethe und manchen andern Gelehrtenfürsten, Dichtersfürsten, Künstlerfürsten.

Vergleichen Erfordernisse möchten dem Leben Fr. Laun's und ihm selber fehlen, und dieser Mangel seiner Lebensblätter wird sich den meisten Lesern fühlbar machen. Hierzu kommt, was schon zum Theil aus dem angedeuteten Mangel folgt, zum Theil aber ein Ergebnis der milden Ruhe und Humanität des Alters ist, daß der Verf. mit Freude auf seine früheren Verhältnisse zurückblickt, an Dingen und Personen nichts zu tadeln findet, sondern sich Glück wünscht, mit ihnen in Verbindung gerathen zu sein. So ist er in Dresden geboren und widmet darum einen guten Theil seiner Erzählung den Ver-

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im April. D. Reb.

schönungen, welche diese gnmüthige Residenz seit seinen Jugendjahren gewonnen; so ist er mit vielen literarischen Collegen bekannt geworden und lobt in vergnüglicher Erinnerung ihres nähern oder entferntern Umganges Alle, die Schlegel und Kogebue, Tiedt, Böttiger, Müllner, und wen nicht sonst?

Nun scheint aber der Menschennatur solch ein unerschütterliches Vertrauen zur eignen Vollkommenheit beizuwohnen, daß sie bei Schilderung der Gebrüder von ihres Gleichen mehr Befriedigung als Verdruss empfindet und des Hervorhebens und Lobens ihrer Vorzüge bald müde wird oder dieselben ablehnt, ja, eigentlich derselben gar nicht bedarf, indem sie sich ihrer Vortrefflichkeit sowohl bei fremder Individualität wie bei der eignen unwandelbar bewußt wird. Denkwürdigkeiten daher, welche Schwächen, anstößige Dinge, Lächerlichkeiten, Mißgriffe berichten, die scharf und einseitig urtheilen, Bekanntes verkleinern, Unbekanntes, schamvoll verborgenes leuchtend ans Licht ziehen, sind am meisten beliebt. Es sieht der Mensch sein Gesichtsbildniß und seines Geschlechtes Erlebnisse — seinen Begriff, nach Hegel — lieber im Verkleinerungsspiegel als im vergrößern.

Vorausgesetzt, der Verkleinerungsspiegel sei unsern Lesern nicht allzu nothwendig, so läßt sich ihnen ohne Verdruss Einiges berichten. Friedrich Laun ist 1770 in Dresden geboren, sein Vater trieb ein Bankiergeschäft, seine Mutter unterstützte diesen im Selbstwechsel. Lebensart einfach, Wohnung im zweiten Stock, in welcher für den Knaben keine geeignete Schlafstelle sich fand, weswegen er bei der Großmutter eingelagert wurde. Schulunterricht wenig fördernd; aber nicht die Schulanstalt hatte Schuld, sondern der Knabe. Spiel im Freien auf der Brühl'schen Terrasse unter damals verschnittenen Lindenbäumen und Baumhecken, oder im Weinberge auf dem Wege nach Meissen. Der Vater richtet sich zu Grunde durch eine misslungene Speculation, entfernt sich heimlich; die Mutter setzt den Selbstwechsel fort und gewinnt mit Mühe ihr Auskommen, heirathet zum zweiten Male, als die Nachforschungen über ihren verschwundenen Gatten fruchtlos blieben. Der Knabe hat an des Stiefvaters Ordnungsliebe ein schönes Muster und fängt mit seinen Gespielen Schmetterlinge. Die Lust dazu nimmt ab, doch werden auch Siegel gesammelt. Er soll Jurist werden, oder Kaufmann, oder Kanzlist bei dem geheimen Collegium. An letztem erhält er den Ausruf. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution ist er für diese leidenschaftlich eingenommen und besingt sie in Versen sowie auch die Frauen. Rebmann, welcher in Dresden schiffstellerte, erweckt ihn zu schriftstellerischen Arbeiten und es wird Einiges davon gedruckt. Das Körner'sche Haus ist Sammelplatz für ausgezeichnete Fremde, Schiller schreibt auf Körner's Weinberg zu Köschwitz seinen „Don Carlos“, und Laun geräth in Verbindung mit dem Theater und mit Theaterfreunden. Aus Liebe zum Studium verläßt er seine bisherigen Verhältnisse und besucht die Universität Leipzig. Hier glänzte damals Platner, der außer sich geräth, als einem Collegen und nicht ihm der Verdiensterben zu Theil wird, und denselben vom Empfänger, als am unrechten Orte abgegeben, fordert. Domherr Rau, der Lehrer des Schachrechts, trug kurze Beinkleider, weißelene Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, einen langen Stock, steif zusammengekleistertes mit Wehl bestäubtes Haar und Haarbeutel; seine Corpulenz und das fette Gesicht machten ihn in solchem Anzuge zum Original. Einst als man in seiner Gegenwart viel von Wirkung der Poesie auf das Volk gesprochen, bittet er auf der Straße um Erlaubniß, die Probe zu machen, und spricht zu einer alten Obstverkäuferin: „Sage mir, du alte Fur, welche Zeit ist's an deiner Uhr?“ Diese schilt und Rau triumphirt lächelnd: „Sehen Sie, meine Herren, so steht es mit Wirkung der Poesie auf das Volk!“ Mehrere damals in Leipzig lebende Gelehrte werden rühmlich erwähnt.

Nach seiner Rückkehr von Leipzig sucht Laun in Dresden einen Verleger für die Erzählung: „Der Mann auf Freiers Füßen“, und findet ihn an Graß in Freiberg. Seinen Schrift-

stellernamen Laun hat er keineswegs gewählt, um auf die in der Kleinigkeit vorkommende Laune hindeuten zu wollen, sondern weil die der Erzählung zum Grunde liegende Fabel zwei Namen erforderte, die mit einem L anfangen und mit einem n schließen. Der Beifall, den das Werk fand, veranlaßt ihn, ein zweites Büchlein Namens dieses Laun folgen zu lassen und bei der guten Aufnahme desselben den Namen für alle in diesem heiteren Ton geschriebene Werke beizubehalten. Anton Kall's und Jägers Erzählungen hatten für ihn viel Ansprechendes, und sein Streben ging dahin, das Bessere Beider zu vereinigen. Er macht Bekanntschaft mit dem Maler Hartmann, mit Tiedt, in dessen Augen „Dießinn und Blüth, vielleicht noch manchem Ringen um den Preis, einen seltenen harmonischen Bund geknüpft haben“, der Laun's Sonette lobt und sie in seinen Musenalmanach aufnimmt, bei dem die Gebrüder Schlegel, Sophie Bernhardt mit ihrem Gemahl, Streckens und Andern verkehren. Zwischen den alten und neuen literarischen und gesellschaftlichen Meinungen und Ansichten herrschte damals ein scharfer Gegensatz. Laun schreibt ein Stück für die Bühne: „Das Hochzeitsfest“, in Aufforderung des Schauspielers Ochsensheimer; die Buchhändler bewerben sich um seine Manuscripte. Dies führt zum Besuche der Messe in Leipzig (1802), zu neuen Bekanntschaften mit Späzler, Waplmann, Matthysen, Rochlig, Gruber, und Laun bleibt dort den Sommer, geht dann nach Berlin und erstet sich sehr bei der Circulation bei dem Buchhändler Sander, der hauptsächlich aus Anhängern der neuen Schule besteht, und wo das dramatischste Gedicht: „Latzemas“ vorgelesen wird. Inzwischen treiben Kogebue und Merkel in demselben Hause, nämlich im Sander'schen Comptoir, ihr Wesen und geben den „Freimüthigen“ heraus. Ein Buchhändler ist natürlich unparteiisch, und Sander, „ein sehr freudlich gesinnter und gutmüthiger Mann“, machte einen Versuch zur Annäherung beider Parteien und wagte, den Verf. des „Hyperboreischen Fels“ mit dem der „Erempforte für Kogebue“ an seinem Mittagsstische zu vereinigen. Merkel, der gleichfalls von der Gesellschaft war, eilt vor dem Schlusse des Mahles fort, ganz erhit und erbittert, trifft auf der Straße einen Bekannten. Woher? „Von Sander. Ich will in die erste beste Kneipe gehen, um nur unter vernünftigen Menschen mich wieder zu erholen.“ Sander erfährt es wieder und verurtheilte sich hierüber mit Merkel. Doch sagt der Verf. behutsam hinzu: dies soll geschehen sein, und wenn überhaupt der Vorfall stattgefunden, so hat er „durch die Trompete der Gama einen viel rauhern Klang erhalten“. Merkel und Laun vertrugen sich nicht sonderlich wegen des letztern Bezeichnung für die Hauptter der neupoetischen Schule, welche jedoch nicht hindert, daß Laun den Buchhändler Nicolai besucht und sich von dem wirklich wohlwollenden Manne Gefälligkeiten erzeigen läßt. Kogebue glänzte damals in Berlin, verbrauchte jährlich zwischen 7—8000 Thaler. „Sein Auseras verrieth nicht den vor so vielen Andern mit geistigen Schätzen Begabten. Seine Gesichtszüge waren ohne viel Bedeutung, sein Auge nicht matt, aber auch nichts weniger als ausdrucksvoll. Schlaueit war der hervorstechendste Zug seines Gesichts, der aber nicht selten in gutmüthiges Lächeln sich umformte. Im Kreise der Einigen erachtete er als sorgfames theilnehmendes Familienhaupt.“ In einem und demselben Abende hört Laun bei Schlegel Colerons „Andacht zum Kreuze“ vorlesen und speist bei Kogebue in glänzend erhaltenen Gemächern.

Weil der Verf. ungeachtet Wohnungswechsels kein heizbares Zimmer in Berlin finden kann, verläßt er diese Residenz früher, als er sonst gewollt. In Dresden werden das Körner'sche, Radnitz'sche und Ernst'sche Haus nebst einigen der Besuchen den gelobt. Vom Kupferstecher Bings heißt es: „Obgleich seine Einfälle keinesweges in das feine Klein der gesellschaftlichen Verkommens, sondern in das rauheste Postpapier gewidmet zu sein pflegten, ließ man sich solche doch gefallen.“ In Leipzig (1804) erstet das Stieglitz'sche Haus und Apel. Mit diesem gibt er ein „Gespenserbuch“ heraus auf Veranlassung eines Gespenster-

thers; Xpel heirathet die Tochter des Prof. Hindenburg und deutet sich seinen erfolgreichen Tod aus dem Einsärgen eines Thurmes und dem Stillstehen der Taschenuhr in seiner Hand. In Jena gefallen das Besselförsche Haus und Gischkalt; in Weimar blieben Goethe und Wieland die ersten Gegenstände, nach denen der Verf. hingreift. Offen gesteht er seine tiefste, innigste Verehrung des Erstern, und daß schon beim Eintritt in dessen Haus seine ganze Seele freudig war und zwischen Hoffnung und Furcht sich bewegte (Zhl. 2, S. 47). Goethe äußert im Gespräch seinen Beifall über die allegorischen Arabeskenzeichnungen des Malers Runge und fügt hinzu: „Was aber soll man sagen, wenn ein Künstler nichts Anderes machen will als solche Dinge?“ Erst später geräth Laun auf den Gedanken, daß Goethe wol hiermit ihm, dem Besucher, einen lehrreichen Wink habe geben wollen. Er beginnt im folgenden Jahre die „Abendzeitung“; allein ungeachtet seiner brieflichen Nothrufe an Freunde sedt doch in Kurzem der Nachhall. „Die ganze Art der für solche Blätter am besten geeigneten Schriftstelleri war noch nicht so verbreitet und ausgebildet, wie sie es neuerlich immer mehr geworden ist.“ Sein Schauspiel: „Der Kreuzzug nach Palästina“, mißfällt bei der Aufführung in Leipzig, und er findet Trost bei seiner Schwester in Hirschberg und dessen schönen Umgebungen. Zurückgekehrt nach Dresden, erellen ihn die Kriegereignisse (1806), ein Lustspiel von seiner Hand wird im Schauspielhause schwach beklatscht. Die jedesmalige offizielle Vereisung der leipziger Oster- und Michaelismessen gewährt ihm angenehme Bekanntschaften; die Buchhändler Landtisch und Gotta werden nach Verdienst gerühmt, und Letzterer schreibt ihm einst bei Gelegenheit der übersendeten Abrechnung: „Sollten die Zeitumstände vielleicht Ihre Kasse erschöpft haben, so steht Ihnen die meinige offen.“ Nicht minder gedenkt der Verf. „des feurigen unternehmenden Geistes“ von F. X. Brockhaus.

Mit dem Wendepunkte der französischen Kaiserherrschaft 1812 erhält der Verf. Gelegenheit, die wechselnden Scenen in Dresden zu beschreiben, das Vorwärtsspringen der Peere, das Zurückkommen, die Kämpfe um die Stadt und darin, das Erscheinen der verbündeten Monarchen, das Wiederkommen Napoleon's mit dem „unbeweglichen Erz seines Antlitzes“, die bange Stimmung und das Leiden der Bürger. Er selber flüchtet — und glücklich ist in solchen Tagen, wer es kann — in die Phantasiwelt, dichtet ein Märchen: „Die Reise ins Schlafaffenland“, dadurch sich hinaus Helfend, wenigstens auf Stunden des Tages, über das in den mannichfachen Gestalten angrinsende Elend.

Nach vorübergegangenem Sturme erhält die Brühl'sche Terrasse ihre Regeneration, wird sehr schön, und der Verf. gewinnt neben ihr seine Wohnung. Er „versucht ein eheliches Verhältniß“ (1817) mit einer „im Verhältniß zu seinen Jahren allerdings viel zu jungen Frau“; aber der Versuch „hat ihn nie gereut“. Die Verbindung mit vielen nichtpolitischen Zeitschriften und Taschenbüchern gewährte ihm fortwährend angenehme Bekanntschaften, und er ist nicht ungerne, erinnert sich seines Strettes oder auch nur Zwistes, selbst nicht mit Müllner. Der arme kranke Waggeseu sendet ihm auf der Durchreise (1826) eine Karte und hat es vergessen, als Laun ihn besucht; bald darauf stirbt er im hamburger Krankenhause. Dresden verschönert sich zusehends, immer mehr Fremde lassen sich dort nieder, unter Andern auch Gustav Schilling, der „hochgeschätzte Autor, dessen reicher Geist aus einer Fülle ausgezeichneten Romane und Erzählungen hervorleuchtet“. Laun feiert mit ihm und Lied Goethe's Geburtstag (1820), sieht Matthison wieder, welcher „durch frischen Farbenreiz und Mannichfaltigkeit der der Natur abgelauchten Situationen und Meloben seiner landschaftlichen Schilderungen einzig da steht“.

Und so setzen wir unsern freundlichen Erzähler umgeben von zusagenden Menschen und Verhältnissen, zufrieden mit der

Gegenwart, zufrieden mit der Vergangenheit, sich freuend über die Schauspiele einer dem künftigen Hause angehörigen Bessers, über die „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“ vom Oberpförsprebiger von Ammon, über die Fortschritte der Fabriken und Gewerbe, die Kunstausstellungen, Gewerbevereine, Blindenanstalt, Akademie der bildenden Künste, über die Könige Anton und Friedrich August, den Prinzen Johann, kurz über Alles. Der Anblick zufriedener Menschen gibt eine zufriedene Stimmung, wir versetzen uns mit Wohlwollen in das gemüthliche Wesen und möchten selber von unsern Umgebungen so viel Schönes zu rühmen haben. In lebenswürdiger Weise urtheilt der Autor über seine günstig aufgenommenen Schriften: „Nur allzu gut fühle ich, daß meine Feder durch einen überraschenden Einfall, durch eine häßliche Situation und Wendung, die mir aufschwob, sich zuweilen zu dem Aufbau eines ganzen Werkes verleiten ließ, dem es dann entweder an der gehörigen Grundlage fehlte, die alles Nachbessern nicht zu ersetzen vermochte, oder das unmerklich in dieselben Ideen sich verwickelt fand, die ich schon früher, wenn auch in etwas anderer Weise, zur Ausführung gebracht hatte. Und das, meine ich, ist einer meiner Hauptfehler.“ Ebenso lebenswürdig äußert er am Schluß seiner Lebensblätter: „Wangigkeit darüber, daß es mir müssigen könne, mit diesem Buch die Theilnahme der Gebildeten zu erwecken, welche mein Vorwort aussprach, befällt mich von Neuem und noch stärker, nun ich im Begriff stehe, die Feder niederzulegen.“ Viele Autoren find weniger bange und erfreuen doch weniger.

Bibliographie.

Auffenberg, J. v., Trauerspiele. Enthaltend: Das Nordlicht von Kasan. Der Schwur des Richters. Der Prophet von Florenz. Gr. 8. Carlruhe, Müller 1 Thlr. 15 Gr.
Der Ausflug nach der Oßee oder die Fahrt nach Äglen. Kon * r. Gr. 12. Leipzig, Zest. 1 Thlr.

Bessel, Die Rechtsgrundsätze in der erzbischöflichen Streitsache. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 8 Gr.

Daub's, G., philosophische und theologische Vorlesungen herausgegeben von Marxheinele und Dittenberger. 1ter Band. Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 21 Gr.

Die Frevler der Revolution. Eine Flugschrift, herausgegeben bei Gelegenheit der Ereignisse in Köln. I. Gr. 8. Berlin, Heymann. 8 Gr.

Gagern, H. G. v., Ansprache an die deutsche Nation über den Vorgang zu Köln. Zur Befänstigung und Befänstigung. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 8 Gr.

Kahlert, A., Lönleben. Novellen und vermischte Aufsätze. 8. Breslau, Adolph. 1 Thlr. 8 Gr.

Kölle, F., Betrachtungen über Diplomatie. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Lebrun, G., Spiele für die Bühne. 1ter Theil: Die eiserne Maske. Die Drillinge. Ill. Gulespiegel. — 2ter Theil: Der Eisenhagel. Die heimliche Ehe. Die Puritanerin. Nachdarliche Epöge. 8. Mainz, Kupperberg. 3 Thlr.

Magerath, Chr. J., Gedichte. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Mendelssohn's, M., sämtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande als National-Denkmal. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des großen Weltweisen. 2. u. 3. Bden, Schmid's Witwe u. Klang. Preis des Ganzen 4 Thlr.

Müller, J. J., Jugend-Klänge. Dichterische Versuche. 8. St. Gallen, Huber. 16 Gr.

Schwab, G., Gedichte. Neue Auswahl. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr. 12 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Biographisch-historische Studien von Ernst Münch.
Zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8.
1 Thlr. 8 Gr.

Wie bei Hrn. Münch Alles rasch geht und er mit einer Bilen vielleicht unerklärlichen Thätigkeit die Herausgabe mehrerer Werke von größtem Umfange zu derselben Zeit besorgt, so ist auch binnen Jahresfrist ein zweiter Band der „Biographisch-historischen Studien“ dem ersten *) nachgefolgt. Das Publikum, wie meinen das verständige und nach historischer Belehrung strebende, gewinnt indessen nur dabei, denn Hr. Münch versteht gut zu erzählen, lebendig zu schildern und manches Vergessene und scheinbar Veraltete von Neuem seinen Lesern anzuführen. Dabei ist sein Quellenstudium genau, und er geht nicht darauf aus, zu täuschen, oder um einer Lieblingsansicht willen Thatfachen zu entstellen. Bei diesen Vorzügen werden sich auch die Aufsätze dieses zweiten Bandes einer guten Aufnahme zu erfreuen haben, namentlich die drei ersten, welche Zustände schildern, die noch frisch im Gedächtniß der Mitlebenden sind und die Viele gern in der Darstellung eines Kenntnißreichen Zeitgenossen sich vergegenwärtigen werden.

Diese drei ersten Aufsätze beziehen sich auf die neueste belgische Geschichte. Der eine, zur Charakteristik König Wilhelm I., ist später, die beiden andern: „Historische Parallelen und Zeitsimmen, Belgien und die Belgier betreffend“, „Die Ereignisse zu Brüssel im September 1830“, sind in den Jahren 1830 und 1831 niedergeschrieben und in die vorliegende Sammlung unverändert aufgenommen. In dem ersten derselben zeigt sich Hr. Münch, wie dies auch anderwärts der Fall ist, keineswegs als einen Freund der Belgier; er widerlegt die Ansicht, als hätten die Belgier jemals eine selbständige Nation gebildet, welche nachmals unterdrückt, erobert und vermöge des Eroberungsrechtes an die Holländer, also in einen neuen Zustand von Unterdrückung gekommen wäre. Es fehlt aber die Idee einer belgischen Nation in der Geschichte früherer und späterer Zeit gänzlich; die Belgier zeigten sich im engeren Sinne nur als eine der unruhigsten, ungesümmten und unzufriedensten Völkerschaften, die es jemals gegeben; dabei mit einem überwiegenden Hange zum Großthum und zur Prahlerei, ohne Verdienst und That. Die Beweise hierzu werden durch aus auf historischem Wege, aber nicht aus den einseitigen und partiellen Memoiren der Franzosen, sondern aus den eignen holländischen Chroniken, aus Ständeverhandlungen und Städteprotokollen geführt und zuletzt die fragenhaften Stellen aus verschiedenen der wichtigsten Staatschriften, Manifeste, Vampheers und Pasquille der früheren Periode angeführt, sowie höchst merkwürdige Urtheile bedeutender Staatsmänner und Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts über die Belgier. Dadurch wird auf das Schlagendste der Beweis geliefert, daß die Beschuldigungen und Verleumdungen hinsichtlich der Familie Masson und die Politik des belgischen Hochadels im 16. wie im 19. Jahrhundert ganz dieselben geblieben sind. Wir wollen nur eine solche Stelle aus der Schrift des Paters von St. Anemear: „Causae calamitatum Belgii“ (Köln 1582), anführen, wobei nicht zu übersehen ist, daß hier ein Priester redet und Verteidiger der sogenannten Patriotenpartei. „Das belgische Volk“, sagt er, „von äußerst leichtem Charakter, zu Aufruhr und Meutereien jederzeit geneigt, aber der Ruhe und Arbeit abhold, ist immer leichter zu seinem Verderben zu verführen als zu Dingen zu vermögen, die sein Heil bezwecken. Im Übermuth folgt es jubelnd und begierig eben Denjenigen, welche die größten Übel ihm bereiten, welche ihm die Freiheit

des Vaterlandes und die Krone an der Tyrannei vorpiegeln, und verschmäht auf diese Weise den mildesten König und behandelt seine getreuen Diener mit Verachtung. Die von diesem Volke ersehnte Freiheit besteht in der Befugniß, alle öffentlichen Obrigkeiten abzusetzen, und darin, daß man sich die Autorität beilegt, Gesetze nach Gefallen zu ändern, abzuschaffen oder durch neue zu ersetzen; in dem Rechte, das einem Jeden einräumt, in religiöser und politischer Hinsicht Alles nach Belieben zu bekennen und zu treiben, ohne daß das Gesetz im Geringsten dagegen einschreiten könne.“

II. „Zur Geschichte des Lebens, des Charakters und der Regierung König Wilhelm I. der Niederlande.“ Ein treffliches, lebensvolles Gemälde, von dem der Verf. urtheilt, daß er dem Lobe, welches er diesem Fürsten bereits früher gespendet habe, jetzt nur noch manches neue und durch die Zeitumstände gesteigerte Lob hinzuzusetzen wisse. Als Bormort dient eine Schilderung der Zustände in den Niederlanden unmittelbar vor der belgischen Revolution. In kurzen, aber scharfen Zügen ist hier von Hrn. Münch dargestellt, wie die belgischen Liberalen, kenne von der verschiedensten Farbe, in ihrem unaussprechlichen Haß gegen die oransische Dynastie die Revolution herbeigeführt haben. Ref. ist nun mit Hrn. Münch vollkommen darin einverstanden, daß die belgische Revolution, dies „de Potterische Nichts“, wie sie Heine sehr richtig genannt hat, leicht die schlechteste ist, von welcher die Geschichte überhaupt zu berichten hat; aber auf der andern Seite dürfte doch wol für die Sache — nicht aber für die Personen, welche die Revolution gemacht haben, oder für den revolutionnären Weg, auf welchem die Verdröpfung ertrug ward —, d. h. für die Aemnung beider Staaten, geltend gemacht werden, daß die Verbindung und das Zusammenhalten derselben in einem Reiche eine fast unaussprechbare Aufgabe für die Staatskunst sein mußte. Für diese verwickelten Verhältnisse war nicht leicht ein besserer Mann als König Wilhelm zu finden; aber die Kraft des Einzelnen reichte doch nicht aus, um zu einigen, was so viele Jahrhunderte getrennt hatten. Neuerdings hat Voebell in seinen „Beliebtheiten aus Belgien“ diesem Gegenstande eine besondere, im Tone ruhiger Betrachtung geschriebene Berücksichtigung gewidmet; vielleicht macht Hr. Münch späterhin dieselbe zum Gegenstande seiner Prüfung. In dieses Bormort schließt sich nun die Biographie des Königs selbst. Hr. Münch schildert dessen Erziehung und Theilnahme an den Revolutionen bis zur Flucht nach England 1795, dann das Leben als Privatmann, die Erwerbung und Bewirthschaftung der polnischen Familienluther, endlich die Regierung des Fürstenthums Fulda, wo binnen noch nicht ganz vier Jahren Großes und Ruhmwürdiges geleistet wurde. Die entschieden ausgesprochene Abneigung, sich dem Rheinbunde anzuschließen, brachte den Fürsten um sein Land; Napoleon's Willen gegen ihn war unsieglich, und so blieb der Fürst auf seine polnischen Besitzthümer beschränkt, während er zu Berlin als einfacher Privatmann seine Wohnung aufschlug, bis „der alte Glückseligen des oranschen Hauses an demselben Himmel neu aufging, wo er zuerst erschienen war“. Im letzten Abschnitt lesen wir die sehr anziehende Schilderung der Persönlichkeit König Wilhelm's. Er steht damals im 66. Lebensjahre; seine Gesichtsbildung ist eine Mischung von Ehrwürdigkeit und Lebenswürdigkeit, seine Lebensweise ist ungemein einfach. Die Arbeit fällt den größten Theil des Morgens und wird oft bis in die Nacht hinein fortgesetzt; ein frugales Mahl, ein Spaziergang, meist im Familienkreise, treten für ein paar Stunden zwischen die Geschäfte. Jede Mittwoch ist eine öffentliche Audienz, zu der Jedermann ohne die geringste Schwierigkeit sich einschreiben lassen kann und Zutritt erhält. Der klare Blick, der gesunde

*) Vgl. Nr. 279 d. Bl. f. 1836.

bens in ihrer rohen Pracht widerspiegeln. Sollten die Herren Herausgeber sich bewacht fühlen, ihr verdienstliches Unternehmen fortzusetzen, so werden sie wol nicht ansehen, festzusetzen mit etwas mehr Kritik ihre Mittheilungen zu wählen. 55.

Wie ist Armut in den deutschen Staaten zu verstehen und dagegen allgemeiner Wohlstand zu verbreiten, trotz aller Einwandungen? Nach vorangehenden allgemeinen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Menschen in Europa, mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland. Quedlinburg, Basse. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Schade um das Papier und die Druckerschwärze! Nach der Einführung in der Vorrede, wie es nicht genug sei, „für einen wählenden Adel die Mittel zur Erhaltung zu kennen und anzuwenden, sondern daß es besser sein müsse, wirkliche Mittel zu vertheilen und die Quellen dazu im Entstehen zu verkörpern“, sollte man glauben, nichts weniger zu finden als die Entdeckung dieser; nicht dieser Quellen und dazu einen Nachweis hinführenden Vortheile tüchtiger Verkörperungsmittel. Aber was findet man? Wirkliche Schmähden auf die Maschinen, „diese Ungeräthe der menschlichen Erfindung“, und auf die Engländer, daß sie uns in der Industrie vorangegangen sind und mit ihren Maschinen und bessern Werkzeugen unsere Märkte überschwemmt haben; und auf die Deutschen selbst, daß sie dieselben gekauft und gebraucht und nicht Alles, was sie brauchen, bei sich selbst erzeugt und gefertigt haben. Dagegen soll nun das Beispiel Marie Theresens in ihrem Patente von 1749: „Idee kais. Majest. Majestät sind nach der preiswürdigsten Vorsicht, so Wirtschaftselben zu Unterstüz- und Emporhebung ihrer Manufacturen tragen, allermildest geneigt, allen Denen besondere Gnaden und Vortheile mittel angebreiten zu lassen, welche dergleichen nutzbare Fabrikarbeiten in denen Erblanden einzuführen gedenken und sich dergleichen bei dem Generalcommercien-directorio anbeugen werden“, neuerdings zum Anhalt dienen, alles Reich und Arbeit abzuheben, indem die Regierungen und die Nation zusammenzutreten sollen, die Fabriken und Manufacturen, „aber bei Leibe keine Maschinen“ (auch wol keine Werkzeuge, damit recht viele Finger ge- und verbraucht werden), in Deutschland so zu mehren, daß in jeder Stadt wenigstens eine bestehen müßte, und dies hauptsächlich durch Einrichtung von Kunstgesellschaften, denen der Reich- bei gänzlichen Conjunctionen (für die er aber nicht Bürgschaft leistet), und „wann erst die Maschinen sich selbst werden aufspinnen müssen“, eine ebenso sichere Vergütung ihrer Einlagen verspricht, als wenn sie in der Bank von England niedergelegt worden wären. Dabei ist nicht ohne Humor. Überall humoristisch. Wie wir die Quintessenz seiner Unbedachtsamkeiten zur beliebigen Benützung unserer Leser ausgezogen, so liefern wir ihnen schließlich auch zu ihrer Ergebung einen Imbiß von den Witzeln der Schrift. „Was für eine Art Apfel doch der Wundenapfel gewesen sein mag! Wir haben Naturforscher und Forscher aller Art; aber keiner hat uns davon Auskunft gegeben, ob es ein Borsdöcker, oder Meinetz 2c. gewesen, welcher bewirkte, daß das erste Menschenpaar am Infamia aus dem Paradiese verjagt wurde.“ 65.

Literarische Notiz.

Das „Deutsche Taschenbuch auf das Jahr 1836“, herausgegeben von Karl Wagner, enthält, unter dem Titel: „Landwirtschaftliche Aehrenlese“ eine sehr interessante Beschreibung einer Fußwanderung über Leipzig, durchs Gaaletthal und namentlich durch Thüringen von W. Alexis. Hier dazu nur fol-

gende zwei Bemerkungen. 1) Heißt es S. 69, es ständen sich links vom Wege von Rügen nach Weissenfels Gehweggräben; 2) S. 70, Müllner's Grab auf dem Kirchhof am letzten Orte sei ohne Denkmal und schwer zu finden, und 3) S. 91, Schiller habe in der Nähe von Rudolstadt (wo er sich bekanntlich längere Zeit aufhielt und seine nachherige Gattin kennen lernte) seinen „Spaziergang“ geübt, der von der Pflanzung wahrig gefeiert worden sei, indem man in eine Platte auf dem höchsten Gipfel eines Felsens, zu welchem ein vorzüglichener Steigefuß führe, die bedeutungsvollen Schlussworte des Gedichtes eingemeißelt habe. Ad 1) ist uns nur bekannt, daß dergleichen Gräber rechts vom gedachten Wege, nach Merzbach zu, sich befinden; ad 2) soll Müllner's Grab wenigstens mit seinem Namen, wenn auch nicht mit einem Denkmal bezeichnet sein, und ad 3) soll Schiller jenes Gedicht während seiner Inhaftation in Wehlis bei Leipzig 1785 gedichtet haben, wenigstens es in der Gotta'schen Ausgabe der Schiller'schen Werke mit der Jahrzahl: 1795 bezeichnet ist, dagegen er auch schon vor 1790 seine Gattin heimführte. 25.

Miscellen.

Correspondenz mit der Jungfrau Maria.

Die Markgräfin von Rothen (Regierung Ludwig XVI.) war äußerst abergläubig und unterhielt eine Correspondenz mit der heiligen Jungfrau, an welche sie die Briefe auf den Handschlag legte. Ihr Almasenier nahm diese weg und practische die Antworten dahin. Der Styl derselben war aber der, „gleich vor Stolz fast verrückten Dame, die an der Echtheit der Briefe doch nie zweifelte, zuweilen so familiar. „Ma chère maréchale, et à la troisième ligne!“ rief sie verdrießlich: „il faut convenir que le formulaire est un peu familier de la part d'une petite bourgeoise de Nazareth. Cependant“, fuhr sie dann fort, „il ne faut pas être exigeant avec la mère de notre sauveur; et du reste, il est à considérer que le mari de la Vierge était de la race royale de David.“ Dies tröstete sie. Ich entnehme diese Anekdote aus den sehr interessanten „Souvenirs de la marquise de Créquy“, welche überhaupt das Beste Bild von dem ganz verrückten Absolutismus geben, der in der bezeichneten Zeit die alten Familien Frankreichs beherrschte. Sie sahen ebenso wegwachsend auf den Reichen Adel herab als dieser seinerseits auf die rotture; und indem sie die Privilegien der Krone mit geblühtem Auge betrachteten, der kleinere Adel sie und die rotture diesen beneidete und zu fügen suchte, so geschah es zuletzt, daß im Sturz der Revolution diese Stufen der Gesellschaft sämmtlich untergingen und die greulichste Diktatur über der so entstandenen Masse schwebte wie einst der Geist (aber diesmal ein unheimlicher Geist) über dem Chaos.

Bonaparte's Uhr.

Im Memorial von St. Helena sagt Bonaparte: „Au bout de l'assaut aux Tuileries, le 10 août, je courus au Carroussel chez Faurelet, frère de Bourrienne, qui y tenait un magasin de meubles.“ Diese Anführung ist nicht ganz richtig; es war kein Meublemagazin, sondern ein Spielhaus, und Bonaparte, der sich damals oft in der äußersten Selbsterlegenheit befand, hatte dort seine Uhr verlegt.

Casconade.

Ein Casconegner hatte ein Sonett auf den Tod des tapfern Herzogs von Montmorency versertigt, an dessen Schluß es hieß: La Parque le prit par derrière N'osant le prendre par devant. Wegen dieses Einsall des Casconegners sind unsere heutigen Lobhudeleien doch nur Kleinigkeiten. 45.

Sonnabend,

Nr. 83.

24. März 1838.

Zur Geschichte des griechischen Freiheitskampfes.

Nach einem längern Stillstande auf dem Felde der Geschichtschreibung des hellenischen Freiheitskampfes ist neuerdings wieder ein Werk erschienen, das in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit verdient und wirklich erregt hat. Wir meinen die

„Υπομνήματα περί τῆς ἐπαναστάσεως τῆς Ἑλλάδος, ἀπὸ τοῦ 1820 μέχρι τοῦ 1823, συγγράμματα παρὰ τοῦ μητροπολίτου Ἱ. Πατριῶν Γερμανοῦ u. s. w.“ (Memorien über den Aufstand Griechenlands, von 1820 — 23, von Germanos, Erzbischof von Patras. Herausgegeben von Kallinikos Kastorchis, Rector der Schule zu Kalamá.) Athen 1837.

Die „Prolegomena“ von Johann Philemon, dem Verf. des „Versuchs über die Hetärie“ (Δοκίμιον περὶ τῆς ἡτῆρας ἐταιρίας), geben, wenngleich in einer auf Stelzen gehenden, stolpernden und ungleichen Sprache, dankenswerthe Aufschlüsse über das Leben des verstorbenen Erzbischofs Germanos und über seine nähern Verhältnisse zu seiner Zeit und namentlich zur griechischen Revolution, zu deren frühzeitigem Ausbruche er so wesentlich beigetragen. Aber diese „Prolegomena“ haben noch eine andere bemerkenswerthe Seite als ein Zeichen der Zeit in Bezug auf das gegenwärtige Politik Griechenlands, oder richtiger, in Bezug auf die von einer gewissen Partei an dieselben geknüpften Hoffnungen. Herr Philemon, bekannt als ein warmer Anhänger der sogenannten russisch-kapodistrianischen Faction, schüttet gelegentlich in dieser Vorrede Lobreden über Rußland und russische Leute und Geister gegen England *) aus, und bemerkt naiv dazu, als er vor einigen Jahren die Geschichte der Hetärie geschrieben, habe er Äußerungen dieser Art noch nicht für zeitgemäß gehalten. Doch wenden wir uns zu einer kurzen Übersicht des geschichtlichen Inhalts.

*) Wir sagen Geister; denn Hr. Philemon sucht sogar (S. 85) das Andenken des Commodore der englischen Flottendivision in den Jahren 1823—27, des Capitains Hamilton, zu verächtlichen, während die hier gewiß urtheilsfähigen griechischen Seeleute sich mit Dankbarkeit der Theilnahme erinnern, die er immer für sie gezeigt, und der vielen nützlichen Rinde und Nachrichten, die er ihnen oft über die Bewegungen der griechischen Flotte gegeben. Der kaiserliche Gesandte, Lord Byron, General Gordon werden in den „Prolegomenen“ wohlwollend gar nicht erwähnt.

Germanos wurde geboren um 1777 in Dimargoma in Arkadien und erhielt seine erste Bildung in der dortigen Schule, die vor der Revolution die beste im Peloponnes war. Später wurde er Diakonus des Erzbischofs von Nauplia, ging dann nach Konstantinopel, erhielt hier die Würde eines Archidiaconus des Metropolitans von Sykkos und wurde schon in seinem beinahezwanzigsten Jahre von der heil. Synode als Statthalter nach dem Peloponnes gesandt. Im J. 1806, erst 29 Jahr alt, wurde er schon Erzbischof von Patras, welche hohe Würde er bis an seinen, 1827 in Nauplia erfolgten Tod bekleidete. In diesem Amte erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen der Eingewohnten seiner Diocese und genoß im ganzen Peloponnes hohe Achtung und bedeutenden Einfluß, vorzüglich durch seine vielen und engen Verbindungen mit den damaligen Primaten und Nachhabern (ἀρχιερεῖς, ἀποστολῆς) der Halbinsel. Dennoch war er, obgleich er sich von 1815—18 in Konstantinopel aufhielt, noch nicht in die Hetärie eingeweiht, als er nach seiner Rückkehr in den Peloponnes einen Brief von A. Mavrocordatos aus Pisa erhielt, der in dunkeln und für den Empfänger räthselhaften Ausdrücken auf eine glückliche Zukunft des Vaterlandes hindeutete und ihm vielen Stoff zum Nachdenken gab. Nicht lange darauf trug es sich zu, daß ein Apostel der Hetärie, Anton Pelopidas, nach Patras kam, um den dortigen Vorstand der bürgerlich-demokratischen Partei, Andreas Kalamogartas, in die Hetärie aufzunehmen und ihn dadurch namentlich zu bewegen, von der Opposition gegen die Magnaten *) der Provinz (die ἀρχιερεῖς oder ἐπίσκοποι) abzustehen, auf deren künftiges Mitwirken die Hetärie vorzüglich rechnete. Kalamogartas ließ den unvorsichtigen Apostel seine Geheimnisse vortragen; als es aber bis an den sogenannten großen Eid kam, weigerte er sich ganz fest, diesen zu leisten. Pelopidas, bestürzt und Verrath befürchtend, nahm seine Zuflucht zu dem Erzbis-

*) Diese Primaten waren und sind bis heute, wenn auch nicht gesetzlich anerkannt, der wahre Stachel des Landes. Sie benutzten ihr Verhältniß zu den Türken, als Vorsther (ἀρχιερεῖς) ihrer Diocesen, nicht selten zu Verdrückung des Volkes. Daher bildeten sich namentlich in den Städten, wo es in den kleinen Handelsleuten und den wohlhabenden Handwerklern einen Mittelstand gab, demokratische Gegenparteien, und solche Volkstribunen waren z. B. Kalamogartas in Patras und Spyridas in Athen.

schofe Germanos und weihte diesen ein, um durch ihn den Kalamogdartes zum Schweigen zu bringen. So erhielt Germanos unverhofft den Schlüssel zu jenem räthselhaften Schreiben von Mavrokordatos; er ging mit Eifer in die Sache ein und widmete von jetzt an all sein Thun und Denken der Befreiung des Vaterlandes. Kalamogdartes wurde beschwichtigt, und von dem Erzbischofe unterstützt und empfohlen, nahm Pelopidas auch die vornehmsten Primaten von Achaja, wie Andreas Zaimis und Andreas Kontos, und mehrere Bischöfe des Peloponneses in die Hetairie auf.

Die Erzählung des Antheils, welchen nach Philemon's Darstellung Germanos daran genommen, den Ali Pascha, der die Existenz der Hetairie in Erfahrung gebracht hatte, über die eigentlichen Hebel derselben zu täuschen, indem man für ihn die Hoffnung auf russischen Beistand durchblicken ließ, und den übrigen, obwohl beachtungswerthen Inhalt der „Prolegomena“ enthalten wir uns ins Kurze zu ziehen, um noch Raum zur Besprechung der Memoiren selbst und zur Mittheilung einiger Auszüge aus denselben zu behalten. Hier heben wir in Bezug auf die Lebensumstände des Verfassers der Memoiren nur dies aus, daß er unter den 1824 nach Italien abgeschickten Gesandten war und, 1825 in den Peloponnes zurückgekehrt, nach zwei Jahren in Nauplia sein thätiges Leben beschloß.

Die Memoiren selbst nun fangen nach einigen kurzen Bemerkungen über die Lage Griechenlands in den nächstvorhergehenden Generationen und über die Bildung und Ausdehnung der Hetairie mit den Begebenheiten des J. 1820 an. Um den Monat Februar des genannten Jahres wurden die peloponnesischen Hetaristen durch Briefe von der geheimnißvollen Oberbehörde (*ἀρχή*) der Gesellschaft aufgefordert, die Geldbeiträge, zu denen sie sich anheißig gemacht, nach Konstantinopel einzusenden. Germanos widerzettelte dies, und man beschloß, die Einsetzung einer besondern Ephorie für den Peloponnes zu verlangen. Der mit diesen Briefen abgesandte Johann Paparigopulos, jetzt russischer Consul in Athen, durchzog (nach den „Proleg.“ S. 16—18) Konstantinopel, Moskau, Petersburg, ohne die nirgend existierende Oberbehörde zu finden; in Odeffa aber fand er den Alexander Hipsilantis, und nachdem er von diesem über den wahren Zusammenhang der Dinge verständigt worden war, die schon zu weit gediehen waren, um wieder rückgängig werden zu können, fand man am gerathensten, auf der einmal betretenen Bahn fortzuschreiten. Paparigopulos kehrte daher mit mehreren Schreiben von der vermeinten Oberbehörde in den Peloponnes zurück, durch welche Alexander Hipsilantis zum bevollmächtigten Agenten (*γεωργός ἀντιπροσώπου εντροπίας*) der Oberbehörde erklärt, für den Peloponnes aber die gewünschten Ephoren ernannt wurden, unter welchen auch Germanos von Patras. Ohne diesen ledigen Betrug von Hipsilantis und die bereitwillige Mitwirkung von Paparigopulos wäre die griechische Revolution vielleicht nicht zu Stande gekommen. Diesen Aufschluß aber geben nur die „Prolegomena“; Germanos erzählt in seinen Memoi-

ren nur das Factische und scheint die heilsame Täuschung mit in sein Grab genommen zu haben.

Inzwischen hatte die Pforte schon allerlei Winke erhalten und sandte den Churschid Pascha in den Peloponnes mit dem Auftrage, die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther genau und aufmerksam zu beobachten. Glücklicherweise untersuchte dieser Pascha die Dinge, nach dem Ausdrücke des Verf., nur mit türkischen Augen (*με ὀμμα Ὀθωμανικόν*) und sandte beruhigende Berichte nach Konstantinopel. Die Pforte beharrte inzwischen in ihrem Argwohn. *) Churschid Pascha ward zum Oberbefehlshaber gegen Ali-Pascha ernannt und sein Nachfolger im Peloponnes, Mehmet Pascha, freilich ebendahin beordert, allein mit dem Auftrage, in seiner Provinz einen zuverlässigen Stellvertreter zu hinterlassen, der unter einem schickslichen Vorwande die Bischöfe und Primaten in Tripolizza versammelt halten und bei dem geringsten Verdachte tödten lassen sollte, um das Volk seiner Häupter und Anführer zu berauben. Hierauf verließen die beiden Paschas zu Anfang 1821 den Peloponnes.

Während Germanos und die übrigen eingeweihten Primaten des Peloponneses nun bemüht waren, jeden Argwohn der Türken vor der Hand zu beschwichtigen, landete auf Speghä der bekannte Priester Gregorios Flessas, genannt Dikaios, und ging von dort in den Peloponnes, mit Briefen von A. Hipsilantis, die unter den übertriebensten Botspiegelungen zum baldigen Losschlagen ermahnten. Große Aufregung verbreitete sich unter dem Volke, und in einer geheimen Versammlung der Ephorie in Argion (Vostizza) wurden zwar besonnene Worte gesprochen, allein die Sache ließ sich nicht mehr aufhalten. Der Kaimakam (Statthalter) des Pascha zog aus Nordgriechenland einige Verstärkungen an sich und berief dann die Magnaten und Bischöfe zu einer Zusammenkunft nach Tripolizza. Fast Alle folgten dem Rufe, da man vorher keine Zeit gefunden hatte, sich über das zu besorgende Benehmen zu verständigen; selbst der Mantatenfürst D. Mavromichalis schickte seinen Sohn Anastasios **), was die Türken wieder auf einige Tage beruhigte. Nur Germanos und die Primaten von Kalavryta, Vostizza und Patras, als die am tiefsten Eingeweihten, blieben aus. Die artige Erzählung der verschiedenen Vorwände, mit welchen sie ihr Ausbleiben beschönigten, stimmt ganz mit Demjenigen überein, was Ref. öfter mündlich von andern Augenzeugen gehört hat.

*) Um diese Zeit nämlich war es, wo durch die Aufhebung zweier Apostel, des Ariftides in Serbien und des Hippantos in Macevonien, dem Divan Papiere in die Hände fielen, die über die Existenz der Hetairie und ihre Pläne Aufschluß gaben. Dazu kamen auch noch freiwillige Beräthter; allein zur Ehre der Griechen muß man sich nur wundern, daß unter solchen Verhältnissen der Beräthter nicht mehrere waren.

**) Den jetzigen Staatsrath A. Mavromichalis. Ref. entsinnt sich, aus dem Munde des alten Bei öfter gehört zu haben, daß er die Abfindung dieses Sohnes, damals seines jüngsten unter den Erwachsenen (denn Demetrios war noch ein Kind), als ein dem Vaterlande gebrachtes Opfer betrachtete. Allein der kräftige Jüngling überlebte die Gefangenschaft in Tripolizza.

So vertrieben die ersten Wochen des März. Inzwischen ließ das aufgeregte Volk sich nicht mehr zügeln, und während der zweiten Dekade des März wurden im Bezirk von Kalawryta die ersten Gewaltthaten an verschiedenen Leuten verübt. Auf die Nachricht davon wurden die schon im Zeipoligo versammelten griechischen Primaten ins Gefängnis geworfen, in Patras aber fingen die Türken an, ihre Familien auf das Schloß in Sicherheit zu bringen und legten schon am 21. März die Häuser eines der Patriarchen in Asche.^{*)} Jetzt eilten aber auch Germanos und die Primaten von Achaja mit hüllen Prethausen aus dem Geleise der Stadt zu Hüfte und schloffen die Thüren in der Stadt an, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich in wenigen Tagen der Aufruhr durch alle Thäler des Peloponnes und erreichte in den ersten Wochen des April auch die Inseln und das Festland.

(Der Aufsatz folgt.)

Schriften über Goethe.

Goethe als Dramatiker. Von H. Dünker. Leipzig, Engelmann. 1887. Gr. 12. 1 Theil. 12 Sz.

Wenn Hr. Dünker in der Vorrede zu dieser Schrift sagt: „Jedes Deutschen heilige Pflicht ist es, so viel an ihm ist, für das bessere Verständnis Goethe's zu wirken“, so setzen wir gleich von vorn herein, wie hoch derselbe diesen Dichter stellt, wie er ihn als die geistige Sonne ansieht, bestimmt, Licht und Leben über sein Vaterland zu verbreiten, für den Quell, aus dem Geist und Wissen, wie das Zeitalter deren bedarf, zu schöpfen ist. In der That ist Goethe den wenigen Zeitgenossen zu vergleichen, welche die wichtigsten Interessen ihrer Zeit umfassen, dieselben beleuchten, das Wesentliche derselben klar ausgesprochen und in bezaubernder Sprache und mit höchstlicher Phantasie, die allgemeinere wirkt als des Philosophen systematische Ausführungen, dargestellt haben, und in Hinsicht auf den Umfang des Beleuchteten, auf das Eingehen in die eigentlich menschlichen Interessen müssen wir ihn höher stellen als selbst einen Homer, Dante oder Shakespeare. Wenn wir daher Goethe's einen scharfen, durchdringenden Blick in das menschliche Wesen und Geschick zugeschnitten — und wie sollten wir nicht? — und das Wort: „jedes Deutschen“, wie in der gleich anzuführenden Stelle des „allgemein“ nicht zu sehr hervorheben, so können wir Hr. D. Recht geben und müssen in den Wunsch desselben einstimmen: „Möchte die Zeit nicht mehr fern sein, wo das Kampfen gegen Goethe in seine Richtigkeit und Abgeschmacktheit allgemein anerkannt werde!“ Denn es ist hier das Wort des großen Mannes zu beherzigen, das er, und gewiss mit Grund, vertraulich gegen einen Hausfreund ausspricht: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer davon denkt und dafür strebt, ist im Irrthum.“ (S. 324.) So dürfte es nicht immer gerathen sein, daß viele sich bemühen, die Schriften Goethe's verständlich, d. h. populär zu machen. Dies würde eher Mißverständnisse erzeugen. In der Menge laugt die Begeisterung mit des Dichters Werken gewiß nicht; haben wir es doch erlebt, daß eine ganze Schaar selbst von nicht gemeinen Köpfen mit dem Goethe'schen Geiste, den sie sich aneignet zu

haben wußte, nicht zu eigenem und Anderer Heil wirthschaftete. Aber Dank verdienen die Einzelnen, denen eigen Kraft und Geist und Luste verleiht, ein Studium aus dem großen Dichter zu machen, wenn sie die Ergebnisse desselben den immer auch nur Wenigen mittheilen, die für Goethe's Geist und Kunst empfänglich sind und auch das Höchste seiner Lehren und Ansichten zu würdigen wissen.

Hr. D. hat sich schon früher durch seine über den „Faust“ als begeisterten und denkenden Dichters Land gegeben.“ In dem Gedanken, meine Schilderung desselben erst dann erfolgen zu lassen in seinen verschiedenen Beziehungen, als Dramatiker und Romaniker, gewürdigt sei, in dem vorliegenden Werke, ihn als Dramatiker abzutheilen, daß das Bekannte, was Goethe Drama sei (i. das Bismarck). Gewiß that Goethe in dieser Hinsicht mit Einsicht und Besinnung; aber zu einer allgemeinen Schilderung des Dichters würden wir einen anderen sehr richtig bemerkt dieser irgendwo, daß, um beurtheilen, man auf derlei, auf den Stoff, die Form, Rücksicht nehmen müsse. Dasselbe ist Dichter sagen; und da die Form ohne Inhalt das ist und die die Wirklichkeit in sich tragen muß Stoff, ohne Gehalt aber jene nichtig, so möchte sein, worauf man bei Beurtheilung eines Dichters der Gehalt aber ist derselbe in allen Dichtungen. Niemand, daß er Goethe verstehen werde, wenn sein Ansicht von der Natur erforscht hat, wie Mensch der verwandt ist, ohne dem Geiste nach eine Opposition gegen sie zu bilden, wie ein Theil der Theologen antwortet — zu forschen, die sich zum Bewundern früh in Goethe ausbildeten und denen er sein Leben hindurch treu blieb —; wenn er nicht derselben Gedanken von Gott, Vaterland, Erziehung, Bildung, Ständen, Staat, kurz von Allem, was dem Menschen kommt und zu dem Wesen macht, das wir auf Erden handeln, denken, leiden sehen, sich aneignet hat. Erst wo eine solche Einsicht in Goethe's Wesen vorhanden ist, wird sich auf ihr wie auf einem festen Fundamente ein Gebäude errichten lassen, das die Kunst des Dichters in ihrer verschiedenen Manifestationen mit Sicherheit darstellt.

Es ist merkwürdig, welche Masse von Ansichten und Gedanken über Goethe sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Schlegel und verwandte Geister Aufschluß für den Dichter machten, verbreitet hat. Viele Männer haben ohne Frage einen wohlthätigen Einfluß gegeben. Wenn die auf Goethe nur von wenigen Geist, und Gemüthslosen genossen wurde — das Werthe: Fichte muß hier unerschütterlich bleiben —, so haben sie wie durch einen elektrischen Funken die ganze empfindliche Jugend für den Dichter entzündet. Aber ihre Wirkung ist in eine für Ideen und Ansichten durch die herrschende Philosophie empfänglich gemachte Zeit; es mischten sich politische, ebenfalls durch die Zeit angeregte und besonders religiöse Ansichten stimmungsvoller Art ein; eine Verwirrung entstand in den jugendlichen Köpfen, und selbst die Köpfe blieben nicht frei von dieser Verwirrung. Es wäre daher wohl in der Ordnung, wenn jetzt von einem echten Kritiker die mannichfaltigen Ansichten, wie sich dieselben im Verlauf der letzten vier oder fünf Decennien ausgesprochen, gesondert, das Bruchstück in ihnen ausgeschieden und dargestellt und vor Allem in Bezug auf Goethe geprüft würde, wie das Thymische, was jene Männer aufgestellt, sich an der Praxis des Lebens und durch dieselbe bewährt habe. Wenn Hr. D. ein ähnlicher Gedanke vorgetragen hat, indem er Ansichten, Gedanken und Ideen der Ästhetiker mit den Goethe'schen zusammenstellt, dann Werke des Dichters beurtheilt, so müssen wir doch anerkennen, daß die Arbeit, in der dieses geschieht, nicht die richtige sei, daß sie jene Wer-

^{*)} Für die Freunde seiner chronologischen Daten bemerken wir, daß jene Verfall im Bezirk von Kalawryta schon am 18. und 19. März stattfanden. Man könnte also von ihnen den Anfang des griechischen Aufstandes datiren, wenn man nicht überzugeschritten wäret, den 25. März (5. April) dafür festzusetzen.

wirkung, statt dieselbe zu lösen, eher bestärkt. So finden wir S. 19 fg. Gedanken über das Tragische von A. W. Schlegel, Ulrich, Schiller, Schövern, F. Schlegel, Jean Paul, Böhm durch Stellen aus den Werken dieser Schriftsteller mitgetheilt, ohne daß diese mannichfaltigen Ansichten einer Prüfung unterworfen würden. Denselben Mangel empfinden wir, wo von einzelnen Werken des Dichters die Rede ist; wie denn S. 99 fg. Urtabelle über „Edg von Verlichingen“ von Goethe selbst, von Esling und dessen Bruder, von Mundt, A. W. Schlegel, von dem Verf. der Schrift: „Goethe und sein Jahrhundert“, und von einem Recensenten im „Globe“ bunt durcheinander gemischt sind. Dieses durch das ganze Werk hindurch beobachtete Verfahren gibt demselben etwas Buntfarbiges, Verwirrendes. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, der Verfasser sei seines Gegenstandes nicht recht Meister gewesen; man wird zum Nachdenken wol angeregt, aber man wird in demselben unaussprechlich gestört.

Das Werk zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) „Wesen des Dramas. Goethe's betreffende Ansichten.“ 2) „Goethe und Schiller als Dramatiker.“ 3) „Goethe's dramatische Laufbahn, in sechs Perioden abgetheilt.“ 4) „Goethe und die Griechen.“ 5) „Goethe's Iphigenia, verglichen mit den Euripideischen und Gluck'schen.“ Im ersten Abschnitte stoßen wir gleich im Anfange auf die Bemerkung, daß in der Poesie sich die Dreitheilung des Amuthigen, Erhabenen und Schönen bemerkbar lasse, wovon das erstere dem Epos, das zweite der Lyrik, das letzte dem Drama zufalle. Rec. gibt gern zu, daß die „Odysssee“ und „Hermann und Dorothea“ anmuthig, das Pindearische erhaben, das Sophokles' „Antigone“ schön sei, ja daß wenigstens die ersten beiden jener Eigenschaften in vorzüglichem Grade der Dichtungsgattung zukommen, der sie zugetheilt sind; aber nimmermehr würde er in einer Theorie solchen spielenden Ansichten Raum geben, die doch nur halb wahr und von Stoffartialem nicht frei sind. Gibt es etwas Erhabeneres als den Achilles, der, seinen Zorn fahren lassend, sich aufmacht, den Patroklos zu rächen? Gehört nicht die das zartere Gemüth in Anspruch nehmende Aegle zur Lyrik? Und wird man den schweligen Begriff des Schönen nicht noch schwieriger machen, wenn man ihn einer Dichtungsart in vorzüglichem Grade zugetheilt? Wichtiger wäre eine Darstellung gewesen, wie bei den Griechen Epos, Lyrik und Drama nacheinander entstanden und sich bildeten. Dies bleibt dem Betrachter der Kunst immer ein hohes Wunder, wieviel es zugleich die wahre Natur ist. Hr. D. hat es, wie wir aus einzelnen Andeutungen sehen, wol erkannt, aber nicht ausgesprochen.

Nichtig hat er dagegen (S. 25) bemerkt, auf wie falschem Wege die waren, welche wähten, daß in der Tragödie der Held zum Schluß als Opfer fallen müsse. Doch beschränkt es, daß er, der so viele Kritiker als Zeugen anruft, hier Solger's nicht gedenkt, der in seiner bekannten Recension des Schlegel'schen „Vorlesungen über dramatische Kunst“ so trefflich über diesen Irrthum spricht. Gute, zu weiterm Forschen anregende Bemerkungen sind im Folgenden über das Verhältniß der Komödie zur Tragödie gemacht.

Erfreulich ist die aufmunternde Weise, mit der der Verf. im zweiten Abschnitt über Schiller im Verhältniß zu Goethe spricht, um so erfreulicher, da, trotz dem Vorrang des Letzteren, der ohne die achteste Anerkennung von seinem Freunde sprach, die Beurtheiler Goethe's ihre Berechnung so oft durch eine Geringschätzung Schiller's zu betheiligen suchten. Im Allgemeinen wird auch wahr über den Unterschied zwischen beiden Dichtern gesprochen. Wie aber konnte Hr. D. (S. 62) sagen: „Schiller's Jungfrau von Orléans, Iphigenia, Beatrice tragen ganz individuelle Charakterzüge an sich“? Gewiß sind diese weiblichen Wesen verschieden; aber in einem Hauptpunkte sind sie sich gleich, und dieser Punkt eben ist es, der Goethe in dieser Hinsicht zu dem größern Dichter macht. Seine Weiber

sind idealisirt, aber wir haben in ihnen die eigentümliche Wahrheit der Natur; wogegen Schiller dieselben nach einem Vorbilde, das keine Phantasie geschaffen, idealisirt. Und wenn von individuellen Charakterzügen die Rede sein soll, wie weit mehr und individueller unterscheiden sich Gretchen, Klärchen, Wagnon, Natalie als Iphigenia, Beatrice, die Jungfrau und Amata? Dieses Urtheil bestimmt um so mehr, da später Hr. Dünker den Marquis de Fosa und Edmont so trefflich gegeneinander zu wärdigen weiß.

(Der Beschuß folgt.)

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt:

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 29ter Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 14ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. J. G. Meier und E. F. Römig. 9ter Theil.

Von den reichhaltigen Artikeln dieser neuen Bände nenne ich nur in der ersten Section: Nachträge. Dacia von Becker; Dacier von Jacob; Dänische Literatur und Sprache von Rudelbach; Dann von v. Stramberg; Declamation von Flemming; Differenz, Differentialrechnung u. s. w. von Garlz; Diplomatische Chronologie, Formelkunde u. s. w. von Bernhard; Diatoma von Creplin; ferner: Ebbe und Flut von Kämbs; Ebbekastorp von Wachter; Ebel von Escher; Eder von Wachter.

Aus der zweiten Section: Jacobiner von Röse; Jacob von Flügel; Jagd von Pfeil und Emminghaus; Jagellonen von v. Stramberg; Jahja von Schmidt; Jahr von Stern; Jamaica von Klackn; Janitscharen von Flügel; Jansenismus von Lange; Jaroslau von Wachter; Jazyger von Gamauf.

Aus der dritten Section: Pacht von v. Madai und Fischer; Padua von Schreiner; Pädagogik von Niemeyer; Päderastie von Meier; Päonien von Droysen; Pätus von Haase; Paläographie von Geseinus; Palästina von Ködiger; Palästrik von Haase u. s. w.

Den Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckpapier 8 Thlr. 20 Gr., auf Reinspapier 6 Thlr. Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch eines Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen und bemerke noch, daß alle Auflagen so getroffen sind, daß die Fortsetzung regelmäßig erscheinen kann.

Leipzig, im März 1838.

J. A. Brockhaus.

zur Geschichte des griechischen Freiheitskampfes.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Der erste Theil der Memoiren verbreitet sich nun mit ziemlichem Umständlichkeit theils über die verschiedenen Phasen der langwierigen und erfolglosen Belagerung von Patras, theils über die Belagerung und successive Einnahme der verschiedenen andern festen Plätze des Peloponneses; indeß ist es weit weniger die Erzählung dieser an sich ziemlich unbedeutenden und nur in ihren Folgen wichtigen kriegerischen Ereignisse von der Hand eines streitbaren Bischofs, die ihr vornehmstes Interesse bildet, als vielmehr die innere politische Geschichte der Revolution in der Schilderung der gegenseitigen Eifersucht und des unablässigen Ringens der beiden großen Factionen der Primaten oder Civilisten (ἀρχαῖοι, πολιτικοί) und der Kapitanen oder Militärs (καπεταναῖοι, ἐνλαρχηνοί), welche hier zuerst ziemlich gut und relativ vollständig dargelegt ist. Der Verf. gehört freilich von vorn herein als Civilist und vermöge seiner obenberührten engen und innigen Verbindung mit den mächtigsten Primaten zu der ersten Faction und ist nicht immer von einiger Parteilichkeit freizusprechen. Dieser Zwiespalt aber der Civilisten und Militärs, der sich durch die ganze griechische Revolution zieht und die Veranlassung zu den meisten der epischen Bürgerkriege gab, fing schon früh an sich kund zu thun. Vor der Revolution war die ganze Landesverwaltung in den Händen der Primaten, und sie besaßen in den Provinzen, deren anerkannte Vertreter sie den Türken gegenüber waren, allen Einfluß; die Kleptenhäuptlinge aber waren im Peloponnes fast ganz ausgerottet, oder doch in eine höchst untergeordnete Stellung zurückgedrängt, wie Kolokotronis, Nikitas und die Familie der Primitzides; und selbst im eigentlichen Hellas waren außer Dyffers nur noch drei oder vier namhafte Waffenhäuptlinge. Daher gingen im Peloponnes die Anfänge der Revolution fast lediglich von den Primaten aus, welche — nicht vorher überlegt hatten, daß da, wo es darauf ankomme, die eigne Haut furchtlos zu Markte zu tragen, die alten Kleptensöhne ihnen, den an Wohlleben gewohnten Junkern, bald den Rang ablaufen würden. Kaum vergingen einige Monate, so wurden sie zu ihrem Schaden dessen inne und suchten nun auf jede Weise dem steigenden Ein-

fluß eines Kolokotronis und anderer Häuptlinge Schranken zu setzen. Darunter litt denn nicht selten die gemeine Sache. So rühmt sich der Verf. selbst (S. 79 u. 80), daß er nebst den Primaten von Kalavryta und der Umgegend sich beharrlich dem Vorhaben Kolokotronis' widersetzt habe, nach dem Falle von Tripolizza den Oberbefehl der Belagerung von Patras zu übernehmen, indem sie selbst dazu hinlänglich wären. Damals wäre es Kolokotronis, dem das Volk schon anhing, vielleicht gelungen, die Stadt zu nehmen; als aber im folgenden Jahre die Eifersüchtigen endlich zuließen, daß er den Oberbefehl erhielt, war es zu spät.

Dieser einheimische Stoff zu Zwietracht unter den Peloponnesiern erhielt einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs durch die Ankunft verschiedener Phanarioten. Zuerst erschien, um den Anfang des Juni, Demetrios Hypsilantis, der anfangs mit den ungeheuersten und lächerlichsten Prätensionen auftrat, deren Andenken freilich, aber nicht auch den durch sie bewirkten Schaden nur seine spätern Verdienste zum Theil haben tilgen können. Er verlangte, nur gestützt auf die selbstgeschaffene Würde seines Bruders Alexander als Stellvertreter der unsichtbaren und unbekannten Oberbehörde, für sich nichts Geringeres als das unumschränkte Obercommando im Felde und weigerte sich, den vor seiner Ankunft schon gebildeten ersten peloponnesischen Senat anzuerkennen. Vergebens suchte der Erzbischof Germanos hier zu versöhnen und zu vermitteln^{*)}; Hypsilantis brach mit den Primaten. Nicht lange nach ihm, zu Ende Juli, landete auch Alexander Mavrokordatos in Mesolongi und erschien im August im Peloponnes, und leicht gelang es diesem gewandtern und fähigern Manne, den Rest von Nimbos, der noch um das Haupt des Starrsinnigen und dennoch inconsequenten Hypsilantis gebissen war, völlig zu zerstreuen und seinen politischen

^{*)} Einen schönen und für den hingebenden Patriotismus des Erzbischofs charakteristischen Zug erzählt hier der Verf. der „Prolegomena“, den er als späterer Geheimschreiber Hypsilantis' aus dessen eigenem Munde gehört hat. Germanos suchte Hypsilantis in Ariliorpha auf, um den Bruch zwischen ihm und den Peloponnesiern zu verhüten, und um das Gemüth des Fürsten versöhnlicher zu stimmen, ließ er sich herab, nach seiner Hand zu greifen, als ob er sie küßten wolle. Gewiß eine harte Selbstverleugnung für einen griechischen Erzbischof.

Einfluß gänzlich zu untergraben. Andere Phanarioten, wie Konstantin Karadjas, Alexander Kantakuzenos und Theodor Negris, treten in diesem Intriguengewirre nur als *minorum gentium* auf.

Aber durch alle diese Machinationen hindurch machte sich das richtige Gefühl und Bewußtsein der großen Mehrheit des griechischen Volkes von Dem, was eigentlich Noth that, doch von Zeit zu Zeit geltend, und so kamen schon gegen das Ende dieses Jahres die ersten Anfänge einer geregelten Organisation zu Stande. Zunächst schrieb man nach dem Falle von Tripoliza die Wahl von Bevollmächtigten zu einer Nationalversammlung aus. Für den Peloponnes wurden diese Wahlen, ganz im Geiste der herrschenden Oligarchie, folgendermaßen organisiert. Jedes Dorf wählte Bevollmächtigte, die sich in der Metropolis der Provinz (Eparchie) versammelten und durch einstimmigen Beschluß oder respectiv durch Stimmenmehrheit sechs Ephoren der Provinz wählten, von denen Einer als Repräsentant auf der Nationalversammlung erscheinen, die Übrigen aber der Provinz vorstehen sollten. Natürlich fielen diese Wahlen ganz im Sinne der Primaten aus. Makrofordatos und Negris theilten sich unterdessen in das griechische Festland; jener organisierte Atolien und Akarnanien, dieser Phocis, Böotien und Attika nach seinem Sinne. Makrofordatos errichtete einen Senat von Westgriechenland, Negris den damaligen Areopag, und diese Corporationen bestimmten die Repräsentanten für die Nationalversammlung. Im Peloponnes indeß kam es in der Provinz Karpána schon zum Bruch zwischen den Factionen Kolokotronis, als Waffenhauptlings, und der Delijannis, als Primaten, und zwar trugen hier die Kolokotronisten in der Wahl des Repräsentanten den Sieg davon.

Die Zusammenkunft der Repräsentanten sollte anfangs in Argos stattfinden; man entschloß sich aber, die Versammlung nach Epidaurus oder eigentlich nach dem Dorfe Piada nördlich vor Epidaurus zu verlegen. Hier trafen die Mitglieder um den 20. Dec. 1821 zusammen und eröffneten alsbald ihre Beratungen. Am 1. Jan. 1822 wurde die erste Constitution (*δημοκρατικός νόμος*) von den Deputirten unterschrieben, ein vollziehender Körper (*εξτελεστικόν σώμα*) aus fünf Mitgliedern eingesetzt und ein Generalstaatssecretair nebst sieben Ministern ernannt. Leider indeß traten diese Institutionen nie recht aus dem Papier ins Leben; namentlich hat der Verf. im Verlauf seiner Memoiren von dem Finanzminister wiederholt zu berichten, daß er keinen Obol in der Staatskasse hatte. Grade der unscheinbarste der Beschlüsse dieser Versammlung, die Bestimmung der Nationalfarben Blau und Weiß, ist der einzige, der ununterbrochen in Kraft geblieben ist.

Allein der Raum gestattet uns nicht, dem Verf. im Einzelnen weiter zu folgen und uns an seiner Hand auch noch durch die Begebenheiten des nächsten Jahres geleiten zu lassen bis zum 18. (30.) April 1823, wo mit der Einsetzung einer neuen Regierung seine Denkwürdigkeiten schließen. Für die Geschichte zunächst der peloponnesischen Begebenheiten während der zwei ersten Kriegsjahre ist dies Werk unbedingt die beste bis jetzt eröffnete Quelle; und

es ist nicht allein wichtig wegen der von Allen, die ihn kannten, verehrten Persönlichkeit des Verf. und seines tiefen Eingreifens in die Vorgänge, welche er erzählt, sondern es empfiehlt sich auch durch die mehr aus natürlichem gefundenen Takt, als aus Studium und überlegter Wahl getroffene richtige Art der Auffassung und Darstellung. Himmelsweit von französischen Memoirenschreibern verschieden, erwähnt der Verf., gleich Xenophon und Cäsar, sich selbst immer nur in der dritten Person, jedes Mal mit der größten Bescheidenheit und viel seltener, als er dazu Gelegenheit gehabt hätte. Ebenso beobachtet er in Beziehung auf Andere in Lob und Tadel fast immer das rechte Maß, und wo er, was leider nicht selten vorkommt, Unterschleif, Veruntreuungen oder Ähnliches zu berichten hat, sagt er jedes Mal in echt Herodotischer Weise: „So erzählt man; doch ist mir die Sache nicht ganz erwiesen.“*) Sein Styl endlich ist der gewöhnliche der höhern Geisteslichte: theilweise große Annäherung an altgriechische Wendungen und Phrasen, ohne je dem eigentlichen Geiste der neuern Sprache ganz untreu zu werden. Daher wird auch der im Neugriechischen wenig Gebährte das Buch leicht und angenehm lesen können.

Ein anderer schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des griechischen Krieges, wenngleich von geringerer Bedeutung als die Memoiren des Erzbischofs Germanos, ist die folgende Schrift:

Αναστροφή των εις την ιστορίαν των Αθηνών αναγερομένων περί του στρατηγού Όδυσσέως Ανδρούτζου, του Έλληνικού τακτικού και του συνταγματάρχου Καρόλου Φωββέρου, παρά του λοχαγού Κάρπου Παπαδοπούλου. (Widerlegung des in der Geschichte von Athen [von D. Surmelis] Erzählten über den General Odyseus Andruku, das griechische reguläre Corps und den Obersten Charles Fabvier. Von dem Hauptmann Karpos Papadopoulos.) Athen 1837.

Diese Schrift enthält weit mehr, als ihr Titel verspricht. Der Verf. knüpft seine Bemerkungen allerdings an solche Punkte in der Geschichte von Athen von Dionysios Surmelis an, die ihm einer Berichtigung zu bedürfen schienen, nimmt aber davon häufig Gelegenheit zu weiteren Digressionen und spricht sich überall mit einer ihm als Offizier im taktischen Dienst wohlankommenden Bestimmtheit und Freimüthigkeit selbst über hochgestellte Personen, wie Makrofordatos und Kolettis, aus. Das Buchlein zerfällt in drei Abschnitte. Der erste (S. 1—43) handelt zunächst von den Thaten des Odyseus Andruku, und hier hat uns besonders belehrend erschienen, was über die in den bisher veröffentlichten Geschichtswerken ungebührlich vernachlässigten Kriegsvorfälle auf Euböa, über die Belagerung von Chalkis durch Odyseus (vom Nov. 1823 bis zum 23. April 1824) und über die Ursachen ihres Mißlingens beigebracht wird. Die Türken, von Odyseus

*) 3. B. S. 109 über die Austöbung des Harems des Churfürst Pascha: *Αισιόκη λόγος, εις κλαδόν τινος μυρτιάς και άλλας 40 χιλιάδας τάλληρα. Αλλά τα τοιαύτα, ως άδηλα, τα παραιρούμεν.*

mit 3000 Mann zu Lande und von vier psarianischen Schiffen zu Wasser eng eingeschlossen, waren auf dem Punkte, die Festung zu übergeben, als man von der Annäherung der türkischen Flotte zum Entsatz von Chalkis Nachricht erhielt. Vergebens verlangten Odysseus und die Psarianer von der damaligen Regierung einige Zufuhr und Verstärkung, namentlich 20—25 Schiffe von Hydra und Spegh. Sie erhielten Keins von beidem; wie der Verf. meint, wegen des Hasses und der Misgunst, die Makroforbados gegen Odysseus nährte, und wegen der Furcht, die er hatte, dessen Macht und Ansehen zu vergrößern. So löste sich diese Belagerung auf in dem Augenblicke, wo sie ihrem Ziele nahe zu sein schien, und Hellas blieb einer Festung beraubt, deren Besitz dem ganzen folgenden Theile des Krieges eine andere Gestalt gegeben haben würde.

Der zweite Abschnitt (S. 44—58) handelt von der Verfolgung und endlichen Ermordung des Odysseus. Odysseus, verfolgt (nach der Darstellung des Verf.) von Kollitis und Makroforbados — von jenem, weil er den Mann seiner Mätresse, Palaskas, der zu seiner Ermordung von der Regierung abgesandt war, selbst getödtet hatte; von diesem, weil er durch die zwischen Odysseus und Hippilantis bestehende Vereinigung fürchtete, daß Letzterer das Übergewicht erhalten möchte —, verfolgt also und von neuen Mordversuchen bedroht, warf sich den Türken in die Arme. Aber diesen unsinnigen Schritt bald bereuend, ergab er sich seinem ehemaligen Unterbefehlshaber Johann Suras, der seine Ausöhnung mit der Regierung zu vermitteln versprochen hatte. Anfangs genoß er wirklich in Suras' Lager persönlicher Freiheit; allein nach Kurzem ward er von diesem auf Betrieb seiner Feinde in der Regierung verhaftet und später in der Akropolis von Athen auf die bekannte Weise erdroffelt, indem man aussprengte, daß er, bei einem Versuch, zu entfliehen, von der Höhe des Thurmes herabgestürzt sei.

Der dritte Abschnitt (S. 59—102) enthält eine sehr dankenswerthe Geschichte des regulären oder sogenannten taktischen Corps in Griechenland, dessen meiste Schicksale der Verf. von Anfang an mit durchlebte, bis zum Rücktritt des Obersten Fabvier von dem Oberbefehl desselben (1828). Der Verf. äußert sich sehr bitter, aber vielleicht nicht ganz ohne Grund, über viele damalige Philhellenen, die sich mit auswärtigen Offiziersdiplomen nur herbeidrängten, um die höhern Offiziersposten zu erhalten, und vor denen die Griechen fast immer zurückstehen mußten.

57.

Schriften über Goethe.

(Beschluß aus Nr. 53.)

Im dritten Abschnitt ist besonders die Sorgfalt dankenswerth, womit der Verf. die dramatische Laufbahn Goethe's verfolgt und auch das Kleinste, was dahin gehört, gesammelt hat.*)

*) Bei aller Belesenheit und Genauigkeit hat der Verf. doch nicht die ältteste Gestalt des Goethe'schen „Puppenspiels“ (in der Himmelschen Ausgabe) gekannt. Auch ist ihm die vollständige Übersetzung der Memoiren von Stephanie Bourbon-Conti, die lange vor der Zirklauber'schen erschien, unbekannt geblieben.

Wir finden hier beisammen, was, in den zahlreichen Bänden von Goethe's Werken zerstreut, weit auseinander liegt und dem Verehrer des Dichters nicht leicht in seiner Gesamtheit gegenwärtig ist; und so erstaunen wir bei der Wahrnehmung, wie reich, wie beweglich, wie thätig Goethe's dramatisches Talent gewesen. Hätten Verhältnisse und Umstände nicht störend eingewirkt, hätte er nicht die Aufgabe in sich gefühlt, die mannichfaltigen Dichtungsarten praktisch durchzuarbeiten, zu erneuern und zu beleben, wir würden in ihm einen Dramatiker haben, reich wie Shakespeare oder Calderon. Darin aber können wir Hrn. D. nicht Recht geben, daß er Goethe den Dramatiker über den Romandichter stellt (Vorwort S. III). Uns dünkt, daß seine Kunst die höchste Virtuosität in den „Wahlverwandtschaften“ erreicht habe. Wodurch der Verf. ferner den guten Eindruck schwächt, den manche geistreiche Bemerkung über einzelne Dramen macht, ist das Streben, überall eine einzelne Idee aufzusuchen, die dem Drama zu Grunde liegen soll. So heißt es (S. 155): „Dulbung und wechselseitige Schätzung als des Menschen Pflicht darzustellen, ist die Idee des Tasso“; vom „Groß-Kophta“, den er zu den gelungensten Stücken Goethe's zählt (S. 187): „Die Idee ist, zu zeigen, wie durch den Schein des Guten so oft edle Herzen verführt und zum Dienst des Bösen gemisbraucht werden, bis sie spät ihre Täuschung einsehen und zuweilen sich durch vorschnelles Handeln selbst Schaden bereiten“ (S. 183); und so bei jedem einzelnen Stücke. Dies wird bei den vielen Productionen des Dichters lästig, und manchmal kommt das Resultat der Betrachtung sonderbar heraus, wie wenn er von Clavigo sagt: „Er ist kein ruchloser Verbrecher, das Böse siegt nicht, tiefempfundene Reue bemächtigt sich seiner; er gibt sein Leben gern für die Geliebte hin. Die Welt ist versöhnt, Beaumarchais vergibt ihm; Carlos beklagt seine vergeblich an ihn gewandte Rache. Das geistige, gute Princip hat den Sieg davongetragen.“ (S. 111.) Der Verf. hat doch wol schwerlich gedacht, der Dichter schreibe sich ein Thema hin und arbeite nach diesem sein Drama aus. Das mag ein Mäklner gethan haben. Die Auseinanderlegung des Inhalts eines Dramas ist nicht selten ermüdend, und welche Leser Goethe's mag sich Hr. D. gedacht haben, wenn er das mitgutheßen nöthig glaubte, was z. B. über „Woh von Werlichingen“ und „Iphigenie“ Alles gesagt wird? Manchmal ist auch das Rechte verfehlt, wie S. 198, wo es heißt: „Ungewis und schwankend befragt Eugenie (in der „Natürlichen Tochter“) einen Mönch, der ihr Das zu thun rath, wobei sie am meisten und besten wirken könne. Dies hält sie im Leben zurück.“ So scheint verfehlt, was (S. 212) über die Schlusscene des „Faust“ gesagt wird: „Die Liebe von oben wird man dem ersten Anscheine nach für die göttliche Liebe halten; aber diese tritt im „Faust“ nicht wirksam hervor; die Liebe von oben ist sittliche, nicht sinnliche, achtungsvolle, sehnsüchtige Liebe.“

Trefflich dagegen ist die Bemerkung (S. 227), daß in Goethe das christlich-geistige Princip sich mit der griechischen Form vermähle. Nur leidet der Abschnitt, in dem diese sich befindet, „Goethe und die Griechen“, ebenfalls an der Anhäufung von Urtheilen, wörtlich aus verschiedenen Schriftstellern genommen, und zu oft ist das Lied von Hellenil und Romantil, was wir Deutschen, und nun auch wir Deutschen nicht allein, seit vier bis fünf Decennien gehört haben, angestimmt worden.

Der fünfte Abschnitt handelt von Goethe's „Iphigenie“ allein im Vergleich mit der Euripideischen und, was befremdet, mit der Gluck'schen. Auch hier stoßen wir auf manche geistreiche Bemerkung, wozu wir jedoch nicht die rechnen, daß „auf die zarteste Weise das aufkeimende Verhältniß der Liebe des Pylades zu Iphigenien dargestellt sei“ (S. 256). War es des Verf. Absicht, das größere Publicum für Goethe zu gewinnen, so hätte er kein besseres Gedicht zu ausführlicher Betrachtung wählen können; „Iphigenie“ wird empfindliche Gemüther ewig ansprechen, und grade das Sittliche, was durch dieses Schauspiel waltet, ist Etwas, was sich dem deutschen Sinn

vorzugsweise empfiehlt. Aber auch hier führen die ewigen Ausführungen anderer Schriftsteller. Auf den wenigen Seiten (von 260—265) finden wir Citate aus Herder, Schiller, Zelter, A. W. Schlegel, Herder, aus dem „Globe“, aus Volger, aus dem Buche: „Goethe und sein Jahrhundert“, aus Hermann, und zuletzt wird noch Pustschmann genannt. Trefflich ist übrigens Hermann's Label widerlegt.

Den Schluß des Werkes machen Nachträge, besonders in Hinsicht auf Goethe's literarische Thätigkeit von Bedeutung. Demjenigen, dem es um Einsicht in diese zu thun ist, wird das Buch willkommen sein, und ihm ist es zu empfehlen. Dem Verf. aber, wenn er mit ähnlichen Werken über Goethe umgehen sollte, möchten wir rathen, seinen Gegenstand selbst recht durchzuarbeiten und mehr Eigenes, weniger Fremdes zu geben.

Im Obigen wurde gekußert, Derjenige, der Goethe gründlich zu schildern unternehme, habe vor Allem und zuerst den Gehalt seines Geistes, der sich in seinen Werken abspiegelt, zu ergründen. Von diesem Gedanken scheint Hr. Göschel erfüllt, wie aus verschiedenen Stellen von ihm über Goethe hervorgeht, und so auch aus dem neuesten:

Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkwelt. Ein Denkmal von G. F. Göschel. Dritter Band. Schleusingen, Gleser. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Ob aber der Verf. die rechte Weise für sein Unternehmen getroffen, das möchte sehr in Zweifel zu ziehen sein; denn zu aufschuldig legt er das von ihm als Wahrheit anerkannte System zum Grunde seiner Forschung. „Die höchste Poesie der Wahrheit“, sagt er im Vorwort, „ist das Christenthum, welches alle Menschen und jede Seite des Menschenlebens, jede Eigenthümlichkeit des Einzelnen, alle geistlichen und weltlichen Lebenssphären zu würdigen weiß.“ So ist denn auch an Goethe der christliche Maßstab angelegt, aber vielmehr sind Goethe's Gedanken und Worte so gedeutet, daß ein christliches Resultat aus denselben hervorgeht. Mer des Dichters Biographie, namentlich den letzten Theil derselben, oder die „Wahlverwandtschaften“ studirt hat, war in das Förmliche dieses Geistes zu bringen verfeßt und dazu seine Ansichten von der Natur erforscht, der wird einsehen, daß auf diese Weise für Goethe unmöglich das Rechte gegeben kann, für ihn, den Dichter, „den kein Dogma beschränkt“.

Hr. Göschel gibt in diesem Buche Erläuterungen zu den 209 Sprüchen, die sich im zweiten Bande von Goethe's Werken unter der Rubrik: „Sprichwörtlich“, finden, dann zu zwölf des „Benetianischen Epigramme“, vielmehr Betrachtungen über dieses Alles. Zugabe ist: „Verschiedenes. Vierundvierzig Betrachtungen.“ Es würde zu weit führen, wenn wir die Grundlage von des Verf. Betrachtungsweise genau prüfen, oder auch nur über die Behandlung einzelner Sprüche ausführlich äußern wollten. Es genüge, einige wenige Sentenzen mit den Bemerkungen dazu auszuheben. S. 3 heißt es zu dem ersten Goethe'schen Spruche:

Wenn ich den Eherz will ernsthaft nehmen,

So soll mich Niemand drum beschämen;

Und wenn ich den Eherz will ernsthaft treiben,

So werd' ich immer derselbe bleiben —

„Es reizt sich Eherz und Schmerz wie Leid und Freud'. Das vergesse Keiner, was auch komme! Es wird manches lose Wort kommen, hinter welchem so leicht Niemand einen bitteren Ernst sucht; es kann aber auch wol der Ernst zum Lachen reizen. Jede Sache hat zwei Seiten.“ Das geben wir gern zu. Wenn aber Goethe sagt:

Januar, Februar, März. — Du bist mein liebes Herz,

Mai, Juni, Juli, August. — Mir ist nichts mehr bewußt. —

so würde es sehr ungerecht sein, aus diesen leichtfertigen Worten, deren Sinn in die Augen springt, eine Anklage gegen ihn

*) Über die ersten beiden Bände ist in Nr. 238 u. 234 d. Bl. f. 1835 von einem andern Mitarbeiter berichtet worden. D. Red.

selbst zu nehmen. Der Ernst darin möchte wol darin bestehen, daß der Dichter den gemeinen Weltlauf schiltet. Was sollen wir aber zu dem Commentar sagen? „Es wechset noch die Zeiten, aber das Wesen der Liebe bleibt.“ Was ich im Januar, Februar, März geliebt habe, das schmeichelt vielleicht im Mai, denn der April liegt dazwischen, vergessen, und im Juni, Juli, August ist mir nichts mehr davon bewußt. Aber sei nur gutes Muths! Was der unbeständige April versteht, das macht der beständige September wieder gut, und nun fehlen noch wenige Monate, da kommt es im Kreislaufe auch wieder auf Januar, Februar, März. Das ist Dauer im Wechsel!“ (S. 24.)

Leichtfertig klingt das Wort: „Der Mutter schenk' ich — Die Tochter denk' ich.“ Der Commentator findet folgenden Ernst: „Geben und Nehmen stehen in fortlaufender Wechselbeziehung. Wir sind um zu ernten. Was wir geben, wird uns tausendfältig ersetzt. So bringe ich der Mutter meine geringen Gaben und Opfer in der Hoffnung, daß sie mir in der Tochter die größern anvertrauen werde.“ (S. 41.)

Bei der Bemerkung (S. 85): „Die Aufgabe für jeden Menschen ist, die Natur in ihm durch die Natur außer ihm zu überwinden, um zum Geiste zu kommen“, würde Goethe, wenn er sie hätte lesen können, ein bedenkliches Gesicht gemacht haben.

Es kann uns nicht einfallen, Bemerkungen, oder gar taubelnde Bemerkungen über des Verf. fromme christliche Bestimmungen zu machen; aber seitfam erscheinen doch Ergießungen wie die (S. 152) zu den Worten:

Dauert nicht so lang' in den Worten — Als das: Christ ist erstanden, —

und des folgenden Spruches in einem Spruchbüchlein, dessen Stoff so weithin ist.

Gibt es ein reizenderes, unschuldigeres Gedicht als das des „Diana“: „Es ist gut“, welches anfängt: „Bei Wanderschreien im Paradies“? Und was gibt Hr. G. dazu für Betrachtungen? „Nicht die einfache Einheit ist das Beste, sondern die Einheit der Zwei in Gott. Diese Einheit ist die Vollendung der ewigen Pluralität, ihre Basis ist die heilige Ehe, ihr Urbild ist die Trinität.“ (S. 238.) Wir können uns aller weiten Bemerkungen absehen; denn wir wollten nur sichtbar machen, daß auf diese Weise nicht für das Verständnis Goethe's gesorgt wird.

Notiz.

Kirchliche Schauspiele bei den Protestanten.

Daß in Altera Zeiten bis zur Reformation die Kirche herrschte, kirchliche Begebenheiten dramatisch in den Kirchen darzustellen, ist bekannt. Mit der Reformation hörte sie in protestantischen Ländern ziemlich auf, aber einzelne Spuren finden sich doch noch im vorigen Jahrhundert vor. In Dordrecht z. B. sollte man in der Kirche die Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus vor, wobei die Schüler zu der vom Stadtmagistrat aufgestellten Musik das Binseln und Klagen des reichen Mannes in der Hölle auf dem Chore ausdrückten, auf dem Kirchboden aber eine lustige Musik erklang, indem andere Schüler den Kopf aus einer Klappe herausschickten, in der Person des Lazarus, Abraham's und der Seligen Lieder dazu zu singen. Erst vor etwa 60 Jahren wurde die Sache abgeschafft, aber die Kirchenbedienten erhielten 16 Pfennige à Person Entschädigung für eine, ihnen früher auf dem Schlosse dafür gegebene Maßzeit. In einer andern Kirche zu Dordrecht fand noch lange nachher, mindestens noch 1766 und später, am Ockersfreitag eine solche kirchliche Feier statt. Ein Schloß sollte Drama vor und sang Leute aus einem dazu gefertigten Liede. Nach der Predigt geschah Dasselbe, indem er den Engel im Gewebe darstellte. Auch die sogenannten Pfandoratorien gehören noch jetzt hieher, denn mehr wenigstens hängen sie jetzt auf einer Bühne dargestellt werden; wenn man Kleidung und Decorationen dazu denkt, wird man z. B. bei Schiller's „Ende des Gerechten“ nichts zum Drama wesentlich Gehöriges vermissen.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Mr. 55.

26. März 1838.

1. Religiöse Rhapsodien. Blätter für die höchsten Interessen. Von J. Jacoby. Berlin, Hermann. 1837. 8. 1 Thlr.
2. Harfe und Lyra. Seitenstück zu den Klagen eines Juden. Von J. Jacoby. Berlin, Schulze. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Unsere Zeit, dünkt mich, wird sehr tolerant. Das ist schön und gibt Zeugnis von der fortschreitenden Civilisation, deren Frucht immer die Humanität sein und bleiben wird. Man kann aber auch die Humanität zu weit treiben, man kann mit ihr prahlen wie mit einer toten Schönen und dadurch ihren Werth verringern oder wol gar in Mitleid bringen. Das sollte man stets bedenken und deshalb je zuweilen sich ihr in Fällen der Noth zu ent schlagen suchen. Es ist ein schönes Ergebnis dieser Humanität, daß man endlich eingesehen hat, es sei nicht mehr als menschlich, die Meinung eines Andern neben der seinigen gelten zu lassen. So lange unter vernünftigen Menschen der juristische Grundsatz gilt: *quisquis praesumitur bonus, nisi probetur contrarium*, der sich sehr wohl auch auf eine kosmopolitische Moral im höhern Sinne anwenden läßt, mag man immerhin annehmen, daß ein Jeder nur meint und ausspricht, was ihm nachdenken, Studium und Lebenserfahrung als das nach seinem Dafürhalten Rechte haben erkennen lassen. Dabei ist auch eine Änderung der früher gewonnenen Ansichten denkbar, wenn nicht notwendig; denn ein nach Erkenntnis ringender Geist wird nimmer ruhen, ohne daß sucht er die Tiefen des Lebens zu durchschauen, und eine immer fluctuirende geistige Bewegung schnellst ihn sprung- oder schrittweise dem Ziele entgegen. Auch Verirrungen mögen dabei die Achtung jedes Billigdenkenden gewinnen; mir wenigstens ist ein im Streben begangener Frevler lieber als eine auf dem Pöbel moralischer Bequemlichkeit ausgespaunte tugendhafte Handlung. Baut sich doch das Pantheon aller wahrhaften Größe, die in ihrer innern Grundtheit auch immer die Tugendhaftigkeit an sich ist, nur aus Irrthümern und Freveln auf. Es reifte das Kind der Geschichte zum Manne heran durch die Sünden der ringenden Völker, und unsere Zeit müßte arm sein an Geist und Kraft, sollte sie nicht auf gleichem Wege fortbauen helfen an jenem Gebäude. Liegt

es nun außerdem noch im Geiste des Jahrhunderts, das eine instinctartige Ahnung hindrängt zu neuen Versuchen, mögen sie auch gefährlich werden, so ist dies nur ein neuer Beweis für die unermüdete Schöpferkraft im Geiste der Menschheit. Ein Jahrhundert, das reich ist an Freveln, trägt in seinem Schooße unentwehnte, große Thaten, die vielleicht nur deshalb nicht als fertig ans Licht treten können, weil es an einem recht großen Vergehen gebricht, um sie zu zeitigen. Wo aber ein ganzes Zeitalter in seiner Unruhe durch hundert Irrwege dennoch der Wahrheit entgegenschreitet, da mag das Individuum immerhin nach Maßgabe seiner Kräfte auf eigenem Wege, bald siegend, bald besiegt, dem Jahrhundert einen Baustein zuhauen. Es ist ein Vorrecht des Menschen, zu irren. Ich für meinen Theil gebe wenig auf ein Individuum, von dem die Welt nichts zu sagen weiß, als daß es eben in der Kategorie der Guten auch mitzählen helfe. Das Gute an sich hilft nicht retten, nur das Gutgeworsene erweist sich den Dank der Geschichte. Darum liebe ich Diejenigen, deren Lebenslauf mir erzählt, daß sie mit erhobener Hand tief in die Hölle und hoch empor in den Himmel hineingelangt haben. Nur da ist die heilige moralische Kraft zu finden, die aus der Gottheit sich dem beseelenden Hauch genommen hat, wo der stolze Kämpfer mit Wunden bedeckt aus der heißen Schlacht als Sieger tritt.

Es liegt am Tage, daß ein solcher Lebenslauf nicht im alltäglichen Geste seine Grenzen finden kann. Es muß Ausschweifungen, geistige Don-Juanerien in ihm geben, die aber in dem Streben selbst schon ihre Sühne finden. Da geht es nicht ab ohne Wechsel und Verwandlung. Da schillert der Geist in mannichfadem Irspiel; die Gesinnung schwankt, aber fällt nicht, am wenigsten in den Noth der Gemeinheit. Solch ein Wechsel, in der Schlacht gewonnen, ehrt; es ist der Orden, den der heilige Geist der Zeit dem ergrauten Sieger reicht. Wenn aber die Meinung auf Stehen vagabundirnder Springerbanden sich spreizt, wenn sie auftritt, den gestülpten Schafspelz erheuchelter Demuth um die Hüften geschnürt, und mit Prophetenzungen reden will, während sie doch kaum das sprechende Glied bewegen kann in „salzend-blaffer Rede“, dann ist es an der Zeit, sich genauer umzusehen, um sich zu überzeugen, was für ein Gesicht

denn eigentlich hinter einer solchen aufgebunsenen Prophetenmaske steckt.

Herr J. Jacoby gab vor Jahresfrist „Klagen eines Juden“ heraus, die ich nur bruchstückweise kenne. Er scheint sich darauf gestützt zu haben, mit aller Gewalt der neue David des Stammes Juda werden zu wollen. Ob dies nothwendig oder thöricht sei, kommt hier nicht in Betracht, wir haben es Alle bloß mit der Besinnung zu thun. Ob diese der meinigen entspreche, oder ihr schnurstracks zuwiderlaufe, kann mich ebenfalls nicht rühren, denn ich sehe auf das Herz. Wo ich die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit in ihm pulsiren fühle, da respectire ich die Meinung, und drohte sie mit den Sarais zu machen; merke ich aber, daß die Gemeltheit Seifenblasen in die Luft schleudert und mit augenverdrehender Heuchelei ausruft: Seht, da spiegelt sich die Gottheit drin! dann spüre ich Lust, dem religiösen Charlatan mit Knutenhieben seine angewichene Heiligkeit abzuwaschen. Was Hr. Jacoby für ein Held in psalmodischer Heuchelei ist, lasse ich ihm selbst sagen; denn ich mag nicht ungerecht sein. Der neumodisch ausgestaffte David mit seinem zerlumpten Prophetenmantel mag sich selbst das Urtheil sprechen. Ich will nur die Thatfachen resumiren wie ein unparteiischer Vorfürer eines Geschworenengerichts. Die Thatfachen sind die Geschworenen, und der edle sionitische Sänger hat keine Bestechung zu fürchten. Jacoby sagt in der Widmung:

Ich widme diese Blätter dem jungen Deutschland; nicht derjenigen Schule und Richtung, welche diesen bedeutungsvollen Namen sich gewaltsam angemast hat, und welche alt und krank ist wie der Irrthum, die Thorheit und der alte kranke Frevler überhaupt. Ich widme diese Blätter der Jugend des Vaterlandes, der hoffnungsvollen, der ringenden, der gesunden Jugend, die sich abgewandt von der Verrätherlei gegen das Heilige, die mit ernstem Sinn, die mit Begeisterung und wol auch mit Reue dahin strebt, die Schmach der letzten Jahre, die Schmach in unserer neuesten Literatur wegzutilgen, und die bemüht ist, statt des Unsinns und statt der revolutionnären Lügen sich ruhmreich das Tüchtige und das Wahre anzueignen. Und indem ich diese zukunftsvolle Jugend hiermit begrüße, lasse ich in den folgenden Blättern vor ihren Augen eine Fahne flattern, die vorleuchten mag in allen Kämpfen, um welche sich die Streiter scharen mögen wie um ein gloriwürdiges Panier. Denn nicht eine junge Fahne hab' ich prahlerisch aufgerichtet, nicht bunte, dreifarbige Lappen hab' ich zusammengefügt, nicht modische, lästerliche und sinnverwirrende Sprüche hab' ich mit prunkenden, mit falschen Goldlettern auf mein Banner geschrieben. Nein — das ist eine alte, eine blutige und sieggewohnte Fahne, die vor euch strahlt, eine Fahne, unter der die Völker schon gekämpft, eine Fahne, die vom Himmel zur Erde niederweht, und auf der die ewigen Worte ewig prangen: die Wahrheit, der Glaube und die Treue.

Ferner sagt der Verf. im Prolog:

Ehe nicht gekommen ist der Zukunftstag, ehe nicht irdisch sichtbarlich entwickelt sind des Planes Werke, halte fest das unverlegliche Gesetz, und klammere dich mit aller Inbrunst an die alte Lehre, und sey ein starrer, stolzer Fels im sturmgepeitschten Meere. Lasse nicht von des Zeitgeistes frechem Wahn den klaren Sinn dir trüben, verlaßte nie, vermittelte nie, besudle nie nach Pöbelsart das dir Vertraute. Vernicht' es eher! Nicht die faden Schreibertuben dieser Zeit, die geschäftig als brennende schwagen, nicht jene zukunftsvollen, blutbestreuten Wörtersäufte vollführen deine Freiheit. Dir wachst, dich schirmt ein

anderer Fort! Der dich in seiner Welt bestellt hat zum Wächter des Gesetzes: der ist der Wächter aller Zeiten, der kennt den Plan und die Vollendung.

Dann fährt Hr. Jacoby fort, in der ersten Rhapsodie folgenderweise zu peroriren:

Wann und wo die Säulen unterwühlt sind, welche die Welt, ihre Gestalten und Situationen tragen, da ist auch das Leben krank, weilt, fluchbeladen und sterbend, mag es noch in so glänzenden und gleißenden Partien dir erscheinen. Das Ungeheure, der jähe Umsturz und die Zerrüttung droht einem solchen Leben und wird und muß dasselbe erreichen. Denn es waltet hier ein blindes dämonisches Naturgesetz; und wenn auch durch das gnadenvolle Erbarmen in Gott und durch seine Schöpfungsfähigkeit neue Welten und neue Geistesgebiete aufstehen, so werden doch unter den oben ange deuteten Umständen der innern Zerrüttung die vorhandenen Figuren und Instanzen verflügt und ausgerottet. Darum ist das Princip, wo es die Säulen der Menschheit betrifft, unverleglich zu erhalten, und eher ist das Leben selbst (wie viel mehr die Wohlfahrt) in der Nation preiszugeben, ehe ein Stein des Fundamentes. Eine solche Säule für die europäische Welt ist das Princip und die Hierarchie der Kirche, wie sie gegründet und ausgebaut vor uns steht, ist die Legitimität, als unantastbares Dogma für alle politische Entwicklung und alle politische Anerkennung.

(Der Beschluß folgt.)

Die Stadt Weimar, ihr Communitwesen und ihre städtischen Institute. Nach öffentlichen Acten bearbeitet von Adam Henß. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1837. Gr. 12. 20 Gr.

Der Verf. dieses Werthens wird den Lesern d. Bl. bereits durch ein in denselben besprochenes Schriftchen über das Kunstwesen bekannt sein, worin er wie in andern weniger bekannten Aufsätzen bewiesen hat, daß er nicht allein Bücher zu binden (Hr. Henß ist ein Buchbinder seinem Berufe nach), sondern auch zu schreiben, oder, wenn man will, zu machen versteht. Vieles Lesen und sorgfältiges Nachdenken haben seinem hellen Verstande einen gebildeten, angenehm und leicht unterhaltenden Gedankenschwung verschafft, der ihm viele Achtung bringt. Seht ihm auch der hohe, stürbische Styl in der Darstellung und der höhere moralisch-politische Gesichtspunkt seiner Lieblingsgegenstände ab, so kommen ihm doch billige, auf Sparsamkeit hinweisende Ansichten über öffentliche Verwaltung, warme Vorliebe für Volksaufklärung und Intelligenz und dabei der Ausdruck musterhafter Duldsamkeit in religiösen Dingen zu; ja, als Katholik von ungewöhnlichem Schlage erregt er Aufmerksamkeit, die ihn bei seinem geistlichen Oberhirten zu Rom, wenn sonst derselbe Hr. Henß's Ansichten einiger Beachtung werth halten sollte, zuverlässig schlecht empfehlen dürfte. Darneben charakterisiren diesen ehrenhaften Bürger ein ungemein edliches Streben nach Wahrheit und Selbstbelehrung und wiederum ein sichtlich Feuerreifer, das Selbstgewonnene wieder mitzutheilen zur Förderung eines städtischen Gemeinfinnes und Gemeinwohles, was er bei dem nichtstübrenden Publicum um so leichter erzielen kann, als ihm ein sehr praktischer Sinn und eine allgemein verständliche Darstellungsgabe eigen ist. Der ihm zugetheilte Wirkungskreis bei dem Stadtrathe zu Weimar fördernde diese Eigenschaften wie sein Streben, sich so nützlich als nur möglich zu machen. In diesem Sinne entstand auch vorstehendes Buch, welches zwar in die Reihe der historisch-statistischen Werke aufgenommen werden kann, im Grunde aber auf Belehrung der Weimaraner über ihre städtischen Anstalten, deren Verwaltung dem Stadtrathe entweder ganz oder nur theilweise untergeben ist, berechnet und vorzüglich mit Rücksicht

auf Stimmung und Urtheil des einheimischen Publicums über dieselben abgefaßt worden ist, folglich auch genaue Berechnung der deshalb verursachten Lasten im Verhältnisse zu den vorhandenen materiellen Mitteln mit Winken und Lehren zur Beruhigung der Unzufriedenen und Missernügten enthält, damit durch unverfälschte Redlichkeit aufgestreute Vorurtheile überbeseitigt, die Fortschritte zum Besten hervorgehoben, die Erleichterung, Unparteilichkeit und gleichmäßige Vertheilung der Gemeinlasten zum Gemeinwohl oder zur Bequemlichkeit auf das augenscheinlichste nachgewiesen werden. Um dies, jedenfalls aus eignen Antriebe, durchzuführen zu können, wurden dem Verf. das stadträthliche Archiv und andere Actenkammern, wie die im Buche namhaft gemachten Reposituren des großherzoglichen Oberconsistoriums, bereitwillig geöffnet, und er wird das ihm geschenkte Zutrauen sich gewiß zu verdienen gewußt haben, wenn die Erwartungen nicht wissenschaftlich hoch gespannt worden sind. Hr. Hens geht, ganz natürlich von seinem Standpunkte als Geschäfts- und Jungfernoße, im haushälterisch-bürgerlichen Sinne ohne staatswissenschaftliches System und ohne tiefe historische Kenntniß zur Auffassung der städtischen Anstalten, deren Zwecke und Verwaltung, und sein gesunder Verstand setzt ohne Kühne und prahlende Ideen oder Vorschläge die vorwaltenden Umstände nüchtern, bisweilen auch mit trivialer Unmöglichkeit auseinander, mit gründlicher Nachweisung für Solche, deren Mißtrauen oder Vorurtheile eine mündliche Bekämpfung nicht getilgt haben würde. Daß er diesen Theil des Publicums besonders ins Auge gefaßt und sich mit ihm oft herumgebißten haben mag, ersieht man unter Anderm in den curiosen und ergötzlichen Anekdoten, die zur Veranschaulichung der Dinge hier und da eingewebt worden sind, vom gebildeten in- und ausländischen Leser aber als gewürzhafte amüsante Zugabe angesehen werden können. Der Statistiker findet in dem Buche genaue Angaben der gegenwärtigen Zustände dieser Residenz. Ihre Stadtgeschichte jedoch, die bekanntlich noch ziemlich im Argen liegt und hier dem Titel nach eine reiche Ausbeute erwarten ließe, hat der Verf. ferilich vernachlässigt und nur da, aber auch nicht überall da, wo die Schilderung der bestehenden Institute einen Rückblick in die Vorzeit nöthig machte, zulänglich aufgefaßt; denn er liebt gern, zur Gegenwart zu eilen, vorzurechnen, Ausgaben und Einnahmen nebeneinander zu stellen, zu belehren und zu bekämpfen.

Zur nähern Bekannthschaft mit diesem originellen Buche sei dem Ref. vergönnt, einiges Wenige daraus mitzutheilen.

Die Stadt zählte 1837 11,149 Einwohner in 960 Häusern. Zur Zeit der Reformation mochte sie schwerlich, oder doch nur höchstens die Hälfte dieser Einwohnerzahl nachweisen können, und noch vor 24 Jahren glaubte man kaum, daß sie in 100 Jahren einen solchen Anwuchs an Häusern und Menschen erhalten würde, als sie in diesem Viertelhundert wirklich bekommen hat. Auffallende Belege hierzu geben die 1818 angewiesene Lage des neuen Gottesackers und die 1826 eröffnete neue Bürgerschule. Damals ahnte man bei jenem nicht, daß die Lebenden so schnell den Todten nahe rücken würden, und bei dieser waren die Räume und Lehrer für 600—700 Kinder berechnet worden; aber schon nach Verlauf von zehn Jahren mußten sie über 900 Jüglinge beiderlei Geschlechts aufnehmen, während noch gegen 200 Kinder in einigen der Oberschulbehörde untergebenen Privat- oder Winkelschulen untergebracht wurden, so daß man gegenwärtig an eine Vergrößerung des Bürgerschulgebäudes und an eine Vermehrung der Classen und Lehrer ernstlich denken muß, wenn nicht unser Verf. Ansicht von dieser Anstalt die herrschende und beifälligste ist.

Die Haupterwerbsquellen fließen der Stadt durch den großherzoglichen Hof, die Beamtenmenge, welche sich in den ersten Landesbehörden daselbst vereint findet, den Ackerbau, den Getreide- und Holzhandel und durch den neuerrichteten Wollmarkt zu. Dies Alles unterhält einen lebhaften Gewerbetrieb, ohne Industrie im großartigen Aufschwunge. Gleichwohl hat Weimar nach des Verf. Klagen viele arme Leute, deren Menge

aus der übergroßen Concurrenz in jeglichem Geschäft und Gewerbe und aus dem leidenschaftlichen Triebe unbemittelter Leute, durch irgend eine Thätigkeit in der Stadt ihr Glück zu machen, erklärt wird, während diese selbst nur selten einen ihrer Bewohner als Arbeiter an die Landortschaften zurückgibt. Dadurch entsteht ein Mißverhältnis zwischen den Handwertern in der Stadt und denen auf dem Lande und zwar zum Nachtheile der erstern, weil hier der Zubrang zu den Gewerben das Bedürfnis an Arbeitern beinahe übersteigt, folglich ein Haufen städtischer Armer erwächst, welche Hülfe von den Bemittelten verlangen. Für diese Leute nun ist, wie der achte Abschnitt des Buches umständlich darthut, sehr gut gesorgt. Die Frau Großherzogin tritt dabei sehr glänzend hervor; nebenbei besteht jedoch eine städtische Almosensteuer, welche durch das früher vormaltende Mißverhältnis in den Beiträgen der Staatsdiener zu denen der Bürgerchaft dringend erachtet und ihre Erhebungsart nach dem Verfahren wie bei der Erwerbssteuer — jedoch von jedem Thaler steuerbaren Einkommens ein Pfennig jährlich zu Almosen — allgemein angenommen und eingeführt wurde, wodurch zugleich die Klagen über Willkür und Ungleichheit der Belästigung verschwanden. Außer dieser geregelten Steuer fließen der Almosenkasse zu Weimar noch eine Menge Beiträge zu, die vom Verf. aufgezählt und theils stehende, wie die Hundesteuer, theils zufällige, wie Vermächtnisse, genannt werden. Diese Stiftungen für Hülfsbedürftige genießen Hausarme und Hospitaliten.

Aus dem Abschnitte: „Kirche“, heben wir blos heraus, daß die Stadt Weimar seit 1524 und ganz besonders seit 1528 nur eine strenglutherische Kirchengemeinde mit Einem Gotteshaufe (die Schloßkapelle ungerchnet) besaß, obgleich eine zweite Kirche vorhanden, deren Gründung mit Sicherheit bis 1168 nachgewiesen werden kann, aber aus mancherlei Gründen zu Anfange der Reformation verschlossen, alsdann über ein Jahrhundert lang zu Leichenfeierlichkeiten benützt, 1713 zur zweiten Stadtkirche erhoben und seit 1774 in eine Hof- und Garnisonkirche umgewandelt wurde. Calvinisten siedelten sich daselbst wol erst seit 1625 an, als Herzog Wilhelm IV. sich mit einer Prinzessin ihres Glaubensbekenntnisses vermählte; ob aber dieser schon eine eigne Kapelle mit einem Prediger zugestanden worden war, steht sehr in Zweifel; erst ihres Enkels, Herzogs Johann Ernst, Gemahlin wurde 1694 ein besonderer Gottesdienst mit einem reformirten Prediger erlaubt. Die kleine, noch neuerlich 25 Glieder zählende calvinistische Gemeinde wurde bekanntlich 1818 mit den Lutheranern verschmolzen. Katholiken können erst seit den Zeiten Ernst August's in diesem alten Wohnsitz des Protestantismus nachgewiesen werden, und allem Anscheine nach waren die ersten weimarschen Katholiken Soldaten eines Kürassierregiments, welches dieser Fürst allenthalben zusammenwarf und für den römisch-deutschen Kaiser unterhielt; für diese Soldaten wenigstens wurde eine katholische Feldkapelle mit einem Geistlichen 1736 gestiftet. Mit des Herzogs Tode und der darauf erfolgten Auflösung dieses Regiments verschwand auch der katholische Gottesdienst in Weimar wieder, bis 1774 die hochherzige Anna Amalia der kleinen katholischen Gemeinde, die sich forterhalten, einen Privatgottesdienst gestattete, den ein Priester zu Erfurt monatlich abzuhalten pflegte. Französische Emigranten gaben ihr in dem letzten Decennium des verfloffenen Jahrhunderts einen Zuwachs sowie die Vergrößerung des Landes 1815 und die demnächst erfolgte Herbeiziehung mehrerer katholischer Staatsdiener aus den neuen Gebiets-theilen in die Residenz, so daß 1817 an Errichtung einer katholischen Pfarrei zu Weimar gedacht werden mußte. Zur Erhaltung derselben nahm man, wie S. 106 gelesen wird, die noch von Napoleon zu einem gleichen Behufe verfügte reichliche Dotation zu Jena und verlegte ihren Sitz nach Weimar. Dadurch tritt die merkwürdige Erscheinung hervor, daß die katholische Geistlichkeit daselbst, deren Gemeinde gegenwärtig kaum 200 Glieder zählen wird, verhältnismäßig viel besser dotirt ist als die dasige protestantische Stadtgeistlichkeit, welche, wenn ihr die Accidental-

bestimmung entziffen würde, nicht bestehen würde. Der Verf. wußte dieses in obengenanntem Abschnitt gründlich nachzuweisen und demselben nebenbei einen interessanten Anhang über die gemischten Ehen zu geben, worin er sich patriotisch an das Vaterland ertheilt und zu seiner Zeit sehr angefochtene Gesetze des genialen Karl August hält, daß gegen „die schmutzige Zwangsjacke“ ausspricht und sich freuen will, wenn es im ganzen Großherzogthume Weimar keinen Katholiken gäbe, der ganz das wäre, was er nach Rom's Lehre sein sollte.

Die Sonderbarkeit, die in dieser Schrift gelesen wird, dürfte gelten, daß Herzog Ernst August bei Einführung der nächsten Straßenbeleuchtung seiner Residenz (welche, beiläufig bemerkt, 1798 erfolgte) diese Anstalt zu einer Landesache erhoben haben mochte, da er zu selbiger nicht nur die Bewohner Weimars, sondern auch alle Ärzte, Advocaten, Beamte und Bürgermeister sammt den übrigen Rathsverwandten seines Landes befragen ließ. Derselbe sonst sehr energische Fürst war es auch, welcher der in Weimar bestehenden Büchsen- und Schützencompagnie, die damals schon ihren ursprünglichen Zwecken entfremdet war, Privilegien ertheilte, welche der Bürgerschaft sehr zur Last fielen und nach des Fürsten Tode bedeutende Einkünfte entzogen. Im übrigen bewahrt Weimar (mit wenigen andern deutschen Städten, so z. B. Dresden) noch ein mittelalterliches Institut, eine Stahlarmsbrustschützen-Compagnie, über welche Dr. Dens blühendste Nachrichten ertheilt. Ihr Verhältnis zum Stadtrathe hat sich natürlich schon im vorigen Jahrhundert aufgelöst, und sie ist mit Beibehaltung mehrerer interessanter altverkömmlicher Gebräuche und mit Bewahrung sinnvoller Denkwürdigkeiten in die Reihe geschlossener Privatgesellschaften der Stadt zurückgetreten. Ehedem unterhielt sie mit vielen in Deutschland bestehenden ähnlichen Corporationen collegiatische Verbindungen. Zur Feier ihrer Schützen- oder Schießfeste gingen von ihr Einladungen an die Armbrustschützen zu Strasburg, Regensburg, Dresden, Gotha u. a. m. aus, und umgekehrt empfing sie von diesen Aufforderungen zur Theilnahme an ähnlichen Festen. Fürstliche Personen besuchten häufig den Schützenhof und schossen mit den Schützen um die Wette nach dem Lustballe, der Scheibe oder dem Vogel. Es war ein Fest für den Bürger und für den Fürsten und seine vornehmste Umgebung.

Die übrigen Abschnitte dieses Buches (deren im Ganzen dreizehn sind) beschäftigen sich mit Gegenständen und Einrichtungen, die nur den Weimaraner lebhaft interessieren können. Dieser muß sich jedoch freuen, daß bei geringen Mitteln so viel geschieht und im Geiste seiner neuen Stadtordnung (von 1811), daß heißt nach den Principien der Oeffentlichkeit gewaltet und gehandelt wird, und daß nach ihren Grundzügen die erforderlichen zeitgemäßen Veränderungen zum steten Gedeihen des Gemeinwohles unternommen werden. Das Kommunvermögen der Stadt war und ist unbedeutend; von jeher mußte der Stadtrath seine Hülfsmittel in den Geldbeuteln seiner Bürger suchen. Er war freilich in großer Geldnoth, eine zufällige Ausgabe von nur 40 Gulden setzte ihn oft in große Verlegenheit, die Ausgaben überstiegen nur zu häufig die Einnahmen, und zu jeder bedeutenden und ungewöhnlichen Ausgabe mußten Schulden gemacht werden. Manche frühere schlechte Wirtschaft half die Bevölkerung vermehren, wie Klagen und Klagen von Zeitgenossen an die Hand geben. Der Verf. theilt eine solche Klageschrift aus den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts über die Rathsberrn mit, woraus wir zur Ergänzlichkeit des geneigten Lesers den Schluß entnehmen. Er lautet:

So ist auch das Prophe (prophetiche)
Viele Leuten in ihrem Einn
Ein schändliches geiziges ihr (doer).
Sich zu sättigen in Wein und Bier.
Wird man mit ihnen nicht verputzen.
So wird der Rath langsam floriren.
Dies Alles ist wohlgemeint,
Obgleich viel darüber seynb,

Sicher doch aus eigenhändiger Hand,
Denn Gott seglet dich Rath allzeit.

Komm.
18.

Aus Italien.

Das I. I. Institut der Wissenschaften und Künste für das lombardisch-venetianische Königreich gab am 24. Juni 1837 als Gegenstand einer Preisbewerbung die genaue Beschreibung der Käsebereitung auf, die in Oberitalien einen so bedeutenden Gegenstand der Landwirtschaft ausmacht. Noch waren die genaueren Angaben über das Verfahren, das von den geschicktesten Käsebereitern beobachtet wurde, nicht darum unbekannt, weil man daraus ein Geheimniß gemacht hatte, sondern weil die Leute, die dieses Geschäft betreiben, zu unwissend sind, es andern wieder zu beschreiben. Selbst ihre technischen Ausdrücke machten es unmöglich, ihren Angaben zu folgen und wer die Preisaufgabe lösen wollte, mußte daher nothwendig damit anfangen, eine Sprache zu lernen, die ohne gleichzeitige Versuche jedoch durchaus unverständlich blieb. Durch die Schrift: „Il caseificio o la fabbricazione de' formaggi. Memoria teorico-pratica di Luigi Cattaneo“ (Mailand 1837), ist die Aufgabe jedoch sehr genügend gelöst worden, und ein wissenschaftlicher Mann beschreibt hier das alltäglich geübte Verfahren mit größter Beachtung aller Einzelheiten, die auf das Gelingen der Käsebereitung von Einfluß sind. Das Buch wird von den deutschen landwirthschaftlichen Anstalten und Behörden gewiß nicht übersehen werden und dann wahrscheinlich in das Deutsche überetzt werden, was es durch den Reichthum seiner Bezeichnungen auch entschieden verdient. Selbst Statistiker werden daraus manche nicht unwichtige Notiz gewinnen können. Zu verzeichnen wäre damit die „Memoria intorno al miglionamento di formaggi lombardi di commercio e d'interno consumo di Luigi Peregrini“ (Mailand 1837), der das Meerflut zugestanden wurde. Sie bespricht namentlich das für das Viehwirthsch angewendete Futter, wo sie manche bei den italienischen Dänemarken bisher unbeachtete Wurzeln, wie Rüben, Stunkrüben, Kartoffeln, in Aufnahme zu bringen sich admißt.

Kaiser Joseph II. begründete durch ein Cabinets-Schreiben vom 8. Mai 1781 für Mailand die Errichtung einer Seidenleihenbank (Monte ossia Depositorio di seta), die als eine Belohnung der Monte di Santa Teresa, des lombardischen Staatschuldenamtes, eingerichtet wurde. Man nahm dort Selde jeder Art, sowohl einheimische als ausländische als Pfand, doch nicht unter dem Betrage eines Viertelbalkens an und die Kasse der Monte di Santa Teresa zahlte darauf nach einer jährlich erneuerten Schätzung gegen 4 1/2 Procent Zinsen bei inländischen, gegen 5 Procent bei ausländischer Waare, zwei Dritttheile des Werthes der Selde. Diese Anstalt, deren innere Einrichtungen dem Seidenhandel zwar Erleichterungen, aber keinen Aufschwung gab, ging 1796 ein, als die Franzosen alle öffentlichen Kassen wegnahmen und den Geschäften des Monte di Santa Teresa ein Ende machten. Mehrere Male dachte man seitdem an eine Erneuerung dieser Leihenbank, doch in erweitertem Maßstabe. Bei der Anwesenheit des Kaisers Franz I. 1823 zu Mailand reichte Dr. Dr. Carl Wane zu einem Banco-monte-otto-e-soonto ein, auf die jedoch die Regierung sich nicht einlassen mochte. Eine Actiengesellschaft trat daher 1836 zusammen, die unter dem Namen Monte delle sete in weit ausgedehnterer Weise dieselben Zwecke wie die von Joseph II. begründete Seidenleihenbank verfolgte. Erst als alle Aktien untergebracht waren, constituirte sich die Gesellschaft, die bei einem großen Theile der Bevölkerung ebenso viele Hoffnungen als Besorgnisse anregte. Eine Menge Schriften und Artikel der Tagesblätter verhandelten beide. In guter Zusammenstellung wird man sie in einer Schrift: „Il Monte delle sete. Memoria del dottore in legge Frane. Restelli“ (Mailand 1837) und in einem Aufsatze des Octoberheftes der „Biblioteca italiana“ von 1837 finden.

Dienstag,

Nr. 86.

27. März 1838.

1. Religiöse Rhapsodien. Blätter für die höchsten Interessen. Von J. Jacoby.
2. Harfe und Lyra. Seitenstück zu den Klagen eines Juden. Von J. Jacoby.

(Bechluss aus Nr. 85.)

Hr. Jacoby ist mit dieser Folgerung, die ich sogleich näher beleuchten werde, noch nicht zufrieden. Er greift tiefer, er packt die Geschichte beim Kragen und schüttelt das ganze alte Erdenhaus, daß die Sparren krachen — meint er! In folgender Weise läßt er sich etwas später vernehmen:

Was ist die wunderbare Zeit anders als ein Traum, der das Ewige zeitlich zurückspiegelt, der es einheitlich für unsere Sinne, und der uns umwoben hält mit lieblichen Bildern, damit wir nicht zurückschaudern vor der dunkeln Nacht, in der wir uns befinden. Wie Träume, die der Dichter träumt, steigen die Völker auf, steigen sie nieder; und wie die Träume des Sängers über die Harfe gleiten und sich zu Melodien verschwiftern, so tauchen die Begebenheiten, die Thaten und die Geschichten auf, und sie währen so lange und spinnen sich so lange fort, als es dem Dichter zu träumen gefällt, als er das Gaitenspiel erdnen läßt. Verbricht eiaß die Harfe, so zerbrechen auch die Lieder und die Träume, und die Völker und die Könige mit ihr. Und bleib' es nur bei den Träumen; Frevel und Grauel ziehen daher, und die Sünde und die Schande sind der Hauptinhalt Dessen, was man Geschichte nennt. Ich habe da tief hineingehaut, und ein Bangen und Entsetzen hat mich ergriffen u. s. w.

Ferner singt der sionitische Sänger:

Man kann sagen: die Bewegung und der Erlösungsdrang in der Welt ist die Freiheit, so lange sie vollzogen wird von der legitimen Souveränität im Rechte, so lange sie sich unterordnet der christlichen Pflicht und dem christlichen Bewusstsein, so lange sie ihren Quell und ihren Ursprung lediglich in dem Sacramente des Erlösungsbedürfnisses anerkennt. Die Bewegung ist die Revolution, sobald sie nicht von den vorhandenen Autoritäten in der Kirche und im Staate ausgeht, sobald sie sich um ihrer selbst willen eigenmächtig konstituiert, und sobald sie lediglich irdische Zwecke erreichen will, ohne Rücksicht auf die eigentliche Grundlage ihrer Berechtigung. Die Beweglichkeit und die Bewegung würde die Welt auseinander Sprengen und vernichten, wenn ihre Zerstörungskraft nicht gebändigt und gerechelt wäre durch das christliche Bewusstsein, durch die christliche Pflicht und durch die christliche Organisation. Diese Organisation ist die Legitimität, welche aus vernünftigen Evolutionen die Selbstständigkeit, die Wohlfahrt und den Glanz der Welt ausströmen, und deren Werkzeug eben die geordnete Freiheit sein soll; die Freiheit in der höchsten Blüte und Ausbildung. Ihr — der Legitimität und der Freiheit —

steht gegenüber als Zerstörungsprincip, als chaotische, fortschleudernde Gewalt, als heidnisches Bewusstsein, als Despotie und Usurpation, als erst nach dem Dasein und nach dem thatsächlichen Leben gewaltsam ringende widernatürliche Handlung — die Revolution u. s. w.

Diese Stellen, in denen so ziemlich alle Hauptsätze der neuen Davidischen Weisheit niedergelegt sind, mögen einstweilen für den Leser genügen. Jetzt aber, Hr. Jacoby, nehmen Sie gefälligst Platz, damit wir Ihre vortreffliche Lektion miteinander durchgehen können. Ich stelle mich auf Ihren Standpunkt, ich bin voll psalmoidischer Worte; aber Sie werden genehmigen, daß ich in schlichtem, verständlichem Deutsch mit Ihnen rede, damit das zuhörende Publicum mich verstehe.

Das erste Erforderniß eines Propheten ist, daß er überzeugt sei von Dem, was er predigt; das zweite, daß er seine Überzeugungen in einer Weise vorbringe, die im Moment bewältigt, hinreißt, gewinnt. Das, Sie Cicero der sionitischen Muse, haben Sie ganz vergessen. Sie sind unendlich reich an hohlen Worten, oder, um mit Ihrer eignen Zunge zu sprechen, „an fallend-blaffer Rede“. In den pomphaften, aufgeblasenen, schwülstig unsinnigen Redensarten, die Sie zusammenblasphemierend „Religiöse Rhapsodien“ zu nennen belieben, hört man, wenn überhaupt etwas, nur etwas Erzenes klingen; mir kommen Ihre Rhapsodien beinahe vor wie Goldbeutel, aus Worten gewirkt. Das ist jedoch bloß eine Meinung, die ich hier ausspreche, weil ich tolerant genug bin, auch die Meinungen Anderer zu hören. Was mich indeß dazu veranlaßt, sind die Anfangsredensarten, die Sie „Widmung“ überschrieben haben. Das ist die schlechteste Empfehlung von der Welt für ein Buch, in dem angeblich die höchsten Interessen der Menschheit besprochen werden sollen, wenn man von der Richtung einer Zeit, die wie jede in ihrem Suchen nach Wahrheit hin und wieder auf Irrwege gerieth, mit solcher Gemeinheit spricht, wie es in den angeführten Worten geschieht. Sie wollen die sionitische Harfe schlagen und klappern gleich anfangs mit klapperdürren Knochenfingern auf dem zersprungenen Resonanzboden Ihres Herzens, dem Sie vergeblich durch Riesensatzpumpen frische Luft einzupumpen suchen. Es ist noch nicht gar lange her, wo Sie anders dachten und sprachen; allein Sie sind erleuchtet worden, und das ist gut für Sie und die Welt. Nur sprechen die Erleucht-

teten in der Regel ohne Prahlerei; ihre Worte sind zündende Blitze, kein übertriebenes Strohfeuer. An das Alte, Feste, Bestehende will der sionitische Sänger sich halten? Gut! Aber doch spricht er von Freiheit und Bewegung! Wie ist hier Einheit in seine Worte zu bringen? Eine Erklärung läge nahe. Der Sänger ist in seinem psalmobischen Schwunge so hingerissen worden von der Begeisterung, daß die Begriffe von selbst sich verwirrt haben. Die Welt begann vielleicht vor seinem prophetisch trunkenen Auge zu tanzen, und die gesunde Vernunft bekam den Schwindel. Wohl ihm, könnte man diese Absicht festhalten! Es will aber nicht recht gehen; denn hinter diesem leeren Bombast entweihter Worte schießt ein Schlangenauge hervor, das fast aussieht, als wolle es fragen: wie viel bekomme ich Handgeld? Die Industrie zwar ehre ich, denn sie ist der Colporteur der Civilisation; wenn aber ein solcher sionitischer Doppelgänger kommt und die höchsten Interessen der Menschheit zur Bank macht, in welcher die niedrigsten irdischen Interessen sich mehren und reelle, aber gemeine Zinsen tragen sollen, so fühle ich einen säuerlichen Geschmack auf der Zunge, aus dem sich das Wort: Verachtung, entwickeln will. Der neue Pseudo-David ist, mit einem Worte, nur ein verkappter, aber jämmerlich schlechter Vertheidiger der abgegriffensten Legitimität, und seine aus Bibel, Christenthum und Philosophie entnommenen Beweisgründe sind so hohl in sich selbst, daß es in der That kaum der Rede werth ist, davon zu sprechen.

Und wogegen vertheidigt er die Legitimität, die Hierarchie, die allen Vernünftigen schon seit undenklichen Zeiten ein Märchen geworden ist? Gegen die Intelligenz der Zeit, deren höchste Blüte in jener geistigen Revolution aufbricht, die jeder freie, klare und reine Mensch an seinem Busen nährt und pflegt. Hier nun gilt, was ich zu Anfange dieses Aufsatzes aussprach: bei dieser Pflege mögen Viele irren, ja freveln; aber der Frevel sinkt zusammen im Streben selbst. Ihn mögen wir mißbilligen, doch die Richtung müssen wir ehren und fördern helfen. Hr. Jacoby dagegen, der von der Freiheit und der Bewegung spricht in unklugen Phrasen, erfindet sich auf eigne Faust eine Organisation der gesammten Welt, höhnt die Geschichte in ihrer schaffenden Heiligkeit, verlangt, die Menschheit solle von ihr sich abwenden, nur dem Daseienden gehorchen und das sogenannte Legitime als Prokrustesbette auf der Welt aufschlagen, um in ihm die kurzen und die langen Gedanken zurechtzuzerren. Legitim ist nur der freie Gedanke, der in ungehindertem Umfichgreifen Das allein zertrümmert, was gegen die Ordnung der geistigen Gesetzgebung läuft. Dieser Gedanke ist die ewige Bewegung und Revolution, die so alt und heilig ist als die Welt und die Geschichte. Nur der dümmste Unverstand kann es sich noch einfallen lassen, gegen diese Art der naturgemäßen Entwicklung der Geschichte zu kämpfen. Man könnte ebenso gut alle Intelligenz ausrotten wollen, die Humanität ein Laster nennen, weil sie den Menschen als Menschen, nicht nach der Rasse beurtheilt, in die ihn der Zufall gestellt hat.

Was will denn nun eigentlich Hr. Jacoby? Er spricht es deutlich aus (S. 208) in den Worten:

Die Skeptiker von Grund aus — das sind die Dummköpfe; und daher rührt es auch, daß eine bekannte Richtung der neuesten deutschen Literatur, abgesehen von ihrem Frevel, noch dazu so unsäglich — albern ist.

Wie viel mag wol der sionitische Sänger für seine psalmobischen Bänkelsängereien Auflage bekommen? Es muß viel sein, sonst könnte ich wenigstens nicht begreifen, wie er es vermag, sich selbst das vollgültigste Zeugniß der Albernheit zu schreiben. Eines so langweiligen, albernen Buches mindestens hätte es nicht bedurft. Die Waffensinkt Jedem von selbst, sobald die Unfähigkeit, eben weil sie nichts Anderes besitzt, Zeter und Mord schreit über den Reichthum der Übrigen. Hr. Jacoby speit auf die Skeptik, weil sie die Mutter und Säugerin der Intelligenz ist und diese wieder die Bewegung, d. h. die Freiheit gebiert. Man könnte solche Bornirtheit bedauern, wenn sie nicht eine geistfesslich gemachte wäre.

Wie lange ist es her — sagt der sionitische Sänger —, daß der aufgeklärte Pöbel in der Kunst die Religion fand. Heute findet er sie in dem Streben nach politischer Freiheit, morgen vielleicht im blinden Gehorsam für den gewaltigen Willen eines Einzelnen, oder in der blutigeren Anarchie.

Für so albern aber halte ich Hrn. Jacoby nicht, daß ich glauben könnte, er sei von Dem, was er da im Interesse derjenigen Legitimität, die sich selbst nicht begreift, niedergeschrieben hat, überzeugt. Hier entdecke ich vielmehr jene Zwischeseite des Meinens, die mit Verachtung allein gestraft werden kann. Hr. Jacoby hat zwei Quellen, aus denen seine Muse trinkt, um „Religiöse Rhapsodien“ zu orgeln, sie heißen: Ohnmacht, mit der Zeit und ihren Führern Schritt zu halten, und industriöses Talent, das ihm angeboren zu sein scheint und in ihm nur eine etwas ungewöhnliche Metamorphose erlebt hat. Das ist aber auch das einzige Talent, mit dem er prahlen kann; selten in der That, aber nicht beneidenswerth!

Fast man nun Alles zusammen, was Hr. Jacoby in seinem Buche laudert, so ist das Endresultat seiner Rhapsodengefänge folgendes. Er bemüht sich, Alles, was groß, erhaben, geistvoll ist in der Zeit und eben darum die Freiheit des Gedankens auf den Thron der Welt erhebt, in der erheuchelten Gewandung eines religiös-begeisterten Sängers, dem man aber nur zu schnell das Schauffirte und Gemachte ansieht, zu verdächtigen; ein ebenso schwachvolles als albernes Bestreben! Darum schließt er auch sein Buch, wie er es begann, mit einer gemeinen und lächerlichen Invektive gegen die ehrenvollen Kämpfe des emancipirten Menschengesittes wider die verrosteten Thorheiten der Gewohnheit. Diese Worte mögen auch diese Anzeige schließen.

Der bewußte Frevel und das ungeheuerere Streben vergehen bald durch die Krämpfe, von denen sie stets begleitet sind; und wenn jene ausgerast haben, wohnt in den Menschen ein Jammer und eine Zerknirschung, welche sie zum Altar und zur heiligen Mutter zurückzieht. Aber der Quark, die indifferente Gesinnung, die Guillotine mit lästerlichen Lebensarten, die aufgeklärte, aufgepumpte Narrheit, der ironische Spott gegen das Heilige, die gebildete Mittelmäßigkeit und Gewürzkräuterei, die n a g e n d e, journalistische Zotenmanier, wohlhingepack

in Freiheit und Vorlicht — das ist langsam zehrendes Gift für die Welt, durch welches die Freiheit und alles Lichtige und Große verborrt, und welches vermittelt, daß die Knaben das große Wort führen, und daß eine Fahne der nichtsnutzigsten Abergläubigkeit über die meisten Gebiete und Länder Europas prahlend weht.

Hätte nur Hr. Jacoby ein Journal, oder vermöchte er, mit der Zeit Schritt zu halten, so würden wir von alle Dem vielleicht das Gegentheil hören. Nicht seine Überzeugung, nur sein Mangel an eigener Würde macht ihn zum verunglückten Psalmodisten. Noch ein solches Buch, und ich fürchte, er ist der Verachtung der Welt anheimgefallen.

Vorstehender Artikel war bereits geschrieben, als mir Nr. 2 zu Händen kam. Es kostete mich einige Überwindung, den Parfentönen J. Jacoby's zu lauschen; indeß als Kritiker überwinde ich mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und so ergab ich mich meinem Schicksal. Bald ergriff mich eine bittere Reue; es dauerte mich, daß ich einem solchen Subler so viele Aufmerksamkeit gewidmet hatte. „Harfe und Lyra“ belehrten mich, daß Menschen wie J. Jacoby am besten mit völliger Nichtbeachtung zu bestrafen sind. Etwas über diese neue Scharteile von ihm zu sagen, ist unmöglich, da jeder ehrbare Mann über eine solche Frechheit des brutalsten Selbstlobes und der niedrigsten Schmachtsucht verstummen muß. Ich schlage den Witsch auf und schreibe die erste beste Stelle ab. Da steht:

Ich bin nicht flach und abgescmact, in meiner Seele blühet der Aeffinn. Ich spreche keine Foten, keusch und streng ist meine Rede. Ersorcht hab' ich der Sprache Bau und Wendung, ich flechte kunstgerechte Sätze und schreibe nicht, wie du, ein laubermweißes Deutsch. Ich singe keine Bänkelsängerlieder und wecke nicht die thierisch-dumpe Brunnst; in meiner Rechten brauset die heilige Harfe, dem Herrn des Himmels und der Erden sing' ich den Preis. Mich verachten nicht die Mächtigen der Erde; sie ehren mich und laßen sich an meinem Wort. Auch buhl' ich nicht um Kränze vom Gesindel; die Besten sollen einst die Stirn mit schmücken.

Ich blättere weiter und finde folgenden außerordentlich dichterischen Gesang zur Harfe des neuen David, überschrieben: „Das Lied von der glorreichen neuen Zeit.“ Man höre das schöne Lied:

Was brauchen sie den Helidenrum? Sie haben ja das Schreibertum. Sie schreiben und schreiben den ganzen Tag, und was nicht geschieht, das wird doch — geschrieben. (Hr. Jacoby zeichnet sich hier selbst.) Die flinke Feder zieht tapfer vom Feder. (Ich bitte auf den reinen Reim zu achten!) Viel Roth, viel Roth: — o glorreich neue Zeit!

Ist die alte Perücke zerfetzt, da wird ein Flitzchen rasch aufgesetzt. Sie nähen und flicken den ganzen Tag, und wird es kein Pops, so gibt's doch — ein Pöpschen. Die Schneidernadel macht ja den liberalen Adel. Viel Roth, viel Roth: — o glorreich neue Zeit!

Wer heutzutage nicht schreiben, nicht flicken kann, der bleibt zeitweilen ein geschlagener Mann. Glorreiche Schreiberei, glorreiche Flickerei; da führt Hans Hasenfus das große Wort. Viel Roth, viel Roth: — o glorreich neue Zeit!

Ich könnte hier noch den gleich darauf folgenden Gesang: „Das Lied vom Ziegenbock“, hinzufügen, doch fürchte ich, der Gestank möchte zu arg werden. Wer noch Lust hat, dem Psalmodisten den Arm zu bieten, der thue es, ich meinerseits bin überzeugt, daß Jedermann, der sich

selbst achtet, dem Subler geben wird, was ihm gebührt, die Verachtung, welche ich ihm vorhin prophezeite. 33.

Das Leben Napoleon's, Kaisers der Franzosen. Nach den vorzüglichsten Quellen neu bearbeitet von Eothario. Stuttgart, Metzler. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

In einer, der ersten Lieferung dieser Schrift vorgebrachten Benachrichtigung der Verlagsbandlung wird „Das Leben Napoleons“ von Eothario als historisch treu und als mit besonderer Berücksichtigung für Deutsche nach den besten Quellen geschrieben bezeichnet. Ref. muß indeß bedauern, weder das eine noch das andere dieser Prädicate als wahr befunden zu haben. Denn das Buch des Hrn. Eothario ist durchaus nichts als eine Compilation aus den gewöhnlichsten und gangbarsten Schriften von Korvins, Fain, Constant, Chaboulon, Gourgaub, Arnault, Las Cases u. A., die in Frankreich über Napoleon erschienen sind, und hat höchstens den sehr zweifelhaften Vorzug, die unzuverlässigen „Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande“ benutzt zu haben, sodas gegenwärtiges Buch nur um etwas Weniges genauer ist als Hugo's Panegyrikus auf den Kaiser Napoleon, den Heinrich Glaser's Fingerfertigkeit mit allen seinen Fehlern und Übertreibungen nach Deutschland zu verpflanzen bemüht gewesen ist. Deutsche, italienische oder englische Schriften aber hat der Hr. Eothario nirgend benutzt; die Werke eines Schäg, Clausen, Schepeler, Rüßling, Botta, die „Österreichische militairische Zeitschrift“ und andere Werke einzusehen, ist ihm gewiß ebenso wenig eingefallen, als sich um englische Originalberichte oder militairische Memoiren, deren wir bekanntlich sehr schätzbare besitzen, zu bemühen. Auf einen Schriftsteller wie Walter Scott sehen nun solche Compileratoren wie unser Verfasser sehr stolz und hochmüthig herab, und doch ist seine „Geschichte Napoleons“ trotz ihrer britischen Einseitigkeit bei der moralischen Nützlichkeit ihres Verf. weit mehr werth als die Fabrikarbeiten eines Kolb, Glaser, Leidenfroß und des von uns jetzt zu beurtheilenden Schriftstellers.

Das Buch ist zu unbedeutend, als daß wir uns lange bei demselben aufhalten sollten. Mehr als Gewöhnliches und Bekanntes gibt es nicht, und wenn auch grade nicht zu bedeutende Verstöße und Unrichtigkeiten darin vorkommen, so zeigt doch die Ungenauigkeit in Namen und einzelnen Angaben dem unterrichteten Leser zur Genüge, mit welcher Genauigkeit Hr. Eothario gearbeitet hat.

Sehen wir nun noch auf den Charakter des vorliegenden Buchs, so ist derselbe durchaus undeutlich, sodas wir unter dem Hrn. Eothario einen Italiener vermuthen möchten, obgleich die Stellen über Italien sich auch nicht durch eine besondere Wärme und Innigkeit des Gefühls auszeichnen. Nur Napoleon und Frankreich werden gelobt, nicht selten auf Kosten anderer Völker und Monarchen. Denn das Benehmen des Erstern gegen Spanien wird ganz in der Ordnung gefunden, die heldenmüthige Vertheidigung der Spanier und Tiroler sowie die ewig denkwürdige Erhebung des preussischen Volks werden ohne die geringste Theilnahme erzählt (wird doch auf S. 392 von York's Uebertritt zu den Russen gesagt, daß er „das gefährliche Beispiel einer Militairrevolution“ gegeben und daß der König von Preußen ihm diesen Schritt eigentlich nie verziehen habe), die Ermordung des Herzogs von Anglien wird als eine Handlung der politischen Nothwendigkeit entschuldigt, der Brand von Moskau als ganz abseuflich und verdammungswürdig dargestellt und so fast Alles getadelt, was nicht zu Napoleon's Plänen gepaßt hat. Eine fast lächerliche Animosität zeigt Hr. Eothario auf S. 162 gegen die Frau von Stael. Der König von Preußen erhält für sein Benehmen in der Schlacht bei Jena einiges Lob, Bismarck und Kalckreuth für die Vertheidigung von Danzig, der Erzherzog Karl wird ein heldenmüthiger Fürst genannt, aber als die höchste Auszeichnung, die ihm widerfahren konnte, gepriesen, daß ihm Napoleon 1809 das Kreuz der Eh-

renlegion, welches er selbst trug, habe überreichen lassen. Sonst verschwindet aber alle Kapazität der Dörfer, Aussen und Preußen vor der strahlenden Glorie der französischen Truppen und dem wundervollen Genie ihres Anführers. 2.

Reisebilder aus Dänemark und Schweden. Von A. v. Treckow. Mit lithographirten Abbildungen. Quedlinburg, Basse. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der leichten Unterhaltung, welcher diese Skizzen einer Reise nach Kopenhagen, Gothenburg, Trollhättan, Stockholm und zurück gewidmet sind, wird es zusagen, in diesem Buche neben der Schilderung von Land und Städten auch Anekdoten, Sittenstücken und launige Abenteuer anzutreffen, die uns ein gewisses Interesse an dem Reisenden einflößen. Wir wollen nicht behaupten, daß diese Abenteuer immer besonders erheblich oder sehr geschmackvoll vorgetragen seien; sie lassen sich indeß doch lesen, und es wäre nur zu wünschen, der Verf., dem es an Auffassung und Beobachtung nicht fehlt, hätte von den geschätztesten Ländern mehr gesehen als ein paar Fragmente. Aus Dänemark gibt er nur von der Hauptstadt, aus Schweden von dieser und Gothenburg, nebst der kleinen Umreise am nördlichen Ufer des Mälarsees, lebendige Bilder und kann daher zu den eigentlichen Reisebeschreibern des skandinavischen Reichs kaum gerechnet werden. Indes athmet, was er gibt, einen unbefangenen Geist, gute Anschauung und zeigt eine gefällige Darstellung.

Von dem Nationalmuseum in Kopenhagen wird uns eine gedrängte, gutgefaßte Schilderung entworfen; die Bildergalerie im Schloß Christiansburg, zu der ein mehrbändiger raisonnirender Katalog vorhanden ist, wird uns als höchst unbedeutend und die Erntase Thaarup's darüber als lächerlich hingestellt. An dem dänischen Militär nimmt der Verf. großen Anstoß. Der Reise durch den Sund folgt die Quarantaine auf der Insel Kenseo, die zu manchem hübschen Bilde Gelegenheit gibt. Von Gothenburg und seiner malerischen Umgebung ist der Reisende mit Recht entzückt, nur ist die Parallele mit der Bai von Neapel doch etwas zu kühn. Die Reise zu den Wasserfällen des Gothaelf, der Besuch des Villa-Eden, des kleinen Paradieses — „ein Prachtzimmer der Natur“ nennt es der Verf. —, Trollhättan, sein Kanal, die Schleusen und die Wasserfälle, diese bilden eigentlich den Kern dieser Reisebeschreibung in malerischer Beziehung. Von den Wasserfällen gibt sie folgende Schilderung: „Drei Stufen sind es, von welchen die Gothaelf herunterzuspringen hat; unser hoher Standpunkt gewährt uns nun den vollen Überblick dieses Schaupiels. Von einer steilen, mit Fichten bewachsenen Felswand stürzt eine breite Wassermasse herab und verwandelt sich nach dem Sturz in Schaum, der hoch aufspritzt. Die Entfernung von dieser Stufe zur mittleren ist grade hinreichend, um den Fluß wieder zu sich kommen zu lassen, oder ihm Zeit zu gönnen, sich aus Schaum in fließendes Wasser zu verwandeln. Dann aber gelangt er zur dritten Stufe, bevor er sich vom zweiten Fall erholt, und hier ist es, wo sich der Kampf der Elemente gegen die ungeheuren Felsblöcke in seiner ganzen Furchtbarkeit malt. Wenn es der Elf gelang, bei dem ersten Sprunge ihre Wassermasse zusammenzuhalten, so gelingt es jetzt den zackigen Felsen, ihre Macht zu zersplittern, und auf tausend Wegen muß sich der tobende Fluß zwischen den Felsen hindurch drängen. Nichts ist malerischer als die kleine ruhige Felseninsel mitten im Wasser; getämmel; zu unsern Füßen aber sammelt die Elf ihre zersplitterten Bogen und schleicht dann vom Kampf ermattet weiter.“

Griseholm am Mälarsee (1537 von Gustav Vasa in seine jetzige Gestalt gebracht) mit seinen blutigen geschichtlichen Erinnerungen, die hohen, thurmähnlichen Basaltsäulen und Regel am Rensner, die malerischen Ufer, die imposanten Wälder zwischen beiden Seen werden gut geschildert. Hinter Mälarsund hört die pittoreske Natur auf, Fichtenwälder ersetzen die Eichenhaine, und erst am Helmarsee wird die Landschaft

wieder reizvoll. Hier herrscht die Eise in großen Wäldern. Diese rücken bis dicht an die Hauptstadt und machen es begreiflich, wie die Wälder im Winter bis zu den ersten Häusern der Vorstadt gefangen können. Im J. 1829 wurden in Schweden 125 Bären, 219 Luchse, 558 Wölfe und 8466 Füchse erlegt, und man berechnete den von ihnen angerichteten Schaden unter den Haushieren auf 200,000 Thlr. Banco. In Stockholm gibt es, nach dem Verf., keinen Gasthof, sondern nur Privatwohnungen für Fremde, was doch zu verwundern wäre; keinen Lohnbedienten, keinen Hausknecht u. s. w. Weiber führen die Kähne zwischen den Holmen, auf denen die Hauptstadt erbaut ist, und von der wir durch den Verf. ein genügendes und recht freundliches Bild erhalten. Was ihn besonders anzieht, ist das Lager auf Labugårds-Land, wo der König sich unter 12,000 Mann des schwedischen Heeres wie im Schoo seiner Familie befand. Welche uneingeschränkte Liebe Karl Johann in Schweden genießt, ist bekannt. Es ist wahrhaft wohlthuend, diesen treulichen Agenten unter seinem Volke zu sehen; unter einem Volke, dessen Sprache er kaum versteht, und das er durch Milde und Theilnahme, durch Beisitz und Güte doch so unbedingt für sich zu gewinnen wußte. Ein braves Volk! — ein braver König! Die Nachrichten von der so eigenartigen schwedischen Heeresrichtung, welche der Verf. gibt, sind zwar nicht neu, doch ist die Sache gut dargestellt. Die Verpflichtung der Militärgestellung ruht auf dem Lehnsprincip. Jeder Grundherr muß sich, um ihr zu genügen, wie im deutschen Mittelalter, Pinfestessen halten; die er mit Ländereien dotirt und die dafür die Heerespflicht auf sich haben. Selbst die Mehrzahl der niederen Offiziersgrade ist so dotirt, und obgleich deswegen der schwedische Soldat vom Pfluge her in Reih und Glied tritt, so steht das Militär in Übung und Haltung doch keinem europäischen nach und dem dänischen z. B. unendlich vor. Nur zwei Regimenter bestehen aus Soldtruppen. Von der bekannten Pinfestfabrik des Oberlieutenants Blom, bei dem die Franzosen für ihre algerische Provinz eine ganze Stadt bestellt haben sollen, sagt der Verf. viel Nützliches; der Geschichte Mann hat einen 60 Fuß hohen Thurm von Bretern auf einem Felsen bei der Stadt errichtet, der in jedem Augenblick brechen zu müssen scheint und doch allen Stürmen des Nordens trotzt.

Zum Schluß wird Schloß Rosendal, Drottningholm, eine unglückliche Nachahmung von Versailles, die für die Natur im Norden gar nicht paßt, und ein Landhaus am Mälarsee beschrieben, worauf der Verf. mit Linne's Worten einen freundlichen Abschied von uns nimmt. Wir haben ihm für sein Buch zu danken. 30.

Literarische Notiz.

Ein neugriechischer „Almanach royal“.

Ein solcher ist unter dem Titel: „Βασιλικὴ ἑτηρίς τῆς Ἑλλάδος“, in Athen auf das Jahr 1837 erschienen. Herausgegeben hat ihn der Dr. Hippokrates Klados, und zwar nach dem Plane des „Almanach royal“ von Frankreich. Der erste Theil, welcher eine Genealogie der regierenden Häuser von Europa und ein Verzeichniß der ersten Staatsmänner jedes Landes enthält, ist fast nur eine Uebersetzung aus jenem, und bietet daher für den Ausländer kein weiteres Interesse dar, als inwiefern es auf die Art und Weise gerichtet ist, wie der Herausgeber bemüht gewesen, die sich ihm in dieser Hinsicht und namentlich bei diesem ersten Jahrgange entgegenstellenden Schwierigkeiten in Betreff der Sprache zu beseitigen. Der zweite Theil, der sich ausschließlich mit Griechenland beschäftigt und Nachrichten über das junge Königreich enthält, die so noch nirgend zusammengestellt waren, ist natürlich der interessanteste, wenn gleich er, wie überhaupt der ganze Almanach, mannichfache Verbesserungen fähig ist. 25.

Athens; its rise and fall. With views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people by *E. L. Bulwer*. London 1837. *)

Die Verbindung, welche wir die Geschichtsschreibung häufig mit der Dichtkunst eingehen sehen — zwei Richtungen des Geistes, die, in ihrer höhern Vollendung beide in die Offenbarungen des göttlichen Lebens vertieft, nur darin unterschieden sind, wie es jede am geschäftigsten, sei es in den großen Weltacten oder in den eignen Conceptionen, aufzeigt —, das Zusammengehen dieser Richtungen scheint mit einigem Rechte die Meinung gegen sich zu haben, daß wol jene die letztere mit ihrem mächtigen Arme zu heben wisse, indem sie dem oft unstet und leidenschaftlich suchenden Schöpfungsdrange einen kernigen Stoff entgegenbringe, um sich daran auszuarbeiten, daß aber die Poesie, wo sie mit dem Selbstgeföhle einer absoluten Höhe sich an das Gewühl der Dinge mache, demselben nicht mit gleichem Glücke eine Förderung, ja sein Recht zu geben verstehe. In der That läuft sie Gefahr, bewegt von der Anschauung, wie sie es ist, entweder den ruhigen, gemessenen Blick zu verlieren, womit sie die Dinge sich langsam und bestimmt in sich bewegen sehen soll, und die Grammatik der Weltsprache mit dem Redeschwunge ihrer Idee zu vertauschen, oder, falls sie energisch genug ist, sich des weiten Stoffs zu bemächtigen, zu rasch über diesen hinweg in das heimische Gebiet zu flüchten, zu geizig gleichsam mit dem Gott, um ihn allzu tief in das lärmende Geräusch der Begebenheiten zu verwickeln. Die Verbindung beider gleichwol, ja ihre innige Vereinigung, wenn auch nur seltenen Individuen gegeben, widerstreitet so wenig der Natur der Sache, daß nur da, wo, wenn nicht eigentlich ausübende Poesie, doch lebendiges poetisches Talent vorhanden ist, ein wahrhaftes historisches Kunstwerk entstehen zu können scheint. Die deutsche Literatur nennt mit Stolz eines ihrer Denkmäler, in denen der edelste, heheitsvollste Dichter, der Dichter des absoluten Gedankens alles Das, was er in seinem kurzen, vielfach gebrängten Leben nicht zur vollkommenen Bewältigung entwickeln konnte, auch in der Anschauung und Darstellung des Strahlenpunktes unserer heutigen

Zustände niederzulegen versuchte. Was auch an Schiller's dreißigjährigem Kriege die forschende Kritik Mangelhaftes zu entdecken weiß, wie weit die historische Aufhellung der Facta auch die damalige Stufe der Kenntniß überschritten hat: ein so tüchtiger Fleiß zeigt sich in diesem Werke, ein so mächtiger Geist schreitet von Anfang bis zu Ende durch das Drama und bündigt seine einzelnsten Scenen, und die Idee, welche des Dichters kräftiger Genius darin festhält, entfaltet sich zugleich in so vollendeter, hinreißender Form, daß alle Bemühungen, in ähnlicher Weise die große Aufgabe des Gelehrten und Philosophen, welche auch dem Einzelnen sein Recht angebeihen lassen will, zu lösen, ohne das Zusammensein ähnlicher Geistesblüten scheitern müssen. Der vielberufene Verf. des vorliegenden Werkes, wie man seine sittlich-politischen Darstellungen oder Nachtgemälde auch einordnen mag, ist in seiner dichterischen Kraft doch hervorragend genug, um ihm ein wesentliches Element der Poesie, Lebendigkeit des schaffenden Vermögens, nicht absprechen zu können.

Indem er zum Gegenstande ernsterer Studien eine Epoche gewählt hat, in welcher einen Zeitraum von neun Jahrhunderten hindurch ein Volk als diejenige Spitze des menschlichen Geschlechts erschien, welche noch jetzt mit zahlreich zertheilten Strahlen in die Nachwelt hineinleuchtet, scheint keine zugleich geeigneter zu sein, das Zusammenwirken jener geistigen Eigenthümlichkeiten zu fordern oder zu erproben. Die großen Lücken, welche unverhältnißmäßig mehr dieser Theil der Geschichte als die neuere enthält, das weit und unsicher zerstreute Material, die Lapidarschrift, mit der wir, wie ihre Denkmäler, so auch oft ihre Thaten verzeichnen finden, die Einseitigkeit, wenn nicht Parteilichkeit ihrer Berichterstatter, ihre häufige Neigung, die ernstere Gewissenhaftigkeit des spätern christlichen Bewußtseins mit eitler, oder leichtsinniger, oder geschwätiger Unwahrhaftigkeit zu vertauschen, alles dies scheint mehr als irgendwo eine tüchtige und gewandte Kraft der nachschaffenden Phantasie zu verlangen, um zugleich durch Sichtung des Gegebenen oder durch Erzeugung des Mangelnden ein so lebendiges Bild zu erzeugen, wie es durch Versehung in den Mittelpunkt der Ereignisse zu einem ebenso wahrhaften als harmonischen Ganzen gestaltet wird. Ein alter Gegensatz, oder, wenn man will, ein alter Streit zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung schei-

*) Eine vorläufige Nachricht über das Werk theilten wir gleich nach dessen Erscheinen in Nr. 217 d. Bl. f. 1837 mit. D. Red.

bet die Gebiete und Aufgaben dieser beiden; nichts berechtigt, dies auch auf die Verdienste auszudehnen, welche oft der erstern reichlicher ertheilt worden als der letztern. Während jene in dem anhaltenden Bestreben, die feinsten und entlegenen Ideen zu verfolgen; um an ihrem Ausgangspunkte die glänzenden Erzfusen zu Tage zu fördern, oft auf diesem mühevollen Wege an dem benachbarten Gestein haften bleibt und ohne eignes, volles Entscheiden die gesammte Ausbeute einer fernern Auswahl überläßt, eilt diese, Ordnung aus der Masse herzustellen und die geleisteten edeln Kömer in sprechender Gestalt auszubringen; ein ebenso nothwendiges als anziehendes Geschäft. Das vorliegende Werk schließt sich unstreitig überwiegend an die letztere Gattung. Die Voraussetzung einer etwaigen Überflüssigkeit desselben bei zureichender Anzahl ähnlicher Versuche wird schwerlich gemacht werden können: einmal sucht der jährlich vermehrte Gewinn der gelehrten Studien immer von Neuem die durchgreifende und ordnende Hand; es spiegelt sich aber auch der jedesmalige Gesamtausdruck einer Zeit in der Art, wie sie sich zur Vergangenheit zu verhalten sucht, und endlich hat eben diese Zeit so verschiedene Elemente, daß die verschiedensten Auffassungen zur Ergänzung aller nur willkommen sein müssen. Es fehlt, wenn es nicht zu gewagt ist, diese Ansicht zu hegen, für die griechische Geschichte auch in unserer Zeit ein solches Cardinalwerk, welches mit hinreichender Beachtung aller der zu einem treffenden Gemälde nöthigen Züge, mit genauer Kenntniß des dafür herbeizuziehenden Materials, mit geschickt geordneter Vollständigkeit eben dieses Stoffes jene innere Plastik verbindet, welche in edler, schöner Form gleichsam Alles noch einmal verkündet, aber auch, und dies scheint nach dem Verlangen der Epoche ein Unermeßliches, genügende philosophische Tiefe besitzt, um die Frage nach der höhern Bedeutung dieses scheinbar für sich spielenden Dramas, gleichviel auf welche Weise, doch zu beantworten. In Gemäthern, wo die letztere Richtung sich auf das entschiedenste kundthut, erfragen wir oft vergebens die Fäden der Dinge selbst, die Idee an ihnen zu messen oder darin zu vertiefen, während andere Werke zu gleicher Zeit in einer nachlässigen Flucht vor den Massen und einer kaum gewünschten Weltfremdsichtigkeit die rechte Klarheit des eignen Willens nicht scheinen finden zu können.

Es ist dieser neuen Arbeit nun vor Allem eine gewisse Vollständigkeit der eigentlichen Erzählung zuzusprechen; der Verf. hat sodann nach seiner Eigenschaft als dichterlicher Erzähler und als selbstthätig in die Angelegenheiten eines großen Staats Eingreifender schon von vorn herein das günstige Vorurtheil für sich, diesen doppelten Vortheil der errungenen Form und des scharfern Durchblickens der Ereignisse vor seinen Arbeitsgenossen geltend gemacht zu haben. Er hat fleißig gelesen und auch besonders Vieles benutzt, was tiefe deutsche Forschung in den letzten Jahren auch in England zur richtigen Beurtheilung so vieler Punkte beigetragen hat. Aber indem er nicht durch Geburt einem Lande angehört, wo einzig und allein alle die Elemente vereinigt sind, welche oben als die einer vollendeten Geschichtsschreibung bezeichnet wur-

den, ist ihm auch Vieles unbenuzt geblieben, während jene eigne politische Stellung ihn deutlich gehindert hat, der überzeugenden Entwicklung eines Böckh, Müller, Manso, Leo, Schlosser u. s. w. gegenüber namentlich die Haltung zu bewahren, welche seine demokratische Richtung modifiziert, ohne sie farblos zu machen, sie aber oft halb, wenn nicht mit unverkennbarem Widerstreben verleugnet, wo sie nicht haltbar bleibt. Ja, diese seine Stellung inmitten oft unverföhllicher Gegensätze und persönlich bitterer Parteilungen moderner Zeit hat ihn oft rascher in der Entwicklung mancher Friesfedern sein lassen, welche die Handlungen griechischer Staatsmänner charakterisiren sollen, als die Gerechtigkeit des angemessenen Factischen erlaubt; seine bekannte Neigung, mit anatomischem Spürgeiste die Charaktere seiner Novellen psychologisch zu entfalten, ist nicht selten in die Zeichnung seiner geschichtlichen Gestalten übergegangen, wie des Pisistratus, Miltiades, Themistocles, Aristides, Cimon, und es wird nicht zu viel gesagt sein, daß auch die durch lange Gewöhnung für eine bestimmte Classe der Literatur ausgebildete Form mit ihrer leisen Ironie, ihrem Hange zu Antithesen und etwas gezwungenen Perioden im Ganzen die ruhige Würde und Grobartigkeit verfehlt, mit der wir uns gern der Geschichte einer durch lange Räume verkündeten Zeit nahen mögen. Es fließen aus dieser nicht vermiedenen Redseligkeit oft nur leichte Nuancen sowohl des Vortrags als der Charaktere, welche aber doch die historische Unbefangenheit trüben, oder in der Gestalt von Reflexionen zur Aufklärung der Sache nichts beitragen, sie vielmehr stören: so unter Andern, wenn von Pisistratus gesagt wird, daß von allen Nebenbuhlern aus den verschiedenen Parteien keiner mit so ausgezeichneter Achtung auf den Rath des Solon hörte als der gewandte und einnehmende Pisistratus (smooth and plausible); wenn sich der Verf. darin gefällt, aus dem Letztern einen Mann moderner Politik und mannichfach verwickelter Leidenschaft zu machen; wenn er bei der bekannten Antwort des Solon auf die Frage: ob er sich nicht fürchte, es beklagt, daß ein so ausgezeichnete Mann in der Gebrechlichkeit seines Alters jenen Schutz habe suchen müssen, den er von seinem Ruhme erwarten durfte; wenn es an einer andern Stelle, welche die schöne Sitte des Hippas erwähnt, Heimen mit Denksprüchen an den öffentlichen Wegen aufzustellen, nicht eben sinnig heißt, daß durch ein Schreiben der zehn Gebote auf Wellenzeiger die Räuber nicht geschreckt, die Ehebrecher nicht bekehrt würden. Ebenso scheint wenig oder Irrthümliches damit gesagt zu sein, daß Aristoteles mehr der Staatsmann einer Partei als Gesetzgeber für ein Volk gewesen sei; daß Aristides, obgleich ein Bewunderer des Aristoteles, gleichwohl voll Vorliebe für das Lykurg'sche System, die Macht einer Aristokratie unterstützt habe, ferner seiner Rechthelt nach Republikaner, nach seinem hochstrebenden Geiste aber Patricier genannt werden müsse. Hier bot sich Gelegenheit, ein allerdings so schwieriges, zweifelhaftes Verhältniß aus dem verschlungenen Gewebe der Ereignisse selbst zu entwickeln. Die persönlichen Neigungen, ja Leidenschaften dürfen, sowie vielleicht niemals, auch wol bei Aristides

nicht außer Acht gelassen werden; aber es möge wegen seines spätern Antheils an der Fortbildung der Volksherrschaft auch besonders an jene so gefährliche Verschwörung erinnert werden, welche die unzufriedenen Patricier sich nicht scheuten selbst am Cithäron anzuspinnen, im Angesichte des mächtigsten Feindes, der jemals die Einheit aller Gegenkräfte gefordert hatte. Eine entscheidende Lehre mußte in diesem Ereignisse liegen.

Was aber vor Allem in der Darstellung des Verf. den Mangel eines festern Halts erzeugt hat, ist seine geringere Bekanntheit sowohl als Befreundung mit den philosophischen Bemühungen aller Zeiten; Bemühungen, welche allein im Stande sein können, die ausdrucksvollen Stufen des griechischen Lebens zu finden und dessen Stellung zum Gesamtleben jener Epoche zu bezeichnen, eben damit aber auch die einzelnen Nadien dieses Particulargeistes zu einem notwendigen Einheitspunkte seiner Tendenzen zusammenzufassen. Es sei dem Verf. nicht als voller Ernst ausgelegt, wenn er an verschiedenen Stellen den etwaigen Unwerth seiner Arbeit mit der Äußerung zu rechtfertigen sucht, daß er zu derselben aus einem inneren Kräfte seiner Beschäftigungen herausgetreten sei, daß er sie für das Volk, nicht für Gelehrte bestimme (Inhalt und Form widerstreiten den Wünschen des Volks durchaus); es mag nicht zu tadelnder Bemerkung gemacht werden, wenn er der Geschichte kein anderes Amt zuweist, als Verbindung zwischen Ursache und Wirkung zu suchen, oder felsam die Ausbildung der Geschichtschreibung vorzugsweise an das erwachende Streben knüpft, erlangte Rechte auf einen bewährten Ursprung zurückzuführen (ein Fall, der, an sich untergeordnet, in den Keimen der griechischen Geschichte nicht erscheint); wenn er ferner, von Verwunderung hingerissen für die speciellen Studien berühmter Gelehrten, schon die bloße Chronologie für eine Entwicklung der Ereignisse und eine Philosophie der Thatfachen hält. Diesem Allen widerpricht er selbst zu oft mitten im bewegten Zuge seiner Arbeit, es sei denn jenes Gesändniß etwa ausgenommen, daß er wirklich in dem Schaffen eigner Productionen größere Befriedigung finde. Aber jener erwähnte größere Mangel eines nach bestimmten Punkten zusammenlaufenden Bewebes begründet sich viel tiefer in der vom Verf. selbst angekündigten Absicht, außer dem Vorgange der äußern politischen Bewegungen auch alles Das mit hineinzuziehen, was sich auf Entwicklung der Sitten, der Kunst, Literatur und Philosophie bezieht, wodurch er sich also in der That an die großartigen Bestrebungen neuerer Zeit anschließt, welche mit universellem Blicke keines der Elemente unbeachtet lassen wollen, die oft genug zum entschiedenen Nachtheil der Anschauung getrennten Fächern überlassen blieben. Es fehlt an vielen Stellen nicht an allgemeinen Reflexionen, vortrefflich wie die über die Bedeutung des Kriegs, über die Nothwendigkeit, einen erreichten Ruf, der Individuen wie des Staats, zu erhalten, indem man ihn vermehrt, und über die gleiche Berechtigung zweier Gegensätze, deren höhere Einheit geahnt wird; andere minder bedeutend und einem gewöhnlichen Raisonnement angehörig; aber sie

sind zu zerstreut und greifen nicht bestimmt genug durch das Ganze. Wir lesen auf einer Seite des Werkes den allwahren Geschichte bedingenden Voratz, nicht einen modernen Maßstab an die in ihrem Lebensbedingungen ganz verschiedene Zeit des Alterthums legen zu wollen und nicht fortwährend zwischen den Institutionen beider Epochen Beziehungen zu suchen. Nichtsdestoweniger zeigt sich der Verf. in seiner Stimmung entschieden demokratisch, und indem er diese seine Neigung sich mehr von einer modernen Ansicht und dem vorlauten Rufe des attischen Volks als von dem Prozesse der Geschichte aufbringen läßt, welche allerdings in dem Heraufblühen dieses Elements zugleich ihr Biotum über dasselbe hinstellen wollte, ist er gegen die Verhältnisse und Unternehmungen entgegengesetzter Art, wie bei Miltiades, Themistokles, Aristides, Simon, Thucydides u. A., besangener als gerecht geblieben. Indessen ist erst halb gegeben, was der Titel des Werks verkündet. Die Größe Athens beschäftigte den Verf. bis jetzt, bis auf ihre höchste Spitze hat er sie hinaufgeführt. Wie weit in der Entdeckung und Analyse unserer Schuld meist am schnellsten und entschiedensten den Weg des wahren Verhaltens lernen, wie vorher matte Tinten durch dunklere Schatten greller hervortreten, so mag der Verf. vielleicht auch in dem nachfolgenden weniger heitern Gemälde bestimmtere Gelegenheit finden, da, wo in der bisherigen Leistung eine tiefere Durchdringung vermisst wird, einige verbessernde Züge nachzutragen. Für jetzt erfordert es einige Vollständigkeit des Berichts, Bemerkungen über einzelne bedeutendere Seiten aus dem Vorhandenen zu entnehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die schottischen Hochlande.

Aus einem interessanten Aufsatz über die schottischen Hochlande und deren gegenwärtige Zustände in der englischen Zeitschrift: „Spectator“, theilen wir in dem Nachstehenden die hauptsächlichsten Momente unsern Lesern mit.

Der Flächenraum der schottischen Hochlande nimmt die größere Hälfte des ganzen Landes ein. Wenn man nämlich den Flächenraum von Schottland überhaupt zu 30,000 englischen Quadratmeilen berechnet, so kommen 18,000 davon auf die Hochlande. Die Zahl der Bewohner dieses ausgedehnten Landstrichs beläuft sich jedoch nach der Zählung von 1831 nur auf 400,000 Seelen; eine sehr geringe Anzahl, da sie wenig mehr als den sechsten Theil der Gesamtbevölkerung von Schottland ausmacht. Während man in dem Niederlande oder dem sächsischen Theil des Königreichs 166 Köpfe auf die Quadratmeile rechnet, kommen in dem Hochlande oder dem Lande der Celten auf eine solche nur 22 Seelen. Hiernach kann man unbestritten annehmen, daß es in Nordamerika eine weit größere Zahl von Hochländern und deren Nachkommen gibt als in der Heimat selbst. Es ist natürlich, daß die so schwache Bevölkerung eines so armen Landstrichs sich in keinem wohlhabenden und vorgeschrittenen Zustande befinden kann. Das Klima der Hochlande ist rau und kalt, der Sommer ist größtentheils zu kurz, um das Getreide zu reifen, und der Winter erscheint zu plösig, um dasselbe, wenn es ja zur Reife gelangt ist, gehörig unser Dach und Fach zu bringen. Der Weizen wird nie zur Reife gebracht, sogar von der Gerste gebehrt nur eine sehr dürftige und untergeordnete Gattung. Das Hauptgetreide ist also der Hafer. Ein großer Theil des Bodens ist steinig und ohne alles fruchtbare Land. Ein noch größerer Theil ist mit düsterm Faldkraut bedeckt, der unnütze aller Pflanzengat-

jungen. Es gibt hier weder Eisen noch Kohlen, sondern was sich etwa sonst findet, ist Torfmoor, das diejenigen Districte, wo es den alleinigen Bestandtheil des Bodens bildet, zu vollkommenen Wästen macht. Die Hochlande bringen kaum Lebensmittel genug hervor, um ihre wenigen Bewohner zu ernähren, und diese Lebensmittel sind von sehr kümmerlicher Beschaffenheit. So bildet das Haferbrot schon ein Nahrungsmittel ersten Ranges, wogegen die größere Volksmasse wie die Ircländer nur von Kartoffeln lebt, die in der Regel gleich am Feuer gebraten werden. Wenn diese und ähnliche Nahrungsmittel nicht behagen, dem bleibt nichts übrig, als entweder nach Amerika zu wandern, oder Arbeit und bessere Kost in dem Tieflande zu suchen. Die ganze Bewirthschaftung dieser Gegenden besteht in Hafer- und Kartoffelbau, in der Destillation ihrer Gerste oder vielmehr Halbgerste und in dem Aufziehen von Schwarzwild und Schafen für die Märkte im Süden. Die Fischerei, besonders von Heringen, Schellfischen und Lachsen, ist keineswegs unbedeutend und könnte wol für ein betriebames und gewerthvolles Volk zur Quelle des Wohlstandes werden; allein von Betriebsamkeit und Gewerthvollem ist freilich bei dem schottischen Hochländer keine Rede und kann auch nicht füglich die Rede sein. Ihre ganze Betriebsamkeit beschränkt sich auf die Bereitung geistlicher Flüssigkeiten aus gemalzter Gerste. Andere Artikel, die in früheren Zeiten wol noch einen Ertrag gewährten, gehören jetzt, bei dem gesteigerten Manufakturwesen im Süden des Landes, wenig oder nichts mehr. Hinsichtlich der Civilisation gehören die Hochländer zu den auf der niedrigsten Culturstufe befindlichen Unterthanen des britischen Reichs. Sie sind zwar tapfer und kühn, unternehmend und auch von Natur in geistlicher Hinsicht nicht verwahrloßt, allein die Arbeit und Betriebsamkeit ist ihnen, wie bemerkt, noch eine halb fremde Sache, und sie können in dieser Hinsicht mit ihren südlichen Nachbarn kaum im entferntesten verglichen werden; auch den Arbeitseuten in Irland stehen sie an Fleiß und Thätigkeit nach; und doch kann man auf der andern Seite wieder kein friedlicheres und ordentlicheres Volk in der Welt finden als die schottischen Hochländer. Weder bürgerliche noch religiöse Unruhen und Parteilungen können unter ihnen Raum gewinnen. Die große Masse sind Presbyterianer von der schottischen Kirche, allein es gibt auch ganze Districte, wo die große Mehrzahl am Katholiken besteht, die sich ebenso gesetzmäßig wie die übrigen verhalten. Die Unwissenheit ist in einigen Landstrichen außerordentlich groß, und wer dürfte sich noch darüber verwundern, in solchen Gegenden Armuth und Elend zu finden, wo die höchste Unwissenheit und Uncultur zu Hause sind. Die Ursachen aber dieses außerordentlichen Zurückbleibens sind wol verschieden und verdienen unstreitig eine genaue und umfassende Untersuchung. Das Klima und der Boden mögen wol etwas dazu beitragen, allein dies ist beinahe nicht genug, wie uns das Beispiel Norwegens ganz entschieden beweist. Denn aus den ausführlichen Schilderungen, die wir in dem Werke von Laing über Norwegen finden, eines Mannes von reifem Urtheil und der mit beiden Ländern ganz vertraut ist, lernen wir, daß in Norwegen bei ebenso unergiebigem Boden und ungünstigem Klima sich keineswegs Dürftigkeit und Unwissenheit, vielmehr geistige Cultur und Wohlstand zeigen. Ein anderer Umstand, der in den Hochlanden als Hinderniß der Civilisation gelten kann, ist der, daß die Mehrzahl des Volks noch immer keine andere als die celtische Sprache redet, einen an sich sehr dürftigen Dialekt, der seit Jahrhunderten keinen Fortschritt erlebt hat und auch keinen erleben kann. Mit der Einführung der englischen Sprache in jenen Gegenden würde ohne allen Zweifel auch die Cultur und die Intelligenz sich steigern, ganz in demselben Maße, wie dies in Nordamerika der Fall gewesen ist. Deshalb haben einige Reformer, die es mit den armen Hochländern gewiß sehr wohl meinten, doch darin sehr Unrecht gehabt, daß sie die celtische Sprache unter ihnen zu erneuern und zu verewigen suchten, indem sie Bibeln in dieser Sprache druckten und Wörterbücher derselben herausgaben. Im Gegentheil aber würde viel-

mehr die Ausrottung dieser Sprache für das Land ein Segen sein. Ein anderer Grund des geistlichen und äußerlichen Elends in den Hochlanden liegt in der feudalistischen Verfassung des Landes, in jener unseligen Leibeigenschaft und Abhängigkeit des Landbauers von dem Eigenthümer des Bodens, welcher letztere gerade in den Hochlanden unwissender und anmaßender ist als in irgend einem andern Theile des britischen Reichs. Es ist dies dasselbe Elend, dessen Schreden und eingewurzelten Jammer wir an dem unglücklichen Irland besuhen. Die Pächter in den Hochlanden besitzen weder Capital noch Kenntnisse, stützen aber dafür unter dem Drucke einer ungeheuren Bodenrente, welche die Lairds in ihrer ganzen Strenge geltend machen. Die meisten Bauern sind nichts als dürftige Häußer und kleine Pächter, welche sich von einem Tage zum andern abschinden müssen, um nur die Rente zu verdienen, und dabei noch obenbrein Hunger leiden müssen, wenn es nicht noch schlechte Kartoffeln gäbe. Die großen Landeigenthümer sind fast sämmtlich Absenteen, und zwar solche im strengsten Sinne des Wortes. Es gibt Landstriche in den drei Grafschaften von Inverness, Ross und Argyll, welche zusammen genommen etwa mit 170,000 Seelen bevölkert sind. Diese unglücklichen Bewohner befinden sich auf dem Gipfel der Dürftigkeit; sie leiden im eigentlichen Sinne Hunger, während doch die von diesen Districten zu erhebende Bodenrente sich jährlich mindestens auf 140—150,000 Pfd. Sterl. beläuft. Folgt man diesem ungefähren Rastabe, so würde sich die Bodenrente für die gesammten Hochlande ungefähr auf 570,000 Pfund belaufen. Dies wäre allerdings für einen Landstrich von solcher Ausdehnung im Vergleich mit den fruchtbareren und cultivirteren Gegenden des britischen Reichs keine zu übermäßige Belastung, allein in Rücksicht auf die natürliche Unfruchtbarkeit dieser Districte sowie auf die Indolenz und Armuth ihrer Bewohner wird diese Bodenrente zur wirklich übermäßigen Bürde; denn nach dieser ungefähren Berechnung kommt auf jede Familie ein jährlicher Abzug von 7 Pfund Sterling, was also nach Proportion der Landesbeschaffenheit ein sechsfach höheres Quantum ist als der Betrag der Rente in andern Theilen des Königreichs.

Aus diesem allgemeinen Überblick der höchst beklagenswerthen Zustände in den schottischen Hochlanden ersieht man so viel, daß drei Reformen unbedingt nothwendig sind, um diese Verhältnisse einigermaßen erträglicher zu machen. Die erste dieser Reformen wäre die Einführung eines guten Armengesetzes, die zweite die Abschaffung der Korngesetze und die dritte endlich die unbedingt Aufhebung der leibigen Erstgeburtrechte, welche vielmehr unter allen Umständen das Unrecht selbst sind und einen Theil der Menschheit heillos und brotlos machen, indem sie eine geringe Minderzahl übermäßig bereichern. 4.

Anekdoten.

Scarpa und Bonaparte.

Scarpa, der sich nicht dazu verstehen wollte, Bonaparte den Eid zu leisten, war genöthigt seine Professur niederzulegen. Bei Bonaparte's Anwesenheit in Mailand wurden ihm die sämmtlichen Professoren von Pavia vorgestellt. Da er unter ihnen den Dr. Scarpa vermißte, wunderte er sich und verfügte sogleich, daß der Name dieses berühmten Gelehrten unter denen der übrigen Professoren wieder aufgeführt würde. „Was kommt darauf an“, sagte der erste Consul, „daß Dr. Scarpa den Eid verweigert hat? Scarpa bedarf der Facultät von Pavia nicht, diese aber seiner. Er wird später zu unsern Freunden gehören.“ Und so geschah es wirklich: Scarpa war in der Folge einer der treuesten Anhänger Napoleon's unter den Italienern. Diese Anekdoten, welche wieder einen Beleg liefern, daß der General und erste Consul Bonaparte wo nicht edler und besser dachte, mindestens politisch klüger verfuhr als der allgebietende Kaiser Napoleon, ist nicht etwa in den letzten Monaten fabricirt worden; dieselbe steht in dem Feuilleton der „Gazette medicale de Paris“ vom 17. Juni 1837. 29.

Athens; its rise and fall. With views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people by *E. L. Bulwer*.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Das erste Buch, welches die Geschichte Griechenlands bis zum Ende des zweiten messenischen Kriegs enthält, beschäftigt sich sachgemäß mit allen den Fragen und Untersuchungen, welche sich auf noch unhistorische Zeitalter beziehen, mit Ursprung und Wanderung der Bevölkerung, der allmählichen Ausgleichung der aufgeregten Elemente, mit Religion und Mythen, den wahrscheinlichen Regierungsformen und knüpft daran einen Blick auf den geistigen Zustand des Landes. Dieser Abschnitt ist leicht der unvollkommenste. Wie der Gegenstand selbst am meisten außer dem Kreise und der Neigung des Verf. lag, hätte er vielleicht besser sich an die einfache Erwähnung der verschiedenen Ansichten und ein kurzes Zusammenfassen ihrer Resultate gehalten; indem er aber von dem Reize, den die Durchforschung eines geschichtlichen Dunkels dieser noch unentdeckten Spur des göttlich-weltlichen Geistes auf das Gemüth zu äußern pflegt, fortgezogen wurde, hat er sich meist an das Überlieferte gehalten, ohne es mit eignen Resultaten zu vermehren, dabei aber von ihm selbst für mythisch gehaltene Verhältnisse nicht entschieden genug bei Seite liegen lassen, um nicht weitere Schlüsse darauf zu bauen. Fragen, die so unsicher sind wie die über den Zustand der Pelasger, über ihre Vertauschung des ländlichen Lebens mit dem städtischen in Arkadien, über die Schicksale und Einflüsse eines Kadmus, Pelops und Ektrops lassen sich, einmal angefochten, nicht so weit wiederherstellen, daß man von einem Baue Lykosuras mit pelasgischen Mauern, von einem mit Gell angenommenen größern Alterthume derselben vor den cyklopischen, daß man davon sprechen könnte, wie alle jene geheimnißvollen Fremdlinge Griechen geworden, Ektrops regelmäßige Ehe eingeführt, die Griechen von einem umherziehenden Leben entwöhnt, die Akropolis gebaut habe u. s. w. Im Weiteren hat sich der Verf. dann an mehrere der Meinungen angeschlossen, die nach ihrer innern Vernunftigkeit kaum einen Zweifel übrig lassen: er vertheidigt, ungehindert durch den Ausdruck Herodot's, die Identität der Pelasgersprache mit der gesamtgriechischen, indem sich diese unabhängig vom frühern oder spätern Abzuge dieses

Volkes, unabhängig auch von ihrem ungestörten Verweilen in manchen Gegenden, gleichwol auf dieselbe Weise ausgebildet habe; die andern Gründe, wie der, daß die Hellenen doch nur in geringer Zahl und allmählig vorgeückt seien und ihre Gegner nicht vernichtet hätten, erscheinen dagegen als zu schwankend. Eine unvollkommene Kenntniß der Resultate, welche neuere Sprachforschung und Sprachvergleichung geliefert haben, verleitet hier den Verf., eine seltsame, auch sonst von ausgezeichneten Gelehrten gepflegte Meinung zu erneuern, daß die griechischen Wörter der römischen Sprache nur von pelasgischen Colonisten stammten. Mit Recht dagegen hebt er die so natürliche Verschiedenheit der einzelnen pelasgischen Stämme hervor, wie sie Localität, geistige Eigenthümlichkeit, Schicksale, größere oder geringere Beunruhigung von Seiten der Nachbarn herbeiführen mußten; zu einseitig stellt sich aber hiernach ihre durchgreifende Bezeichnung als unruhig und veränderlich, als colonisirend auf den Küsten Joniens und — verschwindend. In Beziehung auf ihre theilweise Verdrängung oder Umbildung durch ägyptisch-phöniciſche Einwanderungen verwirft der Verf. die Wahrscheinlichkeit der letztern nicht und unterstützt sie mit mehreren Gründen; er schreibt denselben um so mehr die früheste Civilisation der Griechen zu, als sowol diese als die Ägypter dieselbe nicht verleugnen; ein bei dem Selbstgeföhle der Nation nicht unwichtiger Grund.

Ohne nun aber unzweideutig zu sagen, daß die Jonier (besonders Attikas) wegen ihrer dunkeln Herkunft und nach dem Ausspruche Herodot's, welcher sie zu den immer Vorgefundenen zählt, gleichfalls für die Pelasger zu halten seien, obgleich der Verf. diese Überzeugung sehr nahe legt, rechnet er zu den ursprünglich hellenischen Stämmen nur Dorer und Aoler. Wenn er aber die Jonier Attikas besonders deswegen von den Hellenen absondert, weil es dort keine den thessalischen Penesten und spartanischen Peloten ähnliche dienstbare Classe gab, so ist theils das Verhältniß der attischen Bevölkerung zu dunkel überhaupt, wie auch die dortigen innern Bewegungen und besonders Solon's berühmte Seisachtheia vermuthen lassen, theils waren doch Sparta und Thessalien nicht die einzigen Gegenden, wo erobert wurde, woraus die nothwendige Annahme vieler Ureinwohner folgen würde, und der Verf. hat selbst von der nur langsamen, Unterdrückung

vermeidenden Ausbreitung der Hellenen gesprochen. So stehen denn außer den Joniern auch die Achäer unerklärt da. Bei den geringen Nachrichten, welche uns das spätere unbezweifelte Vorherrschen der Letztern in seinem Ursprunge nachweisen, scheint aber kein anderes Auskunftsmittel, als sich der Sage anzuschließen. Da man in den Personificationen derselben Dorus und Xolus unbedenklich als Repräsentanten ihrer Stämme ansieht, so scheint kein Grund zu sein, Jon und Achäus, wenn auch ihre Genossen, wie nichts hindert, schon länger an einzelnen Punkten angesiedelt waren, von dieser Genealogie auszuschließen und zu den Hellenen nicht zu zählen. Erscheinen nun die Dorer erst weit später, so bleiben als hellenische Einwanderer nach dieser Ansicht des Verf. zuletzt nur Koler übrig; nicht ohne Grund kann doch die Sage Jon und Achäus erst gezeugt werden lassen; mögen sie, mit zahlreichen Ureinwohnern vermischt, deren Namen angenommen oder an ihre eigne Autorität angeknüpft haben, immer werden sie als Hellenen bestimmt bezeichnet, als Hellenen, die überhaupt, wie hierbei von einigem Gewicht scheint, von den Pelasgern aller Wahrscheinlichkeit nach nicht specifisch verschieden sind. So kann Erechtheus ein Pelasger sein, und gleichwol braucht uns in seinem Kampfe mit den Eleusinern die Gestalt des einflussreichen Jon nicht als eine „zweifelhafte“ zu erscheinen. Man kann sich ohne Zwang mit der Voraussetzung des Verf. befreunden, daß die Hellenen von den einzelnen pelasgischen Häuptlingen zu Hülfe gerufen werden, ja, daß sie nur der kriegerische Zweig der Pelasger überhaupt sind, obgleich er dies mit seiner frühern Ansicht vom Charakter der Pelasger dadurch zu vereinigen sucht, daß er sie um diese Zeit das Wesen einer raubenden Horde verloren haben und nur noch im Zustande des Übergangs zur Ordnung sein läßt; ein Beispiel, wie der Verf. vermöge einer wenig durchgreifenden Kritik sich mitunter durch den Fleiß der Compilation zum Widerspruche verleiten läßt. In Betreff des Achäus indessen und seiner anscheinend schwer zu bestimmenden Stellung läßt es der Verf. bei dem Resultate einer doppelten Niederlassung im südlichen Thessalien und im Peloponnes bewenden. Von der Heroenzeit und den befreienden Helden hat er eine sehr gute Anschauung gegeben; er erinnert an die durch jene fortdauernden Aufwallungen der Völkertwogen hervorgerufenen Abenteuer und trogligen Männer der Kraft und des Raubes, wie sie auch die skandinavische Welt erzeugte, die mit einzelnen Haufen ihrer Genossen Verkehr und ruhiges Dasein bald hier, bald dort beunruhigten, bis der zur Unentraglichkeit gewordene Zustand Ermannung der Bedrückten hervorrief. Der Verf. hätte auch dazu sagen können, wie diese Ketter gleichwol aus der Mitte der Ruhestörer selbst hervorgehen konnten, da sie von diesen sich oft nur dadurch zu unterscheiden scheinen, daß sie mit mehr Glück oder unbewußtem Zufall zu der Gestaltung einer festern Lage der Dinge beitrugen.

Die Rückkehr der Herakliden, dieses für die Concentrirung, man kann sagen, für die Besinnung Griechenlands so wichtige Factum, behandelt der Verf. nach den vorhan-

benen Sagen einfach erzählend, ohne sich auf die nähern Umstände, weitem Folgen und den Zusammenhang der Begebenheiten tiefer einzulassen. Indem er jedoch sich mit dem bloßen Resultate, daß dieselbe ein populärer Ausbruch für die dorische Eroberung sei, begnügt, hat er die Betrachtung vernachlässigt, daß niemals ein Volk eine mit nähern Umständen verknüpfte Geschichte in einer Art von Muthwillen erfindet oder so einstimmig und beharrlich festhält, ohne dafür einen, wenn auch dem Bewußtsein entschundenen Grund zu haben, deswegen eine Meinung, welche die besonders von Kleomenes wiederholte Behauptung der spartanischen Könige, sie seien Achäer und dennoch Herakliden, als unbedeutend bezeichnet, die Angabe zu nachlässig zu behandeln scheint. Der Verf. kennt drei Herakles, einen thebanischen, ägyptischen und phöniciſchen; er erwähnt aber nicht einen altpeloponnesischen. Nimmt man diesen Letztern nicht als eigentlichen Achäerfürsten, der in seinem männlich überströmenden Thatendrange Gelegenheit gefunden, sich eine ganze Reihe von Fürstengeschlechtern verbindlich zu machen, unter ihnen auch wol jenen Keyr von Trachis, und dessen Söhne, so wechselvoll des Vaters Schicksal gewesen sein möge, bei eben diesem Keyr eine friedliche Jugend verleben durften, dann nach einem vergeblichen Versuche auf ihr Erbland, wo der Rückzug nach Attika durch natürliche Umstände bedingt wurde, jenen edelsten dorischen Stamm zu Hülfe riefen, der schon allein, oder mit dem berühmten Vater vereinigt, seinen Genossen durch Einsetzung des Agimios die wichtigsten Dienste geleistet hatte, sodas auf diese Weise nach dem Gelingen des Zuges Herakles als ein aus vielen Elementen concretes Individuum, zugleich als achäischer und dorischer Heros erscheinen mußte: so wird Alles in solche Unklarheit gerathen, daß man allerdings besser zu thun scheint, an die Stelle einer Untersuchung ein bloßes Factum zu setzen.

In der Darstellung der dann nach langen Kämpfen erfolgten Consolidation des spartanisch-dorischen Staats durch Lykurg's energisches Eingreifen ist zwar die eigentlich tiefere Bedeutung dieses denkwürdigen Ereignisses weniger ausgesprochen, obgleich das Zugeständniß, Kreta habe die Supplemente liefern müssen und nicht die Speculation eines Theoretikers, nahe an dieselbe hingeführt hätte; doch ist eine gute Zusammenstellung der Hauptpunkte dabei lobend anzuerkennen. In den Functionen der Könige ist Manches nicht erwähnt worden, in denen der Ephoren, für deren Ehrgeiz der Verf. in ihrer geringen Zahl und ihrem demokratischen Ursprunge einen natürlichen Sporn sieht, Vieles zu unbestimmt angedeutet, um die übergreifende Autorität dieses wahren Volkselements recht anschaulich zu machen. Der Verf. nennt die lebenslängliche und nicht verantwortliche Stellung der dreißig Geronten absurd, die Art sie zu wählen, freilich nach Aristoteles' Autorität, unschicklich und kindisch; ein Ausdruck, den Müller wol mit Recht in dem Geiste einfacher Sitte zu mildern sucht; die Notiz Xenophon's, daß es auch noch einen kleinern Ausschuss dieses Senats gegeben habe, ist nicht erwähnt. Es läßt sich darnach erwarten, daß

der ganze spartanische Geist nicht die günstigste Beurtheilung gefunden haben werde, obgleich die Bekanntheit mit Mäler's schöner Auffassung sich dessenungeachtet oft unwiderstehlich bemerkbar macht. Die Spartaner erschienen daher als unmenschlich gegen ihre Feinde, als die ersten Urheber unnatürlicher Knabenliebe, voll der ehrgeizigen Einbildung, daß ihre Verfassung an allen erreichbaren Orten Segen bringen müsse (wogegen man sie doch nur eigentlich conservativ und mit R. Hermann viel zu eifersüchtig auf das Ihrige zu nennen das Recht hat); der Verf. beklagt zu voreilig, wie das Verbot edler Metalle die Industrie gefördert habe, unterläßt nicht auf dem Grund einiger anstößigen Beispiele satirische Seitenblicke auf die zweideutige Stellung der spartanischen Frauen zu richten, und übertreibt natürlich in seinem radicalen Eifer die traurige Lage der Heloten unter der brutalen Grausamkeit ihrer Herren; er vergißt dabei, wiewol es ihm nicht unbekannt ist, daß diese schon vorgefundenen und also gegen neue, militärischere Herren mit Recht feindseliger gesinnten Sklaven gleichwol immer Eigenthümer blieben und die Erhöhung ihres Zinses aufs schlimmste verflucht war, daß Beispiele von treuer Familienanhänglichkeit erzählt werden und es ein, wenngleich noch in neuester Zeit erst für später gehaltenes Staatsgesetz gab, wonach sie zu völliger Emancipation gelangen konnten. Richtig aber scheint er die fortdauernd kriegerische Disciplin des Volks mit ihren gesammten Nebensfolgen aus der ununterbrochen feindlichen Stellung zu Nachbarn, Unterthanen, ja selbst zu eignen Stammesgenossen (wie in Argolis) herzuleiten; eine Thatfache, aus deren Bedeutung, wenn sie nach dem Ausspruche der Geschichte einmal als Nothwendigkeit anerkannt wird, nicht aller Nutzen gezogen ist, welchen sie an die Hand gibt. Dem Sage dagegen, daß eine Verfassung, welche, gebaut auf eine unauslöschlich geglaubte einfache Strenge der Sitten und auf ein ehrwürdiges Vertrauen in die Treue des menschlichen Gemüths, alle Gewinnsucht ausschließen wollte —, daß eine solche Verfassung im Fortschritte einer auflösenden Zeit die öffentlichen Beamten zu den bestechlichsten und verderbtesten in ganz Griechenland machen mußte, kann man seine unbedingte Zustimmung nicht versagen. Die Betrachtung indessen, daß alle jene Zeiten einer Jugend der Geschichte in einer theuern, verzehrenden Erfahrung die Staaten gleichsam der Nachwelt zum Opfer bestimmt sein ließen, scheint ein für alle Mal dem Tadel, der sich auf eine unbegreifliche Thorheit der alten Völker oder Ähnliches stützen will, seine Schärfe nehmen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die lateinische Sprache in Ungarn.

Die meisten deutschen Schriftsteller über Ungarn haben bis auf die neueste Zeit herab die Meinung verbreitet, daß dort die lateinische Sprache, die sie ein Kühlenlatein nennen, gewissermaßen eine Universalprache für die vielen dieses Land bewohnenden Nationen, die Sprache der Gelehrten und der Conversation sei. Dies mag in Beziehung auf die frühere Zeit gelten, jetzt aber verhält sich die Sache ganz anders.

Da die Magyaren, nachdem sie in Pannonien festen Fuß

gefaßt, zuerst durch die Priester der abendländischen katholischen Kirche nicht nur im Christenthume, sondern auch in den andern Wissenschaften den nöthigen Unterricht erhielten, und diese mehrere Jahrhunderte hindurch fast alle die Ämter bekleideten, welche Kenntniß des Lesens, Schreibens und einige Bildung erforderten, so geschah es allerdings, daß in Ungarn wie in den meisten übrigen europäischen Ländern die Priesterprache auch die Geschäfts- und gelehrte Sprache wurde.

Unter den Regenten aus dem Hause Östreich, da diese der ungarischen Sprache nicht mächtig waren, wurde die Kenntniß der lateinischen immer nothwendiger, und es ward jetzt die Hauptaufgabe der Landeslehranstalten, der Jugend dieselbe beizubringen. Namentlich unter Maria Theresia war die lateinische Sprache allgemein verbreitet, so daß auch die niederen Stände ihr Kuchellatein sprachen, ja selbst Frauen in Menge sich fanden, die nicht nur Lateinisch verstanden, sondern auch redeten. Mit den Jesuiten fiel auch die Hauptstütze der lateinischen Sprache in Ungarn; zwar genau sie allmählig von dieser Bunde, die ihr Joseph II. geschlagen, doch ihre Kraft war gebrochen. Hätte übrigens Joseph hinsichtlich der Sprache im Sinne seiner Mutter gehandelt — die ungarische Sprache würde jetzt kaum noch unter den Bauern an der Theil gesprochen; Deutsch wäre die Landessprache geworden, und die lateinische hätte sich nur für bestimmte Geschäfte erhalten. Doch der sonst so heilschende Joseph hatte sich verrechnet, als er die ungarische und die lateinische Sprache mit einem Schlage vernichten und an deren Stelle die deutsche setzen wollte. Gerade die strengen Gebote Joseph's erweckten die ungarische Sprache aus ihrer dem Absterben nicht mehr fernen Erstbargie, so daß von diesem Zeitpunkte an ihre Wiedergeburt datirt. Primat, Comitats- und Reichsstände förderten die ungarische Sprache, und auf jedem Reichstage mußte die lateinische Sprache der Nationalsprache mehr des ihr gebührenden Platzes räumen. Zwar wichen die Bertheiliger der lateinischen Sprache, wozu namentlich die bejahrten Leute, die slawische Bevölkerung und die Partei der Regierung gehörten, nur Schritt vor Schritt; doch der Impuls war einmal gegeben, es ging weiter.

Noch auf den Reichstagen des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts ließ sich nur dann und wann ein Redner in ungarischer Sprache vernehmen; Alles ward lateinisch verhandelt, die zwei Kassen des Reichstags schickten sich lateinische Kuntien, das officielle Tagebuch und die Gesetze waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Reichstage von 1802, 1805, 1807, 1808 und 1812 waren zu kurz und meist nur wegen Bewilligung nöthiger Rekruten und Subsidien berufen, die ungarische Sprache konnte dabei wenig Förderung finden; doch die Zahl der ungarisch sprechenden Reichstagsmitglieder nahm zu, und schon 1805 ward festgesetzt, die Repräsentationen an den König lateinisch und ungarisch einzuschicken. Es war dies der erste Fall, wo der ungarischen Sprache eine urkundliche Anerkennung zu Theil wurde. Den bedeutendsten Aufschwung aber nahm die Sprache seit dem Reichstage von 1825 auf 1827, wo die Lateinisch Sprechenden bei der ständischen Kasse schon in der Minorität waren. Die überwiegende Mehrzahl bildeten die Ungarisch Redenden auf dem Reichstage von 1830, und es wurde nun auch der ungarischen Sprache eine größere Ausdehnung in den Geschäften eingeräumt.

Eine neue Epoche der ungarischen Sprache machte der Reichstag von 1832 — 36. An der Magnatentafel sprachen zwar noch Viele, die aber ebenso gut Ungarisch hätten reden können, Lateinisch; doch mehrte sich nach und nach immer mehr die Zahl Derer, welche Ungarisch sprachen. An der Ständetafel dagegen redeten gleich vom Anfange kaum noch vier bis fünf Individuen Lateinisch, die sich gegen Ende des Reichstages auch zum Theil der Ungarisch sprechenden Partei angeschlossen. Die Kuntien zwischen den beiden Kassen wurden ungarisch gewechselt, die Repräsentationen an den König in ungarischer Sprache abgefaßt und unterzeichnet, lateinische Übersetzungen aber bloß als Copie beigelegt; die Gesetze in ungarischer Sprache

als das Original, die beigegebene lateinische Übersetzung bloß als formeller Theil anerkannt; auch wurde festgestellt, daß bei allen Gerichtshöfen, selbst den höchsten, die Proceß in ungarischer Sprache geführt werden sollten. Mehrere Gespannschaften haben seitdem gänzlich aufgehört, Lateinisch zu repräsentiren; sie machen ihre Eingaben in ungarischer Sprache, obgleich die Postkanzlei nach wiederholten Erinnerungen, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, gedroht, daß der König Ungarisch abgefaßte Repräsentationen nicht annehmen werde. Seit 1791 haben die Anhänger der lateinischen Sprache gekämpft, doch nicht etwa um den Sieg, sondern nur um eine sichere Existenz; ein Rückzug, einer Niederlage ähnlich, war das Ende des Kampfes.

Dies die kurze Geschichte der lateinischen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen. Zwar gibt es unter den Slowaken noch manchen Bauer, der Lateinisch spricht; allein die Zahl Derer, die sich desselben als Conversationsprache bedienen, ist sehr gering; denn die Ungarn sprechen aus Nationalgefühl Ungarisch; die Slowaken, wenn sie sich ihres Slawismus schämen, beistehen sich ebenfalls Ungarisch zu reden, oder sie schämen sich nicht und sprechen dann ihren harten Dialekt; die Deutschen endlich sind nie Freunde der lateinischen Sprache gewesen und haben lieber die ungarische erlernt.

Bei den Dikasterien herrscht noch immer die lateinische Sprache, zumal bei der Kammer; doch der Statthaltererath, die Regierungsbehörde, muß zu Folge gesetzlicher Bestimmung Ungarisch an die Behörden ausfertigen. Unter den 46 Gespannschaften Ungarns gibt es nur noch sechs, in denen die lateinische Sprache die Geschäftssprache ist; die Städte sind es, welche am spätesten ihr abtrünnig werden wollen.

Auf 50 in Ungarn erscheinende Schriften kommt kaum eine in lateinischer Sprache, die fast nur noch in Schulbüchern, geistlichen Schematismen und katholisch-theologischen Werken Anwendung findet. Die protestantischen Geistlichen schreiben in ungarischer Sprache und verrichten in dieser auch die Liturgie.

Die katholische Geistlichkeit liebt zwar die Messe lateinisch; doch der bei weitem größere Theil schreibt in ungarischer Sprache, und grade mehr der ausgezeichnetsten ungarischen Literatoren gehören dem katholischen Klerus an. Endlich wirkt auch die steigende Liebe zu fremden Sprachen sehr nachtheilig auf die Erlernung der bisher als einheimisch geltenden lateinischen Sprache. So sind alle festen Punkte, welche die lateinische Sprache in Ungarn inne gehabt, angegriffen und zum Theil erobert; allgemein zeigt sich ihr Verfall, doch steht zu hoffen, daß nun das Studium derselben an innern Werthe Das gewinnen werde, was es an äußerem Umfange verliert. 67.

Blüten und Blätter aus Norden. Erste Lieferung.

Dargeboten von E. Jacobsen. Altona, Aug. 1837.

Gr. 8. 20 Gr.

Es ist nichts trauriger für den unbefangenen Recensenten eines Buches, als wenn er sowie hier im Vorworte auf einen bescheidenen, erblühten Autor stößt und nun hinterdrein so gar keine Spur von Talent vorfindet, daß es ihm schlechthin unmöglich fällt, seine guten Besinnungen gegen ihn durch Lob zu betätigen! Das uns vorliegende Heft enthält erstens eine Erzählung, eine alltägliche Geschichte voller Unwahrscheinlichkeiten, ohne Weltkenntnis, in der geistlosen Manier eines Glauzens oder Trömlings geschrieben, sentimental-spießbürgerlich, wie es dem jetzt aufgetommenen üppig-Weltenschwärmern als anderes Extrem des Nüchterns entgegensteht; dann ein Drama, eine glückliche geendete Entfugungsgeschichte, ohne Inhalt und Handlung, in der norddeutsche Pfarrerleute in pretiosen Jamben sprechen; und endlich einige ebenso schwächliche Gedichte, von denen nur das einleitende erste: „Der Reiche und der Sänger“, die Anerkennung zuläßt: der Verfasser wisse den alten Wallenstein stellenweise nicht übel anzuschlagen und möge vielleicht,

wenn er sich bündiger fasse, nicht ohne Beruf zu dieser Dichtungsart sein. Es steht übrigens zu hoffen, daß er mit kritischem Geiste reicher als mit productivem gesegnet sei, sonst müssen wir, da er diese Hefte journalartig fortführen und auch Arbeiten von Befreundeten darin aufnehmen will, diesem Unternehmen ein sehr ungünstiges Prognostikon stellen. 42.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Ausführliche Encyclopädie der gesamten Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben

von

Georg Friedrich Mose.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte.

Zwei Bände in Heften zu 12 Bogen.

Erstes Heft.

A 1 — Arzt.

Gr. 8. Subscriptionspreis 20 Gr.

Der Beifall, welcher die „Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis“ allgemein als ein Werk von grosser praktischer Brauchbarkeit bezeichnete, veranlasste den Herausgeber, in Verbindung mit den geeignetsten Männern in ähnlicher Weise ein Handbuch der Staatsarzneikunde zu bearbeiten, welches dem gerichtlichen Arzte und dem Juristen von gleichem Nutzen sein sollte.

Die Encyclopädie der gesamten Staatsarzneikunde, deren erstes Heft nun der Theilnahme des betreffenden Publicums empfohlen wird, umfasst als integrierende Theile:

- 1) Die gerichtliche Arzneiwissenschaft,
- 2) die medicinische Polizei,
- 3) die Medicinalordnung, das Medicinalwesen und die Medicinalverfassung, nach ihrem ganzen Umfange und ihren einzelnen Theilen.

Das Ganze wird aus zwei starken Bänden bestehen und in Heften von 12 Bogen erscheinen, deren regelmässige Ausgabe die Verlagshandlung verbürgen kann, da der grösste Theil des Manuscriptes fertig vorliegt. Der Druck und die ganze äussere Einrichtung ist ebenso wie bei

Mose's Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1837. 10 Thlr.

welche, sowie ein Supplement zur ersten Auflage (2 Thlr. 12 Gr.), durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

Athens; its rise and fall. With views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people by *E. L. Bulwer*.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

In einem kurzen Abschnitte über die mannichfaltigen Regierungsformen Griechenlands findet der Verf. Veranlassung, in den auf alle Weise hervorgerufenen Colonien eine Hauptursache für die rasche demokratische Rückwirkung auf die ausstehenden Staaten zu suchen; er hebt mit Recht als das Charakteristische alles griechischen Volkslebens die vorwaltende Achtung vor der Substanz des Staats und das Aufgehen jedes Einzelnen in dieser alle Interessen und Lebensbedingungen beherrschenden Macht hervor, gegen welche eine Anhänglichkeit an die Personen nur so weit Raum finden konnte, als ein Einzelner für den Augenblick diesen Gedanken in sich personifizierte. Er hebt, den sonstigen innern Entwicklungskern des Volks vorausgesetzt, unsere Verwunderung über die sprudelnde Circulation des griechischen Lebens durch den Hinweis auf die Concentration desselben in fast unübersehbaren Punkten; die merkwürdige Zahl kleiner Staatenvereine, von denen unter andern in Phokis 22, in Boötien 14, in Achaja 10 — 14 ihr gedrängtes Leben führten, gibt durch die fast fieberhafte Eifersucht, mit der einer dem andern seine Vorzüge abzurufen trachtete, ein deutliches Bild des unerschöpflichen Treibens — der Lebenslust der Völker. In diesem Sinne sucht denn auch der Verf. der Tyrannis Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, deren Verdienste er bisher noch auf keine Weise recht gewürdigt glaubt; denn

sie konnte sich nur auf das Volk verlassen, sie unterbrach die Fortschritte der Freiheit nur, um ihre Resultate zu fördern; es läßt sich leicht voraussetzen, daß ein Mann, dem es im Kampfe gegen ungünstige Verhältnisse und mächtige Feinde gelang, einen Thron zu besteigen, meist mit ungewöhnlichen Fähigkeiten begabt war. Die Nothwendigkeit, sich zu behaupten, verlangte es, diese Fähigkeiten der Sache und dem Interesse des Volks zu widmen. Es zeichnete deswegen die weisen und berühmten Tyrannen eine außerordentliche Leutseligkeit aus; sie vermieden auffallenden Glanz und anspruchsvolle Titel, sie ließen die äußern Formen und Institutionen der Regierung unverändert, oder machten sie noch volksthümlicher; sie suchten die niederen Classen durch Arbeiten an neuen Befestigungen oder öffentlichen Bauten zu beschäftigen. Die Energie dieser Männer öffnete den Verkehr mit andern Staaten, ihr Interesse begünstigte den Handel, ihre Politik entfernte die Vorurtheile und

verderblichen Gebräuche der Oligarchie, ihr Geist wußte die Künste zu würdigen, ihre Eitelkeit sie zu fördern, und indem sie so Alles zerstörten, was zwischen ihnen und der Demokratie lag, mußte diese natürlich auf sie folgen. Man kann sagen, daß die Tyrannen mit der Nothwendigkeit, welche sie hervorrief, verschwanden.

Das Herüber- und Hinüberschwanzen aller dieser Bewegungen vergleicht der Verf. überhaupt treffend mit den innern Kämpfen seines eignen Vaterlandes, wobei oft genug hier Tories und Volk, dort Eupatriden und Demokratie im wunderbaren Spiele der Interessen ihre eigentlich feindseligen Gegensätze zu gemeinschaftlicher Nuzung verbünden. Zu einer nähern Charakteristik dieser Demokratie lehnt dann der Verf. etwas seltsam allen modernen Vergleich ab; ja, wie es scheint, in einer Verkennung des Wesens der Sache möchte er überhaupt gar keine griechischen Demokratien anerkennen. Die Gründe scheinen wenig schlagend; sie beziehen sich auf das Factum, daß die Mehrzahl der Bewohner aus Sklaven bestand, daß es außer in einigen Spuren kein eigentliches Repräsentativsystem, daß es keine Presse gab, sondern an ihrer Stelle die allerdings unruhigere, schlagartig wirkende Rede. Indem aber der Verf. selbst nicht in der Form, sondern im Geiste der Verfassungen ihr eigentliches Vorbild für die Nachwelt erkennen will, scheint er damit den Streit über die bloße Benennung von vornherein abgeschnitten zu haben, zumal da auch die Form wirklich dieselbe genannt werden kann und von neuern Bestrebungen in ihrer ganzen Ausdehnung verwirklicht werden würde, wenn nicht unübersteigliche Schwierigkeiten diesen Operationen entgegenträten. Die Entscheidung über diese weitgreifenden Ansichten, deren unermesslicher Einfluß vorwaltend aus einer Schattenseite der classischen Studien entspringt — Studien, die mit aller Macht der Begeisterung unsere jugendlichen Gefühle erfüllen —, wird nicht sowol auf einer Abwägung von städtischem und Reichthum, also von Zahl und Raum beruhen, da hier die Grenzen ineinander fließen, sondern vielleicht einfacher auf der ersten Frage: wie weit ein Jeder wirkliches Verständnis habe, um auch hier eine entscheidende Mitwirkung in Anspruch zu nehmen. So lange ein Theil der Jonier in einer Stadt, Athen, ihre nächsten Angelegenheiten und die ihrer Nachbarn beriet, gelang es, nicht ohne mannichfaltige Schwankungen, eine gewisse Einsicht dafür zu gewinnen

und ein Gleichgewicht zu erhalten; und dies ist der Antheil eines demokratischen Elements, dessen Anerkennung unter geeigneten Bedingungen ein unantastbares Wesen der Staatskunst ausmachen wird. Aber eine Bürgerschaft, zum Mittelpunkt eines Reichs angewachsen, sie unterlag, so gewandt, so sehr, so unterrichtet sie auch sehr mochte, einer unerfüllbaren Aufgabe, unkundig zuletzt sowohl des Guten als des Übels.

Wichtig ist aus dieser Periode die Bemerkung des Verf. über den bedeutenden Einfluß der griechischen Verbindung mit Ägypten, namentlich im 7. Jahrhundert mit Psammetich. Er führt dieselbe gewiß mit Recht auf den einfachen Ausdruck einer Anregung zurück, die in geistiger Forschung, in mannichfacher Kunde, in Technik der Kunst, vielleicht auch — denn die Beweise liegen nicht vor — in der Art der Weissagungen und der mystischen Gebräuche unverständlich ist. Indem nun der Verf. mit dem Beginn des Solonischen Zeitalters zugleich auf festern historischen Boden tritt und seine eigentliche Aufgabe zu lösen unternimmt, vermögen wir ihm mit mehr Interesse zu folgen; es beginnt von hier an jenes genauere Studium, die Vollständigkeit der Zusammenstellung und damit auch eine größere Ordnung, welche schon oben als eine schätzenswerthe Eigenschaft dieses Werkes genannt wurde. Bei Gelegenheit des ersten Kühnen, nach außen gerichteten Unternehmens der verbrüdereten Freunde Solon und Pisistratus, wo der Verf. nicht unwahrscheinlich für die gewagte Erscheinung des Erstern auf dem Markte eine vorangegangene Verständigung mit den Archonten für nothwendig hält, legt er einiges Gewicht auf die Verbesserung einer bisher nicht angefochtenen Chronologie, indem er häufiger darauf zurückkommt. Sie betrifft die Unterstützung Solon's in jenem Unternehmen durch Pisistratus auf dem Markte und des Letztern Theilnahme an dem salaminischen Zuge. Nach der vom Verf. angestellten Berechnung widerstreitet das Alter des Pisistratus, seinem Todesjahre 527 gemäß, dieser Annahme; es müsse sonst die seltene Dauer von fast hundert Jahren erreicht haben. Er entscheidet sich daher für einen zweiten Zug nach Salamis, der von Pisistratus während seiner spätern Tyrannis mit demselben oder einem ähnlichen tief angelegten Stratagem ausgeführt worden sei. In der That erzählt sowohl Aeneas Tacticus in seinem Werke über die Belagerungskunst, Cap. 4, und Frontin in seiner Sammlung der Kriegskunst, Cap. 4, 7, mit etwas ausführlicheren Umständen eine solche That vom Pisistratus; allein abgesehen von der etwas spätern Autorität dieser Schriftsteller, liegt in der Angabe des Namens nicht die Berechtigung zu einer Änderung, wie sie der Verf. beabsichtigt, indem Pisistratus als Begleiter und Verwandter des ersten Anführers entweder selbst das Verdienst dieser List oder doch einen solchen Antheil an derselben haben kann, daß dessen Abwägung gleichgültig wird, indem vor Allem ein wirklich die Grenzen des menschlichen Lebens berührendes Alter nicht zu den Unmöglichkeiten gehört; auf jeden Fall aber verurtheilt er zu schnell die Meinung der Geschichtschreiber, wenn er dieselbe nur „wegen des kleinen Umstandes“ für

unhaltbar erklärt, weil Pisistratus zur Zeit dieses Ereignisses noch nicht geboren gewesen sei. Der chronologischen Abweichungen sind überhaupt mehrere; so ist für den Aufstand des Aristagoras 500, für die Eroberung Milet's 494, für die Schlacht am Eurymedon 466 und die Verwüstung von Naxos vor dieser Schlacht angesetzt, letzteres freilich mit Thucydides, von dem jedoch auch Leo abweicht, obgleich er für diese Periode durchaus die Angaben dieses Geschichtschreibers zum Grunde legt. Wie weit der vom Verf. viel zu Rathe gezogene Clinton bei diesen Angaben theilhaftig ist, werden diejenigen, denen der zweite Band von dessen hellenischer Chronologie in diesem Augenblicke vorliegt, entscheiden. Auch für einen zweimaligen Hülfszug Cimon's gegen die Peloten 461, um die Verbannung desselben an diesen zweiten Zug, welcher der Eroberung von Thasos 463 nachfolgte, näher anzuknüpfen, ist der Verf. geneigt sich zu bestimmen.

Während sich der Verf. der Solonischen Zeit nähert, verwundert es bei seiner bestimmten Abneigung gegen alle Altern, noch unvollkommen religiösen Zustände und die innere Redlichkeit ihrer Erscheinungen nicht, wenn er den in ängstlicher Bussfertigkeit von Kreta berufenen Epimenides einen verschlagenen Betrüger (a crafty impostor) nennt. Der Glaube an einen siebenundvierzigjährigen Schlaf mag gern erlassen und in den an eine Reise verwandelt werden; nur scheint es, als müsse eine tiefere Bekanntschaft mit der Entwicklung des menschlichen Geistes, welche die Stellung eines solchen Individuums zu sich selbst und zu den Völkern seiner Zeit im Lichte einer noch geheimnißvollen Naturgemeinschaft sieht, den Verf. hier wie auch sonst vor solcher Ansicht geschützt haben. Denn er erteilt gern manche abfertigende Epitheta, die leicht zu einer schiefen Ansicht verführen können: Solon selbst heißt nach dem Antritte seiner Reise noch immer der abenteuerliche (still adventurous); Pisistratus weiß lasterhaften Absichten ganz das Anziehende individueller Tugenden zu geben, obgleich „dieser ausgezeichnete Mann, über das Gesetz erhoben, nur nach dem Gesetz regiert“; Miltiades' Ehrgeiz wird als ein finsterner bezeichnet (sinister), obgleich auch als leutselig und höflich; Themistokles bei Gelegenheit des angeblichen Briefes an Xerxes als ein Mann, der die Intrigue um ihrer selbst willen geliebt habe; Pythagoras als ein Halbgott in seinen Zwecken und ein Betrüger in seinen Mitteln; Cimon hat, als er die Bundesgenossen Geld zahlen läßt, eine tief angelegte und selbstsüchtige Politik; der Charakter der Peloten erscheint wild und rachsüchtig, wie die Viehherden der Wildniß leicht zu schlachten, aber schwer zu zähmen; ja, selbst Sophokles muß erfahren, daß er im Staatsleben den Ränken und der Apostasie nicht fremd geblieben sei (in public life a shuffler and a trimmer); und die Fürsten unter den sieben Weisen verdienen ihren Namen trotz ihrer „Laster“ (vices): — etwas bedenkliche Ausdrücke, besonders wenn auch das Urtheil nicht gewählter Leser dadurch bestimmt werden soll. Die zur Gewohnheit werdende Bitterkeit in dem Verfahren englischer Oppositionsglieder scheint sich auch auf die Beurtheilung Derer auszudehnen, welche dem versöhnenden Ur-

theile der Geschichte anheimgefallen sind. Die Darstellung der Solonischen Verfassung selbst, welche wol nicht mit Unrecht als diejenige angesehen wird, die ihre Fäden bis in die spätesten Gestaltungen des Völkerebens verfolgen läßt, ist wiederum, wie auch die der spartanischen, im Ganzen erschöpfend, indem ein Zusammenfassen auch der erst später erfolgten Entwicklungen bei der Schwierigkeit einer solchen chronologischen Untersuchung leicht nachgegeben werden kann. Einige Ungenauigkeiten finden sich in den Befugnissen des Areopags, welcher nicht jede Art von Verbrechen, sondern nur gewisse Arten vorsätzlichen Mordes, Brandstiftung, Tempelraub zu richten, bei Staatsverbrechen dagegen nur die Instruction zu leiten hatte; sowie in dem Bestreiten der Meinung, welche die *βουλή* nur aus Eupatriden gewählt werden läßt (wo das positive Factum, daß nur die drei obersten Classen wahlfähig waren, vermist wird). Die Kritik dieser Wahl gibt dem Verf. die (bei ihm noch etwas unerwartete) Besorgniß ein, daß mit der darnach möglichen Verschiedenheit jedes folgenden Senats auch die Constitution selbst gefährdet oder doch dem Wechsel ausgesetzt gewesen sei; eine Äußerung, der es erlaubt ist eine andere entgegenzusetzen, nach welcher nicht die Personen, sondern der Staat nach seinem vollen Gewichte das waltende Princip war und eine so schnelle Verzeigerung von Constitutionen, wie sie die neueste in allen Kissen aufgewegte Zeit gesehen, nicht in dem griechischen Leben nachzuweisen ist, wenn man in der Gewöhnung an die nicht starken Volumina eigentlicher hellenischer Geschichte nicht den fast zweihundertjährigen Zeitraum vergißt, welcher seit dem Auftreten Solon's bis zum Ende des peloponnesischen Krieges verfloß; ein Zeitraum, der genau dem zwischen dem Frieden von Münster und der neuesten Zeit entspricht. Die meisten übrigen Verhältnisse des Staats, als Verwaltung, Polizei, Rechtswesen, Steuer- und Einnahmesystem werden nicht ausführlich berührt; nur auf das Mangelhafte der Gerichtsverfassung werden wir treffend aufmerksam gemacht, da durch das Recht der Anklage für alle Bürger das Laster der Angeberei, durch den politischen Eid der Hellsassen und ihre ungewöhnliche Zahl die Sanction aller Mißbräuche und Ausartungen, endlich durch die den Reichern verächtliche Besoldung die häufige Straflosigkeit der Letztern möglich wurde, indem einflußreiche Stellung oder Bestechung ihnen die Mittel dazu nur zu bald erleichterte; das Princip der Besoldung dagegen wird mit Recht vertheidigt. Für das Ubrige vermist man, da der Leser nach dem Vorsage des Verf. auf die speciellere Geschichte des gesammten athenischen Lebens hingewiesen ist, vielleicht ungern ein nach allen Seiten vertieftes Bild desselben; es ist der Vortheil der Specialgeschichten, eine größere Lebendigkeit und Durchsichtigkeit zu veranlassen, wenn universalhistorische Übersichten und eine Philosophie der Facta gleichsam nur über den Gipfel der Begebenheiten wegschreiten können, nachdem sie die frühere Durchforschung der Thäler und Gründe voraussetzen.

Aus diesen Andeutungen wird sich vielleicht der Gang und Ton des Werkes hinlänglich darstellen, und es kann für das Folgende genügen, einige Bemerkungen über Das,

was vorzugsweise Lob oder Berichtigung zu verdienen scheint, anzuschließen. Einwendungen und Zweifel werden dabei wol am ersten folgende Sätze treffen. Die Tendenz des Aristhenes, den aristokratischen Einfluß zu brechen, hat nach dem Verf. ihren Grund darin, weil dieser die Tyrannis begünstigt habe; in den damaligen Verhältnissen Athens konnte dies aber nur indirect und wider Willen sein, indem eine Unterdrückung oder Beherrschung des Volks in der That das Auftreten eines Tyrannen hervorrief, an diesem aber dann wiederum das Bewußtsein der Freiheit zu neuem Leben erwachte. Aristagoras von Milet (the patient and plotting Milesian) werden nach seiner Empörung noch andere national-griechische Pläne beigegeben; hier liegt in der Natur zunächst die bloße Nothwendigkeit einer kräftigen Hilfe. S. 204 lesen wir die seltsame Meinung, daß ein Anführer der Eretrier, dieser nicht gnädig vom attischen Staate behandelten Bürger, bei dem übermächtigen persischen Angriffe die 4000 athenischen Colonisten veranlaßt habe, lieber zur Heimath zurückzukehren, als einem höchst zweifelhaften Geschehniß entgegenzugehen. Bald darauf wiederholt der Verf. die wenig eindringende Ansicht über das Zögern der Spartaner aus bloß engherziger, selbstsüchtiger Politik, da doch die gerechte Würdigung einer wirklichen religiösen Scheu einen mildern Grund an die Hand gibt. Das erste Capitel des dritten Buches, welches die letzten Unternehmungen des Miltiades erzählt, hat an der Spitze den unter Bedingungen richtigen Satz, daß die Geschichte fast nur eine Reihe von Biographien großer Männer sei; es ist aber nicht einleuchtend, warum sie demgemäß in Demokratien, als dem eigentlichen Hebeln individueller Entwicklungen, sich vorzugsweise auf die Thätigkeitsdarstellung Weniger beschränkt sehen soll; monarchische Staaten wären auf diese Weise von dem ihnen oft gemachten Vorwurf, das freie Walten der Einzelnen nicht zu begünstigen, freigesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Kazimierz Brodziński.

Der vor zwei Jahren in Dresden in voller Manneskraft verstorbene polnische Dichter Kazimierz Brodziński ist auch schon in deutschen Blättern genannt und gepriesen worden; wir versuchen hier nach dem Vorgange polnischer Zeitschriften die Wirksamkeit dieses Dichters und seine Stellung in der polnischen Literatur in möglichst bestimmten Umrissen zu zeichnen.

Kazimierz Brodziński wurde in dem zur Starostei Lipna gehörigen Dorfe Krolowko geboren, welches sein Vater gepachtet hatte. Im fünften Jahre verlor Brodziński seine Mutter; zeitlebens durchdrang ihn eine Sehnsucht nach derselben, und oft wurde er, wenn er Mütter unter ihren Kindern fand, bis zu Thränen gerührt. Schon in der Schule wurde er zum Dichten getrieben, schon da erregten seine poetischen Übungen Aufmerksamkeit. 1809, als das Heer des Herzogthums Warschau in Kralau einrückte, trat er noch sehr jung in die Reihen der Streiter und ward Unteroffizier in der zwölften Artilleriecompagnie. Sein Führer, der Capitain Sklawski, schloß mit ihm die innigste Freundschaft. In Kralau gab Brodziński 1811 seine erste Gedichtsammlung, „Pienia wiejskie“, heraus. Er blieb daselbst bis 1811, da marschirte die Compagnie nach Warschau. Anfangs 1812 stand er in Modlin, hier waren die Russen seine einzige Erquickung. Er zog mit dem polnischen Heere

1812 gegen Rußland und kehrte mit dem Reste dieses Heeres 1813 als Artillerieoffizier nach Krakau zurück. Lange Zeit hatte er seine einzige Beute, eine Sibirtka voll kostbarer französischer Werke, auf dem Rückzuge mit sich geführt; oft noch beklagte er den Verlust derselben. Mit dem polnischen Corps ging er von Krakau aus durch Östreich nach Sachsen, in der Schlacht bei Leipzig wurde er gefangen genommen, doch alsbald auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er 1814 nach Krakau zurück. Hier lebte er ein Jahr lang bei Verwandten, dann zog er nach Warschau, wo er sich der Wissenschaft und Dichtkunst gänzlich hingab. Er wurde Professor der Ästhetik und Mitglied der Societät der Freunde der Wissenschaften. Er starb an der Auszehrung in Dresden, wo er Genesung gesucht hatte, am 10. October 1835 und hinterließ eine Gattin und eine Tochter. Seine Landsleute haben ihm ein Grabmal gesetzt, das in einem einfachen Quader besteht, auf dem das Geburts- und Todesjahr des Dichters eingegraben ist. Brodziński war ein überaus zartes, reines, tiefchristliches Gemüth. Kurz vor seinem Tode hatte er einen herrlichen Traum, Christus war ihm erschienen und hatte die Hand nach ihm ausgestreckt, um ihn zu sich zu ziehen. Er starb aus Kummer über das Unglück seines Vaterlandes, und schon in seinem feingeknickten Gesichte prägte sich dieses Seelenleiden aus.

Als Dichter wird Brodziński der neuen romantischen Dichterschule Polens zugerechnet. Die polnische Poesie ist bekanntlich eine Zeit lang fast denselben Weg gewandelt, auf dem auch die deutsche zu ihrer Ausbildung vorgeschritten ist. Nachdem unter den Königen aus dem sächsischen Hause ein vollkommener Barbarismus in der polnischen Poesie eingetreten war, war es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Konarski, der mit Hilfe französischer Muster und französischer Regelmäßigkeit der chaotischen Masse eine Gestalt aufbrachte. Es wird ihm dies als ein großes Verdienst angerechnet; aber es ist doch die Frage, ob er nicht viel Bedeutenderes gewirkt hätte, wenn er, zurückgehend auf die eigne Nationalität, die Poesie dahin zu führen bemüht gewesen wäre, damit sich diese ohne ein solches fremdes, ihr übergeworfenes Gewand, das nur manierirte Bewegungen gestattete, hätte entwickeln können. In jener französisch-polnischen Schule ging jede Individualität verloren. Ein Dichter schrieb wie der andere, und man konnte leicht ganze Absätze aus den Gedichten eines Poeten seiner Zeit in die des andern übertragen, ohne daß selbst ein geübtes Auge es bemerken würde. Immer kehren fast dieselben Rouladen von Gefühlen wieder, immer dieselben Declamationen, derselbe Mangel an wahrer Poesie, und höchstens können einzelne Lieblingsausdrücke vollkommen vertrauten Lesern den Autor verrathen. Der einzige, Wegbereiter steht als Person unter diesen Dichtern da. Fast nur in den Kreis beschreibender und Gefühlspoesie eingezwängt, fiel es diesen Dichtern gar nicht ein, daß Facta, wirkliches Erlebnis, vaterländische Epik die Grundlage eines Gedichts sein könnten. Ein Theil des polnischen Volkes sah zwar mit Interesse dieser Maske zu, aber man sehnte sich schon damals nach etwas Anderem, ohne sich von dieser Sehnsucht Rede und Antwort geben zu können. Es durfte nur Jemand neben den leeren Declamationen mit einem Krakowiak auftreten, gleich fielen ihm ganze Massen zu. Wie hätte sonst ein so schwaches Stüd wie Boguslawski's „Krakowiaken und Goralen“ einen so großen Effect machen können!

In dieser schweren Zeit trat Brodziński auf; er zuerst erkannte es, daß für die polnische Poesie ein nationaler Standpunkt gewonnen werden müsse. Er trat aber sehr schüchtern und behutsam auf. Er führte seine Leser auf die Krakauer Gefilde, zeigte, wie sich dort so manches bis jetzt verachtete Schöne fände, hielt es bescheidenlich empor und fragte: ist das nicht echt polnisch? und ist es nicht schön? Gleich seine ersten Gedichte gefielen sehr. Es waren Darstellungen aus dem Landleben der Polen. Wunder schöne, ungekannte und doch vaterländische Bil-

der traten dem Leser vor die Seele, das polnische Landvolk zeigte sich in einer bis dahin ungeahnten Bedeutsamkeit. Nicht mehr Damon und Phyllis, sondern polnische Bauern tauchten auf, trieben ihr Wesen, die ländliche Musik fiel ins Ohr, es klapperten zum Lanze die Hufeisen und Halza mit ihrem Geliebten im Vorbergrunde zog Aug und Phantastie auf sich hin. Nur in den „Rozolanki“ und einigen „Kraaki“ des Johann Kochanowski war vorher ein leichter Anlauf zu solcher Beherrschung des nationalen Lebens genommen worden.

Brodziński's Werth wurde damals noch nicht erkannt, und die Bescheidenheit, mit der er auftrat, ist Schuld, daß noch bis heute die Meinung gäh und gäh ist, Mickiewicz sei der Erste gewesen, durch den die polnische Poesie national geworden. Diesen Riesenschritt hatte schon Brodziński gethan, er hatte dem großen Dichter, ohne sich Gegner zu werden, den Weg gebahnt, sobald derselbe, aus den lithauischen Wäldern hervordringend, die vornehmthuende französische Classicität mit Stumpf und Stiel auszurotten im Stande war. Zu vielen kleinen Diensten, die Brodziński der Literatur erwiesen hat, hätte Mickiewicz sich nie herablassen können, und also sich gegenseitig ergänzend stehen Mickiewicz und Brodziński nebeneinander und eng miteinander verbunden da, und dieser ist nicht sowohl als Schüler und Genosse, als vielmehr als Vorgänger jenes zu betrachten.

Ein großes Verdienst Brodziński's ist es auch, daß er in seinen Gedichten zuerst auf Rhythmus Bedacht hatte. Denn vor ihm haben die polnischen Dichter nach dem Vorbilde der Franzosen nur die Sylben gezählt, und wenn man bei Karpinski und Kniagnin zuweilen auf rhythmische Strophen stößt, so ist das nur zufällig. Auch dies war ein großer Fortschritt zu der neuen Schule.

Brodziński's prosaische Schriften sind in Zeitschriften zerstreut; sie tragen alle den Stempel der Originalität an der Stirn, der Styl ist kräftig und anmuthig zugleich. Es sind fast nur Kritiken und ästhetische Untersuchungen. Brodziński ist nämlich zugleich einer der ersten Kritiker der Polen, auch der Zeit nach. Die früheren kritischen Schriften der Polen bestehen meist in Reden, die in der gelehrten Societät in Warschau gehalten worden sind, sie haben als kritische Untersuchungen wenig Werth, statt eines in die Sache eingehenden Urtheils findet man eine schöne Sprache, statt attischen Salzes Weisbrauch. Da ward leicht der eine Dichter zum polnischen Theokrit, der andere zum polnischen Boileau u. s. w. gekempelt. Noch werthvoller als die Kritiken sind die literarhistorischen Werke der Polen; denn Juzynski schrieb nur ein sehr vollständiges und meist zuverlässiges Register der polnischen Poeten, und Bentkowski nannte gar ein systematisches Verzeichniß der polnischen Bücher eine „Geschichte der polnischen Literatur“. Erst Brodziński stellte die aufgespeicherten Schätze der polnischen Literatur in das rechte Licht und schied das wahrhaft Bedeutende von dem Bedeutungslosen. Nach ihm wäre eine Geschichte der polnischen Literatur schon leichter zu schreiben.

Seine Schriften sind bis jetzt nur in einzelnen kleinen Sammlungen oder zerstreut vorhanden, dürften aber im Ganzen an 20 Bände umfassen. Von seinen Poesien sind die Balladen die ausgezeichnetsten. Viele seiner Poesien, die allein einen Band ausmachen würden, konnten bisher wegen der Zeitverhältnisse gar nicht veröffentlicht werden. Andere stehen ohne seinen Namen in dem warschauer „Pamiętnik“. Außer den kritischen Schriften hat man in Prosa auch einige Erzählungen von ihm. Übersetzt hat er viele serbische und böhmische Volkslieder und das Buch Hiob. Auch sind die anonym erschienenen Übersetzungen der „Leiden des jungen Werther“ und des „Manuscripts von St. Helena“ von ihm. Lange Zeit arbeitete er an einem synonymischen Wörterbuche der polnischen Sprache, zu welchem Werke er wohl vorbereitet war; doch ist es wahrscheinlich unvollendet geblieben.

Athens; its rise and fall. With views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people by *E. L. Bulwer*.

(Beschluss aus Nr. 88.)

Zu den theilweise neuen und beifallswerthen Ansichten dagegen scheinen besonders zu gehören: die über die Wichtigkeit der ionischen Küsten für Persien und über die für Darius, als Gebieter eines halben Erdtheils, hervortretende Nothwendigkeit, nach dem verfehlten skythischen Zuge und den von kleinen Gemeinwesen erlittenen Beleidigungen in außerordentlichen Rüstungen seinen Völkern die ganze Majestät seiner Macht zu entfalten; es gehört dahin die im Ganzen treffliche Charakteristik des Themistokles, gegen dessen gewaltige Thatkraft und schöpferisches Genie selbst ein Perikles allerdings wol in die Schatten treten darf (who appears dwarfed and artificial beside that masculine and colossal intellect which broke into fragments the might of Persia, and baffled with a vigorous ease the gloomy sagacity of Sparta), der daher auch von allem Antheil, nicht aber von der Wissenschaft der Pläne des Pausanias freigesprochen ist, da er die von oben herab sich bereitende innere Zerrüttung Spartas nicht umgemerkt haben konnte; es gehört hieher die Hinweisung auf den allseitigen Einfluß hellenischen Geistes, der, in Memphis wie in Susa zum Gewinn und Verderben der persischen Macht gleich thätig, durch einige „Abenteurer“ im Stande war, ganze Dynastien gegeneinander in Erschütterung zu setzen; die Ansicht von der Rettung Delphs theils durch magische Vorkehrungen der Priester, theils durch die eigne Ehrfurcht der Perser vor den ihrem eignen Gult verwandt scheinenden Gottheiten der Artemis und des Apollo, wie auch schon Delos durch diesen Umstand gerettet war und Herodot, wenn der Ref. nicht irrt, zu einfach und bestimmt erzählt, um es zu vernachlässigen; ferner die richtige Auffassung des in Athen nach den Perserkriegen wunderbar regen Lebens aus dem Gesichtspunkte eines gleichzeitigen Emporstrebens der verarmten Aristokratie und des Volks, des gelungenen Mauerbaues durch Befestigung der Ephoren und der Scheu des Themistokles vor einer öffentlichen Kundmachung seiner Entwürfe, weil die größern Gutbesitzer eine neue Richtung des Staats auf die Seeherrschaft mit Abneigung, die Bürger aber wie überhaupt demokratische Gemeinden jede Neuerung leicht

mit Argwohn betrachteten. Ebenso verdient Erwähnung, wie der Verf. die Zurückberufung Cimon's durch Perikles als einen rein politischen Act, als eine Concession nachweist, welche nach der Verschwörung der Oligarchen im Gefolge der unglücklichen Schlacht bei Tanagra nur zu nothwendig erschien; wie er unter die Mittel, welche Perikles, gleichviel ob zum Behuf einer einmal zu behauptenden individuellen Stellung oder in tiefer innerer Anschauung, zu einem Schlagpunkte seines Wirkens wählte, auch namentlich die Gewinnung der Seeleute und die Befriedigung der mercantilen Interessen der Metropolis, wie damit auch der Colonien zählt. Der Verf., in seinem Vaterlande nur zu vertraut geworden mit den wirkungsvollen Angelpunkten, durch welche leicht jede Regierung die unruhigsten Wünsche beherrscht, wendet diese Erfahrung mit Glück auch auf die verwandten Verhältnisse eines seit Jahrtausenden verschwundenen Staats an; unverständlich ist dabei nur seine Meinung von der damals geringern Ausbülfe (languidness and inertness) der alten Colonisationen, weil mit der Freiheit Joniens und Milets auch deren Handel gesunken sei. Der ausgebreitete Verkehr dieses Küstenstriches wurde durch die Rache der Perser nur auf kurze Zeit unterbrochen, die Feldzüge Cimon's hatten bereits die alten leichtern Verhältnisse wiederhergestellt, der Grund also, der zu den Kleruchien (denn von diesen spricht der Verf.) führte, scheint vor Allem darin gesucht werden zu müssen, daß an den alten und im bequemen Bereiche liegenden Colonisationsplätzen der Raum bereits besetzt war, und zwar von befreundeten Landsleuten. Mit der Rückkehr des Perikles aus dem glücklichen Feldzuge gegen Samos, wo die unverwundlich scheinende Blüte des Staats in den Ernst des Kampfes schon die heitere Lust der Mufen und des Daseins gemischt hatte; mit dem Triumphzuge des edeln Atheners, der hier mehr als je nach dem geistvollen Ausbruche Leo's als der sterbliche Gott seines Vaterlandes erschien, wo den von ernster Stätte herabsteigenden Redner Frauen und Mädchen mit Kränzen bedeckten — mit diesem Glanzpunkte der Größe Athens schließt der Verf. die ersten Resultate seiner Studien; mit dem Glanzpunkte — denn auch ohne ausdrückliches Wort sehen wir von nun an den Stern mehr und mehr erbleichen, um in der Morgenröthe unermesslicher Weltreiche endlich zu verschwinden.

Nicht ganz zu übergehen ist, was der Verf. auch über die innern Äußerungen des griechischen Lebens, über religiöse Bildung, Mythendichtung, Philosophie, Kunst und Literatur den einzelnen Abschnitten seiner Geschichte hinzugefügt hat. Doch sind diese Zusätze besonders in Hinsicht auf die ersten Gegenstände wenig befriedigend; bei der Schärfe, man darf fast sagen, Gemüthlosigkeit, mit der er die noch unvollkommenen Versuche eines Volks zu betrachten geneigt ist, sich seinen Zusammenhang mit dem absoluten Geiste zu enthüllen, läßt sich nur ein Anstreifen an die Tiefe des Gegenstandes erwarten. Es verläßt hier den Verf. zu einiger Verwunderung auch jene ethische Kunst der Phantasie, welche selbst die entlegensten Zustände in unmittelbare Nähe und in das eigne Innere zu verlegen weiß, falls nicht bestimmte Studien schon auf anderm Wege dahin geführt haben; wir begegnen deswegen auch dem Aussprüche, wie kein Sterblicher vermöge, den Schleier der Mythologie zu lüften; die Götter entstehen ausschließlich aus Natureindrücken und Leidenschaften, aus den überwältigendsten zuerst, wie denn die frühern als mehr der Leidenschaft, die spätern dem Geist angehörig geschieden werden. Der Verf. setzt dabei so wenig Bewußtsein und, wenn auch dunkle, Absicht voraus, er bezieht Alles so sehr auf eine unbestimmte poetische Fiction, die sich nur allenfalls zu einem Glauben steigert, daß jeder Versuch, sich unter den geheiligten Gestalten etwas Bedeutungsvolles zu denken, was er als symbolische Religion bezeichnet, ihm als etwas dem Glauben Nachfolgendes, als das Spiel einer erfindenden, müßigen Phantasie erscheint, welche abstracte Principien der Philosophie darzustellen suchte. Was das spätere Volk sich bei seinem Cultus dachte, was es hineinlegte, entscheidet hierbei nicht, da es die Bestimmung eines nachfolgenden Geschlechts ist, auch durch spielende Form und Auflösung hindurch über dasselbe hinauszugehen; daher in der That aller Boden der Untersuchung zu verschwinden scheint, wenn z. B. die Erklärungen des Mythos der Proserpina ein Werk Späterer und Weniger, das griechische Volk dagegen, leichtgläubig allem Uebernatürlichen zuwillend, für den philosophischen oder ethischen Gehalt desselben unempfänglich gewesen sein soll; wenn auf die eleusinischen Mysterien die Hypothese angewendet wird, daß sie der alten List, die Athener in Unwissenheit über den benachbarten Cultus zu erhalten, ihren Nimbus und Schleier verdanken. Die unleugbare Verwandtschaft vieler weit zerstreuten Culte, die der Verf. nicht bestreitet und welche Müller mit entschiedenem Rechte auf die nothwendige Identität gewisser Grundansichten der Völker begründet, hätte ihn dahin leiten können, daß allen diesen so einflußreichen und so leidenschaftlich festgehaltenen Ideen etwas Tiefers zum Grunde liegen müsse als eine halbdramatische poetische Fiction. Ausdrucksweisen daher, wie die von einem „Aberglauben“, welcher nach Lobet's falsch genannter Autorität zwischen der Zeit Homer's und den Perserkriegen die Attribute einer Wissenschaft angenommen habe, wie ferner von einem überströmenden Geiste poetischer Schwärmerei (*exuberant genius of poetical fanaticism*), von geheiligten Betrügnern (*sacred impostors*), welche den Dra-

keln vorstanden u. s. w., stehen mit der erwähnten Ansicht in einer Art von folgerichtiger Verbindung, und gleichwohl läßt sich darin der treffend gemachte Unterschied zwischen der Mythologie, der Poesie und der ernstern Religion nicht recht einordnen. Eine eigenthümliche Meinung äußert der Verf. über die Wirkung eines mangelhaften Glaubens an Unsterblichkeit. Die Lehre von einer Beschränkung der Strafe auf die jetzige Welt, so sagt er, hielt Verbrechen ab, machte die Gemüther heiterer und ruhmstüchtiger. Theils würde es hiernach gewinnreicher sein, eine etwa vorhandene Lehre der Unsterblichkeit nicht zu befördern, theils aber scheint, da der Verf. den der Philosophie, namentlich den Gründen des Thales vorausgehenden Glauben an künftige Fortdauer nicht bestreitet, dieser letztere vollkommen ausreichend; denn was auch Theorie oder für starkmüthig gehaltenes Raisonnement, was leichtsinnige Rede zu dem Wankendmachen jener Lehre beitragen möge: waren die Griechen, oder Völker mannichfachen Stammes, oder ausgezeichnete Individuen aller Zeiten wirklich im Anklammern an den Erdgeist edler, bewegter, heiterer, so mag dessen ungeachtet die seine Reminiscenz Wagners's gelten, wie mitten in der stolzen Seligkeit des Todesmuthes das innerste Bewußtsein (und dieses entscheidet sehr oft wider Willen unsere Thaten) seine Überzeugung vom Gegentheil um so fester gestaltet, wäre es auch nur, um sich jener Energie für eine Ewigkeit zu freuen. Die That aber, d. h. der sich zur Wirklichkeit herausdrängende Gedanke, scheint das unvergängliche Pfand einer Unsterblichkeit zu geben.

Mit der Bemerkung des Verf., daß der Einfluß eben dieser mythisch gestalteten Religion, zugleich aber auch das Nichtvorhandensein eines eigentlichen Priesterstandes nebst der Toleranz auch die kühne Freiheit der philosophischen Speculation befördert und auf die Poesie einen solchen Einfluß geübt habe, daß sie in dem wunderbaren Gemisch eines halb göttlichen und halb menschlichen Charakters majestätisch und dennoch häuslich erschienen sei, mit diesen geistreichen Andeutungen leitet er uns zu einer schließlichen Betrachtung seiner Geschichte der Philosophie und Literatur, so weit sie die behandelten Zeiträume berührt. Was die erstere betrifft, die Philosophie, so begibt sich der Berichterstatter einer Kritik, die nicht günstig sein könnte; er wiederholt nicht, einige etwaige Überlegenheit auf diesem Gebiete unterdrückend, die übelbegründeten und von geringer Bekanntheit mit dieser edelsten aller Wissenschaften zeugenden Urtheile und erwartet lieber die folgenden Arbeiten des Verf., welche ihn vielleicht zu genauern Studien und Aussprüchen veranlassen. Dieser gibt vor der Hand, wie seine Nation, einer Philosophie, welche die experimentale genannt wird, einen entschiedenen Vorzug, und diese Ansicht wird auch die unstrige genügend feststellen können. Interessanter dagegen, bis auf eine flüchtige Behandlung der Lyrik, sind die Abschnitte über die Poesie, und hier ist der Verf. in der Analyse der ersten Tragiker eher zu freigebig, indem er dabei fast eine gänzliche Nichtbekanntheit mit deren Werken voraussetzt. Nach dem ziemlich rechtgläubigen Charakter der englischen Philologie und ihrem

in neuerer Zeit fast erstorbenen Leben hält sich der Verf. in Beziehung auf Homer aufs sorgfältigste von allen den Neuerungen entfernt, mit denen einst Wolf so unerwartet die Pietät der monarchischen Homeriden beunruhigte, und indem er mit Clinton und Coleridge eifrig die Gründe wiederholt, welche von Heyne, Harles, Boß, St.-Croix, Mannert, Hug, Bouterwel und selbst Schloffer gegen jene Häresis geltend gemacht wurden, hat er allerdings noch eine individuelle Aufforderung, einen Geistesgenossen in entschiedenen Schutz zu nehmen, dessen Natur und Wesen zu erkennen er Niemand als wiederum den Dichter würdig hält. Er vergleicht zu diesem Behufe, hier aber in bestimmter Verkenennung eines tiefen Unterschiedes, die etwa collegialische Entstehung eines Shakspeare'schen „Macbeth“, zweifelnd, ob eine ganze Schar genialer Dichter im Stande gewesen wäre, jenes Kunstwerk zu schaffen; die Notiz Herodot's über die ionischen Diphthera wird zur Unterstützung gleichfalls herbeigerufen, die innere Einheit aufs höchste anerkannt (was selbst von Clinton, „Faust. Hell.“, I, S. 375, nicht in diesem ausgebreiteten Sinne geschehen ist); die bekannten vier Verse aus dem vierten Gesange der „Ilias“ (51 — 54) werden gleichfalls schon als Anspielung auf die Heraklidenrückkehr verteidigt; der Verf. sieht darin eine Gefälligkeit des Sängers für das ionische Gefühl, sowie wiederum in dem bedeutungsvollen Thema des Epos eine dichterische Gerechtigkeit für die Dorer, obgleich Achill nur an einem frühern Orte derselben wohnt; er verschweigt uns die Ursachen eines schon so frühen Risses zwischen den Stämmen, wenn auch spätere Vorfälle die doch bestimmte Unterstützung der Herakliden durch die ionischen Athener schon aus der Erinnerung getilgt hätten; für den Achill, als dessenungeachtet dorischen Repräsentanten, glaubt er die Identität des altbritischen und englischen Nationalinteresses als Analogie aufstellen zu können. Im Gegensatz mit dieser Vertheidigung für wohlgegründet gehaltenen Rechte erscheint dagegen Hesiod, und zwar seiner plebejischen Verhältnisse wegen nur als Typus einer Poesie des unterdrückten pelagischen Stammes; die hohe Achtung, welche man an seinen Namen knüpfte und die sich nur auf eine Reihe nicht gekannter Werke gründen könne, müsse, so reflectirt der Verf., hierin gleichfalls von Clinton (Th. 1, S. 384) unterstützt, diese Ansicht bestätigen.

Die Bemerkungen zur dramatischen Literatur sind, wie schon erwähnt, ziemlich ausführlich. Nach einigen schwankenden Erörterungen über Entstehung des Dramas überhaupt ist die Verbindung zwischen Homer und Aeschylus so eingeleitet, daß es dem Verf. nur zweier Darsteller der homerischen Gedichte zu bedürfen scheint, um Tragödie zu werden. Aeschylus ist hiernach durch Homer zum Schaffen seiner mit so vollem Rechte großartig genannten Individualitäten entschieden angeregt. So geneigt man auch sein könnte, mit Übergehung der immer noch weiten Kluft zwischen einem Erzählen und Darstellen, diese Ansicht zu theilen, so wird sie doch durch ein herbeigezogenes Beispiel aus den „Sieben gegen Theben“, wo die Schilderung des Tydeus ganz homerisch sein soll, wenig begünstigt; es scheinen jene glänzenden Verse (377 — 396) in der That keine

weitere Ähnlichkeit darzubieten, als daß sie eben gleichfalls Schilderungen von Dem enthalten, was der unmittelbaren Anschauung entzogen bleibt. Viel treffender ist dagegen die Charakterisirung des Aeschylus als Schöpfers gigantischer Conceptionen aus der Tiefe der eignen Seele, wie er selbst es ist, der im „Prometheus“ eine kühne Hand nach dem lustigen Volksglauben ausstreckt, dem die gewaltigen Bewegungen seiner Zeit eine neue Geburt der Dinge verkünden, und eben in dieser Sährung der Ideen, nicht nach Schlegel's Meinung in der Kindheit der Literatur überhaupt (da des Phrynichus ruhigere Harmonie ein Gegenbeweis ist) liegt der Grund einer an Bombast grenzenden Kühnheit des ersten Tragicers.

Ein weiteres Eingehen in manche geistreiche oder auch unsichere Blicke des Verf. bleibt vielleicht besser dem Leser überlassen. Erwähnt sei nur noch die Vertheidigung des Epicharmus gegen Müller als systematischen Ausbilders der Komödie, die Erklärung des Verbots der Stücke des Kratinus und Krates aus ihrer entschieden Simonischen Gesinnung zur Zeit des langwierigen Kriegszustandes gegen Samos; die Hinweisung auf eine Eigenthümlichkeit des Sophokles, gern eine Krisis im Leben seiner Heroen zum Ausgangspunkte zu wählen, auf seine Verletzung der Einheit in den „Trachinterinnen“, auf eine Begleitung der Telmessia im „Ajax“ durch den Chor, auf die zwischen Aeschylus und Sophokles so gezogene Parallele, daß jener wegen einer, oft sogar körperlichen Unbeweglichkeit seiner Personen im Vergleiche mit dem dramatisch lebendigen Sophokles seine Theilnahme gar bald mehr bei Lesern als Zuschauern finden mußte. Vorzugsweise gezwungen jedoch mag gegen Aristoteles die Rechtfertigung des von Pámon auf seinen Vater gemachten Mordversuchs durch die Wiedervergeltung sein, womit der Dichter an die Härte Kreon's gegen den unschuldigen Mörder Odyss habe erinnern wollen; gezwungen ferner, wenn nicht unbedenken, der Vergleich zwischen dem „Prometheus“ und „Philoktet“ auf Grund eines in beiden Dramen entwickelten Kampfes des Geistes mit körperlichen Leiden.

Aus diesen Andeutungen des mannichfaltigen und allerdings verschieden zu beurthellenden Inhalts werden immer die zahlreichen Anregungen hervortreten, deren das Werk nicht ermangelt, daher die Fortsetzung auch dem Interesse des deutschen Publicums empfohlen werden kann, an dessen Genius sich der Verf. noch jüngst, vielleicht nicht ohne Grund huldigend gewendet hat. Es ist das Unsterbliche und Nieerschöpfte des hellenischen Geistes, daß auch minder beifallswerthe Darstellungen ihm einen um so lebendigeren Reiz verleihen, um von Neuem zu ihm zurückzuführen.

68.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland, zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. Zweiter und dritter Theil. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1836 — 37. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Bei der Beurtheilung eines Buches soll allerdings nur von dem wissenschaftlichen oder künstlerischen Werthe desselben die

Stebe sein, die Person des Verfassers soll ganz aus dem Spiele bleiben, und Erstling hat es mit Recht als pasquillantisch bezeichnet, wenn Jemand über einen Verfasser etwas Anderes sagt, als sein Buch selbst an die Hand gibt. So wichtig diese Grundsätze im Allgemeinen sein mögen, so müssen sie doch billige Ausnahmen gestatten. Mehr oder weniger spiegeln sich der Charakter, der Sinn und die Bildung, das Leben und die Verhältnisse eines Verfassers in seinem Werke ab, und eine wohlwollende Berücksichtigung dieser Dinge ist nicht allein erlaubt, sondern fast nothwendig zur richtigen Beurtheilung des Geleisteten. Anders wird die Kritik verfahren müssen mit den ersten Arbeiten eines jugendlichen Verfassers als mit denen eines gereiften Mannes, und nicht unbillig wird auch darauf Rücksicht genommen werden müssen, ob Einer in behaglicher Ruhe und im Besitz der reichsten Hülfsmittel gearbeitet, oder ob er unter drückenden Umständen, im Kampfe mit Mangel und Noth, und von geeigneten Hülfsmitteln entblößt, dennoch etwas Bedeutendes geleistet habe; ein allzu strenges Abstrahiren von dem Allen wäre eine Ungerechtigkeit und eine Härte. Ein richtiges Buch ist kein Abstraktum, sondern ein wahres, lebendiges Individuum, das geistige Kind seines Vaters, mit seinem Herzblute genährt. Dies vorausgeschickt, muß Ref. gestehen, daß er die hier anzugebenden beiden Bände dieser Übersetzung mit einem tiefen Gefühl der Wehmuth zur Hand genommen hat. Wer weiß es nicht in Deutschland, wie der treffliche Übersetzer, seit langen Jahren an unheilbarer Taubheit leidend, alle Entbehrungen dieses traurigen Zustandes getragen? Und zu diesem schon an sich so großen Leiden haben sich noch heftige Gichtschmerzen in der letzten Zeit gesellt. So haben wir nun im Geiste den armen, einsamen, fast verlassen, von Schmerzen gefolterten Mann, und es tritt uns diese heitere Dichtung entgegen, die so gar keine Spuren einer trüben Stimmung, noch viel weniger ein Abnehmen der Kräfte oder der Lust an der Arbeit verräth; wer kann es lassen, aus tiefer Seele ihm Heilung oder doch Linderung zu wünschen, und die Kraft, die Frische, die Rüstigkeit des Geistes zu bewundern, die unter solchen Umständen Solches zu leisten im Stande ist. Wie rührend ist dieser treue Fleiß, der vor einem so kolossalen Werke nicht erschrickt und trotz aller Leiden in sich gleichbleibendem Eifer Schritt vor Schritt die unabsehbare Laufbahn durchmisst. Wenige haben wol bei dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Übersetzung (1835) die Vollendung derselben gehofft; man fürchtete Ermüdung und Überdruß beim Übersetzer, Mangel an Theilnahme beim Publicum, welches wol eine bunte Romanemwelt zu seiner Unterhaltung liebt, aber sich immer mehr und mehr von wahrhaft poetischen Werken abzuwenden scheint; und siehe, diese beiden Bände beweisen, daß alle diese Besorgnisse ungegründet waren.

Das Original enthält in drei Büchern 69 Gesänge, wovon 29 auf das erste, 31 auf das zweite und nur 9 auf das dritte Buch kommen, welches, vom Verfasser unvollendet gelassen, eben dem Ariost Veranlassung ward, die abgebrochenen Fäden wieder aufzunehmen und in seinem allbekannten „Wäthenden Roland“ weiter zu spinnen. Von diesen 69 Gesängen sind nun 51 übersetzt, und es bleiben daher nur noch die 9 letzten Gesänge des zweiten Buches und die 9 des dritten Buches übrig, welche genau einen Band wie die bisherigen füllen werden. Möge denn nur dieses Werk nicht auch in der Übersetzung sein altes Schicksal treffen, unvollendet zu bleiben, damit Deutschland an diesem Buche mit seiner Fortsetzung, dem Ariost, ein Denkmal poetischer Übersetzung habe, wie kein anderes Volk sich eines gleichen rühmen kann. Es wäre in der That wol überflüssig, die Trefflichkeit dieser Arbeit hier noch erst anpreisen zu wollen: der Name Gries hat in ganz Deutschland einen wohlverdienten und festbegründeten Ruhm; jeder kennt den geistreichen Übersetzer des *Laffo*, des *Ariost*, des „Ricciardetto“, und auch dieses vorliegende große Werk, dessen Kenntniß Jedem, der die reiche episch-romantische Welt der Italiener überschauen will, unent-

behrlich ist, hat diesen Ruhm aufs Neue bekräftigt. Was man von sehr wenigen Übersetzungen sagen kann, daß sie, mit dem Original verglichen, durch Treue und Gewandtheit in Erstausgaben setzen und, unabhängig gelesen, fast nirgend Zwang erkennen lassen, das kann man mit vollkommenem Rechte von dieser Übersetzung sagen: sie ist auch ein vortreffliches deutsches Gedicht.

Mehr als in den übrigen von ihm verdeutschten italienischen Gedichten hat der Übersetzer hier für Erläuterungen gesorgt, welche aber freilich auch hier am nothwendigsten waren. Der Leser, dem es nur um Unterhaltung zu thun ist, wird in den Anmerkungen die nöthigen Nachweisungen über die unzähligen Personen dieser Fabelwelt wie auch über den Zusammenhang dieses Gedichts mit dem des Ariost und mit vielen ältern Romanen finden. Wer aber im Besitz der einzigen in Deutschland erschienenen Ausgabe des Originals, im „Parnasso continuato“ von G. Fleischer in Leipzig, ist (denn die italienischen Drucke gehören zu den größten Seltenheiten), wird hier an unzähligen Stellen eine Berichtigung des, leider nicht ohne Flüchtigkeit und Willkür festgestellten leipziger Textes und eine lehrreiche Vergleichung der wichtigsten Lesarten aus der von Panizzi besorgten, in England fast gleichzeitig mit der leipziger Ausgabe erschienenen, sowie aus den seltenen Ausgaben von 1525 und 1527 finden, so daß diese Übersetzung zugleich auch einen wahrhaft philologischen Werth hat. 69.

Bibliographie.

Entweder — Oder: Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofs-Rüge. Beleuchtung der politischen und religiösen Principien der Partei des Kölner Erzbischofs von einem Geistlichen, der ausgeschlafen. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 12 Gr.

Griesinger, G. Th., Silhouetten aus Schwaben. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 3 Gr.

Die Harfe der Skalden. Andersen. Winther. Hjerregard. Von J. Thomsen. Gr. 12. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Homan, J., Das Streben nach Wiedererlangung des hierarchischen Absolutismus in Verbindung mit den Handlungen des Erzbischofs von Köln. 8. Hanau, König. 4 Gr.

Kock, Ch. P. de, Die Jungfrau von Belleville. Frei nach dem Französischen von A. Th. Peucker. 2 Bände. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr. 12 Gr.

—, Schwester Anna. Nach dem Französischen. 2 Bände. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr. 18 Gr.

Lenau, R., Gedichte. 3te Auflage. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Nachruf eines Hermesianers an einen ehemaligen Hermesianer auf dessen Jura an alle Hermesianer. Gr. 8. Trier, Gall. 6 Gr.

Schädelin, P. J. J., Claus Leuenberger. Historisches Drama in vier Abtheilungen. Mit Leuenbergers Bildniß. 8. Bern, Jenni, Sohn. 18 Gr.

Smidt, H., See-Novellen. Erzählungen Burkhards des Steuermanns. 2ter Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 6 Gr.

Stengel, Fr. v., Karl Ludwig Kurfürst von der Pfalz und Luise von Degenfeld oder Leidenschaft und Liebe. Geschichtlicher Roman. Gr. 12. Manheim, Böfker. 1 Thlr.

Libiscanus, G., Die Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem Reichstage im Jahre 1833 verhandelt worden. Gr. 8. Leipzig, Einhorn. 1 Thl.

Weisse, Ch. H., Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 3 Thlr.

Winfried, Neujahrsnachttraum. Dichtung. Nebst einem Anhange kleiner Poesien. Gr. 12. Altona, Aue. 6 Gr.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 91.

1. April 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Etwas über Mode, Höflichkeit und Etikette bei verschiedenen Völkern.

Die Chinesen sind bekanntlich in Allem, was Complimente betrifft, ein wahres Mustervolk; sie haben eine so ausgebildete, so streng bestimmte Etikette, wie wir sie in keinem andern Lande finden, und die Regierung hat dieselbe für so wichtig gehalten, daß sie nicht nur am Hofe streng auf deren Beobachtung hält, sondern auch jeden Mann aus dem Volke mit Strafen belegt, der in dieser Hinsicht das Herkommen und die Sitte verlegt. Es ist also in China nicht nur ein Verstoß gegen die gute Lebensart, unhöflich zu sein, sondern auch gefährlich und schadenbringend. Darum haben sich denn auch viele mitleidige Seelen des armen Volkes erbarmt und Zeit und Mühe nicht gescheut, um demselben gehörige Anweisungen, gewissermaßen Bibeln oder Dogmatiken der Höflichkeit und des guten Benehmens in die Hände zu spielen. Eines dieser Werke enthält nicht weniger als dreitausend Artikel; es schreibt vor, wie man Besuche abstatten, wie grüßen, wie Geschenke darreichen, wie Briefe schreiben müsse, und noch vieles Andere; kurz, es ist eine wahre „Schule der Höflichkeit“. In Peking aber befindet sich ein Obertribunal der Ceremonien, das streng auf Beobachtung aller Höflichkeitsgesetze hält und Jeden unerbittlich straft, der sie zu verletzen wagt.

Wir Europäer sind auf dem besten Wege, die Chinesen einzuholen. Ein neuer Zweig der Literatur ist emporgeblüht, und wohlbedenkende Männer, die zugleich brave Männer sind, haben sich auch bei uns ein Vergnügen daraus gemacht, zu Nutz und Frommen der nach Belehrungen über Höflichkeit, Mode und Etikette dürstenden Welt Bücher ans Licht zu stellen, aus denen sie sich sättigen kann. Diese Publicationen häufen sich bei allen Völkern; die Franzosen, die Engländer, die Schotten, die Italiener, die Deutschen und selbst die Nordamerikaner liefern Beiträge in reichlicher Menge.

Im vorigen Jahrhundert wurden bei uns in Deutschland solche Bücher wenig beachtet worden sein; die sogenannte vornehme Welt lernte ihre Höflichkeit und ihre Etikette entweder in Paris selbst oder von französischen Gouvernanten, Informatoren und Tanzmeistern; die Mittelklasse lebte einfach und nach altväterlicher Weise, recht und schlecht. Seitdem aber in Folge der Revolution die Franzosen so lange Zeit Deutschland nach allen Richtungen durchzogen, wich die alte Ehrbarkeit, und bis in die niedrigste Hütte drang die Sucht, mehr zu scheinen, als man ist. Jeder Lehrbursche will jetzt nicht nur wissen, wie der General, der Graf, der reiche Banquier ist, was er auf seiner Tafel hat, und wie er die Gabel hält, sondern er möchte sich auch das Wesen und Benehmen der höhern Stände, von welchen er in den Romanen liest, die er aus der Leihbibliothek holt, aneignen und verunklärten sich so zu einer abgeschmackten Caricatur. Das Vorbild für diese ganze jetzt so zahlreiche Menschengasse ist jener Berliner, den Grabbe sagen läßt: „Ich will mir bilden“, und ihr Gesetzbuch ist das vom queßnburger Etiketten-Colon Alberti verfaßte „Complimentirbuch“, das eben, weil es eine Menge von Auflagen erlebt und so vielen Einfluß auf das Benehmen der niedern Stände äußert, für deren Höflichkeitsorakel es gilt, eine beachtenswerthe Erscheinung der Zeit bildet. Wir können verbürgen, daß es in einer Residenz des nordwestlichen Deutschlands vor einigen Jahren einen „Club“ gab, dessen Mitglieder aus Nähemädchen, Bedienten u. bestanden, die sich allwöchentlich einmal versammelten. Eine Stunde und länger wurde damit hingbracht, daß Einer dem Andern die in besagtem Complimentirbuche enthaltenen Regeln förmlich abfragte; es war eine Katechismusstunde der Höflichkeit. Dergleichen aber muß nothwendig eine sehr nachtheilige Wirkung äußern, schon darum, weil solchergestalt die unselige Sucht nach Vornehmthurei befördert wird. Dadurch entsteht dann bald ein arges Mis-

verhältniß zwischen den künstlichen Bedürfnissen eines solchen Menschen und deren Befriedigung, und alles eigenthümliche Gepräge verschwindet.

Die meisten Völker Europas haben jetzt ihre Complimentirbücher; sie sind nur, wenn nicht geistreicher, doch wenigstens besser geschrieben als jenes vorher angeführte. Bei unsern Nachbarn jenseit des Rheins steht unter allen eines im größten Ansehen, das den echtfranzösischen Titel führt: „L'art de briller en société, ou manuel de l'homme du monde.“ Ob es von zwei Mitgliedern der königlichen Akademie verfaßt worden ist, lassen wir dahingestellt sein; gewiß aber ist, daß es schon mehrere Auflagen erlebte. Frankreich ist das Land der Moden und der Höflichkeit par excellence; es ist zugleich das wahre Treibhaus der Eitelkeit, wo Jeder mehr scheinen will als er wirklich ist. Ganze Scenen in den Romanen Balzac's, welche bekanntlich die Gesellschaft sehr treffend schildern, handeln von nichts weiter, als von einem armen Teufel, der sich abmüht, in fashionablen Kreisen für etwas zu gelten. Alle Welt weiß, daß mehr als ein neunzehnjähriger französischer Dichter sich durch Kohlendampf erstickte, weil seiner Meinung nach die Welt ihm den gebührenden Ruhm versagte, und es ist noch nicht gar lange her, daß ein Schreiber bei einem Notar sich bloß darum die Kehle abschnitt, weil er daran verzweifelte, je ein so großer Mann werden zu können, wie Napoleon gewesen.

Über England werden wir später reden. Was Schottland betrifft, so sind dessen Bewohner sehr steif und ungelent und bekümmern sich im Allgemeinen wenig um die Tyrannin Mode, welche die Welt regiert und nie aus der Mode kommt, weil sie eben sie selber ist. Nichtsdestoweniger sind im vorigen Jahre allein in Glasgow zwei Complimentirbücher erschienen, die sehr hochtrabende Titel führen. Das eine heißt „Wissenschaftliche Eitelkeit“ und das andere „Philosophie des höflichen Benehmens“.

In Italien steht der „Nuovo Galateo“ in hohem Ansehen. Der Verfasser desselben ist ein achtungswerther Gelehrter, Melchior Gioja, der auch schätzenswerthe Werke über Statistik und Nationalökonomie geschrieben hat. Dieser „Nuovo Galateo“, von dem 1827 zu Mailand bereits die vierte Auflage erschien, ist aber nicht etwa ein geistloses Complimentirbuch, sondern eine wirklich philosophische Abhandlung über die Principien der Höflichkeit, ein Buch, das von einem Standpunkte aus geschrieben ist, etwa wie Hrn. v. Rumohr's „Schule der Höflichkeit“, und darum wollen es auch die Engländer übersezen. Italien hat bekanntlich keine Gesellschaft in dem Sinne, welchen man in Deutschland, Frankreich und England mit diesem Worte verbindet. Etwa mit Ausnahme der Lombarden verkehren die einzelnen Stände nur untereinander und schließen von ihren Kreisen alle übrigen aus. Lord Byron, der die Italiener genau kannte, sagt in dieser Hinsicht:

Ihre Moral ist nicht unsere Moral, ihre Lebensweise nicht die unsrige; sie hat mit Dem, was wir in Frankreich, Deutschland und England sehen, nichts gemein. Erziehung in den Klöstern, der dienende Cavalier, ihre ganze Art, zu denken und zu leben, sind so verschieden, und diese Verschiedenheit wird um so auffallender, je näher man sie kennen lernt, daß ich nicht

weiß, wie ich Ihnen ein Volk schildern soll, das zugleich mächtig und ausschweifend, ernst in seinem Charakter und albern in seinen Belustigungen ist und, was man bei keinem andern Volke wiederfindet, leicht Eindrücke empfängt und leidenschaftlich wird und doch diese Eindrücke und Leidenschaften dauern bewahrt und festhält. Dabei ist Das, was wir unter dem Namen Gesellschaft begreifen, gar nicht vorhanden; das bemerkt man schon an den Komödien der Italiener. Sie haben aber eigentlich gar keine Komödie, wie wir aus Goldoni's Stücken sehen, und das kommt daher, weil sie keine Gesellschaft haben.

In England gilt in manchen Kreisen das Sprüchwort: Ein echter Gentleman muß zum Vater und Großvater schon einen Gentleman gehabt haben. In diesem Lande der wunderlichsten Contraste wird auch noch hier und da die Frage lebhaft discutirt: ob nicht uneheliche Geburt es einem Manne absolut unmöglich mache, ein wahrer Gentleman zu sein. Die Praxis hat jedoch diese Frage bejahend entschieden; denn es wird so leicht Niemanden einfallen, den Königen Wilhelm IV. den Gentlemanscharakter abzuspochen. Während sich in Frankreich ein Schreiber den Hals abschneidet, weil er es nicht bis zu einem Napoleon bringen kann, treten in England eine Menge Tollhäuser auf, die sich Könige wädhnen, und wie viele Leute ein Anrecht auf die Hand der jungen Victoria zu haben vermeinen, mag Gott wissen. Hier wie dort haben diese Erscheinungen, so verschieden sie auch sind, ihren Ursprung in ein und demselben, der Eitelkeit nämlich und dem sogenannten Hochmuthsteufel. Der Dünkel und das wegwerfende (supercilious) Herabsehen auf Alle, die nicht so reich oder nicht so hochgeboren sind, äußert sich bei keinem andern Volke in so schroffer und zugleich abgeschmackter Weise als bei den Engländern. Hier ein ergößliches Beispiel: Ein gewisser Herr Huddleston, der für einen vollendeten Gentleman galt, leitete seine Herkunft in gerader Linie von Aethestan ab und wollte daher Niemanden, auch dem stolzesten Lord nicht, den Vorrang gestatten. Denn wer konnte, außer ihm selbst, sein Geschlecht von der Heptarchie ableiten? In dieser Hinsicht glich er jenem Schotten, der, um seine Abkunft von dem Admiral Creighton zu beweisen, Allen, welche dieselbe bezweifelten, ein altes Hemd vorwies, das mit den Buchstaben A. C. bezeichnet und seiner Versicherung zufolge ein Erbstück in der Familie war. Besagter Huddleston kam oft mit dem verstorbenen Herzoge von Norfolk zusammen, und dann besprachen sich Beide bei einer Flasche guten Weines über ihre respectiven Stammbäume. Eines Tages, als der Erstere bei dem Letztern zu Tische war, verlängerte sich die Sitzung dermaßen und dem Lebenssaft ward so wacker zugesprochen, daß endlich der edle Nachkomme der sächsischen Könige gemächlich vom Stuhle und unter den Tisch fiel. Ein Mitglied der Familie Norfolk eilte hinzu, um den zu Boden Gesunkenen wieder emporzuheben, dieser aber hielt ihm die geballte Faust entgegen und rief lallend: „Nie soll die Welt sagen, daß das Haupt des Hauses Huddleston von einem Manne wieder aufgerichtet worden sei, der nur dem jüngern Zweige des Hauses Howard angehört.“ Der gutmüthige Herzog sagte darauf: „Mein lieber alter Freund,

so möchte ich denn wol selbst versuchen, was in meinen Kräften steht. Das Haupt des Hauses Howard ist aber zu betrunken, als daß es im Stande wäre, das Haupt des Hauses Huddlestone aufzuheben; daher will es denn mit dem größten Vergnügen von der Welt sich neben dasselbe legen." Und wirklich legte sich der Herzog, wie die Sage geht, neben Herrn Huddlestone.

In Frankreich hat die Gleichheit mit ihrem eisernen Besen alle Ansprüche, welche in frühern Zeiten Stand und Geburt gaben, unbarmherzig weggekehrt; nur die Vorstadt St.-Germain hält noch an dem Alten fest, aber rings umflutet von einer neuen Generation, welche keine Ansprüche der Vergangenheit anerkennt. Jene steht einsam, wie neulich beim Brande der londoner Börse das morsche Steingerippe des ausgebrannten Thurmes sich zwar noch stolz aus der Asche erhob, da alles Andere schon niedergebrannt war, nichtsdestoweniger aber jeden Augenblick den Einsturz drohte. So ist auch die Gesellschaft der Vorstadt St.-Germain nur noch eine Trümmer, eine Anomalie in der jetzigen Zeit. Auch Titel gelten in Frankreich nichts mehr; es ist gesetzlich anerkannt, daß Jeder sich nach Gutdünken und Belieben den Adel zulegen kann. Nennt sich nicht Hr. Balzac, seitdem er den bescheidenen Gesetzen verlassen hat und in Ruf gekommen ist durch seine Romane und seinen Spazierstock, den vielbesprochenen, Hr. von Balzac? Und hat es ihm Jemand verwehren können, einer der arrogantesten Menschen Europas zu werden? Sigt nicht der geniale Industrieller von Girardin in der Deputirtenkammer, und weiß Niemand, woher er stammt und wo er das Licht der Welt erblickte? Dagegen hat sich der deutsche Michel lange gestraubt, unehliche Kinder auch nur Meister irgend eines Handwerks werden zu lassen; und wo es erlaubt war, mußten diese vaterlosen Menschen doch wenigstens mehr Gebühren bezahlen als die ehelich Geborenen, und es haßte immer eine gewisse Makel an ihnen.

In Deutschland ist der Gesellschaftston in den höhern Kreisen der Haupt- und Residenzstädte zur Zeit immer noch ein aristokratischer; aber doch beiläufig nicht mehr so exclusiv wie im vorigen Jahrhundert. Die große Masse des neuen Adels, die mit Orden begabten Männer des bürgerlichen Standes, die Geldleute verkehren sehr freundschaftlich untereinander und mit dem alten Adel und können sich, etwa mit Ausnahme Wiens, nicht gut entbehren; sie haben zu viele gegenseitige Verpflichtungen und Berührungen. Und wenn der Adel mit sechzehn oder zweiunddreißig Ahnen auch seine besondern Circle hat, in welchen Niemand Zutritt findet, der so unglücklich ist wie Napoleon, erst seinen Stammbaum mit sich selbst zu eröffnen, so wirken diese Kreise, weil sie das Leben nicht bestimmen, doch keineswegs störend ein. Bei der unter uns so weit verbreiteten Intelligenz fängt man allmählig an, weniger die Geburt als den Werth eines Mannes in Betracht zu ziehen. Einzelne Coterien, die sich noch mit Selbstgenügsamkeit und Wohlgefallen in der veralteten Vorurtheil bewegen, mag es immerhin geben. Daß sie vorhanden sind, lehrt uns bekanntlich der Verfasser der „Lutti

Frutti“, dem wir in diesen, recht eigentlich zu seinem Ressort gehörenden Angelegenheiten eine gewichtige Stimme einräumen.

Alle Welt wirft uns mit Recht unsere Titelsucht vor; wir selbst lachen und spotten darüber; es hat sich aber seit Robespierre's Zeiten noch im Ganzen wenig damit gebessert. Was manche Gesellschaft, namentlich im nördlichen Deutschland, dem unbefangenen und vorurtheilsfreien Manne sehr unangenehm macht, und was sehr unerquicklich auf die Stimmung wirkt, ist, daß z. B. so häufig Staatsbeamte, oder, wie man seit Kurzem im Königreiche Hannover sagen muß, königliche Diener, wenn sie in einen Kreis eintreten, nicht etwa ihre Amtswürde, welche doch für die Gesellschaft sehr gleichgültig ist, ablegen, sondern erst recht anlegen, obschon im Zimmer keine Acten liegen, sondern Karten und das Spiel bekanntlich weder Amtswürde noch Rangunterschied anerkennt. Wehe dem Manne, der es wagte, bloß Herr N. N. und nicht etwa Herr Justiz- oder Kammerrath zu sagen. Im südlichen Deutschland ist man in dieser Hinsicht schon viel weiter gekommen, und man gibt nur da etwas auf Titulatur, wo sie an Ort und Stelle ist, in amtlichen Verhältnissen und Beziehungen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dieser jugendlichen Republik, fehlt es auch nicht an Büchern, welche Anweisung zur Höflichkeit geben. In gutem Ansehen steht ein zu Philadelphia herausgekommenes Werk, das den Titel führt: „The laws of etiquette, or short rules and reflections for conduct in society“, und 1836 auch schon mehrere Auflagen erlebt hatte. In der Union halten sich besonders die virginischen Pflanzer und die Geldleute in den atlantischen Städten für die gute Gesellschaft. Es herrscht dort mehr Exclusives, als man in einem demokratischen Lande erwarten sollte. Der Gentleman, welcher das eben genannte Werk verfaßt hat, sucht diese Erscheinung zu erklären und sagt:

Wir haben in unserer Gesellschaft weit mehr Ausschließendes als selbst England, geschweige denn Frankreich. In diesen Ländern ist nämlich weit weniger Gefahr vorhanden, daß Unordnung und Verwirrung durch Zulassung oder Hindrängen niedrigergeborener Aspiranten in Rang und Stand komme, und man hat es dort auch nicht so nöthig, die Scheidelinien so streng zu beobachten als bei uns. Der Rangunterschied (distinction of classes) ist in Amerika schärfer abgegrenzt und wird strenger beobachtet als in irgend einem europäischen Lande. Leute, welche sich um diesen Gegenstand wenig oder gar nicht bekümmert haben, wundern sich vielleicht, wenn sie dieses hören; wir wissen aber durch Beobachtung und aus Erfahrung, daß in allen Städten der Union unter der achtbaren Gesellschaft wenigstens zehn Abstufungen vorhanden sind. Wir können sie aber, ohne Namen zu nennen, nicht näher bezeichnen. Ein Schriftsteller hat gesagt, in Boston erhalte man Zutritt in die beste Gesellschaft durch ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, in Newyork durch Reichthum und in Philadelphia durch Reinheit des Blutes. Wir müssen aber dagegen bemerken, daß zwar alles das nothwendig ist, für sich allein aber doch nicht ausreicht. Dem literarischen Talente macht man bei uns nicht etwa den Hof, wie das in England der Fall ist; Geld allein thut es auch nicht. In Newyork, dem Liverpool Amerikas, machen die reichen Leute zwar viel Aufwand und zeigen sich; indessen werden alle Män-

ner, die bloß reich sind, zugesahen, daß es dort einen Kreis gibt (ob er über oder unter ihrer Gesellschaft stehe, haben wir nicht zu entscheiden), der sich durchaus fern von ihnen hält und in dem sie gar zu gern Zutritt haben möchten. Gute Erziehung ist vor allen Dingen nöthig, ohne diese wird Niemand weder mit Literatur, noch mit Reichthum oder durch Geburt auch nur das Mindeste ausrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fürstenthum Serbien, seine Bewohner, deren Sitten und Gebräuche. Erste Abtheilung: Historisches und Geographisches. Von P. A. F. R. Poffart. Darmstadt, Kiste. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Was der Verf. dieses in seiner ersten Abtheilung vorliegenden Werkes über Serbien in der Vorrede sagt, daß es eine Schande für Europäer sei, in Amerika genauer als in Europa bekannt zu sein und sich sogar mehr für jenes als für die einzelnen Theile dieses zu interessieren, ist im Allgemeinen und namentlich in seiner Anwendung auf Serbien nur zu gegründet, wenngleich es in dem nämlichen Grade auch auf andere Länder Europas paßt. Nicht einmal die politische Rolle, die Serbien seit mehr als zwanzig Jahren mit Heldenmuth und Ausdauer sowie mit glücklichem Erfolge der immer mehr verfallenden Sultanherrschaft in Konstantinopel gegenüber gespielt hat, ward Veranlassung, daß man sich mehr um Serbien, um Land und Leute, bekümmerte, daß man seine Sprache und Literatur, mit Ausnahme etwa seiner Volksdichtkunst, mehr beachtete und, wie das serbische Volk selbst Europa gleichsam entgegengekommen und sich ihm genähert, so auch ein lebendiges und genaues Bild desselben nach allen Seiten hin sich zu verschaffen suchte. Ist es nun aber dessen, ist es einer nähern Beachtung schon an und für sich würdig, so verdient es dies auch eben wegen jener politischen Rolle und in Erwägung dessen, was neuerdings in Serbien zu dessen immer selbständigerer Gestaltung geschieht und geschehen ist, in einem um so höhern Grade. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir denn nun auch das vorliegende Buch über Serbien und können dasselbe, theils insofern es neue Aufschlüsse gewährt, theils inwiefern es nur bekräftigt, um so mehr als ein Mittel, sich hierüber zu belehren, empfehlen, da der Verf. selbst in Serbien gewesen ist. Diese Kenntniß aus eigener Ansicht bildet, und zwar jedenfalls für die gegenwärtigen Zustände, die Hauptquelle seiner Mittheilungen, außer wo er die angeführten Schriften über die Vergangenheit Serbiens und für dessen gegenwärtige Verhältnisse amtlich, ihm im Lande selbst zugestellte Notizen benutzt hat. Genauer hat er sich über diesen Gegenstand nicht ausgesprochen. Was übrigens den Inhalt dieser ersten Abtheilung im Einzelnen anlangt, so zerfällt er zunächst in zwei Theile, in deren erstem unter der Rubrik: „Historisches und Politisches“, eine sehr oberflächliche Übersicht der alten Geschichte Serbiens vor und nach der Unterwerfung durch die Osmanen und eine Schilderung theils der Haduden (ziemlich dasselbe, was die Kephthen in Griechenland) und Panduren (einer Art von Völkern, ähnlich den Armatolen in Griechenland), theils der Knesen und Kmeten (eine Sattung von Behörden) gegeben wird. Der zweite Theil dagegen enthält eine Beschreibung des Landes und seiner Bewohner, in welche eine Abhandlung über die serbische Sprache und Literatur eingeschoben ist, die wir besonders den Literaturfreunden und Sprachforschern behufs weiterer Anregung und Forschung empfehlen. Jene Beschreibung selbst ist zwar im Allgemeinen ziemlich ausführlich, aber sie behandelt die betreffenden Gegenstände leider nicht nach einer bestimmten Ordnung. Interessant sind des Verf. Mittheilungen über serbische Sitten und Gebräuche, besonders auch insofern; als es dabei an Anknüpfungspunkten mit Griechenland, namentlich durch das Band der Volkspoesie, nicht fehlt; gar zu kurz dagegen ist Das, was

er über Schulen, über Staatsverhältnisse, Handel und Kriegsmacht sagt. Unter der Rubrik: „Regierung“, theilt er Einiges über die Verfassung des Landes, zugleich über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse desselben und den Fürsten Milosch selbst mit, wenngleich er, was diesen Letztern betrifft, die Biographie desselben und die Geschichte der serbischen Krieger für die zweite Abtheilung bestimmt hat. Für diesen zweiten Gegenstand dieser Abtheilung wird er dann wol auch die 1837 in Leipzig erschienene „Geschichte Serbiens während der Jahre 1813 bis Ende 1815“, von Simon Milutinowitsch, nicht unbenutzt lassen. Die Beschreibung des Landes selbst, in Ansehung seiner physischen und politischen Beschaffenheit, auch in Betreff der vorhandenen Alterthümer und Straßen und Wege, beschließt eine ausführliche Topographie. *) 25.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien; Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster Band. (In 4 Hefen.) Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.**
2. **Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.**
3. **Anleitung zum Selbststudium der Kristallographie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 45 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.**

Diese beiden Werke bilden die erste und zweite Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste“. Der erste Band, enthaltend: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik (9 Gr.) — Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.) — Pneumatik (6 Gr.) — Akustik (6 Gr.) — Pyronomik (6 Gr.) — Optik (9 Gr.) — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus (6 Gr.), mit 211 Abbildungen (1836), kostet 2 Thlr.

4. **Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilhelm Adolf Becker. Vierzehn Hefte. Grossfolio. 1838 — 37.**

Dreizehntes Heft. Tafel CXLIII — CLIV und Text Bogen 20 und 21 (in gr. 8.). In Umschlag. Subscriptionspreis 1 Thlr. 21 Gr.

Vierzehntes (letztes) Heft. Tafel CLV — CLXII und Text Bogen 22 — 23. In Umschlag. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Das erste bis zwölfte Heft, 1832 — 37, kosten jedes im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr. Das vierzehnte Heft wird auch als Supplement zur ersten Auflage zu 2 Thlr. 12 Gr. einzeln gegeben.

5. **Beer's (Michael) Briefwechsel. Herausgegeben von Euard von Schenk. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.**

Michael Beer's sämtliche Werke in einem Bande erschienen 1835 und kosten 4 Thlr.

6. **Bericht vom Jahre 1837 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Amilfus Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.**

Die Berichte für 1835 und 1836 haben gleichen Preis.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vgl. den Aufsatz: „Serbien und Fürst Milosch“, nach Michael Gajdowski, in Nr. 66 u. 61 d. W.

Etwas über Mode, Höflichkeit und Etikette bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Wer in England etwas bedeuten will, muß dort mehr als in irgend einem andern Lande wo möglich reich, mindestens aber wohlhabend sein. Die Ansichten darüber, wie viel jährliche Einkünfte ein Mann haben müsse, um als ein echter Gentleman leben zu können, sind freilich sehr verschieden. Ein Herr Wellesley Pole hielt 40,000 Pf. St. für unumgänglich nothwendig, also mehr als 250,000 Thaler! Den bekannten Brummel, einen most accomplished gentleman, fragte eine Lady, wie viel ihr Sohn jährlich wol auf seinen Anzug zu verwenden habe? Er meinte, 5600 Thaler wenigstens, vorausgesetzt, daß der junge Mann sich recht einzuschränken wisse. Ein Mann, der über Nationalökonomie schreibt, Senior, stellt in seinem neuerlich herausgegebenen Werke den Satz als ausgemacht auf, daß eine anständige Frau nothwendig ihre eigne Equipage haben müsse. Dagegen kann in Frankreich ein Mann eine bedeutende Figur in der Gesellschaft spielen, ohne einen Franc regelmäßigen Einkommens zu haben. Hr. v. Balzac, der sich auf diese Dinge so gut versteht wie Hr. Semilasso auf Das, was innerhalb seines Kreises liegt, sagt in seiner bekannten „Physiologie der Ehe“:

Unsere zwei Millionen unverheiratheter Männer brauchen nicht fünf Sous zu besitzen, um in der Liebe Glück zu machen. Es genügt, daß ein Mann einen wohlgeformten Fuß und ein hübsches Auge habe, um das Bild eines Chemanes wegzuwischen (décrocher); aber es ist nicht erforderlich, daß er ein hübsches Gesicht hat; er braucht sogar nicht einmal gut gewachsen zu sein. Wenn er nur Esprit besitzt, Haltung und Artigkeit im Benehmen, so fragen die Frauen nicht, woher er kommt. Ein Anzug, den Staub verfertigt hat, ein paar Handschuhe, die bei Walker gekauft sind, Stiefeln, die Grotat gemacht, dazu eine hübsch umgelegte Halsbinde, — das ist völlig hinreichend für einen Mann, um König eines Salons zu werden.

Wie in diesem Lande der Mode und besonders in der Hauptstadt — denn in der Provinz steht es sicherlich besser — die Frivolität in den höhern Classen und im wohlhabenden Mittelstande um sich gegriffen und alle Moralität wankend gemacht hat, beweist nichts besser als in dem eben genannten Buche desselben Verfassers der Abschnitt, der über honnete (achtbare dürfen wir nicht sagen) Frauen, d. h. solche handelt, die ein Anrecht haben, sich zur sogenannten guten Gesellschaft zu zählen.

Was ist — so schreibt Hr. Balzac — eine honnete Frau? Diese Frage steht in so engem Zusammenhange mit der weiblichen Eitelkeit, mit jener ihrer Liebhaber und selbst der der Chemann, daß wir hier allgemeine Grundsätze feststellen wollen, die ein Ergebnis langjähriger Beobachtung sind. Unter der Million, welche sich für privilegiert hält, sind aber nicht Alle Ausgewählte, sondern nur Jene, auf welche einer der nachstehenden dreizehn Sätze paßt: 1) Eine honnete Frau ist nothwendig verheirathet. 2) Eine honnete Frau ist noch nicht vierzig Jahre alt. 3) Eine verheirathete Frau, deren Gunstbezeugungen man erkaufen muß, ist keine honnete Frau. 4) Eine verheirathete Frau, die ihren eignen Wagen hat, ist eine honnete Frau. 5) Eine Frau, welche in ihrem Haushalte selbst die Küche besorgt, ist nicht honnet. 6) Wenn ein Mann 20,000 Francs Rente erworben hat, so ist seine Frau eine honnete Frau, einerlei, durch was für eine Art des Handels das Geld erworben wurde. 7) Eine Frau, die da sagt: une lettre d'échange statt lettre de change, souyer für soulier, pierre de lierre statt pierre de liais; die ferner von einem Manne sagt: „Est il farce, Monsieur un tel!“ kann nie eine honnete Frau sein, wenn sie auch noch so reich ist. 8) Eine honnete Frau muß so viel Vermögen besitzen, daß ihr Liebhaber nicht zu besorgen braucht, sie werde ihm je auf irgend eine Art zur Last fallen. 9) Eine Frau, die im dritten Stock wohnt (die Straßen Rivoli und Castiglione ausgenommen), ist keine honnete Frau. 10) Die Frau eines Banquiers ist immer eine honnete Frau; eine Frau aber, die in einem Comptoir sitzt, ist es nur dann, wenn ihr Mann sehr ausgebreitete Handelsgeschäfte treibt, und wenn sie nicht zugleich über dem Gewölbe wohnt. 11) Die unverheirathete Nichte eines Bischofs, wenn sie bei demselben wohnt, kann für eine honnete Frau gelten, weil sie ihren Dheim hintergehen und täuschen muß, sobald sie eine Intrigue hat. 12) Eine honnete Frau ist eine solche, die zu compromittiren man Anstand nimmt. 13) Die Frau eines Künstlers ist immer eine honnete Frau.

Eine Frau aber, die nicht selbst ihre Küche besorgen will, eine brillante Erziehung erhalten hat, das Sentiment der Koletterie, sodann das Recht hat, ganze Stunden im Boudoir auf dem Divan zu liegen und (lache nicht, wer kann) ein Seelenleben zu leben, muß in der Provinz wenigstens 1000 Thaler, in Paris 6000 Francs jährlich aufzuwenden haben.

Was man heutzutage in Frankreich, oder doch wenigstens in Paris für honnet hält, geht aus Obigem so ziemlich klar hervor. Jeder, der Geld und etwas äußere Politur hat, wo möglich nichts thut, ist ein Mensch comme il faut. In England verhält es sich damit anders, und die gute Gesellschaft ist in einen kleinern Kreis abgepfählt. Der Millionair schlägt mit seinem Gelde bekanntlich alle Paraden durch, also auch das Pfahlwerk der Etikette. Wer aber nicht etwa ein solcher Glückspilz

ist und doch prätendirt ein Gentleman zu sein, muß entweder von den Zinsen seines Capitalvermögens leben können, oder nothwendig einer der sechs aristokratischen Classen angehören; er muß sein ein Sinecurist, d. h. ein Mensch, der auf Unterstüz des Staates faulenzet, oder ein Geistlicher, oder Jurist, oder einen medicinischen Grad erlangt haben, oder Soldat, oder endlich Seeoffizier sein.

Die Sinecuristen wollen wir bei Seite lassen und von der Geistlichkeit nur bemerken, daß längst die Zeiten nicht mehr sind, in welchen die Herzogin von Longueville bei der Nachricht, daß ein Cardinal, den sie begünstigte, bei der Papstwahl übergangen worden sei, ausrief: „Wie mir das doch leid thut! Ich habe Vicare und Pfarrer, Dechanten und Bischöfe, Erzbischöfe und Cardinäle zu Bewunderern gehabt — und hätte er bei der Wahl gestegt, so hätte ich nun auch einen Papst!“

Die Juristen verfallen häufig im Gesellschaftszimmer in den Fehler, die Anwesenden gewissermaßen zu verhören, als hätten sie es mit Zeugen zu thun. Sie sind auch oft zu ernst und legen die Amtsmiene nicht genug ab. Man sieht daher auch nicht alle gern. Ein gebildeter Mann wird aber immer gut mit ihnen fertig, weil er sicher sein darf, ein vernünftig Gespräch führen zu können.

Die Ärzte sind häufig sehr jovial; die jüngern aber haben meist den Fehler, daß sie auf eine zu wenig versteckte Art reichen Mädchen die Cour machen. Es ist ein altes Wort: Dat Galenus opes; unsere jungen Doctoren aber wollen ihr Vermögen leichter erwerben, und sehr häufig glückt es ihnen. Sie sind nicht immer gut ergogen, oder haben doch oft keinen geläuterten Geschmack. Was ihnen an Praxis und ärztlicher Erfahrung abgeht, glauben sie durch ein Sichherausputzen ersetzen zu können, das in der Studentensprache sehr bezeichnend Schnüppelei genannt wird. Sie sehen aus wie ein Labendniener, der sich am Sonntage einmal recht ergözen will, einige Siegelringe auf die dicken, rothen Finger steckt und die Reitspeitsche zum halzbrechenden Ritte in die Hand nimmt. Ubrigens ist das Pulsfühlen für Mädchen und Witwen oft sehr folgenreich. Ein Arzt vertraute einem andern, daß er eine Witwe behandle, die er gern heirathen möchte; er habe auch Hoffnung, denn neulich habe sie, ohne Zweifel seinetwegen, ein mit Spizen besetztes Bettzeug übergeben lassen. Er war aber nicht wenig erstaunt, als dasselbe einige Tage später wieder abgenommen ward, und er wagte nun nicht, mit seiner Bewerbung herauszurücken.

Offiziere sind in der Regel gern gesehen; viele treten aber allzu selbstgefällig auf und halten sich in ihren Uniformen für unwiderstehlich. Sie sollten sich an einen Ausspruch Johnson's erinnern, der da lautet: Ein vollkommen gutes Benehmen besteht darin, daß man durch gar nichts blicken läßt, welchem Stande man angehört. Die Marineoffiziere sind in der Regel nicht übermäßig polirt; aber ihr freimüthiges Wesen spricht Jeden an, wenngleich ihr Benehmen etwas nach Theer und Tau riecht. Ein Seeoffizier — es war ein Contreadmiral — wurde zu einem Diner eingeladen und von einem

Freund mit dem Wagen abgeholt. Am Fenster des Hauses, in welchem gespeist wurde, standen Gruppen von Damen, und als der Admiral ausstieg, that er es so, daß er den Stern seines Rörperschiffes zuerst preisgab. Alte Gewohnheiten legt man bekanntlich nur schwer ab und ist doch nie sicher, daß man nicht zuweilen wieder in dieselben zurückverfällt. Es ist in dieser Hinsicht schon manchem Manne übel ergangen. Ein Engländer, der in der guten Gesellschaft Zutritt hatte, befand sich einst in einem Kreise, wo die Frage aufgeworfen wurde, was Jeder thun würde, wenn Dieses oder Jenes wäre. Unser Mann, an den auch die Reihe kam, ließ sich die Worte: „Da ich jetzt nun ein Gentleman bin“, entknüpfen, aus denen Einige den Schluß zogen, es müsse eine Zeit gegeben haben, wo er es nicht gewesen sei; nicht daß diese recht gerathen, zeigte sich bald. In einer unglücklichen Stunde trat er mit Mehren von ihnen in ein Billardzimmer. Flugs ergrieff er eine Queue und nahm eine solche Haltung an, daß Niemand mehr daran zweifelte, der vermeintliche Gentleman sei früher lange Zeit Marqueur gewesen. Von dem in London durch seinen Reichthum sehr bekannten, jetzt verstorbenen Peter Moore, der in seinen jüngern Jahren Bedienter gewesen war, ist es gewiß, daß er einst, als er einige Damen bis an den Wagenschlag begleitet hatte, in einem Anfälle von Zerstreuung und aus alter Gewohnheit unwillkürlich hinten aufsprang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novelletten von Franz Freiherrn Sauty. Berlin, Einsche Buchh. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Büchlein gehört zu den liebenswürdigern Erscheinungen der neuern Zeit. Ob sein Inhalt grade novellenartig sei, darüber wollen wir mit dem Verf. nicht rechten; er ist mit geringen Ausnahmen unterhaltend, und das ist schon viel. Die ersten beiden Erzählungen sind ernsten Inhalts. „Der Kagen-Rasael“ gibt ein Bild jenes Blödsinnigen in der Schweiz, der von Kagen umgeben lebte und sie in allen Lagen und Phasen ihres Daseins auf die unübertroffenste Weise malte. Mit seinem Schicksale verwebt sich das eines anmuthigen Kindes, welches der gute Engel des armen verlassenen Fiedli ist. Diese Beziehung wird eine wechselseitige, und als das kleine Mädchen zur Jungfrau heranreift, muß Gottfried Wind das Mittel werden, sie vor der Verbindung mit einem unwürdigen Manne zu bewahren. Wie der Maler als Opfer der Scene fällt, die das Band zerreißt, muß man in dem Buche selbst lesen. Die Geschichte ist sehr einfach, der Styl erhebt sich über das Gewöhnliche, wird aber zuweilen überladen, was in Manier ausartet und mit der Schlichtheit des Gegenstandes auf eine nicht wohlthuende Weise contrastirt. Dieser Erfindung gebührt der Name Novelle oder Novellen noch am ersten. Die darauf folgende ist sehr unbedeutend, und wir wüßten wirklich nicht, wohin wir sie rangiren sollten; denn daß ein polnischer Greis in seinen letzten Lebensjahren einem jungen Mädchen auf einem Schweizerberge seine unglückliche erste und einzige Liebe erzählt; daß ihnen hier eine reissende Polin begegnet, die in keiner nähern Beziehung zu ihm stand; daß sie den Felden ihres Vaterlandes erkennt und dem Leser verräth, er sei Kosciuszko — das ist kaum eine Scene, geschweige denn eine Novelle, und der Autor erbettelt hier bei einem großen Namen den Antheil, den er seiner

Erzählung nicht zu sichern wußte. Wir können eine Art von Unbehagen, Inhalt oder Zusammenhang des Gegebenen nur darin finden, daß der Mann, der einst von einem hochmüthigen polnischen Großen zu gering gefunden ward, seiner Tochter Satte zu sein, im Alter der größte Name seines Vaterlandes ist, der in der Brust jedes Polen lebt. Dagegen müssen wir dem Schwanke, oder der Erzählung, die das Büchlein schließt, „Schülerliebe“, unsern Beifall gönnen. Wer eine Stunde lang Gram und Sorge vergessen, wer ohne Ermüdung oder Bitterkeit lachen will, der nehme dies Charakterbild des deutschen Schülers zur Hand, welches zugleich einen lebenswürdigen Begriff von des Verf. Gemüth gibt, denn nur die heiterste, wohlwollendste Faune kann auf diese Art scherzen. Doch müssen wir bemerken, daß diese Kleinigkeit bedeutendere und ältere Kritiker, als wir sind, welche die Zeit der Franzosenherrschaft erlebten, verlegt hat, und daß sie die komische Benennung so vaterländisch-ernster Ereignisse, selbst wenn sie wie hier nur nebenbei läuft, weithin und tabelnswerth fanden.

2. *Babioles. Novellen und Novellen von Willibald Alexis, G. Ferrand und Arthur Mueller. Nebst polemischen Papierstreifen. Zwei Bände. Leipzig, Focke. 1837. 8. 5 Thlr.*

Es ist gewiß die peinlichste Pflicht des Recensenten, die erste Gabe eines Ankömmlings auf dem Felde der Literatur ganz abweisen zu müssen, und doch bleibt es Pflicht. Hrn. A. Mueller's Schriften machen die Grundlage des obengenannten Buchs aus, die beiden andern Mitarbeiter scheinen fast nur um seiner willen zu dieser Publication herbeigezogen; und in der That passen Willibald Alexis' Aufsätze nicht in diese Sammlung; wir erkennen in ihnen auf den ersten Blick den geistreichen Mann, den vortrefflichen Stylisten, den Schriftsteller, der sich selbst und sein Publikum achtet, der etwas zu geben wagt, weil er zu geben hat. Auch sind die meisten dieser kleinen Versuche wol schon anderwärts erschienen, wenigstens sagt Hr. Mueller uns das auf indirecte Weise in seiner Vorrede, indem er bemerkt, das Nachstück von Willibald Alexis, „Die verhimmelten Engländer“, sei hier zum ersten Male abgedruckt. Dieses Nachstück aber ist das einzige unter dem von Hrn. Färing's Feder Vorliegenden, welches wir verwerfen müssen; denn daß ein englischer Lord, von dem wir sonst nichts erfahren, mit seiner Gattin Nachts auf den Kirchthurm eines Dorfes steigt, wo er, nachdem er ruhrenden Abschied von seinen Leuten genommen, sich von dem Wächter einschleichen läßt, um Morgens sammt Gemahlin verschwinden zu sein, ohne daß er heruntergegangen oder heruntergestürzt wäre, ohne daß wir vermuthen dürften, der Teufel habe ihn geholt, oder das Ganze sei ein Märchen, in dem überirdische Kräfte mitspielen, das ist doch zu unsinnig und weder eine Auflösung noch ein Schluß. Dagegen müssen wir alle übrigen Aufsätze von Willibald Alexis, die nur den bescheidenen Anspruch machen, Stücken Eridictes, Mosaik des Ereignisses zu sein, bestens empfehlen, so den „Räuberhauptmann von Garba, Reifestige“, welche unter Andern einen Theil der Jugendgeschichte des Hrn. v. R. — in München gibt, und „Ein Zertrissener in Algier, nach der Erzählung eines deutschen Freiwilligen“. Aber dieses Gute fällt nur wenige Blätter, macht den Abstand des Andern erst recht fühlbar und kann uns nicht schadloß halten für den Muth des übrigen, für das Rastlossein in den sogenannten „Polemischen Papierstreifen“ und Novellen Hrn. Mueller's, in denen alle Figuren die Sprache seines eignen Humors reden und man der Fabel der Geschichte kaum auf die Spur kommen kann, so fragmentarisch liegt sie im Unsinne begraben; und fanden wir hier nichts von Willibald Alexis als jene „Engländer“, so würden wir die Gabe für eine satirische halten. Hrn. Ferrand's Erfindungen bestreben sich hingegen Jules Janin'scher Kürze und Deutlichkeit; aber es fehlt dieser Kürze an aller Wiese, an aller individuellen Wahrheit, und was ist Poesie ohne diese? Wo man uns nicht das Specielle gibt, da bleibt alle Erfindung ein Todgeborenes, ein nie Gewesenes. Am meisten zu loben wäre von diesem

Verf. noch „Der Bärth in Lohrstein“. „Die Freunde“, vom Demselben, könnten poetisch sein, wenn die beiden jungen Thoren durch ein höheres Motiv von ihrem Entschlusse abgebracht würden und die Sache gut endete. Bei Hrn. Mueller vermögen wir nur die Vorrede von dem allgemeinen Label auszunehmen. Vielleicht haben diese Herren Talent, aber auf diesem Wege werden sie es weder entwickeln noch zeigen, und wenn sie uns fragen, was man denn von ihnen verlange, so können wir sie nur auf die wenigen Blätter von Willibald Alexis hinweisen, mit welchen sie die ihrigen durchschossen; was hier ist, fehlt ihnen, und was hier noch nicht ist, oder wenig vor springs, künstlerische Composition, das ist vielleicht eher zu erlangen, indem man von der Wahrheit und Lebendigkeit der einzelnen Erscheinung zur Composition aufzustiegen versucht und seine Idee reifen läßt, wie Helvetius sagt, als wenn man von dem todtten Ideal einer leblosen Composition hinunter zu schreiten gedenkt zur Wahrheit des Einzelnen. Die Philosophie generalisirt aus der Erscheinung; noch nie aber gelang es ihr, rückwärtens die Erscheinung aus der Generalisation zu construiren, wenn nicht andere Kräfte, die poetischen und schaffenden, mitwirkten. Das Allgemeine ist ja eben des Einzelnen Tod, und jenes höchste Allgemeine, welches auch des Einzelnen Leben wäre, ist Peter Schöller, der bindet und löst.

3. *Spinoza. Ein historischer Roman von Berthold Auerbach. Zwei Theile. Stuttgart, Scheible. 1837. Gr. 12. 3 Thlr.*

Dem gewöhnlichen Leser wagen wir dieses Buch nicht zu empfehlen, er würde es ohne Zweifel als höchst langweilig aus der Hand werfen; dem denkenden muß es einiger Beachtung werth scheinen. Der Verf. beabsichtigt eine Reihe von Romanen zu schreiben, welche der Nachwelt ein täglich mehr aus der Geschichte Schwindendes, die Zustände der jüdischen Bevölkerung in Europa seit den frühesten Zeiten, das Bild ihres Lebens erhalten sollen, und dieser Roman stellt das letzte, zuerst erscheinende Glied jener Kette dar. Es ist aber immer eine mißliche Sache, sich an die mehr als historische, an die psychologische Entwicklung eines großen Lebens zu wagen; ebenso mißlich, längst vorübergegangene Sittenzustände zu schildern. Welcher Geist gehört dazu, dem Bildungsproceß des erhabenen Geistes in die Brust zu blicken, oder den Lebensproceß erstorbener Zeiten aus einzelnen zurückgebliebenen Daten wieder als Ganzes zu construiren und dieses Ganze vor uns hinzustellen? Auch gelang dies dem Verf. nicht. Zwar ist es zu loben, daß er zu den aus Spinoza's Leben historisch bekannten Thatfachen nichts Neues hinzu erfand und seiner Idee des Werkes auch ohne dies philosophische Einheits zu geben wußte; aber diese Thatfachen hätten uns wenigstens wieder lebendig werden müssen. Der Verf. tabelt nicht mit Unrecht aus seinem historisch-philosophischen Standpunkte jene modernen Judenromane, von denen er uns ein wichtiges Schema in seiner Vorrede gibt, als dem eigentlich jüdischen Sein aller Zeiten völlig fremd; indessen geben jene Romane doch eine Geschichte, wenn auch nicht die Geschichte; sie geben, je nachdem sie besser oder schlechter sind, uns doch Menschen und menschliche Zustände; des Verf. Gestalten aber, wenn sie auch vielleicht weniger positiv gegen das Wesen des Judenthums sündigen, sind zu negativ, um uns zu erscheinen; sie treten nicht vor, sie leben nicht, und so kommt die philosophische Idee des Romans auch nicht zur Erscheinung, und die höhern Kreise der Literatur müssen sie, um mit dem Schiboleth einer Rasse zu reden, als eine „Nichtgeborene“ abweisen. Spinoza, gedrängt von den Fesseln des Judenthums, sucht ihnen seinen abschweifenden Geist zu fügen und gereicht sie endlich, als ihn der niedergelämpfte Zweifel nur zu neuen Zweifeln führt. Er wird von den Seinigen und der Gemeinde verstoßen und in den großen Bann gethan. In dieser Verlassenheit sucht er Trost bei seiner schönen Geliebten, der Tochter des geistreichen Epikuräers von der Erde, einer Katholikin, die er jetzt ungehindert zu der Seinigen machen kann, und findet sie in den Armen eines reichern Liebhabers, der sie sich mit ei-

dem Verlenholzband und dem Anerbieten seiner Hand gewann. So steht der Held von Allen verlassen, nur durch die eigne Kraft gestützt. Da erscheint ihm in der darauf folgenden Nacht im Traum die Gestalt Ahasverus'. Der ewige Jude dankt ihm, daß er ihn errettet und der Verbannung seines Volkes ein Ende gemacht, daß er die geistigen Fesseln gesprengt, die es von dem Leben, dem Weiterstreiten der Nationen ringsumher schließen, und der, auf welchen der Mann der Verblendeten geschleudert ward, steht als ihr Erlöser, von einer Glorie umgeben, da. Diese Idee ist neu und erhaben, aber ihre Ausführung bleibt dürftig und trocken; kein Charakter in dem Bilde lebt, Olympia ist gelehrt und geistreich, aber unliebendwürdig, und ihr Verrath an dem Geliebten erscheint unmotiviert, ja gemein; Spinoza's Freunde werden uns nicht lebendig, ebenso wenig seine Widersacher, seine Lehrer, seine Wirth, kurz Alles, was hier vor uns hintritt, und der Verf. bricht sich den Stab, wenn er in seiner Vorrede, sich vor irgend einer Nebenabsicht verwahrt, wie z. B. der Emancipation der Juden, sagt, Vorliebe sei sich selbst der höchste Zweck; denn Vorliebe ist potenzirtes Leben, und jene Reifung der Ideen, deren Proceß während der Schöpfung eines Werkes im Kopfe des Autors vor sich geht und diesem Werke erst Leben gibt, scheint hier zu früh eingetreten. Die Idee ist da, aber sie hat keinen Körper gefunden, und darum blieb sie jenseit des Reichs der Erscheinungen und des Lebens, wandelt noch im Lande der Schatten.

4. Die letzten Gatter. Historischer Roman von Gustav Bacher. Erster Theil. Kaden, Oberheinisches Comptoir. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Übermals ein historischer Roman, und zwar aus den ältesten Zeiten unserer jetzigen Cultur. Der Verf. folgt der Geschichte Schritt vor Schritt, und wer das thut, schafft eigentlich kein poetisches Werk, sondern gibt sich die Mühe, uns Geschichte anschaulich zu machen, wobei es an Wiederholung derselben Situationen, an einer Ausdehnung der nämlichen Zustände, die weder episch noch dramatisch ist, an fortwährendem Hineinschauen des poetisch Unnützen und historisch Nothwendigen nicht fehlen kann. Der Gegenstand dieses Theiles ist das Junggebliebene Heinrich IV., des Antapfels für Deutschland, und wol wäre das Schicksal des unglücklichen Fürsten ein tragischer Stoff, doch gehört der größte Geist zu seiner Benützung. Hier ist Manches mit Einsicht behandelt, aber diese verständige Ansicht der Zeit ist auf das sonderbarste mit dämonischen Erscheinungen durchwebt, auf die sich die Erfindungskraft des Verf. fast einzig beschränkt, und die wir anfangs den Mänten des Erzbischofs Hanns von Köln, der das Gemüth des Kaisers damit zu umstricken sucht, beimessen; aber dieses gauberhafte Element dehnt sich aus und nimmt zuletzt die größte Breite des Romans ein, sodaß es zu den tollsten Ergebnissen führt, die uns von dem Verf. mit gläubigem Pathos vorgetragen werden. Auf der einen Seite scheint er sich zu der so sehr um sich greifenden süddeutschen Dämonologie zu bekennen, auf der andern schlingt sich wieder ein Faden durch diese Beziehungen, der an Novalis' mystische Anschauung des Lebens und der Natur erinnert, bis der Unsinn endlich überhand nimmt, und Geisterhände Heinrich IV. eine Burg am Fuß des Parzes erbauen, ein geheimnißvoller Sängerküngling, über dessen Natur der erste Theil keine Auskunft gibt, vor den Augen der nachmaligen Kaiserin und ihrer Begleiterin zum Himmel entschwebt. Der durch Wolken Davongetragene zeigt sich befeunungsachtet wieder auf Erden, um jene Emma, die er zu lieben scheint, auf die seltsamste Weise zu entführen. Harfentlänge lassen sich im Zimmer neben der Kaiserin vernehmen, Emma eilt dahin, man hört zwei selb in einanderfließende Töne, und Emma ist spurlos verschwunden. Wie solche Thorheiten zu der Würde und dem strengen Gange der Geschichte passen, dem der Verf. folgt, mag der Leser selbst erweisen. Eine pomphafte, oft poetische

Sprache verhält ihre Lächerlichkeit einigermaßen, bis sie dann und wann durch ihre Geschraubtheit selbst ins Lächerliche fällt, wovon folgende Sätze einige Beispiele geben mögen: „Da erdachte ein stilles Ächzen in dem Gebüsch wie das Gebühne einer Scheidenden, für den Himmel verlorenen Seele, daß die Gefühlsnästern des Königes und Bertha's krampfhaft sich zusammenbrängten“ — „Mit geöffneten Rüstern der Erwartung sahen die beiden hohen Frauen nach der Richtung, von wo dieser Humor erklang“ — „Mit einem Blicke voll starren Gedanken eises“ — „Während sie also redeten, flossen aus dem überströmenden Seelenbörne Bertha's, aufgeregt durch die ewigen Geheimnisse der Sympathien und Ähnungen, drei (?) große, brennende Thränen über die erhabene Wange und prophezeiten ihr in solchen Hieroglyphen den Antheil, den ihr die Gottheit mit der eilig nahenden Zukunft an Heinrich's Schicksal zugeschieden habe.“ Fast nie gelingt es Dem, der uns eine so ferne Zeit vorführt, uns ihre habituellen Zustände, uns seine Figuren im gewöhnlichen Leben zu zeigen, und doch kann sich nur auf diesem Grunde das Außergewöhnliche und Wunderbare des Romans hervorheben. Die Menschen jener Zeiten reden hier zwar gewöhnliches Deutsch, welches im Ganzen zu loben ist, obgleich einige sehr moderne, theils Studenten-, theils philosophische Ausdrücke, wie fidel, revolutionnaire, das Moment, die Raschnationen des Schicksals u. s. w., hätten wegleiben können; aber sie sprechen im gemeinen Leben so sublim, daß man sich gar keinen Begriff von ihrem Dasein machen kann. Menschen, wie sie heutzutage leben und weben, sind sie mindestens nicht. Das Buch ist eine wunderliche Erscheinung; zu unsinnig, als daß man es nicht verwerfen sollte, ist dieser Unsinn doch kein ganz gemeiner. Der Anfang verspricht mehr, als die Fortsetzung hält, und so fürchten wir, es könne mit den folgenden Theilen noch mehr bergunter gehen. Dem Leser, der etwas aus seiner Lecture selbst ziehen will, kann es nichts taugen; der Kenner des menschlichen Gemüths wird erstaunt vor dem poetischen Ernst dieser Thorheiten stehen bleiben und sich fragen, wo hier der Wahnsinn beginne.

38.

Notiz.

Ein Burschenlied von Luther.

In G. Christ. Gebauer's „Antholog. dissertationum libro“ (Leipzig 1753) wird S. 361 erzählt, daß in Deutschland, während der neu aufzunehmenden Studiosus sich dem Rector durch Handschlag und Eid verpflichtet und dann das signum depositionis, wie es in der akademischen Sprache genannt wird, empfängt, ihm folgendes Lied, „a Luthero, ut dicunt, institutum“, vorgesungen werde:

Salvete candidi hospites,
Conviviumque coepites,
Quod apparatus divite
Hospes paravit, sumite.
Mos est cibum magnatibus
Cedere morionibus,
Nos dum jocamur crassius,
Bosis studemus moribus.
Lignum fricamus horridum,
Crassum delamus rusticum,
Curvum quod est hoc sectimus,
Crassum quod est deponimus.
Bonus iste sordibus
Altis spectandus cornibus,
Ut sit novus scholasticus,
Provident de sumptibus.
Interes dum ludiora
Tempus datis spectaculo,
Frontem severam ponite,
Frontem verecundam sumite.

2.

Etwas über Mode, Höflichkeit und Etikette bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Die Anstandsregeln, welche von den englischen, amerikanischen und französischen Complimentbüchern vorgeschrieben und allerdings auch wol zum großen Theile, wenn auch nicht von verständigen Leuten, doch von der fashionablen Welt befolgt werden, zwingen einem Jeden, der mehr auf den Kern als die Schale sieht, ein Lächeln ab. Ein Solcher meint, es sei hinreichend, daß man sich reinlich, sauber und anständig kleide. Damit sind aber die Philosophen der Etikette nicht zufrieden, sondern stellen folgende Vorschriften auf:

1) Gehe du dein Haus verlässest, um auf einen Ball oder zu einer Soirée zu gehen, mußt du deinen Spiegel zwanzig Mal befragen, ob du gut gekleidet bist, und jeden Theil deiner Toilette genau untersuchen; auch wohl darauf achten, daß nichts an derselben sei, das etwa für dein Alter oder dein Aussehen, womit die Natur dich begabt, unpassend wäre.

2) Nicht Jedermann kann so schön sein wie Adonis, doch aber wesentlich dazu beitragen, daß er nicht häßlicher erscheint, als er wirklich ist.

3) Hast du kleine Augen, aus denen kein Feuer strahlt und die wol gar einen rothen Rand haben, so trag blaue Brillen. Schlechte Augen kann ein Mann wol haben; wenn sie aber sehr schlecht sind, so ist das absurd.

4) Bist du sehr klein, häßlich, ohne Grazie oder Lournure, so denke lieber gar nicht daran, dich in der Gesellschaft zu zeigen; du würdest nur eine Zielscheibe für tausend Scherze und Spotttheilen werden und nicht davon verschont bleiben, wenn dir auch aller Witz und Verstand der ganzen Welt zu Gebote stände.

Den letzten Drakelspruch unsers Philosophen wollen wir gebührend in Ehren halten; wer würde auch die Weisheit desselben zu bezweifeln wagen! Aber einige Thatsachen wollen wir anführen, die da zeigen, daß derselbe nicht so ganz absolut zulässig ist und einige Modificationen erleiden kann. Der tapfere und berühmte Prinz von Condé war sehr klein und unaussehlich; Harry Jermin, von dem wir aus Grammont's Denkwürdigkeiten erfahren, daß so manche schöne Frauen an seinem Triumphwagen zogen, war sehr klein, hatte einen dicken Kopf und dünne Beine, und der im vorigen Jahrhundert so bekannte Radicale Wilkes, der auch sehr häßlich war, und dessen Gesichtszüge durch Hogarth auf alle Zeiten kommen werden, rief einst dem Lord Townshend zu: „Sie

sind der hübscheste Mann im Königreiche und ich einer der häßlichsten; aber geben Sie mir nur eine halbe Stunde Zeit, und ich mache mich anheischig, von jedem Weibe ebenso viel zu erlangen als Sie. Sie werden es, weil Sie hübsch sind, an Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit fehlen lassen, ich aber werde dieselbe verdoppeln und so artig sein als möglich.“ Wilkes, der das Privilegium, welches Frau v. Sévigné den Männern zusprach, das nämlich: häßlich sein zu können, in vollem Maße ausübte, sprach doch gewiß aus Erfahrung, und so mag denn wol das Sprüchwort wahr sein: Avec les hommes l'amour entre par les yeux, avec les femmes par les oreilles. Wie häßlich Wilkes war, kann man daraus abnehmen, daß ihm einst ein Lotteriellecteur 10 Guineen bot, wenn er am Ziehungstage nicht vor den Fenstern seines Hauses vorübergehen wolle, weil er fest überzeugt war, das würde seiner Collecte Unglück bringen. Balzac hat also ganz Recht, wenn er sagt, daß Häßlichkeit einem Manne den Weibern gegenüber keinen Abbruch thue; doch muß diese Häßlichkeit wo möglich eine laideur intéressante sein, etwa wie jene Mirabeau's, der bekanntlich einer mit ihm in Briefwechsel stehenden Frau, die ihn nie gesehen hatte, schrieb, sie möge sich, um eine Vorstellung von seinem Gesichte zu bekommen, einen mit Blatternarben bedeckten Tigerkopf vergegenwärtigen.

Bei Männern, die schon hoch in Jahren sind, übersieht man es gern, daß ihre Toilette häufig nicht in der besten Ordnung ist. Von jungen Leuten aber kann man mit Recht verlangen, daß sie sich sauber und geschmackvoll kleiden; sie brauchen darum noch keine Pierbengel zu sein. Mancher hat es schon schwer bereut und theuer erkaufen müssen, daß er jene Anstandsregel unbeachtet ließ, und es schlägt ihre Vernachlässigung nicht einem Jeden so gut aus wie dem berühmten Maler Gérard. Dieser hatte in seiner Jugend ein Empfehlungsschreiben an den vormaligen Girondisten Lanjuinais abzugeben, als dieser kaiserlicher Staatsrath war. Gérard, nachlässig und sorglos, wie Genies leider allzu häufig sind, ging in einem alten, abgeschabten Rocke zu dem hochgestellten Manne. Er wurde ungemein kalt empfangen; bald aber überzeugte sich Lanjuinais aus einigen wenigen Bemerkungen des Jünglings, daß er es mit keinem gewöhnlichen Kopfe zu thun habe, und die Beweise von Talent,

Verstand und Liebenswürdigkeit, welche Gérard gab, nahmen jenen so ein, daß er beim Abschied den jungen Maler bis ins Vorzimmer begleitete. Das war nach dem kühlen Empfange Legterm so auffallend, daß er sich nicht enthalten konnte, darüber sein Erstaunen zu äußern. Da entgegnete ihm Sanjivinal: „Mein junger Freund, man empfängt einen Mann je nach dem Anzuge, welchen er trägt, und nimmt Abschied von ihm je nach seinem innern Werthe (mérite).“ Das ist ein beherzigenswerther Commentar zu den Sprüchwörtern: „Wie der Mann, so der Rock“, und „Kleider machen Leute“. Napoleon gab auch viel auf die Toilette und musterte oft den Anzug seines Gefolges sehr genau. Am Morgen des Tages, als er mit dem Kaiser Alexander von Rußland die Zusammenkunft auf dem Niemen hatte, kamen Murat, der bekanntlich seine ritterliche Gestalt durch ein etwas theatralisches Costum noch mehr ins Licht zu stellen suchte, und der General Dorsenne zugleich und nahmen ihren Platz im Gefolge Napoleon's ein. Dorsenne war so einfach und geschmackvoll gekleidet wie gewöhnlich, und galt in dieser Hinsicht unbestritten als Muster für die gesammte Armee. Murat hatte sich dagegen mit Epaulettes, Orden, Stickereien u., wie wir zu sagen pflegen, aufgeblüht. Den General grüßte Napoleon mit einem Lächeln, aus dem sein Wohlgefallen sprach, wandte sich aber unmittelbar darauf gegen seinen Schwager und sagte: „Sehen Sie und legen Sie Ihre Marschalluniform an, jetzt sehen Sie ja aus, als wären Sie ein Kunstreiter bei Francioni.“ Auch Goethe gab bekanntlich viel auf Toilette, und sein Anzug war so sauber wie sein Styl holländisch-reinlich.

Die Franzosen haben durch ihre Moden vielleicht noch größere Eroberungen gemacht als durch ihre Waffen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sie sich auf ihre gefeggebende Gewalt in dieser Hinsicht etwas zu gute thun. Sie halten sich für dasjenige Volk, welches sich am besten und geschmackvollsten zu kleiden verstehe. Ueber den Geschmack läßt sich freilich nicht streiten; uns will aber bedünken, daß die französische Kleidung, welche nun schon die Reise um die Welt gemacht hat — denn die Sandwichinsulaner tragen zum Theil auch einen Frack —, durchaus nicht geschmackvoll und zweckmäßig sei, am wenigsten für ein Klima wie z. B. das unsrige im nördlichen Deutschland. Wie viele Tausende haben dem Fracke zu Liebe nicht schon ihre Gesundheit geopfert! Die Ärzte können es bezeugen. Es fehlt uns hier der Raum, den Werth und die moralische Bedeutung einer Volkstracht zu erörtern; die Sache ist aber anerkanntermaßen von der größten Wichtigkeit. An der französischen Kleidung und an ihrem Hauptrepräsentanten, dem Fracke mit den Schwalbenschwänzen, ist gewiß weiter nichts zu loben als seine demokratische Natur, und ob diese eben etwas Wünschenswerthes sei, kann überdies Mancher, je von dem politischen Standpunkte, den er einnimmt, bestreiten. Genug, der echte Pariser, der, wie die französischen Complimentirbücher sagen, „ein Mann vom feinsten, exquisitesten Geschmacke, von seltener Umsicht, delikatem Egoismus, der bewunderns-

würdigsten Auffassungsgabe“ ist, wird, wie er bescheiden meint, auf immer und für alle Jahrhunderte der Welt zum Urtypus, zum Muster dienen in Allem, was sich auf Mode und Eleganz bezieht; doch würden alle Andern vergebens dahin streben, seine Leichtigkeit und Grazie nachzuahmen. Ein französisches Complimentirbuch sagt höchst paß:

„Leider verläuft sie so schnell, jene süßeste, angenehmste Stunde des Tages, welche wir dem Ordnen unserer Toilette weihen! Sie gewährt so viel Glückseligkeiten, über die wir uns kaum Rechenschaft ablegen können. Wer fühlt nicht eine gewisse wohlgefällige Selbstgenügsamkeit (satisfaction), wenn er sich mit sich selbst beschäftigt. Wer einen Bedienten beim Ankleiden nöthig hat, betrügt sich um tausend angenehme Empfindungen!“

Dieser Passus ist bezeichnend für das Volk; es liegt darin ein wahrer Ocean von Leichtsinne und Frivolität.

Die Engländer, die sehr verständig mehr auf Leibwäsche als auf den äußern Anzug halten, werfen den Franzosen nicht mit Unrecht vor, daß ein Individuum dieses Volkes, wenn es einmal ein reines Hemde angezogen habe, sich noch mehr dünke als gewöhnlich. Ein vielgewandter Tourist will diese Bemerkung bei allen Franzosen ohne Ausnahme gemacht haben. Auch in Berlin hörte man vor etwa zwölf Jahren, als wir uns gerade dort befanden, einen Ausspruch, den ein Mensch gethan haben sollte, welcher zwar den feinsten Rock, aber Manschetten ohne Hemde trug und seit einiger Zeit nichts als trockenes Brod gegessen hatte: „Man kuckt mir wol auf den Kragen, aber nich in den Magen.“ Zum Stücke für uns sind solche Erscheinungen in Deutschland wol nur sehr selten. Daß die Franzosen beiläufig nicht so sauber sind als die Engländer z. B., beweist eine Stelle in der „Art de briller“, die da lautet:

„Wer Sauberkeit liebt, wechselt seine Leibwäsche zweimal in der Woche, das Taschentuch aber öfter, besonders wenn er Tabac schnupft!“

In Orford dagegen wurde ein Student von seinen Commilitonen verhöhnt und mit dem Spottnamen „Schmutzhemd“ belegt, weil er täglich nur dreimal das Hemd wechselte, während jene es viermal thaten.

Als einen Anzug, bei dem Einfachheit mit Eleganz verbunden sei, empfiehlt das eben genannte Buch geschmacklos genug einen blauen Frack, weiße Hosen, schwarze Weste, azurblaue Halsbinde mit einer Nadel; das soll ein Morgenanzug sein! Dagegen darf ein Mann, der in Amerika nicht gegen den Anstand verstossen will, früh vor 11 Uhr gar nicht gepuht erscheinen, er gilt sonst für einen Parvenu. Es wird aber ausdrücklich bemerkt, daß es unschicklich sei, bei Tische im Schlafrocke zu erscheinen. Brummel's Maxime, mit welcher Georg IV. sich einverstanden erklärte, ist: „Kleide dich so, daß dir das Volk nicht nachgafft; der Anzug verhehlt seinen Zweck, wenn die Leute mehr auf ihn sehen als den Mann, welcher ihn trägt.“ Man muß „groß sein bei großen Gelegenheiten“, d. h., wenn die Umstände es erfordern, nach der allerneuesten Mode gekleidet gehen. Immer und zu jeder Tageszeit sind nothwendig: feingearbeitete Fußbekleidung, saubere Handschuhe, ein weißes Taschentuch und vor allen Dingen eine leichte, graziose Haltung. Un homme

bien chaussé et bien coiffé peut se présenter partout, sagen Einige, Andere aber fordern mehr und setzen hinzu: C'est la tournure, la manière de porter la toilette, qui en fait tout le prix. Schöbly (russianly) darf einem englischen Complimentirbuche zufolge nur ein Mann sich kleiden, der einen hohen Rang in der Gesellschaft einnimmt; aber auch ihm ist es nicht erlaubt, in der Kirche oder im Theater die Handschuhe abzugiehen. Jeder ohne Ausnahme soll dahin streben, daß, wenn er über die Gasse geht, die Leute sagen: dort geht der berühmte oder gefeierte (celebrated), und nicht: der bekannte Herr So und So. Ein anständiger Mann behängt sich nie mit Gold und Juwelen; ein werthvoller Ring, ein einfaches Verschaft, höchstens eine Nussnabel, das ist Alles, was er tragen darf. Von Hrn. Balzac war es eine Grille, die nur im Kopfe eines Parvenu entspringen konnte, daß er einen Handstock trug, der Aufsehen erregte.

Es wird Niemanden einfallen, zu behaupten, die Französinen seien nicht groß in Allem, was sich auf Toilette bezieht. Es darf dieses aber Keinem Wunder nehmen, denn sie thun weiter nichts, und eine „honnête Frau“ darf sich, wie wir oben gesehen haben, ja nicht einmal um die Küche bekümmern, und die Kinder werden in einer Pension erzogen. Womit soll sie nun ihre Zeit anders verbringen als mit Toilettegedanken. Übung macht den Meister. Und kommen die Damen in Gesellschaft, so schnattern sie von weiter nichts als Pug und Mode; die füllen ihre Seele, wenn sie anders eine haben; da wird kritisiert, verglichen, aufgesetzt und angepaßt, und die neue Form eines Hutes, oder der neue Schnitt eines Kleides werden ernsthafter abgehandelt als die wichtigsten Gegenstände. *Votre chapeau vous va comme un ange.* — *Vous êtes coiffée à ravir.* — *Ce bonnet est d'un goût charmant.* — *Bien mise!* *Vous êtes tirée à quatre épingles.* — *Cher; je le crois bien; mais combien dites vous pour la dentelle?* Das sind die banalen Redensarten, die alle Tage in jedem pariser Salon vorkommen. Das Geschwätz von Tüll und Blonden und Gros de Naples, von robes, confectionnées à merveille, von Seidenstoffen d'une véritable couleur de succès nimmt kein Ende. Da auf diese Dinge so hohe Wichtigkeit gelegt und das Geld der gutmüthigen Väter oder Ehemänner nicht gespart wird, so ist es erklärlich, daß großartige Senies ihre Zeit und ihre Talente ganz der Mode weihen und sie, wie man sich ausdrückt, zu veredeln streben. Wer kennt nicht jene berühmten Pugmacherinnen, eine Perbault, Victorine, Beaubran, Palmre, Dubot-Manaury u. s. w. Zu Einer von diesen kam eine Engländerin, um eine Rechnung selbst zu bezahlen. Sie äußerte, der Preis für einen Hut scheine ihr doch etwas zu hoch. Sie erhielt die classische Antwort: „Auf meine Ehre, Madame“ — doch es klingt französisch bezeichnender also: „Madame, parole d'honneur, il m'a coûté trois nuits d'insomnie seulement pour l'imaginer.“ Einst schickte ein Fremder seinen Bedienten, der mit dem Schmet-der etwas besprechen sollte. Dessen Lehrbursch aber sagte: „Sie dürfen den Meister jetzt nicht stören — il compose!“

Und eine Pugmacherin ließ die Herzogin von Berri bitten, diese möge doch so gütig sein und ihr die Aufwartung machen.

Da die „honnêten Frauen“ in Frankreich zum großen Theile so beschaffen sind, wie wir angeführt haben, so darf es uns nicht in Erstaunen setzen, daß so viele junge Männer unverheirathet bleiben. Sie können das Geld, welches eine Frau kostet, die ihnen doch zu nichts nütze wäre, besser anwenden, brauchen nicht zu fürchten, daß ein Anderer ihnen ins Gehege komme, und haben dabei überall Zutritt. Sie werden zu Diners eingeladen und brauchen selbst keine zu geben; sie bekommen keine Rechnungen von Pugmacherinnen, Corsetfabrikantinnen u. s. w.; kurz, sie schlafen ruhig und können — wieder sehr bezeichnend für die französische Gesellschaft — einem Complimentirbuche zufolge „ihre Gelder in Staatspapieren anlegen“.

Ob man einen Mann von guter Lebensart und Erziehung vor sich habe, kann man am sichersten darnach beurtheilen, wie er grüßt. Der Gruß ist ein wahrer Prüfstein in dieser Hinsicht. Die Art der Begrüßung ist bekanntlich bei verschiedenen Völkern sehr verschieden, und wer in der Völkerkunde kein Fremdling ist, weiß, daß man sich hier die Nasen gegenseitig reibt, dort am Ohre zupft, in Japan die Pantoffeln auszieht u. s. w.; auf einigen Südseeinseln speit man sich gar in die Hand und reibt dem Freunde dann das Gesicht, und anderswo erfordert es die Höflichkeit, daß dein Bekannter dir einen Krug Wasser über den Kopf gießt. Die europäische Civilisation will aber von allem nichts wissen; sie hat dafür nur das Kopfnicken, das Handgeben, das Hutabnehmen und den Kuß, und es kommt Alles darauf an, zu wissen, wie man sich bei einer von diesen Arten zu grüßen benehmen muß, und gegen wen man sie anzuwenden hat. Als sehr zweckmäßig ist Folgendes zu empfehlen: „Begegnest du einer Dame, oder triffst du sie anderswo als in einem Zimmer, so grüße nicht eher, als bis sie dich irgendwie hat merken lassen, daß sie dich gesehen habe.“ Dagegen halten wir es für abgeschmackt und thöricht, auf der Straße den Hut in der Hand zu behalten und so lange barhaupt zu stehen, bis es der Dame gefällig ist, zu bitten, man möge sich bedecken. Ein Mensch, der seinen Kopf zu gebrauchen gedenkt, muß ihn nicht der Laune irgend einer hochmüthigen Person preisgeben und ihn nicht dem Wind und Wetter so unnothiger Weise aussetzen. Oft denkt auch eine Dame nicht einmal daran, sie vergißt die hergebrachten Worte: Bitte, bedecken Sie sich, und doch möchte sie gewiß nur ungern Ursache sein, daß du Schnupfen und Kopfschmerzen bekommst. Es ist das freilich nur eine deutsche Ansicht; aber wären wir arbitrer elegantiarum, wir schafften gleich den Bürgern von Wolfenbüttel und Stade das Hutabnehmen durchaus ab, denn es ist widersinnig. Diese Büttlinge soll ein anständiger Mann nie machen und gegen Niemand; eine leichte, wenn auch nicht legere Neigung des Kopfes ist Alles, was ein Mensch vom andern verlangen kann. Da das Hutabnehmen aber noch Gebrauch ist, so thut Jeder wohl, bis auf Weiteres sich

demselben zu fügen. Selbst die Fürsten, wenn sie nicht Uniform tragen, thun es mit Recht; namentlich versäumte es Georg IV. nie, und deshalb fiel es auf, daß er es einst gegen einen Mann unterlassen hatte, der die Strafe segte. Das machte Aufsehen und wurde damals viel besprochen. Nach langer Discussion kam man endlich überein, der Prinz Regent habe ganz recht gethan, denn „einen Bettler grüßen und ihm nichts geben, sieht aus wie Hohn und Spott, und stehen bleiben, um ihm einen Stippen zuwerfen, schickt sich für einen Prinzen nicht, weil die Leute glauben könnten, es geschähe aus Ostentation“. Einen Emporkömmling, der sich aufbläht, muß man mit einer vornehmen, patronisirenden Miene grüßen, oder, wenn man irgend kann, so lange unbeachtet lassen, wie es nur angeht, zuletzt die Augen etwas kleiner machen und übermüdet sagen: Etwa Herr M. N.? In Amerika ist es gegen die gute Sitte, zu fragen: Wie befindet sich Ihre Frau, Ihr Mann, Ihre Mutter u. c.? Man soll sagen: Wie befindet sich Herr oder Frau M. N.? Der Bildhauer Nolletens nahm sich gegen Georg IV. große Freiheiten heraus und fragte ihn oft: „Was machen Frau und Familie?“ und Despin, ein zu seiner Zeit bekannter Clown eines londoner Theaters, sagte einmal, von seinen Gläubigern gedrängt, zum Herzoge von York, von Georg III. sprechend: „Wenn er mich nicht bald bezahlt, so steckt man mich in Ihres Vaters Bank.“ Er spielte auf die Ringens an. Derselbe Handwurst schrieb in jener unruhigen Zeit, da man mit Kreide die Worte: *No popery!* an die Thüre malte, um nicht vom Pöbel beunruhigt zu werden und recht sicher zu gehen, an seine Thüre: *No religion!*

(Der Beschluß folgt.)

Horace Walpole's Briefwechsel.

Im vorigen Jahre ist in London eine neue Ausgabe von des berühmten Horace Walpole Briefwechsel mit seinen politischen und literarischen Freunden erschienen, die zwar dem Text nach nichts Neues bietet, doch aber wegen der vielen hinzugefügten Anmerkungen von vermehrtem Interesse ist. *) Es ist zwar eine geraume Zeit her, daß dieser Briefwechsel eines ebenso sonderbaren als berühmten Mannes in seiner Wechselwirkung bestand, doch ist das Interesse für diese und manche andere in dieser Correspondenz auftretende Persönlichkeit noch nicht erloschen, wenigleich neuere und bedeutendere literarische Erscheinungen dieselbe einigermaßen in Schatten gestellt haben. Wenn wir auch nicht in das unbegrenzte Lob eines gewissen englischen Kritikers, der Walpole „den Homer der Epistolographen“ nennt, einstimmen können, so mögen wir doch mit Anerkennung Johnson's Worte, die er über Somerville äußerte; auf Walpole anwenden: daß er nämlich für einen Edelmann trefflich genug geschrieben hat.

Man muß diese Sammlung von Briefen nicht bloß vom literarischen Standpunkt aus beurtheilen; dies ist nur ihre untergeordnete Seite; das hauptsächlichste dabei ist ihr großer historischer Umfang, und daß sie innerhalb eines so umfassenden Zeitraums eine vollständige Ständeleuse, fashionable, literarische und politische Tageschronik enthalten. Alle diese Interessen in eine Periode von 60 Jahren ausgedehnt und in derselben be-

schlossen zu sehen, ist allerdings ebenso anziehend als selten. Welch eine gewaltige Kluft und in Folge dessen auch auffallender Contrast zwischen dem ersten und dem letzten Schreiben Walpole's! Als das erste geschrieben ward, waren Pope und Swift, ein paar Reigenführer ihres Jahrhunderts, noch am Leben und bei guten Kräften, Johnson war noch so gut als unbekannt, ausgenommen von seinen Nachbarn und den armen Jungen, die seine unerbittliche Kuthe empfinden mußten; der unvergeßliche Goldsmith, ein weit genialerer Mensch als Walpole selbst, vegetirte damals noch als kleines Schulbübchen in einer armseligen irländischen Dorfschule; bevor dagegen die letzte Epistel Walpole's seiner Feder entfloßen war, hatten sich Bordsworth, Rogers, Campbell u. am literarischen Horizont erhoben. Als Walpole und sein Freund Gray den Continent durchkreuzten, war Spanien noch „das Spanien mit beiden Indien“, Frankreich besaß mehr Terrain in Amerika als England, und England nannte die Vereinigten Staaten sein Eigen, während es in Indien kaum einige elende Forts besaß. Bevor der Briefsteller starb, war er Oliver's und Friedrich's des Großen Zeitgenosse gewesen, hatte mit dem ältern Pitt zusammen im Parlament gesessen und die Größe seines Sohnes vorausgesagt, von welcher er auch noch Augenzeuge war, hatte mit dem Sturz, dem Todesurtheil und der Verbannung der Bourbons sympathisirt, über die Greuel des Jakobinismus geschauert und jenes Riesenmeteor des Kriegesfirmaments, dessen ruhmvolle Laufbahn vor Toulon anhebt, wenigstens dämmern gesehen.

Welch eine inhaltvolle Epoche, die auch die Betrachtung Desjenigen interessant und denkwürdig machen muß, der ihre Entwicklung mit beobachtendem Geiste begleitet hat.

Ohne uns kritisch-ausführlicher auf diesen inhaltreichen Briefwechsel einzulassen, begnügen wir uns, den letzten Brief des in vieler Hinsicht ausgezeichneten Mannes, den er im 81. Lebensjahre an eine Gräfin **** schrieb, hier mitzutheilen. Derselbe ist datirt vom 13. Januar 1797, nur wenige Wochen vor des Verf. Tode, und lautet so:

„Sie machen mir ein ungemeines Vergnügen, Madame, durch Ihre gefällige Berücksichtigung meiner trügen Bemerkungen, von denen ich nicht geglaubt hätte, daß sie Jemand Freude machen könnten. Meine altmodische Erziehung veranlaßt mich, noch hier und da auf die Schreiben zu antworten, womit Sie mich beehren; in Wahrheit aber thue ich es nicht gern, da ich ja selten etwas Besonderes kann zu sagen haben. Ich komme fast nicht aus meinem eignen Hause, und wenn ich es thue, so besuche ich nur einige alte bekannte Stellen, wo ich Niemand finde, der mir etwas Sonderliches erzählen kann. Was ich Neues lerne, kommt mir aus Zeitschriften, jenen Intelligenzen der Kaffeehäuser, denen ich weder Glauben noch Rücksicht schenke. Zu Hause sehe ich nur einige befreundete Alte, mit Ausnahme von etwa 80 Nissen und Nichten verschiedenen Alters, die einmal im Jahr zu mir gebracht werden, um mich als den Methusalem der Familie anzustarren. Diese können bloß von ihren eignen Zeitgenossen reden, was mir so gleichgültig ist, als ob sie von ihren Puppen, Stedenpferden oder Bällen sprächen. Auf mich, Madame, das Resultat von dem Allen nicht zu einem ungemein unterhaltenden Correspondenten machen? Und können solche Briefe in der That des Ansehens würdig sein? Oder wie wird es mit der Lebendigkeit und dem Geist beschlagen sein, wenn man so alt ist wie ich und genöthigt zu dictiren? Darum bitte ich Sie, werthe Freundin, senden Sie mir keine solche Forderungen mehr, die ich nicht höher anschlagen kann, als wenn sie mir zur Zeit der Weihnachtsausstellung mit Blättern von Flittergold auf den Labentischen der Pastetenbäder vorkommen. Ich meines Theils bin vollkommen zufrieden mit einem Zweiglein Rosmarin, das man mir nachwirft, wenn der Pfarrer des Kirchspiels meinen Staub dem Staube zugesellt. Bis dahin, werthe Frau, bitte ich, begnügen Sie sich mit meiner Entsagung. Ihr W.“

4.

*) Correspondence of Horace Walpole with George Montagu. Neue Ausgabe. London 1837.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 94.

4. April 1838.

Etwas über Mode, Höflichkeit und Etikette bei verschiedenen Völkern.

(Beschluss aus Nr. 93.)

Männer aus den höchsten Ständen unterhalten sich zuweilen mit Leuten, die eine bescheidenere Stufe in der Gesellschaft einnehmen, zum bloßen Zeitvertreibe und vergessen bald sowohl das Gespräch selbst als die Personen, mit denen sie es führten. Letztere sollen sich ja nicht befallen lassen, eine solche flüchtige Bekanntschaft anderswo geltend machen zu wollen, und mögen sich an Folgendem ein Beispiel nehmen: Ein unglückseliger Schreiber bei der britischen Schatzkammer, der eine recht hübsche Einnahme hatte und sich, wie so Viele seines Gewerbes, für einen wichtigen Mann hielt, speiste einmal im londoner Beefsteakclub und saß zufällig neben einem Herzoge, der sich etwa eine halbe Stunde lang mit ihm unterhielt und darauf des Mannes nicht wieder gedachte. Dieser begegnet dem Herzoge einige Zeit nachher auf der Straße und ist dumm genug, ihm zuzurufen: „Ah, Mylord, wie befinden Sie sich?“ Dieser blickt den Heros von der Feder verwundert an und fragt seinerseits: „Mein Herr, wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?“ „Ah, wissen Sie denn nicht mehr? Wir haben ja neulich zusammen im Beefsteakclub gegessen. Ich bin Herr Timms aus dem Schatzamte!“ „Nun, wenn dem so ist“, entgegnete der Herzog und drehte sich um, „dann wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, Herr Timms aus dem Schatzamte.“ Einem Andern ging es nicht besser. Dieser, ein altlicher Mann, hatte in einem Bade zu einer Jahreszeit, wo es schon sehr leer war, einen reichen und hochgestellten Herrn kennen gelernt, der sich oft, bloß um die Zeit hinzubringen, mit ihm unterhielt. Im nächsten Jahre begegneten sich Beide in einer großen Stadt, und jener Mann redet seinen Bekannten, der ihn ignoriert, an. „Wie, Sie erinnern sich meiner nicht? Wir haben ja im Bade Bekanntschaft miteinander gemacht!“ „Ja, nun erinnere ich mich Ihrer recht wohl“, war die Antwort, „und wenn wir uns einmal wieder in irgend einem Bade treffen, soll es mich sehr freuen, abermals Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Es ist Jedem, der dem Mittelstande angehört, zu rathen, Leute, die sich höher gestellt dünken, oder es in der That sind, nicht zuerst anzureden. Wir

können versichern, daß in dieser Hinsicht die Maxime: Laß es zuerst an dich kommen, sehr probat ist.

Mit dem Handküssen und dem Kusse überhaupt wird viel Unfug getrieben, und besonders werden dadurch junge Mädchen oft in große Verlegenheit gebracht. Als bloße Formalität, ohne innere Zuneigung, würde die Sitte des Kusses als Begrüßung besser ganz abgeschafft. Das Capitel vom Kusse hat unter uns bekanntlich der gemüthliche Cyniker Weber in seinem „Dymokritos“ ausführlich abgehandelt, und wir übergehen es daher.

Was das Besuchabstatten anbelangt, so wollen wir eine Anekdote mittheilen, die von allen Denen beherzigt zu werden verdient, welche sich ein Gewerbe daraus machen, andere Leute durch Besuche zu langweilen und in ihrer Arbeit zu stören. Bei dem Philosophen Helvetius sprach eines Tages einer jener Müßiggänger vor, mit denen Paris so gesegnet ist. Er wurde sehr höflich und artig behandelt, ging endlich fort, um anderswo sein Licht leuchten zu lassen, und ward bald vergessen. Einige Zeit nachher vernahm Helvetius, daß jener Mensch ihn der Unhöflichkeit beschuldige, weil er den Besuch noch nicht erwidert habe. Darauf ging Helvetius zu ihm und äußerte sich folgendermaßen: „Ich höre, Sie führen Beschwerde über mich. Allein Sie wissen selbst recht gut, daß Sie nicht darum zu mir kamen, weil Sie meine Gesellschaft wünschten, sondern nur deshalb, weil Sie Ihrer eignen müde waren und nichts mit sich anzufangen wußten. Ich, der ich im Gegentheile meiner eignen Gesellschaft nicht müde war, nahm Sie recht freundlich auf; Sie haben also eine Verpflichtung gegen mich, und beschuldigen mich dennoch der Unhöflichkeit. Nichten Sie über mein Betragen, bedenken Sie aber wohl, daß ich nicht, gleich Ihnen, von Besuchen abhängig, auch nicht gewohnt bin, meine Nachbarn zu belästigen.“ — Wer einen Besuch abstattet und sich irgendwo durch einen Diener anmelden läßt, soll ja demselben, wenn er nicht etwa eine Karte abgibt, seinen Namen recht deutlich sagen; er muß sich sonst darauf gefaßt halten, denselben schrecklich verstümmelt zu sehen. Eine Lady A. machte einst in Gesellschaft ihrer Tochter Besuche, und ein Diener glaubte sie als „sehr achtbare“ Lady A. und „achtbare“ Miß A. anmelden zu müssen. Sie sagte ihm, es sei besser, wenn er künftig ganz einfach Lady A. und bloß

Miß A. sage. Als sie das nächste Mal kam, meldete er: es komme herauf: „simple“ Lady A. und „plain“ Miß A.

Darüber, daß Jemand Dem, welcher ihn besucht hatte, beim Abschiede nicht Ehre genug anthat, sind schon ernsthafte und folgenreiche Zwistigkeiten entstanden. Als Graf d'Avaux sich im 17. Jahrhundert als Gesandter Frankreichs in Münster befand, war dort zum Friedensabschlusse (dem westfälischen) beizutragen, ging Alles recht gut, bis ein Verstoß gegen die Höflichkeit, welchen dieser Diplomat sich gegen den venetianischen Gesandten Contarini zu Schulden kommen ließ, den Krieg noch sechs Monate in die Länge zog. Contarini ward nämlich einst nach einer officiellen Zusammenkunft nicht weiter als bis an die Treppe begleitet, und der Graf trat nicht eine einzige Stufe hinunter. Dieser vermeintliche Beweis von Geringschätzung brachte den hochmüthigen Venetianer in solchen Dorn, daß er auf der Stelle Postpferde nahm und persönlich bei seiner Regierung über jene abscheuliche Beleidigung Klage führte. Venedig, so viel es auch damals schon von seiner frühern Macht verloren, hatte doch seinen alten Stolz bewahrt und erklärte, es würde nur dann seinen Gesandten wieder nach Münster schicken, wenn diesem die gebührende Hochachtung erwiesen würde. Frankreich unterhandelte lange hin und her, es wurden inzwischen viele Menschen getödtet und manche Dörfer eingeäschert, bis jene Macht zuletzt, des Krieges müde, dem Grafen Befehl gab, der Eitelkeit Contarini's ein Genüge zu thun. Dieser eilte nun im Triumphe zurück nach Deutschland und machte d'Avaux einen Besuch. Der Franzose war die Höflichkeit selbst, begleitete jenen bis an den Kutschenschlag, blieb dort so lange stehen, bis Contarini sich zurückgesetzt hatte, und machte ihm darauf noch einige tiefe Verbeugungen. Das Alles war zwischen beiden Mächten ganz genau bestimmt worden.

In großen Städten trifft es sich wol, daß man das rechte Haus oder die rechten Zimmer verfehlt, wenn man einen Besuch abstatten will. In einem solchen Falle sollte man sich eigentlich den großen amerikanischen Staatsmann Jefferson zum Muster nehmen. Dieser ward einst von einem Manne, der sich im Unabhängigkeitskriege ausgezeichnet hatte, zum Besuche eingeladen. Etwa um acht Uhr Abends steigt er in seinen Wagen und gibt seinem Kutscher die Befehle, da und da vorzufahren. Dieser hat seinen Herrn mißverstanden und hält dem bezeichneten Hause grade gegenüber an. Jefferson steigt die Treppe hinauf und merkt erst, nachdem er die Zimmer betreten hat, daß er im unrechten Hause sei. Die Familie kannte ihn übrigens von Person, er nahm Platz, trank eine Tasse Thee, entfernte sich nach einer halben Stunde und fragte dann einen Diener, wo der Herr wohne, von welchem er die Einladung erhalten hatte. Er begab sich dorthin, erzählte den Damen, was vorgefallen war, und erst durch diese erfuhr jene Familie, welchem Umstande sie einen Besuch von Jefferson zu verdanken hatte.

In Paris ereignete sich einst ein Vorfall, der als ein Pendant zu jenem betrachtet werden kann. Ein Engländer, der die Abendgesellschaft bei Lafayette besucht hatte,

wollte eben, unmutig, daß er Béranger dort nicht getroffen, sich wieder entfernen, als Hr. Béranger angemeldet wurde. Flugs kehrt er um und überschüttet, ohne sich erst vorstellen zu lassen, den Eintretenden mit einer Flut von Lobeserhebungen über treffliche Gedichte und wünscht ihm Glück, daß er jetzt nicht mehr im Gefängnisse schmachtet, sondern auf freien Füßen sei. „Moi poète, Monsieur! Moi en prison! Qu'est ce que tout cela veut dire?“ entgegnet dieser, und seine Augen funkelten, als eben noch zur rechten Zeit Lafayette hinzutritt und den gereizten und reizbaren Mann dem John Bull als Herrn Béranger, Mitglied der Deputirtenkammer, vorstellt. Ob sich der Engländer so gut aus der Sache gezogen wie Jefferson, wissen wir nicht.

Die Visitenarten eines Mannes von Welt müssen so schlicht und einfach als möglich sein. Goldrand, unleserliche gothische Buchstaben, Schnörkelen und Arabesken verrathen keinen geklärten Geschmack.

Gott Lob, daß die Zeiten der alten Sphariten nicht mehr sind. Bei diesen war es Sitte, schon ein Jahr vorher zu einem festlichen Mahle einzuladen. Mancher Mann aber, der ein Diner geben muß, möchte wol in China sein, wo es zum guten Tone gehört, daß der Wirth vom Tische aufsteht und das Haus verläßt, sobald seine Gäste Platz genommen haben. Die Zeit, wenn zu Mittag gegessen wird, ist in verschiedenen Ländern verschieden. Bei uns in Deutschland pflegt der wohlhabende Mittelstand und der größte Theil des Adels zwischen halb zwei bis drei Uhr zu essen; in Italien speist man gewöhnlich um fünf, in Paris um sechs, in London halb acht Uhr und später. Wer zum Essen eingeladen ist, soll sich ja gründlich satt essen, aber, wenn er in Gegenwart seiner Frau speist, bei Leibe „nicht zu viel“, wie Hr. Heinrich Laube in den Anstandsregeln bemerkt, welche er seiner Novelle: „Das Glück“, zu Nutz und Frommen der Welt beigelegt hat. Was würde dieser Herr zu dem Beginn jenes Alderman gesagt haben, der neulich in Guildhall ein mächtiges Stück von einem gebratenen Truthahn, ein Rebhuhn und einen hohen Haufen von, ich weiß nicht, welcher Beispeise zugleich auf dem Teller hatte und recht tüchtig einhieb. Dieser Alderman bildet jedenfalls einen grellen Contrast gegen die amerikanischen Bierengel, von denen das zu Philadelphia erschienene „Complimentirbuch“ sagt: „Einige alberne Modenarren essen jetzt die Suppe mit der Gabel! Sie könnten ebenso gut einen Besenstiel nehmen.“ Die Amerikaner, besonders jene in den atlantischen Städten, essen bekanntlich so ungeheuer schnell und verschlingen so mächtige Bissen, daß der Fremde meint, er habe hungerige Wölfe vor sich. Genuß vom Essen haben sie nicht und leiden häufig an Indigestionen. Ein ehrenwerther Secretair bei der Gesandtschaft Bruders Jonathan's in London ließ einst einen Arzt zu sich kommen. „Was fehlt Ihnen?“ fragt der Schüler Aesculap's. „Wenn ich nicht irre, so leide ich an einer Unverdaulichkeit.“ „Ja, ich verstehe; ich weiß schon, so ein Yankee würgt mehr hinab, als ihm zuträglich ist.“ „Doctor, ich bin ein amerikanischer Bürger und

Secretair unserer Gesandtschaft am Hofe von St.-James." „Einmal, mein Herr. Ich will verdammt sein, wenn ich je einen Panke gesehen habe, der seine Speisen nicht verschlungen hätte, wie die Boa constrictor ihren Fraß. Was Teufel, kann ein Mensch, der sich weder Zeit nimmt, das Fleisch zu verschneiden, noch es zu gemahlen, hoffen, einen gesunden Magen zu behalten? Es ist kein Wunder, daß ihr euer Zähne so früh verliert, denn ihr gebraucht sie ja nicht; daß ihr euer Verdauung einbüßt, denn ihr überladet den Magen; daß es auch an Speichel fehlt, denn statt ihn hinabzuschlucken, besudelt ihr damit anderer Leute Leppiche. Ihr Panke überlastet euer Magen wie ein Fuhrmann aus Devonshire seinen Karren; ihr ladet, was das Zeug nur halten will, und endlich heult und wehklagt ihr dann noch und habt auch doch allein die Schuld beizumessen. An Unverdaulichkeit leidet ihr? Nein, an infernalischem Hinabwürgen. Es ist viehisch, viehisch ist es! Ich will Ihnen etwas sagen, Hr. Legationssecretair: verwenden Sie die Hälfte der Zeit, welche Sie jetzt gebrauchen, um Ihre Worte aus dem Munde herauszuquälen, zum Essen; lassen Sie Ihre Speisen fortan halb so lange wie jetzt Ihren ekelhaften Taback, und ich verbürge mich dafür, daß Sie binnen vier Wochen ein gesunder Mann sind." 47.

Versuch einer historischen Entwicklung der märkischen Städteverfassungen. Von A. Zimmermann. Erster Theil. Berlin, Dümmler. 1837. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Bei dem reichen Material, welches seit den letzten 20—30 Jahren durch die genaue Durchforschung archivalischer Schätze und die Auffindung ungekannter Actenstücke für die Geschichte der deutschen Städte gewonnen worden ist und noch fortwährend gewonnen wird, bedarf es schon jetzt solcher Schriften, welche jenes Material übersichtlich zusammenstellen und verarbeiten. Es ist ja sonst fast zu fürchten, daß Vieles unbenutzt bleibe und namentlich gar nicht zur Kenntniß des gebildeten Publicums komme, das doch an der allgemeinen historischen Entwicklung unsers Vaterlandes noch immer einen verhältnismäßig großen Antheil nimmt. Für dieses eben so wol als für die gelehrten Kenner unserer Geschichte und Rechtsverfassung hat Hr. Zimmermann ein sehr dankenswerthes Unternehmen durch die obige Schrift begonnen; denn die märkischen Städte sind wichtiger und merkwürdiger, als man auf den ersten Anblick glauben möchte. Ihre materiellen Mittel vertrugen zwar keine Vergleichung mit den süddeutschen, rheinischen und hanseatischen, aber sie zeichnen sich durch die praktische auf das bürgerliche und politische Leben gerichtete Gesinnung aus, welche die ihr gebotenen Momente mit bewundernswerther Geschäftlichkeit ergreift, um sie zur Erweiterung von Privilegien aller Art zu benutzen. Die Geschichte derselben zerfällt nach des Verf. gut gewählter Einteilung in vier Perioden, deren erste die Geschichte der Bildung der städtischen Verfassungen in der Mark bis unter Joachim I. umfaßt, die zweite die Entwicklung der städtischen Verhältnisse unter Einwirkung der Fürsten bis unter Friedrich Wilhelm I., die dritte die städtischen Angelegenheiten unter der Verwaltung der Regierung bis 1808 und die vierte die Wiedererweckung der Communalverfassungen in zeitgemäßer Form. Wie ersieht hieraus, daß Hr. Zimmermann unstreitig eine bedeutende Lücke in der märkischen Geschichte ausfüllen wird, und die Geschäftlichkeit und Gründlichkeit, mit welcher er im vorliegenden Theile die erste dieser Perioden, die auch zugleich die

schwierigste für die Darstellung ist, behandelt hat, sind hinlängliche Bürgen für die glückliche Vollendung seines Unternehmens.

Für diesen ersten Band hat nun der Verf. die bekannten Schriften von Beckmann, Fischbach, Buchholz, Bohlbrück, Kiedel, G. W. v. Raumer, Röhsen, Gerden, Fildien u. A. fleißig benutzt und namentlich das reiche Material in Fildien's schätzbaren Beiträgen verdienstermaßen gewürdigt, sowie den Geschäftssinn und die Gelehrsamkeit Gerden's, dagegen Steinhardt's Untersuchungen über die altmärkische Geschichte als unzuverlässig bezeichnet. Außerdem rühmt er die liberale Benützung des geheimen Archivs zu Berlin, welche ihm der Geheimrath von Tschoppe gestattet hatte, und die freundliche und unermüdete Theilnahme des Geheimen Archivrathes Höfer.

Der erste Abschnitt handelt von dem Ursprunge der märkischen Städte. Es wird die wesentliche Verschiedenheit der Städte im Osten Deutschlands von denen im Westen dargelegt, die Eigentümlichkeit der slawischen Städte entwickelt, die Theilnahme der Fürsten durch Ertheilung des Stadt- und Markrechts, durch Überlassung einer großen Anzahl von unangebauten Hufen, wodurch aus Dörfern Städte wurden, durch Befestigung von Bauholz und durch Verpflichtung zur Umwehrung der neuen Städte. Dies ist bei den einzelnen wichtigen Städten der Mittel-, Neu- und Uckermark und der Priegnitz nachgewiesen, auch zuletzt die Zeit der Erbauung angegeben, wonach sich natürlich die ältesten deutschen Städte in der Altmark finden. Die Gründungsurkunde von Stendal, die älteste, die wir von den märkischen Städten besitzen, lehrt, daß um das Jahr 1151 die Städte Brandenburg, Havelberg, Werben, Arneburg, Langensalza, Osterburg und Salzwedel schon bestanden. Bis zu Ende des 13. Jahrhunderts kommen häufig Städtegründungen in den märkischen Ländern vor.

Im zweiten Abschnitt, über den Zustand ihrer Bewohner, verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß man die märkischen Städte nach Analogie der westdeutschen Städte beurtheilen dürfe, was nur einigermaßen bei denen der Altmark der Fall sein könne; denn selbst unter diesen und den Städten der Mittelmark findet in Hinsicht auf den Adel, auf die Burgherren, auf die Bürger als Grundbesitzer und auf die Gewerbetreibenden ein bedeutender Unterschied statt. Der Gegensatz zwischen den altbürgerlichen Familien und der Gilde tritt hier, wie in den westdeutschen Städten hervor, doch auch hier gehen (S. 51 fg.) die altmärkischen und die mittelmärkischen Städte bedeutend auseinander. Alles dies, sowie die Untersuchungen über die Verhältnisse, unter welchen das Bürgerrecht erworben wurde, können wir trotz der Vortrefflichkeit dieser Erörterungen nur andeuten, da es der Zweck unserer Anzeige nur sein kann, auf die gelehrte Schrift des Hrn. Verf. die Aufmerksamkeit hinzulenken, nicht alle Einzelheiten ausführlich mitzutheilen. Dies muß auch für die folgenden Abschnitte gelten.

Der dritte Abschnitt stellt die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten dar; die Amtsbefugnisse des Bogts und des Schulzen, der Geschäftskreis der Rathmänner, der besonders ausführlich geschildert ist, und der Bürgermeister werden betrachtet, das Verhältniß der ganzen Gemeinde zum Rathe gewürdigt, am Schlusse einzelne Bemerkungen über die Einwirkung des Raths auf die bürgerlichen und Familienangelegenheiten der Städtebewohner mitgetheilt, wie über die Beaufsichtigung der gemeinen Frauen, den Luxus, die Sanitätsanstalten und die geselligen Vergnügungen. Für viele Leser dürfte dieser Abschnitt einer der interessantesten in der ganzen Schrift sein.

Dasselbe gilt auch von dem vierten Abschnitte, welcher der Gerichtsverfassung gewidmet ist und der eigenthümlichen Ausbildung derselben in den Marken; denn das Recht selbst darzustellen, lag weder in der Absicht noch in den Kräften des Verf., wie er sich sehr bescheiden (S. 137) ausdrückt. Es werden die obersten Gerichte, welche der Landesherr hatte, und die niederen Gerichte unterschieden, von denen das letztere das eigentliche, ursprüngliche Stadtgericht und von der Gründung der Städte an in den Händen der Bürger ist. Vorkreuzer ist der

Schulze, der belehnte Erbsitzer; die Beisitzer der Gerichte sind die Schöffen. Hierbei wird zugleich über Appellation, Dingfrästen, Rechtsimmunitäten der Städte viel Nützliches gesagt.

Unter den Ständen und Zünften, von denen im fünften Abschnitte gehandelt wird, sind in den märkischen Städten die Gewandweber, die ältesten, deren Geschäft Ausschneiden der Ächer und Detailverkauf war. Dann traten die Tuchmacher in Zünfte zusammen und ließen ihre Innungsartikel vom Rathe bestätigen. Ihnen folgten die übrigen Handwerke. Es galt als Princip: kein Handel als der in der Stadt und ausschließliche Berechtigung für Handwerker, wozu auch der Detailverkauf gehörte. Darauf wird die Einwirkung der Zünfte auf die Verwaltung der Stadtangelegenheiten besprochen, sowie ihre Sitten- und Anstandsgesetze, ihre kriegerische Thätigkeit, und gezeigt, daß die geistlichen Stände, an denen es auch in den märkischen Städten nicht fehlte, wie z. B. die Kalandsbrüder, auf die Verfassung der Städte nur geringen Einfluß geübt haben.

Im sechsten Abschnitte spricht der Verf. vom Handel und Zollwesen. Eigentlichen Großhandel haben die märkischen Städte nicht gehabt, denn das Gewerbsleben herrschte über den Handel. Befreiung von landesherrlichem Zoll fand bei der Gründung der Städte nur selten statt und auch wol späterhin nur selten, bei jeder Stadt unter besondern Verhältnissen und nach eignen Bestimmungen. Für die Einnahme des Zolls (Fährzoll, Dammzoll, Seelzoll u. a.) hatte man ziemlich künstliche Maßregeln zur Sicherung der Controle. Dann wird über Wochen- und Jahrmärkte gesprochen und die Handelsverbote mit einzelnen Artikeln werden aufgeführt. Auch die Verhältnisse der märkischen Städte mit der Hanse sind ausführlich abgehandelt, unter denen Salzweber (um 1248) den ältesten Zusammenhang mit der Hanse hatte. In Beziehung auf das Niederlagsrecht wird aus der Geschichte von Frankfurt (S. 235—240) ein kurzer Abriss gegeben.

Der Gegenstand des siebenten und letzten Abschnittes sind die Leistungen der Gemeinden an den Fürsten und für Erhaltung des Gemeindefens. Die Abgaben und Geldleistungen waren in den ältern Zeiten pecuniäre und zwar besonders vom Grundeigentume, wobei namentlich der Orbebe, dieser bedeutendsten unter den Grundsteuern, eine längere Betrachtung gewidmet ist. Dann wird von der Landbede gehandelt, worauf der Verf. die verschiedenen Auflagen, welche die märkischen Fürsten ihren Städten machten — die seit 1472 (S. 263) zuerst verlangten, daß Schulden, welche für die Landesverwaltung gemacht waren, auch vom Lande mit getragen würden —, in ihren vielfachen Conflicten bespricht. Hieraus geht hervor, daß außer den stehenden Abgaben, dem Hufenzins, der Orbebe, dem Bodenzins und der Lehnware (Abgabe von Lehnsgütern beim Antritt der Regierung), noch als unbestimmte und temporäre galten die Landbede, an der die Städte bei Fräuleinsteuer, Landesnoth, Gefangenschaft des Fürsten und bei Reichspflichten Theil nahmen, die Einkünfte aus den Gerichten, der Zoll, die Confirmationsgelder und die Zehrungsgelder bei Gelegenheit des Aufenthalts in den Städten. Die Eintreibung aller dieser Abgaben hatte der Magistrat zu besorgen, der nun für die städtische Verwaltung seinerseits von den Bürgern besondere Abgaben erhob, da die Einnahmen vom städtischen Grundbesitz meistens nicht ausreichten. Hinsichtlich der Kriegsteuern verlangten die Landesherren gewöhnlich von den Bürgern nicht mehr, als daß sie ihre Städte und die nächste Umgebung vertheidigten. Dagegen sind die Städteverbindungen, welche schon vor dem Absterben der anhaltinischen Fürsten anfangen, ihrer Äußerung nach ganz kriegerisch (S. 307—317) und dadurch oft in einer ganz eigenthümlichen Stellung zum Landesherren. Für solche Besprechungen tritt Stendal als die Hauptstadt der Altmark auf, Goldbin als die der Neumark, Brandenburg und Berlin als die der Mittelmark, Frankfurt im Lande Lebus, Prenzlau in der Uckermark, Perleberg in der Prignitz, wo dann die Contingente der einzelnen Städte geordnet wurden, von denen die Stadt Wils-

ned z. B. das Viertel eines Rüstwagens stellte (S. 320). Als die letzte Art der Leistungen werden die angeführt, welche von den Juden erhoben wurden, deren Duldung in der Mark Brandenburg, wie der Verf. auf S. 326 sagt, sich nicht auf höhere, menschliche Rücksichten gründet, sondern nur auf Finanzspeculation. Möge es Frn. Zimmermann nicht an Ruhe und Gelegenheit fehlen, die folgenden Bände seines Werkes, die gleiche Gründlichkeit und Klarheit hoffen lassen, nicht in zu später Zeit erscheinen zu lassen. 2.

Notiz.

Ein Correspondent hat in Nr. 253 d. Bl. f. 1837 Näheres über den am 10. Aug. vorigen Jahres zu Paris verstorbenen berühmten italienischen Geschichtschreiber Carlo Botta (der nicht, wie daselbst geschrieben steht, 1768, sondern 1766 zu S. Giorgio del Canavese im Piemontesischen geboren ist) berichtet und zugleich erwähnt, wie der Verstorbene in seinem Testamente auf das rühmlichste des Königs Karl Albert gedacht haben solle. Das mailänder „Echo“ (Septembersheet f. 1837) belehrt uns, wie der König schon als Prinz den Geschichtschreiber Botta mit Wohlthaten überhäuft, denselben nach seiner Thronbesteigung zum Ritter des sardinischen Verdienstordens ernannt und ihm aus seiner Privatschatulle anfangs erst 3000, später 4000 Lire angewiesen habe. Die erwähnte, den König betreffende Stelle in Botta's eigenhändig geschriebenen Testamente lautet folgendermaßen: „Ich müßte fürchten, eine der heiligsten Pflichten unerfüllt zu lassen, wenn ich nicht hier meine innigste Dankbarkeit Sr. Maj. dem Könige Karl Albert von Savoyen für die Ehren, womit er mich überhäuft, und für die großmüthige Unterstützung bezeugen wollte, welche er mir in den traurigsten Umständen angedeihen ließ. Seine Freigebigkeit gegen mich that sich schon kund, als er noch Prinz von Carignan war, und nahm, als er den Thron seiner Vorfahren bestiegen hatte, in einer Weise zu, die fast unerhörte ist in den Jahrbüchern der Fürsten und der Literatur. Meine Söhne werden sorgsam die Erinnerung an so große Wohlthaten bewahren und nie vergessen, daß wir den Äußerungen der Güte dieses gnädigen Herrschers Alles: ich die Ruhe in meinen alten Tagen, sie ausgezeichnete Vortheile zu danken haben.“ Zwei Italiener, zwei Franzosen und zwei Amerikaner haben sich vereinigt, Botta in Paris ein Denkmal zu errichten, und sich wegen Abfassung der Inschrift an den Ritter Carlo Boucheron in Turin gewandt, der, ihrem Wunsche entsprechend, folgende Inschrift verfaßt hat:

H. S. E.
CAROLVS. BOTTA
DOMO. S. GEORGIO. IN. SALASSIS
MEDICVS. ET. HISTORICVS
QVI. GRAVIS. REVM. PRONYNTIATOR. IDEHQ. SVAVIS
AMERICANAE. LIBERTAT. PVGNAS. CVM. ANGLIA. MATRE
PARI. FACVNDIA. ET. VERITATE. EXPRESSIT
ITEM. DVAS. ITALORVM. ABSTATIS
A. CAROLO. V. IMP. AD. NAPOLEON. ADVENTVM
BINIS. OPERIBVS. COMPLEXVS
IMPOTENTEM. EXTERNORVM. DOMINATVM
ET. POPVLARIVM. CALAMITATES. VITIA. ET. VIRTUTES
LIBRO. ORB. EXPOSUIT
VIR. APVD. SVOS. INIGNIS. QVOD. PATRIVM. SERMONEM
A. SERVILI. PERGRINATE. PVRCAVIT
ABSTINENTIAM. QVAM. IN. ALIIS. LAVDAVERAT
IPSE. FLAGITIOSIS. TEMPORIBVS. EXHIBUIT
NEC. VNQVAM. IN. TENVI. RES. DE. PAVPERT. CONQVESTVS. EST
CAROLVM. ALBERTVM. SARD. REGEM
A. QVO. EQVESTREM. DIGNITATEM. ACCEPIT
FORTVNAE. VINDICEM. HABVIT
VIXIT. ANN. LXII
OBIIIT. PARISIIS. IV. ID. AVG. AN. MDCCCXXXVII

Donnerstag,

Nr. 95.

5. April 1838.

Theodor Mundt.

1. Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur. Von Th. M. Zwei Theile. I. Novellen. II. Deutsche Gestalten und Richtungen. III. Skizzen. IV. Charaktere und Probleme. Wismar, Schmidt und v. Cossel. 1837. 8. 3 Thlr.
2. Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Erster Band. I. Briefe aus London. II. Tagebuch aus Paris. Altona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr.

Nicht ohne Absicht sind diese beiden Werke desselben Schriftstellers hier gegeneinandergestellt worden, denn sie stehen einander in der That entgegen und bezeichnen in ihrem Gegensatz einen Wendepunkt, den, irren wir uns nicht in unserer Auffassung, der Verfasser derselben passirt ist. Die „Charaktere und Situationen“ gehören wenigstens größtentheils der Vergangenheit des Schriftstellers an, und zum Theil durch sie sah sich derselbe in eine Genossenschaft gesetzt, die nur durch einen wechselseitigen Irrthum zu Stande kam, und welche ein in mehr als subjectiver Hinsicht verdrüssliches Ende nahm. Die hier gesammelten kleinern schriftstellerischen Arbeiten — theils poetische, theils kritische — sind größtentheils schon früher an verschiedenen Orten veröffentlicht, neuerdings nur gesammelt und vielfach umgearbeitet worden. Die „Spaziergänge und Weltfahrten“ sind dagegen eine Frucht der neuesten Erlebnisse ihres Verfassers.

Hr. Th. Mundt gehört bekanntlich zu den Schriftstellern, welche man unter der Gesamtsfirma des jungen Deutschlands mehr verunehrt und gemäßigelt als gefeiert hat, und welche seitdem in sehr verschiedenen Richtungen auseinandergegangen sind. Gutzkow hat sich dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er andeutete, oder vielmehr bestimmt aussprach, was man als unsittliche Bestrebungen an ihm getadelt habe, sei nichts Anderes als einige Uebernehmung seines jugendlichen Sentes gewesen, eine andere, etwas unbequeme Kraftübung seiner großen Seele; große Geister hätten von jeher mit ähnlichen Uebernehmungen angefangen. H. Laube hat in neuerer Zeit eine von seiner früheren stark abweichende Richtung eingeschlagen, und indem er zu der sehr richtigen Bemerkung gekommen ist,

daß das wahrhafte Dichterwerk ein nur durch seine innere Schönheit auch äußerlich schöngeformtes Kunstwerk sein, auch nicht durch ein Parteinteresse, sondern einzig durch sich selbst getragen werden müsse, kann er seiner individuellen Eitelkeit doch noch so wenig Herr werden, daß er die komische Meinung hegt, nicht er mit seiner Ansicht, sondern die Welt habe sich binnen Kurzem geändert, und die frühere Richtung zu verfolgen sei jetzt nur eben nicht mehr zeitgemäß.

Es ist nun ein bei Betrachtung der vorliegenden Werke sich aufdrängendes Interesse, zuzusehen, wie Th. Mundt in jener Krisis, welche das junge Deutschland betroffen, sich benommen habe; ob er die frühere Richtung ferner zu verfolgen fortgefahren, oder ob er in eine andere sich geworfen und in welche. Er spricht sich in seinen „Spaziergängen“ selbst über das jetzige Verhalten seiner frühern Genossenschaft auf eine ziemlich unzweideutige Weise aus. Er identificirt hier die Bestrebungen des jungen Deutschlands mit denen des Liberalismus, wogegen freilich protestirt werden muß. Aber nur darüber könnte man uneinig sein, ob in jener literarischen Erscheinung der Liberalismus ein ihm keineswegs angemessenes Gewand angelegt habe, oder ob umgekehrt eine unsittliche Gesinnung unter der Maske des Liberalismus sich Geltung zu verschaffen gesucht habe. Ohne auf die Entscheidung dieser Frage hier einzugehen, wollen wir das Erstere annehmen und können dann mehr oder weniger dem Schriftsteller unsere Zustimmung geben, wenn er sagt:

Einige junge Leute, die sich bei uns in Deutschland an den liberalen und volkthümlichen Interessen die Finger verbrannt, haben sich darauf in die Bornehmheit hineingerettet und besorgen, ihre gelben Glacehandschuhe zu beschmutzen, wenn sie länger noch das liberale Element, welches nichts weiter als das Element des Volkes ist, anfassen. Diese Heiden, die früher große Namen für ihre Bestrebungen, wie „junges Deutschland“ und „junges Europa“, ausposaunt und sich damit in die Brust geworfen hatten, trösten sich jetzt mit der albernem Idee: „daß der Liberalismus bereits für die heutige Weltepoch veraltet sei!“ Es ist ein Unglück, mit solchen Leuten in Reih und Glied zu stehen, und viel lieber möchte ich zu Falken's Bande, sei es als Bullenkalb, Schatte, Schwächling oder Werge, gehören, als zu einem jungen Deutschland, das schon einen grauen Kopf bekommt, noch eh' es in Ehren alt geworden! So geschwinde sind euer Volksbeale veraltet? Was hat es denn zumege gebracht, daß eine Knospe veralten kann, noch eh' die Blüte aus ihr hervorgebrochen? Erst habt ihr mit dem

Neuen kolettirt — ich glaubte gleich, es sei nichts Rechtes bei euch dahinter; aber es war doch der frohe Lärchenschlag des Neuen und wirbelte sich mit frischen Jugendtönen in die Lüste, wenn der Gesang auch weder Maß noch Inhalt hatte —, jetzt kolettirt ihr auf einmal mit dem Alten, weil das Neue euch persönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch als das Veraltete!

Schon hieraus können wir entnehmen, daß H. Mundt selbst nicht, wie dieses von Andern geschehen ist, durch die Schläge, welche ihn mit diesen Andern getroffen haben, dazu bestimmt worden ist, mit seiner eignen Vergangenheit zu brechen. Dies kann ihn in den Augen der Verständigen, selbst wenn sie wie der Unterzeichnete keineswegs die genialen oder pseudogenialen Übernehmungen des jungen Deutschlands billigen, nur achtungswerth machen. Denn wenn auch zugegeben wird, daß äußere Schicksale den Menschen im Laufe seiner Entwicklung vielfach bestimmen, so kann doch naturgemäß eine wahre Umwandlung aus einer falschen geistigen Richtung niemals plötzlich geschehen, sondern nur allmählig, und wo eine allzu plötzliche Umwandlung der Gesinnung sich zeigt, da wird man immer einen triftigen Grund haben, anzunehmen, daß weder die frühere noch die neu eingeschlagene Richtung eine subjective Wahrheit, eine Überzeugung gewesen sei. Die Unwahrheit aber, das falsche Spiel mit dem Publicum, das egoistische Speculiren auf seine Sympathien und Zeitinteressen sind das tadelnswürdigste, ja nichtswürdigste Verbrechen, dessen sich ein Schriftsteller schuldig machen kann, oder, wenn dieses nicht, das traurigste Zeichen von der geistigen Unmündigkeit desselben.

Eine wahrhaft poetische Leistung ist stets nur bei der tiefsten Wahrheit des Charakters gegen sich selbst und gegen das Publicum möglich. Aber neben den einzelnen großartigen Erscheinungen, welche den Kern der deutschen Literatur ausmachen, hat diese — nicht nach diesen Einzelheiten, sondern nach der Masse beurtheilt — in der neuern Zeit zwei Phasen durchgemacht, von denen die erste falsche Sentimentalität war, d. h. eine Lüge, welche die Schriftsteller sich selbst und ihren Lesern vormachten; die zweite Intimität, welche eine bewusste Lüge des Schriftstellers gegen das Publicum war. So weit war man gegangen, daß man die Lüge sogar zum Theil eingestand und eine neue Gattung von Poesie zu erzielen strebte, indem man die tiefsten und heiligsten Gefühle heuchelte und dann selbst gelegentlich an sich selbst verspottete. Statt eine neue Gattung der Poesie aufzustellen, hat man diese aber vielmehr in ihrem innersten Leben vergiftet.

H. Mundt gehört als Schriftsteller gewiß nicht der ersten der genannten Phasen der Literatur an, und nach Dem, wie er sich in seinen „Spaziergängen“ darstellt, auch nicht der zweiten, obgleich die Gesellschaft, in welche ihn die öffentliche Meinung gestellt hat, allerdings das Letztere vermuthen läßt. Aber auch wenn man die frühern Schriften dieses Schriftstellers aufmerkamer betrachtet, wird man nirgend jenes falsche Kolettiren mit allerlei Gefühlen und daneben jenes frivole Lächeln finden, welches die zweite Phase charakterisirt. Ein tieferer, ernstere Sinn spricht sich überall aus, ein tieferes Durchdringensein von

den heiligsten Interessen des Menschen, als man in den von ihm in der Form allerdings nachgeahmten Schriften findet. In den „Charakteren“ u. s. w. selbst finden wir eine Stelle, in welcher Hr. Mundt die berühmte Emancipation der Frauen vertheidigt, aber er stellt den ganzen Gegenstand als eine Sache der Gerechtigkeit dar; um diese, nicht um die Unsittlichkeit ist es ihm zu thun, und so mögen ihn seine Gegner wol des Irrthums, aber nicht der wissenschaftlichen Beförderung der Unsittlichkeit zeihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Armengesetze in England und Irland.*)

Der Pauperismus ist das unheilvolle Geschwür, das einen großen Theil der besten Lebenskräfte unserer europäischen Staaten verzehrt, in keinem andern Lande aber so bedenklich um sich gegriffen hat als eben in England. Darum haben die britischen Staatsmänner und Nationalökonomisten auch am meisten auf Abhilfe gedacht, und seit vielen Jahren sind eine Menge Ärzte aufgetreten und haben Mittel angewandt, die theilweise wol anschlagen mochten, im Ganzen aber wenig besserten. Erst mit den Maßregeln, welche 1834 in Kraft traten, beginnt in dieser Hinsicht eine andere Ära. Es geht aber dem neuen Armengesetze wie jeder neuen Erscheinung; es wird ganz verschiednen beurtheilt, und während die Einen unbedingt gegen dasselbe eingenommen sind, wird es von Andern, die es als die langersehnte Panacee betrachten, überschätzt.

Der Hauptgrundsatz des neuen Armengesetzes ist der: Wer arbeiten kann und gesund ist, soll arbeiten; denn Leute, welche sich selbst ernähren können, dürfen Andern nicht zur Last fallen. Es soll aber dafür gesorgt werden, solchen Menschen Beschäftigung in Arbeitshäusern zu verschaffen. Gegen das frühere Unwesen sind die neuern Bestimmungen nun unteugbar ein bedeutender Fortschritt, und sie haben sich in der Praxis schon vielfach wohlthätig bewährt. Über alle Schwierigkeiten ist man aber darum noch nicht hinweg, obschon manche Grundbesitzer, die nun einer großen Bürde entledigt sind, nicht mehr so viel zahlen als früher und mit eignen Augen sehen, wie besonders hier und da auf dem platten Lande der Zustand der Armen ein mehr erträglicher geworden ist, das zu glauben scheinen. Die Gefahr ist noch nicht beschworen, wenn auch ein großer Theil der torjistischen Opposition in dieser Frage mit den Ministern im Allgemeinen übereinstimmt, und der Pauperismus, ein Ergebnis der Vergangenheit, hat darum noch nicht aufgehört ein großes Uebel zu sein, weil man ein Mittel gefunden zu haben glaubt, mit dessen Hilfe man möglicherweise seiner Herr werden könne. Die neuen Armengesetze aber sind erst von gestern und ehgestern, und doch geht man damit um, sie im Wesentlichen auch in Irland einzuführen, wo die niedern Volksclassen aus mannichfachen Gründen in einem noch bedauerlicheren Zustande leben als in England. Darum sind auch alle Stimmführer einig darüber, daß etwas zu deren Verbesserung geschehen müsse, und selbst O'Connell, der vor dem Plane und den Mitteln zur Abhilfe, welche von den Ministern vorgeschlagen wurden, „zurückbebt und Confession in denselben erblickt“, erklärte sich in der vorigen Session dennoch genöthigt, denselben zu unterstützen. Seitdem hat er aber seine Meinung bekanntlich geändert.

Armensteuern, die zwangsweise auferlegt werden, sind ein großer Mißstand und ein sicheres Zeichen, daß der Staat an einer schweren Krankheit leidet. Das Alerthum kannte sie nicht, und in England traten sie erst zur Zeit der Königin Elisabeth ins Leben. Es fiel aber damals keinem Menschen ein, gesunden, arbeitsfähigen Leuten Unterstützung an Geld zu verabreichen. Das ist ein Mißbrauch, der sich später einschlich, den

*) Nach dem „Edinburgh review“.

oder gar kein Geseß gestellt hat, sondern nur das Herkommen. Es wird nur gesagt, die Aelteste, oder, wie wir in Deutschland sagen würden, die Armenpfleger sollen hilfsbedürftige Leute zur Arbeit anhalten. Natürlich kam es vor, daß manchmal keine Arbeit vorhanden war und hilfsbedürftige, weil sie eben keine Beschäftigung fanden, doch unterstützt werden mußten. Notorische Faulenzer aber in ihrem Laster zu bestärken, diese Verpflichtung hat nie einem Kirchspiele oder einer Gemeinde obgelegen. Daß man späterhin von dem Grundsatz, welchen Elisabeth aufstellte — nur denen zu helfen, welche arm sind, weil sie nicht arbeiten können, oder weil sie von Unglücksfällen heimgeführt wurden, denen, die wirklich hilfsbedürftig sind, und welche zu unterstützen Gottes Wort und zur Pflicht macht — abgewichen ist, hat für England unsagliche Nachteile gehabt; und als es zur gesetzlichen Verpflichtung wurde, jeden Armen ohne Unterschied, bloß weil er es war, und ohne Rücksicht darauf, warum er es war und wie er es geworden, zu unterstützen, ward das Unheil immer ärger und die Mißbräuche griffen immer mehr um sich. Wenn auch keine Arbeit da war, so sollte der Armenpfleger solche schaffen und ausfindig machen. Konnte er nun das nicht, weil es platterdings unmöglich war, so nahm er natürlich seine Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihm übrig blieb: er suchte nämlich die Hilfsbedürftigen unter die Wohlhabenden zu vertheilen und wies jedem der Letztern einen oder mehrere der Ersten zu. Jene aber wollten keine Leute ins Haus nehmen, für die sie keine Beschäftigung wußten und mit denen sie nichts anfangen konnten; sie gaben also Geld. Diese Praxis wurde nach und nach in ein förmliches System gebracht, und die zum Unterhalte der Armen nothwendige Summe, welche von den Richtarmen gezahlt werden mußte, stieg auf diese Weise bekanntlich zu einer so ungeheuren Höhe, daß einsteckspolte Männer von je über diese Armentaxe Klage führten, besonders weil die Art ihrer Vertheilung so mangelhaft war, daß durch dieselbe Laster und Müßiggang gewissermaßen Prämien erhielten und aufgemuntert wurden. Zur Unterstützung der wahrhaft Hilfsbedürftigen hätte man bei zweckmäßigen und verständigen Maßregeln kaum die Hälfte gebraucht. So galt es z. B. als Grundsatz, ein Mann dürfe um so mehr Unterstützung anfordern, je mehr Kinder er habe. Nun nahmen viele Dilettanten des Müßigganges sich ein Weib, faulenzten nach wie vor und zeugten Kinder nach Kräften und Möglichkeit. Je mehr Kinder, je mehr profit tout clair; die Gemeinde mußte ja für jedes Kind eine gewisse Summe zahlen. Das Armengeld wurde hier wöchentlich, dort monatlich bezahlt. Nun kam natürlich, was kommen mußte. Der sittenlose Vater eilte, wenn er eben vom Armenpfleger sein Geld geholt hatte, in die erste beste Bier- oder Branntweinschenke und ging nicht eher vom Tische, bis auch der letzte Pfennig vertrunken und verspielt war. Das ist eine beglaubigte Thatsache, die tausendmal und mehr vorgekommen ist.

Arme Leute wird es immer geben, aber der Pauperismus in England und Irland ist nicht etwa periodischer Natur, keine Folge von Seuchen oder mehrern Missernten; er ist ein Product der falschen Politik und kommt zum großen Theil auf Rechnung des schlechten Systems, welches die früheren Verwaltungen befolgten. Die Demoralisation unter den Armen mußte in England aber um so weiter um sich greifen, da die Armeugelder, wie gesagt, einmal ohne Unterschied an Unwürdige sowol wie an wirklich Hilfsbedürftige vertheilt wurden, und zweitens, weil keine strenge Controlle über die Empfänger ausgeübt ward. Diesem Uebelstande ist allerdings durch das neue System abgeholfen worden; es thut aber auch dringend noch, denn welche Folgen das alte Unwesen hatte, mag ein Beispiel beweisen, das wir einem Berichte entnehmen, welchen Hr. Power dem Parlamente erstattet. Im Herbst 1835, da die neuen Verordnungen noch nicht überall in Kraft getreten waren, verfaßte bei Rochford und in andern südlichen Bezirken der Grafschaft Essex der herrlichste Weizen beinahe auf freiem Felde, weil nicht Arbeiter genug aufzutreiben waren; und doch hat-

ten die Grundbesitzer bekannt machen lassen, sie wollten für das Ackerntes jedes einzelnen Morgen 2 Guineen und darüber, also gegen 14 Thaler bezahlen. Und zu derselben Zeit lagen ganze Gruppen kräftiger, gesunder Müßiggänger, deren robustem Körper man es ansah, daß er recht eigentlich zur Arbeit geschaffen war, unter schattigen Bäumen oder an Hecken und schwagten miteinander. Auf die Witten, sie möchten gegen obiges Arbeitslohn bei der Ernte hilfsreiche Hand mit anlegen, schüttelten sie verächtlich mit dem Kopfe. Warum? Weil von diesen herculisch gebauten Tageeltern Jeder wöchentlich 3 Schillinge, also mehr als einen Thaler, Armengeld erhielt.

In Irland, das Jahrhunderte lang von England als verhaßte Mißschwester behandelt wurde, gibt es keine Armensteuer, und die Hilfsbedürftigen sind auf die Barmherzigkeit ihrer Mitbürger angewiesen. Auch sind die Eigenthumsverhältnisse in dem grünen Erin ganz andere als in England. Dort geschaffen bis vor wenigen Jahren weit mehr Verbrechen als hier, und doch sind die Armen bei weitem nicht so demoralisirt als in England. Paddy, in dessen Lande Niemand zur Unterstützung der Armen legal verpflichtet ist, ist elend, weil es ihm an Arbeit fehlt, weil er seine Kräfte nicht gebrauchen und nützlich anwenden kann; John Bull ist elend, weil er nicht arbeiten will; das ist ein wesentlicher Unterschied. Während dieser wie Titurus sich im Schatten der breiten Bude lagert und es im Müßiggange mit dem vollendetsten Lazzarone aufnimmt, geht jener in alle Welt, um auf irgend eine Art sein rechtliches Unterkommen zu finden; er fröht mit den Schweinen, die er mästet, von denen er aber nie etwas zu schmecten bekommt, in Scharen über den St.-Georgskanal und verrichtet in London oder den Manufakturstädten die sauerste Arbeit.

Die Anhänger des neuen Systems in England hoffen besonders durch die Einrichtung von Arbeitshäusern zu einem höchst wesentlichen Resultate zu gelangen. In diesen soll jeder arbeitsfähige Dürftige Beschäftigung erhalten, und wer arbeiten kann und doch nicht will, hat keinen Anspruch auf Unterstützung. Sie sind ihrer Sache so gewiß, daß sie vergleichen auch in Irland einführen wollen. Aber die Arbeitshäuser hat ein genfer Geistlicher, Raville, vor Kurzem ein treffliches Werk geschrieben*), das reich ist an werthvollen Beobachtungen. Was nun die Arbeitshäuser betrifft, so erklärt er sich durchaus gegen dieselben und ist zu folgendem Ergebnisse gelangt: „Wenn sie nicht ganz und gar ihren Zweck verfehlen, oder eine vollständige Umwandlung erfahren, so verwandeln sie sich doch fast immer allmählig in Correctionshäuser, oder in bloße Armenhäuser, zu welchen sind sie beides zugleich; mehr als neun Zehntel arden bald so aus, daß sie in die letztere Classe gehören.“ Er beruft sich dann auf das münchener Arbeitshaus, das anfangs unter der Verwaltung des Grafen Rumford so viel Gutes versprochen habe, aber schon binnen zehn Jahren gänzlich ausgeartet sei. Die Verwaltung des 1788 in Hamburg eingerichteten, von dem man so Vieles erwartete, hatte schon 1792 mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil 1791 die Arbeiter desselben nur die Hälfte von Dem geschafft hatten, was sie hätten schaffen müssen; die Ausgaben stiegen immer höher und bald wurde dem Correctionshaus damit verbunden. Von 1796—1808 war zwischen den Subscribenten, dem Publicum und den Insassen desselben steter Zwist, bis die französische Occupation dem ganzen Institute ein Ende machte und dem Gründer, Baron von Boght, einem trefflichen Rathe, die Pein ersparte, seine Verpflichtung eines nützlichen Todes sterben zu sehen. Nach Vertreibung der Franzosen machten die Hamburger keinen Versuch, jenes Institut wieder ins Leben zu führen. Das münchener Arbeitshaus nahm gleichfalls ein trauriges Ende und hinterließ nichts als Schulden. Auch Kapodistrias Bemühungen in dieser Hinsicht waren fruchtlos. Am 24. Nov. 1808 schrieb er an

*) De la charité légale, et spécialement des maisons de travail, par F. M. Raville. Zwei Bände, Paris 1808.

den Minister des Innern, Erret: „Ich lege großen Werth auf die Abschaffung der Bettelerei, und hoffe, sie soll mir zum Ruhme gereichen. An Hilfsmitteln dazu fehlt es nicht, nur geht das Ganze aber zu langsam, und es können, wenn man bei der bisherigen Weise verharren will, noch Jahre vergehen. Es ist nicht unser Wille, durch das Leben zu gehen, ohne daß wir Spuren hinterlassen, an denen die Nachwelt uns erkennen mag. Ich werde etwa einen Monat lang abwesend sein. Richten Sie es also dergeßtalt ein, daß Sie alle hieher gehörenden Fragen bis zum 15. Dec. so genau geprüft haben, daß ich ein allgemeines Decret erlassen und dadurch der Bettelerei und Armuth einen entscheidenden Schlag versetzen kann. Vor dem 15. Dec. müssen Sie im Reservecorps und den andern Hilfsquellen der Gemeinden Mittel gefunden haben zur Errichtung von 60 oder 100 Arbeitshäusern. Lassen Sie bestimmen, wo der geeignete Ort für jedes einzelne ist, und legen Sie mir einen Plan über die innere Einrichtung vor. Verlangen Sie aber nicht, daß ich Ihnen etwa drei oder vier Monate Zeit zu Untersuchungen und Nachfragen gestatten soll. Sie haben geschickte Präfecten, gute Rechnungsführer und verständige Wege- und Brückenaufseher. Machen Sie sich rasch ans Werk, treffen Sie schnell alle nöthigen Vorkehrungen, damit im Beginne des Frühlings Frankreich das Schauspiel eines von Bettlern befreiten Landes darbietet und die Gesamtbevölkerung in Bewegung und in Thätigkeit ist, um unser ausgedehntes Gebiet zu verschönern und fruchtbar zu machen.“ Der Graf Erret gebohrte natürlich, und der gesetzgebende Körper freute sich sehr, als ihm eröffnet ward, daß Frankreich das große Problem, die Bettelarmuth in einem so großen Staate gänzlich abzuschaffen, gelöst habe. Und doch schlug es auch in Frankreich mit den Arbeitshäusern fehl, und die Erwartungen, welche man von ihnen hegte, wurden gleichfalls getäuscht. Die 59 Arbeitshäuser sollten in Stand gesetzt werden, und mit 37 geschah es wirklich. Es ging aber mit diesen so schlecht, daß schon in den Jahren 1814—18 die Departementalräthe darauf antrugen, 24 derselben eingehen zu lassen.

Diese traurigen Erfahrungen genügen aber den Vertheidigern der Arbeitshäuser noch nicht, sie lassen sich nicht abschrecken und behaupten dennoch die Zweckmäßigkeit solcher Institute, deren Mängel sie durch veränderte, bessere Einrichtung abhelfen zu können meinen. Diese wohlbedenkenden Männer sind aber in einem argen Irrthume befangen; sie setzen nämlich voraus, die Anzahl der Armen sei eine fixe, eine fest bestimmte, mit welcher die Gesetzgebung es zu thun hätte. Wäre dem so, so reichte ja schon eine stärkere Nachfrage nach Arbeit hin, um ihre Lage zu verbessern; und wären neue Erwerbsquellen und vortheilhafte Arbeit das Einzige, was noth thut, so hätte z. B. die Armuth in Irland abnehmen müssen, weil häufig in den englischen Manufacturdistricten an Arbeitern Mangel ist und irisches Korn auf die englischen Märkte gebracht wird. Darum ist aber der Zustand der Armen in Irland doch nicht besser geworden, und ob Urbarmachung von bisher wüste liegenden Landstrecken, Anlegen von Straßen, Trockenlegung von Sümpfen, was jedenfalls eine große Wohlthat wäre, die Zahl der Armen so bedeutend vermindern würde, wie Manche meinen, steht auch noch dahin; daß aber die Anlage von Arbeitshäusern gerade in Irland durchaus ungewinnlich sein würde, ist die Ansicht vieler, sehr verständiger und sachkundiger Männer. So schreibt Senator, ein Staatsökonom, dessen Meinungen in Großbritannien Gewicht haben, unter Andern 1831 an Lord Howick: „Ich glaube, daß in England und in jedem andern Lande, wo die Subsistenzmittel theuer sind, arbeitsfähige Leute in Arbeitshäusern mit strenger Aufsicht, und in denen ihre Lage nicht so gut ist als jene der unabhängigen Arbeiter, ohne Gefahr und vielleicht mit Vortheil untergebracht werden mögen; für Irland aber, wo der Lebensunterhalt billig ist, möchte ich sie nicht empfehlen, weil jede Anstalt, die der Staat dort gründete, unfreutig die Menschen, welche er in dieselben aufnahm, in phy-

scher Hinsicht weit besser stellen müßte, als sich der unabhängige Arbeiter durch sich selbst stellen kann.“ 47.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

7. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, sowie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftiger erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit alphabetischen und systematischen Registern. Zweiter Jahrgang. 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern mit alphabetischen und systematischen Registern, kostet 2 Thlr. 10 Gr.

8. Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. David Schirmer, Sacharías Lundt, Philipp Jesen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr. Erstes bis zwölftes Bändchen, 1822—31, kosten 10 Thlr. 8 Gr.

9. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis vierter Band. Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen überfetzt durch Dietrich Wilhelm Soltan. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung. Vier Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

10. — —, 23ter, 24ter Band. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen überfetzt. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

11. — —, 25ter, 26ter Band. Die Verlobten. Eine maliländer Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneut von Alessandro Manzoni. Aus dem Italienischen überfetzt von Eduard von Bölow. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die ersten 23 Bände enthalten Goldsmith's Landprediger von Batefield, Le Sage's Gil Blas, Quevedo's Erzählungen, Fielding's Tom Jones, Goldberg's Alim's Wallfahrt in die Unterwelt, Roscolo's Briefe des Jacopo Ortis, Boccaccio's Decamerone, Frau von Staëls Delphine, und kosten statt 13 Thlr. 8 Gr. zusammengekommen jetzt nur acht Thaler.

Jeder Roman ist im Ladenpreise auch einzeln zu haben.

12. Bidder (F. H.), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. Dorpat. 1836. Geh. 20 Gr.

13. Bilder: Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. Gr. 4. 1834—37. Cart. 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band: F—L. Erste bis siebente Lieferung.

Dritter Band: M—R. Erste und zweite Lieferung.

Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise 6 Gr.

Die Vollendung des Bilder-Conversations-Lexikons schreitet jetzt rasch vor, indem der zweite und dritte Band gleichzeitig gedruckt werden.

14. Altddeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1835—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

15. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freitag,

Nr. 96.

6. April 1838.

Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Der Irrthum ist indeß ebenfalls eine Unwahrheit, aber nicht gegen Andere, sondern gegen sich selbst. Nehmen wir noch ein Mal auf die vorhin angedeuteten Phasen Rücksicht, um mit ihnen Th. Mundt zu vergleichen, so schließt sich derselbe durch seine Irrthümer der ersten, durch die äußere Form der zweiten an. Jene erste Phase ist bis zur krankhaften Reizbarkeit gefühlvoll; davon ist bei Th. Mundt keine Spur. Der Verstand ist bei ihm durchaus vorherrschend; aber derselbe bestimmt ihn wol zu Irrungen, doch nicht zu Lügen gegen das Publicum. Der größte Fehler, den Th. Mundt als Schriftsteller hat, ist, daß er gänzlich verkennt, wozu er berufen ist, daß er ein Dichter sein will und doch alles Schönheitsfinnes so sehr entbehrt, daß er von seinem led combinirenden Verstande sich Situationen aufdrängen läßt, welche nur in der Geschmacklosigkeit großartig sind. Den schlagendsten Beweis für diese Behauptung liefert in den „Charakteren“ die Erzählung: „Lebensmagie“. Man höre, prüfe und entscheide. Ein philiströs bornirter Student kommt etwas betrunken in das Haus seines Vaters zurück, wird in der Nacht mondsüchtig und verläuft sich in diesem Zustande in das Zimmer seiner Pflegeschwester; diese hat eben einen besondern Traum, welcher sie nicht bemerken läßt, daß der Mondsüchtige zu ihr ins Bett steigt und ihr Gewalt anthut. Nachträglich erst erwachen Beide; sie haßt und verachtet den jungen Theologen, heirathet ihn aber, weil jene Umarmung nicht fruchtlos gewesen ist. Wäre nur ein Funken von Schönheitssinn und poetischem Talente in unserm Schriftsteller, so hätte er ein solches Nonstrum von Geschmacklosigkeit, Unsinn, poetischer Unwahrheit nicht erfinden können. Aber sein Verstand hat sich abgequält, etwas Absonderliches herauszubringen, und so hat dieser selbst in einem trunkenen Zustande mit seiner äppig träumenden, aber schwächlichen Phantasie dieses unglückliche Mißgewächs gezeugt. Wenn auch weniger caricaturartig, doch nicht von größerer poetischer Bedeutsamkeit ist, was Hr. Th. Mundt noch außer dieser „Lebensmagie“ von dichterischen Productionen in den „Charakteren“ zusammengestellt hat.

Hr. Th. Mundt interessiert uns hier aber weniger als Dichter, denn nach der Stellung, die er als reflectirender

Schriftsteller den Bestrebungen der Gegenwart gegenüber eingenommen hat. Wollen wir ihn zunächst als Vertreter des jungen Deutschlands näher kennen lernen, um eine Bestätigung unserer bereits angedeuteten Überzeugung zu finden, so ist nichts für ihn charakteristischer als jene Stelle in den „Charakteristiken“, auf welche ich mich schon vorher berief. Hier heißt es:

Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen einnahmen und einnehmen, so lange sie nur als Mittel und mechanische Vorrichtungen für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung angesehen werden, ist in keiner Zeit so lebhaft empfunden und verneint worden als in einem Augenblicke, da die menschliche Sittengeschichte durch der Frauen geistige Freisprechung ihr Blüthenalter anstrebt. Die meisten Menschen, die vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unsittlichen Ehe. Seht jenem großen Gelehrten, der die Tugend für Moral bildet und alle Grundsätze der Ethik in ein unangenehmes System gepackt hat, geht ihm nur nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seine vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, schreies Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungene, unsittliche Überzeugung, daß sie mit der Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außer-gesellschaftlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und in dieser Überzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend. Und wenn du ihr vor Störung die beringte Hand küssest, wirft sie erschrockene Blicke auf Den, dem sie ein Verbrechen, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrock- und Pantoffelangelegenheit nach Abspannung von Büchern und Geschäften geworden; der ihr eignes inneres Leben ignoriert und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichterfüllungen seinen paradiesischen Taback in die Augen geblasen, sie Abends mit in seine Kammer nimmt, wo ohne den Genius der Liebe und der Andacht, der Liebe heiligstes Werk zur thierischen Function wird! Man will sich nicht gestehen, daß solches Eheleben, welches sich so in tausendfältigen Formen unter uns vorliegt, ein unsittlicher Wandel sei, da man auf der andern Seite anerkennt unter Legitimation der Moral steht und Gott weiß, welche bewundernswürdigen Verdienste sich um die Ethik selbst erworben. Kann es aber ein Redlichdenkender bestreiten, daß die meisten unserer Ehen unsittlicher Art sind, indem die Frauen darin nicht als geistige Selbständigkeiten, sondern nur als Mittel geworft werden; denn nur die Anerkennung der geistigen und innern Bedeutung eines Wesens macht es sittlich und läßt ihm sittliche Freiheit zu! Ich sage, unsere Zeit hat diese geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande empfunden, und eine neue

Generation, die den Adel ihrer ethischen Gefinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit betbätigt, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, arbeitet nur der wahren Bessertthung der Zustände entgegen. Nur mit der Moral Derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Familientraditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit.

Ein Beispiel beweist nur, insofern dasselbe zur Veranschaulichung eines abstracten Gedankens dient. Das Raisonnement Mundt's ist: die Weiber werden bei uns von den Männern als Mittel zum Zwecke betrachtet und darnach behandelt; dieses ist unsittlich, weil dadurch die persönliche Würde, die angeborene Freiheit des Menschen, auf welche die Frauen so gerechte Ansprüche haben wie die Männer, verletzt wird. Dieses Raisonnement ist nur insofern unrichtig, als Dasjenige, was ein ausnahmeweiser Mißbrauch ist, als das Allgemeine ausgesprochen wird. Allerdings gibt es sittenlose Männer, welche die Frauen nicht achten und darum sie nur als Mittel zum Zwecke, und zwar eines niederträchtigen Zweckes machen; aber es ist eine Injurie oder ein großer Irrthum, wenn der Schriftsteller sagt: wir, d. h. alle Männer thaten dieses. Damit dieses möglich wäre, müßte es weder Sittlichkeit noch Liebe mehr in der Welt geben, denn die wahre Liebe kennt jenen Zweck gar nicht, welchen Hr. Mundt meint. Aber in den Worten unsers Schriftstellers liegt noch ein weiteres Raisonnement, insofern der Grund der ekelhaften Erscheinung, welcher in dem Beispiele uns vorgeführt wird, weder in der Schlechtigkeit des Mannes, noch viel weniger in der, doch wirklich vorhandenen Schlechtigkeit des Weibes, welches sich zum Mittel für den schmutzigsten Zweck hergibt, sondern vielmehr in dem Institute der Ehe gesucht wird. Die Frauen sollen emancipirt werden, heißt, wie man sieht, nichts weiter, als sie sollen auf den Standpunkt unsittlicher Männer gestellt werden. Eine Vereinigung der Geschlechter, wie sie das junge Deutschland will, ist eine solche, in welcher jedes von beiden für das andere Mittel zum Zwecke und damit zugleich jedes Selbstzweck ist. Dieses ist aber eine doppelte Unsittlichkeit. Gerade dadurch und einzig dadurch ist die Ehe sittlich, daß in ihr ein gegenseitiges Aufgeben seiner selbst stattfindet, so daß nicht Jedes sich selbst der Zweck und das Andere das Mittel, sondern dadurch, daß Jedes fürs Andere der Zweck und ein Mittel gar nicht vorhanden ist. Die Liebe ist sittlich und damit wahre und echte Liebe nur in der Unmittelbarkeit, und das ist der Segen des ehelichen Lebens, daß in ihr der Mensch seine gott-entproffene, d. h. freie Natur in der Unmittelbarkeit völlig wiederfindet als beseligendes Gefühl, während sein Verstand, eben weil er in der Vermittelung ist, vergebens im Leben nach jener Volligkeit des Geistes, nach Freiheit ringt.

H. Mundt ist in einem Irrthume befangen, in welchem er das Wesen der Liebe und der Ehe nicht begreift; er betrachtet beide als etwas Abstractes und darum irrt er sich über sie. Wo dieser Schriftsteller daher auf Zustände zu sprechen kommt, welche in der That nichts An-

deres sind, als reine Realisation seiner abstracten Ansichten, da sagt ihm sein sittliches Gefühl, daß sie unsittlich sind, und er selbst spricht dieses aus, während sein Verstand nicht umhin kann, solche Zustände, obschon mit einer gewissen Scheu, als das Richtige anzuerkennen. Dieses begegnet Hrn. Mundt namentlich in seinen „Spaziergängen“, da, wo er über das in Frankreich moderne Ménagemachen — Leben mit einer Concubine — spricht. Dieses ist ein ganz unsittliches, kein halb unsittliches Verhältniß, wie es von Hrn. Mundt in Folge jenes Widerspruches genannt wird, in welchem sein sittliches Gefühl und sein Verstand gerathen sind. Besonders bei den pariser Studenten soll das Ménagemachen mit Geisferten Sitte sein. Das Examen trennt eine solche Ehe, und dazu bemerkt Hr. Mundt: „Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese ziemlich verbreitete Weise der französischen Student im Grunde sittlicher lebt als der deutsche, der in der umherschweifenden Lieberlichkeit sich eher auflöst u. s. w.“ Als wenn es ohne Lieberlichkeit überhaupt nicht abgehen könnte! Sieht der Hr. Mundt nicht ein, daß — selbst wenn man ihm die jämmerliche Meinung, daß Lieberlichkeit so oder so sein müsse, zugeben wollte — alle Sittlichkeit völlig zernichtet ist, wenn die Liebe auf einen Sinnengenuss reducirt wird, zu dem man sich auf einige Zeit contractmäßig zusammenschüt; daß die edlere Natur des Menschen in solch einem schmutzigen stagnirenden Sündenpfuhle völlig ersäuft wird, während dagegen bei einer momentan vorübergehenden Lieberlichkeit die edlere Natur des Menschen allerdings noch zu retten ist, ja dort, wo sie im Entschlummern begriffen ist, in der Regel nachher nur um so lebendiger wieder sich erhebt. Der Geist kann die Schande der Sünde nicht ertragen. Zu sündigen ist menschlich, aber die Sünde zur behaglichen Gewohnheit, zur Lust des Daseins machen, ist teuflisch. Der Mensch, welcher sich in Ruhe der Sünde ergibt, ist dem Teufel verfallen, d. h. er vernichtet sich selbst. Warum aber, fragt mich vielleicht Hr. M., ist denn die sinnliche Verliebtheit Sünde? Darum, weil sie überhaupt nicht Liebe; sondern Begierde ist. Hier liegt der Fehler, daß die Herren vom jungen Deutschland Liebe und Begierde für identisch halten. Die sinnliche Verliebtheit verhält sich zur Liebe wie ein faulender Leichnam zu einem geistbelebten Leibe; dieser ist schön, jener häßlich, ekelhaft.

Noch genug über diesen schon vielfach besprochenen Gegenstand. Vergleichen wir Hrn. Mundt's „Spaziergänge“ mit seinen frühern Schriften und namentlich mit seinen „Charakteren u. s. w.“, so zeigt sich eine Verschiedenheit, welche durchaus vorthellhaft für das erstgenannte Werk ist, obgleich schon das eben angeführte Beispiel lehrt, daß der Verf. in diesem Werke keineswegs mit seiner frühern Überzeugung gebrochen hat. Während man aber an den frühern Schriften des Verf. vorzugsweise tadeln muß, daß er sich durch seine Abstractionen fast immer zu verkehrten Urtheilen und Darstellungen verleiten ließ und mit diesen Verkehrtheiten auf eine arrogant-suffisante Weise à la junges Deutschland heraustrat, ist hier in der Regel durch Anschauung eines leben-

digen, vielgestaltigen Lebens sein Urtheil bestimmt, daher richtiger, und die vielbesprochene Katastrophe, welche den jungen Literaten betroffen, hat ihm einen ihn bei weitem lebenswürdiger machenden Anstrich von Bescheidenheit gegeben. Seine Reflexionen haben hier eine sichere Basis an dem Leben, welches dem Schriftsteller von noch nicht gekannten Seiten sich dargeboten hatte; frühere Abstractionen hat er in ihrer Verwirklichung gesehen und nun erfahren, wie das abstracte Denken überhaupt sich völlig und innerlich umgestaltet, wenn es sich verwirklicht, d. h. aus seiner Einselrigkeit zur Allseitigkeit sich ergänzt. Man wird in diesem Werke Gedankengänge finden, welche man von einem ci-devant jungen Deutschen nimmermehr erwartet hätte. Hr. Mundt war von jeher im besten Sinne des Wortes der solideste unter den jungen Schriftstellern, welche mit ihm zusammengestellt worden sind; diese Solidität drückt sich an dem vorliegenden Werke in der Redlichkeit aus, mit welcher der Schriftsteller sich selbst diejenigen Eindrücke eingestekt, welche er empfangen hat, ohne sich mit seinen abstracten Raisonnements selbst eine Lüge vorzumachen. Ein Literat, der gegen das Publicum eine Lüge ist und sich selbst, ja wol auch Andern diese Lüge eingestekt, ist Hr. Mundt in Jules Janin entgegengetreten, und bei dieser Gelegenheit bemerkt jener:

Es ist jetzt in der Welt bei vielen Leuten eine gewisse Offenheit Mode geworden, die man zumellen auch noch bei einem andern Namen nennen könnte, die aber doch einen sehr originellen (?) Zug hat. Man legt nämlich selbst ein offenes Geständniß seiner Nichtigkeit oder Verlorenheit ab, mit etwas Wiß und guter Laune gewürzt, und glaubt dadurch nicht nur sich selbst zu erheben und frei auszugehen, sondern auch noch obendrein zu dem höchsten Standpunkte der Genialität, den es gibt, sich aufgeschwungen zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abbé de Lamennais.

Die Biographie Lamennais' an und für sich hätte wenig Bedeutung, wenn man nicht damit einzelne Einblicke auf das Genie des Schriftstellers verbände, dessen tieforschender Geist die höchsten Fragen der Analyse seines Verstandes unterwirft und dessen kleinste Wort seit 15 Jahren in der politischen, wie in der theologischen Welt widerhallt. Als eifriger Vertheidiger zweier mächtigen Principe, des theokratischen und aristokratischen, tritt Lamennais länger als 20 Jahre für ihre Sache; aber je nachdem die Jugendbeindrücke sich verwischten und der forschende Mann mit sich allein in den Kampf trat, gab er die Sache der Feudalität auf und widmete sich der Sache des Volks mit demselben Eifer und mit derselben Gewissenhaftigkeit, womit er einst für die Könige der Erde gekämpft hatte.

Félicité Robert de Lamennais ist am 19. Juni 1782 in St.-Malo in der Bretagne geboren; er stammt von einer reichen, angesehenen Familie, welche durch Kaperschißausrücken großes Vermögen erworben hatte. Von frühester Kindheit an offenbarte er die glücklichsten Anlagen zum Studiren. Vergebens wollte ihm der Vater die Sorge seines Handels anvertrauen; er traf bei seinem Sohne einen unüberwindlichen Widerwillen, sich des Geschäftsganges anzunehmen. Da die ersten Jahre seines Lebens in die blutigste Periode der französischen Revolution fielen, so lernte er die dumpfe Langeweile des Gymnasialunterrichts nicht kennen, und der einzige Preis, den er in seinem Leben errungen, war ein Marienbild, welches ihm ein Dorfschullehrer zur Belohnung schenkte, weil er als siebenjähriger Knabe

seine Section ohne Anstos hergesagt hatte. Seitdem floh er die Welt, sprach wenig und gefiel sich besonders in der Einsamkeit. Brennende Liebe zur Unabhängigkeit, Aversion vor Unterwerflichkeit, so weit getrieben, daß er zu lernen weigerte, was man ihm lehren wollte, unerschütterlicher Wille und eine Art Misstrauen in die Menschen scheinen die Grundelemente des Lamennais'schen Charakters gewesen zu sein. Er hat nie lesen noch schreiben gelernt. Eine gute alte Frau zeigte ihm eines Tages die Buchstaben, und indem er sie in seinem Geiste combinirte und zusammenstellte, machte er sich sofort jene Wissenschaft zu eigen, welche uns gewöhnlich zwei Thranenjahre kostet. Noch sehr jung verlor er seine Mutter. Sein Vater blieb allein übrig, um die letzten Krümmen eines unermesslichen Vermögens aufrecht zu erhalten, welches das gezwungene Anleihen und spanische Kaperschiße fast gänzlich ruiniert hatten; die erste Erziehung Lamennais' war somit der Fürsorge eines alten Oheims anvertraut. Nur mit Mühe erlangte der Schüler Achtung und Gehorsam von seinem Jüdlinge. Sehr häufig sperrte er ihn bei doppelt verschlossenen Thüren in sein Bibliothekszimmer ein, indem er ihm einen Horaz und Tacitus gab, die ersten Autoren, welche Lamennais im Lateinischen las, das er auf keine andere Weise gelernt hat. In der Bildung seiner religiösen Ansichten blieb demnach Lamennais sich ein wenig selbst überlassen. Leidenschaftlich aufs Studiren veressen, veräumte er nichts zu lesen und zu prüfen. Wenn er Rousseau gern hatte, so fühlte er auch eine große Vorliebe für die Ideen von Malbranche, dem Plato des Christenthums. So erreichte er sein funfzehntes Jahr, wunderbar viele Dinge wissend, aber schwankenden, unruhigen Geistes und in dem Chaos, welches die Wissenschaft um ihn herum verbreitet hatte, heftig hin- und hergerüttelt. Damals gab es einen Augenblick, wo man an ihm zweifeln konnte; es ist dies der Augenblick, wo die Stürme des Herzens sich zu denen des Geistes gesellen. Als es nun darauf ankam, sich aus den Wirren und Nöthen, welche er in der Dunkelheit der Wissenschaft gefunden hatte, loszumachen, mußte er mit einer unermüdblichen Wißbegierde wieder ans Werk gehen; er fing damals ein gründliches Religionsstudium wieder von vorne an. Er wollte Alles sehen, Alles sichten; Fuß für Fuß erkletterte er seine Überzeugung; nur kämpfend gab er nach. Um diese Zeit war Lamennais 22 Jahre alt und empfing seine erste Communion; zugleich war er Lehrer der Rhetorik in St.-Malo; aber schon hatte das Schauspiel der an inneren Leiden stehenden Gesellschaft schmerzhaft seine Blicke gefesselt. Er stand nicht lange an, seine Stimme zu erheben, und gab 1803 im Alter von 23 Jahren seine „*Réflexions sur l'état de l'église en France*“ heraus, welche von der Napoleon'schen Polizei sofort mit Beschlag belegt wurden.

Im J. 1814 kam Lamennais nach Paris und miethte in der Rue St.-Jacques ein kleines Zimmer, wo er in ärmlichen Verhältnissen lebte. Die Bourbons waren soeben wieder auf den französischen Thron gestiegen, und Napoleon, nach der Insel Elba verbannt, warf von Neuem seine Blicke auf die Kaiserkrone, welche er verloren hatte. Gerade in diesem Augenblicke schloß der Kaiser Lamennais ein nicht sehr großmüthiges Manifest gegen die kaiserliche Universität und bei dieser Gelegenheit auch gegen Denjenigen, der sie gegründet hatte. Bonaparte hielt seinen Einzug in Paris. Nach Dem, was vorgefallen war, fand Lamennais es für rathsam, Frankreich zu verlassen, und reiste nach England ab mit einem dringenden Empfehlungsschreiben an den Abbé Garon, welcher damals in der Nähe von London eine Erziehungsanstalt für die Kinder der französischen Emigrirten leitete. Lamennais wurde bei seiner Ankunft in England mit freundschaftlichem Wohlwollen vom Abbé Garon aufgenommen. Er gab sich drei Monate lang in dem Dorfe Kensington in Pension, um das Englische zu erlernen, und da er sich nach Verlauf dieser Zeit von Geldmitteln entblößt sah, suchte er eine Hauslehrerstelle bei einer englischen Familie. Kaum kann man sich den Mann, welcher zwei Jahre später unter den ersten Schriftstellern seiner Zeit Plaz nehmen sollte und schon damals

den Plan zu dem „*Essai sur l'indifférence en matière de religion*“ in seinem Kopfe umherrollte. — Kaum, sage ich, kann man sich diesen Mann denken, wie er arm, am ganzen Leibe zitternd, mit einem abgetragenen Rocke, den Put in der Hand, sich ganz verschämt bei einer hohen englischen Dame, der Frau von Fermingham, der Schwägerin des Lords Strafford, vorstellt, welche ihn nicht einmal sich zu setzen auffoderte, sondern schmächtig und kurzweg abfertigte, unter dem Vorwande, daß er zu einfältig aussehe.

Während seines Aufenthalts in England hatte Lamennais Gelegenheit, mit mehreren englischen Geistlichen Bekanntschaft anzuknüpfen und Umgang zu pflegen, welches auf sein Leben einen großen Einfluß gehabt hat. Bei den Controversen, welche er mit ihnen durchfuhr, entwickelten und stärkten sich seine Ideen. Von der Ungewissheit des Protestantismus überrascht und vom der Schwäche seiner Grundlagen überzeugt; nicht begreifend, daß die menschliche Individualität so dem umhertappenden Zweifel überlassen werden könnte; mit eignen Augen sehend, welche Nation excentrischer und bizarrrer Menschen der anglikanische Glaube geschaffen; und wie jene souveraine Emancipation der Particularvernunft, welche im Anfang der Reformation eine heroische Prometheusstellung annehmen zu wollen schien, am Ende in einen Krämergothismus und Eisenbahnunternehmungsgelst ausgeartet; täglich im Schooße der großen englischen Sekte eine Menge anderer Sekten entdekkend, welche ihre Phantasien und Gebrüchen vertauschsfaltigten: alles dies erwehend, begriff Lamennais die Macht der Einheitstheorie, welche der Katholicismus den Vätern darbot, und bewies in den vertauten Privatgesprächen, welche er mit seinen Gegnern führte, daß die allgemeine Zustimmung zugleich das Zeichen und die Bürgschaft der Wahrheit sei. Diejenigen, welche so glücklich sind, Lamennais persönlich zu kennen, können sich leicht den Feuerreifer vorstellen, den er bei diesen Discussionen offenbaren mochte, und wie groß das Staunen der verehrlichen Nachkommen des Pfarrers von Wakefield sein mußte, indem sie jenem jungen Bretagner zuhörten, welcher eine gedrängtere Logik als Locke und eine ebenso blühende Einbildungskraft als Milton an den Tag legte. Das berühmte Werk über die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion war das Resultat und das Résumé aller Fragen, welche Lamennais in jenen theologischen Gesprächen angeregt hatte. Merkwürdig ist der Umstand, daß Chateaubriand seinen „*Génie du Christianisme*“ ebenfalls in London aufgesaßt hat, und daß also die beiden Werke der neuern französischen Literatur, welche seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die Gemüther am meisten in Bewegung gesetzt haben, von zwei Bretagnern herrühren, die über den Kanal geschickt waren. Wie kommt es, daß die Wälder der Bretagne so mächtige Echos bergen, deren Schall sociale Stürme hervorruft? Haben etwa die Druiden, als sie von dannen gezogen, in den Eichenzweigen Aolsharfen ausgespannt, welche die Geisler des Volkes erwecken?

Im November 1815, nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt in England, kam Lamennais mit der Erziehungsanstalt des Abbé Garon nach Frankreich zurück und blieb eine Zeit lang bei ihm in dem Kloster der Bernhardinerinnen. Vier Wochen darauf trat Lamennais auf Veranlassung des Abbé Garon und auf Bitten seines Bruders in das Seminar St. Sulpice ein. Dort wurde er von seinen Mitschülern ungefähr ebenso beurtheilt als von jener vornehmen englischen Dame. Die Herren Seminaristen versahen ihn damals als einen Einfaltspinsel, wie sie ihn heutzutage als einen Harren ansahen; denn er hatte sehr Unrecht, sich der Regel ihrer Anstalt nicht bequemen zu wollen, und nach 14 Tagen kehrte er nach dem Kloster der Bernhardinerinnen zurück, indem er erklärte, der schönste Tag seines Lebens sei derjenige gewesen, an welchem er auf dem Pflaster der Rue du Pot-de-Fer freien Athem geschöpft hätte. Indessen hatte Lamennais ein für alle Mal auf die Welt verzichtet; denn indem er aus dem Seminar von St. Sulpice trat, entsagte er keineswegs dem Plane, sich dem kirchlichen Leben zu weihen,

und das Jahr darauf, 1816, wurde er zu Rennes in der Bretagne als Priester ordiniert. Er war damals 34 Jahre alt. Bald darnach kehrte er zum Abbé Garon in das Kloster der Bernhardinerinnen zurück und legte die letzte Hand an den ersten Band seines großen Werks: „*Essai sur l'indifférence en matière de religion*“, welches 1817 erschien. Dieser erste Band erhob seinen Verf. mit einem Ansatze auf die höchste Stufe unter den Schriftstellern der Gegenwart. Foglter wie Pascal und leidenschaftlich wie Rousseau, mißbraucht er darin bisweilen den Reichthum seiner Sprache. Seine Phantasie spielt darin zu sehr mit Gräbern und Phantomen, und die strengen Formen der Philosophie könnten daran mit Recht eine gewisse Dinnigung zu rhetorischen Perioden tadeln, welche nicht immer gänzlich die Absicht verfehlt, ebenso sehr zu überraschen als zu überzeugen. Zwei Jahre verfloßen zwischen dem ersten und zweiten Bande des Werks. In diesem Zwischenraume kam Lamennais mit allen royalistischen Notabilitäten jener Zeit in Berührung, mit Chateaubriand, von Bonald, Frayssinous, Castelfajac, Fieffe, Bilete u. s. w.

Die politische Presse hatte damals eine große Ausbreitung gewonnen. Die sich bekämpfenden Parteien, die Liberalen und die Anhänger der Restauration, hatten wenig ausgezeichnete Männer, welche sich nicht dieser Rasse bedienten, um ihren Systemen den Sieg zu verschaffen. Es ist eine auffallende Thatsache, daß alle Staatsmänner in Frankreich, welche seit 40 Jahren an der Regierung Theil genommen haben, durch die politische Tagespresse emporgekommen sind. Die Partei der Restauration hatte damals durch die Gründung des „*Conservateur*“ einen großen Sieg errungen. Die liberale Opposition setzte diesem Organe die „*Minerve*“ gegenüber. Zwei Männer herrschten in beiden Feilslagern; dort Chateaubriand, hier Benjamin Constant. Der Erstere, dessen Styl Kraft genug besaß, um die Todten wieder aufzuwecken, und welcher das prächtige Gewebe seiner Worte über das Weinhaus des Adels und der Emigration ausspannte, ein großer Dichter, großer Schriftsteller, Publicist ohne Ideen, ohne bombenfesten Charakter, voll unternehmiger Eitelkeit, kurz jenen schönen, ungleichen, in vielen Krümmungen sich dahinwindenden Strömen vergleichbar, welche ihr eignes Bett aufwühlten und den schmutzigen Schleim der Vergangenheit mit sich führen, ohne jedoch zu wagen, die an neuen Gefaden erblühten Blumen damit zu besudeln. Der Andere, Benjamin Constant, von leichten Sitten und einschnelzenden Manieren, der ebenso gewandt, fein und grazios, als Chateaubriand glänzend und pompös war; ein vollendeter Laktiker, welcher das Repräsentativsystem mit den Principien der Legitimität zusammenschmolz; eine unglaubliche Forcetour, aber deren Wirkung die öffentliche Meinung, welche keine Forcetouren mocht, dahin führen mußte, die Legitimität dem Repräsentativsystem aufzuopfern.

In dem „*Conservateur*“ bemerkte man damals einige seltene Artikel eines jungen Priesters, welcher mit einer ganz andern Gedankentiefe, einer ganz andern logischen Dravour und besonders einer Energie des Stils auftrat, welche selbst Denen, die seinen Lehren abhold waren, Bewunderung einflößen mußte. Das war der Abbé Lamennais, der katholische Uebersetzer des Protestantens Jean Jacques. Er moquerte sich sehr über die Literatur des Kaiserreichs und die liberalen Klopfschreier. Es war natürlich, daß Lamennais sich den Herausgebern des „*Conservateur*“ angeschlossen; ihre Theorien beruhten wenigstens auf logischen Beweisgründen und strenger Dialektik, deren unerblittliche Deductionen ihm allein behagten. Aber er befümmerte sich wenig um die politischen Tagesdiscussionen; er wendete seine Blicke nach höhern Regionen, und indem er damals ebenso wenig als in der Folge den Glauben hatte, daß die Völkerwohlfahrt von der untergeordneten Einrichtung des Königthums abhängt, suchte er in den religiösen Principien und in der Macht des Glaubens die Grundlage einer festern, vollkommern Ordnung der Dinge.

(Der Beschluß folgt.)

Sonnabend,

Nr. 97.

7. April 1838.

Theodor Mundt.

(Schluß aus Nr. 96.)

Jener andere Name, den der Verf. nicht ausspricht, ist: Frechheit der Verworfenheit. Originell ist diese Art von Offenheit nicht sowol als eigenthümlich, nämlich denjenigen Classen, welche wissen, daß sie als verworfen in den Augen ihrer Nebenmenschen dastehen; dahin gehören z. B. die Juden, deren Verworfenheit aber weniger activ als passiv ist, nicht ihnen, sondern Denen zur Last fällt, welche ein verworfenes Geschlecht aus ihnen gemacht haben. Wenige Juden bringen es unter den noch obwaltenden Verhältnissen dahin, daß sie sich durch Bildung aus ihrem zertretenen Zustande zum edeln Stolze, welcher dem Menschen ziemt, erheben. Wenn sie nicht mehr verbissen gegen die Christen sind, so suchen sie sich durch jene „gewisse Offenheit“ in die gebildete Gesellschaft einzuschmuggeln. Weiter noch gehen in ihr allerdings gewisse Schriftsteller, welche wie Jules Janin für Geld lobhudeln oder schmähen, wie beliebt wird. Diese haben sich selbst mit dem Fluche der Verworfenheit belastet, welchen die Juden als ein ihnen angethanes Unrecht tragen.

Die „Spaziergänge“ enthalten Notizen aus London und Paris, welche sich nicht eben auf bedeutende Verbindungen, unerhörte Anschauungen stützen. Ähnliche Schilderungen sind schon hundertmal und häufig vollständiger dagewesen; aber man wird diese „Spaziergänge“ dennoch mit vielem Interesse lesen, selbst wenn man Paris und London besser kennt als der Verf. Dieser nämlich hat seinen eigenthümlichen Standpunkt, von dem aus er die Dinge betrachtet, und so bekannt dieser Standpunkt — der des modernen Liberalismus in seiner neuesten deutschen Nuance — auch ist, so hat doch, so viel ich weiß, noch kein Schriftsteller von ihm aus mit so geübtem Geiste, so redlicher Gesinnung und so geübter Feder die pariser und londoner Zustände betrachtet. Als einen Beleg für diesen Ausdruck führe ich — die ersten, welche mir in die Hand kommen — folgende Stellen an:

Das größte Uebel beruht nicht darin, daß die Armuth Hunger hat, sondern darin, daß es bei ihr einen Hunger gibt, der nicht durch Brod zu stillen und zu heilen ist, einen geistigen, einen historischen Hunger! So lange die Armuth noch nicht mit dem Schicksale rechnet, sondern jedes ihr zugeworfene Almosen wie eine Gabe Gottes hinnimmt, so lange ist sie noch ein gesundes Element in den Staaten; sie dient als ein geschmeibiges

Rad in der ganzen Maschine und befeuert den harmonischen Umschwung derselben eher, als daß sie ihn aus dem Gleichgewichte brächte. Die Armuth, die mit ihrem Kummerbrode zufrieden ist, es mit ihren stillen Thränen salzt und unter ihrem niedrigen Hüttenbache den Reichtum gar nicht beherbergen möchte, diese religiöse Armuthseligkeit; diese süße Gewohnheit des Darbens durchbringt von unten herauf die wichtigste Mitte des ganzen Volkes mit einer moralischen Kraft. Aber sie schwächt sich, mit manchen christlichen Elementen zugleich, in den modernen Staaten jetzt immer mehr ab. Wenn sich aber im Volke statt der Armuthseligkeit das Gefühl der Armuthseligkeit schärft, wenn es aufhört, seine Entbehrungen religiös anzusehen, sondern vielmehr den politischen und staatsökonomischen Gesichtspunkt dafür gewinnt, so entsteht in ihm ein Haß gegen den Reichtum, der ursprünglich gar nicht im Wesen der Armuth liegt. Statt, wie sonst, die abgemagerten Hände zum Himmel zu falten, wird sich der Arme jetzt auf die Hand setzen und finden, daß sie noch stark genug ist, um zu nehmen. In Frankreich ist das Volk längst dahin gekommen, die Armuth als etwas Schimpfliches zu empfinden, und bei dem großen Ehrgeize, der dort gerade in den untersten Classen am heftigsten ist, bei ihrem beständigen Wettstreit, es den Vornehmen gleich zu thun und keine äußern Unterschiede in der Begegnung, Behandlung und Erscheinung mehr anzuerkennen, bereitet sich eine gewaltsame Revellirung vor, die gewiß nicht durch ein höfliches, sociales Übereinkommen auf ihr Maß zurückgeführt werden wird. Es ist jetzt ein schwieriger und banger Moment für diese Frage da, denn die Abhilfe beruht nicht mehr darin, daß Ihr Reichthum Geld genug habt und hergeben wollt, um den Armen zu helfen. Die Hauptfrage ist jetzt so gestellt, ob die Armen damit zufrieden sein werden, Euer Almosen anzunehmen, und ob nicht, mehr noch als ihr Mangel, das unverdiente Schicksal sie empören wird, auf Das angewiesen zu sein, was Euer Überfluß ihnen mittelbar vor die Füße wirft? Wißt Ihr, was das Gefährlichste ist, das Euch erzittern machen muß? Das ist der Stolz der Armen und seine unklare Reflexion, daß die eine gleichberechtigte Hälfte der Menschheit bei der andern bevorzugten betteln gehen soll! Und darin zeigt sich der wesentliche Unterschied zwischen England und Frankreich, daß es in England noch Arme und Bettler gibt im wahren Sinne des Wortes, die den Reichen Gottes Segen nachrufen für jeden Pfennig, die den Reichen anerkennen als eine höhere und häßlichere Erscheinung, als eine auserwählte Schar, unter die Gott das Geld vertheilt hat. Der Arme in Frankreich dagegen ist ein désespéré, der sich durch die bittere Lage der Umstände gezwungen sieht, Sie anzusprechen; der aber den einzigen Unterschied, welcher zwischen ihm und Ihnen besteht, nur in dem Selbstbeuteln anerkennt, welcher sich zufällig in Ihrer Tasche und nicht in der seinigen befindet; der, wann Sie ihm nichts geben, Ihnen nachruft, daß Sie noch ein größerer Lump sein würden als er ohne Ihr Geld, und der für Das, was Sie ihm schenken, Ihnen höflich und fein dankt mit dem freien Anstande eines

Weltmannes, der zufällig kein Geld hat, zufällig ein pauvre malheureux ist, sich Ihnen aber im Wesentlichen ganz ebenbürtig achtet. In dem englischen Armen waltet noch das fromme Element vor, er sucht Trost in den Kirchen und nimmt demüthig die Bibeln an, welche hier die religiösen Gesellschaften unter ihm verteilen; Bibel und Brot sind noch eine Pacification der englischen Armuth, und es zeigt sich auch an dieser wichtigen Lebenserscheinung der Staat, der heutzutage noch am tiefsten von christlicher Rechtgläubigkeit durchdrungen ist. Die französischen Armen hätten längst eine Revolution gemacht, wenn in ihrem Lande solche Korngesetze beständen, die das Brot so beispieslos theuer machen wie hier in England, wo selbst der Bemitteltere nur sparsam damit umgeht. Aber das englische Volk läßt sein Korn ruhig besteuern und, ich glaube, schwerlich in dem national-ökonomischen Bewußtsein, daß die Entwerthung alles Grundeigentums dadurch verhäßt werde, sondern weil es orthodox ist auch in der Achtung vor der Gewohnheit und der Tradition. Dem englischen Volke kann bei seiner Pietät gegen die Reichen noch durch Armenbills geholfen werden; ein Palliativmittel, das in Frankreich nur geringe Folgen haben wird und dort eher die Krankheit verschlimmern als heilen kann. Der Arme in England nimmt Almosen mit Dank, in Frankreich mit geheimer Verwünschung; aber je weniger staatsgefährlich die englische Armuth noch ist, je bereitwilliger sie noch die ungeheure Kluft des Standes und Besizes anerkennt, um so schneller und abschreckender steht dadurch diese letztere in dem hiesigen Leben da. Mit dem französischen Bettler möchte man einen Vertrag schließen, er fordert die Gesellschaft zu einem für beide Parteien ehrenvollen Waffenstillstand heraus, denn er thut so, als sei diese Art seiner Existenz eine allgemeine sociale Schmach. Die Blöße der englischen Armen dagegen wird Sie traurig machen und Sie werden weinen müssen. Die Armen sind hier sehr arm, und die Reichen sind sehr reich.

Das Schicksal der Aristokratie hängt überall davon ab, ob es in einem Lande gute Diensthofen gibt! In Frankreich taugen die Diensthofen nichts, und es kann deshalb kaum noch von einer französischen Aristokratie die Rede sein. In England ist die Bedienung noch idealisch gut, in keinem Lande der Welt wird Ihnen so trefflich aufgewartet; mit so treuer Hand, mit so freundlichem Auge, mit so redlichem Sinn. Ein englischer Bedienter bietet nicht nur alle Kräfte, sondern auch all sein Gemüth auf, um Ihnen genug zu thun und Sie zufrieden zu stellen mit seinen Diensten. Es gibt in England noch einen dynamischen Unterschied zwischen Herrn und Diener, den die dienende Classe in Frankreich längst nicht mehr anerkennt. Das Etorerthum, nicht bloß des Adels, sondern auch der Besinnung kann das englische Etorerthum noch Jahrhunderte lang aufrecht erhalten, und wenn die Aristokratie politisch unter dem Volke zerfallen ist, wird sie noch im Leben fortbauern, wo selbst mancher Whig sich eine Ehre daraus macht, ihr den Steigbügel zu halten.

Ich habe gesehen, daß diejenigen Staaten am festesten stehen, wo die Freiheit und die Ordnung nicht bloß durch das Gesetz getragen und sanctionirt, sondern auch durch die Sitte geboten werden. Die Sitte ist ebenso gewaltig in England als das Gesetz, und es gibt Beziehungen, in denen sie noch mit stärkerer Kraft bindet und zur Pflichtenfüllung ruft. Die Sitte ist hier mächtig in allen Lebensverhältnissen und hält den Geist des Gesetzes aufrecht, selbst wo man es nach dem Buchstaben übertreten könnte. Wo ist die Pressefreiheit, das Recht der unbeschränkten Association und der öffentlichen Zusammenkünfte weniger gemißbraucht worden als in England, und wo werden kolossale Massen dadurch in Bewegung gesetzt als hier? Wo man das Gesetz nicht gegen sich hat, tritt hier die Sitte auf und zügelt sogleich den ausschweifenden Veruch, der über die Schranken hinaustreiben könnte. Das englische Volk hat liberale Gesetze und legitime Sitten, Freiheit in seinem Staatskörper und Begrenzung in seinem Privatcharakter,

es hat einen scharfen politischen Verstand und ein mildes Familiengemüth, und das sind die Angeln, in denen seine harmonische Existenz schwebt.

Es wäre zu wünschen gewesen, der Hr. Verf. wäre zu Paris in mehr Beziehungen mit den vornehmen Gesellschaften gekommen, als der Fall gewesen ist, indem es sehr interessant gewesen wäre, gerade über die hier auftretenden Verhältnisse einige mit geistreichen Bemerkungen ausgestatteten Details von ihm zu erfahren. Die „Spaziergänge“ des Verf. sind noch nicht vollendet, und wir können ihnen im Interesse des Publicums nur den besten Fortgang wünschen, sowie wir glauben, daß in derartigen schriftstellerischen Leistungen der Hr. Verf. etwas wahrhaft Ausgezeichnetes leisten könne, während, wie schon bemerkt wurde, sein Talent sich weniger zu poetischen Leistungen eignet. G. D. Marbach.

Der Abbé de Lamennais.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Witten unter den täglichen Präoccupationen und unruhigen Discussionen ruhte bei Lamennais der große und fruchtbare Gedanke, welcher den Keim der später im „Avenir“ gepredigten socialen Theorie in sich trug; dieser Gedanke wurde in dem zweiten Bande des „Essai sur l'indifférence en matière de religion“, welcher 1820 erschien, abgehandelt. Ein Jahr lang hämmerte und psufchte die Kritik der Sorbonne an diesem Buche herum, ohne daß sein Verf. Notiz davon zu nehmen schien; als er endlich jener unverkündigten Angriffe müde war, legte er eines Tags Hand ans Werk und schrieb binnen drei Wochen seine „Défense de l'Essai sur l'indifférence en matière de religion“, worin er die Verleumdungen der verschiedenen philosophischen Systeme auseinanderlegte und den in seinem ersten Bande aufgestellten Principien neue Entwicklungen hinzufügte. Im J. 1823 erschienen der dritte und vierte Band seines Werks. Die anhaltendste Gelehrsamkeit erschrte über die unenbliche Masse von Nachforschungen, welche der Verf. hat anstellen müssen, um den gewissermaßen wissenschaftlichen Beweis des Christenthums nach dem Autoritätsprincip zu führen. Es gibt so leicht kein Denkmale der indischen, römischen und griechischen Philosophie, keine Controverse der Kirchenväter, kein neueres englisches, französisches und deutsches Werk über Religionsfragen und Religionsgeschichte, welches Lamennais nicht sorgfältig erwogen und verglichen hätte.

Aus jener Zeit datirt die Gründung des „Mémorial catholique“, und um die nämliche Epoche, im Juli 1824, machte Lamennais seine erste Reise nach Rom unter dem Pontificat Leo XII. Die Art und Weise, wie er damals aufgenommen wurde, bildet einen schneidenden Contrast mit der Bewillkommung, welche er unlängst erfuhr. Bei seiner Rückkehr übersetzte Lamennais während des Winters von 1825 die „Imitation de Jésus-Christ“. Indes fühlte er mit jedem Tage lebhafter das Bedürfnis, sich seine socialen Theorien zu bilden, und er gab im Monat August desselben Jahres eine Broschüre heraus, unter dem Titel: „La religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique“, welches der erste Ausdruck jenes Bedürfnisses war. Die Fundamentalfragen dieses Buchs sind Erörterungen des Ultramontanismus und Gallicanismus, und seine Lösung ist die Theokratie oder die sociale Organisation des Mittelalters. Lamennais wurde vorsüchtspoliceigericht citirt, um von seiner letzten Schrift Rechenschaft abzulegen. Von Betrüper vertheidigt, wurde er zu 36 Francs Geldbuße verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Lamennais, sich an seinen Richter wendend, eine kurze Anrede mit den Worten schloß: „Und ihr sollt es erfahren, was ein Priester ist!“ Der Priester hat Wort gehalten.

Von jenem Zeitpunkte an erfuhr Lamennais die Verfolgung des erzbischöflichen Stuhls auf Anstiften der Regierung. Er ließ die Kundschreiben und Hirtenbriefe ruhig über sich ergehen und kehrte in seine Heimat zurück, wo er während der Jahre 1827 und 1828 die schönen Betrachtungen zur „*Imitation de Jésus-Christ*“, ferner die „*Journée du Chrétien*“, und jenes vortreffliche kleine Büchlein: „*Le guide du premier âge*“, verfaßte, worin sich das zärtliche Herz einer Mutter und die naive Frömmigkeit eines Kindes ausdrückt.

Lamennais war von der Idee ausgegangen, daß etwas Gewisses nur in derjenigen Doctrin vorhanden sei, welche die allgemeine Zustimmung der Menschen in der Zeit und im Raume in sich vereinige; er hatte jenes große Princip auf die bestehenden Doctrinen und Religionen angewandt und gefunden, daß der Katholicismus allein sichhaltig sei. Daraus hatte er geschlossen, daß der Katholicismus alle Elemente des Vertrauens und der Ruhe in sich fasse, welche das Menschengeschlecht wünschen könne. Aber sein Geist war zu scharf, um nicht entweder gleich von Anfang an, oder, was wahrscheinlicher ist, in der Folge einzusehen, daß der Katholicismus sich in der Nothwendigkeit befinde, um aufzuleben, sich zu verjüngen und durch Reformen oder jede andere Entwicklung seiner Macht handelnd hervorzutreten. Durch die politischen Theorien seiner Freunde und die Ehrfurcht vor der Vergangenheit in diesem Punkte getäuscht, hoffte er, daß die katholische Macht wiederum Leben in die religiöse Welt bringen werde. Indem er vergaß, daß seine Theorie der allgemeinen Zustimmung die Grundlage aller Wahrheit und Gerechtigkeit in die Masse gesetzt hatte, wandte er sich an das Papstthum und verlangte von ihm Wunder, die es zu vollbringen nicht im Stande war. Obgleich er nur wenig ausrichtete, so beharrte er doch bei seiner Hoffnung und bei seinen Bitten; und das waren nicht die ersten Hindernisse, welche ihn abschreckten. Alle Feldzüge seiner großen Religionspolitik führte er mit offenem Freimuth; und während er an die Pforten des Vatican's klopfte, um den neuern Ideen Eingang zu verschaffen, fing er an, der Monarchie der Bourbonen ihr nahe Ende zu weissagen, wenn sie fortführe, einem unwissenden, brutalen Materialismus zu huldigen und die Stimme des Gewissens und der Vernunft zu überhören.

Es dauerte nicht lange, so brachte die Monarchie die Prophezeiungen des großen Schriftstellers in Erfüllung; sie erlag unter den Schlägen des Gesamtwillens, und Lamennais hatte plötzlich eine lebendige Anwendung seiner Theorie der allgemeinen Zustimmung vor Augen. Durch dieses Beispiel gewißigt, fing er an, directere und ergiebigere Folgerungen aus dem Princip zu ziehen, welches er aufgestellt hatte. Wenige Monate nach der Julirevolution stiftete er das Journal „*Avenir*“, wodurch er nicht blos seine frühern Gegner, sondern auch noch einen Theil seiner Anhänger gegen sich aufbrachte. Während die Katholischgesinnten Frankreichs, jene ungeschickten Lieblinge der gestürzten Macht, auf den Ruinen eines Thrones weinten, dem sie als Fußstuhel gedient hatten, glaubte Lamennais, obgleich ihre Trauer und ihre Thränen achtend, daß der Moment gekommen sei, wo man ihnen ihre Fehler offen herauszusagen und in sie dringen könne, strenge zu prüfen, ob sie nicht in irgend etwas, sei es nun in ihren Ideen oder in ihren Maßregeln, ihre Aufgabe unerfüllt gelassen hätten, damit auch sie nach der Auffindung ihres Schuldanteils ihr Scherlein zur künftigen Restauration der Gesellschaft beitragen könnten. Zu diesem Endzweck wurde das Journal „*Avenir*“ gegründet. Die Julirevolution wurde darin gleich von Anfang an offen und ohne Hinterhalt angenommen; die Vergangenheit schien darin wenig bewaunswürdig, und um die socialen Ideen, welche den Redactoren fortan auf der neuen Bahn als Leitsterne dienen sollten, den Katholiken noch klarer zu machen, wählte man die beiden Worte: Gott und Freiheit, zum Motto der Zeitschrift. Einerseits die Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts zu zerstreuen, indem man bewies, daß die Religion, weit entfernt, der Freiheit befähigt zu sein, die einzige feste und dauerhafte Grund-

lage derselben sei; andererseits die Katholiken zu beruhigen, sie für immer von der weltlichen Regierungsmacht zu emancipiren und sie aufzuföhren, aus allen Kräften an der Wiedergeburt und Befreiung des Menschengeschlechts mitzuwirken: das war das Ziel, welches die Herausgeber des „*Avenir*“ mit unbestrittenem Talente ein Jahr lang verfolgten. Die oberste Leitung dieses Blattes wurde von Lamennais besorgt, und sein Erscheinen bleibt eine der wichtigsten Epochen im intellectuellen Leben unseres Volk's; weil während dieses Zeitraums der seit so lange zerrissene Bund der Religion und Freiheit in seinem Geiste vollzogen wurde.

Von jenem Moment an zürnt und donnert Rom; Lamennais wird in den Kirchenbann gethan; er unterwirft die politischen Doctrinen seines Journals der Untersuchung des heiligen Stuhls; ein Kundschreiben vom 15. Aug. 1832 verdammt sie in den härtesten Ausdrücken; das „*Avenir*“ wird proclorisch eingestellt, und die Redactoren fordern dringend ihre Freunde auf, dem Papste zu willfahren. Von allen Seiten geplagt, von seinem Bruder verlassen und von zahlreichen Freunden gebeten, hatte Lamennais die Schwäche, Ruhe und Gnade zu verlangen; am 11. Dec. desselben Jahres schrieb er die Erklärung, worin er sich anheischig machte, unbedingt und allein der Doctrin des päpstlichen Kundschreibens vom 15. Aug. 1832 zu folgen. Auf diese willkürliche Weise zum Stillstehen verdammt, blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich in sich selbst zurückzuziehen und seine Ideen abermals zu befragen.

Von nun an tritt Lamennais in eine neue unbekannte Lebensphase. Nachdem er seine Jugend damit zugebracht hatte, mit aller Welt zu streiten, zu discutiren und unaussöhnlich wider die reifgewordene Meinung Sturm zu laufen, rang er Leib an Leib, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit seiner eignen Einsicht und begann mit ihr einen hartnäckigen Kampf, indem er seine Kräfte und seine Wahrheiten sondirte. Man glaube indes ja nicht, daß er sich selbst umfärzte, noch daß er über seine Ideen triumphiren rußte, um zu dem Resultate zu gelangen, welches wir Alle kennen. Er ist nie von der Grundlage abgewichen, welche er beim Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn festgestellt hatte; er huldigt stets dem Princip der allgemeinen Zustimmung, dessen Kreuzzug er gepredigt und welches er gegen den Atheismus und die Indifferenz verfochten; nur hat er es zuletzt mit einer unerbittlichen Logik vom Glauben zur Vernunft und vom katholischen Standpunkte auf den reinmenschlichen Standpunkt hingeleitet. Mit der Fackel, welche er am ersten Tage angezündet, hat er alle Dinge und Ideen die Revue passiren lassen und sich ein Allgemeines philosophisches System aufgebaut, welches das Leben der Natur und Geschichte umfaßt. Er verfolgt sein Werk und ordnet seine Ideen in einer Encyclopädie, welche man seit mehreren Jahren erwartet. Da er wohl einsah, daß ein neuer Bruch mit Rom unvermeidlich sei, brach er sein im December 1833 gegebenes Versprechen; das Gefühl der Wahrheit übermannte ihn; er emporste sich wider seine Schwäche und wollte ein für alle Mal aus seiner falschen Stellung herauskommen. Die „*Paroles d'un croyant*“ hoben jede Zweideutigkeit wegen seiner wahren Gesinnungen auf. Dieses Buch hat mächtige Stürme heraufbeschworen und vielen Haber angezündet. Es ist ihm dasselbe Schicksal widerfahren wie dem „*Telemaque*“ Fénelon's; man hat den Verf. einen Apostaten gescholten. Aber hat nicht Fénelon in seiner Jugend gegen die gallicanische Kirche opponirt und Madame Guyon gegen Bossuet vertheidigt, bevor er die Menschheit gegen Ludwig XIV. in Schutz nahm?

Nachdem Lamennais 1836 einige Monate lang die Redaction von dem politischen Tagesblatt: „*Le monde*“ geleitet hatte, kehrte er wiederum ins Privatleben zu seinen ersten Studien und Arbeiten zurück, indem er für die augenblicklichen Bedürfnisse seine reiche Bibliothek veräußern ließ. Nach einem in der Einsamkeit verlebten Jahre, ist er mit seiner neuesten Schrift: „*Le livre du peuple*“, hervorgetreten, welche den Pendant zu den „*Paroles d'un croyant*“ ausmacht. „*Le livre*

du peuple" ist indeß viel richtiger gehalten als die „Paroles d'un croyant", obgleich beide im Grunde Dasselbe predigen; der Styl des „Livres du peuple" leuchtet, blüht und donnert auch nicht mehr so als der Styl der „Paroles d'un croyant". Der hohe Ladenpreis (7 Francs 50 Cent.) verbietet den untern Volksclassen sich das Lamennais'sche „Livres du peuple" anzuschaffen; es ist eine kleine Broschüre von weniger als 200 Seiten, mit großem Luxus auf schönem Papier gedruckt, mit breiten weißen Rändern und vielen halb oder ganz unausgefüllten Seiten. Wenn der Verleger keine populaire Ausgabe zu 10 Sous von dem neuen Werke veranstaltet, so wird das eigentliche Volk wenig davon hören und lesen. Auf die Massen wird diese neue didaktische und reinerponierende Schrift Lamennais' nicht denselben Eindruck hervorbringen wie die „Paroles d'un croyant" mit ihrer fremdbartigen, leidenschaftlichen Beredsamkeit und hochpoetischen Begeisterung. Eine specielle Analyse des „Livres du peuple" gehört nicht hierher; es war nur unsere Absicht, die Phasen des intellectuellen Lebens Lamennais' zu verfolgen; eine kritische Beurtheilung seiner Theorien und Werke möge Andern vorbehalten bleiben. *) Zum Schluß dieses Artikels fügen wir noch Einzelnes über die persönlichen Verhältnisse Lamennais' bei.

Ein alleinstehendes Haus in einem Wald der Bretagne, welches man eben deshalb Lachenaie nennt, ist Alles, was Lamennais von dem Erbtheil seiner Familie gerettet hat; das Ubrige ist die Beute habgieriger Interessen geworden, in deren Mitte der große Schriftsteller gelebt hat, ohne es zu ahnen. Dies Haus ist nicht weit von St.-Malo, seiner Vaterstadt; es liegt äußerst lieblich am Ufer eines kleinen Landsees, den hundertjährige Eichen beschatten. Mehr als einmal hat sich Lamennais über diesen See gebeugt und in seinen ruhigen Fluten die gewaltigen Ideenstürme seines Kopfes abgekühlt, denn er gleicht jener heiligen Erde, worauf er das Licht der Welt erblickt; wie sie, bietet er seine Seiten der Welle des Oceans, welche sie zerreißt; wie sie, fußt er auf Abgründen, welche Ebbe und Flut wechselweise aufdecken und verbergen; wie sie, läßt er ohne Furcht alle Schläge des Himmels über sich ergehen; aber außer dem Bereich der Stürme besißt er ebenfalls in einem verborgenen Schlupfwinkel seines Herzens einen kleinen, stillen, ungetrübten See; in welchen sein Blick nur zu tauchen braucht, um sich zu besänftigen. Alle großen Autoren sind so geartet. Sie nehmen an Allem Theil, was ihre Zeit bewegt, und werden mitten unter Katastrophen geboren; aber sie bewahren in der letzten Falte ihres Herzens einen Zufluchtsort, dessen Ruhe und Heiterkeit unveränderlich ist, und wo die Hoffnung stets wieder auflebt, um die Welt zu erfüllen, welche ihr vergessens entrinnen will. Sie scheinen daher mit einer doppelten Natur begabt: sie sind ruhig und fieberhaft aufgeregt, die schwächsten und die ungestümsten, die glücklichsten und traurigsten der Menschen, da sie alle Gefühle kennen und keine mit Mäßigung empfunden haben. Nirgend ist mir diese Wahrheit lebendiger entgegengetreten als bei Börne und Lamennais, welche in ihrem Äußern sowol als in ihrem Innern vielfache Berührungspunkte haben. Jener obenangedeutete poetische Contrast offenbart sich bei Beiden nicht bloß in ihrem Talent, sondern auch in ihrer ganzen Person. Sie sind groß an Geist, klein, schwächlich an Körper; ihre Gestalten drücken zugleich dieselbe Energie und dieselbe Mattigkeit aus; Weiber Augen scheinen ihre Wimpern aufsteigen zu wollen. Ihre ganze Haltung ist leidend, gebückt und kränklich; aber ihre bloßen Köpfe haben ihren starken schwarzen Haarwuchs behalten wie jene kräftigen Bäume, denen der Winter das Laub nicht abschüttelt. Weiber Geist ist mit dem starken Duft der Eichen genährt; aber ihre Einbildungskraft hat die Kelche der anmuthigsten und zartesten Blumen ausgefressen. Wie könnte man ein schöneres

Ganze von Eigenschaften vereinen, als diese beiden Männer haben; aber jede ihrer Eigenschaften gefüllt sich darin, einzeln zu glänzen und uns von einem Gefühl zu einem andern hinüberzutragen. Die, welche wir soeben in Born und Aufwallung gesehen haben, sind im nächsten Augenblick naiv, herzlich und einfach wie Kinder, und dann wiederum lebhaft, munter, witzig und ausgelassen. Zwischen allen Eigenschaften dieser beiden außerordentlichen Geister gähnen Abgründe wie zwischen den hohen Alpenippen. Die Liebe zur Menschheit ist in ihrem Seelen tiefer eingewurzelt als in jeder andern, und sie sind davon wie besessen; jedoch fühlt man um jene sanfte allgemeine Nächstenliebe herum, ich weiß nicht, welche schredliche Ironie grollen und tosen, welche ihre bitteren Bogen wölgt und wie Meeresbrausen tönt.

Selbst die Conversation mit Lamennais hat mich aufs lebhafteste an die mit Börne erinnert. Sie ist frei und ungezwungen, wie die eines Mannes, der alle Seiten des Geistes und Herzens auf gleiche Weise anzuschlagen weiß. Das Unbedeutendste führt zu Allem, die Oberfläche des einfachsten Gegenstandes birgt schrankenlose Tiefen, welche sein Auge entdeckt. Nie mangelt der Schluß einem Raisonnement, ernst und strenge spricht er sich über alle Gegenstände aus, welche er zur Sprache bringt, oder welche man ihm darbietet. In dieser Vertraulichkeit erschließt sich das Geheimniß seines Genies, und man wird bald gewahr, daß seine Hauptkraft sich in einem Gefühl fürs Rechte kundgibt, welches nie schlummert, sondern stets wach, stets aufmerksam und unversöhnlich ist, welches gegen alle sich ihm darbietenden Gegenstände reagirt, sie mit seinem Tadel oder mit seiner Sympathie bezeichnet, ohne Unterlaß die Thatsache hinter das Recht stellt und alle Einzelheiten des menschlichen Lebens mit dem Lichte des Unenblichen und Absoluten beleuchtet. Die Stimme Lamennais' ist ernst, obgleich nicht stark, sie kommt aus der Brust. Die Gedanken entwickeln sich bei ihm in ununterbrochener Fülle und sein scharfer Verstand findet sich mit erstaunlicher Leichtigkeit in den ungangbarsten Wirrnissen der Metaphysik zurecht.

35.

Notiz.

Der außerordentliche Privatreichtum.

In Ungarn, Rußland und England gibt es sehr reiche Privatleute, aber so reiche, wie es einst unter den Römern gab, findet man doch nicht. Der Reichtum eines Cäsars, die Verschwendung des Lucullus, die Freigebigkeit eines Cäsar ic. ist weltbekannt und zum Sprichwort geworden; allein sie wird doch noch von einem Pericles Atticus unter dem Kaiser Hadrian übertroffen. Er war Präfect in Kleinasien und schloß 600,000 Thaler zu, eine Wasserleitung zu bauen, für welche der Kaiser schon diese Summe bestimmt hatte. In Athen baute er eine Rennbahn von 600 Schritt in der Länge, groß genug, die ganze Bevölkerung der Stadt zu fassen, und ganz von Marmor. Als späterhin seine Gemahlin starb, errichtete er ein Theater, größer als irgend eines im Reiche, Alles von Cedernholz und mit den schönsten Bildwerken geziert. Das verfallene Odeon des Pericles ließ er auf seine Kosten wieder mit der alten Pracht herstellen. Auf der Landenge von Korinth hatte der alte Xempel des Neptun dasselbe Geschick, Korinth bekam ebenso ein Theater, Delphi einen Circus, Canossa in Italien eine Wasserleitung, und so wurden noch viele andere Städte auf seine Kosten geschmückt, ohne daß er arm geworden wäre. Und woher dieser ungeheure Reichtum jener Zeit? Denn mit ihm wetteiferten Manche, wenn sie auch ihre Schätze nicht so edel anwendeten. Ein Einziger hatte damals Tausende von Sklaven, die für ihn mit den Händen und ihrem Kopfe arbeiteten; ein Einziger kam nach und nach in den Besiß von ganzen Ländern, aus welchen die freien Eigenthümer durch seine Sklaven verdrängt wurden. Damit aber ein solcher Schwelgen konnte, mußten Tausende darben.

15.

*) Vgl. den ausführlichen Bericht über Lamennais' „Livres du peuple" von demselben Mitarbeiter in Nr. 364 und 365 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 98.

8. April 1838.

Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten. Herausgegeben von Eduard Beurmann. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Rühlr. 1838. 8. 2 Thlr.

Hätte Ref. ein ausschließendes aristokratisches oder ständisches System, so würde er über dieses Werk mit der bekannnten Verwarnung vor demagogischen Umrtrieben, revolutionären Ideen, philanthropischen Schwärmereien und dergleichen modernen Reactionslebensarten abgesprochen, einige Nachlässigkeiten im Style gerügt und dann gesagt haben: Ubrigens verdienen Druck und Papier, womit der Herr Verleger diesen undankbaren Versuch eines müßigen Advocaten, seiner Galle Luft und seinem Beutel einige Erholung zu verschaffen, ausgestattet hat, alles Lob.

Unglücklicherweise aber ist dieses Werk in die Hände eines Ref. gelangt, der weder von der Aristokratie, noch der Stabilität, noch der Vornehmthuerie, noch von einer Ausschließlichkeit und einem Kastenswesen im Reiche der menschlichen Geistesbildung etwas wissen will, der im eigentlichen Sinne hier dem Principe der Bewegung huldigt, keine Revolution darin fürchtet, sondern die großen demagogischen Umrtriebe für die höchsten Ideen des Guten, Rechts und Wahren mit Vergnügen fördert und sich ganz andere Begriffe vom Möglichen und Phantastischen gebildet hat, als die starre Schulweisheit der historichen und rationalen Juristen.

Die vorliegenden Mittheilungen sind der Idee geweiht, daß das Recht in thesi mit dem humanen Gefühle von Recht und Unrecht sehr in Widerspruch stehe; daß dieser Widerspruch von den Advocaten arglistig dazu benutzt werde, Dem, welcher jenem Gefühle vertraut, von seinem Rechte und seinem Besitze zu helfen und die schreckteste Sache dagegen zu rechtfertigen; daß es hierdurch dahin gelte, sei, eine sittliche Werthschätzung im Volke gegen die heutigen Advocaten, die Rechtspflege und die römisch-rationalistische Mischung unseres deutschen Processes zu erzeugen; daß es zum Ruhme der Advocaten gehöre, aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz zu machen; daß es allgemeine Meinung sei, das Recht habe eine wächserne Nase; daß die Idee der juristischen Gewissheit einseitig und allmählig entwickelt sei und die Idee der moralischen Gewissheit bis auf die höchst misslichen Gefährde: und Reinigungsgefahr völlig vom Rich-

terstuhle ausgeschlossen bleibe; daß die Rechtspflege wie ehemals durch das Volk mitgetheilt und der Stimme der Humanität wieder ein gleichgroßes Gewicht in den Tribunalen gegeben werden müsse, indem es eine große Menge Conflicte zwischen Staat und Individuum gebe, welche, mit dem kalten Gesetze beurtheilt, offenbare Ungerechtigkeiten des Richteramtes hervorbrächten u. s. w.

Diese Ansichten sind durch eine Reihe schlagender Thatfachen aus der Geschichte der praktischen Jurisprudenz in den letzten zwölf Jahren belegt und bei jedem Falle eine der großen Fragen über den dermaligen herzlosen Zustand der geheilten Rechtspflege in ihrer rationalen Ausbildung besprochen. Es ist daran, und, wir glauben, mit guten und anschaulichen Gründen, klar gemacht, wie die sittliche Tendenz des Volkslebens dadurch mehr und mehr untergraben und jene Verzerrtheit, jene Unbehaglichkeit des innern Lebens der Nation herbeigeführt worden sei, welche die Gegenwart auf so beunruhigende Weise charakterisire. Das Ganze ist in das Gewand der Novelle eingekleidet und an das Leben und Lieben eines jungen Advocaten gekettet. Überall ist dem Vorurtheile, dem schauerlichen Präjudiz: daß Der recht handle, welcher nach dem Gesetze handle, mit schlagenden Beweisen entgegengetreten und die Schwäche unserer Rechtsverfassung in politischer, bürgerlicher und humaner Hinsicht grell hervorgehoben.

Sehr bestimmt ahnt der Hr. Verf., daß einer der wichtigsten Gründe des öffentlichen Mißbehagens in der Ungeretheit der fast ausschließlichen Anwendung eines Rechts wie des römischen zu suchen sei, das dem Volke wegen der Sprache, in welcher es auf uns gekommen ist, ebenso unbekannt als unzugänglich bleiben muß und wegen einer Reihe controverser Sätze, die unsere lückenhafte Kenntniß der Geschichte des römischen Staats und Volkes nicht erreichen kann, selbst von den gelehrtesten Juristen in seinem Umfange nicht so genau ergründet wird, daß sie es auf ein klares, unumstößliches System zurückzuführen im Stande wären. Bedenkt er nun, mit welchen Widersprüchen Willkür der Auslegung, gedankenlose Observanz, geistige Unbeholfenheit der gelehrten Richtercollegien und Unwissenheit der Unterriechter den ungeheuern Spielraum der Controverse gepflastert und damit das heimische, so zu sagen eingeborene

Recht, zu dessen Subsidiurn das römische Recht nur gelten soll, aus der Wirklichkeit immer weiter herausgebissen und gesteinigt haben, so erblickt er gar den Guckuck im Neste der Grasmücke und begreift schmerzlich die Verführung, welcher ein Advocat, der nicht ganz charakterfest ist, ausgesetzt bleibt, ein Rabulist und — noch mehr zu werden. Fügt er endlich hinzu, mit welcher unglückseligen Hartnäckigkeit man an der grausamen hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. und deren überspannter Roheit des Strafmaßes und der Strafvollstreckung, sowie an jenem, den Inquisitionstribunalen und Kegergerichten nachgebildeten geheimen Criminalproceß hangen geblieben ist, so wird ihm die Frivolität und Gleichgültigkeit gegen das Heiligste in einem Theile des Volks und im andern das Unbehagen klar, welches sich gegen die Primat und in einer Sehnsucht nach fernem, unbekannten Ländern und deren judicellen Einrichtungen äußert.

In einem Augenblicke, wo man sich, wie z. B. im Königreiche Sachsen, über eine bessere Einrichtung der Justizpflege ziemlich schroff in zwei Meinungen getheilt hat, könnte wol Mancher durch diesen Roman auf die sehr nahelegende Idee gebracht werden, daß in den beiden behaupteten Meinungen die Verbesserung der Justizpflege nicht zu suchen und zu finden sein könne, sondern daß es einen Mittelweg geben müsse, daß die vox populi, jenes ewige Rechtsgefühl, die Stimme in uns gegen das streife, harte, grausame und gnadenreiche summum jus und die juristische Gewisheit unserer, den mönchischen Kegergerichten entlehnten Justizpflege durch die Civilisation zu retten, und daß diese Rettung und nicht eine weitere Ausbildung jener maximilianisch-carolinischen Formen an der Zeit sei. Denn diese Formen sind der Sieg der arglistigen, pfäffischen Civilisation über die unbeholfenen Geister, nachdem die sichtbare Macht des Papstes und der Klerisei zum Wanken gebracht war.

Wir wollen die einzelnen, recht interessanten, jedem Laien verständlichen Rechtsfälle, welche der Verf. einflicht, hier nicht wiederholen. Das angenehme Gewand der Novelle, in welchem sie erscheinen sollen, hätte den Verf. bloßweilen daran erinnern sollen, daß er es mit der schwerfälligen alten Amtstracht der römischen Juristenkunst nicht vertauschen dürfe. Manche Ansichten sind zu breit und zu dialectisch behandelt. Die Emancipation des Weibes, welcher hier auf eine berebte Weise das Wort geredet wird, beruht nicht auf einer Rechtsfrage, sondern lediglich auf dem natürlichen Schicksalitätsgefühl der Völker. Die Geschichte keiner Zeit hat Völker auf einem Standpunkte gezeigt, auf welchem beide Geschlechter einen gegenseitigen bürgerlichen Schutz sich hätten gewähren können. Das Hervortreten einzelner Frauen aus dem natürlichen weiblichen Kreise ist erklärlich, ebenso wie es unter den Männern Weiber gibt; allein weiter zu gehen und daraus eine neue Basis der öffentlichen Sitte ableiten zu wollen, ist ein Mißverständnis des nothwendigen Verhältnisses der Geschlechter nicht allein zueinander, sondern

in sich. Wie z. B. mag ein Mädchen sich einer öffentlichen Ausbildung hingeben, welche unsere Jünglinge auf Schulen und Universitäten erhalten? Wer mag eine Frau eingeweiht wissen in allen Schmutz des Lebens und sie über die tausend Gefahren, welche diese Kenntniß mit sich bringt, dahinschreiten sehen! Kunst und Wissenschaft haben nur Einen Weg zum Gedeihen und zum öffentlichen Werthe: die Erfahrung. Deshalb sind unsere Schriftstellerinnen, unsere Künstlerinnen in allen Sphären entweder in ihren Leistungen nicht vollkommen, oder in ihrem Wandel unweiblich und unsittlich?

Schon die Alten trugen sich mit Sagen von Staaten, wo die Frauen zur bürgerlichen Emancipation gelangt seien. In der That hat das Mittelalter diese Sagen und Wunder wiederholt. Ariost erwähnt ihrer schon wieder als Märchen und Fabeln. In Indien, wo alle Arten von Staatsanrichtungen bestanden haben, will man Spuren eines Weiberstaats gefunden haben. Allein welche unnatürlichen oder höchst sinnlichen und widerlichen Mittel sind die Triebfedern oder Bande solcher Staatsanrichtungen? Die Civilisation kann nicht darüber hinaus. Die St.-Simonisten würden den abenteuerlichen Versuch gewiß nicht vergeblich gemacht haben, das Weib im Staate zu emancipiren, wenn nicht die Sittsamkeit des weiblichen und der Abscheu des männlichen Geschlechts sich dagegen sträubten. Zur geistigen Entsefflung ist der Weg gezeigt. Die eitle Rachel und die üppige Bettina sind Resultate eines Abschnitts unserer Sittengeschichte, sowie Aspasia und Livia mit ihren respectiven Zeitgenossinnen Abschnitte in der griechischen und römischen Sittengeschichte bezeichnen.

Wenn nun in diesem guten Werke wirklich ideale Rechtsfragen recht anschaulich dargelegt sind, sodas jeder Laie sie beantworten kann, so hätte der Hr. Verf. zur Behandlung der Frage über die Emancipation der Frauen doch wol einen andern Anlauf nehmen müssen, als er wirklich genommen hat. Auch glauben wir fast, daß er im Fortgange seines Werkes die Unhaltbarkeit dieser Frage selbst praktisch darthun werde. Wenn ein Weib wie seine Luise frühzeitig in die Welt geworfen wird, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund, aber mit einem großen inneren Takte und Gehalt — nun, dann wird es sich selbst emancipiren, wird aber, sobald es Frau und Mutter geworden ist, von dem öffentlichen Schauplatz gern zurück auf die kleine häusliche Bühne treten, zumal wenn es wie hier „so ein kleines Privatvermögen“ von 40,000 Gulden erhält. Niemand kann zweien Herren dienen, und „einer sei Herr“ (oder König) sagt schon Homer.

Höchst anziehend ist die Charakterzeichnung des Rabulisten Dr. L..., des philistrischen Rheims und der zartfühlenden Mutter; aber das höchste humane Interesse erregen der bankrotte Advocat und der mecklenburgische Graf S..., welcher über der Wuth, ein Theater zu dirigiren, ein schuldenfreies Vermögen von 50,000 Thlr. jährlicher Revenuen vernachlässigte, in die Hände von gewissenlosen Wucherern, Advocaten und Richtern gerieth und

jetzt als Bettler seiner Neigung nachgeht. Wir verlassen ihn im zweiten Theile des Werkes, wie er ein gestohlenes Theaterstück für seine strollers abschreibt, und eine wirklich interessante, tief in die Rechtsunbeholfenheit unserer Nation einführende Episode über das literarische und künstlerische Eigenthum knüpft sich an diese Begebenheit. Der Frib des Stüders, ein junger Advocat im westlichen Deutschland, ist von der geistreichen Tochter dieses unglücklichsten aller Grafen als Anwalt angenommen. Nach und nach führt er uns einen Advocatenkneiff nach dem andern vor und beweist uns, daß, wenn die moralischen Beweise nichts gelten, zwei Advocaten und ein Richter, die sich verstehen, ein Vermögen von 50,000 Thalern jährlicher Revenuen, und ohne daß Vermögensungleichheit da wäre, rechtskräftig zum Concurs bringen und für sich behalten können.

Wir würden uns bei diesem Romane nicht so lange aufgehalten haben, wenn es uns nicht erfreut hätte, einen bis jetzt in der Romanliteratur noch höchst unvollkommen angebautes Feld recht fruchtbar gemacht zu sehen. Besitzt der Hr. Verf. hinreichende Schöpfungskraft, so wird er in einer Reihe gehaltvoller Romane die Gefahr der fernern Ausbildung und Verhehlung einer, durch den Absolutismus und die Erblichkeit aller feudalen Anmaßungen völlig verkehrten Idee der Rechtspflege schildern und dadurch eine wünschenswerthe Belehrung des gebildeten Publicums herbeiführen, das in das so abgeschlossene Justizwesen gar nicht zu schauen im Stande ist. Noch manche Frage des öffentlichen Rechts, der öffentlichen Meinung wird sich daran knüpfen, und wenn es dem Hr. Verf. gelingt, sich dafür der dialogischen Form zu bemächtigen und den rein didaktischen Vortrag mehr zu meiden, so wird man ihm mit Recht regem Interesse überallhin folgen. Wie vortreflich würde sich an diese Schilderung des Advocatenunfugs eine Zeichnung der niedern Gerichte und ihrer Verweser, nebst den Einflüssen der Patrone u. s. w. reihen, denn das ist die zweite höchst schwache Seite unserer Justizverfassung. Bei dem Reichthume von Controversen in der Observanz und im Rechte selbst kann eine solche Schilderung nicht schwer werden. Der Hr. Verf. liebt die Übertreibungen nicht, um so eindringlicher und überzeugender sind seine Darstellungen. Sein Styl ist bis auf einige Provinzialismen geklärt und empfiehlt sich durch eine gewisse Behendigkeit, besonders wo es gilt, schwierige Fragen klar zu beantworten. 52.

Briefwechselillustratur.

Wir wählen diese Überschrift, um ein Wort in diesen, der literarischen Unterhaltung gewidmeten Blättern zu sagen über eine Tendenz in unserer neuesten deutschen Literatur, die immer weiter um sich zu greifen droht und die keinem Freunde derselben gleichgültig bleiben kann. Wir meinen das sich Hervorheben der persönlichen Eitelkeit der Schriftsteller, die beschränkte Buchmacherei der Ausplauderer und Briefwechselsteler, die unsere schöne, tiefe deutsche Literatur je mehr und mehr zu einem französischen Klatschsalon herabwürdigen muß. Nicht als ob wir ein Gegner gedruckter Correspondenzen und Memoiren

an sich wären, die wir im Gegentheil unter Umständen in ihrer hohen Wichtigkeit für die Geschichtsschreibung mit jedem Literaten willig anerkennen, wenn nur ihr Material ein wirklich Geschichtliches ist und der Herausgeber oder Verfasser in einer Stellung war, wichtige Begebenheiten oder Persönlichkeiten an sich vorbeiziehen zu sehen oder mit ihnen in Verbindung zu treten, wie es hundert Hoch- und Niedriggestellten in Frankreich seit Ludwig XIV. vergönnt war, die Kabinets des weltgeschichtlichen Lebens in der Nähe, oft selbst im Schloßkabinets und Boubois spinnen zu sehen. Als eine reine Curiosität muß es aber erscheinen, wenn in mehreren neueren deutschen Geschichtswerken, die wir hier nicht näher bezeichnen mögen, die für die Geschichte der Gegenwart indifferente Persönlichkeiten wenn auch immerhin in ihrem Kreise noch so tüchtiger Geschichtskritiker und ihrer Erlebnisse, Besuche, Diners, Conversations des Breiten erzählt, zwölf ei Lische gefessen u. s. w., so daß man in der That über die Redaction wundern könnte, ob man sich mehr als ein geschichtliches Element sieht, oder ob man zu vermeidende Unzucht an sich: gefällige Kreiden, jedes u. s. w. lichen Markte ausgeplaudert: reist diese ungeschichtliche Tendenz in Correspondenz-Literatur der neuesten Zeit hervor. Wer kann den Goethe'schen Briefwechsel, wer die vielbesprochenen Klopstock'schen ohne Entrüstung lesen? Welches gebildeten Volkes Bitte recht fertigt es, wenn die Herausgeber dieser und ähnlicher Briefwechsel, um den abgestumpften Gaumen eines lesehungrigen Publicums einen flüchtigen Augenblick zu fesseln — denn einen dauerndern Erfolg erwartet man doch wol nicht — um den wohlfeilen Ruhm zu ernten, mit einem pikanten Wuche hervorgetreten sein, wenn die Herausgeber das Leben und Treiben bekannter und unbekannter Personen bis in deren innerstes Familienleben hinein, ja ihre körperlichen Bedürfnisse selbst vor dem großen Publicum aufdecken? In der Gesellschaft weicht und flieht man dergleichen indiscrete Schwärzer, und auf dem großen Markte des öffentlichen Lebens sollte man sie meiden? Das Briefgeschwätz ist für alle Seiten ein gehelligtes gewesen, und selbst wo die Politik es zu verlegen gebot, hat sich der Klatschhabe in die Heimlichkeit der „schwarzen Cabinetts“ flüchten müssen. Und jene modernen Correspondenzeditoren scheuen sich nicht, ihre „schwarzen Cabinetts“ in der Druckerei ihres Verlegers aufzuschlagen? Auf nicht Jeder, der in Kunst, Wissenschaft, Staat, ja im geselligen Leben eine nur irgend hervorzuhebbare Stellung einnimmt, Anstand nehmen, die Feder zu einem Briefe zu ergreifen, wenn er besorgen muß, daß dieser Brief in Jahr und Tag — und obenin wol mit den, den Plänen des Herausgebers dienenden Auslassungen und Zusätzen — einige Seiten Druckmanuscript zu dem „Briefwechsel“ geben werde? Haben nicht Goethe und Zeller sich ihre Briefe in der ohne Ehem eingestanden Absicht geschrieben, um sie nach ihrem Tode dem Publicum zum Besten zu geben, ja sind nicht diese Briefe so gar Gegenstand eines Eigats geworden? Wir wollen nicht einen Augenblick das Interesse der Persönlichkeit — wir sagen nicht Goethe's — aber selbst eines Zeller, einer Klopstock in Abrede stellen; aber wer gibt den Briefwechselsteler, wer den spätern Herausgebern ihrer Briefe das Recht, lebende Bekannte und Unbekannte auf den Markt zu schleppen und sie dem Publicum mit allen ihren belästigenden Bemerkungen vorzuliegen? Und wo ist der Schutz gegen solche arrogante Eindringlichkeit, wenn nicht in der allgemeinen Mißbilligung aller jener Gebildeten, die in der Welt noch etwas Höheres anerkennen als die Buchmacherei. Die Geselligkeit, die ohnedies in Deutschland gegen Frankreich, England und Italien noch in der Kindheit ist, muß den Lebensstos bekommen, wenn man nicht mehr wagen darf, vor einem Duzend Bräuten ein freies, heiteres, auch einmal ein breites, ein unüberlegtes Wort zu sprechen, viel oder wenig Zucker zum Thee zu nehmen, sich die Nase zu schmecken, mit einem ja oder nein oder zu wenig modischen Rock zu erscheinen,

ohne befürchten zu müssen, daß irgend ein Anwesender nur auf das Zubauseingekommen sein wartet, um sogleich wieder sein Manuscript mit einigen Seiten zu vermehren. Kein wahrer Freund des Gedankenaustausches und geselligen Miteinanders lebend kann diesem Unfuge ohne Aufregung zusehen, und es dürfte für eine, dem geistigen Verkehr gewidmete Zeitschrift wie d. Bl. an der rechten Stelle gewesen sein, einmal dagegen die Stimme erhoben und ein anderes Wort darüber gesprochen zu haben, als man es bei dem, namentlich in Norddeutschland jetzt so sichtlich hervortretenden Cliquengröß in den literarischen Zeitschriften und dem gegenseitigen Verehren und Bewundern zuvernehmen gewohnt ist.

70.

Mancherlei.

Erasmus von Rotterdam, auf den jetzt die Römischkatholischen sich gern berufen, stand zwar nicht äbel mit dem römischen Hofe; trotz des Verbots seiner „Colloquia“, weil er Unterwerfung bezeugte, auch bei den Großen beliebt war; aber dennoch verfolgten ihn viele Theologen und die Mönche. Rutilius Alexander, früher in Venedig sein Freund und mit ihm zusammenwohnend, zerfiel später mit ihm, da er ihn für einen Irger hielt, und Erasmus beklagt sich darüber in Briefen. In Köln sahen sich darauf Beide mit großer Höflichkeit, entschuldigten sich gegenseitig, schieden als gute Freunde mit Umarmungen, versprachen sich, in gutem Verständniß zu bleiben. Weil darauf war Reichstag in Worms, und Erasmus erfuhr, daß Alexander ihm schlechte Dienste beim Kaiser leiste. Als Erasmus in einem Briefe sich darüber beschwerte, entgegnete Alexander, das sei erlogen, und Beide sahen sich später zu Brüssel und Löwen. Dennoch gab Alexander eine Schrift heraus, worin gedruckt stand: es sei zum Erkennen, daß man Erasmus, den Urheber aller Unruhen in Europa und auch des Bauernaufstandes, leben lasse. Nun fährt Erasmus auf, warft ihm jüdische Abstammung vor, nennt ihn einen Hasen, einen Narren in geistlicher Kleidung. Alexander beschwert sich darüber, als ob er gar keine Veranlassung dazu gegeben; Erasmus schreibt ihm zurück, daß er zur Versöhnung bereit sei, die jedoch nicht zu Stande kam. (S. „Leben des Erasmus“, von Burigny, übersetzt von Henke, Band 2, S. 215 fg.)

Das ist schlimmes geistliches Wesen. Freundschaft vor Augen, feindselig hinterhältig; kein Herz darin, wie auch die Worte lauten; eigener Ruhm und Vortheil die einzigen Hebel, und sobald diese nicht aneinander knüpfen, gar kein Gemüthsband. Mit Rechtgläubigkeit und Dogma, an denen ihnen vielleicht nichts liegt, oder in welche sie blind hineingerannt, wird Alles überkleistert. Das Eine gilt von den Gelehrten, das Andere von den Dummen; Pfliffigkeit und Fanatismus gehen die beiden Hauptzweige, und ihre gemeinschaftliche Wurzel ist Heuchelei. Selten werden Geistliche, zumal römischkatholische, von diesem Verhängniß ihres Standes keine Spuren tragen.

Nach Marc Aurel ist „die Welt eine Veränderung, das Leben eine Meinung“. Alle Meinung ist Voraussetzung, wodurch wir ein Mannichfaltiges aus der vorausgesetzten Einheit überblicken oder ableiten. Menschliches Leben und Denken bewegt sich daher in Meinungen, und das Wahre derselben ist dadurch erkennbar, daß sich ein Mannichfaltiges leicht der vorausgesetzten Einheit unterordnet. Diejenigen, welche eine einzige wahre Philosophie suchen, wollen die Eine Voraussetzung finden, in welcher jegliches Andere enthalten sein muß und der sich alles Andere unterordnet. Bequem ist die Sache abgethan, wenn man das All dazu wählt, denn im All der Dinge sind alle Dinge vorausgesetzt, im All des Lebens jegliches Leben u. s. w. Eben darum ist nichts dadurch ausgesagt, sondern bloß Eins und Dasselbe genannt. Jede Einsicht fordert bestimmte Voraussetzung, also jede Reihe von Dingen oder Begebenheiten die

ihre; daraus erwächst eine Reihe von Meinungen, in denen das geistige Leben sich bewegt. Zugleich bestimmt diese Reihe das Bild, unter welchem wir die Dinge und das Leben zur Erkenntniß bringen. Auf Voraussetzungen, Meinungen, Bildern beruht der Charakter alles Philosophirens, auch Freundschaft, Liebe, Genuß jeglicher Art. Fester, entschiedene Voraussetzung ist Glaube.

Der Ursprung der Mystik liegt tief im menschlichen Geiste und so zeigt sich daher in allen Zeitaltern. Sie verkehrt gern mit unbestimmten Gefühlen, Worten, Bildern. Theologische Mystik wendet sich ab vom bestimmten Kirchensystem und überläßt sich einer religiösen Schwärmerie (Mystik mit Phantasie vermischt). Philosophische Mystik liebt ein Hin und Her der Begriffe, welches von der Phantasie bewegt wird, und hat dabei einen innern Gang zum Kirchenthum und zur Kirchenherrschaft, als etwas Festem. Theologische und philosophische Mystik — aus dem Festen ins Unfeste und aus diesem in jenes strebend — begegnen sich beide in der Mitte.

7.

Bibliographie.

d'Arlinecourt's historische Romane. Deutsch von P. Gauger. 1ster Band. Die Fremde. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Freib. 6 Gr.

Belant, H. G. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Theile. 8. Leipzig, A. Laubert jun. 4 Thlr. 12 Gr.

Binder, G., Der Pietismus und die moderne Bildung. Sendschreiben an den Herrn Herausgeber des Christendoten. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 15 Gr.

Der Erzbischof von Köln in Opposition mit dem preussischen Staatsoberhaupt, oder neuestes Beispiel der offenen Auflehnung und starren Reaction wider die Kirchenherrschaft der Staatsregierung, mit Rückblicken auf die vielfach vereinigten revolutionären Umtriebe, mit zeitgemäßen Erinnerungen an das Corpus Evangelicorum etc. Von dem Herausgeber des Canonischen Wächters. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein auffallendes Factum zur gerechten Beurtheilung der Verfassungsweise des Herrn Erzbischofs Clemens August gegen die Geistlichen der kölnischen Diözese. Nach den vollständigen Akten mitgetheilt von einem wahrheitsliebenden Katholiken. Gr. 8. Bonn, Weber. 8 Gr.

Feller, A., Der Schleichhändler. 2 Bände. 8. Altenburg, Pöcher. 2 Thlr. 16 Gr.

Jacob, P. E., Der Mann mit der eisernen Maske. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Krause's, K. Chr. F., handschriftlicher Nachlass. 1ste Abth., 2te Reihe: Synthetische Philosophie. Anfangsgründe der allgemeinen Theorie der Musik nach Grundsätzen der Wesenlehre von K. Chr. Fr. Krause. Für Gebildete aus allen Ständen, besonders für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von F. Strauss. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 4 Gr.

Die sieben Göttinger Professoren nach ihren Leben und Wirken. Mit lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Braunschweig, Lucius. 9 Gr.

Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren. Herausgegeben von Dahlmann. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 8 Gr.

Die Psalme. In einer Auswahl metrisch bearbeitet von Minna Witte. Gr. 12. Hannover, Helwing. 12 Gr.

Touchard - La fosse, Die Operndamen. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Lit. Museum. 3 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 99.

9. April 1838.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Erster Band. Hamburg, F. Perthes. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Aus Amerika erhielten wir zuerst Freundesmittheilungen über das Leben und Wesen Niebuhr's *); hier erscheinen mehre von Freunden, begleitet von einem kurzen Vorwort des Verlegers, dem Jeder leicht beistimmt: ein Biograph nämlich, wie er sein mußte, mit hinreichenden gelehrten und politischen Einsichten, um den vielseitigen bedeutenden Mann nach dem ganzen Umfange seiner Arbeiten und Verdienste sowie nach dem Reichthum seines Gesprächs und der Fülle seiner Persönlichkeit zu schildern und zu würdigen, sei lebhaft zu wünschen, aber schwer zu finden. Bis dahin ist eine Schilderung durch ihn selbst aus vorhandenen Briefen äußerst erwünscht, ja ein historisches Bedürfnis, weil im Laufe der Zeit solche Quellen für anschauliche Darstellung dessen, was Verstorbene gewesen, zu versiegen pflegen. Besser und ursprünglicher ist überhaupt vielleicht keine Lebenszeichnung als die eigne, und es läßt sich annehmen, durch das hier von Freunden zur Öffentlichkeit gelangte, in Verbindung mit seinen Geschichtswerken, sei der Mann für Mit- und Nachwelt hinreichend kennlich.

Niebuhr hatte alle Gaben, welche dem großen Historiker auszeichnen, zuvörderst ein außerordentliches tren auffassendes Gedächtniß für Allgemeines und Besonderes, für Sachen, Namen, Zahlen. Einst unterhielt sich mit ihm ein gelehrter Freund über verschiedene römische Schriftsteller, die er kurz zuvor gelesen. Niebuhr brachte im Gespräch zur Behauptung und Widerlegung so viel genaue Anführungen aus diesem und jenem Autor, daß der Freund ausrief: „Mit Ihnen ist gar nicht zu sprechen.“ Gleich Leibniz vergaß Niebuhr fast nie etwas, weder Gelesenes noch Gehörtes, Alles war ihm immer bis auf die kleinsten Notizungen gegenwärtig. Seine erste Frau und deren Schwester fragten ihn in Kopenhagen aus Scherz nach dem Register zu Gibbon über die unwichtigsten Dinge. Sie setzten dies eine geraume Zeit fort, bis sie darüber ermüdeten und die Hoffnung aufgaben, ihn irgendwo auf einer Unwissenheit zu ertappen, oder ihn zu überführen,

daß ihm die Kenntniß des vollständigen Zusammenhanges der Gegenstände ausgehe. Während der Befragung beschäftigte er sich schreibend mit einer andern leichten Arbeit (S. 346). Ebenso wenig fehlten ihm scharfsinnige Erwägung, reiche Combination, treffendes Urtheil, Fleiß, Gemüth, Empfänglichkeit für Großes und Edles und ein durch Lesung der Alten ausgebildeter Geschmack. Dennoch ist seine historische Darstellung wol nicht derjenigen der Griechen und Römer, oder den trefflichen Geschichtschreibern der Engländer, Italiener, Franzosen gleichzustellen. Sie ist ungleich, oft dunkel und schwerfällig, selbst nicht immer in den Ausdrücken gewählt genug und verkümmert dadurch den Genuß, die Freude und die Bewunderung.

Ein Werk wie Niebuhr's „Römische Geschichte“ ist einziges Art, voll Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Großartigkeit, zu ergänzen und zu berichtigen nur durch ihn selber; dessenungeachtet fehlt die Anschaulichkeit des über Sachen reichlich getadelten Livius, dessen classischer Vorgang für denselben Stoff vielleicht nothwendig den Nachfolger drücken mußte. Was N. indessen auch darin hätte erreichen können, zeigt mancher einzelne Abschnitt, unter Andern die Einflechtung von Reden in Weise des Livius bei Erzählung des Krieges mit Pyrrhus, den er seinen liebsten Helden nennt (S. 511). Im Allgemeinen ist mehr die Vorarbeit zur Geschichte der Römer für unsere Tage als die Geschichte selber geliefert; ein höchst schätzbarer Apparat, nicht dessen durchgängige Verarbeitung. Wäre das Ganze so gehalten und gerundet als die vortreffliche Lebensbeschreibung seines Vaters — welch ein Werk sonder Gleichen!

Bei so vielen seltenen historiographischen Vorzügen, ja eigentlich allen, die sich namhaft machen lassen, hat sich Ref. die Frage über den Grund des bei N. fühlbaren Mangels oft vorgelegt, und er kommt stets auf den einfachen Gedanken zurück, das Classische der Geschichtsschreibung bestehe in nichts Andern als in der vollendeten Herrschaft über den Stoff mit durchgebildeter, sich gleichbleibender Eigenthümlichkeit der Auffassung und des Vortrags. Was N. selbst hierüber bemerkt (S. 510), ist sehr wohl damit vereinbar: eine gewisse Ungleichheit nämlich entspringe aus der Abwechselung der Gegenstände, sei zu erkennen bei Thucydides, Demosthenes; Gleichförmigkeit sei die Farbe, welche der Schreibende anträgt, und wenn auch ein großer Schriftsteller den Gegenstand so beherrschen könne,

*) Hgl. Nr. 249 d. Bl. f. 1857.

daß er, ohne ihm etwas zu nehmen, in das Verschiedenartigste Einen Grundton bringe, wie es Tacitus in den „Annalen“, seiner letzten Schrift, gethan, so sei dies nicht unumgänglich nothwendig. Nur was geschieht, geschehe im vollen Bewußtsein der Herrschaft, mit ihrer sichtlich hervortretenden Macht, mit der vollen Klarheit einer den Gegenständen wie dem Schriftsteller angemessenen eigenthümlichen und doch abwechselnden Auffassung und Darstellung. Farbenharmonie eines Gemäldes ist weder Einfärbigkeit noch bunte Farbenverwirrung. Niemand soll sich vornehmen — was Johannes Müller wol gethan — zu schreiben wie Thucydides, Tacitus, oder wie Machiavelli und Davila; denn Jeder ist eine von diesen Männern verschiedene Persönlichkeit, hat eine andere Geschichte zu erzählen, oder wird bei demselben Stoff sie anders zu erzählen genöthigt. Große Sachkenntnis und Reichthum des Wissens sind hierbei nicht das allein Entscheidende, vielmehr können sie eine Beherrschung des Stoffes und eine feste Auffassung erschweren, gleichwie kleiner Besitz im engen Raume bequemer übersehbar ist als großer, und Armuth oft besser haushält als Reichthum. In diesem Sinne mochte Griechen und Römern die historische Kunstvollendung leichter sein als den Neuern, da ihnen weniger zu berichten oblag, und künftigen Geschlechtern muß sie immer schwerer werden, je mehr die Masse des Denkwürdigen sich vergrößert. N. klagt über den ungeheuren Umfang der Geschichte, über „die Schwierigkeit, das Erforderliche seinem Gedächtniß einzuprägen, die fast noch größere, einen ruhigen und richtigen Gesichtspunkt zu behaupten, die Mühseligkeit, interessante Bruchstücke aus zahllosen Büchern und Überbleibseln mit dem Bewußtsein der Unvollständigkeit zusammenzulesen, die widrige Arbeit, so viel Schlechtes durchzugehen, bis man endlich Alles so gereiht haben kann, daß es möglich ist, die Masse zu einer schönen Form zu bilden, welche vorbereitenden Schwierigkeiten fast Den überwältigen, der sie empfindet“ (S. 108), daher erkennt er selber einen Vorzug der Alten in solcher Beziehung. „Wir können unmöglich so hell sehen wie die Alten.“ Sogar einige rasche Leichtfertigkeit und gewaltsame Behandlung des Stoffes dürften deshalb äußere Vortheile gewinnen vor langsamer Gründlichkeit und behutsamer Durchforschung, in welchen letztern Eigenschaften sammt einer reichen, aber etwas ungefügigen Sprache deutsche Geschichtsschreiber ein Hemmendes zu überwinden haben und oft in ihrer Jugend untergehen. Jede Anklage darüber ist freilich auch Entschuldigung der Angeklagten. Schlimmer möchte es mit einem andern Vorwurf stehen — der N. durchaus nicht trifft —, daß die Deutschen gewissen metaphysischen, kirchlichen, politischen Modegedanken gern huldigen und dadurch das Selbständige, aus eigener Natur Entprossene der Auffassung und des gebieterischen Urtheils einbüßen. N. sagt von sich:

Wenn die Natur mit einige Gaben zutheilt, so war ihre beste ein richtiges und sehr schnelles Urtheil, eine fast nicht zu täuschende Leichtigkeit in Entdeckung des Falschen, Unrichtigen, Unwahren. Geneigt, jede achtungsvolle Meinung einzutauschen, stemmt sich mein Inneres gegen die Annahme eines fremden Urtheils über Menschen, und auf jeder Nachgiebigkeit der Art folgte eine bittere Erfahrung. (S. 105.)

Ist sonach seinen Werken das vollendet Classische der Form nicht zu Theil geworden, so wäre dies Geschick nur ein Untergang in der Jugend.

Ungemein zweckmäßig haben die Herausgeber gewisse Lebensabschnitte bezeichnet, ihr Eigenthümliches im Allgemeinen erzählt und dann Briefauszüge nach der Zeitfolge angereiht. Dadurch überseht sich das Ganze leicht und vergegenwärtigt sich dem Leser nach Hauptzügen und Nebenzügen.

Niebuhr ward geboren zu Kopenhagen den 27. August 1776; sein Vater war der bekannte Reisende Karsten Niebuhr, damals seit neun Jahren aus dem Orient zurückgekehrt und mit der Herausgabe seiner „Beschreibung von Arabien“ und seiner „Reise“ beschäftigt. Die Mutter, eine Tochter des Leibmedicus Blumenberg aus Thüringen, sprach mit ihrer Schwester gewöhnlich Dänisch, und so hörte der Knabe diese Sprache neben der deutschen. Schon 1778 ging der Vater als Landschreiber nach Melbör im Südbithmarfischen. Die Bewohner dieses Landes sind in frühern Zeiten durch Vertheidigung ihrer Freiheit berühmt und genießen mancher Vorrechte und einer selbständigen freien Communalverfassung. Baumlos ist die Gegend, entfernt von besuchten Straßen. Boje, der Herausgeber des „Deutschen Museums“, der als Landvogt nach Melbör gesetzt wurde, brachte durch seine literarischen Verbindungen, durch seine an neuern Werken reiche Bibliothek Mannichfaltigkeit in das einsame Leben und stand mit der N.'schen Familie in täglichem Verkehr.

Hier findet sich der Knabe gleichsam zwischen zwei Lebensrichtungen gestellt, zwischen die prosaische Weltanschauung des Vaters und die ästhetische und poetische des literarischen Freundes. Seit seinem fünften Jahre entwickelt sich nach einigen Fieberanfällen körperliche Schwäche und Reizbarkeit, die ihn oft auf dem Zimmer zurückhalten, an stille Beschäftigungen hinweisen und von lärmenden Knabenspielen abziehen; er hört gern des Vaters Erzählungen vom Orient, Geographisches, Geschichtliches derselben, auch von den Sitten und Gebräuchen. Daß die jugendliche Phantasie dadurch angeregt wurde und sich bei der Abgeschlossenheit des Daseins eine Traumwelt schuf, ist begreiflich; daß aber deswegen der Knabe ebenso viel Anlagen zum Dichter als Historiker gehabt, was Freunde wol meinten, folgt nicht ganz; denn die Leichtigkeit, mit welcher er behält und lernt, Sprachen auffaßt, Alles wissen will und ungehalten wird, wenn er es nicht weiß, scheint deutlich ein Übergewicht des Historischen zu bezeichnen; ohne Phantasie aber ist kein begabter Knabe, und den individuellen Unterschied bildet nur das verschiedene Maß und das Gegengewicht anderer Fähigkeiten, besonders des Auffassens von Worten und Sachen. Selbst daß Musik und Zeichnen (außer Karten und Wappen) ihn nicht anzieht, spricht für das Vorwalten historischer Richtung, obwohl auch Dichter nicht selten mit der Tonkunst in schlechtem Verkehr gestanden und sich gegen die Gaben derselben unempfindlich gezeigt. Als aber der Türkenkrieg (1787 oder 1788) ausbricht, ist der Knabe ganz erfüllt und redet davon in seinen Träumen. Was er sich bei seiner Localkenntnis der

Orte und Legenden darüber ausdachte, soll oft Bestätigung durch die Zeitungen gefunden haben, sowie er auch in den ersten Zeiten der französischen Revolution den Gang der Kriegereignisse, die Volksbewegungen, die Pläne der Revolutionsmänner, die Folgen der Regierungsmaßregeln mit verständiger Divination voraussah, die den großen Staatsmann Bernstorff in Erstaunen setzte. Fremde, welche Meisdorf besuchten, verlangten und erhielten von ihm geographische, statistische, historische Aufschlüsse.

Einem solchen Schüler ist der gewöhnliche Schulunterricht ungenügend; der Rector ertheilt ihm sonach Privatstunden, J. H. Voß fördert ihn bei öftern Besuchen durch Rath und Anleitung in seinen classischen Studien. Er ist unermüdet fleißig, Bücher fehlten nicht, er widmet nur wenige Stunden der Erholung und der Geselligkeit. Wenn er dennoch in spätern Jahren sich anklagte, daß er zu träge gewesen sei, so beweist dies, wie hochsinnige Menschen niemals ganz mit sich zufrieden sind, wozu die Fleißigen leicht gelangen. Mehr zu verwundern ist, daß die große Masse des Erlernten ihn nicht in völlige Verwirrung bringt, als daß er sich zuweilen dadurch gedrückt fühlt. Jünglinge von schwächerem Gedächtniß und minderm Fleiß sind vor solchem Übel gesichert.

Der Vater hält 1792 für dienlich, den Sohn zu seinem alten Freunde Büsch nach Hamburg zu senden; er will dadurch die zu eifrigen, der Gesundheit gefährlichen Studien unterbrechen, Menschenkenntniß und Umgangsitten befördern, neuere Sprachen geläufiger machen, Edelings Landkartenammlung benutzen lassen und zu einer möglichen diplomatischen Laufbahn vorbereiten. Der Sohn wird aufs freundlichste empfangen, fühlt sich aber unbehaglich in der fremden Welt, seine gelehrtten Kenntnisse und Gedanken passen wenig für Glieder einer Handlungsschule, das ganze Leben ist ihm zu geräuschvoll, er sehnt sich nach Hause, schreibt darüber mit Heftigkeit an seinen Vater, und dieser führt ihn ungern nach drei Monaten zurück. Die alten Studien werden fortgesetzt, besonders Sprachen erlernt, deren N. in spätern Jahren zwanzig inne hatte. Schon damals beschäftigten ihn bei den Gruellereien in Frankreich dieselben Sorgen über Rückschritte zur Verwilderung und Barbarei, welche die letzten Monate seines Lebens trübten.

Auf der Universität Kiel (Ostern 1794) ließ sich ähnliches Heimweh fürchten wie in Hamburg; aber da gab es gelehrte Männer, den Freund seines Vaters, Fensler, dann Hegewisch, Cramer, Reinhold, auch jüngere Gleichgesinnte wie Graf, Woltke, endlich die Schwiegertochter Fensler's, welche als Witwe seines frühgestorbenen Sohnes bei ihm lebte, Landsmännin und bald theuere Freundin N.'s, deren Schwester seine erste Frau und deren Nichte seine zweite Frau späterhin geworden.

Mit der Philosophie geräth er in ein eignes Verhältniß. Fichte hatte die Rechtmäßigkeit gewaltsamer Revolutionen behauptet und die Verbindlichkeit der Verträge gelehnet.

Seit ich dies erfahren habe — schreibt N. —, fange ich an zu fürchten, daß man die Geheimnisse der Philosophie, von der

ich Aufschlüsse und Antworten über das Allerwichtigste erwartete und hoffte, und noch immer erwarte und hoffe, zu den schrecklichsten Sophismen mißbraucht und wenigstens mit geschickter Hand mißbrauchen kann. Ich sehne mich nach meinen Allen — ich bilde mir nicht ein, daß ich je eigentlicher kritischer Philosoph werde — mit der Speculation endigt das Vergnügen des Philosophen — wer speculirt, um zu handeln, geht weiter, sagt Bolingbroke richtig. (S. 41 u. 42.)

Man entdeckt in diesen Äußerungen eine Schwachgläubigkeit für das philosophische Wissen, welche gemeinhin den Anfängern des Studiums nicht eigen zu sein pflegt und die Aneignung eines bestimmten Systems erschwert. Darum kommen Klagen:

Wäre Reinholden nur möglich, Alles, oder wenigstens nur Einiges mit einem Theile der Deutlichkeit in mir zu entwickeln, mit der er selbst Alles denkt, wie würde da sogar mein Scepticismus verschwinden! (S. 43.)

Dann hofft er wieder unter Leitung und Schutz der Philosophie bestimmte Einsicht von Dem, was wahr ist, fühlt, daß er einige Fortschritte macht, hält aber für seinen eigentlichen Beruf die Geschichte und will ihr vielleicht seine einst erworbenen philosophischen Kenntnisse dienlich machen, jedoch:

Alles hängt von der höhern Metaphysik ab; genügt sie nicht, so lasse ich vielleicht das eifrige Studium der Philosophie und gehe zu andern Wissenschaften. (S. 54.)

Wissenschaft, was man gewöhnlich Gelehrsamkeit nennt, das leidige Gedächtniswerk wird nie Gegenstand seiner Bestrebungen sein; Cultur des eignen Verstandes zum Selbstschaffen ist nöthig. Einsamkeit ist ihm wohlthätig, doch zuweilen drückend und traurig; er hält sich nicht zum Naturforscher, wie Hensler will, sondern zum eleganten Schriftsteller, Geschichtschreiber neuer und alter Zeit, zum Staatsmann, vielleicht Weltmann bestimmt; dabei wird ihm die Welt im gewöhnlichen Sinn immer fremder, die Geschichte immer lieber, so sehr, daß eifrige Geschichtslitterature seinem Eifer in der Philosophie schadet, da hingegen keine Philosophie der Neigung zur Geschichte schaden kann (S. 64). „Fichte zieht einen Graben und führt eine Koppel um das Feld der Philosophie auf“; N. hofft, es werde gehen. Zu den Einfällen, die ihn plagen, gehört, daß er meint, die Verstärkung des Gedächtnisses schade der Urtheilskraft, und sich vornimmt, es eingehen zu lassen.

Wir erblicken in diesen Bestrebungen und wechselnden Ansichten das Schwanken eines nach Wahrheit und Wissenschaft ringenden Gemüths, welches die eigne Haltung und Selbstständigkeit noch nicht gefunden hat, dadurch also nicht zu seiner Philosophie gelangt, die kein bloßes Lernen zu Stande bringt, und es ist zu bedauern, daß die Briefe aus der spätern Universitätszeit fehlen, welche in dem Brande des N.'schen Hauses zu Bonn (1830) zu Grunde gingen. Vielleicht würde sich aus ihnen des Nähern ergeben haben, wie der Kieler Studierende sich endlich zur Philosophie stellte, die anfangs störend und unbefriedigend in seinem Gedankenkreis eintrat; ihrer wird nach der Universitätszeit nicht weiter gedacht, und es muß daher zu irgend einem Abschluß gekommen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politische Novellen. I. — A. u. d. L.: Das Vermächtniß des Freundes. Der Organist oder Griechenland und Napoleon's Tod. Verberben durch Ehrenstruipel. Von Franz von Elsholz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr.

Diese Novellen, welche zum Theil vor mehreren Jahren schon vorgelegt und gern gelesen wurden, sollen aus einem fünfjährigen Zeitabschnitt (1820—25) historische Momente von großer moralischer Bedeutung gleichsam fassen. Sie sind gut geschrieben und doch anspruchslos gehalten. Eine gesunde, weder wichtige noch fesselnde Moral, abweichend von der Moral der romantisch-ironischen Geisterbeherrscher der Gegenwart, eine natürliche Psychologie ohne unförmliche romantische Verschönerungen; überhaupt eine Hinneigung zur Classicität ist in diesen Novellen unverkennbar. Sie sind aus Versehen des Setzers in einer andern Folge abgedruckt, als der Titel ankündigt. Dars über hätte der Herr Verfasser sich nicht zu ängstigen brauchen. „Verberben durch Ehrenstruipel“ möchte seinem Gehalt und seiner Ausführung nach als die beste dieser Novellen gelten. „Der Organist“ möchte ein wenig zu stark für den Gegenstand aufgetragen sein. Ein humoristischer Charakter der Art bedarf einer größern Hölle, oder müßte enger an sich gehalten sein. „Das Vermächtniß des Freundes“ ist sehr gut angelegt und in der Anlage vielleicht die gelungenste dieser Novellen; allein die Ausführung erfüllt nicht alle Bedingungen der Anlage. So z. B. ist die Nachschrift (S. 109) zum ersten Briefe ganz überflüssig; wer erwartet, daß die junge Gräfin bedeutend werden müsse. Genauges tritt zu unbedeutend ab. Die tragische Fälschung des Sangen hätte bestimmter motivirt werden sollen; das Ereigniß ist zu groß in der Geschichte, um so abgerissen Allen, die stilles Volk und Leben nicht kennen, verständiglich zu sein.

52.

Notiz.

Wie es mit den Reformen in der Türkei steht.

Hervé, dessen Reisen durch die Türkei und Griechenland kürzlich in London erschienen sind, erzählt, daß der bekannte Zahir Pascha sehr gern nicht nur Leute, die sein Mißfallen erregen, prügeln läßt, sondern eigenhändig schlägt. „Während ich mich in Konstantinopel aufhielt, belamen sämtliche Capitaine der Linienfahrtschiffe mit alleiniger Ausnahme von zweien die Bastonnade. Ein anderes Mal, als die Flotte in Gegenwart des Sultans einige Evolutionen machte, segelte ein Schiff, das in Amerika oder von Amerikanern gebaut war, schneller als alle übrigen und ließ auch das, welches Zahir Pascha beschlagnahmte, weit zurück. Flugs eilte dieser mit einem Knüttel an Bord desselben, warf den Capitain zu Boden und prügelte ihn, so lange er eine Hand rühren konnte. Solche Zurechtweisungen erhalten die Officiere gar nicht selten. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Türken es als ein Vorrecht in Anspruch nahmen, die Straßen von Christen rein fegen zu lassen. Einst waren einige gemeine Kerle frech genug, ein Paar angesehenen englischen Kaufleuten in Konstantinopel den Besen in die Hand zu brühen. Diese aber bellagten sich ohne Weiteres beim Sultan, der sogleich den Polizeimeister rufen ließ. Sobald dieser ins Zimmer trat, wurde er von zwei Reulenträgern auf die Erde geworfen, und es würde ihm gar übel ergangen sein, wenn nicht die Kaufleute Fürbitte beim Sultan eingelegt hätten. Dieser rief aus: „Pa, so seid ihr Franken alle: erst kommt ihr, um Klage zu führen, und wenn ich verbittertem Muthes nachgeben will, dann legt ihr euch aufs Bitten.“ Der eine Kaufmann bemerkte, der Polizeimeister sei ja gar nicht bei dem Unfuge gegenwärtig gewesen. „Das ist ganz gleich“, erbielt er zur Antwort; „es ist seine Pflicht, die Polizei so handhaben zu lassen, daß dergleichen gar nicht vorkommen kann

und darf. Wären alle seine Untergebenen auf ihrem Posten gewesen, so hätten jene Freuler auf der Stelle ihre Strafe erhalten.“ Er fügte hinzu, es sei in der Türkei Sitte, daß die obersten Beamten bestraft würden, wenn nicht Alles in Ordnung wäre. Die Könnten dann ihre Untergebenen gleichfalls bestrafen. In Ägypten wird eine ähnliche Praxis beobachtet. Einer meiner Freunde, erzählt Hervé weiter, reiste durch ein Dorf, und mehrere Knaben warfen mit Steinen nach ihm, von denen einer ihn traf. Mein Freund führte darüber Klage bei Ibrahim Pascha, und dieser ließ ohne Weiteres vier junge Leute aus jenem Dorfe durchprügeln. Es wurde nicht etwa gefragt, ob jene die Schuldigen waren, darauf kam auch nichts an, denn der Zweck war ja kein anderer, als daß dergleichen nicht wieder vorkommen sollte. Ibrahim sagte, er müsse so handeln, denn es wäre ein Schimpf für Ägypten, wenn in englischen Zeitungen zu lesen stände, daß Reisende ungestraft mit Steinen geworfen wären.

53.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

16. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Zwölft Bände. Achte Originalausgabe. Gr. 8. 1835—37. Subscriptionspreis auf Druckpapier 16 Thlr., Schreibpapier 24 Thlr., Wellpapier 36 Thlr.

Das Conversations-Lexikon ist nach längerer Zeit einmal wieder vollständig und noch im Subscriptionspreise zu haben. Auch ist es durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Wellpapier zu beziehen.

17. Ehrenbaum (J.), Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

18. Geyermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1825—32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Geh. 4 Thlr.

19. —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Geh. 4 Gr.

20. Eichthal (Gustave d'), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urvilart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Mit einer Karte.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

21. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—37. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Erster bis neunundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis vierzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von R. D. E. Meier und L. F. Kämp. Erster bis neunster Theil.

Jeder Theil im Prenumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Wellpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Wellpapier im größten Quartformat mit breiten Stögen (Probestrempeln) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigen Bedingungen gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 100.

10. April 1838.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Durch Hensler erging an ihn damals (1796) ein Antrag des dänischen Finanzministers, Grafen Schimmelmann, ob er nicht für einige Jahre die Stelle eines Privatsecretars bei ihm versehen wolle. Die Vortheile waren zu groß, um auszuschlagen, obwohl Niebuhr in späterer Zeit oft bedauerte, so früh aus dem stillen Studienleben in die große Welt versetzt worden zu sein, wodurch, wie er meinte, ungeachtet einzelnen Gewinnes, die vollständige, auf ein festes Ziel hinarbeitende Entwicklung sämtlicher Kräfte gehindert worden. Dagegen läßt sich streiten; denn ein Historiker braucht Anschauung von Welt- und Staatsverhältnissen. Schimmelmann schenkte ihm bald Wohlwollen und Vertrauen, sprach mit ihm über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, er fand sich im Kreise der geistvollsten und gebildetesten Einheimischen und Fremden, hörte Nachrichten aus allen Welttheilen und hatte bloß den Ueberfluß des Guten zu fürchten. Bald darauf ward er zugleich Secretair bei der königlichen Bibliothek mit der Aussicht auf eine Reise, auch kamen Anträge zu einer gelehrten Thätigkeit aus Paris. Ihm hingegen schwebte eine Lehrstelle in Kiel vor Augen, er gewann dort bei einem Besuche seine Braut; sein außerordentlicher Fleiß stand mit den körperlichen Kräften nicht im angemessenen Verhältniß. Daher entdeckt sich eine trübe Stimmung während des zweijährigen kopenhagener Aufenthalts; er glaubte in seiner Naturentwicklung gehindert zu sein, sich dem bloßen Hinnehmen des Gegebenen auf Kosten eigener Gedanken zu sehr überlassen zu haben, er sei mehr ein bloßer Spiegel als ein Licht. Ihm ward klar, „daß ohne feste Gleichförmigkeit in sich selber, ungeachtet alles schönen Scheins, Keiner glücklich sein noch machen kann“. Es heißt in den Briefen nach Holstein:

Ich arbeite zweckmäßig an der römischen Geschichte, es erwacht der alte Wunsch der Kindheit, diesen klassischen Boden zu betreten, ich lese kaum Anderes als alte Autoren.

In Paris, bemerkt er dann weiter, könne sein Geist vergehen unter dem Gewicht von Geschäften, interessantem Um- und Rißiggang, fast ohne es in dauernden und festen Einsichten weiter gebracht zu haben. Die Revolution glaube er

schon jetzt richtig zu beurtheilen und berufe sich auf den Erfolg, der oft seinen Voraussagungen entsprochen. Wie könne er seine Arbeiten in Geschichte und Literatur fortführen, die nothwendig seien, um einmal ein geachteter und nützlicher Gelehrter, immer aber ein zufriedener und glücklicher Mensch zu werden?

Er will Alles, was uns aus dem Alterthum geblieben ist, wenigstens einmal, das Wichtigste mehrmal mit angestrigelter Aufmerksamkeit lesen, sich jedes Zeitalter vertraut machen, die Grammatik der Sprachen genau inne haben, auch Philosophie, und mehr noch als diese, Methode im Denken, Schreiben und Arbeiten, Kunst des Schreibens; dann vielleicht Frankreich, England, die Schweiz und Italien besuchen. Nur unermüdlischen Eifer und stete Thätigkeit! Aber das Loos des Gelehrten, der in Büchern arbeitet, ist mühselig, er fährt immer am Rande der Pedanterie, muß Honig aus Wermuth ziehen; nur tröstet ihn selber sein Talent, das er neben dem Gedächtniß und sogar als Ursache desselben sich zuschreiben darf, sowie sein schneller und richtiger Blick, der fast ohne Ausnahme sogleich die echten Züge der Sache entdeckt. Wie tief aber empfindet man in gewissen Lagen die Nichtigkeit unsers Denkens und Wissens! Es ist in Stunden der Wehmuth, in denen ein Bedürfniß und tiefes Verlangen nach einer Weisheit und einem Wissen sich kundgibt, dessen Gegenstand sowie sein Umfang und seine Klarheit das irdische Maß unserer Weisheit und unsers Wissens übertrifft. Er klagt zugleich über Unfähigkeit und Unlust zu arbeitsamen Beschäftigungen, über ein Spiel mit willkürlichen Vorstellungen, wobei man die Herrschaft seiner selbst verliert. Hatte er Grund zu solchen Klagen? Die Herausgeber verneinen dies mit Recht; aber hochgestellte Forderungen bringen Schmerz, und das kleine Menschenleben sinkt zusammen vor der Größe des Himmels über ihm.

Von der Mitte 1798 bis zum Herbst 1799 finden wir den unablässig strebenden jungen Mann auf einer Reise nach England, in London und Edinburg. Zweck der Reise war Fortsetzung und Ergänzung seiner Studien, körperliche und geistige Stärkung, größere Gemeinschaft mit der wirklichen Welt. Er äußerte später selbst, die Absicht sei erreicht worden, sein Aufenthalt in England sei ihm eine Schule praktischer Bildung, genauerer Beobachtung und größerer Theilnahme am bürgerlichen und tag-

lichen Leben gewesen. Die Aufnahme in England war durch bedeutende Empfehlungen und das große Ansehen seines als Reisenden bekannten Vaters allenthalben freundlich. N. bezieht stets eine große Vorliebe für die Engländer, für die Consequenz ihrer Charaktere, ihre im Allgemeinen strenge Rechtschaffenheit und große Zuverlässigkeit. Mit Schönborn, der bei der dänischen Gesandtschaft in London angestellt war und von Allen, die ihn kannten, hochgeschätzt wurde, schließt sich ein näheres freundschaftliches Verhältniß; N. nennt ihn „sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen fast bis zum Unfeinen, von sehr tiefer Philosophie, ausgebreiteter Kenntniß der Alten, einen außerordentlich starken Kopf; aber zu träge und auffahrend gegen Widerspruch“. Mit Andern macht sich weniger Verbindung, weil sie theils etwas zurückhaltend, theils stark beschäftigt sind, theils auf dem Lande leben. In Edinburg findet er einen alten Freund seines Vaters, den dieser in Bombay gekannt, den ehrwürdigen Greis Francis Scott und dessen Familie, der ihn mit Führung und väterlichen Ermahnungen empfängt. Andere Bekanntschaften, besonders mit jungen Männern, haben weniger Anziehendes; N. vermißt bei diesen Wärme und sucht in einer daraus entspringenden Leere den Grund ihrer durchgehenden Zügellosigkeit. Frauenzimmer kennt er nicht, oder findet sie unbedeutend, sowie überhaupt wenige Männer einen Begriff davon haben, daß ihre Unterhaltung eine Erholung und angenehm sein könne; kommt die Jugend beider Geschlechter zusammen, so besteht das Vergnügen ihres Verkehrs in Schäkern, Tanzen und Jubeln, recht nach dem Geschmack und Bedürfniß eines tollen Leichtsinns. Manche Vorlesungen sind vortrefflich, andere entsprechen nicht dem Ruf der Lehrer, der Umgang mit diesen ist unwichtig, steif, oder wunderbarlich, oder schwer zu gewinnen. So verfließt die Zeit ziemlich gleichförmig und einfach, ohne viel Zeitverlust in Gesellschaften, aber nicht ganz ohne Perioden der Ermattung und Abspannung.

Welleicht hatte auf diesen Zustand des jungen Deutschen Einfluß, daß die deutsche Literatur damals in Schottland sehr unvollkommen gekannt wurde, aber desto mehr die französische, wie man denn von Kant's Philosophie verworrene Vorstellungen zum Krankmachen hatte und die widerlichen Sophistereien von Frankreich vor dreißig Jahren und mehr sich aneignete.

Ich hoffte irgendwo einen großen Genius zu finden, dessen Gegenwart, dessen Freundschaft, was in mir vielleicht ihm Verwandtes sein möchte, beleben könnte; eines solchen Schattens habe ich nicht angetroffen. Scott, der Hume sehr gut kannte, sagt, er sei gewiß, wenn dieser große Mann noch lebte, er würde mein Freund gewesen sein. Ach, aber wie lange ist er nicht mehr! Und Niemand ist in diesem Lande, der ihm ähnlich wäre. (S. 226.)

So ist denn am Ende Vieles eingesammelt, die Neugierde gestillt, die Unwissenheit des gemeinen Lebens gehellt, und es erwacht desto lebhafter der Wunsch zur Verarbeitung im Denken (S. 260).

Gewinn des Aufenthalts in England und Schottland war größere Heiterkeit, Männlichkeit, Vertrauen auf eigene Kraft, Vermeidung des Überspannens derselben, gleichförmigere

Stimmung und Thätigkeit, wodurch N. an Schwung des Geistes verloren und eine gewisse Genialität eingebüßt zu haben meinte, die Freunde aber für sein inneres Glück und seine äußere Laufbahn erfreut sein mußten. Bald darauf wird er in Kopenhagen zum Assessor im Commerzcollegium für das ostindische Bureau und zum Secrétaire und Comptoirchef bei der permanenten Commission für die Barbareskenangelegenheiten ernannt (Mai 1800), mit einem Gehalt, der zwar nicht groß, aber hinreichend war für seine Wünsche und für ein stilles zurückgezogenes Leben, wie er und seine Amalie zu führen sich vorgesetzt hatten.

Nach seiner Heirath fühlt er sich höchst glücklich: „Amaliens himmlisches Wesen und ihre überirdische Liebe“ tragen ihn von der Erde empor und trennen ihn gewissermaßen von diesem Leben; „Glück ist ein armes Wort, nenne es besser!“ (S. 273.) Die Geschäfte, selbst die verwickeltesten, werden ihm leicht, und er bringt sie in kurzer Zeit zu Ende. Bald ist er vom Secrétaire zum Director emporgekliegen. Die Anstellung eines jungen Mannes von Geburt bei einer Finanzstelle, welche man beabsichtigte, kränkte ihn, weil er nach seiner Amtsstellung nähere Ansprüche zu haben glaubte und man ihm auch früher ungefragt dieselbe versprochen oder doch bestimmt bezeichnet hatte. Nun kamen Anträge aus Preußen zum Mitdirector der ersten Bank und bei der Seehandlung, welche von lästigen Detailarbeiten befreiten, wogegen man ihm damals nichts Ähnliches in Kopenhagen anbieten konnte. Er ging und verließ mit schwerem Herzen das Vaterland (1806). Er schreibt:

Alle, die erfuhren, daß wir Kopenhagen verließen, äußerten ihr Bedauern auf rührende Weise, Mehrere mit Thränen; ich kann mit Zuversicht erwarten, daß mein Ruf in Andenken bleiben und mein Name geachtet sein wird. Ich kann mir nicht einreden, daß diese allgemeine Liebe und Herzlichkeit mir in Berlin ersetzt werde. (S. 318.)

Niebuhrs kamen nach Berlin wenige Tage vor der Schlacht bei Jena und Auerstädt, mußten sogleich mit der Behörde fliehen, zuerst nach Stettin, dann nach Danzig, Königsberg, Memel. Hier ward N. von der preussischen Regierung in die Geschäfte des Verpflegungswesens hineingezogen und beschäftigte sich in müßigen Stunden mit der russischen und den übrigen slavischen Sprachen. Im Frühjahr ward er unter Hardenberg ins Hauptquartier Bartenstein gezogen, die Frau blieb, an einem langwierigen Fieber leidend, in Memel. Nach der Schlacht von Friedland (14. Mai 1807) gingen die Kassen nach Riga, den Beamten ward freigestellt, zu bleiben oder sich einzuschiffen. N. wollte das Letztere, weil er keine Möglichkeit mehr sah, dem unglücklichen Lande zu nützen. Hardenberg's dringende Bitten hielten ihn und er folgte den Kassen nach Riga. Bald darauf Waffenstillstand und Friede, kein erfolgreicher Widerstand möglich, Hardenberg entfernt von den Geschäften, welche rücksichtlich der Finanzen und des Verpflegungsgegeschäfts unter N. und Andere vertheilt wurden. Er erwartet wenig Erfolg von der Vertheilung, wünscht entlassen zu werden, bleibt auf die besondern Vertrauen ausdrückenden Wünsche des Königs, hofft Wieder-

eintritt des Hrn. v. Stein ins Ministerium, der im Herbst geschieht. Man bedurfte vor Allem Geld, um die Forderungen der französischen Regierung zu decken. N. muß nach Holland wegen einer Geldanleihe; diese kommt fürs Erste nicht zu Stande, und er willt in Hamburg und Holstein. Hierauf folgt wieder eine feste Anstellung, ein Dienst; allein der damals entworfene Finanzplan zur Tilgung der Contribution und der Staatsschulden scheint N. so verderblich, und er kann darüber so wenig mit Hardenberg als Andern sich vereinigen, daß er eine Anstellung an der zu eröffnenden Universität Berlin nachsucht. Hardenberg läßt ihn zum Historiographen an Joh. Müller's Stelle ernennen, mit dem Zusatz, daß er dem Minister und dem Finanzministerium mit Rath und Gutachten auf Erfodern zur Hand gehen werde. Dies Verhältniß zu Hardenberg hörte später fast ganz auf, nachdem N. eine Vorstellung gegen einen v. Hardenberg gebilligten Finanzplan direct an den König eingesandt hatte. N. bezeugte, er habe nach seinem Gewissen und seiner besten Einsicht nicht anders handeln gekonnt; er äußerte überhaupt mit derselben Offenheit, womit er seinen Tadel aussprach, auch seine Empfindlichkeit über wirkliche oder vermeintliche Kränkungen, oder verletzte Ansprüche auf Liebe und Anerkennung. Viele haben ihn daher für stolz und anspruchsvoll gehalten; aber Viele sind auch in solchem Urtheil zu rasch und ungerecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romaneliteratur.

1. Novellen und Erzählungen von E. Brinckmeier. Braunschweig, Meyer sen. 1837. 8. 1 Hft. 6 Gr.

Novellen und Erzählungen, wie ihrer Hunderte geschrieben werden, würden wir sagen, wenn nicht „Das stille Schloß“ und „Der Eassträger“ sich dadurch vor Hunderten auszeichnen, daß es unmöglich ist, den geringsten Sinn in ihre Fabel zu bringen; uns wenigstens gelang dies auch bei einer zweiten Lectüre nicht. „Die Witwe“ ist eine ziemlich unwahrscheinliche Anekdote, welche uns die Erzählung nicht näher bringt: ein Enkel will seine Großmutter heirathen, von der er nicht weiß, daß sie's ist; aber daß er es nicht weiß, ist eben sehr unwahrscheinlich und unmotiviert. „Die Rose von Andalusien“ gibt eine kalte, auf Steilen gehende Allegorie. „Der alte Emmeran“ die Geschichte eines Vaters und Sohns, die bei einer Schmuggleraffäre in Kampf gerathen, ward vermuthlich aus irgend einer Zeitung entlehnt und blante Dem ein interessanter Stoff werden, der ihm individuelles Leben einzuhängen verstände, aber daran fehlt es hier überall. Die Ostseebewohner der frühesten Jahrhunderte reden im „Parab“ wie die Mauren in der „Einbaraja“; sie sind eben alle nur Novellenbewohner. Die einzige Geschichte, welche Eigenthümlichkeit hat, ist die irische, „Helene“; aber sie hat deren wieder so viel, daß wir darauf schwören möchten, sie sei aus dem Englischen überfetzt.

2. Chlorinde. Nach dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Focke. 1837. 8. 2 Hft. 6 Gr.

Unsern jetzigen Übersetzern beliebt es in der Regel, ihren Archeten statt des guten alten: „aus dem — überfetzt“, „nach dem —“ vorzusetzen, wobei es dem Leser überlassen bleibt, sich das Gegebene als eine Bearbeitung des fremden Originals, oder ganz simpel als seine Übersetzung vorzustellen, oder auch anzunehmen, daß ein fremdes Werk nur die ursprüngliche Idee zu dem vorliegenden gab, sein Anlaß ward. Dieser neuen Mode bemächtigt sich F. Tarnow, uns ein Räthsel aufzugeben. Aus

dem Französischen überfetzt ist dies Buch auf keinen Fall, denn es ist durch und durch deutsch und schildert deutsche Zustände auf eine Weise, wie ein Franzose sie weder kennen noch auffassen kann, ja, wir glauben, daß ein französisches Werk auch nicht einmal der Anlaß dazu werden konnte. Wäre es eine Arbeit der Verf., warum verbürge sie sich hinter jenem französischen, wiewol namenlosen Schilde, da sie doch schon so Vieles unter ihrem eignen Namen lieferte? Auch können wir dies kaum glauben, da das Buch, offenerzig gesagt, mehr gibt, als wir ihr — bis jetzt wenigstens — zutrauten. Welcher Mann aber würde auf den Gedanken kommen, sich unter ihrem Namen zu verstecken? Es wäre also vielleicht eine andere Dame, wofür allerdings Vieles spricht; es widerspricht ihm aber eine Stärke des philosophischen Raisonnements, eine Klarheit des Blicks in die Zustände der Zeit und eine Kenntniß derselben, wie wir sie kaum bei einer Dame überhaupt, geschweige denn einer jungen Dame suchen, und eine ältere hätte sich mit so selbständigem Geiste wol längst schon den eignen schriftstellerischen Ruf gemacht. Auch scheint der Roman fast nur ein Behittel, gewisse Zustände unserer Jugend, unserer Zeit, die Gründe ihrer Zerissenheit, das Leid und das Unbehagen der Gegenwart auf geistreiche und verständige Art zu besprechen, und vorzüglich in dieser Beziehung dürfen wir ihn dem lesenden Publicum empfehlen. Die Fabel des Buchs hingegen zeigt sich wieder ganz als Damenarbeit, indem hier das negative Princip der Thätigkeit, wenn man uns diesen paradoxen Ausdruck gestattet, durchaus vorwaltet. Indessen begegnet uns hier auch eine überraschende neue Wendung. Die ältere und später geliebte Chlorinde bemächtigt sich in entscheidender Stunde einer Zugenberinnerung Emil's, um ihn glauben zu machen, sie sei seine Mutter, und ihn dadurch seiner frühern Liebe, der Pflicht und sich selbst wiederzugeben. Es gelingt ihr, und von nun an wird sie sein Schutzengel, seine Retterin von jener Krankheit der Zeit und der Jugend, die auch ihn ergreift, bis sie, hinfertend unter ihren Anstrengungen, auf dem Todtenbette seine und Angelica's Hand vereint; Angelica's, welche sie selbst zu den gesteigerten Ansprüchen heranbildete, die der Held seit seinen Berührungen mit der Welt an die Geliebte macht. So nimmt sie ihr Geheimniß mit hinüber, und nur Angelica's älterer Bruder, der Chlorinden hoffnungslos liebt, erräth sie und vertraut es der Sterbenden. Über Chlorindens eigne, in fremden Ländern verlebte Jugend erfahren wir nur, daß sie eine Kette von Entfagungen und Täuschungen war, und vielleicht würde es natürlicher und menschlicher sein, wenn Chlorinde, statt nun abermals zu entfagen, sich jenen letzten Silberblick des Lebens mit stürmischer Gewalt eignete und der jungen Freundin sagte, ihr blühe noch eine reiche Zukunft, sie solle ihr das Legte und Einzige nicht rauben; auch müßte uns manches Unwahrscheinliche in der Erfindung nicht durch allgemeine Bemerkungen erklärt, sondern durch strenges Detail wahr und wirklich werden; indeß damit nehmen es Romanschreiber und vorzüglich Damen nicht so genau. Damen ist auch diese Unkörperlichkeit der Zustände und Gestalten, das Entfagen und jenes sogenannte Vergeistigen des Lebens eigen, durch das es meist zum Schattenbilde wird, welches weder die Zeit noch jenseit einen Boden hat. Einige Schreibfehler, wie „Kapsoden“, „Pyroglyphe“, weisen auch wieder auf die Dame hin. Jedenfalls begegnen wir hier einer gewandten Feder, einem edeln Gemüthe und vieler Kenntniß des menschlichen Lebens. Treten auch die Gestalten wenig in die Wirklichkeit, gebracht es auch der Farbe an Adressen, der Phantasie an Darstellungskraft, den Personen an vortretender Individualität, so werden dagegen ihre Seelenzustände mit erfahrener und feiner Hand entworfen. Das Bedeutendste sind jedoch, wie schon bemerkt, die Betrachtungen über Zeit und Gegenwart, die sich aus Emil's Zuständen entwickeln, und diese Betrachtungen erscheinen fast wie ein von fremder Feder eingeschaltetes, indem der an der Krankheit Leidende, der junge Mann selbst, darüber spricht wie ihr Arzt. So z. B.:

„Ein Volk, das einmal diesen Weg des Scepticismus“

und des Verhältnisses alles Alten betreten hat, lehrt nicht wieder um, und die Begierde nach Zertrümmerung ist vielleicht die unerfüllteste aller Begierden. An Stillstand ist bei ihr nicht zu denken, und leider muß man auch von der jetzigen Aufregung der Gemüther sagen, daß sie kein Ausruf, sondern eine Revolution ist. — Viel betrübender aber finde ich es noch, daß selbst die Dichter, diese geweihten Tröster aller Schmerzen, diese Lehrer des Volks, diese Theilnahmlosigkeit oft theilen. Aus den in diesen letzten Jahren erschienenen Briefwechseln von Forbener geht es klar hervor, daß das System einer vollkommenen Neutralität bei Goethe in seinen letzten Lebensjahren zu einer fixen Idee geworden war. Da wir Deutsche nun Alles zu einem Systeme verarbeiten, so hat man auch nicht verfehlt, diese Sinnesweise des großen Dichters vielfach zu erklären und als Norm aufzustellen; man hätte den Dichtern gern untersagen mögen, irgend ein menschliches Wesen warm und wahr, als zum Glück unsers Daseins unentbehrlich, zu lieben und in der eignen Brust Wunsch und Hoffnung, Schmerz und Sehnsucht zu empfinden; die Begeisterung für Liebe, Glaube und Vaterland war streng untersagt; der Dichter sollte alle diese Regungen beherrschen, statt sich ihnen hinzugeben. Die Philosophie begünstigte auch diese Ansprüche. Führt man die Lehre vom Absoluten auf ihre einfachen Bestandtheile zurück, so erfährt man, daß Gott seit Millionen Jahren in einem gewissen Halbchlummer, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, hindämmerte, bis Moses und Christus ihn aus dieser Betäubung weckten, in die er aber wieder, und zwar tiefer denn je, versank. Mit Ausnahme einiger unbedeutenden Träume dämmerte er so hin bis 1804. Im Anfang dieses Jahres hatte Gott noch nicht das geringste Bewußtsein von Dem, was er war oder sein konnte, doch gegen den Herbst hin lernte er sich selbst in der Person und im Bewußtsein des Hrn. Prof. Hegel kennen. Diese im Dasein Gottes so wichtige Episode ging nahe bei Baireuth den 25. Dec. Nachmittags um 4 Uhr vor. Von diesem Augenblicke an ward der Ewige seines Daseins inne und gab jeden Zweifel an seine eigne Existenz auf. Später wurde er zum Professor an der Berliner Universität ernannt, und von diesem Zeitpunkt an war ihm seine Zukunft gesichert.

„So lange noch Begeisterung mit der Philosophie verschwimmt war — Fichte, Jacobi, Schelling sind ebenso wol Seher als Philosophen —, war auch der Pantheismus, der dieser neuen Lehre zum Grunde lag, religiös und seelenbelebend, jetzt aber ist die Abstraction zum Handwerk geworden und die Lehre vom Absoluten und Unendlichen ein Handelsartikel.“

Der Verf. fügt seiner geistreichen Verspottung des Pantheismus und aller Lehre, die dahinein schlägt, noch hinzu: „Die Idee des Pantheismus ist bei uns geistig so in Cast und Blut übergegangen wie bei den Franzosen — politisch die Idee der Gleichheit“, und leider hat er auf gewisse Weise recht; wir bräken uns damit, die Frage wäre aber, ob Jemand Das wirklich glaubt, mit dem er prahlt. Kann uns Das in Blut und Leben sein, dem unser einfachstes Gefühl unwiderstehlich widerspricht? Was haben wir am Ende anders als dieses Gefühl, die höchsten Fragen zu lösen? Was wäre ein Götterkörper, den die Welt ausmachtet? Dieser Gott hätte sich dann doch selbst wol seinen eignen Körper aneignen; wäre dies aber, wie könnte der Körper ein Theil seines Selbst sein? Indem er sein eignes Werk wäre, stiele der Begriff eines Körpers als Bestandtheil eines Wesens, wie wir ihn fassen müssen, dahin, und der Weltkörper wäre immer etwas außerhalb seines Schöpfers. Hätte er ihn aber nicht geschaffen diesen seinen Körper, wer schuf ihn denn? Doch immer ein Gott, und ein höherer. Oder wollen wir annehmen, der Weltkörper habe von Ewigkeit bestanden? Löst das eine Unbegreiflichkeit? Ist die Materie ewig, so kann es doch ihre Form nicht sein. Die Idee der Ewigkeit scheint uns in der Vergangenheit den Begriff von Zeit und Anfang logisch zu begründen und ihm zugleich zu widerspre-

chen; denn wo ein Anfang war, bleibt immer die Frage nach dem Früheren. In der Zukunft ist uns diese Idee fastlicher, sie mischt sich unsern unbegrenzten Begriffen von derselben natürlich bei, ja hier ist uns wieder der Begriff eines Endes ebenso unaussprechlich, wie es uns der eines Anfangs hinter uns ist. Das Ganze heißt Schweigen und Resignation in Demuth. Sobald wir aber aufhören, die Idee der Persönlichkeit mit der der höchsten Kraft zu verbinden, wird Alles Finsterniß und Nebel, noch dichter als zuvor; „nach seinem Bilde schuf er uns“; wir sind Persönlichkeiten, Individualitäten, und ein geheimes inneres Gefühl sagt uns, daß nur die individuelle geistige Kraft zu Schöpfen vermag. Zwar sehen wir in der Natur materielle Kräfte durch Zusammenstoß mit andern erzeugen, aber sie erzeugen nicht willkürlich, sondern nur nach einem höchsten Gesetz, und dieses Gesetz entsproß einem Gesetzgeber, nicht aber sich selbst; woher entsände sonst seine Harmonie mit allen andern Gesetzen? Eine schaffende geistige Potenz vermögen wir uns nur, wenn wir es wagen dürfen, unsere armen Worte auf das Höchste anzuwenden, als Individuum, als Wesen zu denken; es ist eben die Eigenthümlichkeit der Materie, daß sie Masse ist, ein Sammelname; der Geist aber ist Wesen, ist Einheit, und nur das Individuelle im Geiste hat je zu schaffen vermocht.

3. König Mys von Sibirien, oder drei Jahre auf der Unversität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers von K. Stein. Erster Band. Gera, Scherbarth. 1838. 8. 3 Thlr.

Ein Kunstroman, welcher unter der humoristischen Hülle einer Studentengeschichte aufs kräftigste gegen das neuere Unwesen in der Musik zu Felde zieht. König Mys ist der Fürst der Harmonie und der Instrumentalmusik, der dem Heiden, einem Cantorssohn und theologischen Fuchs, im Resonanzboden seines Pianoforte als weißes Räuschen erscheint und durch seine Eingebungen das Talent, mit welchem die freigelegte Natur den Jüngling ausgestattet, entwickelt. Aber auch die Königin Cantu, Herrscherin des Gesanges, beglückt ihn durch ihre Gegenwart in seinen Träumen. Das zauberhafte Element des Romans tritt übrigens sehr wenig vor, ist weder störend noch auf Hoffmann'sche Weise grell, und es bleibt dem Leser überlassen, es sich als Träumerei des Heiden oder als wirkliches Ereigniß vorzustellen. Den Vordergrund der Erzählung bilden Studentenabenteuer, welche auf ergötliche Weise geschildert sind. Hier betätigt der Verfasser sein komisches Talent, einen vollkommen durchgebildeten, gelenkten Styl, und wiewol er den Studenten-ton durch das ganze Werk hin nicht aufgibt, in welchem er selbst als Statist figurirt, so wanken doch unsere jungen Herren von der Kaffee- und Bierhausliteratur sich hier ein Muster nehmen, wie man zugleich in einem Tone spricht und doch darüber zu stehen weiß. Die sentimentalen Partien der Erzählung sind die wenigst gelungenen, auch scheint ihnen der Verf. gar keine Wichtigkeit beizulegen und ihnen, uns eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, zugerufen zu haben: *Krim dich, oder friß mich*. Dagegen werden die komischen trotz einiger Übertreibung mit dem natürlichsten Humor und überraschender Wahrheit behandelt. Die Studenten sind sämmtlich gute Jungen, die man herzlich lieb gewinnen muß, und ein, jetzt leider altväterlicher Hauch von Unschuld weht durch das Buch. Man verspricht die Fortsetzung; wir fürchten, es möchte dem Verf. schwer werden, sich ohne Monotonie in den lustigen und engen Grenzen zu erhalten, die er sich gezogen.

88.

N o t i z.

Den neuesten von der Centraldirection der Statistik in Sicilien bekannt gemachten Angaben zufolge haben die letzten Zählungen eine Bevölkerung dieser bekanntlich nach ihren sieben Hauptthälern in ebenso viele Intendanten getheilten Insel von 1,943,366 Einwohnern ergeben, von denen 959,632 männlichen, 983,734 weiblichen Geschlechts sind.

29.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 101. —

11. April 1838.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Mit Eintritt in den Staatsdienst im Augenblick der größten Bedrängnisse der Monarchie, in Flucht vor dem Feinde, mit Erinnerung an eine verlorene friedlich geregelte Wirksamkeit, bei einem Gegensatz zur Denkweise einflußreicher Männer und zu ihren Plänen, bei kränklichem Zustande der Frau, bei nie verschwundener Neigung zur ruhigen gelehrten und schriftstellerischen Thätigkeit, muß uns die Lage Niebuhr's in dieser Zeit sehr betrübend erscheinen. Seine Briefe zeichnen das Einzelne. Er tröstet seine Ältern aus Stettin:

Über unser Schicksal müssen Sie nicht unruhig sein, ich werde immer unser nöthiges Auskommen finden und erwerben; sind alle glänzenden Aussichten verschwunden, die vor Kurzem vor uns zu liegen schienen, so würde ich als Gelehrter oder als Kaufmann fortkommen. Meine bürgerlichen Verhältnisse würden in glücklichen Zeiten sehr schön geworden sein, das ist Alles wol für immer dahin; aber das wird mich nicht grämen. Wäre es nur sonst anders!

In Königsberg thut es ihm wohl, beschäftigt zu sein; die Beschwerden des Weiterreisens muß man nicht fürchten, es ist das kleinste Leiden, ein Unglück soll ihn nicht in erstarrende Unthätigkeit niederdrücken.

Aber wie Vieles beugt den Muth und zerstört die Hoffnung auf die Zukunft! Male entbehrt weit mehr als ich; aber sie kann noch Hoffnungen nähren, die in mir nicht aufwachen. Wenn ich sehe, wie Alles geht und was aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten ist, so verzweifelte ich fast.

Er äußert ferner:

Ich stehe nicht auf meinem rechten Posten, indem ich mir ohne Furcht sage, daß jede Art von Unterordnung, die nicht von dem Gefühl der Superiorität meines Geistes begleitet ist, mich von dem Posten entfernt, auf dem ich allein mit Erfolg arbeiten kann. Für Einige passen Sumpfsgründe, für Andere gewöhnliche Mittelluft, Andere können es nur in reiner Bergluft aushalten. Ich gehöre zu den Letzten, hätte mich nicht in den Geschäftszwang begeben müssen; oft wandelt mich ein Bedauern an über meine schönen Forschungen in der Geschichte, mein glückliches Nachsinnen und Bergegenwärtigung dunkler Zeiten, mein Willeben im Alterthum. Wo seid ihr hin?

Daß Componiren besser ist als Lernen, ist wol wahr — heißt es aus Riga —, denn Schaffen ist besser als gelehrt sein; aber zu jenem muß ich des Zeitpunkts harrn, wo die äußere Welt mich nicht mit ihren eisernen Klauen faßt; wird jene Zeit einmal kommen?

Die Reise von Memel nach Berlin (Dec. 1807) war

schrecklich. Abscheuliche Herbergen, polnische Unreinlichkeit, überheizte Stuben, keine Postferde, die Frau bettlägerig, im Wirthshause Concert und Ball, ein verrückter Arzt, Festschießen mit Flinten und Abbrennen von Schwärmern unter den Fenstern. Die Frau fährt darum weiter im Fieber, äußerst schwach, kaum durch ein besseres Nachtlager gestärkt; darauf gar kein Unterkommen wegen Einquartierung; endlich eines Posthalters geheiztes Zimmer, und doch wieder fort. In Berlin ist N. „durch die Reise, die Krankheit der Frau, durch alle vorige Trübsal mürbe und stumpf geworden und sehr resignirt“. Aber neue Reise nach Holland! Und die Holländer!

Praktische Menschen, wie man sie wünschen mag, aber in einer vorgezeichneten engen Sphäre wie die Bäume in ihren Auen, Alle von einer Form und Größe, fast Alle gesund, so daß sich nur die Verküppelten auszeichnen.

Die diplomatischen Geschäfte sind höchst unangenehm, nur Schaffen ist das wahre Wesen des Lebens, ein passiver Geisteszustand und inneres Mißbehagen bringt Verwirrung auch in den Körper.

Kraft zu einem bloß duldenden, leidenden Verhalten unter dem Druck eines sehr schweren Unglücks ist meinem Gemüth fremder als jede andere Kraftäußerung, die sich durch ihre Hervorbringungen nährt und stärkt.

Endlich in Berlin (Febr. 1810) Druck der Einsamkeit; ihm ist weh, die völlige Unmöglichkeit zu empfinden, auch nur ein recht herzliches befriedigendes Verhältniß schließen zu können; ihn beschleicht ein Gefühl, immer unter Fremden zu sein und zu bleiben, dabei der Jammer über die Aufopferung des innern Lebens an die traurigen Finanzgeschäfte. Wenige rechtliche Leute sind in letztern Meister geworden, sagt er. Die Entfremdung vom eigentlichen Leben währt fast schon viertelhalb Jahre, die Zeit führt immer weiter fort vom verlassenem Ufer, bis die Rückkehr unerreichbar wird!

Gleich einem Lichtblick in dunkler Nacht erfreut den Verzagenden der Rücktritt aus den Geschäften (Sommer 1810), er schreibt Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften und hält Vorlesungen über die römische Geschichte bei Eröffnung der berliner Universität. Diese Zeit der Vorbereitung, Haltung und Fertigung für den Druck war Anfang einer der glücklichsten Perioden seines Lebens; er arbeitete mit Freudigkeit, ja mit Begeisterung. Eine philologische Gesellschaft, woran mehrere gelehrte Männer Theil nahmen, gehörte zu seinen angenehmsten Erho-

lungen, er konnte das Mannichfaltigste besprechen, war in seiner Heiterkeit sehr lebenswürdig. Er selbst schreibt an Jacobi nach einem höchst anziehenden Rückblick auf sein vergangenes Leben:

Ich lernte Alles an Alles, an einen Stecknadelknopf setzen — und spielte glücklich. Das Buch, worauf ich so lange geknöpft hatte, ward auf den Strand geworfen, und siehe, es war die Heimat meiner Jugendwünsche, eine höchst begünstigte literarische Ruhe in sehr angenehmen Verhältnissen. (S. 466.)

Und anderwärts:

Ich besitze jetzt, was ich sonst vermisse: der Umgang ist erwerbend und lehrreich; belebend sind meine Vorlesungen, weil sie anhaltende Forschungen erfordern; belebender als blos schriftstellerische Arbeiten, weil ich mit der Wärme des ersten Funken vortrage. Dies gibt mir eine wahre Lust zur Sache, und ich möchte nicht damit aufhören.

Als das Werk unter der Presse sich befindet, ist er nicht ganz ruhig über den ersten Empfang,

theils weil allerdings Manches besser in der Ausbildung sein könnte und sein sollte, theils aber, weil man vor unserm Publicum nicht ungestraft sehr viel Neues, wenn auch scharf erwiesen, sagen darf. Lecture wird das Buch freilich nur theilweise sein, und das in dieser Hinsicht neben gelungenen Stellen auch andere stehen, die starr und unbeholfen sind, das sage ich mir selbst.

Wie entschieden N. das Bild der vollendeten Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung sich vor Augen stellt, beweist sein scharfes Urtheil über den oft zu hoch gepriesenen, oft zu tief herabgesetzten Joh. Müller, welches unsers Wissens zuvor so nicht ausgesprochen worden:

Müller's Gefühle waren von seiner frühesten Jugend an gemacht. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzueignen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte; aber daß er in sich keine Haltung habe, daran hatte ich nach seinen Schriften keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, mit dem Alter versetzte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engeren Sinne des Wortes; historische Kritik hatte er gar nicht; seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen, als ein zahlloses Cineret, war doch im Grunde todt in seinem Kopfe.

Vom deutschen Publicum überhaupt aber ließe sich sagen, was N. von einem Theile der Leser bemerkt, als er glaubte, seine „Römische Geschichte“ sei gleichgültig aufgenommen:

Im Fortgange der Zeit wird es immer schwerer zu schreiben: die Forderungen unserer jetzigen Gelehrten sind weit größer als der Eiteratoren vor dreißig Jahren; die entgegenkommende Freude ist nicht mehr da, und wir müssen den Eindruck erarbeiten, welchen damals ein Werk ohne Kunst hervorbrachte.

Vom April 1813 bis Herbst 1814 erneut sich N.'s politische Thätigkeit. Er führt mit dem englischen Abgeordneten Unterhandlungen wegen der Subsidien, und ein Tractat wird abgeschlossen. Er muß fernere Geschäfte der Art in Holland verhandeln, die Unannehmlichkeiten dabei und der Winter schaden der Gesundheit seiner Frau und seiner eignen. Pyramont schafft ihm bessere Häuser als der Gephyrtin. Beide kehren dann nach Berlin zurück.

Bis so weit erstreckt sich die Lebenszählung im vorliegenden ersten Bande, reichlich durchflochten mit bedeutungsvollen Einzelheiten, Nachrichten und Urtheilen über die

damaligen großen Begebenheiten. Freudig wird Jeder den zweiten Band begrüßen, welcher unter Anderm den großen Kenner des Alterthums und der römischen Verhältnisse auf Italiens Boden zwischen den Umgebungen Roms und vorzuführen hat.

Bevor wir von den bisherigen Mittheilungen scheiden, sei noch einer doppelten Eigenthümlichkeit gedacht, der Neigung zum geselligen Umgange und der religiösen Überzeugung, welche beide Seiten des menschlichen Daseins zwischen Erde und Himmel dessen Lebenshaltung und glückliche Frische am meisten bebingen.

1. Menschen von so vielem Geist und Wissen wie N. können selten durch geselligen Verkehr befriedigt werden. Sie wollen angeregt sein durch Neues, Wichtiges, Geschichtliches, Poetisches; davon gibt es aber nie einen so reichen Schatz in einem Gelehrtenhirn, als schon in Büchern vorhanden. Sie fühlen daher leicht einen Mangel, sind durch den Umgang mit Büchern für den Umgang mit Menschen verdorben. Oft ist die Gesellschaft von sehr unterrichteten Leuten keine sonderliche, weil Jeder vom Andern viel erwartet und Keiner viel leistet. Dieser Uebelstand wird meistens dadurch gehoben, daß Jeder seine Ansprüche mindert, oder daß Einer allein spricht und gern. Will man hierin wieder einen Uebelstand finden, so ließe sich sagen, die beste Gesellschaft sei eigentlich diejenige, wobei gar nicht gesprochen zu werden braucht, etwa wie zwei Liebende stumm und ganz befriedigt sich unterhalten, oder Philemon und Baucis vor ihrer Hütte Platz nehmen, oder ein Familienvater mit Weib und Kindern zu Tische sitzt. Hier genügt die bloße Nähe Anderer, woran die größten Gesellschaftsliebhaber, welche nicht allein bleiben können, vollkommen genug haben; gibt es Herzens- und Geistesbeziehungen, desto besser, man ist aber wohl auch ohne diese. Zwischen den äußersten Enden, dem höchst Erregenden, was geistvolle und gelehrte Männer befriedigen kann durch Wechselsprechen oder Alleinsprechen, und dem ohne Gespräch gesellig Genügenden, liegen als ein Mittelreß alle Eigenthümlichkeiten, Methoden, Leiden und Freuden des geselligen Umgangs. Weltleute besitzen hierfür eine Meisterschaft der Behandlung, welche leicht mittheilt, gemessen anregt, durch Mannichfaltigkeit und Wechsel der Gesprächsgegenstände unterhält; sie suchen sonach bei Andern ein Ähnliches, oder sind auch zufriedengestellt, sich ihrer Meisterschaft im Gebrauch bloß bewußt zu werden und dafür Gelegenheit zu finden. Denen, welche solche Meisterschaft nicht besitzen, fehlt der Genuß am Eigenn, da sie es nicht haben, und am Fremden, weil es ihnen zu gemäßigt, zu wenig kraftvoll und aufregend scheint. Frauen, denen das gemäßigt Anregende des Umgangs gewöhnlich am besten gelingt, genügen daher den gelehrten Vielfordernden selten. Ohne Gespräch kann ihnen noch weniger eine Gesellschaft genügen, da ihre Bücher ihnen stets etwas sagen und aus den vortrefflichen das Trefflichste, ja selbst aus schlechten manches Gute gelernt werden kann. Wundere sich also Niemand, wenn ausgezeichnete Männer von Geist und Kenntnissen meistens der Gesellschaft sich entziehen und in der Einsamkeit Vorzüge antreffen. Wun-

dere sich Niemand, wenn sie Andern für Gesellschaftsfreunden unbequem erscheinen, wie denn ein solches Unbequeme von Manchen als Eigenthümlichkeit N.'s bezeichnet worden ist. Man denke vollständig, was es heißt, mit Jemanden zu verkehren, der Alles behält, was er liest und hört! Aus Büchern ist ihm nichts mitzutheilen, da der Weltbesene ihren Inhalt kennt, nichts aus gelehrten und politischen Zeitungen, da er sie angesehen, und nicht bloß die von heute, sondern auch die von gestern, auch die vor Monaten und Jahren, und der Jegliche weiß, was man ihm von jeher — niemals erzählt!

(Der Beschluß folgt.)

Die pariser Kunstausstellung im Jahre 1838.

Paris, 8. März 1838.

Seit acht Tagen ist die pariser Kunstausstellung geöffnet, welche zwei Monate lang den Kunstfreunden mehr oder weniger Genuß und den Feiglerigen mehr oder weniger Unterhaltung gewährt. Die Eröffnung geschah wie gewöhnlich am 1. März Morgens 11 Uhr durch einen Schweizer in Galastracht, wie man ihn bei Kirchenzeremonien in Frankreich sieht, in rothen Anzügen, in treffendbesetzten Leibrocke, in weißbaumwollenen Strümpfen und blanken Hofschuhen, den tief herabhängenden Paradedegen angehängt, den Federhut auf dem Kopfe und die Hellebarde in der Hand. Ein mildes Frühlingswetter und prächtiger Sonnenschein begünstigte diese Feyerlichkeit, wozu sich schon mehr Stunden vor der festgesetzten Zeit eine zahlreiche, ungeduldige Menge von Künstlern, Kritikern und Liebhabern eingefunden hatte, die sich nach 11 Uhr mit Klappenstößen und andern Zeichen eines selbstthätigen, aber unter den obwaltenden Umständen lobenswerthen Wettseifers in die weiten Gänge und Prachtgemächer des Louvre hineindrängte, wo ehemals kein plebeischer Fuß, es sei denn zitternd oder knieh, auftreten durfte. Man kann immerhin annehmen, daß am Eröffnungstage 30,000 Menschen den Salon besucht haben; schon um Mittag war kein Katalog mehr zu erhalten; man wurde mit dem Strome der Masse in die Gänge hineingetragen und konnte froh sein, wenn man beim Herausgehen noch die Uhr, die Börse und das Taschentuch gerettet hatte.

Der sonst so stille Platz vor dem Museum, mag man nun von den Gallerien oder von St. Germain-L'Auxerrois herkommen, ist gegenwärtig ungemein belebt und geräuschvoll. Die öffentlichen Ausschreiter und Ausschreiterinnen daselbst ein disharmonisches Concert; die Kuchenfrauen hatten um ihre dampfenden saftangelben gâteaux de Nanterre unter die Nase; mehr denn zwanzig Weiber und Männer wiederholen unablässig ihren monotonen Ruf: „Explication des tableaux par salle et numéro, la voilà pour deux sous!“ Diese angelichen Erklärungen sind nichts als mager, lüdenhaft nachgedruckte Zeichnisse, welche falsche Waare die dabet stehende Polizei ganz ruhig an das gutmüthige Publicum bevistiren läßt. Andere industrielle Köpfe haben Erbsibissfortsetzer auf Gesehäftstisch improvisirt, deren ganzer Vorrath in einem halben Duzend echter Kataloge besteht, welche sie um 25 Centimes für den Besuch vermitthen. Hier und da sieht man Gruppen vor dem Aushängeschilder einer Marktshreierbude, welche der Zusammenfluß von Menschen herbeigelockt; hier hat ein blinder Violinspieler, dort ein Wankelgänger einen dichten Zuschauerkreis um sich versammelt. Die Mauer rechts von der Eingangstür ist mit Säbelen, Patronen, Patronen und Wandelieren besetzt, welche die jungen Kavaliersvertheibiger, leidenschaftliche Kunstbilletanten, daran aufgesaugen haben; links sind die offiziellen Bureaux, wo man gegen Vorauszahlung von 3 Sous Regenscheine, Spagierkölbe und Anstetel ablegen kann; zu beiden Seiten des Pläzes endlich halten vornehme Equipagen, welche auf ihre Herrschaften warten.

Dieses Gedränge und Getriebe dauert so lange als die Kunstausstellung, d. h. bis Ende April.

Die Anzahl der in diesem Jahre aufgestellten Kunstwerke beträgt 2031, d. h. 101 weniger als im vergangenen Jahre. Es heißt, die Kunstjury habe etwa 1000 zurückgewiesen, wozu also über 3000 Werke eingeliefert sein müßten. Die französischen Künstler ohne Unterschied der Farbe zanken sich jedes Jahr mit den kunstgeschworenen 20 Mitgliedern der vierten Classe des Instituts und beklagen sich im Namen der Künstler über Misshandlungen und Willkürlichkeiten der schrecklichsten Art. Die Zusammensetzung des obersten Kunsttribunals mag allerdings mangelhaft sein, und wir möchten grade nicht behaupten, daß diese Behörde stets unbestechliche Urtheile fälle; jedoch ist das Dasein eines Schiedsgerichts von Kunstgeschworenen, welche über die Zulassung oder Nichtzulassung der für den Salon bestimmten Werke in letzter Instanz entscheiden, unumgänglich nothwendig. Wenn man ohne vorläufige Wahl und Prüfung allen eingesandten Productionen der hiesigen Maler und Bildhauer freien Zutritt gestatten wollte, würde man bald selbst in Paris kein Local mehr finden, welches groß genug wäre, die jährlichen Erzeugnisse des französischen Pinsels und Meißels zu fassen. Jede Kunstjury hat einen delikaten, schwierigen Auftrag zu erfüllen; die hiesige erfüllt den ihrigen nicht immer zu allgemeiner Zufriedenheit. Politische Nebenbetrachtungen mögen bisweilen den Urtheilspruch beeinflussen; wenn die Wahl des Gegenstandes nicht gefällt, findet die künstlerische Ausführung, so vollendet sie auch sein mag, keine Gnade. Ein Künstler, Namens Berlier, hat diesen Beweggrund nicht als vollständig anerkannt und von dem Beschluß der Jury an das Publicum appellirt, indem er sein verweigertes Bild bei einem Kunstbändler unmittelbar vor der Thüre des Louvremuseums aufgestellt und die großmächtige Inschrift darübergesetzt hat: *Tableau refusé par le jury de l'académie*. Das Gemälde behandelt eine der Greuelscenen, welche während der Septembertage in den pariser Gefängnissen vorkamen. Die Composition verräth viel Leben und Bewegung, glückliche Gruppirung und Localwahrheit; das Colorit ist schwach; jedenfalls verdient diese Scene den Vorzug vor 600 andern, welche man über die Schwelle des Tempels gelassen hat. Manchmal ist die Jury offenbar inconsequent; so hat sie z. B. diesmal die Kleopatra von Vigour angenommen, welche sie vom Jahre abgewiesen. Diese gigantische Composition hängt links, wenn man in die lange Gallerie des Verbindungsganges zwischen Louvre und Gallerien tritt, und bedeckt zum allerwenigsten einen Raum von 40 Schuh Länge und 30 Schuh Breite; sie ist nicht sehr anziehend, und wir glauben kaum, daß der Maler seit vorigem Jahre das Verwirrteste davon verändert hat. Im Vordergrund liegt ein nackter weiblicher Körper mit garbigen Formen, woran Kleopatra die Kraft des Giftes erprobt hat; die Vergiftete windet und krümmt sich vor Schmerzen und scheint den Marmerfußboden einbrechen zu wollen. Links davon sitzt eine schwarze Sklavin, welche noch an die Reihe kommen soll; diese Figur ist so schwachlich verzeichnet, daß ihr Ober- und Unterkörper gar nicht zusammengehören scheinen; eine Kreppeknuse schneidet den Kumpf oberhalb der Hüften gradezu von den Beinen ab. Antonius und Kleopatra sitzen auf dem Thron. Ersterer hat einen gewöhnlichen Kopf, und die Draperien seiner weißen Tunica gleichen einem undehausenen, rohen Marmorblock; letzterer ist ein fleischiges Wergewest mit übermäßig schwelenden Beinen ohne alle Schönheit. Das Ganze läßt kalt und ist mit einer Lage blasser, matter Lüne überzogen, welche ein kraftloses, unwahres, ungeschickliches Colorit hervorbringen.

Den größten Beitrag zur Ausstellung hat dieses Jahr wie immer die Malerei geliefert, und ihre Leistungen mögen uns zunächst beschäftigen. Wir vermiffen leider mehrere der bedeutendsten modernen französischen Maler, wie Paul Delaroche, Jacques Bernier, Ingres, Ary Scheffer, Décampé u. A. Horace Vernet haben seine Arbeiten in Petersburg und seine Stoffe nach Konstantine keine Ruhe für den Salon übriggelassen.

lassen; das vortreffliche kleine Staffeleigemälde, eine Skavin darstellend, welches wir vor wenigen Monaten hinter den Fenstern des Hrn. Cusse am Börsenplatze bewunderten und Hr. Jazet seitdem in Aquarellmanier gestochen hat, vermisten wir leider in der Ausstellung, und die Belagerung Konstantines werden wir erst im Laufe des Sommers im versäulter Museum sehen. Delcamp ist zwar von seiner Reise längs der Küsten des Mittelmeeres zurück, und man sagt sogar, er habe in seinem Atelier ein größeres Bild, rauchende Türken in einer Barke, fertig dastehen, allein für die Ausstellung hat er nichts eingeschildert. Ary Scheffer, mit mannichfaltigen Arbeiten überhäuft, hat sein neues Bretchen und eine andere Composition nach Goethe nicht vollenden können, und Paul Delaroche war zu sehr in seine Cartons für das große Bild, welches er in der Ecole des beaux arts ausführen soll, vertieft, als daß er die heutige Ausstellung mit einem kleineren Werke hätte beschenken können. Ingres scheint auf den Salon definitiv verzichtet zu haben, um neidischen, ignoranten und beißigen Kritikern keine Veranlassung mehr zur Ausübung ihres verderblichen Talents zu geben. Seine Verehrer sprechen mit großer Begeisterung von mehreren Gemälden, welche der tüchtige Künstler als Director der französischen Akademie in Rom gemacht habe; allein wenn das Publicum keines von diesen Meisterwerken zu Gesicht bekommt, so mag es dafür die Recensenten steinigen. Ingres geht in seinem Entschlusse, nicht mehr auszustellen, zu weit; eine leicht vergessene Splitterrichterei verdient keinen so hartnäckigen, anhaltenden Groll. Ein Künstler, der mit unbestrittenen und unbestreitbaren Talenten von der Natur begabt und im Stande ist, eine eigne Bahn zu brechen, hat durchaus nichts von übelwollenden Recensenten zu fürchten, selbst wenn es diesen gelingen sollte, die öffentliche Meinung theilweise für sich zu gewinnen. Kein noch so ausgezeichnete Künstler oder Schriftsteller wird heutiges Tage in Frankreich mit dem ersten Anlauf alle Stimmen erobert und ungetheilten Beifall ernten; der demokratische Geist der Gegenwart leidet es nicht; wer aber Anlagen hat und sie bethätigt, wird sofort bei einem Theile des Publicums Sympathie erwecken und unter den überbesessenen Aristarchen sicher einen ergebenen Anwalt finden. In Frankreich muß sich ja überdies Jeder glücklich preisen, welcher einer öffentlichen, wenn auch feindseligen Besprechung anheimfällt; wie will er sonst bekannt werden, wenn die pariser Journale über ihn und seine Werke tiefes Stillschweigen beobachten? Das sollte Ingres bedenken und sich aus allen Kritiken das Gute herausnehmen und das Schlechte darin walten lassen. Oder wäre es möglich, daß die flüchtige Aufwallung wegen des bitteren, leidenschaftlichen, oft ungerechten, oft aber auch gutgemeinten Tadelns seines heiligen Sympthorian ihm die Pflichten gegen sein Vaterland und seinen künftigen Künstlereruhm aus den Augen rücken könnte? Von den Marinemalern hat Herr Eugène Isabey und von den Portraitisten Herr Champmartin nichts ausgestellt.

Aus der Abwesenheit aller dieser ebengenannten Künstler ersten Ranges darf man jedoch nicht wie einige pariser Blätter den Schluß ziehen, daß der Salon von 1838 schwach und bedeutungslos sei; er ist allerdings nicht so glänzend wie der vorjährige und der von 1834, jedoch befriedigt er in mancher Hinsicht. Die schlechtesten Gemälde bilden die Mehrzahl; allein wir finden in allen Gattungen Gutes, Tüchtiges geleistet, welches hinreichend ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit und die Kritik zu beschäftigen.

In dem Vorfaal hängen kümmerliche Werke: einige schwache Portraits und Genrestücke; man hätte aber Unrecht, ein Buch nach der Borrede beurtheilen zu wollen. Der große Salon, der sogenannte salon carré, ist wie gewöhnlich das Rendezvous der hervorsteckendsten Bilder. Links vom Eingang, am Ehrenplatze, sehen wir eine Ansicht mit einer Scene aus dem H. Hugo'schen Drama: „Hernani“, wie nämlich Hernani den Dröben des goldenen Bliezes und die Hand der Doña Sol von Karl V.

erhält. Wie alle Interieurs von Granet zeichnet sich auch dieses durch strenge, kräftige Farbengebung und durch bedeutende, ziemlich große Figuren aus, welche in Hinsicht auf die Vertheilung des Lichtes und die Wirkung ungemein talentvoll behandelt sind. Zwei andere Gemälde Granet's: der geistliche Besuch im Kloster der Dominikanerinnen in Rom, und Abälard, aus der Mitte der Mönche heraus in eine Ecke tretend, um einen Brief Deloisens zu lesen, sind nicht weniger beachtenswerth und haben alle trefflichen Eigenschaften, welche den Namen Granet's seit mehr als zwanzig Jahren bekannt gemacht.

Nicht weit von diesem Granet'schen Bilde, da, wo vor vier Jahren die Jane Grey von P. Delaroche hing, hat man ein Staffeleigemälde von Henri Scheffer Platz gegeben, welches eine protestantische Predigt nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes darstellt und allgemein anpricht. Es ist sehr wahr, einfach und ohne alle Affectation gehalten. Die Figuren des zweiten Plans, insbesondere die weiblichen Köpfe, verdienen unbedingt Lob; die des ersten Plans sind nicht gleich kräftig behandelt. Das Colorit gefällt durch seine Einfachheit und Natürlichkeit. Außer diesem hübschen Gemälde hat Henri Scheffer noch zwei Portraits auf der Ausstellung, von denen das des Herrn Debelleyne am gelungensten ist; namentlich muß man diesen Künstler nachrühmen, daß er sich an keine Schule anschließt, sondern treu nach Naturbeobachtung verfährt und dadurch jene Wahrheit erreicht, wovon systematische Begriffe stets entfernen. Ganz nach Schulprincipien gearbeitet ist das Portrait des Herrn Amaury-Duval, Mitglied des Instituts, von seinem Sohne gemalt, welchem reichliches Lob gezollt worden. Dasselbe verdient allerdings rücksichtlich des Charakters, des Hervortretens der Formen und der Zeichnung gerechte Anerkennung; allein der Schüler, welcher wie sein Meister Ingres eine Geringschätzung des Colorits affectirt, hätte füglich eher die Strenge der Kritik als das Übermaß von Lobschreibungen erfahren sollen. Das Portrait des Fürsten von Bagram mit seinem Kinde, von Winterhalter, scheint uns bei weitem vorzüglicher, obwohl ihm keine sehr hohen Lobspürche zu Theil geworden. Die Anordnung ist trefflich und mit van Dyck'schem Geschmac ausgewählt; die Behandlung der Stoffe und des Nebenwerkes läßt nichts zu wünschen übrig, wol aber die Carnation. Ein zweites Portrait von Winterhalter, das der Madame Dubois mit ihrer Tochter, hat uns weniger befriedigt; die Anordnung ist wiederum sehr geschmackvoll ausgefallen, aber Hände, Nacken und Gesicht sind zu flüchtig ausgeführt; letzteres erinnert unwillkürlich an ein geschminntes Salongesicht. Ein drittes Winterhalter'sches Bild ist ein Mädchen von Ariccia. Bekanntlich gelten die Ariccianerinnen nebst den Frauen von Albano in Rom für die größten Schönheiten Italiens. Sie ist ganz allerliebste und reizend, hat sehr schwächelnde, von großen Wimpern überschattete Augen, eine natürliche Stellung, ein glänzendes, kokettes Costum und einen recht ausdrucksvollen Kopf. Die ganze Figur schwimmt in Sonnenlicht, sodaß man sie nur aus der Ferne betrachten kann. Die Ausführung der Details ist vernachlässigt und das Ganze weit entfernt, die allgemeine Wirkung hervorzubringen, welche der Decameron dieses Künstlers im verflossenen Jahre erregte und unsern Landsmann sofort auf eine der ersten Stufen unter den lebenden französischen Malern erhob.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Im September vorigen Jahres ist zu Mailand der erste Band einer Übersetzung von Goethe's „Wahlverwandtschaften“ herausgekommen. Wenn man nach dem Titel: „Scelta dei parenti“ (Wahl der Verwandten), schließen darf, so muß dieselbe ein Lummelplag der allerbelustigsten Übersetzerböde sein.

29.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 102.

12. April 1838.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Wir sehen sonach unsern Historiker schon in seinen Jugendjahren durch abgeschleiene Lage des Wohnortes an sich selbst und ein inneres Leben gewiesen, durch Kränklichkeit an die stille Beschäftigung des Zimmers und Einsammlung von Kenntnissen, welches seiner natürlichen Neigung entspricht und ihm für immer anhaltende Zerstreuungen und geräuschvolle Vergnügungen verleidet (S. 4 u. 5). Der Vater hält Unterbrechung des einsamen Fleißes und Menschenumgang rathsam, bringt ihn also in das Haus seines hamburgischen Freundes, den Sammelplatz der gelehrten und geistreichen Leute der Stadt, wo alle Fremde von Bedeutung eingeführt wurden, wo die Frau des Hauses durch Witz und Verstand die Gesellschaft belebte, welche damals Klopstock, Reimarus, Ebeling nebst andern ausgezeichneten Männern zu ihren Mitgliedern zählte, und durch Besuche, z. B. Lessing's, mannichfach angeregt wurde. Hier erscheint sogleich das Ungefällige, der Ton des Hauses, die Scherze einer gemischten Gesellschaft misfallen, der Einsiedler von Meldorf kann zu Niemanden Zutrauen fassen, findet für seine Mittheilungen keinen Platz, bleibt fremd, bloße, schüchtern, und fühlt sich nur wohl bei Klopstock und Ebeling (S. 29). In Kiel geht es besser; allein die Unbehaglichkeit schimmert durch, Ehsfurcht vor Reinhold macht den Zuhörer verlegen, ihm wird das Herz groß, wenn er denkt, daß er nicht durch Gesetze an die Universität gebunden wäre; beneidet die Schweizer, welche, was sie lernen, in ihrer Vaterstadt lernen, und bemerkt: „Klopstock besuchte keine Vorlesungen, Lessingen schaden sie“ (S. 55). Eingeladen zu den Abendcirkeln der Frau v. d. R., findet er diese unerträglich; sie spricht über philosophische Gegenstände mit Salbung abgeschmackt, er begreift nicht, wie man sie für eine Philosophin habe halten können, sie sei nur Schwätzerin, schal und leicht, erzähle dieselbe Anekdote dreimal, wiederhole dieselben Gedanken, ihr Herz sei längst wie Kampher an der Luft in Dünsten zergangen, nur Schwachheit und Empfindung habe, wie neue Spegeten in der Bibel, alles Idealische in dieser Frau finden lassen.

Vorbei ist die Täuschung, keine Art von Vernachlässigung

oder Eifersucht hat Einfluß auf mein Urtheil, sie hat auch jetzt mir Ehre erzeigt, ich will Rosen und Myrthen von weiblichen Händen nehmen, aber keine Lorbern. (S. 57.)

Die Ältern sind unzufrieden, daß er keinen Umgang sucht, oder vielmehr, daß er Gesellschaft meidet; er antwortet:

So glücklich ist man nicht bei vielem Umgange, als ich es bin im Gefühl meiner wohl verwandten Einsamkeit. (S. 62.)

In Schimmelmann's Hause zu Kopenhagen, in dem Lärmen und der unnützen Geschäftigkeit, wie fern ist da Ruhe und Sammlung der Seele! Ich liebe Schimmelmann mit allen Kräften, möchte ihn mein ganzes Leben nicht verlassen, wenn er ganz zu trennen wäre von allem Land der großen Welt. (S. 87.)

An Amalien bekennet Niebuhr Unarten des Temperaments, Rauheit, Empfindlichkeit, Egoismus; sie vertragen sich schlecht mit geselligem Umgange, aber ganz gut mit einsamem Leben in der Bücherwelt.

Eine Ursache, warum wir die meisten Gesellschaften immer weniger anpassen, ist, daß die meisten Menschen stille stehen, während ich selbst mich ausbilde. Mit Ausnahme einer kleinen Zahl sind alle Menschen und alle Ideen, die mich interessieren, weit von hier, oder nur noch in Büchern zu Hause. (S. 138.)

Die große Welt lebt äußerst zerstreut, man jagt durch seine Geschäfte, um sich durch Amusements zu zerstreuen. Diese Gegenstände machen denn auch die Hauptmaterie der Unterhaltungen aus, und eine Gesellschaft gibt die armliche Nahrung der folgenden. Ebend.

Jacobi's Umgang ist, wie der keines Andern, bildend, die Gespräche mit ihm gehören zu den besten Stunden meines Lebens. (S. 146.)

Aus England hören wir ähnliche Klagen.

Das Allgemeine oder das Geistlose fast aller Gespräche ist wirklich niederschlagend. Daß man wenig über Politik redet, ist gut, und weit besser als unsere deutsche Seuche, uns über diesen Punkt zu vertieren; aber daß gar keine Philosophie, bloß Erzählung und Gemeinplätze den Stoff der Gespräche ausmachen, daß Begeisterung, erhabener Ausdruck gänzlich fehlt, schlägt mehr nieder als jede Versäumnung, über die ein Fremder zu Klagen haben möchte. (S. 182.)

In Schottland bei Scotts entsteht die Besorgniß, ob immer ein reichlicher Stoff zur Unterhaltung bei der Hand sein wird, der Vater ist denkend und beobachtend in der Ferne gewesen, hat nicht wenige Kenntnisse gewonnen; allein die Studien leiten ab von genauer Beschäftigung mit mittheilbaren Gegenständen, die Frau ist belesen und unterrichtet, aber scheint adelsolz und voll Hinsicht auf Rang;

die Tochter ist sorgfältig erzogen für Malen, Musik, Italienisch, nicht blöde, nicht schnippisch, viel mehr läßt sich nicht sagen; der älteste Sohn ist gut, dienstfertig, unverbunden, aber sein Verstand ist langsam (S. 208). Es ist weder Philosophie, noch viel Wiß, noch ausgedehnte Belesenheit bei ihm zu finden, obgleich kein Mangel der letztern; aber Alle haben sich lieb, sind sich Alle wichtig (S. 211). Nichts Geschmincktes ist an ihnen, das ist sehr schön; aber das echte Leben, Interesse an den herrlichsten Dingen fehlt auch und hat einem engen Kreise blind angenommener und unumstößbarer Meinungen Platz gemacht (S. 219). Heiterkeit bei ihnen entspringt aus der gegenseitigen Zufriedenheit mit den Menschen selbst, nicht aus einem besondern Salz des Gesprächs (S. 221).

Weltleute, obgleich geistreich und gebildet, verlieren sich selbst oftmals gänzlich, und bleiben nur noch eine glänzende Form ohne Herz und Seele und todtealt. Ich habe mich oft hinreißend lassen, dem Anmuthigen in solchem Wesen zu viel einzuräumen, und Bekanntschaft dieser Art mehr als weise war, und als ich selbst anhalten konnte, begünstigt. (S. 241.)

Sein Herz wird leicht auf dem Heimwege (S. 260). Erst in Berlin fühlt er sich wohl im Verkehr mit dortigen Gelehrten, gleichsam seinen Ebenbürtigen; dort ist ihm das wahre Land der Besuche und Gesellschaften, doch wünscht er oft Tage lang einsam zu sein, und dann eine Zeit lang auch mit lieben Bekannten nicht eine so lange Reihe von Stunden zusammen, wie es Gebrauch ist. Sogar die Freitagversammlung hätte er bisweilen lieber nicht, obgleich sie ihm immer wohl gethan hat und noch thut (S. 489).

II. Wenn unter Religion — wie gemeinhin — das Festhalten gewisser kirchlicher Lehrsätze und die daraus hervorgehende Glaubensentschiedenheit verstanden wird, so sind reichausgestattete Naturen — gleich Lessing, Goethe u. A. — übel darum zu befragen; denn der Katechet erhält selten die verlangten Antworten. Selbst bei Denen, welche durch besondere Geisteskraft sich auf das Fußgestell kirchlicher Überzeugung schlangen — wie Hamann, Lavater — bleibt etwas Eignes und Ungewöhnliches, womit die Katechetik nicht recht auszukommen weiß. Ein Historiker nun vollends, dem das Entstehen, Fortgehen, Formtauschen und Befehlen kirchlicher Lehren vor Augen schwebt, wird sich schwer entschließen, an einer einzelnen Form, polemisch gegen die übrigen, festzuhalten, fühlt aber — gleichfalls belehrt durch die Geschichte — das Bedürfnis einer Festhaltung und gläubigen Entschiedenheit. In solchem Gemüthszustande gewahren wir N., laut dem 1812 an einem gelehrten Freund gerichteten Briefe (S. 469 fg.), welcher, wie es scheint, durch gedruckte Gedanken über Kirchenvereinigung, Katholicismus, Protestantismus, Mysticismus veranlaßt worden. Von historischer Auffassung wird eine bestimmte dogmatische Eingrenzung verhindert, und die daraus hervorgehenden Bemerkungen zeichnen — das Individuelle mittheilend — die Pendelschwingungen des zur Tiefe strebenden Menschengeschlechts, dem ja der Briefsteller selber angehört.

Eigentlicher Glaube — heißt es — in einem viel weitern Umfange als der religiöse, ist entweder nicht jeder Natur zu haben gegeben, oder es kann durch ein disharmonisches intellectuelles Leben die Fähigkeit seines Wurzelfassens und Gedeihens

vernichtet werden. Der Boden kann fruchtbar genug, aber das Klima abhold sein. Meine individuelle Richtung ward früh skeptisch, auf das Reelle und Historische gewandt; begierig aufzufassen und zu ergründen, unterwarf ich meine Gedanken den Naturgesetzen, und eine eigentlich schöpferische Phantasie hatte ich in dieser Hinsicht so wenig als ein gewaltsames Bedürfnis des Herzens, über die Grenzen der Erfahrungsfähigkeit hinauszugehen, oder ich ließ beide verkommen. Überhaupt verschwand mir selten das Bewußtsein eines Gedankens hinter der Anschauung seines Inhalts und Gegenstandes. Zu dieser ohne Zweifel natürlichen Anlage kam die Wirkung eines elenden Religionsunterrichts und die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum. So kam ich erst in reifern Jahren und mit einem historischen Studium zu den heiligen Büchern zurück, die ich absolut kritisch, und um ihren Inhalt, als den Grund einer der merkwürdigsten Welterscheinungen zu studiren, las. Dies war keine Stimmung, worin der eigentliche Glaube erwachsen konnte, denn es war die des heutigen Protestantismus. Ich bedurfte keiner wolfsbüttrler Fragmente, um die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen, und die Unmöglichkeit, kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu sich zu entwerfen. In den messianischen Beziehungen auf das Alte Testament konnte ich keine Weissagungen erkennen und alle bedeutenden Stellen höchst einfach erklären. Wenn ich aber die unerklärliche Kluft zwischen Erzählung und dem erzählten Geschehen hier, wie bei jedem historischen Gegenstande ins Auge faßte, so störte mich das nicht weiter. Der, dessen irdisches Leben und Leiden geschildert wurden, hatte mir eine vollkommen reale Existenz, und seine Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem Punkte buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfactum der Wunder, welches, meiner Überzeugung nach, zugegeben, oder das Unsinnsige, nicht bloß Unbegreifliche, angenommen werden mußte, der Heiligste sei ein Betrüger und seine Jünger Betroffene oder Lügner gewesen; und Betrüger hätten eine Religion gepredigt, in der Alles Entsagung ist, und nirgend auf ein Priesterregiment, nirgend auf Etwas, das der Lafterhaftigkeit angenehm sein kann, hingearbeitet wird. — Doch bin ich weit entfernt, einen so festen Glauben, eine so anschauliche Gewissheit von diesen Gegenständen zu haben, als von denen der historischen Erfahrung; sie sind immer noch in meinen Gedanken, nicht außer mir und über mir. — Mysticismus, denke ich, ist der Glaube, daß der Fromme, nur fähig, sich nach dem Zustande des Glaubens und der christlichen Gesinnung zu sehnen und zu streben, ihn durch ein wundervolles Entgegenkommen erreicht, und wenn er dessen theilhaftig geworden, auf eine der Logik und Psychologie unerklärliche und für sie thörichte Weise Erleuchtung des Herzens und Geistes erlangen kann. Wer mag es leugnen, daß daraus die unsinnigste Schwärmerei entstehen kann? Wer aber kann auch leugnen, daß Leute, deren Schuhschrauben zu lösen ich nicht wagen dürfte, diesen Glauben mit einer ganz unerschütterlichen Gewissheit gehabt haben, und daß in ihren Schriften und Thaten das Antlitz ihres Geistes leuchtet? — Er findet in der katholischen Kirche mehr Nahrung als in der unsrigen; ein echter Mystiker, wie Fénelon, konnte in ihr mit der höchsten Kräftigkeit leben, ohne die Gefahr zu laufen, geistlich stolz und im schlimmen Sinn schwärmerisch zu werden, der unsere protestantischen Mystiker ausgeht. — Sollte es wol richtig sein, daß der Verfall der Religion aus der katholischen Kirche herrühre? Eine moralische Rudlosigkeit, die der Religion feindselig ist, hat in den weissen Ländern freilich immer bestanden, aber als national und ganz abgeheben neben strengem Kirchenglauben — bei uns, scheint mir, entstand die Indifferenz aus Indignation über die widerlichen Orthodoxen, welche die Mystiker, Spener, Franke u. s. w. echt papistisch anfeindeten, mit einer Frömmigkeit das Priesterthum geltend machend, die kein Kapuziner ärger treiben kann. — Ganz gewiß ist es ein widerlicher Unsinn, wenn man sagt: Religion sei Poesie; den guten Sinn, welchen man dem Ausdruck geben könnte, müßte man hineintragen. Aber die Wurzel der Poesie,

Herz und lebendige Anschauung, ist allerdings auch Wurzel des Glaubens.

Fragen wir nun im kirchlichen Sinne, zu welcher Religion der Vorstehendes Schreibende sich zähle, so ist in seinen Äußerungen kein eigentliches Glaubensbekenntnis enthalten; aber wol sind darin Dinge berührt, welche auf jegliches Bekenntnis Einfluß haben: historische Grundlage, Kritik, Mystik, kirchliche Einwirkung und Orthodorie, mit deren Gegensätzen und möglichen Ausartungen, wie dieselben bis auf unsere Tage fortwirken und in der Zukunft fortwirken müssen; zugleich entdeckt sich eine der erhabenen Macht und Würde des Christenthums zugewendete Gesinnung, durch deren gewaltiges Ergreifen nur Wenige ihrem Geschlechte vorleuchten, und welche nicht immer durch buchstäblichen Glauben, mystische Gedanken, kirchliche Außerlichkeit und Orthodorie erzeugt wird. Fehlt Etwas, dessen tröstliches Dasein — nach Bemerkung der Herausgeber — R. oft schmerzlich vermisse, so fehlt es dem zwischen Herzenssehnsucht und Sinnesklarheit bewegten Menschenschicksal überhaupt, dessen schwacher Bedürftigkeit nur die Helden mit ungewöhnlicher Anstrengung und Zuversicht sich entziehen. Konnte selbst ein Luther zu Zeiten, von Zaghaftigkeit und Kleinmuth überwältigt, um Stärkung des Glaubens sehen, wie oft wird nicht dies Flehen bei Lutheranern oder Andern wiederkehren? R. wollte: „sein Sohn solle Alles und Neues Testament mit buchstäblichem Glauben vernehmen, ein fester Glaube an alles Das, was ihm selber ungewiß oder verloren sei, solle gepflegt werden“; und unstreitig ist Pflege und Stärkung des Glaubens eine Hauptaufgabe aller Erziehung. Aber die seit Jahrhunderten erzogenen Völker sind damit nicht zum Ziele gekommen und haben den Zweifel nicht aus der Welt verbannt; welches Ringen, Siegen oder Unterliegen zur unabänderlichen Bestimmung unsers Geschlechts und jedes Einzelnen zu gehören scheint, woran die Enkel gleich den Vätern ihre Kraft erproben sollen.

7.

Die pariser Kunstausstellung im Jahre 1838.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Über der protestantischen Predigt von H. Scheffer begegnen unsere Blicke einem großen Schlachtgemälde von Streuben: die Niederlage Abderhaman's, welche wir bereits aus der Schlachtengalerie des versailer Museums kannten. Dies Gemälde gehört zu den besten Werken dieses Künstlers, dessen Ruf zuerst 1822 begründet wurde, als er den Schwur der drei Männer auf dem Hügel ausstellte. Die Figur Karl Martell's ist nicht ohne Würde und Anstand. Streuben bezeugt allerdings feste Achtung vor der Ferne, indem er seinen Hildern zugleich Effect, Farbe und Leben zu geben sucht; aber das Leben ist bei ihm bisweilen etwas melodramatisch, wie in seinem Peter dem Großen als Kind; seine Farbe hat oft etwas Schwerfälliges, Operartiges und sein Effect erhält sich nicht immer frei von Affectation. Die Niederlage Abderhaman's hat, wie seine Schlacht bei Jory (ein Plafondgemälde in einem Saale des ägyptischen Museums) gute Einzelheiten, z. B. die Hintergründe, hier und da auch glücklichen, kräftigen Ausdruck, aber überall etwas Härte, wie manche Bilder von Gros. Streuben hat außer seinem Schlachtgemälde noch fünf Bilder im Salon, unter denen ein weiblicher Studentkopf bemerkenswerth ist,

welcher durch natürliche Grazie und nativen Ausdruck beidem die vier andern weiblichen Portraits übertrifft, deren glänzende geschminkte Backen, hartes Fleisch, ergußenes Lächeln und abelarrangirtes Costum gewiß wenig Liebhaber gefunden haben.

Clement Boulanger hat dies Jahr einen Pendant zu seiner Procession der Gargouille in Rouen geliefert, welche im Salon von 1837 Beifall hatte. Der Künstler betitelt sein Gemälde: Der verlorene Sohn, sein väterliches Erbtheil vergebend; allein Hr. Boulanger hat diesen Gegenstand nur als Staffage zu seiner Architekturmalerei benützt, in welchem Genre er excollirt. Der Ausgang auf die Terrasse im linken Vordergrunde ist am wahrsten und über das Ganze ist eine herrliche Sonne ausgegossen, deren Licht mit großer Freiheit durch die Säulen eines Palastes hindurchspießt. Die mittelalterlich costumirten Figuren der biblischen Scene sind höchstens pikant, sonst ohne allen Farbensinn. Bestern besitzt Camille Roqueplan in hohem Grade; sein van Dyl, welcher in London die Hofleute Karl I. tractirt, erregt allgemeines Wohlgefallen; die Figuren sind mit Sorgfalt, Feinheit, Wahrheit und Ausdruck behandelt; das Colorit und die Anordnung befriedigen völlig. Denselben geistreichen, gewandten und glänzenden Pinself verrathen die Vergnügungen des Abends, worin das Studium Watteau's unverkennlich ist, dessen Farbe der Roqueplan'schen jedoch an Kraft nicht gleichkommt. Die Ausführung heiliger Gegenstände sollte Hr. Roqueplan ablehnen; seine Magdalena in der Wüste ist als symbolisches Gemälde ohne allen Werth. Gleicher Tadel trifft die Flucht in Aegypten von Eugene Deveria, ebenfalls Nachahmer von Watteau, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß der Engel, welcher das schlafende Jesuskind läßt, ein allerliebster Engel ist und die Mutter Gottes viel Reiz hat; aber diese Allerliebtheit und Geschmücktheit paßt nicht zur Behandlung religiöser Sujets, wo Strenge und Würde des Styles unerlässlich ist. Die Scene aus „Don Juan“, wo Zerline vom Tanze weggeführt wird, ist dem Künstler besser gerathen. Seine Schlacht von Marseille ist im van der Meulen'schen Geschmack componirt; jedoch merkt man es dem Künstler an, daß er nicht in seiner eigentlichen Sphäre arbeitete, in welche hauptsächlich graziose Gegenstände gehören, und keine Kriegsscenen.

Die diesjährige Ausstellung hat übrigens, wie die von 1837, ein ganz kriegerisches Aussehen, ich habe auf einer neulichen Musterung über 40 große und kleine Schlachtgemälde gezählt; wenn das nicht Spiegel genug für die französische Nationalität sind, so verdient die „große Nation“ den Namen der unerfättlichen. Die meisten Schlachten, welche bereits im historischen Museum zu Versailles figurirten, hat die Civilliste wieder in den Salon zurückgeschaffen lassen. Unter den Schlachten des großen Salons verdienen besonders zwei Auszeichnung, die Einnahme von Verba von August Couder, welcher den van der Meulen mit Umsicht studirt und benützt, und der Übergang der französischen Armee über den Rhein bei Rehl am 24. Juni 1796, von Charlet, dessen Namen die geistreichen Croquis und Aquarelle während der Restauration so populair gemacht haben. Schon vor zwei Jahren hatte der Künstler eine Episode aus dem russischen Feldzuge ausgestellt, deren schlagende Naturwahrheit bei einem Anfänger auffiel und zu Erwartungen berechtigete, welche sein diesjähriger Rheinübergang in Erfüllung bringt. Charlet hat nicht das entsprechende Colorit Couder's, aber eine originelle Farbengebung und schöne Ausführung. Der Hintergrund des Bildes, welcher die Rheinebene und das Kinzigthal darstellt, macht eine große Wirkung und würde dem Pinself eines Landschafters nicht zur Unehre gereichen. Die Entfernung von Balenciennes unter Ludwig XIV., welche den Hintergrund der Schlachtengalerie des versailer Museums einnahm, ist von ihrem Urheber Hrn. Maur überarbeitet und wieder im Salon ausgestellt worden; die Composition ist lebendig, die Farbe glänzend und die Ausführung nunmehr ziemlich gewissenhaft.

Die Hrn. Picot und Schnez waren beauftragt, dieser, die Einnahme von Galais (1558), jener, die Schlacht bei Cerisole (1544) zu malen; beide Künstler indes befanden sich dabei nicht in ihrem Element und haben sich daher ihres Auftrags nicht glänzend entledigt. Picot malt schöne Plafonds, wie er es in zwei Sälen des ägyptischen Museums bewiesen, und Schnez beehrt seine Meisterschaft in Darstellung von italienischen Volksszenen. Wenn man seine Schlacht bei Cerisole mit dem Gemälde an die Madonna oder dem Gebet an die Jungfrau Maria (beide in der Kirche St. Stienne-du-Mont befindlich) vergleicht, wird man auch nicht den mindesten Zusammenhang der Auffassung und Ausführung finden. Als Schüler David's ist Schnez noch einer von den französischen Malern, welche auf Zeichnung halten; bisweilen ist auch sein Colorit ganz loblich; aber oft übertreibt er die Kraft seiner Töne, die alsdann ins Chocobladenbraune hinüberspielen oder sich ins Bläulichrothe verstreuen, wodurch er hart und schreiend wird, wie in den ausgestellten Studienfiguren, welche im Katalog, ich weiß nicht warum, als Esther und Marbochat, sondern schlechtweg zwei Studienfiguren sind, die männliche mit breiten Händen, aufgeschwollenen Adern, und Chocobadenteint, die weibliche ebenfalls von braunrother Hautfarbe und mit hartem Pinsel gemalt.

Von den im großen Salon befindlichen historischen Stücken zeigen wir noch an: das Märtyrertum des heiligen Stephan, eine Leinwand von 40 Fuß Höhe, von Victor Motte, einem jungen Pensionnair in Rom, der sich noch vor Beendigung seiner Studien an diesen erhabenen Gegenstand gewagt, den er mit Talent jedoch nicht mit hinreichender Grobartigkeit behandelt hat; Daniel in der Löwengrube von Ziegler, ein Gemälde, das bei dem schwarzen, rückerigen Ton doch viele Vorzüge in Absicht auf Zeichnung und Modellirung verbindet; die Schlacht bei Cassel von Gallais, woran eine etwas schwerfällige Ausführung zu tadeln ist; eine Schiffbruchsscene von Subin, welche eine ergreifende Wirkung hervorbringt, und eine wüthende Medea von Eugène Delacroix, in dem Moment dargestellt, wo sie ihre beiden Kinder umzubringen im Begriff ist. Der ebenso oft gepriesene als getadelte Maler hat diesen Gegenstand ganz in seiner unverbesserlichen Manier behandelt, d. h. mit großer Braudour des Vortrags, mit viel Leben, Bewegung, Wärme und Kraft des Colorits, aber mit totaler Vernachlässigung der Zeichnung und Detailvollendung. Die Medea Delacroix's ist keine antike Medea mit schönen, griechischen Formen, in reine Einnien eingeschlossen, sondern eine moderne mächtige Frau mit starken, fast gemeinen Formen, von verwildertem Aussehen, welche ihre beiden Kleinen mit dem linken Arm krampfhaft an ihre Brust drückt. Sie glaubt ihre Verfolger hinter sich und flüchtet gerade in eine Höhle, deren dunkler Eingang tiefe Schlagschatten über ihr Antlitz wirft. Das Ganze ist voll Kraft und Ausdruck, voll Leben und Bewegung, selbst in den Haaren; eine reiche, verführerische Palette hat eine schöne Harmonie, einen seltenen Farbenreiz darüber verbreitet; die Ausführung ist kühn, fest und lebendig; aber der Arm des einen Kindes, die Arme und Hände der Mutter sind schwächerhaft verzeichnet und das Einzelne ist bloß aus dem Groben bearbeitet. Dasselbe läßt sich von Delacroix's kleinern Bildern sagen; eins davon stellt den Leporello vor, wie er die Statue des Gomthur hereinkommen sieht und in seiner Angst das Licht fallen läßt, während Donna Elvira entseht und Don Juan bekümmert vom Tische aufspringt; auf einem andern zeigt uns der Künstler das Innere eines Hofes, in welchen marokkanische Soldaten Pferde hereinbringen, von denen namentlich eins eine vorzügliche Wirkung macht. Ein drittes Bild stellt einen Marokkanerhof an der Spitze seiner Truppen dar, welchem Landbewohner auf seinem Durchzuge huldigen; eine junge Frau präsentiert ihm einen Willdnaf, in welchen er seinen Finger taucht, um die Sahne zu kosten; das vierte und letzte Gemälde sind die Vergnügen

oder Befessenen von Tanger, eine Art Fanatiker, welche zu gewissen Zeiten des Jahres sich durch Beten und wahnsinniges Schreien in eine wahre Raserei versetzen und dann die Straßen durchrennen, wo sie bald in krampfhaftes Zuckungen fallen, bald andere Acte von Tollheit vornehmen. Die drei zuletzt genannten Bilder sind Studien, welche der Künstler von seiner Reise nach Marokko mitgebracht; alle müssen aus der Ferne gesehen werden, in der Nähe betrachtet, erscheinen sie als flüchtig hingeworfene Skizzen eines genialen Dilettanten.

Mit großer Sorgfalt ausgeführt ist der junge Gaston, der sich durch Hunger tödtet, von Jacquard. Der Kopf dieses Kindes hat einen rührenden Ausdruck und die Zeichnung des Körpers ist äußerst geschmackvoll. Die Figur des Pagen, welcher ihm zu trinken bringt, und die des alten Intendanten, der ihn auf den Knien bittet, doch Nahrung zu sich zu nehmen, sind gut gerathen. Das Betwett, Stoffe, Wein u. verdienen Lob; die Carnation hat jedoch nicht die gebührende Weichheit und Frische. Die kleinern Bilder dieses Künstlers: der Marschall Bassompierre, der Maria von Medici die Ermordung Heinrich IV. meldend; eine Scene aus den Zeiten der Ligue; Karl der Große, in Pavia als König von Italien gekrönt, und Enguerrand de Coucy's Tod bei der Belagerung von Nikopolis, sind mit vieler Liebe behandelt und gleich ausgezeichnet durch sinnreiche Anordnung wie durch richtige Zeichnung.

Nur mit Bedauern gedenken wir des großen Gemäldes von Adolphe Brune, die Offenbarung Johannis darstellend, auf welchem derselbe sich die ärgsten Auschweifungen einer aller Regeln spottenden Ausführung gestattet hat, als wolle er absichtlich die romantische Schule compromittiren, die bereits seit drei Jahren angefangen, einen vernünftigeren Weg einzuschlagen. Das Bild ist in einen prächtigen goldenen Rahmen mit Blumen, Früchten, Figuren, Statuen und Basreliefs eingefasst, welcher mehr Werth hat als die bemalte Leinwand. Hr. Augustin Regis hat den etwas misslichen Versuch gewagt, uns ins goldene Zeitalter zu versetzen. Seine Männer und Frauen gehen alle in dem Costum unserer Stammältern Adam und Eva; sie belustigen sich mit Tänzchen, Baden und Turnübungen in einer ziemlich armseligen Landschaft. Ihre Spiele und Belustigungen beweisen übrigens deutlich, daß es damals noch keine Polizei gab, denn wenn man heutiges Tags solche Tänze aufführen und solche öffentliche Schwimmsfahrten ohne Badehofen anstellen wollte, würde man mit den Stadtsoldaten Händel bekommen, welche die Moral und die Polizeiordnungen unsers eiserne oder „tintenleckenden“ Jahrhunderts aufrecht erhalten.

Überhaupt haben sich in den diesjährigen Salon eine Menge Faunen, Nymphen, Eren, Dämonen, Bayadere, kurz nackter Weibsbilder eingeschlichen, welche wahre Verführungen nicht sowohl gegen den Anstand, als gegen den guten Geschmack sind. Auch wimmelt es, wie gewöhnlich, von Portraits, namentlich von schönen Damen, mit allem möglichen Glitterstaub behangen, in Herapalästen sitzend oder in lachenden Landschaften spazieren gehend, wo manche in ihren Sammetkleidern es sehr heiß haben mögen. Die Herren Dubufe, Court und Expaulle scheinen bei den Pariserinnen vorzüglich en vogue zu sein.

In der langen Galerie, sowie in dem angebauten Holzgange gefielen uns besonders eine große Anzahl geistreicher und bemerkenswerther Genrebilder von Diard, Desfouches, Durand, Camus und Franquelin; ein Interieur von Daugatz, Landschaften von Cabot, Quet, Lapito, Güt, und von den berühmten Malern Schirmer und Weybach; mehre Marinen von Subin und Lepoittevin; zwei Epikoden aus der Schlacht bei Lützen von Diez; Blumenstücke von dem berühmten Rebouté u. über die zuletzt genannten Bilder, sowie über die Werke der Bildhauerer, des Kupferstichs und der Lithographie behalten wir uns vor, nächstens ausführlicher zu berichten. 35.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 103.

13. April 1838.

Voyage de M. le maréchal duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople et sur quelques parties de l'Asie-Mineure, en Syrie, en Palestine et en Egypte. (1834 et 1835.) Vier Bände. Paris 1837.

Erster Artikel.

Marshall Marmont, Herzog von Ragusa, lebt bekanntlich seit der französischen Julirevolution von 1830 in einem freiwilligen Exile, den Augenblick abwartend, wo er es für angemessen erachten wird, ins Vaterland zurückzukehren. Indessen wollte er die Zwischenzeit nicht in fruchtloser Unthätigkeit verbringen; er verwandte daher einen Theil seiner Muße auf Reisen in entfernte, ihm jedoch zum Theil nicht ganz unbekannte Gegenden. Nachdem er aber die Ergebnisse derjenigen Forschungen und Beobachtungen, die er in den von ihm besuchten Ländern zu machen Gelegenheit hatte, dem Publicum mittheilt, ließ er sich dabei von der Ansicht leiten, daß ein Mann, der sich noch bei Kräften fühlt, erlauben es ihm die Zeitverhältnisse nicht, praktisch in das größere Staatsleben einzugreifen, es wenigstens versuchen soll, sich durch Belehrung mittels Schrift der Mit- und Nachwelt nützlich zu erweisen. Zu dem Ende hat Marshall Marmont vorerwähnte Ergebnisse in vier Bände zusammengetragen, mit deren beiden ersten wir uns in diesem ersten Artikel beschäftigen. Bei dem Berichte, den wir darüber nachstehend erstatten, werden wir uns wohl hüten, die politische oder moralische Persönlichkeit des Verf., deren Beurtheilung der Geschichte angehört, ins Spiel zu bringen. Auch mag es füglich dahingestellt bleiben, ob derselbe mit seinen Reisen nicht noch einen anderweitigen, nicht offen eingestandenen Zweck verknüpfte, wol gar in höhern Aufträgen dieselbe machte, wie solches schon in französischen Journalen angedeutet worden ist. Allein flüchtige Notizen über den Reisenden, insofern dieselben dahin führen können, von dem Gehalte und Werthe seines Reisewerks gleichsam einen Vorgeschmack zu geben, möchten zum Eingange hier wol an ihrem Plage sein.

Wir betrachten dieses Werk als den Typus der besondern Lage, des Charakters und des ganzen Lebens seines Verfassers. Eine der ältesten Würden, womit derselbe bekleidet ward, ist die eines Mitglieds des Instituts; sie wurde dem General Marmont bald nach der ägypti-

schen Expedition ertheilt, und der wissenschaftlichen Classe des Instituts überwiesen, beschäftigte er sich auf seiner Reise mit Geologie und Geographie, stellte thermometrische und geometrische Beobachtungen an und erforschte das Innere der Erde im Interesse der Mineralogie. Als Krieger besuchte er berühmte Schlachtfelder, Festungen, Zeughäuser, militairische Colonien und Anstalten aller Art und wandte eine besondere Aufmerksamkeit der Verwaltung und Organisation der Heere in den Ländern zu, wo er längere oder kürzere Zeit verweilte. Als Politiker warf er einen oft sehr tief eindringenden Blick auf die Verfassung der Völker, ihren gesellschaftlichen Zustand, ihre Gesetze, Sitten und gegenwärtige Beschaffenheit in Betreff der Fortschritte der Civilisation. Endlich ist Marshall M., bekanntlich einer derjenigen Menschen, die sich von ihrer Liebe zur Vervollkommnung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebsamkeit so weit hinreißen lassen, daß sie darüber die Sorge für ihre eignen Glücksumstände verabsäumen, um nur die öffentliche Wohlfahrt zu befördern. Demnach stößt man auch in seinem Werke auf höchst interessante Mittheilungen über den Landbau und den Gewerbsbetrieb in den Gegenden, die er durchreiste. Mit solchen Eigenschaften und Befähigungen ausgerüstet, hat der Reisende viel gesehen; und da er überall mit Auszeichnung und herzlichster Zuversicht, bisweilen sogar mit einer prunthafter Gastfreundschaft aufgenommen wurde, so hatte er Gelegenheit, auch Das zu sehen und zu hören, was vor ihm nur wenige Reisende gesehen und gehört hatten. Daher ist auch sein Werk reich mit zum Theil nicht bekannten Thatsachen und neuen Bemerkungen ausgestattet und gewährt der Wissbegier oder auch nur der Neugier des Lesers eine mannichfaltige Befriedigung. Was den Ton und die Haltung des Verf. anbelangt, so dürften vielleicht Manche mit der Erwartung das Buch öffnen, darin nicht selten den Ausdruck der schmerzhaften Erinnerungen eines Mannes zu finden, dessen Gemüth von den Schlägen eines ungünstigen Schicksals hart betroffen ward, und dessen Urtheil sohin von einer gewissen Befangenheit nicht frei ist. Es werden sich diese jedoch nur angenehm getäuscht sehen, wenn sie in dem Buche überall den Abdruck einer vollkommenen Duldsamkeit und tiefe Seelenruhe finden. In der That gewahrt man darin stets die weise Zurückhaltung eines

Mannes, der, wie er selber sagt, zu oft der unglückliche Zeuge der Irrthümer Anderer war, um nicht seinen eignen Meinungen, seinem eignen Urtheile zu misstrauen. Diese Heiterkeit des Gemüths im Unglücke und in der Verbannung; diese vernünftige Resignation und diese standhafte Gesinnung verleihen dem Werke des Marschalls M. jenes innige Interesse, das sich an ein großes Unglück knüpft, das Muth und Talent zu bewältigen vermögen.

Deuteten wir bereits oben die Motive an, die unsers Bedankens den Marschall M. zu seiner Reise vermocht haben dürften, so wollen wir, jezt zu dem Inhalte seines darüber erstatteten Berichtes übergehend, ihn darüber vorerst selber vernehmen.

Die Erinnerungen an mein früheres thätiges Leben — sagt er — und das Gefühl der mir noch übrigen Kräfte erwecken in mir den Wunsch, meinem Dasein ein neues Interesse zu verleihen, den Kreis meines Wissens zu erweitern und jene Reuebegier zu befriedigen, die durch die Bewegung in mir hervorgerufen worden ist, welche die menschliche Gesellschaft erfährt, bei welcher jeder Tag Veränderungen herbeiführt und einer neuen Schicksalsbestimmung entgegenzuschreiten scheint.

In dieser letzten Absicht besonders ist es denn auch nicht das civilisirende, d. i. das westliche Europa, wohin unser Reisender sich wendet; er durchzieht das östliche Europa, Kleinasien, Aegypten. Es ahnt ihm, daß sich dort der Knoten der neuen Schicksalsbestimmungen entwickeln soll, und er will den Schauplatz der Ereignisse erforschen, die er kommen sieht. Diese heilsichtige Reuebegier ist an sich bemerkenswerth, in noch höhern Grade wird sie es aber, wenn man erwägt, daß dieselbe gerade zu Wien beim Marschall M. auftauchte. Nicht etwa, als wäre Wien nicht der Ort, von wo aus seiner Lage wegen sich Europa am wenigsten gut beobachten ließe; vielmehr ist die Hauptstadt Oesterreichs, gewissermaßen an den Pforten des Orients gelegen und bei Allem bethelligt, was dort vorgeht, in Folge ihrer geographischen Lage und ihrer politischen Interessen der beste Beobachtungspunkt, um den Ausgang der Zukunft zu erspähen. Allein es ist Wien auch die Stadt, wo sich die Gesellschaft am wenigsten darum zu kümmern scheint; nur wenige Menschen beschäftigen sich dort mit Politik, und noch weniger äußern sich darüber. Ließ sich aber Marschall M. von dem genußreichen Müßigange und der reizenden Unbekümmertheit des wiener Lebens nicht hinreißen, so beweist dies, wie innig er von dem Wunsche durchdrungen war, das Geheimniß jener Schicksalsbestimmung zu ergründen und zu dem Behufe die Krimm und Aegypten zu durchforschen.

Dieses Vorhaben zur Ausführung zu bringen, war des Marschalls M. nächstes Reiseziel Odeffa. Er hatte unter den Wegen, die ihn von Wien aus dahin führen konnten, zu wählen: der eine ging durch Gallien, der andere durch Ungarn und Siebenbürgen. Er entschied sich für letztern, weil Ungarn und Siebenbürgen Länder sind, denen, wie er glaubt, noch eine große Zukunft winkt, indem sie die Elemente großer Reichthümer enthalten und bestimmt sind, die vornehmste Grundlage der Macht des Hauses Oesterreich zu werden. Einige dem betreffenden

Theile des Reiseberichtes entlehnte Ausführungen mögen hier eine Stelle finden:

Ungarn scheint die und von Einwohnern gänzlich entblößt. Man durchreist unermessliche Ebenen; Zusammenhäufungen von Landbauern, deren Zahl sich auf 30 — 40,000 beläuft, haben ihren Wohnsitz in weiten Entfernungen voneinander ausgeschlagen. Im Frühjahr verläßt ein Jeder sein Winterquartier, um auf den Ländereien, die er zu bearbeiten hat, seine Lagerstätte zu nehmen. Während der Woche bleibt er bei seinen Beschäftigungen, und die ganze Stadt enthält nur Weiber, ganz junge Kinder und einige Diensthboten. Am Sonntage kehrt jedwedes Familienhaupt nach seiner Behausung zurück und läßt sein Ackergeräthe auf dem Felde; aber Montags früh setzt es seine Arbeit fort. Sind die Feldarbeiten beendet, so kommt Alles wieder nach der Stadt. Bereits sind zeitweilige Lagerstätten in Erdbüttenwerke umgewandelt worden, die man durch Baumpflanzungen verschönert, und bald werden die Erdbütten Häuser werden. Alsdann wird die Bevölkerung daselbst verbleiben, das Land wird sich mit Weizenfeldern und Weidern bedecken und man wird in Ungarn wie im übrigen Europa leben. Die Städte, nachdem sie einen großen Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, werden ein anderes Aussehen gewinnen. Sie werden nur noch von Leuten bewohnt sein, die mit dem Landbaue nichts zu schaffen haben und die von ihrem Einkommen oder vom Handel leben, sowie solches in andern Ländern geschieht. . . . Das Land, welches man bis Ofen durchreist, würde nur einen unvollkommenen Begriff von Ungarn dem Reisenden geben, der nicht weiter ginge. Es ist wohl bebaut und bietet Abwechslungen dar; es erinnert an Deutschland, wiewol es nicht das Abbild des nämlichen Wohlseins gewährt; die Nachbarschaft Wiens macht sich dort bemerklich. Auch haben die Eigenschaften zwischen Leitza und Ofen einen größern Werth als bei fast gleichen Verhältnissen die jenseit der Donau. . . . Bei allen Ungarn gibt sich ein inneres Gefühl der Bedürfnisse des Landes und der Veränderungen kund, die seine Interessen erheischen. Da indessen jede dem Allgemeinen nützliche Veränderung irgend Jemandem zum Nachtheile gereicht, so stoßen die glücklichsten Neuerungen auf Widerstand; verwirrte Ideen durchkreuzen sich; man will und will nicht. Mancher, der von den gesündesten Ideen über die Mittel, den Wohlstand in seinem Lande heimisch zu machen, durchdrungen ist, empört sich bei dem Gedanken, in eine Abhängigkeit zu gerathen, die ihm als eine Unehre erscheint. So will man Wege, die erste Bedingung der Civilisation und des Fortschreitens. Da die Regierung nicht die erforderlichen Capitalien hat, sie zu erbauen, so muß sich irgend ein Unternehmer damit befassen und ein Bezgoll ihm die Erstattung der Kosten sichern. Allein eben Derjenige, der Landstraßen wünscht, der am eifrigsten darnach verlangt, will keinen Bezgoll, weil ein ungarischer Edelmann keiner Auflage unterworfen sein will noch soll. In Ungarn begreift man es noch nicht, daß das einzige vernünftige Vorrecht darin besteht, nur zu bezahlen, wenn man darcin gewilligt hat, und daß man zu zahlen verstehen muß, um sein Vermögen und seine Genüsse zu vermehren. So lange die Vorstellung von einer Steuer den ungarischen Stolz empört, und so lange Vorurtheile, die in der Unwissenheit und in der Unbekanntheit mit den einfachsten Begriffen des gemeinen Menschenverstandes gegründet sind, nicht entwurzelt sein werden, wird das Land stationair und jener unermesslichen Verbesserungen beraubt bleiben, für die es empfänglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie. Von G. Hartenstein. Leipzig, Hartnoch. 1838. Gr. 8. 18 Gr.

In welchem Sinne man die literarische Unterhaltung verstehen mag, welche unsere Blätter theils selbst darbieten, theils durch Besprechung vermitteln, selten wird diese Besprechung

eine Schrift treffen, welche die mehrfachen Bedeutungen des Wortes Unterhaltung so rechtfertigte wie die vorliegende. Der Verf. unterhält sich in ihr mit mehreren Beurtheilern der Herbart'schen Philosophie; er unterhält seine Leser, namentlich im ersten Abschnitte, indem er ihnen einen Geschichtsschreiber vorführt, der nach den dargelegten Proben weit und breit seines Gleichen nicht hat; die Abfertigung, die er diesem angedeihen läßt, ermüdet nicht, sie unterhält sehr; die Schrift ist ferner unterhaltend, indem sie dem Lese, dem Inhalte und dem durch letztern angesprochenen Interesse nach große Abwechslung darbietet; endlich den Vortheil, den jede geistvolle Unterhaltung gewährt, genießt der Leser auch hier in Bezug auf ein in neuerer Zeit überhaupt nicht mehr zu ignorirendes, ihm aber vielleicht schon bekanntes, vielleicht noch nicht ganz angeeignetes System: er hat unvermerkt einige Fortschritte gemacht in der Auffassung, einige wichtige Erläuterungen gewonnen für die Bedeutung, neue Veranlassung für die Festigkeit und den Reichtum dieses Systems. Dessen aber zum Beleg wollen wir einen Blick auf die Schrift werfen.

Zwei Darstellungen, die beide darauf Anspruch machen, nicht nur ausreichende, sondern auch richtige zu sein und dadurch die auf sie gegründeten Urtheile wenigstens in diesem Punkte zu begründen, hatte der Verf. zunächst vor sich; und wie sehr sie auch in den ersten Erfordernissen einer historischen Darstellung voneinander abweichend mögen, fanden sie sich doch hier wegen ihrer gemeinschaftlichen Beziehung auf ihren Gegenstand bei- und nebeneinander. Die erste gehört Hrn. Professor Micheler in Berlin und beleuchtet angeblich den von Herbart aufgeführten Bau im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen. Dadurch hat er unsern Verf. zu einem Geschäft veranlaßt, wobei es „unmöglich war, in eine, die Nachweisung der größten Fehler überschreitende Erörterung einzugehen; es war hier kein Streit über Wahrheit und Irrthum, sondern nur der über historische Treue und Gewissenhaftigkeit vorhanden“. In der That, nur die letztere wird hier geprüft als die notwendige Voraussetzung jeder daran sich knüpfenden Erörterung der Sache selbst. Klagen über Mißverständnisse oder gänzliche Incapacität zur Auffassung einer philosophischen Ansicht sind zu allen Zeiten geführt worden; aber der vorliegende Fall gehört nicht darunter, sondern er ist nur ein Beispiel der jetzt gangbaren Art zu arbeiten. Die Masse des Stoffes, den der Geschichtsschreiber irgend einer Wissenschaft zu bewältigen hat, ist überall ins Ungeheure gewachsen; aber der gute Wille und die Fähigkeit, über das Vorhandene vorerst nur getreu zu berichten, ist in demselben Maße schwächer geworden. So hier; wobei an den mit hinlänglicher Genauigkeit verfolgten und in ihrer Masse dargestellten Proben der Micheler'schen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Bezug auf Herbart's System die einzige Ungewissheit bleibt, welche der beiden soeben erwähnten Qualitäten, die nur erst den Berichterstatter, noch lange nicht den Kritiker oder den pragmatischen Geschichtsschreiber constituiren, jenem ersten Darsteller am entschiedensten fehle. Hr. Prof. Micheler hat die Mühe gescheut, außer dem „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie“, den „Hauptpunkten der Metaphysik“ und der „Psychologie“ eine der andern, noch sehr zahlreichen Schriften Herbart's für seine Darstellung zu benutzen. Dabei kann Ref. seine Verwunderung nicht verbergen, daß, wenn einmal jene historische Arbeit mit dem geringsten Zeit- und Bücheraufwande gefertigt werden sollte, nicht unsern Verf. „Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik“ (Leipzig 1836) dazu benutzt wurden; jedenfalls würde Hr. Prof. Micheler die Bekanntheit desselben dann auf eine ihn mehr fördernde und angenehmere Weise gemacht haben, als nun geschieht. Wie aber hier zuerst der unglückliche Versuch, Herbart's Philosophie als die Fortsetzung und den Gipfel der Kant'schen zu charakterisiren und dann in die von Hrn. Micheler beliebte Gliederung der neuern Systeme einzurücken, zurückgewiesen wird durch unsern Verf. meißerhafte Parallele zwischen Kant und Herbart, nach welcher

man von nun an das allerdings von Herbart selbst ausgesprochene Wort: er sei ein Kantianer, nicht mehr unüberdacht nachsetzen wird; wie sodann der Verf., Hrn. Micheler's Darstellung Schritt vor Schritt folgend, ihm nachweist, er habe für einen Historiker allzu wenig gelesen und dieses Wenige mißverstanden, verstümmelt, verdreht und untereinander geworfen; wie endlich Hr. Micheler ein seinem Quellenstudium entsprechendes Aperçu seiner historischen Pragmatik und philosophischen Kritik unverzagt der Mitwelt (der Nachwelt wol nicht) dargeboten: solches Alles möge den mit Herbart's Philosophie bekannten Lesern zur Unterhaltung dienen und den noch nicht mit ihr bekannten zur Weisung, anderswo und am besten bei Herbart selbst nach dem Wie und Was seines Philosophirens anzufangen; leichtfertigen oder böswilligen Historikern und Kritikern aber einen heilsamen Schauer einjagen, der nicht ohne Einfluß auf ihre zukünftigen Leistungen bleiben kann.

Hatte der erste Darsteller die ganze Herbart'sche Philosophie, theoretische und praktische, sammt den unter ihnen begriffenen einzelnen Disciplinen in einem eilfertig zusammengebasteten Überblick, der zugleich ein Redusenbild für sie werden sollte, abzufertigen geglaubt, so beschränkt sich dagegen der zweite, Hr. Prof. Chalvybäus zu Dresden, nur auf den theoretischen und speculativen Theil derselben, gemäß dem Ganzen seiner Erörterungen über die theoretische Philosophie neuerer Zeit, in welcher Herbart nur eine Hauptrichtung bezeichnet.

Diese aber hat Hr. Chalvybäus als eine solche und als eine eigenthümliche genau aufgefaßt (einzelne, nicht allzu wesentliche, von unserm Verf. berichtete Mißverständnisse abgerechnet), getreu bezeichnet, und es handelt sich nur um die Erwartungen, die er von der Speculation überhaupt hegt, und von der Befriedigung, die ihm die Herbart'sche gewährt oder nicht gewährt habe. Die allgemeine Erwartung, die Hr. Chalvybäus an die Speculation knüpft, ist die künftigen Denkern zu überlassende Verschmelzung zweier unvereinbarer Begriffe, von denen der eine den Kernpunkt der Herbart'schen, der andere den der Hegel'schen Philosophie abgibt; nämlich der Begriffe des Seienden und des absolut Werden. Für sich steht Hr. Chalvybäus der letztere dieser Begriffe sammt allen daraus abgeleiteten und auf ihn begründeten Deductionen als ein leerer Formalismus, als eine Vernichtung alles Inhalts da, und er ist nichts weniger als geneigt ihn zu adoptiren; aber auch der erste, an sich in aller seiner Bedeutung gewürdigte, der des Seienden, aus welchem Herbart die gesammte, menschlicher Auffassung zugängliche Erscheinungswelt ableitet, ist ihm für dieses Unternehmen zu leer, zu flach, zu unfähig, das Bewegliche, Thätige — das „Leben“ in dieser Erscheinungswelt zu erklären. Er verlangt, soweit dies aus seinen Bemerkungen zu entnehmen, ein lebendiges Reales, er verlangt das Absolute lebendig; und hier ist es, wo sich unser Verf. umständlich ausdrückt, sowohl über die Unbestimmtheit, mit welcher diese Forderung gestellt ist, und die Unmöglichkeit, ihr als solcher nachzugeben, als auch über die in der Herbart'schen Metaphysik offen daliegenden Hülfsmittel, den zulässigen Theil dieser Forderung zu erfüllen. Unbestimmt, aller möglichen Deutung fähig ist sie, indem der Ausdruck: lebendig, ein höchst allgemeiner, bei Rücksicht auf das erfahrungsmäßig gegebene Leben sehr verschiedene Arten und Grade desselben unter sich befaßender ist; unmöglich zu erfüllen ist diese Forderung, weil von dem Ganzen der Erscheinungswelt nur ein sehr kleiner Theil dem, auch nur allgemein gefaßten, Begriffe nach lebendig ist, welcher Begriff also das Was, die absolute Qualität der Realen nicht ausdrücken oder ergänzen kann und, wenn er es könnte, sie als lebendige unter den Begriff des Werdens, mithin in eine Abhängigkeit bringt, in der sie nicht länger Das bleiben können, wodurch sie eben dem absoluten Werden gegenüberstehen: Seiende. Endlich, was den zulässigen Theil dieser Forderung betrifft, das Leben als Erscheinung, das Lebendige als einen Theil der Erscheinungswelt erklärt zu haben, so weist unser Verf. nach, daß es dazu nicht des Lebens in den Realen an sich, sondern nur eines Zusammens der Realen bedürfe, wo-

durch sich im Allgemeinen das wirkliche Geschehen (Störungen und Selbsterhaltungen in den Realen) entwickelte, welches unter besondern Bedingungen des Zusammens besonderr Realen auch ein solches werden könne und müsse, dessen Erscheinung wir Leben, lebendig kennen. Es war nicht zu vermeiden, hier in den Ausdrücken der Herbart'schen Metaphysik zu reden; daß wir aber die Theorie des wirklichen Geschehens, die in jener Metaphysik eine Hauptstelle einnimmt, ebenso hervorheben, als sie Hartenstein gegen Gehlbhaus nachdrücklich geltend macht, geschieht deshalb, weil sie ein Bedenken abschneidet, in welchem auch wol eifrige Freunde der Herbart'schen Naturphilosophie stecken bleiben, wenn sie von der Biologie her zu ihr kommen. Wir halten diese ganze, obgleich nur in gedrängter Kürze gefasste Exposition unser Verf. für das Lehrreichste in seinem Buche.

Von einer ganz andern Seite her hat die Herbart'sche Philosophie noch Ausstellungen unterliegen. Während man ihr gewöhnlich Beschränktheit bloß reflectirenden Verstandes zum Vorwurfe macht, beschuldigt sie Hr. Professor Beneke zu Berlin, als Repräsentant des philosophischen Empirismus, der Transscendenz und vermißt in ihr ein Anschließen an die Erfahrung. Dieser Mangel ist gewiß den Kennern und noch dazu den meisten Gegnern dieser Philosophie neu; seine Erörterung führt zu der Aufgabe und den Hülfsmitteln der Philosophie überhaupt, und das Geschäft dieser kann es nicht sein, da, wo die Erfahrung, nachdem sie ihr Zeugniß vollständig abgelegt, nichts mehr lehrt, sie abermals befragen zu wollen deshalb, weil die Begriffe, durch welche der gesammte Erfahrungsgestalt repräsentiert wird, Widersprüche enthalten; Widersprüche, die von der Erfahrung, welche sie heringebracht hat, nicht gelöst werden können, und die von dem Denken, welches sie nicht dulden soll, gelöst werden müssen. Zur Speculation wird sich also immer und immer wieder hingetrieben finden, wer sich nicht mit dem Auffassen des empirisch Gegebenen, eines bloß Scheinenden, und mit dem Vergleichen dieses Aufgefaßten zum Behuf einer Entdeckung des Gesetzmäßigen in ihm begnügen, sondern erklärt haben will, was das Erscheinende sei, und wie das Seiende diese Erscheinungen darbieten könne. „Daß hier nicht Thatsachen, sondern Begriffe entscheiden müssen, daß die zu ergänzende Lücke nicht in jenen, sondern in diesen, durch welche die Thatsachen aufgefaßt werden, liege“, führt unser Verf. aus zu Gunsten der Philosophie überhaupt gegen die Selbstgenügsamkeit des Empirismus, und zu Gunsten der Herbart'schen Philosophie gegen den Empirismus des Hrn. Professors Beneke insbesondere.

Endlich hat Herbart auf dem Gebiete der praktischen Philosophie wegen seiner consequenten Polemik gegen Spinoza, gegen dessen Ethik, eine heftige Anfechtung erfahren müssen, die Hr. Dr. Feuerbach in seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ einer langen Anmerkung einverleibt hat. Hierdurch sah sich unser Verf. zu einer nochmaligen Erörterung des Streitpunktes zwischen Spinoza und Herbart veranlaßt. Daß erstens letzterer nicht allein, daß auch andere Stimmen, unter ihnen die Schleiermacher's, sich gegen das Princip des Egoismus erhoben, welches Spinoza's Ethik beherrscht; daß zweitens die Erkenntniß des Wahren mit der sittlichen Güte, das Spinoza'sche intelligere mit dem agere, insofern es ein gut handeln bedeutet, weder in Eins zusammenfallen, noch das letztere vom erstern unbedingt abhängt; wie sich die Grundverschiedenheit der ethischen Principien bei Spinoza in Befriedigung, bei Herbart in Verurtheilung der Begierde, des Willens, darlege; wie dadurch bei Herbart der Unterschied eines guten und bösen Willens aufgehoben werde — das und viel Mehreres wird entwickelt und mit den Belegen aus Spinoza's Ethik erhärtet. Hr. Feuerbach ist nicht der Erste und nicht der Einzige, der an Herbart's Polemik gegen Spinoza Anstoß nimmt; früher schon — Ref. erinnert sich nicht gleich, wo und von wem — ist sie mit ähnlichen Ausdrücken als den Feuerbach'schen gefabelt worden. Daß

sie eine gegründete sei, bleibt dem unverfälschten philosophischen und nichtphilosophischen Urtheile nicht verborgen; hier wird es aber mit aller Schärfe, nicht der Ausdrücke, wie bei dem Angreifenden, sondern einer besonnenen Revision der Acten erwiesen. Somit hat unser Verf. die Mühe nicht gescheut, die Herbart'sche Philosophie erst vorzubuchstabiren, dann in einem ihrer Haupttheile als eine ausreichende für das philosophische Bedürfniß nachzuweisen, darauf ihre Methode und ihr Ziel im Ganzen zu rechtfertigen, endlich ihre Consequenzen in einer der wichtigsten, an sich von jeder Philosophie unabhängigen, aber durch sie aufzuklärenden Angelegenheiten zu vertheiligen; wir haben unsere Aufgabe erfüllt, auf diese Schrift aufmerksam zu machen, nicht nur in der Eingangs erwähnten Beziehung, sondern auch für ein ernstes Studium der Herbart'schen Philosophie. 71.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

22. Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite stark verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1856—57. Subscriptionspreis 10 Thlr.

23. —, Dasselbe. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten, namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrten Auflage. Gr. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

24. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. v. Strombeck. Viertes Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis dritte Band, 2te Auflage, 1829, kosteten 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; alle 4 Bände zusammen jetzt nur 5 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr. 16 Gr.

25. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, von verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Viertes Band. Zweite Abtheilung. Literatur der vermischten Schriften. Neue fortgesetzte Ausgabe von Chr. Anton Geissler. Gr. 8. (Als Rest.)

Vier Bände, 1822—27, 12 Thlr., Schreibpapier 16 Thlr. Schreibpapier in 4. 24 Thlr. — Die noch fehlende zweite Abtheilung des zweiten Bandes, die Literatur der schönen Künste enthaltend, erscheint im Jahre 1838.

26. Der Erzbischof von Köln Clemens August von Droste Friesing, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Geh. 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voyage de M. le maréchal duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff etc. Vier Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Marshall Marmont beschränkt sich jedoch nicht darauf, die Naturbeschaffenheit des Landes, die Sitten seiner Bewohner und dessen Staatsverfassung zu schildern; er ertheilt auch noch Auskunft über merkwürdige Personen und über historische Thatfachen, deren nähere Umstände mehr oder minder unbekannt sind, und an die er oftmals sehr treffende Urtheilsäusserungen knüpft. Wir wählen zur Probe Kaiser Joseph II. und den unglücklichen Vorfall bei Karsakbes, wo 1789 die österreichische Armee unter dem Oberbefehle des Monarchen in Folge eines Fehltriffs und daraus entstandenen Mißverständnisses einen Verlust von 10,000 Mann erlitt, ohne daß sie auch nur mit dem Feinde handgemein geworden wäre. Dieser Vorfall nun, den uns der Verf. erzählt, veranlaßt denselben zu folgenden Betrachtungen.

Diese schreckliche Katastrophe beweist, daß Souveraine es lange überlegen müssen, bevor sie sich entschließen, in Person ihre Heere anzuführen. Sie müssen mit sich selbst offen zu Werke gehen und aufrichtig ihre natürlichen Fähigkeiten und Anlagen zu Rathe ziehen; denn ermangeln sie der nöthigen Eigenschaften, erfüllen sie nicht die Bedingungen, die der Oberbefehl erfordert, so ergibt sich daraus großes Unglück für sie, für ihre Völker und ihre Soldaten, und sie erliegen dem Gewichte einer Last, die sie sich aufgebürdet. Joseph II. liefert davon ein Beispiel. Ein Mann von überlegenem Geiste, mit einem starken Willen begabt und ohne Unterlaß den Sorgen der Regierung hingegeben, waren und werden noch lange seine politischen und bürgerlichen Handlungen Gegenstand der Erörterung sein. Findet man aber auch der Form Vieles daran auszusetzen, tadelt man die von ihm angewandten Mittel und beklagt die, welche zu seiner Zeit lebten, so kann man doch nicht die Tiefe seines Blickes und den lobenswürdigen Zweck, den er sich vorsetzte, in Abrede stellen. Dieser Zweck ist erreicht worden, denn Joseph II. hat die Revolutionen, womit Oesterreich sowie ganz Europa bedroht war, in ihrem Krime getödtet und in ihrem Principe vernichtet, indem er im Voraus, wiewol auf gewaltsame Weise, Veränderungen bewirkte, welche die Vernunft forderete, und indem er die Reichthümer durch Eingziehung von Klostergütern verschwinden machte, welche die Neuerer verschören konnten.

Weiter auf die Charakterbeschreibung dieses Monarchen ein-

zugehen, um ihn genau kennen zu lernen, findet der Verf. mit dem Plane seines Werks unvereinbarlich; doch bemerkt er wol sehr richtig, daß der Einfluß sehr groß war, den seine Handlungen auf Oesterreich äuserten, und daß sich derselbe noch heute fühlbar macht. Mit Rücksicht auf vorerwähnte Katastrophe aber urtheilt er, daß Joseph II. kein militairisches Genie war, daß, wenn schon persönlich tapfer, er doch nicht in Mitte der Gefahren und der Aufregungen des Krieges die Stärke des Kopfes, die Ruhe des Geistes und die richtige Urtheilskraft besaß, die nothwendig sind, um dem Oberbefehl mit Geschick vorzustehen, und daß er endlich, wie überhaupt die Menschen, denen die Natur dieses hohe Vermögen und den kriegerischen Instinkt ver sagt hat, unter dem Gewichte der Unschlüssigkeiten und Phantome erdrückt wurde, die seine allzulebhafte Einbildungskraft ihm vorgaukelte.

Gestattete es uns der Raum d. Bl., unserer Neigung nachzugeben, so würden wir dem Marshall M. in allen Richtungen folgen; wir würden mit ihm namentlich längere Zeit in Ungarn und Siebenbürgen, diesen Ländern verweilen, die weniger unserm physischen als unserm geistigen Auge so fern liegen, und deren Verfassung und Sitten so sehr von denen des übrigen Europas abweichen; wir würden ihn durch das südliche Rußland begleiten und mit ihm jene Militaircolonien besichtigen, die, wie er sich ausdrückt, eine Art chinesischer, aus bewaffneten Menschen errichteter Mauer bilden, womit die russische Regierung ihre asiatischen Grenzen verwahrt, und an seiner Hand die Krim besuchen, die noch vor wenigen Jahrzehnden ein barbarisches Land war, die sich aber seitdem zu einer rasch emporsteigenden Civilisation erhebt. Allein ein großes Interesse drängt uns, mit dem Verf. in die Hauptstadt des osmanischen Reichs zu gelangen; von hier aus beurtheilt er mit großem Scharfsinne und treffendem Blicke die Lage der Türkei und gibt seinem Vorgefühle von deren künftigen Schicksalen Worte. Bei diesem Theile des Werkes wollen wir daher vorzugsweise verweilen, weil hier eine Frage erörtert wird, die ganz der Gegenwart angehört, die von unermesslichem Belange ist, und die in ihrer Lösung jene weitschichtigen Länder umfaßt, die er bereiste, und die zugleich zur heutigen Epoche Europas Lebensinteressen in sich begriffen.

Marshall M. gehört nicht zu Denjenigen, die sich Eäu-

schungen über die vielgerühmte Civilisation hingeben, die hervorgerufen zu haben Sultan Mahmud so sehr zur Ehre gereichen soll. Seiner Meinung nach läuft das Alles darauf hinaus, daß er die Janitscharenkaste zerstörte und eine neue Miliz errichtete, die jedoch keineswegs den Hoffnungen entspricht, die sie erweckt hatte. Etwas Betreffend dessen Reformen mehrentheils nur unbedeutende Dinge, wie beispielsweise Trachten und Titel. Man ist gegen die Turbane und die faltenreiche Weite der alten Bekleidung zu Felde gezogen; der Reis Effendi heißt Minister der auswärtigen Angelegenheiten; allein es sind dies bloße Formen, die in keinerlei Weise, wie der Verf. bemerkt, den Geist, die Sitten und den Charakter einer Nation umgestalten. Dagegen hat die noch sehr weit von ihrem Urbilde entfernte Nachahmung der europäischen Sitten und die vom Herrscher unverhehlt zu Tage gelegte Verachtung der Vorschriften des Korans jenen blinden Fanatismus geschwächt, worin lange die Hauptstärke der Türken bestand. Die Tugenden des Christenthums sind ihnen fremd, und da sie nun auch jene Energie verloren haben, die ihnen die unüberwindliche Anhänglichkeit an das Gesetz Mohammed's und das Blut Dethman's verlieh, so besitzen sie keine moralische Kraft mehr, die sie in Bewegung setzt, kein Princip, das sie aufstacheln. Die Türken sind bei einer Volksmenge von höchstens $3\frac{1}{2}$ Millionen in Europa mit einer christlichen Bevölkerung vermengt, die intelligenter und zahlreicher als sie selbst ist, und in Asien mit einer arabischen Bevölkerung, die sich ihren Gebietern überlegen fühlt. Dies sind die Elemente des türkischen Reichs. Niemals haben die Türken und die Christen, die einen und denselben Boden bewohnten, einen einzigen Nationalkörper gebildet; die Türken sind stets in ihrem Despotismus isolirt geblieben. Sie blieben unaufhörlich den durch ihre Waffen unterjochten Völkern gegenüber in der Stellung der Eroberung; auch stützte sich zu keiner Zeit ihre Macht auf feste Grundlagen. Baron Lott bekanntlich sagte von ihnen bereits vor siebzig Jahren, sie campirten nur in Europa. Höchst merkwürdig ist die Schilderung, die Marschall M. von der Lage des osmanischen Reichs entwirft; wir können jedoch nur einige der hervorstechendsten Züge seiner Schilderung hier wiedergeben. In Europa zeigt uns dieses Reich, das die Basen, worauf es gegründet war, verloren hat, zwei abgesonderte Völker, wovon das eine, um das andere in der Abhängigkeit zu erhalten, nur ein schwaches, aus dünnen Fäden gewebtes und daher leicht zerreißbares Netz in Händen hat. In Asien befinden sich andere Feinde, die Araber nämlich, die sich, ihrer Religionsgemeinschaft ungeachtet, ihrer Stärke bewußt geworden sind und mit großen Schritten ihrer Befreiung und ihrer Civilisation entgegengehen.

So ist der Sultan — sagt der Verf. — von allen Seiten mit unabsehbaren Hindernissen umgeben; wie könnte er es machen, um sie zu bewältigen? Worauf könnte er bauen? Wo sind die Rationalitätselemente, die er aufzuregen und zu vereinigen vermöchte? Das türkische Reich ist bereits durch die Schöpfung der Staaten Mohammed Ali's zerstückt.

An diesem Orte gibt uns Marschall M. gewissermaßen den Vorschmack von Dem, was er uns in den

folgenden Bänden über Ägypten sagt. Er zeigt uns jenen starken, beharrlichen, energischen Willen, der zur Erreichung eines großen Ziels thätig war, der Hülfquellen geschaffen hat, der Ordnung und Gehorsam herstellte, der Schulen und Fabriken gründete, die ersten Elemente des Reichthums ins Dasein rief, ein mächtiges Heer organisirte und der so den Grund zu einer großen Macht legte. Vergleichen wir indessen diese Andeutungen des Verf. mit den Angaben der meisten übrigen Europäer, denen wir mehr oder minder verlässige Nachrichten über das heutige Ägypten verdanken, so möchte es uns beinahe so vorkommen, als habe sich derselbe, der die Lage des osmanischen Reichs mit so großem Scharfsinn beurtheilt, über die Wirklichkeit von Mohammed Ali's Macht täuschen lassen. Er ließ sich, so bedauert es uns, durch den Schein von Größe, Wohlfahrt und Macht des ägyptischen Paschas blenden und war im Voraus zu Gunsten jener Treibhauscivilisation eingenommen, die sich an den Ufern des Nils erschlossen hat. Seltsam aber ist es in dieser zweifachen Beziehung, daß derselbe Schriftsteller, der den Mangel an Nationalität als die Ursache der Schwäche und des Verfalls des osmanischen Reichs bezeichnet, sich von den Stregisfischöpfungen Mohammed Ali's so sehr hat blenden lassen können, daß er unbeachtet ließ, wie die nämliche Grundlage aller Dauer verheißenden Einrichtungen dem ägyptischen Reich gleichwohl abgeht. Da Alles durch Willkür geschah und nichts in Folge von Principien, so kann auch Alles wieder durch Anarchie zu Grunde gehen. Man darf indessen wol behaupten, daß im Allgemeinen die ausgezeichnetsten Männer der Kaiserzeit in den Fehler verfielen, den Einfluß des Genies und die individuelle Willensstärke gar zu ausschließlich in Anschlag zu bringen. Allerdings sind diese großen Triebfedern zweckdienlich, um von Zeit zu Zeit die Wege anzubahnen und zu vervollkommen, auf denen ein Volk zum Ruhm und zum Wohlergehen gelangt; allein sie sind doch immer nur für Eine Lebenszeit und gewähren folglich für die Zukunft keine Bürgschaft. Institutionen allein vermögen den Völkern auf die Dauer die Wohlthaten zu erhalten, die von Zeit zu Zeit große Männer dem Menschengeschlechte erweisen. Es ist dies so wahr, daß Marschall M., nachdem er einen flüchtigen Abriss von dem Allen entworfen, was jene Länder dem Genie Mohammed Ali's verdanken, hinzufügt:

Sollte die Macht, die er gründet, in Ägypten und Syrien verschwinden und die unmittelbare Gewalt des Sultans dasehst wieder hergestellt werden, so würden in dem nämlichen Augenblicke alle Fortschritte, die seither stattgehabt, Alles, was Nützliches geschehen, sofort in ihr Nichts zurücksinken, und Verwirrung und Anarchie würden zu gleicher Zeit wieder auftauchen.

Somit hätte dann die Macht des ägyptischen Reichs weder eine moralische noch eine politische Basis. Alles beruht auf dem Willen und der Kraft eines einzigen Mannes. Die Intelligenz der Verbesserungen und der Fortschritte liegt demnach nicht in den Völkern. Es gibt dort weder dauerhafte Institutionen noch Existenzbedingungen. Man muß aber zugeben, daß dies eine sehr gewagte Schöpfung, ein

nur sehr precäre Dauer verheißender Bau ist, über den uns die letzten Hände des Werks noch nähere Auskunft erteilt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Ἱστορία τοῦ τακτικοῦ στρατοῦ τῆς Ἑλλάδος, ἀπὸ τῆς πρώτης συντάξεως τοῦ κατὰ τὸ 1821 μέχρι τῶν 1832, παρὰ Κρηστοῦ Σ. Βουλαιῶν, ἀξιωματικοῦ τοῦ πεδικοῦ τῆς γκαρμῆς. (Geschichte des regulären Corps in Griechenland, von seiner ersten Errichtung im J. 1821 bis zum J. 1832, von Chr. S. Byzantios, Offizier der Infanterie.) Athen 1837.

Das Werk füllt eine bisher sehr empfindliche Lücke in der geschichtlichen Literatur des griechischen Freiheitskrieges auf eine, so weit Ref. dies beurtheilen kann, sehr befriedigende Weise aus. Die bisher erschienenen griechischen Originalwerke über den Befreiungskampf, wie D. Surmelis' „Geschichte von Athen“, Chr. Perrhobos' „Militärische Memoiren“ und die Aufzeichnungen des Erzbischofs Germanos, berücksichtigen das reguläre Corps and die gewöhnlich mit diesem in Verbindung stehenden Philhellenen entweder gar nicht, oder doch nur gelegentlich und meistens mit Label und gehässigen Seitenhieben. Nur theilweise hatte der Hauptmann Karpos, in seiner neulich angezeigten Widerlegung (*ἀνταρτία*) des Werks von Surmelis die Rechtfertigung der tactischen Truppen unternommen und einen kleinen Abriss ihrer Geschichte gegeben. Der Verf. der vorliegenden Geschichte*) hat diese doppelte Aufgabe umfassender und glücklicher gelöst, und namentlich thut es dem Philhellenen wohl, hier fast zum ersten Male den Philhellenen Gerechtigkeit erwiesen zu sehen. Gegen Griechen und Fremde ist mit edler Freimüthigkeit die Wahrheit der Geschichte unparteiisch gebauet. Durch diesen Vorzug zeichnete sich auch schon das Schriftchen von Karpos aus, während Perrhobos, als irregulärer Chef, mehr in Parteilinteressen befangen ist. Byzantios besitzt überdies noch im Vergleich mit seinen obengenannten Vorgängern einen gebildeten, klaren Styl und eine fästlichere Darstellung.

Das Büchlein zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste bis zur Einnahme von Nauplia geht. Die erste Anregung zur Bildung eines tactischen Corps gab D. Hypsilantis nach seiner Ankunft im Peloponnes (Juni 1821); ein paar Franzosen brachten in Kalamata das erste schwache Corps zusammen. Dies Häuflein trat schon in demselben Jahre vor Tripolis, vor Nauplia und vor Korinth auf. Beträchtlichen Zuwachs erhielt die reguläre Truppe zu Anfang des folgenden Jahres, unter der Präsidenschaft von Navroboratos; allein kaum war das Corps auf 5—600 Mann gewachsen und hatte unter seinem Obersten Zavella nothdürftig exerciren gelernt, als es zugleich mit der inzwischen gebildeten Philhellenencompagnie von 120 Mann unter dem Obersten Dania und mit dem Corps der Heptanesier (von den ionischen Inseln) nach dem westlichen Griechenland aufbrechen mußte. Den Oberbefehl führte der General Normann. Hier wurde am 16. (28.) Juni 1822 jene unglückliche Schlacht bei Peta**) geliefert, in welcher die Philhellenen nach Bunkern der Tapferkeit Alle bis auf Einen erlagen. Auch das reguläre Corps erlitt beträchtliche Verluste, zog noch einige Monate im Festlande umher und gelangte im October

nach Nauplia, wo es in der Nacht zwischen dem 29. und 30. Nov. a. Stils wesentlich zur Einnahme des Palamebion mitwirkte. Allein die leidige Eifersucht und Zwietracht, die in der ganzen griechischen Sache so verderbliche Früchte getragen, mußte auch in der tactischen Truppe Wurzel fassen. Der griechische Oberst Rhobios, damals Major eines der Bataillons, erlangte von der unverständigen Regierung eine besondere Fahne und die Erlaubniß, ein besonderes Corps zu bilden. Und so sehen wir Hrn. Rhobios, den die Opposition neuerdings oft zum Kriegsminister vorzuschlagen pflegte, in dieser Geschichte wiederholt als Anstifter solcher Entzweigungen auftreten. Ubrigens war es grade sein Bataillon, welches sich zu Ende 1823 zuerst auflöste. Bald ward er Stamm des Corps unter dem Obersten Supernati, den die Regierung gänzlich ohne Mittel ließ, genöthigt, dasselbe zu thun. Ein nicht besseres Schicksal hatte die um diese Zeit gebildete germanische Legion von 150 Mann.

In dem zweiten und wichtigsten Abschnitte erzählt der Verf. die Geschichte des zweiten tactischen Corps, dessen Bildung im Sommer 1824 durch Rhobios begonnen wurde. Im Mai 1825 erließ die Regierung, unter Kontouris' Vorlage das erste Conscriptiionsgesetz, das eine Zeit lang mit möglicher Strenge wirklich vollzogen wurde, und im September desselben Jahres übernahm der französische Oberst Gabvier den Oberbefehl der regulären Truppen. Er verlegte das Corps, um sich ungehört mit seiner weiteren Ausbildung beschäftigen zu können, im Herbst nach Athen, und wirklich hatte er bis zu Ende 1825 schon drei Bataillons Infanterie, jedes zu acht Compagnien von 120—150 Mann, und drei Compagnien des viersten Bataillons auf den Beinen, im Ganzen 3200 Mann. Fußvolk. Dazu kamen drei Schwadronen Reiterei, jede zu 80 Mann, von denen jedoch nur zwei Schwadronen wirklich beritten waren, und eine Compagnie Artillerie von mehr als 200 Mann; endlich eine Compagnie leichter Truppen unter dem Namen der Kreuzfahrer. Gabvier, dem der Verf. mit sichtlicher Liebe und Ergebenheit anhängt, wird geschildert als ein Mann, der in hohem Grade die Gabe besaß, die Herzen der Soldaten zu gewinnen und sie auf dem Wege der Güte, durch Erweckung des Ehrgefühls an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Dabei besaß er große Entschlossenheit und einen unbedingten Muth; aber er hatte fast überall das Kriegsglück gegen sich; vielleicht eben darum, weil er mit zu viel Parteilichkeit einen einmal gefaßten Plan verfolgte, ohne sich durch die oft unübersteiglichen Hindernisse**), die sich ihm im Laufe seiner Expeditionen entgegenstellten, zu einer Modification seines ersten Entwurfes bestimmen zu lassen. Dies zeigte sich gleich bei seinem ersten Gefechte, gegen Karykos auf Euböa gerichteten Unternehmen, zu welchem er am 12. (24.) Febr. 1826 von Athen auszog, und dessen unglücklichen Anfang und Ausgang der Verf. (S. 57—72) erzählt. Die Truppe büßte, mehr durch Entbehrungen und Strapazen, als durch Feindeshand, eine Menge Leute ein, und was noch schlimmer war, sie verlor die anfängliche gute Haltung und das Selbstvertrauen; auch ist sie nie wieder so zahlreich geworden. Gabvier zog sich über Lenos nach Athen und von da nach Methana zurück, wo er sein Corps möglichst wieder organisirte, und wo auch die Philhellenencompagnie von 80 Mann unter dem Obersten (nachmalig General) Pissa sich ihm anschloß. Von hier marschirte er im August nach Kleusis, um sich mit Karastakis zu vereinigen, und am 6. (18.) und 8. (20.) August wurden die blutigen, aber für

*) Die Kriegthaten des regulären Corps unter Rhobios' Commando beschränkten sich auf die Theilnahme der Artillerie an der dennoch erfolglosen Belagerung von Navarin (Mai bis Juli 1825) und auf ein Schermägel mit einem arabischen Bataillon, beim iberischen Sumpfe.

**) Diese Hindernisse bestanden gewöhnlich darin, daß auf die begleitenden leichten Truppen nie mit Sicherheit gezählt werden konnte, die, so oft sie kein Vertrauen in die Unternehmung setzten, ohne Umstände davongingen.

*) Der Lieutenant Byzantios ist Lehrer an der Kriegsschule im Piräus und hat auch eine „Philosophie des Krieges“ geschrieben, zu welcher diese Geschichte gewissermaßen den zweiten Theil bildet.

**) Peta, unweit Arta, an der Grenze von Westgriechenland und Epirus; nicht zu verwechseln mit Peta, zwischen Theben und Lebadeia, wo Hypsilantis 1820 den letzten wichtigen Vortheil über die Türken davontrug.

die Taktiker und Philhellenen höchst rühmlichen Gesechte bei Chabari, eine Stunde von Athen, geliefert.^{*)} Leider wirkte zu der Erfolglosigkeit derselben auch hier wieder die Zwietracht mit; Gavvier und Karaiskakis waren Beide voneinander unabhängig, und obgleich Beide tüchtige Kriegermänner, konnten sie sich doch bei ihren ganz verschiedenen Ansichten von Kriegsführung selten vereinigen. Hätte Gavvier dem mehr landeskundigen und an natürlichem strategischen Talent ihm sicher überlegenen Karaiskakis mehr Folge geleistet, so wäre Manches besser gegangen. Nach einer andern fruchtlosen Unternehmung gegen Athen zog sich das reguläre Corps wieder auf die Halbinsel Methana zurück. Von hier aus führte dann Gavvier auf die Aufforderung der Regierung den bekannten kühnen Streich aus, in der Nacht vor dem 6. (18.) December an der Küste von Attika zu landen und sich mit 500 Mann, von denen jeder einen Sack mit 8 Oken (16 Pfund) Pulver oder Feuersteinen trug, mitten durch die Belagerer in die Akropolis zu werfen. Dennoch mußte die tapfere Besatzung, nach den härtesten Entbehrungen, nach Karaiskakis' Tode und der Niederlage des Generals Church beim Piräeus, am 24. Mai (5. Juni) 1827 capituliren. Gavvier kehrte mit den Trümmern seines Corps nach Methana zurück.

Sein letztes Unternehmen war die Befreiung von Chios, wozu er sich mit etwa 1100 Mann regulärer Truppen und einigen leichten Corps im September 1827 von Methana einschiffte. Man landete auf der Insel und belagerte die Festung; allein da die Verbindung derselben mit der asiatischen Küste von der Wasserseite nicht bleibend abgeschnitten werden konnte und überdies die Chier nicht die nöthige Unterstützung an Lebensmitteln und Kriegsvorräthen gewährten, so blieb die fünfmonatliche Belagerung ohne Erfolg. Im März 1828 wurde die Festung durch türkische Kriegsschiffe entsezt, und Gavvier mußte wieder abziehen. Da er bei seiner Rückkehr nach Griechenland von dem inzwischen eingetroffenen Präsidenten Kapodistrias sehr kalt aufgenommen wurde, so reichte er im Mai seine Entlassung ein.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Schicksale des taktischen Corps seit Gavvier's Rücktritt bis zur Auflösung desselben nach der Ankunft des Königs Otto. Gavvier's Nachfolger im Commando war der Oberst Heideck, aber nur bis zum August 1829. Da der Krieg fast zu Ende war, nahm nur noch ein Theil des regulären Corps an der Einnahme von Naupaktos einigen Antheil. Indef wurden die Kriegsschule und andere nützliche Institute errichtet. Auf Heideck folgte der französische General Trézel bis zum August 1830, auf diesen der General Gérard bis zum November 1831, auf den Letztern endlich der Philhellene Oberst Graillard. Aber die Geschichte dieser Jahre ist ohne Interesse; sie ist nur die Geschichte der allmählichen Zersetzung und Auflösung des Corps durch das Übermaß der Avancements, durch die innern Unruhen und Bürgerkriege nach dem Tode des Präsidenten und durch die gänzliche Mittellosigkeit der auf ihn folgenden temporären Regierungen.^{**)} So blieb der Regimentschaft kaum etwas Anderes übrig, als mit der völligen Auflösung der Trümmer des regulären Heeres im Februar 1833 ihr Werk anzufangen. Der Verfasser erlaubt sich indef hierüber kein Urtheil, was einer Misbilligung gleich sieht.

57.

*) Der Verf. gibt die erste klare und anschauliche Darstellung der beiden merkwürdigen Treffen bei Chabari, nach welcher namentlich die Erzählung des Obersten Perréados zu berichtigen ist.

**) Vom Jahre 1828 bis zur Julirevolution bestritt die französische Regierung den größten Theil der Kosten der taktischen Truppen. Als nach dem Juli 1830 diese Subsidien aufhörten, begann der Verfall des Corps.

Notiz.

Neue Schriften der Herzogin von Abrantes.

Unsere deutschen Bielschreiber sind sprichwörtlich geworden wegen ihrer Fingerfertigkeit; aber mit der Frau Junot kann es doch wol schwerlich einer von ihnen aufnehmen. Während der letzten Jahre hat sie wenigstens an dreißig dicke Bände herausgegeben, und erst vor ein paar Monaten eine zwei Bände starke „Geschichte der pariser Salons; Gemälde und Portraits der großen Welt unter Ludwig XVI., dem Directorium, dem Consulate, dem Kaiserreiche, der Restauration und Ludwig Philipp I.“ Wer die Manier dieser Frau kennt, und auch bei uns ist dieselbe so ziemlich Jedem bekannt, wer je die Hallen einer Reichbibliothek betrat — kann sich denken, wie sie hier saalbadert. Sie meint in allem Ernste, die Geschichte der Bilder spiele in den pariser Salons, und die sogenannte vornehme Welt gilt ihr für den Repräsentanten alles Dessen, was sich in der Welt Bemerkenswerthes ereignet. Natürlich legt sie dann auch den Salons eine Wichtigkeit bei, über die Jeder lachen muß, der sich um ernstere Dinge bekümmert als um Guterle-armseeligkeiten. In dem genannten Buche müssen ihr, um einen Ausdruck aus dem gemeinen Leben zu gebrauchen, herhalten: Frau Becker, Frau von Polignac, der Erzbischof von Beaumont, die Herzogin von Razarin, Abbé Morelet, Frau Roland, Frau von Brienne, Cardinal Bonente, die Genlis, Condorcet, die Stael und noch andere Personen. Das Beste ist, daß sie kaum ein paar von allen genannten Leuten persönlich gekannt hat, daß sie noch ein Kind war, als manche derselben schon starben; auch werden bekanntlich über Salonsgeschwätze keine Protokolle geführt. Wie kann sie nun wissen, was die genannten Leute gesagt oder gedacht haben? Nichts leichter als das. Sie hat einige Memoiren aus jener Zeit gelesen und darin einige Anekdoten gefunden, die sie mit einer langen Bräthe ihres Styles übergossen hat, und so ist denn das Ragout fertig; Gott hat aus nichts die Welt geschaffen, die Herzogin von Abrantes macht aus ebenso Wenigem ein weitläufiges Buch, das einer gewissen Abtheilung des Publicums gewiß munden wird. Ein Talent wie jene Frau hat nicht Jedermann in sich, und sie sucht es jetzt dadurch noch pikanter zu machen, daß sie anfängt mit einer ultraaristokratischen Lebendigkeit zu kokettiren. Die französische Revolution — das lernen wir von der Sergeantenfrau — mit allen ihren Excessen und Folgen ist lediglich dadurch ins Leben gerufen worden, daß die Königin Marie Antoinette so einfache Kleider trug und dadurch die geheiligte Majestät des Königthums herabwürdigte!

Kaum waren diese beiden Bände über die pariser Salons herausgegeben, so ließ sie unmittelbar nachher wieder zwei vom Stapel laufen unter dem Titel: „Souvenirs d'une ambassade.“ Nun sind Portugal und Spanien allerdings Länder, über deren Eigenthümlichkeit ein talentvoller Beobachter immer noch höchst Interessantes mittheilen konnte; aber an Beobachtungsgabe fehlt es der Herzogin leider. Sie hat aus Büchern einige bemerkenswerthe Einzelheiten excerpiert, theilt ein paar pikante Züge mit, ersäuft aber dieses wenige Gute in einem Decane albernem Geschwäzes, überschüttet den Leser mit einer Schußflut unbedeutender Bemerkungen, webt hier und da ein paar schwache Bagatellen ein, was Alles zwar den verständigen Menschen nicht erbaudt, aber doch Bogen fällt; unsere Pugmacherinnen können hier aber weitläufige Abhandlungen über Bälle und Weibezugzüge finden. Die Herzogin übertreibt wol auch; sie hat nämlich der Prinzessin von Brasilien und deren Ehrennamen einen Feuerschiff verschafft, worauf sie sich viel zu Gute thut. Aus Dankbarkeit erzählt ihr dieser Ehrenmann, daß er große Noth gehabt habe, die erlauchete Prinzessin von einer Menge unsauberer Insekten zu reinigen. Das ist, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch möglich; auf jeden Fall ist es aber indiscret, daß die Herzogin dergleichen erzählt.

58.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 105.

15. April 1838.

Voyage de M. le maréchal duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff etc. Vier Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

In der Lage nun, worin sich gegenwärtig das türkische Reich befindet, gewahrt unser Reisender für dessen Oberhaupt die unabwiesliche Nothwendigkeit, lediglich durch den Schutz Anderer fortzubestehen, und sich demnach mit aufrichtiger und unbeschränkter Hingebung einem der beiden Systeme, die Europa in zwei Hälften theilen, anzuschließen. „Es hat sich dieses Reich“, sagt er, „nur hinsichtlich der Wahl des Gebieters zu bestimmen, den es sich geben wird.“ Die Erörterung der betreffenden Wechselfrage setzt dieselbe in ein sehr helles Licht; der Verf. bekräftigt dadurch seine Einsicht in die eigentlichsste Natur der obwaltenden Verhältnisse.

Auf der einen Seite — bemerkt er — ist Rußland, auf der andern sind die Seemächte, denen ich noch Oestreich beigesellen will, und die ich die Allianz des europäischen Abendlandes nennen werde. Ihre Interessen sind sich einander entgegengesetzt und scheinen unvereinbarlich zu sein. Der Unterschied zwischen dem Schutze Rußlands und dem der drei Mächte, welche ich die Allianz nenne, besteht für die Pforte darin, daß Ersteres bei ihr durch seinen Einfluß auf natürliche Weise den Befehlshaber spielt, daß dieser Einfluß demselben so lange genügt, als der Friede währt, oder als etwa nicht eine Revolution Konstantinopel verheert und umstürzt, und als die Pforte weiß, daß an dem Tage, wo neue Umstände es ihr zur Nothwendigkeit machen würden, wirkliche Streitkräfte zur Stelle zu haben, Rußland die Mittel hat, sie schnell und ohne Hinderniß dorthin zu führen. Damit aber der Schutz der Allianz wirksam sei, bedarf es hingegen einer festen und ununterbrochenen Occupation; denn in dem nämlichen Augenblicke, wo diese aufhörte, würden die Russen dazwischentreten können, um deren Erneuerung zu verhindern.

In der wol nicht allzu gewagten Hypothese nun eines dereinstigen Krieges, dessen Schauplatz der Verf. genau erkundet hat, zeigt uns derselbe auf dem schwarzen Meere den schönen Hafen Sebastopol, von wo aus eine vollständig ausgerüstete russische Flotte eine russische Heerabtheilung innerhalb drei Tagen nach Konstantinopel übersetzen kann. Während dieser Zeit aber würde sich ein Armeecorps, das immer schlagfertig im südlichen Rußlande steht und 60,000 Mann stark ist, an die Ufer der Donau begeben, den

Fluß überschreiten und in Etappenmärschen bis jenseit des Balkan gelangen. Zu Adrianopel cantonnirt, würde es im Stande sein, sich von dort aus überall dahin zu versetzen, wo seine Mitwirkung nützlich wäre. Dies Alles würde mit so reißender Schnelligkeit bewerkstelligt werden, daß man zu Paris und London gleichzeitig Pläne und Ausführung erfahren möchte. Will dagegen die Allianz ins Feld rücken, so bedarf sie Zeit, um gemeinschaftliche Verabredungen zu treffen, und Zeit, um das Verabredete auszuführen; sie hat ihre Schiffsmacht nicht bei der Hand, und die Russen würden bei den Dardanellen sein, bevor sich noch das Abendland in der Verfassung befände, den Feldzug zu eröffnen.

Demnach war es — fügt der Verf. hinzu — ganz verständlich und den Grundsätzen einer weisen Politik gemäß, daß der Großherr vor Allem berücksichtigte, unter welchen Bedingungen er im ruhigen Besitze seines Thrones zu bleiben vermöchte, und daß er in Folge davon zu der Einsicht gelangte, er müsse sich zu dem Ende innigst mit Rußland verbinden und sich hinsichtlich der Interessen mit dieser Macht vereinen, indem er sich aufrichtig und ohne Rückhalt unter ihren Schutz stelle und sich fortwährend ihrer Politik nützlich zu erweisen suche. Diese Maßregel war die einzige, die der Sultan zu ergreifen hatte, um noch einen Schatten von Souverainetät zu bewahren.

Der Verf. meint, daß dieses Protectoratsverhältniß Rußland genüge, dessen Zweck dahin gehe, die Dardanellen, die Kaiser Alexander „die Schlüssel zu seinem Hause“ nannte, ungehindert passieren zu können. Auch ist er überzeugt, daß der Kaiser von Rußland keinen andern Zweck im Auge hat, und daß er es vorziehe, auf den Grund von Verträgen die Vortheile zu genießen, wonach er strebt, als sich den Unzuständigkeiten zu unterziehen, die ein Krieg und eine bewaffnete Besitzergreifung nach sich ziehen würden. Er setzt mit vielem Scharfsinne und unter Entfaltung einer hohen Urtheilskraft alle dem Gebiete der Staatsklugheit angehörigen Gründe und die Rußland durch seine Stellung gebotenen Rücksichten auseinander, die dasselbe veranlassen müssen, sich mit der Art von Lehnabhängigkeit zu begnügen, unter der es die Türkei hält, und bemerkt hierzu noch Folgendes:

Man wird hiernach wol zugeben, daß es im Interesse des Sultans liegt, sich mit dieser Macht zu befreundeten, der es so leicht ist, ihn zu stürzen, die aber keinen Vortheil dabei findet. Auch wird man einsehen, daß er sich vor Allem hüten muß, sich mit ihr in Krieg einzulassen, weil das Ergebnis eines solchen Kampfes kein anderes sein könnte, als entweder ihn un-

mittelbar zu Grunde zu richten, oder ihn zu nöthigen, sich in die Arme anderer Mächte zu werfen, deren Schutz minder wirksam, dabei aber keineswegs milder sein und ihm noch weniger Freiheit gestatten würde, denn er würde ihm sogar den Schein davon rauben.

Marshall Marmont erörtern hierauf den hypothetischen Fall eines Krieges in Osten, wobei einerseits Rußland, andererseits aber Oesterreich, England und Frankreich theilhaftig wären. Er beweist, daß, ist einmal die Besitznahme der europäischen Türkei von den Russen bewirkt worden, das innigste Bündniß dieser drei Mächte und die größten Anstrengungen nicht vermögen würden, die Russen zu zwingen, die von ihnen bei den Darbaneln eingenommene Stellung zu räumen. Diese Behauptung durch Gegenbeispiele zu entkräften, mag süglich Denen anheimgegeben bleiben, die es mit einem so ausgezeichneten Strategen, als der Verf. ist, aufzunehmen den Beruf fühlen. Für uns mag es genügen, zu bemerken, daß derselbe, auf die Landkarte hinweisend, die betreffende Frage von allen Seiten beleuchtet. Als Feldherr, der sein Terrain vollkommen kennt, hat er Landheere und Flotten in Bewegung gesetzt, Angriff und Vertheidigung genau abgemessen, die Schlachtfelder bezeichnet, die Rollen unter den Verbündeten ausgetheilt und die wahrscheinlichen Resultate dieses großen Kampfes gezeigt. Was uns jedoch, jedwede Polemik bei Seite gestellt, vollkommen einleuchtet, dies ist Rußlands großer Einfluß auf den Oosporus, sein Übergewicht, seine Stärke, seine im Orient, wenn auch nicht an Gebietsumfang, da es dessen nicht bedarf, so doch an Festigkeit sich stets mehrende Macht. Aus eben dieser Ursache aber, nämlich weil Rußland bei einer wohlverstandenen Politik die Grenzen des ungeheuren Reichs noch zu erweitern nicht die Absicht haben kann, droht dem osmanischen Reiche von der Seite, sofern nicht außerordentliche Zwischenfälle eintreten möchten, eben keine dringende Gefahr, wie Marshall M. es selbst an mehr als einem Orte seines Werkes darthut.

Dagegen aber — sagt er — ist von allen Gefahren, welche die Gewalt des Großherren bedrohen, in meinen Augen, die dringendste eine Revolution, die durch das Mißvergnügen der Völker hervorgerufen würde. Sie kann, wie alle Revolutionen, bei dem ersten zufälligen Anlasse ausbrechen, dem irgend eine Equivoke des Schicksals sein Entstehen gibt.

Ob nun aber für den Fall, daß eine solche Katastrophe aus dem Schooße der christlichen Bevölkerung der Türkei hervorgehen sollte, Rußland den Thron ihres Herrschers zu stützen gleichwohl verpflichtet, ja auch nur befugt ist, dies ist eine Frage, deren Erörterung der Verf. vielleicht nicht unabsehlich zu umgehen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Dornenkrone. Von Michel Masson. Aus dem Französischen übertragen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Röllmann. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Stoff dieses Buches, welches sich einen gewissen Ruf zu erwerben wußte, ist das Leben des englischen Dichters Savage, der von seiner Mutter, der Gräfin Macclesfield, nachdem sie ihn öffentlich für den natürlichen Sohn des Lord Rivers erklärt und seine Geburt benutzt hatte, eine Ehebindung von

ihrem Manne zu bewirken, auf eine unnatürliche Weise verfolgt ward, ohne daß der Grund dazu irgendwo anders als in ihrem abscheulichen Charakter zu finden gewesen wäre. Wie ein böser Dämon beherrschte sie sein Leben und stellte sich überall zwischen ihn und sein Glück, suchte dem Heimatlosen die mühsam errungenen Mittel des Unterhalts zu entziehen, während in des Dichters Brust alle Gefühle kindlicher Liebe mit der Empörung rangen, die diese unerbittliche Verfolgung hervorrief. Die reiche Lady Macclesfield hatte bald nach ihrer Scheidung den Obersten Brett geheirathet und ihren Sohn einer armen Frau übergeben mit dem Befehle, ihn als ihr eignes Kind zu erziehen und ihm nie zu verrathen, wer seine wahren Eltern gewesen. Als Savage das funfzehnte Jahr erreichte, starb Lord Rivers, der sich oft bei seiner Mutter nach ihm erkundigt, aber immer ausweichende Antworten erhalten hatte. Auf dem Todtenbette wollte der Lord seinem Sohne 6000 Guineen vermachen; doch die ehemalige Geliebte hielt ihn davon ab, indem sie ihm jetzt bestimmt erklärte, daß ihr Sohn gestorben sei. Gleich darauf versuchte sie, Savage in die amerikanischen Anstebelungen zu verbannen. Dieser Plan mißlang. Damals hatte der Jüngling seine Mutter noch nicht erblickt, und erst als seine Pflegerin starb, entdeckte er das Geheimniß seiner Geburt aus ihren Papieren. Seine Bemühungen, der Gräfin Herz zu erweichen, waren vergeblich, und da er nicht länger bei dem Schutzherrn bleiben wollte, zu welchem man ihn auf ihr Geheiß in die Lehre gethan, ergriff er die Literatur als Erwerbszweig. Ein unglücklicher Zufall verwickelte den jungen Dichter, welcher schon durch sein Trauerspiel: „Sir Thomas Overbury“, Aufsehen gemacht, in einen nachtheiligen Streich in einer Laverne mit ganz fremden Personen. Die Schwärter wurden gezogen, und ein Mann von der Gegenpartei fiel. Kein deutsches Gericht würde Savage, dem man Jenes Tod schuld gab, unter solchen Umständen verdammt haben; eine Jury gemeiner Männer that es, von dem Richter selbst aufgeleitet, der ihnen am Schlusse seiner Rede sagte: dieser Mann sei besser gekleidet als sie, er sei ein vornehmerer Mann; ob er deshalb aber Einem von ihnen ungekräft thun dürfe, wie er gethan? Savage blieb nun nur noch die Hoffnung auf Königlich Gnade; aber Lady Macclesfield trat zwischen ihn und diese, indem sie die Königin glauben machte, ihr Sohn habe sie selbst schon einmal ermorden wollen. Es war dem immer zurückgewiesenen, der oft stundenlang vor dem Palaste seiner Mutter gestanden, um ihren Schatten an den Fenstern zu erblicken, einst spät Abends gelungen, ungesessen bis in ihre Schlafkammer zu dringen, wo sie ihn trotz der Aussetzungen demüthiger und unterwürfiger Bittlichkeit, durch die er sie zu versöhnen suchte, mit dem Schreie: Mord! Mord! empfing und alle ihre Leute hinter ihm herjagte, so daß er die Flucht gezwungen ergriff. Die wuthhafte Wuth ihrer Anklage ward jedoch durch die Gräfin Hertford verwehrt, welche der Königin Savages Schicksale mittheilte, worauf Begnadigung erfolgte. Lady Macclesfield, die achtzig Jahre alt war, hatte dennoch die Freude, ihres Sohnes Dasein durch ihre Bestrebungen verfürzt zu sehen, ja sie war noch am Leben, als Johnson, der ihn persönlich kannte, des unglücklichen Dichters Schicksale niederschrieb.

Savage's Charakter war der des gütigsten, mildesten Menschen. Kurze Zeit nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse bettete ihn das nichtswürdige Weib an, dessen Zeugniß ihn zum Tode hatte verdammen lassen, ein Geschöpf aus der verworfensten Volksschleife; er tabelte sie sanft wegen ihres falschen Eides, ließ seine letzte Güter wechseln, und theilte sie zu gleichen Hälften mit ihr. Der wüthende Haß seiner Mutter konnte seine kindliche Bittlichkeit erst spät bezwingen, und nur da jene gesucht hatte, ihn auf das Schaffot zu bringen, glaubte er sich gegen sie quitt und brohte ihr mit Veröffentlichung ihrer Handlungswiese, worauf einer ihrer Verwandten, Lord Lyconnel, ihn unter dem Versprechen, sich aller dergleichen Versuche zu enthalten, in seiner Familie aufnahm, ihn wie Seinegleichen be-

handelte und ihm ein Jahresgehalt von 200 Guineen aussetzte. Doch diese für Savage glücklichste Zeit seines Lebens dauerte nicht lange; sie entzweiten sich. Der Dichter behauptete, der Lord habe seine Güter verschuldet und wolle sich deshalb einer Verpflichtung entziehen, von der sein Betragen ihn nicht entbunden; seine einzige Schuld sei, nicht von der Lust leben zu können. Tyrconnel sagte dagegen, Savage mache es unmöglich, mit ihm zu leben, da er an keine regelmäßige Art von Existenz gewöhnt sei, nicht mit Geld umzugehen wisse, seine Sachen versehe, mit Freunden in Tavernen schmelze, wenn er keinen Pfennig mehr besitze etc. Beide mochten Recht haben, da die Erziehung und das Schicksal des Dichters, einmal geschmeichelt und von der Menge auf den Händen emporgehoben, ein anderes Mal obdachlos und verhungert, in Höhlen und auf der warmen Asche der Gewächshäuser schlafend, ihn von Dem zu leben gewöhnt hatten, was Franzosen und Engländer expedientes nennen. Die Dunkelheit, in die er nun nach kurzem äußern Glanze zurückfiel, war ihm vorzüglich insofern schädlich, als die Flut eines Lebens, die, wie Schaffpeare sagt, zum Glück führt, damit für immer überschritten schien. Des Dichters Schicksale waren nicht mehr neu, und nur das Neue wirkt im Leben wie in der Poesie. Der Anhang seiner mütterlichen Verwandten trug nicht wenig dazu bei, den Antheil der Welt an ihm zu vermindern, indem er seine Fehler und Schwächen veröffentlichte und ihn lächerlich machte. Doch die ungerechte Verfolgung schlug neue Funken aus Savage's Geist; er schrieb eine seiner besten Productionen, das Gedicht: „Der Bakarb“, welches allgemeines Aufsehen erregte und in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte. Es rächte ihn an seiner Mutter, die sich jetzt kaum noch öffentlich zeigen durfte, ohne beschimpft zu werden; aber dieser Erfolg scheint das letzte Aufklammern gewesen zu sein, und wenn ihm seine lebenswürdigen Eigenschaften, seine seine Bildung und seine glänzenden Unterhaltungsgebaben auch immer neue Freunde erworben, so verscherte er ihre Gunst doch bald wieder durch seine Sorglosigkeit, den völligen Mangel an häuslicher Geben und seine unregelmäßigen, wenn auch nicht lafterhaften Gewohnheiten. Er starb, 46 Jahr alt, im Schulbegräbnisse zu Bristol, nachdem er alle Bitterkeiten der Armuth empfunden, vom schnellen Wechsel des Überflusses an fremden Tischen bis zur Dohnmacht des Hungers, ein Opfer seiner glänzenden Anlagen und der Fehler, welche, damit ohnehin nur zu nahe verwandt, in ihm durch seine Erziehung und seine Schicksale gewalttham ausgebildet worden waren.

Dies der historische Grund, aus welchem der Autor seine Schöpfung entwickelte; eine Schöpfung, die wir nicht für eine solche erklären, die wir keine glückliche nennen können. Die „Dornenkrone“ ist die Krone des Dichterrahms, die für den Begabten zur Dornenkrone wird. Dieser Schrank ist schon an sich höchst unportlich, indem er die Sonne des Schaffens, die Lust der höchsten Götterfreude dem Werk unterordnet, welches allem Ungleichartigen und Abnormen aus den Verhältnissen dieser Welt erwachsen muß. Daß nun aber die Mutter, von wüthendem Haß getrieben, ihrem Sohne diese Krone verleiht, in das Gefängnis schickt, nachdem sie seine Begnadigung zu verzeihen gewußt hat, und selbst noch hinterher kommt, sich an seinem Fall und seiner Verzweiflung zu legen, das ist eine solche Verzerrung des Stoffes, daß wir nichts darin sehen würden als die Sucht der neuen Franzosen, Alles auf die Spitze zu treiben und zu cariciren, wenn diese Richtung von dem Verf. nicht häufig durch Bilbungen im entgegengesetzten Sinne verleugnet würde. Das Ganze läßt uns daher auch sehr kalt, weil es weder natürlich ist, noch aus einem Guffe entstanden und keiner Idee, ja selbst keiner Ansicht entfloßen, aus keinem bestimmten Standpunkte aufgenommen scheint; wenn wir französisch schreiben, werden wir es eine composition tourmentée nennen; das deutsche: gezwungen, gedrückt, gebrechelt, manieriert, gibt jenen Begriff nur halb wieder. In dessen sind einige Partien, auf die wir später zurückkommen werden, mit Talent behandelt. Haben wir Lady Macbeths

in der Scene mit der Dornenkrone zur Furie entwürdigt gesehen, so müssen wir gestehen, daß Savage ihr einigen Grund zur Ruch gab, denn er hatte, nachdem er vergeblich versucht, sich ihr zu nähern, am Abende seines Triumphs bei der ersten Vorstellung des „Overbury“ einen Epilog dazu gesprochen, in dem er sie, die in einer Loge gegenwärtig war, auf das allerbitterste vor dem Publicum anklagte. Darauf hatte er eine Satire an ihren Palast angeschlagen, die den Pöbel davor versammelte, während er aus einem Schlupfwinkel den Steinwürfen zusah, welche das Volk auf die Fenster seiner Mutter richtete. Der junge Liebhaber der Gräfin war heraustrgetreten, die Haufen zu haranguiren; Savage hatte ihn geohrfeigt, und Edward war Abends in eine Taverne gegangen, den Dichter zu fordern, der dort unter der Hefe des Volkes zu schmelzen pflegte. Hier hatte sich ein Streit erhoben, bei welchem Savage den Liebhaber erschlug.

Aus dieser Erfindung scheint hervorzugehen, daß der Verf. sich's zur Aufgabe machte, auf Kosten des Sohnes den Charakter der Mutter zu vindiciren, die er nach ihrer Scheidung nicht wieder verheirathet; doch Das, was er zu ihrem Leben hinzuthut oder daran verändert, gibt uns keinen Aufschluß über diese schreckliche Natur, verwirrt sie uns nur noch mehr, und wenn die Bosheit Charakterlos erscheint, wird sie ganz widerwärtig. So läßt der Verf. Lady Macbeths bei Savage's Geburt dem Tode nahe sein, er läßt sie hier aus Reue über ihren Fehltritt ein öffentliches Bekenntniß desselben ablegen. Aber sie stirbt nicht, und statt jene Reue des Todtenbettes in der sorglichen Erziehung ihres Kindes zu bethätigen, vergräbt sie es in der Dunkelheit, bekümmert sich nicht darum und gelobt sich zugleich, ihren Verführer nie wiederzusehen. Dieser Fatalismus der Reue, welcher die schuldblose Frucht der Sünde zugleich mit verdammt und kreuzigt, wäre fürchterlich, aber dennoch begreiflich, fänden wir die Gräfin als Büßende wieder. Doch da sie vor uns auftritt, lebt sie im Überflusse und hat im 40. oder 60. Jahre — denn der Dichter widerspricht sich einmal selbst über diesen Punkt — noch einen jungen Liebhaber, ihr adoptirtes Kind, welches sie erziehen ließ. Wenn sie aber Kinder erziehen mußte, warum wählte sie dann nicht ihr eignes dazu, und welche Eittenlosigkeit geht aus dem Umstande hervor, daß die Gräfin das Kind, welches sie erziehen ließ, zu ihrem Liebhaber machte! Kurz, dieses Weib erscheint uns wie eine Art bremer Gistmischerin, ein Geschöpf von markloser Bosheit und Verderbtheit, dessen stumpfe, unerweckte Eittlichkeit nicht in primitiver Unwissenheit ihren Grund hat, sondern aus einem natürlichen Mangel alles Menschlichen hervorgeht; ein verabscheuungswürdiges Wesen, dessen Seele andern als den gewöhnlichen psychologischen Folgen folgt; ein Ding, jenseit der Welt, die wir kennen, in dessen Verirrungen sich nicht einmal die Logik der Leidenschaft findet. Als sie im Gefängniß vor dem Sohne steht, sich an dem Todesjuden seines Bristes zu weiden, sagt sie ihm, er selbst sei schuld an ihrem Hass, denn oft habe sie sich seiner erbarmt und ihm durch unbekante Hand Subsistenzmittel zukommen lassen, aber seine eigne Verderbtheit und Eittenlosigkeit habe ihr Herz völlig von ihm abgewendet, und diese moralischen Betrachtungen, diese Küge von Fehlern, die sie selbst durch ihre Vernachlässigung in dem Sohne erweckte, diese kalte Rechtfertigung in einem Augenblicke, wo nur die ausschweifendste Ruch eine Art Entschuldigung für ihr Betragen gewähren könnte, empören uns vollends gegen sie.

Ist nun der Charakter der Mutter auf diese Weise verzerrt, so dürfen wir billig hoffen, im Sohne das menschliche Princip im Gegensatz zu ihrer Unmenschlichkeit entwickelt zu finden; aber auch dieser ist unerträglich und hassenswerth. Weit früher, als er es im wirklichen Leben gethan, und auf eine viel bitterere Art tritt Savage in dem Romane gegen die Mutter auf; er fordert sie viel früher heraus, und jener Triumph im Theater war in der Wirklichkeit weder so entscheidend, noch so fürchterlich. Das Stach, welches der arme Dichter auf den Comptoir-

tischen der Läden und unter Straßenlaternen geschrieben, ernstete einen weit bedingtem Beifall ein, und der Epilog, der weder von ihm verfaßt noch gesprochen ward, wagte es nur ganz leise auf die traurigen Schicksale des Dichters und die Entfremdung seiner Mutter anzuspielen. Savage's unregelmäßige Lebensweise wird in dem Roman bis zur gemeinsten Schwelgerei carikirt, sein Hochmuth und seine Empfindlichkeit grenzen an das Lächerliche, er spricht nur von seinen vornehmen Verbindungen und ist ebenso stolz auf seine Geburt als Edelmann wie auf seinen Ruhm; in den Tagen seines Glücks ist er der Genosse der Ausschweifungen aller jungen Sitten der Zeit, er ist gefühllos wie sie und wie alle Bollküstlinge, er zertritt die Herzen Derer, die sich ihm opfern, und zerstört das Glück aller Menschen, die mit ihm in Berührung kommen; so vernichtet er das einer Familie, deren Zustände eigentlich den Vorbergrund der Erzählung bilden. David Savour, ein Findelkind, von einer ehrlichen Handwerkerfamilie aufgenommen und erzogen, ist ein reiblicher Schneider der großen Hauptstadt, dessen Fleiß ihm sein gutes Auskommen verschafft, und der mit seiner Hände Arbeit die Witwe seines Pflegevaters und ihre liebenswürdige Jane ernährt, welche mit ihm erzogen ward. Beide liebten sich wie Geschwister; im Lauf der Zeit verwandelte sich David's Empfindungen in wärmere, und auch Jane ist von seinen einfachen Tugenden gerührt; da erscheint der Dichter im ärmlichsten Zustande und bittet um die Erlaubniß, ein paar Worte bei ihnen niederzuschreiben zu dürfen. Nachdem er einige Scenen seines „Doerbury“ zu Papier gebracht hat, wird er durch das Mittagessen unterbrochen, welches man den fast Verhungerten zu theilen auffodert. Jane verliebt sich in ihn, und David wird sein Freund; David, der selbst ein Dichter ist, ein Hans Sachs, dessen Lieder in alles Volkes Munde sind und der eine berühmte Romanze von Heinrich und Rosa-munden sang. Durch die Zusage dieser Gestalt, die eine reine Erfindung des Autors ist, scheint uns die Poesie ein wenig zu tief in die Rechte der Geschichte einzugreifen. David hat nicht jene Wildheit und Rasiosigkeit, die das Talent im Leben zu begleiten pflegen; er ist sanft, still, heiter, zufrieden und dient hier zu Savage's Gegenpart. Mit dieser ursprünglichen Absicht und Anlage seines Charakters finden wir es aber wieder unvereinbar, daß er dem Verf. der Repräsentant einer andern Art Übermaßes und zwar des edelsten wird. David opfert sich und die Seinigen der Freundschaft für Savage; auch er ist der natürliche Sohn des noch lebenden, aber stumpf gewordenen Lords Rivers, also Savage's Bruder. Der Lord hat einen Kammerdiener, der ihn ganz beherrscht und ihn beerben will, und welcher gleichfalls an der Charakterlosigkeit leidet, der alle Personen dieses Buches unterworfen scheinen, denn er vermittelt es, daß Lord Rivers David anerkennt und ihm ein Erbtheil aussetzt. David's Mutter tritt nun auch in der Person einer armen Frau auf, welcher ihr Bruder ihr Kind entriß, was sie nach seiner Aussage todt geglaubt. Wie David dem Savage, dient Emily Badgers der Gräfin Maclesfield zum Gegenpart, denn sie ist die Heilige des Orts, die ihren Fehltritt öffentlich bekannte und, nur noch für Arbeit und Wohlthun lebend, der höchsten Verehrung genießt. Der armen Frau Stellung zu der Welt ist ein Act der Gerechtigkeit in dem Autor, um dessentwillen wir ihm Vieles verzeihen müssen, und ebenso schöne und erfreuliche Züge hat seine Zeichnung des Verhältnisses von David und Jane, mit dem Wechsel und den Störungen, die Savage darin hervorbringt. Dieser wird aus dem Gesangs-nisse, wo ihn Alles verläßt, nur durch die unablässigen Bemühungen jener Weiden befreit; die Königin glaubt ihn nicht begnadigen zu können, verspricht aber, ihn entlassen zu lassen, und David gibt dem Bruder seine Braut, seine Mutter, sein ihm von Lord Rivers hinterlassenes Vermögen, mit einem Worte, er substituirt ihn sich, um ihm eine bürgerliche Existenz zu verschaffen, da sein Name nicht mehr in England genannt werden darf. Aber Savage verfaßt bald darauf wieder in sein

ausschweifendes Leben und widersteht der Versuchung nicht, neuen Ruhm zu erwerben, zu glänzen, bekannt zu werden; er gestellt sich abermals zu seinen londoner Freunden, von denen der eine seine vollständige Begnadigung zu erwirken weiß, stirbt endlich im Elend und läßt sich die Dornenkrone, welche seine Mutter ihm einst verehrt, wie Columbus die Hessel mit in das Grab legen. Jane schickt David ihr einziges Kind und will sich tödten; dieser aber, der sich mittlerweile anderweitig verheirathet hat, verhindert sie daran und nimmt sie bei sich auf. Das Buch endet mit David's Gebet auf Savage's Grabe:

„„Verleihe, o mein Gott, unsern Kindern einfache Tugenden, gestatte aber nicht, daß sie irgend eine der guten Eigenschaften, die du in ihre Herzen legst, bis zur Übertreibung reizen; die Grenze der Pflicht überschreitend, habe ich meine Schwester zu fünf Jahren des Elends verurtheilt; wegen über-spannter Liebe hat sie ihre Ruhe verloren! Wache über die Witwe und die Waise, o mein Gott, und verleihe Demjenigen, der gewöhnt hat, daß der Ruhm der Achtung vorzuziehen sei!““

„Nach beendeter Gebet begrüßten sie das Grab und sagten: „Auf Wiedersehen!““

„Die beiden Frauen wanderten zusammen dem Eingange zu, und der Vater rief die Kinder, die mit der Rasstie an dem Wege spielten.“

Dieser Schluß hat wieder etwas Sentiales; hier blickt eine Idee hervor, wie sehen, was der Dichter gemeint hat; aber wie entdecken es hier erst, und das ist zu spät; wir hätten es im Laufe des ganzen Werkes fühlen müssen. Diese schwach ausgeführte Idee stempelt den Dichter gewissermaßen wieder zum Lory oder doch zum Doctrinair, während ihn die fragens-hafte Übertreibung seiner Gestalten zu der neuern französischen Schule stellt. Vielleicht gelangt dieses Talent noch einmal zu größerer Klarheit über sich und die Welt; indessen fürchten wir, daß es bei so vielen chaotischen Elementen nicht Kraft genug besitzt, dieser Herr zu werden. Jedenfalls ist der Ruf, den sich das Buch erwarb, noch ein unverdienter, und wenn wir es, wie man anzunehmen pflegt, für ein Hauptwerk des Verf. ansehen sollen, so muß er noch andere Dinge thun, um seine Zeit zu überleben, um Dornen oder Lorbeerkrone zu ernten. Wahrscheinlich hat ihn „Shatterton“ auf diese Wege geführt; wenigstens scheint die Begeisterung für seinen Stoff keine primitive, sonst hätte sie wol ein Primitives zu schaffen gewußt. Vergessen wir aber auch nicht, daß die Übersetzungen all diesem Werken sehr schaden und dem Gemälde gemeinlich die Glätte der Oberfläche rauben, die den Eindruck des Ganzen so sehr befördert. Unter den Scenen in David's Werkstatt zwischen Jane und den beiden Brüdern sind sehr hübsche, mit großer Feinheit gezeichnete Situationen; aber der Verf. sündigt auch hier wie überhaupt im Laufe des Buches durch eine Welt-schweifigkeit, welche jede Scene mit all ihren Übergängen zu der nächsten und den Gedanken, der sie hervorbrachte, in all ihren Schattierungen so ausmalt, daß uns der Totalindruck des Geschehenden schon dadurch entschwinden mußte. Es ist dies jene Denner'sche Kleinlichkeit in Darlegung der Falten der Seele, welche die neuere französische Romanistik so sehr über-treibt und von der die Nachahmung schon hin und wieder in der englischen Literatur sichtbar wird. Gleiches wird dieses Werk durch ein beständiges Vor- und Zurückzählen entkräft, und nichts ist einer Erfindung nachtheiliger als dieses Zurück-springen in längst vergangene Zeiten, sobald es nicht in der Absicht des Planes, sondern nur in der Bequemlichkeit und Ungeschicklichkeit des Verf. seinen Grund hat.

Der Leser entschuldige diese Ausführlichkeit. Es war nicht möglich, den Bericht über diese einheitslose Production kürzer zu fassen, ohne sie mit einigen unbedeutenden Phrasen ab-zufertigen als: verfehlte Composition, mißverstandene Ab-sicht u. — ein Lakonismus, den der Ruf des Autors und des Buches verbot.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 106.

16. April 1838.

Voyage de M. le maréchal duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff etc. Vier Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 105.)

Wir erwähnten im Eingange unsers Berichts, daß Marschall Marmont's Werk der Typus seiner Persönlichkeit sei, die den Titel eines Mitgliedes des Instituts mit in sich begreift. Hat sich derselbe gleichwol bei seinen Darstellungen sehr fern von jenen akademischen und poetischen Stylformen gehalten und durchgehends einer außerordentlichen Einfachheit beflissen, so können wir diese Bestrebungen nur belobend anerkennen. Die Genüsse der Einbildungskraft und die Herzensrührungen sind öfters die größten Feinde der Bedürfnisse des Verstandes und des Geistes. Der Styl ist dem Gegenstande vollkommen angemessen: derselbe ist prunklos und klar, stets correct und rein. Zuweilen jedoch, da, wo der Verf. der Poesie auf seinem Wege begegnet, weist er sie nicht zurück, sofern sie naturgemäß kommt. Als Beispiel führen wir eine Stelle an; der Reisende befindet sich auf dem Libanon in Mitte jener Christlichen Volksmassen und Klöster, deren ganze Existenz in Arbeit und Gebet besteht.

Während dieser Reise auf dem Libanon — sagt er — ward ich sehr lebhaft von einem Gefühle ergriffen, das ich nicht geahnt hatte und dessen Macht ich nimmer errathen hätte. Das Glockengeklirr der Klöster und Kirchen ertönte plötzlich in den Läften und widerhallte in meinem Gehöre. Dieser Schall hat etwas Köstliches für den Europäer, der ihn in diesen Gebirgen vernimmt. Diese Silberlaute, die zum Himmel emporfliegen und mich an meinen Cultus und mein Vaterland erinnern, konnten mich nicht gleichgültig finden. Dieser feierliche Ruf zum Gebet wirkt auf jedes vernünftige und gefühlvolle Wesen, denn er bringt mit sich die Erinnerung an Das, was wir dem Schöpfer schuldig sind, und erweckt das Gefühl, daß wir jeden Tag seiner Wohlthaten bedürfen. Diese gemeinsame Stimme, deren Sprache in der ganzen Christenheit ein und dieselbe ist, die so laut an den Endpunkten, bei unserer Geburt und bei unserm Tode, redet, die so innigen Beziehungen zwischen denen, welche das brennende Iberien, und denen, welche die eifigen Ufer der Ruma bewohnen, begründet; dieses vollklingende Wort, das Alle verstehen, und das überall die nämlichen Gedanken, die nämlichen Wünsche ausdrückt, kann fern von Europa nicht widerhallen, ohne bei dem Reisenden einen unwillkürlichen, reizvollen Schauer zu erwecken. Durch jenen Laut wird Alles ausgedrückt: Glaube, Erinnerungen, Vaterland, Hoff-

nungen, endlich Alles, was das Herz des Menschen erfüllt, Alles, was ihn über sich selbst erhebt und ihn für den Augenblick von jenen gemeinen Bedürfnissen losmacht, denen er unterworfen ist. Der Mensch hat ein so großes Bedürfnis, sich denen beizugesellen, die mit ihm die nämlichen Wünsche hegen; sein Herz fürchtet so sehr die Vereinzelung! Dieses Herz, wie Gott es gebildet hat, ist begierig zu geben, begierig zu empfangen, es will Theil haben an den gemeinschaftlichen Gütern. Der Reisende, der in Mitte der Barbaren seinem Glauben und seinem Gottesdienste begegnet, findet einen Gegenstand und eine Gelegenheit für seine Neigungen; er glaubt sich in Mitte der Seinigen.

Wir bemerkten oben, es sei dies Werk der Typus der eigenthümlichen Persönlichkeit seines Verfassers. In der That verleihen jenes lebhaftes Feuer, das demselben noch von seinem Schlachtenleben her bewohnt, jene Mäßigkeit und jene Thatkräftigkeit, die ihn in frühern Jahren auszeichneten und die ihn noch nicht verlassen haben, wol aber durch eine gewisse Schwermuth und Schicksalsergebung, die eine Folge seiner spätern Unfälle sind, gemäßigt wurden, seinen Reiseerzählungen ein ganz besonderes Interesse. Was der Reisende sah, was er erfahren, ist an sich merkwürdig; die trockene Beschreibung des von ihm Wahrgenommenen würde jedoch ermüden, gäbe er uns nicht den Eindruck kund, den solches auf ihn selbst machte. Jeder Reisebericht aber gewährt eine um so anziehendere Lecture, je mehr die Person des Reisenden, seine Gemüthsbewegungen, Ideen und Gefühle dabei hervortreten. Zu einem nicht geringen Verdienste rechnen wir es daher dem vorliegenden Werke an, daß es uns den Verf. ganz so zeigt, wie er ist, was er empfindet, was er denkt. Marschall M. sieht — ein Ausdruck, der in dem Buche sehr häufig vorkommt — allein nicht bloß mit dem äußern Auge, sondern mit der ganzen Sehkraft der Seele. Um aber so zu sehen, muß man gelebt, gefühlt; vielleicht auch gelitten haben. Und so wird der geringfügigste Umstand — eine Frau, die über einem Grabe auf einem schlechten Dorfkirchhofe weint — in seinem Berichte eine anziehende Trauerscene, ohne daß er es ahnt oder beabsichtigt. Er sah zu Tareita diese arme spröde Frau, die ihren Gatten verloren, und die an einem Pfahle auf dem Grabe ihr Haar befestigt hatte, mit dem die Winde ihr Spiel trieben. Das Dorf ist traurig und trostlos; überall von der Wüste umgeben, ohne Wasser, ohne Grün, ohne Anbau des Landes; drei Bäume allein neigen ihre

hagern Zweige einem Boden zu, der nichts als Staub ist. Keine imposanten Trümmer, keine Steine, von dem Siebel der Tempel herabgefallen; keine andern Trümmer als die Überbleibsel von Hütten, und diese werden dazu verwandt, wieder andere Hütten zu bauen, die morgen zusammenfallen werden; zu Einwohnern einige mit Lumpen bedeckte Menschen, die herbeikommen, um die Reisenden vorüberziehen zu sehen; und wenn die Karavane sich entfernt, wenn sie sich aufs Neue in die Wüste vertieft, deren Einöde jenes elende und kümmerliche Dorf kaum unterbrochen hat, steht sie einige Minuten am Horizonte jenes am Trauerpfahle befestigte Haar flattern als einziges und schmerzliches Wahrzeichen, daß es dort Menschen gibt. Woher rührt aber die tiefe Traurigkeit des Dorfes Tareita? Marshall M. gewahrte sie mit jener zweiten Sehkraft, die das Unglück verleiht. Jeder Andere hätte in sein Tagebuch geschrieben: Tareita, eine elende Lagerstätte, ohne Wasser und ohne Schatten, und er hätte geglaubt, Tareita gesehen zu haben. Erzählt uns nun der Reisende, wie er durch die Wüste hin galoppiert, wie er dort bewachtet, einige Tage darin zubringt, woher kommt das Interesse seiner Erzählung? von dem Gefühl des Reisenden, ganz augenscheinlich aber nicht von der Wüste; denn nichts ist eiförmiger als diese an sich. Was uns aber anzieht, dies ist das Vergnügen, das es dem Reisenden macht, ohne gebahnte Straße, ohne Richtungen, ohne Hindernisse, frei, unabhängig und leicht dahinzuziehen und auf diesen abenteuerlichen Streifzügen ein wenig von seiner kühnen und sorgenlosen Jugend wiederzufinden. Wie damals, so vergißt er Paris, St.-Cloud und Wien. Er findet Geschmack an den Zwischenfällen seines herumschweifenden Lebens, an dem Brunnen, der die Kameele trinkt, an dem Rasenplätzchen, wo man am Abend lagern, an dem Palmbaume, wo er sein Bett befestigen wird, und vor Allem an dem jungen Eliah, seinem Führer in der Wüste,

diesem schönen jungen Menschen mit lebhafter Einbildungskraft, stets aufgemuntert durch die Reize eines schönen Klimas, der das Leben in vollen Zügen genießt und sich eine eingebildete Existenz schafft, die (sagt Marshall M. ohne Zweifel mit einem Rückblicke auf Europa und auf sich selbst) der Wirklichkeit vorzuziehen ist. Es war dies ein Araber — fährt er fort — wie die morgenländischen Märchen sie uns schildern... Es gewährte mir Vergnügen, oft mit diesem jungen Menschen zu plaudern. Einst fragte ich ihn, ob er verheiratet sei: er antwortete mit Nein; ob er eine hübsche Geliebte habe: er bejahte es; und auf die Frage: ob er sie gegen Die, so sie ihm würden entreißen wollen, verteidigen würde, rief er mit einer Energie, deren Ausdruck ich niemals vergessen werde, aus: „Segen Sehn bis auf den Tod, wenn sie mir treu ist; nicht einen Augenblick und nicht gegen einen Einzigen, könnte ich die Redlichkeit ihrer Gesinnung beargwöhnen!“

Vorher wir vom Marshall M. scheiden, wollen wir noch schließlich eine Idenanalogie erwähnen, die sich vornehmlich in einem Betreff zwischen ihm und einem andern Schriftsteller wahrnehmen läßt, dessen Werk wir vor mehreren Monaten ebenfalls in d. Bl. besprochen haben. Wir meinen Hrn. v. Eichthal, der in seinem Buche „Les deux mondes“, die Wichtigkeit der österreichischen Donauprovinsen aus ähnlichem Gesichtspunkte wie der französische

Marshall betrachtet. Freilich behandelt dieser den Gegenstand mit größerer Umsicht, wogegen sich Hr. v. Eichthal mehr oder minder gewagten Hypothesen überläßt. Beide jedoch stimmen in der Ansicht überein, daß, während in frühern Zeiten Östreich die Stirn dem Abendlande zugekehrt hatte, weil ihm von dort die meisten Gefahren zuwinkten, es diese von jener Seite her nicht mehr zu besorgen hat. Es hat nämlich auf die Niederlande verzichtet, die ein steter Zankapfel zwischen dieser Macht und Frankreich waren, und die deren Vorhut bildeten. Jetzt aber sind, wie Marshall M. bemerkt, Siebenbürgen und Ungarn Östreichs ungleich gewaltigere Vorhut geworden, und es muß dem Osten die Stirne bieten, weil dort die Gefahren sind. Auch liegt in diesen Ländern, Dank der Donauschiffahrt, die Zukunft seines Handels und Gewerbsbetriebs.*) 13.

Braxall's und Lord Wellesley's verschieden lautende Urtheile über Pitt.

An den nachgelassenen Memoiren von Braxall, die 1836 zu London in drei Bänden unter dem Titel: „Posthumous memoirs of his own time, by Sir N. W. Braxall, author of the Memoirs of my own time“, erschienen sind, taucht ein Recensent im „Quarterly review“ unter Anderm die leidenschaftliche und vorurtheilsvolle Eingenommenheit des Verfassers gegen den berühmten Pitt und die durchaus unbegründete Weise, wie er das Privatleben und die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Staatsmannes, seine häuslichen Gewohnheiten und literarischen Talente verkleinert und verdächtig macht. Zu dem Ende wird aus dem Buch von Braxall folgende Stelle ausgehoben. „Die Sitten Pitt's“, heißt es hier, „waren steif, zurückhaltend, ohne Würde und Anmuth... For fand in seinem Busen Raum für manche andere Bestrebungen, die mit dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht nichts gemein haben; Geschichte und Poesie fesselten, befriedigten und vergnügten ihn. Pitt dagegen war immer nur Minister, und wenn er es nicht war, so abspritzte und meditirte er doch darauf hin, es zu werden. Die Natur hatte ihn für das Cabinet und für keine andere Stellung in der Welt geschaffen. For konnte, als er in der Zurückgezogenheit von St.-Anne's Hill lebte, an der Beschäftigung in seinem Garten, an seiner Bibliothek, an der Unterhaltung mit seinen Freunden, mit einem Wort, an allen häuslichen und literarischen Geschäften Vergnügen finden; aber Pitt, als er von 1801—4 in einsamer Verbannung mit Lady Esther Stanhope in Balmecastle leben mußte, hordend auf die Wellen des deutschen Oceans, während Abdington, den er selbst erst aus dem Dunkel und der Niedrigkeit emporgehoben, seinen Sitz einnahm, Pitt ertrug dieses Leben nur durch das Vorgefühl, das er begte, er werde früher oder später doch auf jenen hohen Platz zurückkehren müssen. Dies war das einzige Object in der Welt, worauf seine Betrachtung unablässig gerichtet war. Und eben während dieses Exils, das ihm von Downing Street, wo er sich so wohl befunden, nach der Kiste von Kent verschlug, erduldet Pitt alle Qualen des zurückgesetzten Ehrgeizes. Viele Personen, die Pitt's Privatleben genau kannten, stimmen darin überein, daß von 1793 bis zu seinem Tode er kaum eine Stunde vollkommener Gemüthsruhe, weder in noch außer seiner Staatswürde erlebt hat. Vom Ehrgeiz verschlungen, gewohnt seinen Willen dem Parlament als Gesetz vorzuschreiben, an Macht gewöhnt von der Zeit an, wo ihm noch kein Part gewachsen war, zeigte er sich nach dem Verlust seines Staatsamtes unfähig, Trost zu finden, weder in der Ehe, noch in literarischen Bestrebungen, noch in der Bedienung seines Landgutes in Kent, noch in der Abrihtung der widerspenstigen Boslontairs aus den Fünf Häfen.“ Mit diesen harten Ausprüchen

*) Den zweiten Artikel lassen wir später folgen.

Brayall's nun in Betreff einer der ersten Notabilitäten der neuern englischen Geschichte steht ein Brief des Marquis von Wellesley, frühern Lordlieutenants von Irland, vom 22. November 1836, der sich über Pitt's Privatleben mit vollster Anerkennung äußert, in directem Widerspruch. Dies Schreiben ist interessant und vielleicht auch competent genug, um die Pitt betreffende Stelle hier auszuheben. „Pitt's Gemüth war für jede trübe, niedrige und unedle Leidenschaft durchaus unzugänglich. Sein gebietender Geist und seine großmüthige Gesinnung waren für die Herrschaft in einer Sphäre bestimmt, die über jene Kleinlichen Eifersüchteleien, Verdächtigungen und gehässigen Befehdungen, welche den Lauf des gewöhnlichen Lebens trüben, durchaus erhaben war. Unter den Augen seines berühmten Vaters hatte er jene vollständige und großartige Erziehung erhalten, die den Mann befähigt, mit Gerechtigkeit, Gewandtheit und Großherzigkeit alle seine öffentlichen oder Privatpflichten zu erfüllen. Eine solche Erziehung, mit einem solchen Naturell gepaart, machte ihn nicht bloß zur Bekleidung der erhabenen Staatswürden geschickt, sondern lieferte ihm auch die Hülfsmittel, sich die Ruhe des Geistes und die Zufriedenheit des Herzens zu bewahren. Er hatte einen regelmäßigen und systematischen Unterricht in den Grundsätzen der christlichen Religion erhalten sowie in den Doctrinen der englischen Kirche und in der allgemeinen Kirchengeschichte. Seine Kenntnisse in diesen Fächern waren ebenso genau als umfassend, dergestalt, daß er nicht minder gegen alle Angriffe der Skepsis als gegen die Aufschümpen des Fanatismus gerüstet war. Man mußte ihn nicht bloß ein treues, sondern auch ein gelehrtes Mitglied der herrschenden Kirche nennen. Was die classische Literatur, sowohl die griechische als die lateinische anlangt, so war er darin vollkommen gebildet. Die Stärke und Genauigkeit seines Gedächtnisses war wahrhaft bewunderungswürdig; allein man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man geglaubt hätte, seine Kenntniss der Alten sei nur eine Sache des Gedächtnisses. Vielmehr war er unfehlbar mit ebenso viel Kraft als Reizung in das Wesen der alten Redekunst, Poesie, Geschichte und Philosophie eingebrungen; er hatte ihre Schätze in seinen eignen Gedanken verarbeitet und sie standen ihm jeden Augenblick zu Gebote. Diese Studien waren seine Freude. In Holwood in Kent, seinem Lieblingsaufenthalte, und zu Walmercastle waren seine Zimmer mit Ausgaben griechischer und römischer Classiker reichlich besetzt, und seine Unterhaltung mit gleichgesinnten Freunden lenkte sich häufig auf diesen Gegenstand; allein er war ein abgesagter Feind aller Pedanterie und Ziererei und dazu ein zu feingebildeter Weltmann, um gelehrte Dinge in Gegenwart solcher Leute vorzubringen, die dafür nicht den rechten Sinn hatten. Sein beständiger und congenialster Gefährte in den classischen Studien war Lord Grenville, ein Mann, der es in classischer Bildung mit den Besten aufnehmen konnte. Der englischen Literatur aber war Pitt in eben dem Maße Meister wie der englischen Sprache, und dies zu sagen ist keine Übertreibung. Er gestand, daß er, wenn sein Geist hin und wieder bewölkt und von trüben Betrachtungen umlagert sei, kaum irgendwo einen herrlichern Trost aufzutreiben wisse als in der Beschäftigung mit den vaterländischen Classikern, und dennoch stand ihm in solchen Fällen noch manches andere Hülfsmittel zu Gebote. So z. B. konnte Niemand einen offenern Sinn für Naturschönheiten haben als er; eine Seelenstimmung, die ihm seinen Aufenthalt zu Holwood sehr angenehm machte. In seinem trefflich eingerichteten Garten sah man ihn Tagelang mit den Gärtnern um die Bette arbeiten. Er war ein großer Freund vom Reiten und hielt etwas auf schöne Hunde. Zu Walmercastle lebte er mit seinen Nachbarn in der besten Gastfreundschaft und zeigte zugleich große Gewissenhaftigkeit in seinem Posten als Lord-Aufscher der fünf Häfen, in Folge dessen er häufig nach Dover und andern Häfen reisen mußte. Allein in allen Stellungen und zu allen Zeiten war sein Hauptvergnügen die Gesellschaft. Hier entsfaltete er eine Sicherheit, eine Ruhe, einen Glanz, der ebenso sehr wie

seine vorzüglichsten Parlamentsverhandlungen in Erfahrenen sehen konnten. Sein Betragen war so einfach und ungeziert, daß es schien, als sei er sich seiner eignen Überlegenheit nicht bewußt und bestrebe sich, mehr einen passiven als thätigen Antheil zu nehmen.... Als Freund war er durchaus nachsichtig, wohlwollend und liebevoll und allen seinen Bekannten so leicht zugänglich, daß man hätte glauben sollen, er sei ein Privatmann, der über seine Zeit vollkommen gebieten kann. Rath und Hülfe suchte gewiß keiner seiner Freunde je bei ihm vergebens.“ 4.

Pérégrinations d'une Paria (1833 — 34). Par Madame Flora Tristan. Zwei Bände. Paris 1837.

Diese „Wanderungen einer Paria“ sind nicht etwa von einer hindostanischen Frau geschrieben, oder haben eine solche zum Gegenstande, wie man aus dem Titel schließen könnte; es wird in dem ganzen Buche einer solchen mit keiner Sylbe erwähnt. Die Paria ist Niemand anders als Frau Flora Tristan selbst, eine muntere junge Französin, welche uns mit einem Werke beglückt, wie es eben nur eine Französin unserer Tage, die ihren George Sand tüchtig inne hat, schreiben kann. Sie meint; es würden zwar im sogenannten civilisirten Europa keine Sklavenmärkte mehr gehalten, nichtsdestoweniger aber seien alle Weiber Sklavinnen, denn sie schmachteten überall in Knechtschaft, wo es ihnen nicht frei stände, eheliche Bande nach Eudämonien und Belieben zu lösen. Der Leser ahnt, daß unsere Schriftstellerin es auf die vielbesprochene Emancipation der Frauen abgesehen hat.

Frau Flora Tristan war höchstens 15 oder 16 Jahr alt, als sie von ihrer Mutter mit einem Manne vermaählt wurde, den sie nicht liebte. Im zwanzigsten Jahre dachte sie hin und her, wie sie wol am besten von ihm loskommen könnte. Sie verließ ihn an einem schönen Morgen, denn sie wollte nicht länger Sklavin sein. Doch die Welt mißbilligt ihren Schritt und behandelt sie wie eine Ausgestoßene, wie eine Paria. Die Leute verlangten von ihr, deren Grundleidenschaft (passion pivotale) der Liebe war, sie solle Essen kochen und ihre Kinder erziehen! Ihre Kinder hatte sie mit sich genommen und sie waren ihr einziger Trost; sie würde sich sonst getödtet haben. In Frankreich mochte sie nicht länger bleiben; ihren Knaben nahm ihr Mann zu sich, das zweite Kind, ein Mädchen, that sie in die Pension, und reiste nach Bordeaux, um über das Weltmeer nach Peru zu schiffen. Der Capitain, auf dessen Fahrzeuge sie das einzige weibliche Wesen war, wird als ein würdiger Mann geschildert, der ihr den Hof machte. Auch die übrigen Passagiere waren ihre Bewunderer, und sie erzählt sehr ausführlich und mit erstaunlicher Unbefangenheit, wie sie den Kopf des Eines an ihren Busen gedrückt und ihr Haupt auf der Brust eines Andern gewiegt habe. Sie erzählt ferner den Leuten, daß sie Kinder gehabt habe; daß sie aber verheirathet sei, verschweigt sie. Beides hindert den Capitain nicht, sich in sie zu verlieben, und als sie in Peru ans Land steigt, bietet er ihr Herz und Hand an. Aber Bigamie ist strafbar, sie will sich auch nicht binden, und so suchte sie dadurch von ihm loszukommen, daß sie ihm, dem strengrechtlichen Mann, den Vorschlag that, sich eine Fälschung zu Schulden kommen zu lassen. Natürlich wendet er sich nun von ihr ab, und das will sie ja eben.

Die Paria ist, wie man sieht, eine originelle Frau. In Peru will sie eine Erbschaft heben; es sind aber einige Bedenken dabei, die nur gehoben werden können, wenn sie gewisse Documente von ihrem Manne beibringt. Da sie aber nicht gestehen mag, daß sie verheirathet ist, so läßt sie lieber das Geld fahren und nimmt sich vor, es wie einige Peruanerinnen zu machen und eine politische Rolle zu spielen. Sie macht mit den Parteihäuptern Bekanntschaft, spinnt Intriguen an, leitet diese, und weil sie dabei auf die schwachen Seiten der Männer speculiren muß, so findet sich bald Einer, der sie heirathen will. Aber, wie gesagt, Bigamie ist strafbar, und sie

will sich nicht binden. Sie meint aber, es hätte ihr die Wahl unter allen hübschen jungen Herren in Arequipa freigestanden, und sie hätte nur zugreifen dürfen. Der Politik, bei der eben nichts herauskommt, wird sie auch bald müde und schiffst darum wieder nach Frankreich zurück, wo sie nun eingeftandenermaßen daran arbeitet, einen Zustand der Dinge einzuführen, dessen basis pivotale oder Hauptgrundlage ohne Zweifel die freie Liebe sein soll. Die „Wanderungen einer Paria“ sind ihr erstes Manifest, das sie in die Welt schleudert; sie verspricht aber demselben bald ein zweites folgen zu lassen, „das tiefer in die Frage eingehen soll“.

Die Frauen dürfen sich Glück wünschen, daß sie eine so räftige Befürworterin gefunden haben wie diese Madame Flora Trifkan. Geht es ihr nach, so haben wir in der Welt binnen Kurzem bunte Reize überall; man nimmt sich und läuft von einander, wie es Einem gerade gefällt, mit Ja und Nein; man macht es wie die Hunde oder Katzen. „O freie Frau, wie sublim wird deine Zukunft sein! O menschliche Intelligenz, wie tief bist du und wie unergründlich!“

Eine Glaubens- und Überzeugungsgenossin der Madame Trifkan ist eine gewisse Demoiselle Clemente Robert, die vor einigen Monaten einen Roman unter dem Titel: „Eine Familie, wenn's gefällt ist“, herausgegeben hat. Der Hauptheld dieser in schwülftigen Style geschriebenen zwei Bände ist natürlich ein Findelkind, das späterhin schon wie Antinous wird und seine Mutter, die zwar geheiratet hat, aber nichtsdestoweniger Liebhaber dem Manne vorzieht, ermordet, weil sie ihn nicht anerkennen will. Es sind eine Menge passabel üppiger Scenen eingewebt; es wird gegen die Ehe, über Gesellschaft, Pörsie, Cyperßen, Gräber, Kaiserthum, Zulitage, Kindermord, Miele, Ball und Gefängniß declamirt, besonders aber gegen die elende und unwürdige Stellung geistert, in welcher sich die Frauen befinden sollen. Demoiselle Robert ist sicherlich einmal nicht hübsch und zweitens nicht mehr jung, sonst hätte sie die Welt wol mit ihrem Buche verschönt. 47.

A n e k d o t e.

Die Gagotts und Flauto Solo.

Zu seiner Unterhaltung, ganz für sich allein, ließ Friedrich Wilhelm I. von Preußen häufig des Abends Harmoniemusik von dem Hautboisencorps aufführen, und ein Stück, für sechs Gagotts gesetzt, die als porco primo, secondo u. s. w. figurirten, componirt vom Kapellmeister Pepusch, gefiel ihm so, daß er sich oft vor Lachen kaum lassen konnte. Der Kronprinz (nachher Friedrich II.) war kein Freund von solchen Musikinstrumenten, er liebte und spielte nur die Flöte und äußerte sich mehrmals sehr ungünstig namentlich über dies komische Intermezzo. Einst, als er gerade Revue über sein Regiment hielt, ging der Componist über den Paradeplatz, und der Kronprinz rief ihn heran. „Ich habe gehört“, sagte er mit großer Ernsthaftigkeit, „daß Er so eine schöne neue Musik gemacht hat; komme Er doch Nachmittag zu mir und führe Er sie auf.“ Pepusch wußte wohl, daß man ihn zum besten haben wollte; er entschuldigte sich nach Möglichkeit, aber es half nichts, er mußte kommen. Die Pulte, sechs an der Zahl, standen im Saale, der Kronprinz und seine Gesellschaft warteten schon, als er mit sieben Hautboisten eintrat. Er legte die Stimmen auf und sah, mit einem Notenbuche in der Hand, sich im Saale überall um. „Sucht Er etwas, Herr Kapellmeister?“ fragte der Kronprinz. „Es wird noch ein Pult fehlen!“ versetzte Pepusch. „Wie so? Ich dachte, es wären nur sechs Schweine in seiner Musik!“ „Ganz recht, königl. Hoheit; aber es ist noch ein Ferkelchen dazu gekommen: Flauto Solo!“ Friedrich II. erzählte später die Sache seinem Onkel und setzte hinzu: „Der alte Kerl hat mich doch angeführt; ich mußte ihm noch gute Worte geben, daß er das Ferkelchen nicht vor meinem Vater producirte.“ 16.

Bibliographie.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27ter Band: Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife. Zwei Novellen von J. G. Grotte. Aus dem Französischen übersezt von E. v. Bülow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Bullingers, F., Reformationsgeschichte nach dem Autographen herausgegeben auf Veranlassung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Föttinger und F. F. Bögli. 1ter Band. Gr. 8. Frauenfeld, Bregel. 2 Thlr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835.“ Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Gr.

Edermann, J. P., Gedichte. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Eichel, G., Lathonia. 8. Buzgla, Appun. 1 Thlr. 4 Gr. Friesen, F. Frhr. v., Grillen. Novelle. 8. Buzgla, Appun. 18 Gr.

Gauby, F. Frhr. v., Venetianische Novellen. 2 Bände. 8. Buzgla, Appun. 2 Thlr.

Görres, J., Athanasius. 2te Ausgabe. Gr. 8. Regensburg, Manz. 16 Gr.

Gukow, R., Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständniß des Görres'schen Athanasius. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Heinrichs, B., Schriften. 1ter Band: Ardinghella und die glückseligen Inseln. Ausgabe in 1 Bände. 4te, einzig rechtmäßige Auflage. 8. Lemgo, Meyer. 1 Thlr.

Heusinger, G., Aus den Wanderungen eines Invaliden. 2 Theile. 8. Buzgla, Appun. 1 Thlr. 16 Gr.

Hugo's, B., sämtliche Werke. 12ter Band: Innere Stimmen. Deutsch von D. E. B. Wolff. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 9 Gr.

Krug, Prof., Gregor VII. und Gregor XVI. Ober: Altes und neues Papstthum. Eine kritische Parallele, mit Hinsicht auf Görres's Athanasius, nebst Vorschlägen zur Güte. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 8 Gr.

Kühne v. Randau, Th., Gedichte. Gr. 8. Magdeburg, Bähler. 12 Gr.

Müller, B., Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechsellampfe dieser Völker. 1ter Band. Gr. 12. Götting, Hendel. 1 Thlr. 12 Gr.

Rispart, G., Familienbilder. 2 Theile. 8. Buzgla, Appun. 2 Thlr. 12 Gr.

Sand, G., Der Geheimschreiber. Roman. Deutsch von E. Glaude, herausgegeben von Th. Mundt. 2 Theile. 8. Buzgla, Appun. 2 Thlr.

Sandtschreiben eines österreichischen Touristen, gesammelt und herausgegeben von G. Viktor. 1ter Band. Des Reisenden Aufenthalt in Deutschland. 8. Leipzig, Bergand'sche Verlagsch. 1 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 1stes Bändchen: Die Lächer des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Stolle, F., Rational-Versammlung der deutschen Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts. 1ter Band. Eif. 1. Gr. 8. Grimma, Gebhardt. 12 Gr.

Tietz, F., Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und Italien. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Trollope, Alfred, Wien und die Österreicher, sammt Reisebildern aus Schwaben, Baiern, Tyrol und Salzburg. Aus dem Englischen von J. Sporschl. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, G. Wigand. 3 Thlr.

Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana compilato da *Emanuele Repetti*. Ersten Bandes fünftes bis neuntes Heft. Zweiten Bandes erstes bis fünftes Heft. Florenz 1834 — 37.

Indem Ref. zum zweiten Male von dieser verdienstlichen Arbeit zu reden Gelegenheit findet, deren erste Hefte er vor geraumer Zeit in Nr. 225 d. Bl. f. 1834 anzeigte, kann er nicht umhin, sein früheres Urtheil zu bestätigen, daß, so viel ihm bekannt, kein anderes Land ein ähnliches Werk von solcher Vollständigkeit und gewissenhaften Ausführung aufzuweisen habe. Der unermüdbliche Verfasser ist jetzt bis zur Hälfte des Ganzen vorgerückt, und da bei einem solchen Unternehmen die Schwierigkeiten und Hindernisse sich allmählig mindern, darf man hoffen, dasselbe binnen nicht allzu langer Zeit vollendet zu sehen. Das Werk leistet mehr, als der Titel verspricht: es ist ein Archiv für die Topographie und Statistik, die Naturkunde, die politische und Literaturgeschichte und die Antiquitäten Toscanas. Die gedrängte Schreibart, verbunden mit dem sehr ökonomischen Drucke, hat es möglich gemacht, eine unglaubliche Stoffmasse in diesen Heften zusammenzufassen. Wenn Ref. irgend etwas an der Art der Behandlung auszusagen fände, so wäre es die überaus große Menge von Nachrichten über einzelne, größtentheils ausgestorbene Familien bei Erwähnung von Ortschaften, die sie zu Lehen hatten und die durch Erbschaft, Heirath, Kauf bald an diese, bald an jene übergegangen sind, oder bei Angabe häufig ganz unbedeutender und erloschener Stiftungen. Doch sehen wir gern darüber hinweg, um so mehr, da eine solche Vollständigkeit manchem Leser erwünscht sein mag. Die Menge wichtiger Artikel, denen man in den vorliegenden Heften begegnet, ist überaus groß. Zu den umfassendsten gehört vorerst der über Carrara und seine Marmorbrüche, von deren Geschichte wir Manches lernen, und die in eine übersichtliche Zusammenstellung gebracht sind. Von den dreißig Brüchen liefern sechs feinen statuarischen Marmor; der aus den cave del polvaccio pflegt zu Werken von sehr bedeutendem Umfange vorgezogen zu werden. Wie hier die carrarischen, so finden wir auch die Marmor- und übrigen Steinbrüche des ganzen Großherzogthums in sechs synoptischen Tabellen je nach dem Charakter des Terrains geordnet. Aus diesen Tabellen ersieht

man, wie reich das Land an mineralischen Producten ist. Auf dem Gebirge bei Radiconi, nahe an der Grenze des Kirchenstaats, trifft man basaltische Lava; nicht weit davon, im Mont Amiata (bei Santa-Fiore, Abbazia S. Salvatore u. s. w.) Peperin oder Trachyt; auf Elba und der Insel del Giglio Granit von grauem Grunde mit violetten Flecken. Serpentin, der in großer Menge zu Bildhauerarbeiten und Verzierungen gebraucht wird und eine gute Politur annimmt, findet man bei dem Städtchen Prato, zehn Miglien von Florenz (verde und nero di Prato), ähnlichen bei Siena. Weißen Marmor liefern, außer Carrara, Seravezza, ein hübsches Landstädtchen im grünen Thale an der Apuana, dessen Brüche zum Theil seit dem 14. Jahrhundert benützt, zum Theil von Michel Angelo Buonarroti entdeckt worden sind, und wo man jetzt wieder eine erfreuliche Thätigkeit an den Tag legt; dann Campiglia und Castagneto in der Maremma, ersteres namentlich im 15. Jahrhundert zum Behufe der äußern Bekleidung des florentiner Doms ausgebeutet sowie jetzt bei Gelegenheit der nützlichen Bauten in der Maremma selbst; endlich Rio auf Elba, dessen etwas ins Graue spielender Stein neuerdings viel zu architektonischen Werken gebraucht wird. Schwarzen Marmor, mit gelben und weißen Adern, jetzt sehr beliebt, gibt Portovenere im Golf der Spezia; vielfarbig gefleckten davonazzo, Breccien, Broccatello, Portasanta u. s. w. in Menge Staggema am Fuße der Apuana, Castagneto und Caldana in der Maremma, die Montagnola von Siena u. s. w. Weißen und schwarzen Marmor findet man im Chianathale, rothen im Val di Nievole und Val d'Ema. Von letzterm sieht man zu Florenz an Giotto's Glockenthurme reichlichen Gebrauch gemacht. Überhaupt wurden die meisten dieser Gattungen im Mittelalter, namentlich bei den Kirchenbauten in den toscanischen Städten, zu Florenz, Pisa, Siena, Grosseto u. s. w. angewandt. Achate findet man bei Barga im Thale des Serchio und bei Pontremoli; Chalcedone im Volterrasischen, ebendasselbst in bedeutender Menge vorzüglich schönen Alabaster, der schon in etruskischen Zeiten viel gebraucht ward. Von den gewöhnlichen Steinarten zu reden würde zu weit führen.

Noch verdienen namentlich bezeichnet zu werden die Artikel über das Chianathal, einst verpestet wie pon-

tinische Sümpfe und Maremma, wie Dante es schildert, und wovon Fazio degli Uberti in seinem nicht sehr poetischen, aber für die Länderkunde seines Jahrhunderts wichtigen „Dittamondo“ *) sagte:

Quivi son volti lividi e confusi,
Perchè l'aere e la Chiana li nimica,
Sicchè gli fanno entropici e rinfusi; —

über Chiusi, Fossenna's Cladium, und dessen Geschichte; über Cortona, gleichfalls etruskischen Ursprungs, nach tiefem Verfall im Mittelalter wiederauflebend und oft genannt in den Städtegeschichten. Dankenswerth ist auch die tabellarische Übersicht aller Grenzollämter des Landes mit Angabe der zu ihnen führenden Heer- und Communalkstraßen wie der Saumpfade. Der Aufsatz über Fiesole, die Mutterstadt von Florenz, die jetzt, altgeworden und zusammengeschrumpft, von ihren abgerundeten Hügeln auf ihr schönes und stolzes Kind herabblüht, wirft auf manche Punkte neues Licht, durch Urkunden den sagenreichen Chroniken widersprechend, namentlich in Betreff der vorgeblichen Zerstörung Fiesoles durch die Florentiner 1010 und seiner Burg 1125. Der wichtigste und am sorgfältigsten ausgearbeitete Artikel ist aber ohne Zweifel jener über Florenz selbst, welcher 136 große Octavseiten im ersten Drucke umfaßt. Neben einer gedrängten Beschreibung der Stadt, ihrer Hauptgebäude, ihrer öffentlichen Anstalten, ihres Bezirks (compartimento; das Großherzogthum ist in fünf solche eingetheilt) und ihres Sprengels sowie der Übersicht der Bevölkerung nach einzelnen Pfarren (wonach für 1551 60,773 Einwohner, für 1745 73,517, für 1833 95,927 sich ergeben, während 1818 bis April 1836 die Einwohnerzahl sich von 82,739 auf 97,648 vermehrt hat) enthält dieser Artikel die Geschichte der Stadt in ihren Hauptumrissen, ausführlich genug, um Demjenigen, welcher keine eigentlichen Studien über diesen Gegenstand beabsichtigt, umfangreichere Schriften entbehrlich zu machen. Diese nicht leichte, mit vieler Umsicht ausgeführte Arbeit verdient alles Lob, insofern als die Hauptereignisse vollständig und im Zusammenhange erzählt und die reichen Materialien redlich benützt sind. In der Geschichte bis zum Untergange der Republik ist namentlich die Stadt berücksichtigt, in der des Principats billigerweise auch der Staat, indem die übrigen einzelnen Städte damit so ziemlich aufhören ihre Specialgeschichte zu haben und mehr oder weniger die Schicksale der Hauptstadt theilen. So gelangen wir bis zu 1835 und schließen mit der großen Unternehmung der Austrocknung der Maremmensümpfe und der neuen Einrichtung des Freihafens Livorno, die jetzt ihrer Vollendung entgegensteht.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der „Dittamondo“ ist ein Buch und kein Autor, wie der Herausgeber des „Guide du voyageur en Italie“ (4. Aufl., Mailand 1836) zu glauben scheint.

Russische historische Literatur.

Eine merkwürdige Richtung neuerer russischer Geschichtsforscher ist die Skepsis hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der ältesten Landesannalen. Ihre Zweifel und die Gründe hierzu haben sie in mehreren Abhandlungen sowohl in Zeitblättern als durch selbständige Schriften dargelegt. Eine solche Schrift ist: „O minimoi drownosti“, d. i.: Vom vermeintlichen Alter, der uranfänglichen Abfassung und den Quellen unserer geschichtlichen Annalen, von Sergius Stromnenko. (Petersburg 1835.) Der Recensent in der Zeitschrift: „Die Bibliothek“, nennt sie „ein Manifest der jungen historischen Schule, der anti-Karamsin'schen Kezerei, die immer weiter um sich greift“. Zur Seite des Herrn Stromnenko steht J. Boblansky und andere Ungenannte, aber auch die Gegner sind zahlreich. Stromnenko behauptet übrigens nicht, daß Nestor's Jahrbücher unecht oder untergeschoben seien, sondern sucht nur zu erweisen, daß sie erst gegen das Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrhunderts abgefaßt sein können; er sieht daher in ihnen kein vollgültiges Zeugniß für die Ereignisse des 11. und früherer Jahrhunderte, von denen ihr Verfasser nur sehr mittelbare Kenntniß haben konnte. Zu den namhaftesten Gegnern dieser Schule gehört Professor Pogodin in Moskau, der die Glaubwürdigkeit der Nestor'schen Annalen auch für die früheste Zeit der russischen Geschichte durch ihre Übereinstimmung mit gleichzeitigen byzantinischen und deutschen Geschichtsschreibern darzuthun sich befreit. — Derselbe Gegenstand wird im folgenden Büchlein behandelt: „O Ruskich Letopisiach“, d. i.: Von den russischen Chroniken und Chronikanten. Materialien zur Geschichte der russischen Literatur von B. Perewostschikow. (Petersburg 1836.) Es enthält eine Übersicht der verschiedenen Abschriften und Ausgaben Nestor's und zuletzt die Erörterung der Frage: Hat Nestor die unter seinem Namen bekannten Jahrbücher abgefaßt oder nicht? Die Beantwortung ist ausweichend, und der Verf. meint, es ließe sich ungefähr ebenso viel dafür als dagegen sagen. Diese Streitfrage beschäftigt nun fortbauernb mehrere Federn, und es werden in den verschiedenen Journalen Schriften hierüber gewechselt.

Indes solche Untersuchungen nicht ohne Eifer und Belehrung fortgeführt werden, hat eine umfangreiche, jetzt vollendete Unternehmung die Freunde der Geschichte erfreut. Es ist dies der Druck einer wichtigen geschichtlichen Quellensammlung: „Akty sobranije“, d. i.: Sammlung von Acten und Urkunden aus den Bibliotheken und Archiven des russischen Reichs, zusammengetragen durch die archäographische Expedition der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und durch die allerhöchst zu diesem Ende errichtete Commission mit nachträglichen Ergänzungen herausgegeben. (Vier Bände. Petersburg 1836—37.) Den ersten Gedanken zu einer Revision und Ausbeutung sämtlicher Klosterarchive und Bücheransammlungen Rußlands behufs historischer Zwecke faßte in neuerer Zeit der fröhliche Geschichtsforscher P. Strojew und theilte seinen hierauf bezüglichen Entwurf dem moskauer Vereine für Geschichte und Alterthümer mit. Der Verein suchte seine Vorschläge nach Möglichkeit zu verwirklichen, die eigentliche, umfassende Ausführung erhielt aber der Entwurf erst, als die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg auf den Antrag ihres Präsidenten Uwaroff aus ihren Mitteln eine gelehrte Reiseunternehmung gestaltete, welche die Benennung einer archäographischen Expedition erhielt. Im Frühjahr 1829 begann diese Expedition ihre Reisen und Nachforschungen. Mit Strojew vereinte sich bald ein thätiger Mitarbeiter, Besebnikow. Über sechs Jahre bauerten solche Nachforschungen in der ganzen Ausdehnung des nordöstlichen Rußlands, wo man die reichste und fruchtbarste Ausbeute voraussetzte. Die Expedition durchforschte die Archive und Bücherreihen von 50 Klöstern, 19 Kirchen, 30 Justiz- und Verwaltungsbehörden und 82 Privatansammlungen. Alle von ihr berührten Orte liegen in den Gubernien von Petersburg, Archangel, Bologda, Moneg, Romgorod, Wlaskau, Iwer, Moskau, Jaroslaw, Kostroma, Bladmir, Nieder-Romgorod, Kasan und Wiatka, d. h. mit

Ausnahme der im Gouvernement von Petersburg sämmtlich in den Grenzen des sogenannten alten Rußlands. Die Ausbeute, die man von einer künftig noch zu unternehmenden Reise durch die Gubernien des südlichen und westlichen Rußlands sich verspricht, läßt allerdings neue Entdeckungen und Erwerbungen erwarten; doch da diese Provinzen mit dem ältern Rußland nicht im Zusammenhange eines Staatsverbandes standen, so dürfte jedenfalls, wie man denkt, die archäographische Ernte viel unergiebigere ausfallen. Die Resultate, die man aus der bisher vollführten Durchforschung erhalten hat, sind in der Hauptsache folgende. Die Expedition hat die Ueberzeugung gewonnen, daß in keinem der bekannten Archive oder in den Bibliotheken und Sammlungen ein schriftliches Denkmal in russischer Sprache vorhanden sei, das älter wäre als aus dem 14. Jahrhundert, ja, daß selbst so alte äußerst selten seien. Die Zahl von Handschriften aller Art nimmt zu vom 16. Jahrhundert an und wird bedeutend im 17. Jahrhundert, um welche Zeit die weltlichen Archive beginnen. Was einer ältern Zeit angehört, findet sich fast ausschließlich nur in Klosterbibliotheken oder andern kirchlichen Aufbewahrungsorten. Aber auch an solchen Stellen hat die Expedition keine Urkunden gefunden, die über 1365 hinausreichen. Chroniken, die bis jetzt unbekannt geblieben wären, oder ein schriftliches Denkmal von nur solcher Wichtigkeit wie das bekannte Lied vom Zuge Igor's hat die Expedition durchaus nicht aufgefunden. Indessen läßt sich daraus nicht folgern, daß nun alle Hoffnung zu einem unerwarteten Funde für alle Zeiten abgeschnitten sei. Kenner der vaterländischen Geschichte wußten vom Voraus, daß die Ausbeute nicht hoch hinauf in graue Jahrhunderte reichen würde; das schriftlich bezeugte Leben Rußlands beginnt mit dem 14. Jahrhunderte. Solches wußte man; indessen mußten etwaige Zweifel hinweggeräumt, hauptsächlich aber das wirklich Vorhanden ausgekundschaftet und sichergestellt werden. Das ist geschehen. Vor uns liegt die sorgfame Ausbeute von fast 200 Archiven und Büchereien, eine reiche geschichtliche Materialiensammlung, vier schön gedruckte Quartbände mit 1296 Urkunden, worunter merkwürdige gerichtliche Verhandlungen in Staatsprocessen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte.

Der oben bereits erwähnte Verein für russische Geschichte und Alterthumskunde in Moskau hat den siebenten und achten Theil seiner „Acten und Jahrbücher“ (Moskau 1837) mit lithographirten Beilagen herausgegeben. Sie enthalten wie die früheren eine Reihe von Abhandlungen und Notizen, deren Werth ungleich ist, aber deren Gesamtheit eine höchst nützliche Sammlung darbietet.

Puschkin's, des Dichters und Reichthistoriographen, Tod war nicht bloß für die vaterländische Dichtkunst, sondern auch für die Geschichtschreibung ein immer zu betrauernder Verlust. Seine historische Monographie: „Istoria buntá“ u. s. w., d. i.: Geschichte des Aufstandes unter Pugatschew (2 Theile, Petersburg 1835), von der nun eine zweite Ausgabe besorgt wird, war eine in ihrer Art überraschende, aber zugleich erfreuliche Erscheinung. Ein Dichter, der besonders in seinen späteren und berühmten poetischen Hervorbringungen als Nachtreter Byron's sich in Darstellungen ungezügelter Leidenschaft und der Schattenseite des Lebens gefiel, diese Gebilde mit Äußerungen subjectiven Selbstüberdrußes durchsetzend, trat hier als eifriger Sammler historischer Materialien und umsichtiger Erzähler geschichtlicher Ereignisse auf, dadurch ein Interesse an Leistungen bewirkend, die nicht in den Kreis eines modernen poetischen Dandy gehören dürfen. Sein Gegenstand war dazu nicht Zeitgeschichte, seine Hervorbringung keine historischen Denkmäler im Bereiche lebendiger Kenntniß vorgefallener Begebenheiten, sondern er mußte sich zu einem, für einen Dichter immer peinlichen Studium historischer Quellen entschließen. Diese Quellen waren nun zwar nicht in modernen Urkunden und geschätzten Folianten aufzufinden, erforderten aber doch, um sie in einiger Vollständigkeit zu erlangen, die Auffindung vieler zerstreuten Berichte, Relationen, mannichfaltiger Notizen. Pusch-

kin unterzog sich dieser Prüfung seines festen Willens und seiner Beharrlichkeit und vollendete in verdienstlicher Weise die sich selbst aufgelegte Arbeit. Seine Geschichte des Aufstandes Pugatschew's ist ein mit Fleiß und Umsicht geschriebenes Werk, dessen äußere Abfassung überraschend gehalten und gemäthigt ist. Obgleich dem Style die Eleganz nicht fehlt, so ist doch überall die Bemühung sichtbar, alles Rhetorische und jeden Schmuck der Rede, wie solcher einem Dichter gleichsam von selbst in die Feder läuft, streng zurückzuweisen. Die Geschichtserzählung bewegt sich einfach, klar, gemächlich, nirgend in künstlich gebrängter Darstellung. Sie nimmt 168 Seiten ein; mehr als drei Viertel des Buches füllen die Beilagen. Die Untersuchungsacten des Pugatschew'schen Aufstandes, im geheimen Archiv zu Petersburg versiegelt aufbewahrt, waren dem Verf. unzugänglich. In treffender Art faßt Puschkin eine der Hauptseiten des Ereignisses auf, nämlich den Umstand, daß Pugatschew nicht eine selbständige historische Gestalt sei, sondern nur das Werkzeug einer aufrührerischen Partei, der „Nichteinwilligenden“, d. h. der Kosacken, welche die neuen Einrichtungen verwarfen, denen man den Waffendienst unterwerfen wollte, welchen sie bis dahin nach ihrer hergebrachten Weise geleistet hatten. Der Verf. drückt sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus: „Pugatschew waltete nicht unumschränkt. Die Kosacken vom Jais (jetzt die uralischen genannt) hatten den Aufstand erregt und lenkten das Benehmen des Abenteurers, der keine andern Gaben hatte als einige Kriegserkenntnisse und eine ungewöhnliche Kühnheit. Er unternahm nichts, bevor er sie befragt; sie aber handelten häufig ohne sein Vorwissen. Sie erwiesen ihm eine äußere Ehrerbietung, folgten ihm, wenn er durch den Volkshaufen schritt, mit unbedeckten Häuptern und redeten mit ihm unter tiefen Beugeungen; aber allein mit ihm benahmen sie sich wie seine Gefährten, zeigten vertraulich an einer Tafel, die Rühe auf dem Kopfe, im bloßen Hemde, Sassenlieber singend. Ihrer Vormundschaft war ihm lästig. „Meine Straße ist eng!“ sagte Pugatschew zu Dionys Pjanow, als er auf der Hochzeit seines Sohnes sich bei ihm vergnügte. Jene Kosacken übten keinen anderweitigen Einfluß auf den Herrscher, den sie sich selbst geschaffen, und entfernten vom sogenannten Kaiser alle Lieblinge und Vertraute. Im Beginn des Aufstandes hatte Pugatschew einen Sergeanten Karmizki als Schreiber bei sich angestellt, nachdem er ihm, als dieser schon zum Galgen geführt ward, das Leben geschenkt hatte. Karmizki wurde bald sein Liebling. Die Kosacken vom Jais erwürgten ihn während der Erstürmung der Festung Tatischtschewo und warfen ihn mit einem Steine beschwert ins Wasser. Pugatschew fragte, wo er wäre. „Er ist heimgegangen zu seiner Mutter, den Jais hinab“, entgegneten die Kosacken. Pugatschew schwieg, stellte sich aufrieben. Die junge Witwe des Majors Charlow hatte das Unglück, dem Herrscher zu gefallen. Er hielt sie in seinem Heerlager vor Drenburg. Sie hatte das Recht, zu jeder Zeit in sein Zelt zu kommen; auf ihre Bitte schickte er nach dem Fort Dsernaja den Befehl, die Leichname der Gehetzten zu begraben, die er nach Erstürmung dieses Forts hatte hinstreuen lassen. Sie erregte Mißtrauen bei den argwöhnischen Barbaren, und Pugatschew, ihren Forderungen nachgebend, überlieferte ihnen sein Redeweiß. Die Charlow und ihr siebenjähriger Bruder wurden erschossen. Verwundet, trogen sie zueinander und umfaßten sich. Ihre Leichname, ins Gesträuch geworfen, blieben lange in dieser Lage.“ Eine andere Liebhaft Pugatschew's traf in ihren Folgen auch auf Widerstand bei seinen Anhängern und zeigt gleichfalls, wie beschränkt dieser unumschränkt Wüthende in anderer Beziehung war. Der Verf. erzählt also: „Pugatschew sah im Städtchen Jais ein junges Kosakenmädchen, Justina Kusnezow, und gewann sie lieb. Er freite um sie. Vater und Mutter waren bekümmert und sprachen: „Berzähle, Herr, unsere Tochter ist nicht Fürstin noch Königs-tochter, wie soll sie dein Weib sein? Und wie willst du auch ein anderes Weib nehmen, so lange unsere Mutter die Kaiserin lebt?“ Pugatschew jedoch ließ im Anfangs Februars Justina sich an-

trauen, hieß sie Kaiserin, ernannte ihr Staatsdamen und Hof-
fräulein aus den kaiserlichen Kosackenfrauen und -Mädchen und
verlangte, daß man im Kirchengebete nach dem Kaiser Peter
Fedorowitsch auch der Kaiserin Justina Petrowna gedenke.
Seine Priester weigerten sich und sprachen, sie hätten hierzu
keine Weisung der Synode. Ihre abschlägige Antwort erbitterte
Pugatschew, aber er bestand nicht auf seiner Forderung. Seine
Frau blieb im Städtchen Jaisk zurück, und er besuchte sie jede
Woche." Bei alledem ermangelte Pugatschew nicht einer ge-
wissen Festigkeit im Benehmen und wußte seiner Umgebung
durch glückliche Worte zu imponiren. Ein solches findet sich
im folgenden Bruchstücke, das auch zugleich die frühere Ge-
schichte der unseligen Charlow enthält: „Aus der Schanze
Koschnynaja zog Pugatschew gegen die von Unterofernaja. Auf
diesem Zuge traf er auf den Hauptmann Surin, welchen der
Commandant von Unterofernaja, Charlow, dem Belowskoi zur
Verstärkung geschickt hatte. Pugatschew ließ ihn aufhängen
und die Compagnie trat zu den Rebellen über. Als Charlow
über das Anrücken Pugatschew's Nachricht erhalten hatte, sandte
er seine junge Frau zu ihrem Vater, dem Commandanten des
Forts Tatischtschewo, und traf Vertheidigungsanstalten. Seine
Kosacken fielen von ihm ab und ritten zu Pugatschew. Charlow
behielt nur eine geringe Anzahl vor. Alter fast dienstunfähiger
Soldaten. Bei Tagesanbruch zeigte sich Pugatschew vor der
Verschanzung. Er ritt vor seinem Heere. „Nimm dich in
Acht, Herr!“, sprach ein bejahrter Kosack, „daß man aus der
Kanone dich nicht treffe!“ „Alter Lhor“, erwiderte Pugatschew,
„die Kanonen werden nicht gegen die Herrscher gegossen!“ Char-
low rannte von einem Soldaten zum andern und befahl zu
schließen. Niemand gehorchte. Er ergriff die Lunte, feuerte
ein Geschütz ab und eilte zum andern. Aber schon hatten die
Rebellen die Verschanzung erstiegen, warfen sich auf ihren ein-
zigen Vertheidiger und verwundeten ihn. Schwer getroffen,
glaubte er sich von ihnen loskaufen zu können und führte sie
an den Ort, wo seine Habe verborgen lag. Unterdeß ward
schon außerhalb der Verschanzung ein Galgen errichtet, vor
demselben saß Pugatschew und nahm den Eid der Einwohner
und der Garnison entgegen. Man brachte Charlow vor ihn,
todeswund, im Blutverluste vergehend. Ein Auge, durch einen
Langenstoß herausgeschlagen, hing ihm über der Wange. Pu-
gatschew ließ ihn hinrichten und mit ihm die fährliche Fügner
und Kavalierow. Am folgenden Tage zog Pugatschew vor die
Festung Tatischtschewo. Hier commandirte der Oberst Zeslagin.
Die Besatzung ward durch die Mannschaft Bälows verstärkt,
der sich hineingeworfen hatte. Am Morgen des 27. Sept. er-
schien Pugatschew auf den Höhen, welche die Festung umgeben.
Die Einwohner sahen, wie er selbst sein Geschütz ordnete und
gegen dieselbe richtete. Die Rebellen ritten an die Mälle heran
und schrien der Besatzung zu, den Bojaren nicht zu gehorchen
und sich gutwillig zu ergeben. Es ward ihnen mit Schüssen
geantwortet. Sie ritten zurück. Es begann ein erfolgloses
Schießen, das bis zum Abend fortwährte. Da geriethen große
Heuschöber in der Nähe der Festung, von den Belagerern an-
gezündet, in Feuer. Dieses ergriff schnell die Holzwände der
Festung. Die Soldaten eilten, es zu löschen. Pugatschew be-
nutzte die Verwirrung und stürmte von der andern Seite. Die
Kosacken der Besatzung ergaben sich ihm. Zeslagin, verwundet,
und Bälow wehrten sich wie Bergwelsche. Endlich drangen die
Rebellen in die rauchenden Brandruinen ein. Die Befehlshä-
ber wurden ergriffen, dem Bälow der Kopf abgehauen. Ze-
slagin, ein wohlbeleibter Mann, ward geschunden; die Barba-
ren nahmen sein Fett heraus und schmierten damit ihre Run-
den; seine Frau meßelten sie nieder. Ihre Tochter, die Char-
low, die am Tage zuvor Witwe geworden, ward vor den
Sieger geführt, der eben die Hinrichtung ihrer Eltern anord-
nete. Pugatschew ward durch ihre Schönheit gerührt; er nahm
die Unglückliche zu seinem Knebweibe und schonte ihrer wegen
des siebenjährigen Bruders." Diese Auszüge mögen genügen

um sowohl über den Gehalt der Schrift als auch über den
historischen Vortrag ihres Verfassers ein Urtheil fällen zu können.

Außer dieser Monographie sind zwei andere zu nennen,
zwar von minderm Werthe, aber als Beitrag zur neuesten Ges-
chichte nicht ohne Verdienst. Beide Bücher haben einen fleißi-
gen Zeitschriftsteller, Platon Subow, zum Verfasser: 1)
„Podwigi“ u. s. w., d. i.: Thaten der Russen im Kaukasus,
von der Übertragung des Oberbefehls daselbst an den General
Termolow bis zum Anfange des letzten persischen Kriegs (Pe-
tersburg 1837); 2) „Peradschaja woina“ u. s. w., d. i.: Der
persische Krieg während der Regierungszeit Kaisers Alexander I.
(Petersburg 1837). Hierzu gehört eine militärische Biographie:
„Shian“ u. s. w., d. i.: Leben des Generalleutenants Fürsten
Rabatow (Petersburg 1837). Es ist die Lebensbeschreibung
eines tapfern Kriegers, der 1782 zu Karabagh in Kaukasien
geboren ward, 1808 in Dienste trat und sich in den Türken-
kriegen sowie auch in den Feldzügen von 1812—14 gegen die
Franzosen auszeichnete. Er starb 1829 im Lager vor Schumla
nach kurzer Krankheit. Eine Monographie von größerer Be-
deutung ist noch: „Zar“ u. s. w., d. i.: Der Zar Boris Feo-
dorowitsch Godunow, von A. Krawezki. (Petersburg 1837.)

Unter den längern historischen Aufzügen, welche in den
Zeitschriften erschienen, verdient die Abhandlung des Professors
Kabaschkin (im Junihft 1837 der „Bibliothek“) eine besondere
Berücksichtigung. Sie ist überschrieben: „Opyt“, d. i.: Ver-
such einer historischen Geographie der russischen Welt. Der
Verf. geht davon aus, wie aus den alten Fluß- und Gebirgs-
namen mit vieler Wahrscheinlichkeit auf den Stamm und die
Sprache der Urbewohner einer Gegend geschlossen werden
kann. Er prüft hierauf die Flussnamen des Nordostens Euro-
pas und weist den finnischen Völkerschaften in der frühesten
Zeit sehr ausgebreitete Wohnsitze an. Das Endergebniß seiner
Untersuchungen über die wahrscheinlichen Ursitze der Slawen ist,
daß diese von den Karpaten aus sich über Europa verbreitet
und ihre Richtung gegen Nordwesten genommen haben, denn
der Nordosten war von den Finnen, der Süden von Manos-
scythen besetzt. Die drei Ukrainen (Ueländer), die bis auf
unsere Tage ihre Namen bewahrt, können als die Marken der
alten Slawenwelt angesehen werden, über die jedoch einzelne
Niederlassungen hinausragten, nämlich: 1) die Ukraine am
Dnieper (das Land der ukrainischen Kosacken); 2) die Ukraine
an der Donau (Krain); 3) die Ukraine an der Elbe (die
Uckermark). Damit stimmt nach des Verf. Meinung auch
die Tradition in den alten russischen Landeskannalen überein,
welche die Slawen aus Südwesten, von der Donau einwandernd
läßt. Nowgorod war die äußerste Ansiedelung gegen Norden.
In einem zweiten Aufzuge verspricht der Verf. die Herkunft der
Rußen zu erörtern. Seine Untersuchungen über die ehemaligen
Wohnsitze der Finnen, womit die Abhandlung beginnt, ver-
dienten deutschen Forschern in einer Übersetzung bekannt zu wer-
den. In den Untersuchungen über die Slawen folgt er den
nicht unbekannten Vorarbeiten Schaffarik's. 5.

N o t i z.

Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London
verlor 1837 zwanzig Mitglieder durch den Tod. Unter diesen
befanden sich: König Wilhelm IV.; der berühmte Kenner des
Sanskrit, Colebrooke, der die gesammten Sanskrithandschriften,
welche in seinem Besitze waren, 10,000 Pfd. Sterl. an Werth,
der Bibliothek der Ostindischen Compagnie vermachte, damit sie
nicht zersplittert würden; ferner Dr. Latham, der „Vater der
Gesellschaft“, der nach vollendetem zwiembachtzigsten Jahre seine
„Geschichte der Vögel“ schrieb, die 11 Bände stark ist und zu
den besten Werken gehört, die über Ornithologie erschienen sind;
Dr. Ritchie, und Davidson, welcher von den Widen ermor-
det wurde. 53.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 108.

18. April 1838.

Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana compilato da *Emanuele Repetti*.

(Bechluss aus Nr. 107.)

Um zu zeigen, daß es dem Verf. gelungen ist, auch im beschränkten Raume eine klare, übersichtliche Darstellung zu geben, mögen hier mit einigen Abkürzungen die Bemerkungen über die Regierung des Großherzogs Peter Leopold stehen, eine Zeit, welche Vieles wieder gut machte, was unter den letzten Herrschern der Familie Medici verdorben worden war, in welcher dem Lande eine bis dahin ungekannte Periode allgemeiner Ruhe und öffentlichen Glückes und Wohlstandes aufging und der Samen ausgestreut wurde, welcher nach vielen und heftigen Stürmen noch jetzt so reiche Früchte trägt. Die Trefflichkeit der Leopoldinischen Verwaltung fällt um so mehr ins Auge, wenn sie, wie es hier geschieht, in ihren Vorkehrungen und Resultaten einfach und kurz dargestellt wird.

Peter Leopold, der neunte Großherzog — ein schöner Name, eine liebe Erinnerung! Die Gerechtigkeit und Glückseligkeit, die er durch seine weisen und menschenfreundlichen Gesetze herbeiführte, die Bedrückungen und Einschränkungen, die er zum Besten kommenden Geschlechter vernichtete und wegräumte — hätte er keine andern Ansprüche auf Dankbarkeit als diese, sie würde ihm auf ewig gesichert sein. Man braucht nur das Buch seiner Gesetzgebung zu öffnen, um zu sehen, mit welcher Ordnung, mit welcher planmäßigen Überlegung dieser Fürst Glück und Wohlstand Derer bereitete, die ihm mehr Söhne denn Unterthanen waren, indem er allmählig die durch die Gewohnheit der Privilegien von Corporationen, Familien und Individuen entstandenen Fehler und Mißbräuche verbesserte und die schädlichen Wirkungen unsinniger und bedauerwerther Vorkehrungen und Verordnungen aufhob. Er wollte, der Nutzen seines Volkes solle auch in der Überzeugung der Weisheit begründet sein; er wollte der Welt zeigen, wie das Wohl einer Nation durch die Weisheit eines höchsten und einzigen Gesetzgebers herbeigeführt werden könne. Unter dem Großherzoge Franz II. (Kaiser Franz I.) war zwar schon sehr Vieles zur Verbesserung der Verwaltung geschehen, aber die Abwesenheit des Herrschers, die von einer Regentschaft unzertrennlichen Übel und die deutschen Kriege hinderten einen rechten Erfolg. Bei seiner Ankunft in Toscana (3. Sept. 1765) fand Leopold (welcher am 5. Mai 1747 geboren war) alle Staatseinkünfte, Zölle und Regalien, die Krongüter und die Besitztungen des Strophansordens, kurz Alles, was sich auf die Finanzen bezog, in den Händen von Pächtern; Künste und Gewerbe waren vielgestaltigen Abgaben, beschränkenden Monopolen und Privilegien, Specialgerichten unterworfen; Ackerbau und Handel durch tausend

Hindernisse und Lasten bebrückt. Von den ersten Jahren seiner Regierung an setzte Leopold es sich zum Ziele, das persönliche Eigenthum von allen Einschränkungen zu befreien; er that dies zuerst bei den Künsten und Handwerken (1767 und 1770), zur Beförderung der Privatindustrie, sowie durch Abschaffung der Frohndienste (comandato) 1776. Zugleich wollte er den vom Systeme der Pachtungen unzertrennlichen Nachtheilen begegnen (wenn auch das Staatseinkommen dadurch verringert ward) und schaffte 1768 jede Gattung von Privilegien, Monopolen, Befreiung von Steuern sowol bei dem Privateigenthume als dem der Krone, des Fiscus, der Corporationen u. s. w. ab, in der Absicht, die öffentlichen Lasten gleichmäßiger zu vertheilen. Die Freiheit des Verkehrs wurde durch Abschaffung der Zölle im Innern des Landes befördert. Indem auf solche Weise dem persönlichen Besitze Leben und Achtung wiedergegeben wurden, ließ der Gesetzgeber das Grundeigenthum und die Einrichtungen, welche die freie Verfügung über dasselbe hemmten, nicht außer Augen (1769 und 1778). Um die Eigenthümer zu veranlassen, an Verhandlungen gemeinsamen Interesses inbegriffen Theil zu nehmen, schuf er die Kammer der Gemeinden und organisirte hierauf ein ökonomisches und Verwaltungssystem für alle Gemeinden des Großherzogthums, mit Volterra und Arezzo beginnend. Die Gemeindegemeinschaft unter dem Vorsteher eines Gonfaloniere, welcher direct mit dem Proveditore oder Chef der Kammer der Gemeinden eines Bezirks (compartimento) zu correspondiren pflegte, bildeten auf diese Weise, indem sie die Ausgaben, die Vertheilung der Steuern u. s. w. zu untersuchen hatten, eine bürgerliche Repräsentation in ökonomischen Angelegenheiten. Die *Maremma*, der alte Krebs des Landes, unter der mediceischen Verwaltung meistens Gegenstand von Privatspeculationen, wurde nun der einer umfassenden Operation. Aber erst spätere Zeiten sahen diese nach einem bessern Systeme wieder aufnehmen. Gegen das Eigenthum der sogenannten todten Hand (*manus mortua*) war ein Gesetz von 1769 gerichtet. Das gegen die Fideicommissse und *Majorate* (von 1789) löste die bestehenden auf und untersagte jede neue Stiftung dieser Art, indem es die Theilung des bis dahin meist in großen Massen zusammengehaltenen Grundeigenthums zum Zwecke hatte und so viel wie möglich durchzuführen suchte.

Die Gerichtsverfassung erlitt nach und nach eine Menge von Veränderungen. Nachdem manches Einzelne verbessert worden war, wurde 1777 ein oberster Criminalgerichtshof in Florenz eingesetzt und alle ältern Partzialgerichte der Hauptstadt und andern Städte, welche irgendwo Criminaljurisdiction hatten, wurden aufgehoben. Zugleich wurde die blutige alte peinliche Gerichtsordnung, als „non adattata al dolce e mansueto carattere della nazione toscana“ bei Seite gelegt. Von nun an sollte die Anklage in formeller Instanz geschehen; die Gütereinziehung, die Tortur jeder Art, die Todesstrafe, das crimen laesae majestatis wurden abgeschafft, die Anklage von Verwandten und der Eid der Verurtheilten nicht mehr gestattet, der Überschuss der Selbststrafen zur Entschädigung Solcher angewiesen, welche unschuldig befunden worden, oder

aber durch Anderer Schlechtigkeit Schaden erlitten hatten. Der Erfolg war, wie der Gesetzgeber gehofft: Vermehrung des Gewerbfleißes, Verbesserung der Sitten, Verminderung des Müßigganges und der Verbrechen, bis der Augenblick kam, wo Toscana das Beispiel eines Landes darbot, dessen Gefängnisse leer waren von Übertätern und Angeklagten. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetze wurde streng durchgeführt. Abgeschafft wurden die Äpfle, die Specialjurisdiction bischöflicher Curien und Gerichte in weltlichen Angelegenheiten, wobei ihnen indeß die geistlichen Sachen verblieben (1778 und 1782), das Tribunal der Runtiatur (1778) und jenes der Inquisition (1782) sowie die Privilegien der Municipalmagistrate, der Feudatäre und der Stephansritter. Statt den genannten, wurden die Rechtsfachen den gewöhnlichen Gerichtshöfen zugewiesen und diese mit genauen Instructionen über die Instanzen und die Dauer der Prozesse, das Verfahren, die Kosten, die Honorare der Anwälte, Notare und Kanzler versehen, wozu noch Vorschriften hinsichtlich der bessern Einrichtung der Gefängnisse und der Behandlung der Verhafteten kamen.

Leopold wußte, daß die Abschaffung mancher Dinge, welche den Finanzen zu gute kamen, die Einkünfte vermindern mußten. Aber er sah auch voraus, was eintraf, daß nämlich eine sorgfältigere Verwaltung des Grundbesitzes, eine thätigere Circulirung des gemeinen Bedarfs, eine freiere, umfassendere und bessere Benützung der Landesproducte das Deficit decken würden. Die Thatfache bewies die Richtigkeit seiner Berechnungen: bald war er nicht nur im Stande, die Zinsen der Staatschuld zu erlegen, sondern neue Etablissements zu errichten und für mehr denn 56 Millionen Lire luoghi di monte einzulösen. Unterdeß vernachlässigte er nicht, in den verschiedenen Provinzen seines Staates gemeinnützige Anstalten für die moralische und religiöse Erziehung, für die Unterstützung der Armen, für das Wohl der Kirche zu errichten. Auf dem Lande, wo es an Priestern fehlte, baute er Kirchen und Pfarrwohnungen. In den Maremmen und im Val di Rievole zog er Kanäle, trocknete Sümpfe, ließ Brücken errichten. Vorzüglich war er auf die Erleichterung der Verbindungen durch Anlegung von Straßen bedacht; ein Zweig der Thätigkeit, worin ihm sein Enkel, der regierende Großherzog, sowie in manchen andern Bestrebungen mit dem rühmlichsten Eifer nachstrebt. Zu diesen Straßenbauten gehören einige, die für das Land von größter Wichtigkeit sind; dazu sind zu rechnen die Straße von Pistoja bis an die modenese Grenze, die von derselben Stadt aus nach der Grenze von Lucca, die von Pisa nach Livorno, von Siena nach Grosseto u. a. Die Ausgaben betrugen im Ganzen 5½ Million Lire, worin aber kleinere und nicht vollendete Unternehmungen dieser Art (wie z. B. die erst vor Kurzem zu Ende geführte schöne Straße durch die toscanische Romagna von Ponte a Sieve bis Forlì) nicht eingerechnet sind. Eine nützliche Verordnung war die der Anlegung von Gottesäckern ferne von den Städten (1775). Was das Erziehungswesen betrifft, so wurde 1 Million Lire auf 83 Mädchenschulen und Institute verwandt. Für die scuole pie, sowie für die Universitäten zu Pisa und Siena geschah manches Lobenswerthe. Auch in Florenz wurden (mit verschiedenen Instituten in Verbindung stehend) Vorlesungen über Naturwissenschaften, Arzneikunde und Rechtsgelahrtheit gestiftet. Auf dem Plage eines aufgehobenen Klosters wurde ein großartiges Gebäude errichtet, zu einer Akademie der schönen Künste bestimmt, eine reiche, auserlesene Gemäldesammlung, ein Museum von Gypsabgüssen, eine Bibliothek und in einer Reihe schöner Säle Schulen zum Unterrichte in der Malerei, Sculptur, Architektur, Kupferstechkunst, Steinschneiden, Mosaiskverfertigung u. s. w. enthält. Ein anderes vortheilhaftes Etablissement ist das naturwissenschaftliche Museum, dicht beim Palaste Pitti, mit einem botanischen Garten und einer Sternwarte (der Director der letztern ist gegenwärtig der durch seine optischen Instrumente mit Recht allgemein berühmte Amici, ein geborener Modenese). Die anatomischen Wachsprä-

parate in diesem Museum sind noch jetzt unübertroffen. Von welchem Vortheile für die Geschichtsforschung die Anlegung eines diplomatischen Archivs (gegenwärtig mit etwa 140,000 Urkunden auf Pergament, bis auf einen Rückstand von kaum 5000 bereits chronologisch geordnet und untersucht) gewesen ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Endlich wurden die verschiedenen Krankenhäuser der Hauptstadt in drei großen Instituten vereinigt, Santa Maria Nuova, die Innocenti und S. Bonifazio, wovon die beiden erstern erweitert, das dritte (das an 1000 Kranke aufnimmt) vom Grunde aus neu gebaut wurde.

Solcher Art waren die Wohlthaten, welche Toscana dem Großherzoge Peter Leopold zu verdanken hatte. Ehe er durch den Tod seines Bruders dazu berufen ward, den Kaiserthron zu besteigen, wollte er seinem Volke ein feierliches Pfand seiner Theilnahme und Milde hinterlassen, indem er über seine Verwaltung öffentlich Rechenschaft ablegte. In diesem berühmten compte rendu ließ er nicht nur die Details über die finanzielle Verwaltung von seinem Regierungsantritte an bis zu Ende 1789 drucken, sondern auch Alles aufzuführen, was sich auf die bedeutendsten Operationen und Vorkehrungen in Betreff des Staatshaushaltes, des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels, der Civil- und Criminalgesetze, der öffentlichen Moral und kirchlichen Disciplin, der milden Stiftungen und Unterrichtsanstalten bezog. Nach Voraussendung einer ungeschminkten Darstellung des politischen und ökonomischen Zustandes des Großherzogthums wird in dieser Schrift eine vollständige Übersicht der Einkünfte und Ausgaben und der gesammten Verwaltung gegeben. Wir sehen daraus, daß 1765, das letzte Jahr der Regierung Franz II., die Einkünfte sich auf 8,958,685 Lire beliefen, die Lasten und Ausgaben auf 8,448,892 Lire, also reiner Überschuß 509,193 Lire. Im J. 1789 betrugen die Einkünfte 9,199,121 Lire, die Ausgaben 8,405,056 Lire, und es blieben sonach 784,064 Lire übrig. Alles war mit Urkunden und Beweisen belegt. So zeigte Leopold, wie er während 24 Jahren einer glücklichen Regierung fortwährend die ökonomische Lage des Landes verbessert und die Staatschuld vermindert hatte, während er durch Verzichtleistung auf so manche Regalien, Privilegien, Steuern, Zölle die Lasten des Volkes erleichterte. Er ist seit lange nicht mehr, aber es besteht sein Wert: das heutige Toscana.

Raum hatte das J. 1790 begonnen, so kam die Nachricht vom Tode Kaiser Joseph's in Florenz an. Am 1. März verließ der Kaiser Leopold seine Hauptstadt, nachdem er vorläufig einen Regentenschaftsrath ernannt, der für den Augenblick noch unter seiner obersten Leitung stehen sollte. Schon am 21. Juli d. J. leistete er Verzicht auf das Großherzogthum zu Gunsten seines zweiten Sohnes Ferdinand. „Indem ich“, sagt er in einem etwas später erlassenen motu proprio, „meine Regierung mit dem Tage der Bekanntmachung der zu Wien am 21. Juli 1790 stipulirten Acte beendigte, habe ich es für Pflicht und zugleich für Gerechtigkeit gehalten, dem Militair, dem Adel, der Bürgerschaft, dem Corps der Beamten, den Departementschefs und namentlich der Regentenschaft sowie der ganzen und gesammten toscanischen Nation und Volke einen öffentlichen Beweis meiner besondern Zufriedenheit, meiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu geben für die Anhänglichkeit an meine Person, welche sie gezeigt haben, sowie für die Thätigkeit, den Eifer und guten Willen, womit die Beamten wie das ganze Publicum beständig zum Gelingen der während der Zeit meiner Regierung getroffenen Vorkehrungen beigetragen haben. Noch schmeichle ich mir mit der Überzeugung, daß ein Jeder durch die Resultate belehrt worden sein wird, daß, von Nebenweden und Privatabsichten ferne, alle Mühe, die ich mir gegeben, immer auf das allgemeine Wohl und die Erfüllung meiner Pflichten hinging. Wahr ist es, daß meine Sorgfalt reich belohnt worden ist durch den Eifer und die Bereitwilligkeit des Ministeriums und des Publicums, das an dem glücklichen Erfolge meiner Operationen Theil nahm. Aber grade dies läßt mich erwarten und hoffen, daß mein Sohn, welchem dieselben

Gefinnungen einzufloßen ich nicht unterlassen habe, ebenfalls in allen Classen die Anhänglichkeit, die Liebe und Folgsamkeit finden werde, welche den Charakter der Nation bilden."

Glücklich der Herrscher, der nach einer fünfundsiebenzigjährigen Regierung zu seinen Unterthanen solche Worte reden kann! glücklich das Volk, das ein solches Zeugniß verdient! *)

Und in Ferdinand III. tauschten sich weder Leopold noch Toscana. Die ersten Jahre seiner Regierung, in die Zeit der Umwälzung der politischen Verhältnisse Italiens fallend, ließen aber, obschon sie von seinem ruhigen, gemäßigten Sinne und seinem menschenfreundlichen Herzen viele Proben gegeben, dennoch nur zur Hälfte ahnen, was er für sein Land und Volk ward, als ihn nach fünfzehnjähriger Abwesenheit ein günstiges Geschick zurück-

*) Vor nicht langer Zeit wurde zu Pisa die kolossale Bildsäule Peter Leopold's aufgerichtet, ein gutes, wenn auch nicht ausgezeichnetes Werk des Florentiners Luigi Pampaloni. Die Inschrift: „Al Granduca Pietro Leopoldo i Toscani riconoscenti quaranta anni dopo la sua morte“, ist zwar nicht berechtigt, aber sie spricht aus, daß sein Andenken im Segen steht. Ref. ist weit davon entfernt, den Geist, welcher sich in Italien, namentlich von 1760 an bis zur Revolution kundgab, und welcher seine Verwandtschaft mit gleichzeitigen Erscheinungen in Frankreich nicht verleugnen konnte, so sehr er auch nach Originalität trachtete, ohne Einschränkung zu preisen und im gegenwärtigen Falle alle Grundsätze und Handlungen Leopold's für richtig, vernünftig und namentlich für zeitgemäß und den Ansichten und Bedürfnissen des Volkes und Landes angemessen zu halten; aber er kann nicht umhin, zu bemerken, daß das unbedingte Verdammungsurtheil dieser gesammten Richtung, welches man in einem vielgelesenen, sehr brauchbaren und in einzelnen Theilen trefflichen Geschichtswerke findet, ihm ebenso hart und rücksichtslos als ungerecht erscheint. Von einer gewissen Oberflächlichkeit und Paschen nach Glanz und Popularität läßt sich das damalige Streben nicht freisprechen, verdient aber darum der große Fortschritt, welchen die Civilisation in ihrer umfangreichsten Bedeutung gemacht, gar keine Berücksichtigung? Wenn im Obigen von Leopold's Reformen und Reformversuchen in kirchlichen Dingen nicht die Rede gewesen ist, so geschah es deshalb, weil dem Ref. die kurzen Bemerkungen des Verfassers des „Dizionario“ über diesen viel besprochenen Gegenstand zu unbedeutend und zu wenig eingehend schienen, als daß er sie hätte mittheilen mögen. Zudem ist dies der Punkt, wo Leopold's Bemühungen am wenigsten von dauernder Wirkung gewesen sind, um so mehr, da er sich veranlaßt sah, selber seine Anordnungen zum Theil zu widerrufen. So nahm er noch von Wien aus die Bestimmungen in Hinsicht der den Bischöfen entzogenen theologischen Seminarien u. s. w. zurück. Eine ausführliche und vorurtheilsfreie Geschichte seiner Regierung, von geübter und kundiger Feder, der man längst entgegensteht, wird ohne Zweifel auch seine Verhältnisse zu Rom, worüber es an Urkunden und Parteischriften keineswegs fehlt, in ihr richtiges Licht stellen. Bis jetzt hat zu der Kenntniß derselben am meisten beigetragen de Potter's „Leben Scipio's von Ricci“, ein Buch, an welchem man ebenso wenig wie an den „Betrachtungen über die Geschichte der Concilien“ von demselben Verfasser den Geist loben kann, indem es geschrieben, und das leider in die Hände vieler gekommen ist, die statt des Urtheils nur Reugier mitbrachten, welches aber wegen der Menge authentischer Beiträge zur kirchlichen Geschichte Toscanas in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts — einer Geschichte, welche die Schattenpartie im Gemälde dieses Landes bildet — immer wichtig bleibt.

führte. Zehn Jahre später beweinten Alle ihn, den Wohltäter und Vater. Alfred Neumont.

Vertraute Briefe über Oesterreich von einem Diplomaten, der ausruht. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1837. 8. 2 Thlr.

Wer dieser ausruhende Diplomat ist, erfährt man nicht, doch zeigt sich, daß er ein Mann sei, dem es nicht an Beobachtungsgabe mangelt. Aus mehreren seiner gelegentlichen Reflexionen lernt man ihn übrigens als einen Freund des schönen Geschlechts kennen, dessen Anziehungskraft von ihm, so oft es die Gelegenheit gibt, anerkannt und gepriesen wird. Das wohlhabende Aussehen der Landleute in Baiern und Oesterreich bringt dem Verf. die Bemerkung ab, daß die Verwaltung dieser Länder in vielen Dingen gut sein müsse, und daß der Buchstabe des Gesetzes nicht wie in England zur Landplage werde. Ueberhaupt zeigt mancher Seitenblick dieser Art auf England, daß der Verf., ist er wirklich ein Engländer, mit vielen Dingen in seinem Vaterlande nicht übereinstimmt und das Gute, was sich in Deutschland findet, gern und freudig anerkennt, was offenbar ein Verdienst ist, welches man nicht allen seinen Landsleuten zusprechen kann.

In Salzburg wurden ihm die Brüder Kapuziner ein Stein des Anstoßes wegen ihrer Affiduität bei den Damen, in deren Nähe er immer ein stattliches Exemplar dieser Tröster will gefunden haben. Ein Gleiches beobachtete er zu Linz, wo ein solches feistes Mönchsgesicht eines Morgens bei ihm zur Thüre hereinkam und ihn zum Besten der Kranken des Ortes anbettelte. Die Schönen in Linz erschienen ihm außerordentlich reizend, desgleichen die Donau bei Linz und ebenso auch der Weg von Salzburg nach Wien. Auf diesem Wege begegnete ihm jedoch ein Zug bettelhaft gekleideter Menschen, welche, wie er später erfuhr, ungarische Leibeigene waren, die von ihrem gnädigen Herren vertrieben worden waren, weil sie ihnen lästig wurden. Die Unglücklichen wanderten nach Oesterreich, um sich dort Arbeit und Unterhalt zu suchen. Auf dieser Wanderung übernachteten sie in Wäldern und Gebüsch. Bei dem Anblick dieser Opfer des Feudalismus fiel dem reisenden Diplomaten ein, wie die hochländischen Pächter in Schottland dort auch von den Dunklern vom vaterländischen Boden vertrieben werden, um Raum für die adeligen Schafe zu gewinnen, und wie diese Hochländer dann nach Amerika gehen und dort öfters ein freies und glückliches Dasein finden u. s. w. Das mag sein, aber dies bessert nichts an der Sache, weder im schottischen Hochlande noch in Ungarn; denn wenn die adeligen Feudalherren die armen Leibeigenen in das Meer oder in die Donau jagten, so würden dieselben an die Brust des großen guten Vaters sinken, der weder Feudalherren noch Leibeigene kennt, sondern ein Vater ist für Alle, und dann gewiß jedem Leid und jeder Verfolgung auf immer entzogen sein.

Weiterhin macht der reisende Diplomat die überraschende Bemerkung, daß das Volk in den kleineren deutschen Staaten durch „willkürliche (?) Lasten“ gedrückt werde, die es unter dem milden Despotismus von Oesterreich und Preußen nicht kenne, und stellt dann auf dieses Argument die Schlussfolgerung, daß, wenn die kleinen deutschen Fürsten bei ihrem bisherigen Systeme beharren, das Volk sich bei erster besserer Gelegenheit erheben und sich in Masse Preußen zuwenden werde. Inwiefern dies Raisonnement Grund hat, wird jeder Deutsche wol ohne Commentar einsehen, daher hier nur für den reisenden Diplomaten die Notiz: daß das von ihm aufgestellte Axiom ein völlig grundloses und abgeschmacktes ist, und daß bei aller Achtung für die gute Verwaltung in Oesterreich und besonders in Preußen, es doch wol Niemanden in den kleineren deutschen Staaten bis jetzt ernstlich eingefallen ist, den bisherigen oder dormaligen Standpunkt bei erster besserer Gelegenheit auf die angebeutete Art verändern zu wollen.

über den Charakter der Deutschen citirt der Reisende mehrere Ausprüche der Frau von Stael, in deren Werk: „De l'Allemagne“, von Jean Paul und andern Schriftstellern, ohne daß jedoch dadurch ein neues Resultat in den Ansichten über deutsches Sein und Wesen gewonnen würde. Die von ihm nebenbei eingestreuten Urtheile über Frankreich und die Franzosen verrathen gleichfalls nicht viel Scharfblick und sind im Ganzen nur eine Wiederholung früherer verfehlter Raisonnements.

Nachdem der ausruhende Diplomat in ein paar Briefen sich über die Wirthshäuser in Oestreich und Wien, die darin zu findenden Betten, die auf der Reise genossenen Kartoffeln, Götzen, Beeststeaks, gebackenen Hühnchen und andere Victualien ausgebreitet hat, gibt er weiterhin eine Beschreibung des Krönungsactes in Prag, den er mit angesehen, und kommt dann auf eine Art Biographie der kaiserlichen Familie, aus welcher man nebenbei erfährt, daß diese Familie unter sich wie Privatleute lebe, daß die Kaiserin für gewöhnlich in einem zweispännigen Wagen, nur von einer Hofdame begleitet, ausfahre, und daß der wiener Hof „der förmlichste in Europa sei, wenn nicht vielleicht der des Herzogthums Weimar seit dem Regierungsantritte des jetzigen Großherzogs“ ihm den Vorrang ablaufe. Ferner erfährt man, daß die Hofeste in Wien sich beinahe ganz auf einige ceremonielle Bälle und Gesellschaften während des Faschings beschränken; daß man auf Erden keinen tugendhaftern Hof finden könne als den wiener; daß die Amusements der kaiserlichen Familie vorzüglich im Spazierenreiten und -fahren, dem Besuch der Theater u. s. w., „gleich simplen Bürgern“ bestehen, und daß das Gerede von der Beschränktheit der kaiserlichen Familie in geistiger Hinsicht ein vollkommen leeres und falsches sei. Wo der Verf. dergleichen Gerede vernommen hat, wird nicht gesagt; mag es ihm aber zu Ohren gekommen sein, von welcher Seite es will, so bleibt gewiß, daß einiges Nachdenken ihn von selbst hätte überzeugen können, wie man auf dergleichen Geschwätz niemals und in keiner Weise eingehen muß und es in der That nichts Abgeschmackteres gibt, als über eine ganze zahlreiche Familie, gehöre sie einem Stande an, welchem sie wolle, dergleichen allgemeine Urtheile zu fällen.

Beachtenswerther als diese Relationen sind die in dem folgenden Briefe gegebenen Andeutungen über den verstorbenen Kaiser Franz und Metternich, deren guter Eindruck nur durch die abwechselnden Seitenblicke getrübt wird, die sich der reisende Diplomat nebenbei auf Preußens unsterblichen Herrscher, Friedrich II., erlaubt. Möchte doch die Jetztwelt endlich bedenken, daß es eine Schande für sie ist, den großen Preußenkönig, diese Ehre und Zierde des deutschen Vaterlandes, den Stern des 18. Jahrhunderts, durch elendes pöbliches Geschwätz zu verunglimpfen, weil der Philosoph von Sanssouci neben so vielen großen und guten Eigenschaften auch einige menschliche Schwächen hatte, und weil ihm, dem weit über seiner Zeit Stehenden, Manches in der Heimath nicht zusagte, was jetzt allerdings anders ist, diesen veränderten Standpunkt aber hauptsächlich nur eben seiner vorleuchtenden Größe verdankt. Es zeigt überhaupt wenig Scharfblick, die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit zu preisen, denn immer ist diese Vergangenheit der Sockel, auf dem die Gegenwart ruht, und das Verdienst, höher zu stehen als jene, bleibt stets ein sehr relatives, wenn man bedenkt, daß diese Gegenwart ja eben nur dadurch ihre Größe hat, daß sie auf den Schultern ihrer Vorgängerin steht.

Sehr erfreulich ist der Zug, welchen der Verfasser bei Erwähnung der Cholera in Wien von dem verstorbenen Kaiser Franz II. erzählt. Hätte dieser Kaiser nie eine andere Herzensaßerung in seinem Leben gethan als diese, so stände er dennoch hoch als Mensch und verehrungswürdig für alle Zeiten da. Ein solcher Zug schmückt mehr als tausend Kronen, darum Ehre dem Entschlafenen! „Als zur Zeit der Cholera“, erzählt nämlich der Verf., „der Kaiser in Begleitung seines Ad-

jutanten auf einem Spaziergange bei Schönbrunn einer Leiche begegnete, die nach dem Begräbnißplatze geschafft wurde, ohne daß ein Leidtragender ihr folgte, äußerte er gegen den Adjutanten seine Verwunderung darüber. Dieser entgegnete, es werde wol die Leiche eines armen Verlassenen sein. „So müssen wir ihn zu Grabe geleiten“, sagte darauf der Kaiser, entblößte sein Haupt, legte seinen Arm in den seines Adjutanten, und so folgten Beide barhaupt dem Sarge an das offene Grab, wo Franz die erste Hand voll Erde über den zur ewigen Ruhe Gebrachten streute.“

Ein ähnlicher schöner Zug ist nachfolgender, den gleichfalls der Verf. erwähnt: „Als Kaiser Franz den Augarten neben dem Prater für Jedermann zugänglich machte, sagte eine adeliche Dame zu ihm: „Gro. Maj., ich kann nun nicht länger unter meines Gleichen promeniren.“ „Wenn ich auf meines Gleichen beschränkt würde“, erwiderte der Kaiser, „so müßte ich in den Gemäßen der Kapuziner spazieren gehen; allein ich gebe dem Prater und Augarten, belebt von meinem Volke, den Vorzug.“

Im weitem Verlaufe spricht der Verf. auch von Berryer, welcher damals gerade zu einem Besuch bei Karl X. in Wien ankam. Nach seiner Schilderung ist Berryer nicht allein ein geistreicher, sondern auch ein liebenswürdiger und hochachtbarer Mann. Über die Aristokratie in Oestreich sprechend, schildert sie der Reisende als zwar sehr angenehm und liebenswürdig im Allgemeinen, jedoch auch noch häufig mit jener gepanzerten Steifheit umgeben, die eine Feindin der Geselligkeit ist und selbst Dem, den sie umgibt, einen großen Theil der heitern Lebensfreuden raubt. Die Damen Wiens haben große Gnade vor seinen Blicken gefunden. Er theilt sie in solche, die von deutschem oder sächsischem, und solche, die von ungarischem Blute abstammen, und spricht ihnen allen ebenso viel Schönheit als Anmuth zu. Bei dieser Gelegenheit erfährt der Leser eine sehr hübsche Anekdote, die eine Probe von der feinen Galanterie des verstorbenen Fürsten de Signe gibt. Als Frau von Stael 1808 nach Wien kam, um ihren Sohn daselbst in dem Geniecorps zu placiren, machte ihre der Fürst de Signe sogleich einen Besuch, wobei er sich nach der Veranlassung erkundigte, welchem Umstande Wien das Glück verdanke, Corinna in seinen Mauern zu sehen. Frau von Stael erwiderte: „Ich wünsche meinen Sohn in der Schule des Geniecorps unterzubringen.“ „Er war ja von Jugend auf in der Schule des Genies“, antwortete der Fürst.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

Der Advocat Jos. Pellegrini gab, wie in Nr. 118 d. Bl. f. 1836 mitgetheilt ward, einen Bericht über das von Girol. Segato entdeckte Verfahren heraus, ganze thierische Körper wie einzelne Theile derselben ohne die mindeste Veränderung der Farbe, Gestalt und des Charakteristischen in eine feinharte Masse zu verwandeln, welche die Macht der Zeit und die atmosphärischen Einflüsse nicht zu zerstören vermögen. Die unter den Augen der berühmtesten Professoren von Florenz und anderer Kenner angestellten Versuche lieferten das befriedigendste Ergebnis. Da Segato sein Verfahren geheim gehalten hatte und man nach seinem, am 2. Febr. 1836 in Florenz erfolgten Tode nichts Schriftliches über seine neue Methode des Einbalsamirens vorfand, so mußte man fürchten, das Geheimniß sei mit ihm begraben. Vor ungefähr einem halben Jahre hat indes ein gewisser Messedra zu Vicenza ein Verfahren entdeckt, welches entweder das Segato'sche selbst oder demselben ähnlich ist, mindestens aber nach dem Zeugniß einer aus zwei Aerzten und einem Chemiker bestehenden Commission das gleiche Ergebnis gewährt.

29.

Über den Faust von Goethe. Eine Schrift zum Verständniß dieser Dichtung nach ihren beiden Theilen für alle Freunde und Verehrer des großen Dichters. Von F. Leutbecher. Nürnberg, Renner u. Comp. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn man die immer zahlreicher und dickleibiger werdenden Commentare zu Goethe's „Faust“ wie zu andern Goethe'schen, Schiller'schen u. Gedichten allein vor Augen hätte, so könnte man fast auf den Gedanken kommen, ein zweites alexandrinisches Zeitalter sei vor der Thür, in welchem man keines Gedichts mehr froh werden kann, ohne es zuvor durch die Brille eines Commentars betrachtet zu haben. Gedichte überdies, die solches Commentars bedürfen, ohne fremden und fernen Zonen oder Zeiten anzugehören, scheinen selbst alexandrinischer Natur, nämlich nicht freie Schöpfungen des im gegenwärtigen Volk und Leben wurzelnden Dichters, sondern mühsame Compositionen und Reproductionen eines ebenso gelehrten als feinschmeckenden Rhetors oder Grammatikers zu sein. Bedarf der Goethe'sche „Faust“ eines solchen Commentars, um von jedem nur einigermaßen Gebildeten, wenn auch nicht durch und durch verstanden, doch mit Freude und Behmuth, mit Entzücken und Schauer empfunden zu werden? Der erste Theil nicht, obgleich auch in ihm schon Manches Kaviar fürs Volk ist, während das durch und durch freigelebene Gedicht Jung und Alt, Vornehm und gering, Arm und Reich erfreut, entzückt, dahinreißt wie so manches Schiller'sche und Shakespeare'sche Drama, wenn auch der zehnte Theil der Hörer oder Leser es kaum halb zu beurtheilen versteht. Oder meint ihr, daß die schaumgeborene Göttin nicht den Herrn wie den Sklaven, Vater und Kind und Alle entzückt, die ihrer nur gewahr werden? Wer aber fragt nach Verstehen, nach Erklärung, nach dem Warum und Wie, wenn das vollkommene Schöne die Seele mit Liebe und Bewunderung füllt? Der aber fragt vielleicht, der vor lauter Denken und Reflectiren ums gesunde Schönheitsgefühl gekommen, oder dem es stiefmütterlich vorenthalten worden ist. Aber dem demonstirt man die Schönheit auch vergebens. Einem Kerl, der noch so tief- oder hochgebildet ist und etwa vor der Sixtinischen Madonna in Dresden stehen und fragen kann: Aber sagen Sie mir einmal, was ist denn nun eigentlich an dem Bilde schön? ich kann's

nicht finden; einem solchen armseligen Schlucker, sage ich, ist nicht zu helfen mit zwanzig Deductionen.

Dennoch will ich hiermit nicht allen Commentationen dichterischer Kunstwerke als unnützen Arbeiten den Stab gebrochen haben. Sie können auch bei echten Kunstwerken dem eigenthümlichen, streng genommen aber nur wissenschaftlichen Bedürfnis dienen, Aufschluß über die Gründe zu geben, die uns zur Freude und Bewunderung hinreißen, und insofern sind selbst Commentare zum ersten Theil des „Faust“ gerechtfertigt, obgleich nicht nothwendig. Nothwendig sind aber leider Commentare zum zweiten Theil des „Faust“ geworden, welcher, mag man nun über die Vortrefflichkeit und Tieffinnigkeit, über die Großartigkeit und Überschwenglichkeit desselben schwagen oder deduciren, so viel man will, ein frostiges, mit Mühe und Anstrengung zusammengeflicktes Allegoriengewebe bleibt. In jeder Scene, in jedem Verse, möchte ich mit Goethe selber sagen, merkt man die Absicht und fühlt sich verstimmt. Da ist es nun freilich um jeden reinen, unmittelbaren poetischen Genuß geschehen; es bleibt nur noch der philologisch-historisch-philosophische Genuß übrig, hinter jede beabsichtigte Andeutung, Anspielung und verhallte Idee zu kommen; und da wir nun einmal um des ersten Theiles willen dem zweiten unser Interesse nicht ganz versagen können, so müssen wir Jedem dankbar sein, der uns jenen secundären Genuß so vollständig wie möglich zu machen sucht. Was Ent, Carus, Marmier, Marbach, Weber, Weiße neben Andern, die mir unbekannt geblieben, zu diesem Verständniß bemerkt haben, ist selbst dann anzuerkennen, wenn man ihnen nicht überall beizutreten im Stande ist. Ein ähnliches, neues Verdienst hat sich Herr Dr. Leutbecher erworben, indem er theils Das, was ihm das Beste in den vor dem feinigsten erschienenen Commentaren zu sein schien, ausgewählt, theils neue, eigenthümliche Erörterungen beigelegt hat. Es ist die Intention des Hrn. Dr. Leutbecher im Allgemeinen dieselbe, welche schon die meisten seiner Vorgänger gehabt haben, die nämlich, zu zeigen, daß der Goethe'sche „Faust“ in seinen zwei Theilen das größte Meisterwerk der Poesie sei, welches die deutsche, vielleicht die ganze Poesie aufzuweisen habe. Weit entfernt, dieser Ansicht beizutreten, verkenne ich doch nicht das große Geschick, den Scharfsinn, den tief eindringenden und umfassenden Blick, den

der Verf. bei Durchführung seiner Absicht an den Tag gelegt hat. Auch zeichnet sich diese Schrift vor vielen ihrer Genossinnen durch eine ebenso würdige als anmuthige Form der Darstellung aus, ebenso weit entfernt von dem kokettirenden Hitzepuz moderner Kunstscherelei als von dem hochmüthigen Einheitsfalsch des sich vorzugsweise so nennenden philosophischen Styls neuester Zeit. Um den Lesern eine Vorstellung zu geben von Dem, was sie hier zu erwarten haben, werde ich den Plan, den der Verf. befolgt, skizziren und wenigstens die Grundansicht anführen und würdigen.

Das erste Buch enthält sechs Capitel, in deren erstem die Charakteristik des Mittelalters und seiner Literatur gegeben wird. Diesem schließt sich ein zweites Capitel mit einer kurzen Geschichte des Staubens an Jamberei und dämonisches Wirken an. Das dritte Capitel handelt von dem mittelalterlichen Erzzauberer Virgilius, einem Vorläufer des Faust, über dessen Person das vierte Capitel Auskunft gibt. Das fünfte Capitel legt uns die eigentliche Volksage dar und das sechste die von Faust's Familius. Im zweiten Buche sodann werden uns die vorzüglichsten dramatischen Bearbeitungen der Faust-Sage vorgeführt, nachdem der Verf. zuerst die Ideen entwickelt hat, die seiner Meinung nach in der Sage liegen. Dann wird das Volksdrama charakterisirt, dann des Galberon „Wunderthätiger Magus“, in welchem der Verf. eine spanische Fassung der deutschen Sage erblickt; hierauf Marlow's „Dr. Faustus“ und Byron's „Manfred“. Mit Recht bespricht sodann der Verf. mit besonderer Würdigung die Fragmente des „Faust“, die uns Lessing und der Maler Müller hinterlassen haben, und es verdient Dank, daß er von diesen Fragmenten die bedeutendsten Stellen wieder hat abdrucken lassen. Auch sind diese Fragmente mindestens gleichzeitig, wo nicht früher als die ersten Goethe'schen Scenen entstanden, und man weiß, daß Goethe nicht ohne Reid auf die Müller'schen Scenen gesehen und seiner Zeit ihren Werth herabzusetzen gesucht hat. Vom Klingemann'schen wie vom Klinger'schen „Faust“ war wol nicht der Mühe werth zu reden; wogegen wir bestimmen müssen, wenn Grabbe's „Faust und Don Juan“ als geniale Bizarrie bezeichnet wird. Diesen Mittheilungen, die nach des Verf. eigner Geständniß vorzugsweise die Bestimmung haben, dem Goethe'schen „Faust“ zur Folie zu dienen, folgt das dritte und vierte Buch, von denen das erstere dem ersten, das andere dem zweiten Theile gewidmet ist. Doch sind dem dritten Buche noch einige Capitel allgemeineren Inhalts einverleibt. Zuerst kommen einige geschichtliche Andeutungen über das Entstehen des Gedichts, dann eine vorläufige Belobung desselben, wobei bloß beklagt wird, daß nicht Shakespeare die Faust-Sage bearbeitet habe, weil dann Goethe (gegen sein eignes bescheidenes Urtheil) jenem gewaltigen Dritten mindestens gleich erscheinen würde. Es heißt unter Anderm: „Dies Drama ist der geistreichste Organismus einer Himmel und Welt (?), Geist und Natur innigst umfassenden und vereinigenden Idee; der Idee nämlich, welche sowohl durch die Geschichte des Einzelmenschen als auch durch die der gesamten

Menschheit in ihrem Verhältniß zu dem Wesen selbst, in welchem Alles ist und Alles selig ist, theils schon verwirklicht worden ist, theils noch verwirklicht und dargelebt werden wird. Hier ist der Organismus jener Idee, welche die höchste ist für das von allen Schläcken vorurtheilsvoller Dogmatik glänzernde und somit allem Habermuth gegenüber ewig siegreiche Christenthum. Hier ist die Philosophie des gesamten Menschenlebens in der reichsten Poesie aufgegangen, und die Poesie des Lebens verkündet hier das reinste Evangelium der Menschheit, welches von jeder wahren Philosophie seine Bestätigung erhalten wird. Hier ist der große romantische Traum (?) des menschlichen Daseins, wie er sich in dem Wesen (Gott) entfaltet, in seiner innern Einheit und Mannichfaltigkeit ergriffen und dargestellt“ 1c.

So wenig ich in diesen Posaunenton einzustimmen vermag, der sich bis zu der burlesken Vorstellung eines sich in Gott entfaltenden romantischen Traumes des menschlichen Daseins verirrt, so kann ich doch zugeben, was hernach bemerkt wird, Goethe's „Faust“ enthalte so zu sagen eine Biographie, sei eine Encyclopädie des Goethe'schen Geistes. Aber auch mit dieser Ausrufung ist Hr. Dr. Leutbecher nicht zufrieden, sondern er fügt hinzu, es sei dieser Faust zugleich auch Encyclopädie der Menschheit. Wie Hr. Dr. Leutbecher — wie es scheint, ein aufrichtiger Verehrer des leider nicht genug anerkannten, nun schon verstorbenen Philosophen Krause — zu solcher Überschwenglichkeit und Maßlosigkeit kommt, ist mir wahrhaft unbegreiflich, um so unbegreiflicher, da sich sowohl in seinem Buche vielfache Spuren eines ebenso klaren und besonnenen als tiefen Denkens finden. Zugegeben, es hätte gleich von Anfang an in der Absicht Goethe's gelegen, in den „Faust“ eine Philosophie der Menschheit hineinzuarbeiten, so wäre es denn doch noch lange nicht die Philosophie und die in ihr offenbarte Idee der Menschheit, ihrer Natur und Bestimmung überhaupt, sondern es wäre immer nur die Goethe'sche, folglich menschlich beschränkte und bei aller Vortrefflichkeit der Berichtigung, Erweiterung und Vervollkommenung fähige, ja bedürftige. Schade nur, daß Hr. Dr. Leutbecher sich von seiner Intention so sehr hat hinreissen lassen; denn nun haben wir wieder keine Würdigung, sondern eine Apotheose Goethe's und seines „Faust“ erhalten. Und sonderbar, wie die Schellingianer und Hegelianer die Weltansicht ihres Meisters in den Goethe'schen „Faust“ hineinemonstrieren oder, wenn man lieber will, aus ihm herausdestilliren haben, so muß jetzt Goethe wieder der poetische Herold der Krause'schen Weltansicht sein! Die Goethianer von strengster Observanz werden nicht ohne große Scheinbarkeit aus diesem Umstande folgern, daß sei ein neuer Beweis, daß Goethe die Incarnation Gottes selbst gewesen, daß in ihm die Personification des gegenwärtigen Menschheitsethies zu verehren sei, daß alle übrigen Geister nur als dienende Glieder des Ganzen, dessen befehlendes Haupt Goethe gewesen, gelten könnten. Ich folgere aber daraus und glaube, es lasse sich daraus nur folgern, daß die Herren theils bona fide ihre oder ihrer Meister Ideen überall finden, theils

auch meinen, es dürfe diesen Ideen zur Empfehlung dienen, wenn man dieselben mit denen des adorirten Dichterkönigs für identisch erkläre. Immerhin möchte eine Verwandtschaft mit Krause'schen Ideen im zweiten Theile des „Jaus“ noch das Meiste für sich haben; denn man weiß, daß Goethe des nicht anerkannten, bescheldenen, aber tiefen Denkers Wert: „Urbild der Menschheit“, sowie dessen maurerische Schriften nicht ohne Interesse und Nutzen studirt habe, während er offen und wiederholt erklärt hat, von Hegel's Weisheit sich nichts anbequemen, ja kaum etwas fassen zu können. Spinoza und Leibniz hatte er früher studirt, und Kant gab er den Vorzug vor den meisten Neuern.

(Der Beschluß folgt.)

Vertraute Briefe über Ostreich von einem Diplomaten, der austritt. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 106.)

In dem Abschnitte über Volksbelustigungen zieht der Reisende eine für Ostreich sehr günstige Parallele zwischen diesem Lande und seiner Heimat, England, in Betreff dieses Punktes, und allerdings ist es wahr, daß die Streifheit und Pedanterie, mit welcher angeblich der Religiosität wegen der Sonntag und Feiertag in England durchlebt werden muß, sehr ungünstig gegen die Feiertagsabsticht, mit welcher das Volk in Ostreich diese Tage der Erholung von den sauren Berufsarbeiten genießen kann, indem kein zelotischer Eifer ihm jedes schuldlose Vergnügen verpönt und ihm nur erlaubt, sich, wie dies in England der Fall ist, zu betrinken, und so seine Freunde auf dem Grund der echten Pandorabüchse, der Brannweinflasche, zu suchen.

In Bezug auf das Theater gesteht der Reisende, die Schiller'schen und selbst mehr Shakespeare'schen Stücke in Wien besser dargestellt gesehen zu haben als in seiner Heimat, und ebenso hat ihm die Aufführung von Marryat's „Templer und Jüdin“ in Leipzig mehr zugesagt als in Wien. In Betreff des Herzogs von Reichstadt findet man am Schlusse des ersten Bandes noch mehrere beachtenswerthe Bemerkungen von Geschichtsforschern, die hinsichtlich dieses jungen Mannes und dessen Erziehung und Behandlung zur Zeit seines frühen Todes im Umlauf kamen, und wodurch nicht wenig falsche Ansichten verbreitet wurden.

Im zweiten Bande finden wir den Reisenden die Donau hinabgleitend in Ungarn, wo er den Lesern seine Ansichten sowohl über das Volk als den Adel daselbst mittheilt. „Der vornehme Adel in Ungarn, die Magnaten oder die Familien mit Majoraten“, sagt er hier unter Anderm, „sind meistens reich, besitzen große Ländereien, viel Leibeigene und Schafe. Sie halten auf die Jagd und alle sogenannten eitleichen Lustbarkeiten, auf Wettrennen, Bälle und Gesellschaft. Ihre Gesinnungen sind nobel und weit liberaler als die der niedern Aristokratie. Die österreichische Aristokratie betrachten sie meist als untergeordneten Ranges sowie ihre Beziehung zum Kaiserthume nicht enger als etwa die Hanoveraner die ihrige zu England.“

Nicht ein gleich günstiges Urtheil fällt er über die niedere ungarische Aristokratie, deren Mitglieder, nach ihm, sich häufig die abschlechtigsten Ungehörigkeiten gegen die Kaiserin erlauben lassen und oft als „eine wahre Landplage sich zeigen“. Was Ostreich, fährt er fort, anlangt, so könne demselben keine Reform in Ungarn gefährlicher sein als die bestehende Vertheilung der Aristokratie, welche sich bisher keine Steuern habe aufliegen lassen oder irgend eine Maßregel sanctionirt habe, die auf Vermehrung der Einkünfte des Landes abzielt, woher es denn komme, daß das von Natur reiche Land zugleich das am wenigsten fortgeschrittene zwischen dem Rhein und den Dardanellen sei, obgleich man anerkennen müsse, daß in Bezug auf

die Verbesserung der Communication im Innern, der Einrichtung der Donaudampfschiffahrt u. s. w. die österreichische Regierung und Fürst Metternich das Mögliche thäten.

Im dritten Briefe des zweiten Bandes spricht der Verf. über die ungarische Leibeigenschaft, gesteht jedoch dabei am Schluß, daß, so hart und drückend dieselbe auch sei und so viel sie dem Tragenden auch aufbürde, sie dennoch im Vergleich mit dem Loos der armen Bauern in Irland den Vorzug verdiene. „Der leibeigene Ungar braucht“, sagt er unter Anderm, „ungefähr die Hälfte vom Ertrage seiner Arbeit zu seinem Unterhalt, er hat in der Regel Brod und mitunter auch Fleisch; der Irländer aber muß den höchstmöglichen Pacht in Geld erlegen, welches der Vertreter des abwesenden Grundherrn aus ihm herauspressen kann, seine Ernte mag gut oder schlecht ausfallen, und gleichviel ob ihm für den Unterhalt seiner Familie noch etwas übrig bleibt oder nicht.“

Dem Fürsten Metternich ist ein eigener Abschnitt oder Brief gewidmet, in welchem der Verf. ein sehr vortheilhaftes Bild von dem Benehmen und den Ansichten dieses berühmten Staatsmannes gibt, welches nur dazu dienen kann, das Ansehen und die Achtung zu vermehren, in welcher derselbe schon längst sowohl in Ostreich als auch im Auslande steht. Ein darauf folgender Brief schildert in ähnlicher Weise den Grafen Kolowrat-Roskowitz. Bei dieser Gelegenheit gedenkt der Verf. auch des vor einiger Zeit erschienenen Buches von Graf v. Hofmann: „Ostreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland“, dessen Gehalt er nach seinem wahren Werthe würdigt, und dessen Verf. von ihm gleichfalls als Das erkannt wird, was er ist. „Das Buch“, sagt der Reisende unter Anderm, „wurde bei einem Besuche in Ostreich geschrieben und, wie der Verf. selbst sagt, indem er zum positiven Gehorsam bekehrt ward. In der That kann es für ein Mundstück des Absolutismus gelten, und was es über den Grafen Kolowrat beibringt, enthält in sehr vorsichtigen Worten zwar viel Wahres und Ehrenvolles, allein überall sieht die Behauptung durch, daß er ebenfalls dem antiliberalen Systeme, kurz der ganzen Politik des Fürsten Metternich zugehörig sei.“

Ähnliche Schilderungen wie über Metternich und Kolowrat geben die weiteren Briefe über andere bekannte österreichische Staatsmänner und Diplomaten im Auslande, welchem dann auch eine kurze Schilderung der in Wien lebenden auswärtigen Diplomaten folgt. Hier liest man unter Anderm, daß der französische Gesandte, Graf St. Aulaire, mehr das Ansehen eines deutschen Philosophen als eines französischen Diplomaten habe. Weiterhin findet man eine Schilderung des Grafen Fichtenstein und der echt fürstlichen Gastfreundschaft, mit welcher eingeführte Fremde auf den Gütern dieses Fürsten in Ungarn aufgenommen werden. Der Verf. wohnt einer großen Jagdpartie daselbst bei und sagt am Schlusse seiner Bemerkungen dieserhalb: „Ich habe die Zeit daher mit viel Vergnügen vom Baldwerk, und was damit zusammenhängt, erzählen lassen vom Fürsten Trautmannsdorf, welcher einer der Haupthelden solcher adeligen Übungen ist. Überhaupt würde die Jagd in den österreichischen Landen eine vortreffliche Materie für ein Buch abgeben, und es ist beinahe zu bedauern, daß Karl X., der sein halbes Leben mit Krieg — nicht gegen Feinde, sondern gegen Hasen, Fühner, Hasen, Fische und Schweine — hingebend hat, die Welt verlassen hat, ohne Memoiren seines Jägerlebens zu schreiben.“

Auch der Familie Esterhazy, dem Weinbau in Ungarn und dem Räuber Schobai sind kleine Abhandlungen in diesem Bande gewidmet. Über Begern erfährt man unter Anderm, daß er der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesizers in Fünfkirchen ist; daß er schon als Knabe seinen Vätern und Verwandten durch seine Wildheit und Händelsucht viele Unannehmlichkeiten verursacht; daß er dann als Schüler in Göttingen (?) sich zwar durch Fleiß auf dem Gymnasium daselbst auszeichnete, bald aber auch hier durch böse Streiche gezwungen ward, den Ort zu verlassen, über Hanover und Holstein nach Lübeck und von da nach Ups-

sala stöh, von wo er 1836 zurückkehrte und eine Räuberbande organisirte. Inwiefern dies Alles gegründet ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir von dem Leben dieses ungarischen Abenteurers in Deutschland früher nie etwas wußten.

Im weiteren Verlauf des Buchs schildert der Verf. das Leben während des Winters in Wien, das Verhältniß der Kirche zum Staate in Oesterreich und der Kister daselbst, den Stand des Aberglaubens sowie der Erziehung und widerlegt dabei die gleichfalls hin und wieder in Deutschland verbreitete Meinung, als dürfe auf den Lehranstalten in Oesterreich das Studium der vaterländischen Geschichte nicht so betrieben werden, wie dies zu wünschen sei, indem er bemerkt: diese Annahme sei ebenso falsch wie das bekannte Urtheil Wellington's über die preussische Armee, und dann die Bemerkung hinzusetzt: es gebe allerdings immer Leute, welche stets mit Erfolg handeln, sobald sie aber den Mund aufmachen, nur Ungeschicklichkeiten zur Welt brächten, was in Bezug auf das Wellington'sche Urtheil über das preussische Heer eine vollkommene Wahrheit ist.

Im achtzehnten Briefe spricht der Verf. über die Literatur und „die Begabten“ in Oesterreich, wobei er denn einräumt, daß Oesterreich bis jetzt keine Männer wie Lessing, Bach, Kant, Fichte, Klopstock, Goethe, Schiller, Humboldt u. s. w. hervorgebracht habe; daß man jedoch auch nicht sagen könne, die Regierung thue etwas, das Genie zu entmuthigen, das politische Fach allein ausgenommen. In Betreff der Musik stelle sich die Sache jedoch anders und vorthellhafter für Oesterreich, wogegen denn hinwiederum die Bildhauer- und Malerkunst ein anderes Verhältniß habe, was übrigens in einem Staate natürlich sei, wo die Regierung so wenig für Errichtung von Denkmälern zu Ehren großer Männer oder zum Andenken an wichtige Nationalbegebenheiten zu thun sich geneigt zeige. Über die Gerechtigkeitspflege in den österreichischen Staaten spricht sich der reisende Diplomat im Ganzen sehr günstig aus, anders jedoch über das in diesem Lande vorherrschende, wie er es nennt, anticommercielle System. Auch über die Finanzen, die nach und nach ins Leben getretenen Verbesserungen des Landbaus, der Manufacturen und des Handels, ingleichen über die Armee, deren Strafsystem er als äußerst hart schildert, während doch das seine Vaterlandes wol noch weniger lobenswerth ist, spricht er sich aus und sagt dann im letzten Briefe, wo er die physische, moralische und politische Macht Oesterreichs in der Kürze übersieht: „Oesterreich wird mit patriarchalischem Absolutismus regiert, welcher seine Gewalt selten mißbraucht, ausgenommen wenn seine Autorität bestritten werden sollte.“

Der Leser wird aus diesem Résumé der beiden Bände mit leichter Mühe ersehen, daß ihm in diesem Werke ein im Ganzen genügender Überblick der Verhältnisse in Oesterreich und der an der Spitze derselben stehenden Personen gegeben wird, und daß somit dies Buch eine freundliche Beachtung verdient und sich in vielfacher Hinsicht vorthellhaft vor den seit einiger Zeit in ziemlicher Anzahl über Oesterreich, dessen Staatsmänner und das Leben daselbst erschienenen Werken auszeichnet. 51.

Notiz.

Das Bestreben der französischen Provinzen, sich von den Fesseln der drückenden Centralisation und der lästigen Vormundschaft der Hauptstadt zu emancipiren, zeigt sich, wie in politischer, so auch in literarischer Hinsicht. Man sah längst ein, daß dadurch das geistige Leben in den Departements immer mehr und mehr anknirscht werden mußte, und deshalb haben seit einigen Jahren wohlmeinende Männer angefangen, gegen die Tyrannei von Paris zu reagieren, und in der Bretagne, der Provence und andern Gegenden Frankreichs wurden Revuen begründet, deren Redactionen ausdrücklich erklärten, daß sie so wenig als nur möglich pariser Einflüssen folgen und den Mittelpunkt für provinzielle Bestrebungen bilden wollten. Die meisten dieser Zeitschriften, welche mit der Zeit wesentlichen Einfluß auf

das Leben in den Provinzen gewinnen müssen, haben sich gehalten, und alljährlich entstehen neue, unter denen die von Jules Olivier gegründete „Revue du Dauphiné“, welche zu Balence erscheint, eine achtbare Stellung einzunehmen scheint. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Reaction der Provinzen gegen die Tyrannei der Hauptstadt immer mehr Boden gewinnen und stets weiter um sich greifen möge; denn nur auf solche Weise kann wieder Mannichfaltigkeit in die französische Literatur kommen, der man es jetzt nur zu deutlich ansieht, daß sie bloß aus Paris kommt und nur für Paris da ist. 53.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brochhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

27. Heinfuss (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Verichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Erste bis elfte Lieferung. Abalard—Vellejus. Gr. 4. 1836—37. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, sind noch für den ermäßigten Preis von 20 Thlrn., sowie auch einzelne Bände billig zu erhalten.

28. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Karten und Plänen. Erstes Heft: Brunnen- und Baderdiätetik für Gurgäste. 12 Gr. — Zweites Heft: Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Karten und einem Plane. 8. Geh. 20 Gr.

Das Ganze wird in 8—10 Heften erscheinen.

29. Hübner (Johann), Zwei Mal zweihundertfünfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Auf's Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Jonathan Lindner. Die 103te der alten, oder die vierte der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 8 Gr.

30. Jfis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Dten. Jahrgang 1837. Zwölf Hefte. Mit Steintafeln. Gr. 4. 8 Thlr.

31. Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

32. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 18 Gr.

33. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der Deutschen Zechbrüder und Aler Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. (In vier Lieferungen.) Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

34. Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835“, zwei Theile, 1836, kostet 5 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Faust von Goethe. Eine Schrift zum Verständniß dieser Dichtung nach ihren beiden Theilen für alle Freunde und Verehrer des großen Dichters. Von F. Leutbecher.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Wenden wir uns nach dieser Digression zu unserm Verf. zurück und fragen nun, was denn eigentlich die Idee, die Grundwahrheit des Goethe'schen „Faust“ sein soll, so stoßen wir zunächst auf ein Capitel, das überschrieben ist: „Die Faust-Sage eine Sage der Menschheit.“ In diesem wird in klarer und ansprechender Entwicklung auseinandergesetzt, daß in der Faust-Sage, die eine Modification der Hiobs-Sage sei, nichts Geringeres gelehrt werde, als: dem Menschen werde im Gebiete der Sinnlichkeit weder das wahrhaft Schöne, noch das höchste Befriedigende gewährt, vielmehr finde er dasselbe nur, wenn er diese niedere Sphäre mit der höhern vertausche und in das Wesen hinüberstrebe, aus dem er hervorgegangen ist, und in welches er heimgehen muß, wofern er wahrhaft sein und genießen will, was unendlich schön und wahr und befriedigend ist.

So vollkommen ich diese Lehre als wahr anerkenne, so liegt dieselbe doch keineswegs in der Faust-Sage als solcher. Höchstens ist in der Faust-Sage die Reversoite dieser Lehre, d. h. sie ist negativ darin ausgedrückt; und nicht das allein, sie ist auch viel concreter, nicht bloß dadurch, daß das Leben eines einzelnen Menschen als Beispiel durchgeführt wird, sie ist auch in Bezug auf die Form, in welche der Gedanke gefaßt ist, weit concreter gegeben.

Und was ist denn nun der Grundgedanke, die Grundwahrheit oder Lehre, die durch den Goethe'schen „Faust“ als neues Evangelium offenbart wird, wenn jenes schon die Lehre der Faust-Sage ist? Der Verf. antwortet also:

„Alles, was ist, so denkt der Dichter und mit ihm jeder unbefangene vernünftige Christ, ist in dem Wesen oder in Gott und kann von ihm durch keine anderweitige Macht, die als außer Gott stehend unmöglich ist, getrennt werden; denn es ist jedem (?) besondern Wesen, und das ist hauptsächlich bei dem Menschen klar, ein besonderer Drang innewohnend, welcher fortwährend, allem Irren und allen Störungen zum Trotz, hintreibt zu dem Gebiete der unendlichen Freiheit, Wahrheit und Schönheit. In der Sphäre des Wesens oder Gottes, in welchem Gebiete allein wahrer Seligkeit, der höchste Genuß gefunden wird, während in jeder untergeordneten Sphäre nur vorübergehender scheinbarer

Genuß gewährt wird, ist aller Streit zwischen dem Geseze des Fleisches und des Geistes aufgehoben; in dieser höchsten Sphäre des Seins ist der den Menschen und jedes besondere Wesen zur unendlichen Freiheit, Wahrheit und Schönheit lockende Magnet, das Ewigweibliche, wie es Goethe sehr sinnig bezeichnet, die liebeweckende reine Urschöne in göttlicher Milde, in welcher Alles selig ist. Zu diesem Magnete treibt der dunkle Drang, der in jedem Einzelwesen wohnt (Goethe meinte doch bloß in jedem guten Menschen), die in jedem Individuellen stets besonders geartet erscheinende Liebe, die suchend, hier- und dahin schwebend wol allerlei Schmerz findet, zuletzt aber doch dem rechten Pole sich vereint. Siegt, wie das fast überall der Fall ist (Wie?), dieser dunkle Drang des Geistes im besondern Wesen, überwindet er die Empörung der Sünde und die Natur, so ist das Individuum gerettet, erlöst, und es ist jene Seligkeit gewonnen, welche dem Menschen weder die Magie noch Kabbala, weder ein Naturgeist noch endliche Weltkinder gewähren können, und zu deren Genuß es weder der Canonisation des Papstes, noch der Messen um Erlösung aus dem Fegfeuer, noch anderer kirchlicher Gebräuche bedarf. Vom Reiche der unendlichen göttlichen Milde kann weder ein Kirchenbogma noch der Teufel selbst, wenn auch seine bezweifelbare selbständige Existenz zugegeben werden müßte, irgend ein Wesen ausschließen; denn in dem Wesen, in Gott, ist, lebt und webt Alles, und zu diesem Reiche strebt der Mensch durch alles Forschen und Thun immer hinurch, weil er eigentlich nie aus demselben hinauskommen kann und nur in demselben irrt.

Alles recht gut und schön! Schade nur, daß Goethe sich die Sache schwerlich ganz so, besonders nicht so allgemein gedacht haben möchte, am wenigsten, als er anfang die Faust-Sage zu benutzen, um allerlei Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen, die sich in jeder bestimmter ausgeprägten Form nicht wohl hätten verbinden lassen, aneinanderzureihen. Wer nicht blind ist vor Bewunderungstäumel, muß sich gestehen, daß Goethe erst später, als ihm einerseits die Unmöglichkeit, andererseits die Nothwendigkeit, aus dem Fragment ein Ganzes zu machen, vordemonstrirt wurde, und als gar einige naseweise Menschen meinten, ihm den Weg zeigen, oder gar ihm die Arbeit abnehmen zu müssen, den Gedanken gefaßt und sich in demselben immer fester gesetzt hat, den zweiten Theil und zwar ganz anders zu liefern, als jene superklugen Herren aus dem ersten Theil prognosticirt hatten.

Niemand kann mehr als der Referent die vielen herrlichen Scenen, die vielen trefflichen, den tiefsten Grund der Seele erschütternden, Gemüth und Phantasie in allen Fibern ergreifenden, entzückenden, hinreißenden Stellen im

ersten Theil des „Faust“ bewundern; aber als Ganzes hat ihn weder der erste Theil für sich, noch weniger aber der nun zweitheilige, ein Ganzes sein sollende „Faust“ befriedigen können. Seit zwanzig Jahren bin ich wiederholt zu ihm zurückgekehrt, habe die Wehmuth der Zueignung, die Pracht und Großartigkeit des Prologs, die tiefe Melancholie der ersten Scenen, die feierliche Stimmung beim Erklingen der Osterglocken, die Lebenswürdigkeit Gretchen's, das Bezaubernde aller Scenen mit ihr bis zur Katastrophe, das Schauerliche dieser selbst u. s. w. durch und durch nachempfunden; aber der Totaleindruck war kein entscheidender, denn es fehlte das Gefühl einer innern Nothwendigkeit, bei welcher man wie im „Hamlet“, in „Romeo und Julia“ und andern Dramen sich beruhigen muß. Und nun der zweite Theil da ist, nun möchte ich, das letzte Wort wäre geblieben: „Sie ist gerettet.“ Denn denken, studiren kann man bei diesem zweiten Theil so viel und, wie die verschiedenen Gedanken, gebildeter, philosophischer Männer darüber zeigen, was man will. Aber was fühlt man unmittelbar dabei? was rührt, was erhebt, was begeistert uns, was reißt uns hin zur Bewunderung?

Die Hand aufs Herz, meine Herren, geben Sie der Wahrheit die Ehre! Sie haben Alle zuerst den Kopf geschüttelt, und die erste Empfindung, die Sie gehabt, ist sicher eine unbehagliche gewesen. Und was hätten Sie gesagt, wenn Goethe sich den Spaß gemacht hätte, diesen zweiten Theil pseudonym noch bei Lebzeiten durch einen Dritten herausgeben zu lassen? Gewiß, Sie hätten noch weniger geglaubt, daß dieser Theil von Goethe selber herühre als die falschen „Wanderjahre“; Sie hätten den verwegenen, frostigen Aesthetiker, der sich herausgenommen, den Goethe'schen „Faust“ in einer so unbeholfenen Allegorie auszuspinnen, gehörig ausgescholten. Aber Goethe hat sich aus guten Gründen den Spaß nicht gemacht; denn wenn er sich auch hinterdrein dazu bekannt und dies Bekenntniß documentirt hätte, es würde Niemand geglaubt haben, wenn auch nur, um sich nicht zu blamiren.

Dies ist und bleibt meine unmaßgebliche, aber unverrückbare Ansicht über den „Faust“ (ersten und zweiten Theils), nachdem ich die oben angeführten Commentatoren und auch den neuesten gelesen, aber auch wieder in das Werk selbst geblickt habe. Nichtsdestoweniger gebe ich zu, daß Goethe durch den zweiten Theil das Stück zu einem in sich geschlossenen Ganzen habe vollenden wollen und auch so ziemlich vollendet habe, wenn wir die verschiedenen allegorischen Scenen auf die Gedanken zurückführen, die darin theils ausgesprochen, theils aber und noch mehr bloß angedeutet sind. Ich gebe zu, daß ihm diese Abschließung zu einem Gedankenganzen besser gelungen sei, als man habe erwarten dürfen nach der fragmentarischen Form, die er ohne vorbedachten Plan dem ersten Theile ursprünglich gegeben hat. Aber deswegen ist weder der erste Theil, noch der zweite, noch endlich das Ganze ein vollendetes, dichterisches Kunstwerk aus einem Guß und am allerwenigsten ein Drama; es ist höchstens ein dramaartiges Stück, das vom Drama nur die Form der Scenen und des Dialogs entlehnt hat.

Diese einzelnen Scenen haben sich nicht so organisch aus einer klargestalteten Idee mit innerer Nothwendigkeit entfaltet. Und wenn wir den „Faust“ auch mit größerm Rechte noch als den „Hamlet“ ein Gedankentrauerpiel nennen und darum es mit der Scenen- und Actgliederung nicht so genau nehmen dürfen, so liegt in diesem Zugeständniß nur ein neuer Beweis für meine Behauptung. Geistreich aufeinander bezogen und ineinander verschlungen sind alle Scenen in hohem Grade, aber nicht wahrhaft gegliedert.

So befinde ich mich denn in einer Grundansicht mit dem Verf. im Widerspruch, den gegen ihn zu rechtfertigen, wenigstens kein Werk, doch ein größerer Raum erfordert wird, als dieser Anzeiger gestattet werden kann.

Wenn der Verf. ferner unter Anderm sagt, in den Versen:

Werb' ich zum Augenblicke sagen:
Berwelle doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn! &c.

sei mit Nothwendigkeit die Fortsetzung des ersten Theils durch einen zweiten gefordert, so liegt darin wol etwas Wahres; aber könnte man denn nicht mit demselben Rechte sagen, das Ende des Ganzen sei prädestinirt gewesen durch des Directors Worte:

So schreitet in dem engen Breterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Aber Goethe hat sich während des halben Jahrhunderts, während dessen er mit der unerschöpflichen Aufgabe sich beschäftigt hat, eines Andern besonnen und, unbekümmert, ob sich's reimt oder nicht, gethan, als heiße es: Vom Himmel durch die Welt zum Himmel. Ich will hier unerörtert lassen, ob dieses Andere, dessen sich Goethe besonnen habe, auch ein Besseres gewesen. Man kann die Frage bejahen und verneinen. Verneinen muß man sie, wenn man die früheste Anlage ohne Vorurtheil bedenkt; bejahen könnte man sie nur, wenngleich Alles auf dieses Ziel angelegt gewesen wäre. Hierfür kann man aber nicht, wie wol geschieht, die Worte anführen, die der Herr spricht:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange

Ist sich des rechten Weges wohl bewußt;

denn daß Faust, der Goethe'sche Faust, wie der der Sage, ein guter Mensch und des rechten Weges sich bewußt sei, wird wol Niemand behaupten wollen. Aber freilich, es macht sich neben einer grundlos malitiosen oder leichtfertig absprechenden Kritik auch eine andere immer breiter, die, obwohl sie sich eine philosophische par excellence nennt, doch als erstes Gebot für Beurtheilung Goethe's, Shakespeare's und der Koryphäen unter den Classikern die Vorannahme aufstellt, daß Alles vortrefflich, vollendet, wie Minerva aus des Jupiter Haupt, aus dem Geiste dieser großen Dichter geboren worden. Ich halte eine solche Gefangennehmung alles eignen, durch Leben, Wissenschaft und Kunst gebildeten Urtheils und Geschmacks nicht allein für unphilosophisch, sondern für unmännlich, für eine ästhetische Göddienerei, die noch grundloser und

alberner ist als eine religiöse. Wer sich übrigens so gottverlassen empfindet, daß er nur in eines andern, enblichen Geistes Schöpfungen die ewigen Ideen des Wahren, Schönen und Guten in höchster Vollkommenheit offenbart finden kann, dem soll man diesen Trost nicht rauben, aber bedeuten darf man ihn, daß, was für ihn gilt, nicht allgemeingültig sei.

Abgesehen davon, daß nach allen bisherigen Andeutungen mir des Hrn. Dr. Leutbecher's Behauptungen über die Grundwahrheit des Goethe'schen „Faust“, über den vollendeten Organismus desselben, als dichterischen und namentlich dramatischen Kunstwerkes, ja selbst über consequente Durchführung jener Grundwahrheiten und der dieselben offenbarenden Scenen zu einem, von Anfang an so und nicht anders prädestinirten Ziele höchst problematisch bleiben, so enthält doch die Betrachtung des Ganzen und des Einzelnen so viel Gelungenes, Dankenswerthes, wirklichen Aufschluß Gebendes, daß ich schließlich mein anfangs ausgesprochenes Urtheil aus voller Überzeugung wiederholen kann, daß vorliegendes Werk in all den angegebenen Beziehungen den mir bekannten Vorläufern desselben selbständig und vorthellhaft zur Seite tritt. Besonders wohl hat mir die einfach-klare Darstellung des ganzen Verlaufs gefallen, in der freilich ein und das andere Moment übergangen ist, welches der Ansicht des Verf. nicht dient. Wo ich aber auch in der Auslegung einzelner Stellen und Scenen mit dem Verf. nicht übereinstimmen kann, findet sich der Grund fast jedes Mal in der zu weit getriebenen symbolischen oder allegorischen Deutung. Die Möglichkeit symbolischer Deutung ist freilich ohne alle Schranken nicht nur beim „Faust“, sondern bei jedem Gedicht, ja bei jeder nur einigermaßen poetischen Schilderung; aber ob der Dichter selbst überall habe symbolisiren oder allegorisiren wollen, das ist eine andere Frage. So soll Goethe z. B. in der Geschichte Faust's und Gretchen's symbolisch haben andeuten wollen sein jugendliches Streben nach dem Einfach-Schönen, Einfach-Guten und Einfach-Wahren, und daher sei „Gretchen nichts Anderes als dieses Einfach-Schöne, Einfach-Wahre und Gute in dem Wesen seines eignen (Faust-Goethe's) Genius, welches er sich durch Abstraction objectivirt, und welches er dadurch kränkt, daß er sich von der Arglist der ihm beigegebenen Sinnlichkeit momentan gefangen nehmen läßt“ ic. Ich kann den sublimen Unsinn nicht weiter abschreiben. Goethe soll so etwas gedacht und gemeint haben? Er würde, wenn ihm diese Deutung noch bekannt geworden wäre, höchst wahrscheinlich ausgerufen haben: Habe ich's nicht lange gesagt: „Ein Kerl, der speculirt“ ic. ic.

72.

Romanenliteratur.

1. Friedrich Stendall, oder das verhängnisvolle Jahr. Von Marg. Hil. Rératy, aus dem Französischen von Georg Kleine. Drei Theile. Solzminnen, Erdmann. 1857. 8. 3 Thlr.

Ein bekannter und geschätzter Publicist, eine der Stützen der französischen Kammer, wagt sich im Alter noch auf das Feld des Romans und liefert uns unter andern interessanten

Erscheinungen obigen, der uns Deutsche noch besonders angeht, weil der Verf. seinen Schauplatz in eine Glanzepoche der deutschen Geschichte, in Maria Theresia's letzte Regierungszeit, legt und zugleich bekant, gewissermaßen durch „Wilhelm Meister“ auf diese Bahn geführt zu sein, wie wenig Eindruck dieses Buch auch bei seinem ersten Erscheinen in Frankreich gemacht habe. Auch steht er dem deutschen Urtheile nicht ohne Sorge entgegen und wünscht zu wissen, ob es ihm gelungen, in seiner Darstellung den Charakter der Einwohner des Nordens (!), der sich in Ostreich am stabilsten zeige, zu treffen. Diese Bemerkung nahm uns im Voraus schon gegen das Streben des Verf. ein, da sie uns bewies, daß er den Unterschied zwischen den deutschen Stämmen und Landschaften wenig kennt; denn in Deutschland weiß Jeder, der einigermaßen auf Bildung Anspruch macht, daß Ostreich sowol in seinem politischen als in seinem bürgerlichen Leben nur einige wenige Grundzüge mit dem übrigen Deutschland theilt, und daß dieses Land, welches mit dem Norden Frankreichs ungefähr unter derselben geographischen Breite liegt, den genussüchtigen und sorglos in der Gegenwart lebenden Charakter der südlichen Nationen mit deutschem Phlegma und deutscher Gutmüthigkeit zu verbinden weiß, aber weit davon entfernt ist, an der Intensität der Denkkraft und des sittlichen Strebens Theil zu nehmen, welche „den Norden“ oder „die Nationen des Nordens“ auszeichnet. Trotz dieses nicht unbilligen Vorurtheils fanden wir den Schauplatz des Romans mit großer, bei einem Franzosen seltener Orts- und Zeitenkunde gezeichnet; der Hof Maria Theresia's, die verschiedenen dort vereinten Geister, Metastasio, Roverre, Duval, Baron v. Stein, als Repräsentant der alten östreichischen Cavaliere und Fuchsjäger, treten lebendig vor uns hin; wir sehen das Land in seiner primitiven Noth, dem das übrige Deutschland damals ähnlicher sein mochte als jetzt, sehen die Veruche der Herrscherin, dem Bestehen und Erhalten vieler Beschränktheit unbeschadet, fremde Bildung zu importiren und auf den heimischen Stamm zu pflanzen, kurz, wir finden eine Objectivität und ein Studium fremder Zustände, wie wir sie von einem Franzosen kaum erwarten durften. Was nun die Fabel des Romans selbst betrifft, so können wir sie eigentlich nicht besprechen, da der Verf. auch die deutschen Recensenten beschwört, möchten sie übrigens seinem Buche anthon, was nur immer möglich, doch wenigstens den Lesern ihrer Kritik, die vielleicht auch die seinigen werden könnten, das Geheimniß desselben nicht zu verrathen. Wir schweigen demgemäß und beschränken uns darauf, das Werk als eine ausgezeichnete Erscheinung zu empfehlen, welche der Feder eines geistreichen Mannes entsproß, der die Welt auf vielfache Weise kennen lernte. Daß bei einem so spät sich verkündenden Berufe die Poesie hier nicht das vorherrschende Element ist, dürfen wir indessen wol bekennen; es scheint das nur natürlich, und dennoch ist in dem Schlusse wieder eine schwärmerische Überspannung, welche der Erfindung die Momente abzubitten scheint, in denen die Erzählung der Prosa den Sieg über die Poesie gestattete. Die zahlreich eingeflochtenen Gespräche sind mehr moralische und politische Abhandlungen als solche, und sie erkälten den Gang der Geschichte vorzüglich, weil das wohlbewahrte Geheimniß des Autors ihren innigen Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande der Fabel zu spät verräth. Ob das Werk eine künstlerische Einheit, eine Schöpfung sei, lassen wir dahingestellt sein; jedenfalls beschäftigt und ergreift es, und so schreiben wir ungern davon und bebauern, daß sowol die Verpflichtung, welche der Autor seinen Recensenten auflegt, als der enge Raum, den d. Bl. vergönnt, eine eigentliche Kritik desselben unterlag. Zum Schluß bemerken wir dem Hrn. Verf. noch, sollten diese unbedeutenden Zeilen ihm je zur Hand kommen, daß es vielleicht nicht sowol die vollständige Übersetzung ist, welche künstlerisch und für den Leser erfreulich ist, als das laise Durchbringen einer Hülle nach der andern; auch der Theatertroup ist vorbereitet, und auch hier gilt der Spruch: „Die Wahrheit selber nicht, das laise Finden nur ist süß.“

2. Nathan der Quäker, oder der Satan des Urwaldes. Nord-amerikanischer Roman von Bird, herausgegeben von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen überfetzt von Johann Sporck. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Nachdem wir in dem letztgenannten französischen Werke das Streben neuerer Zeit erblickten, das Leben gewaltsam durch Verbeizung der selbstsamsten und unwahrscheinlichsten Combinationen tragisch, oder vielmehr trostlos zu gestalten, begegnen wir hier mit Vergnügen einer einfacheren und gesünderen Auffassungsart alles Bestehenden, wie sie unter werdenden Völkern stattfindet, unter Nationen, die, in der aufsteigenden Linie ihres Daseins begriffen, der Maschine noch nicht gleichen, an der kein Besseres mehr hilft, weil ein dem geschicktesten Mechanikus unsichtbares oder unabwendbares Uebel, Desorganisation durch Abnutzung, eintrat; denn sehen wir nicht, daß alle Organisationen, selbst die künstlich durch Menschenhand geschaffenen — fast darf man die Werke der Mechanik Organisationen nennen — scheinbar Thell nehmen an dem allgemeinen Lebensgesetze und unter den Bedingungen des Lebens zu existiren beginnen? Die vorliegende Geschichte spielt auf dem Boden und in der Zeit des Werdens des Staates Kentucky. Der Verf., ein Nordamerikaner, hat sich Cooper und Scott zum Vorbilde genommen, und wiewol dieser Spuren schon ein wenig ausgetreten sind, durchleben wir doch in müßiger Stunde im Geiste gern so einfache natürliche Verhältnisse, erfreuen uns an dem Schauspiele der menschlichen Kraft, die sich in Befiegung der Natur und ihrer wilden Bewohner, der Indianer, erprobt; das alte Europa wendet sich so gern von seiner freublosen Zerrissenheit, in der die Civilisation dem Hypochondristen wie ein Fluch erscheint, dahin, wo sie als Segen, als Gröndertin der Reiche austritt. Die Achtung des Menschen, der der Natur näher steht, vor dem Geseze ist weit größer als die des spätern Abkömmlings der Civilisation, weil er es noch als den Wetter aus der Verwirrung und Unordnung jener Naturzustände betrachtet, und darum sind republikanische Regierungsformen, bei denen die Achtung vor dem Geseze die Schwäche der executiven Gewalt ersetzen muß, vielleicht nur in den Anfängen und Mittelzuständen der Gesellschaft möglich; später, wenn der Mensch den Sturz so manches Gesezes erlebt hat, wenn die Masse der Geseze sich häuften und so complicirte, daß ihre Einheit verschwand, erdrückt es ihn, es scheint ihm weder heilig noch nützlich mehr, der Mißbrauch ist mit ihm verwachsen und verschlochten, und der Unterthan dieses Gesezes blickt sehnd nach jenen Naturzuständen, deren poetische Seite er nur noch erkennt, und betrachtet das Gesez wie einen verächtlichen, herzlosen Tyrannen, bis er, der Anarchie satt, zu spät begreift, was es ihm war.

Die bürgerliche Kraft und Derbheit, welche einen Grundzug des Charakters der Amerikaner ausmacht, zeigt sich auch in diesen Ansiedlern, die der Wildniß und dem Indianer einen Staat abringen, dem rothen Manne, den Dr. Bird nicht ideell und poetisch, wie Cooper und Chateaubriand, sondern verträthetisch, roh, schlaue, grausam, Weiber und Kinder so gut wie Männer mordend, kurz, wie eine Race, der Civilisation völlig unzugänglich, schildert. Die Beschreibung des Zustandes in diesen ersten Siedelungen, wo der Mann noch sein Vermögen und die Zahl der Kinder des Familienvaters Reichthum macht, hat etwas äußerst Naives und Anziehendes, wie denn Dr. Bird's Darstellung des Cooper's an Einfachheit und Klarheit weit übertrifft; die zahlreichen Töchter des Obersten Brum stehen lebendig vor uns, die es trotz der Ansiedelung in den Hinterwäldern den Neuangekommenen an geselliger Bildung und Feinheit gleichguthun streben (sie erinnern an die Töchter unserer Landprediger), ebenso die Mutter dieser Oberstentöchter mit ihrem gemeinen Stolge auf den Rang ihres Mannes, und wir erkennen eben wieder mit einer Art freubiger Überraschung, die uns eigentlich nicht mehr überraschen sollte, der Mensch sei überall der Mensch, in den Urwäldern Amerikas wie an der Themse und der Seine ufern, selbst unter Fremden sind wir — chez nous. Die Rei-

sen durch diese Urwälder, die Gefahr durch die Wilden bleiben freilich ein schon sehr verbrauchtes Thema, ebenso das Unterschlagen eines Testaments; dagegen ist die Verknüpfung der Intrigue zu loben, es ist zu loben, daß der Verf. die Wilden und Europäer einander nicht wie zwei fremde Welten entgegensetzte, daß er die Grenzbeziehungen hervorhob, die immer zwischen Nachbarn stattfinden werden, daß er uns zeigt, wie der räuberische Indianer die Indianer zum Werkzeuge seiner Absichten im Vaterlande gebraucht. In dieser Beziehung machen wir auf den Charakter Abel Don's, des Überläufers oder weissen Indianers, aufmerksam; das Bedeutendste in dem Buche bleibt jedoch die originelle Zeichnung Brüllkrafs des Pferdediebs und die heroische Gestalt Nathan's des Schlächters, Figuren, die Shakespeare's nicht unwürdig wären, und zu denen der Verf., wie er uns selbst versichert und wir ihm gern glauben, die Urbilder aus dem Leben nahm. Dagegen erscheint der erste Liebhaber sowie seine schöne Gilt sehr matt und unbedeutend, ja, sie benehmen sich sogar meist höchst einfältig und sind selbst schuld an allem Unglücke, welches sie betrifft. Der Verf. ist übrigens durch und durch Amerikaner, denn nicht nur wird dem rothen Manne das Wort nicht, es wird auch noch dem Richter Lynch geredet, und wer weiß, ob es der Verf. dem Sklavenhandel nicht auch reden würde, wenn die Gelegenheit sich böte. Es ist dieses Werk des Verf. letztes und bestes; einem früheren Romane: „Galavar“, vermochten wir keinen Geschmack abzugewinnen. 3. Lionel Waterfield. Vom Verfasser des „Sydenham“. Aus dem Englischen überfetzt. Drei Bände. Leipzig, Kitzner und Schwetschke. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein höchst prosaischer Roman, wir möchten lieber sagen eine Erzählung, nach dem Muster des „Gil Blas“ zugeschnitten. Der Held, ein gemüths- und charakterloser Mensch, versucht sein Glück auf alle, nur nicht auf rechtliche Weise, doch Alles mislingt; er kommt endlich ins Schulgefängniß; in dieser Fiese aber wendet sich sein rein äußerliches Geschick, er tritt nach einiger Zeit mit Hilfe der Radicalen ins Parlament, sätzt um, sobald er sich im Streigbügel sieht, bekommt vom Ministerium eine Stelle, heirathet und wird zuletzt noch ein ehrlicher Mann, oder Das, was man gemeinhin so nennt, ohne daß der Autor sich die Mühe gäbe, uns zu erklären, wie solches geschieht. Es fehlt der Erfindung und Darstellung an aller Frische. Dem Übersetzer hätten wir eben nichts vorzuwerfen, als — daß er das Buch überfetzte; aber, wie schon gesagt, solche Trivialitäten sind freilich am leichtesten wiederzugeben. Wir haben hier Gelegenheit gehabt, und eine alte Bemerkung zu wiederholen, daß die geringeren englischen Schriftsteller meist nur Langweiliges: Unbedeutendes zu Tage fördern, nicht dächterlich-Absurdes, wie unsere Landleute dieser Art so häufig thun. 33.

Notiz.

Auch der italienische Pandur hat auf dem Theater seine Rolle ziemlich ausgespielt und wird bald bloß noch auf dem Carneval sein lustiges Wesen treiben. Seit langer Zeit hat man das vorausgesehen und deshalb Sammlungen spaßhafter und witziger Einfälle des schnatzen Gesellen veranstaltet. Sei es vergnügt, ein paar derselben, die nicht allzu dorb sind, einer dieser Sammlungen („Gonerici per la maschera d'Arlecchino ec.“, Mailand) zu entnehmen. 1) Ein Alter, der heirathet, kommt mir vor wie ein Musklehrer, der das Instrument für Andere stimmt. 2) Schulden sind wie Kinder: das Empfangen ist süß, bitter die Niederkunft. 3) Die Weiber sind Paradies, Fegefeuer und Hölle: für die Augen, für das Herz, für den Beutel. 4) Warum malt man den Amor nasend? Weil er Jeden auszieht. 5) Die Liebe ist Freude für den Leib, Schmerz fürs Herz, die Ausgehung für den Beutel. 6) Weiber sind grade wie Briefe: man lieft sie und legt sie bei Seite. 7) Drei Freudentage hat ein Ehemann: wenn er Hochzeit macht, wenn er die Mitgift bekommt, und wenn er seine Frau begräbt. 29.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Connabend,

— Nr. 111. —

21. April 1838.

Geschichte der Vorläufer der Reformation von Ludwig Flath. Zwei Theile. Leipzig, Göschen. 1835 — 36. Gr. 8. 5 Thlr.

Denkt man sich das Urchristenthum in seiner Einfachheit, Klarheit und wahren Einsicht, so ist im ersten Augenblicke unbegreiflich, wie aus demselben in Folge der Jahrhunderte das künstlich hierarchische System entstehen konnte, welches uns die Geschichte des Mittelalters in seiner kolossalen Stärke aufdeckt; unbegreiflich nämlich, mag man nun das Christenthum perfectibel, oder lieber die Menschen perfectibel zum Christenthume nennen. Denn war es gleich von seinem Ursprunge an vollendet und göttlich, die Menschheit aber empfänglich und fähig zur wahren Auffassung seines erhabenen Sinnes, so fragt sich, warum bewies es seine göttliche Kraft nicht gleich vom Anfange an in vollem Maße zum Wohle der Menschen, warum zog es diese aus ihren Verleththeiten nicht zu sich hinauf, warum ließ es sie erst recht in finstere Vorurtheile und in verderbliche Nachgiebigkeit für abergläubische Dinge versinken, sodas sie über ein Jahrtausend hindurch seine Lauterkeit und Göttlichkeit weder verstehen noch fassen konnten? Oder soll der mit aufrichtigen Gründen sich quälende Zweifler fragen: ist's in diesem Falle wol je möglich, das der Mensch fähig werde, das wahrhaft Göttliche zu begreifen, das er seine irdische Organisation durchbreche, sich zu etwas Entgegengesetztem erheben könne und dieses Entgegengesetzte, mag man's Überirdisch oder Göttlich nennen, richtig fassen, verstehen und sogar nachahmen oder ihm ähnlich werden lerne? Ist aber das Christenthum, wie Manche meinen, perfectibel, und liegt so nach seine in einem gewissen Fortschreiten sich von Zeit zu Zeit entfaltende Vollendung in dem zunehmenden Maße religiöser Erkenntnis der Menschen, so fragt sich in gegebenem Falle immer: wie konnte die Menschheit eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch den einmal hingestellten und festgehaltenen Elementen dieses Christenthums, deren Geister bereits über sein Zeitalter und alle menschliche Thosheiten hinwegjah, so sehr entfremdet und von dem wahren religiösen Standpunkte und Ziele verdrängt und in ein Labyrinth von Irrthümern und Gesein geschleudert werden, wo das Höchste für sie, das bereits vom Anfange des christlichen Glaubens her in seiner Klarheit gelehrt worden war, herab in die Sinnlichkeit und

Niedrigkeit gezogen, wo der Gott der Christen in Fleisch und Bein, bald im Oberhaupt der Christenheit, bald in Priestern überhaupt, bald in einem frommen Tagebiede oder in andern nutzlosen menschlichen Creaturen, bald in einem Bilde, bald in diesem Allen zugleich gesucht und gefunden werden zu müssen geglaubt wurde, sodas es schwer und mühselig war, sich aus diesem Irrsale hinaus in den einfachen religiösen Zustand der ersten Christen zurückzudenken, um so den wahren Faden wieder aufzunehmen, an welchem zum Heile aller Seelen fortgesponnen werden konnte? Dieses Weibes wäre unbegreiflich, ja die Enthüllung der angegebenen groben Irrthümer durch nebenherschreitende Ausbildung der Menschen in religiösen Dingen wunderbar, wenn es mit dem Christenthume, seiner Verbreitung, der Entstehung der Kirche und dem Ausbaue des hierarchischen Systems nicht ganz menschlich zugegangen wäre.

Das Christenthum kam in seiner Grundsprache zu Völkern, die sie nicht verstanden. Diese bedurften der Dolmetscher und Lehrer, die sich nun bildenden christlichen Gemeinden hatten Leiter, Aufseher und Rathgeber nöthig; in diesem und jenem Volke aber, zu welchem die christliche Lehre kam, fanden sich Weise und Erleuchtete schon vor, die ihre eignen Ideen zum Christenthume hinzuthaten und mit demselben verschmolzen, woraus die gelehrte Theologie erwuchs, die sich nicht allein von herkömmlichen Sitten und Gebräuchen mitbeherrschen ließ, sondern auch allem Verstande und Wisse, der den Menschen eigen war, anheimgegeben wurde. Dadurch schieden sich die christlichen Gemeinden in Gelehrte und Ungelehrte, oder, wie die Kirchensprache will, in Priester und Laien. Aus dem Priesterstande aber, d. i. dem Stande der Aufseher und Vorsteher erhob sich allmählig der Episcopat. An diesen Episcopat wurde zur Befestigung der möglichsten Einheit in der Religionslehre eine Herrschaft geknüpft, die sich den Despotismus der Staaten zum Vorbilde machte, dorum ausartete und sich endlich in der Person eines obersten Aufsehers der gesammten christlichen, jenem Einheitsprincipe ergebenden Gemeinden so vollendet und gefährlich vereinte, das es Erstaunen und Schrecken erregte. Diese Person, der Papst genannt, bildete eine Macht, die in allen christlichen Staaten mitsprach, mitbefahl und mitbandelte, folglich auch allen weltlichen Machthabern, die

der christkatholischen Kirche zugethan waren, ein schlimmer und verderblicher Rival wurde. Sobald der Papst und seine Priesterschaft auf diesem Gipfel der Gewalt angelangt waren, mußte man glauben, was er und sie glaubten; sie bildeten die Kirche, und bei ihnen war das Herrschen wie bei den Laien das Behorchen die Hauptsache. Das Christenthum wurde der Menschheit gleichsam entzogen und verschlossen. Der Priesterstand, als der eigentliche Lehrerstand, verstand zuletzt selbst nichts, mit Ausnahme von Wenigen; denn er ließ nichts Neues zu seinem Wissen kommen, höchstens stellte er das Alte in neuer Weise dar und verglich sich und seine Kirche mit etwas Ueberirdischem. In dieser gottähnlichen Stellung hielt er sich den Laien gegenüber unverrückt fest, ließ sich mit einem Nimbus von Heiligkeit umgeben und glaubte in Gemeinschaft mit dem Höchsten die Welt regieren zu können. Solche zu Volksherrn untaugliche Priester hielten mit eingebildeter Untrüglichkeit das fein und künstlich gewebte Garn fest, das die Menschheit umstrickt und gefangen halten sollte. Allein diese Gefangenschaft des menschlichen Geistes konnte nicht von bleibender Dauer sein. Er suchte die Fesseln zu durchbrechen, und so finden sich Reges, so lange die Hierarchie der Menschheit einen Zwang auferlegt hat. Ja, wohin und zu welchem Allen hätte jener gefährliche Irrwahn führen können, wenn nicht mit ihm zugleich die Protestation der Vernunft hervorgerufen und laut geworden wäre, und wenn nicht diese nach langen Mühen, Opfern und Kämpfen das finstere Gewebe zerrissen hätte!

Diese Kämpfe der protestirenden Stimmen von ihren Anfängen an bis zur großen Kirchenverbesserung im 16. Jahrhundert aufzusuchen, in ihrem Wesen und in ihren Schicksalen zu schildern, wie ihren Fortgang geschichtlich aneinanzureihen, hat Hr. Prof. Flathe, der den Lesern d. Bl. schon durch andere historische Leistungen vortreflich bekannt ist, sich zur Aufgabe gestellt und sie in vorstehendem Werke glücklich gelöst. Ein schweres Unternehmen, sowohl in Rücksicht auf Masse des zerstreut liegenden Stoffes als auf Beschaffenheit der Quellen; allein der Verf. hat keine Mühe gescheut, sich den richtigen Sinn der letztern zu verschaffen und die Masse des erstern genutzreich zu machen, sodas das Ganze seines Schöpfers Fleiß und Geschick trefflich beurkundet. In der 126 Seiten langen Einleitung spricht sich die auf fleißiges Quellenstudium gestützte Überzeugung aus, daß sich zu allen Zeiten die hohe Kraft des Evangeliums, wenn auch in kleiner Minderzahl, erwiesen habe in einer Reinheit, Fülle und Klarheit, welche, wenn man auf die rohen Umgebungen blicke, Bewunderung erregen müssen, sowie Der, welcher nicht wisse, wie es mit den religiösen und kirchlichen Dingen von dem Entstehen des Christenthums an bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts zugegangen, doch bei fleißigem und nachdenkendem Lesen des Evangeliums gewiß erstaunen werde, wie die christliche, auf dieses Evangelium gebaute Kirche mit einer unendlichen Masse von Gebräuchen, Ceremonien und Symbolen, die dem Judentum und Heidenthum abgeborgt wurden, sich habe erheben können,

und wie sie sich erhoben habe. Nachzuweisen, wie diese Kirche, die man die römisch-katholische zu nennen pflegt, langsam und allmählig durch Menschenhände emporgestiegen, wie menschliche Verhältnisse auf sie eingewirkt haben, und wie sie unter menschlichen Irrthümern erwachsen, ja wie sie demgemäß Dinge in ihren Schoos aufgenommen habe, die mit den klaren Worten der Schrift und mit ihrem Geiste in dem härtesten Widerspruche stehen, ist des Verf. nächstes und glückliches Bemühen. Er theilt sie sodann in die niedere oder sichtbare und in die höhere oder unsichtbare Kirche. Unter ersterer wird die äußere Gemeinschaft der Gläubigen und die Formen, unter welchen sich das Bekenntniß des Christenthums ausdrückt, unter letzterer das christliche Leben und der Glaube selbst verstanden. Hierauf wird historisch nachgewiesen, daß beide nach und nach für gleich gehalten wurden, daß also Göttliches mit Menschlichem vermengt und das Priestertum als eine Gottesgabe damit aufs engste verknüpft worden sei. Fällt nun Kirche, Christenthum und Priestertum in Eins zusammen, ist auch außer ihnen keine bessere Lehre und keine wahre Seligkeit zu suchen und zu finden, so wird auch bald begreiflich gemacht, wie der Glaube an die Untrüglichkeit der Kirche, ja ihrer Priester selbst entstehen und festwurzeln konnte. Aber auffallend und seltsam, bemerkt der Verf., bleibt es immer, daß man dazu gelangte, weil das Evangelium, wenn auch nicht Vielen, doch einer gewissen Anzahl Personen immer vorlag. Es wird aber erklärt durch den Geist der Zeit und durch die mythische, schwankende Erklärungsweise der Schrift. Nachdem werden alle Irrthümer und Auswüchse des mittelalterlichen Katholicismus musternd durchgegangen, damit man klar erkenne, daß dieses erstaunenswerthe Institut ein Menschenwerk sei, auf den ersten Augenblick hocherhaben und majestätisch wie seine Dome selbst, bei ruhigerem, tieferm Anschauen aber entfalte sich der Seele gar leicht und begreiflich die Vorstellung, daß es natürlich, mitunter nothwendig zugeing, wie die Jungfrau Maria und ein Schwarm von Männern und Frauen, die hier und da eben nicht im besten Geruche hienieden gestanden haben mochten, zu göttlichen Ehren gekommen; wie der Heiligenunfug in solchem Maße getrieben wurde, daß manche Kirche 10 — 11,000 Heilige aufzählen konnte; wie Bildern und Reliquien eine göttliche Ehrfurcht, ja Macht beigelegt wurde; wie man ferner vor lauter Göttern und gottähnlichen Creaturen nicht recht wußte, wie viel Götter das wahre Christenthum eigentlich habe, und wie endlich die Vorstellung aufkam, daß Jungfräulichkeit bei dem Manne wie bei dem Weibe eine besondere Heiligung gäbe, nachdem der Gedanke der Reinheit des Herzens und des Leibes wie die Begriffe von unsichtbarer und sichtbarer Kirche zusammengestoßen waren, daß demnach schon seit dem 4. Jahrhundert an die Nothwendigkeit der Einführung des ehelosen Standes unter dem Clerus gedacht wurde, bis später andere hierarchisch-politische Gründe die völlige Abstellung der Priesterehe unabänderlich geboten. Nun wurde natürlich der Priesterstand aus dem Laienstande ausschließlich rekrutirt, derselbe reichlich

beschenkt, um über kurz oder lang seine Nachkommen die fetten Pfunden auch mit genießen zu lassen. Daher bot sich die Gelegenheit ungezwungen an die Hand, daß der gehelligte Priesterstand sich um das Weltliche und Irdische bekümmern mußte und so zu sagen einen Herrenstand bildete, welcher neben andern Anlässen sich endlich weltliche Macht anmaßte. Sonach suchten die Bischöfe die ersten und vorzüglichsten Richter zu werden, wie der Papst für den größten Advocaten der Welt galt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die literarischen Zustände von Blois während neun Jahrhunderte.

Je seltener wir in Deutschland von den zahlreichen und sehr bedeutenden Monographien, welche die Specialgeschichte einzelner Städte oder Ortschaften in Frankreich zum Gegenstande gewählt, auch nur vernahmen, geschweige denn ihrer habhaft werden, desto interessanter ist jede derartige Mittheilung. Durch eine Reihe solcher ersten und fleißigen Arbeiten, deren im Laufe der Jahre, hervorgerufen durch die öffentlichen Versammlungen, gar manche das Licht erblickten, werden wir erst in den Stand gesetzt, über das wissenschaftliche Leben außerhalb Paris ein richtiges Urtheil zu gewinnen, welches dann jederzeit ein über Erwarten günstiges sein wird. Die Société des sciences et des lettres de Blois, eine sehr ehrenwerthe Vereinigung gelehrter Männer, welche zunächst die Förderung des historischen Wissens in ihrer Provinz beabsichtigt, und die zum größten Theil dem als Numismatiker sehr vortheilhaft bekannten Hrn. E. de la Saussaye ihre Entstehung verdankt, hat unlängst den zweiten Band ihrer Memoiren herausgegeben, und diesen eröffnet ein „Précis de l'histoire des sciences et des lettres dans le Blésois“, welchem wir die folgenden Notizen entnehmen.

Bekanntlich gewann das Gebiet von Blois, ein Theil des alten Pays-Châttrain, erst seit dem Ende des 10. Jahrhunderts einige Bedeutung; kein Wunder, daß bis dahin auch nicht die geringste Spur wissenschaftlicher Thätigkeit auftaucht. Mit dem 11. Jahrhundert consolidiren sich die Verhältnisse; der Adel in Waffen, unternimmt kühne Züge und kämpft in ewigen Feldzügen, das Volk staunt die glänzenden Scharen an, fürchtet ihre Macht und betet in den Klöstern, die aber auch manche Wissenschaft und manche Ehre dem großen Haufen spenden. Denn weil nun das gefürchtete tausendste Weltjahr vorübergezogen war, ohne den Untergang der Schöpfung, wie man geglaubt, herbeigeführt zu haben, so raffte man von Neuem sich auf, fügte die über Gebühr vernachlässigten Gebäude und begann die Elemente der Studien; es schilbert Raoul Glaber diese Zustände auf sehr pittoreske Weise. Für Blois wurden die Benedictiner von St.-Laumer die Wiederhersteller der Wissenschaften; während sie die wunderbaren Räume des Chores in ihrer Kirche bauten, unterrichteten sie die lernbegierige Jugend. Bei den Benedictinern hatten sich die wissenschaftlichen Notabilitäten des 12. Jahrhunderts gebildet, so Peter und Wilhelm von Blois, die theologisch berühmten Brüder, so Peter der Philosoph und jener Vitalis, dessen Plautinischen Studien erst neuerdings die deutsche Philologie sich zugewendet; aber auch der beredte Bernhard und Arnold gingen aus der Benedictinerschule hervor. Leider sind aber die meisten ihrer Werke untergegangen, Feuer und hugenottischer Fanatismus vernichteten 1567 die an Manuscripten des 13. Jahrhunderts reiche Bibliothek, so daß nur die Arbeiten Peter's des Theologen von seinem Geiste ein ehrenvolles Zeugnis ablegen. Mit dem 13. Jahrhunderte bildet sich die Volkssprache und Volksliteratur; doch bevor dies geschieht, fordert der Kreuzzug das ganze Volk unter die Fahnen, denen die Mönche auch folgen, so daß an Lernen und Wissenschaft fürder nicht zu denken. Bald aber kehren die begüterten Scharen heim; gehoben von der Erinnerung, der großen

Thaten, die sie vollbracht, geblendet von den Wundern des Orients und das Ohr berauscht von den süßen Melodien einer tiefen Poesie, beginnen sie rasch den Aufbau himmelanstrebender Rathgebirgen, suchen sie in neuen Sprachen zu singen und zu sagen, was früher von König Artus und Karl wol gewußt, aber nicht gesungen worden war; nun aber erklingt es in tausendfachem Rhythmus. Dem reichen Schatz der Chansons de geste, welcher in dieser Zeit gehoben wird, steuert Blois nicht bei, wol aber nennt es mit Stolz seinen Robert, den Dichter nicht nur jenes genugsam bekannten „Cantolement des dames“, sondern auch eines noch ungedruckten großen Gedichts: „Le Baudous“, dessen erste Herausgabe man gegenwärtig vorbereitet. Im 14. Jahrhunderte führen die unablässigen Kriege mit England den Verfall der Intelligenz in ganz Frankreich herbei, auch Blois litt unter dem allgemeinen Elend. Als endlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Ruhe zurückkehrt, sieht Blois aufs Neue die Entstehung einer Bibliothek und zwar die der Grafen von Blois aus dem Hause Orleans; sie wurde im alten Schlosse aufgestellt. Aus geringem Anfang hatte sie bald sich erhoben, und zu den fünf Büchern, die Karl V. dem Ludwig von Orleans verehrt, gesellten sich bald 30 andere, die der jüngere Karl während seiner Gefangenschaft in England erworben. Kaum hatte des poetischen Fürsten Sohn, Ludwig XII., den Thron bestiegen, so bereicherte er die Bibliothek von Blois auf das trefflichste, indem er unter Anderm die eroberten Büchersammlungen der Visconti und Sforza, Petrarca's Manuscripte und die reiche Sammlung Gruthuyse in Blois vereinigte, so daß die damalige gelehrte Welt in gewisser Beziehung in Blois ihr Centrum fand. Geschmückt aber wurde die Stadt mit dem reinsten Prachtbauten, wie sie Italien dem Nachbarlande gezeigt. Kein Wunder ist es, daß in dem blühenden Blois der Bauplatz der Zeit des Wiederaufblühens der Künste zuerst sich geltend machte (16. Jahrh.); wie das ganze Land theilte es an den klassischen Studien, vor Allem bedeutsam tritt aber die publicistische höchst bedeutende Abfassung der „Coutume de Blois“ durch Denis Dupont hervor. Sebastian Garnier überreicht Heinrich IV. eine „Henriade“, die vor den nüchternen Epopöen des folgenden Jahrhunderts sehr vortheilhaft sich auszeichnet; als lateinischer Dichter glänzt der Advocat Jean Dampierre, dem es nach Bernier gelungen, „d'allier heureusement les douze tables avec les neuf muses“. Jean du Temps schrieb seine „Chronologie latine“ und hinterließ handschriftlich ein Buch: „De ponderibus et mensuris veterum“, während der Kanzler Chevigny seine Memoiren abfaßt und der Greffier Albert als der Erste die Localgeschichte der Stadt bearbeitet. Dies sind einige Namen aus dieser Blüthezeit der Intelligenz in Blois, welcher der Verf. seinerzeit eine ausführliche Darstellung widmen wird. Mit dem Hofe, der seit Ludwig XII. Zeit häufig in Blois residirte, kam Blois auch in den Ruf besonders reiner Sprache; dahin deutet ein Wortspiel in dem Distichon, welches Gilles Deschamps seinen Erläuterungen des Terenz hinzugefügt, es lautet:

Si quid lingua hominum mutavit Blois, nitor

Blésensis tentat restituere suo.

Im Laufe dieses Jahrhunderts verlor Blois seine beiden Bibliotheken, die des Königs entführte Franz I. nach Fontainebleau, die des Klosters verbrannten die Calvinisten. Im 17. Jahrhunderte stieg mit dem Ruhme Ludwig XIV. auch der der Stadt Blois; der Glaube entwehte die Gemüther, und Kämpfe mancher Art bereiteten sich vor; auch aus Blois gingen rüstige Streiter für den Glauben hervor, so der fanatische Jurien, so Isaac Papin, Jérôme Signier und Jean Morin, ausgestattet mit der reichsten Fülle biblischer Gelehrsamkeit. Aber auch die aufblühenden Naturwissenschaften förderte Blois, so die Botanik zuerst durch Renaulme, dessen „Historia plantarum“ leider verloren, so daß wir seine Ansichten nur aus dem trefflichen, 1611 erschienenen „Specimen“ zu beurtheilen im Stande sind; so die Mechanik der berühmte Denis Papin durch seine Forschungen über die Dampfkraft („Annuaire du bureau des longitudes“, 1829, S. 143 fg.). Unter den Geschichtschreibern glän-

den Hrn. Durault mit seinen werthvollen Memoiren, Guitl. Rivier, als Deputirter 1614 durch Freimüthigkeit der Rede, als Staatsrathgeber durch Herausgeben einer sehr werthvollen Sammlung politischer Actenstücke zur Geschichte der Könige Franz I., Heinrich II. und Franz II. bekannt, und der Arzt Bernier als Verfasser einer Geschichte von Blois.

Mit dem J. 1624 erscheinen die Jesuiten in Blois, und bald darauf scheint der erste wissenschaftliche Congreß in Blois stattgefunden zu haben, denn auf etwas Ähnliches wenigstens lassen die „Statuta collegii medicorum Bloisensium“ schließen, welche Dr. de la Sauvaye handschriftlich besitzt. Das bisher untergeordnete College de Pontlevoy erhob sich um diese Zeit zu einer Bildungsanstalt ersten Ranges. Es verdankte aber die Stadt diese Blüte dem hier im Exil lebenden Gaston von Orleans, der unter Anderm auch einen botanischen Garten (fast den ersten in Frankreich) gründete, dessen Bestand später mit dem berühmten Director Morison nach Paris übersiedelt wurde; eine herrliche Bibliothek verdankte dem Gaston ebenfalls ihre Entstehung; nur der Poesie war sein Geschmac und sein Hof abhold, so daß ihn nur der genugsam von Voltaire verspottete poète hétéroclite Reussgermain verherrlichte. *) Zwei Dinge führten im 18. Jahrhundert den Verfall der Stadt herbei, Gaston's Tod und die Zurücknahme des Edicts von Nantes, indem mit der schwindenden Bevölkerung auch die blühende Industrie sank; von 38 Uhrmachern z. B. blieben nur 17, heute hat Blois deren gar nur sechs. Desto bemerkenswerther tritt Boissier de l'Orme mit seinen Smith'schen Ideen erweislich vor Adam Smith auf; ihm schließen sich der Ingenieur Enoit, der Mechaniker Charpentier und die Kupferstecher und Gravureurs Picault und Chereau Vater und Sohn an. Die großen Bewegungen der Revolution riefen in Blois weder einen Keddner noch einen General hervor; es entstand zwar 1791 eine politische Zeitschrift, allein sie fristete nur Tage lang ihr kümmerliches Dasein. Eine Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Departements Loir und Cher trat als Société d'émulation 1792 zusammen, allein bald fand sie in den Stürmen der Zeit ihren Untergang. Mit dem 19. Jahrhundert schenkte das Kaiserthum der Stadt eine sehr nützlich wirkende Société impériale d'agriculture und 1805 eine aus den Klostersbibliotheken zusammengestellte Büchersammlung, welche der ehrenwerthe Prälat Thémine mit den schätzbaren Werken für französische Geschichte und Literatur bereicherte. Die Restauration zeitigte in Blois Talente wie Pardeffus, Augustin und Amédée Thierry. Die Versuche zur Errichtung einer Réunion scientifique scheiterten 1823 und 1825, mit ihnen verschwand das „Journal littéraire“, welches Kucher-Cloy gegründet; seitdem (1832) entstanden: „Le Blaisois“, „Le constitutionnel de Loir-et-Cher“ (1833), das „Journal de Loir-et-Cher“ (1834) und die „Revue de la numismatique française“, welche in Deutschland allgemein geschätzt und von Vielen kauft wird. 61.

Notiz.

Civilisation auf den Südseeinseln.
Während die Civilisation auf den Sandwichinseln immer weiter um sich zu greifen und tiefern Boden zu gewinnen

*) Eine Probe der Poesie dieses seltsamen Individuums gibt z. B. folgende „Chanson extraordinaire et d'irrégulière conception“:

Je tant rimé, tant rimonné
En bat, en tra, en ten, en din:
Sonné sonné et sononné,
Que ma rime tant soudain.

Oder auch dies:

Bien que je sois un poète Nour
Qui ne rime enques en Ger
Je veux parler jusqu'à de Main
Des vertus du grand Nour-Germain.

scheint, befinden sich die Gesellschaftsinseln und namentlich Tahiti in einem schnellwegs gedehlichen Zustande. Demnach läßt die Schilderung, welche der Generalconsul der Vereinigten Staaten auf den Südseeinseln, J. A. Moerenhout, in seiner „Voyage aux Iles du Grand Océan“ (2 Bde., Paris 1837), von denselben entwirft, Vieles in sehr ungünstigem Lichte erscheinen. Ihr zufolge hat die Einführung europäischer Güter und Gebräuche noch keine günstigen Folgen für die Tahitier gehabt; nur unsere Kasser haben sie angenommen, ohne unsere Tugenden. Die Missionnaire — und darin stimmt unser Gewährsmann mit dem Capitain Berchey überein — werden als bornirte, engherzige, vorurtheilsvolle Menschen geschildert, welche, statt die Insulaner auf eine thätige Moral hinzuwirken, das Gehirn derselben durch Einprägen einer Masse von Dogmen verwirren. Die äußeren Formen der christlichen Kirche werden daher von ihnen beobachtet, vom Wesen der Religion, ihrem Werthe und ihrer Bedeutung aber haben sie noch nicht einmal etwas ahnen gelernt. Sie gehen allsonntäglich ins Gotteshaus, aber lägen noch wie vor, betrügen im Handel und Wandel, stehlen wie die Raben und bieten jedem Fremden ihre Weiber für Geld an. Während die Sandwichinsulaner anfangen Städte und europäische Häuser zu bauen, wohnen die Tahitier noch in ihren Hütten, die von Schmutz stinken. So lange amerikanische und englische Missionnaire dort ihre Unwesen treiben, darf an eine Verbesserung ihres Zustandes gar nicht gedacht werden. 53.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

35. Leopardi (Graf Giacomo), Gesänge, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe überfetzt von Karl Ludwig Kannegiesser. Gr. 12. Geh. 16 Gr.
36. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Preuss. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.
37. Noß (Georg Friedrich), Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medizinischer Hinsicht; nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr. Das Werk ist in dieser dritten Auflage in meinen Verlag übergegangen.
38. Müller (Wilhelm), Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.
39. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Fünfter Jahrgang 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr. Erster Jahrgang, 33 Nummern, 2 Thlr. Zweiter Jahrgang, 33 Nummern, 1 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrgang, 52 Nummern, 2 Thlr. Vierter Jahrgang, 52 Nummern, 2 Thlr.
40. — — für Kinder. Vierter Jahrgang. 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. 1 Thlr. Der erste bis dritte Jahrgang haben gleichen Preis.
41. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr. Die sauber gestochene Karte kostet einzeln 6 Gr. Die zweite sehr vermehrte Auflage von Raumer's Palästina ist bald im Druck beendigt.
42. — — (Rudolf von), Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Vorläufer der Reformation von Ludwig Flath. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Die Macht des Papstes oder Bischofs zu Rom — heißt es in der scharfsinnigen Darstellung des Verf. weiter — beruhte auf sinnlichen und faßlichen Beweisen, auf der Einheit der Kirche. Der Sturz des römischen Kaiserreichs half seiner Macht auf; er mußte sich aber dann über die Idee von der apostolischen Gewalt aller Bischöfe hinwegarbeiten. Dies geschah um so sicherer, als die Bischöfe von ihren weltlichen Lehns Herren nicht mehr abhängig, sondern lieber unter kirchlicher Gewalt stehen wollten. Aus diesem Bedürfnisse gingen im 9. Jahrhundert die Decretalen des falschen Isidor hervor, ohne daß man sagen kann, das mittelalterliche Papstthum stamme aus diesen Decretalen her; denn theoretisch ist das Papstthum so alt als die Vermischung der sichtbaren mit der unsichtbaren Kirche, factisch aber etwas jünger, woran die Lehren der falschen Decretalen allerdings ihren Theil hatten.

Neben diesem stolzen Aufbaue des Katholicismus und neben dem herrschend werdenden Sage, daß alle Gewalt in der Kirche liege, ging nun immer eine kleine Schar heller und anders sehender Menschen einher, die sich nicht mit Dem begnügten, was dem großen Haufen von Christo und dessen Lehre gepredigt wurde, sondern wissen wollten, was das Christenthum überhaupt für Ansprüche an die Menschheit mache, und griffen sonach den Grundstein der gesammten katholischen Kirche an. Dies führt den Verf. zu den Vorläufern der Reformation, und zwar im ersten Abschnitte seines Werkes (I, 127—260) zur ersten Protestation gegen die katholische Kirche. Hier wird zunächst von den vorzüglichsten Gegenständen, welche Widerspruch in der Kirche veranlassen und dadurch Ketzerei erzeugten, mit Andeutung der Lehrer und Wortführer solcher Abirrungen gehandelt. Die Begriffe von Ketzerei und Ketzerei waren anfänglich sehr schwankend und konnten erst feststehen und festgehalten werden, sobald die Kirche dem Katholicismus seine völlig ausgebaute Gestalt gegeben hatte. Dies trat seit dem 11. Jahrhundert ein, wo die Idee der Kirche sich schon so weit vom Evangelium entfernt hatte, daß die Verufung auf dasselbe als Quelle des Irrthums und als widrigste Ketzerei galt. Doch gingen Wilsbreit, Transsubstantiationslehre und Prädesti-

nation im 8. u. 9. Jahrhundert voran als reiche Quelle von Spaltungen, die aber von der katholischen Kirche benutzt wurden, ihre Ideen in sich selbst abzuschließen. Die Ketzerei — bemerkt Hr. Flath — wurden aber nicht um ihrer Meinungen und Dogmen willen heftig verfolgt, sondern wegen der Consequenzen der Kirchenfürsten und des gedrohten Sturzes derselben. Denn wer z. B. die Transsubstantiation leugnete, der bestritt mit ihr zugleich die göttliche Kraft des Priesterthums. Auf S. 213 fg. wird nun die erbärmliche Art der Widerlegungen der Ketzer durch die Kleriker geschildert. Diese fruchteten gewöhnlich nichts, also blieb nichts als die Demonstration des Verbrennens der Ketzer übrig. In dieser Handlung sah der Katholik eine Art neuen Beweises für die Göttlichkeit seiner Kirche und einen neuen Beweis dafür, daß die Ketzerei Gott nicht wohlgefallig wären, sonst würde er deren Verbrennen nicht zugelassen haben. Diese Dialektik wird aus den geschilderten Zuständen des Mittelalters begreiflich gemacht, und Ref. kann sich nicht enthalten, das Wesentlichste aus des Verf. Schilderung hier zusammenzustellen.

Der Geist der Wissenschaft trat im Mittelalter vor der Kirche zurück und schmiegte sich dieser eher an, als daß er sich widersetzte. Da sich ferner auswies, daß die Häupter der ersten, wie meistens der spätern Sekten, fast alle ehemalige Priester und Mönche niedern Ranges waren, so hielt die höhere Geistlichkeit (besonders vom 12. Jahrhundert an, obschon im 10. und 11. das Wissen der Priester auf ein Geringes herabgesunken war) für zweckmäßig, wenn von dem niedern Klerus eigentlich gar kein Wissen mehr begehrt wurde. Wenn der Priester die Tauf- und Abendmahlsformeln richtig aussprechen und wenn er ablesen konnte, so war dies vollkommen genug. Er sollte die Wunder vor dem Volke machen und sollte selbst an diese Wunder glauben. Ein Mehreres wurde sichtbar eher für bedenklich als für gut gehalten. Das Studiren war wol erlaubt und wurde auch gefördert, jedoch nach den Vorschriften der Kirche. Aber die Vorsicht, die man anwenden zu müssen glaubte, spricht sich ganz unzweideutig aus. Die sogenannten Gelehrten lebten sich jedoch nach scholastischer Sitte in Spitzfindigkeiten und Verdrehungen ein, um die verkehrten Begriffe der Kirche zu vertheidigen. Oft waren die Priester auch Ärzte, Advocaten, Schreiber und Geschäftsführer im künf-

tigen Staats- und Administrationswesen, zum Theil selbst Künstler und Kaufleute, zuweilen sogar Handwerker. Erschienen etwa Verbote dagegen, so halfen sie wenig oder gar nichts, da es wol mit dem Verbieten kein rechter Ernst gewesen sein mochte. Wurden doch wirkliche Verbrechen der Priester in Schutz genommen! Das Schlimmste aber, was diesem Priesterstande fest anklebte, waren Herrschaft, Stolz, Sittenlosigkeit, Völlerei und jegliches Laster, obschon ihm fortwährend der göttliche Charakter aufgeprägt wurde. Die Thätigkeit des menschlichen Geistes, die sich vorzugsweise vom 12. Jahrhundert an zeigte, bewies sich außerhalb des kirchlichen Kreises, wo sich zwar ein künstlerisches und wissenschaftliches Leben bildete, das aber auf den Fortgang der Vorstellungen und Ideen über Religion noch sehr wenig einwirkte, weil es in der katholischen Kirche sehr bedenklich war, abweichende religiöse Ansichten zu äußern, und weil ganz besonders den Laien die Bibel verschlossen blieb. „Diese mußten sich an die kirchlichen Gebräuche, an die Pilger- und Befahrten und an den Heiligendienst halten. Derselbe nahm“, bemerkt der Verf., „unter dem Volke eine Gestalt an, die ihn dem Heidenthume immer näher brachte. Das verliebte Mädchen hatte sonst zur Venus gerufen, jetzt hielt sie die bittenden Hände zu einer Heiligen empor. Zu den Heiligenbildern eilte das Volk am meisten, und zu denen sendete es die inbrünstigsten Gebete empor, welche am reichsten mit Edelsteinen und Kostbarkeiten geschmückt waren; denn diese waren auch die mächtigsten. Der Klerus wußte nichts Anderes zu thun, als den Weg zu fördern, auf welchem sich das Volk befand.“ Wundergeschichten und Reliquienkram überschwemmten das Abendland, und war eine neue Reliquie entdeckt worden, so jubelte man, als wäre die Christenheit um ein Großes besser, frommer und christlicher geworden.

Der Verf. kommt nun zur Ketzerei zurück, zeigt, wie dieselbe allmählig vorschritt, und thut dar, daß im 12. Jahrhunderte schon organisirte Ketzerkirchen zu finden gewesen seien, und daß dieser Zeit auch die Anfänge inquisitorischer Maßregeln angehörten. Hauptsiße der Ketzerei werden genannt das südliche Frankreich, theilweise auch Italien. Dort spaltete eine Sekte über die grobsinnliche Abendmahlslehre folgendermaßen: Wäre der Leib des Herrn so groß wie der allergrößte Berg, so müßte er doch schon längst (nämlich beim Genuße des heiligen Mahles) aufgezehrt worden sein. Sonst wird von den abendländischen Ketzereien (welches Wort dem Verf. mit Ketzersekten gleichbedeutend ist) überhaupt bemerkt, daß selbst, ungeachtet die gnostischen Meinungen auf keinem Punkte der christlichen Gesellschaft ganz untergegangen sein mochten, bloß der Zusammenguß einer Kette von evangelischen Meinungen und Ansichten gewesen, die gegen die fleischliche Kirche gekämpft hätten, seitdem diese mit Kraft auf ihrer Bahn vorschritt, und daß in den noch erhaltenen Ketzereidocumenten aus jener Zeit keine Spur von Gnosticismus oder Manichäismus zu finden sei.

Diese Documente sind romanische Gedichte (wie die *Nobla leyçon*) und nennen die Bekenner der in ihnen

enthaltenen Lehren schon *Vaudes*, d. h. Leute, die im Thale des Jammers oder der Ketzerei wandeln. Aus *Vaudes* machte man *Vaudois* und *Wadoys*, welches Wort als Bezeichnung einer evangelischen Sekte erst 1192 vorkommt, eigentlich aber den Waadtländer bezeichnet. Gleichgültig stehen nebenan die lateinischen Benennungen: *Vallenses*, *Vaudenses* und *Valdenses*, d. h. Thal männer, Bewohner der Alpen thäler zwischen Italien und Frankreich, wo die romanische Sprache jener Ketzergedichte ge-redet wurde. Daraus folgert der Verf. mit Recht, daß der Name der Waldenser nicht von Peter Waldo (auch Peter von Vaur genannt), wie bis auf die neuere Zeit angenommen worden ist, herstamme, und daß dieser Mann überhaupt nicht Stifter der Waldenser gewesen sein könne, da seine Lehre und mit ihr wol auch der Name: *Waldensis*, schon vor ihm vorhanden war. Dies wird im zweiten und letzten Abschnitte des ersten Bandes, der, nebenher bemerkt, von den Sekten der Ketzerei und den Mitteln zu deren Vertilgung handelt, gut durchgeführt; doch kann Ref. mit dem Verf. darin nicht übereinstimmen, daß man im 12. Jahrhunderte noch keine Geschlechts- oder Zunamen getragen habe, sie waren vielmehr schon ziemlich im Gebrauche. In diesen Abschnitt gehören nun auch die gründlichen Forschungen über den Gegenstand, daß sich namentlich vom 12. Jahrhunderte an zwei Protestationen gegen die katholische Kirche gebildet hätten, die evangelische und die gnostische. Zur erstern werden die Waldenser, zur letztern die Katharer gezählt, beide aber mit einer Anzahl Nebensekten unter eignen Benennungen, welche theilweise von ihren Segnern aufgelegt worden waren, um zu zeigen, daß unter diesen Abtrünnigen kein innerer Zusammenhang, sondern lauter Zwiespalt geherrscht habe. Der Name Abigenser gehört nach des Verf. Forschungen und wol mit Recht erst dem 13. Jahrhunderte an und scheint mehr gnostische als evangelische Ketzerei zu bezeichnen, worüber hier jedoch nicht gehöriges Licht verbreitet, anderwärts aber bereits mit größerer Klarheit gesprochen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich, Italien, Tirol und Baiern. Von Guido v. Meyer. Erster Band. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ohne das Verdienst solcher Reiseberichte zu verkennen, welche wie die *Memoiren Semilasso's* über Gegenstände und That-sachen leicht hinfleichen und sie mehr zum Stoff der Unterhaltung als zum Object der Untersuchung nehmen, werden wir doch einräumen müssen, daß ein größeres Verdienst jenen Reise-schilderungen beizubringen, welche sich vorzugsweise die Aufhellung dunkler Punkte und noch nicht erörterter Gegenstände zum Ziel setzen, wie sie die Reise darbietet. Zu dieser letztern Sattung von Reiseberichten muß die vorliegende Schrift gerechnet werden, und wir werden sehen, mit welchem Erfolge sie ihrem Ziele nachringt. Für so vielbereifte Länder namentlich, wie Italien und Südfrankreich sind, wissen wir jungen Reisenden nichts angelegentlicher zu empfehlen als Beschränkung in den Gegenständen ihrer Betrachtung. Nur auf diesem Wege, nur durch Fixirung des Blicks auf einzelne, noch nicht genug erforschte

Punkte in Sitte, Geschichte, Kunst oder Natur ist noch etwas Ertragsreiches, etwas Erfreuliches zu erreichen und ein Gewinn zu machen, der verloren gehen muß, wenn der Berichterstatter entweder ohne bestimmte Zwecke reist, oder sich ohne Beschränkung unter den Gegenständen seiner Betrachtung umhertummelt.

Dem Verf. hat Sitte, Volksgeschichte, Culturgang, alte Poesie und Sprache die Gegenstände geliefert, an denen er Blick und Betrachtung sowie Wissenschaft und Urtheil übt. Die bildende Kunst läßt er bei Seite, und die Naturobjecte behandelt er vorübergehend. So blieb ihm Raum für Erörterung dunkler historischer Bezüge und interessanter culturgeschichtlicher Persönlichkeiten, und er gab kein Handbuch, sondern Erinnerungen und Ermittlungen von Werth. Die ersten Capitel, der Schweiz gewidmet, bieten wenig Ertrag; der werthvollere Theil des Reiseberichts beginnt mit der Schilderung von Lyon und der Reise ins südl. Frankreich. Gut aufgefaßt, freimüthig und vorurtheilsfrei ist der Charakter dieses vielbeschriebenen und selten richtig charakterisirten Landes wiedergegeben. Was uns darin besonders anziehen kann, ist die Art und Weise, wie der Volksinn sich gegen die pariser Revolutionswuth vertheilt, was sich, ihr trotzend, behauptet und erhält, und was in Denkart und Volkssitte sich vor der allgemeinen Gleichmachung rettet und sichert. Wir sind immer der Meinung gewesen und haben diese durch Anschauungen an Ort und Stelle bekräftigt gefunden, daß zwischen den Franzosen des Südens und denen des Nordens ein größerer Charakterunterschied und mehr innerliche Verschiedenheit obwalte als z. B. zwischen Belgiern und Franzosen, oder selbst zwischen diesen und den Rheinländern. Im Südfranzosen ist mehr Vertiefung, mehr religiöses Bewußtsein, mehr Kunstinn und Liebe des Schönen einheimisch, als man gewöhnlich annimmt, ja annehmen muß, da es den Provinzen jenseit Loire und Rhone leider noch immer an allen Organen der Volksempfindung fehlt. Eießen die Verhältnisse es zu, daß diese Provinzen zu einer selbständigen, von der Frivolität der Hauptstadt unabhängigen Entwicklung gelangen könnten, daß ihr Culturgang frei würde und ihre Sprache ungehemmt zu uns gelangte, so würden wir mit Staunen sehen, wie viel ursprünglich deutsches Element in den Südfranzosen sich verbirgt, wie viel verwandte Anlagen, jetzt dort in Schlummer zurückgedrückt, bei ihnen einheimisch sind, und wie schlecht die beiden Hälften, welche Frankreich bilden und welche die Loire sondern sollte, genau betrachtet, zueinander passen. Das Factum ist in unsern Augen unleugbar, sei es nun, daß die Völkerverwanderung in Südf Frankreich mehr als im Norden deutsche Stammelemente zurückließ, oder daß die lange Herrschaft der Normannen und Engländer die Reime zu einer Geistesrichtung legte, die sich in wesentlichen Bestandtheilen von dem nordischen Franzosenthum sondert und von ihm abweicht. Wie die Sachen jetzt stehen, so ist eher zu verwundern, daß noch so viel dieses Unterschiedes sichtbar ist, als daß wir erkennen dürfen, so wenig Kampf und Reibung wahrzunehmen. Jedermann kennt die unselige Centralisationswuth, an der Frankreich wahrhaft leidet, an der es geistig verblutet; Jedermann weiß, wie jetzt nur Paris so zu sagen einen Mund hat, mit dem es sich dem Auslande vernehmlich macht, wie die Provinzen verstummen oder nachbeten müssen, wie Culturbedürfnis, Rationalität, Volkgeist von dorthier gelenkt, gefesselt, tyrannisiert werden. Dieser Zustand der Dinge ist in politischer und in geistiger Beziehung unserer Überzeugung nach der Glück und das Unglück Frankreichs; er ist für die schönere Hälfte dieses Landes die furchtbarste Knechtschaft, solcher Art, daß kein deutscher Volksstamm sie zu ertragen im Stande sein würde. Der Südfranzose ist phantasievoll, er ist zuweilen selbst Idealist und Schwärmer; er ist poetisch gestimmt, er ist der Religion zugethan, seiner Grundidee nach Legitimist, seinen Fürsten liebend, abgezogenen Ideen zugänglich, voll wahren Gefühls für Poesie und Schönheit. Seine Anlehnung an die Hauptstadt will ihn zwingen, Realist, Raïsonneur, kalt, frivol, eitel und leer zu sein; dieser Verbindung soll er sein Be-

stes opfern, die Schätze seiner Seele! Es ist die Frage, ob ein Zwang, der uns so unnatürlich scheint, ewig gelten soll! Die innere Unruhe Frankreichs, dies beständige Ringen nach etwas Andern, als was grade gilt, scheint uns darauf hinzudeuten, daß die Provinzen Frankreichs, daß der Süden dieses Landes nicht für immer zu geistigem Absterben, zur Unmündigkeit verurtheilt sein wird. Einmal wird man das Grundleidn Frankreichs klar erkennen und anstatt in ohnmächtigen politischen Fehertüchten seine Heilung in einer Sonderung des Besonderen suchen. Erst wenn die Loire zweier Reiche Grenze sein wird, erst wenn ein geliebter Königsthron im Süden, ein Präsidentsstuhl im Norden, hier der Glaube Calvin's und dort die römische Kirche, hier die Poesie Voltaires, dort eine andere, die sich Lope de Vega und Calderon zum Muster nimmt, fest und ungestört ihre Herrschaft üben wird, dann erst wird Frankreich seiner vollen Entwicklung entgegenreisen, und dann erst wird sich zeigen, wie unglaublich reich die Theilung sich gegenseitig neutralisirender Kräfte dies Land machen kann. Dann auch würde Europa vor der französischen Unruhe auf immer Ruhe haben.

Diese unsere Überzeugung einmal auszusprechen, gibt uns der Verf. dieses Reiseberichts mehrfachen Anlaß. Er gehet wenigstens zu denen, die für geistige Untersuchungen dieser Art das Auge offen und eine Ahnung davon haben, daß in Frankreich neben der Homogenität, worauf die Pariser so stolz sind, auch des Heterogenen viel besteht. Wir haben unsererseits nur ausgesprochen, was er bloß andeutet.

Der längere Aufenthalt in Avignon gibt dem Verf. zu anziehenden Untersuchungen über die berühmte Petrarchische Laura Gelegenheit, wobei denn manches Neue und Bekannte als Ausbeute gewonnen wird. Die Geschichte jener Liebe, die für die Entwicklung der modernen Poesie eine große Thatfache ist, wird in aller Ausführlichkeit berichtet und stellt sich nach Allem, was darüber geschrieben ist, als eine psychologisch interessante Begebenheit dar. Ist auf Seiten des Dichters auch einige Eitelkeit dabei vorwaltend, so gibt es doch von der Sinnesart der Zeit und von den Charakteren der Personen eine anziehende Vorstellung, daß Petrarca einer solchen Liebe 21 Jahre lang unwandelbar treu bleiben konnte. Zugleich erregt es Mitleid, zu sehen, wie fast ganz Europa den Dichter und seine Liebe kannte und davon sprach: Karl IV. ließ sich Lauren vorstellen und küßte ihr Stirn und Auge. Bald darauf nahm Petrarca, nach Italien reisend, von Lauren vor einer zahlreichen Gesellschaft feierlichen Abschied, der alle Welt rührte; sechs Monate später ward sie ein Opfer des schwarzen Todes. Diese Nachricht erhielt Petrarca bekanntlich sechs Wochen nachher zu Parma, wo er die vielbekannten Zeilen in seinen Virgil schrieb, welche in ihrem gehaltenen Schmerz ein ewiges Zeugniß für den Dichter und seine Geliebte ablegen und die jetzt in dem Ambrosiana zu Mailand bewahrt werden. Wie und wo Petrarca seine Laura sah und sprach, erzählt uns der Verf. ausführlich; er gibt ferner ein Portrait von ihr, in dem die kleine Stälpnase einen besondern Effect macht; er zeigt uns, daß Laura nie Berse machte und den Dichter sich und mied, bis er von Rom zurückkehrte, was man in ihrem 1533 geöffneten und in der Revolution zerstörten Grabe fand; zeigt uns Laura's großen Kindersegen gegenüber den beiden natürlichen Sproßlingen des Kanonikus von Combes und Parma und schließt endlich mit einer verständigen Kritik des Petrarchischen Geistes, den er mit seinen Plagiaten aus alten und gleichzeitigen Dichtern, mit seiner Monotonie und Beschränktheit tief unter die provenzalischen Naturdichter stellt. Die Zeit der Vergötterung Petrarca's ist freilich vorüber; sein großes Verdienst um die Sprache aber, der er Glanz und Politur gab, während der größere Geist Dante's für ihre Kräftigung sorgte, wird sich indeß immer behaupten.

Voll unterhaltender Scenen und tüchtiger Naturbilder ist die fernere Reise durch die Provinzen von Nîmes, Montpellier, Toulouse. Wir bedauern, daß der Verf. nicht Arles besucht hat, eine Stadt, die seiner Art, zu sehen und zu forschen, reichen

Offen dargeboten hätte. Dieser kleine Ort ist eine Art von Athen für das südliche Frankreich, und ein Aufenthalt von einigen Tagen darin wird gewiß keinen Reisenden gereuen. Freilich sind die Bewohner — nebenher gesagt, wol der schönste Menschenschlag in Frankreich — für ihre historischen und poetischen Erinnerungen und für die Reste einer blühenden Kunstperiode, wie sie in Arles sich so häufig finden, leider wol unempfänglicher, als es vor funfzehn Jahren die Klephyten des Parnassus waren!

Die Reise von Toulouse durch die alte Gascogne nach Pau und Bayonne erlaubt dem Verf. kaum eine Profilzeichnung der herrlichen Pyrenäen zu geben. Glücklicherweise magt er sich nicht an, mehr zu liefern, wie wir denn überall an ihm Bescheidenheit und Resignation zu loben haben. Desto ausführlicher ergeht er sich in der Schilderung des französischen Bastenlandes, das er nach vielen Richtungen hin durchstreift, dessen Geschichte er studirt hat und dessen so eigenthümliches und liebenswürdiges Volk er einer tiefeinbringenden Prüfung in Bezug auf Sprache und Abstammung unterwirft. Der Schreiber dieses gehört zu denen, welche in Deutschland zuerst auf dies merkwürdige und geheimnißvolle kleine Volk, das mitten in Europa ein nicht zu lösendes Räthsel darstellt, aufmerksam gemacht hat, und er kann sich nur freuen, wenn Jemand nach ihm die Frage nach Ursprung und Geschichte dieses merkwürdigen Stammes europäischer Bevölkerung so ernst wiederaufnimmt, wie sie ihn selbst beschäftigt hat. Historische Forschung findet hier einen Prüffstein, und wir glauben es der Mühe werth, mit diesem Räthsel endlich zu einer erträglichen Lösung zu kommen. Der Verf. sieht mit dem Ref. in den Basten die Reste einer Bevölkerung, die vor den Römern die ganze pyrenäische Halbinsel besetzt hielt. So weit mag die Frage als gelöst betrachtet werden; immer noch aber bleibt zu erklären, wie es den Römern mit verhältnißmäßig schwachen Kriegsscharen möglich wurde, diese Bevölkerung in $\frac{1}{20}$ Theilen des Landes bis auf die letzte Spur zu vertilgen, Sprache und Sitte, Volksephysiognomie und Religion so auszuwurzeln, wie es geschehen sein muß, wenn die Annahme richtig ist. Die merkwürdige Ursprache der Basten, dies ganz unvergleichliche Sprachgebäude steht wie eine uralte Ruine mitten in einer modernen Hauptstadt allein da und ruht uns durch das Geheimniß dieser Erscheinung. Es wäre Zeit, den Schleier abzustreifen, wenn man nicht sämtliche Philologen Europas sträflicher Indifferenz bezüchtigen soll. Vor mehreren Jahren zog eine zahlreiche gelehrte Gesellschaft von Heidelberg aus nach den Pyrenäen, ein bedeutender Name stand an ihrer Spitze; von den Resultaten dieser Reise aber ist uns nichts bekannt geworden.

Von der dreifachen Niederlage, welche Karl der Große und seine Nachfolger in den Bergen der Basten erlitten, hat der Verf. eine eigenthümliche Ansicht aufgefaßt, und seine Hypothese scheint uns erheblich genug, um ihrer hier zu gedenken. Er sieht in diesen Niederlagen die letzten Todeskämpfe des merowingischen Königstammes gegen die karolingische Usurpation. Abkömmlinge des verrathenen Königshauses standen an der Spitze des bastischen Volkstammes, als dieser den Verrath mit Verrath in dem Thale von Ronceval so blutig rächte, daß kein Mann des karolingischen Heeres dem Verderben entging. Diese Scene wiederholte sich an derselben Stelle dreimal und zeugt sonach von einer Erbitterung, die eines Kampfes auf Tod und Leben würdig ist. Die Forschungen, welche der Verf. darüber angestellt hat, geben seinem Reisebericht einen bleibenden Werth, der ihn allen Historikern empfehlen muß. Die Geschichte des Geschlechtes Eudo's ist hier so weit als nur immer möglich aufgestellt, und bis zu Gaudes-Ritarra, der 1070 der erste unabhängige Herzog der Basten wurde, ist hier wenig nachzuholen. Das unglückliche Geschlecht der Merowinger lebte jedoch noch in den Grafen von Armagnac, den Besitzern der Biershäuser, fort und endete erst unter Ludwig XI. in der Person des blutthändischen Johann V. so häßlich, wie es begonnen

hatte, als sich der Heide Ethodwig durch Nord auf den Thron von Deutschland und Frankreich schwang.

Der Verf. besucht alle Hauptpunkte dieses anziehenden Landes, Ustriz, Tzafon, Laboussou, Biaritz, fährt die Bagen von Roland auf ihre Quellen zurück, malt mit frischen Farben Land und Volk und gibt ein so unterhaltendes, wahres und werthvolles Gemälde von beiden, als wir nur wünschen können. Wegen der Sprache und Sitten werden wir auf dem zweiten Band verwiesen, den wir mit Ungeduld erwarten, und von dem wir uns, nach den Proben von Sprachkenntniß und Forscherblick, welche uns schon hier gegeben werden, viel versprechen müssen. Wir können denn auch nicht umhin, diesem Reisebericht selbst in seiner fragmentarischen und unvollendeten Gestalt schon jetzt unsern Lesern als eine anmutzige und werthvolle Erscheinung zu bezeichnen, die, reich an Unterricht und an Unterhaltung, auf Dank und Beachtung den größten Anspruch hat und um so eher alle Leser befriedigen wird, als gute Darstellung, löblicher Styl sich mit Ernst und Wahrheit darin verbinden. Mag daher der achtungswerthe Verf. und die Fortsetzung seiner Arbeit nicht zu lange umsonst erwarten lassen.

30.

Notizen aus Rußland.

Nach russischen Berichten befinden sich jetzt in Rußland 412 Colonien von Ausländern mit 247,840 Individuen, die der Regierung jährlich an Steuern und Abgaben 826,974 Rubel zahlen. Sie sind folgendermaßen vertheilt: Unter dem vom Kaiser Nikolaus in Odessa gegründeten Comité für Übersiedler befinden sich in den Gouvernements Cherson, Jekaterinofslaw, Taurien, Tschernigow und in Bessarabien von deutschen, baltischen, hebräischen und griechischen Ansiedlern 282 Colonien, darin 22,803 Familien und 136,747 Individuen. Unter der Saratow'schen Verwaltung stehen in dem Gouvernement Saratow und Woronesch 103 deutsche Colonien mit 10,638 Familien und 108,414 Individuen. Außerdem befinden sich in dem petroburger Gouvernement 12 Colonien mit 2738 Menschen, 7 in Tschernigow, 7 in Georgien, eine in Kiewland. Dann sind auch 1830 nach dem Frieden zu Adrianopel aus Bulgarien und Rumelien 60,000 Ansiedler nach Rußland gezogen. Die aus dem Anhalt-Röthenschen in das Gouvernement Taurien zur Verbreitung einer vollkommenern Schafzucht herbeigezogene Colonie besaß 1830 bereits 20,000 Merinoschafe und ihr ward ein Landstrich von 48,000 Desjätinen eingeräumt. Aus den Gouvernements des mittlern Rußlands ziehen oft Landleute noch weiter östlich; so sind 1830 60,360 Individuen aus den Gouvernements Tambow, Penza, Woronesch und Kursk nach dem Gouvernement Orenburg gezogen. Die erste bedeutende Übersiedelung von Fremden fand unter Katharina II. 1762 statt. Es wurde den Ausländern erlaubt, in allen Gouvernements des Reichs sich anzusiedeln, es ward ihnen freie Religionsübung gestattet, Abgaben wurden ihnen erlassen, ja auch baare Geldsummen vorgeschossen. Anfangs fanden die Colonisten unter besondern Schutzcommissionen, seit 1782 aber unter Jurisdiction der Civilgouverneure. Die älteste deutsche Colonie ist die 1766 gegründete Careptasche im Gouvernement Saratow; sie befindet sich jetzt im blühendsten Zustande. Die bedeutendsten Übersiedelungen fanden unter dem Kaiser Alexander statt; im Anfang seiner Regierung belief sich die Gesamtzahl aller Colonisten auf etwa 56,000 Individuen. Der Verwaltungsetat für die fremden Colonisten ist von dem Kaiser Nikolaus auf 30,458 Rubel Banco festgesetzt worden.

Vom J. 1803—37 sind in Rußland im Ganzen 49,138 leibnige Bauern von ihren Herren freigelassen worden, 1836 allein 352. Die Zahl der von diesen Freigelassenen entsprossenen freien Ackerbauer beläuft sich nach der letzten Revision auf 67,736 Individuen.

10.

Montag,

Nr. 113.

23. April 1838.

Geschichte der Vorläufer der Reformation von Ludwig Flath. Zwei Theile.
(Beschluss aus Nr. 112.)

Der Raum d. Bl. gestattet nicht, das Einzelne des Interessanten, welches dieser Abschnitt enthält, hier weiter zu verfolgen. Folgende Andeutungen mögen zum Beweise genügen, daß der Hr. Verf. stets seinen eignen Weg geht und darum zu neuen Ergebnissen gelangt, wie z. B.: die Anhänger der evangelischen Protestation benahmen sich viel vorsichtiger als die der gnostischen, folglich konnten sie sich auch weiter verzweigen und länger behaupten. Es kam ihnen aber auch von außen zu Hülfe der Spott der Troubadours, das päpstliche Schisma, ein gewisses Mißbehagen der katholischen Welt über ihren Klerus und über den ganzen kirchlichen Zustand, sowie später das Bestreben der Fürsten, sich von der Kirchenmacht zu befreien. Daher geschah, daß bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts das ganze südl. zum Theil auch das nördliche Frankreich, Italien, England, Deutschland (besonders die Rheingegenden), Aragonien und Castilien, Böhmen, Ungarn, Bosnien, Bulgarien, Dalmatien und Irland von ihnen angesteckt worden waren, bei den Kegerverfolgungen aber Frankreich weit scharfer ins Auge gefaßt wurde als alle andere Länder. Die Maßregeln dabei waren Mord in Masse und im Einzelnen, Einkerkung und Inquisition. Inquisitorische Maßregeln waren zwar, wie schon bemerkt, vor Innocenz III. vorhanden, dieser aber ließ sie zuerst in einem andern und größern Style anwenden. Und wäre es der römischen Kirche gelungen, heißt es S. 1439, diese stehenden Tribunale, Inquisitionsgerichte, allenthalben in Europa zu gründen, so möchte es mit der Freiheit des Christenthums aus gewesen sein; allein nur in den meisten Städten und Staaten Italiens, in Frankreich, Aragonien und Castilien wurden dergleichen Institute errichtet, während man sich begnügte, in andern Ländern für besondere Fälle Kegermeister zu senden. Deutschland hat darum noch seinen Konrad von Marburg in verwünschenswerthem Andenken. Ubrigens war die Befugniß der Inquisitoren so hoch gestellt, daß die Kirchenfürsten selbst, zumal bei dem bekannten Übermuthe und Tröge der Bettelorden, nicht wünschen konnten, die Inquisition als stehendes Institut allenthalben in die Hände derselben gelegt zu sehen. Neben diesen Kegergerichten hemmte auch

der Katharismus die evangelische Protestation gar sehr, dennoch aber konnte sie nicht zerstört werden.

Dies zu zeigen, ist des Verf. Bemühen im zweiten Theile, wo im ersten Abschnitte von S. 1 — 154 (überschrieben: „Die römische Kirche im Streite mit sich selbst und mit der Welt“) dargethan wird, daß der Sieg der Kirche über das Evangelium durch die Gewaltmittel derselben durchaus nicht sicher gewesen sei, vielmehr ihr Verfall sich nach und nach kund gethan und der heilige Stuhl selbst, seitdem Franzosen auf ihn gesetzt worden, seine Unabhängigkeit verloren habe. Hauptzweck ist hier wie in den folgenden drei Abschnitten, zu beweisen, daß das evangelische Princip, woraus allmählig ein reformatorisches wurde, sich durch die Waldenser erhalten, aber unter verschiedenen Regernamen sich hier und da fortgepflanzt habe, so in England durch die Lollarden und in Böhmen durch die Picarden. Auswüchse und kleine Abzweige gingen mit mehr oder weniger Glück nebenher unter mancherlei Benennungen. Mit den alten Waldensern waren Lollarden wie Picarden einverstanden, daß die Kirchenverbesserung ohne Papst durchgeführt und die hierarchische Macht gebrochen werden müsse. Hier wie dort gingen sie zwar verschiedene Wege, ihre Lehren aber waren zum Theil Wicless, zum Theil Huß eigen, nur wünschten beide Reformatoren die weltliche Macht zur Förderung ihres frommen Werkes in Anspruch zu nehmen, während jene beiden Sekten eigne Kirchen zu organisiren sich bemühten. Einerlei mit den Waldensern werden die Lollarden in England (auf dem Festlande waren sie etwas Anderes und standen den Begarden gleich) den Wiclessiten und die Picarden in Böhmen den Taboriten gleichgestellt, ohne daß der innere Zusammenhang dieser vier Sekten miteinander durchaus schlagend nachgewiesen werden kann; die Lollarden und Picarden werden vom Verf. selbst als selbstständige Sektirer hingestellt, und Huß wie Wicless schiebt er in Rücksicht ihrer Lehrgrundsätze Abweichungen von den Waldensern zu, namentlich Erstern mehr als Letztern, obschon diesem in dem ganzen zweiten Abschnitte („Wicless und die Lollarden“ betitelt) der Waldensismus in ziemlich ausgebreitem Umfange angehängt wird bis auf die ihm völlig eigenthümliche Art, wie die Kirchenverbesserung herbeigeführt werden soll. Über Huß nun, in dessen Lehrsätzen unsere geachteten und scharfsinnigsten

Kirchenhistoriker wenig Neues und Eignes, ja weniger selbst, als was Wiclef schon gelehrt hat, gefunden haben, heißt es im dritten Abschnitte („Fuß und das Concil zu Konstanz“ überschrieben) unter Anderm also:

Er ist nicht zu der Höhe der Freiheit gekommen, von welcher Wicleffe das römische Kirchenthum betrachtet hatte. Er ist katholischer geblieben als dieser, der selbst noch Manches, was hinweggethan werden mußte, beibehalten um der Hätigkeit der Menschen willen. Aber die Erkenntniß mehrte sich von Zeit zu Zeit, und hätte er länger wirken und forschen können auf dieser Erde, so würden auch seine Ideen klarer und reiner geworden sein. Denn das Fundament, welches er legte, war rein und evangelisch, das Streben war tüchtig und die Kraft der Einsicht, wenn sie auch eben keine ungewöhnliche gewesen zu sein scheint, war doch dazu da in hinlänglichem Maße.

Der Gang seiner Jugendbildung ist unbekannt, aber die (seine) spätern Schriften verrathen eine genaue Bekanntschaft mit den heiligen Büchern und zeigen, wie weit Fuß sich von der müßigen Scholastik seiner Zeit entfernte, wie wenig er eine andere Autorität als die Autorität der Schrift selbst anerkannte. Wer die Freiheit hineingeworfen hat in diese Seele, das ist unbekannt. Ist auch gleichgültig, woher sie gekommen; genug, daß sie da war. Gleichgültig ist es daher auch, ob sie aus den Wicleffischen Schriften kam oder nicht. Aber er besaß diese und hatte sie studirt, erst die philosophischen, dann die theologischen, doch wahrscheinlich nur die, welche in lateinischer Sprache abgefaßt waren; denn das Englische möchte Fuß schwerlich verstanden haben. Einige dieser Schriften, besonders den „Trilogus“, hat Fuß aus dem Lateinischen in das Böhmisches übersetzt und sie dem Markgrafen Jobst von Mähren, Better des Königs Wenzel, gewidmet.

Seiner Lehre kam die politische Gährung zu Hülfe, die in Böhmen durch Karl IV. Institutionen herbeigeführt worden war, sodann der Umstand, daß das hierarchische System dort noch nicht so festgewurzelt war als in andern europäischen Staaten. Wiclef kam in England zu Hülfe das starke Nationalgefühl, welches nicht dulden wollte, daß das Papstthum über dieses Reich dominire und dasselbe plündere. Darum kündigte Eduard III. dem heiligen Stuhle die Lehnverbindlichkeiten auf. Indem aber gleichzeitig sich das Streben des gemeinen Volkes in England wie anderwärts bemerkbar machte, von dem Drucke und den Lasten des Lehnswesens frei zu werden, und indem die Kirche ein Theil dieses Lehnswesens geworden war, so ist begreiflich, wie dieser Sinn dem englischen Reformator Vorschub leistete, ohne daß man, wie auch der Verf. bemerkt, ihn als Urheber des großen Bauernaufstandes, welcher in seinen letzten Lebensjahren in England ausbrach, anklagen kann; denn die Bauern wollten die geistliche und weltliche Macht zerstören, Wiclef aber verlangte, daß der übermäßige Reichtum des Klerus zum Besten des Staates eingezogen werden sollte. Ref. verweist auf die umständliche Auseinandersetzung der interessanten Sache, wie sie S. 205 fg. gelesen wird. Übrigens ist zu bemerken, daß die Wicleffiten, oder, um mit Hrn. Flathe zu reden, die Lollarden in England gleiches Schicksal mit den Neugläubigen in Böhmen hatten. Seit König Richard II. Sturze wurde jenen die weltliche Stütze genommen, durch Verfolgungen wurden sie auf einen unschädlichen Haufen beschränkt und konnten sich nicht mehr ausbreiten. Die freisinnigere Partei

der Hussiten, die Laboriten, wurde nach König Wenzel's Tode allmählig auch auf eine kleine Schar zusammengebrückt, die zuletzt unter dem Namen der böhmischen Brüder im Stillen am Evangelium festhielt. Die Schicksale der Hussiten überhaupt werden im vierten und letzten Abschnitte, der überschrieben ist: „Die Utraquisten, Laboriten, Brüder, das Concil zu Basel“, abgehandelt. Von der baseler Synode sagt der Verf., daß sie die tiefern, innern Grundübel der Kirche übergangen habe, darum sei man auf den heiligen Stuhl wieder zurückgekommen, und dieser konnte sich abermals frei bewegen, reformatorische Maßregeln wurden endlich für unnöthig erklärt.

Gewiß — fügt er S. 528 hinzu —, es ist ein großes Glück gewesen für das menschliche Geschlecht, daß es so gekommen. Eine Reformation, ausgegangen von Rom und von den Bischöfen, würde nie eine wahrhaft evangelische geworden sein, würde nicht einmal die Grundübel der jetzigen Kirchenverfassung zerstört haben. Unendlich besser für die Freiheit der Geister war die offenergezte Erklärung, daß es nichts, gar nichts sei, was nachgegeben werden sollte.

Bei reblichen Priestern aber, bei frommen Mönchen, bei Gelehrten, Fürsten und Herren, selbst bei Einzelnen in den Völkern blieb der Drang nach der Reformation am Schlusse des Mittelalters. Kein Land im Herzen Europas war ohne Reher. Ja, man kann sagen, heißt es S. 552:

daß das ganze Leben der Welt eine Protestation gegen das römische Kirchenthum am Schlusse des Mittelalters war, jeder freie Laut, welcher aus Kenntniß und Überzeugung, nicht aus Stumpfheit, Scholastik und Interesse hervorgegangen, eine Reformation der Kirche und zwar eine durchgängige Reformation begehrte. Wenn es ferner nicht fehlte an einer großen Anzahl von bestimmten Angeiffen, die auf einen oder den andern Punkt der Kirchenmißbräuche gerichtet waren, ohne gradezu das Ganze zu erschüttern, so fehlte es auch an solchen Männern nicht, welche, ohne in directem Zusammenhange mit den Balldensern, den Lollarden oder den böhmischen Brüdern zu stehen, ohne aus ihnen geschöpft zu haben, doch dieselbe breitere Grundlage einer Reformation fanden und sie der Welt aufstellten. Es mußte hier allenthalben eine große Verwandtschaft der Ansichten und Ideen eintreten, weil man aus einem gemeinschaftlichen Born, der heiligen Schrift, schöpfte. Das Alterthum, die Unerkennung, die Allgemeinheit des Glaubens war daher in Wahrheit bei diesen verschiedenen Sekten, nicht in der römischen Kirche zu finden, welche jene drei Grundcharaktere nur mit der seltsamsten Interpretation von sich behaupten konnte.

Hieran schließt sich nun zum Schlusse des Ganzen Einiges über die Schicksale und Lehren Johann Wessel's, Johann's von Wesel, Thomas Connecke's und Savonarola's an, was jedoch zu kurz und ungenügend ausgefallen ist.

Dies Wenige, was hier aus dem Werke hervorgehoben worden ist, möge genügen, um auf den Sinn und Gehalt desselben aufmerksam zu machen. Etwas Charakteristisches an demselben aber kann nicht unbemerkt bleiben, nämlich daß darin die neuere Literatur nicht zu Rathe gezogen worden ist, vielmehr scheint es des Hrn. Verf. Vorsatz gewesen zu sein, sich lediglich an die vornehmsten Quellen zu halten, was zwar seinen eigenthümlichen Reiz gewährt, der Wissenschaft aber nicht die gehoffte Ausbeute verschafft, sondern mit ihr einen Conflict zuwege bringt. Zum Beweise hierfür mag nur erwähnt werden, daß die

neuern Forschungen über Albigenſer und Walſenſer, und über Wicſe Vaughan's „Life and opinions of John de Wycliffe“ überſehen worden ſind, und ſo Anderes mehr. Vaughan, der zu ſeinen Arbeiten bis jetzt unbekannte Handſchriften benutzt hat, legt z. B. dar, daß der engliſche Reformator nicht zu Richmond, wie die gewöhnliche Annahme lautet, ſondern in einem kleinen Dorfe der Graſſchaft Yorkſhire, ſechs Meilen von Richmond, geboren worden ſei und ſeinen Namen wahrſcheinlich nach damaliger Sitte noch vom Geburtsorte Wycliffe erhalten habe; daher Vaughan auch John de Wycliffe ſchreibt. Doch gegen beſſeres Wiſſen mag der Verſ. II, 198 geſchrieben haben, daß die Wicliſſche Bibelüberſetzung noch ungedruckt im Staube der Bibliotheken liege. Dies iſt nur zum Theil wahr; denn ſchon Lewis, der Biograph Wicliſſe's, den Hr. Flathe ſelbſt kennt, hat das Neue Teſtament dieſer Überſetzung 1731 herausgegeben, und 1810 erſchien eine zweite Ausgabe davon. Nur das Alte Teſtament liegt noch ungedruckt in England, deſſen Herausgabe vor etlichen Jahren erſt zur Sprache, aber noch nicht zur Ausführung gekommen iſt.

Neben gebührender Anerkennung der Schäßbarkeit und Originalität hat Ref. an dieſer hiſtoriſchen Gabe eine ſichtbare Eifertigkeit in der geſamten Ausarbeitung gefunden, die der lichtvollen Combination des Stoffes Eintrag gethan und häufigen, bisweilen auffallenden Wiederholungen, Durcheinanderverwerfung der Reſultate und Verſchwerung klarer Überſicht Raum gegeben hat. Eben daher fließen gewiß auch die hier und da verderbten Perioden und die zahlreichen Sprachfehler, woran ſich das Willkürliche in der Rechiſchreibung der Eigennamen (ſo leſen wir z. B. Picarden, Piccarden und Wikarden, auch Picarder und Piccarder; ferner Wicliſſe, Wicliſſe und Wicliſſ, und aus dem Namen des gelehrten Biſchofs von Lincoln Groſtete wird Groſteteſt gemacht) und — freilich wol ohne des Verſ. Schuld, es hilft aber das treffliche Werk entſtellen — ein Heer von Druckfehlern, darunter gar ſeltſame, reihen. Von den dem Ref. aufgeſtopfenen Ungenauigkeiten der Stoffbehandlung ſelbſt möge nur eine hier genannt werden. Der Hr. Verſ. läßt II, 370 den Kaiſer Sigmund am 14. Nov. 1414 zu Koſnitz eintreffen; S. 382 aber erſt kurze Zeit nach Fuß's Gefangennehmung, die am 28. deſſelben Monats erfolgte. Die richtigere Zeitangabe fällt unſtreitig auf den Weihnachtstag deſſelben Jahres. Das Datum des kaiſerlichen Geleitsbriefes für Fuß, von Hrn. Flathe überſehen, iſt der 18. Oct. 1414; das Concilium zu Koſnitz aber reſpectirte ihn bekanntlich nicht.

18.

Eine Stimme aus Frankreich über Jules Janin.

Es tauchen doch gegenwärtig in Paris wie in den Provinzen immer mehr Männer auf, die es wagen, dem Einfluſſe der literariſchen Sippen und Gebatterſchaften entgegenzutreten, unbekümmert um den Zorn Derer, welche ſich durch unabhängige Urtheile getroffen fühlen. So hat ſich denn auch vor einiger Zeit in der trefflichen „Revue critique des livres nouveaux“, welche Cherbuliez in Paris herausgibt, eine Stimme gegen den Unſug erhoben, welchen Janin in der Literatur treibt. Dieſer fingerfertige Mann, der ſein ſchönes Talent auf eine unverant-

wortliche Art vergeudet und weggeworfen hat, gab vor wenigen Monaten einen Roman heraus, den er betitelt: „Un coeur pour deux amours.“ In dieſem Machwerke zeigt ſich recht deutlich, wie die Götzen der Mode ihre Fabrikate verfertigen und auf die Geduld und Langmuth des Publicums poſten. Daher wollen wir den Inhalt kurz angeben. Hr. Janin beſucht die ſtammesſchen Zwillinge, und dieſe geben ihm, dem die Worte ſo leicht abgehen, Gelegenheit zu einer Maſſe hohler Redensarten; er ſpricht von Gott, der Vorſehung und vielen andern Dingen mehr. Da kommt ein Unbekannter, der einige Worte mit den Stammeſen ſpricht und ihnen ſagt, ſie würden zwei Schweſtern im Himmel finden. Der Unbekannte iſt ein Spanier und trägt einen weiten Mantel. Folgen einige Sätzen über Spanier, ſowie Vortheile und Nachtheile weiter Mäntel. Hr. Janin hat bemerkt, daß der Unbekannte tief bewegt iſt; er geht alſo ohne Weiteres zu ihm und fragt, weshalb der Herr eigentlich ſo aufgeregt ſei. Der Spanier muß ein gutmüthiger Geſell ſein, denn er erzählt, er habe einſt zwei Mädchen im Beſitz gehabt, die ebenſo zuſammengewachſen waren wie die Stammeſen. Er hatte ſie großgezogen und ſich dann in das eine der beiden Mädchen verliebt. Aber es habe nicht lange gedauert, da wäre ein Nebenbuhler erſchienen, und zwar in der Perſon eines Menſchen, der ſich in das andere Mädchen verliebte. Mit dieſem Menſchen ſei er in ein Duell verwickelt worden, und endlich wären die zuſammengewachſenen Mädchen geſtorben, weil das Glück der einen Zwillingſchwester das Unglück der andern geweſen ſei. Beide hätten nämlich eine Seele; Jede aber liebte für ſich allein, ſodaß Beide dieſe Doppelliebe gleich ſtark fühlten, obſchon jede Einzelne ihre Individualität bewahrte und das Entzücken und die Liebesfreuden der angewachſenen Schwester weder theilte, noch mißſühlte. Kurz, ſie hatten ein Herz, aber zweierlei Liebe; jede Schwester hatte für ſich allein ihre Empfindungen; doch konnten ſie in der That zuſammengenommen nur eine einzige Liebe haben, und darum war das Unglück der Einen doch Seligkeit für die Andere. Die Sache iſt ein bißchen verwickelt, wie man ſieht, und mancher verſteht und begreift ſo etwas nicht; das iſt aber eben das Pikante an der Sache, und Hr. Janin findet Gelegenheit, uns eine, wie er meint, tiefgedachte phyſiologiſche Abhandlung über eine ſo ſonderbare Erſcheinung zu geben. Er häuft Redensart auf Redensart, Seite auf Seite, und die Entwicklungen jenes Räthſels füllen nicht weniger als den halben Band. Beiläufig wird zu duzend Malen von der Sache abgeſchweift und von Dingen geredet, die mit den Zwillingſchwester nicht den mindeſten Zuſammenhang haben. So findet man unter Anderm eine emphatiſche Lobrede auf den Kaiſer von Rußland, deſſen Regierungſyſtem und deſſen Unterthanen. Vergleichen ſind jetzt unter einer gewiſſen literariſchen Sippschaft in Paris Mode, und die Herren, welche dem lockenden Beiſpiele Lord Weimar's folgen, träumen von nichts als Knuten, Kubeln und Ufaſen; der große Beherrſcher des Oſtens hat ſie Alle beherzt mit unüberſtehllichen Argumenten, die aus weiter Ferne wirken. Um den Roman zu Ende zu bringen und Handlung einzuflechten, bleibt nun freilich nur ein kleines Viertel von dem ganzen Bande übrig; das iſt aber auch mehr als hinlänglich, denn von Erfindung iſt keine Rede; eine Seite wird an die andere genäht wie Lappen an Lappen, der Styl iſt ſchlecht und ermüdend; wenn man mit dem Buche fertig iſt, ſtimmt man für den Autor ein de profundis an.

Der franzöſiſche Beurtheiler fügt hinzu: „Ein Herz für gedoppelte Liebe! Ein wunderlicher Titel. Aber wir finden viel Geſchwätz und wenige Gedanken, eine ermüdende Variation über baſſelbe Thema; eine Sündflut von Phraſen mit kniſterndem Glanze, aber ohne Wärme und Feuer. Hr. Janin verſteht ſich vortrefſlich darauf, aus einer kleinen Waſche dicken Schaum zu ſchlagen und einen Froſch bis zur Dicke und Größe eines Daſen aufzublaſen; er macht aus nichts, das ausſieht, als wäre es etwas, wiewol es gar nichts iſt, wieder nichts: ein paar armſelige Gedanken ſpinnt er zu dicken Bänden aus. Er bläſt

und bläht, das Wasser fängt an zu schäumen, es blühen sich Kugeln, die aussehen wie falsche Steine und im Regenbogen- glanze spielen; es ist aber Alles nur Schein, nichts Reelles da- hinter. Das Schadet aber nicht; der Schein wird für klingende Münze verkauft, und die Leute reißen sich darum, sind aber nach einiger Zeit sehr verwundert darüber, daß sie ihr Geld für nichts ausgegeben haben. Wenn der Schaum verschwunden ist, bleibt nur ein schmutziger Wassertropfen in der Lasse zurück. Vor zehn Jahren hätte kein Mensch solche Bücher, wie Hr. Janin sie jetzt in die Welt schickt, lesen können, und nach zehn Jahren wird sie auch Niemand mehr lesen wollen; aber jetzt geschieht es, denn der Mann gehört zu den Koryphäen der pe- riodischen Presse; seine Myrindonen werden sagen: „Un coeur pour deux amours“, ist ein herrliches Buch, ein Meisterwerk; die Marktschreier finden immer Dummköpfe, die sich von ihnen hinter's Licht führen lassen, und das Publicum wird kaufen und lesen. Die Zahl der Mäulaffen ist immer noch groß.“

„Wollte ich es machen wie Hr. Janin, so würde ich in seiner Manier fortfahren, mein Artikel würde lang und breit werden, er würde sich entwickeln und ausspinnen, mein Artikel; mein Artikel würde in jedem Sinne auseinandergehen; mein Artikel würde endlich werden ein Article: monstre, eine Abhand- lung ad hoc, ein vollständiger Lehrkursus über literarische Mys- tification, ein Band in Octav für 7 Francs 50 Centimes. Und in der nächsten Nummer würde ich einen Artikel schreiben über meinen Artikel, ich würde sagen, daß in der Literatur ein gewaltiges Ereigniß vorgegangen sei; ich würde mit großer Sperrschrift aller Welt verkünden, daß ich ein wahrhaftes Mei- sterwerk zu Ruß und frommen wie auch zur Ergötlichkeit Aller in die Welt geschickt hätte. So würde ich sagen, wenn ich es machen wollte, wie Hr. Jules Janin.“ 53.

Die Umtriebe des Teufels.

In unserer Zeit, welche sich durch Vielseitigkeit und Ge- nauigkeit der Beobachtung auszeichnet, ist man auch den Um- trieben des Teufels, oder vielmehr der Teufel genauer auf die Spur gekommen und hat dafür mancherlei erstaunungswürdige Zeugnisse beigebracht. Doch rühren dieselben meist her von Schneiderburschen, Bauernmädchen und ähnlichen geringen Per- sonen. Desto erfreulicher und lehrreicher wird es für Kenner und Liebhaber sein, wenn wir sie auf das über 500 Jahr alte Werk eines hochgestellten Geistlichen, des Abtes Richalm von Schönthal in Franken aufmerksam machen, welches unter dem Titel: „Offenbarungen über die Nachstellungen und Listen der Teufel“, im ersten Theile des „Thesaurus anecdotorum“ von Pex abgedruckt ist. Wir heben zur Probe nur Einiges aus. „Sange Herden von Teufeln“, erzählt der Abt, „zwin- gen mich, im Ghor zu schlafen, und dann kommt wiederum einer und niest vor meiner Nase, so daß meine Nachbarn glau- ben, ich schlafe und niese zugleich. Oder die Teufel sprechen mit meiner Stimme und hindern mich dadurch am Singen. Bisweilen kommt auch ein, vielleicht guter Geist und sagt: Setze gerade und halte die Hand nicht vor dem Munde. Ein ander Mal, wenn ich stillschweige, singt mir irgend ein Geist stundenlang zum Munde heraus. Die Teufel machen, daß man husten muß; sie prickeln die Lesenden anfangs nur gelinde, dann immer stärker, bis diese das Buch wegwerfen. Wenn ich mich bei solch einem geistlichen Buche hinsetze, verursachen sie, daß ich schläfrig werde. Streckte ich dann die Hände aus, da- mit diese kalt werden und ich wach bleiben möge, so stechen sie mich wie Glöhe unter dem Rocke. Greife ich darnach, so wer- den die Hände warm, und ich schlafe ein. Oder sie legen mir die Hände unter das Kinn, was dieselbe Wirkung hat. Zu- weilen macht mir der Teufel auch kurzweg das Buch zu und legt es bei Seite. Teufel, die ich in Unzahl, so klein wie Atome, sah, thaten sich dann plötzlich zusammen und wurden ein großer Teufel. Hat jemand eine schöne Nase, so setzen sie sich darauf, damit er sich angewöhne, sie in Kugeln zu gießen

(in rugas contrahere) und sich zu entstellen. Zwanzig Jahre lang hing sich ein Teufel an die Unterlippe eines Menschen, damit er sie häßlich herabhängen lasse. Gehe ich meine Kapuze auf, weil das äußere Licht die innere Erleuchtung hindert, so springen mir die kleinen Teufel auf den Kopf und jucken mich so lange, bis ich jene wieder abnehme. Will ich innerlich seuf- zen, so läßt der Teufel diese Seufzer so laut und gewaltig er- schallen, daß man bei der Arbeit nicht aushalten kann, und im Erbe ertönen Stimmen, als säße drinnen eine große Kröte.“

„Die Luft besteht aus nichts als aus zusammengebrängten Teufeln. Jedes Geräusch ist ihre Stimme; wenn ich mich z. B. frage, reden sie in dem hiermit verbundenen Geräusche. (Totus aer non est, nisi quaedam spissitudo eorum. Si frico me, ipsi loquuntur per sonum fricationis.) Des Nachts drehen mich die Teufel hin und her und legen mir Arme und Beine bald hierhin und dorthin. Bisweilen verderben sie mir die Schlaf; sie kehrt indes zurück, wenn ich etwas Salz nehme. Einige Male haben mich die Teufel am Pissen gehindert, einige Male mich nach meiner Kammer geführt, als wäre ich betrun- ken. Ich weiß aufs gewisseste (verissime et absque dubio), daß nicht, wie man irrig glaubt, Glöhe und Läuse stechen und beißen; dies thun lediglich die Teufel. Auch aus den Zähnen schreien manchmal die Teufel heraus. Bisweilen reiben sie mir den Bauch auf, daß der Gürtel nicht zureicht. Ein Teufel, der mich versuchen wollte, ging in meiner Gestalt in ein Haus und legte seine Hand auf die Brust einer Frau, was viel Lär- men verursachte. Als ich dies erfuhr, schickte ich einen Andern hin, und der Fleischsteufel stand hierdurch von seinen Versu- chungen ab (ex hoc destitit ille carnalis daemon). Wein ist meinem Körper zuträglich; wenn ich aber auch nur wenig trinke, macht der Teufel doch, daß es mir aufstößt (eructationes et tor- siones) und ich mich krümmen und winden muß. Man hört schreckliche Töne, welche scheinbar der Leib erzeugt, in Wahrheit aber bringt sie der Teufel hervor u. s. w.“ 73.

Bibliographie.

Die Auferstehung vom Tode. Von M. Masson und A. Luchet. Nach dem Französischen von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Röllmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Dohse, E., Die preussische Kanonade. Gedichte mili- tairischen, vorzüglich artilleristischen Inhalts. Gr. 12. Götting, Pergt. 9 Gr.

Sehhardt, F. A., Ein Mittagsmahl in St. Petersburg und der Autobiograph. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2 Gr.

Gründler, A., Über die Rechtmäßigkeit gemischter Ehen nach dem in den deutschen Bundesstaaten geltenden katholischen und evangelischen Kirchenrechte. Gr. 8. Leipzig, Buttig. 12 Gr. Hahn-Hahn, Ida, Aus der Gesellschaft. Novelle. Berlin, Dunder u. Humblot. 1 Thlr. 12 Gr.

Löwenstein, C., Marie, oder Die Eingemauerte. Eine Sage aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts; romantisch bearbeitet. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Ragel, Fr., Geschichte der Amazonen. Mit 1 Abbildung und 1 Karte des Amazonenlandes. 8. Stuttgart, Gotta. 1 Thlr.

Sand, G., Mauprat. Übersetzt von F. Larnow. Nebst zwei Zugaben. 1ster Theil. 8. Leipzig, Röllmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Satori, J., Wer küßt, hat gefehlt. Eine Familienge- schichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 6 Gr.

Sieboth, C., Kuruna die Berg-See, oder: Das Kreuz über dem Walde. Eine Geister-Erzählung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Sporn, C., Desania die Wahnsinnige, oder: Der Rache- schwur. Eine Räuber-Erzählung. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 4 Gr.

Ushold, J., Vorhalle zur Griechischen Geschichte und Mythologie. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Gotta. 2 Thlr. 12 Gr.

Waagen, G. F., Kunstwerke und Künstler in Eng- land. 2ter Theil. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 12 Gr.

Dienstag,

— Nr. 114. —

24. April 1838.

Dramatische Bücherchau für das Jahr 1837.

(Zweiter Artikel.)

7. Des Hauses Ende. Trauerspiel in fünf Acten, nebst einem Vorspiel in einem Aufzuge genannt: „Die Scheidenden“. Von W. M. Rebel. Mannheim, Köfler. 1838. Gr. 12. 21 Gr.

Mit einer etwas kühnen Auslassung gibt uns der Verf. unter dem Hause das Haus der Hohenstaufen zu verstehen, und wir ahnen zugleich, wie tief er sich in dies Thema hineingelegt haben muß, da es für ihn außer diesem Hause gar kein anderes mehr zu geben scheint. In jüngster Zeit hat Zimmermann, der bei Vielen doch für einen kompetenten Richter gelten wird, unsere schon öfter ausgesprochene Meinung unterstützt, daß die Geschichte der Hohenstaufen nur etwa in ihrem Anfang und ihrem Ende einen wirklich dramatischen Gehalt darbiete. Dieses Ende nun hat sich der Verf. bemächtigt, um daraus eine Tragödie zu bilden, in der er zwar mit den Charakteren etwas willkürlich schaltet, die jedoch ihre interessante Seite darzubieten nicht verfehlt. Geschick und Lob Friedrich's und Konradin's tragen etwas so natürlich Rührendes an sich, daß es kaum einer besondern poetischen Begabung, sondern bloß einiges Vermögens des Ausdrucks bedarf, um einige anziehende Scenen daraus zu bilden. Viel mehr geschieht denn auch hier nicht. Das Vorspiel: „Die Scheidenden“, zeigt uns den jungen Konradin, von Gedanken des Friedens beherrscht, von der Mutter gewarnt, von drängenden Rathgebern zum Zuge nach Italien überredet, sich von der trostlosen Elisabeth und von seiner Verlobten, Anna von Hirsch, losreisend und den Opfergang nach Apulien antretend. Wir sehen weiter seine kurzen Triumphe, den König Karl von Anjou zehend, schon im Begriff, das bestreutene Erbe dem siegreichen Gegner zu überlassen, plötzlich durch Frangipani's Verrath zum Sieger erhoben, und den Tod der jungen Prinzen. Ob Karl von Anjou wirklich so grausam und blutdürstig war, wie die Hohenstaufenbichter und auch unser Verf. ihn uns schildern, steht wol noch dahin. Er war weder ein Jesuit noch ein Philosoph, sondern ein Mann des Schwerztes, und solche Männer sind selten grausam und in jenen philosophischen Zeiten gab es weder Heros noch Marats und Dantons. Die Grausamkeit Karl's ist jedoch einmal herkömmlich, und kein Poet fragt darnach, ob die Hinrichtung Konradin's und Friedrich's nicht etwa ein politischer und im Sinne der Gegenpartei notwendiger Act war. Es ist reine, unhistorische That, daraus eine Grausamkeit zu machen. Ja, selbst Frangipani war seinem Bewußtsein nach kein Verräther, er war ein Vasall und Diener König Karl's. Das aber ist der Unfug politischer Kämpfe, daß sie Recht und Unrecht auf eine haarsträubende Unterscheidung hart aneinander stellen; und so stellt sich uns der Tod der letzten Hohenstaufen am Ende wie ein Unglück, wie der Tod in der Schlacht dar, der Niemanden besonders zugurechnen ist. Der Verf. aber, welcher vier Acte hin-

durch den Ton der Tragödie festgehalten hat und über manche Klippe glücklich hinweggeschifft ist, hat im fünften das Unglück, gänzlich aus dem Tone zu fallen, indem er aus Konradin einen in Trochäen seufzenden Träumer macht. Wir möchten das gute Vorbild kennen, das solche plötzliche Verwandlungen, die sich mehr und mehr im deutschen Drama geltend machen, rechtefertigte; das Vorbild, nach welchem der lange trochäische Monolog Konradin's:

Leis im Klang der Himmelslieder
Süß umweht von Harfenton,
Stieg, die jüngst nach Haus entflohn,
Sie zu mir im Traume nieder u. s. w.

gearbeitet ist. Unsererseits wittern wir stets Unkraft und poetischen Selbstmord in solchen lyrischen Seitensprüngen, welche der Tragödie fremd bleiben, und die um desto schlimmer sind, je besser sie an und für sich klingen mögen. Die Schlusscene macht eine gute Wirkung, und die Behandlung des Ganzen zeugt überhaupt von poetischer Intention, sprachlicher Fertigkeit und dreifacher Charakterauffassung. Historische Begründung und Neuheit der Erfindung vermiffen wir dagegen, und um ihr zu willigen möchten wir fast wünschen, es schreibe Jemand ein Drama, in dem die Sache Karl's einmal in ein vorurtheilsfreies Licht gestellt würde, in dem sie sich doch auch erblicken läßt.

8. Kaiser Otto in Florenz. Schauspiel nach Eope de Vega. Das Better hol' die Liebe. Lustspiel nach Calderon. Frei bearbeitet von P. v. G. Leipzig, Fischer. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Frische Südfrüchte, in denen die Liebe, und zwar nicht die bedächtige, philosophische Liebe des Nordens, sondern die flüchtige, leicht feuerfangende, nur von der äußern Schönheit entflammte Liebe des Südens Kern und Inhalt ist. Wir lieben diese Erzeugnisse eines andern Geisteslebens, einer anders organisirten Natur als die nothwendigen Complementary unserer eignen deutschen Sinnes und als vollrauschende Quellen einer anders gedachten Poesie, aus denen die unsere neue Lebenselemente, frische Strömungen, Wechsel, Geist und Blüten schöpft. Wie ganz anders und doch auch wahr und dichterisch, wie viel belebter, nach außen hin erregbarer, elastischer, leichtblätiger, thatliebender denkt sich Calderon, denkt sich Eope de Vega den Menschen als der deutsche Poet, der ihn fast seiner Sinne entkleidet, um den innerlichen, grübelnden, von Principien regierten, aus Maxime bestehenden Menschen zu finden! Dem Spanier ist die That, dem Deutschen, ob sie rein oder unrein sei, das Thema; das Moralprincip der Handlung ist des Letztern Gott, dem Erstern kommt es meist nur auf die Handlung an. Ehre ist sein Schiboleth und ihm geht die ganze Moral in der Ehre auf. Unsere Erhaltung mag an ihm erwarmen, unsere Vergessenheit des sinnlichen Lebensprinzips an ihm sich zur Besinnung erwecken, unsere Vertiefung sich an ihm vorbereiten lernen. Aus diesem Gesichtspunkte lieben wir Eope de Vega und Calderon und freuen uns jeder Erneuerung ihres Gedächtnisses.

Das hier gegebene und wohlbearbeitete Schauspiel von Eope

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 58 u. 59 d. Bl.

de Vega zeigt uns ganz die liebenswürdige Seite des Dichters. Eine rasche Liebesglut, besiegt durch Seelenadel, ist sein Thema. Eine edle Florentinerin entzündet das Herz des deutschen Kaisers; Alles fügt sich zur Befriedigung seiner Leidenschaft, außer daß Cassandra einen Andern liebt, und der edle Fürst bezwingt sich und beglückt den glücklichen Nebenbuhler.

Keinen Dank —

Wißt du mir lohnen, heiß mit Schwesterliebe,
sagt er und nennt Octavio seinen Bruder und Pompejo so seinen Vater. Der Apparat des Stücks ist trefflich, die Verwicklung lebhaft, anziehend, naturgemäß, der Dialog sentenzenfrei und geschmackvoll. Der formenreiche Geist Lope de Vega's zeigt sich hier auf eine äußere Begebenheit beschränkt und läßt uns die Schätze seiner Gedanken tiefer mehr ahnen als sehen. Das Menschenherz im Kampf mit der Liebe ist hier sein einziges Thema, und er hält es fest.

Calderon's Lustspiel: „Fuego de Dios es en el querer bien“, ist in dem zweiten Stücke sehr lobenswerth wiedergegeben. Trotz der großen Fremdartigkeit des Stoffes — denn die Bekanntschaft zwischen Alvar und Beatriz, die im Bade des Manzanares entspringt, steht gegen deutsche Sitte nicht wenig an — zwingt die lebendige Verwicklung, das Urkräftige in der Schilderung der Liebe und die Feinheit der Intrigue uns rege Theilnahme ab. Störend ist für uns darin nur die unablässige Kauferei mit der Ehre, dieser Gottheit des Spaniers von altem Schrot und Korn, die ihn beherrscht, verblendet und stets zu Mord und Todtschlag bereit macht. Die Ehre ist eine gar schöne Sache, aber die honra des Spaniers ist eine wüthige, spießbüchse und schwindbüchtige Phryne, die ohne Grund zürnt und sich ohne Ursache beschwichtigen läßt; jedenfalls sind ihre Bestimmungsgründe so fein und nichtig, daß ein deutscher Sinn ihnen nicht folgen kann. Sie ist die Nationaltugend und die Rationaltugend des Spaniers, der seinen ganzen Katholizismus in ihr findet.

9. Der letzte Stern Marienburgs, oder der edle Bürgermeister. Historisch-dramatisches Gemälde in fünf Acten von F. von Redowski. Danzig, Gerhard. 1837. 8. 1 Thlr.

Die Bedrängniß Marienburgs durch Kasimir von Polen und seine heldenmüthige Vertheidigung durch den Bürgermeister Bartel Blume im J. 1460 bilden den Inhalt dieses Stücks, weit wirksamer in seiner Chronikengestalt denn als tragischer Stoff. Dergleichen kleine Schicksale können, wenn sie nicht durch einen so weltgeschichtlichen Auf verklärt werden, wie etwa der Tod des Leonidas oder Winkelried, wenn der Dichter jede Kleinigkeit erst sagen und lehren muß, nicht leicht eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Daß dies nicht geschieht, hat eben darin seinen Grund, daß die Phantasie nicht schon vorher von dem Gegenstande berührt, in Thätigkeit gesetzt ist, und daß der Leser oder Zuschauer, indem er das Gedicht aufnehmen soll, erst die Geschichte lernen muß, was dann eine natürliche Zerstreuung zur Folge hat.

Die vorliegende Arbeit macht überdies durch Auffassung und Sprache keinen Anspruch auf große Aufmerksamkeit. Statt einen Moment zu wählen, diesen durch das Vorher zu beleuchten und das Nachher ahnen zu lassen; statt diesen Moment dramatisch zu kleiden, setzt der Verf. die Chronik in Action und wie erfahren die ganze Geschichte in ihrer vollen Länge und Breite. Dabei fehlt er in der Charakterbildung, läßt eine Menge entbehrlicher und unbedeutender Gestalten auftreten, die gleichsam nur dazu da sind, das Interesse an den zwei oder drei Hauptfiguren zu schwächen, welche wir wirklich in pathetischer Bewegung erblicken: Blume, seine Tochter Gela und ihren Geliebten, Wigand Starck. Die Diction ist breit, dem Drama wenig analog und schwach bis auf ein paar gelungene Stellen. Das Beste ist Wigand's kriegerische Erzählung im fünften Acte, wiewol auch hier der poetische Schmuck fehlt und der Vortrag zu lang ist. Manche Lächerlichkeit, wie z. B. Gela's

Ich spüre selbst ein wenig Hunger

wollen wir verschweigen und dem Verf. rathe, seine Stoffe mehr zu runden und zu concentriren, die Leidenschaft besser zu studiren und in guten Vorbildern zu lernen, wie der dramatische Held sprechen müsse, bevor er wieder diese Bahn betritt, für welche es ihm an Beruf nicht durchaus mangeln mag.

10. Luther, eine dramatische Tetralogie. Zweites Trauerspiel: Kaiser Karl V. Drittes Trauerspiel: Die Böhmen unter Thurn und die Tiroler. Tetralogisches Schlußdrama. Von K. G. Haupt. Berlin, Kuhn. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine größere Verirrung im dramatischen Gebiete, als sie diese beispiellose und unglaubliche Tetralogie darbietet, ist kaum zu erdenken. Das ganz Abnorme in der Poesie pflegt gemeinlich durch ein urkräftiges Element wenigstens so lange zu blenden, als wir uns auf den subjectiven Standpunkt des Poeten stellen, und Grabbe's Dramen z. B. haben durch diese Positivität nicht wenige, sonst competente Stimmen bestochen. Hier aber ist das Originelle selbst so durchweg verkehrt und lächerlich, daß es keinem Menschen einfallen kann, auch nur einen Augenblick lang, wir wollen nicht sagen mit Befriedigung, sondern auch nur mit Theilnahme dabei zu verweilen. Sehen wir bloß das Personenverzeichnis an, so müssen wir an dem Urtheil des Verf. verzweifeln. Kaiser Karl V.; Philipp, sein Sohn; Granvella, Kanzler; Philipp, Landgraf von Hessen; Deutsche, worunter Ostermann; Böhmen, Engel, Seligen, Satan und Heren. Hat ein vernünftiger Mensch so etwas erdacht? Verfolgen wir nun die Scenerie des Verf., so sehen wir uns zuerst in die Hölle geschleudert, oder, wie der Dichter sagt, ins kaiserliche Lager. Satan spricht:

Jetzt, Mutter von dem Gottessohn,
Jetzt steig herab von deinem Thron.
Des Fleisches Lust steigt kühn hinauf
Und baut sich seine Tempel auf.
Hast jetzt genug regiert,
Mir nun die Welt gebühret.

Dazu singen die Heren:

Mächt'ger Höllebrei!
Dergest Verirrungen
Geistes Verwirrungen.
Woh! gethan;
Schafft sie heran u. s. w.

in traurigster Parodie von „Macbeth“. Nachdem dies eine Weile so fort gegangen, treten Moritz von Sachsen und Du Rosta auf; Granvella berichtet frohlockend dem Kaiser den Bauernaufstand, worauf dieser antwortet:

Gütte Mähe!

Härs Evangelium! Der Kurfürst Sachsens,
Der Landgraf Hessens stehen ab vom Troß,
Hätteln nicht an Kaiserthums Säulen. Ihnen
Hat Rom die Läuterung der Klerlei
Bewilligt.

Die Tropfen werden gefangen. Die Heren erscheinen wieder. Moritz wird entzaubert. Er sieht seine Braut Mathildis in Gefahr und ruft plöthlich:

Noch ist es Zeit! Ha, Kaiser Karl — Ne!

So geht die Geschichte fort, bis ein Wollenthrone erscheint, ein Chor der Seligen den Mund öffnet und singt:

Singe, o Erde,
Sangest, o Himmel!
Seligkeit werde
Überall Himmel:

Christus bestiegt den Thron, und Karl und seine Tochter Johanna Margaretha rufen:

Wir sagen nicht.

worauf Satan ruft:

Ha, welch ein Licht!

und der Vorhang fällt. Wäre dies Stück uns als ein Mysticismum aus dem 13. Jahrhundert vorgeführt, so würden wir die-

des Kunst-Eindringers Vorliebe-Interessanten finden. Als eine Arbeit des 19. Jahrhunderts kann sie uns nur bedenklich — nämlich für den Verf. — erscheinen.

Von demselben Charakter ist nun auch das dritte Trauerspiel: „Die Böhmen unter Thurn“, und sein Schlußdrama: „Die Tiroler“, von welchem letztem wir vollends gar nicht wissen, wie es hierher kommt. „Die Böhmen unter Thurn“ behandelt die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs bis zu Thurn's Fall, worin die Geschichte des Rabenkindes Thella und ihrer Liebe zu Jaromir, Thurn's Sohn, wunderbar eingewebt ist. So viele Nationen auch in dem Stücke auftreten, so fehlt doch diesmal der bisher obligate Satan, und das Stück, das sich dafür mit Rabenenersehnungen und dergleichen Wundern mehr hilft, hat dabei nichts verloren. Sprache und Vers sind ebenso seltsam geblieben wie in den früheren Theilen der ungeheuren Aetralogie. Wir fragen uns immer gleich vergeblich: an welche Darstellung, an welche Bühne, an welche Vergnügen seiner Leser dachte der Verf. nur bei dieser Aetralogie? Der Schluß dieses Stückes hält sich in ein so merkwürdiges Dunkel, daß der Leser nicht weiß, ob Thurn den Thron der Böhmen oder die Blutbühne bestiegt, und mit diesem Zweifel, den der Verf. sich wahrscheinlich höchst poetisch gedacht hat, und der es außerhalb des Dramas auch sein würde, endet das Stück. Doch nein — es endet nicht, denn ohne Personenregister hängt sich ihm noch eine Art von Volkskomödie: „Die Tiroler“ an, von der wir weder erfahren, in welchem Jahrhundert sie spielt, noch, was ihre Bedeutung ist, errathen können. Dieser possenhafte Ausgang der überpoetischen Aetralogie macht die Meinung des Verf. noch unverständlicher, als sie zuvor war, und zwingt uns das Urtheil ab, daß entweder die dichterische Intention oder der Stoff mit ihm durchgegangen sei. Er selbst ist zwar der Meinung, daß die Poesie der Religion es sei, die seine Dichtungen eingegeben habe; wir können ihm jedoch versichern, daß wir von Poesie, sofern darunter etwas zugleich Schönes und Gesetzmäßiges zu verstehen ist, nichts entbehrt haben, wol aber Gesetzmäßiges, Willkürliches und Unschönes in Überfluß. Schade, daß der Verf. die Erwartungen, zu welchen aus sein begreiflicher und begehrteter „Johanna“ Muth machte, so wenig erfüllt, und daß er die Begreiflichkeit, die nur Grotesk schafft, so lange sie wärmt, und nicht, wenn sie verbrennt, sein ganzes poetisches Gebäude hat in Flammen faden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837. Von Eduard Reumann. Frankfurt a. M., Köerner. 1838. 8. 16 Gr.

Ein vortrefflicher Beitrag zur Cittengeschichte der deutschen Hochschulen im 19. Jahrhundert! Der Verf., ein Sohn der göttinger Mäusen, aber seit einer Reihe von Jahren emancipirt, kehrt dahin zurück, um die hundertjährige Jubelfeier der alma mater mit zu begehen. Das vielverrufene Festprogramm verleiht ihn unter die „angesehenen Fremden“ nur dadurch, daß er durch Hofr. Richard's Bemühungen von dessen Betreuer Anton Bauer eine Karte dazu erhält, weil er 1826 Dr. jur. utr. in Göttingen geworden war. Der „angesehenen Fremden“ waren in allem stehendenviertel und unser Reisende der achtundvierzigste; das große Gastmal des Königs bestand aus 50 Gouv. u. s. w. Die ganze Frierlichkeit war öde und steif, ja man darf sagen geistlos.

Der Verf. hat seine Festbeschreibung in Romanform eingekleidet, und wir möchten behaupten, daß seit Knigge's „Reise nach Braunshweig“ kaum etwas Amüthigeres der Art zu lesen gewesen sei. Wäre diese Reise und Festbeschreibung nicht einer vorübergehenden, bald vergehenden Begebenheit gewidmet, sie würde sich einige Jahrzehende auf der Oberfläche der schönen Literatur erhalten. Klar und deutlich tritt ein Bild des heutigen Unverständnisses darin hervor.

Mit allen Bestrebungen, ist es nicht. 4
Ne, unfähig sich den Fgen, die freie Etien q
der Opposition dem Es
lichen enomunifischen
Staate unterthänig zu
für die ganze Lebenszel
sen Gefühl, der es zu einer aufrechten Veröhnung mit dem
Befehlenden, zu einer Innigkeit an stabile Principien nicht
kommen läßt.

Der Dr. Verf. hat die beherzigungswürthesten Betrachtungen über diesen Zustand der deutschen Hochschulen eingebracht. Das Mittelalter mit seinen gothischen Formen spiegelt sich an dem Bau der Universitäten und besonders der erst hundertjährigen Georgia Augusta. Aber diese Formen haben sich überlebt. Die Jugend bleibe dem Leben fern, als
Hofend und geringschätzig von Staatswegen
jene abgelebten Formen zurückgewiesen u
der Lehrfreiheit trägt dazu bei, eine gewiss
an das Rathgeber zu bannen, an welcher
flug der Jugend sich nicht genügen läßt. 1
um den Stolz Deutschlands in einem ja
herabzuwürdigen, für welchen der Schen
hat. Auf der einen Seite sieht man die
die Freiheiten der Hochschulen gelegt, auf
müht man sich ihre Tadelnheiten zu erl
ist, hält dem Jersörten nicht die Wa
Munsch laut werden, daß man von Ernst
Aber wie? Sollte nicht noch eine Zeit la
seht dem Kurnwesen, so auch dem Bursche
Nacht werde angebeihen lassen? Wer an
lerat, sich gefällig in der Gemeinde der Gie
schwerlich einen Begriff von einem geordn
der Freiheit in der Gesellschkeit bekommen. Dies aber grade war
die Aufgabe der Burschenschaft, welche bei gehöriger Pflege und
angewohnloser Geduld der Staatsaufsicht der Lösung entgegen
gebracht werden konnte. Man hat diese Richtung der Jugend
mit Gewalt zerstört, weil sie excentrisch im Gegendrucke wurde;
aber man hat nichts an die Stelle gesetzt, weil man Geseh
armuth mit der Gewalt paart. Nur wenn die Gewalt geist
reich geübt wird, kann sie unschädlich zerstören; das Bedürf
niß des Wiederaufbauens und neuer Schöpfungen ist dann die
versöhnende Schwester des verlegenden Meubers.

Wenn d
zu Felde gie
Kierisch hat
geführt, m
mann man
hat eine Re
Staat als e
ist ein sehr
wird das Un
Der Staat
Büchenschaft
wo den Volk
hatte ist, li
nicht einlassen
geben. Von
verderbt wa
ten für die
Ob Dr.
stischfäde q
epell herrset
die Bildung
mit Genuß f
nen haben
geht nicht de
eine Unvers

belehrenden, lenkenden und leitenden Umgang der Lehrer. Diesen geben die kleinen Universitäten, nicht die Universitäten in den weitläufigen, üppigen, zerstreuten Hauptstädten. Das Centralisiren der wissenschaftlichen Mittel und Anstalten in ihnen ist für die Provinzen so gefährlich als das Centralisiren der Verwaltung und Gewalt. Die einströmenden Capitale strömen nicht in gleicher Weise zurück. 52.

Die heutigen Griechen.

Als Hallmerayer in seiner „Geschichte der Halbinsel Morea“ behauptete und unserer Meinung nach auch bewies, daß in dem Volke, das sich jetzt Hellenen nennt, auch nicht ein Tropfen altgriechischen Blutes fließe, traten besonders die Philologen gegen ihn auf, denn diese wollten sich am allerwenigsten ihre Illusionen nehmen lassen, obgleich sie eine bedeutende Mischung mit fremdem Blute nicht ablegen konnten und zugeben mußten, daß eine überwiegende Masse slawischer wie albanesischer Wörter und Sitten sich im heutigen Griechenland finden. Konstantin Porphyrogenitus sagt ausdrücklich, daß zwei Jahrhunderte lang im Peloponnes kein Wort Griechisch gebräut worden und die hellenische Sprache erst wieder durch byzantinische Mönche, welche die hebräischen Slawen zum Christenthume bekehrten, als Kirchensprache eingeführt worden sei. Dem Ethnographen gelten auch die slawischen und arnautischen Physiognomien der Neugriechen als gewichtige Beweise für Hallmerayer's Behauptungen. Da aber Einer sagen könnte: die Gelehrten, wenn sie eine vorgefaßte Meinung einmal haben, sehen dieselbe überall bestätigt, und si quis amat ranam, ranam putat esse Dianam, so wollen wir hier einige Bemerkungen hersehen, die von einem Künstler, dem englischen Maler Perce, herrühren, einem Manne, der in Hellas nur pittoreske Gegenden und antike Physiognomien suchte und schwerlich je von dem oben angeführten Werke unsers scharfsinnigen Landsmanns gehört hat. Er sagt: „Die heutigen Griechen sind wol so sehr ein Mischvolk wie nur irgend eins in Europa, und der größte Theil würde sehr in Verlegenheit kommen, wenn er seine Abstammung von den alten Hellenen beweisen sollte. Die Ranzatuzene und Paläologen gehören freilich zu den ältesten Familien in Europa. Griechenland hatte viele Gebieter im Fortgange der Zeiten, und Alle scheinen von ihrem Geblüte etwas zurückgelassen zu haben. Auch haben häufige Zugzüge von Asien herüber stattgefunden, und daher kommt wol auch zum Theil der jüdische Ausdruck im Gesichte, den man bei so vielen, selbst häßlichen Griechen findet. Sie haben ein weit orientalischeres Gepräge, als man im übrigen Europa wol glaubt, und jede Spur, die wir von altgriechischen Sculpturen übrig haben, zeigt eine Physiognomie, die von der der heutigen Griechen gänzlich abweicht. Im Alterthume war die Gesichtsbildung kleiner, der Umriss gerader, und die Statuen der kräftigsten und mutigsten Helden hatten nicht jene enorm großen Nasen, die man im heutigen Griechenland überall sieht und die ich für südöstlichen Ursprungs halte. (Wir meinen, sie kommen vielmehr aus dem Nordwesten, denn eben dadurch zeichnen sich die Schyptar oder Araber aus.) Auf meinen Wanderungen durch das Land habe ich nur einige wenige antike Gesichter gesehen, zweifle aber nicht, daß ich in jedem andern Lande deren ebenso viele angetroffen haben würde, wenn ich sie gesucht hätte. Die Männer von Hydra fielen mir auf, weil sie so hübsch waren. Sie haben einen Ruch von mittler Höhe, sind stark gebaut, haben frische Farbe und recht offene Gesichter, kurz sie sehen so sehr, als nur möglich ist, ab gegen die gelbgrauen Moreoten, die ein wahrhaft finsternes Aussehen haben. Ich machte nicht allein die Bemerkung, daß die Hydrionen einander alle sehr ähnlich sehen, und erinnere mich, daß Jemand, der eine Gruppe derselben mit dem Blicke überflog, äußerte, man könne sie alle für Brüder halten.“

Die Sprache der Griechen ist auch ungemein gemischt; alle Wörter, die sich auf Luxus beziehen, sind italienisch, viele andere lateinisch, und jedes Volk, das einmal über Griechenland herrschte, hat dort auch Wörter hängen lassen. Bemerkenswerth ist aber, daß manche Wörter, welche die allerunentbehrlichsten Dinge, z. B. Haus, Wohnung bezeichnen, nicht altgriechisch, sondern von diesem ganz und gar verschieden sind. Es gibt jetzt in Griechenland bekanntlich viele gelehrte und unterrichtete Männer, die sich nach Kräften bemühen, die Sprache zu reinigen. In manchen Gegenden haben sie ein sonderbare Art, ihre Taufnamen umzuwandeln; so nennen sie Katharina Katinka, Johannes Jani, Marie Marionka u. s. w. 55.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

43. Repertorium der gesamten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Elfter bis vierzehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
44. Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. (Ex apibus mel & cera.) Mit einer Abbildung. 8. Geh. 1 Thlr.
45. Kobespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
46. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.
47. —, Die Lante. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bändchen. 16. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.
48. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Frand. Zweiter Jahrgang. Mit fünf Kupfern und einem Facsimile. 8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr.

49. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert, Voigt, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, 1830 — 34, sind zusammen von 9 Thlr. 16 Gr.

auf 5 Thlr. im Preise ermäßigt.

einzelne kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte Jahrgang aber jeder 2 Thlr.

50. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit J. G. von Zedlig's Bildniß und sechs Stahlstichen. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

v. Zedlig's Bildniß, in schönen Abdrücken in gr. 4., kostet einzeln 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrgänge der Urania für 1830 — 34 und kosten statt 10 Thlr. 6 Gr. nur fünf Thaler. Einzeln sind sie, so weit der Vorrath reicht, zu 1 Thlr. 8 Gr., die Jahrgänge 1835, 1836 und 1837 jedoch nur zu 2 Thlr. jeder zu haben.

51. Menke (Karl Wilhelm), Die Natur, der Mensch und sein Wissen. In die Naturforscher und Denker des 19. Jahrhunderts. Die Vorrede seiner Schriften. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

52. Barm (G. F.), Das Königl. hanoversche Patent, die deutschen Stände und der Bundestag. Publicistische Skizze. 8. Geh. 8 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Mittwoch,

— Nr. 115. —

25. April 1838.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1837.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

11. Die Herzogin de la Vallière. Schauspiel in fünf Acten von E. F. Bulwer. Aus dem Englischen metrisch übersetzt von E. v. Gernowitsch. Nachen, Mayer. 1837. 8. 18 Gr.

Das Drama der neuern englischen Literatur ist zur Conventionsfabel geworden. Conventionsmenschen, Conventionscharaktere, Conventionsleidenschaften herrschen darin, von Natur und Wahrheit ist gar nicht mehr die Rede. Die Engländer liefern uns hierin ein merkwürdiges Beispiel, wie man Selbsterkenntnis verlernen kann; wie ein Volk unter dem täglichen Anblick des Schönen und Guten doch das Unrechte und Falsche pflügen und nachahmen könne, und wie sie, noch unentschuldigbarer als die Spanier, im gesicherten Besitz des wahren Dramas, sich um ein falsches unablässig bemühen. Shakespeare wird von allen Engländern gelesen, „Macbeth“ wird auf allen englischen Bühnen dargestellt — und Bulwer, einer der Koryphäen der heutigen englischen Literatur in mehreren Gebieten, kann ein so mattes, mondcheinartiges, trügerisches, auf französischem Deklamationsabgezogenes Drama schreiben wie diese „Herzogin de la Vallière“ ist. Es fehlt nur noch, daß englische Kritiker dies Stück lobten, und siehe: sie haben es gethan!

Will man etwas Unnatürliches, etwas Naturwidriges sehen, so sehe man diese Leidenschaft der la Vallière. Will man etwas Gaft- und Kraftloses lesen, so lese man diesen Dialog. Will man etwas Berkehrtes hören, so höre man diese Rede, diesen Bragelone, diesen König Ludwig, diese Mutter. Nicht genug, daß Alles Conventionsplunder ist, es ist auch noch verkehrte Convention, die sich von der echten, Racines und Voltaire'schen Convention noch durch die allergrößten und unerträglichsten Unarten unterscheidet. Racine's Geliebte und Helldamen sprechen wenigstens so, wie unter gewissen Umständen gewisse Mädchen wol sprechen könnten, obgleich sie nicht so sprechen; diese Mademoiselle de la Vallière spricht aber so, wie gar kein Mädchen unter keinerlei Umständen sprechen kann, und so alle übrige dramatis personae.

Den Grund solcher Berkehrtheiten und ihren Ursprung aufzufuchen oder sie zu zerlegen, ist verlorene Mühe; man kann eben nur sagen, daß den Engländern, was das Drama betrifft, alle Poesie, bis auf die Exaltation davon, verloren gegangen ist. Meister Addison mag diesen Verlust zuerst verschuldet haben; aber wie ein Mensch, der sonst trefflich war, wenn er einmal von der rechten Bahn gewichen ist, stets tiefer und tiefer fällt, weiter und weiter sich verirrt, so haben in der Verirrung auch seine Nachfolger Meister Addison weit übertrifffen. Vom „Cato“ bis zu diesem Stück Bulwer's ist ein gewaltiger Fortschritt in der Naturwidrigkeit.

Solche Sachen gut zu übersehen, wie der Bearbeiter gethan hat, ist ein neuer Verberb von Zeit und Mühe; an einem paar Proben, an der ersten Scene z. B., hätten wir vollkommen genug gehabt, wenn es darauf ankam, den tiefen Ver-

fall der englischen Dramaturgie in unsern Tagen zu zeigen. Die Spanier haben ihren Calderon, Lope, Moreto vergessen, und Martine de la Rosa, der diesen Quell echter Poesie auch nicht kennt und würdigt, quält sich und seine Landsleute mit flachen und farblosen französischen Copien. Die Zeiten entschuldigen den Spanier! Welche Entschuldigung aber hat Edward Lytton Bulwer, ein Mann von Geist und Belesenheit, ein Engländer, dafür, daß er seinen Shakespeare vergiftet oder nicht begreift und sich und seine Landsleute mit matten französischen Copien — und welchen Copien — martert?

12. Eginhard und Emma. Drama in fünf Acten von Heinrich Seidel. Buzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr.

So oft dies sehr bekannte Thema — in neuerer Zeit zuerst von Fouqué — auch schon dramatisch, wozu es ganz besonders aufodert, bearbeitet worden ist, so ist es doch noch niemals weder in so poetischem Schmuck noch so wirkungsvoll vorgetragen worden. Der Gegenstand ist trefflich aufgefaßt, die Charaktere sind zart, wenn auch etwas anachronistisch gezeichnet, und das Begebnis ist anziehend, wiewol aus lauter schon bekannten Elementen entwickelt, und das Ganze gibt in Sprache und Behandlung einen wahrhaft poetischen Geist zu erkennen, der in Bildung und Geschmack Niemand nachsteht. So gehört diese wohlge- lungene Arbeit zu den besten dramatischen Erzeugnissen des Jahres, und wir zeigen ihr nur Gerechtigkeit, wenn wir sie Palm's „Grisebide“ an die Seite stellen.

Das Ereignis wird besonders gut vorbereitet durch die ersten Anfänge der Neigung zwischen Eginhard und der Kaiserstochter im Kloster zu Besançon. Aus der trefflichen Auffassung dieses Verhältnisses von Lehrer und Schülerin fließt alles Folgende natürlich und zwanglos ab. Zugleich war hier Gelegenheit gefunden, dem Stücke eine breitere historische Unterlage zu geben, Geschmach und Bildung zu bekunden und Alles herbeizuziehen, was dem Stoffe Bedeutung und Mannichsartigkeit geben konnte. Das Ganze ist dennoch aus einem Wurf hervorgegangen, und nur das Auftreten Bittelind's, das jedoch sehr wirkungsvoll mit der Bekehrung des wilden Christenfeindes endet, könnte für ein fremdartiges Element gelten.

Der Dialog läßt nichts zu wünschen übrig und ist in der entscheidenden Scene zwischen Emma und dem Kaiser im vierten Acte meisterhaft; natürlich ist er immer, nur stellenweise für die Zeit und ihre Sitte etwas zu weich und zart. Der Conflict in der Seele Karl's, für den der Gedanke, das Abendland mit dem Orient für immer zu versöhnen und zu vereinen, etwas Zwingendes und Beherrschendes haben mußte, mit der Liebe für sein Kind und der Achtung für ihren Helden ist zu einem reichen Quell von Poesie benutzt und schön aufgefaßt; selbst die Staatsreden des byzantinischen Gesandten und Karl's Antworten sind dichterischer, als dergleichen zu sein pflegt. Mit einem Worte, wir finden an diesem Drama nur zu loben, und wenn die etwas zu weiche Haltung des Ganzen uns mit den Zeiten hier und da nicht zu passen scheint, so dürfen wir doch eben auch nicht vergessen, daß es schwer, ja vielleicht unmöglich

ist, den poetischen Forderungen mit bloß historischen Elementen Genüge zu leisten. Grillparzer's „Medea“ hat bewiesen, daß die treue Copie des rohesten Lebens nur stückweise poetisch befriedigend sein könne.

Es ist schwer, aus dem durchweg poetisch angehauchten Gemälde einzelne schöne Züge hervorzuhoben. Gleich im Eingange begegnet uns jedoch ein überraschend-lieblicher Zug. In der Art, wie die Äbtissin die anfallsame Emma straft, indem sie sie verurtheilt, Amosen zu spenden, muß jeder den Dichter von Beruf erkennen. Solcher unerwarteten Pinselstriche, welche die Seele wohlthätig bewegen, bietet das Stück mehr, als wir andeuten können. Seine Kraft läßt der Verf. in der Gestalt Wittelkind's, welcher ganz aus der Zeit aufgegriffen ist, erkennen. Seine Bekehrung ist Schiller's Feder würdig. Gebrängt von Eginhard und schon wankend, dennoch aber an seine Götter geklammert durch Gewohnheitsmacht, ruft Wittelkind:

Ich will nicht, Christ — ich will dein Wort nicht hören!

Eginhard.

In deinem Auge les' ich andre Meinung.
Daß Eis des Winters bricht, die Knospe schwillt,
Die Blüte drängt dem Eiste sich entgegen.
Wirf ab die Hülle!

Wittelkind.

Sag, sind unter Euch

Auch Zauberer?

Eginhard.

Nur einen Zauber kennt
Der Christ — der Wahrheit Zauber! Seiner Macht
Kann Keiner, kannst auch du nicht widerstehn;
Ergib dich ihm.

Wittelkind.

Du wärst kein Zauberer?

Eginhard.

Nur

Der Wahrheit Bote bin ich und des Lichts . . .
Es blüht heraus, der Morgenhimmel flammt.
In Thränen seliger Entzückung schimmern
Die Blumen all, der Odem Gottes weht
Auch dich erweckend an. Versuch's, versuch's,
Vom Wintertraum zum Lenztag zu erwachen.
Versuch's — ein Christ zu sein.

Wittelkind (ihm die Hand reichend).

Ich will's versuchen! (ab.)

Neu und kunstvoll ist die Aberraffung des Schlußes behandelt. Emma, die sich selbst zu verurtheilen glaubt, befeigt sich durch eben dies Urtheil. Wir bedauern, den Reiz dieser und anderer Scenen durch Auszüge nicht wiedergeben zu können. Der Verf., geschickt seine Empfindung zügelnd, vergißt niemals, daß seine Wirkung eine plastische sein soll, und vermehrt seinen Erfolg durch Verschweigen. Dies Verschweigen zu rechter Zeit aber ist der einzige Kunstgriff, den der Dramatiker nicht entbehren kann, den er vielmehr zu erlernen sich alle Mühe geben soll. Dem Verf. ist es gelungen, mit seiner Hülfe ein schönes dramatisches Werk zu Stande zu bringen, ein Gedicht, an dem wir uns ganz und ohne Störung erfreuen, das wir aus der Masse aussondern, das man lieb gewinnen kann und das gesungene Individualität mit jener höhern Idealität der Anschauungen vereinigt, ohne welche der dramatische Dichter nicht bestehen kann.

15. Der Prinz von Rassa. Dramatische Novelle in fünf Abtheilungen. Von Franz Berthold. Buzlau, Appun. 1837. Breit 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Dramas ist von Aet in die Literatur eingeführt, und Aet hat nicht geirrt, wenn er in seinem Schüßling einen Geist von besonderer Begabung erblickt hat. Motivierung und feste Anschauung der Charaktere, sodas jede Figur des Bildes zu einer Person wird, psychologische Begründung und die Kunst, die Erscheinungen zu Lehrfäden umzubilden, in

diesen Vorzügen glänzt diese Arbeit. Es sind ungefähr dieselben Vorzüge, welche Aet's Arbeiten selbst auszeichnen, und um denselben noch näher zu kommen, fehlt es dieser auch nicht an gewandter Dialektik. Daß das Stück dennoch kein eigentliches Trauerspiel sei, daß es für ein solches zu ereignisreich, zu mannichfaltig, zu wirklich und kunstlos gehalten, scheint der Verf. dadurch anzuerkennen, daß er für seine Arbeit den schwer zu rechtfertigenden Titel einer dramatischen Novelle wählte, eine Bezeichnung, die in manchem Betracht einen ebenso großen Widerspruch darbietet als die Worte: ideale Wirklichkeit oder prosaische Poesie ihn enthalten. Der Verf. stellt eine historische That, den Kampf Reapels nach dem Tode Rasanellio's gegen Spanien, in aller ihrer geschichtlichen Wirklichkeit und mit allen ihren historischen Einzelheiten, allerdings poetisch verklärt, aber doch ohne die von den Gesetzen des Dramas gebotene Auswahl in den einzelnen Erscheinungen oder in den Charakteren dar; nur die äußere Form, nicht das innerlich wirkende Gesetz ist ein dramatisches, und wollte er seine Arbeit daher wirklich charakteristisch bezeichnen, so blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als dies mit dem widerstrebenden Titel einer „dramatischen Novelle“ zu versuchen.

Daß wir hierauf Gewicht gelegt, beweist schon, daß uns dieser Versuch als ein erheblicher, geistvoller und bedeutender erscheint. Er bekundet in der That den Mann von reicher Beobachtung und einem Kopf, der seine poetische Erregung an dem Jügel der Reflexion und dem Maße eindringender Studien zu meistern und zu messen weiß. Eine so reine und feste Anschauung der Charaktere wie hier begegnet uns schon äußerst selten; noch seltener aber ist, daß poetischen Charakterbildern so viel Wahrheit und Beobachtung unterliegt. „Der Prinz von Rassa“ ist ein Urbild jenes halben Willens, mit vieler Liebe und großem Gelfinne gepaart, der in Zeiten, wie diese sind, stets sich selbst vergeblich opfert. Seine Gattin Fortunata gibt das Bild des Weibes, das keinen andern Fehler hat als den, daß sie sagen kann: Ich will nicht! Der Verf. läßt uns tief in diesen trefflich gezeichneten Charakter schauen. Er deutet an, daß mit jener Möglichkeit, zu sagen: Ich will nicht! das Weib seine Sphäre verläßt und in eine fremde überstreift, in der sie von Fehler zu Fehler stürzt, um so mehr, je edler sie sonst ist, und je mehr sie einen Mann liebt, den sie als ihren Selbsten vergöttert sehen möchte. Diese Lehre ist deutlich und hochpoetisch in Fortunata wiedergegeben. Sie will einen König aus Rassa machen und verlockt ihn, selbst mit ihren Opfern, von Fehler zu Fehler. Arcos, der Bicekönig, ist ein gleich lehrreiches Bild; er stellt die Verküpfung der Gewalt bei sonst rebellischem Willen dar. Darin, wie er dem zum Friedensstifter gesandten Königssohne das Volk und seine Absichten darstellt, ist eine tiefe, eine große Warnung für Fürsten gegen verbundene, wenn auch treue und wohlmeinende Rathgeber enthalten. Dies Bild ist mächtig und aus der Wirklichkeit gegriffen. Nicht minder ist es Don Juan d'Austria, der Königssohn selbst, der, wenn er seiner Reizung des Vertrauens gefolgt wäre, der Abgott des Volks werden konnte, nun aber, von Arcos mit Misstrauen erfüllt, sich schlagen und vertreiben läßt. Nicht minder tief und wahr ist das Volk gezeichnet, immer zum Rechten und Guten geneigt, und immer vom Falschen und Bösen gelenkt und regiert. Das Ganze aber stellt ein so reiches Bild politischer Parteilämpfe überhaupt, ein Gemälde von Volksherrschaft und Empörung gegen legale Gewalt dar, daß wir dafür, als solches, unsere Bewunderung aussprechen müssen. Das Stück hat indes auch seine Fehler wie jedes Menschenwerk. Es ist zu Anfange mit zu vielen Intentionen angelegt, und der nachherige Drang hat den Verf. genöthigt, viele schöne Anlagen der Art gänzlich zu vernachlässigen. So geht z. B. das so eigenthümlich gedachte Verhältniß zwischen der Mutter des Prinzen und Fortunata gänzlich unter. Die Begebenheit ist ferner zu detaillirt, die Volksscenen sind zu fragmentarisch und kehren zu oft wieder; „Gymont“ hätte hier zum Vorbilde dienen sollen. Endlich verwirrt die Menge der Einzelheiten, die zum

Theil ohne Bedeutung bleiben, wie Fortunata's Flucht u. s. w., den Überblick und zerreißt die Theilnahme. Doch was Schaden am Ende alle diese Mängel? Dem Wille des Verf. kommt nichtsdestoweniger der Ruhm zu, ein Stück Leben zu sein, das Höchste, was von einem Kunstwerk zu sagen ist. Er ist nichtsdestoweniger Schöpfer, und der Preis der Originalität, ein echter und wirklicher, kann ihm durch jene Mängel nicht geraubt werden.

Das Stück ist in schlichter Prosa geschrieben; vielleicht vertug sich die Ideenfülle des Verf. nicht mit dem Verse. Dies würde beweisen, daß er sich noch zu mäßigen, abzuscheiden und zu resigniren habe. Er kann darauf vertrauen, daß, was nicht gut im Verse steht, besser wegleibt. Sein reicher, vordringender, klarsehender, origineller Geist schmeigte sich in die Fessel des Verses, und wenn uns nicht Alles trügt, so wird er Ungemeines leisten, vorausgesetzt daß ihm die Philosophie keinen Streich spielt, denn den Illusionen der Begeisterung scheint er nicht sehr zugänglich zu sein. In dieser Beziehung warnen wir ihn vor der Kritik seines Beschüßers, die mehr als ein warmes Herz zu früh und zu sehr erkaltet hat. Der wahre Dichter soll kalt scheinen, aber nicht kalt sein.

(Der Beschluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand der Literatur in Portugal.

Der Zustand der Civilisation einer Nation ist doch wol unstreitig aus den Productionen ihres wissenschaftlichen Wirkens und ihrer Presse zu erkennen; betrachten wir nun von dieser Seite die portugiesische Nation, so liegt ein höchst trauriges Bild vor uns, eine öde, eine leere Wüste, die undurchschreiblich ist, ein Feld, was nichts producirt, ein Acker, dessen Nahrungsmittel sich aufgezehrt und nun aus sich selbst nicht mehr im Stande ist, etwas hervorzubringen; und doch will man noch immer behaupten, daß es unter den Portugiesen noch viele Gelehrten gebe, daß die Weisheit hier noch zu Hause sei. So nennt man denn auch Diesen und Jenen, der noch im Stande wäre, das Licht der Welt anzuzünden; allein da solche Leute ihr Licht nicht leuchten und nichts drucken lassen, wo sind da die Beweise ihrer Gelehrsamkeit? Nun sagt man zwar, und das mit einigem Recht: die Wenigsten besitzen die Mittel, die Druckkosten bestreiten zu können, da es hier keine Verleger gibt und überhaupt der Buchhandel noch auf der untersten Stufe der Cultur steht. Allein wie machten es denn die älteren portugiesischen Schriftsteller, deren es doch so viele gab, die große weitläufige Werke schrieben, und die in jenen Zeiten gewiß noch mit weit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, um ein Werk drucken zu lassen, als in gegenwärtiger Zeit? Es sind dieses großentheils nur leere Entschuldigungen, um die Geisteschwäche der jetzigen Generation zu bemänteln, ihre Unwissenheit zu vertuschen. Jeder Unbefangene, der in den Geist der Nation eingedrungen ist und ihre ganzen Verhältnisse, ihr Wirken und Schaffen kennt, muß sich gestehen, daß sie jetzt weit leichtere Köpfe hat als ehemals, da unter drei Millionen Menschen auch nicht ein halbes Duzend sind, die aus ihrem eignen Hirnschädel etwas Originelles in irgend einem Zweige der Wissenschaften im ganzen Jahr von 1837 hervorgebracht hätten, und die sich als Denker bewähret, um etwas mehr als ein Journal zu schreiben. Betrachten wir nur die folgenden literarischen Anzeigen, die in dem verlaufenen Jahre erschienen, so werden wir über die Erbärmlichkeit des Inhalts erstaunen müssen; große Felder des Wissens bleiben fast ganz und gar unberührt, wie z. B. Philosophie, Jurisprudenz, Naturgeschichte, Geographie u. s. w., und von andern Wissenschaften wird so wenig gegeben, daß man sie nicht einmal unter Rubriken bringen kann, da diese größer ausfallen würden als die Anzeigen selbst. Ich habe deshalb Alles, was nur einigermaßen eine wissenschaftliche Beziehung hat, unter der Rubrik: Wissenschaftliche Werke aufzählen müssen, und dann obenbein was für Werke? meistens Flugschriften von einem, zwei oder drei Bogen, wie man schon

aus den beigelegten Preisen schließen kann. Das Feld der Romane und Gedichte ist beinahe ebenso schlecht bestellt. Überhaupt in der Production von Romanen waren die Portugiesen von jeher unglücklich, sie hatten nie einen ordentlichen Romanbichter aufzuweisen, so große Dichter übrigens unter ihnen waren. Raum daß man jetzt ein erbärmliches Sonett zusammenschmiedet, und übrigens hilft man sich mit schlechten Übersetzungen ins Portugiesische. Nicht zu verkennen aber ist, daß die gegenwärtige Generation mehr nach einer oberflächlichen Bildung strebt, wovon die vielen wissenschaftlichen Journale und Unterhaltungsblätter wol den besten Beweis abgeben, und von denen vor wenigen Jahren auch nicht ein einziges existirte als der „Investigador“, der „Portuguez“ und das Journal von Coimbra, die sich mehrere Jahre lang erhielten, später aber auch wieder eingingen. Werfen wir aber nun gar einen Blick auf das politische Meer von Journalen und Zeitungen, von Wochen- und Tagesblättern, die alle an die Stelle der früher einzigen Regierungszeitung, der „Gazeta de Lisboa“, mit ihrem beschriebenen Inhalte, getreten sind, so möchte man wol auf die Idee kommen, daß Politik die Wissenschaften verdrängt habe; und wollte man diese Blätter, die so verschiedenartige Farben tragen — denn da gibt es Regierungsblätter, chamorritische, devoristische, miguelistische, constitutionelle und demokratische Blätter, die heute geboren werden und nach 14 Tagen wieder im Grabe liegen — alle lesen, dann würde kaum so viel Zeit übrig bleiben, um ruhig zu Mittag zu speisen; und doch gibt es unzählige, ja wol die meisten unter den Portugiesen, welche lesen können, die auch schlechterdings keine andere Lecture in die Hand nehmen als dieses Geschmiere politischer Rannesgelehrerei und persönlicher Angriffe. Was werden unsere Theologen auch von den angezeigten Religionschriften halten? Wie muß die Geistlichkeit beschaffen sein, die sich mit so Wenigem begnügt, an keine Controversen denkt und an dem Kalenderchen mit den Franziskanergebeten genug hat, wovon jedes Jahr eine neue Ausgabe erscheint, überdem auch die Variationen des Bibeltextes, die sich in Predigten, Reden und Gebeten ausdrücken, nicht sehr liebt, sodaß ein unbekannter Verfasser kaum eine einzige Predigt, eine Rede und ein Gebet für den Preis von 1½ Groschen erscheinen läßt. So wenig Schriften nun auch in Portugal zu Tage gefördert werden, so viele Mühe kostet es dennoch, ein ordentliches Verzeichniß sich davon zu entwerfen, und da die Buchtramer auch hierin nicht einmal dem Wißbegierigen durch Kataloge zu Hülfe kommen, keiner von ihnen weiß, was er selbst besitzt, geschweige denn, daß er sich die Mühe gäbe, zu erfahren, was andere besitzen, so hat man kein Mittel in Händen, dieses zu erfahren, als alle Zeitungen im Jahre durchzusehen, in welchen gewöhnlich die literarischen Anzeigen jedes neuen Products mitgetheilt werden, und folgendes ist das Resultat meiner Nachforschungen über das Jahr 1837, großentheils mit Beifügung der Preise in Reis à 600 = 1 Thlr. Preussisch.

Wissenschaftliche Schriften.

- 1) Codigo Pharmaceutico Lusitano. 2^o edição do Dr. A. A. de Silveira Pinto. (1800 Reis.)
- 2) Codigo Administrativo Portuguez.
- 3) Mappa Comparativa dos pezos e medidas de Portugal e a França. (200 R.)
- 4) Collecção e Noticias para a historia e geografia das nações ultramarinas no 1. 5^o Thom^o.
- 5) Glossario de Vocabulos Portuguezes derivados das linguas orientaes, e Africanas, excepto Arabe.
- 6) Elementos da Geometria por Filipe. 3^a edição. (Die drei letzten Nummern durch die Akademie der Wissenschaften herausgegeben.)
- 7) Posição e Serviço dos postos avancados 1^o Th. (480 R.)
- 8) Exercício das Armas p^a Infantaria.
- 9) Instrução militar de L. A. Soares.
- 10) Ensaio sobre os principios geraes da Strategia e grande tactica pr. Barreiras. (Durch die Akademie der Wissenschaften.)
- 11) Methodo das proporções e da anatomia do Corpo humano p^a os discipulos do desenho.
- 12) Principios geraes do ensino mutuo. (100 R.)
- 13) Instrução pratica para armar hum nairo para a Escola da

marina. (1200 R.) 14) Constituições e cartas com ideas elementares da economia politica, trad. do Francez. 15) O maçonismo he Judaismo. 3^a edição. (60 R.) 16) A existencia dos pedreiros livres e a sua sorte. (40 R.) 17) Alphabete Hieroglyphico. (40 R.) 18) Methodo mais facil para aprender a ler, hum novo A. B. C. (100 R.) 19) Analyse da natureza da mulher, hua lição para o desengano do homem, principalmente do mancebo. 20) Formulario dos processos p^a os Juizes das Freixias. 1^o Th. (160 R.) 21) Relações do senhorio feudal para com o Feudatario. 22) Collecção de Leis. 5 volumes. (a 5000 R.) por Delgado. 23) Descripção Geognostica das Ilhas Açoras p^o Conde de Vargas. 24) Causas da elevação e decadencia da monarchia Portuguezza desde que Portugal scerigio monarchia até os nossos dias. (120 R.) 25) Historia d'Inglaterra referida em conversações trad. do Ingles. (800 R.) 26) Resumo da historia de Portugal até a morte de Dom Pedro. (100 R.) 27) Manual Encyclopedico para o uso das escolas d'instrução primaria. (480 R.) 28) Nova Cartilha para meninos com estampas de animaes. 29) Quadro Elementar da historia natural das animaes p^r Cuvier, trad. p^r Almeida. (2400 R.) 30) A Botanica de Brotero nova edição emendada por Benavides. (Durch die Akademie der Wissenschaften.) 31) A arte de amar.

Religiönschriften.

1) Manual da Confissão do padre Carvalho. 14^a edição. 2) Folhinha da reza Franciscana para o anno 1887 e 1888. 3) Hum Sermão, hua Prática e hua Oração de N. Jezu Christo. (40 R.) 4) A Consciencia de hua Criança para o uso das escolas normaes.

Romane und Poesie.

1) Ismalia ou a morte e o amor. Trad. do Franc. (720 R.) 2) Canto do verdadeiro poema dos burros. p^r Costilho. 3) A primavera, poema de Costilho. (600 R.) 4) A geneceide, poema philosophico e allegorico da revolução do espirito humano no seculo actual e que se notou os mais notaveis acontecimentos da revolução franceza, a guerra peninsular e os successos de Portugal, por Pacheco Leitão. (2000 R.) 5) A voz de Propheta no estylo da Apocalypsa. 6) Epicedio a morte de Telles Jordão. 7) Os animaes falantes. Trad. do Franc. em versos por Costilho. 8) Elegia dos sineos enforcados no laes do sodebre em Julho de 1829. (80 R.) 9) Nova Castro 7^{ma} edição por Baptista Gomes. 10) Theodoro ou os Peruvianos trad. do francez. 240 R.) 11) A mais rivaes ou a Calumnia trad. do franc. 12) Emílio ou as vigílias do meu pai Trad. d. Fr. (1200 R.) 13) Jovê e Joaninha ou os pequenos aventureiros de Paris. Trad. do Fr. (1440 R.) 14) Cartas amorosas de dous amantes ou Emilia e Pontino. (140 R.) 15) O Menino do Matto. (60 R.) 16) Mariquinha ou deos em tudo. (50 R.) 17) Anecdotos applicaveis aos successos da vida. (200 R.) 18) A Pavorosa.

Wissenschaftliche und Journale zur Unterhaltung.

1) Biografias dos Portuguezes mais distinctos. Monatlích eine Nummer. (180 R.) 2) Jornal das novas invenções para artifices. (400 R.) 3) O enterte nlm^o. Täglich. (20 R.) 4) Jornal das Sociedade das sciencias medicas. 5) Jornal para Familias. 6) A historia Portugueza representada em estampas. (240 R. cada numero.) 7) Jornal da sociedade Pharmaceutica de Lisboa. 8) Archivo popular. 9) Jornal dos Amores ou dos Novatas em Coimbra. 10) Passatempo. 11) Panorama. 12) Jornal Encyclopedico. 13) Revista estrangeira. 14) Jornal da Musica. 15) Gabinete das Damas. 16) Ramalhete. 17) Semanario recreativo. 18) O Mascu ou simulacro Orphéo. 19) Bibliotheca familiar e recreativa. 20) Semanario harmonico. 21) O Ramalhete de Bernardices. 22) Revista estrangeira.

Politische Zeitschriften und Zeitungen.

1) A Carricatura. (50 R.) 2) O Correspondente. (20 R.)

3) Teremos outra Constituição? hum folheto. (60 R.) 4) Annona ou mistura curiosa. (40 R.) 5) A Gazeta de Portugal. 6) O Toureiro. (20 R.) 7) O Antitoureiro. (20 R.) 8) O Carapuceiro. 9) Carta de hum amigo da verdade a hum outro seu collega. 10) O verdadeiro amigo do povo. (Monatlích zu 480 R.) 11) A Camara optica com vistas modernas. (Ein Chamerschiffes Blatt. (60 R.) 12) Grilo de espanto sobre o emprestimo dos 800 Contos de hum Portuguez da cunha antiga. (60 R.) 13) A liberdade sem véo. (80 R. Eingegangen.) 14) O Investigador. (60 R.) 15) O Arriero, hum Jornal politico, litterario e commercial. 16) Pastoral do Frei Fortunato, excomunicando do deputado Palma. (100 R.) 17) O Movimento retrogrado ou a liberdade da Prensa. 18) Historia das Republicas, hum folheto jocoso, comparando a actual situacão de Portugal. 19) O Omnibus Constitucional. (40 R.) 20) Constituições e Cartas ou noticias geraes sobre o direito publico etc. (cin 13 Zeilen lang gr. Xtri). (300 R.) 21) O Restaurador com estylo elegante. (30 R.) 22) Sala das raridades. (80 R.) 23) A voz de hum Patriota. 24) Dictionario liberal. 25) Lições aos novos Ministros. 26) Plano para se pagar toda a divida. (30 R.) 27) Constituição da Monarchia Espanhola. 28) O Fenis. 29) O Cartista. (40 R.) 30) Carta de Panaleão Amomio a seu amigo Pertuliano Esportula. (40 R.) 31) O Seculo moderno ou hum theatro. 32) Dictionario Aristocratico. (a 200 R.) 33) O Correio. 34) O Examinador. 35) O Recopilador. 36) O Nacional. 37) O Periodico dos pobres. 38) O Tempo. 39) A Vedeta. 40) Cartilha de hum bom Cidadão, trad. do Espanhol. 41) Telegrafo. 42) Aurora. 43) Echo. 44) A restauração da liberdade. 45) O Seculo moderno ou hum theatro. 74.

Notizen aus Griechenland.

Die griechische Regierung hat durch einen Beschluß des Königs vom 2^{ten} December 1837 zwei Lehrer der Kirchenmusik ernannt; der eine hat den Unterricht hierin über sich, beide aber sollen zusammen für Hervollkommenung dieser Kunst Sorge tragen. Der Unterricht wird vorläufig in dem Locale der königlichen Schule in Athen ertheilt, und Jeder außer den Zöglingen dieser Schule kann daran Theil nehmen. An Feiertagen müssen Beide der Leitung der Musik in der Kathedrale der Hauptstadt sich unterziehen.

In den ersten Tagen des Januars 1838 wurde in Athen eine in der königlichen Druckerei gedruckte Schrift des Dr. Wilmer, Erbarztes des Königs von Griechenland, unter dem Titel: „Ιστορικὴ ἐκθεσις τῆς ἐν Πόλει πανώλους κατὰ τοὺς μῆνας Ἀπριλίου, Μαΐου καὶ Ἰουνίου τοῦ 1837 καὶ τῶν παρὰ τῆς κυβερνήσεως ληφέντων μέτρων“ (Historische Abhandlung über die Pest in Poros während der Monate April, Mai und Juni 1837, und die von der Regierung dagegen getroffenen Maßregeln), ausgegeben. Der Verf. konnte dabei officielle Actenstücke benutzen, welche ihm von dem Ministerium des Innern mitgetheilt wurden, und er hat mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit Alles zusammengestellt, was namentlich zur Aufklärung über den Verlauf der Krankheit selbst dienen kann. Die Darstellung ist einfach und leidenschaftlos; die beigefügten Documente sind eine interessante Zugabe, welche die Genauigkeit jener und ihre Richtigkeit in das gehörige Licht setzen.

Seit dem Verlaufe eines Jahres sind in der Provinz Attika fünf fahrbare Straßen, welche die Hauptstadt Athen mit einzelnen Punkten der Sparchie verbinden, vollendet worden; andere sind bereits begonnen. Die dazu nöthigen Arbeiten werden von den Gemeinden, zufolge des Gemeindegesetzes, mit Bereitwilligkeit geleistet; übrigens sollen zu beiden Seiten jener Straßen Bäume angepflanzt werden.

Donnerstag,

Nr. 116.

26. April 1838.

Dramatische Bücherchau für das Jahr 1837.

3. weiter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 115.)

14. Der Ring des Duschmanta. Dramatisches Gemälde aus der indischen Vorzeit, von Leopold Schleyer. Hamburg, Verlagsb. 1838. 18 Gr.

Der Verf. — H. Fr. Schrader ist sein Name — hat es versucht, aus einigen religiösen Epikoden der „Sakuntala“ des Kalidasa, im Geiste der Hindupoesie und mit der Intention, ein Bild altindischen Lebens, das sich selbst erklärte, darzustellen und uns in die Erkenntnis desselben einzuführen, ein Drama zu componiren, und dieser Versuch ist ihm, so weit die didaktische Absicht reichte, ganz, in poetischer Beziehung aber doch nur zur Hälfte gelungen. Immer aber verdient der auf eine würdige Bemühung verwandte Fleiß unsern Dank und unsere Anerkennung. Denn wenn auch Das, was uns hier als Bruchstück indischer Poesie gegeben wird, die wesentlichen Kennzeichen deutscher Poesie an sich trägt und in Denkart und Gefühlsweise entweder allgemein menschlich, oder deutsch weit mehr als indisch ist, so gehören die Verhältnisse doch dem indischen Leben an, und der Ausdruck lehnt sich auf indischen Mythos, Lebensform am Ganges und Poesie der Brahmanen. Den Stoff bildet die Geschichte der Verführung der Königin Sakuntala — jener von Sietern genährten Nymphe, halb göttlichen Ursprungs bei Kalidasa, die hier jedoch bloß zu einem geheimnißvollen Hindlinge wird —, ihre Wiederherstellung nach erkannter Unschuld und die Neue Duschmanta's. Allerdings ist das Ganze des Blätterstaubes, welchen der indische Mythos bei Kalidasa darüber streute, sehr entleert; das Geheimnißvolle ist in das Farte verwandelt; rein menschliche Motive sind an die Stelle der religiösen getreten, und die wuchernde Blume der poetischen Freiheit Kalidasa's ist hier zu bloßem Schmuckwerk geworden, während sie dort Wesen und Hauptsache war; eben dadurch aber hat das Gedicht sich unsern Geschmacksforderungen gefügt und kann nun für ein deutsches gelten.

Die Fabel ist mit Geschick und mit Wirkung behandelt, und wenn auch die Charaktere mehr als Kategorien denn als Individuen erscheinen, so sind sie doch in ein ansehnliches Spiel gesetzt. Sprache und Vers sind nicht selten sehr brav; die poetischen Bilder und die sanften Töne der Sprache fließen dem Verf. reichlich und ungeachtet zu, und Sprache allgemein menschlicher Weisheit stellen sich ihm kräftig und funktlos zu Gebote. Das dramatische Interesse wird sanft gepflegt und findet sein vollendetes Ziel in Duschmanta's Erkenntnis, daß dem Bunde der Liebe vor allen Dingen Vertrauen die Weiße gibt, und daß ohne diesen Kern und diese Angel jedes Glück von ihm weichen müsse. So schließt das Drama denn auch richtig und sich selbst befriedigend mit den Versen:

Der Kalidasa bei jedem Herzensbunde
Legt einzig im besessenen Vertrauen.
Nicht soll man dunkle Mächte drum beschwören.

Die uns verlocken auf des Irrthums Bahn;
Leicht ist das Glück durch Argwohn zu zerstreuen,
Schwer aber zu zerstreuen des Irrthums Bahn.

Wir geben zu, daß Kalidasa's Gedicht weit entfernt sein möchte, seinen Inhalt und Kern in einem solchen philosophischen Saße zu finden; dennoch werden auch wir dem Verf. zugeden müssen, daß ein deutsches Drama dieser Gattung ohne einen solchen Gedanken kaum bestehen möchte.

Sowol die Einteilung als die Anmerkungen enthalten manches Lesenswerthe.

15. Urwaß der Preis der Tapferkeit. Ein indisches Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von R. S. A. H. Berlin, Ende. 1837. Gr. 8. 20 Gr.

Dem eben besprochenen folgt ein zweites Drama des indischen Calderon in einer zwar nicht grade wortgetreuen, doch dem Originale eng angeschmiegteten Übersetzung, die uns in den Stand setzt, das Maß von Freiheit zu beurtheilen, das sich der Bearbeiter der „Sakuntala“ genommen hat. Von der „Urwaß“, welche zwar nicht mit unbedingter Gewißheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit Kalidasa oder seiner Zeit — das 1. Jahrhundert n. Chr. G. — zugeschrieben wird, bestehen bis jetzt zwei Übersetzungen, die von Wilson gegebene und die von Beng seinem Originale beigefügte lateinische, von denen die letzte lexikalisch treu ist, die erste aber ohne Noth vom Originale abweicht. Eine Bearbeitung, welche zwischen beiden Extremen die rechte Mitte und Geschmack und Treue in rechtem Gleichgewichte hielt, bestand noch nicht, und der Verf. gibt uns daher eine solche, und zwar eine poetische und sprachgewandte. Ohne Frage verdient eine solche Arbeit, die in manchem Betracht nicht eben leicht war, unsern Dank. Sie lehrt uns den indischen Dichter in seiner Eigenthümlichkeit, zugleich aber auch in seinen poetischen Bestrebungen hinreichend kennen, um zu einem Urtheile über beide zu befähigen.

Die „Urwaß“, deren allegorischer Sinn sich als Lohn der Tapferkeit auffassen läßt, und welche die Liebe des Königs Puruwaras von Pratsichana zu der Nymphe Urwaß und deren Lohn nach einem alten Mythos schildert, ist nicht bloß in poetischer Form, Vers und Prosa, sondern auch in zwei Idiomen, Sanskrit- und Prakritrede geschrieben. Die erste Eigenthümlichkeit hat der Übersetzer beibehalten und treu, ja, mit möglichster Nachahmung der Versformen selbst wiedergegeben; die zweite hat er natürlich fallen lassen müssen. Was er bei dieser Arbeit Fleiß und Mühe verdankt, verheißt er nicht.

Wir gelangen nun zu dem Drama selbst, von dem es wol erforderlich ist, unsern Lesern eine gedrängte Skizze zu geben. Urwaß, eine der Nymphen (Halbgöttinnen), die dazu geschaffen sind, Indra, den Gott der Dreiwelt (Himmel, Erde und Unterreich), mit Spiel, Tanz und Sang zu vergnügen, wird von einem der Asuras, Feinde der Götter (Ungötter), Rasi geraubt und von dem König Puruwaras, Enkel des Mondes, wie erfahren nicht wie, befreit. Damit beginnt das Stück, nachdem ein Gegensatz und eine Rede des Schauspielers, wol

spätere Hinzufügung — vorangegangen ist. Zwischen dem Ketter und der Geretteten erwacht sofort eine ganz gehaltene Reizung, die schnell zur Liebesglut erwächst. Der König führt die Gerettete in seinem Wagen auf die Erde und zu ihren Gespielen zurück und trennt sich von ihr, da sein Freund, der Sandharwerth, ihn zu besuchen erscheint. Im zweiten Acte sehen wir den König, in liebender Sehnsucht versunken, mit seinem lustigen Rathe Manawaka, dem Vorbilde des sábitalienischen Bajazzo und so genussüchtig- und Exterieren liebend wie dieser, auf der Linde seines Schlosses zu Pratschthana (später Mahabad). Der Witz Manawaka's, der übrigens fast nur in seiner Glust wurzelt, vermag ihn nicht zu erheitern. Da erscheint Urwasi mit ihrer Führerin Kitralettha, und ein Doppelgespräch, wie es den indischen Schauspielen eigenthümlich ist, zwischen den beiden Nymphen und dem König mit Manawaka beginnt. So sagt:

Kitralettha: Ach, ich weiß es, gewiß wußt du in die Nähe des königlichen Wessens.

Urwasi: Wol will ich das, möchte ich auch den Anstand etwas aus den Augen setzen.

Kitralettha: Und wen hat meine liebe Freundin vorausgeschendet?

Urwasi: Nur das Herz!

Indessen sinnt der König, wie er zu dem Wiedersehen mit der Geliebten gelangen könne, und Manawaka gibt verkehrte Rathschläge dazu, bis Urwasi ein Herz faßt und ihn anredet. Das süße Gespräch wird jedoch durch die Erscheinung der Königin Aufinari unterbrochen; Urwasi macht sich unsichtbar; Aufinari zürnt und geht. Im dritten Acte ladet die erzürnte Königin den Gemahl zu einem Mondgelübde ein. Der König denkt jedoch nur an Urwasi, die ihm unsichtbar nahe ist. Anstatt die Mondstrahlen zu verehren, singt er:

Nicht ein Blumenlager, frisch und rein,
Nicht des Mondes kühles Licht,
Sandel, den Leib durchduftend, nicht,
Auch nicht Ketten Edelstein;
Nur die Göttliche kann nehmen
Weg von mir das Weh der Seele,
Oder das Gespräch es mildern.
Daß zu ihr sich heimlich wendet.

Manawaka gibt ihm den Rath, sich die Geliebte zu denken, wie er es mit dem Zuckerbrote mache. Die Königin kommt, verfährt sich mit ihrem Gemahl, indem sie die Mondstrahlen anbetet, und gibt ihm volle Freiheit. Urwasi war Zeuge dieser Scene, und dadurch muthig gemacht, tritt sie, als die Königin fort ist, hinter den König und hält ihm die Augen zu. Der beseligte Geliebte sagt:

Da ich nicht mich erfreute deiner Nähe —
Da die Nacht schlief mit mir, als wär' sie hundertständig —
Da mit dir ich vereint bin, wie schön wär's,
Wenn sie immer so langsam wollte schwinden.

Im vierten Acte ist Urwasi verschwunden; sie hat den Kumarahain betreten, der jedes Mädchen, das den Fuß darein setzt, in eine Binde verwandelt. Der König erscheint. In seiner Verzweiflung ruft er Bäume, Wolken, Schwäne, Pfau, den Vogel Koliha (Kuckuck), Biene, Elefant, Fluß, Berg, Gazelle, ganz nach Art Calderon's, liebevoll an, ihm den Aufenthalt der Geliebten anzuzeigen. Endlich umarmt er einen Baum, und siehe, die daran hängende Binde verwandelt sich wieder in Urwasi. Neue Seligkeit, doch neues Misgeschick! Das Mittel der Vereinigung Weiber, der Zauberstein, wird von einem Dieb entführt, und Niemand kann den Räuber mit seinem Geschoße erreichen. Plötzlich fällt der Räuber und der Raub aus der Luft hernieder. Eine Einsiedlerin erscheint, einen Knaben an der Hand führend, und dieser Knabe hat den Dieb erlegt. Der Knabe ist Kus, Urwasi's und Purumara's Sohn, den die Nymphe heimlich geboren und der Einsiedlerin übergeben hat, um den Schicksalspruch zu umgehen, der Beide

trennt, sobald ein Sohn zwischen ihnen emporblüht. Nun erscheint der Götterbote Karaba, segnet Kus im Namen Indra's zum Helben ein und verbindet das liebende Paar auf immer. Der König endet das Stück mit dem Wunsche, daß sowie mit Urwasi

Glück und Weisheit möchten zum Heil

Den Guten eng verschwört sein,

und dem Schlussfuge: Adje

Jeder Herzenswunsch erreicht.

Jeder rings umher sich freunt.

Nicht bloß Kind und Greis, auch der Mann kann sich an so hoher Reizetät der Dichtung, wäre es auch nur unter culturgehistorischem Gesichtspunkte, erfreuen. Urwasi's Verwandlung ist jedenfalls ein poetischer Zug. Wir müssen dem Verf., der die schwere Aufgabe gut gelöst hat, daher unsern Dank bezeugen und ihn ermuntern, uns noch ein und das andere Stück der indischen Dramaturgie in gleicher Weise wie „Urwasi“ vorzuführen, wäre es auch nur, um zu erkennen, ob die Ähnlichkeit, welche zwischen „Sakuntala“ und „Urwasi“ waltet, sich auch weiterhin wiederfindet und überhaupt den Gesichtskreis Kalidasa's und seiner Nachfolger abschließt oder nicht.

Ein mythenklärender und metrischer Anhang ist jedenfalls eine wohl anzuerkennende Zugabe und für den Zweck ganz ausreichend, und des Verf. sprachliches Vermögen läßt nichts zu wünschen übrig.

16. Des Vaters Geburtstag. Lustspiel in fünf Acten, von E. Mörike. Stuttgart, Beckr. 1838. 8. 18 Gr.

Dies Stück gehört zu denen, welche wie zu dem Zwecke geschaffen sind, die absolute Nothwendigkeit eines strengen kritischen Tribunals für Deutschland darzutun. Was in der Welt sollte auch, wenn es die Kritik nicht thäte, solche Auswüchse der Gemeinheit verhindern, das ganze deutsche Literatursfeld zu überwuchern und es in einen Distelwald zu verwandeln, da die deutschen Buchhändler noch immer entweder culturlös oder gewissenlos genug sind, solches Unkraut zu veröffentlichen und das Publicum damit zu täuschen, oder doch, zu ihrem eignen größten Nachtheile, vom Bücherkaufen dadurch abzusprechen? Diesen Mangel an Bildung entweder oder an echtem esprit de corps bei den deutschen Buchhändlern haben wir schon oft gerügt und müssen es immer wieder thun, da er in der That beinahe nicht zu begreifen ist. Die einzige Hoffnung aber, so lange ihm durch die Buchhändler selbst nicht abgeholfen wird, ist bei der Kritik zu finden, bei einer unabhängigen, selbständigen, wachsamten Kritik in diesem Gebiete, wie wir sie uns zur Gewissenssache gemacht haben. Die grundlose Schlechtigkeit dieses Nachwerks, dem weder Sinn noch der mindeste Verstand beiwohnt, entzieht sich jeder nähern Besprechung.

17. Die Actien, oder der Wettlauf nach Hedernheim. Vorspiel zur Eisenbahn. Die Eisenbahn. Originallustspiel in zwei Acten von F. Pierre. Frankfurt a. M., Kächler. 1837. 8. 12 Gr.

18. Das Gutenbergfest in Mainz. Lustspiel in zwei Aufzügen, von A. Schumacher. Mannheim. (Mainz, Birtz.) 1837. Gr. 8. 10 Gr.

So kurz als immer möglich erwähnen wir solcher durch den Augenblick und die Localität hervorgerufenen, der Literatur fremden Erscheinungen. Es sei genug, daß das erste Stück gemeinen Witz in Menge, das zweite aber gar keinen enthält.

19. Eumenes. Trauerspiel in fünf Acten. Von Max Vogler. Landsbut, Palm. 1837. Gr. 8. 15 Gr.

Als nach dem Tode des großen Alexander seine Feldherren sich in die Provinzen seines Reiches theilten, den Erben ihres Herrn, als wäre er kinderlos gestorben, gänzlich vergessend, da stand für diesen, den Sohn der Roxane, Eumenes, sein Vormund, auf, der einzige treue unter allen den Selbstlingen, die sich Alexander's Trophäen zurigneten. Nach langem, müthigem Kampfe unterlag er dem allgemeinen Verrathe. Dies ist der Gegenstand dieser in manchem Betracht lobenswürdigen

Tragödie. Hoch und würdig ist zunächst der Charakter des Helden aufgefäht, der von Dem, was er selbst erstrebt, sich in der letzten Kerkerszene diese Rechenenschaft gibt:

Wie schlug mein Herz, doch eink so ungestüm
Für alles Große, Schöne hier im Leben!
Hier blies ebeln, tiefgebeugten Hölzer
Wollt' ich gewaltfam aus der Knechtschaft Schmach
Aufrütteln zum Gefühl der Menschenwürde;
Und wie Prometheus eink den Göttersunken
Mit edelm Troke vom Olymp geraubt,
So wollt' auch ich der Freiheit heil'gen Keim
Von Hells schönem, ewig heiterm Strand
Auf Aëns blühnde Rande rings verpflanzen!
So Klein zu enden und so groß begonnen!
Was gilt der Welt Entschluß und ehler Wille?
Nur das Gelingen krönt die selbne That,
Die glücksgeboren aus sich selbst entsprossen! u. f. w.

Von den Statthaltern bekämpft, von Korane selbst nicht erkannt, von Nearch getödtet, fällt Eumenes.

Es fehlt dem Gange der Begebenheit an Klarheit und Einfachheit, da der Verf., statt von den vielen Siegen und Niederlagen die entscheidenden auszuwählen, allzu treu der Historie, alle diese in sein Gemälde aufgenommen hat.

Dagegen ist der Hergang zwischen Kassandra, Eumenes' Tochter, und Demetrius, Antigonus' Sohn, nach dem Vorbilde von Mar. und Thelia zart und schön durchgeführt. Auf die Sprache und den Vers hat der Verf. mehr Fleiß verwendet, als wir gern sehen. Künstliche Rhythmen wie die Ottaverime stehen dem Trauerspiele, besonders wenn der Stoff ein antiker ist, gar nicht gut; sie entnerven die Diction und verweirlichen die Charaktere. Wenn auch sein Reim leicht dahinfließt, so kann es doch nicht fehlen, daß das Lyrische zu einer ihm nicht gebührenden Herrschaft gelangt, und daß der eigentlich dramatische Mittelpunkt, That und Charakter, unter den sprachlichen Blüten erdrückt oder doch verdeckt erscheint. Das Maß so fest zu halten, wie Schiller im „Wallenstein“ gethan, ist schwer, und der Verf. hat der naheliegenden Versuchung nicht immer widerstanden. Worte und Bilder schießen zuweilen wuchernd empor und drängen sich an die Stelle von That und Gedanken. Der Verf. gibt somit zwar Zeugnis von Reichthum, aber die maßgebende Ordnung fehlt. Nichtsdestoweniger ist die Arbeit das Werk eines Talents, das uns noch Besseres erwarten läßt, wenn der Dichter des lyrischen Überflusses Herr geworden sein wird.

20. Brutus und die Tarquiner. Historische Tragödie in vier Aufzügen. Von E. P. Pesth, Pectenast. 1837. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser Tragödie hat die unglückliche Idee gehabt, sich den unglücklichen Grabe zum Vorbild zu wählen. Das Stück enthält daher neben einigen guten Zügen und stark und kräftig ausgedrückten Ideen ein starkes Residuum von Lächerlichkeiten, vor denen wir zur Empfindung des Schönen und Großen nicht gelangen können. Es hält sich besonders an die Maske des Blödsinns, die Brutus bekanntlich angenommen haben soll, wenn die Sache nicht eine Kabel ist, und dieser Blödsinn ist der Zug im ganzen Gemälde, der dem Verf. am meisten zu schaffen macht. Wie er ihn malt, davon mag diese Probe genügen:

Brutus.

Komm her, Tarquin, und gib mir einen Schmag.
Bist ja ein Gott in Rom, 'nen Götterschmag.
Sieh her, ich schenke dir die Schellenkappe (!!).
Zwar ist die Kappe nicht mein Eigenthum;
Ganz Rom trägt Kappen, trüge sie die Welt,
Mich trüge sie nicht, meine zu verschalen (?).
Wie lieblich klingen diese kleinen Schellen u. f. w.

Darauf Tarquin nicht minder verwirrt wie Brutus:

Beschwöre ihn (Caius) Hias zum Tartarus,
So ist er todt, der früher lebend war.

Was ist der Tod? Des Lebens letzter Schlag (od!),
Des Hauches Ende! Also ist er todt.
Denn dieses Ende ist zum Anfang ihm
Des neuen Nichtseins oder Seins geworden.
Und wär' ich todt, spräch' er nicht ebenso?
Doch er ist todt und so die Wette mein!

Und so fort in tief klingendem Unsinn! Doch, wie gesagt, in dieser Verwirrung kommen einige gute Züge, z. B. Brutus' Begrüßung Lucretia's, seine Rede bei ihrer Leiche, vor, die uns die Hoffnung geben, der Verf. könne etwas Werthvolleres leisten, wenn er sich von falscher Originalitätsucht, oder von dem übelgewählten Vorbilde, dem er jetzt folgt, frei macht. Folgender Stelle zeugt zugleich von Kraft und von dramatischer Kunst:

Tarquin.

Ich such' euch nicht, ihr Römer. Wohl! Ich widerrufe,
Ich such' euch nicht; mein Fluch war toller Wahnsinn!
Die Erde, die ihr tretet, sei Ambrosia,
Die Äther Nektar, euer Wohlsein sei
Dem eurer Götter gleich. Der Überflus
Erhalt' euch auf des Glücks höchster Stufe;
Es eifre euer Muth mit Hercules',
Und eure Weisheit gleiche jener Solon's.
Ja, freier sollt ihr sein, als Zeus der Vater —
Bis ich erschienen auf der Rache Bahn
Mit tödtendem Geschloß im Schredenarme u. f. w.

21. Don Carlos. A dramatical poem from the German of Schiller. By J. Wyndham Bruce. Mannheim, Schwan und Sögh. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 8. Gr.

Zum Schlusse dieses Artikels gedenken wir postscriptartig noch einer sehr achtbaren Uebersetzung, welche Bruce von unserm Schiller „Don Carlos“ wie zur Probe gegeben hat, wie weit der deutsche Gelehrte eine englische Form anzunehmen vermöge; ein Versuch, der uns ungemein gelungen zu sein scheint. Unähnlich den gewöhnlichen englischen Uebersetzern, welche sich von der Sünde des Verbesserens nicht losmachen können, sucht Hr. Bruce gewissenhaft nach dem Sinne seines Originals, und gibt diesen, je mehr er ihn durchbringt, desto treuer wieder. Daher mag es denn auch kommen, daß die vorliegende Uebersetzung, im Widerspruche zu früheren Uebersetzungen anderer Schiller'schen Dramen, welche zu Anfange treu, zu Ende aber frei sind, an Treue mit jeder Seite zunimmt. Es ist zugleich die erste englische Uebersetzung des „Don Carlos“ in Versen, die der Verf. gibt; denn bis dahin besaß England nichts als eine matte und untreue Uebersetzung in Prosa, nach der ersten Ausgabe des Stücks. Hr. Bruce erklärt diese auffallende Erscheinung selbst durch die fast zurückschreckenden Schwierigkeiten (the enormous and almost staggering difficulties of such a plot) eines solchen Versuchs, was denn freilich so viel heißt, als daß die englischen Uebersetzer weit zaghaftere Leute sind als die deutsche Gemeinde dieser Ehrenmänner, oder daß der englischen Sprache eine viel geringere Biegsamkeit und Formensfülle bewohnt als der deutschen.

Wie dem auch sei, und wir sind der Meinung, daß es nur der Mangel an Übung ist, der den Engländern hier in den Weg tritt, so verdient Hr. Bruce's Uebersetzung, daß wir sie, als eine erste, etwas näher betrachten. Zuerst ist eine tüchtige kritische Einleitung auf befriedigende Art einige von den Schwierigkeiten, die man gegen den Plan des „Don Carlos“ häufig erhoben hat, wobei sich denn freilich zeigt, daß der Engländer die hyperkritischen Bedenken einiger Göthomanen gegen dies Stück entweder nicht kennt, oder sie doch zu beantworten verschmäht. Ihm und uns ist genug, daß Goethe selbst den „Don Carlos“ gelobt hat.

Die Uebersetzung, treu und fließend, entäuert sich nie der Würde, die der Engländer in einem Werke der Poesie nicht vermissen will. Von ihrer treffenden Treue mögen einige Proben Zeugniß geben:

The joyous days passed' at Aranjuez
Are now concluded. Your Royal Highness
Leaves it no happier. 'Tis all in vain
That we've been here. But 'tis for you, to break
The dark mysterious silence. Open
Your heart, my prince, to your own father's heart.
Too dearly can a Monarch never buy
The peace of his own son — his only son.
Hier ist bis auf einige Kleinigkeiten wahr, echte Treue
angutreffen. Der Schluß gibt ein gleiches Zeugnis her.

Carlos.

From hence I will, that there be nothing more
Spoken between us; this world's eye ye need
No longer shun. — Be this my last deceit! —

King.

It is thy last!

Carlos.

Is she then dead? My God!

Oh Heaven and Earth!

King.

Lord Cardinal, I have

Performed my part. Do you perform your own!

Anderer erscheinende Mißverständnisse, z. B. S. 88:

Carlos.

Sold? What sold

Again by this famous merchant of the South?

halten wir für Druckfehler. Es zeigt sich im Ganzen der Übersetzung zu viel richtiges Verständnis schwieriger Stellen, als daß wir den Verf. für einzelne ähnliche Sünden verantwortlich glauben möchten.

Wir empfehlen diese wohlgelungene Arbeit unter andern auch den Englisch Lernenden, welche in solchen Versuchen vielleicht die beste Anleitung zur Metamorphose des deutschen Gedankens in die Formen der fremden Sprache finden mögen. *) 54.

Französische Bibliographie.

Einen neuen höchst erfreulichen Beweis von dem Ernst, mit welchem neben allen trivialen Richtungen der Zeit die scheinbar trockenen Untersuchungen auf dem vielfältig fruchtbaren Gebiete der Bibliographie in Frankreich betrieben werden, gibt die neuerdings erschienene „Bibliographie Douaisienne“. Ein vielseitig gebildeter Bibliothekar, Dr. Duthilloeu, gibt unter diesem Titel eigentlich auch die Buchdruckergeschichte der Stadt Douai, nebst den Annalen, hat sich aber durch die Art und Weise, mit welcher er die schwierige Aufgabe löst, um die Literaturgeschichte Frankreichs im Allgemeinen sehr verdient gemacht. Nach einleitenden Untersuchungen über die Erfindungsgeschichte, in denen unser Bedünken auf die Strasburger Ansprüche zu viel Gewicht gelegt wird, wendet der Verf. sich nach Flandern zur Dissin des Thierry Martens in Alost (1473) und Antwerpen (1476), der des Ketelaer und Reempt in Utrecht (1473), des Colard Mansion in Brügge (1476) und der der Brüder des gemeinsamen Lebens in Brüssel und bespricht die Gründung der Pressen in Valenciennes (1500), Cambrai (1520), Lille (1556), um endlich auf Douai überzugehen. Diese Stadt wurde vor allen benachbarten 1563 zum Sitz der Universität erhoben, weil sie von jeher durch ihre Liebe zu den Wissenschaften sich ausgezeichnet hatte und ihre Collegien, gelehrten Schulen und Klöster einer großen Anzahl gelehrter Männer Unterhalt und ehrenvolle Existenz gewährten, so die Abteien Archin, Marchiennes, Pémin-Létiard, Bicogne, Passon, St.-Amand und Phalempin; aber auch die Confrérie des clercs parisiens, von der Martin l'Hermitte schon 1638 ehrenvolles

Zeugnis ablegte, war in Douai zusammengetreten und eröffnete Jahr für Jahr ihre wissenschaftlichen Concurs. So verbreitet aber war auch in den höhern Ständen die Liebe zu den Wissenschaften, daß Antoine Mondel, Besitzer von Guincy, auf seinem unweit der Stadt belegenen Schlosse bereits am 20. Sept. 1593 eine Akademie gestiftet hatte, welcher unter dem Titel: „banc poétique du Baron de Guinchy“, die französische Poesie manches Bedeutende verdankt (J. Sander „De claris Antonii“, S. 119). Mit der Gründung der Universität war man darauf bedacht, einen Drucker zu berufen. Unter sehr günstigen Bedingungen, Zinsbefreiung und Gehalt von 300 Goldstücken, ließ Jacques Boscard alsbald sich bereitwillig finden, aus Edmen herüberzukommen; ihm folgte 1564 Loys de Winde, dem man sogar den Titel: Imprimeur du roi et de l'université beilegte. Bald darauf schlossen sich diesen Jean Bogard und Balth. Bellère an. Den gemeinsamen Bestrebungen dieser gelang es alsbald, während der Jahre 1574 und 1590 die Typographie sehr in Aufnahme zu bringen und durch Eleganz und Correctheit die Pressen von Douai zu den ausgezeichnetsten im französischen Flandern, Artois, Cambresis und Hennegau zu erheben, ein Ruhm, den sie während des 17. Jahrhunderts behaupteten. Aus der Schule dieser Officianten ging Hieronymus Commelin, in Douai geboren, hervor; hier erlernte er die Kunst, um sie später in Genf auszuüben, weil sein Vaterland den zur reformirten Kirche Übergetretenen vertrieb. Nach Heidelberg berufen und zum Bibliothekar erhoben, bereicherte er die Belt mit den Werken eines Athanasius, Eusebius, Eusebius, Eusebius, Eusebius und starb in der Blüte der Jahre (1597), gar wohl der Kränze würdig, welche die Thou ihm geslochten. Die Vereinigung Douais mit Frankreich war der Todesstoß für seine Druckerien; Beschränkungen folgten auf Beschränkungen, so daß die Zahl der im 18. Jahrhundert hier gedruckten Bücher kaum den vierten Theil der im 17. Jahrhundert entstandenen beträgt. Vergeblich waren die Bemühungen der Druckerfamilien Derbat und Willervat; beim Ausbruch der Revolution gab es gar nur zwei Winkelpressen, und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, aus den Officienen Deragnacourt, Bagrez und Bilette die vernachlässigte Kunst aufs neue glänzend hervorgehen zu sehen. Aus der reich ausgestatteten Bibliothek der Stadt und mit Benützung der seltenen Kataloge Baucquier (1763), Nutte (1775), Jorre (1776), Verdussen (1776), Cordeys (1760), Xavier (1765), Brunet de Bassignes (1782), Wins (1835), Van Weide, St.-Albin arbeitete der Verf. die Biographien der Drucker und die Annalen, denen er durch gelehrte und nicht selten ziemlich umfassende literair-historische Excursse besondern Werth verlieh und auf diese Weise ein Werk schuf, welches gleichermassen von dem Fleiße wie von warmer Vaterlandsliebe vollgültiges Zeugnis ablegt. 61.

Literarische Notiz.

Friedrich v. Waldeck hat in französischer Sprache eine „Archäologische und pittoreske Reise in der Provinz Yucatan in den Jahren 1834 und 1835“ geschrieben, die eben jetzt in London ausgegeben wird. Der Staat Yucatan in Mexico begreift die gleichnamige Halbinsel in sich, die mehr als 4000 Quadratmeilen Flächeninhalt und 600,000 Einwohner hat. Sie war bisher wenig besucht; auf unsern Karten sind nur die drei Städte Merida, Ballabollé, und Bacalar im Innern verzeichnet. Am bemerkenswertheften ist Yucatan wegen seiner alten Denkmäler, die hier häufiger und besser erhalten sind als in andern Gegenden Amerikas. Waldeck hat die Ruinen von fünf großen Städten entdeckt, die kaum den jetzigen Eingeborenen noch bekannt waren; unter diesen eine, Namens Uxmal. Sein Werk wird sicherlich eine Bereicherung der Wissenschaften werden; der Text ist von 22 Tafeln bildlicher Erläuterungen begleitet. 53.

*) Den dritten und letzten Artikel dieser dramatischen Bücherschau theilen wir im Juni mit. D. Red.

Freitag,

— Nr. 117. —

27. April 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel. *)

Geschichte der italienischen Staaten von Heinrich Leo.
Fünfter Band. 1832.

Der große Werth des Leo'schen Werks, dessen vier erste Bände bereits angezeigt worden, ist auch in d. Bl. genugsam anerkannt. Der Beifall des Publicums und der Kenner ist dem Verf. im verdienten Maße geworden; und wenn hier und da einige abweichende Stimmen sich haben verlauten lassen wollen, so dürften sie kaum Beachtung verdienen. Der Tiefblick und Scharfsinn Leo's sowie seine klare und bestimmte Vortragsweise bedürfen keiner neuen Empfehlung; Ref. will daher nur eine kurze Übersicht dieses das Ganze beschließenden fünften Bandes hier vorlegen und dann aus einem Capitel desselben etwas hervorheben, was für die Leser d. Bl. von vorzüglichem Interesse sein wird.

Dieser Band enthält drei Bücher. Das zehnte Buch behandelt die Geschichte Siciliens unter Friedrich von Aragonien und dessen Nachfolgern; Sardinien vom 14. bis zu Ende des 15. Jahrhunderts, und Corsica in dem nämlichen Zeitraum. Wie gewiß jeder Leser gern gesehen hätte, daß der Verf. die Geschichte Italiens überhaupt ganz in derselben Ausbreitung wie in den ersten vier Bänden bis auf die neueste Zeit heruntergeführt haben möchte, so wäre auch namentlich erwünscht gewesen, die Geschichte jener drei Inseln, sowol im 14. und 15. als in den spätern Jahrhunderten, möglichst speciell vorgelegt zu erhalten. Die Gründe, welche der Verf. für die Abkürzung in der Vorrede zum fünften Theile anführt, mußten ihm allerdings genügend sein; den Lesern aber erregt ihre Wirkung das größte Bedauern; denn wer wird nach Leo bald wieder die Hand an eine umfassende Geschichte Italiens legen? Das elfte Buch stellt den Zeitpunkt der Zersörung des eigenthümlichen italienischen Staatslebens dar, woran der Verf. eine allgemeine Übersicht des Ganzen der Nationalliteratur Italiens seit dem 14. Jahrhundert bis auf Lasso anknüpft. Zuerst ist in diesem Buche Karl VIII. von Frankreich Zug nach Nea-

pel und das Gleichzeitige in Italien bis auf Ferdinand II. Tod 1496 erzählt; dann die Geschichte bis zu Beendigung des pisanischen Krieges. Das dritte, vorzüglich interessante Capitel dieses Buchs zeigt uns die Päpste Julius II. und Leo X., woneben Ref. insbesondere auf den Abschnitt über die Entwicklung der zeichnenden Künste in Italien bis zu Leo X. Tode aufmerksam macht. Es ist dabei sehr viel Rücksicht auf v. Humohr's „Italienische Forschungen“ genommen. Das vierte und fünfte Capitel enthält die Geschichte Italiens zur Zeit Kaiser Karl V. Das zwölfte Buch, dessen verhältnißmäßige Kürze wir am meisten bedauern, enthält in zwei Capiteln die Geschichte Italiens von 1559 bis auf die neueste Zeit.

Leo geht in seiner Übersicht des Ganzen der italienischen Nationalliteratur davon aus, daß die Dynasten und reichsten Städte Italiens seit dem 14. Jahrhunderte für den feinsten und schönsten Luxus gehalten haben, Künstler und Gelehrte zu beschäftigen und zu unterstützen; daß dann auch bald Societäten derselben als Anhaltspunkte geistig productiver Thätigkeit sich gebildet. So nach Zerstreuung und Herabsetzung des römischen Kreises durch die Rohheit Papst Paul II. die Akademie zu Neapel und die platonische Akademie in Florenz, vorzugsweise für die eigentlichen Wissenschaften. Weniger streng gelehrt und auch andern Geistesgenüssen gewidmet waren zahlreiche, meist durch individuelles Anschließen entstandene Kreise in ganz Italien, und unter ihnen der bedeutendste zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Gesellschaft in dem Garten des Rucellai zu Florenz. Wie sehr diese Vereine zum Aufschwung derjenigen Poesie und Beredsamkeit beigetragen haben, welche von da bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts in Italien mehr oder weniger die herrschenden geblieben, muß man im Buche selbst nachlesen.

Der Verf. bemerkt übrigens mit Recht, es sei ein Unglück für die ganze italienische Literatur, daß die Volksmundarten Italiens größtentheils von den Formen und Wendungen der Schriftsprache abweichen; daß die meisten Italiener genöthigt sind, Fertigkeit in letzterer exercitiensweise zu lernen, und daß sie folglich nie zu einer behaglichen Gewohnheit darin gelangen. Dies sei auch der Grund, weshalb bis auf den heutigen Tag italienische Prosa meistens gelect stylisirt und mit Perioden überla-

*) Bgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 51 und 80—82 d. Bl. D. Red.

den sei, warum die Regeln des Vortrags sogar für Anwendung und Gebrauch einzelner Wörter häufig an Eleganzmachelei leiden und leicht nach fremden Mustern greifen. Ganz frei vom Einflusse des Ausländischen, des Gefuchten und insbesondere von einer den Griechen und Römern so fremden, frischer Lebensauffassung widerstrebenden Reflexion kommt fast gar kein Werk seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Italien mehr vor, und kaum bildet der possenhaft-lustige florentinische Barbier Durciello eine Ausnahme. In höhern Kreisen hat sich nur Baldassare de' Castiglioni gegen die stylistische Pedanterie und den geforderten reinen Florentinismus mit aller Feinheit, aber männlich gewehrt. Am auffallendsten ist diese Entfernung von eigentlicher Wahrheit des Lebens in der lyrischen und dramatischen Poesie, nebst manchen ins Epische hinüberreichenden Gattungen derselben. Nur das romantische Epos jener Zeit darf ausgezeichnet, für großartiger und nationaler gehalten werden. Ausgehend von Virgil als einem höchsten Muster und in Rücksicht des Materials sich des Sagenkreises von Karl dem Großen (weniger vom Könige Artus) bemächtigend, bildeten nach dem Vorgange eines alten, wahrscheinlich aus dem Lateinischen übersehten, prosaischen Romans: „I reali di Francia“, nach und nach mehrere epische Gedichte mit italienischer Phantasie das Vorliegende des Stoffes aus, unter denen zuerst „Il Morgante maggiore“ von Luigi de' Pulci, dann der „Orlando innamorato“ von Boiardo auszuzeichnen sind, ehe wir auf Ariost kommen. Dieser „Göttliche“ verstand aber mit meisterhafter Hand ein wahres Feengebäude der reichsten italienischen Phantasie in tadellosesten Versen und geschmackvollsten Wendungen aufzuführen und damit eine vorhandene geistige Richtung, seine Nation zu ihrem Ziele hinzuleiten. In dieser übrigen frivolen, naturalistischen und jedes tiefere oder reinere Gefühl verleugnenden Poesie ist er der vollendetste, aber er ist im Grunde auch der letzte Dichter dieser Art unter seiner Nation. Nach ihm kommen theils unglückliche Versuche kraftloser Überbietung, theils die Anfänge neuer, wenn auch nicht besserer Richtungen zu Tage. In diesem Zeitpunkt der Wende des Geschmacks erhob sich der tiefer empfindende, ernstere, aber auch von der Reflexion ausgehende, dichten-wollende Torquato Tasso, dessen „Befreites Jerusalem“ dem edlern Gefühle der Leser mehr zusagen mag, aber sicherlich weniger für das echte Kind einer bestimmten poetischen Nationalrichtung angesehen werden muß, als Ariost's „Rasender Roland“ es war.

Die italienischen Geschichtschreiber fingen mit der Chronikenform an und gingen dann bald zur ausführlichen bequemen Erzählung, nicht ohne vorherrschende Neigung für verflachende Breite über, allenthalben mehr oder minder gebundene Nachahmungen antiker Vorbilder, bis Niccolo de' Machiavelli der Erste war, der sich frei entwickelte und mit einer eigenthümlichen Kraft das Ergebnis seiner schnellen, tiefen und genialen Blicke in das Innere des politischen und gesellschaftlichen Lebens originell darzustellen verstand. Trefflich nennt der

Verf. das Buch vom Fürsten eine „Naturgeschichte rein monarchischer Gewalt“; denn es lehrt, wie diese Art der Herrschaft sich auf dem gemeinen Naturwege erzeugen müsse.

Ref. hofft, durch diese ganz kurze Andeutung auf wichtige Gedanken des verdienstvollen Verf. aufmerksam gemacht zu haben, und setzt hinzu, daß bei aller Geistesregsamkeit der Italiener in jener Zeit dennoch eine von ihnen mißverständene und zum Wesen erhobene Bedingung des Schönen den höchsten Aufschwung der Poesie und Geistesbildung überhaupt in Italien nicht gestattete, und aller blendende Glanz der italienischen Phantasie und Sprache den gebiegenen Werth der Dichter ersten Ranges anderer Nationen nicht ersetzt.

Geschichte Schwedens von Erik Gustav Geijer. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersetzt von Owen P. Leffler. Erster bis dritter Band. 1832 — 36.

Wenn man von der Geschichte der italienischen Staaten zu der Schwedens übergeht, so empfindet man einen Contrast, der, wenigstens in der Geschichte Europas, kaum größer gedacht werden kann. Dort in Italien keine Spur alter, das Volk durchdringender Sagen; ein farbenreiches und vielgestaltiges Privatleben; politische Bestrebungen, von einzelnen unruhigen Köpfen und leidenschaftlichen Parteilungen ausgehend, die nach und nach die ganze Nation in Gährung bringen; ein heftiger Volkscharakter, von der Natur gleichsam selbst entzündet. Dagegen in Schweden uralte, vom ersten Anfange des Volks beginnende, oder bis an seinen Ursprung und das Heidenthum hinanreichende Überlieferungen; ein einförmiges, fast unveränderliches Privatleben; politische Anregungen bloß von den monarchischen oder aristokratischen Häuptern der Nation ausgehend; im Übrigen ein ruhiger, der fast starren Natur entsprechender Volkscharakter. Nimmt man hinzu, daß in Italien die Unverträglichkeit, ungeheuerer Falschheit und Demoralisirung beimweitem der meisten Parteiführer und Regierenden nicht nur grenzenloses Elend über die Nation herbeigeführt, sondern auch bis zum 15. Jahrhundert und noch eine Weile nachher die Zersplitterung der Gebiete bis ins Unglaubliche veranlaßt hat; daß dagegen die Macht und Einigkeit Schwedens jedes Mal die Folge edler Charaktere unter seinen Herrschern, mindestens ihrer großen moralischen Kraft gewesen ist: so hat man Alles beisammen, um sich jenen Contrast auf das vollständigste zu vergegenwärtigen. Ob es schwieriger sei, eine Geschichte Italiens oder eine Geschichte Schwedens zu schreiben, dürfte als eine kaum zu entscheidende Frage gelten. Gewiß aber scheint dem Ref., daß, so sehr viel schwieriger in politischer Beziehung das Studium und die Darstellung der Geschichte Italiens ist, sie doch auch von einem Ausländer, selbst wenn dieser Italien nicht gesehen, oder doch nicht mit specieller Rücksicht auf dessen Geschichte bereist hat, vortrefflich geschrieben werden kann, während die Geschichte Schwedens ohne ganz ins Einzelne eindringende Kenntniß des Landes, der Gebirge,

Flüsse, Seen, Wäldungen, Grabmäler, Ortsbenennungen, Localtraditionen und Mundarten sowol Schwedens als Finnlands und der Lappmarken nicht zu schreiben ist. Wir können uns daher Glück wünschen, daß ein in aller dieser Kunde so gründlich bewandeter Gelehrter, der zugleich ein großer Kenner der altnordischen, isländischen und dänischen Sprache zu sein scheint, die Geschichte seines Vaterlandes zu erforschen, eigentlich erst zu schaffen und zu schreiben unternommen hat.

Der Verf. gab schon 1825 den ersten Theil seiner „Svea rikes häfder“ zu Upsala heraus und wies dadurch grade nach, in wie hohem Grade er, zum Geschichtschreiber Schwedens befähigt, alle seine Vorgänger und namentlich Rühls' unreifes Werk hinter sich lassen würde. Für die Geschichte Schwedens bedurfte es nicht nur einer neuen vollständigen Quellenforschung, sondern vorzüglich auch einer Ausschöpfung des Fabelhaften; in den Sagen einer Sichtung der die Wahrheit enthaltenden und treu abspiegelnden von den erdichteten Sagen.

Nachdem der Verf. die ältesten Nachrichten von Skandinavien kurz berührt hat, macht er darauf aufmerksam, daß selbst Deutschland sein heidnisches Alterthum gar nicht mehr, oder doch nicht aus ursprünglichen Erinnerungen wisse; die Schlüsse der Gelehrsamkeit aber sehr viel schwächer seien, als eine unmittelbare Stimme des Volkes und seiner Denkmäler sein würde. Er zeigt dann, wie in Schweden ganz anders und unverwischter sich noch Züge aus dem ältesten Leben des Volkes erhalten haben. „Schweden ist der jüngste Bruder aus diesem großen germanischen Stamme“, sagt er, „dessen Schicksale wir zu erzählen uns vorgenommen; allein er hat am längsten im väterlichen Hause verweilt und möchte davon am meisten zu berichten haben. Fast ohne allen fremden Einfluß hat er von den Erinnerungen des germanischen Stammes, wenn gleich der Zeit nach etwas Späteres, doch der Art nach das Alterthümlichste und Ursprünglichste zu erzählen; die vollständigste überlebende Darstellung eines Zustandes der, älter als jede Einwirkung Roms (des Christenthums und aller südlichen Cultur), doch bis in die Zeit der hellern Kunde reicht.“ Und so stimmt allerdings die Geschichte des Nordens mit seiner Natur überein, in deren Felsen und Gebirgen die uranfänglichen Gebilde zu Tage liegen, während in südlichen Ländern das Jüngere sich auf das Ursprüngliche gelagert und dieses mehr oder weniger verborgen hat.

Wie Island, Norwegen und Dänemark in diesen Beziehungen, obgleich bei scheinbar reichern Quellen, dennoch Schweden in der Nachweisung ursprünglich nordischer Eigenthümlichkeit nachstehen, muß man im Buch selbst nachlesen, da es sich wegen Einzelheit der Züge nicht wohl excerptiren läßt, ohne sehr zu verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den „Retikolog der Deutschen“.

Wenn es schmerzlich ist, daß die Welle der Zeit von so vielen Leichensteinen den Namen und aus dem Gedächtnisse der Menschen die Erinnerung verwischt, so ist es natürlich, daß

wir die Namen, die uns theuer sind, für uns und Andre retten möchten. Schnitt doch der flotte Wursch einft die Namen der Freunde sich in den derben Liegenhauer, gräbt doch der Eiebrude den Namen der Geliebten in die Rinne der Buche, finden wir doch Namen auf Nummenlasten und auf den Marmorruinen von Persopolis. Und die Muse der Geschichte schreibt im Epigraphenstil; zwischen den Zeilen bleibt unserer Phantasie Vieles auszufüllen übrig; Vieles berichtet Klio, mehr verschweigt sie; sie nennt die Chorführer, aber sie nennt nicht die Männer des Chors. Wie viele kennen wir denn von den Helden, die mit Leonidas bei den Thermopylen fielen? Wie Viele kennen wir denn von den Millionen, die mit Zerres den widerspenstigen Hellespont überschritten? Wie Viele kennen wir denn, die von Karl XII., die von Friedrich, von Bonaparte in die Schlachten geführt wurden? Aber es genügt uns nicht, daß die Menschheit bloß in Masse uns vorgeführt wird; es genügt uns nicht, bloß Die zu kennen, deren Haupt gekrönt, deren Brust bekrönt und deren Ruhm verbreitet war; kennen möchten wir auch die Kräfte, die sich mehr in engem Kreis entwickelt haben, kennen möchten wir auch Die, welche die Ideen der Andern verbreitet und ausgeführt, oder welche dadurch, daß sie dieselben verbreitet haben, eines ewigen Andenkens würdig geworden sind. Gleichwie diese Kunde für die Zeitgenossen eine Beruhigung, eine Freude ist, so ist dieselbe für die heranwachsende Generation ein Heiligthum; freilich ein sehr stilles, nicht an Kränzen und Kronen und Ehrenzeichen reiches; aber wir Deutschen werden niemals die Welt beherrschen, wir leben mehr für die Heimat als für die Welt; die Aufgabe des Lebens ist für uns, daß wir unser Palladium retten aus dem Brande der Zeiten. Ach, dies naturkräftige, freie, treue, das Höchste anstrebende Volk der Deutschen, wie wenig ist vom Geschick sein tragisches Leben begünstigt! Wie hat vom Anfang seiner Geschichte stets fremde Übermacht ein geistiges und leibliches Joch über seinen edeln Nacken zu werfen versucht! Wie gewaltsam hat man's oft hindern wollen, daß es seine ursprüngliche, eigenthümliche Weise und Natur frei und fröhlich darstelle im Leben! Und doch hat es das Schiboleth, woran der Deutsche den Deutschen erkennt, nicht aufgegeben und nicht verloren! Allein, damit dasselbe nie aufgegeben und nie verloren werde, deshalb muß der Deutsche sich an seine Geschichte halten, damit ihm immer vor Augen sei, was ihm zieme und was er bewahren, erkämpfen, vertheidigen, von sich weisen müsse; damit ihm immer vor Augen sei, was er als Deutscher vermöge. Wie nun die Geschichte unsers Volks den Sinn für das Ganze uns lebendig und rege erhält, so ist das Leben der einzelnen braven Männer uns zu dem Besten eine Ermuthigung, ein Vorbild, ein Ideal; und somit ist es ganz im Sinne des treuen deutschen Volks gedacht, wenn wir das Leben seiner braven Männer, ohne Rücksicht auf Verhältnisse, bloß nach dem Maßstabe der Tüchtigkeit, der Treue, des energischen Willens zusammenstellen finden in einem großen Tempel des deutschen Volks. Ich meine, daß die Idee des „Retikolog der Deutschen“ keine andere ist als die eben angedeutete.

Wenn dem so ist, so vertrauen wir um so mehr, daß der Herausgeber des „Retikolog“ es uns Dank wissen werde, wenn wir einige Wünsche für dieses Werk an ihn gelangen lassen. Der Herausgeber klagt in der Vorrede des letzten Jahrgangs über Schäden, den er an dem vorliegenden Werke nun schon zum dreizehnten Mal mache; indes vor Allem ist nothwendig, daß die Idee des „Retikolog“ concentrirter gefaßt werde, das heißt, man darf bloß Solche zulassen, in deren Leben nicht ein egoistisches Streben, sondern ein Streben für das Ganze und für das Heil des vaterländischen Lebens, wenn auch nur in untergeordneten Kreisen, sich effectvoll geltend gemacht hat. Es kann doch unmöglich ein solches Werk ein papierner Kirchhof sein; und so sehr wir die Pietät ehren, welche den Theuersten gern ein Denkmal setzen möchte, so erscheint dieselbe, sobald sie sich dahin drängt, wohin sie nicht gehört, als Annäherung, die zurückgewiesen werden muß. Daß die angegebene Tendenz,

wenn auch aufgestellt, doch nicht consequent festgehalten sei, das zeigt eine oberflächliche Betrachtung des Werks. Leicht würde sich aber dieselbe durchsetzen lassen, wenn man für den „Nekrolog“ eine Art von altägyptischem Todengericht niederseht. Wir hören nämlich von Dioborus Siculus, daß, sobald bei den alten Ägyptern Jemand gestorben war, sich alsbald 40 Richter versammelten, welche über das Leben des Verstorbenen zu Gericht saßen; nur diejenigen, welche von diesem Richterstuhl für würdig erklärt wurden, durften nach dem Ritus der Väter einbalsamirt und bestattet werden. Nach dieser Weise könnte man eine Jury niederlegen, welche streng und gerecht das Urtheil spräche über Würdigkeit und Nichtwürdigkeit der Aufnahme in den „Nekrolog der Deutschen“. Indem dadurch das Werk weniger voluminös und manches Ungehörige aus demselben verbannt würde, müßte für die gebiegene Leistung das Interesse nochwendig wachsen. Hiermit hängt zusammen, daß durch die große Zahl genannter und ungenannter Verfasser — in die Zahl der Letzteren gehöre ich selbst — eine Verschiedenheit der Darstellung entsteht, welche die Einheit des Ganzen durchaus stört. Freilich wird man einwenden, es lasse sich ja doch kein Zusammenhang und Organismus in das Gange des Werks bringen, und die Conversations-Lexika haben ja durch die Menge der Autoren und durch die Verschiedenheit der Gegenstände noch weniger eine Einheit. Allein der besprochene „Nekrolog“ hat eine concentrirte Einheit des Zwecks, und es ist misfällig, wenn mit derselben die bunte Mannichfaltigkeit der Ausführung contrastirt. Sowie der Geschichtsschreiber aus den Quellen die Geschichte schöpft und dann darstellt, so kann für das fragliche Werk ein Nekrologist dasselbe thun. Daß die Umsicht des Herausgebers dem erwähnten Uebelstand abzuwehren wissen werde, ist nicht zu bezweifeln. Allein nicht durch die Verschiedenheit der Darstellung allein wird die Einheit gestört, sondern sogar dadurch, daß einzelne Lebensbeschreibungen so wenig Charakteristisches geben, daß sich aus den unbestimmten Linien gar kein Bild construiren läßt. Auch dagegen würde das vorgeschlagene Todengericht mit Entschiedenheit wirken.

Indem wir diese Ideen diesem Blatt anvertraut haben, und zwar theils für den Herausgeber des „Nekrologs“, theils für Uneigennützigke, welche sich ins ägyptische Todengericht aufnehmen lassen oder für die herzustellende Einheit des Werks überhaupt thätig sein wollen, versichern wir zugleich, daß in dem lehtersichenen Theile des Werks ein jeder Deutsche viele Namen finden wird, die ihm und dem deutschen Vaterlande theuer, unvergesslich sind.

75.

Einrichtungen der pariser Theater im vorigen Jahrhundert.

Bis zu den ersten Jahren der Revolution wurden nicht die Namen der Sänger und Tänzer auf den Komödientzetteln angegeben, sodas ein Theaterbillet eine Art von Lotterielos war, indem man ebenso wol die Nieten der Doublure, als den Tresfer der chefs d'emploi ziehen konnte. Doch bestand eine stillschweigende Uebereinkunft mit dem Publicum, den Freitag keine Doubluren zuzulassen, weshalb der Freitag bis in die neuesten Zeiten der modische Tag für den Besuch der Oper geblieben ist. Auch das reitende Schauspiel hatte seine heiligsten Tage. Rief an einem solchen sich die unglückliche Doublure sehen, so wurde sie mit Pfeilen empfangen als Strafe für die getäuschte Erwartung. Dierzig Gemeine aus dem Regiment der französischen Gardes, nebst sechs Sergeanten und einem Sergeant-major, sollten die Ordnung im Saal erhalten. Es waren auserwählte, häßliche, muthige und gesittete Leute, die auch gut bezahlt wurden. Ihr Geschäft war keine Vincure, denn das damals stehende Parterre befand sich in steter Bewegung. Auch gehörte es zum guten Ton, das Spiel durch Lärm, Zanf, ärgerliche Zwischenreden und lustige Rysificationen zu unterbre-

chen; junge Windbeutel bemächtigten sich der Eingangsthere und trieben Unfug in den Coullissen. Die ausgelassensten darunter waren die Stuger vom Handelsstand und vor Allen die Abbes. Offiziere und Belleute zeigten sich bereit, wegen eines Schmähslieds, in vielen Exemplaren auf eine von ihnen begünstigte Theaternymphe in den Saal geworfen, den Streik beim Vorfahren der Kutschen sogleich mit dem Degen anzuführen; Nachschwärmer führten aus dem Palais royal ins Opernhaus, sich vollends auszutoben. Auf beiden Seiten der Bühne fanden Bänke, deren Plätze theurer waren als die im Parterre; sie hatten eine eiserne Rampe, um Unglück zu verhüten, und wurden von den damaligen Dandies eingenommen. Das Publicum behandelte sie als Mitspieler, piff ihre äußere Erscheinung, ihre Manieren aus, oder klatschte ihnen Beifall zu.

Eimal bei ganz gestültem Hause trat kurz vor dem Anfang der Oper eine ziemlich groteske Figur im weiten grauen Überrock, mit einem mächtigen Schnurrbart versehen, ein und wollte sich unter die Bierengel auf der Bühne niederlassen. Sie sowol als das Echo im Parterre riefen einstimmig: „A bas la moustache“, in welchen Ruf zuletzt Logen und Galerien einstimmen. Der Graurock sah sich nach dem verrufenen Schnurrbart um, griff endlich nach dem seinen, fragte das Publicum pantomimisch, ob man ihn meine, und da dies es bejahte, zog er sich mit anständiger Berbeugung zurück. Nach einer Weile erschien er wieder, von Neuem rief das Publicum: „A bas la moustache“, da eröffnete er seinen weiten Rock, der eine Muskele verbarg, zog den Hahn auf und legte bald auf die, bald auf jene Gruppe der ärgsten Schreier an. Eine plötzliche Stille entstand, nur einige Damen riefen leise: „Bravo moustache“. Der Mann lehnte ruhig sein Gewehr in die Coullisse, setzte sich nieder und wurde nicht weiter gestört.

Ein junger Abbe führte einmal zwei junge wohlgekleidete Damen in die Oper, was damals Niemanden auffiel. Er begehrte Plätze in der Loge des Marschalls von Noailles. Der Controleur und die Logenschleiferin meinten Gründe zu haben, dies bewilligen zu können; der Abbe mit seinen Schönen nahm die Borderplätze ein, bis gegen Ende des ersten Aufzugs der Marschall mit seiner Gesellschaft eintrat und mit Drohungen und lautem Geräusch den Abbe zwingen wollte, die Loge zu verlassen. Dieser verteidigte die Besiznahme mit allen Waffen der Beredsamkeit und Logik. Das Parterre gebot Ruhe. Der Abbe bat mit Zeichen um das Wort und sagte dann: „Meine Herren, ich nehme sie zu Schiedsrichtern an. Hier der Herr Marschall von Noailles, der noch nie einen Platz eingenommen, will mir heute den meinigen nehmen, ist das erlaubt?“ „Nein, nein“, rief man einstimmig. Der Marschall bestand auf sein Recht, man höhnte ihn aus, er mußte sich zurückziehen.

Für das Motto zu dem neuen Vorhang im Opernhaus schlug Diderot vor: „Hic Marayus Apollinem“.

Der Sänger Chassé, ein Edelmann aus der Bretagne, machte viel Glück bei den Damen und hatte Abenteuer jeglicher Art. Eine vornehme Französin und eine Polin hatten sogar seinetwegen einen Zweikampf im boulogner Hölzchen; sie mußten dafür im Kloster und durch Verbannung büßen. Der König Ludwig XV. ließ dem Sänger durch den Marschall von Richelieu befehlen, seine Verführungskünste einzustellen. „Was kann ich dafür“, erwiderte der aufgeblasene Geck, „daß ich der lebenswürdigste Mann im Königreich bin!“ „Schuft“, wäthete Richelieu daren, „wie kannst du dich solcher Rede erfreuen? Erst kommt der König, dann ich, du bist erst der Dritte in der Reihe.“

Als 1763 das Opernhaus abgebrannt war und man noch nicht den Platz für ein neues gewählt hatte, schlug der Abbe Gallani die Barriere von Sevres hinter dem Circus für die Stiergefächte dazu vor; denn, meinte er, die Gewerbe mit argem Getöse sind ja innerhalb der Stadt verboten.

10.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

Der erste Band dieses Werks enthält die nordische Sage und Heidenzeit, den Übergang zum Christenthum und die Geschichte bis auf Gustav Wasa. Welch ein eigenthümlicher Geist die Sage durchweht, wird sogleich klar, wenn man an der Spitze des Königsverzeichnisses die Götter selbst findet. Auch die große, vielbesprochene Völkerwanderung bekommt ein ganz anderes Licht, sobald man sich überzeugt, daß Scandinavien und besonders Schweden als Hauptsitz einer weit verbreiteten Götterverehrung die Pflanzschule derjenigen königlichen Geschlechter war, welche, göttlichen Ursprungs, an der Spitze wandernder Völker erschienen und entweder wirklich oder doch der Sage nach aus diesem Mittelpunkt des alten Heidenthums hervortraten. Daß auch die Sachsen die nordische Stammverwandtschaft in Anspruch nahmen, erklärt sich auf das natürlichste aus ihrer gemeinschaftlichen Verehrung Odin's, des Stammvaters ihrer Könige, weshalb die ältesten angelsächsischen Geschichtschreiber ihn den uralten Woden (Wuotan, Wodan) nennen, von welchem, wie sie sagen, die Königsgeschlechter fast aller barbarischen Völker ihren Ursprung ableiten. Die nordischen Asen (Äser) sind Odin's Götterrath und das spätere Göttergeschlecht. Überhaupt finden wir dort noch weit mehr als in Deutschland eine ebenso alte als bemerkenswerthe Götterlehre, welche nicht unwürdig ist, die älteste Weltanschauung eines großen und edeln Volkstammes zu offenbaren.

Die Sagen von den Königen schließen sich unmittelbar an die von den Göttern an und geben dem genauen Forscher mindestens das Resultat, daß die mythischen Personen dieser Sagen auch historisch sind. Ausser den Finnen im tiefen Norden und außer den Dänen in Schonen begreift Ostscandinavien in den ältesten Zeiten zwei Reiche: die Gothen an der Südseite des großen Waldes und die Schweden an dessen Nordseite. Beide sind germanischen Ursprungs und mit den südlich vom baltischen Meere wohnenden Gothen eng verbrüdet. Es ist nicht mehr auszumachen, wann sie ihre Sitze in der

scandinavischen Halbinsel eingenommen haben. Von ihnen gingen theils die Varanger (Leibwache der konstantinopolitanischen Kaiser im 10. Jahrhunderte), theils die Waräger, Eroberer Nowgorods und Stammältern der Herrscher Rußlands, ja selbst der Name Russen aus; auch in die Gegend von Bern (das Haslithal) und Schwyz erstreckten sich schwedische Einwanderungen, deren Andenken daselbst noch jetzt lebt.

Wie mit dem 9. Jahrhunderte das Licht der Geschichte über dem Norden heller aufgeht und sich das Christenthum ihm nähert, erfahren wir zwar etwas mehr auch von Schweden, aber noch immer muß, wie der Verf. sagt, das Zeugniß der nordischen Natur und der Gräber in Anspruch genommen werden, um so vielzüge zu vereinigen, als zu einem einigermaßen anschaulichen Gemälde der Nation und ihres Lebens erforderlich sind. Merkwürdig ist, daß das alte angebaute Land in Schweden überall ein Land der Gräber und durch die Stammhügel (Ättehögar) bezeichnet ist; wo diese nicht sind, war überall Urwald.

Schon in früher Zeit ist der Bergbau Schwedens beachtungswerth. Fast in allen Bergwerksbezirken des Landes, sogar in den uppländischen, hat das Eisen zum ersten Anbau die Bahn gebrochen. Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Jagd (auch des Pelzhandels wegen), Fischerei waren schon früh die hauptsächlichsten Beschäftigungen des Landbewohners, zu denen einiger Handel hinzutrat. Finnmarken wurde schon von den Alten geschildert als ein „gewaltig großes Land, welches gegen Westen, Norden und Osten an ein buchtenreiches Meer stöße, in dem Innern weite Thäler mit schrecklich großen Gewässern besitze und ausgedehnte Wäldungen, der Wüste entlang aber große Gebirge enthalte“. Finnen und Lappen, die Söhne des Morasts (nach der Wortbedeutung), hält der Verf. für eine Nation, wenngleich in späterer Zeit jene von diesen sich in ihren volksthümlichen Eigenschaften mehr oder weniger gesondert haben. Schon früh war der Finne entschlossen und geschickt, besonders zu Eisenbearbeitung, und finnische Schwerter kommen schon in isländischen Sagen vor.

Merkwürdiger als die Gewerksbildung Schwedens war in so frühen Zeiten die gesellschaftliche und Staatseinrichtung. Unter allen germanischen Stämmen hatten vorzugsweise die scandinavischen Völker die Vorstellung vom

göttlichen Ursprunge des ältesten gesellschaftlichen Vereins beibehalten. Mit zwölf göttlichen Richtern saß Odin zu Gericht; mit zwölf der weisesten Männer sprach der Upsalakönig das Urtheil. Die großen jährlichen Opferungen sammelten und vereinigten das Volk; wo man sie hielt, war Friede, Berathschlagung, Gerichtstag und Jahrmarkt. Jeder Hausvater war Priester, Richter und Anführer der Seinigen. Die Frau wurde gesetzlich durch Gabe und Rede gewonnen. In den Gottesdienst mischte sich die Todtenfeier; auch die Heiligkeit des Eides ward durch Glauben und Aberglauben vielfältig eingeschärft. Überall aber tritt in jenem Heidenthume auf das bestimmteste eine unerschütterliche Gewissheit der persönlichen Fortdauer nach dem Tode hervor. Dies und viele andere merkwürdige Züge der alten Religion Schwedens lassen beinahe den Wunsch aufkommen, daß es der Vorsehung gefallen haben möge, wenigstens unter einem germanischen Volke die vorchristliche Religion zu einer vollständigen Entwicklung ohne Unterbrechung und fremdartige Einmischungen gelangen zu lassen und dann bis auf den heutigen Tag unverändert zu erhalten. Daß dies würde möglich gewesen sein, daran ist auch unter Andern bedwegen nicht zu zweifeln, weil mehrere nichtchristliche Religionsbekenner mit uns ungefähr auf einer gleichen Stufe der Cultur stehen. Man würde aber erst dann vollständig von der Religion der Germanen urtheilen können, wenn ihr Heidenthum sich in volkmäßiger Kraft und in größter Reinheit, von den Verunstaltungen damaliger christlicher Priester frei, ausgebildet und mit einem hohen Stande der Cultur verbunden hätte. So sehr man die Segnungen des Christenthums auch dem Norden gönnt, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß das ihm aus der Fremde kommende und damals verunstaltete Christenthum das eigenthümlich germanische Element in hohem Grade getrübt und verfälscht hat, welches sich jenseit der Ostsee vielleicht hätte in seiner Lauterkeit erhalten können.

Doch Ref. reißt sich von solchen und andern Betrachtungen, zu denen der überaus große innere Reichthum und die frische Gedankenfülle dieses Werks hinziehen, obwohl ungern, los, um dessen Inhalt weiter anzudeuten. Das dritte Capitel des ersten Bandes begreift den Übergang der Schweden und Gothen zum Christenthum, wobei uns der Apostel des Nordens, Ansharinus, entgegentritt. Das alte upsalische Königsengeschlecht erlischt, um Stenkil und seinem Hause sowie Swerker und Erich dem Heiligen (Lagabifware, d. i. dem Gesetzgeber) und ihren Geschlechtern Platz zu machen, von denen Karl Swerkerfönig zuerst König der Schweden und Gothen (beider Völker!) genannt wird. Das vierte Capitel zeigt uns das Königsengeschlecht der Folkunger, welche bis gegen das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts regieren und die monarchische sowie die aristokratische Gewalt auf Kosten des Volks beträchtlich fördern. Im fünften Capitel sind die fremden Könige bis auf den Tod Christian II., des Tyrannen, und die gleichzeitigen einheimischen Regenten geschildert; also die Zeit der für Schweden so unglücklich

gewordenen Kalmarischen Union. Im sechsten Capitel kommt der Verf. auf die Geschichte der Sturen und schildert im siebenten den gesammten innern Zustand des Landes und Volkes während der katholischen Zeit. Was er vom Dölbauer und seinem Rechte, von Gesetz und Gericht, von der Cultur überhaupt und von den Sitten erzählt, ist nicht nur aufs höchste anziehend, sondern auch das vollgültigste Zeugniß von dem scharffsten Forscherblicke des Verfassers, der unparteiisch und mit Benutzung der schwerst zugänglichen Quellen alle Züge zu sammeln und zu vereinigen wußte, welche uns den Bewohner Schwedens vom 7. bis zum 16. Jahrhundert vor die Augen stellen.

Der zweite Band des Werks enthält in sieben Capiteln die Geschichte Gustav Wasa's und seiner Söhne, neben welchen, so weit er hierher gehört, auch Sigismund von Polen, der Sohn Johann's, auftritt. Wenn überhaupt von Gustav Wasa an die Geschichte Schwedens vorzüglich sich an die der Könige anschließt, so kann dies nicht anders sein; und was anderwärts ein Fehler wäre, ist hier eine Nothwendigkeit. Am Schlusse des zweiten Bandes, der allerdings mit dem ersten an Schwierigkeit der Vorarbeiten sich nicht messen kann, aber auch eine äußerst sorgfältige Sichtung, besonders in der Geschichte Erich's, Johann's und Karl IX. nöthig machte, sagt Geijer bei der schließlichen Schilderung des eben genannten Karl, der als der Vater des großen Gustav Adolf noch an Bedeutung gewinnt:

Es ist Karl's eingeborenes Streben, über jede Grenze zu greifen, jenseit jedes Zieles ein anderes zu setzen. Er erkämpft sich eine Krone; ein Anderer wäre an diesem Ziele stehen geblieben. Ihm war es so wenig das Größte, das Einzige, daß er weniger bestimmt versuhr, als es sein konnte. Dagegen versetzte er den Kampf darüber, welchen er bei Sigismund's Trägheit und Unentschlossenheit wenigstens für längere Zeit bei Worsen und Mantseken hätte können bewenden lassen, sogleich aus Schweden nach Estland, Polen, Rußland, und der ausbrechende Krieg mit Dänemark hinderte ihn nicht, mit seinen letzten Kräften gleichsam die Glieder eines künftigen Bundes gegen das Papstthum und das Haus Habsburg zu mustern; wie er auch in seinem Testamente besonders seinen Kindern die Freundschaft mit Deutschlands evangelischen Fürsten anempfiehlt. So hat in Karl's Seele, vielleicht mehr als in irgend einem andern seiner Zeitgenossen, die brennende Zukunft gearbeitet, welche im dreißigjährigen Kriege ausbrach, und nicht ohne Bedeutung pflegte er mit der Hand auf dem Haupte des jungen Gustav Adolf's zu sagen: illo faciet, er wird es thun. Solche Männer aber sind es, voll von Zukunft, welche, mit oder ohne Willen und Absicht, die Völker mit sich reißen. Zunächst seinem Vater hat kein Mann vor ihm auf das schwedische Volk so großen Einfluß ausgeübt. Aber auch hundert Jahre nach ihm war ein solcher persönlicher Einfluß auf Schwedens Thron herrschend. Die Nation, in sich selbst schwer zu bewegen, ist, unwillig und bewundernd, widerstrebend und liebend, gleichsam gewaltsam hingerissen, seinen [ihren] Gustaven und Karlen zum Siege, zum Ruhme, an den Rand des Unterganges gefolgt. Es ist weder Lob noch Tadel; aber es ist so. Und da ich die Geschichte des schwedischen Volkes schreibe, fühle ich besser als Einer, daß sie die seiner Könige ist.

Hier haben unsere Leser auch zugleich ein Beispiel von der sprachlichen Fassung, mit welcher dieser Geschichtsschreiber auftritt, und von der Kunst des Übersetzers, der

allen billigen Anforderungen an seine Arbeit ein Gentile leistet, wenn auch hin und wieder ein kleiner Verstoß gegen das Deutsche sich zeigt.

Der dritte Band redet nur von Gustav Adolf und seiner bisher doch oft wol zu sehr verkannten Tochter Christine. In der Schilderung jenes großen Königs und Helden muß der Verf. den Lohn für seine unschätzbare Arbeit gefunden haben. Er hat den König mit aller richterlichen Strenge eines gewissenhaften Geschichtschreibers geschildert; aber er durfte mit Stolz auf diesen größten Sohn Schwedens sehen, und jedes edlere Gemüth muß sich um so mehr an einer solchen Schilderung erquicken, als man wahrnimmt, daß es keines Atoms von Parteilichkeit auf der Waagschale der Geschichte bedarf, um diesen Fürsten in seiner ganzen Größe und Wichtigkeit für Schweden und Deutschland erscheinen zu lassen. Wir müssen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, und Niemand wird es gereuen, den durchaus frommen, klugen und doch fröhlichen Helden ganz genau kennen zu lernen; den Helden, welchem jener unbegrenzte Blick über die Welt eigen war, den der Verf. mit Recht allen Oberen angeboren nennt; den demüthigen, milden Volksfreund, welcher immer den Allmächtigen über sich sah. Geijer spricht von den großen politischen Plänen, die Gustav Adolf gehegt haben mochte. So große Gedanken, setzt er hinzu, waren nicht das Größte, das auf der Wahlschale zu Lügen mit seinem Leben erlosch. Aber auch in seinem Tode hat er gesiegt. Daß er dem Gewissenszwange eine Grenze setzte, das ist seine Unsterblichkeit, und deshalb zählt ihn die Menschheit unter ihre Helden.

Der Abschnitt über Christine bis zu ihrer Abdankung (denn weiterhin berührt diese merkwürdige Frau den Geschichtsgang Schwedens fast nicht) ist von Wichtigkeit, theils wegen der Schilderung Orensterna's und anderer Großen jener Zeit, theils durch die Darstellung, wie Christine gebildet und überbildet worden, und wie sie endlich von dem geraden, vernünftigen Wege abweichen mußte, da sie keine bleibende Stütze suchte und fand. Ubrigens bemerkt der Verf., daß es unmöglich und unnötig sei, Christinens Handlungsweise ganz zu erklären; die Verehrung weiblicher Tugend habe sich an ihrem Rufe gerächt, doch sei sie besser gewesen als ihr Ruf; und Hr. v. Raumer habe im fünften Bande seiner „Geschichte des neuern Europa“ in den wenigen, Christinen gewidmeten Blättern grade nicht die besten Quellen benutzt.

Wir sehen mit gespannter Erwartung dem folgenden Theile entgegen, da auch die Geschichte Karl XII. noch mancher scharfen Revision bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Kriegerbilder aus dem Jahre 1812. Nach historischen Begebenheiten erzählt von Freimund Dinesorgen. Erster Band. Berlin, Morin. 1887. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem glänzenden Opus, einem Nachfolger von Kellstab's bekanntem Werke, kann die Kritik unmöglich etwas zu

schaffen haben. Das Barum mag Jeder an Ort und Stelle selbst nachsehen, uns fehlt zu solcher Augias-Stallarbeit die Zeit, diesen Blättern der Raum. Bei einer großen Cour Napoleon's in Dresden vor dem Aufbruche nach Rußland bemüht sich dieser sowie Marie Louise die Liebesangelegenheiten einer Hofdame zu schlichten, und die Kaiserin von Oesterreich läßt sich deren lange Geschichte erzählen; Jerome redet wie ein Bajazzo und ist in den Kammern aller Weiber zu finden; ein Moskowiter, über dessen Stellung und Namen sich der von Alexander ins französische Hauptquartier mit Lebensvorschlügen gesandte Oberst, der übrigens hier auch nur an seine Liebeshändel denkt, den Kopf zerbricht, ist in Napoleon's Cabinet zu Hause, erscheint bei der Parade, der Cour und überall. Der Russe hätte also nur seinen Nachbar fragen dürfen, wer dieses lebendige Fatum, das ihm an abgelegenen Orten die Zukunft predigt und auch in der Gegenwart Alles zu wissen scheint, sei; er unterläßt es aber gütigst, um den Leser von seiner Verwunderung unterhalten zu können. Ebenso freundlich erklären zwei Liebende, die nun bereits zehn Jahre miteinander Verheiratheten spielen, sich gegenseitig zu Gunsten des Lesers und des Romans auch dann nicht, als sie sich in stiller Laube in die Arme fallen, und wollen sich auch hier noch Andern überlassen, obgleich nichts zwischen ihnen steht als ihr Wille. Diese beiden Personen sind eine Hofdame und ein französischer Gardecapitain, Leute, denen es sonst nicht an savoir faire zu gebrechen pflegt; doch wir wollten ja schweigen!

2. 1813. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Theile. Leipzig, Reissner. 1888. Kl. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Mit dem vorigen nicht zu vergleichen und dennoch ein verfehlter Versuch. Hr. Stolle sagt uns in seiner Vorrede: „Die Donnerstöße der zu Poesie gewordenen Weltgeschichte wurden so gewaltig, daß es der Verf. am gerathensten fand, die Geschichte ruhig fortbrennen zu lassen und vor allen Dingen seinen Lesern eine Loge zu sichern, von wo sie das Weltgewitter am schärfsten überschauen könnten. So ist freilich der Roman zur Neben- und die Weltgeschichte zur Hauptsache geworden. Von einer höhern künstlerischen Tendenz, Auffassung und Durchführung dieses sogenannten historischen Romans als Roman muß daher vollkommen abstrahirt werden. Er ist nur Staffage, romantische Draperie.“ Dergleichen Entschuldigungen machen aber nichts gut und zeigen nur, daß der Verf. Standpunkt für seine Arbeit ein ganz falscher war, denn dieser Standpunkt gibt weder Roman noch Geschichte. Man hat von jeher darüber gestritten, ob und wiefern so naheliegende Ereignisse zu Compositionen benutzt werden dürften. Ein Hauptgrund, sie auszuschließen, scheint darin zu liegen, daß wir diese Ereignisse zu genau kennen, als daß Modificationen derselben, wie die Poesie sie fodert, uns nicht lebhaft auffallen und alle Täuschung und somit unser Interesse am Romane föhren sollten; diesem Uebelstande ist nun freilich dadurch abgeholfen, daß es hier keinen Roman gibt. Nur der erste Theil enthält etwas dem Ähnliches; hier ist das Öffentliche mehr nur Rahmen, und die Franzosenbewunderung des Verf. wirkt weniger verlegend, weil die Scene in Frankreich liegt und Franzosen darauf spielen. Doch selbst diese Geschichte ist unbedeutend; bemerkenswerth bleibt nur die wirklich vortreffliche Zeichnung eines Rests alter Republikaner von 1793, der während Napoleon's Zug nach Rußland in den Kellern des Waffenschmieds Etienne, genannt Timoleon, intriguirt, vor Allem aber die Gestalt dieses Letztern; dergleichen ein mit großer Feinheit behandeltes Gespräch zwischen Talleyrand und Marmont, in welchem der schlaue Diplomatiker ihn in das Interesse der Bourbons zu ziehen sucht; nur weiß man freilich nicht, bei der Anzahl französischer Memoiren aus dieser Zeit, was hier Verdienst des Verf., was — in seiner zweideutigen Stellung als Romanenschriftsteller und Historiograph — Quellenstudium-Plagiat ist. Ganz unter aller Kritik scheint uns aber die Scene zwischen Napoleon und der Fürstin Borghese am Schluß dieses Bandes, in welcher sie des Amerikaners Be-

freitung zu erlangen sucht. So Schulbubenartig hat selbst Pauline den großen Bruder gewiß nie zu behandeln gewagt, vorzüglich dann nicht, als von dem Kaiser ihr Sein und Nichtsein abhing.

Der zweite Theil ist mit dem ersten nur welthistorisch und durch das Wiederauftreten einer einzigen Person verbunden. Dieser und der dritte haben fast keine andere Geschichte als die Kriegsgeschichte, die sich vor den Augen einer bresdener Familie entrollt, und hier muß jedem Deutschen die Art und Weise peinlich auffallen, wie der Verf. für die Franzosen Partei nimmt. Die Tugendbündler erscheinen hier als Narren, desgleichen spielt ein deutsch gesinntes Mädchen eine lächerliche Figur, die einzige kluge Person dagegen ist ein französisch gesinnter Sachse, welcher der Erhebung Deutschlands mit der größten Apathie zuschaut, überall den kalten Humoristen macht, die Schlachten von den Thürmen und Dörfern mit Weinsflaschen in den Taschen ansieht und die Zukunft auf jene wohlfeile und detaillierte Weise prophezeit, die im Augenblicke der Entwicklung der Begebenheit noch keinem Menschen möglich war; eine Weisheit, die es den Autoren après coup so leicht wird, auszutheilen. Nebenbei verzichtet diese Person, nächst Napoleon augenscheinlich des Verf. Liebling, noch so viel Privathebelthaten als möglich und spielt die Rolle der Vorsicht für alle die Ihrigen, während die Partisanen durch die Bank ziemlich einfältige, oder doch wenigstens Nebenrollen haben. Wenn aber Jemand diesen ungeheuern Kampf welthistorisch betrachten will, so lasse er dem deutschen Enthusiasmus doch auch seine Gerechtigkeit widerfahren; denn die Citation einiger Körner'schen Lieder kann bei dieser Gesamtaufassung wenig wieder gut machen. Wenn Erhabenheit im Sturze eines der größten Geister liegt, so liegt sie doch gewiß auch in der Erhebung ganzer Völker für eine große Idee. Es entflammt in uns der Glaube an die Götlichkeit menschlicher Natur, wenn der Himmel sie uns in so riesenhaften Dimensionen sendet; aber noch höher lobt er auf, wenn plötzlich der edelste Gedanke auch in der gemeinsten Brust den verwandten Funken zündet und Hunderttausende sich als Brüder erkennen. Die Fehlerhaftigkeit des Französischen, dessen der Verf. sich zuweilen bedient, die sich zu oft in denselben Formen wiederholt, um Druckfehler zu sein, z. B.: à cheval, à voiture! à la bon-heur, st. bonne heure, gibt uns keinen großen Begriff von seinem Quellenstudium, was französische Werke betrifft; doch ist es billig, zu bemerken, daß die Virtuosität der Druckfehler jetzt jede andere Virtuosität übertrifft und an das Unglaubliche grenzt, weshalb ein Autor auch bald für nicht mehr zurechnungsfähig erklärt werden dürfte.

Das Buch endet ziemlich lahm mit der Schlacht bei Leipzig und dem Tode eines Theils der Helden und Heldinnen in Folge der Kriegserreignisse. Da braucht man freilich um einen Ausgang nicht verlegen zu sein. Der Styl ist im Ganzen zu loben; zuweilen weht ihn in den Gesprächen der Helden, und vornehmlich jenes Ruffus, der uns trotz des Verf. Apologien ein ruffian scheint, ein Schatten trivialer Gemeinheit an.

3. Bellona. Novellen, Erzählungen, Berichte und Schilderungen aus dem Kriegeleben. Gesammelt von E. Schneider. Erstes Bändchen. Berlin, Hayn. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine Compilation interessanter Scenen, bei der nur zu wünschen wäre, daß der Sammler seine Quellen genauer angäbe. Die Sachen sind gut erzählt, aber durchaus nicht bearbeitet; aus diesem und aus innern Gründen tragen die meisten das Gepräge der Lebenswahrheit; doch fanden wir hier unter der Angabe: „Aus Capt. Marryat's Memoiren“, die Geschichte der Flucht D'Brian's und seines Freundes Peter Simpel aus französischer Gefangenschaft in Marryat's bekanntem Romane dieses Namens. Werth können dergleichen Sammlungen nur dadurch erhalten, daß sie Erlebtes geben, ihre Autoritäten anführen, wie schon bemerkt,

und vor Allem, daß sie ihren Stoff nicht aus allgemein gelese- nen Büchern, sondern aus Zeitungen und Journalen entlehnen, in denen er mit der Zeit verloren gegangen wäre.

4. Gesammelte Schriften von Isidor. Dritter Band: Vers- fehlte Bestimmung. Die verhängliche Wette. Der Vampyr. Vierter Band: Räthsel des Lebens, Novelle nach Begeben- ten unserer Zeit. Über Kunstroman und Kunstnovelle. Leip- zig, Bunder. 1837. 8. 3 Thlr.

Ohne eigenthümliche Physiognomie, nicht viel besser und nicht viel schlechter als vieles Andere, und wenn auch nicht grade Bier-, denn doch Kaffehausliteratur. Zwischen durch lau- sen Declamationen gegen französische Erzeugnisse, welche die eignen Sünden bedecken sollen; wer aber Spindler so hoch stellt wie der Verf., was darf der Eugen Sue vorwerfen, und ne- ben Balzac's großem Talente kann ja von jenem gar nicht die Rede sein. Am meisten hat uns noch der Inhalt des vierten Bandes angezogen, der Kaspar Hauser's Schicksale zu einer Novelle verarbeitet, die größtentheils in Ungarn spielt. Hier ist neben vielem Grellem wenigstens das Romantische der Scene gut geschildert, die wilde Natur, die einsame Pansaginsel, der schweifende Zigeuner, der ungebändigte Magyar. Den Band schließt eine kritische Salbaderei über Kunstroman und Kunst- novelle, von der wir nicht wissen, wie sie sich hierher verliert, da der Verf. — wenigstens in dem Vorliegenden; seine übrigen Schriften kennen wir nicht — weder das eine noch das an- dere gibt. Es genügt wol, zu sagen, daß sie Hoffmann für den Brennpunkt unserer Literatur erklärt und Foucault's „Bild“ bewundert.

Notizen.

Gegenwärtig, wo in England die Frage über Abkürzung der Lehrlingszeit, welcher die Neger auf den britischen Antillen bis zu einem gewissen Zeitpunkte unterworfen sind, an der Tagesordnung ist, hat folgende Stelle, die aus Laird's „Reise ins innere Afrika“ entlehnt ist, doppeltes Interesse, weil sie zeigt, wie die Schwarzen überall von den Weißen herabgewürdigt werden. „Am Tage nach unserer Ankunft zu Cape Coast Castle lud mich der (englische) Gouverneur zu einer Spazierfahrt ein. Wir fuhrten vierspännig; der Feset muß sich aber ja nicht etwa einbilden, daß Pferde vorgespannt worden wären. Rein, die Kutische des Hrn. Statthalters wurde von vier eingeborenen Ne- gern gezogen, die lustig dahintrabten, und zwar so schnell, daß sie fünf englische Meilen in der Stunde zurücklegten. Die Sache empörte und befremdete mich anfangs; ich bemerkte aber bald, daß die Neger sich nicht etwa gezwungen zu diesem Dienste hergaben, sondern sich im Gegentheile eifrig um die Ehre bewarben, vorgespannt zu werden. Wer so glück- lich war, die Stelle eines Pferdes auszufüllen zu dürfen, konnte sicher sein, von seinen Landsleuten um diesen Vorzug beneidet zu werden.“ Die Missionnaire auf den Südküsten lassen sich übrigens auch von den Eingeborenen tragen, obschon es ihnen an Zugvieh nicht mangelt. Das ist freilich kein sehr apostolisches Benehmen.

„Umschumayli Wendaba“, verdeutsch: „Der Neuigkeits- erzähler“, ist der Name einer monatlich erscheinenden Zeitschrift, welche in der Kasernsprache für die Kasern geschrieben wird. Das „Graham's Town journal“ meldet, daß die erste Num- mer erschienen sei. Werden Leute, die von der fixen Idee aus- gehen, nur die kaukasische Menschenrace sei einer hohen geistigen Ausbildung und Entwicklung fähig, ein solches Unternehmen nicht für überflüssig erklären? Wenn sie consequent sein wollen, müssen sie das.

53.

Sonntag,

— Nr. 119. —

29. April 1838.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster und zweiter Band. 1834—37.

Niemanden, der sich mit der Geschichte Großbritanniens beschäftigt hat, kann entgangen sein, wie sehr trotz scheinbaren Reichthums an Geschichtschreibern die Geschichte der britischen Inseln und namentlich auch Englands, besonders bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts oder bis zur Regierungsperiode des Hauses Anjou, noch an kritischer Sichtung und an derjenigen vielseitigen Auffassung Mangel leidet, welche allein im Stande sein kann, von der Eigenthümlichkeit eines aus britischen, angelsächsischen, dänischen und normannischen Elementen zusammengesetzten Volkslebens eine treue Vorstellung zu geben. Die scharfen und feinen Züge, welche Spittler's Meisterhand hiervon in gewohnter Kürze gegeben, bleiben noch immer das Wichtigste, was über jene Zeit geschrieben ist, untermischt mit ungehörigen, andersartigen und daher irreführenden Beifügungen. Aber diesen Carton auszuführen, bedurfte es wiederum eines Meisters. Und hier war mehr als Ausführung nöthig. Es mußten die Quellen neu gewürdigt, verglichen, von zahllosen Irrthümern gesäubert und namentlich auch nach der seit 50 Jahren allerdings unendlich vermehrten Kenntniß der angelsächsischen Sprache und des germanischen Rechts und Lebens überhaupt neu durchdrungen, nun erst ganz verstanden werden.

Hierzu haben die verdienstvollen Herausgeber der „Geschichte der europäischen Staaten“ mit seltenem Blick und zugleich mit seltenem Glück den rechten Mann herausgefunden. Herr Archivar Lappenberg zu Hamburg, für germanische Geschichte und Rechtskunde ein schon anerkannter Name, hat die Aufgabe ganz so genommen, wie der Stand der Wissenschaft, der Hülfswissenschaften und das erkannte Bedürfnis dies erlaubten und verlangten. Wenn Leser, die bequemere Unterhaltung suchen, in den vor uns liegenden zwei Bänden, besonders dem ersten, zu viel Forschung neben dem Ergebnis, zu viel Küchenapparat neben dem aufgetragenen Schmanse zu finden

meinen, so mögen sie bedenken, daß Andere, begierig nach dem Einzelnen der Forschung, dem gelehrten Verfasser nicht dankbar genug für diese reichen Mittheilungen sein zu können glauben, und daß derselbe doch mit großer Mühsung aus der überreichen Ernte seiner Forschungen nur das Ausgesuchteste und Nothwendigste gegeben hat.

Von großem Werthe ist die literarische Einleitung, in welcher uns der Verf. eine Übersicht und Beurtheilung der englischen Chronisten, walisischen Geschichtsquellen, angelsächsischen Geschichtschreiber, normannischen Schriftsteller, englischen Reimchroniken und späteren Chronisten liefert, die Urkunden, Gesetze und Münzen berührt und eine kurze Musterung der neuern Geschichtschreiber anstellt, Alles in Bezug auf die frühesten Zeiten Englands. Ein Nachtrag zu dieser literarischen Einleitung ist im zweiten Bande unter den Zusätzen und Berichtigungen gegeben worden. Schon diese Einleitung gibt einen Begriff von den Studien des Verf.; nicht nur, daß er stets aus den Quellen geschöpft hat, er hat auch zum Theil diese Quellen für die englische Geschichte zuerst benutzt und zuerst interpretirt, um sie dazu benutzen zu können.

Der erste Band liefert nun die Geschichte Britanniens vor und unter den Römern, die Zeiten der Angelsachsen, die Periode bis zur Alleinherrschaft der Dänen, die der drei dänischen Alleinherrscher, die Rückkehr und den Untergang der angelsächsischen Dynastie bis auf die Schlacht von Hastings, welche den Normannen das Scepter Englands erwarb. Außer dieser politischen und äußern Geschichte gibt der Verf. aber in diesem Bande auch eine Darstellung der innern Zustände der Angelsachsen, ihrer staatsrechtlichen, privatrechtlichen und strafrechtlichen Verhältnisse, ihrer Rechtspflege und Gemeindeverfassung sowie ihrer Landescultur, d. i. nicht nur des Ackerbaues und der Viehzucht, sondern aller gewerblichen Beschäftigungen, den Handel mitgerechnet.

Im zweiten Bande findet der Leser außer dem Vielen und Meisterhaften, daß er von solcher Hand immer erwarten darf, auch etwas gewiß gar nicht Erwartetes, aber nicht minder Treffliches, nämlich eine ältere Geschichte der Normandie, von den Zeiten der Celten und Römer heruntergeführt bis zur Zeit der Eroberung Englands durch Wilhelm. Ref. hat mit größtem Interesse diese Erzählung von den Zeiten Rollo's, Wilhelm I., der drei Ri-

harde, Robert's und Wilhelm II. gelesen. Nun erst ist das Normannenthum in England vollkommen begründet und erscheint klar durchgezeichnet, nachdem man es an seiner Wurzel kennen gelernt hat. Es folgt die Geschichte der Zeitgenossen der Eroberung und ihrer Söhne bis zum Tode Stephan's, mit welchem das normannische Haus ausstirbt. Die Veltage von den Quellen der ältern Geschichte der Normandie sowie die Stammtafeln, welche angehängt sind, mögen nicht übersehen werden.

Der Gründlichkeit der Forschung des Verf. ist sein tiefes Urtheil und meistens auch seine Darstellung gleich zu schätzen. Ref. bedauert, nicht einige Stellen mittheilen zu können; doch würde auch die Auswahl schwer werden, denn der Meister bethätigt sich in dem ganzen Werke. Doch weist Ref. unter Anderm auf das gediegene Urtheil über Hume, Gibbon und Burke hin (Einleitung Bd. 1, S. LXXIII fg.), eine der geistvollsten Stellen, aus der die Nachwelt leicht die Farben entnehmen kann, um Lappenberg's eigne Charakteristik zu entwerfen!

Ist es erlaubt, einen Wunsch auszusprechen, so ist es der einzige, daß der Verf. noch ohne Verkürzung, d. i. mit gleicher Ausführlichkeit die Geschichte Englands unter dem Hause Anjou, also bis 1485 fortführen möge!

Geschichte von Frankreich von Ernst Alexander Schmidt. Erster Band. 1835.

Wer von der Lesung des Lappenberg'schen Werkes über England zu dem Schmidt'schen über Frankreich übergeht, könnte leicht einen ungerechten Maßstab an das letztere legen. In Hinsicht der Erforschung des Neuen, der Quellenöffnung, des Eindringens in die Ursprünge der Sprache und Gesittung des Volkes, dessen Geschichte die Verfasser beschreiben, ist die vorliegende Schmidt'sche Arbeit der des Herrn Archivar Lappenberg nicht ganz an die Seite zu setzen. Aber sie hat nach diesen Vorzügen auch nicht gestrebt. Wenn Hr. Lappenberg unter den neuern Forschern der englischen Geschichte im Grunde keinen Deutschen noch Engländer fand, der ihm zu dem gelieferten Meisterwerke vorgearbeitet hatte, so durfte Hr. Schmidt dagegen den Forschungen, ältern und neuern, welche über die französische Geschichte vor ihm lagen, allerdings als guten Vorgängern folgen. Die Franzosen haben in neuester Zeit nicht nur ihre Geschichte im Allgemeinen aus ganz andern Gesichtspunkten betrachtet und dargestellt, sondern auch endlich in Erforschung der Geschichte einzelner Provinzen und Städte ihres Landes große und rühmliche Fortschritte gemacht, deren Ergebnisse dem Publicum vorgelegt sind. Wenn dabei die politische Farbe der Schriftsteller manches neue historische Werk in Frankreich wehr oder weniger seiner echt geschichtlichen Reinheit beraubt zu haben scheint, so hat Hr. Schmidt eben darin seinen Scharfsinn bewähren können und bewährt, das Wahre hinter der Färbung zu entdecken und aufzunehmen. Möchte ihm gefallen haben, uns eine literarische Übersicht seiner Quellen und Hülfsmittel, wie meinen besonders der ältesten, unmittelbaren (mit Übergehung der schlechten Bearbeitungen der Mittelperiode bis zur neuesten Zeit) und

dann der jüngsten Forschungen, vorzulegen. Unter den letztern glänzen besonders Raynouard, Depping, Guizot, die beiden Thierry und Capestigue, welche Hr. Schmidt gehörigen Orts treulich citirt hat.

Die Entwicklung der Stände im Mittelalter, des adelgenthümlichen Volkslebens und der Ritterzeit scheinen uns die ausgezeichnetesten Vorzüge dieses Buchs zu sein, das sich überall sehr angenehm lesen läßt. Eine Probe davon zu liefern, wird dem Ref. der Raum zu beschränkt. In der Einleitung hätte man wol eine, wenngleich verhältnißmäßig kurze, doch genügende Ausführung über die Entstehung, den Charakter und die Bildungsstufe der französischen Sprache, welche ja bestimmt war, zu einer Weltmacht aufzuwachsen, erwarten dürfen. Sind auch die Forschungen über das celtische Alterthum noch lange nicht beendigt, scheinen sie vielmehr noch die fleißige Aufspürung eines deutschen Gelehrten an Ort und Stelle, mit dem Aufwande manches Jahres, zu erfordern, so liegt doch das durchscheinende celtische Fundament der nachher romanisirten Sprache Galliens und der noch immer wol nicht genug gewürdigte Einfluß deutscher Eroberer genug am Tage, um zu einer Ansicht über die Eigenthümlichkeit der französischen Sprache zu gelangen, wie Derjenige sie wünschen muß, welcher die enge Verbindung zwischen Leben, Sitten und Sprache nicht verkennt. Am Ende der Einleitung dürfte dieser Gegenstand ausgeführt sein; vielleicht holt ihn der Verf. aber da nach, wo die französische Sprache zu ihrer großen Bedeutung gelangt (unter Ludwig XIV.), sofern ihm die Masse der alsdann andringenden Begebenheiten dazu Raum läßt.

Der vorliegende Band umfaßt zwei Bücher: I. Von Charloiwig bis zur Auflösung des fränkischen Reichs (888); Merovingen, Karolinger. II. Von der Herrschaft des Lehnswesens in Frankreich und deren allmählicher Beschränkung durch das Königthum und den Bürgerstand (888—1328), oder bis zum Erlöschen des Mannesstammes der geraden Linie des capetingischen Königs Hauses.

Von besonderm Werthe ist die Darstellung, welche der Verf. im ersten Capitel der zweiten Abtheilung vom innern Zustande Frankreichs gegeben hat. Die Entwicklung desselben während der letzten Zeiten des 11. und während des 12. Jahrhunderts hat Ref. nirgend so anschaulich, vollständig und individualisirend gefunden. Das Ritterwesen, die Nationalliteratur, der Bürgerstand und die Städte, sowie Kirche und Wissenschaft sind mit frischen Farben, mit scharfer Sonderung der unechten Züge von den echten geschildert worden.

Ein außerdem anziehender Theil des Buches ist die mit erforderlicher Ausführlichkeit erzählte Vernichtung des Tempelherrnordens durch König Philipp und den von ihm abhängigen Papst. Neue Forschungen über die Tempelherren hat Ref. nicht gefunden, jedoch das Vorhandene gut gesichtet, aus den besten Quellen und den neuesten Arbeiten dargestellt, wobei mit Recht auf v. Hammer nicht zu viel Gewicht gelegt ist.

Seit 1835 erwartet man mit Begierde die Fortsetzung dieses Werkes. Wir bemerken noch, daß der Herr Verf.

die Erzählung der Geschichte Frankreichs von der Revolution an Hrn. Prof. Bachsmuth überlassen hat. Möchte dieser hochverdiente Geschichtsforscher bald mit dem Anfange seiner Arbeit hervortreten und damit nicht erst den Schluß des Schmidt'schen Werkes abwarten!

Geschichte des russischen Staates von Philipp Strahl.
Erster Band. 1832.

Die Geschichte Rußlands muß in dieser Reihe trefflicher, zum Theil höchst ausgezeichneten Geschichtswerke gleichsam für sich allein stehend betrachtet werden; nicht als ob es ihr an einer ähnlichen Auszeichnung fehlte, sondern wegen ihres Gegenstandes und wegen der Vorarbeiten, welche dem Hrn. Verf. zu Gebote standen. Von den Geschichten entweder ganz, oder ihrer Regierung, Richtung und Entwicklung wegen im Wesentlichen germanischer Völker und Staaten sondert sich die Geschichte der Russen als die, welche einzig, oder wesentlich slavisch ist, in zahlreicher Beziehung eben: hierdurch unterschieden ab. Die germanischen Völker leben, um es mit wenigen Worten auszudrücken, neben dem gemeinen Dasein noch ein höheres Leben für eine Idee, oder für eine aus einer Idee hervorgehende geistige Bestrebung; die slavischen Völker aber lieben, wenn man sie sich selbst überläßt, bloß materielle Interessen und ein sinnliches Wohlleben. Dies ist ihr Grundzug in solchem Grade, daß alle ihnen von Verhältnissen, Leidenschaften, Nothen und Herrschern zugeführte Dressur doch niemals hat Cultur werden können. Dieser Grundzug des Slawenthums ist da in den Hintergrund zurückgetreten, wo germanische Bevölkerung die dominirende ist, oder wo der Regenten germanischer Geist ganz und gar die Herrschaft gewonnen hat, z. B. in den slavischen Theilen Preußens.

Auch auf die Geschichte des russischen Reichs mußte dies Verhältniß einen wesentlichen Einfluß haben, und hat zwar der Verf. jene Bemerkung nirgend unmittelbar ausgesprochen, so scheint sie doch an unzähligen Stellen zwischen den Zeilen zu stehen. Es ist nun ein hohes Verdienst des Hrn. Strahl, zuerst einen Versuch gemacht zu haben, eben zu vollständiger Einsicht der Eigenthümlichkeit eines solchen Volks die Grundzüge und Anfänge zusammengestellt zu haben. Außer der Erzählung politischer Entwicklung rechnen wir dahin besonders eine Schilderung des innern Zustandes von Rußland beim Tode Wladimir's des Großen und eine andere zur Zeit vor und bei dem Einbruche der Tataren. Hierin hatte der Verf. zum Theil in sehr berühmten Namen, z. B. Karamsin, nicht ganz getreue Darsteller zu Vorgängern, denen nur mit sorgfältigster Kritik zu folgen war.

Nach einer kurzen Einleitung über die physische Beschaffenheit des heutigen Rußlands, dessen frühere Bewohner und über den großen Slawenstamm sowol als die übrigen Völker Rußlands vom 6. — 12. Jahrhundert erzählt der Verfasser im ersten Zeitraume die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch die Waräger bis zu des Großfürsten Wladimir des Großen Tode (802 — 1015) und gibt dann die erste der oben erwähn-

ten Übersichten des innern Zustandes, den kein Leser ohne das lebhafteste Interesse betrachten wird. Der zweite Zeitraum umfaßt die Geschichte von Wladimir dem Großen bis zum Einbruche der Tataren in Rußland und bis zur Schlacht an der Kalka (1015 — 1224); ebenfalls zuerst die politische Geschichte und darauf die zweite jener Übersichten. In dieser ist, wie dem Ref. scheint, vorzugsweise der Abschnitt von der Rechtsverfassung und von der Cultur (der technischen und geistigen, den Künsten und Sitten) im höchsten Grade anziehend und mit ebenso viel Fleiß und Scharfsinn in der Auswahl als Kritik und historischem Sinne in der Zusammenstellung vorgetragen. Ein gewisser statistischer Reichthum war dabei nicht zu vermeiden, wenn der Verf. das Fremdartige anschaulich machen wollte. Man muß den Wunsch hegen, daß die Fortsetzung den Erwartungen entspreche, welche dieser erste Band erregt.

(Der Beschluß folgt.)

La science politique fondée sur la science de l'homme; ou l'étude des races humaines sous le rapport philosophique, historique et social; par V. Courtet de l'Isle. Paris 1838.

Der Verfasser erörtert die Frage: Ob nicht ein genaues Studium der einzelnen Menschenrassen, der Verschiedenheit ihrer körperlichen Bildung und der Einwirkung derselben auf Sitten und intellektuelle Fähigkeit fortan als Basis aller Politik angenommen werden müsse? Nicht ganz mit Unrecht macht er den Gesetzgebern den Vorwurf, daß sie bei ihren Bestrebungen sich zu wenig um Anthropologie bekümmert hätten. Auf diese Wissenschaft müsse fortan alle Politik sich stützen, und Herr Courtet de l'Isle hält es unbedingt für ausgemacht, daß alle übrigen Menschenstämme hinter dem kaukasischen an Bildungsfähigkeit weit zurückständen. Wir halten aber diese Frage noch nicht einmal für spruchreif. Ubrigens sind in einem europäischen Staate zum Beispiele alle physiologischen Unterschiede, welche die einzelnen Rassen charakterisiren, von gar keiner Wichtigkeit; weil beinahe alle Europäer dem kaukasischen Stamme angehören.

Auf einem wunderlichen Paradoxon, das in neuester Zeit mehrmals aufgestellt worden ist, beruht das ganze Raisonnement des Buches. Der Verf. behauptet nämlich: Bei den Menschen sei eine ähnliche oder gleiche Stufenfolge vorhanden wie bei den andern Thieren verschiedener Arten; die einzelnen Menschenrassen, deren er vier annimmt, seien absolut verschiedenen an geistigen Fähigkeiten und Kräften und daher nicht alle einer gleich umfassenden Entwicklung und Ausbildung fähig. Darum habe jede einzelne eine besondere und eigenthümliche Bestimmung von der Vorsehung erhalten und müsse diese auch erfüllen. Von diesem Principe ausgehend, erklärt er alle Erscheinungen, welche die Geschichte darbietet, den Verkehr der Völker miteinander, der Genossen eines und desselben Volkes und die individuelle Ungleichheit, welche überall vorhanden ist. Natürlich ist die Sklaverei in diesem Systeme eine Nothwendigkeit; sie könne mobifizirt, das Joch sanfter und erträglicher gemacht werden; aber abschaffen dürfe man sie unter keiner Bedingung. Nur durch Kreuzung und Vermischung der Rassen könne zuletzt eine Art von Gleichheit hervorgerufen werden; diese würde aber nichts Anderes sein als eine Ausartung, alle Bande der Gesellschaft würden gelöst werden, Anarchie träte an die Stelle der Ruhe und Ordnung, und zur Heilung der Wunde, welche solchergestalt durch Abschaffung der Sklaverei so lebensgefährlich geworden sei, müsse dann wieder eine neue Sklaverei

erziet werden. Das ist Sinn und Meinung des Verf.; wir sehen aber in der That nicht ab, wozu die Aufstellung eines solchen Systemes nützen könne; höchstens wird es Leute, die an absurden Privilegien hängen, in ihren vorgefaßten Meinungen nur noch mehr bestärken. Eine notwendige Folge dieses Systemes würde ferner in der Aufstellung von Kategorien oder Rassen bestehen; die Menschen müßten voneinander abgepfercht werden wie das liebe Vieh. Aber waren nicht die Leibeigenen im Mittelalter von demselben Blute wie ihre Gebieter? Oder soll man es machen wie die Kalmücken, wo der Adel sich selbst weiße Knochen, den gemeinen Mann aber schwarze Knochen nennt?

Allerdings hat die Natur jeden der großen Erdtheile vorzugsweise einem eigenthümlichen Menschenstamme angewiesen, aber sicherlich nicht, damit einer, der vor der Hand allen andern an geistiger Ausbildung und an Thatkraft überlegen ist, diese auf ewig zu seinen Sklaven herabwürfelig. Herr Courtet de l'Isle hat die physikalischen Einflüsse, welche ein Land auf sein Bewohner ausübt, bisweilen nicht hinlänglich berücksichtigt und gewürdigt. Er nimmt an, wir Europäer wären so ausgezeichnete Leute geworden, weil wir weiß sind und der kaukasischen Race angehören. Die alten Griechen erreichten aber eine hohe Culturstufe besonders dadurch, daß sie ein so vielfach gegliedertes Land bewohnten. Europa im Allgemeinen ist der gegliedertste von allen fünf Erdtheilen. Während aber die Hellenen ein so reges Leben hatten, bedeckte nicht etwa den ganzen Norden und Osten unseres Erdtheils noch kimmerische Nacht? Die Amerikaner sind in ihrer Entwicklung gestört worden; sie standen nirgend in so günstigen physikalischen Verhältnissen wie die Griechen, und doch waren sie so scharfe Beobachter, daß ihr Sonnenjahr weit richtiger berechnet war als das der Griechen. Welcher Race gehörten die alten Ägypter an? Und sind die Chinesen, die Japanesen, die doch schon vor 1500 Jahren eine Cultur hatten, wie sie Europa zu jener Zeit noch nicht kannte, nicht mongolischen Stammes? Der Verf. hätte sagen sollen: durch Mischung, Berührung, durch freundlichen und feindlichen Verkehr verschiedener Völker wird die Entwicklung des Menschengeschlechtes am besten gefördert. Die Reger sind keineswegs so arm an geistigen Fähigkeiten, wie man glaubt; in Afrika leben sie freilich in ziemlich ungünstigen Verhältnissen, aber auf Haiti regieren sie sich selbst besser als die Weißen in Mexico, Brasilien, Buenos Ayres, und mindestens so gut wie in Neapel und Sicilien, sie sind sogar Poeten, und ein zwölffähriges Negermädchen in Boston hat ein Gedicht an die Phantasie geschrieben, das Eschenburg übersetzte und dessen sich kein Dichter zu schämen brauchte. Absolut unfähig, die höchste Stufe menschlicher Bildung zu erreichen, ist keine einzige Menschenrace. Es kommt nur darauf an, unter welche physikalischen und besonders unter welche klimatischen Verhältnisse sie gestellt wird. 47.

Notizen aus Rußland.

Petersburg hatte am Schlusse des Jahres 1837 468,625 Einwohner. Geboren waren im letzten Jahre 9832 Kinder, gestorben 8469 Personen. Die Zahl der Häuser ist 8682, darunter sind 10 Schlösser der kaiserlichen Familie, 754 Regierungsgebäude, 88 verschiedenen Gesellschaften gehörige und 7850 Privathäuser. Pfarrkirchen und Hauskapellen griechischen Cultus gab es 151, darunter 5 für altgläubige Sekten, außerdem 12 Kirchen für fremde Religionsgemeinden. Im letzten Jahre haben nur 30 Feuersbrünste stattgehabt, und darunter waren die meisten von geringer Bedeutung.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat eine Anzahl genauer Abdrücke nach den Denkmünzen herausgegeben, die durch Fürsorge des Grafen Tolstoj auf die Kriegereignisse von 1812, 1813 und 1814 geprägt worden sind. Die Abdrücke

sind in der natürlichen Größe der Stempel selbst und verdienen nicht nur in artistischer Hinsicht, sondern auch der denkwürdigen Epoche wegen, auf welche sie sich beziehen, Aufmerksamkeit. Es sind dies die ersten Versuche zu einer vollständigen Sammlung von Abdrücken russischer Medaillen, welche, nach der Methode von Galles und Beth von einem russischen Künstler, Namens Wenzow, der zur Feier der Gravrins eigens nach London geschickt worden ist, in Stahl gestochen, von der Akademie werden veröffentlicht werden.

In Boroneth ist eine neue Gabettenanstalt für 400 Jüdlinge gegründet worden, die unter Aufsicht des Großfürsten Michael steht und dessen Namen trägt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1837 sind in Rußland 486 Bücher erschienen, ein bedeutender Zuwachs gegen das vorige Jahr. 9.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Schluß aus Nr. 114.)

53. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Sechsten Bandes drittes bis sechstes Heft. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
54. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1837. Wöchentlich zwei Nummern von einem Bogen. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
55. Leipziger Allgemeine Zeitung. (Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von einem Bogen nebst Beilagen von einem halben bis einem Bogen.) Doch 4. Vierteljährige Pränumeration 2 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Verlage der Hofbuchhandlung in Koblentz habe ich den Vorrath des folgenden Werkes an mich gekauft:

Koback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Mit getreuen Abbildungen der vornehmsten Gold-, Platin- und Silbermünzen aller Länder, in 380 Münzbildern auf 119 Tafeln. Drei Abtheilungen. Gr. 8. Koblentz. 1838. Geh. 6 Thlr. 18 Gr.

Im Verlage von A. Campe in Hamburg ist erschienen und sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung durch mich zu beziehen:

Lloyd (H. C.), Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutschland. Mit fleißigen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Fünfte verbesserte Auflage. 8. 22 Gr.
Le Portfolio, ou Collection de documents politiques relatifs à l'histoire contemporaine. Traduit de l'anglais. Tome I—V. (Nos. 1—41.) Hamburg, Campe. 1836—37. Geh. 10 Thlr. 12 Gr.

Schließlich erlaube ich mir Freunde gediegener, unterhaltender Lecture, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken auf eine

Sammlung von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus meinem Verlage

aufmerksam zu machen und zur Benutzung der äußerst vortheilhaften Bedingungen, worüber das Verzeichniß, welches durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen ist, nähere Auskunft gibt, aufzufordern.

Über die „Geschichte der europäischen Staaten“
herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 119.)

Geschichte von Portugal von Heinrich Schäfer. Erster Band. 1836.

Über dieses aus den Quellen geschöpfte Werk kann Ref. sich am kürzesten fassen; es ist schon in den berühmten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ seinem gelehrten Werthe nach gerecht gewürdigt. Wir werden nun eine so lange entbehrte Geschichte Portugals haben; denn man kann nicht ansehen, zu bekennen, daß es daran bisher so gut wie gänzlich fehlte.

Indem Ref. die Leser im ersten Buche vorzugsweise auf die Schilderung der Regierung Affonso I. und des Gemeinbewesens in den ersten Jahrhunderten des Staats (eines Gegenstandes, von dem Geschichtschreibern Portugals bisher kaum nebenher berührt, und bei welchem der Verf. seine gründlichen Studien der Geseßgebung, der Verfassung und einzelnsten Gewohnheiten Portugals erkennen läßt), im zweiten Buche auf die Behandlung der Geschichte der Ignez de Castro aufmerksam machen will, muß er den eindringenden Blick, die Unbefangenhalt vielseitigster Forschung, die Ruhe und Natürlichkeit der Erzählung als durch das ganze Werk sich bewährend bezeichnen und bleibt nur noch bei einigen Punkten der Vorrede stehen. Es muß erfreulich sein, das Heroenzeitalter Portugals mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit hier dargestellt zu finden; denn, „wenn der Staat gleichsam fertig“ ist, geht das Schiff seinen einmal eingelegten Gang; und gehören zwar eminente Talente dazu, es darin zu erhalten, wenn es nicht an der Klippe der Revolution scheitern, sondern zeitgemäß fortsetzen soll, so bietet doch die größten und anregendsten Erscheinungen immer das Zeitalter dar, in welchem vor Allem der einzelne Mann groß und wirksam ist und nicht unter der Masse vereiniger Staatskräfte verschwindet. Es ist daher gewiß von Seiten Derer, welche die Geschichte nicht bloß zu einem Tabellenwesen skelettiren wollen, kein Tadel zu erwarten, daß der Verf. die Geschichte Affonso I. mit mehr Ausführlichkeit behandelt hat. Ebenso dankt Ref. dem Verf. für seine Darstellungen aus der Staatsverfassung und Verwaltung Portugals;

sehr wahr ist, daß die Kenntniß der Mannichfaltigkeit des Wirklichen hierin das beste Gegengift gegen einseitige Theorie und Speculation bleibt. Statt zu fürchten, er habe hin und wieder zu reichlich Belegstellen mitgetheilt, möchte der Verf. seinen Lesern aus seltenen portugiesischen Geschichtswerken noch mehr Bruchstücke gegönnt haben. Es wird wenig Staaten Europas geben, deren Geschichtsquellen im Allgemeinen so unbekannt sind wie die der portugiesischen Landestheile und selbst Portugals im Ganzen.

Geschichte des preussischen Staates von S. A. S. Stein-
gel. Erster und zweiter Band. 1830—37.

Der Anzeige dieses Werks wünschte Ref. mehr Raum widmen zu können, als ihm vergönnt ist. Der Hr. Verf. sagt in der Vorrede: so begierig er sei, Lob zu verdienen, würde er doch die stillschweigende Anerkennung der gebildeten Leser gern dankbar für alle Ehre hingeben, welche ihm Gelehrte in öffentlichen Blättern ertheilen könnten, wenn er die Überzeugung erhielte, einem fühlbaren Bedürfnisse einigermaßen Genüge geleistet zu haben. Diese Überzeugung wolle denn der verdienstvolle Verf. im vollsten Maße fassen und festhalten. Allerdings war eine gründliche, geistreiche und lesbare Geschichte des preussischen Staates ein sehr fühlbares Bedürfnis; ihm wird auf eine, jede billige Erwartung übertreffende Weise abgeholfen, wenn der Verf. in dem Maße, wie er seinen ersten und vielleicht noch mehr seinen zweiten Band gearbeitet hat, nun auch die Geschichte Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und des großen Friedrich's, dann aber auch die der Erschütterung des von diesem mächtig gehobenen Staates und seiner Wiederherstellung durch die Wärbheit des jetzigen Königs bis auf unsere Zeiten (mindestens bis 1832) liefert. Seine Kenntniß des Gegenstandes, seine Liebe zur Sache, seine Freiheit von Vorurtheilen, seine Wärme für das Gute, sein Haß gegen das Böse zeichnen den Verf. in allen Theilen seines Werks auf das vorthellhafteste aus. Man muß nicht bloß die Geschichte unserer Zeit für gefährlich halten, als könne allein sie dem Schriftsteller die nöthige Unparteilichkeit rauben; auch daß er von seinem Volke, von seinem Geburtslande rede, daß er zu dessen Beurtheilung die von Jugend auf eingelegenen Meinungen mitbringt, kann seinem freien Blicke schaden. Dies Alles hat der Verf. glücklich über-

wunden; doppelt groß sein Ruhm, wenn die folgenden Bände dasselbe sagen lassen!

Der erste Band liefert im ersten Buche die älteste Geschichte bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. Die Abschnitte über die Slawen, über die Eroberung Preußens durch den deutschen Orden und über die innern Verhältnisse sind auszuzeichnen. Das zweite Buch erzählt die Geschichte vom Anfange des 14. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts; der luxemburger Karl IV. und der Burggraf Friedrich von Nürnberg nebst der Geschichte des Ordens in Preußen von 1411—66 sind hier das Anziehendste. Drittes Buch, vom Anfange der Reformation bis zum Regierungsantritt des großen Kurfürsten; vortreffliche Schilderung der Zeit des dreißigjährigen Krieges, meisterhafte Parallele zwischen Gustav Adolf und Wallenstein; höchst anmuthige Darstellung der Lebensweise der Fürstin Dorothea Sibylle von Brandenburg-Brandenburg, deren Gemahl, Fürst Johann Christian, den Rath der Stadt Bielefeld zur Theilnahme an der Heimführung der Herzogin und zum Gastmahle auf dem Schlosse zu Bielefeld einlud, nach alter Sitte des fürstlichen Hauses, „die Unterthanen an den Freuden der landesfürstlichen Obrigkeit Theil nehmen zu lassen“.

Der zweite Band enthält bloß ein Buch, das vierte; und dies handelt lediglich die Geschichte des großen Kurfürsten ab. Es versteht sich von selbst, daß ein Geschichtschreiber wie Stenzel nicht in den Fehler verfallen ist, uns eine Biographie des großen Vorgängers seines größern Urenkels zu geben. Es ist vielmehr die Geschichte des preussischen Staates unter jenem. Alles, was der Kurfürst that, und welche Reime in seinen Thaten für die Zukunft lagen, ist mit Gründlichkeit und Quellenkunde, Ausführlichkeit und Umsicht dargelegt, und gewiß nicht zu ausführlich; obgleich Ref. begierig ist, zu sehen, in wie vielen Bänden Stenzel nun die Geschichte von 1688—1832 abhandeln werde, den Wunsch hegend, daß er mindestens bis zum Tode des großen Königs dieselbe Ausführlichkeit beibehalte. Soll aus diesem Theile etwas als unter dem Anziehenden vorzüglich anziehend hervorgehoben werden, so mußte man das vierte Hauptstück nennen (vom Frieden zu Oliva bis zum Kriege gegen Frankreich 1660—72). Hier findet man: Gründung der Souveränität in Preußen, das Heer, die Finanzen, Fabriken und Handel, Wissenschaften, Bibliothek, Universitäts-Universität (nach dem enthusiastisch entworfenen Plane des Benedict Skytte — eine Riesensidee), der Hof u. A. m. *)

51.

*) Indem wir hiermit den Bericht über die Heeren-Weertsche „Geschichte der europäischen Staaten“ schließen, um nach einigen Jahren wieder darauf zurückzukommen, ist es uns durch gefällige Mittheilung des Verlegers möglich, eine Nachricht über Das, was zunächst in der trefflichen Sammlung gegeben werden soll, folgen zu lassen. Im Drucke befindet sich der zweite Band von Strahl's Rußland, und außer diesem wird noch der zweite Band von Schmidt's Frankreich und der zweite Band von Schäfer's Portugal in diesem Jahre erscheinen. Hofrath Dahmann hatte schon vor längerer Zeit Danneberg zur Bearbeitung über-

Bulwer über ein allgemeines Verlagsrecht.

London, 1. April 1888.

Am 20. März hat der Präsident des Handelsgerichts, Hr. P. Thomson, im Unterhause um die Erlaubniß, eine Bill über ein allgemeines Verlagsrecht (international copyright) einbringen zu dürfen. Es wurde ihm nach einer kurzen Discussion gestattet. Je seltener sich die Regierungen um eine noch fehlende Gesetzgebung der literarischen Verhältnisse, welche ihnen allzu weit über ihre weltliche Sphäre hinauszureichen scheint, kümmern, um so rühmlicher ist die Initiative, welche das englische Parlament in diesem legislativen Zweige ergriffen hat. Freilich flüchtet man sich hier ein, das Adminkisterium, welches sich so gern allen seinen Unterstützern dankbar beweist, sei von Hrn. E. L. Bulwer zu diesem Schritte durch nachhaltiges Drängen bewogen worden und hätte um so lieber seinem literarischen Champion gewillfahret, da er in dem neuen von ihm gegründeten „Monthly chronicle“ ein festes Bollwerk für die gegenwärtigen Inhaber des öffentlichen Dienstes aufgerichtet. Allerdings tritt Bulwer in diesem „Monthly chronicle“ (bis jetzt zwei Hefte) als ein glänzender gerüsteter Bannerträger des Ministeriums auf. Bulwer hat das rechte Mittel ergriffen, um unter seine Fahne nicht allein die öffentliche Meinung, sondern auch eine Fraktion im Parlament zu sammeln und so eine politische Größe zu werden, wie ihm bis jetzt mit allen seinen künstlich ausgemesselten Reden, bei dem Fleiß, sie seinem Gedächtniß anzuvertrauen, bei den rhetorischen Studien, sie classisch-demosthenisch oder ciceronisch im Parlament vorzutragen, nicht gelungen war. Nun hat er den Stein der Weisen gefunden und die Minister können sich gratuliren. Das „Monthly chronicle“ ist bei der Erscheinung seines zweiten Heftes schon eins der gelesesten Reviews Englands.

Die Rede, in welcher der Antragsteller (Thomson) die Wichtigkeit und Nothwendigkeit seiner Bill zu begründen suchte, verkündete unter anderm Erfreulichem, daß die Nationen sich so weit einander genähert hätten, daß das Princip der Reciprocität nicht allein mehr auf die Werte der Industrie und des Handels beschränkt, sondern nun auch auf die Productionen der Kunst und Wissenschaft ausgedehnt und angewandt werden müßte. Von literarischen Männern unterstützte die Bill nur Hr. b'Israeli, und es war um so auffallender, daß nicht Der, welcher als standard-writer in und außerhalb des Parlaments in England anerkannt wird, seine Lippen zur Unterstützung öffnete. Indessen hatte er Recht. Er weiß, daß grade seine Kunsprache in solchen Dingen schadet, daß man wol gar die Bill einzubringen, verweigert haben würde mit der Entgegnung, Hr. Bulwer wolle die Parlamentsverhandlungen durch seine persönlichen Interessen unterbrechen. Dann

genommen und hofft im nächsten Sommer die letzte Hand an das Werk zu legen. Die Geschichte des osmanischen Reichs bearbeitet Dr. Zinkeisen, der in den Archiven und Bibliotheken in Paris die trefflichsten Materialien dazu gefunden, und er gedenkt noch in diesem Jahre den ersten Band zu beenden. Die Geschichte Polens liefert Dr. Roepell, der sich zu diesem Behufe längere Zeit in Danzig und Warschau aufgehalten hat, um die Sammlungen zu benutzen. Den zweiten Band der Geschichte Spaniens wird, nach Abgang des Dr. Lembke, Prof. Schäfer nach Beendigung der Geschichte Portugals bearbeiten. Graf Mailáth wird zum Behuf der Fortsetzung der Geschichte des österreichischen Kaiserthums im nächsten Sommer eine Reise nach Schweden unternehmen, um die dortigen Archive für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu benutzen. Die Geschichte der Schweiz endlich ist ebenfalls von einem tüchtigen Historiker zur Bearbeitung übernommen. Von den durch Bibliotheksecrétair J. H. Möller bearbeiteten Regesten sind außer dem schon erwähnten zu Pfister's Deutschland auch die zu Böttiger's Sachsen, Leo's Italien und Kampen's Niederlanden erschienen.

D. Red.

that er auch Recht daran, bei den Präliminarien über diese große Lebensfrage der Literatur zu schweigen, um desto nachdrücklicher mitten im heftigsten Getöse der Schlacht eine günstige Entscheidung durch seine Theilnahme herbeiführen zu können. Er hat einstweilen ein (von ihm indessen nicht unterzeichnetes) Manifest in dem heute erschienenen zweiten Hefte des „Monthly chronicle“ ausgehen lassen, worin er in Kürze den Gegenstand aufs Klarste beleuchtet und zugleich erklärt, daß Petitionen, von allen Gelehrten und Künstlern Englands unterzeichnet, dem Parlament überreicht werden würden. Der Ausfall sowie die in Frage stehende Bill ist nicht allein für England, auch für Deutschland und Frankreich wichtig, wo man sich grade ebenso lebhaft mit demselben Gegenstande beschäftigt. Wir fügen den hier gegebenen Auszügen keine weiteren Bemerkungen bei, weil sie für sich selbst sprechen.

„Wir lenken“, sagt Bulwer S. 163, „die redliche und unparteiische Aufmerksamkeit des Publicums auf die Bill, welche mit ebenso viel Geschicklichkeit wie edelm Gefühl von dem Präsidenten des Handelsgerichts für die Beschützung des literarischen Eigenthums eingebracht worden ist. Es geschieht selten, daß diese Classe von Männern, welchen England mehr als seinen Generalen und Staatsmännern für den ausgebreiteten Einfluß verpflichtet ist, welchen es über die Meinung Europas ausübt, an die Dankbarkeit oder die Gerechtigkeit ihrer Landsleute für irgend einen Antheil an den Wohlthaten und Verbesserungen der Geseßgebung appellirt. In jedem Jahre, in jeder Session sehen wir eine neue Classe von intellectuellen oder mechanischen Arbeitern die Aufmerksamkeit des Parlaments ganz ausschließlich in Anspruch nehmen, seinen Debatten Stoff geben, die öffentlichen Blätter füllen mit ihren Klagen und Forderungen, wenn auch der Gegenstand der Klage nicht so schwer als ein Strohhalbm wiegen sollte, auf die Schulter des gewöhnlichsten Krämers gelegt; da werden Zusammenstellungen gemacht, Bittschriften ausgeschüttet, Reden gehalten, Vergütung in Anspruch genommen. Gebulbig und schweigend haben die Schöpfer der Gedanken, die Verbreiter der Meinungen, die Erfinder beinahe aller praktischen Segnungen, deren wir uns erfreuen, den Raub ihres Eigenthums ertragen, den Betrug an den wahren Mittheilern ihrer Erfindung. Sie haben zuletzt ihre Sache vor das Parlament gebracht, zuletzt die Verwaltung bewogen (zur Ehre dieser Verwaltung sei es gesagt!), irgend eine Verbesserung zu versuchen. Weit entfernt davon, zu fordern, gleichen Schritt zu halten mit der wachsenden Liberalität und Aufmerksamkeit, welche die moderne Geseßgebung allen andern Künsten und Gewerben angedeihen läßt, bitten sie nur um Befestigung des ersten Elementarprinzips der Gesellschaft: um die Sicherheit des Eigenthums! Man sollte glauben, daß ein Geseßgebungsvorschlag, so einleuchtend gerecht, welcher dazu noch von den Spendern der Belehrung und des Entzückens für die Welt als eine große Belohnung für ihre Anstrengungen gepriesen wurde, vom Publicum mit Enthusiasmus entgegengenommen und durch die gesetzgebende Versammlung ohne einen Laut des Widerstandes geschrieben müßte. Aber die Schriftsteller sind keine Männer, welche die öffentlichen Versammlungen füllen, auf den Wahlbühnen schreien und über die Leitung der Wahlen verfügen. Was sind ihre Forderungen in den Augen der Volksvertreter gegen die Forderungen Derjenigen, welchen gestattet ist, Lebensmittel zu verkaufen? So wurden denn auch von Einigen die freestehenden Einwände erhoben, von Andern die trügliche Gleichgültigkeit bewiesen; Einer (Hume) äußerte sogar, daß die Schriftsteller stolz darauf sein sollten, beraubt zu werden; ein Anderer, es sei ein Vortheil für die Gesellschaft, wenn die Quellen der Intelligenz gekübeln würden. Auf Seiten des unglücklichen Verfassers stand nur die größte Unwissenheit im Mund mit der schreiendsten Ungerechtigkeit. Das ist der Lohn, welchen die Engländer ihren Wohlthätern darbieten. Sollte die Bill vereitelt werden, sollte sie durch solche Argumente, wie gegen sie angeführt wurden, zurückgeschoben werden, es würde für das jetzige Geschlecht eine arge und unauslöschliche Schande sein. Unsere kleinen Par-

teizwisigkeiten gehen vorüber; die kleinen Interessen der Gesellschaft und der Götter verschwinden ebenso schnell, wie sie entstanden, von der weiten Oberfläche der menschlichen Angelegenheiten; aber jedes folgende Geschlecht blickt eifersüchtig auf die Denkmale zurück, mit welchen Wissenschaft und Kunst das vorhergehende schmückte, und bezeichnet mit Verachtung die Undankbarkeit gegen die Beförderer der Civilisation als ein Verbrechen an der Civilisation selbst.“

„Laßt uns kurz und ruhig auf die Natur der Beschwerde blicken. Sobald ein englischer Schriftsteller von Auszeichnung ein Werk veröffentlicht, ist es augenblicklich in andern Ländern nachgedruckt, in Deutschland, Frankreich, Amerika. Da in diesen Ländern Druck, Papier und Ankündigungen bedeutend wohlfeiler als in England sind, so ist natürlich auch die Ausgabe billiger als die englische Originalausgabe. Der rechtmäßige Verleger ist nun geblüht durch die fremden Schmuggler beeinträchtigt. Würde dies allein im Auslande getrieben, hätte es keinen Einfluß auf unsern einheimischen Markt aus und auf diesem in ungeheurer Ausdehnung, so möchte das übel noch erträglich sein, da es die Verfasser allein beträfe. Wenn z. B. ein Mechaniker eine Verbesserung an einer Maschine erfindet, wenn auch an dem allgewöhnlichsten und dem einfachsten Werkzeuge, so kann er sich leicht Schutz in den fremden Ländern verschaffen; er kann sowohl die Früchte im Auslande ernten wie in England, und alles das mit größerer Leichtigkeit und weniger Ausgaben. Hierin sind die Nationen aufgeführt. Die Kunst ist universell in den Verpflichtungen, welche sie eingeht, darum sollte auch der Lohn allgemein sein, welchen sie empfängt. Je größer die Anregung, die Ermunterung, die Früchte für die erfinderische Thätigkeit, desto thätiger werden die Forschungen betrieben werden, und um so größer werden folglich auch die Wohlthaten sein, nicht für ein Volk allein, sondern für alle civilisirten Staaten.“ „So ist der Mann der Wissenschaft, der geistige Erfinder, er von höherm Range, ohne den Mechanik und Manufacturen, Maschinen und Patente eben nicht bestehen könnten, eben er ist entmuthigt und beraubt, während der Arbeiter, welcher nur die Gedanken der Andern in Anwendung bringt, durch den allgemeinen Schutz von Europa aufgemuntert und gesichert ist. Wäre indessen die Räuberei des Nachdrucks nur in Wirklichkeit auf den Kreis fremder Verkäufer beschränkt, es würde nur für den Verfasser ein übel und eine Ungerechtigkeit sein; aber es ist nichts, verglichen mit dem Uebelstande, welcher gegenwärtig auf uns lastet; denn auch der einheimische Markt ist für ihn reißend schnell verengt und verschlossen; es ist sein eignes Vaterland, welches den Einfall in sein Eigenthum begünstigt. Nicht allein, daß, vermöge der unglaublichen Leichtigkeit der Verbindung mit andern Ländern, jeder Engländer, welcher den Continent besucht, für sich und seine Freunde Exemplare der wohlfeilsten ausländischen Ausgaben kauft (welche dem Verfasser keinen Nutzen bringen), sie den englischen vorziehend; nein, ganze Ladungen solcher Räuberexemplare werden regelmäßig in unser Land eingebracht und mit ihnen die Hälfte der Leihbibliotheken in den Provinzen versehen. Will sich der Leser die Mühe geben, nach den neuesten populären Werken in den Buchhandlungen die ganze Kiste entlang zu fragen, er wird beinahe nur die Ausgaben von Galignani und Baudry zur Hand bekommen. Jedes Jahr steigert sich dieser Schmuggel in immer furchtbarerem Ausdehnung, und, was noch schlimmer ist, die Straflosigkeit, welche diesem System widerfährt, hat die einheimischen Drucker ermuntert, Nachdrücke auf schlechterem Papier in diesem Lande zu veranstalten, ganz in der Form der französischen Ausgaben, welche den nachgemachten Namen von Galignani auf der Titelseite führen. Nun, wir legen der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit des Publicums die Frage vor: ob ein solcher Eingriff in die Rechte des Fleißes in irgend einem andern Kreise, welcher Kräfte und Mühen in Anspruch nimmt, geduldet würde?“ (Dies geht Bulwer auf die liberalen und erleuchteten Ansichten über, welche nordamerikanische Staatsmänner, wie Perry Clay, auf

dem amerikanischen Congresse bei demselben Gegenstande ausseren.)

„Die Bücher werden wohlfeiler sein“, fährt Bulwer fort, um die praktischen Vortheile eines internationalen Verlagsrechtes zu beweisen; „zuerst was die Wissenschaft betrifft. Gegenwärtig ist jedes Werk einer originalen und tiefen Wissenschaft mit einem hohen Preis beschwert, weil der Verkauf im Lande sehr beschränkt ist und der Verf. doch auf irgend einen Ertrag für seine Mühe bedacht sein muß. Wenn aber in Ländern, wo die Kosten der Veröffentlichung geringer sind und die Anzahl der Leser größer, der englische Verf. auf einen anständigen Ertrag rechnen könnte, so würde er in England von jedem Ertrage absehen und dem Markt des Auslandes vertrauen. Dies würde allein den Preis von wissenschaftlichen Werken um ein Viertel wenigstens ermäßigen. Das Publicum würde nicht allein durch die Wohlfeilheit solcher Werke gewinnen, sondern auch durch die Zahl und die Verbesserung; denn die halbe Wissenschaft ist gegenwärtig in unserm Lande wegen der Kosten der Veröffentlichung gedrückt. Wäre der Markt des Auslandes offen, so könnte jeder Originaldenker in Stand gesetzt sein, seine Entdeckungen zu verbreiten.“ (Bulwer versichert hier, daß dieser Vortheil auf Seiten des Publicums noch viel größer bei schon-gelegenen Werken wäre, und daß er, Wiß Martineau — bekannt durch ihre gebiegenen Reiseberichte über Amerika — und Andere bereit wären, im Fall die Bill durchgesetzt würde, das Experiment zu wagen und den Buchhändlern die niedrigsten Preise zu stellen, ja dann alle Werke im Selbstverlag erscheinen zu lassen.)

„Glücklicherweise“, fährt dann Bulwer gegen die Einwürfe des Lords Raydon fort, welcher anführte, daß die auswärtigen Staaten sich nicht in eine Reciprocität einlassen würden, weil in England nicht so viel fremde Werke cursirten wie auf dem Continent englische, „finden wir die Länder wirklich mit solchen Unterhandlungen aufs lebhafteste beschäftigt; Frankreich, z. B. ist England in diesem Gegenstande zuvorgekommen. Eine Commission ist in diesem Lande bestellt, welche die bedeutenden Namen von Willemain, Arago, Royer Collard, Victor Hugo einschließt. In Deutschland ist es notorisch, daß das Verlangen nach einem solchen Gesetze allgemein ist, so sehr in Einklang mit dem deutschen Wunsche einer allgemeinen Verbrüderung (general brotherhood) in der Literatur. Und so finden wir denn, daß die Hauptländer, mit welchen uns eine Eigne besonders wünschenswerth wäre, bereits darin weitere Schritte als unser Land gethan haben.“ „Stellt in der Literatur“, apostrophirt Bulwer seine Landleute und das Parlament, „das Princip auf, daß das Eigenthum der Kunst überall geschützt sein soll, es wird nicht lange währen, ihr werdet es auch im Handel und der Industrie einführen.“

„Noch ist dies nicht Alles“, schließt der Verf., indem er nun noch auf den größten Vortheil, den politischen, hinweist, „weil das allgemeine Publicum ein Interesse an der Angelegenheit der Schriftsteller nehmen muß. Die Männer der Bücher, freudlos, vereinsamt, machtlos, wie sie inmitten der lärmenden Schriftsteller erscheinen, welche die gesetzgebende Versammlung belagern, sind dazu noch die Autoritäten und Die, welche die Männer der Thaten begeistern. Da ist kein Gesetzgeber, welcher nicht seine Weisheit geborgt, oder seine Beredsamkeit geholt hätte aus den Blättern der stillen und einsamen Forscher. Ein Volk hat ein tiefes und dauerndes Interesse an der Unabhängigkeit seiner Schriftsteller: laß sie arm, und du machst sie servil; mache sie servil, und sie werden ehrlos. Die Zeit ist vorüber, wo ein spassender Patron sagen konnte: „Erhaltezt ewen poetischen Armen!“ Die Maxime ward auf Dryden angewandt; die Armut machte Dryden nicht zum Dichter, aber sie machte ihn zum Kriecher und zum Sklaven. Laßt die Literatur über die Nothwendigkeit der Beschützer und der Pensionen erhaben sein. Rühmt, wie ihr es bei so vielen

traurigen wie berühmten Gelegenheiten thutet, den Genius, welcher die Wahrheit ebenso zu vernichten wie zu erhöhen vermag, nicht dazu, sein göttliches Geburtsrecht um ein Pfennigerrecht zu verkaufen. Wie viele gefährliche Vorurtheile, wie viele furchtbare Mißbräuche, wie viele Irrthümer, der ganzen Nation unheilbringend, sind aus der erkaufte Anwaltschaft der Schriftsteller entsprungen, die genöthigt waren, Dichtlinge zu werden, weil sie verdammt waren, Bettler zu sein. Laßt diesen Gesetzesvorschlag durchgegangen sein, und in der Unabhängigkeit, welche ihr Denen zusichert, zu welchen ihr und euerer Söhne um Belehrung sich wenden müssen, empfangt ihr die beste Gewährleistung für euerer Unverletzbarkeit, für die Wahrheit.“ 76.

Notizen.

Im Auftrage der französischen Regierung wird der durch seine Untersuchungen über die Korallenbildungen in der Ostsee bekannte Naturforscher Salmars, von mehreren andern Gelehrten begleitet, eine wissenschaftliche Reise nach Skandinavien und Spitzbergen unternehmen. Ludwig Philipp, welcher 1796 Schweden, Norwegen, Lappland und Finnland besuchte, interessirt sich persönlich für diese Expedition; die schwedische Regierung hat versprochen, ihr nach Kräften behülflich zu sein, und namentlich wie schwedische Naturforscher und Ingenieure werden die französischen Gelehrten mit Rath und That unterstützen. Ein Theil der Reisen wird dem Winter in Hammerfest zu bringen. Da gegenwärtig Dumont Duville beauftragt ist, so weit als möglich in die höchsten nördlichen Breiten vorzubringen, so gebührt den Franzosen der Ruhm eines ehrenwerthen und eifrigen Bestrebens für die Wissenschaften in dieser Hinsicht.

In London ist in zwei starken Quartbänden ein neues Wörterbuch der englischen Sprache erschienen. Der Verfasser, Charles Richardson, hat 20 Jahre an diesem Werke gearbeitet, das den Ankündigungen zufolge auch in etymologischer Hinsicht seine Vorgänger übertreffen soll. Die Etymologie ist die schwache Seite der englischen Orthographen; die wenigsten von ihnen haben gründliche Kenntniß der deutschen und nordischen Dialekte gehabt; seit Dantes geschah für das Angelsächsische wenig, und erst in unsern Tagen lebte das Studium dieser herrlichen Sprache wieder auf. Johnson z. B. verstand nicht einmal Saffisch: Niederdeutsch, daher die vielen Irrthümer in seinem Wörterbuche. Der Verleger von Richardson's Werke, William Pickering, hat den Preis desselben auf fünf Guineen festgestellt, und man wird das billig finden, wenn man bedenkt, daß seine Kosten 6000 Pf. Sterling, also etwa 40,000 Thaler betragen. Wann werden in Deutschland 40,000 Thaler auf Herstellung eines deutschen Wörterbuches, das doch so Noth thut, verwandt werden? 53.

Bibliographie.

- Bayrhammer, A. Th., Die Idee und Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 Thlr. 16 Gr.
- Grabbe, Die Hermannschlacht. Drama. Grabbe's Leben von G. Duller. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr. 6 Gr.
- Lessing's, G. Eph., sämmtliche Schriften. Neue rechte mäßige Ausgabe. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Köp. Subscr. Pr. für 12 Bde. 12 Thlr.
- Röggerath, J., Auszug nach Böhmen und die Beschreibung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Prag im Jahr 1837. Aus dem Leben und der Wissenschaft. Gr. 12. Bonn, Weber. 1 Thlr. 20 Gr.
- Rumohr, G. Fr. v., Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardie, und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkergeschichte, Landbau und Staatswirtschaft. Gr. 8. Lübeck, v. Kober. 1 Thlr.
- Stein, D., Pietro, historisch-romantische Räuber Geschichte, und Die Tempel, Erzählung aus der untermärkischen Vorzeit. 8. Nordhausen, Kopp. 1 Thlr.

Dienstag,

— Nr. 121. —

1. Mai 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftsraum von Heinrich Stieglitz.

Einem Gedichte das Horoskop zu stellen, hat bei der großen Unzuverlässigkeit des heutigen deutschen Publicums, bei der überschwänglichen Masse der Deutschland überflutenden Dichtungen, wo trotz der Buchhändleranpreisungen dennoch manch gutes Buch, nicht selten das beste, unbemerkt bleibt, oft schon dem Verlänger wie dem Dichter Schaden gebracht. Gleichwol wage ich's bei einem Werke, das nicht einmal dem Publicum gedruckt vorliegt*), das ich selbst nur einige Male vorlesen gehört, das einen Verfasser hat, dessen frühere Werke weder genug verbreitet, noch hier und da so beachtet und anerkannt worden sind, wie sich's bei einem andern Geiste der Zeit erwarten ließe. Doch, wäre der heutige Geschmack, die heutige Bildung, die heutige Gesinnung der Literatur noch ungünstiger, der „Gruß an Berlin“ von Heinrich Stieglitz fände sein Publicum, so lange dieses nur überhaupt noch Gefallen an Poetischem und an Neuem hat.

Die Originalität des Inhalts wird schon ein gewisses Publicum anziehen; die wahrhaft poetische Behandlung eines, wenn man will, durchaus unpoetischen Stoffes muß aber auch Freunde und Kenner der Poesie überraschen, in Verwunderung setzen und zu völliger Anerkennung zwingen. Oder habe ich der Lesemenge und den wenigen Gelehrten zu viel versprochen? So hört! „Gruß an Berlin. Ein Zukunftsraum“, und dahinter das Motto: „Die Wahrheit, die Wahrheit, und wäre sie Verbrechen.“ Lockt das nicht euch Berliner und Alle, die Berlin kennen, lieben oder auch hassen, euch Gebildete ganz Deutschlands? Wollt ihr nicht vernehmen, was der Dichter Gutes und Schlimmes, Wünschenswerthes und Erwartetes, Ernstes

und Lustiges von der Spreestadt zu sagen weiß? Auf denn, ihr Neugierigen, ihr höhern Stände Berlins und Deutschlands, ihr Freunde und Feinde des bekannten, des noch mehr verkannten Dichters, laßt euch von ihm durch die Straßen, Plätze, Paläste, Museen, Theater, Kunst- und Wissenschaftsgebäude führen; vor Allem aber merkt auf die namhaft gemachten Bewohner Berlins, auf dessen Korpphäen, Vertreter, Wortführer, auf ihre Meister in Kunst und Wissenschaft, auf das Treiben der Menge und auf die Verdienste oder Verdienstlosigkeit der Künstler, Gelehrten, Staatsmänner, auf Das, was war, was ist, was sein wird, wenn der Zukunftsraum sich realisiert. Wo die Namen euch neu und unbekannt sind, haltet euch an die Gestalten, die so lebendig der Dichter gemalt hat. Folgt ihm überall nach; bewundert und lobt, indignirt und spottet, in scharfem Tadel oder feiner Ironie ehrt die Todten, deren Gedächtniß gefeiert, ehrt die Lebenden, die märkischem Sande entsprossen oder dorthin verlegt sind. Kurz, denkt Alles mit dem Dichter, wie er es gedacht hat, oder denkt — zumal wer sich gekränkt fühlt — von Allem das Gegentheil; nur laßt den „Zukunftsraum“ nicht ungelesen, denn ich darf an euch nicht zum schlechten Propheten werden.

Für die Menge sage ich mir selber gut. Aber ich behauptete, auch der Kenner, der unbefangene, werde dem „Gruß an Berlin“ seinen Beifall nicht entziehen. Mit ihnen muß ich seiner unterhandeln, mich zu verständigen suchen. Wir müssen gemeinschaftlich uns auf einen Standpunkt außerhalb aller Poesie stellen, wir müssen sie neben andern geistigen Lebenselementen betrachten und fragen, wie diese heutzutage wirksam erscheinen und welche Poesie ihnen allein entsprechen kann.

In allgemeinen Gebrechen unserer Menschennatur stimmen, so hoffe ich, Alle, die einen klaren Blick in das Menschenleben thun, überein. Nur was in unserer Zeit wurzelt und von ihren Verhältnissen, so weit sie constant, nicht flexibel erscheinen, niedergehalten wird, liege unserer

*) Es befindet sich jetzt unter der Presse und wird in einigen Wochen in der Verlagsbandlung v. Bl. erscheinen.
D. Red.

Betrachtung klar vor Augen. Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft sind in ihr die großen Triebkräfte für die Menge nicht weniger als für Einzelne. Ihrem Einflusse preisgegeben sind die Gebildeten und Erleuchteten, sobald sie sich bestreben — und das ist ihre Pflicht vor Allen —, auf die Menge zu wirken, sie zu bilden und schon auf die Mittwelt Einfluß zu üben. Schon in die Welt tritt Niemand, der von ihnen sich losmachen darf, und sobald geistige Regung erwacht, entwickelt sich zugleich das Bedürfniß, das Verlangen, ja die Sehnsucht nach Selbstausbildung wie nach Wirksamkeit auf Andere. Nur in bestehender Form wird ihm die Geistesnahrung geboten, nur in bestehender Form kann er von seinem Vorrathe Andern mittheilen. Form bedingt, Form bestimmt die Geistesbildung wie die Geisteswirksamkeit heutzutage mehr als ihr Gehalt.

Inwieweit einem höhern Drange nach geistiger Bildung und geistiger Wirksamkeit die bestehenden Formen unserer Zeit zu entsprechen vermögen, das ist eine Aufgabe, die erst genügend gelöst werden kann, wenn man erkannt, wie weit jedem Sehnen des Geistes diese Welt zu genügen im Stande sei. Nicht, was die höher Gebildeten und Erleuchteten der Welt, eines Volkes, oder nur Deutschlands als ihr Bedürfniß ersehen mögen, sondern nur, was sie als zeitgemäße, als billige Anforderung bei irgend welchem Geistesproducte stellen dürfen, darf der Kritik als Norm dienen. Nicht was sein könnte, sondern was ist, bildet die Grundlage dieser Wissenschaft, die dadurch eben die Vermittlerin zwischen dem Neuentstandenen und dem Frühervorhandenen wird. Nicht Hoffnungen und Wünsche des Idealismus, nur gerechte Forderungen des Zeitbedürfnisses geben ihren Maßstab ab. Von diesem Standpunkte der Kritik fodere ich nun die Besten unsers Volkes auf, ein Gedicht zu betrachten, das ich als den höchsten Anforderungen der Gegenwart entsprechend nachzuweisen mich anheischig machte.

Gleiche die Kritik aller Zeiten und Völker der Bildungsstufe der Zeit und der Völker selbst, so wird die heutige auf der alle Geistes- und Herzensbildung bestimmenden und bedingenden Form basirt erscheinen. Und in der That, die das Amt der Kritik verwalten, wachen über der Form mit aller Strenge. Um von der Poesie zu sprechen, so dürfte diese sich ungestrafter im Stoffe vergreifen, als in der Behandlung des gewählten wider die Regeln verstoßen. Daß der Gegenstand eines Gedichtes würdig, groß, erhaben sei, vermag eine Kritik nur zu fordern, wenn alle Lebenselemente würdig, groß und erhaben sich äußern. Wo aber die Kritik, dieser Zeitthermometer, nur der poetischen Gestaltung des Stoffes das Wort spricht, dürfen auch die Bessern, die Erleuchteten billig keine andere Anforderung an ein Dichtwerk machen. Die an die Erhabenheit eines Gegenstandes allein den Maßstab ihrer Seele legen, gehören nicht mit ihrem Sehnen, ihrem Wirken unserer Zeit an, sondern einer, die weit hinter uns oder noch — weit vor uns liegt, kaum sichtbar Denen, die heute das Bessere schaffen und wünschen, und gänzlich verschlossen der Menge.

Stimme ich in dem eben Gesagten mit den Bessern unserer Zeit und zunächst mit den Kritikern überein, so darf ich es wagen, sie zu Anerkennung eines Geistesproducts zu zwingen, das den Anforderungen der Poesie und der Kritik, wie beide heute von höhern Geisteselementen bedingt sind, in Inhalt und Form entspricht.

Der Inhalt, Berlin sammt Allem, was in ihm äußerlich und innerlich in neuerer Zeit gewirkt hat, wirkt und wirken soll, ist offenbar kein hoher, befriedigender Gegenstand für die Poesie; und dennoch, was hat des Dichters künstlerische Behandlungsweise aus diesem Stoffe geschaffen! Ein Gedicht, wie nicht leicht ein zweites der Art in unserer Literatur noch in irgend einer aufzufinden wäre.

Und wie entspräche solch ein Gedicht den Besten, Einsichtvollsten unserer Zeit? Insofern die Form als notwendiger Ausdruck geistiger Idee bei jedem Urtheilsfähigen Anerkennung finden muß, mag auch die Idee ihm ferne liegen oder eine verfehlte sein, wird auch in unserm Gedichte die Form, die innere wie die äußere, d. h. die Auffassung und Darstellung, den Kenner, den sicher prüfenden Kritiker poetischer Werke zum Beifall zwingen. Ich gebe von der Art der poetischen Auffassung die Hauptmomente an. Der Dichter kehrt nach langer Abwesenheit nach Berlin zurück, in diese seine zweite Vaterstadt, sein Mekka, wie er's nennt, wo des Lebens höchste Freuden er genossen, aber auch des Lebens höchstes Leid empfunden hat. Voll Verlangen, Altes und Neues wiederzusehen, begibt er sich hin, wo Künste und Wissenschaften, die von jeher Berlin zum Lieblingsfize erkoren, in lebendigster Wirksamkeit sich bekunden, und überall, wohin er kommt, sieht er des Neuen, Herrlichen, Großen so Vieles; er staunt, er ruft entzückt: „Das ist Berlin nicht mehr, das ist Berlin-Athen!“ In Bewährung dieses Wortes offenbart sich der Zukunftsraum des Dichters. Er tritt auf den Platz, von wo aus Berlins größte Gebäude, das Schloß, das Museum, der neue Dom, das Zeughaus, alle von innen und außen verherrlicht vor ihm stehen. Meisterwerke der Baukunst, Sculptur und Malerei begegnen seinem wonnetrunkenen Blicke. Meister der düsseldorfer, berliner und münchener Schulen haben zu Berlins Verherrlichung sich vereint. Sie werden alle namhaft gemacht, ihre Eigenthümlichkeit, ihr Werth, ihr Beruf, ihre wirklich geschaffenen, oder von des Dichters Phantasie erschaffenen Werke treten lebendig hervor. Der Ruhm, die Kunst in Berlin so zu concentriren, wird dem Königs- haufe und neben ihm einigen Privatmännern beigemessen. Der Dichter schreitet weiter vor zum Opernplatze, der die Theater Berlins, die Bibliothek, die Singakademie, die Universität und anderes nahe und ferne Gelegenes vor sein äußeres oder sein inneres Auge bringt. Ein reicher Stoff bietet hier zu Ernst und Scherz, zu Lob und Tadel, zu Verherrlichung großer Todten und noch Lebender, zu scharfer Geißelung angemaßten Verdienstes, falscher Großthueren, wie zur Würdigung wahrer, bescheidenen, auch wol erkannter Größe, vielversprechender, doch zu früh geknickter Geisteskeime sich dar. Dieser Ernst mit dem leichtesten Humor, gebührendes Anerkennen mit scharfgefeilter

Satire oder unverhohlen ausgesprochenem Tadel wechseln in dem Gedichte in der Art ab, daß nicht leicht das Eine den Leser ermüden, das Andere zu viel bedünken möchte. Und nicht blos bei Kunst und Wissenschaft verweilt der Dichter. Das Treiben der Hohen wie der Niedern, Berlins Lustörter, Vergnügungsplätze, den Ton seiner Thé dansans bis zu den Eckensteherwigen schildert er, wenn auch nur vorübergehend, da ein Zukunftsraum die höhere Verfeinerung dieser Branchen nicht gestattet. Wer bezweifelt, ob dieser Stoff einer poetischen Behandlung fähig sei, mag nur die artige Episode vom Postillon Oberon lesen und eingestehen, er habe nun den Zweifel aufgegeben; daß die preussische Post so glücklichen Stoff der Poesie vom lustigsten Scherz bis zur wehmüthigsten Klage leihen könne. Schön läßt der Dichter seine Subjectivität in diesen Zukunftsraum einfließen. Seine frühere amtliche Stellung, sein Verhältniß zu vielen der Todten und noch Lebenden, die Rückerinnerung seliger Zeiten wie des großen, mächtigen, tieferschütternden Schicksalsschlages, der ihn in Berlin getroffen — wer kennt das Ereigniß nicht, und doch, wie Wenige haben es recht erkannt! — sein Streben, Ringen mit der Welt, seine Stellung zum Leben wie zur Kunst, sein Genießen, Entsagen, Hoffen berührt uns wie das Schicksal eines Freundes, an dem wir innigern Antheil nehmen als an Andern, ohne zu fragen warum?

Wie die Auffassung und Entwicklung, also ist die Form, die Sprache, der Vers gefällig. Man hat Stieglichs öfters den Vorwurf gemacht, er kleide die Gedanken in zu viel Worte, er treffe seinen Gegenstand gar nicht, oder nachdem er wiederholt mit Worten angerungen. Dies mag der Grund sein, daß St.'s Gedichte weniger die Anerkennung gefunden, die ihre gefällige, zarte und oft auch ebenso kräftige Form durchweg, und ihr Gegenstand, ihre Tendenz meistens wol verdienen. Ich glaube, die Kritik muß in Beziehung auf den gerügten Tadel scheiden, ob Wortreichthum nur die Seichtigkeit des Gedankens zu verbergen suche, oder der Individualität eines Dichters angehöre, der würdige Gedanken und wahre Poesie uns darbietet. Nur in erstem Falle verdient Wortschwall Tadel, in letztem ist Fülle des Ausdrucks eine innerer Anschauung oder Empfindung entsprechende Form, wahr, ohne Trug, nothwendig und eigenthümlich, wenn auch nicht Jedem lieb und seiner Weise, Gedanken zu äußern, entsprechend. Der Wortfarge und der Wortreiche, sie werden einander in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennen, sobald Beide fähig sind, würdige Gedanken zu geben und aufzunehmen. Von Stieglichs Wortfälle wird nur der Gedankenarme ermüdet werden, denn auch diese Fülle hat bei wahren Dichtern Schönheit und Anmuth, die nur der Empfängliche freilich zu genießen weiß. Der Vers des Gedichtes ist meist der fünffüßige Jambus, doch hat er mit vieler Freiheit, wo der Gegenstand und die Empfindung es gestatten, sich bald verkürzt oder verlängert und Unregelmäßigkeiten erlaubt. Nur, wenn Vergemauigkeit mehr als Verschönerung gilt, wird in einem Gedichte wie dieses Versköse erblickt, wo der Dichter Absicht hineingelegt. Überall steht Sinn,

Vers und Wort in bester Harmonie. Geschicht weiß der Dichter letzteres oft zu finden, ja kühn zu erfinden und wahrhaft aristophanisch an komischen, satirischen Stellen es zu bilden. Hart, scharf, factastisch schleudert er es Manchem entgegen; platt, roh, gemein wird sein Ausdruck auch in der höchsten Indignation nicht. Nur die Indignirten selbst werden sich verletzt fühlen. Daran tragen sie die Schuld.

Doch genug von der Form, der Darstellung, die den strengsten, aber vernünftigen Urtheilern selbst ich überlasse, um auch meine Worte darüber zu prüfen. Ich behauptete, die Kritik, auch die schärfste, dürfe das Gedicht nicht ohne große Anerkennung aufnehmen. Ich folgere hier aus dem Standpunkte unserer Zeit, der heutigen Bildung und aus gerechten Anforderungen beider. Vom sichtbar heraustretenden Gedanken, nicht von seiner Quelle, seinem Motive hängt es ab, ob er im heutigen Deutschland geduldet wird, ob nützt, ob gefällt, ob Anerkennung findet. Falschen Schein von echtem Sinn weiß man kaum im Handeln, im Denken und Empfinden aber gar nicht zu scheiden. Kurz, Geist und Herz wird für die Anforderungen der Außenwelt gebildet, und genügt er ihnen, so genügt er überhaupt, muß genügen, weil an Alle die gleiche Anforderung ergeht. Nun aber wird die Außenwelt nur von den Elementen, den Kräften bestimmt, die sie in Bewegung setzen. Bewegung gibt Formen, eine nach bestehenden Satzungen veranlaßte Bewegung bestimmte Formen. Weß diese stört, stört auch die Bewegung, die Satzungen, das Bestehende, und das darf in einer Welt nicht geduldet werden, die durch Norm, Regel und Gesetz die Masse der Körper wie der Geister zu übermächtigen vermag. Um der Willkür des Einzelnen vorzubeugen, ward die Willkür Allen aufgezwängt. Denn den Einzelnen zur Anerkennung des vor ihm Dagewesenen, von ihm nicht Gehelligten, nicht für nothwendig Erkannten zwingen, heißt seinem freien Willen, seiner Überzeugung, seinen Gefühlen vorgehen und sie in das Joch allgemeiner Nothwendigkeit zwingen. Doch dieser geistigen Freiheit ward schon durch unsern Körper eine Fessel angelegt, und frühe Gewöhnung zwingt uns, alle ihn bestimmenden Lebenslemente für Körper wie für Geist anzuerkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Amazonen, von F. Nagel. Mit Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr.

Es scheint uns immer ein ganz gutes Zeichen, wenn ein angehender Schriftsteller, besonders im Fache der Geschichte und Alterthumskunde, nicht gleich mit einem großen Werke und über einen weitumfassenden Gegenstand auftritt. Bei letztem kommt er nur gar zu oft in den Fall, da mit dem besten Willen alle dazu nöthigen Studien schon aus Mangel an Zeit unmöglich gemacht werden konnten, oberflächlich oder ungleich zu arbeiten, von Andern abzuschreiben, wo keine selbständige Forschung angestellt werden konnte, und so sich an eine Satzung Schriftstellerei zu gewöhnen, wo die Ungründlichkeit gewöhnlich dann durch blendendes und auf Effect berechnetes Sonnennement ersetzt oder verdeckt werden soll. Bei einer Monographie hingegen ist Gelegenheit genug zur Erschöpfung des

Gegenstandes durch eignes quellengemäßes Studium, zur Prüfung der eignen Kräfte und vor Allem des eignen Urtheils. Auch der Styl gewinnt selten bei Compilationen aus vielen andern Werken. So, vom Kleinen zum Großen übergehend, sing Johannes Müller mit seinem „Bellum Cimbricum“ an.

Dies kleine, anspruchslos und sich sehr freundlich darstellende Werkchen gewinnt seinen Werth zunächst durch die Wahl des Gegenstandes, denn es stand drauß und dran, daß diese merkwürdige Erscheinung der Amazonen ganz aus der Geschichte hinausdemonstrirt und nur der Mythe, als für die beglaubigte Geschichte unnütz, überwiesen werden sollte, wie denn schon die neueste ausführlichste Darstellung der alten Geschichte von Schloffer sie ganz übergeht. Höchstens würden dann noch einmal die Rödehändlerinnen und Damenschneiderinnen auf sie Rücksicht genommen haben, wenn wieder einmal die Ruditäten an die Ordnung kommen.

Die letzte ausführlichere Schrift über die Amazonen erschien vor 150 Jahren, zu Amsterdam 1687 von Petitus; dann haben Frezet, Kommel und Goropius Belanus sie noch in Programmen behandelt. Aber fast alle alten Schriftsteller, besonders die Griechen, gedenken ihrer, und in den Eingangscapiteln sind die Zeugnisse des Diodor, Herobot und Strabo in deutscher Übersetzung wieder gegeben. Dann werden im fünften Abschnitte die Zweifel an der Geschichte der Amazonen erörtert. Jeder der drei alten Erdtheile hatte sie aufzuweisen, aber die wichtigsten waren die, welche ein besonderes Reich in Kleinasien an der Küste Kappadociens längs des Flusses Thermodon mit der Hauptstadt Themiscyra gründeten (s. darüber das angehängte Kärtchen). Dann werden ihre kriegerischen Unternehmungen, besonders ihr Hülfzug zu Priamus vor Troja, ihr Einfall in Attica und ihr Zug zu Alexander dem Großen geschildert. Die folgenden Abschnitte schildern nun die Beschaffenheit ihres Landes, ihrer Erziehung und Lebensweise, und der erste Abschnitt handelt besonders von der rechten Brust der Amazonen, die sie der gewöhnlichen Meinung zufolge zur bessern Führung des Bogens schon bei den Kindern excipirt haben sollen. Hippocrates führt einen andern Grund an: daß dann der rechte Arm zur Waffenführung weit stärker und kräftiger geworden wäre. Der Verf. leugnet die ganze Versammlung, obgleich Manche ihren Namen davon herleiten ($\alpha-\mu\alpha\lambda\alpha\varsigma$), daß sie keine Brust gehabt hätten, während doch alle Abbildungen sie damit versehen. Er ist der richtigen Meinung, daß die Bedeutung grade dieser Brust durch das Gewand jenen Glauben veranlaßt haben könne. In dem Abschnitte von der Religion der Amazonen werden sie für Mondpriesterinnen und Artemidienerinnen erklärt. Die Königin war Oberpriesterin. Die Religion dieser Ethyptinnen scheint insofern gewesen zu sein (erinnend an Elingam: und Phallusdienst), und zwar orgiastischer Natur. Dann werden ihre Waffen, Städte und andere von ihnen bewohnte Orte beschrieben, sowie die Denkmäler, die unter dem Namen der Gräber der Amazonen vorkommen. Die sogenannten amerikanischen Amazonen, die dem bekannten großen Strome ihren Namen gaben, werden gradezu nur für kriegerische, ihre Männer und Wohnungen mit den Waffen vertheidigende Indianerinnen genommen, in denen Francesco Drellana 1639 Amazonen finden wollte (S. 166).

Wahrscheinlich wird unsern Lesern noch die Frage auf den Lippen schweben, wie sich denn dieser Weiberstaat fortgepflanzt habe. Daraus dient zur Antwort, daß sie in zwei Frühlingsmonaten auf dem benachbarten Gebirge mit Männern Umgang hatten und dann die männlichen Früchte davon den Vätern zuschickten oder tödteten, oder nach Andern kampfunfähig machten, die Mädchen aber zu ihrer Lebensart erzogen.

Der Verf. hält sich streng nur an das in seinen Quellen Vorgefundene, zufrieden, die Existenz dieser Puldbinnen oder Unholdbinnen dargethan zu haben. Darum enthält er sich jeder weitern Vermuthung, deren zwei doch ziemlich nahe liegen.

Angenommen, daß sie wirklich nur einen Staat von kriegerischen Weibern gebildet hätten, so schließt das doch den Besitz von Männern, die nur unkriegerischer waren, so wenig aus als Eibussa's und Blasta's Mägderegiment in Böhmen. Aber sie kommen oft auch in Kriegsgesellschaft mit männlichen Ethypten vor. Natürlich fielen sie als Weiber, die das Kriegshandwerk trieben, dem Alterthume doppelt auf und wurden dann auch nach der ausschmückenden Weise der alten Schriftsteller allein beachtet und endlich in der Fortbildung der Sage für einen bloßen Weiberstaat gehalten. Will man aber durchaus die Männer aus ihrem Staat verbannen, so könnte man in ihnen den Versuch einer Reaction gegen den orientalischen Männerdespotismus und eine theilweise Emancipation des weiblichen Geschlechts von jener im Osten so gewöhnlichen Sklaverei des andern Geschlechts erblicken.

Das Titellupfer stellt eine verwundete und an ihre Gefährtin sich anklammernde Amazone auf einer antiken Lampe aus Eicr's Schrift „De lucernis antiquorum reconditis“ dar. 43.

Notizen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg will die altslawischen Ostromir-Evangelien drucken lassen, und hat Hrn. Baskoff, einen ihrer gelehrten Correspondenten, mit der Herausgabe des Werks beauftragt. Derselbe hält diesen Codex für die dritte oder wenigstens vierte Abschrift von Cyril's Übersetzung, und will demselben ein Glossarium aller in den Evangelien vorkommenden Wörter und Lebensarten beifügen. Die Handschrift befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg, und ward 1057 für Ostromir, den Posadnik (Statthalter) von Nowgorod, einen nahen Verwandten des Großfürsten Idjaslaw Jaroslawitsch, abgeschrieben. Der verstorbene Graf Rumjanzoff wollte ein Facsimile desselben drucken lassen und 70 Stempel waren bereits geschnitten, die sich gegenwärtig im Besitze der Akademie befinden.

Verbotten wurden in Rußland unter andern Werken: Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge“, der achte Jahrgang von Raumer's „Historischem Taschenbuche“, Heine's „Romantische Schule“, Koenig's „Waldbenfer“, Menzel's „Geist der Geschichte“, Schloffer's „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, Benturini's „Chronik“, der neuen Folge neunter Band; ferner wurden zum Theil verboten: Pfister's Übersetzung von Byron's Gedichten und Goethe's „Briefe, 1768—1812“, herausgegeben von Döring. Die zu Jampol gefundenen Handschriften, welche sich auf die Theilung Polens beziehen und deren schon in Nr. 51 d. Bl. erwähnt ist, werden mit der größten Sorgfalt aufbewahrt. 53.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben:

Bunte Skizzen

aus

Ost und Süd.

Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien, von

F. Tietz.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brackhaus.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 122. —

2. Mai 1838.

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftsraum von Heinrich Stieglitz.

(Schluß aus Nr. 121.)

Das Gesetz der allgemeinen Willkür, um sie von Dem zu scheiden, was man gewöhnlich Willkür nennt, hat auch den Dichtern von frühen Jahren an Fesseln aufgelegt, die nicht der Poesie einen freien Drang gestatten. Ja, nicht beschränkt genug durch die Bande der physischen, staatsbürgerlichen, socialen Nothwendigkeit, hat ihr noch die Kritik eine Zwangsjacke angelegt. Ich nannte diese als die am tiefsten im Geiste der Zeit ruhende Wissenschaft, die ein Losfagen von der Norm niemals gestattet, nur ein dem Vorhandenen analoges Fortschreiten billigt.

So entsände nun die Frage, ob der Stoff unsers besprochenen Gedichts einerseits der Norm des Bestehenden entspricht, andererseits einen ihr analogen Fortschritt bildet. Jedes Festhalten am Bestehenden ist nur denkbar in der Form, nicht im Stoffe. Denn dieser ist körperlich wie geistig veränderlich, folgt höhern als menschlichen Gesetzen; dagegen kann die Form, der Abriß, die Gestalt von sichtbaren Körpern wie geistig mittheilbaren Begriffen festgehalten werden. In letztem Falle vermag allein geschickte Behandlung einen neuen Stoff in die bestehende Form zu bringen, und dieser Form wird Genüge geleistet, wenn der neue Stoff dem früher vorhandenen analog erscheint. Das Urtheil über diesen Proceß hat die Kritik sich vorbehalten. Das Gesagte auf die Poesie angewendet, entsteht der Satz: eine jede neue Dichtung muß in gefälliger Darstellung einen Gegenstand behandeln, der zwar neues Interesse erregt, aber doch eine Analogie mit Allem besitzt, was sonst in der Poesie, in andern Künsten, ja, im Leben selbst für schön und würdig anerkannt wird.

Seitdem die Poesie aufhörte der reine Erguß eines innern Gefühls, der Widerschein des wirklichen Daseins vom Individuum und Völkern zu sein, seit der Genius des Einzelnen Empfindungen und Gestaltungen schuf, seit die Kunstform den Werth der Dichtung bestimmte, und andere Künste neben ihr, das Leben durch Poesie, Kunst und Wissenschaft sich heranzubildete, seit das Bewußtsein der Schöpferkraft in den Schaffenden erwachte, da ward es dem Hochbegabten möglich, aus Allem, was ihn umgab, den Stoff zu seinen Gestalten herzunehmen und mit

poetischem Interesse zu beleben. Eine jede Gattung der Dichtkunst von den ältesten Zeiten bis zu unserer bietet Gegenstände, die nur durch des Dichters Genius erst ein poetisches Interesse erhielten, nicht in sich schon, bevor der Dichter ihn aufnahm, solches offenbarten. Der heroischen Dichtung gegenüber machte sich früh die komische, die schlichtbürgerliche geltend. So wird Homer oder einem Homeriden schon der Frosch-Mäusekrieg beigelegt, Hesiod sang von den Tagen und Werken. Die sogenannte mittlere Tragödie der Griechen entlehnte die Stoffe nicht mehr einer Heroen- oder Heldenzelt, sondern bewegte sich in niederer Sphäre. Die Poesie der Römer ist schon Nachahmung der Griechen, nicht blos in Stoff, sondern auch in Form, und mischt nur Rationales der Reproduction bei. Wie fein, wie anziehend noch für unsere Zeit weiß Horaz Ereignisse und Personen des Kaiserhofes, das Treiben seiner zwar an Dichtern, aber nicht an Dichterstoff reichen Zeit, die Gemeinheit des damaligen Lebens durch seine Muse poetisch zu beleben. Nicht minder gewandt und fein verstand die Ritterpoesie bei allen Völkern des Mittelalters Verhältnissen des Lebens, Gegenständen der Prosa eine poetische Seite abzugewinnen, oder ihnen poetisches Interesse einzuhauchen. Nur aus dem Spielen mit den poetischen Gestaltungen, aus unpoetischer Behandlung, nicht aus der Trivialität des Stoffes selbst entstanden die Auswüchse des Meistergesanges in Deutschland, der Troubadourenpoesie bei Franzosen und Provenzalen. Im Minnegefange erhielt sich zwar Deutschland von der übertriebenen Courtoisie, vom Preise der Wirklichkeit, von Flachheit und ekelhafter Frivolität frei; doch auch die deutschen Meister in der Blüthenzeit des Minneliedes wählten nicht immer einen erhabenen Gegenstand, an und für sich voll poetischer Züge und Charakteristik; ein Walther von der Vogelweide, ein Gottfried von Strassburg würgen erst durch ihr wahrhaft poetisches Talent den Stoff ihrer Gedichte.

Als der Sinn für das classische Alterthum, als Kunst und Wissenschaft in Europa von Neuem entstanden, ward zwar Nachahmung des Classischen der erste Antrieb zu poetischen Schöpfungen, doch nach wie vor machten die Dichter sich zu Herren ihres Stoffes und gaben ihm die gewünschte Gestalt. Dazu war jeder recht, der vom Genius zu einem allgemeinen Interesse erhoben werden konnte.

genau) und drittens die gänzliche Entfernung des gegenseitigen Unterrichts aus Holland. Was zuerst das Schullehrerseminar zu Harlem anlangt, so wird hier Geschichte, Pädagogik und Physik gelehrt, außerdem Naturgeschichte, Geographie, Schönschreiben, Zeichnen, Gesang und Mathematik; der Religionsunterricht ist blos auf biblische Geschichte und Moral ohne Dogmatik beschränkt (ganz verschieden von den deutschen Seminarien); die Zöglinge wohnen nicht in der Anstalt, stehen aber unter strenger Aufsicht des Vorstehers, der ihre Wohnungen wählt, bezahlt und alle vierzehn Tage revidirt; sie dürfen keine öffentlichen Lustorte oder Wirthshäuser besuchen, sich auch nicht ohne Erlaubniß auf eine Nacht aus der Stadt entfernen. Von den lateinischen Schulen und Athenäen ist noch ausführlicher die Rede, da Hr. Cousin diese Institute in Amsterdam, im Haag und in Utrecht besucht hat, von denen die beiden letztern Anstalten für die besten dieser Art im Lande gelten. Die lateinischen Schulen kommen in vieler Beziehung den deutschen Gymnasien gleich, doch unterscheiden sie sich dar- zum von den meisten derselben, daß in ihnen vorzugsweise Latein und Griechisch gelehrt wird, Deutsch, Französisch und Mathematik aber nur in geringem Grade berücksichtigt sind, wobei jedoch Hr. Cousin ausdrücklich bemerkt, daß jene Sprachen doch nicht besser gelehrt, ja nicht einmal soweit getrieben werden als auf deutschen Gymnasien, wo außerdem noch andere Disciplinen vorkommen. Diese Einrichtung der Schulen zu Utrecht und im Haag mißfällt ihm aber, da für den Gymnasial- oder Secundarunterricht zwar die griechische und lateinische Literatur die Hauptsache sein müssen, zu ihnen aber das Studium der exacten Wissenschaften gehöre, ohne welche es jetzt keine wahre Aufklärung gibt, und das der neuern Sprachen. Sonst würden die lateinischen Schulen nichts Anderes sein als Jesulenzcollegien. Ebenso mißfällt es ihm auch mit Recht, daß die Lehrer an diesen oder jenen Zweig des Unterrichts gebunden sind und ihn durch alle Classen verfolgen müssen, statt in einer einzigen die verschiedenen Lehrgegenstände derselben zu umfassen. Endlich verlangt er für das Gymnasium einen besondern Religionsunterricht nach den verschiedenen Confectionen, der in den holländischen Gelehrtenschulen ganz vermißt wird. In dem Letztern stimmen wir Hr. Cousin unbedenklich bei, für das Erstere hat man in Preußen einen Mittelweg eingeschlagen, wünscht aber doch nach der neuesten Verfügung vom 24. October 1837 so viele Disciplinen als möglich in einer Hand vereinigt zu sehen, ohne daß darum dieser Lehrer seine Schüler in die folgende Classe fortzuführen braucht. Das holländische System findet an dem berühmten van Heusde einen Vertheidiger, wie es ihn auch wol an Ästisch gefunden haben wird; das andere an dem nicht minder berühmten Bate zu Leyden, der Hr. Cousin geradezu erklärte, es müsse Alles neu werden, Worte, die für Holland eine Art von Kezerei enthalten. Aber auch Hr. Cousin ist der Meinung, daß das System der lateinischen Schulen fast nur Professoren und Theologen bilde, und daß der Gymnasialunterricht in Holland weit unter dem Elementarunterrichte stehe, was in Frankreich gerade der umgekehrte Fall sei.

Was endlich den wechselseitigen Unterricht anbetrifft, so ist dieser aus Holland ganz verbannt, und wir freuen uns, hier folgende Worte des würdigen holländischen Geistlichen und Schulinспекtors P'Ange in Amsterdam mittheilen zu können: „Diese Methode ist nicht für vernünftige und moralische Wesen, und wir glauben uns nicht berechtigt, dieselbe in einer Armenschule auch nur im geringsten mehr als in jedweder andern Schule anzuwenden, denn die Armen haben ganz besonders der Erziehung nöthig, und der wechselseitige Unterricht wirkt nicht erziehend; er verschafft nur Kenntnisse und gibt diese in mancher Beziehung so oberflächlich und materiell, daß dadurch wahrlich keine Geistesbildung bewirkt werden kann.“

Außer diesen Hauptpunkten finden sich auch gute Nachweisungen über die holländischen Dorf- und Communalschulen, über die französischen Schulen — wo Hr. Cousin sich auf S. 86

gar nicht zufrieden geben kann, daß von einem Ende Hollands bis zum andern Florian's „Ruma Pompeius“ gelesen wird — über die Armen- und die Bewahrschulen und über die Schulen für junge Leute unter 20 Jahren, die wegen irgend eines Vergehens gefangen gehalten werden. Die Universität Leyden veranlaßt auch manchen freimüthigen Aabel über ihre Organisation, wie z. B. über das ihr fehlende Institut der Privatdozenten, wogegen es belobt wird, daß der sogenannte Concurs bei Befegung der Lehrstühle nicht angewendet wird, was Hr. Cousin zu einer scharfen Rüge dieses durchaus unwürdigen Verfahrens in Frankreich Veranlassung gibt. Er hätte hinzusetzen können, daß auch in der Schweiz und in Baden die „Bekanzeln“ auf ähnliche unverständige Weise ausgebaut werden.

Eine sorgfältigere Darstellung des gesammten holländischen Schul- und Unterrichtswesens und eine Vergleichen des jetzigen Zustandes mit dem, in welchem Cuvier 1811 das Land fand, füllt ziemlich die zweite Hälfte des Buches. Wir können jedoch hiervon keinen Auszug geben, empfehlen dieselbe aber allen Be-theiligten wegen der gesunden Ansichten, unter denen die nicht die letzte ist, daß die eigentliche, rechte Schulordnung doch stets in der Brust des Lehrers liegt, und daß einzelne Abnormitäten nicht durch die Unterdrückung tüchtiger Persönlichkeiten in Umformitäten zu verwandeln sind.

Die lebendige Schilderung einzelner Männer vermehrt selbst in der unbeholfenen Uebersetzung das Interesse der Cousin'schen Berichte. Dahin gehören der Baron Falk, Weyber, der Inspector der lateinischen und Elementarschulen, dem sich Cousin ebenso verbunden achtet als dem thätigen und einsichtsvollen Geheimrath Joh. Schulze in Berlin, van der Ende, ehemals Generalinspector des Elementarunterrichts, die Seminardirectoren Prinson, Goudoever, Delprat, P'Ange und Schreuder, die Philologen van Heusde, Bate und Geel, die Professoren Mahne und van Aßen. Einer von diesen, der von allen fremden Gelehrten wegen seiner Liebenswürdigkeit gepriesene Geel, zeigte Hr. Cousin auf der Bibliothek zu Leyden Huygens' Papiere, auf die er sehr begierig war, und in denen er mit großem Vergnügen Briefe von Leibniz und Descartes wahrnahm, was denn zu einem Excurs über diese Philosophen Veranlassung gibt. Die lateinischen Briefe des Letztern sind nur leider unordentlich abgedruckt. 2.

M i s c e l l e n .

Nach den beiden Niederlagen, die Herzog Karl der Kühne von Burgund bei Granfon (2. März) und bei Murten (22. Juni) 1476 erlitten hatte, verlaufen die Schweizer das erbeutete Silbergeräth für Binn, und ein kühlicher Diamant, den man auf zwei Millionen schätzte, ging für einen Gulden aus einer Hand in die andere. Wie gut verstehen sich die neuen Schweizer auf das Silber.

Menage ward wegen seiner „Requête des dictionnaires“, worin er die französische Akademie lächerlich gemacht hatte, der Aufnahme in diese Versammlung für unwürdig erklärt. Als Montmaur diesen Beschluß vernahm, sagte er: „Grade um dieses Werks willen hätte man Menage zur Strafe, Mitglied der Akademie zu sein, verdammen sollen, wie man einen Mann, der ein Mädchen entehrt hat, verurtheilt, dasselbe zu heirathen.“

Wahrscheinlich auf Beschworbe des Bischofs von Bamberg erhielt der wackere Schuh- und Bersmacher Hans Sachs wegen seiner Reime zu den Figuren in Andreas Pfander's „Bun- derlicher Weissagung von dem Babstumb“ (Nürnberg 1527) eine Weisung von dem „ehrsamen“ nürnberg'schen Rath, worin es heißt: „da solches seines Amtes nicht sei, ihm auch nicht ge- bühre, so sei eines ehersamen Rathes ernster Befehl, daß er sei- nes Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein oder Reimen ausgehen zu lassen; dies Rath wolle ein ehersamer Rath die Strafe bei sich behalten, doch mit offener Hand sie nach Gelegenheit vorzunehmen.“ 29.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 123.

3. Mai 1838.

1. Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur. — A. u. d. A.: Anthropologie für das gebildete Publicum. Von Karl Friedrich Burdach. Mit drei Kupfertafeln. Stuttgart, Balz. 1837. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen, ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Alfred Wilhelm Volkman n. Mit acht lithographirten Abbildungen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es liegen zwei Schriften vor uns, welche zum Zweck haben, die Aufmerksamkeit des gebildeten Theils der Menschen auf sich selbst, auf den Inhalt der wunderbaren Schöpfung zu lenken, die im Innern ihres geistigen und körperlichen Wesens verborgen liegt. Wir denken, die Verf. werden Mühe haben, ein Häuflein um sich zu versammeln, das ihren Worten ein geneigtes Ohr schenkt. Das alte Nosce te ipsum, mögen wir es nun in moralischer oder physischer Beziehung nehmen, findet wenig Anklang unter den Menschen, und noch jetzt gilt der Vorwurf, den ihnen schon der heilige Augustinus machte: „Die Menschen gehen hin und bewundern die Höhen der Berge, das Brausen des Meeres, den Sturz der Ströme, den unermesslichen Ocean, die Kreise der Sterne — und verlassen sich selbst und bewundern sich selbst nicht.“ Wie erst alle Außenwerke der Schöpfung fertig sein mußten, bis die Krone derselben, der Mensch, geschaffen werden konnte, und wie das Kind erst hinreichenden Stoff aus der umgebenden Natur gesammelt haben muß, bis es zum Selbstbewußtsein erwacht, so scheint auch in der geistigen Bildung des Menschengeschlechts die Erkenntniß des Menschen von seinen verschiedenen Seiten andern Erkenntnißsphären nachstehen zu müssen. Wir meinen damit nicht, daß die Forschungen über den Menschen überhaupt vernachlässigt worden seien, vielmehr hat es zu allen Zeiten treffliche und von der Natur dazu befähigte Männer gegeben, die diese kleine Welt — wie die Alten den Menschen nannten — mit demselben Eifer und mit demselben Erfolg ausgedeutet haben wie die Andere die große, und werfen wir vollends einen Blick auf den Reichthum von Entdeckungen und Beobachtungen, wie sie die Physiologen unserer Zeit vor uns ausbreitet haben, so müssen wir wahrhaft zur Bewunderung

hingerissen werden. Die Naturgeschichte des Menschen ist eine ganz andere geworden und erscheint insbesondere seit einem kurzen Zeitraum von wenigen Jahren, durch mannichfaltige Entdeckungen bereichert, in einem ganz neuen Gewande. Um dieses bestätigt zu finden, darf man nur einen Blick auf Haller's große Physiologie — ein Werk, das viele Jahre hindurch als ein unerreichbares Muster galt und dessen große Verdienste auch jetzt noch volle Anerkennung finden — werfen und es mit neuern Handbüchern dieser Wissenschaft von Burdach, Johannes Müller u. A. vergleichen. Alle Hülfswissenschaften, Physik, Chemie, Botanik u. s. w. haben indessen große Fortschritte gemacht, Instrumente, namentlich das Mikroskop, sind vervollkommenet worden u. s. w., und die Physiologie hat nicht versäumt, sich die daraus gewonnenen Früchte anzueignen und ihr wissenschaftliches Gebiet dadurch immer mehr zu erweitern.

Trotzdem ist aber diese Wissenschaft bis jetzt nur noch ein Eigenthum des ärztlichen Standes geblieben und noch nicht zum Gemeingut des gebildeten Publicums geworden. Während verschiedene andere Zweige der Naturwissenschaften, als: Botanik, Mineralogie, Physik, Chemie, Zoologie, Astronomie u. s. w., nicht mehr ausschließlich einer gelehrten Kaste angehören, sondern von Manchem als Liebhaberei getrieben werden, durch populäre Schriften auch dem Ueingekehrten zugänglich geworden, zum Theil ins praktische Leben übergegangen sind und hier mannichfaltige Anwendung gefunden haben, findet die Anthropologie, zum wenigsten in der Bedeutung, als wir darunter die Kenntniß des Menschen nach allen seinen verschiedenen Beziehungen verstehen, noch keinen Eingang bei dem gebildeten Theile des Publicums.

Es könnte vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob denn auch die Kenntniß des Menschen, wie sie uns in der Anthropologie gegeben ist, dem Gebildeten überhaupt nothwendig sei? Mancher wähnt vielleicht, es sei ja gar nicht erforderlich, seinen eignen Körper sammt seinen Verrichtungen zu kennen; es führe am Ende nur zu hypochondrischen Grillen, wenn man wisse, wo der Magen, die Leber u. s. w. ihren Sitz habe; man thue besser, seinen kranken Leib vertrauensvoll seinem Arzte zu überlassen, der ja doch alles dieses besser wisse. Ubrigens habe die Natur schon dafür gesorgt, daß der Gebrauch, den wir von un-

sein Körper und seinen verschiedenen Organen im täglichen Leben machen, nicht an die Kenntniss derselben geknüpft sei, und es sei am Ende einerlei, ob man wisse, wie der Bau des Auges, des Ohres beschaffen sei, wie ein Muskel oder ein Nerv aussehe, und woraus er zusammenge setzt sei, wenn man nur sehen, hören, gehen, empfinden könne u. s. w.

Mit Denen, welche solche und ähnliche Ansichten hegen, läßt sich nicht streiten; sie sind einem niedern, sinnlichen Standpunkte entsprungen, auf welchem man nie zu einem wissenschaftlichen Bedürfnis gekommen ist, wie man es hier doch voraussetzen muß. Man könnte Denen, die dahinter ihre Unwissenheit oder ihre Bequemlichkeit verbergen, mit dem alten Epiktet antworten:

Gott hat den Menschen zu dem Ende in die Welt gesetzt, daß er Gottes und seiner Werke Zuschauer, und nicht bloß Zuschauer, sondern auch Ausleger sei; dem Menschen wäre es daher eine Schande, wenn er da anfangen wollte, wo die Thiere anfangen und aufhören. Wir müssen zwar da, wo sie, anfangen, aber erst da aufhören, wo die Natur an uns aufgehört hat, und sie hat bei der Beschauung, bei deutlicher Erkenntnis und bei einer mit der Natur übereinstimmenden Führung des Lebens aufgehört.

Wie alle Bildungen in der Natur von dem Niedern zum Höhern aufsteigen und der Mensch gleichsam nur als der Schlussstein des ganzen großen Baues erscheint, so kann auch unsere Erkenntnis nicht da schließen, wo die des Menschen beginnt, und wir würden überhaupt die Nothwendigkeit aller Forschung über die Natur gradehin ableugnen müssen, wenn wir die über uns selbst ausschließen wollten. Der letzte Zweck alles Forschens in der Natur ist am Ende doch nur die nähere Erkenntnis Gottes und unsers Verhältnisses zu ihm. Wie wollten wir aber dazu gelangen, wenn wir uns nicht zugleich mit zum Object der Betrachtung machten? Wir würden einem Sonderlinge gleichen, der zwar alle Häuser seines Wohnortes genau kennt, aber sich noch nicht die Mühe genommen hat, die Räume seines eignen Hauses kennen zu lernen, der überall einheimisch sein könnte, nur nicht im eignen Hause. Eine philosophische Betrachtung der Welt hat zu der unbestreitbaren Ansicht geführt, daß überhaupt eine zersplitterte Anschauung der Natur nicht zum Ziele führe, daß eine Trennung des Naturstudiums in einzelne Fächer, ohne Rücksicht auf das Ganze, ohne eine umfassende Vereinigung unter gewisse allgemeine Principien, ohne allen Gehalt sei, und wir würden manchen Augenkranken gleichen, die nur die untere Hälfte der Gegenstände sehen, während ihnen die obere verdeckt bleibt, wenn unsere Erkenntnis der Natur die des Menschen nicht mit einschloße.

Handelt es sich demnach um eine universelle Bildung des Menschen überhaupt, so darf das Studium seiner selbst von physischer und geistiger Seite nicht ausgeschlossen bleiben. Wenn uns aber auch ein solches allgemeines Motiv zum Studium der menschlichen Natur abginge, so müßte uns schon der praktische Gewinn, der daraus für unser Leben und für unsere Wohlfahrt hervorgeht, darauf hinweisen.

In jedem Menschen liegt der Trieb, sein Leben gegen

die Außenwelt zu schützen und zu erhalten. Das Mittel, dieses zu erreichen, ist ihm wie den Thieren zum Theil in dem Instinct gegeben; er ist, wenn ihn hungert, trinkt, wenn ihn dürstet, bekleidet sich wärmer, wenn ihn friert u. s. w. Aber der Instinct reicht zu seinem Schutze nicht vollkommen aus; er ist im Thiere ungleich mächtiger als im Menschen, und dieser würde sein Leben in jedem Augenblicke bedroht sehen, wollte er sich bloß darauf verlassen. Dafür ist ihm aber von der Vorsehung ein Vermögen verliehen worden, welches ungleich nützlicher und umfassender ist als der Instinct, die Vernunft. Wie er dieses Vermögen zu seinem Schutze und zu seiner Erhaltung gebrauchen müsse, lernt er durch Nachdenken und Erfahrung. Bei den meisten Menschen ist es fast zur einzigen Aufgabe des Lebens geworden, sich in den Besitz der Mittel zu setzen, welche ihre Existenz sichern und angenehm machen. Auch der Fürsorge für ihre Gesundheit und für die Verlängerung ihres Lebens ist ein Theil ihres Strebens zugewendet. Aber während sie Einsicht genug besitzen, zu Vermögen und Ehrenstellen zu gelangen, ihr Hauswesen gehörig zu ordnen, sich Sinnengenüsse zu verschaffen u. s. w., überhaupt das Leben nach allen Seiten für sich auszubuten, bleiben sie meist über die Mittel, ihre Gesundheit zu bewahren, im tiefen Dunkel, ja, die Wege, die sie gewöhnlich zu diesem Zwecke einschlagen, sind meist von der Art, sie immer weiter vom wahren Ziele abzuführen. Jeder Blumenliebhaber versteht es besser, seine Schützlinge vor den zerstörenden Elementen zu bewahren, als die meisten Menschen ihren gesunden Leib vor Krankheit und Tod. Während der Eine, unbesonnen und unbekümmert um die Folgen seines Leichtsinns, sich seinen sinnlichen Trieben überläßt und, wie man zu sagen pflegt, gewaltsam in seine Gesundheit hineinstürzt, lauscht der Andere sorgsam jedem krankhaften Gefühle, schließt sich ängstlich gegen die Außenwelt ab, um nicht in Krankheit zu verfallen, und sucht jeder fühlbaren Abweichung vom gesunden Zustande alsbald durch Tropfen, Pulver oder Pillen zu begegnen. Beide sind aber im Irrthum, und zwar deshalb, weil ihnen die wahre Kenntniss Dessen, was zum Schutz und zur Erhaltung des körperlichen Wohlsseins gehört, gänzlich abgeht.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir den Beweis liefern wollten, daß es, um zu dieser Kenntniss zu gelangen, nicht damit gethan sei, ein und das andere diätetische Buch zu Rathe zu ziehen und sich den darin gegebenen Vorschriften zu bequemen. Dies mag in einem oder dem andern Falle nützlich sein, aber es ist nicht Alles. Die Einsicht, daß diese oder jene Lebensregel für Diesen oder Jenen nützlich oder schädlich sei, kann nur durch die Kenntniss seiner selbst, d. h. seiner besondern physischen und psychischen Beziehungen zur Außenwelt gewonnen werden. Mit einem Worte, die Kenntniss des Baues und der Einrichtungen des menschlichen Körpers ist die Grundlage aller Diätetik, und je genauer sich der Mensch selbst kennt, desto besser vermag er zu bestimmen, was er zur Erhaltung seiner Gesundheit zu thun oder zu vermeiden hat. Ja, eine solche Selbstkenntnis ist das beste

Mittel, den Arzt im Falle des Ertrankens auf die rechte Bahn zu leiten, und manches schiefe Urtheil über ihn, manche Eingriffe in seine Sphäre würden wegfallen, wenn die Menschen, anstatt sich unvollkommene und halbverstandene medicinische Kenntnisse anzueignen, sich Aufklärung über den Bau und die Einrichtungen ihres Körpers verschaffen wollten. Sein Haus wohnlich einrichten und dessen Fehler verbessern wollen, ohne zu wissen, woraus ein Haus besteht, findet Jeder lächerlich; aber seinen eignen Arzt oder den eines Andern machen, ohne den physischen Zustand seines Körpers zu kennen, halten Manche für so leicht, als eine Whistpartie mitzuspielen.

Sich eine Kenntniß des eignen Körpers zu verschaffen, wie sie zu diesem Zwecke Noth thut, ist nicht leicht, ja es hat schon seine Schwierigkeiten, sich nur einmal über die Grenzen zu vereinigen, innerhalb welcher sich der Unterricht über den Bau und die Einrichtungen des menschlichen Körpers für Laien der gebildeten Stände zu halten hat. Ein halbes Wissen, d. h. ein solches, wobei die Einrichtungen durch eine klare Beschreibung des Baues der Organe nicht deutlich gemacht werden können, reicht nicht hin. Aber eine, wenn auch klare Beschreibung des Baues ohne Autopsie, ohne eigne Übung im Bergkledern ist schwer zu geben und noch schwerer zu fassen; Abbildungen aber sind nur ein nothdürftiger Ersatz für die Anschauung in der Natur. Frage man nur den Arzt, wie lange er sich auch bei den besten Hülfsmitteln und bei dem besten mündlichen Unterrichte quälen muß, um, wie wollen nicht sagen, Herr und Meister dieses Faches zu werden, sondern sich nur so viel davon zuzueignen, als er zu seinem praktischen Berufe bedarf.

Wir sind nicht gesonnen, hier diese Aufgabe zu lösen, wir meinen aber, die Zeit wird sie von selbst lösen, wie sie bereits in Bezug auf andere wissenschaftliche Zweige gelöst hat. Es gab eine Zeit, wo kaum der gebildete Theil der Menschen wußte, daß es außer unserer Erde noch andere Planeten gibt, die um die Sonne kreisen, jetzt weiß es fast jedes Kind in der Dorfschule. Je weiter die einzelnen Wissenschaften fortschreiten, je einfacher und zugleich faßlicher werden die Methoden des Unterrichts, je leichter werden sie am Ende Gemeingut der ganzen Menschheit. Die Korpphän der Wissenschaft schreiten mit der Leuchte voran, die Menge folgt ihnen allmählig, wenn auch langsam, nach. Die Frage, ob ein Gegenstand zu schwer für die Fassungskraft der Menschen sein werde oder nicht, hat nur Bedeutung in Bezug auf den Einzelnen; der Zeit und der Gesamtkraft stehen Mittel genug zu Gebote, Daß, was diesem jetzt zu schwer dünkt, späterhin für Alle leicht zu machen.

Sehen wir die Sache von dieser Seite an, so können wir auch nicht in Abrede stellen, daß es an der Zeit sei, den gebildeten Theil der Menschen in seine eigne kleine Welt, in den schönsten und erhabensten Tempel der Schöpfung einzuführen, in dem er zwar schon als sein eigneter Hohenpriester steht, ohne jedoch dessen Schmuck und dessen Herrlichkeit zu kennen.

Einen sicherern, kenntnißreicher und zugleich angeneh-

mern Führer wüßten wir aber unsern Lesern nicht zu empfehlen als den Verf. von Nr. 1. Niemand war dazu mehr befähigt, eine Anthropologie für das gebildete Publikum zu schreiben als er, indem er diesem Gegenstande schon längst seine ganze Kraft und Thätigkeit zugewendet hatte, wie sein vortreffliches, leider noch nicht vollendetes, größeres Werk über Physiologie beweist. Wie sich unter den Händen eines geistreichen Mannes Alles geistreich gestaltet, so auch dieses Werk, unter dem man sich nicht etwa nur einen gelegentlichen, müßigen Abfall jenes größern Werkes; sondern eine eigne, durchdachte, in allen Theilen harmonische Schöpfung denken muß, die auch vor den Augen des Eingeweihten Probe hält. Es lag, wie er uns in der Vorrede sagt, in dem Plane der Bearbeitung seiner größern Physiologie auch die Psychologie, im naturwissenschaftlichen und comparativen Sinne aufgefaßt, sowie die aus demselben Standpunkte aufgefaßte Geschichte des Menschengeschlechts. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es aber noch jahrelanger Studien, und da es sein könnte, daß dazu die Dauer seines Lebens und seiner Kräfte nicht zureichte (*quod Deus bene vertat!*), so entschloß er sich, die Grundzüge einiger seiner Ansichten über das Seelenleben und über die Verhältnisse des Menschengeschlechts in dieser Bearbeitung der Anthropologie darzulegen. Deswegen eignet sich aber auch diese Schrift nicht bloß zum Lehrbuch für gebildete Laien, sondern auch Männer vom Fache werden darin eine reiche Quelle des Nachdenkens und der Belehrung finden. Ja, was die Erftern betrifft, so zweifeln wir fast, daß es dem Verf. gelungen sein werde, ihnen das wahre Verständniß des physiologischen Theils derselben sattfam aufzuschließen. Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, wie schwer es für den Laien in der Medicin sei, sich ohne Autopsie und ohne anatomische Bergkledung in den Besitz der hier so nöthigen Kenntniß des anatomischen Baues des menschlichen Körpers zu setzen. Zwar hat sich der Verf. sichtbar bemüht, klar und deutlich zu sein und durch mehr dem Werke beigegebene Kupfertafeln den Text zu erläutern; allein dennoch scheint uns dadurch die Schwierigkeit nicht gehoben. Namentlich sind der Kupfertafeln zu wenige, manche zu wenig ausgeführt, die Lage und die Gestalt der Eingeweide nicht hinreichend verfinnlichend, die schematischen Figuren ohne vorhergehende Kenntniß der Organe nicht verständlich genug. Auch scheint uns der Verf. in der Beschreibung der einzelnen Organe und ihrer Einrichtungen seinen eignen großen Reichthum an Kenntnissen nicht genug zu Rathe gehalten zu haben und häufig sich in ein Detail zu verlieren, wozin ihm der Laie nicht zu folgen vermag. Doch benimmt dies dem Werke nichts von seinem Werthe; und es verlohnt sich wol der Mühe, daß auch der Laie sich durch anderweitige vorbereitende Hülfsmittel in den Stand setze, es verstehen zu lernen. Jeder Sieg über etwaige Dunkelheiten wird sich lohnen, und der Lohn der darauf verwendeten Mühe und beharrlichen Kräfteanwendung werth sein.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Da die Geschichte nicht erdet, muß man sich mit Ehren-
zen begnügen, und wenn diese ihre Aufgabe kennen, so wird
der Verlust wenigstens für die Menge weniger fühlbar. Ita-
lien hat jetzt Niemanden, der Muth genug hätte, Geschichte zu
schreiben, aber an braven Chronikenschreibern ist kein Mangel.
Einer der fleißigsten darunter ist Ritter Angelo Pezzana, Vor-
stand der herzoglichen Bibliothek zu Parma und durch ein
Werk über die Schriftsteller Parmas, oder genauer eine Fort-
setzung der „*Memorie degli scrittori Parmigiani raccolte dal*
padre Ireneo Affò“ bei den Literaturhistorikern längst rühmlich
bekannt. Affò war Pezzana's Vorgänger bei der Bibliothek
und ist auch in dem Werke, das diesen gegenwärtig beschäftigt,
sein Vorgänger gewesen. Mit der ihm eignen Mäßsamkeit
hatte Affò über die Geschichte Parmas gesammelt und diesen
Chronikstoff, den er Geschichte nannte, in 17 Büchern bis zum
J. 1345 gebracht. Diese Arbeit fortzusetzen, hat Pezzana für
seine Pflicht gehalten, und unter dem Titel: „*Storia della*
città di Parma continuata da Angelo Pezzana“ (Parma 1837),
führt der erste Theil den Leser von 1346—1400. Sicher wäre
für die Brauchbarkeit dieser fleißigen Sammlung viel mehr ge-
sorgt gewesen, wenn der Verf., statt zu seines Vorgängers Notizen
und Text neue berichtende Notizen zu geben, Alles, was er be-
saß, selbständig verarbeitet und nur auf die Actenstücke jenes
Buchs zurückgewiesen hätte. Das Ganze, das so nur anhangs-
weise sich seinen Platz sichert, würde selbständigen Werth erlangt
haben und vielleicht zu etwas Ganzem geworden sein. Bei allen
diesen Mängeln ist eine so gewissenhaft bearbeitete Erzählung
der Schicksale einer Stadt, die so einflußreich war, für die Ge-
schichte des Mittelalters stets bedeutend und die mannichfachen
Angaben werden Sammler daraus belegen können. Für die
Geschichte von Trient bringt das beigelegte Urkundenbuch ei-
nen Beitrag, der chronistisch den Zeitraum von 1348—77 um-
faßt. Wäre Hr. Pezzana nach seinem Wunsche unterstützt wor-
den, so würden die Familienurkunden noch zahlreicher sein.

Frägt man jetzt in Italien herum, wer nach dem Urtheile
der Leute, die Bücher lesen, um sich an ihnen zu erquicken,
nicht um sie bloß zu kritisiren, die besten Dichter oder Prosa-
isten seien, so wird die Antwort nach der Gegend sehr verschie-
dentlich ausfallen. Die Lombardmannschaft wird häufig auf die
Namen, die man herzählt, ihren Einfluß äußern. Aber wo die
Prosaisten gerühmt werden, die Klar, zum Herzen gehend und
allgemein faßlich sprechen, die, ohne die Zustimmung der Ge-
lehrten zu erdulden, doch überredend, doch eindringlich, exergend
und beständig ihre Hörer gewinnen, da wird man Manzoni,
Lambertucci, Mauri, G. Mayer, Grossi und auch vielleicht
Gef. Ganti nennen, der bald als geistlicher Lieberdichter, bald
als Schriftsteller für die Jugend (durch seinen „*Galantuomo*“
den „*Carlambroglio di Montevocchia*“, „*Il giovinetto*“ u. f. w.)
sich einen dankbaren Hörtkreis sichert; und ist von Dichtern
die Rede, die abgesehen von aller Schule geliebt werden, so
wird man auf Manzoni, Grossi, Pellico, Marcano, Nicolini
hinweisen, und auch das Ausland wird diese Auswahl bestätig-
en. Mit Freuden bemerkt man in einem seit dem April 1836
in Turin (con permissione) herauskommenden Journale, das
durch seinen Titel: „*Il subalpino. Giornale di scienza, let-
taro ed arti*“, an eine seit Jahren wieder vergessene Einthei-
lung Italiens erinnert, diese unbefangene Schätzung anerkann-
ter Talente, die neben der besangenen Kritik mehrerer sehr ge-
kannten italienischen Reviews endlich eine einflußreichere Schät-
zung neuer Erscheinungen hoffen läßt; denn bis jetzt vernich-
tete häufig die Einseitigkeit jede beabsichtigte Wirkung. Als
Charakteristik für diese jetzt in Monatsheften herauskommende
Zeitschrift und für den Ort, wo sie erscheint, mag es übrigens
gelten, daß Ritter Paravia im Octoberhefte (1837) des „*Sub-
alpino*“ die „*Opere del P. Daniele Bartoli, della Compag-*

nia di Gesù“, die beim Buchdrucker Marietti zu Turin in acht
Octavbänden erscheinen, mit einer Bescheidenheit in Erinnerung
bringt, wie ein deutscher Aelterer ein paar vergessene Fragmente
Jean Paul's, dem der Geschichtsschreiber der Gesellschaft Jesu, in
der Eigenständigkeit seines Ausdrucks nicht so ganz ungleich
ist, dem lesenden Deutschland empfehlen würde, und daß im
Decemberhefte (1837) unter dem Manerlei ein Aufsatz in
Streckversen: „*Il profugo polacco*“, vorkommt, der von deut-
schen Censoren wahrscheinlich durchgesehen, wenigstens verhan-
den worden wäre. Führt die Redaction des „*Subalpino*“ fort,
mit gleicher Sorgfalt sich talentvolle Schriftsteller zu verbinden,
die bei ihren Beurtheilungen mit offenem Namen einstehen, so
kann sie leicht der „*Biblioteca italiana*“ die Leser abgewinnen,
die häufig in mehreren Heften nur Nachrichten von nichtitalienischen
Werken finden, oder Auszüge aus fremden Zeitschriften, und
wenigstens daran sich gewöhnen müssen, das ehemalige Königs-
reich Italien stets für das Ganze zu nehmen. 6.

Literarische Notiz.

Neben den selbstigen Romanen erscheinen in Paris die
langweiligsten Lehrgebichte. Eines der neuesten ist das, welches
ein Herr Monbrion in einzelnen Lieferungen herausgibt und
allen Souverainen Europas gewidmet hat; ob darunter auch
der Großfürst mit begriffen ist, wissen wir nicht. Der Titel
ist schon allein ein niederschlagendes Pulver und lautet: „*Die*
Ercheinungen des Weltalls, oder Dasein, Größe und Wohltha-
ten der Gottheit, betrachtet in den Runen der Schöpfung.
Gebicht in 16 Gesängen, mit geschichtlichen, wissenschaftlichen,
moralischen und religiösen Anmerkungen“. Es sollen 16 Ge-
sänge werden, jeder von etwa 600 Alexandrinern. Der Verf.
meint es gut, er empfiehlt den Leuten, sich als Kinder eines ge-
meinsamen Vaters zu betrachten und einander abweichender
Meinungen wegen nicht todzuschlagen. Wir wollen die er-
sten vier Verse des Gedichts hersehen:

D'une divine ardeur je sens qu'un Dieu m'inspire,
Je célèbre sa gloire et son nom sur ma lyre;
Mortels! accourez tous à mes pieux accents,
En silence écoutez le récit de mes chants.

Uns erinnern diese Verse, oder besser gesagt, Reime, an jene
des Steppenzeit der deutschen Literatur, da Reutrich den „*Tele-*
mach“ in Verse bringen, v. Besser aus dem Leben des großen
Kurfürsten ein Heldengedicht machen wollte, v. König ein Gedicht
von Sr. Königl. Maj. in Polen, Postel aber wirklich in einem
Heldengedichte von zehn Büchern den großen Wittenkönig besang.
Selbiges hub an, ähnlich wie jenes der Hrn. Monbrion:

Auf Gottheit, die du hast, vom Sinai gebilget,
Laß meine Geister sein, von deinem Trieb erhitet,
Durch deinen Geist gekürt, laß sich von dir allein
Die recht erleuchtende Entzündung stellen ein!

Ein anderer Mann, der Baron de Lamotte-Langon, wel-
cher während der letzten zehn Jahre Duzende von Romanen
und Gelegenheitschriften herausgab und namentlich 1830—31
die Juliusrevolution feierte, tritt jetzt auf einmal mit einem
Lehrgebichte, betitelt: „*Les merveilles de la nature*“, hervor,
in welchem er Gelegenheit nimmt, sich weitläufig über die Ge-
schichte unserer Zeit und das Christenthum, oder besser ausge-
drückt, den Katholicismus, zu verbreiten. Er zeigt sich als sa-
natistischen Anhänger des Papstthums, declamirt jetzt gegen, wie
vor wenigen Jahren für die Revolutionen, und beklagt die Ver-
treibung Karl X., über die er sich 1830 nicht genug freuen
konnte. Sein Gedicht selbst ist sehr matt; er ist ein schwacher
Nachahmer Delille's. Einem Deutschen ist es platterdings un-
möglich, solche „*Wunderwerke der Natur*“ und „*Ercheinun-*
gen des Weltalls“ genießbar zu finden. 53.

1. Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur. Von Karl Friedrich Burdach.
2. Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen, ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Alfred Wilhelm Volkmann.

(Bechluss aus Nr. 123.)

Das ganze Werk zerfällt in fünf Abtheilungen, von denen die erste das leibliche Leben, die zweite das animale Leben, die dritte das Seelenleben, die vierte den Verlauf des Lebens und die fünfte das Menschengeschlecht zum Gegenstande der Betrachtung hat. Die erste Abtheilung handelt von dem Blute, von der Ernährung und Absonderung, der Blutbildung, namentlich von den Wegen der Aufnahme, den aufnehmbaren Stoffen, der Verdauung, Athmung und der weiteren Umbildung des Blutes und von der Lebenskraft. Die zweite Abtheilung von dem Seelenorgan, dem Rückenmark, dem Gehirn, den Nerven, ihren Geflechten und Ganglien; von den Außenwerken der Seele, den Bewegungs- und Sinnesorganen; endlich von der animalen Thätigkeit selbst. Die dritte Abtheilung begreift 1) die sinnliche Sphäre, Gemeingefühl, Trieb, sinnliche Wahrnehmung, Vorstellung, Bewußtwerden; 2) die sinnlich-geistige Sphäre, Phantasie, Verstand, Verhältnißgefühl, Verstandeswille, Bewußtsein; 3) die geistige Sphäre, geistiges Gefühl, Glaube, Vernunft, Vernunftwille, Selbstbewußtsein; 4) das Wesen der Seele, Ursprung, Gefühl-, Sinnes-, Erkenntniß-, Willensseite, Gliederbau, organische Beziehungen; 5) die Seelenzustände, Erregung der Seele, Gemüths- und Seelenszustände; 6) das Schaffen der Seele, schöpferische Kraft, Wissenschaft und Kunst; 7) die Aufgabe der Seele, Bestimmung, Abfall. Diese ganze Abtheilung ist mit ausgezeichnetem Scharfsinn und Fleiß gearbeitet und zeugt von einem tiefen Blicke in die anatomische, physiologische und psychologische Seite der Natur dieser Gegenstände. Besonders angezogen haben uns die Parallele der Lebensthätigkeit mit der Seele (§. 282 fg.) und die Beziehungen der Seelenthätigkeiten zum Gehirn (§. 296 fg.). Die vierte Abtheilung handelt von dem allgemeinen Charakter des Lebenslaufs, von der Zeugung, dem Leben im Mutterleibe, der Geburt, der Kindheit, der Jugend, dem Mittelalter, dem hohen Alter und von Schlaf und Tod. Unter diesem Vortrefflichen zeichnen wir hier nur die §§.

über die Verschiedenheiten des männlichen und weiblichen Geschlechts (§. 424) und über das Erwachen der Erkenntniß beim Kinde (§. 482) aus. Auch die Untersuchung über die persönliche Fortdauer nach dem Tode, die schon an dem Verf. einen scharfsinnigen Vertheidiger in seinem größern physiologischen Werke gefunden hat, wird sich einer regen Theilnahme mancher Leser zu erfreuen haben. In der fünften und letzten Abtheilung beginnt der Verf. 1) mit der Stellung des Menschengeschlechts in der organischen Welt, wobei insbesondere das kosmische und tellurische Leben, die organischen Wesen, das Pflanzen- und Thierreich und der Mensch in nähere Betrachtung gezogen werden. Hierauf folgen 2) die Verhältnisse der organischen Welt, namentlich die der organischen Wesen zur unorganischen Welt und die der organischen Wesen untereinander; 3) die Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, die Individualitäten und Menschenstämme; endlich 4) die Entwicklung des Menschengeschlechts, die Bildung der Erde, die Entstehung der organischen Wesen, die Fortdauer, Vertheilung derselben, das Vaterland des Menschengeschlechts, die Vermehrung desselben, seine Verbreitung, Urgeschichte und sein Fortschreiten.

Diese ganze Abtheilung enthält so viele geistreiche und eigenthümliche Ansichten, namentlich über dunkle, noch so sehr der Aufklärung bedürftige und doch jeden gebildeten Menschen im höchsten Grade interessirende Gegenstände, daß wir auch keine Seite davon missen möchten. Sie hat uns lebhaft an Herder's vortreffliche „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ erinnert, vor denen sie jedoch eine tiefere, zum Theil durch das Fortschreiten in der Zeit bedingte Einsicht in das Wesen des Gegenstandes voraus hat. Wir würden die uns hier gebotenen Grenzen weit überschreiten müssen, wenn wir Alles auszeichnen wollten, was uns der Auszeichnung werth scheint. Um indessen unser beifälliges Urtheil zu begründen und dem Leser zugleich einen Vorbismack des Geistes und der Darstellungswelse des Verf. zu geben, theilen wir Einiges aus dem trostreichen Schlusse des Ganzen mit:

Das menschliche Geschlecht ist ein lebendiges Ganzes und hat gleich dem Individuum seinen Lebenslauf, der nicht ein Werk der Willkür und des Unglücks, sondern in der That begründet ist. Es schreitet in seiner Entwicklung immer vorwärts und bildet in der Reihe der Zeiten eine Kette, in welcher ein Glied in das andere eingreift; außerdem, daß immer

eine Generation die andere belehrt und ihr Wissen und Können derselben mittheilt, vererbt sich auch die errungene geistige und sittliche Kraft in entsprechenden Anlagen auf organische Weise, ebenso wie bei der Zeugung das neu erwachte Leben bestimmt wird, den äusserlichen ähnlichen Formenverhältnisse zu bilden. Die Meinung, daß die Menschheit in der Vorzeit viel vollkommener gewesen sei und immer tiefer herabstiege, daß die Größe, die Lebensdauer, die Körperliche, geistige und sittliche Kraft immer mehr abnehme, spricht eine Ermattung im Kampfe des Lebens aus, die nach dem Schlummer des Urzustandes sich sehnt. Diese trübselige Ansicht zeigt sich schon in Sagen des grauen Alterthums und bei den ältesten Schriftstellern, widerspricht aber gänzlich dem Gange der Natur und wird durch keine Thatfache gerechtfertigt. Die ältesten Überbleibsel und Denkmäler beweisen, daß die Körpergröße im Ganzen nicht abgenommen hat; seit der Zeit, wo Sterbelisten gehalten werden, ist es erwiesen, daß die mittlere Lebensdauer zugenommen hat; schon die älteste Geschichte führt Beispiele von Verdrehen und Ausschweifungen in Menge auf, und daß mit der fortschreitenden Cultur der Genuß des Lebens erhöht worden und mit der wachsenden Erkenntniß auch die Sittlichkeit gestiegen ist, liegt vor Augen und kann selbst nicht anders sein. Wie im Leben überall, so finden allerdings auch im Lebenslaufe des Menschengeschlechts Schwankungen statt, und es treten Zeiten steigender Roheit und sittlicher Verwilderung ein; aber immer steigt die Cultur endlich über die Barbarei und breitet ihr Reich weiter aus. Die Zeugung ist der dynamische Act, in welchem aus den Individuen der Begriff ihrer Gattung entbunden wird, um sich auf eine der jedesmaligen Zeit organisch entsprechende Weise in neuen Individuen zu verwirklichen. So treten von Gott gesendete Männer, Menschen mit höhern Berufe für ihre Zeit in der Geschichte auf, die nicht den Altern, sondern der in diesen wirkenden organischen Naturkraft und der Bedeutung des Augenblicks im Lebenslaufe der Menschheit ihre ungemessenen Anlagen verdanken. Und es ist der Geist der Zeit, welcher ihr Erscheinen vorbereitet und für ihr Wirken empfänglich macht. Denn wie groß auch die Kraft des Einzelnen ist, so vermag sie doch nur dann folgenreich sich zu betheiligen, wenn eine entsprechende Stimmung ihr entgegenkommt; die Hand voll Schner, die vom Gipfel sich löst, wird nur dann zur Lawine, wenn die gesammte Schneemasse, auf welche sie herabgleitet, zu stürzen geneigt ist. So sehen wir, wie in Zeiten eines neuen Umschwungs in Wissenschaft und Kunst verschiedene Geister, ganz unabhängig voneinander, die gleiche Richtung verfolgen, und Der, welcher die Bahn bricht, bringt nur zur Reife, was als Keim, und zur That, was als Vorstellung in seinem Jahrhundert vorbereitet war.

Jedes Volk ist ein organisches Ganzes und hat seinen eigenen Lebenslauf. Es durchläuft die allgemeine Bahn auf seine Weise und zeigt in jedem Zeitraume seiner Geschichte die eine oder die andere Seite des entsprechenden Lebensalters vorherrschend, aber durch seinen Grundcharakter modificirt. In den mannichfaltigsten Schattirungen folgen daher aufeinander von der Kindheit die Unschuld oder die Schwäche, vom Knabenalter die Gelehrigkeit oder die Ruhe, von der Jugend der phantastische Ausschweifung oder die ziellose Lebenslust, von der Mannheit das gemeinnützige Wirken oder das egoistische Streben und vom Greisenalter die Weisheit oder die Erschöpfung. Das wahre Ziel geht darauf hin, daß die Kräfte zum Ebenmaße gelangen, mithin der Sinnlichkeit ihr Recht widerfähre unter der Herrschaft der Vernunft, und dies ist nur in der organischen Ueberlegung des geselligen Vereins möglich. Denn der wahre Grund des Lebens ist die Vernunft, und diese verwirklicht sich am Sinnlichen durch Eingehen in endliche Formen, so daß in den organischen Verhältnissen des lebendigen Leibes wie des Weltganzen ein Bild des Sittengesetzes erscheint. Die organische Mannichfaltigkeit im geselligen Vereine ist die freie Entwicklung und Betheiligung jeder im Einklange zum Ganzen stehenden Kraft; die Ungleichheit der Glieder, welche nicht durch das

Herkommen, sondern durch die Gaben der Natur, durch die Bestimmung des Schicksals und durch selbstthätige Ausbildung gegeben ist; die rege Thätigkeit in allen Zweigen menschlichen Wissens und Wirkens. Die organische Einheit aber ist die Herrschaft des Gesetzes, welches den Forderungen der Vernunft sowie dem Charakter des Volks und des Zeitalters entspricht, die Verhältnisse ordnet, dem die gemeinsame Wohlfahrt gefährdenden Ubergewichte der Sinnlichkeit, wo es immer erscheinen mag, steuert und jeder Willkür Grenzen setzt. Sie ist die Beherrlichkeit, welche das gemeinsame Wohl sichert, in der erblichen Monarchie am vollkommensten sich ausprägt und auf die Heiligkeit der geselligen Ordnung sich gründet. Ist diese Heiligkeit auf einer niedrigen Bildungsstufe und bei vorherrschender Sinnlichkeit nur Gegenstand eines dunkeln Gefühls und noch schwankend, so gelangt sie bei Entwicklung der Vernunft zu klarem Bewußtsein und wird unverbrüchlich. Das wahrhaft Beherrliche an jedem Organismus ist aber nur der Grundcharakter, während er, jeder Lebensstufe entsprechend, die Formen wechselt und in neuen Richtungen sich entwickelt. Das Leben steht nicht still, geht jedoch seinen gemessenen Gang: widernatürliche Beschleunigung zerrätet im wilden Fieber, und starrtes Festhalten an der frühern Form versenkt in stumpfsinniges Gleichthum. Indes ruft das Heilbestreben der Natur die Gegenstände hervor: das in vorrätiger Reue sich ausbreitende Organ wird durch erregten Gegendruck in um so engere Grenzen gewiesen, in denen es verkrümmern muß; und unter dem die freie Entwicklung hemmenden Drucke erhebt sich eine entzündliche Anschwellung u. s. w.

In gleich edler, geistreicher Haltung bewegt sich das Ganze, und unsere Leser können aus dieser einen Stelle entnehmen, wie es sich hier nicht nur um eine bloße Zusammenstellung empirischer Thatfachen, sondern um eine philosophische Anschauung des ganzen Organismus des Menschengeschlechts handelt, und wie die hier behandelten Gegenstände nicht nur die Wissbegierde, sondern die Forschung und das Nachdenken jedes gebildeten Menschen in Anspruch nehmen.

Wenn man von einem gut zubereiteten Gerichte gessättigt hinweg und zu einem zweiten übergeht, so befindet man sich gewöhnlich nicht in der Stimmung, bei einer Vergleichung beider das zweite so gut zu finden als das erste, wenn auch beide dem Gehalte nach einander gleich sind. Auf ähnliche Weise könnte es uns mit der Schrift Nr. 2 ergehen, deren Lecture wir unmittelbar der von Nr. 1 haben folgen lassen. Der Zufall, der uns zu einem Vergleich zwischen beiden Schriften unwillkürlich die Hand bot, hat aber dessenungeachtet keineswegs zum Nachtheil von Hrn. Volkmann's Schrift entschieden. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß sie sich Hrn. Burdach's Schrift würdig zur Seite stellen könne. Zwar können wir nicht verhehlen, daß die Lecture der letztern bei uns mehr den Eindruck einer lebendigen, geistreichen Schöpfung hinterließ; allein wir müssen dabei in Erwägung ziehen, daß sich Volkmann bei Abfassung seines Buches engere Grenzen steckte als Burdach. Er wollte dem gebildeten Theile des Publicums keine vollständige Anthropologie, sondern eine auf Beobachtung gegründete Beschreibung des Baues und der Einrichtungen des menschlichen Körpers in die Hände geben, und zwar abschließlich auf ganz einfache Weise und ohne rednerisches Gepränge.

Wir überliefern dem denkenden Leser ein Material von Erfahrungen — heißt es in der Vorrede —, welches er zur Be-

gründung und Durchführung eigener Ansichten nach Willkür bewegen mag; unsere wesentliche Aufgabe setzen wir in die Wahl des Materials und in dessen Sichtung. Unter diesen Umständen bedarf unsere Darstellung nicht des rednerischen Schmuckes, und wir freuen uns dieses Vortheils, weil wir uns nicht die Fähigkeit zutrauen, die Natur ihrer innern Schönheit entsprechend zu schildern; wesentlich aber vermeiden wir jene Vornehmheit des Ausdrucks, welche mit philosophisch klingenden Phrasen den einfachen Thatbestand zuflucht und ungewöhnliche Worte für ungewöhnliche Gedanken ausgiebt.

Dagegen läßt sich nichts Erhebliches einwenden. Eine einfache, nüchterne Darstellung der Thatfachen, wie sie uns die Erfahrung gibt, hat auch ihre Vorzüge; und wenn gleich sie hier und da trocken erscheint, so tragen wir doch kein Bedenken, der Volkmann'schen Schrift vor der Burdach'schen das Verdienst der größern Klarheit und Deutlichkeit hinsichtlich der anatomischen und physiologischen Beschreibungen zuzugestehen; wir rathen denjenigen unserer Leser, denen es wirklich Ernst ist, sich über ihren Körper und dessen Einrichtungen zu belehren, jene zuerst zu studiren, und dann erst die letztere folgen zu lassen. Auch hinsichtlich der Grenzen, in denen man sich bei einer solchen Schilderung für den Laien zu bewegen hat, ist Volkmann einen glücklichen Mittelweg gegangen, sodaß wir seiner Geschicklichkeit und seiner Umsicht in der Wahl und Sichtung des ältern wie neuern physiologischen Materials alle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen.

Die dem Buche beigegebenen Kupfertafeln sowie überhaupt die äußere Ausstattung desselben verdient noch besonders lobend erwähnt zu werden.

Karl Hohnbaum.

Deutsches Stammbuch. 1838. Herausgegeben von Eduard Duller. Rastern, Oberrheinisches Comp. toir. Gr. 4. 6 Thlr.

Duller spricht sich in den kurzen Einleitungsworten über den Zweck des von ihm gegründeten „Deutschen Stammbuchs“ aus, wie folgt: es sei seine Absicht gewesen, durch gemeinsames Wirken mit Gleichgesinnten die verschiednenartigen Bestrebungen und Richtungen der deutschen Productivität zu concentriren und das nationale Interesse allgemach auf einen Standpunkt zu leiten, von welchem aus jene sich mit der Zeit als geistiger Organismus werden darstellen können. Ref. will die gute Absicht, in welcher diese Worte gesprochen sind und aus welcher das Stammbuch hervorging, nicht verkennen; aber er meint doch, daß der wackere Herausgeber zum guten Theil in einer freundlichen Selbsttäuschung befangen sei. Ja, es ist eine stolze Selbsttäuschung, wenn er meint, in diesem „Stammbuch“ die deutsche Productivität concentriren zu können; es liegt in diesem angeschwollenen Anspruch etwas Deutsch-Marktschreierisches, und Ref. der gegen das Unternehmen als solches durchaus nicht eingenommen ist, hätte gewünscht, daß der Herausgeber sein Werk etwas weniger hyperbolisch bevorwortet hätte. Wie ist es wol möglich, in einem jährlich ein Mal erscheinenden Prachtbande alle Richtungen der deutschen Productivität zu concentriren und das nationale Interesse, das ja bei uns überhaupt so schwach ist und sich so leicht an einem Thaler mehr oder weniger Kosten zerplüßert, allgemach auf einen Standpunkt zu leiten, von welchem aus die deutsche Productivität sich als geistiger Organismus werbe darstellen können? Der Herausgeber hätte den Zweck seines „Deutschen Stammbuchs“ in viel einfacheren und mithin wahrhaftigern und glaubwürdigeren Worten belegen können und sollen. Prächtige

Worte thun zur Sache nichts; aber wir Deutschen haben einmal unsere Freude daran so gut wie die Napoleon'schen Krieger an den Bulletins ihres großen Kaisers.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir durch Duller's „Deutsches Stammbuch“ um ein, wider deutsche Gewohnheit prachtvoll ausgestattetes Werk reicher geworden sind, besonders was das Format, den Druck und das Papier betrifft. Auch an artistischen Beilagen, Portraits und ziemlich ausgeführten lithographischen Umrisen nach anerkannt trefflichen Werken deutscher Meister fehlt es nicht; doch drängt bei der Betrachtung dieser Bilder die Erinnerung an deutsche Sparsamkeit wie von selbst sich auf; sie stehen mit der Vortrefflichkeit der übrigen Ausstattung nicht vollkommen in Einklang. Man hätte uns statt der lithographirten Portraits und Umrisse, die nicht einmal immer rein genug sind, sauber ausgeführte Kupfer- oder Stahlstiche geben sollen, wie es z. B. in England, wäre Jemand dort auf den Gedanken eines ähnlichen National- und Prachtwerkes gerathen, unfehlbar geschehen sein würde. Man müßte sich versucht fühlen, das Werk allein der Kupfer wegen zu kaufen; eine Versuchung, vor der man hier sichergestellt ist. Germania, nach V. Veit gestochen, als Zitelkupper voranstehend, ist noch das würdigste Blatt; die übrigen Bilder übergehen wir. Von Portraits finden wir hier: Fr. Rückert, E. Scherer, C. Spindler, Fürst Pückler-Muskau und G. Duller.

Der Inhalt ist bunt und an Werth sehr verschieden. E. Scherer steuerte eine in seiner bekannten dunkelschattigen Manier gehaltene, soll ich sagen Novelle oder Phantasie bei, worin er uns aufs kürzeste und schnellste die Motive des von Arcangeli an Windelmann verübten Mordes auseinanderlegt. Diese Mittheilungen sind, der Erklärung des Dichters zufolge, einem in Gordova's Papiere aufgefundenen Briefe des Arcangeli entnommen. Wer glaubt daran? Jeder Satz trägt deutlich die Firma des wahren Autors, Leopold Scherer's. So schreibt kein Italiener; vielleicht so glänzend, so leidenschaftlich, aber nicht so formlos, in sich hineinwühlend, raffiniert poetisch, bitter-ironisch. Arcangeli, wie Scherer ihn darstellt, wüthet gegen Windelmann, weil dieser wie er selbst die Gemahlin des Rafael Mengs anbetet — sein Dolch trifft den Nebenbuhler; Scherer entwindet ihn ihm, schärft ihn und bohrt ihn in die Brust des Lesers — sich zum Vergnügen, dem Leser zur Qual. Der Verf., der hier Bestechens mit uns spielen will, hätte nöthig gehabt, sich ein wenig seiner Subjectivität zu entschlagen; eine Anfeuerung indes, welche zu erfüllen einem so durchaus von seiner eignen subjectiven Willkür beherrschten Dichter wie Scherer überall unmöglich ist. Schreibe einmal Scherer ein Drama, so würde, was Hinz in Scherer'scher Manier fragt, Kunz in Scherer'scher Manier beantworten. Betrachten wir aber diesen Arcangeli'schen Brief an sich und als ursprüngliches Product der Scherer'schen Gefühlsrichtung, so werden wir zugeben müssen, daß er reich an hochleidenschaftlichen Stellen und mit einer großen Gewalt der Sprache ausgestattet sei. Besonders beim Beginn des brieflichen Monologs, wo die Sprache mit dem Gefühl zu einer glänzenden Höhe wächst und anschwillt. Später unterbreitet sich die Fiction mit mehr müßigen Zwischenlagen, und das mitgetheilte, von Arcangeli erlauchte Gespräch zwischen zwei deutschen Reisenden wirkt offenbar störend.

Viel gedulbiger hält sich die Novellette von Ghe: „Wer hätte das gedacht?“ auf der ebenen Bahn der gewöhnlichen Novellenpraxis; doch gestehen wir gern, daß der Verf. seine sonst allzu sehr aufgepustete Sprache hier glücklich gedämpft hat, ohne der Lebhaftigkeit des Vortrags Abbruch zu thun. Massina ist der Held der Novelle und die Novelle selbst eine Rettungsgeschichte, wobei das Recht der Intervention zu Gunsten der Betheiligten in Anspruch genommen wird. Carové spricht über die Volksgeister Griechenlands, Israels, Roms; ein Aufsat, den Einige aus der philosophischen Schule für sehr geistreich, Andere für sehr langweilig halten werden. Freiherr von Sternberg schildert einen Besuch bei J. Kerner, der auch wie Carové Geister sieht, wenn auch keine Volksgeister. Die hier mitgetheilten

Gedichte von Anastasius Grün, worunter das hochpoetische Gedicht: „Des Jechers Grab“, haben bereits ihre Stelle in desselben gesammelten Gedichten gefunden. Außerdem findet man noch lyrische Beiträge von Nikolaus Lenau, Schwab, Henricette Ottenheimer, W. Schwab, E. Beschstein und Freiligrath, und zwar von Letztern einen Liebescyclus unter dem Titel: „Die Schiffe“, worin des Schönen viel, aber auch des Manierirten und Gesuchten nicht wenig. Freiligrath fängt aus übergroßer Virtuosität an sehr formell zu werden. Bruchstücke eines Rückert'schen Lehrgebichts, welche man jetzt in den verschiedensten Journalen und Almanachen zerstreut findet, gibt es auch hier. Werden diese Stücke je ein ganzes Stück abgeben? Rückert ist ein überaus reicher Mann und kommt nie in Verlegenheit, den Anforderungen bedürftiger Redactoren und Almanachherausgeber zu genügen; er schüttelt seine didaktischen Goldmünzen aus dem Armel und sättigt die Hungerleider. Fast hätte ich den Vornehmsten unter Allen übergegangen, den Weltzüncker Semilasso, aus dessen Papiereu lebenswürdige „Jugendwanderungen“ mitgetheilt werden. Auch findet sich von ihm ein Facsimile, worin Seine Durchlaucht vor der deutschen Nation seinen Appetit rühmt, der so wenig von der afrikanischen Sonne gelitten habe, daß es ihm am Atlas sogar besser schmecke als Angesichts der Sandhügel in der Lausitz. Viele Autographa zieren das Werk: von Freiligrath (kaufmännisch), von Scavola (wüß), von Barnhagen (überaus kalligraphisch schön), von Rahel (genial, entschieden), von Schwab (gutmüthig, nett, schulmeisterlich, etwas altfränkisch), von Spindler (der Kalligraphie des 17. Jahrhunderts verwandt), von Kerner (gespenstlich trippelnd), von Beschstein (Charakterlos, kleinlich), von Gans (klar, determinirt, ohne Pedanterie), von Geyer (in großen Zügen, starken Grundstrichen, schwarzglatt, mannhaft).

Über die, wie uns bedünkt, trefflichsten Beiträge, die des Herausgebers selbst, sprechen wir zuletzt. Sie tragen den etwas mythischen Gesamttitel: „Der Fürst der Liebe“, mit dem Zusatz: „Freundesgabe für D. E. W. Wolf“. Vielleicht ein Angebinde zum Geburtstag? ein Parthengeseht für das nächste Kinlein, welches der literarischen Thätigkeit Wolf's sein Dasein verdanken wird? Warum jener Zusatz? Duller führt uns in diesen Bruchstücken zuvörderst einige Scenen aus dem Wagnor vor. Ein Verbrecher, der sein von einem jungen begüterten Mann verführtes Weib erschossen hat, ist, ihm unbewußt, mit dem Verführer an einer und derselben Kette zusammengekopft. Ein treuer Hund folgte ihm ins Elend. Der Jüngere, Verführer seines Weibes, tödtet ihm nun auch den Hund aus Bosheit und zuletzt den Alten selbst, der den Hund rächen will und seinen Gegner wüthend anfaßt. So stizt erscheint zwar der Inhalt nackt und arm, aber die Ausführung ist vorzüglich. Die menschliche Verworfenheit auf ihre untersten Stufe, wo nur noch das Thier im Menschen bellt, heult und handelt, erinnert, denkt und spricht in diesen beiden Repräsentanten der Wagnobrutalität Gräßliches und Erschütterndes. Auch die zweite Scene ist erschütternd, aber nicht ohne die Milderung der Nahrung. Duller gehört zu unsern phantasie-reichsten Dichtern, wovon im vorliegenden Werke auch noch das Bruchstück: „Komet und Pieschen“ und die „Stimmen“ zeugen.

Damit nichts fehle, so sind auch noch drei Liebescompositi-onen als Autographa beigegeben. Diese musikalische Partie wird von Meyerbeer, Franz Echnner und Spohr vertreten. Meyerbeer's Composition erscheint einfach, leicht, aber gedanken-arm; die von Spohr deutsch gemüthvoll, wenn auch nicht ohne Reminiscenzen an früher von ihm Gungenes; die von Echnner, einem Componisten, der mit Vorliebe von den Gesetzen des classisch und einfach Schönen abzuweichen scheint, etwas man-nerirt gezwungen.

Somit haben wir einen ungefähren Überblick über das in diesem „Deutschen Stammbuch“ Geleistete gewonnen. Man sieht, daß Duller schöne Kräfte um sich zu versammeln gewußt hat. Aber noch sind, wie der Herausgeber selbst zugibt, manche

bedeutende Geistesrichtungen nicht vertreten, manche Talente, die in das Leben der deutschen Literatur tüchtig eingegriffen, unbenuzt gelassen. Der Herausgeber verspricht, diesen Talenten und Richtungen in einem zweiten Jahrgange einen Spielraum zu eröffnen. Wir wünschen diesem Unternehmen den besten Fortgang. Die bis auf die geringsten Mängel der artistischen Zugaben vortreffliche Ausstattung wird unser gothisches Auge für ähnliche Muster empfänglich machen und die Verleger zur Nachahmung reizen; und, was mehr noch sagen will, es ist hier eine schöne Gelegenheit gegeben, die für diese Unternehmung gewonnenen Schriftsteller ihrer entweder feindlichen oder isolirten Stellung zu entreißen und sie der deutschen Lesewelt und einander selbst näher zu bringen. Dem Congre-gationsgeist auch seinerseits zu befeuern, ist, was Duller haupt-sächlich beabsichtigte und wodurch er seinen Anspruch auf unsern Dank und unsere Theilnahme begründet hat. 25.

Notiz.

Krasicki's Monomachie.

Es ist bekannt, daß der berühmte polnische Dichter und Erzbischof von Gnesen, Ignaz Krasicki, zu einem seiner Hauptwerke, der „Monomachie“, von Friedrich II. dadurch veranlaßt worden ist, daß der König ihm einst die früher von Voltaire bewohnten Zimmer in Sanssouci mit den Worten zum Aufentshalte anwies, daß hier schon das Andenken an den früheren Bewohner den polnischen Dichter zu etwas eines solchen Vorgängers Würdigem begeistern müßte. Hierüber sagt Witwicki in seinen „Abendstunden eines Pilgrims“ („Wieczory pielgrzyma“, Paris 1837), wie uns scheint mit Recht: „Da wurde der Bischof zu einem satirischen Gedichte, der „Monomachie“, begeistert, in welchem er die Mönche und das Klosterliche Leben öffentlich, vor allem Volke verhöhnte und den ungesägten Spötterreim preisgab, er, der ein Freund, Bertheibiger und Vater der Klostergeistlichen hätte sein sollen. Das ist in der That ein des Vorgängers würdiges Werk. Hätte dem Bischof der frivole Franzose nicht vorgeschwebt, so würde er wol geknallt haben, daß es seines Amtes sei, nicht durch Spott und öffentliche Satire, nicht mit Versen und Bigeleisen, sondern durch erbauesendes Beispiel, durch fleißige Aufsicht und durch apostolische Wirksamkeit die Klöster zu reformiren. Ober darf der Vater und Lehrer, der an seinen Kindern oder Schülern Fehler und Schwächen entdeckt, lustig hinausstreten auf die Gasse, solche zur Kurzweil dem Volke erzählen und den Vorübergehenden zurufen, mit ihm darüber zu lachen und zu scherzen?“ 9.

Bibliographie.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt von Ph. J. von Keffues. 4 Bände. Gr. 8. Bonn, Marcus. 6 Thlr.

(Görres.) Schön Kölein. Ein Märchen erzählt von G. Görres, gezeichnet von Fr. Graf von Pocci. Breit gr. 12. München, Literar.-artif. Anstalt. 1 Thlr.

Hänsel und Gretel ein Märlein. Von Fr. Graf von Pocci. Gr. 12. München, Literar.-artif. Anstalt. 6 Gr. Neuer Nekrolog der Deutschen. 14ter Jahrg., 1836. 2 Theile. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Paris, H., Erste Kindrücke eines Laien auf der ersten Leipziger Kunstausstellung, im Herbst 1837. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 12 Gr.

Pocci, Fr., Das Märlein von Enervolltgen mit Bildern. Gr. 12. München, Literar.-artif. Anstalt. 8 Gr.

Rückert, Fr., Rostem und Schab. Eine Fabelge-schichte in zwölf Büchern. Gr. 12. Erlangen, Blasing. 1 Thlr. 4 Gr.

Wolf, J. G., Heliotropen. Eine Sammlung poetischer Versuche. Gr. 12. Köln, Esen. 8 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 125.

5. Mai 1838.

Heinrich Laube.

1. Neue Reisenovellen von Heinrich Laube. Zwei Bände. Mannheim, Hoff. 1837. 8. 4 Thlr.
2. Die Krieger. Novelle von Heinrich Laube. Zwei Bände. Ebendaselbst. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.
3. Die Bürger. Novelle von Heinrich Laube. Ebendaselbst. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Wenn die belletristische oder leichte Literatur — die Benennung: poetische Literatur, vermeiden wir absichtlich — in Deutschland zu gedeihlicher und erfreulicher Blüte kommen soll, so ist hierzu vor Allem erforderlich, daß das Publicum sich selbst, die Schriftsteller sich selbst, das Publicum die Schriftsteller und diese jenes achten. Ohne eine solche Achtung wird dieser Zweig der Literatur, einer der bedeutendsten für die allgemeine Bildung, mehr und mehr ins Arge versinken und, statt ein frischer, klarer Quell zu sein, die Natur eines Pfuhles und einer Gasse annehmen.

Die Achtung, welche der Schriftsteller sich selbst und die er dem Publicum schuldig ist, erheischt unser Erachtens, daß er ihm nichts darbiete, als was er selbst wahrhaft empfunden, gründlich durchdacht und geprüft, was er in sich zu möglichster Klarheit erhoben hat; daß er es nicht mit unverdauten Reflexionen, mit unreifen Geburten seiner Phantasie oder seiner eifertigen Feder überschütte; daß er sich bestrebe, nicht nur die Unmündigen zu ergötzen und zu kitzeln, sondern auch den Gebildeteren etwas Neues, Stoff zum Nachdenken, gesunde Anregungen zu geben, neue Gesichtspunkte zu eröffnen; daß er sich einen Leserkreis zu befriedigen vorsetze, dem er nicht bloß gähnende Langeweile und abgestumpfte Neugierde, dem er auch einen tüchtigen, gebiegenen Geschmack und ein berechtigtes Urtheil zutraut.

Obengenannte Schriften von Hrn. Laube sind in Einem Jahre in Einem Verlage erschienen, und es ist bekannt, daß dieser Schriftsteller auch zuvor nicht gefeiert, daß er schon eine Menge Schriften in die Welt hinausgeschickt hat. Diese fünf Bände enthalten mehr als hundert Druckbogen, womit Hr. L. in Einem Jahre das deutsche Publicum regaliert, und wir wissen nicht, ob er nicht sonst noch Manches publicirt hat. Eine solche Fruchtbarkeit dürfte Einen wol schon zum Voraus bedenklich

machen über den Werth und die Gediegenheit von so aus der Feder herausgeschüttelten Schriften; aber dies ungünstige Vorurtheil findet seine Bestätigung in Dem, was Hr. L. in der Vorrede zum zweiten Bande der „Neuen Reisenovellen“ selbst sagt:

Ich muß selbst ein Geständniß machen: ich habe eigentlich noch nie so geschrieben, wie ich schreiben möchte, und zwar nicht darum, weil ich's nicht zu Stande brächte, sondern weil ich fürchten muß, alsdann sehr wenig Leser zu haben. Somit habe ich der Lesesouverainetät geopfert, um selbst eine Macht zu werden. Denn das Publicum gestattet erst dann dem Autor einen Band, wenn ihm der Autor sechs Publicumbände gegeben hat. Das Publicum ist eine dämonische, willkürliche Macht; schlimmer als Samiel, der von sieben Kugeln sechs Freikugeln gestattet, schenkt es dem Autor nur eine. Diese eine will ich nachstens in Anspruch nehmen. Also nicht, weil ich sie für das beste Genre hielt, oder weil ich keine gelesen, schrieb ich Reisenovellen, sondern weil ich sah, daß man damit das Publicum trafe; ich bin selber durchaus kein heiliger Antonius, der sich damit begnügt, den Fischen zu predigen. Daß man die bunte Jacke der ersten Bände insbesondere für baare Münze nahm, hat mir oft Lachen, oft Betrübnis gebracht; mein Geschmack geht auf eine viel größere Einsachheit. So suche ich denn mit halber Convenienz Posto zu fassen und auch dies Genre zu vereinfachen, mein Publicum mir selbst näher zu führen.

Reisenovellen hat man übrigens von Hrn. L. jetzt keine mehr zu erwarten, er sagt:

Mit diesem Bande schließe ich die „Reisenovellen“, weil ich glaube, daß hiermit die Form derselben erschöpft sei; sie wurden in einer Zeit begonnen, wo das Interesse des Publicums so flüchtig bestügelt war, daß es nur durch lebhafteste Abwechslung gefesselt werden konnte.

Mit welchem Ausdruck soll man dies mit so naiver Offenherzigkeit abgelegte Geständniß Hrn. L.'s über sein Verhältniß zum Publicum bezeichnen? Soll man ihn preisen wegen der Selbstverleugnung, womit er sein Bestes und Innerstes zurückhielt, um nur dem Publicum zu opfern, zu huldigen, zu schmeicheln? oder soll man ihn tadeln, daß er seine kostbarsten Schätze so lange und verweigerte? Himmel! welches Unglück wäre es, wenn die unerbittliche Parze Hrn. L.'s Lebensfaden abschnitte, ehe noch das feine Gold herausgesponnen wäre, ehe er sein siebentes eignes Buch geschrieben hätte! Man kann sich hierüber nur mit dem Glauben beruhigen, daß das Genie nicht früher abberufen werde, als bis es seine Sendung ganz erfüllt hat! Ganz uneigennützig war freilich jene Selbstverleugnung nicht, da der Autor beabsichtigte, durch

solche Accommodation selbst „eine Macht“ zu werden — vom wievielften Range, wissen wir nicht zu sagen.

Hr. L. versichert, er hätte wol anders schreiben können. Wir erlauben uns dies zu bezweifeln; er ist ganz und gar in die Manier, in den Ton Heine's hineingezogen, dessen Einfluß auf sich er ja selbst zugibt. Möglich, daß er ohne Heine einen andern Ton gefunden hätte, möglich auch, daß er gar nicht geschrieben hätte — ein entseßlicher Gedanke, den er aber selbst hat: „Vielleicht wären wir Alle nicht in der Literatur, hätte Heine nicht seine Zauberworte gefunden“; gewiß aber ist auch, daß man von der Affectation, von der Manier, von der Unnatur und Geschräubtheit nicht so ganz leicht und plan den Weg zur Einfachheit und Natur wiederfindet, und wenn Hr. L. lange Zeit nur Silber und Kupfer ausgab, aber mit verschwenderischer Freigebigkeit, so dürfte er wol die Entdeckung machen, daß durch solche Verschwendung das Gold, das er etwa besaß, auch nicht wenig geschmolzen sein wird. Zugegeben die Möglichkeit, daß er hätte anders schreiben können, so hatte er sehr Unrecht, daß er es nicht that; er bezeugt in seinem Geständniß grade den von uns gerügten Mangel an Achtung vor dem Publicum; ein Schriftsteller, der sich selbst ehrt, wird nie schlechter schreiben, als er kann; er wird dem Publicum seine Achtung dadurch beweisen, daß er nach möglichster Klarheit und Einfachheit, nach Schönheit der Form strebt, aber ihm nicht dadurch hulbigen, daß er ihm sein Bestes vorenthält, daß er einem falschen Zeitgeschmack opfert; er wird es nicht dadurch bessern und stärken, daß er es verwöhnt und verweichlicht. Entgegenkommen muß der Autor, der sich und seine Leser achtet, dem Publicum, aber nicht sich zu dessen Bedienten und Narren machen. Wer sich seiner Würde begibt, wird nur einen scheinbaren Einfluß, nur eine scheinbare Macht erlangen; man läßt ihn als unterhaltenden Tonangeber und Lustigmacher gewähren, so lange er ergötzt und schmeichelt; will er aber den Ton des Gelehrten anstimmen, so wirft man ihn fort. Es ist möglich, daß Hr. L. mit seinen Schriften, die er für das Publicum geschrieben zu haben versichert, mehr Glück machte, als wenn er so geschrieben hätte, wie er nach seiner Behauptung es hätte können; aber wir bedauern den Autor, der sich nicht unwillkürlich sein Publicum idealisirt, und wir warnen das Publicum vor dem Autor, der ihm seine Hulbigung durch die größten Sortissen und Insulten darbringt.

Wes Geistes Kind Hr. L. sei, kann man schon aus der Vorrede zur Genüge ersehen; „es hat wol schon ein Recensent gesagt, die „Reisenovellen“ gingen den Heine'schen „Reisebildern“ nach. Das Publicum weiß, wie ich Heine liebe, wie ich ihn für den Demurgen der jungen romantischen Literatur halte“, aber er glaube nicht, fährt Hr. L. fort, daß das plumpe Wort: Nachahmung, der rechte Name für sein Verhältniß zu Heine sei. Dieser habe allerdings ihn und Andere auf den Kampfplatz gelockt, aber in der Schlacht müsse sich Jeder selbst helfen. Hr. L. droht, wenn es noch lange so fortgehe, so verliere Deutschland Heine, „den armen Krösus in der

Fremde“, den Mann mit dem „diamantnen Schwerte“, völlig an Frankreich — und was wird dann aus seinen Söhnen und Jüngern in Deutschland werden? Welches minder plumpe Wort nun Hr. L. uns gestatten mag, ganz gewiß ist, daß die „Reisenovellen“ zur Descendenz der „Reisebilder“ gehören, und daß Hr. L. alles Recht hat, zu diesem dritten Paar von Zwillingen Vater Heine zu Gevatter zu bitten. Das Verhältniß der drei Paare zueinander erläutert der Verf. so:

Ich suchte selbst ein Ziel, eine Fassung, der Name dafür war „das Glück“. Nach diesem bunten fabelhaften Vogel setzten sich die ersten Bände in Carriere; die zweite Lieferung versagte unsicher, aber aufmerksamer denselben Weg in einem schüchternen Trabe; diese letzten gehen im stillen Schritte bis auf das letzte Blatt und wenden eine Überzeugung im Herzen hin und her, welche dem Buche einen Schlussstein setzt. Es ist die Überzeugung, daß man mit allem Reizen und Suchen jenen roth und goldenen Grenzpfahl des Glücks nicht auffindet, daß sich aber allmählig eine Ruhe und Sicherheit in Herz und Geist einstellt, wenn man für jeden neuen Raum eine eigne selbständige Existenz erkennt und gewährt, wenn man das Zusammengehörige in eine gebrängte Form bannet. Läßt sich das Glück nur finden, so läßt sich doch das Passende gewinnen.

Wir haben leider die vier ersten Bände nicht gelesen — und zum Glück nicht lesen müssen —; wir sind nicht so kühn, zu behaupten, Hr. L. habe bei der Angabe des Zwecks seiner sogenannten „Reisenovellen“ und ihres Verhältnisses zueinander gar nichts Klares und Bestimmtes gedacht, gestehen aber unser Theils von diesen soeben angeführten Sätzen gar nichts verstanden zu haben. Fragte man uns, was wir gelesen, wir wüßten wahrlich nichts Anderes zu erwidern als mit Hamlet: „Worte! Worte!“ oder, etwas plumper: Gallimathias. Wenn wir uns auch bescheiden, den tiefen etwa darin liegenden Sinn nicht zu fassen, so sehen wir doch das klar ein und denken, es müsse Jedem einleuchten, daß in dieser Vorrede allein schon eine unendliche Fülle von Beispielen schlechtesten und verworrensten Styls sich finde, dessen falscher Glanz nur Solche blenden kann, deren Urtheil und Geschmack so schlecht bestellt sind als Hrn. L.'s Bewußtsein von den Pflichten eines besonnenen Schriftstellers. Wir wollen ein wenig analysiren. Hr. L. schließt mit dem sechsten Bande seine „Reisenovellen“, weil er glaubt, „daß hiermit die Form derselben erschöpft sei“; das ist Nonsens; wir haben schon oft gehört, daß eine Materie erschöpft sei, aber von einer Form hörten wir das noch nie. Es kann Einem der Inhalt, der Stoff ausgehen, um eine Form zu erfüllen, aber dann wird sich kein Mensch, der Deutsch kann und etwas Logik im Kopfe hat, so ausdrücken: jezt sei die Form erschöpft. Wollte etwa Hr. L. sagen, er habe nichts mehr in petto, was er in die Form der Reisenovellen zu gießen gesonnen sei? So scheint es; aber er hat sich ganz widersinnig ausgedrückt. Soll aber Form im prägnanten Sinne verstanden sein als Kunstform, so ist noch zu bemerken, daß diese „Reisenovellen“ gar keine Form, sondern das Gegentheil, eine Unform, etwas ganz und gar Formloses sind. Welche geringe Meinung Hr. L. von der Form überhaupt hat, erhellt aus Bd. 1, S. 301, wo er sagt:

Die besten Gedanken werden mündlich fortgepflanzt, und die besten Gedanken kommen nie in die Schrift, denn die Schrift hat keinen Ton, und der Ton ist oft das Beste (ja wohl, aber nur nicht bei den besten Gedanken!); die Schrift verlangt eine Form, und jede Form muß grausam sein gegen den Stoff; alle Schriftsteller schreiben ganz andere Dinge, als sie eigentlich schreiben wollen.

Soll man sich mehr über die Seichtigkeit dieser Vorstellungen von der Form — als bloßer hemmender Fessel, statt als Maß und Begrenzung — oder über die anmaßende Reckheit wundern, womit Hr. L. seine Impotenz, Dem, was er auf dem Herzen hat, eine schöne Form zu geben, so zu generalisiren wagt? In der That, seine Verklein nehmen sich neben dem Bombast seiner hochtrabenden, vornehmthuenden Prosa ziemlich dürftig aus und sind ein Beweis, zu welcher Dünnhheit diese aufgeblasene Größe einschrumpft, wenn die Form sie zwingt, auf Conversationsphrasen und philosophisch-ästhetisch-politischen Jargon zu verzichten. Wie kommt aber der Verf. zu der Reckheit, diese Bände Reisenovellen zu nennen? Eine Novelle ist doch wol eine poetische Erzählung — und was sind Hrn. L.'s „Reisenovellen“? Es sind Reiseberichte, Reflexionen über die Städte, Provinzen und Gegenden, die er gesehen, oder wenigstens durchreist hat, wenn er wirklich an all den Orten war, die er schildert —; es sind Betrachtungen und theilweise Klatschereien über alle möglichen Gegenstände, über Landschaftliches und Politisches, über Literatur und Persönlichkeiten, über Schlachten und Trachten und tausend andere Sachen, vorzüglich aber über sein theueres Ich, und dazwischen sind „Eine Novelle in der Theaterloge“ und „Ein Liebespaar“ und ein „Schloß in Franken“ hineingestoppelt, um doch einigermaßen etwas Novellenmäßiges zu Markte zu bringen. Darf sich ein Schriftsteller erlauben, so mit falschen Titeln seiner Bücher zu spielen, oder kann und will er sich auf das Sprüchwort berufen: jeder Bauer könne sein Heu — Stroch nennen. Das Inhaltsverzeichnis enthält I. „Eine Fahrt nach Pommern“; II. „Berlin“; III. „Thüringen“; IV. „Süddeutschland“. Abschnitt II enthält die Capitel: „Berlins Geschichte“; „Berliner Berühmtheiten“; „Die Mäse“; „Heine bei Stehely und im Casino“; „Hegel in Berlin“; „Die Novelle in der Theaterloge“; „Vorsdam“. Abschnitt IV folgende: „Bis Frankfurt“; „Der Rhein“; „Die Ribelungen“; „Neß“; „Stuttgart und die Schwaben“; „Schiller in Stuttgart“; „Das Schloß in Franken“. Daraus mache man sich eine Vorstellung von dem Novellenmäßigen dieser Bände! Kann hier von einer Form im Sinne der Kunst die Rede sein? Daß wir es grade heraus sagen: diese „Reisenovellen“ sind eine sehr formlose Buchmacheret; die Form ist nichts als ein Darm, in welchen Hr. L. seinen Wischmasch von verhackten, halb untreffen und halb überreifen Gedanken u. s. w. hineinwurft, und es wundert uns nicht wenig, wenn er uns in Kenntniß setzt, dieser geduldige Darm sei aus. Eine Reise zum Anknüpfungspunkte für mannichfache Betrachtungen, Empfindungen, Gedanken zu machen, war ursprünglich ein glücklicher Gedanke, den aber vor Heine schon Mancher hatte; wir brauchen nur an Sterne und

Thümmel zu erinnern. Wenn der Erstgenannte sein Buch Reisenovellen genannt hätte, so hätte man das erklärlich finden können; aber Hr. L. hat offenbar den Titel: Novellen, ohne alle Berechtigung usurpirt und zu einem Anhängelsilde gemacht, um das Novellenpublicum anzulocken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Tirol, Italien und die Schweiz, von Wilhelm Friede. Bremen, Kaiser. 1837. 8. 1 Thlr.

Die majestätische Bergkette von den grajischen bis zu den julischen Alpen mit ihren Seen und Thälern entfaltet bekanntlich nicht nur unerschöpfbare Wasserströme in fünf europäische Meere, sondern auch unserer dilettantischen Reisebeschreiber ebenso wenig zu erschöpfende Brunnlein füllen sich seit Jahrhunderten unablässig von Alpenschnee und Gletscherwasser, wenn dies auch auf dem weiten Wege mitunter ein wenig sahe und unschmackhaft wird. Ich erinnere mich auf der großen Brücke in Lugern unter einem Bilde gelesen zu haben:

Engelländer, als Heuschrecken.

Bahrlreich, g'fräßig 's Land bedecken —

und wenn nun den Italienern und Spaniern alle Reisenden überhaupt Engländer heißen, so eignet jener Vergleich sich doch besonders für die schreibenden Touristen, die mit ihren Schilderungen und Exclamationen in nicht gar langer Zeit das schönste Land kahl und langweilig fressen können. Zwar, es pflegen die Guten eine genügsame Natur zu haben, und wo erst eben der Vordermann Alles mit Stumpf und Stiel abgeweidet, da finden sie immer noch ein grünes Blättchen, um in ihren „Erinnerungen“ oder „Wanderungen“ ein Blatt schwarz auf weiß damit zu füllen; aber endlich bietet doch der ergiebigste Boden selbst Heuschrecken kein Futter mehr, und das springende schrillende Heer muß in ein anderes Gebiet einfallen. Inzwischen erbebt sich vielleicht auf dem abgeweideten Striche neue Vegetation und nach einer Weile kann man zu den alten Krüften zurückkehren. Im 15. und 16. Jahrhunderte war Tirol der Lieblingsaufenthalt deutscher Kaiser, Fürsten und Herren, und wenn die Künstler und Schriftsteller ihres Gefolges uns nur wenig Darstellungen jener Marmorthürme und Giebelwerke, jener lachendgrünen Thäler und stolzen Burgen hinterlassen, so ist die Ursache nicht darin zu suchen, daß diese Scenen unbekannt geblieben wären, sondern nur in der Unfähigkeit jener Zeit, so großartige Eindrücke in Bild und Wort wiederzugeben, vielleicht auch in einer unvollkommenen Empfänglichkeit. Seit dem 17. Jahrhunderte pilgerte Alles nach Italien. Im 18. lenkte Haller den Strom in das berner Oberland, Rousseau und Goussure an den Genfersee und nach Chamouni. Nun ist der Kreislauf vollendet, und Reisebeschreiber, und die sich durch sie begeistern lassen, kehren nach dem Jahrhunderte lang verödeten Tirol zurück.

Zu den Früchten dieser veränderten Richtung deutscher Reiselust gehört nun auch das vorliegende Büchlein, dem man hervorstechende Fehler kaum zum Vorwurfe machen kann, das aber auch nicht eben viel eigenthümlich Rühmtenwerthes aufzuweisen hat: dieselbe auf das Befinden des lieben Ich gelegte Wichtigkeit, das gleiche behagliche Verweilen bei Essen, Trinken und Schlafen, von dem wir Deutsche uns nun einmal nicht losmachen können. Nicht minder, was besonders für den Norddeutschen unser Vaterlandes Angehörigen bezeichnend ist, das Nämliche, schon so oft vernommene Empörtsen über katholische Gottesverehrung und Gebräuche und ein Absehen vor italienischer Art und Weise, der selbst Hrn. Nicolai kaum Schande machen würde. Dieser Abscheu geht so weit, daß S. 155 Hr. Friede gesteht, er habe sich „in diesem gefährlichen Lande allein nicht weiter vorwärts gewagt“ und sei daher von Mailand, dem südlichsten Punkte der Reise, wieder umgekehrt, als die Gefährten die Rückreise angetreten.

Das Lobenswerthe an des Verf. Art zu reisen ist seine Ehrlichkeit, mit welcher er — im entschiedenen Gegensatz gegen die große Zahl der Schnellpostreisenden, von denen wir, sobald sie heimgekehrt sind, „Der Wochen“ oder „Sechs Wochen“ in einem Lande erhalten — an einzelnen und zum Theil grade an minder besuchten, entlegenen Punkten Monate lang verweilt, weshalb denn auch unbedenklich der zum Theil ganz anregend beschriebene Aufenthalt in Meran nebst den Ausflügen in die Umgegend der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Schrift geworden ist. Zu beklagen ist es nur, daß der Verf. trotz des längern Verweilens in jenem ebenso schönen als geschichtlich bedeutenden Thale weder in Land noch Leuten recht aufgezogen zu sein, daß er beiden immer als ein nur halberwärmter Fremder gegenüberzustehen scheint. Der flüchtigen Reise über das hülfreiche Joch nicht zu gedenken, fesselt vielleicht am meisten die Wanderung durch das wilde Passerthal, wo der Verf. im alten Sandwirthshause Hofer's, seitdem nun auch gestorbene Witwe fast abgestumpft und nur noch mit der Tabackspfeife beschäftigt findet, während die in Wien vornehm gewordene und abgeschliffene Tochter zwischen Gletschern und Felsenipigen in der Weise des Kohnmarkts und Grabens kokettirt. Auch der Ausflug in das gründer Thal — bekanntlich die Heimat der über Europa und die andern Welttheile verbreiteten, aus Holz geschnittenen Thierfiguren — gewährt um so lebhafteres Interesse, als der Verf. anziehende geschichtliche Notizen über diese, noch kein Jahrhundert alte Industrie mittheilt. Mit Verwunderung vermißt man dabei nur die kleinste Schilderung der so staunenswerthen Dolomitthürme und Felsen dieses Thaales, welche mit denen des benachbarten Fassathales auf Erden nicht ihres Gleichen finden.

Löblich ist es ferner, daß Hr. Fricke den geschilderten Landschaften eine geschichtliche Staffage zu geben bemüht ist, wenn wir auch manchmal Namen und Jahreszahlen minder trocken aneinandergereiht wünschten und besonders nicht zürnen wollten, wenn ein paar Duzend obscurer Maler und Baumeister weniger genannt wären. Ganz angenehm lesen sich namentlich die kleinen Abschweifungen über Philippine Welter, Jakob Steiner, von dem Ref. sich übrigens erinnert vor nicht gar lange eine weit ergreifendere, wahrhaft poetische Schilderung gelesen zu haben; von Margarethe Maulkafke u. s. w. Auch die Erinnerung an König Laurin's Rosengarten bei Meran ist ganz an ihrem Orte; doch möge Hr. Fricke es der juristischen und antiquarischen Genauigkeit des Ref. zu gute halten, wenn er erinnert, daß der auf seine Blumen so eiferrüchtige Fürst fremden Eingriff nicht mit der linken Hand und dem rechten Fuß, sondern, wie so oft in der germanischen Sage, umgekehrt mit der rechten Hand und dem linken, den Strigbügel betretenden Fuße hüßen ließ. Auch sonst noch möchte an den gelehrten Notizen, mit denen diese Tagebuchblätter wie mit einem Gewürz hin und wieder bestreut sind, Einzelnes zu erinnern sein, wie z. B. die Gewisheit, welche der Verf. S. 181 über wissenschaftliche Ansichten zu den Zeiten des Tacquinus, oder über den Weg zu haben scheint, auf welchem Hannibal die Alpen überstiegen, und die Sicherheit, mit der die nachgerade unter die Mythen versetzten Zeuxerminiszenzen festgehalten werden u. s. w.; doch diese Zeilen sollen ja nur referiren und nicht recensiren. 78.

Literarische Notiz.

Die seit Anfang d. J. in Monatsheften zu 10 Bogen in gr. 8. herauskommende „Rivista viennese“ (Wien, Zedler) hat den Zweck, die italienische und deutsche Literatur einander näher zu bringen. Diese neue, von G. B. Volza redigirte Zeitschrift würde, selbst wenn sie minder verständlich angelegt wäre, als wirklich der Fall ist, schon darum Beachtung verdienen, daß sie auch einiges Material zu dem Reisenbaue fügt, für den die Modernen eine gewisse Schwärmerie an den Tag legen und von dem sie unter dem Namen Weltliteratur mitun-

ter etwas seltsame Begriffe haben mögen. Originalaufsätze, Übersetzungen, Auszüge aus italienischen und deutschen Werken und Kritiken sollen, wie der Titel besagt, den Stand und die Bedürfnisse beider Literaturen ins Licht setzen. Das vor uns liegende Januarheft eröffnet der Anfang einer Episode: „Rosalia“ aus G. Santu's ungedrucktem historischen Roman „Margarethe Pusterla“. Es folgen zwei Übersetzungen aus dem Deutschen von Tommaso Gar und dem Herausgeber; die des Erstern gibt die Schlussscene aus Fr. Palm's „Camoen's“. G. E. Fischer liefert von Ugo Foscolo's Gedicht „Dei sepolcri“, das wol der Vergleichung wegen im Original gegenüber abgedruckt ist, eine deutsche Übersetzung. Der Herausgeber verbreitet sich in einem Aufsatz über die Urfaute der italienischen Sprache und theilt sodann Proben aus einem von ihm bearbeiteten, aber noch nicht erschienenen Vocabular der italienischen Sprache mit; es ist befreudend, daß die Mehrzahl der etymologischen Worterklärungen nach des Verf. Versicherung sich nicht in dem großen zu Neapel herauskommenden „Vocabolario universale italiano“ findet. Zwei Anacreontische Lieder von Dion. Meli sind in dem ursprünglichen stilkischen Dialect mit gegenüberstehender Übertragung in das gewöhnliche Italienisch, mit Anmerkungen begleitet, abgedruckt. Wir vermögen nicht zu sagen, ob diese beiden Meli'schen Gedichte zu denen gehören, an welchen Prof. Rosini in Pisa und der Abbate Lenzino von Neapel sich einst zu gleichem Zwecke, aber nicht mit dem Beifall ihrer Landsleute belohnt, versucht haben. Die in diesem ersten Hefte enthaltenen Kritiken sind über Scalvini's Übertragung von Goethe's „Faust“, über die von Reggelli übersetzte Montalembert's „Leben der heiligen Elisabeth“ voranstehende Abhandlung: „Über das christliche Europa im 13. Jahrhundert“, Hammer's „Dustkörner“ und Gries' Verdeutschung des Bojardo. Vermischte Kleinigkeiten und eine Aufforderung, Übersetzungen zu liefern, für welche der Preis etwas höher gesetzt sein sollte, schließen dies erste Heft, dessen Inhalt, belehrend und unterhaltend, wol geeignet ist, die Freunde der italienischen Literatur für das neue Unternehmen zu gewinnen und deren fördernde Theilnahme dafür zu erregen. 29.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und versandt:

Der Cavalier auf Reisen.

Vom Verfasser

der
„Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835.“

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Der Geburtstag. — Warnungsstunde. — Politisches Glaubensbekenntniß des Verfassers. — Der neue Mikado. — Die Volkstheophrastanten. — Die Hoffnung aus Osten. — Kaiser Siedenpfister I. — Die Carbonari. — Die Trimauerer. — Die Strapaziermenschen. — Die schönen Heliinnen. — Das Haus Romanow. — Tout parait beau de loin. — Die Straßkitt. — Auflauf und Tumult. — Die Mißheirathen. — Die Bauerncommissionen. — Das Handbuch für Hof und Staat. — Die mährische Ritterkchaft. — Krähwintel. — Dobberan. — Die Legitimitätsfrage. — Der Sensor. — Die Patrimonialgerichte. — Die Brömmen im Lande. — Der Loaf. — Der Judenball. — Der Hausmann und seine Landleute. — Das rheinische Adelstanz.

Die Übersicht des Inhalts und eine Erwähnung der vom demselben Verfasser herausgegebenen „Ansichten aus der Cavalierperspective“ (Leipzig, Frobergger, 1836, 2 Thlr.) werden hinreichen, auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Heinrich Laube.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Wir kommen auf die Analyse von Hrn. Laube's seltsamen Ausdrücken. Was heißt: „Das Interesse des Publicums war störsam beflügelt?“ Weiter! Wir bitten den Leser die vorher abgedruckte Stelle zu vergleichen: „Ich suchte selbst ein Ziel“ u. s. w. Aus dem Ziel, der Fassung wird plötzlich ein „bunter, fabelhafter Vogel“, der sich ein paar Zeilen weiter unten in „jenen roth und goldenen Grenzpfahl des Glücks“ verwandelt, welchem Hr. L. in den ersten Bänden „in Carrière“, in den folgenden im „schüchternen Trabe“, in den vorliegenden „im stillen Schritt“ zustrebt. Hier vergleicht er seine Bände mit ursprünglich hastigen, am Ende abgehegten Pferden; dazu paßt aber wieder nicht gut, daß sie „eine Überzeugung im Herzen hin- und herwenden, welche dem Buche einen Schlußstein setzt“. Welche schöne Mischung von Metaphern in den Worten: „man nahm die bunte Jacke für baare Münze!“ welche Klarheit in den Phrasen: „er (Heine) hat die Speculation des Welcherzengens hervorgezogen aus dem Handgemenge beschränkter Parteien“, und „die Mode ist der jedesmalige historische Gedanke, wie er sich in der Geselligkeit und im Gespräch ausnimmt!“ Dies die Blumenlese nur aus dem Vor- und Schlussworte!

Wenn Hr. L. Leser findet, welche gewohnt sind, den Sinn der Worte etwas schärfer zu fassen, denen sowol die Logik als die Phantasie etwas gilt, die somit den Gedanken klar festhalten und ein gebrauchtes Bild sich lebendig veranschaulichen, wird es um seinen Credit bald völlig geschehen sein. Man kann weder seine Gedanken aus dem Nebel der Unklarheit und des nachlässigen „abandon“ herausziehen, noch seine Bilder verfolgen, da sie gleich wieder untertauchen; er gleicht als Prosaliker einem schlechten Poeten, der mit einem Schwall von Bildern und Vergleichen die Poesie zu erzwingen meint, aber eben dadurch zeigt, daß er keine Phantasie hat; sein Styl ist — wir sind nun schon, vielleicht durch die Einflüsse der L.'schen „Atmosphäre“ *) in die abschreckenden Gleichnisse hineingerathen — wie ein mit Schellen, Troddeln,

Quasten, Hirschhörnern und Federhäfchen geschmückter Schlittenmlethgaul, der, weil er nicht schwer zieht, von der klatschenden Peitsche sich wol in einen Galopp hegen läßt, und der die Bewunderung von Kindern und von Affen auf sich zieht, den aber kein Mensch, der halbwegs Kenner ist, für ein edles Vollblutpferd halten wird. Und daß Hr. L. seinen Styl, seine ganze Manier gemietet oder entlehnt hat, das wird Keinem zweifelhaft sein, der die Schriften Heine's kennt; bei jenem wie bei diesem findet man jenen gemachten Modehumor, der seine Wurzeln nur in dem dünnen Boden der Conversationsbildung, der Zeitumstände, der Tagesinteressen, des Skandals und einer leichtesten literarischen Polypragmose hat, und der schon deshalb nie wie der Humor eines Jean Paul oder Sterne ansprechen kann, weil sich darin nicht das Behagen eines in sich gesammelten Geistes, sondern die krankhafte Fieberunruhe eines vor dem beharrlichen Ernst, vor der gediegenen Consequenz fliehenden literarischen „Queruleros“ verräth. Diesen Titel legt sich Hr. L. selbst bei, und wie finden ihn sehr bezeichnend, um so mehr, als bekanntlich diese Art vom Krieger nicht für eine Idee sich schlägt, sondern den Krieg benutzt, um auf eigne Faust ihre Streif- und Raubzüge zu machen. Es fehlt diesem feinsinnigen Humor die Harmlosigkeit, deren Hohnig die leichten Wunden des Witzstachels wieder heilt; es fehlt ihm die Basis: des Ernstes und der Liebe. Der echte Humor darf nichts von Bitterkeit, von Wuth und Gemeinheit haben; er muß Einem den Eindruck machen, daß der Autor eine überlegene, frei und kühn mit den Gegensätzen des Lebens, Komischem und Tragischem, Nahem und Fernem, Ideellem und Reellem spielende Natur sei, die doch selbst nie das Gleichgewicht verliere. Mit diesem Maßstabe gehe man an Hrn. L.'s Schriften und prüfe!

Wir müssen aber nun dem Inhalte dieser angeblichen „Reisenovellen“ etwas näher treten und die darin durch einandergerührten Elemente einigermaßen sondern. Wir beginnen mit dem Novellenartigen. Da findet sich Capitel 14 „Die Maske“, eine Erzählung auf zehn Blättern, die der Verf. selbst eine „Silhouette“ nennt; mit Recht, denn sie ist schwarz genug. Der Inhalt ist dieser: Aurelie, die Tochter eines reichen Mannes, liebt Ferdinand; aber der Vater kommt im Vermögen herunter und

*) L. läßt einen Juden sagen: „Ich blieb dem Mädchen zuwider, weil ich eine nationale Atmosphäre habe.“

persuadiert die Tochter, einen Hrn. v. Real zu heirathen; bald stirbt der Gemahl. Ferdinand kommt von Reisen zurück; Aurelie erweckt seine Hoffnung; sie bestellt ihn auf die Reboute; sie finden sich — er hat einen blauen Domino. Von einem blauen Domino, der aber kein Wort spricht, läßt sie sich nach Hause führen u. s. w. Sie heirathen sich. Der Gatte fragt einmal, warum Aurelie am Tage nach dem Maskenballe ihm ein so reizendes Billet geschrieben und ihm angekündigt habe, daß sie verlobt seien. Aurelie ahnt etwas Entsetzliches, vergewissert sich; „diese Eine Täuschung warf ihre Schatten über die ganze Neigung und machte ihr dieselbe fraglich“. Das Paar wurde jetzt gleichgültig, aber „viel artigere Weltleute, als sie früher gewesen“. Diese Silhouette soll ein Paradoxon sein von dem zweimal aufgestellten Satz: „Eine ganze, durch und durch notwendige Liebe ist vielleicht so selten als ein ganzer, durch und durch schaffender, schöner Frühling.“ Hier bleiben uns die Personen und Charaktere völlig gleichgültig, die innern Motive sind so gut wie gar nicht angedeutet; die Intrigue, die Verwechslung der Masken, ist die allerverbrauchteste, trivialste Romanenmaschinerie; das Ganze ist nur widerlich, und das Thema oder die Moral, die der Verf. daraus zieht, ist ganz und gar absurd; denn wie soll die Liebe Eines Weibes, das dadurch, daß es dem Liebhaber auf Maskenbällen nachläuft, nicht von der besten Sorte sich erweist, dorthin: eine ganze, echte Liebe sei so selten als ein ganzer Frühling? Aber über die Logik ist Hr. L. längst hinaus! Cap. 17 enthält: „Die Novelle in der Theaterloge“ — größtentheils Reflexionen über Theater, Oper, Ballet u. s. w. Da heißt es zum Lobe der großen Oper: „der ganze leichtsinnige Apparat der Sinne flüchtet sich (hier) in ein Ensemble hinein“; „man gibt sich einmal ohne Bedenken der himmelblauen Woge des Beliebigen hin“; „Erst wenn ihr ein Drama erfunden habt, welches den wirklichen schönen Kern, den Ätherschaum unsers Lebens (der Kern und der Ätherschaum sind ziemlich identisch?) gefällig darlegt und damit reizt, dann fordert die Theilnahme der bewegten großen Welt dafür“. Die Novelle selbst erzählt in flüchtiger, nachlässiger Manier, wie eine Engländerin, verlobt mit einem jungen Manne, Cäsar, einem Verführer und Spieler von Handwerk, in der Theaterloge die Bekanntschaft einer schwarzgekleideten, verschleierte Dame macht und, als Cäsar ihr den Arm zum Wegführen bietet, ihn ab und an die schwarze Dame weist, welche ältere Ansprüche an ihn habe; diese war nämlich ein von Cäsar verführtes Drangenmädchen, mit der er längere Zeit gelebt und herumgezogen. Cap. 21 enthält „Ein Liebespaar“, eine Geschichte, wie ein junger Mann, der ins Unbestimmte mit seinen Wünschen und Hoffnungen hinaustreibt, der zwischen zwei Mädchen, die ihm gefallen, unschlüssig schwankt, sowohl die ihm von seinen Ältern bestimmte als die von ihm eigentlich geliebte durch verzagtes Zaudern verachtet und endlich in einer Proklamation, deren Unerquicklichkeit ihm zur unerträglichen Last wird, sich erschleift. Im Schlußcapitel 33: „Das Schloß in Franken“, wird er-

zählt, daß Gregor, dessen „Charakter ein Schußblendenstich wurde“, in Kissingen 1835 ein Fräulein Aphanasia kennen lernte, die ihm, als sie sich verlobten, einen Ring gab mit der Drohung: „Wenn du den Ring verlierst, so verlierst du mich und dein Leben“; daß er sie heirathete und unglücklich machte, weil er ein „gewaltiger Mensch“ war und keine „Charakteristik“ fand. So lebten sie unglücklich auf dem Schloß in Franken. Ein Herr v. Richard kam auf Besuch, machte der von Gregor äußerlich vernachlässigten Frau den Hof, und diese suchte Gregor durch Eifersucht zu zwingen. Gregor wurde wirklich eifersüchtig; er dachte daran, in die weite Welt zu gehen. Er war zu stolz, seine Frau zur Rebe zu stellen, wodurch Alles aufgeklärt worden wäre. Er verließ das Schloß. Sie führte, allein, ein glänzendes Leben, aber in ihr Tagebuch schrieb sie: „Wo ich dich finde, Gregor, erdroffelte ich dich!“ Gregor kam wieder in das Schloß, als sie eben abwesend war, las jene Worte und zog wieder fort. Er war gesehen worden, und plötzlich verschwand alle Freude aus dem Schlosse und die Frau suchte in der Welt ihren Gatten. Gregor kam zu Herrnhutern, lebte eine Weile bei ihnen, zog dann überdrüssig wieder fort nach Franken. Aphanasia hatte, von Richard gedrängt, ihm schon ein Versprechen gegeben. Gregor kam noch zu rechter Zeit. Sein Rival begegnete ihm; er warf ihn in die Weinberge. Richard rief ihm höhnisch zu, seine Aphanasia schmelze in Nürnberg; dahin wandte sich Gregor, kehrte aber, von einer innern Stimme gewarnt, um und trat um Mitternacht in den Saal, wo Aphanasia saß, eine Uhr auf dem Tische und einen Dolch daneben; um 12 Uhr hatte sie Richard eine Antwort zugesagt. Aphanasia springt auf, den Dolch ergreifend; sie sieht an Gregor's Hand noch den Ring, ruft ihm zu: „Bis zu peinigenden Schmerzen lieb' ich dich“; man versöhnt sich u. s. w. „Nein!“ ist eine nicht minder unnatürliche, durch und durch verzwickte und verschrobene Geschichte.

Solche unnatürliche, verzerrte Situationen, Charaktere, Motive und Entwicklungen, gleichsam Verdictungen von abgeschwächten und kranken Reflexionen, beliebt Hr. L. Novellen zu nennen! Nicht einmal der Ton der Erzählung hat etwas Frisches, Lebendiges; es ist überall das fahle Grau der unstillen Reflexion.

(Die Fortsetzung folgt:)

Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Von M. H. Grauert. Erster Band. Bonn, Weber. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Es ist dem Menschen eigenthümlich, jeden Rücktritt aus Berufsverhältnissen, so groß oder klein sie auch sein mögen, mehr oder weniger in beurtheilenden Anspruch zu nehmen, je nachdem man sich dabei betheiligt oder sonst auf irgend eine Art aufgeregt fühlt, und wenn es auch nur im Drange unelgennütziger Theilnahme oder aus sittlicher Überzeugung sein sollte; wie viel mehr muß die Niederlegung einer Krone die Gemüther bewegen! Darum werden auch Begebenheiten dieser Art, selbst wenn sie keinem Tadel geradehin unterworfen sind, leicht verkannt, und der Zukunft muß, wenn die Gegenwart in

ihrer Aufregung den Christen derselben nicht aufzufassen vermögen, überlassen bleiben, sie in volle Klarheit zu stellen. Nicht leicht hat die Herrschergewalt in ihren Befehlern Eitel und Überdruß erzeugt, und das Beispiel Kaiser Sever's, der von sich selbst sagte, Alles gewesen zu sein und doch nichts gefürdert zu haben (*omnia fui et nihil expodit*), hatte keine freiwillige Abdankung zur Folge. Auch hat die Geschichte keinen Regenten aufzuweisen, von dem gesagt werden könnte, daß er aus Überdruß seiner Macht das Scepter abgegeben und seinen Purpur mit dem einfachen Gewande des Privatlebens vertauscht hätte. Bei Diocletian, Karl V. u. A. walteten andere Umstände ob, ebenso auch bei der jungen Königin Christine von Schweden, als sie sich zu diesem Schritte gedrungen fühlten. Doch bei keinem gekrönten Haupte können die wahren Beweggründe dazu auf den ersten Augenblick so täuschend und zweideutig hervortreten als bei dieser Königin, weil ihre Entleidung vom königlichen Schmucke nicht nur seltenen Gelmuth und beispiellose Aufopferung menschlicher Eitelkeit und irdischer Erhabenheit zum Wohle eines Volkes, sondern auch Unfähigkeit aus geistiger Verschobenheit und Überspannung, ja zugleich abenteuerliche Unbesonnenheit aus weiblicher Launenhaftigkeit verräth. Sie selbst aber verdeckte diesen merkwürdigen Schritt zum Theil hinter Stolz und Anmaßung und sagte von ihrer abgelegten Krone, die kurz zuvor erst zu einer der angesehensten in Europa emporgehoben worden war, absprechend: „Ne mi basta, ne mi bisogna!“ In gleichem Sinne setzte sie sich über die Urtheile der Welt hinweg, als sie ernstlich damit umging, ins Privatleben überzugeben, und meinte zur eignen Rechtfertigung allen kommenden Angriffen gegenüber: „Sufficit ullus, sufficit nullus!“ In demselben Tone schrieb sie hierüber dem Vertrauten ihrer Gedanken, dem französischen Botschafter Ghanut: „Je permets à chacun d'en juger selon son génie; je ne leur puis ôter cette liberté, et je ne le voudrais pas même quand il serait en mon pouvoir. Je sais qu'il y en aura peu qui en jugeront favorablement, et je m'assure que vous êtes de ce nombre. Le reste des hommes ignore mes raisons et mon humeur.“ Christine fühlte also selbst im Voraus großen Ladel über den gewichtigen Schritt, den sie thun wollte; und dies nicht mit Unrecht. Sie entging ihm auch nicht. Wie aber, wenn man fragt: Wäre sie wol mit Beibehaltung ihrer Krone so gelästert worden, als sie ohne dieselbe es nachmals von Zeitgenossen ertragen mußte, oder hätte man eine Scheu getragen, ihre Schwächen und Schattenseiten so grell und schroff herauszustellen, als es wirklich geschah? Da pflegt man, vielleicht nicht selten, zu antworten: Alle Die, so den äußern Glanz abgelegt haben, werden viel strenger oder härter beurtheilt und von Reid und Haß viel bitterer verfolgt als Die, welche damit nie umgeben gewesen waren.

Hierin liegt augenscheinlich Einseitigkeit und Parteilichkeit, wenn nicht auch gekränkter Eigennutz; allgemeingültiger und treffender dürfte der Gedanke sein, welchen der Cardinal Richelieu bei Gelegenheit der ihm zugekommenen Nachrichten über Wallenstein's Tod äußerte, und der hier auf Christinen, nur unter andern Umständen, seine volle Anwendung findet. Er heißt: „La bonne ou mauvaise réputation dépend de la dernière période de la vie; le bien et le mal passe à la postérité et la malice des hommes fait plutôt croire l'un que l'autre.“ Mit solchen Gesinnungen, dünkt Ref., muß der Biograph, welcher die Geschichte Christinens bearbeiten will, an die Quellen und namentlich an die vielen Schriften gehen, die noch bei Lebzeiten der Königin über sie erschienen. Dies verfehlte Ardenholz, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bekannte große und reichhaltige Materialsammlung zu Christinens Leben herausgab, aber auch der Erste war, der sie sehr genau in Schuß nahm. Er fand nicht durchgehendes Ansehen, besonders bei Denen nicht, welche sein Werk nicht als bequeme Geseßbrücke, wozu es sich gar zu sehr eignet, benutzen wollten. Ein aufmerksamer Quellenforscher wird finden, daß die Königin von Protestanten und Katholiken hart getadelt worden ist, ja von Letztern noch lau-

ter als von Erstern, während man mehren sollte, ihr Übergang zur katholischen Kirche hätte durchweg großes Mähmen und allgemeinen Triumph bei den Anhängern derselben erwecken und bei den Protestanten nur großen Mitleid ausregen müssen, da der anfänglich vielfach gefeierten Tochter großer Vater noch allgemeiner Meinung als Märtyrer des Lutherthums gefallen war. Allein beider Parteien großer Ladel läßt sich auf die eine, wenn auch nicht klar ausgesprochene Bemerkung zurückführen, daß Christine von ihren selbständigen Lebensjahren an bis zuletzt sich mit verschrobener Genialität, ohne Takt und würdevollen Haltung benahm und dadurch Anlaß zu vielen Übertreibungen, Bigeleien und Spötteien gab, welche das Großartige, was hin und wieder in ihr durchblitzte, herab zum Gemeinen zogen. In zarter Kindheit der Mutter und in ihrem zwölften Jahre fast allem weiblichen Umgange entzogen, wurde sie blos Männern übergeben, die sie von Gelehrsamkeit, Staat und Krieg unterhielten, und mündig geworden, ekelte sie alles Weibliche an, ohne die Schwächen ihres Geschlechtes, deren sie sich bewußt war, los werden zu können, und strebte dabei nach dem ungehörten Genuße voller Ruhe für Kunst- und Wissenschaft in einem ungebundenen Leben, in welchem es mit dem äußern Anstande nicht so genau genommen zu werden pflegt, obgleich Eifersucht und Ehrgeiz sie stets quälten, aber in ihrem Bankrotthe nicht die rechte Stütze fanden, die sie selbst aufrecht halten und bei den Bessern in steten Schuß nehmen sollte. So kam's denn, daß sie sich selbst vergaß, so ziemlich verlassen wurde von Denen, die früher an ihr festgehalten hatten, und eine Krone wieder forderte, die sie sechs Jahre zuvor im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit abgelegt hatte. Bei umfassender Gelehrsamkeit und geistreicher Vielwisserei gelangte sie nicht zu tiefen Überzeugungen von dem Wichtigsten des menschlichen Lebens und des menschlichen Berufes, daher auch ihr Religionswechsel nur in der Absicht ausgeführt wurde, um mit einigen katholischen Höfen in näheres Verhältniß treten und in Italien ein angenehmes Leben führen zu können.

Diskoriker, welche gern edle Haltung und Takt zur Folie des Lebensbildes ihres biographischen Gegenstandes machen wollen, werden Christine von Schweden nicht gern dazu erwählen. Ihr Leben vollständig, wissenschaftlich und auch kunstgemäß zu beschreiben, war bisher ohnehin nur ein frommer Wunsch, den Niemand zu erfüllen wagte. Was Schröckh, Racombe und Gatteau-Gallville geliefert haben, sind nur schätzbare Auszüge aus Ardenholz, die aber vielerlei Ansprüche nicht genügen. Dies sah der Verf. des vorstehenden Werkes, Hr. Prof. Grauert zu Münster, ein. Er sah auch mit vollem Rechte in den neuesten Werken der schwedischen Geschichte von Rühls, Raumer und Geijer Christinen zumeist in ihrem öffentlichen Leben geschildert, ihr Privatleben aber entweder ganz und gar vernachlässigt, oder zu kurz und einseitig abgehandelt. Die Anlage solcher Werke für die Geschichte eines oder mehrerer Staaten zugleich mag die bemerkte Vernachlässigung rechtfertigen, und von Raumer, der im fünften Bande seiner „Geschichte Europas“ von Christinen handelt, hält sich allerdings nicht mit seiner gewohnten fleißigen Aufmerksamkeit bei ihr lange auf; allein was er gibt, deutet doch gedrängt-übersichtlich auf alle ihre Lebensperioden hin, ohne so große Berührungspunkte und so unwürdige Behandlung, als Hr. Grauert darin gefunden haben will. Auch möchte Ref. nicht mit ihm diesem berühmten Historiker den Vorwurf machen, der S. 564 in der Note gelesen wird: „daß er ein besonderes Vergnügen daran finde, scandalozen der ebeln und ernsten Klio in dem Mund zu legen“. Dergleichen Lieblosigkeiten haben wir nirgend in den Raumer'schen Werken gefunden, selbst in den vom Verf. citirten Stellen nicht. Ref. ist überzeugt, daß Raumer in den von ihm benutzten Quellen keine andere Ansicht gewinnen konnte, als er dort wirklich niedergelegt hat; ja, will man die Ergebnisse von Hrn. Grauert's fleißigen Forschungen gedrängt und übersichtlich zusammenstellen und mit den Raumer'schen vergleichen, so werden sich in Rücksicht auf Christinens Haltung

und Art dieselben Urtheile so ziemlich wiederfinden. Und überhaupt ist ja nur ein Umstand in letztem Werke, der Hr. Grauert so sehr erzürnt hat, dies ist die Note in Bd. 5, S. 371 fg., wo aus dem Briefe über der Königin Aufenthalt zu Brüssel, der unter dem Namen einer „Histoire de la vie de la reine de Suède“ (Freiburg 1667) gedruckt worden ist, die härteste Stelle über ihr Äußeres mitgetheilt, doch die Übertreibungen und bitteren Spottereien über ihr sittliches Verhalten übergangen werden, welche zum Theil erst unser Verf. S. 563 fg. als in Widerspruch mit allen glaubwürdigen Nachrichten darüber wiedergibt. Indes sieht man doch hieraus, daß der Verf. von seinem Gegenstande begeistert worden ist, wie auch aus seinen polemischen Noten und seiner Ansicht von Benützung der Charnut'schen Memoiren, worüber S. 435 fg. Lesenswerthes steht, die Gewissenhaftigkeit hervorleuchtet, welche die Vorrede in voraus verspricht. So ist auch dem Verf. nicht leicht eine auf seinen Gegenstand bezügliche Schrift wissenschaftlich entgangen, einige wenige unbedeutende, die er sich nicht zur Einsicht verschaffen konnte, und Luden's „Hugo Grotius“, welches vorzügliches Werkchen er nicht zu kennen scheint, ausgenommen.

Mit so großem Fleiße und so reichhaltigem Stoffe konnte der Verf. allerdings dreist eine Biographie der Königin Christine schreiben, die, wie er ankündigt, „auf selbständiger und wissenschaftlicher Forschung der Quellen beruht und durch genaue Angabe derselben die einzelnen Resultate rechtfertigt und damit eine kunstgemäße, auch für den Freund der Geschichte anziehende Darstellung verbindet, welche alle wichtigen Theile und Punkte umfasse und das Biographische mit dem Staatsgeschichtlichen in erforderlicher Weise verbinde“. In Rücksicht der selbständigen und wissenschaftlichen Forschung der ihm zugänglichen Quellen und Zurathziehung neuerer und neuerer Hülfsmittel sammt deren aller genauer Angabe verleiht der Verf. alles Lob; was aber die kunstgemäße Darstellung betrifft, so hat er sich in Anordnung und Zusammenstellung seines Stoffes nicht recht finden können, und dieser Tadel trifft besonders den zweiten Abschnitt dieses Bandes, der, beiläufig gesagt, in zwei dergleichen Ruhepunkte abgetheilt, Christinens Leben von der Geburt bis zur Thronensagung erzählt. Dieser zweite Abschnitt grade enthält die anziehendste und wichtigste Periode von Christinens Leben überhaupt, nämlich ihre zehnjährige selbständige Regierung in Schweden. Wäre hier der überreiche Stoff schärfer abgetheilt, das Gleichartige gehörig zusammengefaßt und das Verwandte ungesucht aneinandergerichtet worden, so würde das Charakteristische gehoben, der Totaleindruck unterstützt, der Leser vor Zerstreuung bewahrt und der Verf. selbst vor Erschwerung der Übersicht und vor Wiederholungen gesichert worden sein. Wenngleich eine richtige und wohlbegründete Ansicht vom Stoffe nicht immer die rechte Anordnung desselben in Geschichtswerken zur Folge hat, wie sie selbige doch eigentlich haben müßte, so bleibt sie doch stets erstes Erforderniß der Darstellungskunst und ist dem Leser zur Erleichterung der Einsicht, die der Verf. füglich im Auge haben soll, durchaus nöthig; minder wichtig sind andere künstlerische Forderungen der Geschichtsschreibung, besonders da, wo der Stoff darunter leidet, wenn sie erfüllt werden. Der Verf. aber wurde hier im angeführten Falle zum Durcheinandermischen, Wiederholen, Abbrechen und beliebigen Wiederaufnehmen seines Stoffes augenscheinlich durch den Umstand verführt, daß er von Christinens Thronbesteigung bis zu ihrer wirklichen Krönung einen Ruhepunkt für sich und seine Leser suchte, darnach seinen Stoff abtheilte, ohne jenen Ruhepunkt in allen Hauptsachen gefunden zu haben. Man lese nur z. B. des Verf. Bruchstücke über Christinens Charakteristik und über die Beweggründe und den Entschluß derselben, die Krone niederzulegen, Anderes zu geschweigen, das, statt abgebrochen und später wieder aufgenommen zu werden, an seinem rechten Orte einmal und zwar desto lichtvoller hätte abgehandelt werden können. Ein anderer Umstand, womit Hr. Grauert seine Leser quält, ist die augenscheinliche Angstlichkeit

über Raum und Rücksicht auf das Interesse der Leser, die ihn nöthigt, da und dort Beschränkungen in Erzählung anziehender und, wie sich ergibt, meist staatsgeschichtlicher Dinge zu machen. Der Verf. wollte ja keine Literaturblätter, sondern eine Biographie liefern, bei welcher er seinen Stoff in der Gewalt haben und wissen muß, was zum vollständigen Lebensbilde seiner historischen Person gehöre! Doch dieser öfters ausgesprochenen Mängelheiten ungeachtet, hat Hr. Grauert Alles aufgefakt, was auf Christine in dem hier abgehandelten Zeitraume einwirkte und worauf sie wiederum Einfluß hatte. Er gibt eine klare Einsicht in die Verfassung, Verwaltung und Zustände Schwedens vor und während ihrer Regierung, eine umsichtige Schilderung von ihrer Erziehung, ihrer früh aufsteigenden und später festgehaltenen Abneigung gegen die ehelichen Verhältnisse, ihrem zeitig entwickelten Hang zum freien ungebundenen Leben und dem damit zusammenhängenden Vorsatz, „ihren ererbten Thron zu verlassen. Gleiche Sorgfalt und Gründlichkeit ist ihrer Stellung zum schwedischen Reichsrathe, zu den Landständen und zu den auswärtigen Mächten wie ihrem Verkehre mit den ersten literarischen Geistern Europas, darunter sich mancher ungezogene und Undankbare befand, gewidmet worden. Kurz, es ist nicht leicht ein wichtiger oder minder wichtiger Moment in der angegebenen Lebensperiode Christinens, wo der Verf. sich nicht bemüht hätte, Belehrung darüber zu geben. Besonders rühmendwerth aber ist seine Unparteilichkeit in Rücksicht auf Religion, da der Verf. Katholik ist, und die Glaubensverschiedenheit von der unserigen würde kaum bemerkt werden, wenn nicht das Vorwort darauf aufmerksam machte, wo unter Anderm sehr ehrenwerth gesagt wird: er wisse sich völlig frei von dem Streben, die Königin Christine wegen ihres Übertrittes (zur katholischen Kirche) milder zu beurtheilen und zu verschönern; ihm sei „das heiligste Gesetz, die Geschichte von entstehendem Einflusse der politischen und religiösen Überzeugung frei zu erhalten. Sollte er dennoch in seiner Vertheidigung hier oder da zu weit gegangen sein, so könnte das nur theils aus der Schwierigkeit herrühren, bei biographischer Darstellung sich ganz frei zu erhalten von der Vorliebe für den Gegenstand, theils aus der Bewunderung für die ausgezeichneten Eigenschaften der Königin. Denn so wenig er die Schwächen und Fehler derselben verkennt und verdeckt hat, so offen gesteht er seine Hochschätzung ihrer vorzüglichen Gaben.“

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

Was kostete die Toilette einer Bürgersfrau vor 200 Jahren?

Noch viel mehr als jetzt. Die Gattin des Werbers und Rauchwaarenhändlers Valentin Gierth war 1619 zur Herzogin Sibylla von Brieg eingeladen worden, welche die angesehenern Bürgerinnen der Stadt oft bewirthete. Natürlich mußte aber Frau Susanne Gierth fein stattlich erscheinen, und ihr Aufzug kostete über 84 Thlr.: nämlich 18 Ellen feinen Damasc (Damas?) zum Kleide 18 Thlr. 18 Gr., silberne Posamente zum Besatz 11 Thlr. 9 Gr., ein goldener Saß 14 Thlr., Handschuhe, seidene Strümpfe mit silbernen Zwickeln 3 Thlr. 8 Gr., ein paar niederländische Schuhe mit silbernen Nägeln 5 Thlr., eine Schabenkappe mit silbernem Deckel 13 Thlr., ein Fächerling (Fächer?) 1 Thlr. 18 Gr., Band und Spitzen 7 Thlr. 14 Gr.; der Schneider erhielt 6 Thlr. 18 Gr., gemachte Blümlein auf den Saß kosteten 1 Thlr., an Ohringen (Trinkgelbern) und zum Auflegen bei Tafel nahm sie noch 3 Thlr. mit, daß Alles 84 Thlr. 11 Gr. 13 Heller betrug. *) 15.

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Siegnitz und Brieg herausgegeben von G. A. Schmidt (Brieg 1838), S. 159.

Montag,

— Nr. 127. —

7. Mai 1838.

Heinrich Laube.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Ein weiteres Element der „Reisenovellen“ ist Schilderung von Ländern, Gegenden, vom Meere und von Stürmen, von Städten, Volkseigenthümlichkeiten u. s. w. Was sollen wir hierüber sagen? Hr. Laube schildert die Natur gewiß manchmal nicht unglücklich; er faßt die Eindrücke lebendig auf und gibt sie auch wol anschaulich wieder; aber er scheut sich auch nicht, wo das objective Interesse der Landschaft nicht hinreicht, zu übertreiben und seine subjectiven Arabesken dem Bilde als eine oft durchaus nicht geschmackvolle Zugabe anzuhängen. Und was sollen eigentlich diese weitläufigen Natur- und Gegendschilderungen in „Reisenovellen“, die doch kein Mensch als geographisch-statistisches Hülfsbuch benutzen oder als Wegweiser mit sich führen wird? Doch dies möchte noch hingehen; widerlicher ist es, wenn der Reisenovellist sich anmaßt, den Charakter von Volksstämmen, von Provinzen, die er vielleicht bei Nacht im Eilwagen durchreiste, mit einigen faden Worten und Phrasen zu zeichnen. Solche Gesammturtheile sind immer etwas Mißliches; es ist schwer, auf dem Gebiete des Geistigen und Sittlichen aus einzelnen Größen eine Durchschnittsberechnung zu ziehen; es geschieht auch dem Unparteilichsten gar leicht, daß er einzelne Erfahrungen verallgemeinert und eine magere Abstraction statt des vollen Begriffs einer Volkseigenthümlichkeit gibt. Man sollte deswegen den Verufenen überlassen, aus einer Fülle von Erfahrung zu sprechen; statt dessen aber plagen Hr. L. und Andere seiner Art mit den besten und vorlauteften Urtheilen heraus, und wenn sie sich selbst gar zu unwissend und unsicher fühlen, wählen sie einen Blinden zum Führer. In dieser Weise spricht sich Hr. L. namentlich über Schwaben auf eine ebenso lächerlich-ignorante als grob-anmaßende Weise aus. Da heißt es unter Anderm:

Es ist auffallend, daß ganz Schwaben, auch in seinen geistreichsten, fruchtbarsten Männern, die Freude verfolgt, die Freude, welche rücksichtslos, Athem der Gottheit, rothe Farbe des Lebens ist. Jede wird nach ihrem moralischen Passe gefragt. Die Moral in Ehren! *) aber sie ist die höhere Polizei der Bildung; die Poesie ist uns noch eine Rettung drüber hinaus, wo auch die höchste Polizei aufhört. Wo der Idealismus quält und

unpraktisch ist, da habt ihr ihn; wo er nöthig wäre für unsere kurze Ewigkeit, da verliert ihr ihn — trauriges Schwabenthum!

Wie es scheint, haben die schwäbischen Dichter dies Gemitter, diese Donnerkette des L.'schen geringschätzigen Jornes auf den armen Volksstamm herabgezogen; denn ihnen hauptsächlich wird die Borntheit ihrer Sitten und ihres Gesichtskreises zu Gemüthe geführt, sie z. B. eine „Mailäfercilque“ genannt — der schwäbische Ton zwar „alles Ernstes“ der Liebe Hrn. L.'s versichert, aber ihnen Bescheidenheit empfohlen und die Hinweisung auf die inappellable „Goethe'sche Cabinetsordre“ nicht vergessen. Es ist immer gut, die Ansprüche eines großen Geistes im Andenken zu behalten und sie vor dem Vergessen zu schützen; wir wollen hier auch diese Pflicht erfüllen und an einen Ausspruch Goethe's erinnern, der freilich allgemein gehalten ist, und welchen auf sich anzuwenden jedem Einzelnen seine Bescheidenheit verbieten wird:

Die Bildung der Literatoren (in Böhmen) — sagt Goethe bei Eckermann II, 103 — hat noch etwas Keines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist.

Welchen Werth Hrn. L.'s taktische Stellen über Schlachten und Schlachtfelder haben, müssen wir Andern zur Beurtheilung überlassen. Dem strategisch-politischen Elemente gehört auch an, was Hr. L. über Schill und seinen „stampfenden Reiterob“ (!) in einem eignen Abschnitte vorbringt, aus der Veranlassung, daß er in Ruden, wie ihm ein Böhmer sagte, in demselben Bette gelegen, worin Schill verwundet lag. Ist das nicht genügender Grund, Schill's Leben aus dem „Conversations-Lexikon“, oder aus dem „Heldenbuche“, oder irgend einer Biographie in die „Reisenovellen“ hinein abzuschreiben? Zwar nicht abgeschrieben, aber gewiß auch sehr überflüssig und nur in den erbärmlichen Späßen und jämmerlichen Witzeleien originell ist die Inhaltsanzeige der Nibelungennot, welche Hr. L. „das größte Epos, die germanische Iliade“ nennt, ihm „theuer und werth, trotz aller alt-deutschen Grammatiker“, und deren tragische Würde er mit seinen elenden, schwachherzigen Frivolitäten zu profaniren strebt. Doch — er will es nur den „flüchtigen Leuten erzählen, welche Reisenovellen lesen“, und bei einer andern Gelegenheit entschuldigt er sich gegen eine „blasse Schneidermamsell“, die er sich als seine Leserin denkt.

*) Wer sich über diese Verwahrung Hrn. L.'s wundert, bedenke, daß das Buch nach 1835 geschrieben ist.

Wir kommen jetzt auf einen der vorherrschenden Bestandtheile des Buchs: Besprechung der Literatur und einzelner in der Literatur bedeutender Männer. Da wird von Goethe gesprochen, weil die angebliche Reise nach Weimar, von Schiller, weil sie nach Stuttgart führt, und bei Gelegenheit von Berlin läßt Hr. L. dessen Berühmtheiten in einem eignen Capitel, in einem weitem Hege! Revue passiren und feiert Heine, wenn wir es recht verstanden haben, in einer Vision, worin er ihn bei Stehels zu finden und mit ihm zu sprechen sich einbildet.

In welchem Verhältniß steht nun Hr. L. in seinen „Reisenovellen“ zu den literarischen Notabilitäten, zu Goethe, Schiller, Hegel, zu A. Humboldt, Barmhagen, Gans, Meander, Chamisso u. A.? In welchem er zu Heine steht, das wissen wir uns wol zu beantworten: in dem eines dankbar-unterthänigen Jüngers und Schülers; er verehrt und lobpreist in ihm den Vater seiner Doctrinen, „Erfinder der Schießpulverliteratur“, und sieht für seine eigne Sache, wenn er den anbrüchigen Credit des „Riesens von der Behrenstraße“ aufrecht zu halten strebt. Aber wie ist es mit den andern Männern? Verhält er sich zu ihnen als Ästhetiker und Kritiker oder als Biograph, oder als Literaturhistoriker? Das Alles ist er nicht, oder von Jedem höchstens ein Minimum; er ist eine Art Portrait- oder Skizzenmaler mit Worten, häufig auch nur ein raisonnirender Schwärmer, der seine Freude am Standal hat.

Drei Capitel umfassen Weimar, Goethe's Hauswesen, seine Briefe und Gespräche. Das erste macht der Stadt Weimar abgeschmackte Vorwürfe, daß es, nachdem die Helden dahingegangen, ein gewöhnliches Städtchen mit besondern Ansprüchen sei. Hier finden sich die beifalls-werthen Worte: „Der Tod geschichtlicher Größe soll keine Leichen machen, sondern Götter, deren Bilder nachwirken.“ Wäre es Hr. L. mit diesen Worten Ernst, so hätte er Vieles aus dem folgenden Abschnitte: „Goethe's Hauswesen“, weggelassen. Eine Biographie Goethe's wird nicht zu übergehen haben, was von seinem Verhältnisse zu seiner nachmaligen Gattin oder zu andern Frauen mit Zuverlässigkeit ermittelt wird; Goethe's Gegner mögen dergleichen Umstände als Waffe gegen ihn benutzen; aber in einem für ein „leichtsinziges“ Publicum geschriebenen Buche, in welchem Goethe als Held gepriesen wird, dergleichen Standala zu verzetteln, verräth wenig Delicateffe. Neues erfährt man übrigens hier wenig; es sind nur Aufwärmungen alter Geschichten. Fast zwei Bogen aber fällt Hr. L. mit Auszügen aus Briefen Goethe's an F. A. Wolf, die allerdings nicht ohne Interesse sind — wie alle noch so kleinen Russostifte, welche zur Ergänzung eines Bildes gehören —; aber gewiß wird man bald diese Briefe insgesammt, besonders herausgegeben, zu lesen bekommen, und der Reisenovellist hätte sich hier auch wieder mit unnötigem Gepäcke belastet, dessen Überfracht ihm freilich keine Kosten verursacht. Noch ärger betreibt Hr. L. das Büchermachen in dem Abschnitte: „Schiller in Stuttgart.“ Nach einigen neuen, mit Complimenten versehenen Grobheiten und Invektiven gegen die Schwaben

und einer topographischen Beschreibung Stuttgarts gibt er Auszüge aus v. Scharfstein's und Streicher's Berichten über Schiller's Jugendschicksale, die doch in aller Welt Händen sind und nicht erst der L.'schen Verquickung mit eignen, zum Theil sehr unerbaulichen Reflexionen und Wigeleien bedürfen. Wozu dient es, wenn Hr. L. wiederkläut, was als Originalbericht von Zeitgenossen und Augenzeugen allerdings von Werth ist? Ueberdies ist das widerliche Bestreben unverkennbar, die äußere Erscheinung Schiller's zu einer seltsamen und lächerlichen Caricatur zu verzerrern und die Gefühle, mit welchen ernste und ehren-hafte Deutsche den Namen dieses Dichters zu nennen gewohnt sind, durch unästhetische, störende Reminiscenzen und Vergleichen zu vergiften.

Wie viel Hr. L. von Hegel's System weiß, ist uns nicht bekannt und aus seinem Raisonnement über diesen Philosophen auch nicht ersichtlich; sehr umfassend und gründlich mag seine Einsicht nicht sein; dennoch aber glaubt er sich berufen, ein Bild jenes Mannes zu entwerfen, in welchem freilich die äußerlichen Züge vorherrschen; und zu dessen Vervollständigung er wieder, nach beliebiger Manier, ein tüchtiges Stück aus Hotho's „Vorstudien für Kunst und Leben“, wörtlich anzuführen, einen andern Theil mit eignen Zuthat auszubuten“ sich erlaubt. Hrn. L.'s eigne Zuthaten bei Schilderung dieses Mannes sind einige Anekdoten und Standala, welche über Lebende und Todte hervorjusen er unermüdet ist und in deren Auffindung ein ungeheures Glück ihn begünstigt. Hinsichtlich Barmhagen's und Gans' discret zu sein, mag Hr. L. besondere Gründe haben; über Humboldt ist er voll unerschöpflichen Lobes; aber wer wird, um sich über die Leistungen dieses Mannes zu belehren, zu Hrn. L.'s Büchern sich wenden? Mit der ihn und seine Genossen charakterisirenden Dreistigkeit werden Männer wie F. v. Kummer und A. v. Chamisso besprochen. In der Letztern betreffenden Stelle beurkundet sich eine merkwürdige Herzlosigkeit und Rohheit; den Gipfel aber erreicht dies Genre unwürdiger und trivialer Klatscherei in dem über einen berühmten Theologen Berlins Gesagten. Es ist sehr natürlich, daß Hr. L. mehr von seinen Kleidungsstücken und von seinen Manieren zu erzählen weiß als von seinen wissenschaftlichen Leistungen. Wir erinnern uns, vor Kurzem in dem Buche eines Andern von dieser Schule ungefähr Ähnliches über diesen Theologen gelesen zu haben, und so ist es wahr, daß diese weltreformatorischen Helden der Literatur, daß diese magna ingenia conspirant gegen — N.....'s Manieren und Hosen! Hr. L. sagt: „Diese Hosen nämlich bezeichnen ganz und gar sein Verhältniß zur belaideten Welt, zur Welt des Umgangs und der Mode.“

Diese Menschen haben, was man, mehr äußerlich und conventionell gefaßt, Delicateffe, und mehr innerlich und sittlich, Pietät nennt, auf die Proscriptionsliste gesetzt und alle Renommien für vogelfrei erklärt. An Delicateffe und Pietät festzuhalten, gilt ihnen für kleinstädtische Bornirtheit, für armseliges Vorurtheil, und man muß staunen, wie sie hier auf einmal mit solchem

Feuerreifer behaupten, man müsse der Wahrheit die Ehre geben, wenn es gilt, Schwächen und Blößen ausgezeichneter Männer aufzudecken; ja, sie gehen in ihrem Eifer so weit, daß sie aus Besorgniß, es möchte doch noch Manches von der Wahrheit nicht zur Kunde der Welt gekommen sein, durch Hyperbeln des Bekannten und Conjecturen des nicht Bekannten die vermutheten Lücken auszufüllen trachten. Diese verabscheuungswürdige Praxis mag wol größtentheils aus natürlichem Herzensdrange entsprungen sein, zum Theil aber hat sie wol ihren Grund in schlechten Theorien. Diese Verächter der Delicateffe und Pietät sind nämlich eifrig darauf bedacht, ausländische Unsitten nach Deutschland zu verpflanzen; es gefiel ihnen, daß in den heftigen Parteilämpfen Englands und Frankreichs die Personen oft aufs schonungsloseste angegriffen werden; das wollten sie nachmachen, das mußte in Deutschland eine drastische Wirkung hervorbringen. Sie übersahen nur, daß in England und Frankreich jene heftigen persönlichen Angriffe hauptsächlich in politischer Leidenschaftlichkeit ihren Grund haben, die sich dort ungehindert aussprechen darf, daß man dort Persönlichkeiten herunterreißt, die Delicateffe verletzt und den Schleier von Privatangelegenheiten wegrißt, um der eignen politischen Partei zu nützen, der feindlichen zu schaden; sie haben aus Dem, was dort nur Mittel ist, sich eine förmliche Aufgabe gemacht und verfolgen diesen Zweck mit einer Consequenz, die man sonst vergebens bei ihnen sucht. Im tiefsten Frieden greifen sie mit ihren vergifteten, perfiden Pfeilen die harmlosesten Männer an, sie nähren eine unwürdige literarische Klatscherei und Standaßsucht, sie säen überall Mißtrauen und Argwohn und glauben endlich, jeden Vorwurf dadurch zu entkräften, daß sie in aller Freundschaft sich untereinander ein wenig herumzausen und von sich selbst mit der naivsten Freimüthigkeit Dinge offenbaren, die ein Anderer in der Stille besreuen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Von W. H. Grauert. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Ref. fürchtet den Raum d. Bl. zu mißbrauchen, wenn er auf alle wichtige Partien dieses ersten Bandes eingehen wollte; doch kann er zum Schluß sich nicht erwehren, denkende Leser auf das so viel besprochene Verhältniß des Hauses Drenstjerna zu Christinen aufmerksam zu machen, das wir mit Vorsicht vom Hrn. Verf. abgehandelt finden. So hoch und rein er es zu halten sucht, muß er doch auch eingestehen, daß des alten Reichskanzlers Plan, seinen Sohn Erich mit der Königin zu vermählen, nicht gradehin abgelehnt werden könne. Was S. 320 fg. über Christinens entschiedene Abneigung gegen die Ehe gesagt worden ist, ist prettös und hoch gehalten; das über ihre Gränze zum lange gehegten Entschluß der Abdankung Erzählte ist zwar vollständig und erschöpfend, aber ohne Zusammenhang, daher dreimaliges Zurückkommen auf diesen wichtigen Punkt. Durch Streitigkeiten und Unzufriedenheit der Stände, durch Erschöpfung der Finanzen, Verschwendung im königlichen Haushalte, Verkauf der meisten Kronsgüter und durch die Reibungen unter den Großen und Reichsärzten selbst waren bis zur Abdankung

Christinens 1650 die innern Verhältnisse des Reiches so schlecht bestellt worden, daß sie, wie es S. 333 heißt, schon einem Manne, der seines Volkes Wohl rechtlich will, Lust und Muth zur Regierung verleiden konnten, wie vielmehr einem Weibe, das nicht zum Herrschen geschaffen sei; darum wäre stets höchst ehrenwerth, eine Stelle aufzugeben, der man sich nicht gewachsen erkennt. Aus der weitern Auseinanderlegung der Gründe ergibt sich, daß ihr Geschlecht, ihr Ehrgeiz, ihr Voratz, die Religion zu ändern, und die Sehnsucht nach einem ungebundenen Privatleben zum Genuße voller Ruhe für Kunst und Wissenschaft in dem bewunderten Italien und Frankreich sie hauptsächlich zur Thronentsagung getrieben haben. Was S. 337 darüber gesagt wird, scheint Ref. das einzig Großartige in dem ganzen Umfange des Entschlusses gewesen zu sein; was aber S. 333 und 369 fg. als das unter den ersten Hauptgrund Gehörnde zusammengestellt worden ist, erscheint weder großartig noch genial, sondern als ein Gemisch von Grundheilslichkeit, Eist und persönlicher Schwäche und steht in geradem Widerspruch mit ihren spätern Plänen, den schwedischen Thron abermals und dazu noch den polnischen bestiegen zu wollen. Bekanntlich sind die von ihr selbst eingestandenen Beweggründe zur Abdankung nur zwei: ihr Geschlecht und ihr unübersteiglicher Hang zu ungebundenen Verhältnissen. Auch ließ sie überdies an Staatsgeschäften merken. Über ihr Verhältniß zu Plamentelli spricht sich der Verf. an drei verschiedenen Orten, doch im Ganzen sehr glimpflich aus.

Endlich noch ein Wort über Christinens vielfach angefochtene Sittlichkeit, wozu wir des Verf. eigne Worte wählen, um den geneigten Lesern zugleich ein Proßchen von der Einklebung des im Buche abgehandelten Stoffes überhaupt zu geben. S. 565 fg. heißt es hiervon: „Christinens Geist und Charakter hatten sehr wenig Weibliches und neigten sich dem Männlichen weit mehr zu, theils von Natur, theils durch den Mangel einer echtweiblichen Erziehung; dazu kam einerseits die Lebenssitte, welche die alte Derbheit und zum Theil Roheit noch beibehalten hatte, in Manieren, Sitten und Ausdrucksweise, andererseits das unausgesetzte Studium der alten Classiker, welche die natürlichen Dinge auf die natürlichste und oft derbste Weise und ohne alle Verschleierung darstellen; und wenn sie wirklich Martial und Petron viel gelesen hat, was sich daraus erklären läßt, daß dies zwei der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums sind, die ihrem Hange zur Satire reiche Nahrung gaben, so müssen sie in dieser Rücksicht großen Einfluß auf sie geübt haben. Ihre männlichen Beschäftigungen mit Reiten und Jagen, ihre Abneigung gegen alle weiblichen Beschäftigungen*) und Entfernung fast alles weiblichen Umganges und ihr Verkehr mit unpolirten Kriegsmännern und mit Gelehrten, die auch oft alzu ungewungen und natürlich sind, ihr Interesse auch für Natur- und Arzneiwissenschaft, sodaß sie sogar anatomischen Sectionen betwohnte, dies Alles mußte das Unweibliche und Derbe in ihrer äußern Erscheinung noch mehr erhöhen; daher ihre fast männliche Kleidung, ihr junkerartiges Benehmen, häufiges Schwören und ungewungene Äußerungen nach Art der Männer, wenn sie unter sich sind, über natürliche Dinge, welche die Convenienz verschleiert: so ihr Auspruch, sie könne nicht leiden, daß man mit ihr umgehe wie der Bauer mit seinem Acker, die Scene am Bette des Salmasius, ihre ungenierten Unterhaltungen mit Hochart und Quet u. dergl. Nimmt man dazu ihre oft leidenschaftliche Festigkeit, ihren Hang zur Satire, der gewöhnlich derbe Reden veranlaßt, endlich ihre jugenbliche Unbesonnenheit, welche weder Verhältnisse noch Personen berücksichtigte, so ergibt sich ein Benehmen, welches der Sittlichkeit und beschadet mit der königlichen Würde und dem weiblichen An-

*) In dem Bruchstücke ihrer Selbstbiographie bei Ardenholz. Bd. 3, S. 53, bemerkt die Königin über sich: „J'ous de plus une inhabileté insurmontable pour tous leurs (des femmes) ouvrages de main. On ne trouva jamais moyen de m'en rien apprendre.“

Hande so sehr contrastirte, daß es den fremden Beobachter leicht zu falschen Urtheilen veranlassen konnte, obgleich in der Regel der umgekehrte Schluß von solchen losen Reden auf ein unverdorrtes Herz der richtigere ist. Bei solchen Benehmen aber mußte ihre Vertraulichkeit mit Pimentelli, worin sie die Zurückhaltung aufzuheben aus den Augen setzte, dem leidenschaftlichen Haffe die beste Gelegenheit geben zu Entstellungen und Verdächtigungen, die man ohne Schen ausstrenzte, als nicht mehr die königliche Würde den ehrfurchtsgebietenden Glanz um sie verbreitete. Dies hätte ebenso gut unter der später folgenden Rubrik: „Charakteristik Christinens“, folgen können, wodurch die Keinheit der Ansicht gewonnen haben würde.

Über ihr Äußeres sagt der Verf. S. 598 fg.: „Sie war von weniger als mittlerer Größe, kräftig gebaut, die eine Schulter etwas hervorstehend, was aber Kleidung und Haltung fast verdeckten; der Kopf war schön, die Stirne hoch, die Nase groß und gebogen, aber wohlgeformt, die Augen aquirblau und so feurigglänzend, daß man ihren Blick nicht leicht ertragen konnte, vorzüglich, wenn sie erzürnt war; der Mund schön geformt; eine garbe schmerzhafte Haut und blondes Haar erhöhten die echt germanische Schönheit; die Gesichtszüge anmuthig und reizend, doch mit dem Ausdruck des Ernstes und Nachdenkens und der Majestät, daß man sie sogleich als Königin erkannte; nach den verschiedenen Bewegungen ihres Gemüthes wechselte oft plötzlich der Ausdruck ihres Antlitzes, so daß sie von einem Augenblicke zum andern nicht mehr kenntlich war, behielt indeß immer etwas Feineres, Angenehmes und Würdevolles“ u. s. w. Man wird hieraus abnehmen können, daß der Verf. seine Königin mild, zart und schonend charakterisirt; schärfer aber und den Nachsichtigen der glaubwürdigen Zeitgenossen entsprechend würden die Schilderungen des Äußern und Innern Christinens hervorgehoben worden sein, wenn der Verf. den dazu vorräthigen Stoff häuslicher zusammengehalten und in Eine Form so zu sagen gegossen und nicht, wie seine Gewohnheit ist, Bruchstücke davon hier und da gegeben hätte, was überhaupt leichter und bequemer sein mag. Ref. bemerkt gelegentlich nur einiger, auch dem Verf. bekannter Mängel in des Vaters Mannesstolz unverdächtigem Zeugnisse, was an Christinens Hofe zu Stockholm vorging. Dieser erzählt unter Anderm von ihr: „Sie unterhielt sich mit Jedem so familiär, daß man nicht ein Mal eine Frau vom Stande, geschweige eine Königin in ihr suchen konnte. Personen, mit denen sie sich unterhielt, saßte sie bei der Hand, neckte sie und schäkerte und lachte mit ihnen“ u. s. w. „Auf ihren Fuß“, heißt es dort an einer andern Stelle, „verwandte sie keine Sorgfalt, in der Regel ließ sie sich nur ein Mal wöchentlich kämmen, oft geschah es auch nur alle 14 Tage, und sie trug bisweilen zerrissenes, schmutziges oder mit Tintenflecken beflecktes Bekleid.“

Über ihren Uebertritt zum Katholicismus, der bereits vor der Niederlegung ihrer Krone sehr eifrig betrieben wurde, gibt dieser erste Band nur kurze Andeutungen bei der Schilderung ihrer Vertraulichkeit zu Bourbelot und Pimentelli. Den Inhalt der Abkündigungsurkunde gibt der Verf. nach dem Originale bei Stiermann viel vollständiger und richtiger, als er in Ardenholz gelesen wird. Die Königin verzichtete durchaus und für immer auf ihr ganzes Recht an die Krone Schweden zu Gunsten Karl Gustavs; ihr blieb für ihre Person völlige Unabhängigkeit und Freiheit, so daß sie Niemanden außer Gott Rede zu stehen brauchte über alle vergangene und zukünftige Handlungen in Allem, was nicht des Königs und des Vaterlandes Wohl betraf, und sie versprach nichts gegen dasselbe zu unternehmen. Ihr blieb ein Grundbesitz im Reiche von etwa 240,000 Thalern jährlichen Einkünften als Eigenthum zugeschieden, das nach ihrem Tode unvermindert an jenes zurückfallen sollte. Der Thronfolger sagte ihr in einer besondern Urkunde

alle diese Zugeständnisse zu, verzichtete sich und sein Reich aber vor Nachsetzeln, die aus Christinens voller Unabhängigkeit erwachsen könnten. Dies geschah am 16. (6.) Juni 1654. An demselben Tage wurde Christine feierlich von den königlichen Insignien durch die höchsten Reichsbeamten entkleidet. Der Reichsdrost, Graf Brahe, sollte ihr die Krone vom Haupte nehmen, er weigerte sich, und die Königin mußte es selber thun. Ihr blauer mit kleinen goldnen Kronen übersäter Sammetmantel wurde von den herzufließenden Höslingen in tausend Stücken zerrissen. Als sie nun des königlichen Schmucks gänzlich entblößt war, trat sie in einfachem weißen Gewande an den Rand der Thronerhöhung und hielt eine halbstündige sehr eindringliche Rede mit großer Selbstgegenwart und Beredsamkeit an die versammelten Beamten und Stände. Nachdem verließ sie den Thron, reichte ihre Hand den Ersten der vier Stände zum Kusse und wandte sich hernach mit noch größerer Beredsamkeit und Festigkeit zum Prinzen Karl Gustav, ihrem Nachfolger, welcher bald nach dieser Feierlichkeit getödtet wurde, doch ohne Beisein Christinens. Gleich darauf wollte man die ihr zugestandene Freiheit wieder beschränken: so sprachen die Bauern z. B. davon, daß man sie zwingen müsse, das Geld im Lande zu verzehren; Andere fürchteten ihre Einverständnisse mit Spanien, und die Geistlichkeit wurde durch Gerüchte, die schon ein Vierteljahr vorher in Frankreich umliefen, von ihrem Borsatz, katholisch zu werden, aufgeregt, so daß sie beunruhigt, ihre Abreise von Upsala, wo die Abkündigung geschehen war, und von Stockholm nach dem Auslande sehr beschleunigte.

Auf hin und wieder aufklopfende Unrichtigkeiten in der Sprache und in den Sachen dieses gehaltreichen Bandes einzugehen, ist nicht Zweck des Ref., so wenig er sich hier über Meinungsverschiedenheit in Einzelheiten einlassen kann, wie z. B. über die schwedische Regierungsform, Groots Postkammeramt, den westfälischen Frieden u. dergl.; nur einer Überstellung will er gedenken, die sich Hr. Grauert auf S. 205 hat zu Schulden kommen lassen und die er aus keiner guten Quelle als richtig wird erweisen können. Es wird dort nämlich behauptet, die Franzosen hätten plötzlich (1646) die Mäkte als Hauptbedinger der katholischen Religion vorgelegt, zu deren Unterdrückung sie vorher gestritten hätten. Im Ubrigen darf man wol mit Verlangen dem Schluß des Werkes entgegensehen, da es so vielerlei berührt und zur Sprache bringt, was in einer Geschichte Schwedens überhaupt kaum erwartet wird; allein der zweite und letzte Band, welcher der Ankündigung zufolge schon zu letzter Ostermesse erscheinen sollte, ist bis jetzt vergebens erwartet worden, ja Ref. hat sogar Zweifel über dessen Erscheinen vernommen.

18.

Notizen.

Lieutenant Ghies besuchte in der Mitte des vorigen Jahres auf seiner Reise durch Kurdistan die Stadt Bitlis, die aus etwa 1500 Häusern besteht und gepflasterte Straßen hat. Während seines Aufenthaltes erhielt er Besuche von einem alten, ehrwürdig aussehenden Mollah, der mit ihm frühstückte und einen Becher Rum austrank. Dabei erzählte er, daß er vor etwa 20 Jahren einen Engländer gesehen habe (er meinte wahrscheinlich Macdonald Kinneir), und sprach wol eine Stunde lang über Colombo und Napoleon!

Der in London lebende polnische Graf Krasiński wird nächstens in englischer Sprache erscheinen lassen einen „Versuch über die Geschichte der Reformation in Polen“. Dem Prospectus zufolge, der kürzlich ausgegeben worden ist, soll das Werk viel Neues enthalten und namentlich nachweisen, auf welche Art und Weise die Jesuiten den weitern Umgriffen des Protestantismus einen Damm entgegensetzten.

53.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 128. —

8. Mai 1838.

Heinrich Laube.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

Der Reisenovellist läßt die ersten Spalten fallen und entpuppt sich zum reinen Novellisten in den Novellen: „Die Krieger“ und „Die Bürger“. In Buchhändleranzeigen wurden diese Novellen und die ihnen vorangegangene, uns unbekannt gebliebene: „Die Dichter“, als „der erste große Roman des jungen Europas“, als eine neue Epoche machend, ausposaunt; und wahr ist es, solche Novellen hat man schwerlich je gesehen, sie machen Alles zu Schanden, was man bisher unter Novelle sich dachte, besonders die den Titel: „Die Bürger“, führende. Diese besteht nämlich aus sechzehn Briefen, von welchen Einer ein Drittel des Büchleins füllt, und die altfränkischen Anforderungen an die Novelle: anziehendes, spannendes Factum, Verwicklung, Lösung oder Katastrophe, sind mit jeder Zuspätsicht ignoriert. Im ersten Theile, den „Dichtern“, scheinen die Personen, welche durch die spätern Novellen sich bewegen, auf einem Schlosse versammelt, introduciert und die unsicher fortlaufenden Verhältnisse angesponnen worden zu sein. Wir gestehen aber, es nicht der Mühe werth geachtet zu haben, nach den „Dichtern“ zu fahnden; man erfährt noch aus den vorliegenden Bänden mehr als genug von den Personagen. Valerius, wie es scheint noch der Beste von der Sippschaft, schreibt am Ende an Hippolyt:

Ich bin traurig bewegt. Hippolyt, du bist der Letzte, an dem meine Geschichte, mein Herz, mein Geist hängt; Alles, neben dem ich geworden, ist zerstückelt, verwüdet; Konstantin erscharrte und schied; William, der uns nie mit Wärme nahe getreten war, ist im kalten Hochmuth ein einseitiger, unbedeutender Herr geworden; Leopold blieb, was er war, ward was er werden mußte, ein Narr, sein Ende wird im Spital sein; Joel, das schöne Herz, schwächert, weil es die grausame Welt so haben will; die Weiber sind gestorben, verborben, geknickt; du kämpfst den letzten Verzweiflungskampf mit Leben und Tod u. s. w.

Die Scene der „Krieger“ ist Polen. Valerius, schwärmend für Völkerglück und Freiheit, kämpft in den Reihen der Polen. Die Erzählung beginnt nach der Schlacht von Grochowo; ein alter Jude, Manasse, sucht seinen Sohn Joel unter den Verwundeten und bringt ihn und seinen Waffenfreund Valerius in Sicherheit auf das Schloß eines polnischen Grafen, in dessen schöne Tochter Hedwig sich Joel verliebt. Das Schloß wird angegriffen von den

Russen, aber diese werden von dem herbeileitenden Schmied von Bawre überwältigt. Die Gesellschaft zieht unter allerlei Abenteuern nach Warschau. Valerius trifft in Warschau die Fürstin Constantie, die er von früher kennt und mit welcher ein zärtliches Verhältniß angeknüpft, aber durch die politischen Zwischenfälle oft bedroht und gestört wird; übrigens hat er außerdem noch eine Geliebte in Deutschland, Camilla, deren starkem Geiste er zutrauen darf, daß sie keine engherzige Treue von ihm verlange. Valerius wird in die innern Parteikämpfe der Polen hineingezogen, er macht bittere Erfahrungen über die Gethelltheit der Interessen, die Feindseligkeit der Aristokraten und Demokraten, der Soldaten und der Demagogen; er sieht sich als Ausländer mit Mißtrauen behandelt; er nimmt sogar seinen Abschied, tritt aber doch wieder am Vorabend der Schlacht von Dembe und Bawre in die Reihen. Unmittelbar vor dem nächtlichen Abmarsche hat er eine Zusammenkunft mit der sehr stolzen und aristokratischen Fürstin Constantie, die ihn mit Widerwillen in diesen Krieg verflochten sieht. Die Schlachten, das Hin- und Herziehen der Heere, die Generale werden geschildert und über den ganzen Gang des Krieges, der innern Verhandlungen, der miteinander kämpfenden Interessen ausführlich berichtet bis zum Sturme auf Warschau und zur Übergabe der Stadt. Valerius verläßt die Stadt, sich mit Joel dem Grafen, Hedwig und der alten Großmutter anschließend. Sie werden von Kosaken überfallen, der Graf getödtet, Hedwig bei einem Versuche, mit Valerius und Joel zu entfliehen, erschossen, die alte Großmutter, die kein Wort spricht, sitzt als Leiche im Wagen. Die beiden jungen Leute werden von den Kosaken später noch eingefangen und ins Land der Mongolen und Kirgisen geschleppt, entwisphen ihnen und kehren, da ihre Pferde den Weg gut wissen, in die Heimath zurück. Von dieser Gefangenschaft erfährt man aber erst in den „Bürgern“, wo Valerius, in seinem Vaterlande wegen politischer Anklagen gefangen gesetzt, in Kerkern herumgezogen und lange inquirirt, lange Briefe an Hippolyt zuerst aus dem Kerker, dann, nach längerer Zeit entlassen, aus einem ausländischen Asyle schreibt. Er ist zuletzt von Konstantin, einem Jugendfreunde und frühern Jakobiner, der auch seine Verhaftung betrieben hat, inquirirt worden;

der Inquirent hat ihm in einer Privatunterredung erzählt, wie er von seinen revolutionnären Neigungen in Paris zurückgekommen, aber damit auch alle Lebenswärme verloren; daß er Julie geheirathet, welche früher dem Hippolyt widerstanden habe, obgleich sie im Grunde, ohne es zu wissen, diesen einzig liebte; wie sie jetzt freudlos und kalt leben. Nach seiner Freilassung sucht Valerius bei diesem Konstantin Gastfreundschaft; während er in diesem Hause Thee trinkt, erschließen Konstantin und Julie einander in der Nebenküche, sodaß eine Zeit lang auf ihn der Verdacht des Vordes fällt. Er wird Landwirth, findet Camilla wieder, will mit dieser eine „freie“ Ehe führen; sie flieht aber, weil sie merkt, daß die Missbilligung dieses illegalen Verhältnisses von Seiten der Welt dem Valerius schwer fällt. Valerius wird mehr und mehr Philister und heirathet ein Mädchen, das er eigentlich nicht liebt; aber wie sollte er ohne Weiber bleiben? Der andere Held der „Bürger“ ist Hippolyt, der in Brüssel Mutter und Tochter, Frau van Waelen und Margaretha verführt, nachdem er sich lange besonnen, welche er denn liebe. Dann geht er nach Paris, nach London, schimpft über die geistige Unfreiheit der Engländer, erlebt die furchterlichsten, mysteriösesten Abenteuer mit englischen Ladies — Doppelte Liebe, Wahnsinn, Verschwinden u. s. w.; findet in einer Dirne jene Margaretha wieder, schiffte sich ein nach Amerika, versucht auch diese neue Welt der gehofften Freiheit und wird ein Opfer seines Heroismus, womit er sich eines verfolgten Negerklaven annimmt. Wie es scheint, soll Valerius der Repräsentant der Schwärmer für politische Theorien, Hippolyt der Repräsentant Derjenigen sein, die nur dem freien, momentanen Impuls folgen, keine Schranke für die Kraft des Individuums, kein Maß und Gesetz anerkennen.

Kehren wir nun zu der ersten Novelle, den „Kriegern“, zurück, so muß anerkannt werden, daß sie zwar nicht in dem Grade wie die zweite formlos ist, aber von einem poetischen, organischen Kunstwerke ist sie himmelweit entfernt; sie ist so, daß man sehr bezweifeln muß, ob der Verf. mit mehr Plan und Umsicht zu Werke ging als der Held selbst, der sich „Hr. v. Valerius“ nennen läßt. Offenbar rechnete Hr. L., um das Interesse des Publicums zu gewinnen und zu fesseln, mehr auf den historischen Grund, den er seiner Novelle gab, auf die unvergeßlichen Erinnerungen, die sich an jenen Heldenkampf des polnischen Volks knüpfen, als auf seine eigne Kunst und Erfindungskraft. Von den fingirten Personen Hrn. L.'s hat uns keine einzige auch nur das geringste Interesse abzugewinnen vermocht; es mangelt ihnen insgesammt gesunde Lebensfische, sie sind, um hier einen Lieblingsausdruck Hrn. L.'s zu gebrauchen, erfunden*), aber nicht erschaffen; die alte, unheimliche Großmutter scheint gar aus Heine's Gedichten nach Polen gewandert und dort eine Gräfin geworden zu sein; Manasse, der fanatisch-intolerante, und Joel, der die Fesseln seiner Na-

tionalität abzuwerfen strebende Jude, gehören zu den besfern Charakteren, sind aber eben auch Incarnationen von Begriffen, wie die dem Joel zuletzt in den Mund gelegten klagenden Raisonnements zur Genüge beweisen. Valerius selbst ist ein Mensch, dessen „Weltherg“ imitten der großen Schicksale, welche um ihn her brausten, doch noch von Liebesintriguen erfüllt und beherrscht wird. Das große Geschick eines tapfern, unglücklichen Volkes verschlingt natürlich die kleinen Personen der Fiction; das romantische Interesse wird vom historischen überwältigt.

Wir hätten unter gewissen Bedingungen nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Romandichter die neuesten Schicksale Polens in eine Fiction verflochte; aber wir würden die Forderungen an ihn stellen, daß seine Fabel ernst und würdig und im Einklange mit der tragischen Katastrophe sei, daß er uns den Geist jener Revolution und des Krieges mehr in fingirten, untergeordneten Charakteren zeige als durch Beschreibung der historischen Männer, welche dabei Hauptrollen spielten; denn diese zu charakterisiren, muß für jetzt noch der prüfenden Geschichte überlassen bleiben; daß er mit Gründlichkeit und Liebe sich in das Einzelne, Concrete versenke und nicht das Allgemeine zu umfassen strebe, sondern es nur gleichsam symbolisch andeute; daß er die fallende Größe zu ehren und zu erklären, mit dem gewaltigen Unglücke und Jammer poetisch zu versöhnen wisse. Dies Alles nun hat Hr. L. nicht geleistet; er hat die Schlachtfelder und Schlachtpläne und das Schlachtgewühl geschildert, er hat die Charaktere, die Tendenzen, die Talente der hervorragenden Feldherren und Generale, der Staatsmänner und Redner zu analysiren und zu würdigen gesucht in weitläufigen Beschreibungen und Reflexionen: mit all diesem hat er nur dem Taktiker und Strategen, dem Historiker und Politiker vorgegriffen oder — nachgebetet. Wer sich darüber unterrichten will, der wird zu Spajier's „Geschichte der polnischen Revolution“ und nicht zu L.'s „Kriegern“ sich wenden; die Kriegsberichte und die politischen Entwicklungen in glänzendere Worte und volltöndendere Sätze zu kleiden, dazu ward doch die Form einer Novelle nur durch einen Mißbrauch gewählt. Noch mehr aber haben wir gegen die Gefinnung einzuwenden, mit welcher Hr. L. den Untergang Polens zu einer Novelle ausbeutet; denn so müssen wir die Haft bezeichnen, womit er das Unglück einer Nation zu einem Futter für das müßige Lesepublicum zusammenschneidet. Zu einem solchen Unglücke dürfte der Dichter nur mit Ehrfurcht und heiliger Scheu hinzutreten; der Genius müßte ihm verbieten, die Wunden neu aufzureißen und kritisch zu prüfen, wehe zu thun und anzuklagen; dem Historiker und Politiker müßte er das traurige Geschick anheimgeben, zu erklären, wie das Alles nothwendig habe kommen müssen. Aber Hr. L. ist nun einmal kein Dichter — freilich auch kein Historiker — und hat deswegen keinen Sinn für die Heiligkeit des Unglücks für das poetische Gemüth; er bleibt der Verleugnung aller Delicateffe und Pietät auch gegenüber einem Volke wie den Individuen getreu; er stattet seinen Helden mit so viel kalter Klug-

*) Hr. L. spricht von Erfindung neuer Welten, des Staats, der Republik, der Revolution u. s. w.

heit und resignirender Philosophie aus, daß er Polens Untergang sofort als eine unvermeidliche und ganz gerechte Nothwendigkeit betrachtet: „Es stellte sich ihm das polnische Unglück als ein regelmäßiger Verlauf der ganzen polnischen Geschichte dar.“ Sonst pflegte sich die Poesie, die öffentliche Meinung, von einem großmüthigen Impulse beherrscht, gern auf die Seite des Unterliegenden zu neigen und durch edles Mitgefühl ihm einen Trost zu bieten; heutzutage sind die Leute, vielleicht bald auch die Dichter so klug geworden, daß sie dem sterbenden Fechter noch die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit seines Falles vordemonstrieren und der siegreichen Gewalt zum Triumph ihres Rechts Glück wünschen. So legt Hr. L. dem Leopold bei dem Auszuge der polnischen Armee aus dem übergebenen Warschau die Worte in den Mund: „Es ist ein historischer Moment, den muß ich mir betrachten, lieber Alter; sieh, wie das höchst interessant sich gestaltet hat; ich hab' mir's gedacht, Lieber, es mußte so kommen, eine gestorbene, alte Geschichte bleibt eine Leiche, man mag thun, was man will“, und Valerius muß die Überlegenheit dieses Schwägers anerkennen; er selbst stellt ähnliche Reflexionen an, und dem Juden Joel wird am Schlusse das prophetische Wort in den Mund gelegt: „Und diesem Volke, das in grobe Kinderheit entartet ist, diesem polnischen, das in ungebildeter Persönlichkeit auseinanderkafft und deshalb wieder verloren hat sein Spiel, es wird ihm nicht viel besser gehen als den Juden!“ u. f. w.

(Der Beschluß folgt.)

Zur russischen Literatur.

Dem ausgezeichneten russischen Fabeldichter Iwan Krylow ist an seinem 70. Geburtstage, am 2. (14.) Febr. dieses Jahres, in Petersburg ein glänzendes Fest gegeben worden, an welchem an 300 Personen, die russischen Staatsminister und die ersten russischen Gelehrten Theil genommen haben. Der Kaiser hat dem gefeierten Greise bei dieser Gelegenheit den St. Stanislausorden zweiter Classe verliehen und in einem sehr gnädigen Handschreiben mit Lob hervorgehoben, daß Krylow's Fabeln in echt-russischem Geiste verfaßt seien und echt-russisches Leben darstellen. Krylow ist 1768 in Moskau geboren, in Lwow erzogen und seit 1811 als Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Petersburg angestellt worden. Seine Fabeln, von denen u. a. eine Sammlung in acht Bändchen bei Smirbin erschienen ist, der dafür 40,000 Rubel Banco Honorar gezahlt hat, dürften das verbreitetste Volksbuch in Rußland sein und werden gewöhnlich schon Kindern bei den ersten Leseübungen in die Hände gegeben. Krylow hat sich bei jeder Gelegenheit der Einführung von Fremdartigem in die russische Literatur mit Strenge widersetzt und steht wol deshalb als Widerpart mehrer um die russische Literatur wohlverdienter Literatoren da, wie Bulgarin, Gertsch, Gontowski, denen das Nationalrussenthum abgesprochen wird. Wenigstens haben diese Männer an jenem Feste nicht Theil genommen, was ein russisches Journal ausdrücklich in seinem Berichte erwähnt, wahrscheinlich in Folge derselben Polemik gegen die Genannten, zu deren Organe sich auch Koenig in seinen „Bildern aus Rußland“ auf eine für den Leser so unerquickliche Weise hat gebrauchen lassen.

Am 25. Nov. 1837 starb zu Petersburg der wirkliche Staatsrath Stepanow im 57. Lebensjahre, bekannt in der russischen Literatur als Verfasser des Romans: „Das Gasthaus“. Schätzenswerther ist noch seine „Beschreibung des Gouvernements Jemissel“, die als Grundlage zu einer vollständigen Kenntniß jenes Landstrichs gelten kann. Noch kurz vor seinem Tode vol-

lendete Stepanow einen zweiten Roman, betitelt: „Das Geheimniß.“

Die russische Kunst hat einen empfindlichen Verlust an dem Bildhauer und Professor bei der Akademie der Künste in Petersburg Boris Iwanowitsch Delowski erlitten, der am 16. Dec. 1837, 44 Jahre alt, verstorben ist. Als Selbstgenie geboren, zeigte er schon früh ein ausgezeichnetes Talent für Bildhauerarbeiten und wurde durch den verstorbenen Martos dem Kaiser Alexander empfohlen, worauf er zuerst als Zögling in die Akademie der Künste aufgenommen, dann 1822 nach Rom gesandt wurde, um sich unter Thorwaldsen weiter auszubilden. 1829 kam Delowski nach Petersburg zurück. Zu seinen Arbeiten gehörten der Engel auf der Alexandersäule zu Petersburg und die erst kürzlich enthüllten Standbilder der russischen Generale Kutusow und Barclay de Tolly. Einen zweiten Verlust erlitt die Akademie der Künste durch den Tod des wirklichen Staatsraths von Köhler, eines ausgezeichneten Archäologen. Er wurde 72 Jahre alt und stand 40 Jahre lang der Antikensammlung in der kaiserlichen Eremitage vor.

Zur Vervollständigung des in Nr. 34 und 35 d. Bl. abgedruckten Berichts über die dem Hrn. Kopitar in Wien vinzicirte Wiederauffindung des slawischen Guber zu Rheims, wobei russische Hülfe mitgewirkt habe, sei hier erwähnt, daß in dem von dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts dem Kaiser abgestatteten Berichte über die Wirksamkeit der archäologischen Commission der kaiserlichen Akademie gesagt wird, daß der Akademiker Strojew Mitte vorigen Jahres Rheims besucht und den so lange für verloren erachteten Guber in der dortigen Stadtbibliothek wieder aufgefunden habe. Hr. Strojew hat ein Facsimile an die Akademie eingesandt, und auch nach seiner Ansicht kann der Guber nicht vor dem 15. Jahrhunderte geschrieben sein. Er hält dafür, daß ihn der Patriarch von Konstantinopel Karl dem Erzbischof Karl von Lothringen geschenkt habe, welcher ihn 1554 der Kathedrale übergeben. Aus den Berichten des Hrn. Strojew geht auch hervor, daß Dobner's und Dobrowsky's Vermuthung, daß in der königlichen Bibliothek zu Paris sich wichtige slawische Manuscripte befinden, sich nicht völlig bewährt hat. Hrn. Strojew wurden dort nur zwei slawische Handschriften überwiesen, eine lateinisch verfaßte slawische Grammatik von 1643, von Johann Uzewicz, einem Studenten der Theologie bei der pariser Akademie, und ein böhmisches Manuscript eines theologischen Werkes; später aber kam Strojew auf den glücklichen Gedanken, unter den orientalischen Handschriften nach slawischen zu forschen, und er entdeckte unter arabischen und türkischen Manuscripten*) an 20 in slawonischer Kirchensprache, unter denen eine Chronik von Nowgorod merkwürdig ist, die sich auf das Ende des 16. Jahrhunderts bezieht. Von allen diesen Manuscripten werden Abschriften genommen. In derselben Bibliothek fand Strojew auch eine Karte des kaspischen Meeres, mit Angabe aller Geseßte, Inseln, Berge u. f. w., ein Geschenk Peter's des Großen an Ludwig XV.

Zu gleicher Zeit hat der Collegiensecretair Rewerow in norddeutschen Städten nach Documenten geforscht, die auf die russische Geschichte Bezug haben. Im hamburger Archiv hat derselbe unter andern neun Originalschreiben russischer Zaren vorgefunden, auch hat er die kaiserliche Akademie veranlaßt, die Instruktion, welche die Hansestädte 1603 ihren Gesandten in Moskau gegeben haben und welche sich auf den Handel mit Rußland und insbesondere auf die Wiederherstellung des hanseatischen nowgorodischen Comtoirs bezieht, genau copiren zu lassen. Im berliner Staatsarchive fand Hr. Rewerow nur ein Schreiben des Großfürsten Wassili Iwanowitsch an den Großmeister

*) Hiergegen reclamirt im „Moniteur“ vom 18. April d. J. der Conservator an der königl. Bibliothek, Hr. Champollion-Figeac, indem er erklärt, Hrn. Strojew seien die slawonischen Manuscripte einzeln und in der vollkommensten Ordnung verabsolgt worden, auch wären dieselben an einem von den orientalischen Handschriften abgesonderten Ort aufgestellt. D. Red.

des deutschen Ordens, Abrecht, über ein Schuß- und Kreuzbündniß gegen Sigismund, König von Polen.

Dieselbe archäologische Commission hat eine „Sammlung alter juristischer Acten, als Beispiele des altpreussischen gerichtlichen Kanzleystils“, in einem Bande, und eine „Sammlung historisch-juristischer Urkunden“ in zwei Theilen herausgegeben. Diesen wird nächstens eine Sammlung verschiedener auf das vorfindliche Aufstand Bezug habender Urkunden folgen, welche zum Theil in russischer, größtentheils aber in polnischer, lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt sind. 9.

Reise in Savoyen und Piemont von J. D. Hoffmann. Blankenhain, Anhalt. 1837. 12. 12 Gr.

Diese Blätter, welche das Reisetagebuch eines Lehrers mit seinen Jünglingen von Genf aus nach dem Chamounithal und über den Col de Balme nach Wallis, Freiburg und Lausanne enthalten, würde ganz mit Stillstehenden zu übergehen sein, da das Tagebuch in seinem Texte nicht das Mindeste von Erheblichkeit enthält, wenn es nicht in seinem poetischen Anhang und in seinen Schlussbemerkungen, die wol aus einer andern Feder geflossen sind, treffliche Gedanken lieferte. Wahrscheinlich ist der Text von einem Jüngling verfaßt, dem Alles neu und wichtig war, und der so wenig ein Reiseschriftsteller ist, daß er nicht einmal weiß, wer zuerst den Montblanc bestieg; dagegen mögen die Anhänge von dem Lehrer selbst herrühren. Die „Poesie des Wanderers“ betitelt poetischen Ergüsse, welche sich an Localindrücke knüpfen, sind zum Theil wahrhaft dichterisch und zeugen von einer empfindungsreichen, der Auffassung des Schönen und Großen empfänglichen Seele. Manches darin ist S. Feinisch, nur daß statt des Spottes Ernst und Gottbegeisterung der Charakter dieser Poesie ist. „Montblanc“, „Alpenrose“, „Cor-majon“ sind Dichtungen, die uns eine interessante Bekanntschaft ankündigen. Noch geistreicher sind theilweise die Reisebemerkungen am Schluß, z. B.: „Das Anmuthige ist immer anmuthig, das Großen werden wir bald überdrüssig. — Herz und Geist sind uns am Ende doch wichtiger als alle Wunder der Natur. — Von Mühen ermattet, durch Mühen wieder gekräftigt, das ist des Wanderers und des Lebens Loos. — Wir sollen weniger aufschauen zu den unerreichlichen Höhen, als wirken auf den Ebenen, wo es heiter zu leben ist. — Was der Ermattete im Augenblick nicht mehr kann und mag, darauf möchte er auch gleich für immer verzichten. — Wenn Verständige schwärmen, kommen die Narren zu Worte, aber sie verstummen auch wieder, wenn Bessere reden. — Wer das Ideale für was Anderes nimmt als die Mitte und Seele des Wirklichen, wer es mit dem Wirklichen selbst verwechselt, der ist in einem sich widersprechenden Irrthum“ u. s. w.

Solche Bemerkungen und die Keinen, zum Theil sehr lieblichen Poesien machen das vorliegende Buch zu einer erfreulichen Erscheinung, wenn auch seine wissenschaftliche Ausbeute nur gering und sein malerischer Werth unbedeutend ist. 30.

R a n d s c h i t S i n g h.

In dem Prachtwerke: „Views in India, chiefly in the Himalaya Mountains“, vom Lieutenant White und Emma Roberts (London und Paris 1837), lesen wir folgenden Beitrag zur Charakteristik des mächtigen Fürsten der Weltherrschaft, den wir unsern Lesern mittheilen wollen, weil eben jetzt wegen des Krieges mit den Affghanen jene Gegenden die Aufmerksamkeit wieder in höherm Grade in Anspruch nehmen.

„Randschit Singh verdankt allerdings den größten Theil seiner Macht und seiner Besitzungen Schlichen und Ränken der niedrigsten und gemeinsten Art; man muß aber zugleich eingestehen, daß er ausgezeichnete Talente besitzt, die ihm, wenn er eine andere und bessere Bildung erhalten hätte, gleichfalls einen gewaltigen, auf einer ehrenwerthen Grundlage beruhenden Einfluß gesichert haben würden. Aber er hat zu viel asiatische Eas-

ter an sich und eine Menge lächerlicher Begierde, Neugierde und Neugierde, über die man in gebildeten Ländern nur spottet. Der Beherrscher der Weltherrschaft hält große Stücke auf Vorbedeutungen und befragt, ehe er irgend etwas Wichtiges unternimmt, nicht nur die Sterne, sondern auch das Gezwitscher der Vögel. Keulich war er krank, wies aber den Befehl europäischer Ärzte zurück und wandte sich an seine Wahrsager, die es auch über sich nahmen, den Sitz des Übels ausfindig zu machen. Sie befragten die Sterne und fanden, daß Saturn im Aufsteigen begriffen war. Dieser Planet übt, wie überall, so auch in Indien, einen unheilvollen Einfluß. Man wußte man auf einmal, woher die Lebertumult und der Durchfall des „Löwen vom Pendschab“ rührte; aber was war zu thun? Der Maha-Radscha ist freilich groß und mächtig, aber einen Planeten von einer Stelle am Himmel zur andern zu versetzen, das geht denn doch über seine Kräfte. Indessen, man mußte den Einfluß, welchen der böse Stern ausübte, auf jeden Fall aus dem Wege schaffen, und so ward endlich der Beschluß gefaßt, es sei am zweckmäßigsten den Saturn in Efigie über die Grenze des Landes zu schaffen und ins britische Gebiet hinüber zu transportieren. Dort würde, so hofften die klugen Männer, der Generalgouverneur schon für das übrige sorgen und ihn weiter über den Kalapaner oder das große Salzwasser schaffen lassen, weit weg. Die Ehre, ein so kostbares Mittel zur Ausführung jenes Zweckes erachtet zu haben, gebührt dem Panditen Nubodohn und andern Gelehrten. Einer Angabe in dem „Lahore Akbar“ zufolge gaben sie nämlich Sr. Hoheit den Rath, ein goldenes, mit Sapphyren bedecktes Bild des Saturn verfertigen zu lassen und dasselbe nebst einem schwarzen Schawl einem Braminen aus dem Nachbarlande zu übergeben. Dieser sollte sich auf einen Karren setzen, der von dunkler Farbe sein, nicht von Stieren, sondern Büffeln gezogen und sobann über den Fluß geschafft werden müßte. Wäre das erst geschehen, alsdann müßte mit des Himmels Hülfe der Maha-Radscha bald wieder kerngesund werden. Der Vorschlag ward angenommen, und bald war das goldene Bild des Saturns fertig; es fand sich auch ein Bramine aus der Gholakaste, aus Mutah gekürt, der bereit war, dasselbe wegzuschaffen. Dieser mutthige Mann wurde nun in Di gebadet, vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz bemalt und darauf ebenfalls schwarz gekleidet. Sodann ward ihm das Bild nebst einem paar goldenen Armbändern, 500 Rupien baar und einem schwarzen Pferde mit schwarzem Sattel übergeben, gemäß dem Brauche, der da heißt Sung-Kuß. Als das geschehen war, setzte man ihn in den von zwei Büffeln gezogenen verdeckten Karren, und so wurde er von zwei Compagnien Soldaten bis ans Ufer begleitet und über den Fluß geschafft. Wir brauchen hier wol nicht erst zu bemerken, daß der Radscha sich etwas erholt, als der Saturn Lahore verlassen hatte. Was aber weiter aus dem Planeten geworden ist, wissen wir nicht; man war allgemein der Meinung, Sr. Hoheit würde wieder ganz gesund sein, noch ehe der unheilvollere Rudianah erreicht habe.“

„Randschit Singh unterhält eine Menge Tänzerinnen an seinem Hofe und hat dadurch, daß er in seinen alten Tagen eine derselben zum Weibe nahm und auf den Thron erhob, den bedächtigen Leuten großes Argerniß gegeben. Die berühmte Gulbahar nämlich hatte ihn durch ihre Grazie so bezauvert, daß sie großen Einfluß gewann und er sich endlich entschloß, sie zu heirathen. Die Hochzeit wurde mit all dem Pompe gefeiert, der eines so erlauchten Bräutigams würdig war. Die Gulbahar soll über alle Beschreivung erigend und Niemand im Stande sein, sich einen Begriff von ihrer Schönheit machen zu können. Abgesehen von seiner übrigen weiblichen Dienerschaft, unterhält Randschit Singh auch eine Schaar von Amazonen, die vollständig bewaffnet sind und das Zenana (Harem) bewachen. Sie sollen zum Theil sehr hübsch sein und hoch in Gnaden und Gunsten stehen bei ihrem Gebieter.“ 53.

Mittwoch,

— Nr. 129. —

9. Mai 1838.

Heinrich Laube.

(Bechluss aus Nr. 128.)

Von seinem polnischen Zuge zurückgekehrt, wird Valerius ins Gefängniß gesetzt, und hier schreibt er die großen Briefe an Hippolyt, welche den größern Theil der „Bürger“ einnehmen. Warum die zweite Novelle den Titel: „Die Bürger“, führt, begreifen wir durchaus nicht, es müßte nur sein, weil das Gefängniß, die Haft, die Untersuchung bürgerliche oder staatliche Institutionen sind, und weil Valerius am Ende Anstalt macht, sein Vagantenleben mit der Existenz eines Philosophers, wie er es nennt, zu vertauschen. Valerius schreibt:

Du wunderst dich vielleicht, daß ich über Das, worin der Mittelpunkt meines Lebens ruht, über den Staat selbst, so wenig denke und zusammenstelle; ich wundere mich manchmal selbst darüber, aber es ist nicht anders. Was sollt' ich? Einen Staat construiren wie Sidyes? (Gott verhöte es!) Soll ich toben, daß der Staat Gefängnisse braucht? Würden wir einen Staat erhalten ohne sie. — Die Politik selbst liegt (jetzt) todt in mir; ich möchte auch nie einen Staat aus dem Gefängnisse erfinden.

Das wird freilich Niemand dem Valerius oder Hrn. Laube zumuthen; und wenn man ihn wie jenen Wöltcher, welcher Gold machen wollte und sollte, express einsperrte, um einen Staat zu erfinden, würde er schwerlich als Surrogat eine so glänzende Erfindung machen wie die des Porzellans. Die Briefe aus dem Gefängnisse mögen als ganz ordentliche Lucubrationen eines in kurzer, auf jede Weise erleichterter Haft Befindlichen gelten, der die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen seiner Lage mit einiger Einbildungskraft steigert und mit Talent darstellt; eine wirkliche Illusion aber vermögen diese Briefe aus dem Kerker im Leser nicht zu erzeugen; es fehlen die echten Farben einer die Fiction zur innerlich erlebten Empfindung erhebenden genialen Phantasie, oder der einfachen Wirklichkeit; wir haben Silvio Pellico's „Prigioni“ und Byron's „Prisoner of Chillon“; was sind dagegen Hrn. L.'s Kerkerbriefe? Wir dürfen nicht verschweigen, daß einem etwaigen stärkern Eindrucke dieser Briefe auch der Umstand hindernd entgegentritt, daß der Revolutionsmann Valerius, der politische Schwärmer und Held, auch im Kerker sich in Beziehung auf die Weiber gleichbleibt und noch guten Muth und Laune zu muntern Späßen und Abentheuern behält; er schreibt:

Denke nur, welch ein Reichthum war Folgendes: in jenem Gefängnisse wurden auch die leichtsinnigen Mädchen der Straßenromantik eingesperrt. . . Zuweilen fand die Thüre offen. . . ich hatte dann einen vollen Blick in dies Gerast; sie lagen zum Theil halb entkleidet wegen der Wärme in allen Positionen umher. Mein Wärter benutzte diese Garbe, um mein Gemach täglich reinigen zu lassen. . . Das war den Mädchen auch eine Abwechslung. . . Ein bildschönes Mädchen kam öfters wieder, endlich Tag für Tag. Sie sagte mir, daß sie wol diesmal ins Zuchthaus kommen würde. . . wenn man ihr aber die Bade streichelte, so war das Lächeln gleich wieder da. So gab's doch eine ordentliche Romananknüpfung dort; wie dufstig scheint mir jetzt das unvorsichtige Mädchen. . . ich hab' sie nicht wieder gesehen; mit den guten, treuen (!) Augen hat sie wahrscheinlich aufs Zuchthaus gemußt!

Und dieser Valerius, der so schreibt, ist noch der Solibeste unter den Männern dieser Novellen! Schon in Warschau hat er über die Treue erbauliche Betrachtungen angestellt:

Ist es nicht eine förmliche Mordankalt, jene schwindbüchtige Treue, welche über ihren eignen Tod hinaus zu bestehen trachtet? Das Interesse, der Reiz, die leiseste Hoffnung von Glück ist oft verschwunden, wenn die Leute ein altes Versprechen einlösen; beide Theile fühlen es, aber wagen es nicht zu äußern, um den Popanz der Treue nicht zu verlegen. Sie sündigen (!) gegen die Herrlichkeit der Natur, die sich ihnen in den Schoos wirft, um ein Wort zu halten, das ihnen vielleicht ein Augenblick des Kaufes entlockt hat. Geißt es aber nicht das Herz verflachen, wenn man die Treue von bannen weißt? D erfindet, ihr widersprechenden Geister, ein neues Wort! Keine Untreue, nein, sie ist des Herzens unwürdig; aber auch nicht Treue, jenes todt, stehende Gewässer! Ich sehe dich, Camilla, du zürnst mir nicht; wenn ich ein anderes Weib küsse. . . du zürnst mir nicht, aber unglücklich wirfst du doch, wenn du's erfährst. Und würdest du einen Andern lassen? Hab' ich mehr Recht? — wahrhaftig, ich habe mehr Recht! Jetzt hab' ich genug regiert, genug gearbeitet an der Einrichtung der Welt, ich muß Weiber sehen!

Aber er ist doch noch ein gefeselter Mann gegen Hippolyt, den brutalen Wüstling, dem er sogar selbst schreibt:

Unsere Naturen scheiden sich für immer; du gibst auf eine grobkinnliche Weise so ganz und gar jedem Gelüste fraglos nach, daß dir am Ende gar kein Unterschied mehr bleibt vom bloß Animalischen. . . Hinaus mit einem solchen Menschen unter die Thüre des Balbes oder der Wüste. Ist dein Verhältniß zum Weibe etwas Anderes als ein Krieg, ein Raubzug? Du willst vom Weibe nur die Lust; das Weib kann aber auch ein Herz geben, und dergleichen willst du nicht; du vernichtest also das Weib. Gahre wohl! Der Schrecken wird dich ereilen in der freien Welt Amerikas!

Dieser Hippolyt charakterisire sich selbst durch einige Stellen:

Jene Julia hat mir das fabelhafte Vertrauen auf meine Kraft und Macht geraubt und dadurch den Zauber meiner Jugend erschüttert. Sie war das erste Mädchen, das mir widerstand. In jener Nacht rannste ich wie toll durch die Straßen von Paris... o! es war eine grausame Wirthschaft!

Er beschreibet dem Valerius seine Neigung für Mutter und Tochter:

Ich sah bald in die glänzend dunkelblauen Augen Margarethens, bald auf die weiße schöne Hand der Mutter. Es ist gar kein Wunder, daß sich hier eine Malerschule ausgebildet hat; man findet nicht leicht anderswo ein lockenderes, schöneres Fleisch, und auch das Fleisch hat seine Rechte, ja, seine Geheimnisse... Worin liegt es wol, daß ältere Frauengimmer einen so großen Reiz für jüngere Männer haben? Es muß irgend ein Mysterium der Reife darunter verborgen liegen. Ich gehöre doch eigentlich nicht mehr zu den jungen Burtschen, und ich kann mich eines großen Interesses für die schöne Frau von Waelen nicht erwehren, obwohl ich Margarethen schöner und lebenswärtiger finde. Dies wunderliche Verhältniß hat auch alle meine Bewerbungen gelähmt, die zweifelloste Einheit und Ganzheit meiner früheren Wünsche ist dadurch gelähmt, und sie war's, welche mir immer die Kraft und Zuversicht des Gelingens einflößte. Ich verliere meinen Charakter in diesem Zustande... Nur wenn ich mich recht geläutert und hoch gestimmt fühle, da steigt Margarethens poetisches Jugendweien öftlig... Ich kann dies süße Kind nur mit einer wohlthunenden Sehnsucht erblicken, mit einer Sehnsucht von so wunderlichem Gemisch, wie sie mir eigentlich fremd ist. Von jenem Reuschen, unschuldsvollen Elemente, was die Deutschen oft im Munde führen, mag etwas dabei sein; von meinen innigen, tiefen Liebesgedanken zu meinem gekorbenen Engel Desdemona regt sich wol auch etwas in mir, wenn sie mich mit ihren dunkelblauen Augen vertrauensvoll (!) anblickt. Aber es sind doch dies Alles nur Theile und Anfänge; das unwiderstehliche Etwas, welches keine Wahl mehr überläßt, jenes psychische Mysterium der Liebe fehlt noch... aber ich glaube, über kurz oder lang ist das Gewitter da, und der Blitzstrahl fährt hernieder... Wenn ich mich so recht stark und kräftig fühle, so wild und catalanisch, wie du's nannest, dann gebe ich dem dunkeln, ja, dem farbigen Leint des Weibes den Vorzug, dann erscheint mir das nördlich europäische Weiß schwächlich und krankhaft. Aber jene braune (!) wellstürmende Kraft ist durch Juliens Widerstand gebrochen; ich weiß nicht, ob sie mir noch einmal in ihrer alten Macht und Fülle wiederkommen wird, und der elegische weiße Leint ist jetzt mächtig über den schwachen Hippolyt... Ganz eigentlich lebt ein so tiefer, bestialischer Drang in mir, der dich entsetzen würde, fänd' ich einmal die ganz rücksichtslosen Worte dafür.

Wir begnügen uns mit diesen Proben und geben dem Hippolyt auch ohne die rücksichtslosen Worte gern das Prädicat der Bestialität. Ärger aber noch als die Ausbrüche zugelloser Sinnlichkeit ist die vornehme, halbphilosophische Verdrämung, welche ein solcher Koué um seine wüsten und schlechten Streiche herum macht, sein Lumpenleben in ein System bringt, von seinem Charakter, von geläuteter Stimmung, von seinem gekorbenen Engel schwagt und in sich selbst einen geheimnißvollen Titanen von Kraft verehrt. Das bewußte oder unbewußte Ideal dieser Art von Menschen ist eigentlich kein anderes als — Casanova; unter verschiedenen Larven und Masken kehrt immer dieser classische Held und Ritter der Venus vulgiva wieder. Hr. L. will ein neues Genre socialer Romane schaffen, und sein Hauptproblem scheint eine Art

Dialektik des Geschlechtsverhältnisses zu sein, woraus unter seinen Händen eine förmliche Metaphysik der Lächerlichkeit wird; wenn Hr. L. irgend etwas erfunden hat, so sind es einige weitere Sätze dieser Metaphysik; was bisher nur Erfahrungswissenschaft war, das erhebt Hr. L. zur Würde einer reinen, a-priorischen Wissenschaft, die er mit fleischfarbener Dialektik und Casuistik ausbildet. Vielleicht daß Hr. L. doch am Ende noch als Schlussstein seiner Metaphysik die Ehe — erfindet und ein Institut, das seit einigen Jahren durch die Drakel des jungen Deutschlands betwache suspendirt war, der bange harrenden Welt wieder erlaubt und zurückgibt!

Beim Rückblick auf das bisher Gesagte entdecken wir mit Schrecken, daß wir eigentlich blutwenig zum Ruhme Hrn. L.'s vorgebracht haben. Bedenken wir, welche Stellung Hr. L. nach seinem eignen Tone und nach den Positivenstößen einiger Journale und guter Freunde in Anspruch zu nehmen scheint, so zeigt sich uns ein schreckendes Mißverhältniß zwischen jenen Ansprüchen und unserm kritischen Erfunde. Rechnet man nun auch, daß von dem Nimbus, welcher sein Haupt umgibt, der größere Theil von dem unermüdlch unterhaltenen Bewunderungsfeuer und dem Weibrauchdampfe seiner Genossen herrührt und sein Ruf in bedeutendem Maße das Werk der von Journal zu Journal reisenden literarischen Claqueurs ist, so muß doch diesen Steigerungen und Übertreibungen ursprünglich ein Etwas, eine gewisse Größe und Realität zu Grunde liegen; Hr. L. kann doch nicht aus lauter Dunst, Schaum und Schein bestehen. Dies möchten wir auch gar nicht behaupten; wir gestehen ihm Eigenschaften zu, die bei einer andern Ausbildung und Geistesrichtung, hingeleitet auf das Ernste und Richtige, leicht einen Theil der Lobsprüche, die jetzt eine literarische Faction ihm zollt, aus dem Munde ganz anderer Männer ihm hätten erwerben können; vielleicht aber bringt es sein Charakter mit sich, daß sie nur so, wie sie thaten, zu luxurirender Blüte gelangen konnten; denn der Boden, auf welchem das Unkraut in äppigster Fülle, in buntem Farbensplanze wuchert, ist darum noch nicht derjenige, welcher am ergiebigsten Frucht trägt, und es gibt Geister, für welche die Ausschweifung, die Formlosigkeit nicht bloß Bildungsstadium und Übergangsstufe, sondern Lebensbedingung, für welche die Form und das Maß das Ende und der Tod ist. So besitzt Hr. L. eine ausgezeichnete Beweglichkeit des Geistes, große Leichtigkeit der Gedankencombinationen, Interesse und Empfänglichkeit für mancherlei Lebensgebiete, Glanz und Geschmeidigkeit der Darstellung; er hat sich in der Welt umgesehen und an der Bewegung der Zeit Antheil genommen, und Vertrauen zu sich selbst hat er im Übermaße. Concentrirung, Fleiß, Gründlichkeit und Ernst der Gesinnung könnten, so scheint es, unterstützt von jenen Eigenschaften, ihn zu einem sehr ansprechenden und wohlthätig wirkenden Schriftsteller machen; Zerstreuung, vornehme Nachlässigkeit und Geistesfaulheit, Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Frivolität haben ihn statt dessen zu dem brillanten Autor gemacht, für den er von seiner Faction ausgerufen wird, und als

der er den Urtheilsofen, einem verblendeten Theile des Publicums erscheint. Den Inhalt und Gehalt seiner Productionen betreffend, so läßt sich von Hrn. L.'s fruchtbarer Oberflächlichkeit wenig Neues erwarten; gründliche Studien sind ihm ebenso fremd wie strenges, consequentes Denken; das Neue, das er gibt, besteht in einzelnen geistreichen Fulgurationen, die, wenn man sie verfolgen will, sogleich wieder auslöschen, in Aphorismen ohne Basis und Zusammenhang; im Augenblicke erzeugt, sterben sie auch wieder mit dem Augenblicke; es sind Schüsse und Knalleffekte der „Schießpulverliteratur“. Eine literarische Pulververschöpfung wäre eine That, zu welcher es vielleicht Hrn. L. und seinen Freunden weder an Lust noch an Muth fehlen würde; aber sie verzerren ihr Pulver zu sehr einzeln. Wie es mit der Wahrheit und Gediegenheit des Inhalts seiner Schriften beschaffen ist, kann man einigermaßen daraus entnehmen, daß einerseits Witz und Gefallsucht in seinen Büchern die Hauptrolle spielen, andererseits eine vornehme Verschmähung des Hergebrachten und Gewohnten ihn ganz über die ordinäre Logik hinaus in die Sphäre transcendenter Sprünge führt; eine Art von philosophischer Terminologie soll oft sehr trivialen Sätzen einen speculativen Anschein geben, und eine Grille, eine Idiosyncrasie, oder eine Zweideutigkeit als mysteriösen Orakelspruch verkünden. Dies imponirt dem halbgebildeten Leser, der, wo er etwas nicht versteht, willig die Schuld davon auf die Schwäche seines Verständnisses nimmt und den Riesen des orakelnden Autors gläubig bewundert. Die Darstellung endlich ist bunt, fließend, mannichfaltig, geschmeißig, aber im höchsten Grade unclassisch, unrein, ungleich und, wenn wir ein Prädicat auf sie anwenden dürfen, das schon einer Königin beigelegt wurde, schlotterig. Mit keinem adäquaten Worte wußten wir diese Nachlässigkeit der Diction zu bezeichnen, die das entschiedenste Gegentheil der aufgeschürzten Einfachheit, der weder dürftigen noch überladenen Sprache ist, wodurch die classischen Autoren aller Zeitalter und Völker sich auszeichnen. Schon mehre Proben dieser Incongruenz des Ausdrucks mit dem Gedanken, ja des eigentlichen Widersinnes und Unsinnes haben wir mitgetheilt; hier noch eine: „Es glied der schöne sich neigende Körper einer zauberhaften, sinnlichen Ahnung, daß sich zwei Menschen im nächsten Augenblicke umarmen, bis zur Todeslust umarmen, bis zur Auflösung alles Sinnlichen ineinander fesseln und drängen würden.“ Man ahnt wol ungefähr, was Hr. L. mit diesen Phrasen sagen will, und man muß es sogar mit Dank erkennen, daß er hier nicht wie sonst oft noch unverbämter mit seiner Schilderung einer zweideutigen Situation heraustritt; aber wenn man den grammatischen, logischen Sinn jenes Satzes zu enträthseln sucht, wird einem schwindlich und schwarz vor dem Auge. Der Körper glied einer Ahnung, und zwar einer sinnlichen, einer zauberhaften Ahnung! Wie sieht denn eine Ahnung, eine sinnliche Ahnung aus? muß man fragen. Ferner: diese, einem schönen Körper gleichende sinnliche Ahnung enthielt das: daß sich zwei Menschen...

bis zur Auflösung alles Sinnlichen ineinander fesseln und drängen würden! Welches Wunder, welches unglaubliche Wunder, daß die sinnliche Ahnung die Auflösung alles Sinnlichen prophezeien soll! In der That, das Prädicat: zauberhaft, sagt nicht zu viel!

Die Incongruenz und Nachlässigkeit der Diction hat ihren Grund theils darin, daß Hr. L. oft Das, was er eigentlich meint, nicht ganz gerade heraus zu sagen sich getrauen mag und deswegen gleichsam in den Datt murmelt; theils darin, daß er seine Gedanken nicht zu voller Reife und Klarheit gedeihen läßt und dennoch in eifertiger Hast sie auf das geduldige Papier wirft, in der zuversichtlichen Hoffnung, sie würden, in die weiche Baumwolle zerlicher und vornehmer Worte gewickelt, schon von selbst vollends sich zum Leben und Sinn emporarbeiten. Durch die Eilfertigkeit, womit sich ihm die Worte im Munde oder in der Feder zusammenballen, durch die Schnelligkeit, womit sie sich einander in seinem Kopfe zu erwecken scheinen, wird er, wie ein mittelmäßiger Dichter durch die Herrschaft des Reims, gleichsam fortgerissen zu einer Unmäßigkeit des Stils, der Diction, wobei Auspösterung und hauschenbe Falten den Mangel schön ausgebildeter Gestalten von Gedanken und Empfindungen verhehlen sollen. Da werden denn für unechte, ungesunde Empfindungen, für schleife, schlendende Gedanken neue Wörter fabricirt, weil unsere reiche deutsche Sprache doch für den Luxus und den eklein Geschmack dieser großen Herren zu arm ist; da wird die französische Sprache geplündert und gelegentlich auch das Hereinziehen ganz gemeiner Redensarten nicht gescheut; es würde uns nicht wundern, wenn Hr. L. und Seinesgleichen ehestens die deutsche Sprache für bankrott und für unfähig erklären würden, ihre großen Ideen auszudrücken.

Böge man den Gedanken Hrn. L.'s das prächtig seinsollende, in Wahrheit aber geschmacklose und schlotterige Costum ab, häufig würde man nur eine magere Skelettfalt, ja wol gar ein Skelett darunter finden.

Wenn der Umfang unserer Beurtheilung im Misverhältnisse zu dem Werthe der angezeigten Schriften steht, so führen wir zur Rechtfertigung an, daß es besser ist, durch eine ausführlichere Kritik mit einem Male die Tendenz eines Schriftstellers zu erschöpfen und künftiges Nichtbeachten seiner Producte zu motiviren, als immer und immer wieder mit Verdruss und Widerwillen zu den Erzeugnissen seiner eifertigen Feder zurückkehren zu müssen.

79.

M a n c h e r l e i.

Johannes Müller in seiner „Schweizergeschichte“ (Th. 3, S. 110) lobt das Constanz Concilium (1414—18) um die Heilung der Spaltung der Hierarchie durch die Doppelpäpste, und daß man beschloß, es solle eine solche Versammlung alle 10 Jahre gehalten werden. Er fährt fort: „Wenn man das dreißigste oder fünfzigste Jahr bestimmt hätte, so konnte die Kirche eines Vortheils genießen, dessen Ermangelung die allerschlimmste Unvollkommenheit republikanischer Verfassungen ist. Nämlich, weil die besten Einrichtungen durch die Zeit altern und von Leidenschaften endlich verdrängt werden, so ist gut, wenn

Epochen und Mittel bestimmt sind, wodurch eine freie Verfassung sich selbst erneuert. Hierdurch gewinnt sie, in Vervollkommen fortzuschreiten gleichwie der menschliche Geist und vermeidet eine überaus große Gefahr, endlich außer allem Verhältniß zu sein mit neuern Umständen der Weltverfassung. Dem nach, was zu Konstanz geschehen, ist glaubwürdig, daß die funfzigjährige Kirchenversammlung nicht leicht ohne irgend eine wichtige Verbesserung auseinandergegangen sein würde." Recht altklingend klingt die Stelle, und wenn sie nicht geschrieben worden, um den katholischen Eidgenossen ein Erstaunliches zu sagen, ist sie fast schwach und albern. Aus folgenden Gründen: 1) Ein Zwischenraum von dreißig oder funfzig Jahren bringt eine neue Generation, freilich damit auch neue Gedanken und Bedürfnisse, allein es verliert sich die Continuität, mit welcher Verbesserungen (nicht Revolutionen) eingeleitet und durchgeführt sein wollen. Das eingewurzelte Alte behauptet sich möglichst gegen das eindringliche Neue, und da letzteres schonend zu Werke gehen, nicht zerstören will, so ermühen die Hindernisse der Gegenwehr, und es bleibt, Nebensachen abgerechnet, beim Alten. Nur wenn dreimal oder viermal vergeblich wider eingewurzelte Übel gearbeitet worden, gelingt deren Beseitigung vielleicht zum fünften Male, und Joh. Müller mußte sonach seine Hoffnung auf ein paar Jahrhunderte verstreken. Ferner 2) die Vergleichung einer kirchlichen Hierarchie mit republikanischen Verfassungen ist unsatthast; was demnach für diese gelten möchte, ist auf die römisch-katholische Kirche unanwendbar. Gegen diese Hierarchie selbst hätte erst eine Bill of rights erforscht werden müssen, um gründliche Verbesserung nur einzuleiten. Selbst dann aber wäre mehr eine Verfechtung des Erworbenen als Radicalheilung von Gebrechen zunächst Hauptbeschäftigung geworden. Änderungen würden eher bannen, Erworbenes zu verlieren, als ein Besseres zu erwerben. 3) Mit der Vervollkommen des menschlichen Geistes fortzuschreiten, ist dem Geist einer hierarchischen Verfassung entgegen, letztere also, Papst und Concilien, müßten erst verwandelt werden, um jene möglich zu machen. Neue Umstände der Weltverfassung haben auf Hierarchie keinen Einfluß; denn sie bezieht ihren Ursprung nicht auf die Welt, sondern auf Gott. 4) Nach Demjenigen, was zu Konstanz geschehen, ist keine künftige Verbesserung durch Concilien glaublich, außer durch einen Sturz der Hierarchie, also durch Revolution der Kirche und Concilien selbst. Einige Regter noch hätte man wie Faux verbrannt, über Reformation an Haupt und Gliedern hin- und hergeredet und die Sache vertagt.

Im Ganzen sind jene allgemeinen Grundsätze und Bemerkungen, welche Müller nach dem Beispiele des Polybius in seine Darstellung einfließt, meistens gesucht, mit den Begebenheiten in keinem engen Zusammenhange und, wie die vorstehende, nicht allemal in sich selbst entschieden wahr. Der gute Wille, pragmatisch zu schreiben, hat ihn hierzu gebracht, nicht eine gewiegte Weltkenntnis und philosophische Würdigung der Dinge.

Hochmuth, Eitelkeit, Neid sind die allgemeinsten Eigenschaften der Menschen. Egoismus und Gewinnsucht werden entweder schon vorausgesetzt werden müssen, oder schließen sich an jene an.

7.

Bibliographie.

Carové. Papismus und Humanität. 2tes Heft. Preußen und der Katholicismus. 1ste Hef. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 16 Gr.

Cooper, G. F., Wanderungen in Italien. Nach dem Englischen von F. Steger. In 2 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Westermann. 3 Thlr.

Döring, C., Cyperren. Erzählungen. Herausgegeben von B. Pilzer. 3 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr.

Enk, M., Hermes und Sophrosyne. Gr. 12. Wien, Gerold. 16 Gr.

Gerber, D., Gonsaleros des Räuberhauptmanns Ende oder des deutschen Kaufmanns wunderbare Abenteuer. 8. Breslau, Verlagscomtoir. 18 Gr.

Heeringer, G. v., Der Tartar. Novelle. 2 Theile.

8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 18 Gr.

Hausdo, Ph. W. van, Die Socratiche Schule oder Philosophie für das neunzehnte Jahrhundert. 1ster Theil. Die Encyclopädie. Übersetzt von J. Leutbecher. Gr. 8. Erlangen, Enke. 22 Gr.

Hospinianus. Fünf poetische Berichte für humoristische Stoffe. 8. Rudolstadt. (Leipzig, Engelmann.) 8 Gr.

Jókisa, R., Abasi. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumann. 2 Theile.

8. Leipzig, Schönb. u. Comp. 2 Thlr. 8 Gr.

Kuffner, Chr., Minutenspiele. 1stes Bchn. 8. Wien. (Leipzig, Magazin f. Industrie u. Literatur.) 12 Gr.

Reise des letzten Menschen. Ein Fiebernachts Traum. 2 Bändchen. 8. Wien. (Leipzig, Magazin f. Industrie u. Literatur.) 1 Thlr.

Lavergne-Pequihen, M. v., Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft. 1ster Theil. Die Bewegungs- und Productionslehre. Ein staatswirtschaftlicher Versuch. Gr. 8. Königsberg i. Pr., Bon. 1 Thlr. 20 Gr.

Lengert, G. v., Gedichte. 2te Auflage. 8. Königsberg i. Pr., Bon. 1 Thlr.

Mettingh, Ph. v., Novellen. 3 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr.

Mwes, G., Gedichte. Nebst einem Abriss seines Lebens, größtentheils nach seinen Briefen. 3te Auflage. 8. Berlin, Dmigte. 1 Thlr.

Raupach's, G., dramatische Werke ernster Gattung. 12ter Band. Die Hohenhausen. 8ter Bb. 1. König Manfred. 2. König Konradin. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Römer, Dr., Theater. Stradella. Liebe und Liebeli. Braustand und Gekand. 8. Wien. (Leipzig, Magazin f. Industrie u. Literatur.) 20 Gr.

Sallet, F. v., Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Epos in zwei Stücken. 16. Arter, Erschel. 5 Gr.

Sand, G., Die Mosaitarbeiter und die letzte Abini. Aus dem Französischen von D. v. Czarnowsky. 8. Kachen, Mayer. 1 Thlr. 12 Gr.

Steffens, H., Novellen. Gesamtausgabe. 13tes bis 16tes Bchn. Naikolm. Eine norwegische Novelle. 4 Bändchen. 2te verbesserte Auflage. 8. Breslau, Max und Comp. 2 Thlr. 20 Gr.

Der römische Stuhl und die Kölner Angelegenheit. Erweiterungen von Katholiken, welche festhalten an dem Grundsatz des H. Augustinus: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas.“ Aus den „Freimüthigen Blättern für Theologie und Kirchenthum“ besonders abgedruckt. Gr. 8. Stuttgart, Neff. 18 Gr.

Wangenheim, F. Th., Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman. 3 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 3 Thlr.

Werthheimer, J., Dramatische Beiträge. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Gr.

Zehler, J. G., Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen dargestellt. Mit 2 Gesteinsarten, Profilen und Ansichten. Gr. 12. Grefeld, Fuchs. 1857. 1 Thlr. 8 Gr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 130.

10. Mai 1838.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

Wie beliebt unser, trotz seines hohen Alters immer noch sehr rüstige König ist, davon zeugen die wahrhaft echten und unverfälschten Huldigungen, mit welchen ihm auf seiner letzten Reise (im Sept. und Oct. 1837) das Volk allenthalben freiwillig entgegenkam. Jeder, der mit ihm in persönliche Berührung kommt, fühlt mehr oder minder den Eindruck seiner angenehmen Persönlichkeit, und Alle rühmen die würdevolle, vom Alter nicht gebeugte Haltung, die mit Freundlichkeit verbundene Hoheit seines Benehmens sowie die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung, die von ihm stets in den gewähltesten Ausdrücken geführt wird. Zu bedauern ist dabei nur, daß er sich nicht geküßig im Schwedischen auszudrücken vermag, wiewol er die Sprache so weit versteht, um zuweilen einige Redensarten mit Bauern und Soldaten wechseln zu können.

Weniger lebhaft und feurig als sein königlicher Vater ist der Kronprinz, der bei einem mehr ruhigen und sanftern Temperamente stille geräuschlose Thätigkeit liebt, die ihm jedoch des Königs Selbstregieren auch nur in engem Kreise zu üben erlaubt. Als Haupt der beiden Universitäten steht er nicht nur äußerlich an der Spitze der geistigen Cultur des Landes, sondern er ist selbst ein persönlicher Förderer derselben und mit reichen Kenntnissen besonders in den Kriegswissenschaften ausgerüstet. Von seiner Achtung vor der Wissenschaft kann sowol seine außerordentliche Beliebtheit in Upsala einen Beweis geben wie sein stetes Bemühen, wissenschaftliche Bildung unter dem Militär zu verbreiten. Seine Mußestunden gehören der Tonkunst, und eine von ihm componirte Oper ist mit vielem Beifalle aufgenommen worden. Die Art, wie er seine Kinder erzieht, wird selbst von der Opposition als musterhaft gepriesen, und manche häßliche Anekdote geht von den jungen, in bürgerlicher Einfachheit erzogenen Prinzen von Mund zu Mund. Nicht geringer um diese ist das Verdienst der Kronprinzessin, die keinen andern Beruf kennt als den der Gattin und Mutter und einer allgemeinen Achtung genießt.

Die Staatskräfte sind in einer zwar langsamen, aber doch immerwährenden Entwicklung begriffen. Dies wird selbst von der Opposition zugestanden; die indeß den wachsenden Wohlstand mehr der Ruhe und Geschäftsthatigkeit

eines zwanzigjährigen Friedens als einer wohlthätigen Einwirkung der Regierung zugeschrieben wissen will. Dieser wirft sie im Gegentheile vor, daß sie der Bodencultur zu wenig durch positive Maßregeln zu Hülfe komme und die Industrie nicht von den vielen Hemmnissen befreie, welche dieselbe aufhalten. Sie verlangt Aufhebung alles Zunftzwanges und größere Handelsfreiheit; die Regierung dagegen findet es bedenklich, die zum Schutze der inländischen Fabriken angelegten hohen Zölle mit einem Male aufzuheben, und wenn sie auch Manches der Opposition eingeräumt hat, so ist es doch nicht genug, um diese zu befriedigen. Die Regierung mag allerdings von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden können, daß durchgreifende Anordnungen und umfassende Verbesserungen nicht zu ihrem Systeme gehören; allein man darf auch nicht vergessen, daß in einem alten Staate, mit seinen festgewurzelten Institutionen, die wie Bäume dastehen, deren Zweige gleichsam von dem Winde der verschiedenen Meinungen bewegt werden, das Neuschaffen keineswegs so leicht ist; hat das Alte sein Unbequemes, so flößt die Unbequemlichkeit, welche das Neue mit sich führt, oft doppelt großes Bedenken ein. Dies sieht man am besten an unserm allerdings unbehüllichen Repräsentativsysteme. Oft und mit Recht ist dasselbe von der Opposition gerügt, und von einsichtsvollen Männern, einem Ankarström, Richert, Grafen Spens u. A., sind die gründlichsten Verbesserungen vorgeschlagen, allein keine ist angenommen worden, keine hat die ihr widerstrebenden Interessen, Gewohnheiten, Ansichten und Vorurtheile überwinden können, sodaß eine Reform der Constitution von Grund aus nur auf dem Wege der Revolution denkbar wäre, und den wird Niemand wollen. Damit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß sich auch auf friedliche Weise an dieser alten, eingerosteten Maschine nicht Manches vereinfachen und ausbessern lasse. Gewiß! Allein Niemand denkt daran; alle Zugeständnisse bestehen darin, daß den Mitgliedern der Universitäten und der Akademie der Wissenschaften der Eintritt in den Priesterstand (bekanntlich besteht der Reichstag aus Ständen), sowie den unadeligen Bergwerksbesitzern der Eintritt in den Bürgerstand gestattet ist, und unser Ministerium scheint sich überhaupt zu dem Grundsatz zu bekennen, daß diejenige Regierung die beste sei, welche am wenigsten regiert, was aber nur

insofern wahr ist, als man die Nation in Stand setzt, sich selbst zu regieren, und alle Glieder des Staatskörpers, sich ungehemmt und frei zu bewegen, keineswegs aber von der schlaffen Unthätigkeit des im alten Geleise fortgehenden Schlenkians verstanden werden darf. Man kann von unserer Regierung nicht sagen, daß sie schlecht ist; dies wäre ungerecht; aber mehr Einsicht und mehr durchgreifende Energie dürfte man ihr wol wünschen.

Bei dem Allen würde man sehr irren, wenn man Schweden ebenso von großen politischen Fragen bewegt und von Meinungsverschiedenheiten zerrissen wählte wie manche andere Länder. In Betreff der innern Angelegenheiten ist dies durchaus nicht der Fall, nur das Verhältniß zu Norwegen bringt eine gewisse Spannung hervor. Gleich anfangs sah man in dem Erwerbe dieses Landes keinen hinlänglichen Ersatz für Finnlands schmerzhaften Verlust, und die losen Bande, mit denen es an uns geknüpft ist, sind nicht geeignet, dem Schweden höhere Begriffe von den Vortheilen dieser bloß geographischen Erweiterung des skandinavischen Reiches beizubringen. Indem die schwedische Regierung dem norwegischen Volke politische Selbständigkeit und eine rein demokratische Verfassung zugestand, rechnete sie auf die Dankbarkeit desselben und hoffte von dieser das königliche Veto, auf das sie im Wege Rechts verzichtete, später durch gütliche Übereinkunft zu erlangen. Aber alle dazu gemachten Versuche scheiterten ebenso wie die oft wiederholten Bemühungen, in Norwegen einen Adelsstand zu begründen, zu dem dort allerdings keine Elemente vorhanden sind. Der Storting trat allen Versuchen dieser Art entschieden und kräftig, wenngleich stets in der gebührenden Form entgegen; als aber einmal aus dem Streben und Widerstreben ein förmlicher Kampf geworden war und in diesem der Geist des Widerspruchs sich systematisch ausgebildet hatte, dachte der Storting nur noch daran, die königliche Gewalt immer mehr und mehr zu beschränken, und leugnen läßt sich nicht, daß die Opposition im Storting wie in den öffentlichen Blättern sich von der Zeit an entschiedener zum Radicalismus hingeneigt hat. Dies zeigte besonders der Storting von 1836 durch seine unbedingte Einmischung in Dinge der Verwaltung, durch seine Nichtbeachtung oder Vertagung königlicher Gesetzworschläge und durch einen oft mehr eigensinnigen als gerechten Widerstand, der den König bewog, die widerspenstige Versammlung plötzlich zu vertagen und die erschlossenen Zügel der königlichen Gewalt etwas straffer anzuziehen. Dieser energische Schritt fand selbst bei der Mehrzahl des norwegischen Volkes Billigung, worüber man sich nicht wundern wird, sobald man die Zusammensetzung des norwegischen Storthings kennt. Auch hier wiederholt sich die alte Erfahrung, daß das Volk nirgend weniger regiert als in den Demokratien. Der Storting besteht zum größten Theile aus Advocaten, Amtsmännern und Kaufleuten, während der Kern des Volks, der sehr gebildete Bauernstand, weit weniger vertreten wird als in Schweden und unter den Placereien einer mächtigen und ausgebreiteten Bureaucratie wie unter den Schikanen der sich in Alles mengenden Advocaten leuft.

Daher ist die demokratische Gesinnung eigentlich nur in den Städten zu finden, während der Landmann ein stärkeres Königthum wünscht. Einen Bundesgenossen, wenigstens einen Freund findet die norwegische Opposition an der schwedischen, welche in Norwegens Constitution das Ideal aller Verfassungen und in dem politischen Leben seines Volks das Ur- und Vorbild alles echt germanischen Volkslebens erblickt. Diese Ansichten würden unter den Schweden noch mehr um sich greifen, noch tiefer eindringen, wenn ihr eignes Nationalgefühl nicht durch die kleinliche Eifersüchtelei, durch das engherzige und jeder festeren Einigung beider Nationen widerstrebende Benehmen der norwegischen Opposition verletzt würde. Ein behutsamer und misstrauischer Freund ist ein schlechter Freund; Norwegen ist von Anfang an ein solcher gewesen. Natürlich konnte es, als der ärmere und schwächere Staat, nur einen weit geringern Theil der gemeinsamen Kosten tragen; aber auch in der Bewilligung dieser ist der Storting knickernd und knausernd immer bis zu dem äußersten Minimum heruntergegangen, während er doch stets die volle Hälfte aller Ehren und Vortheile für Norwegen in Anspruch nahm. An Beweisen für die den Norwegern gemachten Vorwürfe fehlt es nicht. Während sie z. B. den schwedischen Handel auf dem Mittelmeere sehr viel Abbruch gethan haben, indem ihre Rheeder sich Türkenpässe aus Schweden verschafften und unter der von den Barbaren respectirten und für die schwedische angesehenen Flagge segelten, welche zu $\frac{3}{4}$ schwedisch und $\frac{1}{4}$ norwegisch und über zwanzig Jahre benutzt worden ist, erheben sie jetzt ein heftiges Geschrei dagegen und verlangen entweder die norwegische Flagge ausschließlich, oder eine andere Unionsflagge mit völliger Gleichheit der Farben. Nicht minder kleinlich ist die Klage, welche über den königlichen Titel auf den Münzen und viele andere unbedeutende Dinge geführt wird. Am größten wird aber das Gezänk im Mai eines jeden Jahres. Bekanntlich ist dies der Monat, wo Norwegen durch den in Eidsvold versammelten Storting 1814 seine jetzige Verfassung erhielt und sich zum selbständigen Reiche constituirte. Hartnäckig bestehen die Norweger nun darauf, das Constitutionsfest im Mai zu feiern; die Regierung dagegen verlangt, daß das Fest auf den November verlegt werde, in welchem Monate die selbstgegebene Verfassung von dem Könige und der schwedischen Nation anerkannt und die Union beider Staaten begründet wurde, und hat vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie in dem Widerstreben der Norweger eine Beleidigung der Union, der Dynastie und des schwedischen Nationalgefühls erblickt. Doch wird dieser Streit mehr zwischen der norwegischen Opposition und der schwedischen Regierung als zwischen dem norwegischen und schwedischen Volke geführt; unter diesem regt sich für die norwegischen Patrioten mindestens ebenso viel Theilnahme als Abneigung, werden ebenso viel Pro als Contras erhoben, und Niemanden fällt es hier ein, zu bestreiten, daß die Staatskräfte des Nachbarlandes in einer weit rascheren Entwicklung begriffen sind als bei uns, wobei freilich in Betracht gezogen werden muß, daß

die Bewegung in einem neuen Staate stets schneller sein muß als in einem alten, weil sie dort nicht wie hier durch vorhandene Einrichtungen, Gewohnheiten und Interessen gehemmt wird.

Es sind besonders drei Vorfälle, welche im verfloffenen Jahre großes Aufsehen erregt haben, keineswegs aber geeignet sind, ein vorthellhaftes Licht auf die Ordnung und Wachsamkeit unserer Verwaltung zu werfen. Der erste dieser Vorfälle ist die Selbstentlebung des Oberzolldirectors, der sich im Anfange des vorigen Jahres erschoss, weil sich in seiner Kasse ein Defect von 160 — 170,000 Thaler befand. Die Spuren desselben lassen sich bis auf zehn Jahre zurückverfolgen; aber ungeachtet er in dieser ganzen Zeit das monatlich abzuliefernde Geld oft halbe Jahre lang zurückbehielt, ungeachtet er fürstliche Gastmähler gab und glänzenden Luxus trieb, erlaubte ihm doch der Mangel aller Controle die entwandten Summen stets durch neue Intraden zu decken und die Lücke in seinem Kassenbestande von Monat zu Monat größer zu machen. Der zweite Fall betrifft das neue, Ende 1836 erlassene Reglement für die Flotte. Bald nach Bekanntmachung desselben fand sich nämlich, daß das öffentlich erschienene in vielen und wesentlichen Punkten von dem im Staatsrathe bestätigten und vom Könige sanctionirten Documente abwich, und daß der Marineminister, Graf Cronstedt, von dem der Entwurf herrührte, sich erlähnt hatte, seine vom Staatsrathe verworfenen Vorschläge in das Reglement wieder aufzunehmen und dasselbe mit diesen willkürlichen Abänderungen bekannt zu machen. Der Graf wurde zwar sogleich abgesetzt und einer Untersuchung unterworfen; immer bleibt jedoch der Vorfall seltsam, wenn man bedenkt, daß das unter ihm stehende Collegium die Fälschung kannte und dazu schwieg. Wichtiger als beide war der dritte Fall. Als man im letzten Sommer im Hafen von Stockholm Matrosen damit beschäftigt sah, mehrere Kanonenschaluppen eine nach der andern zu zerstören und das Material als nutzloses Holz wegzutragen, äußerte darüber Jemand in einem öffentlichen Blatte sein Befremden und erbot sich, im Falle die übrigen zu demselben Schicksale verurtheilten Seeschaluppen und Jollen für die königliche Marine wirklich ganz unbrauchbar wären, solche für einen bestimmten Preis an sich zu kaufen. Sogleich wurde die ebenso thörichte als schädliche Arbeit auf allerhöchsten Befehl eingestellt und der obersten Marinebehörde eine Erklärung über dieses sonderbare Verfahren abgefordert. Nun ergab sich, daß diese der untern administrativen Behörde den Befehl erteilt hatte, 13 Schaluppen „niederzuhauen“, d. h. keineswegs auseinanderzunehmen und gänzlich zu zerstören (weil man sich in diesem Falle des üblichen Wortes *slopa* bedienen haben würde), sondern nur einige daran befindlichen Beschädigungen auszubessern. Allein die untere Behörde hatte das Wort „niederhauen“ wörtlich genommen und durch einen Lillenspiegel'schen Streich die Regierung um sechs vollkommen brauchbare Jollen gebracht.

Allein wenn auch eine gewisse Schläffheit und angst-

liche Anhänglichkeit an das Alte sich nicht verkennen läßt, so kann man auf der andern Seite doch nicht leugnen, daß unsere Regierung in Allem, wo keine durchgreifenden Maßregeln nöthig sind, ihr Bestes zu thun sucht und ihre Bemühungen in den meisten Zweigen der Landescultur mit glücklichen Erfolgen gekrönt sind. Wir wollen dies in kurzen aber verständlichen Umrissen darzuthun suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Die schwarze Frau. Ein Roman von N. Gretsck. Aus dem Russischen übersezt von E. J. Schulz. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Die russischen Romane haben alle denselben bestimmten Charakter: zergliedernde Darstellung eines gesellschaftlichen Sittenzustandes, der weit entfernt ist, ein erfreulicher zu sein, und in dem sich Noth mit dem oberflächlichen Schein der Civilisation um den Vorrang streitet; Charakterdetails, welche dem übrigen Europa fremd, eine unglückliche Mischung von orientalischer Moral mit europäischer Verfeinerung darbieten; zuweilen ein anziehendes Sagenleben und volksthümlich-interessante Elemente aller Art; nirgend aber eine Spur höherer Lebensbedingungen, nirgend ein angebrochener tieferer Gedankenschacht und von der Poesie des Lebens sehr selten eine durchgreifende Ahnung. Weisheit über die Lebenspraxis hinaus und Poesie, die über der Empfindsel stünde, sucht Niemand in russischen Romanen. Ehe ein „Wilhelm Meister“ in Moskau oder Petersburg erscheint, ja ehe ein solcher dort nur recht begriffen werden mag, müssen wir noch lange Zeit Geduld haben.

An diesem allgemeinen Charakter, der sich mit einem Wort, als Mangel an Tiefe und Poesie bezeichnen läßt, nimmt bei übrigens guten Eigenschaften auch der vorliegende Roman Theil. Die russischen Romane haben, wie neulich Jemand in diesen Blättern bemerkte, meist eine schlanke Gestalt und zeichnen sich ebenso sehr durch ihre Dürftigkeit als die englischen durch ihre Dicksichtigkeit aus. Dies kann zweierlei Ursachen haben, eine äußere und eine innere; die innere Ursache, daß es den russischen Schriftstellern an Ideenreichtum fehlt sowie an Stetigkeit, Vertiefung und Ausdauer; und die äußere Ursache, daß die russischen Letztern unverhältnismäßig groß sind, der Druck höchst splendid ist und daher wenige Bogen schon ein Bündchen füllen, das gut bezahlt wird. Die Dicksichtigkeit der englischen Romane würde, diesen gegenüber, dann ihren Grund in der Grubelei der Engländer und in dem engen Druck haben, des Gedankenreichtums nicht zu erwähnen, den eine alte Literatur immer gewährt. Darum sind auch die neuerdiesigen Sachen meist so dünnleibig, weil es an den Gedanken einer Vorliteratur fehlt, und die spanischen, weil diese ihre alte, schöne Literatur vergessen haben.

„Die schwarze Frau“ nun ist ein gesellschaftlicher Sittenroman, oder, wenn man lieber will, ein Unsittemroman, ohne jedoch ein unsittlicher zu sein, denn zu vergleichen hat die junge russische Literatur noch keine Zeit gehabt. Die Untugenden der russischen hohen Gesellschaft zeigen sich hier wie in einem Spiegel: sie füllen neben zwei oder drei achtbaren Charakteren den ganzen Rahmen des Bildes aus. Eine Frau, wie es deren leider so viele gibt, erstarrt im Egoismus, Herrschsucht und Geiz, Avertina, nimmt den Vordergrund ein. Sie hat einen Stiefbruder, Fürst Remskij, einen Mann von Ehre und Gefühl, soweit ein Russe das letztere haben kann, vorurtheilsfrei und brav, aber durch jugendliche Eindrücke zum Wunderglauben und zur Schwärmerie geneigt. Bei der Pest in Moskau öffnet er als Knabe das verschlossene Fenster, um in kindlicher Neugierde die Pest zu sehen, von der er so viel hört. Es ist

Nacht: ein schwerer Karren hält gegenüber an einem Hause, mit Fackeln und grimmigen Gestalten umgeben; oben öffnet sich ein Fenster, ein Leichnam in Bettluchern wird herab auf den Karren geschleudert. Gleich darauf öffnet sich eine Balconstür: eine Frau in schwarzem Gewande, mit fliegendem Saare stürzt hervor und wirft sich vom Balkon herab auf den Leichnam. Der Knabe verfällt in ein hieziges Fieber; er geneset; aber die schwarze Frau bleibt seine Begleiterin für sein ganzes Leben. Sie erscheint ihm weissagend, traurig, wenn ihm ein Kummer, ein Misgeschick bevorsteht; freundlich, trostspendend, lächelnd, wenn ihm ein Glück lächelt. Diese Idee ist so treffend und gut vorbereitet, daß sie fast dichterisch genannt zu werden verdient.

Den Eingang des Romans bildet nächst dem Gemälde der herzlosen Alexina und ihrer beiden Gatten eine Reihe von Wundergeschichten, unter denen wir auf solche treffen, die unter und wenigstens sehr bekannt sind, wie die Wundererscheinung im Schloß von Stockholm unter Karl XI., die Geschichte Suskav III., Gogotte's Prophezeiung nach Sagarpe u. s. w. Es genügt von einiger Armuth, wenn ein Roman sich mit so bekannten Stoffen anfüllt; doch was der Verf. über und für den Glauben an Wunderbare sagt, ist gut und klingt ganz annehmbar. Die Geschichte entwickelt sich nun und liefert die Erzählung von der Liebe Fürst Kemsky's zu Katalie, der Erzieherin der Kinder seiner Stiefschwester Alexina. Trotz dem Widerstand der Familie verbindet die Liebe das Paar. Nach einigen glücklichen Wochen wird es durch den Krieg getrennt. Fürst Kemsky zieht nach Italien unter Suworoff's Fahnen. Er verschwindet lange Zeit und die hübsche Alexina tödtet ihre verhasste Schwägerin fast durch die künftvoll vorbereitete Nachricht seines Todes. Katalie überlebt jedoch den Schlag, flüchtet in ein Kloster, nimmt den Namen Helena an, aber nicht den Schleier. Ihre Kante Katharina (dieselbe, die sich als das Urbild der schwarzen Frau Kemsky's ausweist) hält sie davon zurück. Kemsky kehrt wieder nach dem neuentstandenen Moskau, wohin Helena-Katalie zum Besuch ihrer Verwandten gekommen ist. Es ist dasselbe Haus, aus dem sich die schwarze Frau auf den Todtenkarren stürzt. Sie tritt auf den offenen, niedrigen Balcon, sieht Kemsky und stürzt in seine Arme. So schlingt sich nach einer Erfindung, die nicht anders als sein genannt werden kann, das Ende um den Anfang der Geschichte, und Wirklichkeit knüpft sich an Ahnung und Traumleben befriedigend an.

Neben dieser Erzählung läuft die Geschichte Alexina's und ihres zweiten Gatten, von Drak's hin, eines albernen Bösewichts, nebst allen den Schilderungen russischer Gesellschaft in ihren wenig erbaulichen Details, oft recht unterhaltend, zuweilen lehrreich, doch niemals von besonderer Bedeutung. Trotzdem wollen wir diesen Roman als einen der vorzüglichsten unter den jüngsten Leistungen der russischen Muse zu bezeichnen nicht anstehen, denn die Erfindung ist, wie wir sehen, gut und selbst neu, die Darstellung aber macht sich unter künstlerischem Gesichtspunkt als wohlgeungen und zeigt sich frei von den Unarten lässiger Nachahmung oder excentrischer Genialitätsucht. Das Ganze ist ein Buch des guten Tons und kann sich auf den Toilettenischen seinen gebührenden Platz anweisen lassen.

30.

Kunstnotizen aus Neapel.

Der bekändige Secretair der Akademie der schönen Künste in Neapel theilt in seinem Bericht über die letzte Sitzung unter Andern folgende Angaben über die Leistungen dieses Instituts im verwichenen Jahre mit. Der Ritter Malpica hat im Auftrage der Akademie zwei von dem Verein britischer Architekten über verschiedene wichtige Punkte der Baukunst eingesandte Broschüren ins Italienische übersetzt. Der Bildhauer Lito Angelini theilte der Versammlung einen Aufsatz über den Carnefe's

chen Hercules mit, in welchem er vorschlägt, für diese Statue in einem Hofe des bourbonischen Museums einen kleinen runden Tempel zu erbauen, damit dieselbe in günstiger Beleuchtung von allen Seiten betrachtet werden könne. Im Hofe gegenüber sollte dann der Symmetrie wegen ein ähnliches Gebäude für die Statue der Flora errichtet werden. Man beschloß einstimmig, sich für diesen Plan bei dem Minister des Innern zu wenden. Camillo Guerra unterhielt die Versammlung mit einigen Bemerkungen über ein Cimentorio in Bronze, das von der Karthause S. Lorenzo alla padula dem neapolitanischen Museum überschickt worden und in einigen schönen Basreliefs verschiedene Begebenheiten aus dem Leben des Erbsers darstellt. Die Akademie hielt dasselbe immer für ein Werk aus der Schule Michel Angelo's; Guerra glaubte es diesem Minister selbst zuschreiben zu dürfen und schloß vor, Abgüsse von den Basreliefs nehmen zu lassen. Es ward beschlossen, den Minister auch um Genehmigung dieses Vorschlags zu ersuchen. Der König hatte im verwichenen Jahre der Akademie die Erlaubniß erteilt, zum Nutzen angehender Künstler die Büste Paul III. und Christus am Kreuz von Racherino in Gyps abgüssen zu lassen. Letzteres Meisterwerk neapolitanischer Sculptur, in mehr als Lebensgröße, aus einem Stück des seltenen Marmors gehauen, wurde vor drei Jahren in der Sakristei der Kirche Spirito Santo gefunden. Der bisher unberühmte Bildhauer Michelangelo Racherino verfertigte dasselbe gegen Ende des 16. Jahrhunderts für eine Kapelle der Familie Garadolo dei Castellucci. Das nicht nach Gebähr geschätzte Kunstwerk war wahrscheinlich bei Reparaturen in der genannten Kirche bei Eitze gelegt und vergessen worden, bis der Bildhauer Lito Angelini es zufällig entdeckte und der Verborgenheit entzog. Die Akademie hat endlich um die Vergünstigung nachgesucht, einige antike Basreliefs abgüssen lassen zu dürfen, welche die Mauern eines zum Dome führenden Gäßchens in Sperrt schmücken und zugleich vorgeschlagen, aus dem capitulischen Museum mehrere antike Statuen und zwei Gypsabgüsse der kolossalen Büsten der Juno und des Antinous zu ertheilen. Da der König sich stets bereitwillig zeigt, die Vorschläge der Akademie zu genehmigen, so hält man auch in diesem Falle seine Bewilligung für gewiß.

80.

Literarische Anzeige.

Lloyd's Werke zur Erlernung der englischen Sprache.

Lloyd, H. C., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen versehen. Fünfte Auflage. 8. 1837. 22 Gr.

—, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erlernungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Achte Auflage. 8. 1838. 16 Gr.

— und G. H. Rödden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Theile. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:
A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By H. C. Lloyd and G. H. Rödden.

—, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 12 Gr.

—, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:
Gems of the english literature. 8. 1832. 20 Gr.

Hamburg, Verlag von H. Campe.

Zu beziehen durch

J. M. Brockhaus in Leipzig.

Freitag,

Mr. 131.

11. Mai 1838.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 130.)

Wahrhaft glänzend sind in den letzten beiden Jahrzehnden die Fortschritte des Ackerbaus gewesen, so glänzend, daß man von dem mangelnden Verbrauche und dem niedergedrückten Preise des Getreides gegen die Regierung den Vorwurf hergenommen hat, sie habe in dieser Hinsicht des Guten zu viel gethan. Auch die Schafzucht hat in dem letzten Lustum eine bedeutende Veredelung erlitten, doch mit größerem Erfolge in den ersten als in den letzten Jahren, da mangelnder Absatz der Wolle das Aufblühen dieses neuen Erwerbszweiges hindert. In Schweden haben einige Gutbesitzer, z. B. Graf Dork, Runkelräden zur Fabrication des Zuckers zu bauen angefangen; mit welchem Erfolge, läßt sich noch nicht bestimmen, da diese Production erst im Werden begriffen ist. Die nördlichen Provinzen des Reichs haben seit einer Reihe von Jahren sehr durch Miswachs gelitten; um ihnen einigen Ersatz dafür zu verschaffen, wurde ihnen zu der alten Ackerbereitung auch die des Salpeters und in den letzten Jahren noch die der Potasche gegeben, ein Industriezweig der schon ziemlich emporgekommen ist. Sehr wäre zu wünschen, daß man von den überaus reichen und trefflichen lappländischen Eisenerzwerken mehr Vortheil ziehen könnte; allein wegen Mangel an Verbindungswegen und an nahegelegenen Holzungen ist das unmöglich. Wohlleicht die ergiebigsten Eisengruben in der Welt befinden sich im höchsten Norden auf einer Fläche, die so groß ist wie das ganze Königreich Portugal; das Erz enthält hier 65 — 75 Procent des schönsten Metalls; aber weil die Schmelzung und Verfertigung mit unsäglichem Schwierigkeiten verbunden sein und mehr Verlust als Gewinn bringen würde, kann der König, dessen Eigenthum diese Gruben sind, an ihre Ausbeutung nicht denken. Um so lebhafter wurde die Ausbeutung der Eisenerzwerke in den südlichen Provinzen betrieben in Folge der Ausdehnung, welche die Ausfuhr des schwedischen Eisens in der neuesten Zeit erlangt hat. Besonders in den letzten Jahren hatten die schwedischen Eisenerzbesitzer wahrhaft goldene Tage, bis dieselben plötzlich 1837 durch die in den Vereinigten Staaten eingetretene Geldkrise getrübt wurden. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß das Eisen beinahe neun

zehntel der ganzen schwedischen Ausfuhr beträgt, und daß Nordamerika allein davon drei Viertel, etwa die Hälfte des übrigen aber England bezieht. Man kann jetzt leicht begreifen, wie nachtheilig jene ungünstige Conjunction in den Vereinigten Staaten auf Schweden zurückwirken mußte. Unsern Bruckspatronen, d. h. Besitzern von Eisenwerken, gebührt hierbei die Anerkennung, daß sie in der letzten Zeit sich um die Veredelung des Eisens sehr viel Mühe gegeben haben; viel ist ihnen in dieser Hinsicht gelungen, viel fehlt jedoch auch noch, um dieselbe auf jene Höhe zu bringen, auf der sie sich in England befindet, wo man grade aus dem schlechtesten Erze das schönste Metall erzeugt.

Wie dieser Erwerbszweig sich gehoben hat, so ist dagegen ein anderer, die Schifffahrt, beträchtlich gesunken. Am meisten blühte dieselbe 1780, wo das Land wegen der an unserer Küste lebhaft betriebenen Heringsfischerei großer Vorräthe von Getreide und Salz bedurfte und unter den Kriegen der Seemächte wie unter dem Schutze der nordischen bewaffneten Neutralität der schwedische Fracht-handel besonders im Mittelmeere gedieh. Erst durch die Concurrenz der Griechen, dann durch die der Norweger hat dieser Industriezweig beträchtlich gelitten. Doch ist dies nicht auf den schwedischen Handel überhaupt anzuwenden; denn mit alleiniger Ausnahme von 1837 sind unsere Zollentkünfte in beständigem Steigen begriffen, und der binnenländische Verkehr, der doch den wahren Handel und eigentlichen Blutumlauf eines jeden Staates ausmacht, hat sich durch die Dampfschifffahrt sehr gehoben. Fast alle wichtigen Punkte an den langgedehnten Küsten wie an den großen Binnenseen stehen durch Dampfboote miteinander in Verbindung und von Jahr zu Jahr wird dieselbe weiter ausgedehnt. Wie viel in dieser Hinsicht bereits geschehen ist, sieht man daran, daß im vorigen Jahre allein zwischen Stockholm und Upsala vier Dampfschiffe gingen und die Fahrt zwischen Stockholm und Norrköping nur einen Tag dauert. Die maastrichtischen Ansichten, die unterhaltende Abwechslung, welche diese Fahrten gewähren, die sich alle in dem Halbkreise zwischen Gothenburg und Stockholm auf dem Trollhättas- und Göthakanale, den vielen Binnenseen und der Ostsee bewegen, locken Scharen von Reisenden, besonders Engländer, herbei, und so erstaunlich hat der Personenverkehr zwischen Gothenburg und Stockholm zugenommen, daß

die vier Dampfschiffe, welche denselben bisher besorgten, nicht mehr ausreichen und in diesem Jahre durch sechs ersetzt werden sollen. Die Fahrt dauert vier und einen halben Tag und kostet 12 Thaler; aber schwerlich möchte man im Stande sein, sich für so wenig Geld einen andern ähnlichen Genuß zu verschaffen. Der Trollhättakanal soll, laut einem in December 1837 gefaßten Beschlusse, zu denselben Dimensionen wie der Göthakanal erweitert werden. Die Ausführung ist von einem Handelshause übernommen, die Zeit auf sieben Jahre festgesetzt, die Kosten sind auf 1,600,000 Thaler veranschlagt. Durch dieses Unternehmen wird es auch größeren Kauffahrern, aber keinen Kriegsschiffen möglich gemacht, mitten durch das Land aus einem Meere in das andere zu gehen.

Großen Dank ist man der Regierung, namentlich dem Grafen Schwerin, schuldig für die zu Stande gebrachte Realisation, gegen welche vom „Argus“ und andern Oppositionsorganen so unheilverkündende Prophezeiungen ausgesprochen wurden. Dem Schwanken des Curses ist dadurch ein Ende gemacht, und die Reichsbank hat ein solches Vertrauen erlangt, daß weit weniger Metall eingewechselt wurde, als man erwartete, und die Summe des circulirenden Silbergeldes im Verhältniß zu dem ebenso bequemen als zierlichen Papiergelde nur sehr geringfügig ist. Was man von der Realisation befürchtete, daß die Capitalisten für ihr Papier das Silber aus der Bank nehmen und durch Aufhäufung oder Ausführung desselben eine Geldkrise herbeiführen möchten, ist nicht eingetroffen, und man verbannt dies wahrscheinlich der Errichtung mehrerer Hypotheken- und Provinzialbanken, deren Noten allgemeines Vertrauen besitzen und den Geldvorrath um einige Millionen vermehrt haben, ohne den Credit im geringsten zu schwächen. Die Folge davon ist, daß der Zinsfuß, der früher gewöhnlich sechs Procent war, immer mehr fällt und Niemand, wenn er sonst hinlängliche Sicherheit zu gewähren vermag, jetzt über fünf Procent geben will.

Unter den schwedischen Manufacturen nimmt die Fabrikation des Luchs den ersten Platz ein. Der Hauptsitz derselben ist Norrköping, wo jährlich für mehr als drei Millionen Rthlr. Banco, oder etwa zwei Millionen Thaler sächsisch, Luch bereitet wird. Dasselbe kommt an Güte den besten ausländischen Fabrikaten nahe, ist aber weit theurer.

Im Allgemeinen kann ich dieses Capitel über den materiellen Zustand Schwedens wol mit der Bemerkung schließen, daß der Wohlstand, besonders unter dem Bauernstande, im fortwährenden Zunehmen begriffen ist. Die jährlichen Berichte, welche von den Justizbeamten veröffentlicht werden, machen es offenbar, daß das Grundeigenthum immer mehr und mehr aus den Händen des Adels in die des Bauers übergeht und in dem Maße, als jener unbewegliches Eigenthum veräußert, dieser es an sich kauft. Man darf sich daher nicht wundern, in Schweden Bauern im Besitze großer und stattlich bebauter Güter zu sehen, und der Pauperismus hat im Gegensatz mit manchen südtlicher gelegenen Ländern auf dem

Lande wenigstens eher ab- als zugenommen. Auch die Wöllerei ist auf dem Lande weit weniger herrschend, als man im Auslande glaubt; dagegen muß man leider gestehen, daß dies Übel in den Städten unter den Tagelöhnern und gemeinen Handwerkern bedeutend eingerissen ist. Ihm suchen Einzelne, der König selbst an ihrer Spitze, kräftig entgegenzutreten, nicht mehr durch vergebliche Branntweinverbote, sondern durch moralische Mittel. Mäßigkeitsgesellschaften sind zu diesem Behufe in großer Zahl errichtet und Schriften, welche sich darauf beziehen, verbreitet worden, unter andern eine treffliche amerikanische Abhandlung über diesen Gegenstand, welche der König auf seine Kosten hat drucken und in allen Kirchspielen austheilen lassen. Es scheint auch, daß diese menschenfreundlichen Bemühungen von dem besten Erfolge gekrönt werden. *)

81.

Nachricht über ein seltenes flamändisches Werk aus dem Mittelalter.

Einem belgischen Gelehrten, A. B. Schayes, gebührt das Verdienst, auf ein altes flamändisches Reisewerk, das wenigstens im Auslande kaum den Namen nach gekannt war, neuerdings aufmerksam gemacht zu haben. Der sehr ausführliche Titel dieses Werks ist: „Reise von Mher. Joos van Ghisele, ober: die ausgezeichnete, große, seltsame und ungewöhnliche Reise, gemacht von weiland dem edeln und werthen Herrn Joos van Ghisele, bei Lebzeiten Ritter, Herr von Arel, Maestee und van der Moere, in früheren Zeiten viermal Vorführer von Gent, als welche handelt von wunderlichen und fremden Dingen, in Augenschein genommen über der See, in den Landen Slavonien, Griechenland, Türkei, Kandia, Rhodus und Cypern, wie auch im heiligen Lande, in Assyrien, Arabien, Ägypten, Äthiopien, der Barbarei, Indien, Persien, Medien, Chaldea und der Tartarei, nebst der Lage selbiger Länder und vieler andern Plätze, Inseln und Städte von Europa, Asia und Afrika.“ Dies Reisewerk kam zuerst in Löwen 1530 und später zu Gent in den Jahren 1557, 1563 und 1572 in Quartformat und mit kleinen gothischen Lettern gedruckt heraus und ist unstreitig eins der beachtenswertheften Reisewerke des Mittelalters; wenigstens gibt kein anderes so ausführliche und genaue Details als dieses, obgleich z. B. die Werke von Mandeville, der 1322 reiste, von Rodolph Kircher von Zuerich (1536—50), Stephan von Bumpenberg (1449), Barbaro (1471), Tucher von Nürnberg (1479), Breitenbach und Berli von Zimber (1483), vom Pfalzgrafen Alexander und dem Grafen von Nassau (1483—96), und andere weit berühmter geworden sind. Denn keiner von diesen Reisenden besuchte so viele und so verschiedene Gegenden als van Ghisele, weshalb man ihm auch im 16. Jahrhundert den Namen des „großen Reisenden“ beilegte. In der That ist aber auch dieser Name für die Geographie des Mittelalters von einiger Wichtigkeit.

Beinahe nirgend findet man dieses merkwürdigen Mannes Erwähnung gethan, und seine Ausflüge finden sich mit sehr wenigen Ausnahmen in keiner Sammlung älterer Reisen. Selbst unter den belgischen Schriftstellern ist Paquet der einzige, der etwas ausführlichere Notizen über van Ghisele mittheilt; von diesen Notizen ist der von Weiß bearbeitete biographische Artikel über van Ghisele in der „Biographie universelle“ nur ein Auszug, der von Delvenne in der „Biographie du royaume des Pays-Bas“ wieder fast wörtlich copirt ist. Größtentheils hat man die Unbekanntheit der Gelehrten und insonderheit der ausländischen mit einem in historischer

*) Den zweiten Artikel, über die neueste schwedische Literatur, theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

Hinsicht so merkwürdigen Reisewerke wol dem Umstande zuzuschreiben, daß dasselbe in einer weniger zugänglichen, in der samaritanischen Sprache geschrieben ist. Vielleicht ist Paquot, der Verf. der „Memoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays-Bas“, der einzige Schriftsteller, der van Ghisele wirklich gelesen hat. Zudem ist sein Reisebuch, trotzdem daß es mehrere Auflagen erlebt hat, auch eine bibliographische Seltenheit geworden.

Das Werk van Ghisele's, der aus einer der angesehensten flandrischen Familien stammte, ist in acht Bücher getheilt. Das erste Buch enthält in acht Capiteln die Reisevorbereitung nach dem heiligen Lande, einige Bemerkungen über den Mohammedanismus, die Sitten und Gebräuche der Mohammedaner, der Juden und mehrerer christlichen Secten im Orient. Das zweite Buch umfaßt den Bericht der Reise von Flandern nach Jerusalem und nach andern merkwürdigen Gegenden von Palästina. Der Verf. begab sich zuerst nach Venedig und schiffte sich von da nach Korfu ein; von hier aus segelte er nach Jerusalem und landete bei Barut, dem alten Berytus. Dieser im 6. Jahrhunderte durch seine Rechtsschule so berühmte Ort war damals eine offene, gutgebaute, bevölkerte und handeltreibende Stadt; unter Anderm hatten drei bis vier größere Handelshäuser von Venedig und eins aus Genua hier ihre Agenturen. Tyrus, das gegenwärtig ganz in Ruinen liegt, war damals noch mit dreifachen Mauern umgeben und in gutem Verteidigungszustande. Sidon war sowie noch heute eine bevölkerte und gutgelegene Stadt. Von Sarepta waren nur wenige, von Bauern bewohnte Strohhütten übrig. St. Jean d'Acre, das sich neuerdings wieder geboren und gegenwärtig wieder 15,000 Einwohner zählt, war damals nur ein unförmlicher Trümmerhaufen, in dessen Nähe ein elendes Dorf stand, das nicht einmal die Stelle des alten Ptolemais einnahm. Auf der Stelle von Cäsarea, das uns Flavius Josephus als eine so stolze Stadt beschreibt, stand ein kleines Dörfchen. Jaffa war ganz zerstört; jetzt fängt es, nach Chateaubriand's Versicherung, wieder aufzuleben an zu grünen und zu blühen. Von hier aus begab sich der Reisende nach Jerusalem. Dies war damals eine offene Stadt mit 16—18,000 Einwohnern (die Mauern der Stadt waren durch Soliman den Großen um das Jahr 1533 zerstört worden). Der Sultan von Aegypten hatte damals einen prächtigen, mit Marmor ausgelegten Palast aufgeführt an der Seite der Moschee, die den Platz des Tempels Salomonis einnimmt. Dagegen war eine Kapelle, die Philipp der Gute über dem Grabmal David's errichtet hatte, eben durch die Ungläubigen zerstört worden. In Betreff der heiligen Stätten in Jerusalem ist der Verf. sehr ausführlich, doch sagt er nicht mehr, als wir auch in andern Reisebeschreibungen wiederfinden. Bethlehäm war nach der Angabe des Verf. ein ärmliches Dorf, der Eingang der Klosterkirche war ruiniert, doch war die Kirche selbst noch zu erhalten. Die Mauern waren mit Marmor und Mosaiken bedeckt, das Dach neuerdings mit Blei überzogen. „Der Weg von Jerusalem nach Bethlehäm“, sagt van Ghisele, „ist steinig, aber angenehm durch die Menge von Oliven-, Feigen-, Rosenbäumen und Weinstöcken, womit die Felder gesäumt sind. Jericho war gänzlich zerstört und nur von einigen armen Araberfamilien bewohnt. Von der Kirche der Verkündigung in Nazareth stand nur noch eine Mauer. Hebron ist noch ein wohlgebauter Ort, in einem reizenden Thale gelegen und gut bevölkert. Eine große Anzahl christlicher, jüdischer und mohammedanischer Pilgrime kommen hierher, um den Grabmalern der Patriarchen Abraham, Isak und Jakob ihre Anbetung zu zollen, über deren Kirche sonst eine schöne Kirche erbaut war, die leider nun in eine Moschee verwandelt ist.“

Das dritte Buch enthält in 61 Capiteln den Bericht der Reisen in Aegypten; das vierte in 21 Capiteln den Ausflug des Verf. nach dem Berge Sinai, seinen Durchgang durch das rothe Meer, seine Ankunft in Arabien und Rückkehr von dort aus nach Alexandrien. Das fünfte Buch ist nur in sechs Capitel getheilt und umfaßt die Reise von Alexandrien nach dem R.

ngreiche Cypern und die Beschreibung dieser Insel. Auf der Stelle des alten Paphos fand der Verf. die Ruinen einer Kirche und ein schönes Franziskanerkloster; man baute in seiner Umgebung viel Zuckerröhre. Das sechste Buch umfaßt 21 Capitel und bezieht den Reisebericht über Syrien. Dies Buch und die beiden folgenden enthalten die Beschreibung einer großen Anzahl von Städten und solcher Gegenden, die von den Reisenden des Mittelalters fast gar nicht besucht wurden. Zu Damask fand der Verfasser die Spuren der Verwüstungen Tamerlan's. Doch war bereits der größte Theil der Stadt prächtig wieder aufgebaut und von vielen angesehenen Leuten, namentlich Kaufleuten, bewohnt. Sie war damals so ausgedehnt wie Kairo, allein weniger bevölkert, hatte acht Thore und war mit doppelten Mauern umgeben, die jedoch größtentheils zerstört waren. Mit merkwürdiger Übertreibung sagt der Verfasser: „Wollte man die sämtlichen, die Stadt umgebenden Dörfer mit in ihren Bereich ziehen, deren Anzahl sich auf 14,000 (!) belaufen soll, und die so nahe beieinander liegen, daß sie nur die Vorstädte von Damaskus zu sein scheinen, so wäre diese Stadt die größte der Erde.“ Aman war eine Stadt von der Größe von Dundenarde, von Mohammedanern bewohnt, die sich sehr gefällig und freundlich bewiesen. In mehr als 300 Kanälen gelangte das Suphatwasser nach der Stadt, in deren Mitte sich ein schönes Schloß befand mit unterirdischen Gängen, die sich bis auf zwei Meilen im Umkreis der Stadt erstreckten. Die Stadt war ganz mit schönen Obst- und Weinplantagen umgeben, die zweimal im Jahre Früchte trugen. Auch in Antiochien war der Verf., einer Stadt, die drei Meilen im Umfange hatte und mit doppelten Mauern umgeben war; die letztern hatten fünf Thore und wurden durch 363 große Thürme besetzt. Die Mauern mit den Thürmen bestanden noch größtentheils, dagegen lag die Stadt selbst fast ganz in Trümmern. Heutiges Tage zählt sie 20,000 Einwohner. Aleppo verleiht der Verf. hinsichtlich der Größe mit Gent, wobei jedoch die sehr ausgedehnten Vorstädte der erstern Stadt ausgenommen sind; die Einwohnerzahl glich der von Kairo; die Stadt zählte nicht weniger als 800 Moscheen. Der größte Theil der Straßen war nach Art der Bazars überdeckt. Auf einem Berge lag ein weitläufiges Schloß, dessen Schönheit der Reisende außerordentlich rühmte.

Im siebenten Buch, das in 22 Capitel zerfällt, beschreibt der Verf., was er in Persien bis nach Tauris hin gesehen hat. Die erste persische Stadt, die er betrat, war Thert. Hier trieb man Seidenbau und einen nicht unbedeutlichen Handel mit roher Seide. In der Umgegend befanden sich herrliche Wein-, Maulbeer- und Obstanlagen; weiterhin kam der Reisende durch Dorfschaften, die sich durch starke Anpflanzungen von Kufsbäumen auszeichneten, deren Früchte zur Fabrication von Öl verwendet wurden. Auch traf er auf einen Salzsee von mehr als 300 Meilen im Umfang, der den Namen Bakhar führte, sehr tief und außerordentlich fischreich war. In der Folge wird der Berg Krarat beschrieben, an dessen Fuße die fabelhafte Stadt Han gestanden haben soll, die tausend Kirchen und 100,000 Häuser hatte. Daß eine große Stadt in dieser Gegend wirklich gestanden, ist wol ausgemacht, sowie daß sie ihre Zerstörung den wilden Tatarenhorden verdankt. Tauris, die schönste und berühmteste persische Stadt, bildete van Ghisele's Reiseziel in Persien. Ihre Lage, im Mittelpunkte einer weiten Ebene, bedeckt mit Gärten, Dorfschaften, Schlössern und isolirten Landhäusern, glich der von Damaskus. Aber Tauris übertraf an Umfang bei weitem das letztere; „denn“, sagt der Verf., „nie-mals sah ich nächst Kairo in meinem Leben eine größere Stadt“. (Im J. 1671 zählte sie 15,000 Häuser und 15,000 Kaufläden, ihre Bevölkerung gibt Chardin auf 550,000 Seelen an.) Tauris hat weit schönere Straßen als Kairo und war mit Wasser reichlicher versehen als Damaskus. Bewundernswürdig war hier vor allen der Palast des Schahs aus buntfarbigem Marmor erbaut und mit Gold, Silber und Auz ausgelegt. Gärten von ungeheurer Umfang umgaben diesen Palast, in denen sich unzählige Springbrunnen befanden. (Zur Zeit, als Chardin

in Persien reiste, waren von diesem ausgezeichneten Gebäude nur noch die Ruinen vorhanden.) Auf einem schönen, mit Fruchtäulen bepflanzten Plage ungefähr in der Mitte der Stadt erblickte unser Reisende eine große Eiserne von 400 Ellen im Umfange, mit Mauern umgeben und mit einem Geklein von blendender Weiße gepflastert. In diese Eiserne stieg man auf Stufen hinab. Eine Galerie, die auf 500 Marmorsäulen ruhte, zwischen welchen sich Kaufläden befanden, umgab diesen geräumigen Platz in seinem ganzen Umkreis. Wasser war in Tauris genug vorhanden, allein ein fühlbarer Mangel an Holz.

Das achte und letzte Buch dieses alterthümlichen Reisewerks endlich enthält die Rückkehr von Ghisèle's in sein Vaterland, über die Propontis, Griechenland, die Küsten der Berberet, Gorika, Italien und Deutschland. Von der kleinen Insel Patmos, die er auf diesem Rückwege gleichfalls besuchte, sagt er nals genug, daß ihre Bewohner niemals von irgend einer Kriegsunruhe zu leiden gehabt hätten, und zwar weil sie unter dem unmittelbaren Schutze des heiligen Johannes ständen. Bei Tenedos gedenkt er der ungeheuren Menge von Kaninchen, die auf dieser Insel sich aufhielten. „Gegenüber dieser Insel“, fährt er weiter fort, „liegt die Stadt Troja, deren Ruinen man noch unterscheidet. (Er verwechselt diese jedoch mit der Stadt Alexandria Troas, die ganz nahe am Meere lag.) Mohammed II. hat sie etwas wiederhergestellt und aufs Neue bevölkert, auch daselbst eine andere kleine Stadt erbaut und dieser den Namen Kapasianos gegeben.“ Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. einen ausführlichen Bericht von dem Tode Mohammed II., von seinem Testament, den Ereignissen nach seinem Tode, seinen Begräbnissfeierlichkeiten u. s. w. In Gallipoli landete der Verf., um sich nach Konstantinopel zu begeben; allein da er erfuhr, daß eine türkische Flotte von 7—800 Segeln bereit sei, den Hafen von Konstantinopel zu verlassen, mit kriegerischen Absichten auf Rhodus oder das Königreich Neapel, so besetzte er sich sehr, aus den Dardanellen zu entkommen. Er besuchte nun, auf seiner Heimfahrt begriffen, eine Menge kleinerer und größerer Inseln, die zum Theil schon im Alterthume berühmt waren, darunter Stalimene (das alte Lemnos), welches damals einen guten Hafen besaß, worin 400 Galeeren Raum fanden, und wo sich noch immer die im Alterthume so gesuchte terra sigillata vorfand; ferner Scopela, Hiero, Delos mit seinen vielfachen Ruinen, worunter sich noch die Statuen des Apollo und der Diana fanden, allein in so schlechtem Zustande, daß man sie kaum wiedererkannte. Auch auf dieser Insel zeigten sich eine außerordentliche Menge von Kaninchen. Nissa, Mergo, Paros und Milo waren jede mit einem guten Fort versehen; die letztere war sehr fruchtbar. Auf Gambia besuchte der Reisende das Labyrinth und die gut bevölkerte Hauptstadt, die einen starken Handel trieb. Der Hafen war einer der schönsten in diesen Gewässern. Die Küste von Gambia nach dem mittelländischen Meere hin war schlecht bewohnt, desto besser dagegen die Seite nach dem Archipel hin, und auf dieser Küste fanden sich auch alle Städte. Der Verf. widmet diesen klassischen Umgebungen eine ausführliche Beschreibung. Nachdem er hierauf einige der ausgezeichnetsten Städte des Peloponnes, die sämmtlich wohl besetzt und in gutem Vertheilungsstande waren, sowie die Inseln Strivoli, Zante, Cephalonia, Paros u. a. in Augenschein genommen, landete er wieder auf Korfu, von wo er längs den Küsten der Berberet und Gardinien sich Italien wieder näherte, da er wegen eines Krieges zwischen den Venetianern und dem König von Neapel sich in dem adriatischen Meere nicht hinaufwagte. Er landete in Otranto und gibt eine kurze historische Notiz über Sicilien. Malta, das damals zu Spanien gehörte, befand sich im blühenden Zustande. Bei Tripolis wollte der Verf. ans Land gehen, wagte es jedoch nicht wegen eines Streites, der zwischen einem Venetianer und einem Mauren ausgebrochen war; die Stadt Tripolis soll nach seiner Versicherung groß, schön gebaut, gut besetzt und hinreichend bevölkert gewesen sein.

Käse-Tunis war sie der beste Handelsplatz in der Berberet. Monifka, das gegenwärtig ein hübsches und festes Städtchen ist, war damals bloß von Marabouts bewohnt und hatte ein festes Castell, wo ein Flottenbefehlshaber des Bei von Tunis residierte. Sufa war schon damals eine blühende Stadt, im Quadrat erbaut, mit starken Mauern umgeben, auf welchen sich in gleichmäßigen Zwischenräumen 40 Thürme befanden. Es hielten sich hier genussreiche Kaufleute wegen des Thauschiffes auf. Man zeigte dem Reisenden zwei große, schön gemauerte Eiskernen, worin die Schmelzen diese Fische aufbewahrten. Sieben andere befanden sich außerhalb der Stadt, deren jede 6—800 Tonnen Wasser fassen konnte. In der Nähe von Karthago hatte der Verf. Gelegenheit, die herrliche Wasserleitung zu bewundern, von welcher sich noch gegenwärtig Bruchstücke vorfinden; sie war ungefähr 40 Ellen hoch und 28—30 (wahrscheinlich französische) Meilen lang; die Arcaden, von denen sich zu jener Zeit noch 6—700 vollständig erhalten zeigten, waren aus einer weißlichen Steinart erbaut, die sich sehr gut ausnahm. Überhaupt wimmelte damals die Umgegend von Karthago von Piraten, weshalb die Annäherung für den Reisenden keineswegs gefahrlos war. Die Stadt Tunis beschreibt der Verf. als ebenso groß und mindestens ebenso bevölkert als Tauris. Die Mutter des damaligen Bei von Tunis war von Geburt eine Spanierin und von Piraten geraubt worden. Hier verweilte das Ghisèle 14 Tage und begab sich hierauf nach Bona, einer hübschen Stadt von mittelmäßiger Größe, an dem Abhange eines Berges erbaut, an dessen Fuße ein schöner Fluß hinstromte. Einige Meilen von hier, auf dem Wege nach Tunis zu, betrieb man eine nicht uneinträgliche Korallenfischerei. Die Beschreibung, welche der Verf. von der Berberet, ihren Bewohnern, deren Sitten und Gebräuchen gibt, ist sehr ausführlich. Unter Anderm sagt er, daß, wenn der Bei auf die Jagd gehe, nicht weniger als 400 Kameele seine Bagage tragen, während tausend andere nur für das Fortschaffen der Armeedürfnisse in Kriegszelten bestimmt sind. Über Gardinien und Corsica gelangte der Verf. nach Genua, durchkreuzte dann Toscana und die Lombardie und kam wieder nach Venedig, dessen Merkwürdigkeiten er in einigen der letzten Capitel seines Reisewerks ausführlich beschreibt. Endlich kehrte er durch die Lombardie, die Schweiz, Elßaß, über Köln nach seinen Besitzthume Bayreuth in Flandern zurück am Johannistage des Jahres 1485.

Vergleicht man von Ghisèle's Buch mit andern mittelalterlichen Reisewerken, so findet man, daß er sich im Allgemeinen einer größern Ausführlichkeit und Genauigkeit beflissen hat als die meisten seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Hin und wieder stößt man wol auch auf Übertreibungen, die jedoch meistens mehr in der allgemeinen und zum Theil noch dämlichen Auffassung jener Zeit als in der Absicht des Verf. ihren Grund zu haben scheinen.

M i s c e l l e n .

Die bekannte Freundin Voltaires's, Mad. Duchatelet, starb 1749 an den Folgen eines Wochenbettes. Voltaire glaubte, sie hätte ein Miniaturporträt von ihm versteckt in einem Ringe getragen und suchte nebst Herrn. Duchatelet diesen Ring mit großer Sorgfalt auf. Der Ring ward endlich gefunden, Voltaire wollte ihn an sich nehmen, Duchatelet hielt ihn fest, zufällig trifft er dabei die Feder, das Porträt kommt zum Vorschein; es ist aber nicht das Voltaires's, sondern — St.-Lambert's (der Verf. der „Saisons“). „Unter uns“, spricht der Spötter von Ferny zu Duchatelet, „wir wollen uns Beide dieses Vorganges nicht rühmen!“

Ein neapolitanischer Edelmann, der sich im vorigen Jahrhundert vierzehnmal geschlagen hatte, um seine Behauptung, Dante sei ein größerer Dichter als Ariost, zu unterstützen, bekannte auf dem Todtette endlich, er habe keinen von Beiden jemals gelesen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 132.

12. Mai 1838.

Meyerbeer und seine Hugenotten.

Dresden, 20. April 1838.

Sie fragen, verehrter Freund, ob Meyerbeer's „Hugenotten“ in Dresden gefallen haben. Hierüber kann für Jeden, welcher daselbst einer Aufführung beizuwohnte, gar kein Zweifel sein. So allgemeiner Beifall läßt sich nicht erkünsteln, oder willkürlich vernichten; er ist vorhanden, und wird, irre ich mich nicht ganz, überall eintreten, wo man die Oper so gut zu geben im Stande ist, wie sie es erfordert. Das Orchester und die Sänger haben in Dresden die großen Schwierigkeiten durch Geschicklichkeit, Ausdauer und guten Willen überwunden, und insbesondere hat Madame Devrient erwiesen, daß die Kraft ihrer Stimme und ihrer genialen Begeisterung noch fähig ist, Alles zu beherrschen und mit sich fortzureißen.

Ihre zweite, scheinbar weit leichtere Frage: wie die Oper mir gefallen habe? ist für mich weit schwerer zu beantworten. Gefühl, Reflexion, ästhetische und musikalische Grundsätze, persönliche Theilnahme u. s. w. wogen so auf und ab und durchkreuzen sich dergestalt, daß einzelne absprechende Worte des Beifalls oder Mißfallens meine Ansichten oder Überzeugungen gar nicht deutlich machen können. Sie hängen wesentlich zusammen mit Dem, was man über öffentliche Meinung denkt oder denken sollte, und mit dem Zustande und Entwicklungsgange der Musik, ja der gesammten Kunst und Literatur, sodaß ich darüber ein Buch schreiben müßte, was gar nicht meines Amtes ist. Doch soll mich dies nicht abhalten, in einem Briefe wenigstens anzudeuten, was ich meine.

Ich halte es für einseitig und übereilt, eine Meinung, die sich in Vielen zugleich offenbart, kurzweg zu verdammen, oder die Augen dagegen zu verschließen. Sie verdient jedes Mal eine nähere Untersuchung, und erst aus rechter Erkenntniß der Gründe, des Zusammenhanges, der Folgen und sorgfältiger Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen wird sich ihr Werth oder Unwerth, ihre Wahrheit und Lebenskraft erkennen lassen. Immer hat das wirksam Hervortretende, Herrschende eine geschichtliche Bedeutung, und es bleibt ein fester und wesentlicher Fretum, diesen geschichtlichen Faden abreißen und das Würdige oder Unwürdige nur vor oder nach einem willkürlich gesetzten Zeitpunkt anerkennen zu wollen. Daher kann ich mich in keiner Weise mit Denen vertragen, welche die

Malerei etwa auf Giotto und Giesole, die Musik auf Palästina, oder das gesellige Leben auf irgend einen frühern Zeitabschnitt, irgend ein bon vieux temps zurückbringen möchten. Ebenso fern bin ich aber auch von Denen, welche mit dem Allerneuesten unbegrenzten Götzendienst treiben und den letzten Tag für alleinherrschenden Repräsentanten der Ewigkeit halten. Auf diese Weise verderbe ich es gewöhnlich mit allen Parteien und muß sehr oft den Vorwurf hinnehmen, es fehle mir zugleich an Kenntniß und Begeisterung. Niemand wird ein wahrer König und Beherrscher des Tages in Staat, Kunst und Wissenschaft ohne Anlage, Thätigkeit und günstige Verhältnisse; ob aber solche Blüte des Tages tiefe Wurzeln in der Vergangenheit habe und lebenskräftig noch in der ferneren Zukunft glänzen werde, ist schwerer zu entscheiden. Man soll indeß anmschauen und sich hierüber orientiren.

Bleiben wir bei der Oper stehen, so entsagen alle diejenigen Tonkünstler ganz dem Wesen und der Bedeutung dramatischer Musik, welche ihre Texte als bloße Träger instrumentaler Musik betrachten und behandeln; ihre Werke sind Solfeggien ohne weitere Wahrheit oder Inhalt. Viele Kritiker, welche in dieser Beziehung nicht ganz gleichgültig sind, haben doch den Grundsatz aufgestellt: der Text einer Oper sei im Verhältniß zur Musik nur eine Nebensache. Dieser Grundsatz wird durch die bisherige Geschichte der Oper nicht bestätigt; denn selbst die besten Arbeiten großer Künstler sind in den Hintergrund getreten, sobald der Text hinter der Musik zurückblieb, kein wahrhaftes Interesse erweckte und den echten Forderungen dramatischer Dichtkunst nicht genügte. Der Text ist also von viel größerer Wichtigkeit, als die meisten Musiker glauben, und nur sehr wenige haben durch sorgfältige Wahl desselben sich einen Hauptträger ihrer Unsterblichkeit zu verschaffen gewußt. Eine nähere Prüfung und Beurtheilung der Texte Gluck's, Mozart's, Spontini's, Weber's u. A. würde dies beweisen.

Meyerbeer hat durch seine Wahl von „Robert der Teufel“ und der „Hugenotten“ den Nagel des Tages auf den Kopf getroffen; sein Dargebotenes ist Das, was der Tag eben verlangt und bewundert, und keine Kritik wird ihm eine Herrschaft entreißen, welche die sogenannte Hauptstadt der Welt soeben bewilligt. Seine Werke werden unaufhaltsam und triumphirend Europa durchziehen; denn der Sturm-

pel ihres Geburtsortes und das Zeugniß pariser Kritiker ist ein günstiger Paß innerhalb der gebildeten Welt. Lönt denn aber in diese Freude der Herrschaft nicht das Bedenken hinein, daß Paris wie Saturn seine eignen Kinder verschlingt, das bis in den Himmel Erhobene nach kurzer Frist verächtlich zur Seite wirft, in der Veränderlichkeit und Abwechslung den Gott aller Götter anbetet und wie sich selbst, so auch viele auswärtige angebliche Kenner und Liebhaber leicht umstimmt. Paris gewährt die Ewigkeit eines Sommers, einer Saison; der rechte Künstler schreitet durch die Jahrhunderte nur durch eigne Kraft. Aus seinem Innern muß das Licht hervordringen; alle Beleuchtungen von außen sind heute Hochzeits- und morgen Leichenfackeln.

War's ein Glück oder ein Unglück für Meyerbeer, daß er nach Paris kam? Gewiß hätten seine Opern von seiner Heimat aus Eingang und Anerkennung überall so leicht wie von dort aus gefunden. Das hat ein anderer Künstler, der sich von Paris nach Berlin verpflanzte, erfahren. Ob diesem aber eine Art von künstlerischer Einsamkeit, eine ununterbrochene strenge, ja herbe Kritik nicht vorteilhafter geworden ist und ihn auf sich selbst und seinen Genius bestimmter und heilsamer hingewiesen hat, als es der Beifall und die Anforderungen pariser Salons vermögen, das ist die Frage!

Nur in Paris konnte ein Deutscher Texte wie „Robert der Teufel“ und die „Hugenotten“ erwählen, nur dort konnte dieser spanische Pfeffer, diese assa foetida dramatischer Poesie erwachsen. Wir sprechen so oft von der Röheit der Heiden und von der Milde und eleganten Bildung der Neuern! Wenn aber Agamemnon die Tochter opfern will, um (nach seinem Glauben wie Abraham) Hellas zu retten, Klytämnestra den Tod ihrer Tochter zu rächen sucht, Orest von den Eumeniden verfolgt und durch die Götter geschützt wird, wenn Odyss nach bitterm Leiden im Haine zu Kolonos eines seligen Todes stirbt, — ist dies Herbeste der alten Welt nicht von der tiefsten Milde, von der edelsten Wehmuth im Vergleich mit jenen Teufelen und Niederträchtigkeiten, welche den Kopf zerrütten und das Herz zerfressen?

Ich lebe der Überzeugung, es sei allemal ein Zeichen des Fortschritts und ein Weg zur Auflösung, sobald die Schönheit nicht der Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen ist und bleibt, sobald Das, was man moralisch, charakteristisch, effectvoll u. dgl. zu nennen beliebt, jene austreibt und sich allein herrschend auf den Thron setzt. Mit der Schönheit und ihrem Maße entweicht in der Kunst auch die wahre Stillschlichkeit, der echte Charakter und die edelste Wirkung. Es gab Zeiten, wo man Apollonius den Rhodier über Homer, Seneca über Platon und Sophokles, Marini und Gongora über Ariost und Cervantes, Lohenslein und Hofmannswaldau über den Dichter der Nibelungen und Gottfried von Strassburg stellte. Wir finden dies thöricht, spüren aber nicht, daß wir uns auf ähnlichen Bahnen bewegen. Die Maler, welche leibliche, die Dichter, welche geistige Pestkränke darstellen, tragen den Untergang in sich selbst und halten den Todtentanz, welchen sie und die von

ihnen Angesteckten aufführen, irrig für die Bewegung erhöhten Lebens. Dichtkunst, Malerei und Musik gewisser Schulen reichen sich traulich die Hand; sie leben desselben Glaubens: das Mistbeet sei die Verklärung des Irdischen, und das Treibhaus überbiete die Sonne.

Auch in der Oper sind wir in dieser Weise angeblich vorwärts — oder rückwärts gekommen; von Don Juan's „Treibt der Champagner“ zu Kaspar's Sauslebe; von Cortes' heldenmüthigem Schwur zu der gotteslästerlichen Anrufung des Herrn in den „Hugenotten“, nach welcher sich die Bestialität desto frecher kundgibt; von Armidens Zaubergärten zu Roschane's Kammerjungfern, und endlich — unglaublich und doch wahr — zu den Leichen lieblicher Nonnen! Diese Scene in „Robert“, wo der alte verrückte Satan in der Kirche die Auferstehung der Todten leitet, um seinen Sohn, den jungen dummen Teufel mit begrabenem Weiberfleische zu ködern und zu verführen, ist wol das Widerwärtigste und Ekelhafteste, was je Freunden der Kunst dargeboten worden ist und diese sich haben bieten lassen.

Endlich die Bluthochzeit, von welcher der Geschichtsschreiber leider sprechen, welche er wie ein Medusenhaupt zum Entsetzen vorhalten muß, von der er sich aber so schnell als möglich hinwegwendet, wählt der Dichter freiwillig zum Gegenstand einer vierstündigen Oper, als wäre sie der rechte rothe Faden, eine schlecht motivirte Liebesgeschichte zusammenzuknüpfen. Das Ermorden von Tausenden ist eine Art von künstlichem Abendroth, das Blut ein erkeulicher Farbstoff, um den Hintergrund mit geistig-bengalischem Feuer neuer Erfindung zu bemalen und zu verklären. Ja, selbst jene Urheber der größten Schändlichkeiten und Verbrechen erzitterten doch in der Nacht des Vollbringens vor sich selbst, und eine göttliche Hand schrieb vor ihren Augen das Urtheil ihrer Verdammniß nieder; hier dagegen wird zur Ergötzung der Zuschauer ein Tanz, ein Hofball hinzuerfunden, damit die Zuschauer durch die Reize der Tänzerinnen von störenden ernsten Gefühlen abgelenkt und zu frivolster Heiterkeit zurückgeführt werden.

Alles und Jedes enthält diese musikalische Speisekarte, mehr noch als die eines pariser Restaurateurs; ist denn aber ein umgestürzter Farbentasten schon ein Gemälde, und wo bleibt Einheit und Zusammenhang, wenn man Alles in einem Gemälde anbringen will? Welche Masse von musikalischen Gedanken, von Arbeit und Anstrengung hat der Künstler verschwenderisch auf diese unwürdigen Texte verwandt, wo Adel, Handlung und Gefühl in einem Gemisch von willkürlich aneinandergesetzten, meist widrigen Situationen verloren geht, wie sich bei einer genauern Prüfung so leicht erweisen ließe. Meyerbeer hielt sich schon zu lange in der Hölle und dem Purgatorium auf; möge er nunmehr den Weg zum Paradiese finden. Wir sind überzeugt, einem Manne von seinem Geiste und Charakter, seinen Gefühlen und Talenten müsse diese Verklärung zu Theil werden, sobald er nicht darnach fragt, was wol Andern in diesem Augenblicke gefalle, sondern aus eigener Kraft Das zu ergreifen und hinzusetzen sucht, was trotz alles Widerspruchs immerdar für vollendet gelten

muß. Diejenigen, welche ihn hieran erinnern, sind mehr seine Freunde und Verehrer, als die auf den Wellen des Vergänglichen neben ihm her schwimmen und ihn mit ihren Tagestrompeten zu verherrlichen meinen. 78.

Über das Actienwesen.*)

Die neueste Zeit ist nicht zu besprechen und ein Bild ihres Treibens nicht zu zeichnen, ohne daß auch der Actienunternehmungen gedacht würde, die sich als ein so gewaltiger Hebel industrieller Kräfte gezeigt, so mächtige Anstrengungen beflügelt haben und bereits als die Verkündiger einer neuen Phase des Güterlebens dargestellt worden sind. Sieht man diese neuen, die Gestalt der Erbschaft, die Natur aller Verbindungen verändernden Behälter eines Verkehrs, auf den so viele Hoffnungen gerichtet werden, sieht man die Eisenbahnen, Kanalbauten, Stromverbindungen, Durchstiche großer Landzungen, Dampfschiffahrten u. s. w., so kann man nicht umhin, des Mittels zu gedenken, das ihre Ausführung zunächst möglich machte. Dem Einzelnen wäre sie unmöglich gewesen; sie war nur durch Vereinigung vieler Kräfte zu verwirklichen. Eine solche Vereinigung aber war zeitlich in den meisten Ländern nur durch den directen Zwang, den die Staatsgewalt übte, bewirkt worden; die Actienunternehmung dagegen brachte sie durch den freien Zusammentritt der Privatkraft zu Stande, und es schien darin der Anfang einer vollen Emancipation des Güterlebens von allem leitenden Einflusse des Staats bereits angedeutet. Wo der Staat solche Anstalten gegründet hatte, da warfen sie entweder wenig Gewinn ab, weil nicht der Gewinn, sondern die Herstellung des Gewünschten das Ziel des Staates gewesen war; oder der Ertrag ward wieder in die zum Selbstzweck erhobene Anstalt und deren Weiterförderung gewendet; oder aber er floß in die allgemeine Staatskasse und diente meist zur Befreiung neuer, durch die vermehrten Einnahmen veranlaßter Ausgaben, selten zur wenig fühlbaren Verminderung alter Auflagen. Wo vollends hier und da ein Einzelner, mit seltenen Kräften ausgerüstet, sich an die Spitze umfangreicher, vielverzweigter Unternehmungen gestellt hatte, da wirkte der Gewinn, den sie lieferten, nur dazu, ein ohnehin schon übergroßes Vermögen zu kolossalem, dem Gemeinwohl keineswegs förderlichem Reichthum zu thürmen. Die Actienunternehmung aber vereinignte die verschiedensten Kräfte; während der Reiche vielleicht nur mit einem kleinen Theile seines Einkommens daran Antheil nahm, konnte der Mittlere, je nachdem Muth und Hoffnung lockten, vielleicht seine ganzen Fonds, der Kleine seine ganzen Ersparnisse darin anlegen. Auch eine gleichere Vertheilung des Gewinnes war in Aussicht gestellt, und es berechnete dies zu um so größern Hoffnungen, da in der ungleichen Vertheilung des Erwerbs von den meisten Forschern über den Pauperismus eine Hauptursache dieser gefährdenden Erscheinung erkannt worden war.

Die Möglichkeit also der Ausführung vieler Unternehmungen, an deren Ausführbarkeit man zeitlich verzweifeln mußte, der Nutzen, den das Gelingen derselben für so viele Seiten des socialen Lebens versprach, die Methode der Ausführung, welche für zweckmäßiger gehalten wurde, als wo der Staat diese leitete, und welche den Staat mancher Mühe, die Steuerpflichtigen mancher Ausgaben überhob, die aber wieder durch Verhältnißmäßigkeit in Vertheilung der Erträgnisse einer ge-

fürchteten Zeitgefahr entgegenwirkte, dies Alles wachte als Vortheil der neuen Erscheinung gepriesen und manche weitere günstigere Entwicklung in noch unbestimmten Farben und Umrissen in Aussicht gestellt. Es konnte jedoch auch nicht an solchen fehlen, welche zu diesem neuen Umschwunge bedenklich den Kopf schüttelten, oder wenigstens dessen Vohrpreisern das Horazische „Nil admirari“ zuriefen und vor dem Zuviel warnten. Namentlich wollten grade bei denjenigen Unternehmungen, bei welchen das Actienwesen sich am eifrigsten bethätigte, einige Stimmen es nicht gerathen finden, daß die Sorge dafür nicht dem Staate überlassen wurde. Andere fragten auch wol, ob denn in dem Mutterlande dieses Treibens in der That jene gleichmäßige und wohlthätige Vertheilung des Ertrages einer riesenhaften Industriegröße stattfinde, oder ob nicht dort grade die Heimath des gefürchteten Pauperismus sei? Die Leichtgläubigkeit, durch das neue Mittel zu den unerhörtesten Unternehmungen reiche Kräfte zu sammeln, und die Bereitwilligkeit, mit der diese, von rascher Gewinnsucht und dem Neuen, Hineinreisenden, Unerprobten der Erscheinung verblendet, sich Jedem darboten, der nur Hoffnungen zu erwecken verstand, machten es zur Quelle maßloser, übelberechneter Pläne, die voreilig in Ausführung kamen, und zum Werkzeug trügerischer, nur die Schlaubeit des Anstifters belohnender Speculationen. Auch ward hierdurch jener seltsame Actienwindel erzeugt, der, wie oft er auch dagewesen, und wie natürlich er durch die Verriegerungssucht einer des sittlichen Falts, der Genügsamkeit und der Ehrfurcht vor höhern Gütern entbehrenden Zeit erklärt wird, in seiner wahnsinnigen Verblendung ewig seltsam sein wird, bei welchem der Zweck des Unternehmens ganz bei Seite gestellt und der Gewinn an dem bloßen Vorsatz dazu und an den Betten über den Stand seiner wechselnden Geltung zum alleinigen Ziele wird. Darüber, sowie über das natürliche Festschlagen so mancher schlechtbegründeten Unternehmungen, wurden große Verluste verhängt, und wie in England, der Heimath ihres Treibens, die Fälle, wo wahrhaft durch die Theilnahme an Actienunternehmungen, durch den Genuß ihres Ertrags also, bedeutende Gewinne gemacht worden sind, überaus selten, die Fälle, wo dergleichen Unternehmungen wenigstens einen mäßigen, billigen Ertrag auf die Dauer abwarfen, nicht zu häufig, dagegen die Anzahl der gar nicht zur Ausführung gebliebenen, der unvollendet gebliebenen, der mit großem Verlust wieder aufgegebenen nur zu zahlreich sind, so blieb in Deutschland ein ähnliches Resultat um so mehr zu besorgen, je neuer hier die Erscheinung war, und je weniger sich die Deutschen in vielen zu ihrer Benutzung gehörigen Requisiten und vor Allem im nöthigsten praktischen Blick mit den Engländern messen mögen. Jedemfalls erwuchs aus diesen Betrachtungen die Aufgabe, sowohl die zu offene und zu große Gefahr für die Einzelnen möglichst zu mindern, soweit dies ohne Bevormundend zu werden geschehen kann, als auch und vorzüglich zu sorgen, daß nicht die Vortheile, welche aus den Zwecken der Unternehmungen für das Nationalvermögen zu erwarten waren, rettungslos verloren gingen.

So zerfiel sich schon die große national-ökonomische Hauptfrage: Welchen Einfluß das Actienwesen auf die ganze Gestalt des Güterlebens äußern dürfe, in manche Unterfragen, und neben ihr tauchten auch noch andere Fragen auf, z. B.: Wie die Actienunternehmungen, die Thatfache der Unvermeidlichkeit derselben angenommen, in ihrem Innern zu ordnen seien? Welche Maßregeln der Staat nehmen dürfe, um die mit ihnen verbundenen Mißbräuche und Mängel seinerseits zu mildern? Es zeigte sich auch, daß selbst das bestehende Recht der neuen Erscheinung nicht völlig gewachsen war, und es dümmerte die Ahnung, daß ihr eigenes Recht aus ihrer inneren Natur zu entwickeln sein werde. Die Art und Weise, wie diese verschiedenen Fragen von und in der Zeit aufgefaßt worden, ist zur Charakteristik der letztern und des hier besprochenen bedeutungsvollen Momentes in ihr fast wichtiger als die statistische Darstellung einer Reihe Unternehmungen, von denen bei den meisten noch keine Erfolge vorliegen. Zur Würdigung beider aber,

*) Obigen Aufsatz, der den Lesern d. Bl. vielleicht nicht unwillkommen sein dürfte, da er sich auf eine sehr geistreiche Weise über einen Gegenstand verbreitet, der so ganz an der Tagesordnung ist, haben wir aus dem soeben erschienenen ersten Hefte des „Conversations-Exilons der Gegenwart“ entlehnt, indem wir durch denselben am besten die Art und Weise zu bezeichnen glauben, in welcher die Erscheinungen der Zeit in diesem Werke zu Sprache gebracht werden. D. Red.

und um über die ganze Erscheinung ein klareres Urtheil gewinnen zu können, wird ein Rückblick auf die Formen, in denen sich die ganze Idee ihrer geschichtlichen Entwicklung angedeutet hat, nicht zu unterlassen sein. Dabei werden sich mehrfache Unterschiede, je nach der Gestaltung und nach dem Zwecke der Actienunternehmungen, nachweisen lassen, und es wird sich ergeben, daß hier wie überall das richtige Unterscheiden das erste Erforderniß zur Begründung eines wahrhaften Urtheils ist.

Wir übergehen für den Augenblick die Bemerkung, daß die europäischen Länder und vornehmlich die deutschen seit langen Jahrhunderten eine Actienunternehmung besitzen, deren Erfolge eine national-ökonomische Würdigung der ganzen Idee allerdings begründen können, und die in ihrem Bestehen und organischen Entfallen sich ihre eigne Politik, ihr eignes naturgemäßes Recht, überhaupt Alles geschaffen hat, was die Zeit für die neuen Gestaltungen suchte. Jetzt handelt es sich vorerst um die Unternehmungen, wo die Idee bereits in der neuern Form sich gezeigt hat. Im Reinsten und einfachsten Maßstabe lebt dieselbe seit alter Zeit in der in manchen nördlichen Küstenländern und vornehmlich in Schottland bestehenden Sitte, daß zur Ausrüstung eines größern auf den Fischfang ausgehenden Schiffes sich Mehre verbinden und den Ertrag dann antheilweise vertheilen. Nicht selten ist die ganze Mannschaft eines solchen Schiffes in das Geschäft verflochten, steht den Werth ihrer Arbeit in der Form von Actien ausgesprochen und erhält nicht Lohn, sondern Dividenden. Diese Einrichtung hat mit den neuern Actienunternehmungen die ganze Form der Berechnung des Antheils, das Darbieten eines Mittels, größere Unternehmungen durch Vereinigung kleiner, zerstreuter Kräfte zu ermöglichen, und die weitest Vertheilung des Gewinnes gemein, während sie ihnen in der Bedeutung des Zweckes und dem Umfange der Unternehmung unendlich nachsteht. Dagegen hat sie den wichtigen Umstand vor ihnen voraus, daß die Actionnaires hier nicht bloß Theilnehmer des Aufwandes und Ertrages, sondern auch in der Regel feste Theilnehmer des Geschäftes sind, an Leitung und Ausführung des Unternehmens, nicht sowohl im Verhältnis zu ihrem Einlage, als im Verhältnis zu ihrer Thätigkeit, die auch als Einlage gilt, fortwährenden thätigen Antheil nehmen, und daß eben daraus für das Gelingen des Unternehmens viele Vortheile fließen. Nicht Dasselbe fand bei den großartigen Actienunternehmungen statt, die zur Grundlage vieler Banken gedient haben. Indes blieb auch hier, wenigstens bei den englischen Joint-stock-banking-companies, ein näherer Zusammenhang aller Theilnehmer mit dem Geschäft durch den Umstand vermittelt, daß jedes Mitglied einer solchen Actienbank für die Zahlung ihrer Noten verhaftet ist, daß diese Banken zu diesem Ende, sowie aus andern Gründen, verpflichtet sind, jährlich ein richtiges Verzeichniß ihrer sämtlichen Mitglieder und Establishments an eine Staatsbehörde einzureichen, jedes gegen die Bank erlassene gerichtliche Urtheil die ganze Gesellschaft bindet und gegen jedes ihrer Mitglieder vollzogen werden kann, überhaupt also eine solidarische Verbindlichkeit stattfindet. Zudem besorgt der Staat eine fortwährende Controle, indem diese Banken vierteljährliche Übersichten ihres Activ- und Passivstandes einreichen müssen, die, wie Alles in England, zur Öffentlichkeit gelangen. Sie sind im Ganzen nur große Bankergeschäfte, mit ausgedehnten Fonds und zahlreichen Theilnehmern. Letzteres werden aus den angegebenen Gründen gemeinlich nur Personen, die mit dergleichen Geschäften vertraut sind. Die hauptsächlichsten Leter sind in der Regel mit ihrem ganzen Vermögen bei dem Geschäft interessiert. Das Geschäft selbst unterliegt dem Gange gewöhnlicher, auch von Einzelnen betriebener Bankergeschäfte, ist gegen deren Gefahren etwas gesicherter und weniger von äußern, unbekannten, durch keine Vorsicht zu neutralisirenden Umständen abhängig. Dies dient auch den Actionnaires solcher festländischen Bankinstitute,

bei denen nicht die gleichen Schutzmaßregeln eingerichtet sind, zu einiger Sicherung. Anders schon war der Fall bei den Handelscompagnien, die im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zur Benutzung der Colonien, des überseeischen Handels, des Seerisichsanges u. s. w. in mehreren Ländern begründet wurden — des bekannten Law'schen Finanzschwinds nicht zu gedenken. Hier handelte es sich um Unternehmungen, deren Charakter nur die Wenigsten mit einiger Sicherheit beurtheilen konnten, wo man sich in ein gefahrvolles unbekanntes Feld hinausbegab, die Leitung in die Hände Weniger geben und stets besorgen mußte, daß ein einziger, von diesen verschuldeter Mißgriff, aus dem man ihnen bei der Natur dieser Sachen nicht einmal einen großen Vorwurf machen konnte, unberechenbare Verluste für das Ganze nach sich zog. Die meisten dieser Unternehmungen sind wieder untergegangen. Viele schlugen von Haus aus fehl. Einzelne erhielten sich durch eine Unterstützung, die ihnen unweisse genug der Staat ließ, in einem kümmerlichen Hinsicheln, bis sie aus Mangel an Nahrung erloschen. In dem Handel mit ihren Papieren ist viel gewonnen, aber auch viel verloren worden; im Dienste der Unternehmungen hat sich Mancher, durch den Ertrag des Geschäftes selbst haben sich nur Wenige bereichert. Die bedeutendste derartige Unternehmung, die allerdings, aber auch nur unter dem Schutze des Monopols und der Handelsprivilegien, zu glänzenden Erfolgen gediehen war, die britisch-ostindische Handelscompagnie, hat im Verfolg ihrer Geschichte nur zu viel Beweise der nachtheiligen Folgen der Gemischung des Privatinteresses, nur zu viele Mißbräuche, Nepotismus und Eigennutz gezeigt und lieferte ihren Theilnehmern zwar eine bedeutende, aber doch dem Umfange des Geschäftes nicht entsprechende Dividende. Gute Geschäfte machten allerdings die russischen Handelsgesellschaften, wie z. B. die russisch-amerikanische Gesellschaft für den Pelzhandel zu Irkutsk, die 1799 mit einem Stammcapitale von 2,750,000 Rubel in 5500 Actien gegründet wurde, und gegenwärtig 8000 Actien zu 500 Rubel (Papier) besitz; ebenso die Gesellschaft für den Pelzhandel auf dem weissen Meere und andere. Doch dies ist kein Wunder, denn in einem Lande, wo die Industrie in der Kraft des ersten Aufblühens ist, muß das Capital stets seinen reichen Lohn finden.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Literarische Notizen.

Es ist fabelhaft, wie weit jetzt nun auch in England die Buchmacherei geht. Ein Hr. John Roby macht eine Reise durch 1) Belgien, 2) die Schweiz, 3) die Lombardei, 4) Piemont, 5) Savoyen u. und beschreibt dieselbe in zwei dicken Bänden, die 25 Schillinge kosten, wofür man eine Karte und zahlreiche Holzschnitte, nach des Autors Skizzen verfertigt, erhält. Das Buch führt den Titel: „Sieben Wochen in Belgien, der Schweiz, der Lombardei, Piemont, Savoyen u.“. Also in sieben Wochen durchreist ein Engländer fünf höchst interessante Länder und noch einige dazu und schreibt über Ds, was er gesehen hat, zwei dicke Bände, die mehr als acht Thaler kosten! Es ist wirklich fabelhaft, aber doch wahr.

An der Universität Kasan ist im Laufe des vorigen Jahres ein Lehrstuhl der chinesischen Sprache und Literatur errichtet und dem Archimandriten Daniel übertragen worden, der das Chinesische in Peking selbst erlernt hat, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Zugleich hat die Regierung der Universitätsbibliothek eine Menge chinesischer Handschriften einverleibt. Kasan hat nun vier Professoren für orientalische Sprachen, und außer dem Chinesischen wird das Persische, Arabische, Türkische und Mongolische gelehrt.

53.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Über das Actienwesen.

(Schluß aus Nr. 122.)

Das Beispiel der neuern Unternehmungen wurde gegeben, als der Speculationsgeist sich von den abenteuerlichen Reichen des oceanischen Verkehrs ab und auf das Nähers, sicherer zu Wärdigende wendete und die Privatkraft in England die Initiative in wohlthätigen Arbeiten ergriff, die anderwärts von aufgeklärten Regierungen, aber in viel geringerem Maße, durchgeführt wurden. Am erfolgreichsten war dies bei den Kanälen, als den für den Handel wichtigsten Verbindungsmitteln. Die Regierung hatte den Anfang gemacht, indem sie (seit 1755) den Canterbach durch einen kleinen Kanal mit dem Mersey verband. Den zweiten Vorschritt machte ein Einzelner, der Herzog von Bridgewater, indem er (1758—61) von seinen Steinkohlengruben bei Borsley bis in die Nähe von Manchester, unter Aufopferung des größten Theiles seines Vermögens, aber zum Segen des Landes, zum eignen Ruhme und zur großen Bereicherung seiner Nachkommen, den mit seinem Namen belegten Kanal führte. Der auch mercantilisch überaus günstige Erfolg dieses Unternehmens erweckte auf einmal den thätigsten Speculationsgeist, und es erfolgte jener gewaltige Aufschwung, dem es England zu danken hat, daß es in den innern Verbindungsmitteln an Kanälen, regulirten Flüssen und Landstraßen allen Staaten der alten Welt weit voraus ist; daß gleichwol dieses gewaltige Reg ininandergreifender Riesenwerke fast lediglich auf der Privatkraft beruht, und daß die Regierung sich bescheiden kann, nur solche Unternehmungen durchzuführen, welche wegen der ungünstigen finanziellen Aussichten die Privatspeculation nicht anlocken, gleichwol aber für den künftigen Aufschwung ärmerer Gegenden wünschenswerth scheinen. Es ist nämlich in England ohnehin der Straßenbau Sache der Grundbesitzer. Die Gesetze und die gesetzlichen Staatsgewalten bestimmen, was der Verkehr zu fordern berechtigt ist, und was er als Vergütung zu leisten hat. Die Ausführung liegt den Grundbesitzern und zwar gegenwärtig für die Landstraßen den Kirchspielen, für die Brücken den Grasschaften ob. Doch wird man es sehr natürlich finden, daß das Ininandergreifen dieser Werke schwer zu ermitteln wird, und daß der Kostenbetrag deshalb auch drückender wurde. Unter diesen Umständen lag der Gedanke nicht fern, daß einzelne Gesellschaften, gegen Erhebung gesetzlich zugewilligter Begehren, den Kirchspielen die Last erleichterten. So entstanden die nach den Schlagbäumen benannten Turnpike-roads. Das erste Statut für Errichtung eines solchen Geschäfts ist von 1653; doch vor 1760 folgten nur wenige. Von dieser Zeit an aber begann die allgemeine Begeisterung dafür, so daß 1835 in England und Wales 1025, in Schottland 190 dergleichen Gesellschaften bestanden, die zumeist sehr zahlreiche Theilnehmer hatten, namentlich unter den bei dem guten Zustande der Straßen persönlich interessirten Bewohnern der Umgegend. Diese Gesellschaften verwalteten an Landstraßen eine Länge von 20,874 englischen Meilen in England und Wales, und 3066 Meilen in Schottland. Ihre aus den Beitragen der Kirchspiele und den gesetzlichen Begehren bestehenden Einnahmen beliefen sich 1834 auf 1,088,767 Pf. St. in England und Wales, und 187,584 Pf. St. in Schottland. Allerdings reichten dieselben nicht aus, und 1833 hatten sie eine Schuldlast von 8 Mill. Pf. St., darunter 821,586 Pf. St. an Zinsrückständen. Die Gesetzgebung suchte dem letztern Uebelstande durch Erleichterung der Anleihen entgegenzuwirken; auch hielt man die Vereinigung mehrerer Gesellschaften und die Errichtung einer Generalcontrole für wünschenswerth. Ubrigens ist zur Begründung einer jeden solchen Gesellschaft die Genehmigung des Parlaments nöthig, und jede deshalb für das Par-

lament bestimmte Eingabe muß, nebst den Plänen und den Verzeichnissen der theilhaftigen Grundbesitzer, eine angemessene Zeit vorher in den betreffenden Grasschaften bekannt gemacht werden. Die Unternehmer müssen sich mit den Grundbesitzern zu verständigen suchen und dem Parlament Verzeichnisse sowohl Derer, die eingewilligt haben, als Derer, bei denen dies noch nicht der Fall ist, ferner die Kostenanschläge und Subscriptionslisten einreichen. Keine Bewilligung wird auf länger als 31 Jahre erteilt. Die Kosten genehmigter Bills werden von Staats wegen übertragen. Vergl. Kleinschrod, „Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel statistisch und staatswirthschaftlich erläutert“ (Stuttgart 1836).

Die Straßen, für welche keine dergleichen Gesellschaften bestehen, werden auf Kirchspielkosten erhalten. Der Staat baut höchstens, wo militairische Zwecke es fordern, z. B. in den schottischen Hochlanden. Ebenso sind nur drei bedeutendere Kanäle auf Staatskosten errichtet: nämlich der Royal military canal, der die kurze Strecke zwischen den Seehäfen Rye und Hythe an der östlichen Spitze der Insel in der Meerenge zwischen Dover und Calais verbindet und 1807 als Verteidigungsmittel gegen die feindliche Landung erbaut wurde; ferner der 1803 begonnene, 1822 für den Verkehr geöffnete, mit einem Aufwande von 986,924 Pf. St. gebaute, aber die Zinsen beizuleisten nicht deckende, prachtvolle Galesonkanal, der Schottland in nordwestlicher Richtung durchschneidet und seine Seen verbindet; und endlich der königliche Kanal in Irland, welcher 19 geographische Meilen lang von Dublin bis unterhalb Carrick gezogen ist und 1,086,586 Pf. St. gekostet hat. Gleichwol trägt die Ausdehnung der ganzen Kanalfahrt in den drei vereinigten Reichen 2960 englische Meilen, die Zahl der mindestens über fünf Meilen langen Kanäle in England und Wales 118 und ihre Gesammtlänge, mit Einschluss der kleineren, 2511 Meilen, die der schottischen 184, die der irischen 265. England allein, beinahe fünfmal so klein als Frankreich, hat viermal so viel Kanäle. Das Alles ist nur durch Actienunternehmungen möglich geworden. Es haben aber auch die auf Actien erbauten Kanäle in den drei britischen Reichen ein Anlagecapital von mehr als 30 Mill. Pf. St. erfordert. Gerade die kostspieligsten Unternehmungen gewähren eine so reiche Dividende, daß der ursprüngliche Werth der Actien um das Vier- bis Zwölfwache gestiegen ist. Ebenso natürlich ist aber auch die entgegengesetzte Erscheinung: viele Bauten sind gar nicht zum Anfang gediehen, oder, was noch schlimmer war, unvollendet geblieben, viele Actien völlig werthlos geworden. Namentlich bewirkte die Handelskrise 1825, daß von den 33 Gesellschaften, die sich in den zwei vorhergehenden Jahren mit einem Actiencapital von 17,753,000 Pf. St. zur Erbauung von Kanälen, Docks und Dampfschiffen gebildet hatten, nur wenige sich zu halten vermochten. Vergl. Schubert's „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa“ (Bd. 1, Th. 2, Königsberg 1836). Noch immer aber bestehen 121 Gesellschaften für Kanäle, 83 für innere Flußschiffahrt und über 80 für Eisenbahnen in den vereinigten Königreichen. Denn nichts war natürlicher, als daß sich gerade in England die schon bei Land- und Wasserstraßen statt des Staates beschäftigte Privatkraft der Idee der Eisenbahnen annahm. Die älteste Eisenbahnbill ist von 1758 für den Brindlines-railroad zur Verforgung der Stadt Leeds mit Kohlen. Darauf war ein Stillstand bis 1801, und die damals genehmigte Eisenbahn von Berrid nach Kello kam nicht einmal in Ausführung. Dagegen kamen von 1802—10 neun Eisenbahnen, größtentheils in den Bergwerks- und Manufacturdistricten zum Angriff, und von 1825—29 wurden 37 Eisenbahn bills erlassen. Bis zu Anfange 1836 waren die ausge-

der Entwicklung des Güterlebens, eine Revolution, die die Throne der „Grundherren der Arbeit“ umstürzt, würde das Aktienwesen nur dann vermitteln, wenn es zur Bahn diene, daß kleine Kräfte in einer nicht bloß mechanischen Vereinigung, nicht bloß unter einem Zusammenschließen der Geldsummen, sondern unter inniger Verbindung ihres Gemeinseins in die Concurrenz mit den größern träten; daß also Gewerbsunternehmungen entständen, zu denen Einige Capital, Andere technische, Andere geistige Arbeit steuerten, den Gewinn nach Maßgabe ihres Antheils an der Arbeit vertheilten und eben deshalb das regste und gleichmäßigste Interesse an dem Gelingen der Arbeit hätten. Dann würde die Arbeit geistvoller, der untere Theil des Gewerbsstandes veredelter und der Reichtum gleichmäßiger vertheilt werden. Wie die Sachen jetzt stehen, mag man nur das den Aktienunternehmungen mit vollem Rechte nachrühmen, daß sie die Ausführung von Maßregeln möglich gemacht haben, welche dem allgemeinen Güterleben und manchen sonstigen Interessen des Publicums von großem Nutzen sein können und die ohne sie vielleicht noch lange nicht hergestellt worden wären.

Ob sich den Mißbräuchen, die mit diesen Unternehmungen verbunden sind, so viel namentlich den sogenannten Actienschwindel betrifft, mittels der staatspolizeilichen Thätigkeit gründlich entgegenwirken läßt, mag bezweifelt werden. Sie haben allerdings einen ungünstigen Eindruck gemacht; sie mögen zum Ruine manches Einzelnen beigetragen haben; es hat sich in ihnen auf eine traurige Weise jene Seuche der Zeit gezeigt, nämlich die Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, die vielleicht, wie im 16. Jahrhundert, nicht bloß in dem Mangel an sittlichem Halt, sondern auch in dem abenteuerlichen Eindruck ihren Grund hat, den so viele neue und überraschende Erscheinungen im Güterleben gemacht haben. Was damals die Entdeckung der neuen Welt war, das ist jetzt die Erfindung im Reiche der Mechanik. Indes aus dem Gesichtspunkte einer Beschätzung des Einzelnen vor dem Selbstruin möchten wir die Gegenmaßregeln nicht vertheidigen. Der Staat thut besser, die Leute durch Schrecken und Beispiel Klug werden zu lassen, als wenn er Den bevormunden will, der mündig sein könnte und sollte. Auch kommt es den meisten Staaten gar nicht zu, sich so gewaltig über den übeln moralischen Eindruck, den jene Vorgänge gehabt haben, zu ereifern, da sie sich ja immer mehr auf Egalität stützen. Aber im Interesse der Actienunternehmungen selbst möchte es liegen, wenn dafür gesorgt werden könnte, daß die Actien möglichst in die Hände solcher Personen gelangen, die sich wahrhaft für das vorthellhafte Zustandekommen des Zweckes derselben interessieren. Nur wird man sich auf so vortheilhafte Mittel beschränken müssen, daß nicht über der Verhinderung des Mißbrauchs der gute Gebrauch verhindert wird, und eben deshalb wird man nicht allen Übeln vorbeugen können, vielmehr hier wie anderwärts sich trösten müssen, wenn nur der Nutzen den Nachtheil überwiegt.

M i s c e l l e n .

M a d a m e G r a n d t .

Man erinnert sich, daß der Prinz von Talleyrand in einer sehr engen Verbindung mit einer Dame Grandt gestanden und diese Dame endlich geheirathet hatte. Diese Person war von überaus beschränktem Verstande und setzte ihren nur zu geistreichen Gemahl dadurch oft in die größte Verlegenheit. Noch jetzt erzählt man sich zu Paris häufig von ihren Abentheuren, die mitunter sprüchwortlich geworden sind. Als der Staatsrath Faure den Entwurf des neuen Criminalgesetzbuchs vollendet hatte, so ward über die darin enthaltene Bestimmung, daß ein Eheemann, welcher seine Gattin im Ehebruche ertappe, das Recht habe, sowol sie als den Buhlen zu tödten, in allen Gesellschaften von Paris viel hin- und hergesprochen. Dies geschah auch an der Tafel des Prinzen von Talleyrand, als

Madame Grandt plötzlich ausrief: „que de semblables lois étaient faites par des hommes qui manquaient tout-à-fait d'éducation!“, wobei man sich denn das Gelächter der Gesellschaft und die doppelte Verlegenheit des Prinzen von Talleyrand wol vorstellen kann.

P r i n z F e i n r i c h .

Der französische Gesandte zu Dresden im Anfange dieses Jahrhunderts, Ladalette, nachheriger Generalpostmeister Napoleon's, hatte im Winter 1801 auf 1802 eine Reise nach Berlin gemacht und entwirft in der Beschreibung derselben besonders ein sehr ansehnliches Bild von der verstorbenen Königin von Preußen, deren Schönheit, Liebendwürdigkeit und Güte er gar nicht genug erheben kann. Dagegen urtheilt er weniger günstig über den Prinzen Heinrich von Preußen (Bruder des großen Friedrich) und die Meinungen, welche derselbe angeblich über seinen erhabenen Bruder geäußert haben soll. „Louis Bonaparte“, erzählt er, „était en même tems que moi à Berlin; il alla passer quelques jours à Rheinsberg, séjour habituel du prince. En revenant à Berlin, Louis, indigné, m'a rapporté ce propos que le prince lui avait tenu à table: „Vous avez une très-haute idée en France de mon frère Frédéric. Dans quelle erreur vous êtes, vous autres Français! Vous ne connaissez pas le secret de ses victoires. Il aurait dû passer sa vie à écrire: c'était à cela que la nature l'avait appelé!“ Ich setze die Stelle ihrer besondern Werthwürdigkeit wegen im Original hierher, als einen Beweis, daß sich auch ein großer Mann — denn das war Prinz Heinrich unstreitig — im Urtheile über einen andern großen Mann einer Ungerechtigkeit schuldig machen kann.

M a d e m o i s e l l e L e n o r m a n d .

Wer kennt nicht Mademoiselle Lenormand, diese berühmte Kartenschlägerin der Kaiserin Josephine! Ich weiß aus dem Munde eines Mannes, der viel in Napoleon's nächster Umgebung gelebt hat, daß der Kaiser selbst gegen die, freilich oft höchst merkwürdigen Ansprüche dieser Person gar nicht gleichgültig war, wenn er auch sich das Ansehen gab. Nach seiner Rückkunft von der erfurter Conferenz (Herbst 1808) konnte sich Josephine, Napoleon's guter Engel, nicht enthalten, ihm die Beschränkungen und Prophezeiungen der Demoiselle Lenormand mitzutheilen. Er schien sehr böse und drohte mit so viel anscheinendem Ernste, die Wahrsagerin festnehmen zu lassen, daß der Kaiserin bange wurde und sie eine Demoiselle Aubert zur Lenormand abfertigte, um sie vorzubereiten. Letztere aber, die ihren Mann besser kannte, blieb sehr ruhig und begnügte sich, zu erwidern, daß sie gewiß sei, vom Kaiser nichts fürchten zu dürfen. Diese Antwort ward an Napoleon hinterbracht. Er rief sich die Stirn. „Elle a raison!“ rief er dann aus; „mais où, diable, va-t-elle chercher ce qu'elle dit?“ Von der Verhaftung war keine Rede mehr.

R e f l e x i o n .

In Bourrienne's Memoiren, welche man anfänglich viel zu hoch erhoben und, wie das so zu gehen pflegt, nachher viel zu sehr herabgesetzt hat und welche doch oft einen sehr gesunden Blick verrathen, kommt im ersten Bande folgende Stelle vor: „Dans ces renouvellemens d'institutions que le tems amène nécessairement, l'on remarque que tout le mal vient de l'aveugle et présomptueuse résistance d'un côté, et de la précipitation insensée de l'autre, précipitation qui prend sa source dans l'absurde système d'une perfectibilité indéfinie. Le tems aurait donné à la France ce que lui ont donné la terreur et la mort. Rien ne prouve qu'une génération doive souffrir pour le bonheur de celles qui la suivent.“ Ich glaube nicht, daß es eine einfachere und schlagendere Antwort auf die Streitfrage zwischen den starren Conservativen und den wahnsinnig-eifertigen Destructiven gebe. 46.

Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. Von Gustav v. Heeringen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Mittheilungen über Portugal, sogar die flüchtigsten, von Augenzeugen müssen wol in einer Zeit, in einem Augenblicke von Wichtigkeit sein, wo wir dieses vor Alters so mächtige Land anscheinend immer mehr seinem völligen politischen Verderben nahen sehen, und wo es sich daselbst bis zur Evidenz darthut, daß freie constitutionelle Verfassungen nur für hochcivilisirte, in ihrer eignen Kraft und Intelligenz ruhige Völker, nicht aber für diejenigen geeignet sind, die, von den Sünden von Jahrhunderten geschwächt und entnervt, eines väterlichen Vormundes bedürfen, der sie mit starkem, männlichem Arme und Willen wieder auf den rechten Weg des Heils zurückführt, den sie von selber nimmer finden dürften. Ich sage, flüchtige Mittheilungen müßten schon mit Dank aufgenommen werden, um wie viel mehr aber die eines Mannes, der Monate lang in der Hauptstadt dieses Landes gelebt hat und auch in das Innere eingedrungen ist. Unser Verfasser begleitete den jetzigen König von Portugal dahin, als er zu seiner Vermählung mit der Königin Donna Maria sich nach Lissabon begab. Wir enthalten uns alles etwaigen Lobes oder aller weitläufigen Besprechung des Buches und erzählen nur dem Reisenden Einiges hier nach, um den Leser selber urtheilen zu lassen, was er davon zu erwarten hat. Das erste Drittheil des Ganzen ist dem Aufenthalte des Verf. in London, wo er den Prinzen Ferdinand einholte, und der Reise gewibmet; wir übergehen dies Alles und kommen mit ihm in Lissabon an.

Als das Dampfschiff, das den hohen Reisenden an Bord hatte, sich der portugiesischen Küste näherte, mußte es von ihr aus bemerkt worden sein; denn man vernahm daselbst Kanonendonner, der ihm von Punkt zu Punkt bis nach Estremadura voranrollte. Die königliche Flagge wurde aufgezogen; Aller Augen und Fernrohre richteten sich auf Portugal. Ein estremadurischer Lootse, ein untersefter dunkelbrauner Mann, mit langem, wild herabhängendem schwarzen Haare, worüber er eine rothe, spitze Mütze trug, in kurzen weißen Schifferhosen, brauner Jacke mit vielen Metallknöpfen und rothem Gürtel um die Hüften, dem Alle mit einer gewissen Achtung begegneten, re-

gierte jetzt das Schiff und stand mit ernstern, tiefblickendem Auge am Steuer, das seine Hand nicht mehr losließ. Es ward dem Befolge des Prinzen Befehl gegeben, Toilette zu machen und in Uniform zu erscheinen. In zackigen, hornähnlichen, alpenartigen Umrissen breitete Estremadura mit seiner hohen Sierra sich mit vielfachen Armen dem Meere entgegen. Fast jede Minute wechselte der Anblick: Wohnplätze, kleine Städte, Dörfer, Schlösser, Felsen und grüne Matten zeigten sich und verschwanden entweder auf den Abhängen der Berge, in den Thälern oder dicht am Gestade. Die Bergkette von Cintra erschien mit ihrem äußersten Vorsprunge, dem Capo da Roca; weit über diesem, auf bedeutender Höhe im Lande, zog sich ein weißer glänzender Streif auf dunkeln Grün hin, das Kloster Mafra vor seinem Olivenwalde. Jetzt zeigte sich eine Stadt, Frelceira, nur wenige Meilen von Lissabon. Immer milder schien die Luft zu werden, Vögel umflatterten das Schiff, zahllose weiße Segel, Fischerboote wurden überall sichtbar. Noch eine Spitze in der Ferne war zu umschiffen, um Lissabon zu sehen, die Roca da Lisboa. Ehe man sie erreichte, sah man sich plötzlich unter den Mauern einer starken Festung, die ihr graues Gestein gegen das graue Gebirge kehrte und darum nicht früher in das Auge gefallen war. Sie schleuderte einen ungeheuern Kanonendonner von ihren Thürmen und Wällen auf das Schiff herab, und eine Kopf an Kopf darauf gedrängte Menge jauchzte ihm zu. Es war das Fort San-Juliao. Der Prinz, in portugiesischer Generalsuniform, stand auf dem äußersten Hinterdeck und lästete dankend den Hut. Jetzt war die Roca umschifft, und man befand sich in der Mündung des Tago, um das erhabenste Schauspiel zu genießen. Rechts auf einer Insel, noch im Meere, lag das Fort San-Vuglo, das ebenfalls seine Kanonen löste; etwa eine Seemeile weiterhin stieg das Vorgebirge von Almada, die eine Begrenzung des Tago, zum Meere herab; links schimmerte es weiß und silberfarbig in hoher Luft bis zum tiefsten Rande des Gestades, marmorne Dome leuchteten von Bergen herunter, Paläste, Häusermassen, Quintas, genug, das majestätische Lissabon ging dem Blicke auf!

Derweil nun San-Juliao und Vuglo fortfuhren, hinter den Ankommenden drein mit ihrem Kanonendonner die Luft zu erschüttern, empfing sie eine neue Salve von

den Mauern der Stadt Cascaes, der letzten vor Lissabon. Jetzt rollte es auch von Almada dumpf nieder, und zwischen diesem Getöse hindurch, welches das Echo der Berge noch verstärkte, ließ sich von Zeit zu Zeit ein fernes melodisches Gebrause vernehmen, dessen eigenthümlicher Klang und prachtvolle Wirkung keine Feder beschrieb. Es waren die Glocken von Lissabon, die zu läuten begannen. Da die Dome und Kirchtürme dieser Stadt meist auf der Höhe der Berge gelegen sind, die sie mit ihren Mäusen bedeckt, so schien das Geklänge, hoch über dem Kanonendonner schwebend, aus dem Himmel zu dringen. Viele große und kleine Boote, mit Neugierigen besetzt, umgaben das Schiff und ruderten aus allen Kräften zu seinen beiden Seiten mit ihm fort. Etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Cascaes und Belem, dem ersten Vorsprung der Hauptstadt, kam ein großes Kanonendampfboot dem des Prinzen entgegen, löste seine Geschütze und setzte Boote aus, in die verschiedene Personen vom Bord aus niederstiegen. Sie kamen heran, und man ließ die schöne Treppe eiligst herab. Als sie anlegten, stieg langsam und feierlich ein hoher, jedoch gebeugter Greis mit schneeweißem unbedecktem Haupt, gekleidet in einen violettseidenen Talar, rothe Strümpfe und Schuhe mit großen diamantenen Rosetten, auf beiden Seiten unterstützt von zwei andern ähnlich gekleideten, die Treppe empor; ihm folgte ein ganzes Chor, augenscheinlich Geistlicher, in allen Nuancen der Tracht: es waren der Cardinal Patriarch von Portugal und der Erzbischof von Lissabon mit ihrem Gefolge. Eine Menge prächtig uniformirter Herren erschien gleich hinter ihnen, worunter die Herzöge von Palmella und Terceira, die Grafen Villa Real, Saldanha, Bembofsta, der Marquis von Loulé und viele Andere. Während diese Herren dem Prinzen im Salon vorgestellt wurden, setzte sich das Schiff in Bewegung; allein es ward jeden Augenblick durch neue Boote aufgehalten, die anlegen wollten. Da kamen die Oberkammerherren und Adjutanten der Königin, Deputirte der Cortes, See- und Landoffiziere, die Municipalität der Hauptstadt, Präsidenten der Collegien u. s. w., um den Prinzen zu bewillkommen und ihm zu huldigen.

Jeder Wellenschlag eröffnete nunmehr eine neue großartige Scene. Der Thurm von Belem, Lissabons Pforte, ein altes wunderbares mauritanisches Schloß, gab seinen donnernden Gruß, und die Hauptstadt mit ihrem Hafen, dem herrlichsten der Welt, entfaltete sich vor den Nahenden. Der Tajo hat hier bei seinem Ausflusse die Breite einer deutschen Meile. Rechts und links Schiffe mit tausend Flaggen geschmückt, ein jedes hüllte sich alsbald in Pulverwolken und brüllte sein Willkommen. Wenn man erwägt, wie viele englische und französische Kriegsschiffe stets den Tajo bedecken, und daß eben ein amerikanisches Geschwader vor Lissabon stationirte, daß sämmtliche Schiffe ihre Geschütze lösten, denen die Forts der Hauptstadt antworteten, daß die Glocken aller Kirchen und Klöster von Lissabon, folglich Tausende, läuteten, so wird man die Beschaffenheit des Getöses berechnen können. Die Luft erzitterte, das Meer schien stärker zu fluten. In Belem

ist ein königlicher Palast, dessen Terrassen, mit weißen Statuen geschmückt, bis zu dem Ufer des Tajo herabgehen. Auf diesen Terrassen sah man mit unbewaffnetem Auge Citronenbäume und einzelne Palmen. Die Fassade von Ajuda, einem der größten und prächtigsten Schlösser Europas, mit einer Lage, wie sie kein anderes hat, trat etwas später heraus; dann Alcantara mit der königlichen Residenz Necessidades auf einer gleichfalls hohen Terrasse; dann die Marmorkuppeln des Domes von Estrella, weiß wie Schnee gegen den tiefblauen Himmel. Das eigentliche Lissabon, der Kern der Stadt, liegt noch immer in der Ferne; aber seine Kais und Landungsplätze lassen sich bereits erkennen. Die grauen Massen der Kathedrale treten allgemach aus dem Silbergrau der übrigen hervor, das Geklänge ihrer Glocken ist schon lange von den übrigen zu unterscheiden gewesen. Immer dichter wird das Gewühl der Schiffe, der Barken, man hört nichts mehr als den Donner der Geschütze, den die erstern lösen, indem das Dampfgeschiff ihnen vorüber immer in der Mitte des Stromes die Länge der Stadt hinauffegelt.

Rechts ist ihm jetzt das Gebirge Almada mit seinen tausend Quintas und einer Stadt auf dem höchsten Gipfel, links Lissabon, und nun eröffnet sich schon der hintere Grund des Gemäldes, die fernen Höhen der Arabidada, die den Spiegel des Tajo in einen prächtigen Halbkreis einzufassen scheinen. Um 1 Uhr Mittags warf man im Angesichte des Haupthafenplatzes, Praça do Comercio, Anker. Tausende von Booten, mit Menschen bedeckt, erwarteten hier den hohen Reisenden, und eine lange prachtvolle Barke mit 120 geschmückten Ruderern, die königliche Yacht, arbeitete sich heran, um ihn an das Land zu seiner königlichen Braut zu tragen. Ein Zelt von blauer Seide, mit silbernen Franzen und Sternen verzieren, bildete das Vordertheil der Barke, und die Luft spielte anmuthig mit den leichten seidenen Vorhängen und schwellte sie segelartig, während das Fahrzeug sich bewegte. Die Matrosen, eine Schar kräftiger dunkelbrauner Gestalten, mit mehreren Rohren vermischt, waren ziemlich uniformirt, jedoch barfuß. Nur die nächsten Umgebungen des Prinzen bestiegen mit ihm die Barke. Der Verf. war nicht dabei und ließ sich in Gesellschaft mit Andern in einem Boote zur Stadt rudern. Wir folgen ihm dahin.

Auf den Stufen, die vor den Balustraden der Praça do Comercio in den Fluß führen, lagen Hunderte von halbnackten Schiffen und Fischen, dunkelbraune Lastträger, Gallegos, viele Schwarze, Kinder und Hunde, oder umringten die Landenden schreiend, indem sie ihre Dienste anboten. Beim weitem Vorschreiten auf der Praça wetteiferten Schmutz und Hitze miteinander, ihnen lästig zu fallen. Allenthalben dunkelbraune Gestalten mit nackten Füßen und Armen, rothen Rücken und Gürteln, dazwischen Frauen von nicht hellerer Gesichtsfarbe und wenig angenehmen Zügen, die an Negerbildung erinnerte, in rothen oder braunen Mänteln und mit einem seltsam aufgesteckten weißen Luche als Kopfschmuck. Außerdem Matrosen von allen Hautfarben, Wautschierreiber mit ihren Thieren unter den Arcaden des Platzes, oder auf den

Stufen der prächtigen Reiterstatue, die ihn schmückt, Esel, mit Früchten oder Blumen beladen, Karren, von Stieren gezogen. Ein Esel, zu beiden Seiten mit großen Körben von Apfelsinen, auf dessen Rücken ein Mohnknabe saß, trabte vorbei. Eine Gruppe Knaben lagerte um ein Feuer, bei dem sie etwas brieten, auf der Schulter des Einen saß ein Affe und wühlte in dem Kopfsaar seines Trägers. Seltsame kleine Halbkutschen von den altmodischsten Formen, mit Maulthieren bespannt, auf deren einem der Kutscher ritt, rollten hin und wieder. Sänften wurden von Männern und Maulthieren, auch Eseln getragen. Die Straßen, von ansehnlichen vier- bis fünfstöckigen Häusern gebildet, deren zahllose Balcone in der That schön genannt werden können, hatten etwas Graues, Farbloses, Melancholisches. Die Trümmer von Kirchen und andern Gebäuden, zurückgebliebene Spuren des Erdbebens, vermehrten diesen Eindruck. Die Gesellschaft begab sich durch die lange, gerade, schöne Rua do Arsenal über mehre Plätze zu dem sogenannten Caes do Sodré, in eine der hier befindlichen Restaurationen. Das Local war im ersten Stock eines großen Hauses und bestand aus drei Zimmern mit geöffneten Fenstern, die sämmtlich Thüren waren und auf kleine Balcone mit zierlichem Eisengitter führten, über die grüne hölzerne Jalousien herabgelassen waren. Ein höchst liebliches Licht wurde dadurch bewirkt. Gewaltig zurückgedrängt, stahl sich der herrliche flammende Strahl der gerade darauf liegenden Sonne durch alle Fugen. Die Zimmer waren hübsch, doch ohne Pracht decorirt. Eine Menge colorirter Kupferstiche schmückte die Wände: Darstellungen aus Napoleon's Leben, vermischt mit laiciven Gegenständen aus der Göttergeschichte. Auf demselben Platze ließ Dom Miguel alle seine Hinrichtungen vollziehen. Die Praça dos Romulares und, wo er vom Lajo begrenzt wird, Caes do Sodré bildet ein großes Viereck, auf drei Seiten von den ansehnlichsten Häusern umgeben, auf der vierten von einer Balustrade begrenzt, unter welcher der Strom, mit Barken und Schiffen bedeckt, hinfließt. Aus den Fenstern der Casa do Passo ließ sich das Alles übersehen. Vor den weitgeöffneten Thüren eleganter Kaffeehäuser saßen oder aufst wandelten anständig gekleidete Männer; denn dieser Platz ist der Versammlungsort der Fremden, das Palais royal von Lissabon, dessen Mittelpunkt. Der Verf. nahm hier ein Mittagsmahl ein: Austern, Seefische, grüne Erbsen, Geflügel, Eierspeisen, Salat, und dazu den zundichst am Lissabon wachsenden trefflichen Wein, Carvacellos, Colares und Bellas, auch Termos branco: „Hi, wenn man ihn fließen sieht, sagt er, und Feuer, wenn er über die Lippe gegangen ist. Einige Tropfen von diesem Weine, in ein Glas Wasser geschüttet, genügen den Eingeborenen. Auf den Nachtsch legen die Südländer besondern Werth, und er war auch diesmal noch köstlicher als die Mahlzeit. Vielfarbigen Seldes in zierlichen Gläsern folgten Crèmes mit Confituren, Eis, angenehm duftende Essenzen und ein großer Korb frischgepflückter Drangen; die große, vollsaftige, schwellende Apfelsine, die zwergartige Satzung dieser Frucht, Macaas genannt, eßbare Citronen,

Ananas, dicke Feigen und endlich eine kleine rosenwangige Frucht, die algarvische Birne. Hohe Porzellanvasen voll Rosen und einer Fülle anderer Blumen umdufteten die Schmausenden in der ersten Hälfte des April. Bei der abendlichen Rückkehr auf das Schiff erwartete den Verf. ein neuer unvergleichlich schöner Anblick. Das amphitheatralisch bis auf den Kamm der höchsten Berge gebaute große Lissabon, das sich stundenweit am Strome hinabzieht, war festlich erleuchtet, und dazu tönte das Geräusche aller Glocken wieder, das zuweilen ein Kanonenschuß unterbrach, den zuerst die Berge von Almada und später die Arabidas widerhallten. Auf dem Lajo gitterte der Reflex von hunderttausend Kerzen.

Am andern Tage fand die Vermählung statt, deren Ceremonien zu ihrer Zeit durch die Zeitungen bekannt wurden. Der Verf. beschreibt auch sie mit allen Vorzügen eines nahen Augenzeugen und schildert besonders die Contraste zwischen Süd und Nord, welchen letztern die vielen anwesenden Nordamerikaner und Engländer vertraten, und neuer Zeit und Mittelalter sehr anziehend. Das letztere fand sich am hervorstechendsten noch in dem altspanischen Costum der Pairs von Portugal mit seiner Diamantenpracht und in dem der königlichen Dienerschaft wieder. Von der jungen Königin sagt er: sie sei von mittler Größe, und ihre Gestalt zeige Fülle, vielleicht ein klein wenig mehr, als die strengste Regel der Schönheit gestatte, jedoch durchaus nicht so viel, um aus der Anmuth der Formen zu treten. Die Züge ihres blendendweißen Antlitzes seien sanft und einnehmend, ihr Haar blond, Nacken und Hals hätten den Schwan beschämt, und sie sei mehr bleich als blühend erschienen, was vielleicht in dem Angreifen der Ceremonie, in der Hitze des Tages und in der dumpfen Luft der dicht angefüllten Kirche seinen Grund gehabt. Außerordentlich reich und prächtig war ihr Anzug. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas und eine Tunica, mit Gold durchwirkt, deren Schleppe eine lange Reihe von Damen hielt. Die Drapenbänder, welche ihre Brust umfaßten und unter denen sich große Sterne von Edelsteinen wiegten, ließen kaum den Gürtel von Diamanten zwischen ihren bunten Farben durchschimmern. Alle Pracht von Brasilien hatte sich aber auf ihrem Haupte in dem Juwelschmucke der Krone vereinigt, die auf ihren blonden, fast noch kindlichen Locken ruhte. Was ist nun wahr, diese anmuthige Schilderung der jungen Königin, oder die abschreckende mancher Engländer? Hat hier Koburgische Loyalität idealisirt, oder dort böser Wille vorgewaltet?

(Der Beschluß folgt.)

Tonleben. Novellen und vermischte Aufsätze von A. Kahler. 8. Breslau, Aderholz. 1838. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. hat schon auf verschiedenen Gebieten seine schriftstellerische Gewandtheit bethätigt; besonders ist er indessen als musikverständiger Kritiker vorthellhaft bekannt geworden. Das vorliegende Büchlein beschäftigt sich denn auch, wie schon der Titel andeutet, mit Gegenständen, die in das Gebiet dieser Kunst einschlagen. Eine musikalische Novelle: „Reinhold's Wanderjahr“, bildet das wesentlichste Stück dieser gesammelten

Schreibern. Kunstnovellen sind seit einiger Zeit sehr beliebt geworden. Sie lesen sich auch in der That angenehm, wenn der Verf. wirklich Einsicht in die Kunst besitzt, die er behandelt. Dies ist hier der Fall. Was der Autor über Musik sagt, wird jeder Sachverständige unterschreiben können. Dabei wird es geschildert, klar vorgetragen und so mit den Begebenheiten der Novelle verknüpft, daß wir nicht durch eine abstracte Discussion ermüdet werden. Die Novelle selbst stellt die Schicksale eines jungen Musikers dar, der, durch sein Auftreten bekannt und berühmt geworden in der großen Welt, die Unschuld des Willens und die heilige Ehrfurcht vor der Kunst, die er aus seiner Vaterstadt in die Provinz mitgebracht hatte, nach und nach immer mehr, zuletzt ganz einbüßt, daher aber auch von jener Nemesis der Unzufriedenheit, der zerstückten Lebensruhe ereilt wird, die einer solchen apostatischen Gesinnung folgen muß. Als Charaktergemälde müssen wir in dem Wertigen viel Gutes anerkennen, doch der Bau, die Construction der Novelle ist sehr leicht gehalten. Wir finden nichts von Dem darin, was den eigentlichen Dichtergenius bezeichnet, nämlich eine Erfindung und Gestaltung des Stoffes, die das Gepräge organischer Nothwendigkeit, verbunden mit jener Freiheit der Wendungen darbietet, die zugleich überraschend und doch folgerecht ist. Es sind eben nur nachsichelfolgende Begebenheiten, wo sich zwar natürlich ein Ereigniß dem andern anschließt, in denen aber eine künstlerische Hand nicht sichtbar wird. Nur die Consequenzen, die sich aus den Charakteren ableiten, sind festgehalten, im übrigen herrscht mehr Willkür als Gesetz. — Eine zweite Novelle: „Die Dilettanten“, ist kleiner, genügt aber in der, mehr humoristischen Composition den Forderungen an einen organischen Bau mehr als die erste, wiewol sie an innerem Interesse derselben nachsteht. Die Discussion, welche unter Anderem darin über Spohr's Verhältnis zur Musik geführt wird, zeigt von klarer Anschauung seines künstlerischen Beweises. Der Verf. scheint uns hier sogar von einer zu großen Vorliebe, die er früher für diesen Meister gehabt, zurückzukommen.

Noch mehr als in den Novellen ergibt sich der Beruf unsers Autors, über musikalische Gegenstände zu schreiben, in der zweiten Hälfte des Buches, den „Beiträgen zur Ästhetik der Tonkunst“. Man braucht nicht eben überall gleicher Meinung mit Jemand zu sein, um ihm das Recht, den Beruf, über einen Gegenstand zu schreiben, zuzuerkennen; so würde der Verf. dieser Beurtheilung z. B. nicht überall Einer Ansicht mit dem Verf. des Buches sein in dem Aufsatze: „über die Bedeutung des Romantischen in der Musik“, wiewol viel Wahres darin anerkannt werden muß. Ganz vollkommenes Recht aber muß man dem Autor in seinen klar und überzeugend ausgeführten Meinungen in dem Aufsatz: „über die Genrebilder in der modernen Musik“, geben. Hier eifert er gegen Verirrungen, die der Ref. häufig genug selbst bei neuern Musikern und Aesthetikern zu bekämpfen gehabt hat, die in der Musik noch etwas Anderes suchen wollen als diese selbst, während doch eine solche Musik (so gut wie die Allegorie in der Dichtkunst und Malerei oder Plastik) immer nur eine zweite Rangstufe einnehmen kann. Es ist nur ein Beweis von der Armuth der Schöpfungskraft und Phantasie unserer jetzigen Musiker, daß sie in Malereien (viel verkehrter als der göttlich unschuldige Paydn) und Tonbildern (wie häufig Mendelssohn) etwas Drittes darstellen wollen, nicht den musikalischen Gedanken selbst. Sehr richtig sagt Kahlert darüber: „Da die neuern Kunstformen so schwach sind, sich selbst zu vertreten, so wird ihnen ein Inhalt aufgebracht, und es entstehen Musikstücke mit Überschriften. Die Musik aber steht auf dem Punkte, ihr innerstes Wesen aufzugeben, sobald sie sich selbst nicht mehr genug ist.“ Beethoven's selbständige Verirrungen haben die unselbständigen der Gegenwart hauptsächlich mit erzeugt. Mit einem lesenswerthen Aufsatz: „über das Oratorium und sein Verhältnis zur neuern Kunst“,

macht der Verf. den Übergang zu zwei eignen Oratorien, die jedoch ohne die Musik, die dazu geschrieben ist, nur von geringem Interesse sein können. In der vierten Abtheilung des Büchleins, den Gedichten, findet sich dagegen viel Anspornendes für Geist und Gemüth (vorzüglich die epigrammatischen Einfälle) und auch Manches, was den Componisten willkommen sein wird. Jedenfalls ist das Ganze ein schätzenswerther Beitrag zur ästhetischen Literatur der Gegenwart. 82.

Notiz.

Die Kabiren.

In einer Sitzung der irischen Akademie zu Dublin las neulich Sir William Betham einen Aufsatz über die Mythen der Kabiren und phöniciische Alterthümer. Ihm zufolge waren die Kabiren ein Geheimbund oder eine Bruderschaft, welche ihre Erzeugenschaften in Künften und Wissenschaft vor allen Nichteingeweihten geheim hielt. Lange Zeit war dieser Geheimbund, der schon sehr früh entstand, ausschließlich auf die Phöniciier und ihre Colonien beschränkt; sie hüllten ihre Kenntnisse über Schiffahrtskunde, Bergbau, Astronomie u. s. w. in mythische Fabeln und Allegorien, damit die profane Menge nichts davon erfahre. Aus jenen Fabeln und Allegorien entstand die mythologische Theologie der Griechen und Römer. Das Wort Kabiri bedeutet im Celtisch-Phöniciischen buchstäblich: der Bund oder die Verbrüderung der Wissenschaft. Kabari heißt: Bund oder geheime Gesellschaft, Kabari: die Wissenschaft. Die vier Grade der Einweihung hießen nach ihrer Stufenfolge: Krieros, Kriochersa, Kriocherus und Kamillus oder Kasmillos. Diese wurden von den Griechen zu Gottheiten erhoben; vielschicht verbreiteten die Phöniciier selbst gesieffentlich diesen Irrthum, den nur die Eingeweihten erklären und berichtigen konnten. Der Bund selbst entstand, wie gesagt, in den frühesten Zeiten und ist beinahe so alt wie das phöniciische Volk selbst; er scheint eine wesentliche Stütze oder ein Product der Politik desselben gewesen zu sein; denn ein Hauptzweck dieser letztern war, die Welt in Untunde über die Fortschritte, welche es selbst gemacht hatte, zu halten; daher wurden die Erfindungen und Entdeckungen in furchtbare Mythen gehüllt, in die kein Uneingeweihter dringen konnte. Auf diese Weise und mit solchen Mitteln blieben die Phöniciier Jahrhunderte lang Herren des Meeres, des Handels und erwarben ungeheure Reichthümer. Die Entdeckung, daß die celtische und phöniciische Sprache Identität miteinander haben, gab Mittel an die Hand, den wahren Sinn der vermeintlichen kabirischen Gottheiten aufzuklären. Das ist die Meinung Sir William Betham's. Wir bezweifeln aber sehr, daß auch nur ein einziger unserer deutschen Alterthumsforscher dieselbe gelten lassen wird. 55.

Literarische Anzeige.

Geben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

J. P. Eckermann.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat durch die Herausgabe seines Gesprächs mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (1823—32.) Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. Geh. 4 Thlr. der Besizer eine so interessante Gabe geboten, daß man begierig sein wird, ihn auch in seinen eignen poetischen Productionen kennen zu lernen.

Leipzig, im Mai 1838.

f. A. Brockhaus.

Montag,

Nr. 134.

14. Mai 1838.

Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. Von
Gustav von Heeringen. Zwei Theile.
(Beschluß aus Nr. 132.)

Das Gemälde des Straßenlebens in Lissabon, das unser Reisender gibt, ist sehr interessant, und dieses letztere muß doppelt eigenthümlich sein, da in Lissabon nicht wie in andern großen europäischen Hauptstädten die verschiedenen Classen der Einwohner in besondere Viertel vertheilt sind, sondern Vornehm und Gering durcheinander wohnen. Für einen Fremden, der viele Besuche zu machen hat, muß das bei der weiten Ausdehnung der Stadt höchst unbequem sein; denn die Fahrt von Einem zum Andern ist nicht selten eine kleine Reise mit allen Gefahren und Abenteuern einer großen. Man passirt dabei Wege und Straßen, die zu erklimmen man Vorspann braucht, während man abwärts lieber aussteigt als den Hals wagt; oder die Maulthiere werden müde und versagen den Dienst; dann wird still gehalten, die Gabelschel der Seja durch einen eisernen Stab geschützt, den der Bolhero oder Kutscher unter dem Siege des Fahrenden vorzieht, und die Thiere erhalten etwas Gras zum Futter; oder man kommt an einer Schmiede vorüber, wobei dem Wagenführer einfällt, daß an seinem Fuhrwerke schon seit lange Dies oder Jenes zu repariren ist, was der Senhor vielleicht bezahlen wird, um nur weiter zu kommen, und er hält und spannt aus und läßt repariren, oder auch ein Maulthier beschlagen, der Senhor mag sagen, was er will.

Auf politische oder statistische Schilderungen der innern Verhältnisse Portugals läßt sich unser Reisender in beschreibender Rücksicht auf die kurze Dauer seines dasigen Aufenthaltes gar nicht ein. Alle etwaigen desfallsigen Forderungen des Lesers verweist er auf das nächstens erscheinende, wo nicht schon erschienene Werk des Obersten v. Eschwege über Portugal, der daselbst eine lange Reihe von Jahren verlebte und das brasilische und portugiesische Bergwesen geleitet hat. Als erste Anlässe zu der Störung, die nicht lange nach seiner Ankunft bereits in dem Verhältnisse des Prinzen Ferdinand zu dem Volke eintrat, gibt Hr. v. Heeringen an: daß erstens Donna Maria trotz der Weigerung der Cortes die allerdings auch der Charte zuwiderlaufende Ernennung ihres Gemahls zum Generalissimus der Armee durchgesetzt habe, die man

hinwieder ihr von auswärts zur ausdrücklichen Bedingung gemacht haben soll; daß zweitens zu derselben Zeit der Finanzminister Campos sein Portefeuille niedergelegt; und daß endlich drittens das falsche Gerücht sich verbreitet habe, es befinde sich ein Jesuit im Gefolge des Prinzen, wiewol dessen Ursache alsbald entfernt wurde.

Als den Hauptgrund der, nach dem Verf. unter dem gemeinen Volke allerdings noch fortdauernden Anhänglichkeit an Dom Miguel gibt er die überrasche Aufhebung der Klöster nach dessen Sturze an. Uns scheint die Richtigkeit dessen ziemlich einleuchtend. Das gemeine Volk konnte aus vielen Ursachen den Druck der Hand des Despoten nicht sehr mitfühlen, es hängt dagegen noch mit tausend Fäden, die man jetzt unbesonnenerweise auf einmal zerriß, an seinem alten Glauben, und es ist nun natürlich, daß die aus ihren fetten Pfünden gejagten, brotlos gewordenen Mönche zumal den Haß des Landmanns gegen die Neuerungen anschüren; die unzähligen Räuberbanden auf dem Lande, die sogar in Lissabon — wo die Chefs der Banden ungestraft wagen dürfen, sich öffentlich zu zeigen, und ihre eignen Bureaus haben, in denen den Reisenden nach dem Innern Sicherheitspässe verkauft werden — immer zunehmende Unsicherheit von Leben und Eigenthum sind die Folge davon, und so arbeitet man von unten und oben her einander in die Hände, alle Bande der Zucht und Ordnung in dem unglückseligen Lande zu zersprengen. Die 5 — 600 Klöster, die vordem das Land bedeckten, mußten mit ihren Eigenthumsrechten und Bewohnern nothwendigerweise tief in das Leben des Volks verwachsen sein, und sogar daß der Landmann an sie den Zehnten entrichten mußte, war keine Last, sondern eine Wohlthat für ihn, da dieser Umstand seine natürliche Trägheit nöthigte, den ergiebigen Boden zu bebauen. Jetzt wird er durch nichts mehr dazu angehalten, und zwei Drittheile von Portugal liegen brach. Geld, seine Luxusbedürfnisse zu befriedigen, hatte der Landbauer wenig oder nicht; denn der Handel nach außen, den er trieb, war unbedeutend; er empfing es als Almosen aus der Hand der Mönche, die tausend Kanäle hatten, fremdes, meist brasilisches Gold über die Schwellen ihrer Klöster zu leiten. Da nun dies aufgehört hat und der arme Landmann, durch langen innern Krieg ausgezogen und erschöpft, nun auch noch die vertriebenen

Mönche, für welche auf keine Weise gesorgt ist, als Gäste zu ernähren hat, so ist wol seine Lage für den Augenblick beklagenswerther, als sie vielleicht je gewesen.

Wir können nicht unterlassen, aus dem ersten Theile dieser Reise noch ein reizendes, noch jetzt lebendes und also doppelt interessantes Bild herauszuheben, das der Verf. von einer Erscheinung gibt, die in ihrer Eigenthümlichkeit gewiß nur in Lissabon bestehen kann. Es ist die Schilderung einer schönen Hölle. Ganz in der Nähe des Caes do Sodré, zwischen diesem und der Kirche San-Paolo befindet sich nämlich ein großer Markt für Lebensmittel, wo eben das Gedränge und Volksgetreibe herrscht, das auf solchen Plätzen gewöhnlich. Gegen den Fluß zu halten die Fischer und ihre Weiber mit den Producten des Tajo und nahen Meeres sell. Hier sieht es naß, schmutzig, blutig aus, und die Gestalten der Menschen scheinen so wild wie das Element, dem sie ihre Waare entreißen, und wie die Meeresthiere, die sie überlistet und oft nicht ohne Kampf bewältigen. Weiter ab vom Ufer und nach der Stadt und Straße San-Paolo zu wird der Anblick des Platzes freundlicher, die Verkäufer von Landthieren, Geflügel, Gemüse und andern Dingen nehmen die Mitte ein; die äußerste Linie der Buden aber, welche die eine Seite der Straße bildet, ist wahrhaft schön und reizend. Hier sind die Verkäuferinnen der Drangen, Feigen, Granaten, Ananas und Blumen. Die größte und bedeutendste dieser Buden gleicht einem kleinen Hause von Holz. Ein junger Bursche und ein unerwachsenes Mädchen saßen am Eingange, und der Erstere schlug beim Eintritt unsers Reisenden mit einer Art von Klöppel auf eine metallene Scheibe; der dröhnende Ton, den diese von sich gab, drang durch das ganze Gebäude, und es trat aus der Tiefe eines halbdunkeln Hintergundes, der sich aus Gängen um den Mittelpunkt einer mächtig großen Pyramide von schön geordneten Früchten und Blumen bildete, eine weibliche Gestalt, ein Mädchen von hohem Wuchs und unbeschreiblich schönem, wahrhaft königlichem Antlitz. Ihr Anzug war nicht reich, aber malerisch, idealisch. Sie mochte damals 24—25 Jahre alt sein, und die erste Blüte der Jugend war also für sie vorüber; aber wer sie so sah, mußte annehmen, daß dieser Moment eben der schönste ihres Lebens. Haar und Auge waren schwarz und ihr längliches Antlitz von dem reinsten Oval, nur grade so viel von der Sonne ihres Landes gebräunt, als zur Harmonie ihrer Erscheinung gehörte; das Metall ihrer Stimme konnte fast männlich genannt werden und war doch von dem weichsten, hinreißendsten Schmelz. Die schöne Martiquinha, so ist ihr Name, redet Französisch, Spanisch, Englisch, Italienisch mit derselben Gewandtheit wie Portugiesisch und radebrecht sogar etwas Deutsch. Sie brach für jeden der Eintretenden eine Rose und Drangeblüte von der Pyramide ab, die sie ihnen mit freundlichem Anstand reichte, und lud sie näher zu treten ein. Es war Gesellschaft da. Die Gänge, die den Fuß der Pyramide nach allen Seiten umgaben, waren mit bunten Aloeteppichen belegt und auf der Wandseite mit Bänken, Rohrcanapés und fetz-

ten Stühlen versehen. Junge und ältere Männer, Uniformen, Schiffsjacken und ähnliche Costums, jedoch nur Wohlgekleidete saßen umher, schwägend, rauchend, Blumen riechend, Drangen essend, oder mit Affen und Papageien spielend, deren sich eine ziemlich Anzahl bemerkt machte, weil Martiquinha mit erstern Thieren einen ausgebreiteten Handel treibt. Sie hat immer eine reiche Auswahl von azorischen, capverdischen, afrikanischen und brasilischen, und ihr Bruder ist der Aufseher, der alte Vater zähmt sie. Hr. v. Heeringen sagt von diesem Mädchen: wenn es Menschen gebe, die ihrem Beruf eine höhere Bedeutung verleihen und ihn gewissermaßen zu abeln verständen, so gehöre sie unter deren Zahl; ihre Bude sei ein Salon, sie beherrsche diesen Kreis so vollkommen, daß er überzeugt sei, man könne nichts in ihrer Nähe reden oder thun, was ihr mißfällig. Er läßt freilich unerörtert, was ihr Alles mißfällig sein dürfte; indessen mag doch so viel gewiß sein, daß sie mit ihrem Gewerbe Anstand und Grazie in hohem Grade zu verbinden weiß und bei ihrer Schönheit in diesen Umgebungen wohl oder übel bezaubern muß.

Unsere Reisenden auf dem interessanten Ausfluge nach Eintra zu begleiten, müssen wir uns des Raumes wegen versagen. Derselbe führt ihn durch den wüsthften Theil von Lissabon, wo die Vorstellung der vielen Felder, Gärten, öden Plätze, der unendlichen Menge von schlechten Gassen, die steil auf- und niedergehen, das schlechte Pflaster, der üble Geruch, und daneben wieder einzelne Paläste mit Gärten, über deren Mauern die üppigste Frühlingvegetation sich hinwegdrängt, dichte Rosengebüsche mit Tausenden der schönsten Centifolien, eine aber die andere schwellend, blühende Azaleen, Drangendebäume voll Früchte, Cactus und Palmbäume uns das eigenthümliche Bild der wunderbaren Stadt gewähren. Untermweg prangen Berge und Thäler mit Granatbäumen, Myrten, Lorbern, Palmen, Feigen, Oliven und ganzen Wäldern von Korkeichen; hohe Cactusstauden, Weinreben, Rosen, Georginen, große Gebüsche wilder Rofeda, weich und zärtlich um die harte, unzugängliche Aloe geschlungen, wilde Hyacinthen, blaue Winden u. s. w. bilden die Umzäunung der Wege, der Brunnen und Quellen, hängen über jede Mauer und verbergen deren Gestein, umkleiden den Fuß der Felsen, den Stamm der Bäume, die Geländer der Treppen und hauchen den Düst des Paradieses um sich. Und dazu denke man sich noch Bäche, die wie Silberfäden an der dunkeln Wand des Gebirges niederrieseln, nach der Tiefe zu breiter werden, von Klippe zu Klippe springen, stürzen und ihre diamantenen Tropfen auf das Grün naher Laubkronen spritzen, das Lied der Nachtigallen, das aus tausend Bäumen ertönt; schöne Schmetterlinge, die sich auf ihren leichten prachtvollen Flügeln von Blume zu Blume wiegen. Von der Staffage solcher Landschaften oder von der Scenerie der Stadt sagt der Verf. sehr richtig: es sei etwas Eignes um den Süden, daß alle seine Gestaltungen, die kunstlossten, die gewöhnlichsten, der plastischen Schönheit näher stünden als die ihnen analogen im Norden. In Allem liege hier et-

was so ausgesprochenes, Ganzes, Vollendetes, daß z. B. der mit seinem Stabe an der Mauer sitzende oder lehrende Bettler das Ideal eines Bettlers sei. Eine Gruppe ruhender Matrosen, der Hirt, der seine Herde überseht, die verschleierte Mutter, mit ihrer Tochter zur Kirche gehend, tausend andere belebte oder unbelebte Gegenstände mögen im Süden allerdings schon weit fertigere Poesie als im Norden sein. Zum Theil, fügen wir hinzu, rührt dies aber wol auch mit daher, weil der Süden noch nicht wie der Norden von der Krankheit der Alles gleichmachenden, alle Eigenthümlichkeit der Natur und des Standes verwischenden flachen Bildung unserer Zeit angesteckt ist. Im Mittelalter war das Alles auch im Naturzustande bei uns poetischer als jetzt.

Sehr interessant wird uns ferner die fast eine halbe Stunde lange Rua Aurea von Lissabon geschildert, wo die meisten Goldschmiede und Juweliere ihre Läden haben. Der Reisende behauptet, sogar in London fänden die hier ausgestellten Waaren nicht ihres Gleichen, und keine Nation könne Diamanten mit so vielem Geschmac zu behandeln verstehen als die Portugiesen. Doch ist Alles dieser Art dort auch ungemein theuer, und besonders für Kurasartikel im Allgemeinen ist Lissabon eine der theuersten Städte Europas.

Wir bedauern ungemein, daß Hr. v. Heeringen der portugiesischen Sprache weder mächtig war, noch seinen Aufenthalt dazu benutzte, ihrer mächtiger zu werden. Er würde so vielleicht dennoch fähig geworden sein, uns über das innere Volksleben etwas zu sagen, von dem wir gar nichts durch ihn erfahren. Über die gegenwärtige Literatur erhalten wir auch keine Kunde; jedoch bedauern wir dies weniger, da sie wie eben alle neuen Institutionen Portugals nichts als eine elende Nachahmeret der französischen und englischen ist. Die Literatur zu Pombals Zeit, die Hr. v. Heeringen im Vorbeigehen erwähnt, schlägt er wol etwas zu hoch an, sie war doch nur eine Treibhauspflanze.

Buchhandel gibt es in Lissabon jetzt eigentlich nicht, aber wol Bücherverkaufsläden, wo die Bücher, zusammengebunden, mitunter nach dem Gewicht verkauft werden. Wie schade, daß Hr. v. Heeringen, wenngleich er sie nicht kannte, nicht immerhin ein paar Centner davon aufkaufte! Die alten Klosterbibliotheken sind gewiß in Lissabon hier und dorthin verzettelt worden, und wiewol die Engländer auch hier wie anderswo das Fett mögen abgeschöpft haben, läßt sich doch fast mit Gewißheit annehmen, daß nicht bloß manche Schätze der alten portugiesischen, sondern auch vornehmlich der spanischen Literatur auf diesem Lissaboner Todbeil für Spottpreise zu haben wären. Das portugiesische Journal- und Zeitungswesen soll in einem hohen Grade typographisch ausgebildet sein. So rühmt unser Reisender auch die Theater, d. h. Oper und französische Schauspiel. Uns eckt es indessen an, wenn wir hören, wie auch hier keine Spur von Volksthümlichkeit sich vorfindet. Bellini, Auber, Rossini amüsiren und ennuiiren hier wie allenthalben das Publicum; und auch wir Deutsche können stolz sein, unsere modernen

Meisterwerke vom portugiesischen Volke gekannt zu sehen: auf den portugiesischen Volksbühnen figuriren die „Sieben Mädchen in Uniform“ wie in Berlin! Den Beschluß des Buches macht eine kleine Reise stromaufwärts nach Almeida, wo wir auch von dem Landleben eines französischen portugiesischen Edelmanns einen Begriff erhalten und eine Schilderung des Jahrmarches von Amoreiras. Wir trennen uns ungern von Allem und begreifen nur nicht, wie die Verlagshandlung dem Verf. die kleine Mühe erlassen konnte, ein ordentliches Inhaltsverzeichnis zu seiner Reisebeschreibung anzufertigen, dessen Mangel sehr unbequem wird. 42.

Correspondenznachrichten.

Berlin im April 1838.

Die preussische Hauptstadt gehört zu den Städten Deutschlands, wo noch das Beste geschieht, was sich als besprechenswerth herausstellt; und dennoch, wenn ich die lange Reihe von Monaten hinschaue, seitdem ich aus Mangel an äußerer und innerer Ruhe nicht einmal in meinem Tagebuche über Berlin geschrieben habe, bin ich fast verwundert, so wenig Ereignisse als hervortretende Gipfel vor mir zu sehen, an welchen mein Auge und zugleich meine Correspondenz festhaften möchte. Es läßt sich über Berlin unendlich viel schreiben, was sich aber in eine allgemeine und nicht immer erfreuliche Betrachtung des hiesigen Volksgeistes, dessen maliciöse und leichte himsteinartige Grundlage in völliger Nachtzeit zu Tage liegt, und des geschwinkten, mit einer nur scheinbaren Kruste von wirklicher literarischer Bildung überzogenen Lebens der höhern Stände auflösen würde. Dazu käme noch etwa das Theater und das geringe Kunstleben, welches sich nur in einzelnen zum Theil mattfarbigen Blüten offenbart. Was hat sonst noch eine deutsche Hauptstadt, selbst wenn sie im Range Berlins steht, Besseres zu zeigen? Etwas das Fokleben? Wer dringt in die Geheimnisse eines deutschen Hofes, oder wer möchte sie aufdecken, ohne sich der Beschuldigung hochverrätherischer Absichten bloßzustellen. Eine Revue? eine Parabe? Besuch oder Durchreise einiger hoher Herrschaften? Politische Constellationen? Kriegerische oder friedliche Absichten? Das Leben in unsern Salons? Aber wo sind unsere Salons? Wer kennt sie? Und wenn ich über die Stimmung, welche hier die jüngsten religiösen Bewegungen im Osten und Westen des Reichs veranlaßt haben, raisonniren wollte, so würde ich damit in ein Gebiet gerathen, welches besser in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vertreten und angebaut wird. Dem Universitätsleben stehe ich bereits seit Jahren ein wenig abwärts. Die Verdienste der Männer, die an diesem Institute wirken, Hierden der Wissenschaft und Berlins, sind allgemein bekannt. Und doch ist auch nach dieser Seite hin nicht zu leugnen, daß seit Hegel's und Schleiermacher's Dahingang, und seitdem Sans sich zu einer vorsichtigeren Äußerung seiner Gesinnungen veranlaßt sieht, eine gewisse Mattigkeit sich eingefunden hat, die sich deutlich sogar im Verkehr der akademischen Jünglinge untereinander kund gibt. An Schwung und Begeisterung des Gemüths, an wahrhaftem wissenschaftlichen Eifer, der frei von Prätentionen und Weismüthigen von Eitelkeit wäre, ist so fast überall nicht mehr zu denken. Unsere jungen Gelehrten sind von Hause aus nicht mehr jung, und unsere Ältern doppelt alt. Es ist eine Hypochondrie, eine Morosität, eine Kopfängerei vorhanden, wofür das hiesige Gesellschafts- und illusorische Salonsleben keine heilsame Arznei ist. Die Jugend auf unsern Gymnasien betreffend, so ist diese im Allgemeinen sehr naseweis, arrogant, widersetzlich, geliebert, ohne Pietät für Ältern und Lehrer, wohl bekannt in den Conditoreien und sehr vertraut mit der Art, wie man hier aufs leichteste kleine Jugendliebschaften anknüpft. Der Unter-

nicht hat sich mehr verallgemeinert und den realen Gegenständen des Wissens zugewendet, und wenn man auch gegen das Princip dieses zunehmenden Realunterrichts im Grunde nichts einwenden kann, so ist doch ein anderer sich einschleichender Uebelstand sehr bemerkbar — man lernt nicht aus, treibt nichts gründlich, fährt über Alles hin, ohne irgendwo zu haften, man verlernt mit einem Worte das Lernen selbst; man hat nur Überblicke, aber keine Tiefblicke. Correspondent, der selbst ein Freund der realen Wissenschaften und ein Gegner des Allzuviellernens in den Schulen wie des Mißbrauchs ist, welchen man mit dem einseitig-grammatischen Studium der alten Sprachen getrieben hat, sieht bei alledem ein, daß wir uns zukünftig leicht vergebens nach Männern, wie sie die alte Unterrichtsmethode hervorgebracht hat, umsehen werden. Geister wie Kant, Lessing, Goethe, Herder, Humboldt u. A. reden als ruhmwürdige Beispiele dem alten Unterrichtssysteme das Wort. In einem gedrungenen Kern muß sich der Schüler erst sammeln, um von hier aus sich peripherisch weiter auszubilden; er muß festen Fuß fassen in irgend einer Sprache oder Wissenschaft — und so entsteht nun die Frage: soll man ganz zu der alten Unterrichtsmethode, welche die klassischen Studien hauptsächlich im Auge behält, zurückkehren, oder sie ganz als Nebensache behandeln und die realen Wissenschaften, deren Anwendung sich uns überall anfrängt, sobald der Mangel an ihrer Kenntnisaufnahme schmerzhaft fühlbar wird, zur Hauptsache erheben? Mit der Halbheit ist nichts gethan, und so kommt man endlich auf die vielfach angeregte Frage zurück, ob es nicht am besten sei, von einer gewissen Scheide an den Realunterricht von dem klassischen auf den Gymnasien zu trennen und die Jüglinge je nach ihren Talenten und Neigungen entweder diesem oder jenem zuzuweisen. Im Allgemeinen lehrt man unsere Gymnasien zu wenig denken; mit bloßen Formeln ist nichts gethan, und bei den wenigsten Schülern, selbst Primanern, welche doch sogar lateinische und griechische Verse zurechtsetzen wissen, ist von eigentlichem deutschen Styl die Rede. Man wende mir nicht ein: woher die Menge jetzt von jungen Schriftstellern, die doch alle ein lesbares, fehlerfreies Deutsch zu schreiben wissen? Aber wer wollte einen bloß aus der Conversation hervorgegangenen, wigelnden, pikanten, leichtfertigen und gedankenleeren Styl für Styl halten? Ein Styl ohne Gedanken ist keiner, denn nur der Gedanke macht seinen Styl.

Ich bin ein wenig von dem Ausgangspunkte meiner Betrachtung abgeschweift; ich will nur sagen, daß auf den berliner Gymnasien eine allseitige und allgemeinere Bildung bezweckt zu werden scheint, wodurch die Reizung der Berliner, über Alles zu sprechen und abzusprechen und nichts gründlich zu erörtern, begünstigt wird. Die gelehrten und gründlichen, wenn auch einseitiger gebildeten Jüglinge, deren Vorzug es zugleich ist, daß sie Alles mit einem gewissen, wenn auch pedantischen Eifer betreiben, kommen aus der Provinz.

Unsere Studenten lassen sich in ihrem Äußern kaum noch von der Masse unterscheiden; es sind sammt und sonders civilisirte Menschen, und Keiner, läme er auch mit noch so burschikoser Gesinnung und Tracht nach Berlin, wird der Kleiderculturbildung und Mode auf die Dauer widerstehen können. Sehe ich einen so frischen langhaarigen Burschen, so dauert mich schon im Voraus der schöne Paarwuchs, ich sehe ihn bereits im Geiste der Schere unterliegen — und ich habe mich nicht getäuscht. Das zweite Halbjahr mag der Student trotz aller Versuchungen und Anmuthungen in diesem halbwilligen Zustande noch aushalten, das dritte gewiß sieht ihn civilisirt; das letzte Mägdchen macht dem steifen Gute Raum, der polnische Rock dem nach der eben geltenden Mode gearbeiteten Ober- oder Leibrock, Bart und Kopfsaar beugen sich der Cultur — der Mensch ist würdig, an der sanftmüthigsten Gesellschaft Berlins Theil zu nehmen. Statt des gemeinsamen Trinkens und Commercirens vergnügt man sich auf eigne Hand, oder zecht mit ein paar guten Freunden in der Stille, was noch gefähr-

licher ist, weil es zu einer hindämmenden stumpfen Liebeszeit mehr noch verleitet als ein gemeinsames mit Anreger und begeistern dem Gesang verbundenes Rundtrinken. Die schöne Zeit des ehemaligen Studentenlebens, deren nur zu gedenken noch Trost und Erquickung alter Brautpfeile ist, scheint unwiederbringlich dahin zu sein! — Eine gewisse Partie Studenten gibt's, die sich von dem bloßen Zustande des Nachschreibens in den Collegien emancipirt hat und entweder aus wirklichem Berufe, oder aus Liebhaberei, oder eines Noth- und Zehrpennigs wegen literarischen Arbeiten obliegt; Studenten, welche sich, statt in Collegienheften, unter Journalisten und Zunderwaaren in den Conditorien vergraben und Herbst — denn nicht bloß in Berlin gibt es der Literatur beflissene Studenten — Ritter, oder Stiefens, oder Zwetsen, oder Gabler hören, um ihnen nachträglich zu beweisen, daß sie auf anrechtem Wege sind, während sie — nämlich die Herren Studenten mit ihren kurzen Lebensläufen — eben auf dem rechten Wege sich befinden, auf dem Wege nach der nächsten Conditorerei oder Journalistenkassette.

Somit bin ich unwillkürlich dahin gelangt, wohin ich begehrt, zur Darstellung der literarischen Zustände Berlins. Ich brauche nicht so discret zu verfahren, wie sonst wol meine Art ist; denn die Herren, von denen ich hier zu sprechen habe, sind selbst nicht die discretesten und fast ohne Ausnahme klatsch-süchtig, und wo sie einen Funken sehen, blasen sie darauf mit der vollen Kraft ihres kritischen Athems, und wenn es ein wenig Dampf und Stroßfeuer gibt, stoßen sie ins journalistische Horn und rufen in alle Welt: Feuer! Diese Herren sind die eigentlichen Nachtwächter der Literatur, aber auch zugleich die Brandstifter, die sich, wie weiland König Philipp, an Autodasies ergöhen und die Krone mit Haut und Haar verbrennen möchten, die literarischen Reher, welche nicht ihrer Meinung sind, die Madame Duberant nicht für den ersten Mann ihres Jahrhunderts und nicht für sich selbst nach der Duberant für die ersten Männer des literarischen Deutschlands halten. Wollte man nach ihrer Planlage im deutschen literarischen Himmel, wo es sehr langweilig hergeht, die guten Schäschen von den bösen Schäschen sondern, so würde höchstens ein Duzend von den guten übrig bleiben, sie und ihre Anhänger, die allein noch was sind und allein die deutsche Literatur zu machen das Recht und die Fähigkeit haben. Ich werde mich über diesen Gegenstand möglichst ruhig aussprechen, wie ein frommes Kind; ich weiß recht wohl, daß ich jenen scharfsinnigen Herren hier eine Mißthe gebe, und dennoch sage ich: wie ein frommes Kind, welches seinem spielgenössischen Publicum von Korn-, Butter- und Gänseblumen und, wie Guckow wichtig mortgespielt zu haben glaubt, von „Mücken“ und „Maientläsen“ erzählt. Leider war dies Guckow'sche Wortspiel ein misrathenes, indem darunter die Herren Meyen und Mücke, Literaten am hiesigen Plage, verstanden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Ein qui pro quo.

Nach der Autorität des verstorbenen gelehrten St.-Martin heißt es gewöhnlich: der officielle Titel des Khans von Khiva sei Takfir. Von dem petersburger Akademiker Ch. M. Frägn erfahren wir über dieses Wort aber Folgendes: Takfir ist ein bekanntes arabisches Wort und bedeutet eigentlich: Bekkürzung, dann Unterlassung, Fehler, Vergehen. Im Gespräch hat es ganz den Sinn unsers: Vergebung! Pardon! In der Bucherei pflegen die zum Khane Nebenben jenes Wort aus Höflichkeit so oft als nur möglich in ihrer Rede einzuschleichen und, wenn sie diese beendet, noch wiederholt hinzuzufügen; auch die Bittschriften an den Khan schließen man mit einem zwei-, dreimal wiederholten takfir. So ist es auch in Khiva und in andern jener Gegenden Brauch.

83.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 135.

15. Mai 1838.

Plus de maris! Plus de pères! ou le paradis des enfans de Dieu, par le chevalier de Laurence. Zwei Bände. Paris 1838.

Unter diesem Titel, der unwillkürlich an die Annoncen der pariser Wanzenvertilger und Marktzahnärzte erinnert, ist soeben ein merkwürdiges Buch erschienen. Der Autor berichtet in der Vorrede, daß er während der Blüthenzeit der deutschen Literatur lange in Weimar gelebt, wo er nach dem Beispiele Aller Belletristik getrieben und die erste Idee zu seinem Romane gefaßt habe; die Quintessenz seiner Maximen sei bereits im Wieland'schen „Merkur“ erschienen; der Dichter des „Oberon“ sowie auch Schiller hätten ihn stets aufgemuntert, ein vollständiges Werk zu schreiben; für Verleger würden sie sorgen. Mancherlei Umstände und Verhältnisse kamen dazwischen und verhinderten den Hervortritt des Romans, welchen der Verf. gegenwärtig dem französischen Lesepublicum schenkt, da die geringe Pressfreiheit in Deutschland die Veröffentlichung in deutscher Sprache erschwert habe. Die beiden Octavbände des Herrn Chevalier de Laurence sind nämlich vom ersten bis zur letzten Seite eine ununterbrochene Discussion wider die Ehe und Waterschaft; was wird Wolfgang Menzel sagen, wenn ihm das „Paradies der Gotteskinder“ in die Hände fällt?

Die liebe Ehe! In der Theorie sowohl als in der Praxis ist die Ehefrage so alt wie die Welt; aber ihr hohes, ehrwürdiges Datum thut weder der Billigkeit der gegen sie vorgebrachten Einwände, noch der Stichhaltigkeit der auf diese Einwände gemachten Erwidrerungen Abbruch. Die Unauflöslichkeit der Ehebande, die herbe Strenge der auferlegten Ehepflichten, die Menge der durch die Ehe erzeugten Widerwärtigkeiten und Mißgeschickte einerseits, sowie die Heiligkeit eines Vertrags, welchen zu achten sich die ganze Gesellschaft stillschweigend anheischig macht, und welcher die Leidenschaften zügelt, die absolute Notwendigkeit einer Einrichtung, ohne welche in der gesetzmäßigen Ordnung der menschlichen Dinge nichts bestehen kann, andererseits sind abwechselnd von den Anhängern und Feinden jener natürlichen Freiheit, womit uns einige moderne Träumer beglücken wollen, angerufen worden. Mag man den Brautring zum Fenster hinauswerfen, oder ihn gewissenhaft tief auf das dritte Fingerglied drücken, vom socialen Gesichtspunkte aus ist diese Frage während

der letzten Jahre zu häufig abgehandelt worden, als daß es nicht überflüssig wäre, gegenwärtig wieder darauf zurückzukommen. Ubrigens sinken die ernstesten Fragen, wenn sie außerhalb gewisser Grenzen, welche der vernünftige Takt und gute Geschmack angeben, gelöst werden, zu wirklichen Späßen herab, die nur durch ihre barocke Besonderheit pikant sind.

Blos vom literarischen Gesichtspunkte aus betrachtet, will es uns bedünken, als ob die Aufhebung der Ehe einen sonderbaren Einfluß auf die Literatur ausüben würde. Von Homer's Zeitalter an bis auf unsere Tage sind manche Bücher geschrieben worden, und die Ehe ist stets der Pol gewesen, um den sich die Schriftstellereiwelt gedreht hat; man hebe die Ehe auf, und es gibt keine heimliche Liebe, keine nächtlichen Stellidichein, keine unglücklichen Reigungen, keine Entführungen, keine Duells, keine Opfer, keine Liebeshindernisse, folglich kein Interesse, keine Romane mehr. Ohne die Ehe hätte Wilhelm Meister seine Mariane ganz gut unterhalten können, und wir hätten dann weder Phyllinen noch Aurelien, weder Mignon noch den Harfner kennen gelernt; ohne die Ehe wäre Julie gleich auf der ersten Seite ihrem St.-Preur um den Hals gefallen, und wir hätten dann weder die poetische Spazierfahrt auf dem See, noch den Besuch in Meillerie, noch die Drohungen des alten Baron v. Etange, noch zärtliche Klagen, noch rührende Ergebung, noch Verzweiflung, noch lange Reisen, noch Thränen gehabt; die Correspondenz der beiden Liebenden wäre nicht weitläufig geworden. Ohne die Ehe hätte Clarissa nie zwölf Bände hindurch geweint; ohne die Ehe gibt es keine jungen Ehegattinnen mehr, welche ganz im Stillen an der Seite eines silbergelockten Greises und Gatten schlüpfen; ohne die Ehe ist die Entwicklung der Komödienintriguen platterdings unmöglich, und man müßte die Schauspielhäuser schließen. Von dem Tage an, wo die Ehe und der Familienjammer aufhörte, wäre das Leben still und glatt wie stehendes Gewässer; es gäbe auch nicht einmal einen Seufzer mehr, um seine Oberfläche zu runzeln; ein kummers Blick würde auf der ganzen Erde herrschen, und das Heulen und Wehklagen der Autoren würde allein das Hirtenleben des Menschengeschlechtes stören.

Die Abschaffung der Ehe und der definitive Triumph des Dogmas von der natürlichen Freiheit hätten auch noch

die unmittelbare Wirkung, die einmal angenommenen Begriffe und Ideen total umzuändern; die Geschichte müßte man von Anfang bis zu Ende wieder neu umarbeiten; Lucretia wäre eine Märrin, Messalina eine Frau ohne Vorurtheile, Mademoiselle Dejazet ein Muster für junge Frauenzimmer u. s. w. Da wir von einem Tage zum andern in den Urstand des Naturlebens zurückkehren können, so ist es vielleicht zweckmäßig, sich zum Voraus einen Begriff davon zu machen und die Organisation der neuen Gesellschaft, welche uns bestimmt ist, ernstlich zu studiren.

Jedermann weiß es, trotz der stolzen, hochfahrenden Bemühungen der Philosophie ist Europa nichtsdestoweniger noch ein Land voller Vorurtheile, vorgefaßter Meinungen, abgeschmackter, abergläubischer Ansichten und heillosen Institutionen. In Paris allein haben die perfidien Reissenden Montesquieu's bekanntlich unermesslichen Stoff zu Witzeleien gefunden. Die Akademie, die Salons, der Hof, die Kirche, die Komödie u. s. w. haben wechselseitig ihr Erstaunen und ihre Fröhlichkeit erregt. Die Ehe hat ganz besonders ihre Lust hervorgerufen, und mehre von ihren geistreichen Ausfällen auf die pariser Ehemänner und Ehefrauen liest man heutzutage mit wahrem Ergötzen; die Betroffenen selbst werden nicht böse darüber. Niemand sind ihnen die lächerlichen Seiten des pariser Lebens entgangen, und sie hätten sich ganz füglich gegen die pariser Civilisation empören können. Aber als Leute von Welt und gutem Geschmack haben sie sich stets in Schranken gehalten und sich darauf beschränkt, malitios zu lächeln; ihre Censur ist lebenswürdig, ihre Kritik geht nie über die Grenzen einer angenehmen Plauderei hinaus; obgleich es Reisende sind, so übertreiben sie doch nicht. Sie mustern Alles mit jenem nachsichtigen Blicke, mit jenem toleranten, versöhnlichen Geiste, welchen Lebenserfahrung und der Umgang mit Menschen verschaffen sollen. Nach der Rückkehr in ihre Heimat haben sie vielleicht ihren Freunden einige pikante Eheanekdoten erzählt und bisweilen über die europäischen Ehen geschertzt; aber ganz gewiß ist es ihnen nie eingefallen, das Innere der europäischen Familien zu schildern, wie es der Chevalier de Laurence schildert:

Die älteste Tochter hat einen Geliebten wider den Willen ihres Vaters, der sie zwingt, den Schleier zu nehmen, und diese Unglückliche wird, nachdem sie die Frucht ihrer Liebe umgebracht hat, lebendig begraben, weil sie ihr Keuschheitsgelübde gebrochen. Der älteste Sohn kommt in einem Zweikampfe mit dem Verführer seiner Schwester ums Leben. Der zweite Sohn wird entehrt, weil er eine Frau ohne Vermögen geheirathet, und wegen der Schulden dieser Armutlosen eingekerkert, welche mit ihrem Geliebten entflieht und ihren Mann im Schuldthurne schmachten läßt, aus dem er entspringen will, worüber er den Hals bricht. Der dritte Sohn verheirathet sich, seinem Vater zu Gefallen, mit einer reichen Erbin und wird von seiner ehernen Ehehälfte vergiftet. Noch bleiben zwei Töchter übrig; die Eine wird gezwungen einen Wäthrich zu heirathen, der sie in einem Anfälle von Eifersucht erdürgt, und die Andere wird von ihrem Vater eigenhändig erdolcht, der sie den grüßten Nachstellungen seines Souverains entziehen will. Der entehrte Vater stirbt am Ende wegen dieses Mordes auf dem Blutgericht, und die Mutter, welche alle diese Unglücksfälle ungesch-

vorausgesehen hat, stirbt in einem Narrenhause, nachdem sie in ihren Delirien erklärt hat, daß ihr Gatte, der Urheber so fürchterlicher Katastrophen, nicht der Vater ihrer Kinder sei.

Die Ehe, als Quelle so vielen Unglücks, ist daher unwillkürlich verpönt in dem Naturstaate, wie ihn Hr. v. Laurence haben will; statt dessen wird ein umfassendes System ungeschwänger Concurrenz eingeführt. Die Worte Gatte und Vater sind in diesem Staate ganz unbekannt; es gibt nur noch Eheime. Das einzige Wort Ehe bringt auf die Gatteklinder (Mitglieder dieses Staates) ungefähr denselben Effect hervor, welchen einst Richard Löwenherg's Name auf die Sarazenenkinder hervorbrachte. Eine Mutter erzählt von ihrer Tochter, die eine weite Reise angetreten hat: „Bald stelle ich mir vor, sie sei von den Wellen des Oceans verschlungen; bald zittere ich bei dem herzzerreißenden Gedanken, daß sie vielleicht in den Fesseln der Sklaverei schmachtet, daß sie ermordet, gestorben oder sogar verheirathet ist“!!

Die Mädchen und Knaben werden gemeinschaftlich erzogen; die beiden Geschlechter leben von Jugend auf zusammen. Alles wird gemeinschaftlich verrichtet, Studien und Übungen jeder Art. Die jungen Mädchen gehorchen nur der Natur und emancipiren sich frühzeitig von den Vorschriften des Wohlstandes, „welcher Europa tyrannisiert“. So z. B. wenn ihnen die Strumpfbänder auf einem Balle oder in einer großen Soirée heruntergleiten, so heben sie ganz ruhig die Röcke auf und befestigen sie wieder (S. 24 fg.). Trifft man auf der Promenade oder auf Reisen einen Fluß, so schiffen die Kutsher und Bedienten Wagen und Pferde auf einem Flosse ein, die Damen kleiden sich aus und werfen sich ins Wasser:

Zunächst schwimmt unsere allerliebste Najade mit der Leichtigkeit eines Schwans stromaufwärts, indem sie mit beiden Armen rudert; die Wellen scheinen sich zu heben, um ihren Abstoßbüßen zu lassen. Bald schwimmt sie dem Flosse nach, bald legt sie sich auf den Rücken, und die Arme bewegungslos an der Seite haltend, treibt sie mit dem frieblichen Strome fort. Wenn sie ihrer Schwimmübungen müde ist, steigt sie am entgegengesetzten Ufer ans Land; ein Reiter bringt ihr die Kleider, und nachdem sie sich in einem Nu angezogen, schwingt sie sich aufs Pferd.

Alle diese Turnübungen machen die Glieder der Mädchen außerordentlich gelenkig; der behendeste von dem Jahn'schen Turnern wäre im Vergleich mit ihnen ein Klotz gewesen: „Sie laufen die Hasen müde und schlagen sie auf ihrer Flucht mit bleigefüllten Stöcken todt“!

(Der Bericht folgt.)

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Ich spreche hier vom eigentlichen Literatenstande, von solchen Männern, die sich ganz und gar der Literatur gewidmet haben, d. h. zumeist dem Vergnügen, sich zu loben und loben zu lassen und die Gegner ihrer Clique — Partei Ränge zu nobel — zu verbächtigen, zu schmähnen, zu beschimpfen. Eine dieser Cliquen, deren es bis zum untersten Grunde viele gibt, steht unter der Patronatschaft, dem Schutze von Cäsar's, jenes Mannes, der an Keiligkeit und Hydenlichkeit des

Styls seines Gleichens in der Literatur nicht hat, dem es aber an productiver Kraft fehlt. Wie nun ohne in die Ferne wachende Productionen, welche noch die Freude und der Stolz der Nachwelt sind, eine kräftige nachdauernde Wirksamkeit in der Literatur zu erreichen sei, begreife ich freilich nicht recht, und es könnte wol geschieden, daß ein parteilichiger Biograph Drn. Barnhagen, dessen große Verdienste um die Biographie und das literarische Leben der Gegenwart unbestritten bleiben sollen, von einer ebenso wenig empfehlenswerthen Seite darstellte, wie er selbst Napoleon dargestellt hat, obgleich ich zugebe, daß Barnhagen dem Kaiser an Feinheit des Umganges weit überlegen ist. Die Literaten, welche ihm zunächst standen und stehen, sind Mundt und Klein, jetzt Redacteur der „Baltischen Blätter“; auch Laube hat mit Barnhagen viel verkehrt, sodann noch mehrere Jüngere, deren Namen mir fast entfallen sind. Mundt, mit seinem glänzenden Talent ein Heros unter den Seinen, ist ein Verehrer der Rachel, Apostel ihrer Ansichten und Vertheidiger unserer Emancipationen, besonders der Emancipation der Frauen. Mundt hat eine sehr gefällige und anmuthige Manier zu raisonniren, wodurch er uns seine Grundsätze sehr schmackhaft zubereiten weiß; er zieht uns an, er blendet uns auch wol, aber er kann uns nicht verführen, viel weniger überzeugen. Mundt ist kein eigentlich producirendes Genie; er hat seit Jahren nur ein paar Novellen zu Stande gebracht, in denen allein die von einem poetischen Anhauch übergoldeten reflectirenden Partien, wie bei Mundt immer, vorzüglich sind. Das Ubrige ist wol fest combinirt, hat aber meines Dafürhaltens keine Lebenswahrscheinlichkeit noch poetische Wahrheit, so sehr der Eifer täuscht. Die Reflexion ist sein Feld; aber auf dem Gebiete der Kritik schadet ihm nicht selten seine Einseitigkeit, die mit dem Kopfe gegen die Wand rennt. Diese Einseitigkeit und des Beharren auf vorgefaßten Meinungen wird Mundt und seine Anhänger — dies Loos wird und kann nicht ausbleiben — in eine schiefe Stellung zur Literatur bringen, wozu der Anfang bereits gemacht ist. Sein mit einem schärfern Blick und innigern Verstandniß deutschen Gemüthslebens ausgestatteter Freund Kühne in Leipzig hat sich jedenfalls geschädigt zu benehmen gewußt, ohne seiner individuellen Ansicht etwas zu vergeben. Was die Emancipation der Weiber betrifft, so zeugt es von einem völligen Mißverstehen des germanischen Lebens, sie in Deutschland und für Deutsche predigen zu wollen. Doch darüber sind wir, denke ich, Alle einig, besonders der weibliche Bestandtheil der Nation selbst. Das Wort: Emancipation der Frauen, hat etwas so Unausführbares, Unbestimmtes, in die Luft Greifendes, daß unsere lieben Jungfrauen und gestitteten Ehefrauen damit gar nichts anzufangen wissen. So lange noch Weiber wie die Staal, die Dubravant, die Bettina, die Rachel mit ihren genialen Anlagen sich Bahn brechen, so lange kann man auch nicht sagen, daß sie von der Theilnahme an geistigen Interessen ausgeschlossen wären. Die alten Deutschen ehrten die Frauen vielleicht höher als wir, aber zu ihren Things, ihren Kriegs- und Friedensberatungen wurden sie doch nicht zugelassen. Die Welkeba war nur ein Drakel. Es ist etwas an den Frauen, was sich zu verbergen sucht, etwas Heiliges, sich Zurückziehendes — die geistige und körperliche castitas —, und die Frauen auf den bunten Markt des Männerlebens hinausführen, hiesie sie eher profaniren als heiligen. Eine unglückliche Ehe beweist noch nichts gegen das Institut der Ehe selbst, wie eine in sich zerfallene Familie nichts gegen die Heiligkeit der Familie oder ein unwürdiger Priester gegen die Nothwendigkeit des priesterlichen Standes beweist. Indes haben jene Controversen gegen die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts immer ihr Gutes gehabt, sie haben ein wenig an dem schweren Deckel des Philistertums geläutet, der über dem deutschen Leben erstickend ruht und manche neue und immer anregbare Ideen sind dadurch ins Leben gesetzt worden.

Für meine hier ausgesprochenen Ansichten werde ich freilich ein Boraxer, ein einfältiger Mensch, ein Mann des „alten“ Deutschlands gescholten werden; denn so salonsfähig jene Herren

auch zu sein glauben, so sehr sind sie doch von der berliner „göttlichen Grobheit“ befeelt, die eine Erbtugend unserer Hauptstadt ausmachet. Man muß sich indeß mit dieser Grobheit abzufinden wissen.

Die literarische Thätigkeit Mundt's ist ungemein groß und hat manche schöne Früchte gebracht. Auch der Geist J. E. Klein's, der durch Mundt zur Redaction der „Baltischen Blätter“ kam, ist durch Mundt geweckt worden und zur Erkenntniß seiner selbst gelangt. Klein wird von seinen Freunden, wo sie ihn auch öffentlich nennen, „geistreich“, „phantasievoll“ oder „genial“ genannt. Die Bezeichnung: geistreich, ist durch den Mißbrauch, den man damit getrieben hat, fast eher zu einer Anzüglichkeit ausgeartet, als daß sie eine Schmeichelei wäre; Phantasie mag er haben, nur daß sie immer einer Grundlage bedarf, woran sie sich halten kann, etwa ein Gemälde, ein Buch; aber daß Klein genial sei, ist, rund heraus gesagt, ein Attribut, welches ihm nicht zukommt. Ein Genie arbeitet leicht, wenn es überhaupt arbeitet, Klein arbeitet schwer; ein Genie producirt und fühlt sich zum Produciren getrieben, Klein producirt nicht und fühlt sich auch nicht zum Produciren getrieben; er reproducirt nur und hat bisher nichts geliefert als einige Gemäldebeschreibungen und Kritiken voll neuer und unerwarteter, aber auch mühsam gesuchter Wortbildungen, welche allerdings frappiren und nicht ohne malerische Anschaulichkeit sind. Aber mit solchen geistvollen Kleinigkeiten begnügt sich doch ein Genie nicht. Dabei soll Klein im mündlichen Gespräche noch absprechender sein als in der Schrift und weber Freund noch Feind zu schonen wissen. Doch dies hinter dem Rücken reden ist unter den berliner Schriftstellern guter Ton und hat keine weiteren Folgen.

Hierzu gesellen sich noch Mügge und Meyen. Ersterer ist ein ziemlich productives Talent, ein unschuldiger Kritiker, ein gutmüthiger Correspondent, ein lebendiger Novellist und zeigt weber in seinen Schriften, noch, wie es heißt, im mündlichen Umgange jungdeutsche Elemente; Meyen dagegen hat noch gar nichts producirt, ist aber ein Mann, der mit seinem Urtheil schnell fertig ist und die Gatten seiner Kritik mit dem Bogen der Hegelschen Philosophie streicht; er ist arrogant wie die Mehrzahl der Hegelianer und absprechend über die Massen. Seine intimen Freunde finden in ihm einen warmen Lobredner und Mundt ist sein Ideal. Er hat die eine Eigenschaft mit dem Könige von Hannover gemein, daß er ein Gegner von Servinus ist, wie der Student Carriere, der in den „Baltischen Blättern“ schreibt, ein Gegner Herbart's, dessen ganzes Leben und Denken von jenem Carriere recensionsweise zu richten versucht worden ist. Hätte der junge Mann selbst Recht, so wird doch das Recht oft Unrecht durch die Form, in der man es an den Mann bringt, und ein ganzes Leben und Denken eines Mannes wie Herbart durch ein paar schmähliche Floskeln vernichten wollen, zeugt von einer Impietät, die bei einem so jungen Manne wahrlich keine gute Zukunft prognosticirt. Diese schuldlose Impietät ist wirklich ein furchtbares Symptom unserer Zeit! Und was kann unsere Jugend vorweisen, Selbstständiges, Ueberragendes, Dauerndes, womit sie vor der Nachwelt ihr Recht, den Sausculotten und Penker zu spielen, documentiren könnte? Die Zeit, unser Aller Nachrichten, wird darüber entschelden und wird mit demselben Schwert der Pietätlosigkeit die Pietätlosen züchtigen nach Recht und Verdienst. Oder besser, man vergift sie und wirft sie zu den Verstorbenen; denn ihre Negationen negiren sich selbst, ohne daß sich doch etwas Positives gebiert. Man muß, mit einem lieblichen Ausdruck dieser Herren zu reden, „bornirt“ sein, um das nicht einzusehen. So kommt mir die jüngste deutsche Literatur vor wie jenes weibliche Ungethüm in Milton's „Belshazzar's Feast“, die von Bollust und Lob gezeugte Schlüsselwahrerin der Hölle, deren Füße aus Schlangen bestehen, welche sich immer wieder in den Mutterleib zerstörend hineinwühlen.

Die genannten Herren sind die zersprengten Überreste einer Gesellschaft, welche sich die „ambulante“ nannte und nun durch

ihrer eigne Überlast an Geist und Geistern zu Grunde gegangen ist. Jetzt sollen sie Abends bei dem Gonditor Spagnapont verkehren und nach neuen Opfern ihrer morosen Lebensansicht und literarischen Klatscherei sich umsehen. Diese vornehmen Herren der Literatur verschmähen nichts, was sich ihnen anhängt. Die extremsten Geister haben mit ihnen zeitweis an einem und demselben Tische langweiliger Unterhaltung gezogen. Man rechnet dahin z. B. Holtei (jetzt in Riga), den ganz und gar in Hegel'sche Baumwolle eingewickelten Mager (jetzt in Genf), Ph. von Leitner, Glasbrenner, Gosmar, Truhn, der ein unbedeutender Componist, und Schlesinger, der Buchhändler ist. Alle diese Verbindungen tragen den Tod in sich, der nach so viel rasch aufeinander erfolgten Schlägen noch weiter um sich greifen wird und muß. Diese Herren lassen sich's sauer werden, um sich das Leben zu verbittern; sie zergliedern bis aufs genaueste jeden Journalaufsatz und selbst der einzelnste Ausdruck unterliegt ihrem Gerichte. Außerdem schaden sie sich durch die überschwenglichkeit ihrer gegenseitigen Lobeserhebungen. Aber was hilft es, wenn man einen Literaten, den die Welt nicht kennt, mit den Attributen: geistreich und genial, besetzt? Was hilft es, wenn der „geistreiche“ Meyen — denn geistreich ist jeder Hegelianer — in einer Kritik über Mundt's Novelle: „Mutter und Tochter“, den Ausspruch wagt: Mundt sei in spiritueller Hinsicht Goethe überlegen? Man verleiht dadurch das Publikum nur, das bis in den Himmel gehobene Werk oder Werkchen näher in Augenschein zu nehmen und, da die Erwartungen allzu hoch gespannt waren, nicht einmal die Vorzüge zu bemerken, welche wirklich darin sind; und die natürlichste Folge ist, daß sich unsere Kritik muthwillig um all ihren Credit bringt.

Nicht sauber stellte sich die Klauheit dieser forcierten Verbrüderung bei dem Aufenthalte Guklow's in Berlin heraus. Man gab ihm zu Ehren — obgleich die Theilnehmenden jetzt das „ihm zu Ehren“ leugnen wollen (oder war das Diner nichts als ein Ausdruck von Ironie und Persiflage?) — ein Mittagsbrot, wie etwa die Lories dem Lord Lyndhurst, oder die Rabulalen dem D'Connell, nur mit dem Unterschied, daß die Scene in Berlin spielte und deutsche Kleinlichkeit, Eitelkeit und Langweile sie bezeichneten. Bei einem spätern Abendbrot wiederholte sich die Scene; Toasts wurden von Lord Lyndhurst, Guklow und Brougham: Mundt, oder von Brougham: Guklow und Lyndhurst: Mundt (wer weiß hier zu unterscheiden?) ausgebracht, und eine solenne Rede gab dem Abendbrot einen gewissen Anstrich von Feierlichkeit. So weit war die Sache ganz gut; aber hinter Guklow's Rücken bespöttelte man den Gast, meinte: er habe keinen Eindruck in Berlin gemacht (Eindruck in Berlin!), und als er aus den Thoren Berlins heraus war, entlud sich die Stimmung gegen ihn, und Meyen schrieb ohne eigentlichen Anlaß eine Correspondenz in die „Waltischen Blätter“, worin Guklow schlecht behandelt und der literarischen Größe Mundt untergeordnet wurde. Das war von Meyen ein mindestens unbefordener Streich, weil er allzu sehr einer Verabredung oder doch einem Gesamtausdruck der über Guklow in der Gesellschaft laut gewordenen Stimmen ähnlich sah. Und hierzu sollte ein offenbar verräthener und von Männern mit falschem Herzen bewirtheter und fetter Mann schweigen? Und nun gar Guklow, der Borer in der deutschen Literatur? Seitdem geht das Sprudel- und Kreuzfeuer herüber und hinüber. Welch eine Indiscretion im Schooße des jungen Deutschlands selbst, das ehemals über manche im anständigsten Tone gebaltene Äußerungen, welche W. Alexis als Correspondent des „Morgenblatts“ über das junge Deutschland fallen ließ, ganz aus der Haut fahren konnte! Wahrlich, ein schönes Schauspiel für die Götter des alten Deutschlands, so das junge Deutschland sich im Staube herumwälzen zu sehen und Guklow dreist behaupten zu hören, es reue die berliner Literaten der Thaler, den sie für das Couvert ausgegeben hätten!

So viel von diesem Gemisch von plebejischen und patricischen, demokratischen und aristokratischen Elementen, von dieser Zämmlichkeit oder, wie es im jenen Deutsches heißt, Kisterei. Sie mußte einmal in ihrer Nacktheit aufgedeckt werden — zur Belehrung, zur Warnung, zur Verständigung! Man sage nicht, daß ich muthwillig den Schaden vergrößere; der Schaden ist schon groß genug, es kam nur darauf an, ihn am Rande auszuscheiden, damit er nicht weiter fresse, und damit man wisse, wie weit er bereits um sich gegriffen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Taylor Thomson's Besteigung des Vulkans Demawend.

Dr. Taylor Thomson hat im September des verfloßenen Jahres den Vulk von Demawend in Persien erstiegen. Dieser Berg liegt etwa acht deutsche Meilen ostnordöstlich von Teheran, unter 35° 50' nördlicher Breite und etwa 52° 10' östlicher Länge von Greenwich; er bildet den höchsten Gipfel des sogenannten persischen Taurus. Ungeachtet in dem benachbarten Teheran sich seit langer Zeit fortwährend viele Europäer, z. B. Gesandte mit ihrem Gefolge, aufhalten, so hatte bisher doch Niemand daran gedacht denselben zu ersteigen und zu messen. Die mittlere Höhe des Barometerstandes in Teheran beträgt 26 Zoll, diese Stadt liegt demnach 3320 englische Fuß über der Meeresfläche. Am 4. September brach Thomson auf und ging über Schascherud, ein Dorf, das 900 Fuß höher liegt als die Residenzstadt (Thermometerstand 81° F.), nach Uel und Gernah, wo er vier Führer mietete und sich mit den nöthigen Vorräthen versorgte. Nachdem er zwei Stunden bergan gestiegen war, wurde das Wetter sehr schlecht, und er mußte sich 24 Stunden lang unter einem weitvortragenden Felsen gegen einen heftigen Regenguß bergen. Am andern Tage ging er weiter, und wiewol zwei der Führer sich weigerten, ihn noch höher hinauf zu folgen, setzte er seinen mühsamen Zug dennoch fort und erreichte bei Sonnenuntergang am 9. September den Gipfel des Demawend. Da derselbe von Wolken umhüllt war, so konnte er nur Barometerbeobachtungen anstellen. Er schlief in einer Grotte, die eine Temperatur von 76° F. hatte und mit schwefeligen Dünsten, welche aus den Wänden herausströmten, angefüllt war. Während der Nacht schneite es stark, und die Reisenden waren durch und durch naß, weil sie den Eingang zur Höhle, um vom Schwefeldunste nicht erstickt zu werden, offen lassen mußten. Der Demawend besteht von Gernah aufwärts etwa 1000 Fuß hoch aus Sandstein von der Kohlenformation; weiter oben folgt Kalkstein, etwa 1200 Fuß, darauf Grünsand bis zum Gipfel; die letzten 100 Fuß desselben aber bestehen aus reinem Schwefel. Daß demnach der Berg vulkanisch sei, darüber kann fortan kein Zweifel mehr obwalten. Der Gipfel hat ganz die Gestalt eines Kraters, aus den Spalten dringen Schwefeldämpfe hervor; am Fuße des Berges sind heiße Quellen vorhanden; an den Abhängen findet man vulkanische Schlacken und Bimstein. Alles deutet an, daß der Demawend vor Zeiten häufige Ausbrüche hatte und daß sein inneres Feuer auch jetzt noch nicht gänzlich erloschen ist. Das Resultat der von Thomson angestellten Barometermessungen war folgendes: Uel liegt 5800 Fuß hoch, das Dorf Demawend 6200, Gernah 6600; oben auf dem Gipfel zeigte das Barometer 15.05 Zoll, das Thermometer 56° F., derselbe liegt also 10,500 englische Fuß höher als Teheran und 14,800 Fuß über der Meeresfläche. Also haben die von Humboldt aufgestellten Ansichten ihre Bestätigung erhalten, und es ist nun völlig ausgemacht, daß sich hier im nördlichen Persien ein Pseudovulkan befindet. Bisher schätzte man die Höhe desselben auf ungefähr 12,000 pariser Fuß.

Mittwoch,

— Nr. 136. —

16. Mai 1838.

Plus de maris! Plus de pères! ou le paradis des enfans de Dieu, par le chevalier de Laurence. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 125.)

Bis zu dem sechzehnten Jahre ungefähr tragen die Mädchen einen weißen Gürtel als Sinnbild der Reinheit; dieser Gürtel ist eine geweihte Schranke, welche zu durchbrechen bei den strengsten Strafen verboten ist. Wenn das Alter der Mannbarkeit gekommen ist, so wird ein großes Fest, das Fest der Reife, gefeiert. Die Knaben und Mädchen theilen sich in zwei Reihen und präsentiren sich der Samorina, der Mutter des Volks, um die Siegel abnehmen zu lassen.

Die Gesundheit in ihrer höchsten Blüte erglänzt auf ihren frischen Rosenwangen; Freude strahlt aus Aller Augen. Dieser Tag soll ihnen eine neue Lebensbahn öffnen, welche sie so oft in ihren Träumen anticipirt haben und welche so lange die Nahrung ihrer Neugierde war. Die Mutterbrust schlägt vor Freuden über den Anblick des mit allen ihren Reizen geschmückten Kindes; der Dheim ist stolz darauf, seinem Keffen den Degen verleihen zu sehen, welchen er bei einem ähnlichen Feste getragen. . . . Darauf steigen die Samorina und ihr Sohn, der Kaiser, die Stufen des Hochaltars hinan. Der Phönix, als oberster Waffenherold, ruft die Candidaten bei ihrem Namen auf und ladet sie ein, nächst zu treten. Jeder Jüngling tritt heran, einen Degen in der Hand, welchen ihm die Samorina mit folgenden Worten umhängt: Keffe von Helden, beschütze mit diesem Degen die Rechte unsers Geschlechts! Jede Jungfrau, mit ihrem weißen Gürtel geschmückt, hält einen grünen Gürtel, als Sinnbild der Hoffnung, in der Hand; der Kaiser löst den ersten ab und heftet den zweiten fest, wobei er folgende Formel ausspricht: Kind von freien Frauen, werde deinerseits Mutter von Helden! Trompetengeschmetter verkündet diese glückliche Emancipation; ihre Majorennität ist feierlich anerkannt, und sie sind jetzt Herren und Herrinnen ihrer Person.

Die Jünglinge, fügt Hr. v. Laurence hinzu, haben solche Eile, ihre neuen Gerechtsame zu reclamiren, daß die Samorina oft gezwungen ist, den jungen Mädchen zuzurufen: „Mein Kind, gib Acht, daß dein Freund nicht seinen Degen verliert, denn seine ganze Aufmerksamkeit ist auf deinen grünen Gürtel gerichtet!“

Von diesem Momente an herrscht complete Freiheit; am Tage gehen die Damen auf die Jagd, Abends kommt man zusammen, um gemeinschaftlich das Abendbrot einzunehmen; denn das Leben ist ungenirt und ein ewiges Freudenfest. Die kleinen Soupers der Regentschaft, die

Matrimonialbälle, welche Rousseau für Genf träumte, sind nichts als höchst prosaische Erfindungen im Vergleich mit diesen Abendgesellschaften bei den freien Nationen. Die Damen gehen alle in ländlichem Négligé, ein mousselines Kleid mit grünem Gürtel ist ihr Ballstaat, ihre in natürlichen Locken herunterfallenden Haare flattern um ihren blendenden Busen und Nacken. Ein Bardenchor singt zur Harfe das Lob berühmter Frauen. Nach dem Souper beginnt der Ball, welcher mit einer Menuet eröffnet wird. Man hat nie einen Tanzsaal gesehen, wo sich so viel Eleganz und Grazie entfaltet; Herren und Damen erfreuen sich der ganzen natürlichen Freiheit ihrer Gliedmaßen; der Genius der Freiheit, welcher ihre Gesetze und ihre Sitten dictirt, hat auch bei ihrer Toilette vorgewaltet. Nach beendeter Menuet „ziehen sich die beiden Theile der Gesellschaft zurück, die alten Leute sowol als die jungen, welche sorben für reif erklärt worden sind, und die mit dem grünen Gürtel geschmückten Damen bleiben mit ihren Partnern allein“. Darauf wird ein Nationaltanz getanz.

Wie der Mond sich um die Erde dreht und diese beiden Planeten um die Sonne, welche im Mittelpunkte steht, so dreht jeder Tänzer seine Tänzerin, die er im Arme hält, herum, und Beide, Brust an Brust, Wange an Wange, beschreiben einen weiten Kreis, dessen Mittelpunkt die Mitte des Saals ist.

Gut zu wissen ist ferner, daß ein Tänzer und eine Tänzerin, welche miteinander gewalzt haben, sich selten für die Nacht trennen; eine Einladung zu einem Walzer ist ein Engagement für die ganze Nacht bis an den folgenden Tag.

In den Jahrhunderten des Ritterthums ließ ein Ritter, wenn er sich zu der Dame seines Herzens begab, sein Schild am Eingange des Hauses zurück, um seinen Nebenbuhlern zu verstehen zu geben, sie möchten ihre Besuche so lange einstellen, bis er fort sei. Bei den freien Nationen, wo der Gebrauch des Harnisches aus der Mode gekommen ist, hängt der bevorzugte Liebhaber seinen Hut an der Thür seiner Schönen auf; und niemals, versichert Hr. v. Laurence, seien die Sandalen eines Kapuziners von den italienischen und portugiesischen Ehemännern mehr respectirt worden. Vermöge dieser einfachen Vorsicht kann man ganz ruhig schlafen, ohne die andrängende Masse zu fürchten.

In diesem neuen Paradiese wird noch ein großes Fest

gefeiert, welches wir nicht vergessen dürfen. Da eine falsche Schamhaftigkeit und Bescheidenheit „der erste Schritt zur Erniedrigung des weiblichen Geschlechts“ ist, so rötet man das Übel mit der Wurzel aus, indem es Vorschriften ist, daß die erste Frau des Kaiserreichs sich jährlich ein Mal der ganzen Nation nackt zeige. Dieser großartig erhabene Ceremonie lockt eine bedeutende Zuschauermenge herbei; alle Straßen, durch welche das kaiserliche Gefolge paßirt, sind prächtig ausgeschmückt.

Verschiedene Embleme, wie sie ein geistreiches Volk improvisirt, ziehen alle Blicke auf sich. Tausend Instrumente und tausend Stimmen verkünden die Ankunft der Samorina. Der Hohenpriester, das Weibrauchbeden in der Hand, erfüllt die Lüste mit den wohlriechendsten Düften, und mitten unter dem ehrfurchtvollsten Schweigen nähert sich die Samorina dem Bade, welches auf der obersten Stufe des Hochaltars für sie bereitet ist. Die Kammerherren helfen ihr das Purpurgewand ausziehen, und Aller Augen ruhen auf ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von edelm Stolz, mit Ehrfurcht und Ehrfurcht gepaart. Eine Flöte, von der lieblichsten Stimme, welche je eine lybische Hymne zu Ehren der Liebe gesungen, begleitet, ertönt so lange, bis die Prinzessin ins Bad gestiegen ist. Dann schweigt die melodische Stimme, und die schwachenden Accente der Flöte verhallen unter donnerndem Trompetenschalle. Die Prinzessin steigt mit ruhiger, heiterer Stirn aus dem Bade. Die auswärtigen Gesandten trocknen sie mit seidenen Servietten ab in Gegenwart des versammelten Volkes. Darauf empfängt ein Phönixritter diese Servietten, welche als Fahnen dem ganzen Orden vorausgetragen werden, wenn er gegen Nationen zu Felde zieht, die sich verheirathen. Die Frauen tauchen darauf ihre Finger in das durch die göttliche Prinzessin geweihte Wasser und machen damit allerlei mystische Zeichen an ihrem Körper; das ist ein untrügliches Heilmittel wider die Unfruchtbarkeit.

Es ist unmöglich, daß unsere Frauen ferner noch einwilligen, sich zu verheirathen. Sie werden nach dem Beispiele unsers Romanhelden diese servile europäische Erde verlassen und nach den Küsten von Malabar hinüberschiffen, um in der Muskergeellschaft der Nairs glücklich zu sein. In Europa verschneit sie ihre Familie unfehlbar an den ersten besten Bewerber, der sich darbietet, „wäre er auch alt, häßlich, abscheulich, ekelig, lahm oder buckelig; wäre er auch mit allen Krankheiten behaftet, welche Laster und Ausschweifung zur Folge haben; mag auch sein Charakter zweideutig, sein Herz entartet und sein Kopf schlecht sein“; vorausgesetzt, daß er Edelmann ist und Geld hat, so müssen sie diesem gehässigen Compositum von Gemeinheit und Gierigkeit Liebe, Achtung und Gehorsam schwören. Auf der Küste von Malabar gibt es weder Lahme noch Buckelige; alle Männer sind Helden, alle Frauen Gottheiten, und zu allem ist man frei wie die Luft. Auf der Küste von Malabar ist das Leben ein langer, langer Freudenrausch; es ist nicht selten, daß „man einer ehrwürdigen Urgroßmutter an der Spitze ihrer zahlreichen Nachkommenschaft begegnet, welche von ihren drei Söhnen aufrecht erhalten wird, während ihre Töchter, ihre Enkelinnen und einige von ihren Urenkelinnen ihr abwechselnd ihre Kinder vorstellen“. An dem großen Tage, wo die Völker das Opfer ihrer Vorurtheile auf dem Altare der Freiheit darbringen, werden die Tische unter der Last der Gerichte sich biegen, der goldene Becher wird froh um die Tafel kreisen und der

Kanonendonner das Lebehoch zum Himmel tragen, welches die Kessen der Helden und die Nachkommen der freien Frauen dem Menschengeschlechte ausbringen.

85.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Schluß aus Nr. 125.)

Noch einige Worte über die Mittwochsgesellschaft. Sie besteht aus Veteranen der Literatur, die aber noch zum Theil frisch genug sind, um ihre Autorität durch neue Hervorbringungen über ein weites Feld der Zukunft auszuweiten. So kann B. Alexis, der jetzt einen neuen Roman, „Jodoff Nächst“, herausgibt, wol nur sehr uneigentlich ein Veteran genannt werden. Zu dieser Gesellschaft, die sich einige Stunden lang etwas vorliest und sodann schmaust und sogar die Ehre hatte, von Marxmeyer in französischen Blättern genannt und spöttisch gerühmt zu werden, gehören außer Andern der würdige Chamisso, Kaupach, Hitzig, Subig, Kugler, Streckfuß. Es fehlt auch hier nicht, wie überall in Berlin, an bösem Eumund, Euphuismus und Anmaßung, aber die Gesellschaft hat wenigstens den Vorzug, daß keines ihrer Mitglieder aus der Schule plaudert, und daß sie sich öffentlich nie Einer den Andern tabeln, sondern, gegenüber den verhassten Novizen der Literatur, eher in Schutz nehmen. Die Mitglieder sind, wenn sie auch sonst nichts wären, wenigstens corporirt. Einige Mitglieder fanden diese Gesellschaft zu langweilig und zogen sich zurück. Zu diesen gehören der mit einem reichen Talente begabte Gaudy und der gemüthliche Lyriker Herrand, die mit Arthur Müller, Ph. v. Leitner und Andern zu gewissen Zeiten öffentliche Orte besuchen. Von den Extravaganzen, welche Einzelne von ihnen begehen und selbst als genial bezeichnen sollen, spricht man höfentlich und wahrscheinlicher Weise mehr, als man beantworten kann.

Die Mitglieder dieses humoristischen Kreises sind entweder von der Mittwochsgesellschaft oder vom jungen Deutschland Abgesallene, oder neuer Zufluß. Sie sind sämmtlich, etwa mit Ausnahme von Müller und vielleicht Gaudy, in ihren schriftstellerischen Arbeiten ernsthafter, sentimentaler, verständiger und kritischer als in ihrer Lebensweise. Man muß sie gewähren lassen. Arthur Müller zankt viel mit der Partei Klein-Mundt, wobei von beiden Seiten, auch von der Salonsseite, derbe Fauststreiche fallen. Ein ungeziemender und ohne Veranlassung herbeigezogener Ausbruch Klein's über Müller hat diese kleine Klopffetei herbeigeführt. Keiner von den Gelehrten, selbst wenn Einer des Andern Meister würde, gewinnt dabei, am wenigsten die Literatur. Von der Sonntagsgesellschaft, die ein Bild des Eulenspiegel zum Emblem gewählt hat und auch allerlei Eulenspiegeleien in Prosa und Versen begeht, erwähne ich nur, daß darin Schauspieler, welche russisch gelernt oder einige Komödienstücke zurechtgesetzt haben, das große Wort führen.

Währenddem psalmodirt Jacoby und schreibt seine modernen Klaglieder Jeremia über kritisirendes Banditenvolk, Hitzig aber correspondirt mit Nebenstein, und beweist diesem, der nichts als Literat ist, daß es eine Schande und mit großer Gefahr verknüpft sei, nichts zu sein als Literat; und dennoch fühlt sich Nebenstein von Hitzig's Verablassung geschmeichelt. Hitzig fast den Literatenstand ganz von seiner materiellsten Seite auf. Der theilnehmende Mann warnt, sich nicht in die Literatur als eine bloße Brotsache zu begeben, weil das dem Elende und dem Hungertode entgegenrennen heiße. Ebenso gut könnte man aber vor dem Malerstande oder vor der Betreibung der musikalischen Kunst warnen, weil so viele Maler und Musiker im Elende gelebt haben, oder vor dem Buchhändler- und Kaufmannstande, weil ein unglücklicher, vielleicht das Wohl einer ganzen Familie beeinträchtigender Bankrott ausbrechen kann, ja sogar vor dem Beamtenstande, weil es erwiesen ist, daß auch dieser nicht immer vor Elend und einem selbstmörderischen Tode schützt. Warum mit einem Male diese Warnung vor der Schriftstellerei?

Viel's Ansicht ist übrigens in Berlin allgemein verbreitet. Niemand bekümmert man sich mehr um seinen Nachbar, was er thut, treibt, ist und ist, welchen Titel er hat, wovon er lebt, als in Berlin. Babelsch, nicht aus Mitleid; höchstens aus Neugier und in der Hoffnung, einmal wider pharisaisch die Aeseln zucken zu können. Bei diesem Zustande der Literatur und den Ansichten, die über den Stand der Literatur im Schwange sind, kann es nicht befremden, wenn Einzelne bereits Berlin verlassen und ein Beispiel gegeben haben, welches seine Nachahmer finden wird. Es muß eine geistige Völkerwanderung nach dem Süden eintreten; denn im Norden, namentlich in Berlin, ist jede Scholle literarisch bebaut. In Jahrestheilen verläßt Berlin die Schriftsteller Holtei, Mager, Klein, Stieglitz, Morzgraff. Der Bruder des Bektors, Hermann, hat Berlin auch verlassen, um wo möglich, wie man sagt, nicht wiederkzukehren. Er mochte wol einsehen, daß er aus dem „Berliner Conversationsblatte“ nichts dem Aufwande seiner Kräfte und seinem guten Willen Entsprechendes machen könne. Zwar ist die Censur seit des Geheimenraths John Lobe milder streng als ehemals, aber der Verleger des „Conversationsblattes“ noch immer der alte, der nichts daran wagt und doch von dem Redacteur verlangt, er solle etwa eine Art „Quarterly review“ herstellen. Was soll aus einem Journale werden, welches der Differenzen zwischen der Redaction und dem Verleger wegen alle Paß, ja fast Vierteljahre Monate lang verschwindet und nicht ausgegeben wird. Man sah vielen der letzten Aufsätze des Redacteurs den Überdruß im Redigiren, eine gewisse Überreiztheit und eine übernehmische Empfindsamkeit mit Bedauern an; auch ist es Manche, welche die gutmüthige Natur des Redacteurs und vielerlei gewiß vorhandene Bestimmungsgründe nicht kennen, unmöglich, zu begreifen, warum er noch immer seinen Namen hergibt, da er doch keine sonst mit einer Redaction verbundenen Vortheile, nicht einmal die Ehre mehr davon hat. Ein wackerer, redlicher und aufsehnend nicht talentloser junger Literat, Hoffmann, besorgt einstweilen die Geschäfte der Redaction, indem er zugleich mehr, als der Redacteur gethan, für oder gegen gewisse literarische Personen offene Partei nimmt. Die übrigen Journale gehen meist ihren schlatterigen Gang. Die Regierung gibt zu einem neuen Journale keine Erlaubniß mehr, und dem Hrn. Mager soll sie die Herausgeber von vier (!) beabsichtigten Journalen zu Anfang dieses Jahres abgeschlagen haben. Die von dem verstorbenen Buchner trefflich angelegte „Literarische Zeitung“ befindet sich jetzt in den Händen des Dr. Wegen (nicht des Weltumseglers), und die Herren Buchbändler, Landprediger und Schullehrer dürfen jetzt sehr erkant sein über das Hegel'sche Formular, wonach hier Alles kritisiert und betrachtet wird. Die Bibliographie ist mindestens so vollständig wie früher.

Hiermit kann ich meine Betrachtung über die literarischen Männer und Elken Berlins füglich schließen; sie mögen meine Kenntniß derselben als ein Resultat ihrer eignen Art zu sein, hinter dem Rücken zu reden, aus der Schule zu schwagen und Gerücht auf Gerücht zu verbreiten, ansehen. Wer wie Correspondent von allen Parteien etwa gleich entfernt steht, hat den Vortheil, unbefangener Zuschauer zu sein und von allen Elken, vom jungen und alten Deutschland und demjenigen, welches in der Mitte liegt, auf gleiche Art durch Berichterstatter bedient zu werden, ohne daß er selbst sich viel darum zu bemühen und die Stelle eines Spions zu spielen nöthig hat. Ich bedaure die Schriftsteller, welche, wie etwa der Pseudonym Seidelmann oder P. Kette, den verdrüsslichen Einsall haben, über die Literaten Berlins speciell Bücher zu schreiben. Hat die Welt auch ihre Früchte davon, wie von jedem Lebens-, Warn- und Schreckbilde, so haben sie die Mühe und den Ärger und werden schließlich Dank ernten. Doch kann ich nicht sagen, wie und was beide Herren mit ihren Werken bezwecken, weil ich nur in der Ferne davon sprechen hörte.

Noch wäre etwas über unsere literarischen Lumpen zu sagen, die in dem Grade ihrer entschiedenen Nichtswürdigkeit nur in

Berlin bestehen können. Es ist ein alter Schaden aus der Zeit Sapphir's her. Besonders sind mehrere unserer Berichterstatter über musikalische und anderweltige Ereignisse, die für auswärtige Blätter gratis oder für geringe Remuneration schreiben, ein verderbliches Geschlecht. Sie besitzen kein selbständiges Urtheil, kein eigentliches Interesse am Gedeihen der Literatur und Kunst; dafür füllen sie die Spalten mit jämmerlichen Anekdoten, Angriffen auf hiesige Notabilitäten und stereotype Figuren und wahren oder erdichteten Geschichten im bunten Gemisch. Die Welt weiß, was sie an ihnen hat, verachtet sie, aber sie glaubt; denn das erlogene Factum steht ja da schwarz auf weiß, gedruckt, wie könnte oder kann es unwahr sein? Zu diesen Correspondenten gehöret z. B. ein gewisser Guitarrenspieler und ein Student, der sich mit falschem Namen E. v. d. H. nennt. Man hübe diese Gemeinheiten nicht dem Literatenstande auf, wie ebenso wenig die Wahrnehmung, daß es grade unter den Musikern niederer Gattung so manche Lumpen gibt, auf den Stand der Musiker und Componisten überhaupt zurückwirken kann. Diese Lumpen rechtfertigen keineswegs den Ausspruch Goethe's: „Kur die Lumpen sind bescheiden“, vielmehr sind sie zum Theil sehr anmaßend und zudringlich; höchstens besteht ihre Bescheidenheit in ihrem Geständniß, daß sie ihre Berichte nur im persönlichen Interesse und in der Absicht schreiben, das Publicum mit lustigen, euriösen und verdächtigen Stadtgeschichten zu ergötzen; denn das sei Bedürfniß des Publicums, nichts mehr und nichts weniger, und man sehe ja deutlich, wie wenig empfänglich es für ernste und tiefere Darstellung sei. Ich erinnere hier an die von einem gewissen Thomas in alle Welt ausgegangene Erklärung, worin er gesteht, daß er von den Segnern Spontini's zu den unbegründetsten Ausfällen gegen diesen gebraucht worden sei, daß seine jugendliche Unerfahrenheit ihn irregeleitet habe, und daß er es nimmer wieder thun wolle. Diese in die merkwürdigsten Schmeicheleien für Spontini sich auflösende Erklärung und die darin bezeichneten Intriguen sind für den Zustand der Gesinnung Berlins im Allgemeinen sehr bezeichnend. Thomas zeichnete sich von jeher im Parterre des königlichen Schauspielhauses als Enthusiast für Ballettänzerinnen und Sängern und als kunstfertiger Klatscher aus; auch scheint er, man weiß nicht, warum, mit Hrn. Gernlein, ebenfalls Hauptklatscher, das Vorrecht zu genießen, freies Entrée zu haben. Noch ein schlagendes Beispiel von der hier grassirenden niedrigen Gesinnung. Ein Componist, der eine kleine wenig beachtete Oper geschrieben, ersuchte Spontini, dieselbe nach langer Ruhe wieder auf das Repertoire zu bringen, und verpflichtete sich, in diesem Falle gegen Kellstab in allen ihm zu Gebote stehenden Journalen, worunter sogar sonst ehrenwerthe, feindselig zu operiren. Spontini war edelbendend genug, den Brief seinem alten, aber ehrenwerthen Segner, Hrn. Kellstab, zu überschicken; ein Verfahren, welches, wie man hofft, in dem Verhältnisse der beiden Herren, von denen der Eine diesmal wie ein Ritter handelte, während der Andere immer ritterlich tapfer sich bewährt hat, eine günstige Aenderung hervorbringen wird. Solche klägliche Ereignisse wie die eben angeführten sind wichtiger, charakteristischer und des Besprechens werther, als man denkt. Sie bezeugen, daß der Boden, der sie hervorbrachte, ein Boden der Unsitte und Gesinnungslosigkeit sein muß. Das Verderben liegt tief und verzweigt seine Wurzeln unbemerkt bis in die höhern Stände. Diese literarische und journalistische Plebs könnte nicht bestehen ohne den Beifall und die Theilnahme der Vornehmen, ja selbst nicht ohne deren Beispiel und unmittelbaren Einfluß. Eine freiere Presse — und ich glaube, diese Sitte- und Gesinnungslosigkeit müßte vor ihren Richterprüchen erliegen, ja nicht einmal aufkommen können. Wo man die Wahrheit nur halb aussprechen darf, herrscht zuletzt nur die Lüge, die Heuchelei, die Furchtsamkeit, und man gewöhnt sich dann, Alles zu ertragen und von der Vertheidigung des Rechts abzusehen. Die moralische Kraft der freien oder doch möglichst freien Presse ist als richtende Gewalt das Vorzüglichste an ihr.

Ich könnte noch von Erfreutlichem sprechen, von dem

Wohltätigkeitsfinne der Berliner, der sich in Folge der durch die Überschwemmungen herbeigeführten Unglücksfälle und Verbrüngen so schön bethätigte, von einigen dramatisch-musikalischen Vorstellungen, die zum Besten der Verunglückten in den königlichen Schauspielhäusern gegeben, von der Kunstausstellung im Akademiegebäude, welche zu demselben Zwecke eröffnet wurde, und von hundertlei andern Kunst- und Lebenserscheinungen, wenn mich die Darstellung des hiesigen literarischen Lebens nicht so beschäftigt und in der That auch verstimmt hätte, daß ich eine günstigere Stimmung abwarten muß, welche mir gestattet, in einem kurzen nachträglichen Berichte jene Erscheinungen mit genügender Liebe und Ruhe darzustellen. 84.

Aus Italien.

Silvio Pellico hatte auch einst Tage des Strebens, als er sich, von Monti und Foscolo ermutigt, jedem strahlenden Kranze nachzueilen berufen glaubte. Diese Eingebungen herausfordernden Stunden klingen in „Francesca von Rimini“ nach; vielleicht würde sonst er sie sich selbst nicht mehr glauben, denn in kummervoller Einsamkeit und unter Schmerzen, denen auch die kräftigste Natur sich kaum gewachsen fühlt, lernte er diesen hochfabrenden Träumen entsagen und in sich einen Quell des Glückes aussuchen, dem er jetzt Ruhe, Gleichmuth und Vertrauen auf eine Zukunft verbannt, die selbst in jenen Tagen unabhängiger Freiheit niemals ihm so leuchtend erschien. In einem zehnjährigen Kerker ist er von jenen Blendungen täuschender Phantasmen zu sich selbst gekommen; ist begrifflich in politische Zweifel, in eine Verleugnung alles Glaubens an Treue in der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, manchmal wol gar in Verzweiflung, weil er meinte, Recht und Wahrheit sei in den Streitfragen nicht herauszufinden, denen die jetzige Welt zur Beute gegeben ist. Das waren seine traurigsten Stunden, wenn er sich versucht fühlte, Das zu verwünschen, was eine frühere Zeit ihm als heilig gezeigt hatte, wenn er sich versucht fühlte, den Schmutz der Verhöhnung und des Verachtens auf die schönsten Eingeengten seiner glücklichen Tage zu werfen. Doch seine sanfte und milde Natur ließ ihn siegreich aus diesen Momenten der Versuchung hervorgehen, und dann erstlehte er einen Anhauch gegenseitiger Rücksicht für die Scharen der Braven, die der Bürgerzwist gegeneinander gedrängt hat, und betete zum Himmel, daß er auf die Erde herabsenke

L'armonia delle paci e del perdono.

Diese Gesinnung, der Grundton der durch Pellico's „Mie prigioni“ hindurchklingt, hat dem Buche europäische Bedeutung verschafft, ihm Herzen in allen Ländern gewonnen und manchen Richter zur Milde geneigter gemacht, der früher unbefangenen nur in großen Strafen das Heil für große Vergehen sah. Aber wen wird es wundern, wenn einem Jahre lang im engsten Gewahrsam verkümmerten Manne, der, ganz wie er es in seinem Gedichte: „Evelino“, beschreibt, oft genug die Strafe des Hochverraths vor den Augen sah, und dem alles zum Leiden und Schreiben Nothwendige entzogen war, bei einem von Krankheit zerrütteten Körper der frische Muth ausging, der seine frühern Werke belebte. Dichtend füllte er die Einsamkeit seiner Kerkerwände mit Gestalten, deren Zuspruch er gleichsam zum eignen Troste festhielt, und die er ins Leben treten ließ, als er selbst in das Leben wieder eintrat. In seinem Kopfe gingen „Gismonda von Mendrisio“, „Leonero von Dertona“ und „Ginia von Asti“, drei Trauerspiele, aus den Gesängnissen des Spielbergs hervor, aber nur geläutert durch sein veredelteres Herz traten sie hinaus vor die Augen der Menge. Der Silvio Pellico, der diese Gedichte gab, war ein durch schwere Prüfungen mild geworbener; der Dichter der „Francesca“ war im Spielberg geblieben. Man sehe, um sich zu überzeugen, die „Poesie inedite di Silvio Pellico, da Saluzzo“

(2 Bände, Turin 1837), wo selbst Dante (im Gesang: „Morte di Dante“) in jener mild ernsten Weise spricht, und der Dichter, seines Ugo Foscolo gedenkend, (in „Ugo Foscolo“), Dantes Leiden als eine Verirrung beklagt und es weniger schmerzhaft fühlt, jenen nicht mehr lebend zu finden, als er nach zehn Jahren ins Vaterland zurückkehrte, im Vergleich mit dem Schmerz, als Niemand ihm sagen konnte, ob er verfehlt mit Gott geforden sei.

Ein eifriger Leser der im Ganzen wenig beachteten „Pharsalia“ des Lucanus, bei dem die Vorliebe für diesen Dichter eine ererbte Reigung ist, hat in einer eignen Schrift: „Considerazioni intorno alla Farsaglia di Marco Anneo Lucano per Fel. Carrone marchese di San Tommaso“ (Turin 1837), auf den Werth und die Schönheiten dieses Gedichtes aufmerksam gemacht, das er in der Kraft der Gedanken der „Aeneis“ überlegen und durch seine positive, mehr der Geschichte als dem Mythos zugewandte Richtung unserm Jahrhundert zusagen glaubt. Deutsche Gelehrte, die zuerst noch den Ausstattungen für Kritik des Textes fragen, werden durch das Buch freilich nicht zufrieden gestellt werden; aber die Binde für die Erklärung einzelner Stellen sichern ihm auch bei diesen wol die verdiente Beachtung und schon als Beitrag zur Schlichtung des Streites über der „Pharsalia“ dichterisches Verdict, der seit Scaliger und Burmann oftmals erneuert worden ist, Durchsetzung bis zu Ende. 6.

Bibliographie.

- Breitenfeld, A., Gedichte. 8. Leipzig, Schumann. 15 Gr.
- Brennglas, Aus dem Leben eines Gespenstes. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 21 Gr.
- Bulwer's, E. L., sämtliche Werke. 33ster bis 35ster Band. Alice oder die Geheimnisse. Eine Fortsetzung von Ernst Maltravers. Aus dem Englischen übersetzt von D. v. Garsnowski. 3 Theile. Gr. 12. Nachen, Mayer. 3 Thlr.
- de Chateaubriand. Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles. Edition originale. 2 vols. In-8. Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 4 Thlr. 16 Gr.
- Dasselbe. 2 vols. In-12. Ebendasselbst. 1 Thlr. 12 Gr.
- (Dahlmann.) Zur Verständigung. Von Dahlmann. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 12 Gr.
- Goerres und Athanasius. 8. Leipzig, Köhler. 8 Gr.
- (Grimm.) Jacob Grimm über seine Entlassung. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 8 Gr.
- Hoffmann, F., Schlacht bei Fockan, Schauspiel in fünf Aufzügen. Zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag des Helben Friedrich Josias, Prinzen von Sachsen-Koburg, den 26. December 1837. 8. Jena, Bran. 16 Gr.
- Mühlbach, F., Erste und letzte Liebe. Roman. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 8 Gr.
- Münch, G., Römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit. 8. Stuttgart, Hoffmann. 21 Gr.
- Mundt. Spaziergänge und Weltfahrten. 2er Band. I. Deutschland in Frankreich. II. Weltfahrt. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.
- Puttrich, L., Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. 1ste Abtheilung. 5te Lieferung. Die goldene Pforte der Domkirche zu Freiberg. Folio. Leipzig, Herausgeber. 2 Thlr. 8 Gr.
- Strombeck, F. A. v., Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 6ter Theil. Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland im Jahre 1837. Gr. 8. Braunschweig, Bieweg. 1 Thlr. 18 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 137. —

17. Mai 1838.

Das dänische Königsgeſetz, das iſt das fortwährend geltende Grundgeſetz für das Königreich Dänemark, nach der dänischen officiellen Ausgabe überſetzt und mit einer hiſtoriſchen Einleitung und einer Schlußbemerkung verſehen, von Theodor Diſchauſen. Eutin, Bauernmeiſter u. Griem. 1838. Gr. 8. 8 Gr.

Wozu eine deutſche Überſetzung des dänischen Königsgeſetzes? Iſt daſſelbe ſo vorzüglich, daß es den deutſchen Völkern und ihren Fürſten recht bekannt zu werden verdient, damit ſie daſſelbe zum Muſter nehmen? Oder hat es einen großen Werth als Production des Geiſtes, ſodaß es der Deutſche, der gern alle irgend bedeutsamen Geiſtesproducte fremder Völker bei ſich aufnimmt, in ſeiner Sprache beſitzen mußte? Wir glauben weder das Eine noch das Andere, und ebenſo wenig glaubt es der Überſetzer, ein liberaler Publiſtiſt, Herausgeber der „Riſter Correſpondenzblatts für die Herzogthümer Schleſwig, Holſtein und Lauenburg“. Aber das dänische Königsgeſetz hat eine eigenthümliche Bedeutung, nicht bloß für das Königreich Dänemark, ſondern auch für die beiden, ſeit 1460 mit Dänemark unter Einem Regenten ſtehenden deutſchen Herzogthümern Schleſwig und Holſtein. In dieſen Herzogthümern hat das dänische Königsgeſetz nämlich keine ſtaatsrechtliche Gültigkeit. Das Herzogthum Schleſwig war ein dänisches Lehen, aber ſeit 1326 mit der Graſchaft Holſtein (zu einem Herzogthum erhoben 1474), einem Lehen des deutſchen Reichs, durch die conſtitutio Waldemariana unter Herrſchaft der Schauenburger aufs engſte verbunden. Der letzte Schauenburger, Herzog Adolf VIII., vom ſchleſwig-holſteinischen Volke immer geprieſen und ſtets zu preiſen, hatte, nachdem es lange durch das unglückſelige Theilungssystem zerriffen geweſen war, das Land wieder zu einem Ganzen vereinigt. Er wurde, ſchon bejaht, von den Dänen zum Könige auſerſehen, lehnte aber die Wahl ab und leitete ſie auf ſeinen Neffen, den Grafen Chriſtian von Oldenburg, der denn auch als Chriſtian I. 1448 auf den dänischen Thron kam. Da Herzog Adolf kinderlos war, ſo wünſchte König Chriſtian die Herzogskrone mit der Königskrone zu vereinigen; aber obwohl der edle Herzog ſeinen Verwandten liebte, ſo liebte er ſein Land und Volk doch mehr, wollte nicht, daß daſſelbe in Abhängigkeit vom Königsreiche käme. Er that daher alle nöthigen Schritte zur

Sicherſtellung der Selbſtändigkeit Schleſwig-Holſteins, welche die Stände des Landes nach ſeinem Tode verfolgten. König Chriſtian wurde zwar 1460 zu Ripen gewählt, mußte aber zugleich eine Urkunde ausſtellen, worin er bekannte, daß er von den Ständen frei gewählt und ihm gehuldigt ſei, nicht als einem Könige zu Dänemark, ſondern als einem „Herrn und Herzoge dieſer Lande“, worin er ferner den Ständen weſentliche Rechte feſtſtellte, vorzüglich das Recht der Steuerverwilligung und der mitentſcheidenden Theilnahme an der Geſetzgebung. So beſtand Schleſwig-Holſtein mit eigenthümlicher Verfaſſung neben Dänemark unter Einem Herrſcher, der hier König, dort Herzog war. Die Verfaſſung des Königreichs hatte viel Ähnlichkeit mit der der Herzogthümer, ſie war auch ſtändiſch, jedoch bildete ſie ſich früher ſtreng ariſtokratiſch aus. Der dänische Adel und Reichsrath (ebenfalls aus hohem Adel beſtehend) wählten den König und beſchränkten ſeine Macht zu ihrem Vortheil, aber auf Koſten des Volks, durch eine Wahlcapitulation. Auf dieſe Weiſe war auch Friedrich III. auf den Thron gekommen, in Dänemark zum Könige gewählt, in Schleſwig-Holſtein zum Herzoge, dort aber durch die Wahlcapitulation ganz in Abhängigkeit von Adel und Reichsrath gebracht. Durch einen unglücklichen Krieg mit Schweden war das Land in Schulden verfunken, es waren Steuern nöthig. Zu dem Ende wurde ein Reichstag gehalten. Auf dieſem wollte der übermüthige Adel alle Laſt auf den Bürger- und Bauernſtand wälzen; das erregte eine Oppoſition, und die Dinge nahmen eine Wendung faſt wie 1789 in Frankreich, nur mit anderm Ausgange. Der Adel verlor ſeine Macht; aber die bürgerlichen Stände, vom Hofe ſchlau geleitet, und in ihren Wortführern, dem Bürgermeiſter Hans Raſen und dem Biſchof Svane, auch wol beſtochen, übergaben alle Gewalt in die Hände des Königs, worüber die Stände, auch der Adel, dem Könige ein Document ausſtellten. Es war damit wol nicht gemeint, daß der nun erbliche König auch als unumſchränkter König regieren ſollte, ſondern man hatte es ihm nur vertrauensvoll in die Hände gegeben, eine neue Verfaſſungsurkunde aufzuſtellen; allein es war doch die Folge davon. Das von Peter Schumacher, nachherigem Grafen Grifſenfeld ausgearbeitete abſolutiſtiſche Grundgeſetz erhielt unter dem Namen Königsgeſetz (lex regia) am 14. Nov.

1665 die königliche Sanction. Dänemark war damit eine absolute Monarchie geworden; nicht so Schleswig-Holstein. Dieses warf seine Verfassung nicht weg; es bewahrte sie und hat sie rechtlich bewahrt bis auf den heutigen Tag, wie denn auch der jetzt regierende Herzog, König Friedrich VI. von Dänemark, die alten Landesrechte im Jahr 1816 bestätigt hat. Aber das constitutionnelle Leben Schleswig-Holsteins litt doch gar sehr durch den im Nachbarreiche herrschenden Absolutismus. Die Landstände wurden nur selten zusammenberufen, 1712 zum letzten Male, und auch nur die adeligen, nachher nie wieder. Unumschränkt wurde hier regiert wie dort, ja es wurde hier sogar wie dort der Homagialeid von den Beamten gefordert auf das absolutum dominium*), aber widerrechtlich, was noch Niemand geleugnet hat. Wie ist das aber möglich gewesen? Weil die Absolut Herrschaft mit Milde geführt wurde, und weil politische Gleichgültigkeit und Unwissenheit im Volke vorkam. Wenige Schleswig-Holsteiner kannten ihr Recht, noch weniger aber das dänische Königsgesetz mit seinem Absolutismus, ja dieses war selbst den Dänen noch wenig bekannt. Allein den wahren Zustand der Dinge muß man erst kennen, man muß sich erst ganz über seine Lage klar werden, bevor man im Stande ist, mit Erfolg zum Bessern zu wirken. Zu dem Zwecke hat Hr. Olshausen auch ohne Zweifel das dänische Königsgesetz herausgegeben. Zu dem Zwecke werden wahrscheinlich die alten Landesrechte Schleswig-Holsteins demnächst in dänischer Sprache herausgegeben werden. Dann können die Dänen und die Schleswig-Holsteiner sehen, wie es verfassungsmäßig bei ihnen und den Nachbarn steht, können die gegenseitigen Verhältnisse erst recht würdigen, und die beiderseitigen Partien werden sich nicht mehr bekämpfen, sondern auf verschiedenen Wegen, die durch die verschiedenen Grundgesetze bedingt sind, dahin streben, einen Rechtszustand festzustellen, wie er für die Bildung unserer Zeit und die Freiheit des Volks erforderlich ist. Den übrigen Deutschen, außer den Schleswig-Holsteinern, wird aber durch diese Übersetzung des Königsgesetzes ein genaues Verständnis der Verfassung des Königreichs Dänemark eröffnet.

Den Inhalt des Königsgesetzes können wir kurz angeben. Die Einleitung gibt die geschichtliche Entstehung und die Ankündigung des Königsgesetzes als „unveränderliches Fundamentalgesetz“ für Dänemark und Norwegen.**) In wenigen Paragraphen, 1—7, ist nun des Königs absolute Souverainetät in weltlichen und geistlichen Dingen festgesetzt; und was bedurfte es auch dazu vieler Worte? In den übrigen Paragraphen findet man davon nur einen Wiederhall. Von §. 8—14 wird ge-

handelt über die vormundschaftliche Regierung bei Minderjährigkeit des Thronfolgers; §. 15—19 über den Regierungsantritt des Königs; §. 19—40 werden sehr genaue Bestimmungen über die Erbfolge gegeben, wonach die männliche Linie vor der weiblichen den Vorzug hat, und männliche Erben vor den weiblichen, aus weiblicher Linie entsprossen.

In der Schlussbemerkung sucht der Verf. nachzuweisen, daß es für das Königreich Dänemark kein anderes Grundgesetz als das Königsgesetz gibt, auch neben demselben keins geben kann, indem der jedesmalige König in Folge jenes Grundgesetzes nichts für seine Nachfolger versprechen, diese also immer die vorhergehenden Gesetze außer dem Königsgesetze wieder umstoßen können; ja, selbst der König oder seine Nachfolger brauchen, falls sie sich nicht sittlich gebunden halten, ihr Versprechen und ihren Eid, wenn sie aus eigenem Antriebe etwas versprochen oder beschworen haben, nicht länger zu halten, als es ihnen beliebt, indem nach §. 17 des Königsgesetzes „der König ganz und gar keinen Eid oder irgend eine Verpflichtung, welchen Namen sie auch haben möge, mündlich oder schriftlich von sich geben und als unumschränkter Alleinherrschaftskönig von seinen Unterthanen durch keinen Eid oder vorgeschriebene Verpflichtungen kann gebunden werden“. Hr. Olshausen weist dies an Beispielen nach. Die von Christian VII. gegebene Indigenatverordnung soll nach des Gesetzgebers Willen als ein Grundgesetz gelten; sie kann es nicht, der jedesmalige König kann sie aufheben, kann sie in einzelnen Fällen aufheben, wie letzteres denn auch schon geschehen ist.

Der jetzt regierende König versprach, daß, wenn ein Opfer von 6 Procent des Werths alles Grundeigenthums gebracht würde, die Finanzen des Staats gründlich verbessert werden sollten (!), und gab seinen Unterthanen in der Verordnung vom 5. Januar 1813 mehrere schöne Zusicherungen und Verheißungen. Ausfolge des Königsgesetzes waren diese nicht bindend, und es ist für Dänemark (nicht für die Herzogthümer) das Versprechen eines jährlichen Budgets auch schon 1818 zurückgenommen worden, wie denn überhaupt wenige jener Versprechungen erfüllt, dagegen die Finanzen in einen bedauerlich schlechten Zustand gerathen sind. Ebenso ist der König rechtlich nicht verbunden, das Versprechen zu halten, daß weder er noch seine Nachfolger sich einen Eingriff in die Verwaltung der Nationalbank erlauben wollen.

Als grundgesetzlich können endlich auch angesehen werden manche Bestimmungen und Versprechungen in den Gesetzen wegen Einführung beratender Provinzialstände vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834, und der König oder seine Nachfolger brauchen auch diese nicht zu halten! Der Verf. meint, „für Betrachtungen ernster Art sei hier ein weites Feld geöffnet“. Sehr wahr; warum hat er denn nicht gleich einige Betrachtungen darüber angestellt? Unmöglich hat er doch die Censur dabei gesürchtet. Sei dem nun, wie ihm wolle, so wollen wir nicht unterlassen, einige Betrachtungen, welche uns gleich nahe liegen, hier in Worte zu fassen.

*) Wir wissen wohl, daß Einige dies absolutum dominium nicht auf die innere, sondern auf die äußere Souverainetät beziehen, so daß es nur den Sinn hätte, es bestünde hier eine nach außen selbständige Herrschaft; allein in dem Sinn wird der Eid gewiß nicht gefordert.

**) Norwegen ist bekanntlich seit seiner Trennung von Dänemark (1814) durch die schwedische Constitution das freieste Land Europas und sehr glücklich in seiner Freiheit. Nach jener Constitution blühen jetzt mit Sehnsucht viele Dänen.

Der Verf. hat Recht, das Königsgeſetz iſt für Dänemark allgemeines Grundgeſetz; jedes andere Geſetz hat nur ſo lange Kraft, als der jedesmalige König es will beſtehen laſſen, der König kann aus eigener und alleiniger Machtvollkommenheit in jedem Augenblick Geſetze geben und aufheben; ſeine Willkür iſt in jedem Augenblicke höchſtes und allgemeines Geſetz; im Königsreiche Dänemark beſteht grundgeſetzlich die abſoluteſte Monarchie, grundgeſetzlich die unumſchränkteſte Autokratie; das dänische Volk kann im Verhältniß zum König ganz und durchaus nicht von Rechten ſprechen, ſondern nur von Gnade. Dieſenigen dänischen Publiciſten ſind daher ſehr im Irrthume, welche meinen, daß der Abſolutismus in Dänemark aufgehört habe, ſeit das allgemeine Geſetz vom 28. Mai 1831 wegen Anordnung von Provinzialländern erſchienen iſt. Die unumſchränkte Selbſtherrſchaft des Königs iſt im Weſentlichen auch nach Erſcheinung des Geſetzes geblieben; denn der König kann ja auch gegen den Rath der Stände (und weiter als Rath und Bittre haben dieſelben nichts auszusprechen!) neue Geſetze geben und neue Steuern auſlegen, wie denn auch bereits gegen den Rath der Stände die Schärfung des Preßgeſetzes eingetreten iſt. Der König ſelbſt aber kann ja jedem Augenblick die provincialſtändiſche Inſtitution wieder aufheben. Wenn er ſich nicht ſittlich gebunden hält, ſein Verſprechen zu halten, erſichtlich iſt er nicht gebunden, weil dies Verſprechen dem Grundgeſetze widerſpricht; ſeine Nachfolger aber ſind, ſo weit ſie nicht ein Verſprechen abgegeben — und davon verlautet nicht einmal rathſchläglic des Thronfolgers etwas — weder ſittlich noch rechtlich gebunden. In der That iſt es auch ſchon in einem Punkte nicht erfüllt. Es heißt nämlich im allgemeinen Geſetze vom 28. Mai 1831, der König wolle die Provinzialländer alle zwei Jahre ſammenberufen; dies hätte nun zum 1. Oct. 1837 geſchehen ſollen, iſt aber nicht geſchehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Opfer der Geſellſchaft. Von der Gräfin v. Bieſſington. Aus dem Englischen überſetzt. Drei Bände. Leipzig, Krieger und Schwertſche. 1837. 8. 3 Thle. 12 Gr.

Einer der Romane aus dem geſelligen Leben der höhern Stände Englands, wie ſie ſchon Dugens da waren, der und durchaus keine neue Seite des Daſeins oder des menſchlichen Dazeyns enthält, ohne Vorſtell, ohne Wahrheit der Wirklichkeit, ohne Leben des Details, weil er in Briefen, und zwar in kurzen Briefen geſchrieben iſt, wo denn nicht einmal das Ereigniß ſelbſt, ſondern nur ſein Reflex in der Laſſicht und Meinung gewöhnlicher Gemüther vor uns hintritt. Widerspruch wird das Buch nicht erregen, davor iſt der Verf. ſicher; wir aber legen unſern Proſt hier ein; denn was ſoll und das Abſetzen ſolcher weniger als mittelmäßigen Ergußſe, die nur dazu dienen können, den Markt zu überſchütten und Beſſeres zu verdrängen? Das einzig Lebenswichtige iſt noch eine gewiſſe Conſequenz in der Erzählung. Was aber leiſchſchlaunige Perſonen werden durch den Umgang mit einer ſchlechten und Verderben geſührt, und dieſe ſelbſt, nachdem ſie ihren Zweck, eine glänzende Heirat, erreicht, geht durch ihre ſchönen Meinungen zu einem Aengſtlichen zu Grunde, der ſie um Geld und Gut belagt, mit Hülfe ihrer Intrigen und unbewußten

Veranſtaltung ihrer Kante und ſpäter ſogar ihren Mann erwirbt, Schloſſen von dem Hülfe der ſittlichen Bruchung, ſticht ſie in Reue und Wahnſinn und entgeht nur dadurch der gerichtlichen Unterſuchung.

2. Gernorken. Erzählungen Buchhard's des Steuermanns. Mitgetheilt von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Cauerländer. 1838. Kl. 8. 2 Thle. 12 Gr.

Sehr einfach erzählt, aber auch ganz roh im Styl und in der Behandlung, ganz willkürlich in der Erzählung und, ohne alle innere Bedeutung, ſetzt unter dem Gewöhnlichen, können wir das obige Werk unmöglich wie zur Literatur gehörig behandeln.

3. Mein Verleben. Wahrheit und keine Dichtung. Von Heinrich Smidt. Drei Bände. Berlin, Dapf. 1837. 8. 3 Thle.

Wußten wir Hrn. Smidt's Erzählungen entſchieden abzuweiſen, ſo iſt uns deſſen angenehmer, das vorliegende Buch als intereſſante Lectüre empfehlen zu können. Der Verf. bekennt, daß er hier nur Wahrheit gebe, auch hat Das, was er erzählt, durchgängig den Charakter des Wahren; es wird lebendig und in guter Sprache vorgetragen, wie ſehr die Scenen, die ſich ſehen vor und vorübergehen, und ſaß möchten wir Hrn. Smidt ſagen, bei ſolchen Erzählungen aus dem wirklichen Leben in die Lehre zu gehen, wie man erſindet. Was könnte z. B. ſchrender und ergreifender, poetiſcher ſein als die Geſchichte vom armen kleinen Dicker und ſeinem frühen, fruchtigen Tode? Nur wenn der Verf. Das ſoebenartig vorträgt, was Andere ihm mittheilen, laſſen wir hier wieder auf ſeinen nichtſagenden Beſchreibungen in ſchwülſtigen Ausdrücken, welches das Individuelle und Specielle des Falles vernichtet und ſeinem neuen Charakter der Dichtung nach dem Ideale gleicht, deſſen Hohlheit ſchon ſo oft erwieſen ward. Der Verf. hat die Abſicht, eine Geſellſchaft in Deutschland zu gründen, wie Marryat und Goe in England und Frankreich. Wir wiſſen nicht, ob dergleichen Verſuche wünschenswerth ſind, erwecken aber mit Vergnügen die weiteren Mittheilungen, welche er uns aus ſeinem Leben verſpricht, bei denen er nur die Beſicht deſiderirt, die Namen zu verzeichnen, und den Thatſachen ihr Recht läßt. Er erzählt uns, daß die Kaper in den Colonien der Antillen Deutschland für eine große Stadt halten, die Hamburg heißt, von welcher Stadt ſie ſich ſchämen, Preußen, Baiern u. ſ. w. als die verſchiedenen Dierel denken, und daß es ihm unmöglich war, den guten Schwarzen dieſen ſelt eingewurzelten Wahn zu benehmen. Wirkliche haben ſie von ihrem Geſichtspunkte aus ſo unrecht nicht; ihnen iſt Hamburg Deutschland. Die Deutſchen ſind nun einmal keine ſprechende Nation, und nur für eine ſolche ſichern und Gewissens ein wahres Jatroſſe zu haben; überſetzt oder nicht dieſen Gewandtheit dem Deutſchen immer Griechiſch und Latrin, ja, wir ſind jetzt, Daſſel ſei es Marryat's Bemerkungen, in der englischen Terminologie dieſes Zweiges der Literatur ſaß mehr zu Hauſe als in der hantburgiſch-plattdeutſchen, denn dieſer Dialect herrſcht im hantſchen Gewandtheit vor, in dem Grille z. B. Windſtille heißt; doch iſt hier der Ort, zu bemerken, daß der Verf. das Unbekannte dieſer Art in einem Anſange zur Bequemlichkeit ſeiner Leſer alphabetiſch geordnet erſtellt. Die Goe iſt gewiß ein romantiſches Element, ſie iſt aber auch das Element, welches dem Paſſen den größten Raum zum Bedenken; und wenn, wie Folger z. B. Romane das Schickſal des Menſchen nur eine ſolche Grundwahrheit enthält, daß: berne im Gegenſatz zu dem antiken nehmen müſſen, ſo überwindet das a mit ſeinen ſich immer verſchärfenden Haltungen und Begehungen deſſen Eigenſeher; das Beſtändige erachtet der Nation der Goe nach das wahre Natur und kommt das Element des Romans. Dabei verleiht das Geſicht der Natur, mit welchem wir die beſte

dieser Erfindungen aus der Hand legen. Als Probe von des Verf. Style siehe hier seine Beschreibung der Fata Morgana.

„Gestern Abend noch hatte ich vom Steuermann gehört, es dauere wenigstens vierzehn Tage, ehe wir St. Thomas erreichen würden, und als ich heute Morgen das Verdeck betrat, lag es nahe vor mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, aber immer blieb das Land vor dem Bugspriet, das sich wie ein langer dunkelblauer Nebelstreif auf dem Wasser gelagert hatte. Wir schauten Alle neugierig drein und warfen ab und an Blicke auf die Offiziere des Quarterbeds, die die unerwartete Erscheinung mit übereinandergeschlagenen Armen betrachteten. Der ganze Himmel war klar und nirgend ein leichtes Wölkchen zu schauen; kaum dem Auge sichtbar, dümmerte im fernem Südwesten ein bleicher Stern, und die glanzlose Mondscheibe tauchte in die Wellen; da zuckte es am östlichen Horizonte auf, und der erste goldene Morgenstrahl glänzte auf der beweglichen Flut, die mit Millionen Edelsteinen geschmückt erschien.“

Ein leiser Ausruf des Staunens entrang sich bei diesem Anblicke meiner Brust, aber das Wort erklang mir im Munde, als ich die folgende Scene sah, deren Schilderung mir nun und nimmer gelingen wird.“

„Die durch einen Zauberschlag war die Küste belebt. Ich sah hohe grüne Ufer, die sich in der Richtung von Norden nach Süden erstreckten, vor mir liegen; hier und da blühte durch die schwellenden Rassen seltsames Gestein, das in allen Farben spielte, bald ein riesiger Rubin, bald ein ungeheurer Smaragd, oder ein Sapphir, die durch eine Kette von Perlen und Diamanten aneinandergereiht schienen. Noch stand ich im Anschauen versunken, als plötzlich die ganze Oberfläche des Landes durch die höher steigende Sonne mit einem flüssigen Golde überflödet ward und ein lauter Ruf der Bewunderung Aller Brust entstieg. Vor uns lag ein bis in die weiteste Ferne sich ausdehnender Palmenwald, der in seiner grünen Blätterpracht und dem Goldglanz seiner Früchte einen lichten Schein über das Meer hinstreute; die langen Stämme standen hoch aufrecht, und die weit ausgebreiteten Kronen schwankten, vom Morgenwinde bewegt, leise hin und her. An den Fuß der Bäume schmiegten sich mit tausendfachen Blüten bedeckte Sträucher, und seltsame Zauberpflanzen, einer fremden Zone, einem fremden Welttheile gehörig, zitterten auf bebendem Stiele. Unter dem Schattendache der Palmen erhoben sich die goldenen Kuppeln und Thürme stolzer Paläste, die, dicht aneinandergerückt, eine unerschöpfbare Stadt bildeten. Ich war erstaunt, eine solche Pracht vor mir zu sehen, solche Häuser, die alle Land- und Stadtbewohner der hamburgen und altonaer Kaufmannschaft, die bis dahin mein Ideal gewesen waren, zu Schanden machten, und richtete mein Auge auf Captain Willers. Der aber brummte vor sich hin: „Aus solchen Dummheiten wird nichts als Sturm und Ungewitter.““

„There she comes!“ schrie plötzlich unser Bootsmann laut auf. Die Sonne fleg wie ein glühend rother Feuerball über der stolzen Zauberküste empor. Sie brannte in dunkler Flut, dem Innern eines Vulkan gleich, und drohte jeden Augenblick in Flammen aufzugehen; da stürzten der Palmenwald, die lange Reihe der Paläste, die blütenglänzenden Sträucher und die hohen, grünen Ufer in ein Nichts zusammen; sie verwandelten sich in silberstrahlende Quellen, die ihre blühende Flut hinabgossen in die wallende Flut des Ozeans, die Nebelwand vor uns ward immer durchsichtiger, die Sonne fleg immer höher, noch einmal waltete das stets schwächer werdende Phantom hin und her, dann stürzte es zusammen, und vor uns lag das unermeßliche Meer, vom sonnigen Golde des Morgens bestrahlt.“

„Das Herz schlug über in meiner Brust, mein Blut wogte stürmisch durch meine Adern, ich griff mit der einen Hand unwillkürlich ins Tauwerk, mich zu halten, während ich mit der andern meine Augen bedeckte, die sich, ich weiß nicht, ob aus Schmerz oder aus Bitterkeit, mit Thränen füllten.“

„Wie kann man sich aber so gotteslästerlich albern betragen?“ fluchte mein Bootsmann mir zu; „sonst aber sah das Ding da manerlich aus!“ fuhr er fort, „und wenn es einem Menschen gegeben wäre, daß er es mitnehmen könnte, um es in Hamburg für Geld zu zeigen, der könnte ein reicher Mann werden.““

„Dabei schmunzelte er, und strich sich den verworrenen Bart, als ob er nicht äbel Lust hätte, die Fata Morgana in Entreprise zu nehmen; wir aber, die wir uns allmählig von unserm Erkennen erholt hatten, wollten zu unserer gewohnten Beschäftigung zurückkehren, als eine Stimme von der Back her rief: „Segler voraus! Leetrahndalkeweise!“ Alle Augen wandten sich nach der bezeichneten Richtung und sahen, was bis dahin im Dispassat wol noch Niemand gesehen hat, nämlich einen Segler, der mit günstigem Backstagwinde gerade auf uns abhielt und uns die Furcht einflößte, daß wir in der nächsten Viertelstunde Westwind bekommen würden. Keiner wußte, was er aus dieser Erscheinung machen sollte. Captain Willers brachte das Bootrohr nicht von den Augen. Während wir noch baskanten, Jeder ein Seitau, eine Brasse, oder eine sonstige Feine in der Hand, kurz, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nehmend, rief Captain Willers: „Ich gebe Kopf und Kragen darum, ist das nicht mein Schiff, meine Elisabeth und die ganze Geschichte ist weiter nichts als ein dummes Lustbild von vorn!“ Während der Steuermann, dadurch aufmerksam gemacht, dem fernern Verkleinern der Segel Einhalt that, und der Bootsmann wie ein Schelm vor sich hinlächelte, rief der Segler plötzlich aus der Flut empor, strebe höher und höher, lehnte darauf das Unterte zu oberst und lief mit großer Behemung auf uns zu, bis er, kaum noch eine Schußweite entfernt, in nichts zusammenfiel und die Erscheinung für dies Mal ein Ende hatte. Für mich hatte sie für immer ein Ende, denn ich habe sie niemals wieder gesehen. Der Capitain hatte übrigens recht, noch denselben Tag bekamen wir sogenannte Stillie mit Regen, die drei Tage und darüber anhielt, ein im Dispassat nicht gewöhnliches Ereigniß.“ 55.

Literarische Anzeige.

Erben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Für Brunnen- und Badereisende

bearbeitet von
Dr. Karl Christian Hille.

Mit zwei Kärtchen.

8. Geh. 16 Gr.

Diese Monographie reht sich an die im vorigen Jahre erschienenen Schriften des Verfassers an:

Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Demnächst werden die Beschreibungen der Ost- und Nordseebäder, der Bäder am Nieder- und Oberrhein und der Lausnusbäder folgen, und sich daran die Bearbeitungen der übrigen Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz reihen, in der Weise, daß das Ganze ein seinen Gegenstand in topographischer und blätterlicher Hinsicht erschöpfendes Werk bilden wird.

Leipzig, im Mai 1858.

F. A. Brochhaus.

Das dänische Königsgeſetz, das iſt das fortwährend geltende Grundgeſetz für das Königreich Dänemark, nach der dänischen officiellen Ausgabe überſetzt und mit einer hiſtoriſchen Einleitung und einer Schlußbemerkung verſehen von Theodor Diſchauſen.

(Beſchluß aus Nr. 127.)

Anders iſt aber das Verhältniß in den Herzogthümern Schleſwig, Holſtein und Lauenburg. Hier gilt das dänische Königsgeſetz nicht, hier iſt der König von Dänemark erblicher Herzog. Lauenburgs alterthümliche und allerdings veraltete Verfaſſung wurde von Friedrich VI. beſtätigt, als ihm dieſes Land auf dem wiener Congreß durch Tauſch zuſiel. Schleſwig-Holſteins Verfaſſung datirt von dem Stammvater der Oldenburger, König und Herzog Chriſtian I., 1460. Nur einige weſentliche Punkte ſind in dem Grundvertrage, als die jedesmalige Wählbarkeit des Herzogs in die Erblichkeit, auf rechtliche und vertragmäßige Weiſe durch Beſtimmung des Herzogs und der Stände abgeändert worden, die mehrentheils beſtehen ſtaatsrechtlich fort. Wir wollen nun allerdings nicht beſtreiten, daß dieſe alte landſtändiſche Verfaſſung in der Form für unſere Zeit unbrauchbar geworden iſt. Dies iſt eine natürliche Folge davon, daß ſie mehr als hundert Jahre ganz außer Wirkſamkeit geweſen; wäre das nicht der Fall geweſen, wäre ſie im factiſchen Beſtande geblieben, wie ſie im rechtlichen geblieben iſt, ſo wäre auch die Form ohne Zweifel auf verfaſſungsmäßigem Wege nach den Zeitbedürfniffen ausgebildet worden. Allein ſie kann deſhalb nicht ihre rechtliche Gültigkeit verlieren, ſie bleibt, ſtaatsrechtlich betrachtet, nach wie vor das Grundgeſetz Schleſwig-Holſteins. Soll ſie aufgehoben werden, ſo kann das nicht einſeitig geſchehen, ſondern nur in Übereinkunft mit dem König-Herzoge, daſſelbe gilt von ihrer Veränderung. Dieſes wurde in den Jahren 1816—22 auch ſehr richtig von Prälaten und Ritterschaft, oder vielmehr von ihrem Secretair und Leiter, Dahlmann, erkannt, als ſie ſich in Betreff Holſteins an den Bundestag wandten. Der Bundestag hat ſolches ebenfalls nicht in Abrede geſtellt, vielmehr es nur abgelehnt, den König von Dänemark als Herzog von Holſtein zur Reaſſirung der Verfaſſung anzuhalten, weil ſelbige nicht „in Wirkſamkeit“ beſtehe. In Wirkſamkeit war nun jene alte Verfaſſung allerdings damals ebenſo wenig, als ſie

es jezt iſt; in Wirkſamkeit war und iſt auch in Schleſwig-Holſtein der Abſolutismus des dänischen Königsgeſetzes. Warum iſt derſelbe aber hier nicht außer Kraft getreten, da ihm doch die ſtaatsrechtliche Baſis fehlt? Warum ſind nicht hier Landſtände mit Steuerbewilligungsrecht und entſcheidender Theilnahme an der Geſetzgebung ins Leben getreten? Das Sachverhältniß iſt dieſes: In Schleſwig-Holſtein hatte ſich im Bewußtſein alter Rechte ein Streben nach einer zeitgemäßen Verfaſſung ſchon bald nach dem deutſchen Freiheitskriege, an dem auch die Bewohner des nördlichſten Winkels vom gemeinſamen Vaterlande durch Mitgefühl, wenn auch nicht durch That Theil genommen hatten, gezeigt. Es ward aber durch Gegenwirkungen zur Ruhe gebracht. Nach der Julirevolution erſt erwachte es wieder; der Kanzleirath Kornſen trat zuerſt kräftig und beſtimmt auf, und ſeine Worte und Wünſche fanden ungemein viel Anklang im Schleſwig-Holſteinſchen Volke. Nicht ſo in Dänemark. Dort blieb anfangs Alles theilnahmlos, ja Stimmen aus dem Volke äußerten ſich ſogar bitter über die dieſſeitigen Beſtrebungen. Deſſen aber wurde man doch in Kopenhagen überzeugt, daß etwas für Schleſwig-Holſtein geſchehen müſſe, und ſollte etwas für Schleſwig-Holſtein geſchehen, ſo wollte man Dänemark auch bedenken; denn man ſah ein, daß in den Dänen ſonſt doch bald ein gleiches Verlangen entſtehen würde, und daß auch die Einheit des Staats, worauf die Regierung viel Gewicht legt, gleiche Inſtitutionen in den dänischen und deutſchen Landen forderte. So erhielt Dänemark Ständeverſammlungen, weil Schleſwig-Holſtein ſie haben mußte; Schleſwig-Holſtein aber erhielt nur beratende Provinzialſtände, weil Stände mit Steuerbewilligungsrecht dem dänischen Königsgeſetze entgegen waren. Das war alſo wieder die factiſch rückwirkende Kraft des Königsgeſetzes auf ein mit Dänemark verbundenes Land, wo es nicht gilt. Die Folge davon war, daß die provinzialſtändiſche Inſtitution in Dänemark mit Dank und Jubel vom Volke aufgenommen wurde, in Schleſwig-Holſtein aber nur mit Laubbild. In Dänemark iſt ſeit ihrer Einführung ein kräftiger Geſinnungsgeiſt, ein reges politiſches Leben erwacht, genährt durch einige Überreſte früherer Preſſefreiheit; jedoch weiß man offenbar nicht über die engen Grenzen des abſolutiſtiſchen Grundgeſetzes hinwegzukommen und zeigt keine beſondere

politische Bildung, wenn man über fremde Angelegenheiten urtheilt. Dagegen zeigen sich die Schleswig-Holsteiner ruhiger, ja lässiger in öffentlichen Dingen. Ihnen fehlt es jedoch nicht an Männern, denen eine gediegene politische Bildung und feste Wille eigen ist, obgleich die große Menge wenige Begriffe von Recht und Freiheit hat; aber ihnen fehlt noch mehr das Organ der Presse als den Dänen, und wenn sie auch sagen dürfen: Die lex regia gilt bei uns nicht! so dürfen sie doch nicht sagen: Wir wollen auch nicht die thatsächliche Herrschaft des Königsgegesetzes, sondern fordern unser gutes Recht, und weil uns das nicht geworden, sind wir nicht zufrieden. Unzufriedenheit, Unbehaglichkeit, das wird Niemand leugnen, durchbringen, aus dem Gefühl des Rechts und des Bedürfnisses entsprossen, das ganze Schleswig-Holsteinische Volk, und diese werden dadurch noch vermehrt, daß den vielen Mängeln in der Verwaltung, die sich von den größten bis zu den kleinsten Verhältnissen zeigen, so sehr langsam abgeholfen wird. Wird denn in Dänemark das Königsgegesetz wol ewig bestehen? Wird es dort ewig bestehen müssen, wird es nie rechtlich verändert werden können? Das sind Fragen, die wir von Jedem erwarten, der sich für die Angelegenheiten der Völker interessiert und der Entwicklung derselben zur Freiheit geneigt ist. Wir antworten: das dänische Königsgegesetz kann rechtlich abgeändert werden, wenn König und Volk darüber einig sind, sowie sie einig waren, als dasselbe gegeben wurde; einseitig aber steht die Abänderung weder dem Könige noch dem Volke zu; denn wenigstens Friedrich III. das Königsgegesetz allein gegeben, so hatte das Volk ihm doch dazu erst die Vollmacht erteilt. Wird auf solche Weise das Königsgegesetz vernichtet und ein anderes Grundgesetz aufgestellt, so sind auch die Thronfolger verpflichtet, dasselbe zu halten, jedoch nicht, wenn der regierende König willkürliche und einseitige Abänderungen trifft. Und das Königsgegesetz wird durch König und Volk aufgehoben werden, wenn erst die provincialständische Institution sich weiter ausgebildet hat und die politische Bildung unterm Volke größer geworden ist. Jetzt fordert man schon die Vereinigung der beiden Ständeversammlungen, der zu Roskilde und der zu Wiborg, in eine, die dadurch an Kraft gewinnt und ihre Wünsche viel eher durchsetzt. Wann aber das Königsgegesetz in Dänemark sein Ende erreicht haben wird, läßt sich nicht sagen. Viele meinen, wenn der jetzige Erbsprinz als Christian VIII. den Thron besteigt, der in Norwegen die eidswoorde Constitution beschworen hat. Es ist möglich. Hört dann das Königsgegesetz in Dänemark rechtlich zu bestehen auf, so wird natürlich auch dessen factisches Bestehen in den Herzogthümern aufhören.

Die beratenden Provincialstände können indeß nie als Vertreter des Volks zur Begründung einer neuen Verfassung gelten, weder hier noch dort; es müßten wenigstens nach dem für diese bestehenden Wahlgesetze neue Deputirte gewählt werden für den besondern Zweck, obgleich dies Wahlgesetz der Art ist, daß Intelligenz und politische Bildung schwerlich in dem neuen Grundvertrage den Sieg davonzutragen würden. Nie aber könnte ein

Grundgesetz für sämmtliche jetzt zu einem Staat verbundene Lande daraus hervorgehen; dazu sind die historischen Verhältnisse zu verschieden, wenn nicht schon die Verschiedenheit der Sprache dem entgegenstände. Es müßten sich zwei Staaten bilden, mit zwei möglichst gleichen Grundgesetzen und zwei Ständeversammlungen, einer für Dänemark und einer für die Herzogthümer, eng verbunden durch ein Oberhaupt. So scheinen es auch die historischen Verhältnisse zu fordern, die sich möglicherweise, ja wahrscheinlichweise in der Zukunft ergeben werden. Der jetzige Erbsprinz des Königsgegesetzes und der Herzogthümer hat einen Sohn, dieser ist aber unbeerbt und wird, wie man meint, nicht beerbt werden. Dann kommt auf den dänischen Königsstern ein männlicher Sprößling der weiblichen Linie, in den Herzogthümern aber geht die Erbfolge zurück auf den ältesten Mannsstamm, ein Sprößling des augustinburgischen Hauses wird regierender Herzog. Dann wenigstens muß und wird auch die factische Herrschaft des Königsgegesetzes hier aufhören.

Fürs Erste müssen denn auch die Schleswig-Holsteiner sich mit beratenden Provincialständen begnügen lassen. Auch diese bestehen bei ihnen, jedoch schon unter etwas andern Verhältnissen als in Dänemark; denn hier, in Schleswig-Holstein, ist der König-Perzog, weil das Königsgegesetz hier nicht gilt, rechtlich wie sittlich durch sein Wort gebunden, sie nicht aufheben oder etwas an ihnen ändern zu wollen, ohne die Stände selbst zu befragen. Die Veränderungen würden aber ohne Frage nur auf Entwicklung zu beschließenden Ständen hinaufgehen können, wie das der König selbst schon in der Einleitung zum allgemeinen Gesetz vom 28. Mai 1831 angedeutet hat. Möge denn diese Entwicklung nicht aufgehalten werden, mögen die Provincialstände dahin streben, daß Schleswig-Holstein bald seinen Platz unter den constitutionellen Staaten einnehme, wo es ihn nach allem Rechte haben muß!

85.

Die pariser Kunstausstellung im Jahre 1838. *)

Paris, 22. April 1838.

Der Salon wird in wenigen Tagen, am 1. Mai, geschlossen, nachdem er seit Anfang März eröffnet war. Wir besilen uns daher, eine letzte Musterung zu halten und die bedeutendern Kunstwerke hervorzuheben, welche unser erster Bericht unerwähnt gelassen oder nur flüchtig berührt hat. Wir wenden uns zunächst zu der Landschaftsmalerei, welche seit einigen Jahren die erfreulichsten Resultate geliefert und in den letzten Ausstellungen so zahlreich und trefflich aufgetreten ist, daß sie fast die Aufmerksamkeit für die Historienmalerei verdrängte. Auch in gegenwärtiger Ausstellung ist sie so vollständig und charakteristisch in ihren verschiedenen ältern und neuen Richtungen repräsentirt, daß wir uns deshalb hier einige speciellere Bemerkungen über die einzelnen Leistungen dieses Faches nicht versagen mögen. Sehr scharf und bestimmt sondern sich die unmittelbar der Natur entnommenen Ansichten von den erfundenen, sogenannten historischen Landschaften, welche besonders unter dem Kaiserreiche Mode waren. Das Studium der niederländischen Meister hat eine andere Richtung hervorgerufen.

*) Vgl. eine frühere Mittheilung in Nr. 101 u. 102. S. 51.

Man will die Natur nicht mehr in erfundenen Prachtscenen und überhaupt nicht mehr in dem Massenhaften und Stofflichen überbieten; dies ist auch an sich schwer und erscheint um so gefährlicher, als man immer tiefer in die Geseze und Zusammenhänge der landschaftlichen Erscheinungen, z. B. der Terrains, Einsicht gewinnt. Dann hat aber dergleichen auch kaum eine Wirkung und fällt in ganz gleiche Classe mit Dem, was man in der Poesie Romantugend nennt. Man kommt bald dahinter, wie wohlfeil und unwahr es ist, so daß grade zufolge der geforderten Wahrheit Derjenige weit mehr erreicht, der beschuldener erfindet und an die Wahrheit der Natur anknüpft. So bietet uns z. B. Herr Bertin, der Chorführer der alten Landschafterschule, vier ideale Ansichten aus Griechenland, Italien, Spanien und der Schweiz, auf welchen der Künstler den ganzen Vorrath seiner Studienmappen erschöpft zu haben scheint, ja woran er alle Schönheiten des Terrains und der Ausdehnung verschwendet; allein was ist die Wirkung? Nur eine sehr mäßige und kühle. Die mythologischen Phantasielandschaften von Corot, der dieselbe Richtung mit Bertin verfolgt, thun es ebenso wenig der Natur in Harmonie der Linien und in Schönheit und Gefälligkeit der Formen zuvor. Es heißt, dankt mich, die Natur beleidigen, wenn man sie für die poetischen Auffassungen unzulänglich wähnt, und indem Corot für gut befand, eine andere zu erfinden, und grade diejenige auswählte, welche er ausgewählt hat, scheint uns der Künstler in doppelter Hinsicht gefehlt zu haben; denn die Götter des Heidenthums bequemten sich nicht bloß vollkommen mit dem Aufenthalt unserer sublunaren Welt und fanden darauf Gegenden, welche sie für würdig hielten, mit ihren Liebchaften zu beglücken, sondern man sollte auch billig erwarten, daß sie sich zu ihren Festen und Spielen eine reichere, wärmere, lachendere Gegend ausgesucht hätten. Man konnte nicht wohl eine schönere Gelegenheit finden, Farbe und Licht zu verschwenden, wie es Rubens gethan haben würde, hätte er jene Zaubergärten zu behandeln gehabt, wo das Volk der Halbgötter seine Orgien feiert. Um wie viel vorzüglicher als diese erfundenen, componirten Landschaften sind die einfachen, soliden Werke, in denen sich Ideal und Wirklichkeit vereinen! Der Charakter der neuern französischen Landschaft ist eine gewisse Beziehung landschaftlicher Physiognomien zur psychischen Stimmung, kurz eine gewisse Sympathie zwischen der Natur und dem menschlichen Gemüthe, wobei Bitterung, Beleuchtung und Belebung der Landschaften durch entsprechende Staffage wesentlich zu einem Ganzen mitwirken. Dadurch wird begreiflich, wie es gelingen kann, auch dem scheinbar Einfachsten und Gewöhnlichsten noch Reiz und Bedeutung abzugewinnen; ja, der Maßstab des Interessanten lehrt sich darnach völlig um. Noch mehr: es ist hiermit zugleich ein Weg gefunden, die Beduete noch in eine höhere Sphäre zu erheben, ohne daß man doch in den Formen irgend zu rücken und zu modeln brauchte, bloß dadurch, daß man einer landschaftlichen Physiognomie gleichsam ihren Geist und ihre Seele ablauscht und diese nur für das Gemüth des Beschauers verständlicher hervortreten läßt, ganz ebenso wie sich das Portrait durch Charakter und Ausdruck ins Historische steigern läßt. Sehr natürlich aber ist es, daß alsdann die nach diesem Leitsterne der Erfindung componirten Landschaften sich von zufälligen Zusammenhäufungen des einzelnen in der Natur Aufgefaßten wesentlich unterscheiden und den Prospecten immer ähnlicher werden müssen, weil man in jenen die Phantasie auf Durchbildung einer Empfindung und eines Charakters bis ins Einzelne richtet, in letztern aber das Einzelne je mehr und mehr bis zur Einheit einer subjectiven Empfindung zu sammeln sucht. Dies ist eine auffallende Erscheinung bei den gegenwärtigen französischen Landschaftsmalern, und sie ist ganz natürlich eingetreten.

Nicht ohne Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufschwunge des französischen Geistes ging die Historienmalerei bei den ältern niederländischen und italienischen Meistern in die Schule, um hier eine kräftigere Farbengebung und naive Charakteristik zu

lernen; sie hatte viel Conventionelles zu vergessen und mußte sich erst von Neuem ein unbefangenes Auge für die Natur erwerben. Diese durchgreifende Änderung der Ansicht und Praxis, welche man mit dem Namen: Romantismus, bezeichnete, betraf gleichzeitig oder wenig später auch die Landschaft, und zwar ging man auch hier an kein sorgfältiges Studium des Details, sondern ließ mehr die Gesamtwirkung und schlagende Lichteffekte hervortreten, worüber man freilich im ersten Eifer die Zeichnung vernachlässigte und fast absichtlich fallen ließ, weil diese es eben war, welche zu Einförmigkeit und kalter Monotonie hingelenkt hatte. Diese Richtung vertritt in gegenwärtiger Ausstellung Herr Fiers, welcher zwei Landschaften aus der Normandie und die Isle de Camois bei Fontainebleau gegeben hat; er excellirt besonders in seiner geistreichen und getreuen Darstellung von Sumpf- und Wiesenpflanzen, weshalb er auch vorzüglich Wiesenründe und Triften als malerische Gegenstände wählt. Seine Bilder bringen zufolge der großen Naturwahrheit einen befriedigenden Eindruck hervor; die Ausführung verräth nicht den mindesten Fleiß; alle Vinseltreide sind wie mit leichter, spielender Hand auf die Leinwand hingeworfen, welcher Vorzug der materiellen Erscheinung die Auffassung keineswegs beeinträchtigt; in allen Bildern Fiers' klingt etwas Herzliches, Gutmüthiges an, was ungemein wohlthut.

Neben dieser lebenswürdigen, familiären Natur, welche ihre Kletterie verheimlicht und sich im Reglige sehen läßt, macht sich eine andere mächtige und erhabene geltend, deren majestätische Linien Achtung und Bewunderung gebieten. Das Anschauen dieser strengen und gebieterischen Natur erhebt das Gemüth und erweitert Kopf und Herz. Gabat hat sich abwechselnd für diese beiden Gattungen der Natur begeistert. Dieser ausgezeichnete Künstler, welcher sich binnen wenigen Jahren von einem obscuren Arbeiter in der königlichen Teppichmanufaktur der Gobelins bis zu einem der ersten und berühmtesten Landschaftsmaler hinaufgeschwungen hat, entlehnte zuerst den Niederländern ihre wahre, kräftige Manier und ihren lebendigen Vortrag und wußte das Geheimniß ihrer Poesie in einer sorgfältigen Beobachtung und naiven Behandlung der geringsten Details zu finden. Neuerdings hat er sich einem höhern, ernstern Style zugewandt und den Adel der Formen, die Reinheit der Umrisse, die imponirende Einfachheit ferner Gebäude und Ruinen seinen Bildern anzuweihen gesucht. Bevor sich Gabat zum Italiener machte, war er bereits als Niederländer naturalisirt; er hatte zuerst das Iwergebüsch Ruysdael's bewundert, ehe er sich für jene gigantischen Räume begeisterte, worin sich das Genie Poussin's offenbart. Dieser letztere Maler hat der Phantasie Gabat's offenbar vorgeschwebt, als er seinen Weg nach Rom componirte und ausführte, welcher allgemein für die beste Landschaft des Salons erklärt wird. Welch ein Schwung der Phantasie in den harmonischen Formen dieser üppigen Räume, und welch ein süßer Schummer gleichsam in dem Schatten dieser Kronen und Lauben! Jenes trauliche Paar rastender Wanderer, sich von den Tagesmühen ausruhend, grade da, wo die Schatten sich am traulichsten schließen und die Aussicht in den milden Abend am köstlichsten ist, gehört hierher, um die Abendentzückung mitzufühlen, die in der ganzen Gegend waltet. Nicht minder schön und anmuthig sind auch die Formen und Baumgruppen eines bewaldeten Hügel's im Hintergrunde, über welchen die Scheibe des Halbmonds aufgeht, und die offene, friedliche Ferne, in deren warmem Dufte sich das Auge mit Entzücken verliert. Der Ausdruck alles dieses ist jene Sympathie der wirklichen Natur mit dem menschlichen Gemüthe; die Ausführung ist tadellos, mit Ausnahme der Wolken, welche zu sehr in den Vordergrund hängen.

Paul Fret gab uns einen Sturm und einen Herbstabend. In dem erstern Bilde läßt sich dieser fruchtbare Künstler zu sehr von seiner poetischen Einbildungskraft verleiten; die Terrains und der Baumschlag können umöglich existiren; die Region dieser Landschaft ist eine rein ideale. Fret's Richtung ist nicht ohne Gefahr; je mehr sie sich von der unmittelbaren Natur ent-

ferat, um so mehr ist sie der Natur ausgesetzt, und diese zeigt sich schon jetzt in der Farbe, wo wir manche unangenehme, unwahre Töne herrschen sehen, welche sich nicht miteinander verbinden. Allerdings darf man einer idealen Landschaft auch ein mehr ideales Colorit zugetheilen, wozu denn aber ganz vorzüglich gehören würde, daß es in sich wahr und harmonisch sei, und jedenfalls muß es sich doch überall an die Wahrheit der Natur anknüpfen, je näher, um so besser. Der Herbstabend ist mehr bei der Wirklichkeit geblieben und hat dem Künstler Gelegenheit gegeben, die reichen Schätze seiner Palette zu verschwenden; auch fehlt in dem Ganzen das Poetische, Melancholische nicht. Vorn stehende Gewässer, welche die kühnauftretenden Baumstämme eines Waldes zurückspiegeln; in der ganzen Natur ist es schon frostig, und man denkt an bevorstehende Herbststürme. Batelet's Landschaften bilden zu den Querschnitten einen directen Gegensatz hinsichtlich der Auffassung, Behandlung, Sinnesart und natürlich auch der Wirkung. Batelet bei diesem das poetische Element vor, so erfährt jener die materielle Erscheinung mit seltener Kraft, wie es die Ansicht eines Kanals bei St.-Omer bewirkt. Von Capito haben wir eine Alpengegend, die mit viel Phantasie aufgefaßt und mit tüchtigem Pinsel vorgetragen ist; namentlich hat die düstige Gebirgsferne viel Reiz und gewiß viel Wahrheit. Mit vieler Empfindung ist die Ansicht aus dem Thale St.-Garns gemalt von Marandon de Montpel. In dem ganzen Bilde herrscht eine dünne klare Luft, welche uns unmittelbar in den Augenblick versetzt, wo es sich soeben tüchtig abgeregnet hat und in dem Thale der ziehende Dunst aufsteigt; die vom Winde fortgetriebenen, noch im Aufruhr begriffenen Wolken umwogen die Berggipfel und verschleiern noch den Horizont, der allmählig sich aufzuhellen beginnt. Sehr anziehend ist eine Winterlandschaft von Widenberg. Eine Ansicht vom Hundsrück und eine Ansicht des meisinger Thales von dem düffeldorfer Schirmer wurden wenig bemerkt, verblieben jedoch ehrenvolle Auszeichnungen wegen des liebevollen, unermüdblichen Detailstudiums; der Totaleffekt befriedigt nicht, es fehlt an Licht. Die Ausführlichkeit der Einzelheiten ist grade nicht geistlos, allein es wäre doch viel mehr Freiheit und Redlichkeit des Vortrags zu wünschen, wenigstens so viel, daß das Gefühl der Mäßigkeit verschwände, welches sich in beiden erwähnten Bildern anmeldet. Wir finden die erkünstelte Leichtfertigkeit und anspruchsvolle Glühigkeit vieler französischen Landschaftler keineswegs lobenswerth, möchten sie aber fast den deutschen Künstlern empfehlen, um die Natur mehr zu überwinden und sich je mehr und mehr von jener speeellen Empfindlichkeit und Sentimentalität zu entfernen und etwas geistreicher zu erscheinen in ihren Compositionen, welche Eigenschaft eine gemüthreiche Auffassung keineswegs ausschließt. Selbst die französischen Landschaftsmaler, die nichts weiter als Copisten Dessen sind, was ihnen der Zufall vor die Augen bringt, und die mit wahrer Hundstreu die uninteressantesten Landschaftsansichten copiren, erscheinen geistreich und interessant; zwar fehlt es ihren Landschaftsgemälden an Empfindung, Gemüth und Erhabenheit; aber man muß billigerweise anerkennen, daß sie rücksichtlich der materiellen Ausführung glückliche Resultate liefern. Zu den Landschaftsmalern, denen mehr Strenge in Behandlung ihres Gegenstandes zu wünschen wäre, die jedoch die Natur gründlich studirt und sich die Kunst angeeignet haben, sie treu wiederzugeben, sind namentlich zu zählen: J. Coignet, Bamberburg, Merrey, Léon Fleury, A. Bourgeois, Charles Stranger, Remy, Esfort u. s. w. Razilhat, Gaspard Racolz, Rémond und mehrere Andere wissen eine gebiegene Auffassung mit schöner Ausführung zu verbinden. (Der Beschuß folgt.)

Notizen.

Große Volkswanderung in Südafrika.
Die Südspitze Afrikas bietet in unsern Tagen eine bemerkenswerthe Erscheinung dar; ein ganzes Volk verläßt seine al-

ten Wohnsitze und wandert aus. Die alten holländischen Ansiedler in der Capcolonie, ein Menschenschlag, den alle Reisenden einstimmig als einen sehr unliebenswürdigen schildern, der sich an den Hottentotten schwer veründigt hat und stets mit den sonst so friedlichen Kaffern, die er um ihre trefflichen Pferden beneidet, Zank und Streit anfängt, diese holländischen Boers sind aufgebrochen und wandern aus; denn die Ordnung und Regelmäßigkeit der jetzigen englischen Verwaltung, die ihren Rohheiten und ihrer maßlosen Willkür ein Ziel zu setzen ernstlich sich entschlossen hat, ist ihnen allgemach unerträglich geworden. Schon 1832 hatten Mehrere derselben den Entschluß gefaßt, an dem Weihnachtshafen (Port Natal), wo das Land ungemein fruchtbar ist, sich niederzulassen, und sandten daher mehrere Männer aus ihrer Mitte dorthin, um die Gegend genau kennen zu lernen. Die Berichte dieser Commissaire lauteten ungemein lothend, und so machten sich gleich nach Beendigung des Krieges mit den Kaffern dreißig Familien unter der Leitung eines gewissen Ludwig Eriehard auf, gingen über den sogenannten großen Fluß (es ist wol der Gariep gemeint), schlugen eine nordöstliche Richtung ein, der Gebirgskette entlang, welche das Land der Bitchuanen vom eigentlichen Kaffernlande trennt, überstiegen dieselbe, wandten sich nach Osten, gingen aber, mit der Gegend nicht genau bekannt, über die Breite von Port Natal hinaus und fanden hier eine fruchtbare, aber durchaus unbewohnte Ode zwischen dem 26 und 27° südlicher Breite am östlichen Ufer eines breiten, herrlichen Stromes, der langsam seine Wellen nach Nordosten sendet und in den Urt oder Limpopo fällt, der in die Delagoabai mündet. Das Land war herrlich bewässert, reich an Wild und lieferte vortreffliche Materialien zum Bauen. Dort ließen die Holländer sich nieder, und als die Nachricht von dieser Entdeckung in der Capcolonie bekannt wurde, brachen hier Laufende auf, um das gelobte Land zu erreichen, machten an dem üppigen Ufer des Likwa oder Baal-River Halt und warteten dort fernere Berichte ab. Im Mai drangen die Commissaire dieser Auswanderer nach Nordosten vor, kamen 16 Tagereisen über Eriehard's Station, Jout-pans-berg, hinaus in eine fruchtbare, unbewohnte Ebene, sechs Tagereisen von der Delagoabai entfernt, wo sie friedliche Eingeborene fanden, welche sie knosennasige Kaffern nannten. Als sie von hier wieder nach dem Lager zurückkehrten, fanden sie es verwüstet, denn ganz kürzlich hatte der bekannte Moselekage es angegriffen und 28 Holländer getödtet. Nach einem zweiten Angriffe gingen die Auswanderer vier Tagereisen weit zurück, auf das südl. Ufer des Baalflusses, wo sie von Matabili angegriffen wurden, 6000 Stück großes Hornvieh und 40,000 Ziegen und Schafe einbüßten. Sie zogen nun noch weiter bis zum Modderflusse rückwärts, erhielten Verstärkung durch eine zahlreiche Schar neuer Auswanderer, erschloßen, von einem gewissen Marié angeführt, am 17. Januar im Mosegathale einen glänzenden Sieg über Matabili, nahmen ihm 7000 Stück Vieh ab und gewannen die verlorenen Wagen wieder. Seitdem strömen in jeder Woche ganze Schwärme von Boers über die Grenze der Colonie nach Nordosten, sodaß im Mai 1837 etwa 1000 Wagen und 1600 kräftige Männer mit Weib und Kind da, wo die einzelnen Arme des Beckflusses zusammenstießen, sich versammelt hatten. Fünfhundert Mann wollten vorausgehen, mit Moselekage eine Uebereinkunft treffen, oder nöthigenfalls seinen Stamm vernichten, dann bis in das Land Ludwig Eriehard's vordringen und dort mitten in der Ode die Stadt Kruamsterdam gründen.

Die englischen Colonien in Australien gedeihen vortrefflich, der Wohlstand hebt sich immer mehr und mit ihm das Bedürfnis nach geistiger Ausbildung. In Sidney wird im Laufe dieses Jahres eine Bibliothek gegründet, mit der ein Museum verbunden werden soll. Für die ersten Ankäufe sind bereits 1837 nicht weniger als 4000 Pf. St. verwilligt worden. 53.

Zur altdeutschen Literatur.

In Servinus' „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen“ (2. Thl., S. 329) sind die Schwänke des Otto Reihardt Fuchs erwähnt, und zwar nach einem alten Drucke von 1566. Ihr Verhältniß zu den Liedern des alten Minnesängers Nithart ist kurz angedeutet, auf die weitere Auseinandersetzung desselben ist aber nicht eingegangen. Vielleicht ist es interessant, die Beziehungen zwischen beiden, den Liedern des ältern und den Schwänken des jüngern Reihardt, etwas näher kennen zu lernen.

Die Lieder des alten Nithart sind am besten herausgegeben von G. F. Benede in der zweiten Hälfte seiner „Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur“, und zwar aus einer Handschrift der Bibliothek des alten Stahremberg'schen Schlosses Kiebegg, die älter ist als jede andere bisher bekannte Handschrift der Nithart'schen Lieder. Diese Lieder werden bekanntlich schon um 1217 erwähnt und gehören also in die Blütezeit der altdeutschen Poesie. Ehe dies bekannt war, nahm man den Dichter derselben stets für einerlei Person mit jenem Reihardt (Otto Reihardt Fuchs), der unter Herzog Otto dem Fröhlichen in Osterreich (st. 1339) lebte, und von dessen Handeln mit den Bauern sich die Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts viel zu erzählen hatten. Er war davon der Bauernfeind genannt; sein Grab zeigt man noch an der Stephanskirche zu Wien; Anderes, was sein Geschlecht andeutete und seine Bauernschlägereien darstellte, ist zerstört. Die Schwänke, die dieser Reihardt trieb, gingen wie die seines Genossen, des Pfaffen von Kalenberg, in Poesien über. Beide sind sehr selten geworden; die letztern machte von der Hagen im „Narrenbuche“ bekannt, und in ihnen findet man auch den Reihardt als Hofnarren des Herzogs Otto erwähnt. Von den Streichen dieses Letztern wußte man nichts, bis in dem „Wunderhorn“ ein Schwank von ihm aus einer Handschrift, die Brentano besaß, mitgetheilt ward, grade der, den auch Hermann von Sachsenheim in der „Mohrin“ citirt; und eine andere Geschichte hatte Hans Sachs in dem Fastnachtsspiele vom Reihardt mit dem Feggel dramatisirt. Jener Schwank im „Wunderhorn“ ward dem Minnesänger Nithart zugeschoben; die Lieder dieses Letztern von Andern dem Bauernfeind Reihardt. Freilich war das sehr verführerisch; denn diese Lieder und jene Schwänke hatten

eine offenbare Familienähnlichkeit, auch abgesehen von dem Namen und Local; denn auch in jenen kommen Bauernschlägereien vor, und ihr Kern ist die feindselige Stellung des Dichters gegen die Bauern. Nachdem aber dem Sänger jener Lieder sein richtigeres Alter durch die Stelle im „Parzival“, die ihn erwähnt, bestimmt worden war, schien Niemand weiter an einen Zusammenhang beider Reihardte zu denken. Wenn nun dem Letztern eine wirkliche und historische Persönlichkeit zu Grunde liegt, so ist allerdings auch wirklich nicht weiter an einen Zusammenhang der Personen zu denken. Ob aber nicht ein Zusammenhang zwischen Dem, was der Dichter gedichtet hatte und was über den Hofnarren gedichtet worden war, statt habe, darüber konnte man immer bei dem ähnlichen Inhalte zweifelhaft bleiben. So viel wir wissen, ist darüber nichts bekannt geworden; obgleich leicht bei der nicht mehr zu bewältigenden Ausdehnung unsers Journalwesens irgendwo etwas mitgetheilt sein könnte, was uns entgangen wäre. Der Herausgeber jener „Beiträge“ hat das Verhältniß beider Reihardte nicht berührt, da es darin mehr auf das Sprachliche abgesehen ist. Man dürfte sich wundern, daß der Besitzer jener Handschrift, aus welcher der eine Schwank in dem „Wunderhorn“ abgedruckt ist, diesen Besitz nicht zur Aufklärung der Sache benutzte, wenn nicht zu vermuthen wäre, daß auch diese Handschrift keinen Aufschluß böte.

Von den Schwänken des Reihardt Fuchs nun gibt es, wie man schon lange vermuthet hatte, einen alten Druck, der wol noch seltener sein muß als die Drucke von dem Pfaffen von Kalenberg:

Wunderbarliche gedichte und Historien des Edlen Ritters Reihards Fuchs, auß Reiffen geboren, der Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren, Herren Otten und Friederichen Herzogen zu Osterreich seligen Diener, was er bey seinen zeiten mit den Bawren und andern mehr vollbracht und gestiftet hat, sehr kurzweilig zu lesen und zu singen, das er auch wol der Aender Eulenspiegel genannt werden mag. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn bei Martin Lehler, in verlegung Sigmund Feirabends und Simon Püters. Anno 1566.

Die Schwänke beginnen gleich hinter dem Titelblatte; jeder einzelne ist in einer verschiedenen Strophe gedichtet, und meist alle beginnen und schließen mit einigen Strophen ganz lyrischen Inhalts, welche die Jahreszeit oder die Minne zum Gegenstande haben, ganz den Geschmack

des östreichischen und schweizerischen idyllischen Minnegefangs im 13. Jahrhundert tragen und in nichts fast als in der Orthographie die Spuren des 16. Jahrhunderts verrathen, in dem das Büchlein gedruckt ist. Diese Eingänge und Schlüsse der Schwänke stehen mit dem anhängenden Theile des Gedichts in gar keiner oder einer höchst lockern Verbindung. Schon dies macht aufmerksam auf eine Entstehung durch Zusammensetzung. Sodann erzählt der Reihhardt in der Regel in eigener Person als Dichter; oft aber wird auch von ihm in der dritten Person erzählt. Um Frauen willen, sagt er im Eingange, sei er aus Weissen einst ausgezogen und nach Nürnberg gekommen. Dort machte ihn ein Eulenspiegelstreich dem Herzoge von Östreich bekannt. Er handelte nämlich um ein paar Hosen in einer Bude und bot des Scherzes halber, weil es ihm nicht Ernst ums Kaufen war, einen Spottpreis. Der Kaufmann sagte ihm zornig, wenn er nicht selber zu kaufen verstehe, solle er sich einen Helfer mietzen. Alsbald winkte Reihhardt Einem, daß er ihm helfe zu kaufen, und gab ihm einen Regensburger zu Miethe; nun drängte sich Alles um ihn und wollte kaufen helfen, und unter Andern kam auch der Herzog vorbei, dem er auch einen Regensburger bot. So kam er an dessen Hof und debutierte dort damit, daß er sich jenen Streich am Weissenfeste spielen ließ, den Hans Sachs in jenem Gastnachtspiel erzählt. Dies legte den Grund zu seinem unversöhnlichen Haffe gegen die Bauern; denn der ihn verirrte, war ein Bauer. Nun tauchen die Reminiscenzen an den alten Nithart überall hervor. Bei dem Minnesinger ist ein Engelmär, der seiner Weiberune einen Spiegel nahm, der ewige Gegenstand seiner Lieder und diese Geschichte ihr immerwährender Refrain. Hier ist's ein Engelmeyer, der das Weissen gestohlen; die Fei-beraune und ihr Spiegel wird auch dunkel und unverstanden erwähnt. Nacheinander folgen dann die Streiche, die Reihhardt den Bauern zur Rache spielt. Er gewinnt ihnen das genommene Weissen ab, läßt Wien unter sie fliegen, spielt auf einer Bauernhochzeit die Rolle der Braut, oder die Rolle des Mönchs und läßt sie beichten; er drängt sich bis in das Haus seines Erzfeindes; er macht seine Widersacher trunken und schießt ihnen Gläser und bringt sie in Mönchskleidern zum Herzoge. Dies letztere ist der Schwank, welcher im „Wunderhorn“ (I. 103) steht; ein paar Strophen zur Vergleichung mögen andeuten, in welchem Maße Druck und Handschrift abweichen:

Run wil ich mich frewen ghen diesem Meyen, und wöllen uns gar uppiglich zwoeyen, also redt er und sein gesellen beyd.
Ich hab der lieben gedienet also lange, manche zeit gar höfflich mit meinem gefange, der gelben blümlein brechen wir auff der heyd.

Die trug ich mit mir hin zu dem tanze, all mein frewd die ward wider gange, da ich ansah die Diern so gemeyt.

Sin zu der lieben kam ich dar geseffen, wol vier und zwanzig hatten sich vermessenn, in meinen nöthen ich gar kaum entrann.

Da kam ich in die stuben mit gebetunge, die woltte stuben ward mir schier zu enge, mit grossen sorgen kam ich kaum hindan.

Doch in den nöthen that ich mich bedenken, da ward ein hawen, stehen umb die bender, doch half mir Gott die thür ich auff gewann.

Sin vor der thür that ich sehr jachen, die weiten sprang begund ich ane fachen, damit ich von dem iden Töpel freyert.

De wehen tritt man ich da vergesen, gar wide schreit die that ich ungemessen, biß ich entrann, des dacht ich mich gemeyt.

Herr Reihhardt der wil uns aber einscheiden ein neues lieblein darbey wir sein gedanken, daran man fürbas singet unnd seyt u. f. w.

(Der Beschluß folgt.)

Die pariser Kunstausstellung im Jahre 1838.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Das Genre liefert jedes Jahr eine sehr große Anzahl geistreicher und bemerkenswerther Stücke. Das beste darunter, eine protestantische Predigt von H. Schaffer, haben wir bereits lobend erwähnt. Beachtenswerth sind ferner: eine Scene bei der Tauch, die Preisvertheilung in einer deutschen Schule und der Triumph der Wohlbeleibtheit von Biard, drei Werke voll der geistreichsten Künstlerlaune, hier und da ans Caricaturartige streifend, jedoch stets herzlichliches Gelächter erregend; das Blumenmädchen und das Geberbuch von Destouches; die Wolfsjagd, der wohlthätige Arzt und die Zigeunerin von dem bekannten Duval; le Gamus; die unglückliche Mutter, die gute Alte, die Rückkehr vom Markte von Franquelin; die beiden kleinen Schwestern und die Abendvergüngen von Roquesplan, zwei Gemälde, die man in der That mit zwei Watteau's verwechseln könnte, wäre die Farbe nicht mit kräftigerem Pinsel aufgetragen. Von Herrn Colin aus Nîmes erhielten wir fast an zwölf Genrebilder, worunter mehre der Vorwurf trifft, daß auf die Ausführung nicht Fleiß genug verwendet und für die dunkeln, rüdenartigen Töne zu viel Vorliebe gezeigt worden. Besonders zu nennen ist noch der Armenmeister von Gallak; der Ausdruck der beiden Hauptfiguren ist wahrhaft ergreifend und rührend. Eobenswerthe Gemälde in diesem Fache lieferten noch Grosclaude, Fouquet, Bouterweck, Marlet und Madame Joë Reynier. Der Ueberrest der Genrebilder verdient weiter keine besondere Erwähnung; viele darunter mögen noch durch gute Ausführung sich hervorthun, aber es fehlt ihnen an allem Interesse; wir können bei ihrem Anblicke weder etwas denken noch fühlen. Der Troß der Genrebilder leidet in dieser letztern Beziehung wenig oder gar nichts. Was kümmern uns die Schlotfeger, die sich dummbrüst dem Publicum produciren; jene Anzahl von Kammerjungfern, die uns immer Dasselbe sagen, nämlich nichts; jene Frauen und Männer in einer Pensternische, jene Statisten, deren langweilige Wirklichkeit vielleicht recht natürlich copirt ist; ja selbst jene unbedeutenden Alltagszenen, die spurlos am Geiste vorübergehen und vor denen man ausrufen möchte: Gemälde, laß mich ungeschoren! oder: Gemälde, was willst du von mir? Dasselbe läßt sich von der Majorität der Portraits sagen, welche in gegenwärtiger Ausstellung, wie immer, ungemein zahlreich sind. Ubrigens fanden sich denn doch mehre treffliche Portraits im Salon: hierher zu rechnen sind das bereits erwähnte Portrait von Amaury Duval, verschiedene Portraits von H. Schaffer, Winterhalter, Inarcon, Struven, Court, Kinson, Lepaulle. Die Portraits von Dabuse, welcher alle Comtesse und Vicomtesse des Tages Milieu malt, sollen zwar durch modischen Glitzer in die Augen, sind aber ohne allen Werth; das Arrangement ist mitunter leidlich, die Behandlung der Stoffe dagegen schwach; von Ausdruck in den Zügen ist keine Rede, alle Gesichter haben denselben Schnitt, wie die Lithographien von Grevesson oder die Kupfer eines Modes-journals.

Die besten Thier- und Jagdstücke lieferte Deascassat, welcher in diesem Zweige eine unbestrittene Meisterschaft behauptet. Der berühmte Blumenmaler Redouté hatte fünf Stücke für die

Ausstellung eingekauft; durch welche der achtzigjährige Greis bewies, daß er noch unüberzogen dastehet, wiewol einige Damen, deren Namen uns entfallen, ihm rühmlichst nachgesehen. Die Miniaturmalerei hat in Auserwähltheit Madame Mirbel's Madame Augustin würdig vertreten. Mit Madame Jacquotot scheint es das Publicum verborben zu haben; denn schon seit zwei Jahren hat sie kein einziges Gemälde auf Porzellan ausgestellt; übrigens sahen wir einige ungemein schöne Gemälde und treffliche Emails in der Ausstellung. Die Aquarellmalerei macht jedes Jahr bedeutende Fortschritte; ihre Leistungen wetteifern rücksichtlich der Wirkung und der Kraft des Colorits mit der Omalerei. Batelet, E. Remy, J. B. Hubert, William Gallow, Siméon Fort und einige Andere verdienen in dieser Beziehung eine rühmliche Erwähnung.

Der Kupferstich hat in Frankreich gleichfalls eine hohe Stufe erreicht und wird fortwährend eifrig betrieben. Es sind einige bedeutende Blätter im Salon, z. B. die heilige Amalia, nach P. Delaroché von Mercuri, in jeder Hinsicht ausgezeichnet; die Jungfrau Correggio's im Museum zu Parma von Leroux; das Portrait Ludwig Philipp's nach Gérard von Henriquet Dupont; Judith und Holofernes nach Horace Vernet, eine Löwenjagd und eine Eberjagd in der Sahara von Demselben, die herumziehenden Romabianten nach Biard und der Sklavenhändler nach P. Vernet, fünf Blätter in Aquatintamanner, mit etwas flüchtigem Grabstichel behandelt von Jazet; Gênelon nach Beaume, die Widerspenstigen nach Duval-le-Camus von J. A. Allais. Die Lithographie, welche einst mit dem Kupferstich in die Schranken zu treten wagte, liefert jetzt meist nur Alltagsseenen, Sitzgen, schlüpfrige Gegenstände, welche diese Kunst herabwürdigten. Jedoch verdient besonders ein Blatt von Marin-Lavigne, Napoleon in der Mitte der berühmtesten Personagen seiner Zeit, nach Victor Adam, hervorgehoben zu werden; ferner der König René nach Et.-Gervé von Aubrey Leroy, der Morgen und Abend von Champin und Ansichten von André Durand.

Die Bildhauerei, welche sich nicht mit demselben Ungestüm der Neuerung des Romantismus in die Arme geworfen, sondern sich lange Zeit hindurch von den Verirrungen ihrer Schwärmer, der Malerei, frei gehalten, fängt seit einigen Jahren an, sich von den strengen Schutregeln zu emancipiren und ist neuerdings in die Fesseljahre getreten, während die Malerei wieder in die rechte Bahn einklenken zu wollen scheint. Wer hätte je geglaubt, daß die in ihren Formen so strenge Plastik sich eines Tages das Märckische, Drollige, Verzerrte, Komische zur Darstellung auswählen würde? War man nicht seither der Ansicht, daß die Bildhauerei schmerzhaft, kalte, störrische Sujets gänzlich ausschließen und sich sorgfältig davor hüten müsse, dem Publicum ihre Werke in einer andern als der möglich vollendeten Gestalt zu zeigen? Dantan der Jüngere hat diese Ansicht umgestoßen, als er seine Gyps caricaturen in den Kunsthandel brachte; andere minder begabte Künstler folgten diesem Beispiele, und die Vorentscheidungen sind nunmehr mit Mißgeburten, Zigeunerinnen, Kartenspielerinnen, Heren, Robotern u. s. w. in Gyps, Bronze, Marmor und Holz überfüllt. Der diesjährige Salon enthält kaum einige tüchtige Werke, die der französischen Schule würdig sind. Pradier's Jungfrau, Statue in Marmor, ist weder glücklich gedacht noch ausgeführt; die Marmorbüste des Barons Gérard, von demselben Bildhauer, ist gelungen. Die kolossale Statue des heiligen Augustin, für eine Kapelle der Madeleine bestimmt und von Gêr gezeichnet, verdient eben keine lobende Erwähnung; in der That, von demselben Künstler nach André Gênier, athmet der Marmor weder Leben, noch Grazie, noch Feinheit. Ein kleiner neapolitanischer Tänzer, ein Modell in Bronze von Duret, ist eine höchst anmuthige Composition und wird, in Marmor ausgeführt, den leichtesten Pendants zu einem andern neapolitanischen Tänzer bilden, welchen der Künstler im Salon von 1833 aufstellte und welcher gegenwärtig im Museum des Luxemburg befindet. Ein analoger Gegenstand ist das junge neapolitanische Mädchen, den Tamburello schlagend, von Dantan dem Ältern, aber

nicht mit demselben Glücke wie der Duret'sche Tänzer behandelt; noch kälter und charakterloser ist eine dritte Nachahmung: ein neapolitanischer Fischer, die Mandoline spielend, von Gumbertoworth. Die Statuetten in Bronze drängen sich überhaupt viel zu zahlreich in den Salon; dieses Genre gehört vor die Fenster des Kunsthändlers Suse am Börsenplatz oder in die Passage des panoramas, aber nicht in die Ausstellung. A. Barre hat diese Gattung modellirter Miniatur aufgebracht und, wir müssen gestehen, darin eine große Feinheit der Ausführung, eine ganz besondere Grazie und Partheit des Geschmacks bewährt; allein seinen Nachahmern mangelten diese Eigenschaften, und sie brachten daher anstatt kleiner Meisterwerke keine Mißgeburten zur Welt, häßlich, schwerfällig und gemein. Der Salon ist reich an solchen groben Travestien, ohne Geschmack, Gefühl und Feinheit, die weiter keine Erwähnung verdienen und auch im Grunde keinen Anspruch auf Kunstwerke machen, da sie lediglich Erzeugnisse der Industrie sind und aus den Galerien des Louvre in die Ausstände der Bronze- und Papierhändler wandern.

Das Gypsmodell der Statue Lefain's von Danton dem Jüngern ist schwerfällig und theatralisch; der geistreiche Zeichner in Gyps ist in der höhern Bildhauerei eben nicht glücklicher; man bewundert täglich seine Caricaturen bei Suse und an andern Orten, aber seine Büsten von Menager, Karl Vernet, Scribe, Duprez u. s. w. ziehen wenige Liebhaber an und befriedigen noch weniger den Kenner. Das Basrelief von Arqueti, welches den Petrarca vorstellt, wie er seiner Laura am Brunnen von Baucuse seine Gedichte vorliest, zeichnet sich durch Feinheit und Anmuth der Ausführung aus; ebenso eine bronzene Nase und eine Gießkanne von demselben Metall, worin der Künstler die Werke des 16. Jahrhunderts täuschend nachgeahmt. Die Marmorgruppe der drei Engel, welche das Gloria in excelsis singen, von Jaley, sind etwas zu anspruchsvoll naiv; das marmorne Basrelief von Roux: Christus setzt die sieben Sacramente ein, verfällt in denselben Fehler; der Künstler glaubt naiv zu sein und wird höchst affectirt; dem Genius der Sculptur hat Roggeri ungemein liebliche Formen zu geben gewußt; die heilige Philomele von Gêr, ist mit Phantasie behandelt, die Details sind zu sehr vernachlässigt; der kleine Giotto, von Legendre-Gêr, ist voller Grazie und Natur; der Raim, von Bouffroy, ist eine lobenswerthe Marmorstatue von gutem Ausdruck und Geschmack, der sich von allem Hässlichen und Gemeinen fern hält. Die Büste Dupin's, von Rude, ist ungemein getroffen, besonders um den Mund, den ein fortwährendes Epigramm umspielt; eine Nymphe, mit einem Amor losend, von Wolchnacht, macht sich durch feine, graziose Formen bemerklich. Unter den ausgestellten Thieren und Thiergruppen fand sich nichts Beachtungswerthes; Barpe hatte nichts eingekauft.

Wir schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß der Zustand der neuen französischen Schule im Allgemeinen precar, schwankend und provisorisch ist, ja, daß es im Grunde genommen, gegenwärtig keine eigentliche Schule in Frankreich gibt, weil die verschiedensten Ansichten sowohl unter den Künstlern als unter dem Publicum herrschen. Einheits des Glaubens ist für beide Theile untergegangen; jeder Künstler und Beschauer ist sein eigener Priester, baut sich seinen eignen Altar, tritt ohne Scheu mit seinem Cultus hervor und betet nur den Götzen an, welchen er sich selbst geformt hat. Ob das ein schimlicher Pantheismus oder ein olympischer Jupiter sei, gilt völlig gleich; Form und Qualität des dargestellten Gegenstandes sind dem Maße, wenn er nur mit Wahrheit und auf geistreiche Weise behandelt ist. Dies darf auf die Wahrheit der lebenden französischen Künstler nicht angewandt werden, und es gibt, wie wiederholen es, keine eigentliche Schule. Insofern haben die einzelnen großen Talente, welche die französische bildende Kunst in jedem ihrer Zweige besitzt, sie vor dem gänzlichen Verfall, und es läßt sich sogar mit Zuversicht hoffen, daß die sich immer mehr und mehr bewertende Beschönigung des classischen

und romantischen Systems einen neuen Impuls ertheilen und eine Schule im eigentlichen Sinne hervorrufen werde. 35.

Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur, von D. A. Huber. Erstes Heft. Über Friedrich v. Raumer's England im Jahre 1835. Rostock, Dberg. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Raumer's Buch über England ist so viel gelesen und besprochen worden, daß wir Niemand mit Darlegung dieser neuen umständlichen Recension belästigen, sondern nur, damit man sich über ihren Standpunkt nicht täusche, bemerken wollen, sie sei nicht blos gegen Raumer, sondern auch gegen alle neuern Entwicklungen Großbritanniens gerichtet; ohne jedoch positiv nachzuweisen, in welcher andern möglichen Weise man habe regieren sollen. Nach aller Wahrscheinlichkeit steht indessen Dr. Huber allein Hüthe in den Ansichten und Vorschlägen Lord Lyndhurst's und des Herzogs von Cumberland.

Obgleich wir Raumer's Buch mit Aufmerksamkeit lasen, war uns doch Vieles, was Dr. Huber darin entdeckt hat, neu und überraschend. So z. B. daß Raumer das berliner Theater mit dem attischen vergliche und nach seiner Ansicht Raupach allein die Bedeutung des Sophokles und Aristophanes in sich vereinige. Da in unserm Exemplare hiervon kein Wort steht, so müssen wir voraussetzen, daß Dr. Huber eine zeitlicher unbekante Ausgabe des Werkes vor sich hatte, oder mit überpoetischer Kühnheit Athen, Sophokles und Aristophanes hineininterpretirte.

In unserm Exemplare finden wir weiter, daß Raumer allerdings sagt: Preußen besitze Das, wonach England strebe. Dies äußerte er aber in bestimmter Beziehung auf soeben behandelte Gegenstände, z. B. Schulen, Universitäten, Städteordnung u. s. w.; daß sich aber Großbritannien schlechthin in Preußen verwandeln, alles Preussische (von der Verfassung und Verwaltung bis zu den kleinsten Einrichtungen) annehmen und alles Englische abschaffen solle, dieser Unsinn ist ihm weder wachend noch im Traume eingefallen. Dr. Huber sagt ferner, daß in Raumer's historischen Schriften, besonders über England, sich theoretische Verwirrung, Unklarheit und Haltungslosigkeit offenbaren; daß sie entstellt würden durch das Gespinnst eines dürrern, vagen (?), mit willkürlicher, selbstgefälliger Unparteilichkeit kokettirenden und hin und her schulmeisternden Raisonnements; daß eine pebanische Dürre, Staub der Bücher, Dünkel der Geisteswelt und Pebanterie seinen Blick ins wirkliche Leben trüben; daß er auf gewissen Gebieten dem Stamm des jungen Deutschlands angehöre; daß manche seiner Äußerungen nach Pantheismus, wo nicht nach Atheismus schmecken; daß er eine Art historischer Falschmünzerei treibe und sein Spiel mit der Geschichte nichts Besseres sei als ein Spiel mit falschen Karten u. s. w.

Um diese unbefangene Würdigung des Schriftstellers zu Stande zu bringen, darf die Kritik, nach Hrn. Huber's Worten, sich Conjecturen und Deutungen nicht versagen; sie muß in den Absichten und Gesinnungen einen Schlüssel suchen. Dieser von Hrn. Huber aufgefundenen Hauptschlüssel dreht sich nun eben lediglich darum, die Redlichkeit der Gesinnung und Handlungsweise Raumer's zu verdächtigen und deutlich genug zu erklären, daß Rücksichten, die außerhalb der Sache liegen, seine Darstellungen und Urtheile über England und Preußen bestimmen und verfälschen. Ferner heißt es S. 96: „Regen sich vielleicht bei ihm gewisse Pläne und Gelüste in Bezug auf die Whigs, etwa Reminiscenzen der Bedeutung, welche ein Geng durch die Gunst der Tories erhielt, so wünschen wir ihm von Herzen allen Erfolg, soweit das Interesse der historischen Wahrheit es irgend erlaubt, das heißt, sofern er auf die Würde der historischen Wahrheit verzichtet. Aliis alia licentia.“

So verdammtlich derlei Insinuationen auch sind, waren sie

uns doch, da wir zufällig die Wahrheit genauer kennen, fast nur lächerlich. Englands nicht zu erwähnen, welches Raumer viel Geld kostete, hat er seit 27 Jahren, seitdem er freiwillig der Wissenschaft halber, unter großen äußern Opfern, den preussischen Staatsdienst verließ, weder Geld, noch Gut, noch Zulage, noch Titel, noch Orden erhalten, so freigeigig vergleichen auch rings um ihn vertheilt wurden. Man hat ihn freier seiner Grundsätze halber angeschwärzt, seine zweite Wahl zum Rector der Universität verworfen, seiner Rede zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs den Druck versagt, sein Buch über Polen verdammt, sein „England“ wegen der einge-mischten Urtheile über Preußen hart getadelt und nicht einmal erlaubt, daß seine „Beiträge zur Geschichte Friedrich II.“ in den berliner Zeitungen als erschienen angezeigt wurden.

Wenn ungeachtet dieser und ähnlicher Dinge Raumer ein preussischer Patriot in solchem Maße blieb, daß Dr. Huber es lächerlich und unsinnig findet, so mußte jener wol durch tiefere und wahrhaftere Gründe bestimmt werden, als welche dieser ihm unterschiebt. Kleinliche Persönlichkeiten, Gelüste des Ehrgeizes oder der Geldgier haben niemals Raumer's Urtheile bestimmt, oder der Freiheit und Unabhängigkeit seines Charakters Eintrag gethan. Dies werden Alle bezeugen, welche irgend etwas Rühres von seinem Leben und Wirken wissen und seine Schriften unbefangen lesen, ohne Deutereien, Conjecturen und künstliche Schlüsse.

86.

Miscellen.

Recept gegen das Pöbagra.

Dr. Kronchin hatte folgendes Recept gegen das Pöbagra bekannt gemacht hat: Mäßigkeit, Keuschheit, Bewegung, Seelenruhe. St. Aubin erwiderte: „Das Recept des Dr. Kronchin gehört in die sogenannte medicina expectans, die sich nicht übereilt. Bis zum fünfunddreißigsten Jahre hatte ich vor dieser Methode große Ehrfurcht, denn ich befand mich stets wohl, und wenngleich ich nicht stets Seelenruhe besaß, so glaubte ich doch, sie bestände darin, die Gesundheit zu gebrauchen, bis die Krankheit anlangt. Seitdem habe ich auf meine Kosten gelernt, daß, wenn diese einmal angelangt ist, die medicina expectans sich begnügt, dem Kranken zu raten, die Rückkehr der Gesundheit zu erwarten, und seitdem ist mein Enthusiasmus für diese Heilart etwas erkalte. Inbess glaube ich fest an die Unfehlbarkeit von Kronchin's Recept; nur die Ingrebungen scheinen mir etwas schwer zu finden und anzuwenden. Die Seelenruhe z. B. ist ein wahrer Schatz, ein seltenes Geschenk der Vorsticht, das vielleicht unter 10,000 Seelen nicht eine besitzt. Glücklich, wer in ihrem Besitze ist, aber wehe Dem, dem man sie derordnen muß! Meistens hängt sie nicht von uns ab. Vor Zeiten glaubte man, sie sei vorzüglich den Herren Canonics eigen, und ich kannte verschiedene, die mir das Gegentheil versicherten. Wenn — sagte mir einst ein Canonicus — irgendwo Seelenruhe existirt, so ist es bei den Thieren, vorzüglich den Kapazenen, die glücklich genug sind, das Vergangene vergessen zu haben und an die Zukunft nicht zu denken. — Die übrigen Ingrebungen sind nicht schwer zu finden, aber — auszuüben. Nicht einen Tag muß man keusch, mäßig sein und sich Bewegung machen, sondern alle 365 Tage des Jahres, und das alle Jahre seines Lebens! Ich kenne keine Religion, die so viel fordert, um in das Paradies zu gelangen, wo endlich Seelenruhe ist ohne Ende und rabiate Cur des Pöbagra.“

„Brioché“, die Parodie des „Pygmalion“, fiel bei der ersten Aufführung 1713 in Paris durch. Ein Freund des Verfassers fragte diesen, wie er so ein Stück habe liefern können, und erhielt die Antwort: „Die Pariser haben mich schon so lange und so oft en détail gelangweilt, daß ich mir endlich vornehm, einmal Revanche en gros an ihnen zu nehmen.“ 29.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 140.

20. Mai 1838.

Zur altdeutschen Literatur.

(Bechluss aus Nr. 139.)

Einmal gerüth hernach Reidhardt unter die Bauern und wird von Engelmeyer erkannt, gewinnt ihn aber und verspricht ihm, ihn in seinem Gesange nicht mehr zu nennen, denn sein Schimpfgesang ist ihnen das Empfindlichste. Von da nennt er ihn den Ungenannten; auch dieser erscheint im ältern Nithart. Die Einmischung eines Fürsten Friedrich neben Otto scheint auch aus diesem herzuführen. Vielleicht werden viele der Jahrszeit-, Ball- und Tanzlieder, die eingestreut sind, Erinnerungen auch an andere Minnelieder als Nithart's, darbieten, wenn sie Jemand näher vergliche; denn gegen das Ende schwindet das Factische und Erzählende mehr, es kommen mehrfach Gespräche zwischen Müttern und Töchtern in jener Art vor, wie sie sich im Nithart finden, und das Ganze dreht sich zuletzt nur noch um Bauernschlägereien, wo denn auch einige ganz aus dem ältern Dichter aufgenommen sind. So das Lied Nr. xxxii bei Benede und Nr. vii. Dieses letztere, weil es auch in der Handschrift, die der Herausgeber benutzte, mangelhaft ist, will ich hierhersetzen, und es mag zur Vergleichung dienen. Einiges hat der spätere Benutzer nicht verstanden, einiges mit Überlegung geändert, selbst im Reime. Die sechste Strophe bei Benede fehlt; hinter der siebenten aber ist hier eine andere, die dort mangelt.

Run ist der lichte Sommer hingeseiden,
die blumen und der vogel gesang
müssen wir dem argen Winter lassen,
des ungemach
ein jegliche trawrigs Herz mag von rechten schulden klagen.
Hochgemüthe hatt ich von in beyden;
die weile druht mich nicht zu lang,
hewr da sie sprungen an der strassen,
mein aug ansah
das sie giengen durch den tage, sam ein geschmierte Wage,
gar eben und leise sie da sprungen,
das ir schwerdre
auff den Herren klungen,
sie druhten sich warlich vil mancher Bonen werth.

Al die da waren, die wil ich euch weisen,
ist Engelreich und Ederfrid,
Willenhde und Engelman der Junge,
und Perwig,
Eigeloch und Engelreich und einer heist Engeltram;
gar wol geschnitten sind ihr Ripeisen,

ihr Helgen klungen nach dem tritt
sast an den Reyen da sie frölich sprungen,
sie dunckten sich
thümmer denn der Friberaun den Spiegel nam,
und diß gewalke was uns nahtet zerrunnen,
nun seind sie
die mir der Frowde nicht gwanen,
und wird mir dann die schöne nach der sich senet mein herze je.

Der hab ich gedienet her von kinde,
und immer in dem willen bin,
denn ich bliebe gern an ihrer stette
noch manchen tag,
so wil ich auch, die ich mir so minniglichen sandt;
sie ist in meinem herzen ein gefinde,
die weile geht mir schön hin,
und ich sie in wolgestelter wate
gesehen mag,
so dünck ich mich reicher denn hett ich ein eigen sandt;
denn ich gesach nie kein weib so wol gethan,
des muß ich jagen,
die Sonn und auch der Mon
gleichen ihr schöne nicht Edler kann ich sprechen.

Ja der mir der meinen Frawen Guld entwendet,
der wiß und wirt es mir immer stat,
so wil ich ihm ein Dinklein erzeigen,
als ich hewr thut,
an dem dden Gaud, er (der) mein ein gut gen ihr nie ge-
dacht.

D fridellig so wehe dir deiner Zende,
dein sinn dir zu abgelheyt steht,
wenn du nun wilt dein haupt hin neygen,
durch meine bitt,
das man dir iht versagt. Wehe das ich vertruget
Eisemut sein uppighches greynen,
das er da pflag,
nu sind ihe leyder neune,
die mir das gen verbieten wol manchen lieben tag.

Ab den gesellen allen mir verheynet,
der Perwid und der Adelsrecht,
und ziehens nit mit ihn gleiche,
so spricht er lecht,
ist das ich sie erkölle, es ist ihr beyder todt,
ich schlach sie daz die Sonne durch sie scheynet,
er rauft meines vatters knecht
hewr vor dem Wape der heisset Friberiche,
unt anders nicht
denn das er ein Eränklir trug, das war von blumen rot,
und das sagt er dazu frund den beyden;
nun wisset das,
und wird es nicht geseiden,
so hebt sich zwischen mir unnd in ein ungefüger Daz.

Sie lauff lieber Vatter schelbe die seggen,
 sie fassen Messer und Schwerdt,
 und das hat alles der Degenwein gemacht,
 umb das der ug
 und Egge nit mit Esemut gah, ist
 das sie ihn bey dem pachte nider seygen,
 sich hebt ein ungeschicht als feg,
 das kompt von einer scham fache,
 ist das es nach dem willen mein ergah,
 eylet dar ehe sie ihm das Hirnlein erzarnen,
 seit schneller that
 er schlegt im einen sterren,
 ugen aber das wänglein, wie es ihm darnach ergah.

Ich hab aber neue mähr funden,
 das rufft ein Wäppl der hies Beramel,
 darzu darff ich deines ratheß,
 Gselmann,
 nimb Rörle und vetter Engelheide und Gelbesot Niemart;
 und secht ihr diese unverschuldete wunden,
 die geht durch meinen rüssel,
 Herr schemet ir euch nicht dieses unflates?
 nu wisset an,
 ich wil noch heut durch eisen schrotten, allam durch einen bod;
 ich sihe ihn segen dort bei jener geile
 bei Beyselemauer,
 wolt ir mir helfen sechten
 an dem der mich verhasen hat, sein that weidt im von mir
 famer.

Am Schlusse tritt, scheint es, der Zusammenfeger hervor. Hier endet sich, sagt er, das Leben des edeln Ritters Reihardt; er und der Pfaff von Kalenberg haben solche Abenteuer verbracht, daß man von ihnen früh und spät singt. Herzog Otto war sein Herr. Auch finde ich von dem Reihardt, daß er Herzog Friedrich's Diener war, und was Wunder er gestiftet hat. Von ihm liest man viel in Schriften, wie es denn hier beschrieben ist u. s. w. Dies kann andeuten, daß der Dichter zweierlei Erzählung oder Quelle miteinander verbunden hat.

Wie vielfach die Handschriften des alten Nithart an Umfang und an Anordnung der Liederstrophen abweichen, sieht man, wenn man diesen Abdruck bei Benedek mit dem bei Bodmer, und beide wieder mit der heidelbergischen Handschrift Nr. 696 vergleicht. Diese liegt der Zeit nach zwischen der riedegger Handschrift und unserm Drucke; wieder zwischen ihr und diesem wird vielleicht Brentano's Handschrift liegen. Der Schwank, der aus letzterer gedruckt ist, läßt nicht wissen, ob der alte Nithart oder der jüngere darin agirt. Die defekte Handschrift Nr. 696 in Heidelberg eröffnet ein Schwank, der sich auch in dem Drucke findet, wie Reihardt die Bauern mit einer Salbe bestreicht, der dem Charakter der übrigen Schwänke dieses Druckes schon viel verwandter ist als die gewöhnlichen Schlägereien im ältern Nithart. (Auch zwei andere Stücke dieser Handschrift, die ich in der riedegger nicht finde, enthält der Druck.) Sehr auffallend ist bei diesem erwähnten Schwank von der Salbenbestreichung, daß eine Strophe des Druckes, die den Herzog Otto erwähnt, in dem Manuscripte fehlt, das also, auch wenn es vollständig wäre, schwerlich auf den jüngern Reihardt fallen würde. Auch Brentano's Handschrift wird dies nicht, sonst würde er den Nithart nicht einen Minnesänger genannt, und

man würde das Verhältniß beider Nitharte gewiß daraus bekannt gemacht, und Benedek würde es erwähnt haben, da ihm eine Abschrift dieses Manuscripte zu Gebote stand. Aus beiden Handschriften aber sieht man wol, wie die alten Lieder, scheint es, mit der Zeit angeschwollen und an Schwänken und epischem Inhalte reicher wurden. Wie viel nun bei dieser Entstehung der Reihardt-Fuchs'schen Schwänke Historisches und Persönliches an dem Hofnarren Otto's bleibt, läßt sich demnach muthmaßen, da hierauf auf ihn wie auf Eulenspiegel vieles Ältere übertragen ist.

Wer der letzte Zusammenfeger dieses gedruckten Reihardt sein möchte, ist nachtheilich schwer anzunehmen. Doch ist wol eine Vermuthung erlaubt. Am Schlusse des Druckes folgt ein Lied mit dem Anfange: „Run freut euch ihr frechen kinder, vergangen ist der kalte Winter“ u. s. w. Darin kommen unter Anderm die Verse vor:

Zwei Bräustein an ihr Herz geschmückt,
 in rechter Goh empfangen,
 ein Seiblein in ihr Sinn gebracht,
 nach rechter Zier,
 Gott hat sein Beistand nicht gespart u. s. w.

Diese Worte kommen theilweise in Fischart's Beschreibung der Gurgelmilla vor. Sollte Fischart, wie er den Eulenspiegel und Stausenberg bearbeitete, auch diesen Reihardt zugerichtet haben, den er kennt und nennt? Er hat zwar so oft Stellen aus Volksliedern in seine Prosa eingeschoben, sodaß dieses Uebereintreffen an sich nichts beweist, doch wäre wol die Spur zu verfolgen; denn wir wüßten im 16. Jahrhundert kaum einen Mann, den der sprachliche Zustand der alten Nithart'schen Lieder hätte zeigen, und der ihn noch so hätte erhalten können, wie er in diesem Drucke erhalten ist, als eben Fischart.

87.

Bettina. Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen. Von G. Fr. Daumler. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es wird Manchem, dem dieses Buch in die Hände kommt, gegangen sein, wie es Ref. ging; er wird es, in dem Gedanken, etwas Wunderliches, Seltsames, auf eine doch immer zweideutige Erscheinung als etwas Seltsames Gespöchstes angeschaut zu haben, schnell auf die Seite zu legen versucht gewesen sein. Aber Ref. bereut es nicht, daß er seine Abneigung überwinden hat. Seltsam fand er das Buch, wunderbar, doch nicht geistlos; und was ihm dasselbe interessant machte, war der Umstand, daß es ihn mit der Ansicht, dem Streben eines Theils unserer jungen Literatoren bekannt machte. Was die Ursache war, daß Bettina's Buch bei diesen solchen Anklang fand, was ihnen dasselbe so bedeutend machte, ist wol nirgend so klar ausgesprochen als in der hier anzugehenden Schrift. „Die Welt“, heißt es in der Vorrede, „scheint noch weit davon entfernt zu sein, die ganze Größe, Tiefe und weltliche Bedeutung dieser einzigen Erscheinung einzusehen, zu nam zu ahnen.“ Goethe und Bettina gehören dem Ref. wesentlich zusammen; sie sind ihm, nämlich wenn er sie als Eins kennt, „das Herrlichste, Größte, Gewaltigste, was der schaffende Geist der Natur im Ringen nach der Geburt einer neuen Zeit, Welt und Menschheit hervorgebracht“; nur daß, „wo Goethe's Gernge eintritt, wo er in seinem geistigen Werke sich zeigt, da zu-

erschüttert, der nach lebendigem Genusse des Staates den Fortschritt macht und mit überflüssiger Gewalt die Schranken durchbricht. Hier spaltet sich neue Gärten lebendiger göttlicher Offenbarung, deren die Zeit so unendlich schmerzlich bedarf; hier sind neue Theophanten und Incarnationen, neu auf Erden wandelnde, wirkende und weissagende Götter und Dämonen zu schauen." Kurz, die Götze scheint sich so zu gestalten: die Religion, an die wir uns bisher hielten, die, wie widerwärtig sie auch in neuerer Zeit herabgezogen und entstellt, wie lastend sie in der neuen herausgehoben wurde, damit sie sich behaupten, diese Religion der Gnade, Liebe und Milde ist verloren; „ein neuer Kampf, der die Natur, die Welt und Menschheit selber ist, muß erdacht werden"; Bettina hat ihn schon erdacht, und ihr Buch ist darin die Bibel. Bettina ist „von großer Bedeutung für die Menschheit, welche die wichtigsten Zustände in der Zukunft nehmen möchten"; sie wird bewirken, „daß die Natur selbst im Menschen als Geist aufsteige, zum Geist erhoben werde und so der alte Zwiespalt von Geist und Natur, die Quelle aller Elende und aller Barbarei des Menschengeschlechts, ihr endliches Ende finde" (S. 236).

Darum wir uns einmal als möglich, Goethe, er, der in einem wohlwollenden Briefe vom 3. 1781 sagt, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, individuelle Vorstellungen und Empfindungen zu lehren und auszuüben, wozu darauf ausgegangen eine Reihe zu listen, er habe dies gethan, so würden wir seine Hauptthesen ohne Zweifel in dem „Waldesromantischen" finden, diesem Buche, welches nicht ohne Bedeutung das Wort: „das eigentliche Studium der Wissenschaft ist der Mensch", enthält. Und was für Dogmen? Gewiß solche, die als das Resultat eines langjährigen tiefen Forschens über die Wissenschaft und deren Schicksal in dem größten Geiste seiner Zeit sich gebildet. Und hier eben springt Bettina ab; dieses Buch kann sie nicht fassen. Und warum nicht? Wie ist eine Schwärmerin; in ihrem Buche ist, nicht immer, eine geistreiche, überauswürdige; auf eine merkwürdige Weise hat sie, im Kloster erzogen, sich die Liebe zur Natur erhalten und vor Uberglauben und geistlichem Aberglauben bewahrt; wie möchten ihr Buch nicht wissen. Aber was ihr fehlt, weshalb sie nun und nimmer als legend eine Autorität gelten kann, weshalb der Denker ihr Buch immer nur als ein einseitiges Spiel der Phantasie betrachten wird, das ist Wissenschaft, im ursprünglichen Sinne genommen, Wes und Form.

Dr. Daumer vermisst die letztere, d. h. bei ihm eine poetische, verklärte Form, und sein Buch hat die Absicht, diese Bettina's Angeregungen zu ersetzen. Bettina, daß dem ihr ihr Buch, für ein Buch von so weltlicher Bedeutung Begeisterung eine solche Kleinigkeit, ein so unbedeutender Mangel hindern macht! Bettina, meint er, hätte nur einen kleinen Schritt weiter thun dürfen, so hätte sich diese Form von selbst gefunden; die mannichfaltigen Mythen, die Dr. Daumer gibt, hätte seine werden schon von der Prosa der Prophetie selbst angedeutet. Betrachten wir, wie er diese Form gegeben hat. Bettina sagt („Waldesromantisch", I, S. 150): „O, lieber Freund! der Mensch, wenn er Thiergestalt erlangt, und die frühen Kinde sich mit ihm jagen und der Duft der jungen Reiter in die Brust einbringt und in dem Kopf steigt, und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Fingern schüttelt, was ist das für eine Lust!" Herr Daumer (S. 4):

„Nach ein Gefühl, wenn Nebel aus Dampf der Frühe der Mensch trinkt."

Junge Reiter Geduld bringt in Wuth und in Kopf;

Wenn ich jagen mit ihm in blühender Frische die Kinde,

Wenn's in der Wang' ihm glüht und in den Schläfen ihm pocht,

Wenn er das himmlische Maß der befruchteten Dauen entzückt,

O mein geliebter Freund, welche beglückende Lust!

Hat Bettina, haben wie gewonnen?

So schreibt Bettina in ihr Tagebuch (S. 184), nachdem

in einer Monarchie der, Pöbel, auf sie, die noch im Kluge

Willende, einen tiefen Eindruck gemacht: „Wie ist es, was Gewalt nennen? Bedenken? Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, was ich erfahren hatte; aber ein Begriff war es mir, ein wichtiges Ereigniß, und ich war im Herzen als wie der Baum, der aus erster Verklärung aus Licht bricht." Dies lesen wir bei Hrn. Daumer nun so (S. 10):

Wie zu nennen diese Macht —

Geist des Lebens, der Natur? —

Wird ich nicht, noch was ersehe

Mein Gemüth in jener Nacht.

Dieses Eine weiß ich nur,

Daß es war ein Großbegehren.

Ein heftigster Begehren.

Daß es mir im Herzen war

Wie ein Baum, der an das Licht

Aus der ersten Hölle bricht.

S. 69 lesen wir:

„Nun weiter fähr' ich dich — tritt nach, tritt

In meine Herzstube auf! Dies hab wir

Im Bergwerk — oh weiche große Stille!

Kein Schandstübchen ist zu sehr, kein Zuchtstübchen,

Kein Sand, der dich.

Das ist doch wol noch profanischer als die Prosa! („Waldesromantisch", II, S. 25 u. 26.)

Bekanntlich hat Manches aus Bettina's Briefen Goethe Stoff zu Gedichten gegeben, was Ref. sehr natürlich findet. Man vergleiche das Lied im „Dionys", welches er aus dem Briefe Th. II, S. 222, genommen, mit Dem, was Dr. Daumer aus dieser Stelle gemacht hat. Da wird man sehen, wie ein wahrer Dichter einen poetischen Stoff durch die Form zu höherer Poesie zu bilden versteht.

Wenn man die metrischen Schemata im Buche ansieht, so möchte man glauben, Dr. Daumer habe sich viel mit der Dichtung beschäftigt; doch soll

Der Dichter, Herr der Natur, der ihr Will in der Welt ein launlicher Genie sein. Die Freiheit, die er sich zumuten erlaubt, möchte Manchem auch allzu schön erscheinen, wie die S. 194:

Und ein groß erfüllte mich

Wit einströmendem Erzählen

Krankheit und Verlegenheit

wo „groß" das Object zu dem letzten Worte sein soll. Dennoch wollen wir Hrn. Daumer keineswegs poetisches Talent absprechen, und unter den Liedern sind wirklich einige anmutig, wie IX und XI, welches erster mehr in Bettina's Sinne zuacht als aus ihren Briefen genommen ist.

Was übrigens das mythische, in d. Streben so manchen neuen Dichters anzeigt, davon haben wir S. 224 ein 1 unvergleichliches Gedicht, „Der flüchtige Daumer, die künftige Widerverbindung Natur und die Seligkeit dieser Vereinigung die Kraft, und Qualhaftigkeit des von 1 Menschenwesen" ausgedrückt. Möchten Goethe's „Werther" nicht studieren! 2 Goethe oder etwas, das ihn berührt, in hält sich des Dichters zu der Natur führt der nicht den hohen Begriff von Was 3 Und möge Gott uns begüten vor einer 4 gehen in dem angegebenen Buche, welche poetisch, psychologisch, religiös, philosophisch Bettina zu lesen legt, verstanden wird!

Welche Stellung ist es, die Christus seiner Kirche in der bürgerlichen Gesellschaft anwies?

„Nun fange Rand. eigentlich schon im Kampf und ernste Kampf, als das hierarchische System der katholischen Kirche eine Protestation gegen sich hervorzubringen begann; und von

Von diese seit drei Jahrhunderten Länder und Völker gewonnen hat, so will doch jenes in selbstthätiger Herrschaft bis jetzt keine allgemein anerkannte Beantwortung derselben zulassen. In auch in gewissen Zeiten diese widerchristliche Anmaßung in vielen Staaten gebrochen worden, so regt sie sich doch heutzutage noch arg genug, um jedes weltliche Regiment gefährden und jedes bürgerliche Gemeinwesen in seinen innersten Fugen erschüttern zu wollen. Die neuesten sehr bekannten Zeitergebnisse beschäftigen denkende Seelen zu sehr mit Thatsachen dieser Art, als daß man sie bloß für unterhaltende Artikel politischer Blätter ansehen kann, vielmehr regen sie zu ernsthaften Betrachtungen auf und dringen sowohl in die Cabinete der Machthaber als vor die christlichen Gemeinden in den Gotteshäusern. So glaubt Ref. sie z. B. in dem vor ihm liegenden sehr salbungsvollen Vortrage benutzt zu finden, welchen einer der ersten und geachteten protestantischen Kanzelredner und Theologen Deutschlands jüngst gehalten hat. *) Mit tiefer Einsicht in die kirchlichen Zustände und Verhältnisse der Gegenwart und Vergangenheit bis in ihre Ursprünge zurück sucht er in kräftiger und eindringlicher Sprache zu überzeugen: daß die christliche Kirche sich der bürgerlichen Gesellschaft bescheiden unterordnet, nicht aber über dieselbe erheben, daß sie das Wohl derselben kräftig fördern, nicht aber in die gesellschaftliche Ordnung derselben störend eingreifen und daß sie endlich sich in derselben wol frei bewegen, nicht aber unabhängig von ihr machen soll. Und da die Kirchenverbesserung das Ereigniß ist, welches in einem großen Theile der christlichen Länder der Kirche Christi ihre rechte Stellung wiedergab, so ist dasselbe für eines der wichtigsten und wohlthätigsten zu achten und derjenigen christlichen Kirche, welche diese Stellung wirklich einnimmt, die erforderliche Unterstützung widerfahren zu lassen. „Alein diese Unterstützung pflegt sie von vielen ihrer niederen und höhern Glieder nicht selten vergeblich zu fordern, und ihre Mahnungen zur Werthschätzung der Menschenwürde haben auf nicht Wenige von denen, welchen sie vornehmlich Noth thun, einen erbitternden Einfluß und führen sie zu der beklagenswerthen Ansicht, daß einer Kirche solcher Art, einer unumwundenen Predigerin des echten Gotteswortes, diejenige Kirche vorzuziehen sein dürfte, welche ihre geistlichen Äbtlinge in Stumpfheit und in Aberglauben erhält, sie um nichts einsichtsvoller werden läßt, als sie für das Interesse ihrer Gebieter werden sollen, und ihnen den Aufschwung zu jeder menschlichen und christenwürdigen Würdigkeit erschwert. Daher die unverhohlene Begünstigung der Priesterkirche jenseit der Berge vor unserer evangelischen; daher die übermäßige Ausstattung derselben mit allem irdischen Pompe und Gute, dessen sie im Sturme der Zeit entleidet worden war, während diese glanzlos darbt und schwachet; daher die absichtsvolle Verherrlichung des geistlichen Dinstandes, der die Schale Christi zu keiner Zeit auf Christi Weide führte, im Verhältnis zu dem Amte, das in apostolischer Weise die Versöhnung predigt; daher das duldende Tragen kirchlicher Anmaßungen, welche den Inhabern der weltlichen Gewalt von Tage zu Tage gefährlicher zu werden drohen. Die Zeit ist eine große Lehrerin, und wo sie ihre mächtige Stimme erhebt, da dringt dieselbe auch in die tauben Ohren. Sie hat sie jetzt erhoben und durch dieselbe auch die wahre Gestalt der Kirche enthüllt, welche sich bisher den Mächtigen der Erde im falschen Glanze freundlicher Gönnerschaft darzustellen suchte. Mag sie da, wo's Noth thut, wirken, was sie kann und soll, und der Verhörung steuern, in welcher man sich hierin bisher befand! Vielleicht sind wir den Tagen näher, als wir glauben, wo ihr von allen Seiten die wohlverdiente Unterstützung zu Theil wird. Mit ihnen wird dann auch zugleich die e

Sieg derselben über ihre Feinde und Widersacher entschieden sein, auf den uns endlich ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft hoffen läßt“ u. s. w. 18.

Literarische Notizen.

Balzac schildert in seinem neuesten Romane: „Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau, parfumeur, chevalier de la légion d'honneur, adjoint au maire du 2me arrondissement de la ville de Paris“ (2 Bde., Paris 1838), den pariser Boutiquier mit allen seinen lächerlichen Seiten und ehrenwerthen Eigenschaften; er hat aber ein Gemälde entworfen, das mehr grotesk als wahr ist. Der Held, César Birotteau, ist ein reiblicher, fleißiger Parfumeriefabrikant, der sich ein hübsches Vermögen gesammelt hat, aber nun in seinen alten Tagen vom Ehrgeize geplagt zu werden anfängt. Der gewisse, aber mäßige Gewinn, den sein Geschäft abwirft, ist ihm zu gering, er läßt sich in gewagte Speculationen ein, wird Adjunct des Maire im zweiten Stadtbezirke, mit dem rothen Bande begnadigt und, um seine Hingebung für das Königthum zu betheiligen, ein Rarr, d. h. er richtet sich sehr vornehm ein, kauft Staatspapiere, wird von gewandten Industriellern übervorthelt, macht Bankrott und muß alle seine Habe den Gläubigern überlassen. Aber der Mann ist ehrlich; er will nicht, daß irgend Jemand auch nur um einen Franc durch ihn zu kurz komme; er fängt wieder an zu arbeiten, einige Gönner unterstützen ihn, der König thut seine Hand auch auf, und ehe César Birotteau stirbt, erlebt er noch die Freude, vom Handelstribunale rehabilitirt zu werden; denn er hat Alles bis auf Heller und Pfennig bezahlt. Seinen Charakter hat Balzac gut gezeichnet; derselbe besteht in einem Gemisch von Schlaupheit und Einfalt, Reichthaffenhait und Krämerpffligkeit; was außerhalb der gewöhnlichen Sphäre, in welcher César sich bewegt, vorgeht, davon weiß er nichts. Diese Unkenntniß bringt ihn in mancherlei Tagen, die Balzac ergötzlich, aber mit Uebertreibung schildert. Auch in dem vorliegenden Romane hat Balzac seiner Sucht, Einzelheiten bis ins Unendliche auszuspinnen, nicht widerstehen können. Ein Blattzettel des ganzen Buches lieft sich genau so, wie etwa ein Protokoll des Handelsgerichts. Balzac hat eine reiche, glänzende Phantasie, eine treffliche Erfindungsgabe; aber seine schwache Seite besteht besonders darin, daß er den Knoten, welchen er geschürzt hat, nicht geschickt genug zu lösen versteht.

Die orthodoxe englische Geistlichkeit hält den großen Geschichtschreiber Gibbon für einen Feind und Verkünder des Christenthums und veranstaltete daher Ausgaben seines Werkes, in welchen alle Stellen gestrichen waren, die möglicherweise den Leser zum Skepticismus verführen könnten. Die Geistesproducte eines großen Mannes castriren, ist aber immer eine unverantwortliche Willkür, und die mangelhaften Ausgaben Gibbons wurden deshalb von vorurtheilsfreien Leuten weder gebiligt, noch gekauft. Die Geistlichkeit scheint jetzt zu der Überzeugung gekommen zu sein, daß mit dem bloßen Beschneiden und Streichen doch nichts gethan sei, und daher wird binnen Kurzem eine neue, vollständige Ausgabe von Gibbons „Abnahme und Fall des römischen Reichthums“ erscheinen, mit Annahmen von Milman. Dieser will alle Stellen, welche bis jetzt den Rechtgläubigen ein Stachel des Axtos und Argernisses waren, beleuchten und widerlegen, so daß fortan auch jedes noch schwankende Gemüth den Gibbon wies lesen können und dürfen, ohne irre zu werden im Glauben. 53.

B e r i c h t i g u n g .

In dem Aufsatze: „Meyerbeer und seine Jünger“, in Nr. 132 d. Bl., steht S. 534, Sp. 1, S. 17 v. o., nach Anerkenntniß das Wörtchen nicht.

*) Der Generalsuperintendent und Oberhofprediger D. Mohr am Sonntage Ostere 1838 in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar über obiges Thema. (Magdeburg, Priestschhofen, 1838, gr. 8., 4 Gr.)

Montag,

Nr. 141.

21. Mai 1838.

Drei deutsche Quartalschriften.

Nachdem die „Deutsche Vierteljahrschrift“, welche die Cotta'sche Buchhandlung angekündigt, ein ganzes Jahr hatte auf sich warten lassen, erschien sie endlich; mit ihr zugleich aber der „Freihafen“ und bald darauf nun auch der „Braga“ bei C. F. Winter in Heidelberg. Alle drei Zeitschriften haben das miteinander gemein, geistige Vereinigungspunkte bilden zu wollen, von denen aus man wohlthätig auf Leben, Kunst und Wissenschaft, besonders des deutschen Volkes, zu wirken hofft. Allein dieser gemeinsame Zweck, den die Cotta'sche Ankündigung zuerst ausgesprochen, und dessen Zeitgemäßheit das doppelte Echo, das er gefunden, genugsam beweist, wird nun auf verschiedene Weise erstrebt. Damit ist schon ein guter Theil der Hoffnung, einen geistigen Mittelpunkt zu bilden, vereitelt; ja, es will uns fast scheinen, als sei der gewöhnliche Trost, daß die geistige Einheit Deutschlands für die politische Zerrissenheit entschädige, ein völlig himmlischer. Oder wäre die geistige Vertheiltheit nicht immer ebenso Thatfache? In der Philosophie sind Hegel, Schelling, Herbart, Krause und die immer noch zahlreichen Kantianer; in der Poesie, um von Schiller und Goethe zu schweigen, Uhland, Rückert, Chamisso, das junge Deutschland und die neuschwäbische Dichterschule; in der Geschichtschreibung Ranke, Leo, Luden, Schloffer, Rotteck ebenso viele Parteihäupter, welche die Vertheiltheit des geistigen Deutschlands bezeichnen. Daß von einer religiösen Einheit nicht die Rede sein kann, zeigt nicht nur der Kölner Handel, sondern Strauß und Tholuck, Bretschneider und Hengstenberg, Rationalisten und Mystiker, Orthodoxe, unirte und nicht unirte Protestanten. Hieraus ergibt sich aber weiter, daß, wenn auch jene Hoffnung eine eitle, der Wunsch, das Bestreben, eine geistige Einheit zu bewirken, oder wenigstens anzubahnen, doch gerechtfertigt ist. Für unmöglich wollen wir es für alle Zukunft nicht halten, daß dieses ehrenwerthe Bestreben einigen Erfolg haben werde. Selbst die drei Mittelpunkte, die sich gebildet, können eine Vorbereitung zu einem spätern, bessern Erfolge sein; denn aus der chaotischen Masse müssen erst mehrere geordnete Gruppen emporsteigen, und die von ihnen, welche die meiste Kraft, das meiste und geistvollste Leben entwickeln wird, diese wird dann auch eine königlich-constitutionelle,

keine tyrannische Mitte bilden. Was ist denn nun aber das Eigenthümliche der drei Mittelpunkte, die sich auf einmal hervorgethan haben, so weit es nach den vorliegenden Heften sich erkennen läßt? Die Cotta'sche Quartalschrift ist offenbar von einem geistvollen, umsichtigen Manne, sei es nun der Herr Legationsrath Kölle, wie man vermuthet, oder ein Anderer, angeregt worden; auch haben sich demselben tüchtige Köpfe in Stuttgart und der Umgegend angeschlossen, und die Buchhandlung hat dafür gesorgt, auch andere geistige Kräfte zu gewinnen, wie die Beiträge von Warnkönig, Leo, Bülow, Ritter Prokesch v. Osten u. s. w. zeigen. Aber wie Bülow und Leo z. B. auf die Dauer mit- und nebeneinander, wie sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele wirken können, ist nicht wohl abzusehen. Ein farbloser Eklekticismus, der allen Gegensätzen gleiches Recht, sich auszusprechen, einräumt, mag dies wol bewirken, sich auch bei Beharrlichkeit ein bedeutendes Publicum erwerben und erhalten; aber dazu bedarf es keiner neuen Zeitschrift, und damit wird nichts Gutes, am wenigsten Einigung bewirkt. Auch scheint dieser ursprüngliche Zweck der Quartalschrift nach der Einleitung, die nach Inhalt und Darstellung offenbar Herrn Legationsrath Kölle angehört, vor dem Nebenwede gewichen zu sein: vermittelnd zwischen Wissenschaft und Leben einzutreten, die Resultate der neuern Forschungen, vom gelehrten Ballast befreit, aus der Sprache der strengen Wissenschaft in die des allgemein gebildeten Geistes übersezt, demjenigen Theile des Publicums mitzutheilen, welcher, mit Sinn und Theilnahme für die Hervorbringungen und Fortschritte des Geistes begabt, doch durch Berufs- und Amtsgeschäfte verhindert ist, ein eigentliches Studium denselben zu widmen. Doch stehen auch diesem Zwecke wieder Mittheilungen im Wege wie G. Pfizer's Beurtheilung Heine's. Wir sind zwar mit dem ausgesprochenen Tadel im Allgemeinen einverstanden, so weit er nämlich nicht auf die Spitze getrieben ist; allein der Vortrag ist keineswegs ansprechend, vielmehr ist er oft breit, schleppend und schwer, wo er würdevoll und nachdrücklich sein möchte. Trotz diesen Ausstellungen fühlen wir doch im Ganzen die Tendenz durch, das Wahre, Rechte, Schöne, einen freidenkenden Patriotismus, eine vernünftige Anerkennung des Guten unter allen Formen, und wo es sich findet, Klarheit und möglichste Unbefan-

genheit des Urtheils zu befördern und zu empfehlen. Der öffentlichen Meinung aber die entschiedene Richtung auf ein bestimmt gedachtes Ziel in der Wissenschaft, in der Kunst oder im Leben zu geben, davon finden sich im vorliegenden Bande keine deutlichen Spuren.

Dies ist schon ganz anders im „Freihafen“, an welchem Wernhagen v. Ense, Rosenkranz, Dr. Wiese, H. Koenig, künftig wol auch Mundt und verwandte Geister Theil nehmen. Zwar ist die Tendenz ausgesprochen, der Eigenthümlichkeit des Individuums, die sich in andern Journalen oder selbst in bestimmten Werken dem Zwecke jener Institute oder der Natur des Gegenstandes unterordnen müsse, hier eine Freistätte zu bereiten. Man hat sich also auch keinen eigentlichen Plan, nach welchem verfahren werden soll, gemacht. Aber es scheinen sich zu dem Unternehmen mehr in gleicher Gesinnung und Lebensansicht stehende Männer zusammengefunden zu haben, und unverkennbar ist es die Ansicht eines socialen Fortschrittes in engerer und würdigerer Gesinnung, als sie sich in bekannten Strebungen bereits geltend zu machen versucht hat, die uns hier entgegentritt. Worein wird nun aber der sociale Fortschritt gesetzt? Darein, daß das Reich des Edeln, Wahren, Schönen nicht nach wie vor in ein Jenseits verlegt werde, sondern im Diesseits zu begründen sei. Hiergegen haben wir nichts einzumenden, sobald man sich nur nicht einbildet, daß dies leicht und niemals vollkommen zu realisiren sei, so lange nicht die Natur der Erde und Menschen, vielleicht in Folge langer, reiblicher Bestrebungen dazu befähigt, eine Art Wiedergeburt im Großen und Ganzen erfährt. Gewiß sollen wir Alle darnach trachten, so viel möglich das irdische Leben schon zu einem Himmelschen zu verklären, nimmermehr aber, dieses irdische Leben, wie es ist, *hoyas* für hinreichend himmlisch erklären und darum zum kein Jenseits uns bestimmen. Diesem Gedanken eines im angegebenen, edeln Sinne zu erweiternden socialen Fortschrittes eine immer tiefers und weitgreifendere Anerkennung zu bereiten, ist unverkennbar des „Freihafen“ Tendenz. Zu dem Ende werden Erscheinungen der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit, in welchen sich ein so gedachter socialer Fortschritt ankündigt, erwähnt, geschildert, besprochen, auf welchen Gebieten sie sich auch finden, im Leben wie in Kunst und Wissenschaft. Charakteristisch sind uns in dieser Beziehung drei Mittheilungen erschienen, so heterogen sie auf den ersten Anblick sich darstellen. Zuvörderst H. Koenig's „Excommunication“. Hier wird wirklich eine an dem Verf. der Mittheilung selbst wegen seines „Rosenkranz eines Katholiken“ u. s. w. ganz in der Stille vollzogene Excommunication aus der katholischen Kirche erzählt. Befremdet überhaupt ein solches Ereigniß 1831, so freut es auf der andern Seite, zu erfahren, wie dasselbe ohne alle nachtheilige außer Folgen für das Individuum vorübergehen mußte. Ob das auch ferner so bleiben wird, hängt von der Entscheidung der kölnen Frage ab. Merkwürdiger ist aber jedenfalls die angefügte Auseinandersetzung der Gründe, warum kein excommunicirter Katholik, überhaupt Niemand,

der nicht in einer der anerkannten christlichen Kirchen geboren sei, sich innerlich verpflichtet fühlen könne, in irgend eine der bestehenden Kirchengemeinschaften einzutreten. Warum? Weil keine derselben den Geist des Christenthums, den Geist der werththätigen Liebe in sich bewahrt habe, weil überhaupt ein streng kirchliches, clerikalisches Christenthum eine *contradictio in adjecto* und gegen den Ausspruch Pauli sei: „So bestehet nun in der Freiheit, mit der auch Christus befreit hat.“ Der Verf. hofft auf eine bereinstige paulinische Kirche, welche der petrischen Peterskirche und ihren Filialkirchen siegreich entgegentreten werde. Nicht minder merkwürdig sind die „Religiösen Antiphonien“ des Philosophen Rosenkranz, in denen der Kampf des Wissens und des Glaubens, des Genügens und Ungenügens im Diesseits, eines titanischen Himmelsstürmens und einer Ergebung in Gottes Gnade tief ergreifend und wahr geschildert wird. Endlich glauben wir des Dr. Wiese Würdigung des Dichters Wilhelm Müller hervorheben zu müssen. Nicht allein, daß er an den Dichter freundlich und mit Lebhaftigkeit erinnert (der übrigens nicht so ganz und gar vergessen ist, als der Verf. meint), sondern wie und in welchem Sinne er es thut, scheint das Bedeuten. Die unverwundliche Heiterkeit, Lebenslust und Lebensfrische, die uns aus seinen Liedern anweht, wird als heilsam, ja als Heilmittel gegen die sentimentale wie erhabene Trübseligkeit, Verzweiflung und Zerrissenheit empfohlen, an welcher allerdings viele der neuesten Lyriker leiden. Das heißt also: „Wenn Ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran?“ Wir haben nichts dagegen, wenn's nur nicht auch da uns zugerufen wird, wo die Heiterkeit und Lebenslust nicht am rechten Orte ist.

Einen bestimmt gedachten Plan, ein entschieden gewolltes Ziel spricht die dritte Quartalschrift aus, die wir so nennen, obwol sie in sechs Jahreshften erscheinen soll. Der ungenannte Herausgeber des „Braga“, der dieses ganze erste Heft, welches sie beyn poetische und prosaische Stücke enthält, allein besorgt zu haben scheint, spricht sich mehrfach sehr deutlich darüber aus in dem Zueignungsgebichte: „An Braga“, in dem Aufsatze: „Deutschlands Beruf“, und am ausführlichsten in: „Einleitung und Plan des Braga“. Vor Allem ist die Tendenz eine durchaus patriotische. Deutschland scheint dem Verf. die Bestimmung zu haben, erst in der Zukunft für Europa und die ganze civilisirte Welt, und zwar in einem höhern Grade Das werden zu wollen, was Griechenland einst für die alte Welt gewesen ist. Dieser Bestimmung Deutschland mit Sicherheit näher zu führen, scheint demselben Aufgabe der Gegenwart; zur Lösung dieser Aufgabe nach Kräften beizutragen, ist der Zweck des „Braga“. In diesem Namen liegt zum Theil auch der Weg angedeutet, auf welchem der Zweck erstrebt werden soll, auf einem theils wissenschaftlichen, theils künstlerischen. Die Wissenschaft soll hier als Weisheitslehre im umfassendsten Sinne, die Kunst, vor Allem die Dichtkunst, soll als Priesterin der reinsten und edelsten Gesinnungen, als Befördererin eines schön-guten Lebens sich wirksam erweisen. Das Leben

der Gegenwart soll über seine Bestimmung durch jene aufgeklärt, durch diese zur muthigen Erstrebung des erkannten Zieles begeistert werden. Doch scheint es, als wolle man vor Allem der Wissenschaft und Kunst eine lebens- und lebenszweckgemäße Gestalt zu geben trachten, indem man annimmt, die wohlthätigen Folgen fürs Leben würden dann von selber sich einfinden. In dieser Hinsicht heist es S. 30:

Braga soll durch Forschen und Sichten die Materialien liefern für den künftigen Baumeister, der das Ganze der Wissenschaft im Mittage unsers Lebens auch in künstlerischer Einheit aufstellen wird. Im Fache der Kunst muß sich unsere Zeitschrift mehr lehrend und urtheilend als schaffend bewegen, indeß wird ihr letzteres doch in Beziehung auf Dichtkunst verstatet sein. Dann wird aber ihr Bestreben dahin gehen, durch Wahrheit und Tiefe der Gefühle, Klarheit und Reichthum der Gedanken, Schmauch und Anmuth der Sprache den Grund zu legen zu jener vaterländischen Blume der Sängerkunst, welche demnächst in unserm schönen Lande ausblühen wird und, befreit von den Fesseln der Nachahmung, durch edlere Formen und tiefere Anschauung des Schönen die Gemüther entzünden, den Geschmack bessern und die Begriffe von wahrer Poesie berichtigen möge.

In wissenschaftlicher Hinsicht sollen Materialien zu einer umfassenden Philosophie der Geschichte und des Lebens nach mitgetheiltem, wohlbedachtem Plane geliefert und auf diesem Grunde nicht allein die Hoffnung und Gewißheit des Fortschritts zum Bessern gebaut, sondern es soll diesem selbst Anstoß und Richtung gegeben werden. Der Geist Herder's, dem der Herausgeber als einem zweiten Luther, der aber jetzt erst recht zu erkennen sei, seine Huldigungen darbringt, ist es in der That, der den „Braga“ beseelt, und wir wästen der neuen Zeitschrift nichts Rühmlicheres nachzusagen. Daß der Herausgeber noch in der Frische und Vollsaftigkeit eines jugendlichen Geistes steht, geht aus den Mittheilungen hervor, die trotz einer anerkennenswerthen Aulseitigkeit der Erwägung, trotz einer gewissen Reife des Urtheils, trotz einer gewissen, mit Ruhe und Milde gepaarten Entscheidung doch auch noch viel Neigung zum Enthusiastischen verrathen. Außer den schon erwähnten Stücken sind Scenen aus einer Tragödie: „Witukind und die Sachsenkriege“, Sonette und Gedichte antiker Form, die alle dichterischen Beruf bekunden, mitgetheilt. Sie füllen jedoch gewissermaßen nur die Zwischenräume zwischen den prosaischen Aufsätzen aus, und diese handeln: „Über den gegenwärtigen Standpunkt der Bildung des Menschengeschlechts“, „Über germanische Mythologie“, „Über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus“, „Über Bedeutung der Kunst“, „Über lyrische Dichtkunst“, „Über Dichter der Gegenwart“, Artikel 1 (Nikolaus Lenau), „Über die Regel der Gegensätze“. Aus dem ersten Aufsatze mögen folgende charakteristische Stellen hier stehen:

Die Regel der Gegensätze, welche die Grundlage alles Lebens ist, theilt die Völker der Welt von der vollkommeneren Sattung in zwei Hälften, in die christlichen und nichtchristlichen Nationen. Die christlichen sind die edlern Geschlechter und als solche zur weisen Leitung des Ganzen, zur gerechten Behandlung und milden Schonung der unedlern Stämme sowie zum Emporgleichen der letztern berufen. Unter den christlichen Völkern sind wieder die germanischen, Engländer, Nordamerikaner,

Deutsche, Dänen, Norweger, die edlern; ihnen gebührt die Leitung des Ganzen, und so lange sie in ihren Händen ruht und mit Weisheit und Gerechtigkeit geübt wird, ist das Glück unsers Zeitalters verbürgt. Wenn daher die germanischen Nationen ihren hohen Beruf erkennen, wenn sie einsehen, daß von dessen gewissenhafter Erfüllung das Wohl und Wehe der ganzen Culturperiode abhängt, so werden sie vor Allem bedenken, daß ihr Gegensatz zum Erben des Ganzen notwendig, und daß eine gewaltsame Vernichtung desselben Selbsttödtung ist; sie werden weise, sie werden gerecht sein, dann aber grade das Gegentheil von dem Ausgange des ersten Zeitalters der Bildung erstreben, nämlich ein bescheidenes, ruhiges, dauerhaftes Glück der Völker, die ewige Herrschaft der Vernunft, die eigne festgegründete, anhaltende Wohlfahrt. Die Aussichten in die Zukunft sind nicht düster, sondern heiter und für kein Volk vielversprechender als für das unvermischte deutsche Urvolk. Getrost darum, mein Vaterland! Das zweite Zeitalter der Cultur steht am Uebertritte zu seiner langen Frühlingsperiode, und in der geistigen Blüthe der Deutschen soll diese sich zeigen. Bald wird sie für jedes Auge sichtbar sein; ihre Kennzeichen mehrern sich täglich in den Erzeugnissen der Kunst und der Wissenschaft, eine schöne Knospe drängt die andere, und bald wird auch die schönste sich zeigen, jene Dichtkunst nämlich, die blos in Hellas war und nur in Deutschland wieder möglich ist, hier aber durch den Reichthum der deutschen Natur hoch über ihre schöne Schwester sich erheben wird.

Vor zwanzig Jahren hatte Ref. ähnliche Visionen; aber obgleich er keineswegs zu Denen gehört, welchen die Hoffnung ausgegangen, und obgleich er allerdings noch der Überzeugung lebt, daß Deutschland seinen geistigen Culminationspunkt erst noch zu erreichen habe, so denkt er sich doch aus guten Gründen die Sache nicht so leicht und bald, demnächst u. s. w.; so übersteht er über vielen Anzeichen des Bessern und Edlern doch keineswegs ebenso viele des Gegentheils, und ohne einen heißen Kampf der Geister, der entgegengesetzten Partien auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens, dessen Ausgang nicht verbriefet und versiegelt ist, vielmehr in Gottes Händen steht, ist ihm die Erreichung eines wesentlich bessern Zustandes gradezu undenkbar. 72.

Wo lagen die elysäischen Felder?

Als im vorigen Jahre die Georgia Augusta ihr Jubiläum feierte, auf welches so trübe Tage folgten, wurde in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften über die von ihr gestellte Preisaufgabe berichtet. Gegenstand derselben war nämlich: eine auf die Quellen begründete Untersuchung über das erste historische Auftreten und Hervortreten des sächsischen (niederdeutschen) Volksstammes auf deutschen Boden und über die daran grenzenden slawischen Völkerschaften. Es waren drei Abhandlungen eingelaufen, unter denen die des Advocaten Schumann in Hannover unbedingt die beste war; der Verf. erhielt aber nur den halben Preis der vom König Wilhelm IV. ausgesetzten Summe von 1000 Thaler. Unter den beiden andern, über welche Dahlmann Bericht abstattete, befand sich eine, über die alle Anwesenden lachen mußten; sie war nämlich nicht historisch, sondern etymologisch abgefaßt. In der Etymologie geräth Jeder, der nicht sehr besonnen und nüchtern bleibt, leicht auf Abwege, die zuletzt auf der großen Wiese des Unsinns sich verlieren; und auch dieser Preisbewerber ist auf Irrpfaden gewandelt. Er findet den Stammbaum der Sachsen in dem Jend-Avesta; auf diesen kommt er nämlich durch das römische populus, das ebenso wol Pappel als Volk bedeutet; im Norden heißt der Mann Kellur, wie die Eige, und die Frau Embila, wie die Erle. Der erste König der Sachsen hat Achanes ge-

heissen, wie die Etsche. Magdeburg ist mindestens so früh gegründet worden wie Rom, die Zigeuner stammen von den Masageten ab. Troja ist von Trog hergeleitet; die Thraker sind Trecker, Umherzieher, Nomaden. Unser göttinger Preisbeurtheiler meint ferner, die Gründung des deutschen Reichs sei von Scythien, also etwa von Russland aus geschehen, und stellt noch eine Menge ähnlicher Hypothesen auf, so daß man fast annehmen müßte, er habe sich einen Scherz machen wollen, wenn nicht die göttinger Societät eine Körperschaft wäre, mit der Spas treiben zu können ein Vernünftiger sich auch im entferntesten nicht einfallen lassen wird. Wie dem nun aber auch sein mag, so viel ist gewiß, daß derselbe keineswegs originell aufgetreten ist und Vorgänger hat, mit denen verglichen er als ein sehr schüchterner und besonnener Mann erscheint, und das will doch viel sagen. Hier wollen wir nur von Einem derselben reden, weil er einen Gegenstand abgehandelt hat, der alle Welt interessiert, die elysäischen Felder nämlich, wohin doch Jeder gern einmal kommen möchte.

Ein brabantischer Gelehrter nämlich, der noch zu Anfange unseres Jahrhunderts lebte, Charles Joseph de Grave, schrieb ein Werk, das 1806 zu Gent in Flandern von G. B. Liegard herausgegeben wurde und den Titel führt: „République des champs élysées, ou monde ancien.“ Der ehrenwerthe Mann bemüht sich in demselben zu beweisen, daß die elysäischen Gesilde, die in der Mythologie der Alten eine so große Rolle spielen, nirgend anderswo gelegen haben können als am Niederrhein. Am Strande der Nordsee, wo die Kimbern wohnten, war die dunkle Höhle, in welche nie der Sonne Strahlen fielen; denn Ovid sagt, die spelunca sei prope Cimmerios, und nunquam Phoebus adire potest, weder Morgens, noch Mittags, oder am Abend, also gar nicht; die Gesilde selbst waren eben die heutigen Niederlande; in ihnen wohnte das beste, glücklichste Volk auf Erden, es war fromm, von fleckenloser Jugend und brav wie kein anderes. Die Ägypter und Griechen stammten von ihm ab, waren selber aber ausgeartet (verbanterd). Gesetze, Sitten, Gebräuche beruhten auf Herkommen, waren indeß über die Maßen vortrefflich. Darum nannte alle Welt das von einem solchen Mustervolke bewohnte Land das heilige Land, denn das ist der Sinn des Wortes Holland. Daß Herr de Grave alle griechischen Götternamen und alle mythologischen Benennungen aus der holländischen Sprache erklärt, versteht sich natürlich von selbst. Hier sind einige Proben: Atlas ist zusammengestellt aus Ael, Ael, edel, und As ein Fürst. Circe ist einerlei mit Kirche, wie es Homer schreibt, also Kirche, ecclesia; Circe war diva divarum, die Ur- und Mutterkirche aller übrigen. Afrika ist abgerücktes (abgerückt) Land; den Namen hat es bekommen, seit Spanien von ihm getrennt wurde, welches gleichfalls seinen Namen derselben Naturerscheinung verdankt, weil spanien auch absondern bedeutet. Die elysäischen Felder hatten zwei Häfen, der eine war Vere auf der Insel Walcheren, der andere Barendrecht, ein Dorf bei Dordrecht. Vere hieß vor alten Zeiten Kampvere, d. h. Vere in der Nähe des elysäischen Kampes d. h. Helles. Barendrecht ist: het drecht van de baren, Trajectum feretrorum, Trajet des bières. De Grave geht aber noch weiter. Die Namen Cerberus und Charon sind holländisch. Cerberus heißt ursprünglich Kerbere, d. h. Todtenboot, Todtenbarke, Treckschuppe, auf der die Todten übergeführt wurden. Zwar nannten die Alten Cerberus einen Hund, aber sie verwechselten die Sachen; der Hund hielt nur Wacht, wenn die Todtenbarke hindüberfuhr. Hinter Charon ist das Wort Schiffer ausgefallen. Es muß heißen: Caronjeschipper, d. h. ein Fährmann, der Bezeichnung, As, charogne, übersetzt. Die Stelle des Plinius VI, 6: „Ultimo in ostro Cimmerium, quod antea Cerberion vocabatur“, dient außer jenen Erklärungen dazu, anzudeuten, weshalb die Kimbrier auch Kerberiers hießen.

De Grave ist ein völliger Monomaniakus, in allen Dingen aber, die mit seiner vorgefaßten Meinung über den angeführ-

ten Gegenstand in keiner Verbindung stehen, zeigt er sich als einen Gelehrten, dem es weder an Kenntnissen noch an Urtheil fehlt. Aber, was die elysäischen Felder betrifft: „Hierin wagte hy, van het spoor geheel afgedwaald, als een zwakhoofdig mensch“, wie Ypeij sich ausdrückt, aus dessen „Beknopte geschiedenis der nederlandsche tale“ Eröbningen 1812 u. 1822 wir die angegebenen Daten (Th. 1, S. 68) entlehnt haben. Diese Geschichte der holländischen Sprache scheint in Deutschland nur wenig bekannt zu sein, und doch sollte billig Jeder, welcher sich mit deutscher Sprachforschung beschäftigt, sie studiren; sie enthält viel Treffliches und Wissenswerthes.

Da wir einmal von Grillen der Gelehrten reden, so wollen wir noch einige wenige Zeilen hinzufügen. Goroopius Becanus, ein Friese, behauptete in allem Ernst, Gott, Adam und Eva hätten Niederländisch, oder, wie er es nennt, Simbrisch gesprochen. Ein ähnlicher Narr war Joh. Conrad Matius. Von ihm erschien zu Regensburg, wo er Professor der Theologie war, 1713: „Eine kurze Anzeigung, wie nemlich die uralte deutsche Sprache meistens ihren Ursprung aus dem Cettisch oder Chaldäischen habe, und das Beyriche vom Syrischen herkomme.“ Er sagt, er hätte bei seinen Forschungen nicht bei andern Gelehrten angefragt, sondern der deutschen Sprache selbst „in die Zähne gesehen“. „Gaffen, so wurden die Niederländer genannt, da sie sich von Spanien getrennt (soll heißen Geusen), kommt her vom Syrischen gas, conari, sich unterfangen, erläutern.“ „Wenn ich die Sprach unserer Bayern, und insonderheit die uralten Wörter derselben innen hätte; ich gedächte das völlige Syrisch, so noch in Bäckern über blieben, damit statt eines Commentarii zu beleuchten, Die Bayern und Streicher sind pur syrischen Herkommens.“ Ich will nicht sagen von der rauhen Aussprach, die Niemand so hart, oder den Syrern so gleich und ähnlich führt, wie sie, sondern sogar die Etymologien selbst sind durchaus von diesem Dialect. J. B. Wer deutet die Wörter: Hajo bobajo, womit die Kinderwärterinnen den unruhigen Kindern den Schlaf einsingen, wann er nicht Syrisch kan? Aus diesem aber kann nur ein Lehrling sehen, daß Haje die andre Person im imperativo singulari von הָיָה fuit, und Bobajo das Wort Bajo oder Bajo, solatium, Trost, mit dem vorgesetzten b oder nota ablativi ist, und heißt das Gefang, von Wort zu Wort, ohne nur das geringste zu ändern: sei im Trost, oder besser deutsch: sei getrost. — Ferner reden unsere Spieler hier schöner, als sie es verstehen, wann sie zu Einem, der verspielt hat, sprechen: der ist im A. Das heißt eigentlich, der ist hin und liegt schon im Sarg. Dann auf Hebräisch eres, Chaldäisch arasa, Syrisch arso heißt: das Lager eines Todten oder Kranken.“

Vom berliner Magister Pölmann, der das Hebräische und Ägyptische aus dem volgländischen Dialecte und der niedersächsischen Mundart herleitet, können wir hier nicht mehr reden und führen nur an, daß das Land Gosen auf „gut vogbländisch“ bedeutet „das Groos- oder Grasland“, da gute Weide fürs Vieh ist. Raemeses ist so viel als Raum satt, oder Raum seß, geraumer Sitz. Ägypten bedeutet: ein eigen Dupe, ein besonderer Haufe; aus Kimbrod's (einem Brot) Dienstbarkeit ziehen die uralten Deutschen in die Freiheit, eis Epyrtav, nach Phrygien, als Freyen und freie Franken. Ohe, jam satis est!

N o t i z.

Moreau de Jonnes hat eine vergleichende Übersicht und Zusammenstellung der Verbrechen in England und Frankreich gegeben. In den J. 1830–35 war Mord in England viermal häufiger als in Frankreich, Verwundungen und Verstümmelungen, verbunden mit der Absicht zu morden, ein halbmal mehr, Räubereien waren in England viermal häufiger und im Verhältnisse der Bevölkerung beider Staaten stieg die Zahl fünfmal höher.

Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. Gesammelt und herausgegeben von Karl v. Hailbronner. Drei Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

Das Aushängeschild, welches der Herausgeber seinen Cartons vorgesteckt, ist bescheiden. Er sagt: „Diese Cartons oder Croquis sind ohne alle Prätention geschrieben und als bloße Ergüsse der ersten Eindrücke anzusehen“; der Verfasser habe es sich besonders zur Pflicht gemacht, Alles, was ihm selbst aus frühern Reisebeschreibungen nicht entgegengetreten, und was er vergebens bemüht gewesen, vor Betretung fremder Länder zu erfahren, klar darzustellen. Wäre diese Bescheidenheit indessen eine tiefere gewesen, als die man eben in das Aushängeschild einer Vorrede niederlegt zu beliebigem Gebrauche, so hätte er die Pflicht vielleicht ernster genommen, die frühern Reisebeschreibungen so zu studiren, daß ihm mehr entgegengetreten wäre, als es nun der Fall ist; auch hätte ihn eine angestrengtere Bemühung vielleicht dahin geführt, das Meiste von Dem zu erfahren ohne Reise in die fremden Länder, was er nun als Ergebnis seiner Reise dahin zu Tage bringt. Damit sei indessen nicht gerügt, daß, was er doch erfährt, er niederschrieb, drucken ließ und in drei Bänden veröffentlichte. Dieses Recht hat ein Jeder, und nicht ein Jeder hat gleichen Beruf, was er auf Reisen wahrnimmt, so deutlich, klar und handgreiflich aufzuschreiben. Nur bei der Uebermasse von Reisebeschreibungen hat die Kritik das präjudicielle Visitationrecht, in welcher Qualität der Reisende auftreten will: ob als ein subjectiver oder objectiver Beobachter? Jener darf Alles berühren und wieder vorbringen, auch eine Reise von Halle nach Leipzig. Bei diesem, der uns nur mit den gesehenen Gegenständen bekannt machen will, ohne seine Ansichten darüber zur Hauptsache zu machen, ist man strenger. Er darf nicht längst Bekanntes und Besprochenes zum Vorschein bringen. Dieser Visitation hat der Herausgeber (auf dessen Identität oder nicht Identität mit dem Reisenden es hier nicht ankommt) durch das Vorwort entgegen wollen, und um deßhalb ist es unsere Pflicht, den Punkt, wie geschehen, strenger ins Auge zu fassen.

Als eine objective Reiseschilderung haben diese Cartons nur bedingten Werth; die größere Mehrzahl des Angeführten ist bekannt; und noch precarier ist ihr Werth,

wenn dieser lediglich und allein aus der neuen Anschauungsweise des Reisenden entspringen soll. Denn weder ein ernst-wissenschaftlicher, noch ein originell-poetischer Blick, noch besondere Kraft der Darstellung leuchtet daraus hervor. Gern glauben wir dem Herausgeber, daß es „bloße Ergüsse des ersten Eindrucks“ gewesen. Aber dieser Eindruck ward in eine Form niedergelegt, welche doch ihre Prätensionen macht. Es sind keine aufeinanderfolgende Skizzen eines Tagebuches, sondern je nach den Gegenständen hat der Reisende seine Eindrücke und Erfahrungen capitelmäßig zusammengetragen, und die Arbeit ist als eine nach der Reise unternommene erkennbar. Und dennoch hat das Buch in seinem gemischten Charakter einen Werth; denn es gibt einzelne Thatfachen, die noch nicht bekannt sind, und einzelne Beobachtungen, welche treffen und interessiren. Wäre es vor dreißig Jahren erschienen, würde man es zu den vorzüglichen Reisebeschreibungen zählen, und sein Versehen ist nur, daß es zu einer Zeit kommt, wo man des Guten schon so viel hat, daß die Anforderungen an ein neues Werk sich steigern und man irgend etwas auffällig Neues erwartet.

Der „deutsche Tourist“ erscheint als ein Mann von socialer Weltbildung, welche ihm den Blick für die Verhältnisse, wie sie sind, nicht durchaus getrübt hat; aber der Blick ist doch nicht so scharf, daß er den Verhältnissen auf den Grund sieht und ihre eigenthümlichen Seiten ihnen ablauscht. Er ist ein vornehmer Mann, der mit vielen vornehmen Empfehlungen in vornehmen Kreisen Aufnahme findet; und mit keinem malitiosen Gemüthe ausgestattet, vergißt er das Gute, was man ihm darbietet, nicht mit Undank, sondern nimmt lieber Alles, was ihm in diesen Reisen als gut gemeldet wird, als baare Münze. Er lobt, wo etwas zu loben ist, und das ist gewiß rühmlicher, als wer nur stichelt und tadelst, wo Stoff dazu ist. Vom Lobe kann ein unbefangener Leser weit leichter das Zuviel abschneiden, als er sich aus einem Gebraue von Tadel das richtige Mittel construirt. Der Reisende bringt auch eigne Gedanken und eine eigne Empfindung mit; er macht davon zweckmäßigen Gebrauch. Aber diese Empfindungen und Gedanken werden nicht die Leuchtsterne der Reise. Er liebt die Ordnung und um deßhalb auch die neue Ordnung der Dinge mit allen ihren Vortheilen, obschon eine kleine Vorliebe, wo es sich thun

läßt, für das ancien régime durchblickt. Vieles hat er selbst beobachtet, aber nicht Alles. Wo jenes, ist seine Wahrnehmung zum größern Theil richtig, ohne besonders scharf zu sein. Wo er nach erzählt, geschieht es mit gutem Glauben, und wir möchten uns davon überzeugt halten, daß er die besten Quellen seiner vornehmen Freunde dabei zu Rathe zog. Bisweilen wandelt ihn wohl eine Lust an, in den Cavallerton des berühmten Verstorbenen zu verfallen und die Dinge aus der Cavallerperspective zu betrachten; aber ein Fonds von gesunder Natur schätzt ihn vor Abirrungen, die ihn von dem eingeschlagenen Wege zu weit abführen. Sein Naturell ist gescheiterer Art, ihm fehlt der Witz, der eine so leichtfertige Rolle zu einem guten Ende führt. Doch schätzt er gleich jenen eine gute Tafel und weiß die Vorzüge, die ein Cavalier aus der alten Zeit mitbringt, neben den Progressen der Industrie doch auch in Anschlag zu bringen. Seine Arbeit, um es kurz zu sagen, ist eine tüchtige, hausbackene, die Niemanden den Magen verdirbt, und für die Feinschmecker ist manche Würze eingestreut. Wer kann Alles behalten, was er gelesen hat! Also wird auch Jeder in dieser Reisebeschreibung für sich selbst manches Neue finden, wenn es auch sonst nicht neu ist, und jede Classe von Lesern kann darin, wenn auch grade nicht Befriedigung, doch Belehrung und Unterhaltung suchen. Zumal für Diejenigen dürfte das Buch mit seinen vielen tatsächlichen Ausführungen von Interesse sein, welche vor Jahren dieselben Länder, welche er beschreibt, durchreist haben und in seiner Schilderung eine lebendige Recapitulation des Erlebten und die Angabe der mannichfachen Veränderungen, welche seitdem eingetreten sind, vorfinden werden.

Dem Touristen auf seiner ganzen Reise durch die Schweiz, Frankreich, England, Schottland, Holland, Dänemark, Schweden, Deutschland und Italien Schritt für Schritt zu folgen, überschrittene Aufgabe und Raum dieser Anzeige seines Wertes. Reisen durch die Schweiz können nur noch durch die überwiegende Persönlichkeit des Reisenden Interesse erhalten. Frankreich ist hier nur eine Passage, um nach England zu kommen. Hier hat der Tourist mit unsern berühmtesten und vorzüglichsten Reisebeschreibern die Vergleichung auszuhalten; aber wie reich und mannichfaltig ist England, um nicht doch noch Vielen nach ihm Winkel und Seiten zu bieten, die eine neue Anschauung gewähren. In dem vollen begehrten Tone, den der Tourist anstimmt für dies Land der reichsten, solidesten Entwicklung menschlicher Kraft und der todten Kräfte, welchen des Menschen Geist gebietet, nähert er sich am meisten dem reiseforschreibenden Friedrich v. Raumer, so weit eine fleißige, wohlwollende Auffassungsgabe mit Fähigkeit dafür sich einer genauen vergleichen läßt. England ward schon für Viele die hohe Schule, wo beschränkte Geburt's- und Rangansichten sinken mußten vor der überwältigenden Macht, welche die Industrie in ihrer höchsten Thätigkeit ausübt. Auf jeder Seite muß der Tourist staunend diese Riesenwerkstätten, wo die Idee die todte Masse bezwingt, umformt und zu ihren Zwecken leitet, bewundern.

Wenn wir seine aristokratischen Neigungen vorhin andeuteten, so freut es uns, hier gleich beim Eintritt in England seine tüchtige Ansicht über Handel und Gewerthätigkeit mittheilen zu können:

Das vornehmste Kaputkräusen über Krämer und Krämergast, welches so allgemein geordnet (wo?), ist, gelinge es, die große Ugesundheit. Was ist das Leben ohne Handel? und wird eine Nation in die Länge bestehen können, die ihrem Handel nicht den größtmöglichen Aufschwung zu geben weiß? Wir nennen die Engländer Egoisten; allein welche Nation, welches Volk ist es nicht, wenn er die Kraft und den Geist besitzt, seinen Vortheil auf die höchstmögliche Stufe zu verfolgen? Ein großes Volk muß vor Allem auf sein eigenes Interesse bedacht sein; dann erst, wenn es für sich etwas ist, kann es für Andere etwas sein.

An andern Stellen rühmt er das allgemeine Streben nach Improvement in England, im Gegensatz zum lässigen Aufschlupfen unserer Gewerthätigen.

Bei uns — sagt er — macht der Schuster seine Stiefel, wie er als Lehrbursche gelernt, sein ganzes Leben lang fort, und es fällt ihm gar nicht ein, aus eigenem Nachdenken etwas in seiner Kunst zu verbessern. Der englische Schuster dagegen wird kaum während der ersten Monate seine Arbeiten nach der erlernten Manier betreiben; dann grübelt er schon wieder auf Verbesserungen, denn er weiß, daß jede wahre Verbesserung sich in seinem Lande reichlich bezahlt.

Die Entzückungen über die Großartigkeit aller öffentlichen Erscheinungen und Schauspiele, über den Comfort des Lebens, über die Selbstständigkeit des englischen Charakters, über die Anhänglichkeit aller Classen und Parteien an Ordnung und Gesetz überlassen wir Denen, welche es nicht aus eigener Anschauung kennen, im Buche selbst nachzulesen. Es ist, sowie der Verf. es schildert. Wir müssen uns hier begnügen, einzelne Ausführungen herauszuheben, die der angewiesene Raum in einen Zusammenhang zu bringen uns nicht gestattet.

Er rühmt, wie im bestigsten Volksgebränge der Anblick der Constabler schon genüge, Ordnung herzustellen:

In Frankreich hilft bei allen Gelegenheiten das Volk gegen die Polizei; in England steht es mit seltenen Ausnahmen immer auf Seite des Gesetzes.

Über das Gesunkensein des englischen Theaters ist nur Eine Stimme; die, des Verf. braucht also nur insofern erwähnt zu werden, als wir daraus erfahren, daß auch in den letzten Jahren darin keine Änderung zum Bessern stattgefunden hat. Dagegen lesen wir, daß die politischen Caricaturen, diese eigenthümliche Auserung englischen Humors, in der letzten Zeit sich wieder in alter Kraft gezeigt haben. Ein Unbekannter, der sich H. W. unterzeichnet, ist der Schöpfer einer Reihe der wichtigsten Periodiker, die, wie der Tourist sie beschreibt, an die Kraft eines Gikras reichen. Was Ref. davon zu Gesicht bekam, scheint ihm indessen nicht so hoch zu stehen. D'Annunzio ist die unerschöpfliche Fundgrube für den Witz der Caricaturisten; denn auch jetzt wie ehemals hat das torpide Geld die besten Kräfte für sich gewonnen. Aber schaden diese gemalten wie die geschriebenen Caricaturen dem großen Agitator? Aus einem verschrienem Demagogen ist er eben durch den Aufwand der unedeln Mittel gegen ihn der Held nicht allein Irlands, sondern eines großen Theils von England selbst geworden. Die Erfindung dieser Ca-

ricaturen ist so künzig, daß man bei der bloßen Schilderung laut anfluchen muß.

Die englischen Diners schilbert der Tourist, wie sie vor zwanzig Jahren stattfanden, und doch haben sich die Sitten hierin so geändert, daß das Trinken, nachdem die Damen sich zurückgezogen, in guten Häusern nur noch eine Formalität ist. — Wir erfahren, daß die für die Schifffahrt so wichtige Erfindung, durch hermetisch geschlossene, mit Luft gefüllte Röhren, welche das Schiff umgeben, dasselbe, auch nachdem es bereits mit Wasser gefüllt ist, vor dem Sinken zu bewahren, sich bewährt hat und ihrer allgemeinen Einführung auf den englischen Fahrzeugen entgegensteht. — Auffällig erscheint es uns nicht wie dem Verf., daß die Engländer ihrer Vorliebe für die gothische Baukunst nur in den Provinzen, nicht aber in London fröhnen. London ist der Sitz der Industrie und repräsentirt die Nothwendigkeit und das Fortschreiten auf der gemessenen Bahn des Nützlichen; für Liebhabereien ist dort kein Platz. Nur — wo es nothwendig wird — das künftige Parlamentshaus nahe an Westminster wird im altgermanischen Styl aufgeführt werden. Dagegen bemerkt er mit Recht, daß die griechische Tempelform mit ihren Marmorsäulen sich wenig für die Kohlenatmosphäre Londons, die den Marmorglanz alsbald mit Schwarz überzieht, schide. Überhaupt baut man in Dublin und Edinburg geschmackvoller als in London. — Bei Gelegenheit einer lebendigen Schilderung des räthselhaften Denkmals von Stonehenge auf der Steppe von Wiltshire erfahren wir die jüngste authentische Erklärung, die ein orthodoxer Engländer über die ungreifliche Aufrichtung dieser Granitmassen gegeben hat. Sie sind nämlich das Werk antediluvianischer Menschen, und Adam selbst hat die sogenannte Schlange bei Abury und Selburyhill, eine gewundene Anhäufung von Granitsteinen, die an seinen Sündenfall erinnern soll, zweifelsohne errichtet. Eine Broschüre über solche Hypothesen würde auch bei uns allenfalls zweite Auflagen erleben, aber nur der Seltsamkeit wegen. In dem hochgebildeten England ist die Zahl solcher Buchstabenglaubigen noch immer groß. Wol merkwürdig aber ist es, wie der Verf. anführt, daß die Ruinen der prachtvollsten Bauwerke aller Zeiten mitten in culturlosen Flächen stehen. Er führt Palmyra, Persepolis, Ravallipuran, Pästum, Theben, Karthago, Heliopolis und Stonehenge an. Wenn einst Paris und Berlin zerstört wären, könnte man auch ihre Namen diesen Weisspielen noch hinzufügen.

Des Touristen gerechte Entzückungen über die prachtvollen Ruinen der gothischen Baudenkmäler Englands müssen wir übergehen. In der Schilderung von Lintern-Abbey taucht seine Feder sich in Poesie. Kenilworth, Warwick-Castle, Fountains-Abbey sind die sprechendsten Symbole der mittelalterlichen Größe Englands. Alles möchten wir unterschreiben, was er über den Charakter der gothischen Baukunst sagt; ihr Eindruck auf unsere nordische Sinnesart, ihr Einklang mit den Bedingungen unsers Klimas, mit der Färbung unserer Luft sind gegeben, nicht gemacht. Umsonst mühen wir uns, griechisch antike Formen als die allein und überall gültigen des Schönen

darzustellen. Die liebhabereitige Wiedererweckung des Gothischen durch reiche Privatleute folgt ins Enorme, wenn wir die Details von dem Wiederaufbau des Penrhyn-Castle, einer Ruine aus dem 6. Jahrhundert, verfolgen. Ein bürgerlicher Privatmann, der Besitzer der Steinbrüche umher, rief dieses Wunder ins Leben. Wierzehn Jahre wurde an dem Castelle gebaut. Aber ein guter Theil des Wunders verschwindet, wenn wir lesen, daß die Jahres-einkünfte Hrn. Penland's sich auf circa eine Million preussischer Thaler belaufen!

Der Tourist sprach in Weblam einen Königssohn und den Brandstifter der Kathedrale von York. Statt am Galgen zu bleichen, leben sie in Gemächlichkeit, und er bemerkte an ihnen keine Spur von Wahnsinn, dessen officielle Fiction sie vom Tode rettete. Während noch vor Kurzem jeder Dieb die Leiter besteigen mußte, erklärt man diese großen Verbrecher für toll. Aber das Volkthum lockt nicht zur Nachfolge, während die Guillotine in Paris die Eitelkeit weckt und den Fanatismus entzündet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sarkophag eines alten griechischen Lebers.

Wir haben vor Kurzem eine treffliche, besonders in archäologischer Beziehung wichtige Reise durch Kreta oder Randia von einem jungen Engländer erhalten.*) Er hat, mit tüchtigen Vorkenntnissen ausgerüstet, die Insel in allen Richtungen durchwandert und in Menge Alterthümer daselbst gefunden, mit heimgebracht, oder wenigstens gezeichnet, welche den wenigsten früheren Reisenden dahin, z. B. Pococke, ganz entgangen waren. Namentlich setzte er sich auch in den Besitz eines Sarkophags, welchen er der Universität Cambridge verlehrt, und der durch die Kunst in den Vasculiefs daran wie durch die darin zur Anschauung gebrachten Ideen fast einzig dasteht. Die Holzschnitte, durch welche uns diese Vasculiefs in der Reise selbst mitgetheilt werden (Bd. 2, S. 6, 18 u. 19), sind in ihrer Art ebenfalls wieder Meisterstücke und lassen uns daher um so eher ein richtiges Urtheil über das alte Denkmal fällen. Er gibt uns die eine lange Seitenfläche, und die kleinere vorn zu Füßen, sowie die oben außen am Kopfende. Die Seitenfläche zerfällt in zwei Felder, wovon das untere einen großen Zug des Bacchus, das obere das Schicksal des in die Rhythmen desselben Eingeweihten nach dem Tode vorstellt. Einer von den lärmenden Begleitern, die dem Dionysos so gern beigegeben werden, ein Satyr mit einem vollen Schlauche auf den Schultern, eröffnet mit einem Panther den Zug, denn an Pantheren, Tigern, Löwen fehlt es, wo ein Zug des Bacchus abgebildet wird, niemals, da ihnen allen die Alten die Klebs zum Weins andichteten und namentlich beim Martial**) die ebria tigris vorkommt. Hinter dem Panther und dem neben ihm schlaftrunken wandelnden Satyr kommt ein zweites kates Emblem solcher Dionysoszüge, ein Elefant, mit einer reichen Decke geschmückt, die fast bis zu den Füßen herunterreicht; das Thier ist so naturgetreu dargestellt, daß das Kunstwerk nothwendig aus einer Zeit herkommen muß, wo die Griechen es häufig zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Ein Kornat oder Weiber sitzt auf dem Halse, der Rücken trägt zwei Bacchantinnen in sehr gefälliger Gruppe, zwischen welchen ein schon halbgeleerter Weinschlauch ruht. Die eine Bacchantin zecht fröhlich, die andere scheint lachende Worte mit dem Kornat zu wechseln. Unmittelbar darauf erscheint eine herrliche Gruppe, worin der alte Silen, der Lehrer des jugendlichen Gottes, die Hauptrolle spielt.

*) Travels in Kreta by Robert Pashley (2 Bde., London 1807).

**) XIV, 107.

Er gleicht einem Sokrates im Kopfe, nicht etwa inwiefern dessen Säge vom Künstler capirt worden wären, sondern insofern bekanntlich die Physiognomie des atheniensischen Weisen dem dem Eilen gegebenen Typus so auffallend ähnlich war und durch seine Mäßigkeit noch frappanter erschien, weil sie bewies, daß der innere Mensch oft ein ganz anderer sein könne, als die äußerliche Hülle vermuthen läßt. Indessen den alten Eilen hier hat die Trunkenheit nicht verschont. Kaum vermag er das Gleichgewicht zu halten, indem er den einen Arm um eine Bacchantin geschlungen hat und den andern im ganzen Gesicht fesselt, wie man sagt, dem ihm nachfolgenden Pan entgegenreckt, der wol, wie er, gegen die Bacchantin Absichten haben könnte, wie sie der Raub bei ihm erzeugt. Kaum aber vermag er sich vor dem Hinstürzen zu halten; ohne den um die Dirne geschlungenen Arm müßte er offenbar die Mutter Erde küssen. Zwei Figuren trennen ihn noch vom Pan selbst, über welche Pöschley nichts bemerkt und die im Holzschnitte zu wenig markirt sind, um etwas Genaueres zu ermitteln. Die eine scheint ein Flötenspieler, die andere ein Satyr zu sein. Pan selbst mit den Bocksfüßen und dem langen Warte, der Sohn des Hermes, den er in Bocksgestalt mit der Penelope erzeugte, wie Lucian berichtet, ist in seiner Trunkenheit das Gegenstück des weisen Eilenos; sein Raub kieg zur vollen Wildheit, und diese bricht sich in der Art aus, wie er die Handpaule schlägt, wie er mit dem einen Fuße eine große Amphora umgeworfen hat. Jetzt kommt der Wagen des jugendlichen Gottes selbst, gezogen von einem Centauren und einer Centaurin, die, wie aus der Odyssee und sonst*) bekannt ist, den Wein gar gern tranken. Beide hier sind voll von süßen Weines; der Centaur kann kaum noch die Augen öffnen, die Junge dürfte nur mühsam noch laßen; die Centaurin selbst schläft fast schon, die Äuglein sind geschlossen und der Mund ist nachlässig geöffnet; ein Fichtenzweig, den sie in der Hand trägt, dürfte ihr bald entfallen. Wenngleich übrigens Centauren häufig in solchen Dionysosauszügen vorkommen, so sieht man sie doch nur selten, wie Pöschley darrthut, den Wagen des Gottes ziehen, vor welchem gewöhnlich Tiger, Panther, Löwen oder Elefanten gespannt sind. Endlich erscheint der jugendliche Gott selbst auf seinem, mit einem Panther, einem Pan und andern Figuren geschmückten Wagen in einer Bartheit, Schönheit, Weiblichkeit und Weichlichkeit, die es erklärt, wie sein Geschlecht bei den Alten selbst öfters zweifelhaft gelassen wird. Er hat den Arm um seinen Liebling, den Jüngling Ampelos geschlungen, der neben ihm, dem Sitzenden, halb in Schlaf gewiegt ist und vom Doid als Sohn einer Nymphe und eines Satyrs bezeichnet wird (satyro nymphaque creatum**), ohne welchen der Gott aber auf alten Denkmälern fast nirgend erscheint. Dem ganzen Zug schließt endlich eine Bacchantin mit einer großen Handpaule; der Wein hat auch auf sie seine Wirkung gethan; die Augen sind geschlossen, der Kopf neigt sich zur Seite, die Hand schlägt unwillkürlich auf die Fläche des lärmenden Instruments. So zeigt sich das Hauptfeld; das obere gibt eine Reihe Scenen von ganz andern Charakter, es stellt die Freuden des Lebens in einer andern Welt dar, wie sie sich der treue Diener des Dionysos geträumt haben mag. Die Eysa, gepfeilt von einem epheubekränzten Mädchen, begleitet den lallenden Gesang der Männer und schönen Frauen, die bis zum andern Ende, in Gruppen vertheilt, halb wachend und halb schlafend, bei den vollen Schalen, die vor ihren Lagern stehen, und welche sie sich einander darreichen, oder aus denen sie schlürfen, ein Leben zu genießen scheinen, wie es Mohammed seinen Gläubigen, aber ohne Wein, im Paradies verhieß. Das eine schöne Bacchantin vorn zu den Füßen stellt den Pan dar, wie ihn zwei etwas carikierte Liebesgötter in einer Matte betrunken wiegen. Das entgegengesetzte Endfeld zeigt den Dionys-

os als Knaben in der Wiege, von zwei Satyren getragen; beide haben eine Fackel, wahrscheinlich in Bezug auf die nächsten, dem Gott geweihten Mythen, an welchen der Todte, der in diesem Carthophag sein letztes Bettlein fand, sicher stets den lebendigsten Antheil nahm, in der seligen Hoffnung, sie auch, wie der Bildhauer zeigt, nach dem Tode fortsetzen und es noch weiter treiben zu können, wie der alte Klosterbruder, der einst sang:

Mihi est propositum,
In taberna mori.

Ob auf der der Hauptseite entgegengesetzten Fläche ein anderes oder überhaupt ein Basrelief ist, wird von Pöschley nicht bemerkt. Vermuthlich ist die von uns stigmirt Bildreihe aber wiederholt, wenn nicht der Carthophag in einer Nische fand, welche nur die eine Seite zu sehen erlaubte. 15.

Notiz.

In den ersten sechs Monaten des verfloßenen Jahres erschienen dem Berichte zufolge, welchen das Ministerium des öffentlichen Unterrichts abgefaßt, in Rußland 486 Werke. Die Mehrzahl besteht aus leichter Waare in Prosa, doch befinden sich auch manche wissenschaftliche Werke von gediegnem Werthe darunter, ebenso manche Romane, die in Rußland ansprechen. Unter diesen werden genannt: „Brat Wetscheslaw“, „Helena Wolkowa“ und eine Reihe von Erzählungen, sämmtlich von Paoloff verfaßt, der erst kürzlich als Schriftsteller aufgetreten ist, aber schon zu den Lieblingen des Publikums gehört. Griseboeff gab heraus: „Sophia Kutschko, oder Liebe und Rache“, Roman aus dem 12. Jahrhundert, in vier Bänden; von Nikolov erschien: „Der Sturz der Schiiskis“; von Botzoo: „Die Gründung Moskaus“ und „Nikolaus, die Barentage“. In diesem letzten historischen Romane treten unter andern Personen auf: Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Kaiser Karl VI., Maria Theresia und Elisabeth von Rußland. Masalsky's Roman: „Borodolobie“, d. h. die Anhänger des Barts, spielt zu Peter's des Großen Zeit in den Jahren 1720–21. Bulgarin hat seit einiger Zeit keine schönwissenschaftlichen Werke herausgegeben und beschäftigt sich ausschließlich mit der Vollendung seines historisch-geographischen Werks über Rußland. 53.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Naumer (Karl von),

Professor in Erlangen.

Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 8. 6 Bogen. 4 Gr.

Die dritte Auflage dieser kleinen Geographie ward durch den Verfasser mit den durch die Fortschritte der Wissenschaft bedingten Änderungen bereichert, unter Beibehaltung der Methode, welche auch in seinem

Lehrbuch

der

allgemeinen Geographie.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

allgemein verdienten Beifall fand. Beide Werke werden zur Erlangung des geographischen Unterrichts mit großem Erfolge benutzt. Leipzig, im Mai 1838.

J. A. Brodhant.

*) S. B. Ovid. Metam. XII, 220 und Virg. Georg. II, 465.

**) Fast. III, 469.

Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.
Gesammelt und herausgegeben von Karl v. Hail-
bronner. Drei Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Der Anblick der Wunder aus der mittelalterlichen Bau-
kunst sowie der Naturschönheiten von Wales scheint dem
Touristen seine Bewunderung für die Wunder der Indus-
trie etwas abgekühlt zu haben. Er findet den Kohlen-
dampf von Birmingham und Manchester unerträglich, und
selbst die Producte der ungeheuern Thätigkeit stimmen ihn
nicht wieder heiter. Das irische Elend, die Nothen einer
Seefahrt mit einem halb wahnsinnigen Pad an Bord,
die neuen Entzückungen über die Herrlichkeiten des schot-
tischen Hochlandes, seiner Ruinen und seiner unvergleich-
lichen Natur und die meisterhafte Schilderung eines ge-
fährlichen Besuchs der Insel Staffa und der majestätis-
chen Fingalshöhle (ein Besuch, der nur den wenigsten
Reisenden gelingt) überlassen wir ebenso wie die Bemer-
kungen, gesammelt bei einem kurzen Aufenthalt in Hol-
land, dem Leser selbst zu studiren. Sehr beachtenswerth
sind im letzten Capitel die zusammengestellten Klagen ei-
nes loyalen Holländers über den Grund der Theuerung
in seinem Vaterlande, und traurige Winke sind eingestreut
über den hohlen Grund einer Ausdauer im Widerstande,
welche Europa zur Zeit noch eine heroische nennt, die
aber, wenn nicht bald eine günstige Wendung eintritt,
zum Ruin eines Landes ausschlagen dürfte, welches ein
besseres Schicksal verdient hat.

Gegen Dänemarks an vielfachen Mängeln fran-
kende Administration ist der Tourist streng, aber leider im
Allgemeinen nicht ungerecht. Es gibt in Europa kaum
größere Gegensätze als England und Dänemark, was öf-
fentliches Improvement anlangt. Die Vernachlässigung
der öffentlichen Wege, die, nicht Passchererei, sondern Pass-
speculation, die Vestschlichkeit im Beamtenstande, wo sie
sich findet, können nicht scharf genug gerügt werden. Es
ist auch schon oft gesehen, hat aber nichts geholfen. Doch
klingt es hart, wenn ein sonst so gemäßigter Reisebeschrei-
ber unumwunden drucken läßt: „Die Administration scheint
durchaus demoralisirt, und man erzählt sich offen die
schreiendsten Beispiele von Venalität der Beamten.“ Mit
Bedauern hört man, daß auch Werke der Kunst, und
zwar die Thorwaldsen's, mit derselben Apathie des Schlen-

drians behandelt werden. Ein Theil seiner nach Kopen-
hagen gesandten Bildwerke liegt noch seit Jahren unans-
gepackt in den römischen Kisten; ein anderer, den man
herausnahm, ist verunglückt. Das unglückliche Dänemark
krankt an allen Gebrechen einer heruntergekommenen Größe.
Arm und schwach, und doch mit stolzen Rückerinnerun-
gen, hat man nicht die Kraft, es auszusprechen und sich
einzugesessen, was fehlt und was Noth thut. Und dennoch
gibt es Lichtseiten, wie es sich von selbst versteht, bei ei-
nem so tief ausgebildeten und in sich hineingebildeten
Volke. Diese aufzufinden, dauerte indessen der Aufent-
halt des Touristen zu kurz in dem Lande.

Dagegen, ihm zu trauen, wäre Schweden jetzt das
Land der kernigen Gesundheit, tiefer Sitte, eines rastlosen
Fortstrebens, fester Ordnung und frischer Jugendkraft. Wie
mögen diesem interessanten Lande und seinen tüchtigen
Bewohnern keine seiner anerkennenswerthen Vorzüge ver-
reden, und deren hat es eine gute Zahl. Allein dem
Touristen ist es wie vielen Reisenden gegangen. Er ist
mit edler Gastfreundschaft aufgenommen worden, und was
man ihm an den wohlbesetzten Tafeln Gutes erzählt hat,
vielleicht mit der Ahnung, daß er es drucken lassen könnte,
hat er wirklich als Wahrheit drucken lassen. Die Schweden
selbst, wie gern sie sich loben hören, dürften über
Vieles in diesem Buche lächeln. Aber wer mag es einem
Touristen verargen, der aus den Nebeln und dem Koh-
lendampfe Englands und Hollands kommt, und satt sich
gesehen hat an dem Rädergewirr einer nur Sonntags
pausirenden Betriebsamkeit, und nun den ewigen Sonn-
tag der Natur über Schwedens Wiesen, Felsen, Bäche
und Wälder ausgebreitet sieht! Ein heller, durchsichtiger
Herbsthimmel über dem geschlossenen Grün der Natur,
dem wunderlichen Roth der Häuser, und dahinrollend
über glatte Wege durch die kräftigende Nordlandsluft, un-
ter einem schönen, ernsten Gesichte — man fühlt sich in
einer Feierstimmung, die Alles umher in derselben Stim-
mung wohnt. Und wer hat schon genügend die Ver-
dienste Karl Johann's um Schweden gewürdigt, des sel-
tenen Herrschers aus fremdem Stamme, den der Zufall
auf einen alten Thron warf, und der ihn so füllt, wie
die Phantasie eines Optimisten es eben nur von einem
eingeborenen Fürsten träumen mag, welcher durch ererbte
Kenntniß weiß, was seinem Volke Noth thut! Ein Krie-

ger, der an der Spitze einer kriegerischen Nation durch Frieden nicht glänzen, sondern nur die Wunden heilen will, welche die ruhmwürdige, aber unglückliche Herrschaft einer dreihundertjährigen Dynastie ihr schlug. Mag die Erkenntniß dessen, was der jetzige König von Schweden für sein Volk gethan und was unter ihm geschehen ist, den Touristen so begeistert haben, daß er Alles in Rosen scheln ansieht.

„Die Schweden sind durchgehend von unerschütterlicher Redlichkeit beseelt!“ (II, 23.) Wie mögen französische, russische, englische Diplomaten lächeln, wenn sie diesen Passus lesen; und ich kenne ehrenwerthe Schweden, die ehrlich genug sind, um auch zu lächeln. Haben dem Touristen seine vornehmen Gastfreunde in Stockholm dieses aufgebunden? Er muß sich sehr geneigt, es zu hören, gezeigt haben. Sonst haben die vornehmen Schweden doch gerade die Klugheit, ihre Schwächen nicht zum Gegenstande des Gesprächs zu machen, und sie sind viel zu klug, um offenbare Schwächen ihrer Geschichte in Abrede zu stellen. Vollkommen Recht hätte der Tourist gehabt, wenn er gesagt hätte: Die schwedischen Bauern sind gründehtliche Leute, denn sie bestehen den Reisenden nicht. Ursprünglich wollte er auch gewiß nicht mehr sagen; aber der Empfang in den vornehmen Cirkeln Stockholms hat seinen Auffassungen, die bis dahin richtig waren, eine hyperbolische Ausdehnung gegeben. Oder war es die Freude über den Gegensatz zu der verläuflichen Verderbtheit in Dänemark? Fortschritte in Redlichkeit und Rechtlichkeit sind allerdings seit den letzten zwanzig Jahren und unter Karl Johann's Regierung auch unter dem demoralisirten schwedischen Adel sichtbar, ehrenwerthe Verbürdungen bestehen, zur alten Sitteneinfachheit und Treue zurückzuführen, das angeeignete französische Wesen abzuwerfen; aber leider melden uns die öffentlichen Blätter noch in jedem Jahre von Veruntreuungen und jämmerlichen Conspirationen, wo das Geld die Hauptrolle spielt, und gerade aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Wie sollte auch nach einer so langen politischen Demoralisation die alte Tugend mit einem Male und plötzlich zurückgekehrt sein! Das vermag auch eines Karl Johann's klarer Blick in die Verhältnisse so wenig als sein conciliatorischer Sinn, sein feiner Takt und sein finanzielles Talent.

Überhaupt hat der Tourist viel zu wenig von Schweden gesehen, und in verhältnißmäßig zu wenige Zweige des geistigen und öffentlichen Lebens ist er eingedrungen, um sich ein Totalurtheil über schwedisches Leben und Wesen anzumaken. Er hat die Drücklichkeit, die er gesehen, richtig aufgefaßt; aber er ist kaum nördlich über Stockholm vorgebrungen. Die wunderbare Kraft der Industrie im Kanalbau, und was dahin gehört, hat er richtig gewürdigt, Stockholm selbst getreu geschildert und seine unbeschreiblich schönen Punkte aufgesucht. Der Militäreinrichtung hat er ein großes Lob gespendet und sie dabei uns detaillirt, wie er sie nicht selbst durchforscht, sondern von angesehenen Offizieren beschreiben hörte und las. Aber es steht doch sehr dahin, ob diese Militärverfassung bei einem Kriege, wie er jetzt in Europa geführt wird,

ausreichte. Freilich wird diese Frage mäßig, wenn die andere noch unentschieden besteht, ob Schweden mit aller seiner Kraft bei ernstlichen Conflicten mit den größten europäischen Mächten seine ehrenwerthe Selbständigkeit behaupten könnte, und ob nicht sein König am richtigsten handelt, wenn er, oft gegen die Wünsche der feurigen Geister der Nation, nichts will als den Frieden! Der Verf. hat auch eine kurze Übersicht der politischen Verfassung Schwedens gegeben, ohne etwas mitzuthellen, was man nicht wüßte, ohne nach Schweden reisen zu müssen. Eine Charakteristik der Tonangeber, der Häupter der Parteien, der Färbungen unter diesen selbst wäre für das Ausland eine willkommenes Gabe gewesen, weil wir davon so wenig als nichts wissen. Aber ganz übergegangen hat er die Stellung und den Einfluß der Geistlichkeit, der Akademie und die Kämpfe der jüngern romantischen Literatur mit der ältern, sogenannten klassischen. Auch die Universität Upsala wird mit wenigen Worten abgepeift und in der Kupfergrube von Fahlun das alte schöne Märchen von dem versteinerten Bergmann noch einmal erzählt.

(Der Beschuß folgt.)

Bekanntmachung und Beleuchtung der badener Conferenzartikel von dem kleinen Rathe des Cantons Luzern an die Bürger desselben. Luzern 1835.

Es kommt zuweilen, an Früheres zu erinnern und die ehemals bekannten Grundsätze ins Gedächtniß zurückzurufen. Als die badener Beschlüsse manche Anfechtungen erlitten und im Volke selbst vielfach mißdeutet wurden, erließ am 14. Aug. 1835 der kleine Rath des Cantons Luzern eine „Bekanntmachung und Beleuchtung“ derselben. Dies ist dieselbe Behörde, die 1838 die Zurücknahme des Beschlusses wegen Publication und Aufnahme der badener Conferenzartikel in die Gesetzesammlung des Cantons beantragt hat. Die genannte Schrift, welche die Annahmen der ultramontanen Partei gerade vom Standpunkte des katholischen Glaubens und des katholischen Kirchenrechts bekämpft, nimmt unter den jetzigen Verhältnissen ein neues und allgemeines Interesse in Anspruch; und eine kurze Hinweisung auf ihren wesentlichen Inhalt wird um so mehr am Orte sein, als derselbe in Deutschland im frühern Oranage näher liegender Verhältnisse nicht so bekannt geworden ist, als er es in Wahrheit verdient.

Der erste Theil der badener Beschlüsse, ausgehend vom Bedürfnisse einer Einigung der kirchlichen Interessen der gesammten katholischen Bevölkerung der Schweiz, will die Begründung eines schweizerischen Erzbisthums, oder, wenn dieses nicht erstrebbar wäre, die Anschließung der dem Papste noch immer unmittelbar unterworfenen Bisthümer an ein auswärtiges Erzbisthum. Zur Begründung dieser Forderung wird auf die Beschlüsse der Concilien zu Nicäa, Antiochien und Carthago Bezug genommen, sowie auf diejenigen des zweiten lateranensischen und selbst des tridentiner Conciliums, welche sämmtlich die erzbischöfliche Würde als wesentlichen Bestandteil der katholischen Kirche erklären. Es wird hervorgehoben, wie auch die Schweiz Jahrhunderte lang nach diesem Gesetze kirchlich verwaltet worden ist, wie dieses in allen andern katholischen Ländern zur Anwendung kommt, und wie erst in der neuern Zeit durch „päpstliche Eingriffe und bedrohliche Zeiterreignisse“ die Bischöfe ihren Erzbischöfen entzissen und unmittelbar unter Rom gestellt worden sind. Sodann wird gezeigt, daß der Papst selbst, als Bischof von Rom und als Erzbischof der römischen Provinz, nach den Klaffen Kirchengesetzen nicht zugleich Erzbischof in der Schweiz sein,

oder die erzbischöfliche Gewalt, die er selbst nicht besitze, seinem Nuntius übertragen könne, dessen häufig wiederholte, vielfachen Unfrieden und Verwirrung erzeugende Ansprüche stets zurückgewiesen worden seien und auch künftig zurückgewiesen werden müßten. Endlich wird entwickelt, welche besonderen Gründe für die Erhebung des Bisthums Basel zum Erzbisthume sprechen, und die später so sehr geträufelte Hoffnung ausgesprochen, daß der Papst den darüber zu eröffnenden Unterhandlungen keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde, da man nur mit Bedauern an ein auswärtiges Erzbisthum sich anschließen, dies aber jedenfalls lieber thun würde, als mitten in der Kirche außer der kirchlichen Ordnung zu bleiben.

Der zweite Antrag der badener Conferenz betrifft in 14 Artikeln die Feststellung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche. Nach dem ersten Artikel sollen in jedem Bisthume die jährlichen Synoden, unter Aufsicht der Regierungen und nach den kirchengesetzlichen Vorschriften, wiederhergestellt werden. Dafür wird namentlich auf die ausführlichen Beschlüsse des baseler Conciliums zurückgegangen. Für unbegrifflich wird erklärt, daß unachtet dieser strengen Kirchengesetze die Bischöfe der Schweiz, und grade diejenigen, die am meisten über Sittenverderbnis und religiöse Unruhe klagen, das von der Kirche selbst vorgeschriebene Mittel der Abhilfe nicht ergreifen wollen. Der Laie, den man gegen die beabsichtigte Beaufsichtigung der Synoden durch die Regierungen geküßelt hatte, wird mit der Erinnerung an die älteste Kirchenverfassung, nach welcher auch die Laien an den Synoden Theil genommen, entkräftet. Nachdem später die Kirche aufgehört habe, eine kleine Gemeinde zu bilden, und hierdurch die allgemeinere Theilnahme der Laien unmöglich geworden sei, müßten die Regierungen als die natürlichen Vertreter derselben bei Concilien und Synoden erscheinen. Mit dieser Theilnahme sei aber auch die Befugnis der Aufsicht verbunden, weil sich nur auf diese Weise den etwaigen verfassungswidrigen Eingriffen oder der ungehörigen Belästigung der Bürger von Seiten der Synoden vorbeugen und der Zwiespalt zwischen Regierungen und Geistlichkeit verhüten lasse.

Der zweite Artikel macht es den Cantonen zur Pflicht, die schweizerischen Bischöfe in den nach den anerkannten Kirchenfassungen ihnen zukommenden Rechten zu schützen. Zur Erklärung dieser Bestimmung erinnert die „Beleuchtung“ daran, daß mit vielen andern Staaten auch die Eidgenossenschaft die im Kampfe der päpstlichen mit der bischöflichen Gewalt zum Nachtheile der letztern auf dem tridentiner Concilium durchgesetzten Beschlüsse verworfen hat, und daß also diese Beschlüsse nicht als „anerkannte Kirchenfassungen“ gelten können. Sie macht sodann darauf aufmerksam, daß sich in der Schweiz die Päpste durch das Organ ihres apostolischen Nuntius stets bemüht haben, die tridentiner Beschlüsse dennoch durchzuführen und die erzbischöflichen und bischöflichen Rechte zu schmälern, was den Schutz derselben durch den weltlichen Arm nothwendig mache.

Unter Bedrohung der Zuwiderhandlungen mit angemessenen Strafen verfügt der dritte Artikel, daß alle Erlasse geistlicher Behörden von dogmatischer Natur den Regierungen zur Einsicht und alle Erlasse anderer Art zur Genehmigung vorgelegt werden sollen. Die „Beleuchtung“ hebt hervor, wie nicht bloß in den katholischen, sondern auch in den protestantischen und reformirten Cantonen die eidlische Gewährleistung der katholischen Religion durch die Regierungen wol hinlängliche Bürgschaft dagegen verleihe, daß die Bekanntmachung solcher Erlasse, die wirklich nur Glaubenslehren enthalten, niemals verweigert werden sollte, daß aber auf der andern Seite die „empörenden und noch jetzt fortbauenden Eingriffe der Päpste“ in der Schweiz eine strenge Durchführung des Placet wie in den andern katholischen Staaten nothwendig machen. Als Beleg dieser Nothwendigkeit dient besonders die berühmte, vom Papste Pius V. als ewiges Kirchengesetz erklärte, in der Schweiz und anderwärts verworfene, vom römischen Stuhle aber noch immer vertheidigte und den Bischöfen eingeschärfte Bulle „In coena domini“,

welche noch einem furchtbaren Kinde über alle Katholiken den Souverainen die Bekrennung der Geistlichkeit und geistlichen Güter, sowie die Appellation vom Papste an ein Concilium und jede sonstige Beschränkung päpstlicher Befehle verbietet; welche alle Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit entziehen will, die päpstlichen Legaten ermächtigt, sogar weltliche Personen nach Willen von den Staatsabgaben zu befreien; welche die Blle verbietet u. s. w. Hiernach habe denn die Regierung ebenso gut Ursache, wie die frommen Vorfahren der jetzigen Eidgenossen, gegen kirchliche Erlasse auf der Hut zu sein, und die Bestimmungen der badener Conferenz erscheinen mithin als abgedrungene Nothwehr und als pflichtgemäße Sorge für die Rechte des Landes.

Die Artikel 4 — 6 betreffen die ehelichen Verhältnisse. Der vierte Artikel, wonach diejenigen Cantone, die nicht in jeder Beziehung die Ehefreiheit dem Ewigeitigen unterwerfen, den Grundsatz anerkennen, daß sich die geistliche Gerichtsbarkeit jedenfalls nur auf die Beurtheilung des Sacramentalischen erstrecken solle, wird damit gerechtfertigt, daß durch die Einschränkung einer ausgedehnten Competenz bestehende Gesetze verletzt, fremde Gerichte in das Land eingeführt, oder die Bürger genöthigt würden, außer dem Cantone Recht zu suchen. Der Gegenstand besonders heftiger Angriffe war der fünfte Artikel, der die Eingehung gemischter ehelicher Ehen gewährt, den Pfarrern die Verkündung und Einsegnung derselben gleich derjenigen von ungemischten Ehen ohne Ausnahme zur Pflicht macht und es den einzelnen Cantonen überläßt, gegen die sich weigernden Pfarrer angemessene Zwangsmaßregeln zu bestimmen. Dieser Artikel wurde vom Canton Luzern nicht vollständig angenommen, indem es derselbe bei dem 1812 abgeschlossenen und 1819 bestätigten Concordate mehrerer Cantone bewenden ließ, wonach die gemischten Ehen weder verboten noch mit dem Verluste des Bürger- und Heimathrechts bestraft werden sollen. Die „Beleuchtung“ zeigt jedoch, daß jener fünfte Artikel, nach den von Paulus im siebenten Capitel des ersten Theiles an die Aemter ausgesprochenen Ansichten und selbst nach der Bestimmung des tridentiner Conciliums, daß Derjenige im Bann sein soll, welcher behauptet, das Eheband könne wegen Kezerei aufgelöst werden, durchaus nichts enthalte, was mit den Grundsätzen des katholischen Glaubens im Widerspruch stehe. Indem sie sodann darauf hinweist, wie grade in der Schweiz die Verhältnisse so gemischt und verflochten sind, daß ein Verbot oder eine Verhinderung gemischter Ehen ohne Verwirrung und ohne sittliche Nachtheile durchaus unmöglich sei, führt sie noch einige Bestimmungen in andern katholischen Ländern an, wonach Rom den Erzbischöfen und Bischöfen in Batern Vollmacht erteilt habe, ihren Priestern das Befehl bei Ehereibnissen paritätischer Brautleute zu gestatten; wonach in Oesterreich und Preußen die Bischöfe die Einsegnung gemischter Ehen nicht verweigert, sondern die Brautleute nur ermahnt haben, die Kinder katholisch zu erziehen. Nach dem Allen würde also die Regierung des Cantons Luzern nur von Solchen getabelt werden können, welchen die vaterländischen Verhältnisse entweder unbekannt, oder gleichgültig, oder zu feindselig seien. Nach dem sechsten Artikel wollen die contrahirenden Cantone über die Festsetzung billiger Ehependen mit dem Bischofe oder dem päpstlichen Stuhle unterhandeln, und sie behalten sich weitere Verfügungen vor, wenn auf diesem Wege der Zweck nicht erreicht werden sollte. Als dieser Zweck wird die Ermäßigung der jetzt bestehenden Laren angegeben und gezeigt, wie im Kampfe der bischöflichen und päpstlichen Gewalt die Dispensationen nach und nach in die Hände der letztern übergegangen und zu einer Finanzquelle geworden sind, obgleich sie sogar nach den Beschlüssen des tridentiner Conciliums unentgeltlich erteilt werden sollen. Es versteht sich von selbst, daß die Ermäßigung der Laren, wenn die Unterhandlungen mit den kirchlichen Behörden fruchtlos blieben, auf dem Wege der Gesetzgebung erfolge, wodurch aber die Ehen unter nahen Verwandten keineswegs erlaubt, auch nicht die kirchlichen Ein-

verniffe aufgehoben, sondern nur die Dispensentheilungen nicht mehr an bloße Selbstbedingnisse geknüpft würden.

Die Artikel 7—13 enthalten Bestimmungen über Verminderung der Feiertage und Fasttage im Einverständnisse mit der bischöflichen Behörde; über Ausübung des landesherrlichen Rechts der Obergewalt über die Priesterseminarien; über Anerkennung und Garantie des Rechts, die Klöster und Stifter zu Beiträgen für Schul-, religiöse und milde Zwecke in Anspruch zu nehmen; über gemeinsame Anordnungen zur Aufhebung der bisherigen Exemption der Klöster und über ihre Unterwerfung unter die bischöfliche Jurisdiction; über Ungültigkeit der Abtretung von Collaturrechten an kirchliche Behörden oder geistliche Corporationen; über die Unstatthaftigkeit der Einrede kirchlicher Obern gegen die von den competenten Staatsbehörden vorgenommene Besetzung von Lehrstellen und über gegenseitige Gewährleistung der Rechte der Regierungen, wenn es diesen gut dünke, von ihrer Geistesfreiheit den Eid der Treue zu fordern. Endlich verpflichten sich die contrahirenden Cantone im 14. Artikel, bei Gefährdung oder Nichtanerkennung der erwähnten Rechte des Staats in Kirchensachen zu deren Schutz und zu vereintem Wirken sich gegenseitig die Hände zu bieten. Mit Bezug auf Stellen der heiligen Schrift, auf Verträge mit kirchlichen Behörden, auf Concilienbeschlüsse u. s. w. werden diese verschiedenen Punkte gerechtfertigt, und unter namhafter Aufzählung vielfacher Umtriebe und Anmaßungen der römischen Curie bis in die neuesten Zeiten, wird klar und einleuchtend gezeigt, wie sich die Cantonalregierungen überall nur auf dem festen Boden eines bewährten Rechts zu behaupten und widerrechtliche Eingriffe zurückzuweisen suchen.

Die „Beleuchtung der badener Conferenzartikel“ ist nicht bloß nach ihrem Inhalte untadelhaft, sie ist überdies selbst für den minder Gebildeten durchaus verständlich geschrieben und im echten Volkstone gehalten, worauf es bei Schriften, die auf die Masse wirken sollen, so wesentlich ankommt, und was man bei den Bekanntmachungen der preussischen Regierung über den Wiener Zwist so sehr vermisst. Die Publikation jener Schrift war also ein sehr dankenswerther Schritt. Aber es war nur ein Schritt nach einem Ziele, dem man beharrlich entgegenzutreten muß, wenn man nicht bald wieder zu kläglichen Rückschritten sich genöthigt sehen will. Das herrschende Vorurtheil wird nur ausgerottet, wenn es fortwährend bekämpft, und der Wahrheit wird bei der Masse des Volkes nur Eingang verschafft, wenn sie in mannichfachen Formen, aber in fester Folge ihm wiederholt wird. Auch die Presse wirkt nicht durch einzelne Schläge. Sie muß auf die starren Vorurtheile in Kopf und Herzen gleichmäßig und ununterbrochen loshämmern, bis sich diese für die Wahrheit erwärmen und erweichen, um ihr Gepräge dauernd in sich aufnehmen zu können. Freilich wird auch in den öffentlichen Blättern der Schweiz gegen die ultramontanen Anmaßungen genug geistert; aber jedes dieser Blätter hat nur ein kleines Publicum, und ihre Stimme bringt am wenigsten dahin, wo dies am meisten Noth thäte. Auch werden durch ein widerliches Schimpfen und ein geistloses, bloß einseitiges Verneinen die Andersdenkenden zurückgestoßen, noch ehe man sie für ein Besseres gewinnen und darüber aufklären konnte. Indem sich die „Beleuchtung der badener Conferenzartikel“ auf dem Gebiete des Katholicismus und des katholischen Kirchenrechts hielt, hat sie die rechte Stellung gewählt. Aber bei diesem einzigen, wohlgezielten Schusse gegen einen zahlreichen Feind hätte man es nicht sollen bewenden lassen. Während die ultramontane Partei nur durch ihren zähen Zusammenhang stark ist, steht die der freigesinnten Katholiken, obgleich jener an geistiger Kraft überlegen, in der heillosen Schwäche der Zersplittertheit da; und was von dieser gilt, das gilt von den Freigesinnten der Schweiz überhaupt. In diesem Lande kann sich Alles nur von Innen, von den Gesinnungen und Überzeugungen des Volkes aus entwickeln, und

doch versäumt man es, in der rechten Weise auf diese Überzeugung zu wirken. Viele Männer sind aber die Grundzüge einig, deren Anwendung die allgemeine Wohlfahrt sichern und fördern würde; aber während man von der Nothwendigkeit einer kirchlichen und politischen Reform und von einer festeren Vereinigung aller Glieder des eidgenössischen Staatskörpers träumt, hat man noch nicht einmal in der Presse durch Gründung eines wahrhaft eidgenössischen Volksblattes einen intellektuellen Vereinigungspunkt sich erschaffen; man hat der kirchlichen und zersplitterten, cantonalen noch keine vaterländische Presse zur Seite stellen können. Wäre es denn in einem Lande mit vollständigen Institutionen so schwierig, irgend Einen aufzufinden, der das Talent der populären Darstellung besitzt? Wäre es so schwierig, einen Verein zu stiften, der mit geringen Geldopfern für seine einzelnen Mitglieder ein solches Volksblatt in Tausenden von Exemplaren unentgeltlich verbreiten ließe? Denn freilich muß man von einer Volksmasse, die in ihrem größten Theile noch keineswegs das Bedürfnis der Belehrung sehr lebhaft empfindet, nicht verlangen wollen, daß sie aus eigenem Antriebe zur Befriedigung desselben die Hand bieten und den Beutel öffnen solle. Es könnte damit unmittelbar viel gewirkt und manches Bessere vorbereitet werden. Aber während der schweizerische Nationalverein, der so viele echt vaterländisch gesinnte Männer in seiner Mitte zählt, in unerschöpflichen Verhandlungen und Projecten Zeit und Kräfte verschwendet, hat er noch nicht einmal zu dem zunächst Erreichbaren, zu der schon lange von ihm beantragten Gründung einer Nationalzeitung, gelangen können. So scheint man sich denn in der Schweiz die Freiheit der Presse nur erkämpft zu haben, um aller Welt recht augenscheinlich zu zeigen, daß man keinen Gebrauch davon zu machen versteht. 88.

Literarische Notiz.

Nach dem „Bulletin scientifique“ der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg (Bd. 3, Nr. 5) berichtete Dr. M. Brosset der Akademie über ein im Manuscript übergebenes georgisch-russisch-lateinisches Lexikon von M. D. Achoubinof. Als Vorgänger werden erwähnt zunächst ein kleines Vocabularium von 3000 Wörtern, italienisch aus dem J. 1629, das älteste, von Stefano und Trbach, voll von groben Fehlern. Alsdann eins von Soborodz Phiralof von 2600 Wörtern; der Verf. war ein Georgier, doch ist sein Buch nur für Russen brauchbar. Ferner ein georgisch-französisches und französisch-georgisches Vocabularium, welches Klapproth unter den Auspicien der Societé asiatique de Paris herausgab, das jedoch nur eine Übersetzung des Werkes von Phiralof mit wenigen Vermehrungen ist. Gegen Ende des 17. oder im Anfang des 18. Jahrhunderts schrieb ein Georgier, Soultchan Saba Orbelian, ein von seiner Nation sehr geschätztes Wörterbuch, worin besonders alle biblischen Ausdrücke enthalten sind und außerdem viele Synonyma aus der arabischen, türkischen und armenischen Sprache; es enthält mehr als 15,000 Artikel. Aus der Anzahl der vom Verf. citirten, sonst aber nicht benutzten Werke läßt sich indeß schließen, daß er jene leicht auf 30,000 hätte vermehren können. Dieses Buch hat nun M. D. Achoubinof zunächst völlig revidirt, die Wörter methodisch geordnet und ihre Bedeutungen vervollständigt. Dr. Brosset bemerkt aber richtig, daß, um diesem Werke zugleich eine europäische Brauchbarkeit zu geben, nöthig sein wird, daß statt des todtten lateinischen ein neueres Idiom gewählt werde und dazu sich am Besten das französische eigne. Am Druck ist nicht zu zweifeln, da, wie der Berichtsteller vorschlägt, das Werk wol zur Bewerbung um den Demidoff'schen Preis zugelassen sei und seine Veröffentlichung eine Sprache und Literatur befördere, deren Kenntniß zu sehr mit Rußlands Ruhm und Interesse ver wachsen ist. 83.

Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.
Gesammelt und herausgegeben von Karl v. Hail-
bronner. Drei Bändchen.

(Beschluss aus Nr. 143.)

Der Tourist wünscht dem schwedischen Volke, daß es glücklich werde. Wer wünscht das nicht mit. Aber er wünscht es, weil dasselbe an Sanftmuth, Moralität und Treue von keinem andern überboten werde. Ich weiß nicht, ob die Schweden selbst auf ihre Sanftmuth Gewicht legen. Sei es. Was die Moralität anlangt, so müßten in den letzten sechs Jahren bedeutende Katastrophen eingetreten sein, zumal in den höhern Kreisen, wenn sie als Charakteristikum des Nationalcharakters gelten sollte. Wie es damit in den niedern Classen steht, räumt der Tourist selbst ein.

Bewährte Männer, welche durch lange Jahre das schwedische Familienleben kennen lernten, versicherten uns, eine laxere Moral kaum im Süden wiedergefunden zu haben, und nur Das sei zu bewundern, daß bei dieser sittlichen Freiheit die Familienbände nicht gelöst würden, sondern in guter Eintracht, als käme nichts Hinderndes dazwischen, fortbeständen. Möglich, daß das Beispiel hoher Tugend und edler Sitte im königlichen Familienleben, namentlich dem des Kronprinzen, schon wohlthätige Folgen auch auf das der Aristokratie ausgeübt hat.

Was nun endlich die Treue anlangt, so wollen wir wünschen, daß die kommende Geschichte alle Makel der vergangenen auslilgt, damit dereinst wenigstens die Worte des Reisenden ihre unbefrührte Richtigkeit finden. Beispiele von Treue und Ausdauer, wo ließen sie sich schöner finden als in Karl XII. Heere! Ob aber auch sein Tod, ob Finnlands Verlust, ob die diplomatisch-politischen Kämpfe seit Gustav Wasa's Tode bis zu Karl Johann's Thronbesteigung davon Belege sind?

Uns neu ist die Notiz, daß die eingerichteten Eilwagen nicht aufkommen können. Selbst der Bauernstand, den man bei der bisherigen Posteinrichtung als den gedrückten ansah, will diese erhalten wissen. Mit Recht gerühmt wird die Verwendung der Soldaten zu den großen Kanalbauten; sie selbst drängten sich dazu, weil es ein guter Erwerb für sie war, und statt paradiesender Faulenzer gewinnt der Staat geschickte Arbeiter, die sich dadurch auch zu andern Verrichtungen üben. — Merkwürdig genug ist es, daß in demselben Opernhause, wo

Gustav III. ermordet wurde, das Sofa, auf dem er starb, mit den königlichen Blutflecken den Fremden gezeigt wird. Daß aber jetzt, wie der Tourist erzählt, in demselben Hause auch sein Tod in dem „Maskenball“ Auber's dargestellt wird, überschritte den Glauben, wenn nicht eben darin zugleich ein Beweis der Freiheit aller Meinungen und Anhänglichkeiten läge; denn wenige hundert Schritte davon entfernt steht auch Gustav III. herrliche Bildsäule, ein Zeichen der Dankbarkeit der Nation für seine Verdienste um dieselbe.

Über eine Phrase im Capitel über die schwedische Armee möchten wir den Verf. um einen historischen Aufschluß bitten:

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entwickelte die Erscheinung des römischen Adlers an den Ufern des baltischen Meeres das Genie der Schifffahrt in dieser (Scandinavischen) kriegerischen Nation.

Wo erschien denn der römische Adler? In Lübeck, Dobberan, Kolberg, Rügenwalde oder Danzig? War es vielleicht derselbe Adler, der ihn in den Straßen von Berlin umhertrug und Dinge sehen ließ, die noch kein Tourist, geschweige denn ein Eingeborener in der preussischen Hauptstadt gesehen hat?

Von deutschen Reisenden und Reisebeschreibern ist man gewohnt, daß sie in Berlin alles mögliche Verkehrte, Schlimme und Ungereimte erblicken und von dem Guten wenig oder nichts. Ganz erklärlich; denn das äußerliche Berlin kennen zu lernen und sich von manchem Unbehaglichen zurückschrecken zu lassen, dazu sind 14, ja 8 Tage schon mehr als genug. Wer Berlin kennen lernen und würdigen will, muß in sein Familienleben eingedrungen sein, und dazu sind Jahre nöthig. Wer das nicht konnte, sieht auf seinen Straßen, in seinen Kaffeehäusern und seinen Theatern nur Fremdartiges, und dies Fremdartige mag zurückschöpfend sein. Der Berliner selbst verargt es den Fremden nicht, wenn sie nach dieser flüchtigen Bekanntschaft, wo der Lohnlakai der Führer ist, auf seine Vaterstadt schimpfen und lästern. Es ist aus allen Tönen und nach allen Weisen geschehen. Was dieser Tourist vorbringt, überbietet aber an oberflächlichem Unsinne Alles, was bairische und andere süddeutsche Zeitungen, ja selbst was Hr. Beumann in seinen „Vertrauten Briefen“ darüber zu Markte getragen hat. In welchen Gesellschaften muß der Tourist sich diesmal um-

getrieben haben und mit welchen Augen umhergegangen sein! Es scheint, daß die Rippenstöße auf dem mecklenburg-holsteinischen Postwagen ihn von Anfang an in die übelste Laune versetzt haben; die Resultate seiner einzigen Beobachtungen gehen aber weit über diese Quelle hinaus.

Hier sind einige davon zusammengebracht: Der mittelalterliche Aufgang nach Rom auf Erbsen konnte nicht martervoller sein als der auf den spitzen Steinen des berliner Trottoirs. Die sich Begegnenden weichen sich auf Berlins Straßen nicht aus, was sehr gefährlich ist, da „der Nektar der Berliner, der Schnapps, den Rest der ohnehin sparsam vorhandenen Höflichkeit ersetzt“. — Berlin ist ausschließlich Residenz und Caserne. — Durch die schlechte Lage der Kamine sind die meisten Küchen mit Rauch gefüllt. — In ganz Berlin ist kein Abtritt (!), geschweige ein Waternloset. — Vom geschmackvollen Auslegen der Stoffe und Fabrikate weiß man nichts. — Die berliner Damen ziehen niedergeschlagenen Blicks die Straßen entlang und verdrehen krampfhaft den Hals, wenn ein Mann sie ansieht. Man opfert der sogenannten Schicklichkeit offenbar zu viel, und die hieraus entspringende Proberie dürfte kaum mehr als Sittsamkeit angesehen werden. (Wird zugegeben.) — Aber das Benehmen der Männer auf offener Straße, bei hellem Tageslicht gegen anständige Damen ist der Art, daß die Damen so zu sein Recht haben. (Der Tourist hat allerdings eine arge Unschicklichkeit mit angesehen, eine von den Unschicklichkeiten, wie sie auf den Straßen jeder großen Stadt, Paris vielleicht ausgenommen, passiren mögen, wo mäßige Strüker umhergeschlendern. Hat der Tourist aber keinen englischen Sittenroman gelesen? Wenn noch ist es eingefallen, aus der Unart übermüthiger reicher Dandies, die oft nicht einmal der Stadt, ja nicht einmal dem Lande angehören, auf den Nationalcharakter ihrer Einwohner zu schließen! Uebrigens sind seine Augen uns für Berlin noch keine Beweise.) „Eine Nation, die ihre Frauen nicht achtet, muß in ihren moralischen Elementen nicht gut basirt sein.“ (Hört, hört! Solche Schlussfolgerungen überbieten an Kühnheit alles Gesagte.) — Die liebe Straßenjugend ist in Berlin von einer beispiellosen Rohheit. — „Mehr als die Hälfte der Einwohner Berlins ist täglich in Brantwein berauscht.“ (Berlin zählt circa 260,000 Einwohner. Wenn 130,000 davon täglich in Brantwein berauscht sind, wo von leben dann die vielen Weinhandlungen in Berlin? Hätte der Tourist gesagt: die andere Hälfte wäre täglich in Wein berauscht, so stände seine Wahrheit wenigstens auf zwei Beinen.) — „Unter der Firma von Schnappsbuden werden in den entferntern Schlupfwinkeln von Berlin die schamlosesten Orgien gefeiert.“ — „Gemüth und Wohlwollen sucht man in den berliner Volksclassen vergebens.“ (Hätte der Tourist nichts weiter gesagt als dies, so ließe sich ihm juridisch beweisen, daß seine Bemerkungen nur von der Oberfläche abgeschöpft sind und er vom berliner Wesen nichts weiß. Wo es gilt, zeigt sich die meiste Gutmüthigkeit, ja Aufopferung mit eigener Gefahr und eigenem Verlust grade bei denen am meisten, deren widerwärtiger Wiß und deren mocquante

Physiognomie beim ersten Anblick den Gebildeten antwortet.) — „Hier (in ganz Berlin) findet man kein Gemüth und wenig Toleranz. Überschätzung des eignen und nationalen Wertes ist der Grundton.“ — Eine glänzende Ausnahme findet der Tourist in der brillanten Jugend „des hiesigen (?) Adels“, mit welcher er schöne, freundliche Abende im jungen Club (?) verlebte. „Unterrichtet, nach Edelm strebend und chevaleresk, nimmt diese Blüte der Nation eine ihrer großen Intelligenzentwicklung würdige Stelle ein.“ „Es sind Alles wahrhaft noble junge Cavaliere. Wahrhaft militairisches Leben, hohe Ansichten von wahrer Ehre und entschiedene wissenschaftliche Bildung sichern (daher?) den herrlichen preussischen Truppen stets den ersten Platz auf dem Schlachtfelde.“ (Hier scheint sich plötzlich ein Vorhang zu lüften, und wir könnten ahnen, was der Tourist will. *) Jedensfalls geschah ihm Unrecht, wenn wir sagten, daß er nichts Neues bringt. Alles hier Gesagte wird den Berlinern neu sein.)

Wer wollte leugnen, daß in diesen und vielen andern harten Anklagen über das Theater, Balletwesen, die Zulassung der prachtvollen Schnappsläden, über die Uniformen und das Pferdewesen Wahres enthalten ist; aber mit der Intention des Verf. will ich von London, Stockholm, Wien und jeder großen Stadt ein Bild entwerfen, lautere Wahrheit, und es soll so schwarz und widerwärtig werden, daß seines über Berlin im Vergleich damit als ein freundliches erscheint. Womit vergütet er nun diese galligten Ausfälle? Er lobt Vieles. Den preussischen Militairgeist (aber vermuthlich nur insoweit er von der Cavalerie ausgeht); die Posteinrichtungen durch und durch (im Preussischen selbst ist man jetzt nicht ganz so gütig); Hrn. v. Kaumer, mit dem er sich in der Diligence zusammenfindet; den preussischen Zollverband; den Jagdjug des Prinzen Karl und Schinkel's Verdienste, letztern auf eine so verständige Weise, so anerkennend die seltenen Eigenschaften dieses noch viel zu wenig gewürdigten großen Genies, daß man ihm viel von dem vorgebrachten Ansinn darum vergibt, aber zugleich nicht begreift, wie ein Mann, der dafür Augen hatte, das Uebrige in einer Art betrachten konnte, welche in die sogenannte „Zubengelliteratur“ gehört und nicht für einen feinen Mann, welcher auf jedem Blatte merken läßt, daß er ein Cavalier ist.

Der Raum für unsere Anzeige ist fast schon überschritten, und noch hätten wir den Touristen nach Dresden (wo möglich noch oberflächlicher als Berlin behandelt), Prag, Nürnberg, München, Wien und dann durch ganz Italien bis nach Sicilien und auf den Vesuv zu begleiten. Da dies aber so bekannte, so hundert und tausendfältig beschriebene Stationen und Wege sind, glauben wir die Leser ohne Gefahr, daß sie sich verlieren, dem Touristen allein überlassen zu können. In wie weit sie ihm

*) An einer andern Stelle „thut es dem Manne von Stande äußerst wohl, Beamte zu finden, die den des grobkopfste entsprungenen Studenten nicht mit einem Offizier und den gebrandmarkten Wagnobewohner nicht mit einem Kaufmann verwechseln“. Sic!

rauben können, werden sie aus dem Obigen — ex ungue leonem im weitern Sinne — entnehmen, und er bleibt jedenfalls ein unterhaltender Gesellschafter. Die statistischen Nachrichten dieser Ergüsse, an denen es auch nicht fehlt, herauszuklauben, bleibe Denen überlassen, die daran Vergnügen finden. 20.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich Königin von Frankreich. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 1836. 8. 4 Thlr.

Die Verf. dieser Denkwürdigkeiten ist dem französischen Original zufolge eine Dame von altem Adel, die Gräfin von Abbeville, eine Palastdame der Königin Marie Antoinette, und also die dritte Dame aus den höhern französischen Ständen, welche in einer nicht allzu langen Zwischenzeit das lesehungerige Publikum mit Memoiren beschenkt hat. Die erste und unstreitig die bedeutendste ist die Herzogin von Abrantes, eine Frau von Lebenswürdigkeit und Geist, der man bei den vielen interessanten Begebenheiten ihres Lebens, von denen sie zu erzählen weiß, gern auch einige Schwachhaftigkeit verzeiht und häufige Irrthümer nachsieht. Die zweite war die alte Marquise von Goussay, deren Memoiren erst vor einigen Jahren in Paris herausgegeben sind, obgleich die Verfasserin schon am 15. Febr. 1808 im 98. Jahre ihres Alters gestorben war. Hätte man aus den sieben Bänden ihrer „Souvenirs“ zwei mäßige Bände gemacht, so würde dies ein ganz interessantes Buch geworden sein, da die alte Dame über die Moden und Costüme ihrer Zeit, über das Leben und Treiben in den höhern Ständen des alten Frankreichs und endlich über die blutigen Septembertage von 1792 sowie über die Schicksale der in den Gefängnissen während der Schreckensherrschaft Eingekerkerten glaubwürdige Berichte zu geben verstanden hat. Aber das ist auch Alles, was man aus diesem Buche lernen kann, welches durch die Pomerie der Verf., durch ihre genealogischen Erörterungen und heraldischen Abschweifungen, die nicht einmal überall richtig sind, und durch ihre verkehrten Urtheile über bedeutende Personen und Ereignisse von Wichtigkeit für unterrichtete Leser oft eine sehr langweilige Lectüre geworden ist.

Einen noch weit geringern Werth haben nun die vorliegenden Denkwürdigkeiten aus dem Leben der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Als ihre Verf. wird auf dem Titel des französischen Originals die Gräfin von Abbeville genannt, und wir wissen nicht, aus welchen Gründen der deutsche Übersetzer diese einzige — wenngleich sehr schwache — Beglaubigung der Echtheit dieses Buches weggelassen hat. Wir wollen es nicht in Zweifel ziehen, daß eine Gräfin Abbeville Palastdame der Königin gewesen ist, da der Graf Abbeville, den sie gleich zu Anfange als ihren zweiten Gemahl nennt, unter den Männern der vertrauten Umgebung der Königin genannt wird. Damit ist freilich noch nicht ausgemacht, daß auch die vor uns liegenden Memoiren grade von dieser Gräfin herrühren. Wenigstens machen sie derselben ganz und gar keine Ehre; denn sie enthalten nichts Neues oder Wissenswürdiges, keinen einzigen Zug, durch welchen eine noch unbekannte Eigenthümlichkeit im Charakter der Königin hervorträte, keine Ursache, durch welche die Begebenheiten ihres Lebens irgendwo ein neues Licht erhielten. Im Gegentheil finden wir in diesen vier Bänden nichts als eine Zusammenstopplung aus ältern und neuern Schriften und eine ohne allen Zusammenhang sich fortbewegende Erzählung, die bei den unbedeutendsten Dingen mit geschwätziger Weitläufigkeit verweilt, so daß wir häufig Nebenken tragen müssen, auch nur das geringste Gewicht auf die Glaubwürdigkeit dieser Schrift zu legen. Da lesen wir unter Anderm die trockensten historischen Erörterungen über Ursprung, Wachstum und Macht des Hauses Habsburg, wie sie die Verf. aus der Königin Marie An-

toinette eigner Munde gehört haben will, allerhand Nachrichten vom Kaiser Joseph, ja sogar einen Brief, den er auf seinem Todtbette an seine Schwester in Frankreich geschrieben haben soll, und Anekdoten von Kaiser Franz I. Eine derselben wollen wir doch unsern Lesern nicht vorentwerfen. Franz I. habe nämlich nach der Kaiserkrönung zu Frankfurt mit der Spitze seines Degens die Persche einer vertrauten Kammerfrau seiner Gemahlin emporgehoben und sie ihr nicht wiedergegeben, als bis diese ihn (die Kammerfrau den Kaiser) um den Leib gefaßt und mit den Worten festgehalten habe, daß sie nicht übel Lust habe, ihn so auf den Balkon zu tragen, um dem Volke zu zeigen, welch ein wahrhafter König erwählt worden sei. Aus Furcht habe der Kaiser ihr versprochen, Alles gut zu machen, und sie gebeten, über die ganze Sache ein tiefes Stillschweigen zu beobachten. Ferner sind viele Seiten gefüllt mit einer weitläufigen Beschreibung der Krönung Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin in Rheims, die aus irgend einer gleichzeitigen Beschreibung oder erst aus der Zeit Karl X. mit Erzählungen von Kartenspielerinnen, alten Zauberrinnen, von geheimnißvollen Neujahresgeschenken, von magischen und nektromantischen Künsten Gagliostro's und des Grafen St. Germain entlehnt sein mag. Die samsthe Rangstreitigkeit auf dem ersten Hofballe, dem Marie Antoinette bewohnte, ist hier wie in der Correspondenz Grimm's und in den „Erinnerungen“ der Marquise von Goussay auf das breiteste erzählt. Von Dye und Robe, von der Borliebe der Königin für hochaufgeschämten Kopfschmuck, von dem Einflusse der Modehändlerin Rosa Bertin und ihrem Hochmuth, von dem Abenteuer einer Frau von Belmont mit einem verräthten Liebten, von Madame Brillant, der gezeigten Rache der Marschallin von Luxemburg und ähnlichen Absurditäten ist ebenfalls viel die Rede. Die chronique scandaleuse darf denn auch, namentlich in den beiden ersten Bänden, nicht leer ausgehen. Die Frau Gräfin erzählt, wie der verachtete Laclous in einer Provinzialstadt eine rechtliche Frau unglücklich machte; wie die Herzogin von Bouillon sich einen hübschen Handwerker mitten aus seiner Familie, von der Seite seiner Frau, eigenhändig in ihren Palast entführte; wie der Herzog von Chartres allerhand Gaunereien trieb und ein Bischof an der Seite einer verheiratheten Frau im Bette gefunden wurde; wie der Herzog von Fronsac die Tochter eines rechtlichen Bürgers in Paris gewaltsam raubte, nachdem er das Haus ihres Vaters hatte in Brand stecken lassen, sie darauf entführte, und wie sie endlich unter den Schüssen seiner Dienerschaft fiel, als ihr Bruder die Schwester retten wollte. Diese Geschichte, die wir indess hier nicht zum ersten Male lesen, zeigt die furchtbare Rohheit des französischen Adels gegen den Bürgerstand im furchtbaren Lichte, wie auch andere Beispiele, welche die Gräfin ganz ruhig erzählt und unter dem allgemeinen Titel: „Sittengemälde“, im zweiten Bande zusammengefaßt hat. Aber eine nur einigermaßen gefühlvolle Frau hätte solche Abscheulichkeiten nicht so kalt und herzlos erzählen können; als es hier geschehen ist, und so finden wir denn auch hietin nur einen neuen Beweis dafür, daß die Gräfin von Abbeville sich vielleicht einzelne Aufzeichnungen gemacht haben mag, diese Denkwürdigkeiten jedoch nicht geschrieben hat. Endlich fehlt auch hier die Geschichte von einem unnatürlichen Ehemann, den sein Vater eingesperrt hielt, die bereits vor vielen Jahren Langhein unter dem Titel: „Graf Culenfeld“, besungen hat, und die sich in den „Erinnerungen“ gleichfalls vorfindet, wo indess der schwer gekränkte Vater Graf Grammont heißt, während die Gräfin Abbeville seinen Namen nur andeutet.

Wo von der Königin Marie Antoinette die Rede ist, da wird der Monarchin mit jener anerkennenden Gerechtigkeit gedacht, welche jetzt immermehr in Frankreich die Oberhand zu gewinnen scheint. Ihre Güte und Lebenswürdigkeit wird herausgehoben, ihr Unglück schon gleich nach ihrer Ankunft ein Opfer der Verleumdung geworden zu sein, sehr beklagt, von ihren vertrauten Freundinnen, der Fürstin Lamballe und der Herzogin Polignac, mit Achtung gesprochen und überhaupt des ver-

trauten Cirkels der Königin mit Unparteilichkeit Erwähnung gethan. Dagegen wird Madame Campan hart beurtheilt und eine „verschlagnete Frau“ genannt, welche sich zur Vertrauten der Königin gemacht habe, im Französischen noch stärker: „une fine mouche qui dans l'emploi de première femme de la chambre de la reine était aussi une espèce de confidente de la reine“. Mit noch stärkeren Schmähungen überhäuft die alte Gräfin die treue und vertraute Kammerfrau der Königin, wogu die Ursachen wol nicht sehr fern liegen, wie wir an einem andern Orte gezeigt haben. Ebenso unrichtig sind die Angaben über die Orleans'sche Partei und die Darstellung ihres politischen Einflusses, wo zwar nicht Alles unrichtig ist, aber die gehörige Umsicht und Abwägung anderer Zeugnisse untereinander gänzlich vermisst wird. Dasselbe gilt von der Schilderung des Sturms auf das Schloß zu Versailles am 6. Oct. 1789 und von allen darauf folgenden Details aus der Geschichte der ersten Ständeverammlung und des Sturzes des Königthums.

Wir können leicht viele Fehler und Irrthümer aufzählen, wenn wir es für nothwendig hielten, uns bei einem Buche von so großer Unbedeutendheit noch länger zu verweilen. Die Übersetzung ist ziemlich gut gemacht, nur mit der, unsern Übersetzern jetzt eigenthümlichen Bequemlichkeit angefertigt. 2.

Notizen.

Englischer Krönungs Eid.

Seit der Eroberung Englands durch die Normannen hörte die angelsächsische Sprache auf, die officielle zu sein, und an ihre Stelle trat das Normannisches-Französische. Noch heutzutage verwirft der Monarch ein Parlamentsbill mit den Worten: Le roi (la reine) s'avisea, oder bestätigt dieselbe mit der Formel: Le roi (la reine) le veut. In einer, meist angelsächsische Diplome enthaltenden Pergamenthandschrift von 1340, welche Humphred Wanley in Fides' „Thesaurus linguarum septentrionalium“ (Oxford 1705) beschreibt, lautete der Eid, welchen der König zu leisten hatte, zu jener Zeit folgendermaßen:

Frage. Sire, volletz vous graunter et garder, et per vostre serment confermer au peuple d'Engleterre les Leys et les Custumes a eux grauntes, et per les ancienz Reys d'Engleterre voz predecesours dreiturels et devots a Dieu, et nomement les Leys et les custumes e les Franchises grauntetz a la Clergie et au peuple, per le glorious Roy saint Edward vostre predecesour?

Antwort. Jeo le graunt et promet.

Frage. Sire, garderetz vous a Dieu, et a Saint Eglise, et a la Clergie, et au peopla Pes et Acord en dieus, entirement solom vostre power?

Antwort. Jeo le garderay.

Frage. Sire, fretz vous faire en toutz vos Jugementz owel dreyt, Justise, et descrecion, et en Misericorde et Verite a vostre Power?

Antwort. Jeo le fray.

Frage. Sire, graunteretz vous a tener et garder les Leys et les custumes dreyturals, les queux la comonante de vostre Realme auera caluz, et les defenderez, et enforcerez al honour de Dieu a vostre power?

Antwort. Jeo le graunt et promet.

Der Engländer Hodgson, der sich seit längerer Zeit in Nepal aufhält, hat endlich ermittelt, daß der Gauri Gau, ein vielbesprochenes Thier, welches vor ihm noch kein Europäer zu Gesicht bekommen (er selbst hat 10 Jahre lang sich vergeblich bemüht, ein solches zu erhalten), zwischen dem gewöhnlichen Rindvieh (Bos) und dem Bison mitteninne stehe. Er schlägt für dasselbe den Namen Bibos sub-hemachalus vor, weil es

sich am Fuße des Himalaya aufhält. Man findet es aber nur einzeln und allein in den abgelegenen Gegenden des großen Gaurwaldes, in welchem es in Herden von 30—40 Stück umherstreift; es ist im Allgemeinen friedlich, wird es aber angegriffen, fürchtbar wild und sehr gefährlich. Hodgson, der bald ausführlichere Nachrichten über den Gauri Gau mittheilen will, hält denselben für identisch mit dem Urus der alten Classiker. 53.

Bibliographie.

Der wiedererstandene Eulenspiegel, das ist: wunderbare und seltsame Historien Iyl Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem Lande zu Braunschweig. Sehr kurzweilig zu lesen. Gedruckt in diesem Jahr. — A. u. d. L.: Lieblingsbücher in alten und neuen Geschichten, Lagen und Schwänken. Zur Ergötzlichkeit für alle Stände in eine Sammlung gebracht, auch hin und wieder mit dienlichen Bildern geziert durch Wilhelm Cornélius. 1ster Theil: Iyl Eulenspiegel. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Friedrich, G., Der Freimaurerbund und die jesuitische hierarchische Propaganda. Eine historische Parallele. Gr. 8. Darmstadt, Pabst. 16 Gr.

Havemann, W., Handbuch der Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Gr. 8. Lüneburg, Perold und Waisstab. 10 Gr.

Junia Romana, Genrebilder nach dem Leben gezeichnet. 2 Theile. Gr. 12. Marburg, Elwert. 2 Thlr.

Leo, F., Sendeschreiben an J. Görres. Gr. 8. Halle, Anton. 16 Gr.

Der Narrenglocke Erster Theil. Ober: Umtriebe der Geisteslichen im Betreff der gemischten Ehen, so wie die Unschicklichkeit der heiligen Kirchenväter, der Kirchenversammlungen und des Papstes, vom Standpunkte der Vernunft betrachtet von einem Gelehrten. Gr. 12. Hanau, Ebler. 8 Gr.

Retzsch, Gallerie zu Shakespeares dramatischen Werken. In Umrissen erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. 4te Lief. König Lear, XIII Blätter [in Kupferst.]. Mit Andeutungen von Karl Borromäus von Milnitz deutsch und in englischer Übersetzung von F. Schoberl, so wie mit den scenischen Stellen des Textes. Roy. 4. Leipzig, K. Fleischer. 5 Thlr.

Santo Domingo, Hamburg, wie es ist. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam. 1 Thlr. 12 Gr.

Schönwälder, A., Erinnerungen an Griechenland. 8. Weig, Schwarz. 1 Thlr.

Schoppe, A., Vittoria. Roman. 3 Theile. 8. Leipzig, A. Laubert. 4 Thlr.

Streff, C., Des Burschen Heimkehr, oder: Der tolle Hund. Lustspiel in 4 Aufzügen. In der Mundart der Darmstädter verfaßt. 8. Darmstadt, Dingelberg. 12 Gr.

Die Liare und die Krone oder der Kampf zwischen Rom und Berlin, mit allen Actenstücken, welche sich auf die böhmische Sache beziehen, urkundlich, unparteiisch, umfassend dargestellt. Mit 1 Portrait des Erzbischofs. Gr. 12. Stuttgart, Schweigert. 9 Gr.

Ulrich, Fr., Volksklänge in Altenburger Mundart. 8. Zwickau, Gebr. Schumann. 18 Gr.

Wachler's, L., Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichts-Anstalten. Die vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Weyden, C., Godesberg, das Siebengebirge und ihre Umgebungen. Für den Fremden und Heimischen historisch-topographisch geschildert mit naturhistorischen Andeutungen. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte. Gr. 8. Bonn, Habicht. 20 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 145.

25. Mai 1838.

Gedichte von J. D. Eckermann. Leipzig, Brockhaus.
1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eckermann, Goethe's treuer Eckart, hat sich durch die Herausgabe seiner „Gespräche mit Goethe“ ein großes und bleibendes Andenken nicht bloß bei den Freunden Goethe's allein, sondern auch bei den Freunden der gesammten Literatur gesichert. Jetzt tritt er mit seinen Gedichten auf, die weniger um ihrer selbst willen als der Persönlichkeit des Dichters wegen auf unsere genauere Theilnahme Anspruch machen. Eckermann erscheint hier wie überall als eine anspruchslose, lebenswürdige, fast naive Persönlichkeit, die Alles, was sie geworden ist, zumeist durch Goethe wurde und deren Wurzeln innigst in der beinahe rührenden und schwärmerischen Verehrung für Goethe haften. Der Drang seines Talents, so viel Eckermann davon hatte, wurde von den untergeordneten Verhältnissen seiner Jugend und Heimat eingedämmt. Endlich brach er sich Bahn nach Weimar und in die Gunst Goethe's, dessen Jüdling und Schooskind er wurde. Seitdem gibt es für Eckermann kaum etwas, was er nicht mit seiner Verehrung für Goethe in Verbindung setzte, kein Land der Erde, welchem er den Vorrang vor dem Ländchen Weimar, keine Hauptstadt, welcher er den Vorrang vor der Stadt Weimar einräumen möchte. Diese in vorliegender Sammlung sich klar aussprechende Persönlichkeit ist es auch, welche Eckermann's Gedichten den ihnen eigenthümlichen und unschuldigen Reiz ertheilt. Alle die netten Vorzüge und lebenswürdigen Mängel, welche der Leser in den Eckermann'schen Gedichten vorfindet, sind Ergebnisse seines naiven, reinlichen Charakters, seiner unverbildeten, wenn auch nicht bis zu einer höhern Stufe herangebildeten Anschauungen. Goethe's Ausspruch, daß jedes Gedicht gewissermaßen ein Gelegenheitsgedicht sei, paßt auf Eckermann ganz besonders. Er gelangte dahin, sich nach dem Vorbilde seines Meisters den kleinen angenehmen Begebnissen des Lebens mit vollem genessenden Herzen hinzugeben und selbst den unangenehmen einen leidlichen Wohlgeschmack abzugewinnen oder ihrer nicht zu achten. Die Goethe'sche Behaglichkeit und Behaglichkeit macht die bessern Stücke dieser Sammlung wirklich genussreich. Die meisten dieser Gedichte knüpfen sich an Ort und Stelle, an weltmännische Elemente, und selbst die nicht selten sehr zarten und naiven Liebesgedichte verdanken ihre

Entstehung kleinen, lieben und schnell vorübergehenden Gelegenheiten und Veranlassungen. Jene religiöse Verehrung für seinen Meister, jene behagliche Grundstimmung, jene Fähigkeit, zarter Kleingefühle sich rhythmisch zu entäußern und die angenehme Gelegenheit auf eine zierliche Weise beim Schopfe zu fassen, drücken Eckermann etwas vom Poeten auf, was er eigentlich von Hause aus nicht, oder doch nur in sehr beschränktem und untergeordnetem Sinne ist. Jener göttliche Wahnsinn, an welchen der Dichter in seinen besten und begeistertsten Stunden nahe anstreifen muß, geht ihm bis auf die letzte Spur vollkommen ab.

Nehmen wir aber die Gedichte und die Persönlichkeit des Dichters, wie sie sind, und wir werden beide lieb gewinnen müssen. Eckermann theilt seine Sammlung unter folgende Rubriken: „Liebesgedichte. Erste Epoche“; „Lieder verschiedener Art“; „Vermischte Gedichte“ (diese beiden Rubriken gehörten doch wol besser unter eine); „Liebesgedichte. Zweite Epoche“; „An Personen“; „Festgedichte“; „Goethe's Portrait“; „Beschreibende Gedichte“; „Sprüche“; „Eine Epistel“; „Neuestes zum Schluß“.

Die Liebesgedichte erster Epoche umfassen allein 41 Seiten, was für ein hler so wenig variiertes, noch in seiner tiefen Bedeutung erfaßtes Thema gewiß zu viel ist. Mehrere sind unbedeutend, andere allerliebste, schaden sich aber als ersichtliche Nachahmungen der Goethe'schen leichtfertigen Manier. Zu den letztern gehört neben andern offenbar das sonst hübsche Lied „Immer mehr“, zu den erstern: „Getäushtes Erwarten“. Hierin vergleicht sich der Dichter, wenn ihm sein Mädchen auf heute Liebesgewährung versprach und doch nicht Wort halten will, mit dem Landmann, der bei anhaltender Dürre gestern nach Regenwolken aus sah und am andern Tage denselben regenlosen Himmel und sich in seiner Erwartung getäuscht sieht. Dieses Gleichniß ist über vier Strophen, jede von acht Versen, und bis zu der Kühnheit ausgesponnen, daß die Wangenglut seines Mädchens den Sonnenbrand und er selbst die Blüte des Felbes vorstellen muß, welche davon verzehrt wird. Ich führe dies Gedicht nur darum an, weil seine innere Construction für viele andere typisch ist. Recht artig sind die Gedichte: „Heimliches Leid“, „Geständniß“, „Wort und That“, und ähnliche. Wohlklingend sind sie sämtlich und in ihrem ganzen Rhythmus liegt viel Gesangmäßiges.

Die „Lieder verschiedener Art“ beginnen mit Genrebildern aus dem Jägerleben, welche in ansprechender Weise an die Bilder des bekannten Jagdmalers E. Schulz in Berlin erinnern. Als gar zu behaglich-häuslich und goethisch-schlafträchtig möchte das Gedicht: „Försters Heimkehr“, zu bezeichnen sein. Der heimkehrende Jäger wittert bereits Bratengeruch, weil er den Schornsteinrauch in die Höhe steigen sieht u. s. f. Auch das „Lied für Landwirthe“ gehörte wol besser in einen Kalender als in eine Gedichtsammlung. Recht ansprechend dagegen ist das Lied: „Die Schäferin“, durch seine volkstümliche Haltung, und eine dankenswerthe Zugabe ein Gedicht nach dem Englischen: „Jung Mann und alt Mann“.

Unter den „Vermischten Gedichten“ ziehen viele abermals durch ihre Goethe'sche, hier aber wohl verarbeitete Gemüthlichkeit und Behaglichkeit an. Bezeichnend für Beide, den Meister und Schüler, ist das Gedichtchen „Rufengunst“, worin es heißt:

Mußt kein Gedicht durch tiefes Sinnen
Dem Geiste mühsam abgewinnen.

Dem Dichter muß zu Muth sein,
Als süß' eine Taube zum Fenster herein
Gebraten, wo er nichts braucht dazu,
Als sie zu schmausen in guter Ruh.

Ja wohl! Das wäre ganz gut! Aber wer wird sich's so bequem machen? Wenigstens gönne man uns Messer und Gabel der Kritik und die kleine Arbeit des Tranchirens, um das genießbare Fleisch von den ungenießbaren Knochen zu sondern. Recht behäbig und glücklich wird in dem Gedicht: „Baron und Bettler“, des Legtern Loos geschildert und gepriesen, sodas man kaum etwas Besseres thun könnte, als sich sogleich durch die Welt hindurchzubetteln. Dergleichen läßt sich freilich am besten dichten, wenn man selbst satt zu essen hat und nicht die paar erbettelten Kreuzer „hinter dem Baune“ zu zählen braucht, die „für heut und morgen ausreichen“. Hübsch ist die Parabel: „Das Echte und die Leute“, und das Gedicht: „Der Herr und die Kinder“. Der Herr nämlich ist ein nährlicher menschenfreundlicher Kauz, welcher kein lumpiges Kind sehen kann, ohne es neu zu kleiden. Das thut er an einem armen Knaben, in einem Städtchen, durch welches sein Weg ihn führt. Da sieht er einmal zum Fenster hinaus:

Da stehen vor der Thüre,
Mit froher Hoffnung im Gesicht,
Der lumpigen Kinder viele.

Auch diese Here kleidet er
Sobald mit neuen Röcken;
In gutem Zeuche, denkt der Herr,
Steht nun der ganze Flecken.

Es schaut der Herr zum Fenster hinaus,
Da steht er ganzen Lumpen,
Wol ihrer Hundst ist er stehn,
Alle in schlechten Lumpen.

Da denkt der Herr, es ist wol gut,
Ich lasse sie lumpig stehn;
Denn wenn ich Alle kleiden wollt,
Müßte ich selber in Lumpen gehn.

Auch in diesem Gedichte liegt eine bequeme Moral, und

weil bei Eckermann Alles so behaglich ist, so liefert er der Abwechslung wegen von dem früher Byron zugeschriebenen Gedicht auf John Moore's Tod bei Coruña eine Uebersetzung („Das Begräbniß“), die sich nicht eben vor den uns bisher bekanntgewordenen auszeichnet.

Anmuthige, zuweilen auch allzu kleinliche Spielereien bietet uns die Rubrik: „Liebesgedichte. Zweite Epoche.“ Viele tragen einen epigrammatischen Charakter, wie folgendes kurze Gedicht:

Selbstentäußerung.

Nach Weisheit ging bisher mein eifrig Streben,
Und nicht unwollig zog sie bei mir ein.
Doch aller Weisheit könnt' ich mich begeben,
Um lebenslang mit dir ein Narr zu sein.

Eine recht artige verliebte Malerei bietet das „Bild der Erinnerung“, in dieser Partie wol das gelungenste und auch eins der längsten.

Die folgenden beiden Abtheilungen: „An Personen“ und „Festgedichte“, sind reine, mehr oder weniger gelungene, nicht selten ganz unbedeutende Gelegenheitsverse, welche der Verf. zu seinem eignen Besten ihrer größern Anzahl nach lieber hätte ungedruckt lassen sollen.

Eckermann's naive und ruhrende, bei ihm doppelt begründete Verehrung für Goethe spricht sich in seinen drei Gedichten aus, die er auf Veranlassung des von Stieler gemalten Portraits Goethe's verfaßt und unter der Rubrik: „Goethe's Portrait“, zusammengestellt hat.

In der Abtheilung: „Beschreibende Gedichte“, schildert Eckermann die „Reizende Saalnzir“ und die „Sieben Mädchen in Uniform“, bei deren Schilderung, besonders der Uniform, er ganz warm wird und in Ekstase geräth. Diese Abtheilung endet mit einem „Fragment“, welches aber so sehr Bruchstück ist, daß man nicht begreift, warum es vom Verf. mitgetheilt ist. Die beiden nächsten Capitel enthalten „Sprüche“ („Sprichwörtliches“ und „Moralische Sprüche“) und ein größeres didaktisches Gedicht, welches der Dichter eine „Epistel“ nennt, unter dem Titel: „Bild des Glaubens“, im Ganzen sehr wohl verifizirt.

Drei Gedichte unter der Rubrik: „Neuestes zum Schluß“, bilden den letzten Theil der Sammlung. Das erste nennt sich „Entsagung“. Der Verf. schildert darin seine Liebe zu einem jungen Mädchen und beklagt, daß er seines Alters wegen auf Gegenliebe keine Ansprüche machen könne, er müsse daher entsagen. Auch das zweite: „Wunsch und Erfüllung“, betrifft persönliche Verhältnisse und Gemüthslagen und schließt mit dem bescheidenen Wunsche:

Bewirt' ich durch mein schlichtes Lied und Wort
Ein freundlich Wiederklängen hier und dort,
So halt' ich Muth und Streben unverloren.

Das dritte: „Die Heimath“, beschreibt nach langem Aufenthalt in der Fremde den Besuch des Dichters in seinem Geburtsorte und ist voll anschaulicher, wenn auch hier und da zu breiter und ausführlicher Malerei. Eine gewisse Wehmuth, welche sich über diese drei Gedichte verbreitet, macht sie um so anziehender.

Eckermann ist als Dichter Alles, was er werden konnte, durch Goethe geworden, dessen Manier er selbst bis auf gewisse sprachliche, selbst die grammatikalische Regel ver-

legende Eigenthümlichkeiten festhält. Sonst sind flüssige Sprache, rhythmischer Wohlklang, durchaus makelloser Versbau und eine einfache ungeschmückte Empfindung charakteristisch für die Gedichte Eckermann's. 23.

Romanenliteratur.

1. Der Goldmacher. Eine Schilderung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von C. Hauch. Deutsche, vom Verf. mit zwei neuen Capiteln vermehrte Ausgabe, aus dem Dänischen von B. C. Christiani. Zwei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1837. 16. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir treffen hier einen Namen, der uns schon durch ein gelungenes Trauerspiel und einige anziehende Gedichte bekannt war. Auch erweckt der erste Theil schöne Erwartungen. Wiewol er sehr häufig gegen Sitte und Farbe der Zeit frevelt und dadurch seiner eignen Tendenz widerspricht — denn der Verf. classificirt in seiner Vorrede die verschiedenen Gattungen historischer Romane, setzt in die letzte diejenigen, welche Sittenschilderung einer Periode bezwecken, ohne bekannte geschichtliche Charaktere vorzuführen, und stellt seine Arbeit in diese Abtheilung —; wiewol er also diese seine angekündigte Absicht von vorn herein wenig oder gar nicht erfüllt, so begegnen wir doch interessanten poetischen Intentionen, einer lebendigen Charakterzeichnung und vielversprechenden Verwickelungen. Aber all das Mehr, welches diese erwarten ließen, fällt dahin; sie entwerfen sich nur auf die gewöhnlichste Weise, und während der Verf. uns anfangs ahnen läßt, sein Zweck sei, die Gewalt und Dämonologie des Goldes und des Goldburses in den verschiedensten Gestalten darzustellen, läuft der Roman zuletzt in das Gezirge und Planlose aus und endet wie die gewöhnlichsten Geschichten der Art. So sinkt Beronita's Gestalt, welche zuerst als weiblicher Erdgeist, als Repräsentant alles irdischen Genusses, barock und bizarr, aber nicht ohne poetische Schönheit auftrat, in das Gemeine und Richtige zurück, so benimmt der Held sich zuletzt ganz albern, erzählt sein großes Geheimniß dem ersten Besten und besteht die Prüfung des Reichthums zur Zufriedenheit seiner für ihn verschwundenen Geliebten und des Aepelen, indem er sich adeln läßt, ein großes Haus macht und der Spielball des Hofes König August II. von Polen wird; so verwirft sich zuletzt selbst die carifizierte Figur des kleinen Juden und Rosenfeld's gut gehaltene Mittelmäßigkeit. Kurz, der Roman durchläuft unserer Ansicht nach drei Stadien: die poetische mit angeknüpften Intentionen; die, wo Poesie und Intentionen dem gemeinen Verstande weichen, und die letzte, wo der gemeine Verstand dem Unfinne Platz macht. Wie schade!

2. Die alte Jungfer. Scenen aus der Provinz nach der Restauration. Von H. de Balzac. Aus dem Französischen. Breslau, Leuckart. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die „Vieille fille“ ist einer jener Balzac'schen Romane aus seiner letzten Zeit, in denen man das Bestreben nicht verkennen kann, auf möglichst geringe geistige Kosten eine große Bogenzahl zu füllen, und die Wahl des gewandten Übersetzers, dessen Gleiches wir den bedeutendern Werken des Autors wünschen, scheint uns in dieser Beziehung keine ganz glückliche, wiewol er meint, ein so treues Bild französischer provinzieller Zustände müsse auch den Deutschen wegen seiner großen Lebenswahrheit interessieren. Indessen sind diese französischen provinziellen Zustände im Allgemeinen zu wenig poetisch, zu dürftig materiell, als daß ihre Darstellung Andern als Demjenigen erfreulich sein könnte, die in ihnen nur ein gelungenes Genrebild oder Porträt sehen. Steigen, reich werden durch kleinliche Intriguen oder die dürftigsten technischen Mittel, ist hier fast immer das einzige Lebensprincip der handelnden Figuren, und dieses Princip, welches der rosigere Weltlauf einer Hauptstadt noch mit einer Art abenteuerlicher Großartigkeit umkleidet, zeigt sich uns in der Provinz in all seiner eingeborenen Prosa und Nüchternheit. Wir möchten solche Charakterbilder aus Balzac's

Feber, die immer noch den großen Meister, obwol kaum noch den Dichter zeigen, und in denen die Geschichte vor der Beschreibung und Ausmalung fast ganz zurücktritt, Studien nennen, denen der Verf. sich in den Intervallen zwischen seinen größern Productionen hingibt, und die er nur veröffentlicht, um aus Allem, was er berührt, Gold zu machen; eine Fähigkeit, die selbst Apoll par le temps qui court nicht mehr als Strafe zu betrachten scheint. Das poetische Element spielt, da wo es noch in einige der Gestalten hineinragt, in diesem Werke eine traurige Figur; nicht weil es überall vor dem Materialismus den Kürzern zieht — das wäre nur der Ausdruck einer tragischen Lebenswahrheit —, sondern weil es sich in seiner Erscheinung so bedingt und modificirt, daß es mehr als ein Lächerliches und Abnormes denn als ein Erhebendes, Begeisternes auftritt; wir erblicken nur die Verirrung dieses Elements in Naturen, bei denen es nicht zum erfreulichen Durchbruch kommen konnte. Zu diesen oft meisterhaft gezeichneten Gestalten gehört offenbar die der vieille fille selbst, der arme junge Athanasius Granjon, der sich unbegreiflicherweise in sie verliebt hat und sich ihretwegen den Tod gibt, und endlich derjenige ihrer habgierigen Bewerber, welchem der Preis entgeht, der zurückgebliebene Repräsentant einer verschwundenen Zeit, der Gesellschaft Ludwig XV., der Chevalier de Balois.

3. Picciola; aus dem Französischen des E. Boniface Saintine von Emilie Wille. Berlin, Ratorff und Comp. 1837. 8. 1 Thlr.

Dieses Product ist ein abermaliger Beweis, wie sehr die Franzosen das Büchermachen, oder die Technik der Autorschaft im höhern Sinne, verstehen. Wäre die Behandlung dieses seltsamen Gegenstandes minder geschickt, wir würden das Buch wie die abgeschmackteste Narrheit aus der Hand werfen. Doch diese Behandlung ist nicht genial, und wenn sich der Verf. im Raume etwas mehr beschränkt und es verstanden hätte, die fixe Idee oder den halben Wahnsinn seines Helden mit poetischer Ironie darzustellen, statt mit einer moralischen Sentimentalität, die ihn langweilig macht, wenn er über seinem Stoff stände, statt darin, so wäre vielleicht eine Art Seitenstück zur „Fée aux Miettes“ aus dem Werkchen geworden. Dieser Held, ein französischer Edelmann von altem Schrot und Korn, in seiner Jugend schon abgeschwächt und lebensatt, läßt sich, größtentheils aus Langerweile, in eine Verschwörung gegen Napoleon ein, die ihn ins Gefängniß führt. Die Veranlassung der Freiheit heilt ihn von seinem Lebensüberdruß, und seine Zweifel an Gott und an der Weltordnung beschwichtigt eine kleine Pflanze, deren Dasein seinem Gemüthe der Schlüssel zu dem Leben der Natur und der Gegenwart Gottes in derselben wird, bis Einsamkeit und contemplative Lebensart sein Interesse an ihr zu einer Leidenschaft steigern, die der Gefangenwärter — denn Narrheit steckt an — zu theilen beginnt; eine Erscheinung, welche, ironisch behandelt, ihre poetischen Schönheiten haben würde. Der Verf. aber macht diese Zustände durch sein Moralisiren und seine eigne Versenkung in dieselben lächerlich und verliert den Standpunkt des Schöpfers für sein Werk. Der Gefangene richtet sogar eine Witzschrift an Napoleon wegen dieser Pflanze, die ein paar Steine im Hofe der Festung am Wachsthum hindern, und der Weltbesieger, welcher Bernadine de St.-Pierres poetische Träumereien über die Natur noch in St.-Pelenas Buzanfast für sottises und bluettes erklärte, hält ihn für einen schlaun Intriganten, der sich unter der Maske der Karreheit zu befreien sucht. Indessen ward die Pflanze die Gelegenheits- zu Charnay's Bekanntschaft mit einem seiner Mitgefangenen und dessen Tochter, deren Gestalt sich in des Grafen Träumen mit der seiner Blume vermischte, und die durch tausend Gefahren eines kriegerischen Festmanoeuvres bei Marengo die Witzschrift des Gefangenen wegen der Pflanze, von der er ihr einst einen Zweig geschenkt, überbracht hatte, bewirkt auch ihres Vaters und Charnay's endliche Befreiung und reicht dem gebesserten Neugeborenen die Hand. Picciola begleitet sie, aber als des Grafen erstes Kind das Licht der Welt erblickt, ist sie ver-

geffen und steht verweilt. Sie hat geleistet, was sie sollte, sie schied vom Leben und scheint damit einem höhern Berufe zu folgen, und so rundet sich der Schluß der wunderlichen Erzählung, oder des kleinen Idylls, doch noch ganz hübsch. Ebenso niedlich und an jene magische Bestimmung mahnend ist es, daß der Graf trotz aller Mühe die botanische Kunst und Stellung seines Lieblings nicht auffinden kann. Das Ganze vergewährt die Wahrheit aufs Neue: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, oder vielmehr: das Erstreben und nicht völlige Erreichen des Erhabenen bietet immer und unabwiesbar die Erscheinung des Lächerlichen dar. Der kleine Roman, der im ersten Augenblicke in Paris eine Art Sensation machte, könnte allerliebste sein, wäre die capricieuse schöne Idee mit Charles Nobler's Poesie und Humor behandelt, während sie in ihrer jetzigen moralisch-sentimentalen Gestalt, auf welche die oft ungelante Überseherin besonders Werth legt, mehr einer Kinderfabel gleicht, die man in die neuerer Zeit und Geschichte verpflanzte. Indessen ist es immer erfreulich, bei den in Frankreich heutzutage vorherrschenden Tendenzen auch einmal eine Stimme zu vernahmen, die sich ausschließlich der sittlichen Schönheit weilt, und gern glauben wir dem Verf., daß ein Factum seiner Erzählung zum Grunde liegt, denn wir vermuthen, wer genial genug gewesen wäre, den Stoff zu erfinden, der würde auch eine andere Behandlung desselben gefunden haben.

4. Die Seecabotten. Roman von E. Chuard Corbière. Aus dem Französischen von F. Steger. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1838. 8. 2 Thlr.

Wir möchten dieses Buch lieber Scenen aus dem Seeleben als einen Roman nennen; denn wiewol es viel aus dem Leben mehrerer Personen und das hauptsächlichste aus dem einiger andern enthält, so bildet es doch kein Ganzes, welches als Schicksal aus gegebenen Verhältnissen, dem Zufall des Ereignisses und der Willkür und Nothwendigkeit des Charakters hervorzüchse. Es ließe sich die Einheit, die ein Kunstwerk geben soll, höchstens noch im Titelvorte finden, sofern wir nichts als die Darstellung des Lebens der Seecabotten in dem Werke suchen; doch kann man das Interesse, welches dem Ganzen fehlt, seinem Detail und seinen einzelnen Momenten, vorzüglich aber der darin herrschenden Auffassungsart des Seelebens nicht verlagern. Der Verf. gehört zu den ausgezeichnetern Geistern seiner Zeit; er haßt nicht wie Marryat, Eugène Sue und so viele Andere, welche uns dasselbe vortäuschen, nach bloßen Theatereffekten, er hat weder des Engländers komische Kraft, noch seines Landesmannes grell ausschweifende Einbildungskraft; es hängt noch etwas von dem gutem Geiste der ältern französischen Literatur an der Spitze seiner Feder, er erzählt einfach, sein Sinn ist solider als der jener beiden Herren; er wählt den Schauplatz der See nicht, um uns mit unbekannter Terminologie zu erdrücken und abgestumpfte Gemüther durch fremde Bilder zu frappiren, er spricht so wenig wie möglich in Seerausdrücken und erklärt uns diejenigen, welche er gebrauchen muß, auf die treffendste Weise; die See ist ihm nicht eine andere Welt, deren Grundpfeiler Stangen, Raen und Masten sind, sondern sein Streben ist, uns zu zeigen, wie die menschliche Natur sich modificirt, wenn sie das Element, auf welchem sie geboren, verläßt, um sich jene künstliche Grifenz anzuweignen, die dem Zustande der Civilisation so nothwendig geworden ist, daß wir sie kaum noch für eine natürliche erklären dürfen. In diesem Streben ist erstarrter, männlicher Sinn, und darum interessirt uns das Werk, welches uns die geistige wie die äußere Legislation dieser Welt in der Welt auf eine viel tiefer und ergreifendere Weise darlegt als die meisten andern Schriften dieser Art. Außer diesem allgemeinen Verdienste hat das Buch noch das, was eine besondere Epoche der französischen Marine zu schildern, ihr unterdrücktes Dasein während der Kaiserzeit, die Wirkungen, die Napoleon's Despotismus auf diesen Zweig des Nationallebens ausübte, und wie der Verf. selbst sagt: „ein wenig Geschichte (in diesem Sinne) ist immer schon etwas, was sich

mitnehmen läßt, fände man sie auch in einem Seeromane“. Die einzelnen Scenen, das Leben der Marineaspiranten auf dem Lande, die kindlich unschuldige Grifenz der armen Juliette in ihrer Mitte, die großartige Handlung des jungen Mathias, das Napoleonische Kriegsgericht über den armen Commandanten, alles dies sind anziehende Skizzen und Momente, denen man die einzelne Lebenswahrheit anseht, welche der Verf. dafür in Anspruch nimmt, wenn auch dem Ganzen als solches das Lebensprincip einer innern Nothwendigkeit abgeht. Das Buchlein und den Schriftsteller wie den musterhaften Übersetzer, unter der gegenwärtigen Masse derselben eine seltene Erscheinung, unsern Lesern bestens empfehlend, schließen wir mit des Autors letzten Worten, welche den Standpunkt, den er für seine Erzählungen wählte, am besten bezeichnen: „Im Leben des Seemanns nimmt Alles an der Majestät und schrecklichen Erhabenheit des Elements Theil, auf welchem er lebt und stirbt; seine Gefahren, seine Sitten, seine Geseze, seine Leidenschaft, seine Excese, seine Strafen, seine Fehler, Alles in seinem Leben harmonirt mit jener Erhabenheit, welche das Meer Ihren Ideen und Ihrer Seele darbietet. Der Mann steht dort dem schrecklichen Gewerbe gleich, welches er betreibt, und auf der Höhe des Elements, welches er beherrscht.“

5. Robert der Prachtige, Herzog von der Normandie. Ein historischer Roman aus dem Mittelalter von E. Lottin de Laval. Zwei Theile. Leipzig, Kasper. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Was man denn Alles übersetzen? Haben wir nicht genug zu thun, mit den eignen Mittelmäßigkeiten fertig zu werden, warum befassen wir uns noch mit fremden? Was soll uns ein alltäglicher Ritterroman aus jenen Zeiten, welche nur die Behandlung des größten Stoffes lebendig macht, was ein Werk, aus dem keine einzige neue Lebensansicht oder Wahrheit hervorgeht? Wir haben solcher ja zu Hunderten in der eignen Sprache! Solche Bücher waren schon zu Cervantes' Zeiten abgemagt; zieht nicht gegen sie der ganze „Don Quixote“ zu Felde? 33.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen:

Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung

und der Allgemeinen Gebührenreden für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den Preussischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarien-Kassen-Reglements, sammt der Instruction für die Ober-Rechnungs-Kammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen u. s. w.

Herausgegeben von

Friedrich Heinrich von Strombeck.

Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von

Ferdinand Leopold Lindau.

Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Um den Ankauf dieses durch die Nachträge wieder höchst brauchbar gewordenen Werkes zu erleichtern, gebe ich alle 4 Bände zusammen genommen auf Druckp. jetzt für 4 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. für 7 Thlr. 12 Gr. — Strombeck's Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten, fortgesetzt von F. L. Lindau, 4 Bände, kosten nur 5 Thlr. auf Druckp. und 8 Thlr. auf Schreibp. Leipzig, im Mai 1838.

F. A. Brockhaus.

Ästhetik der Tonkunst, von Ferdinand Hand. Erster Theil. Leipzig, Hochhausen und Fournes. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine Ästhetik der Tonkunst, d. h. eine Wissenschaft von dem Schönen in der Musik, ist eigentlich noch nicht vorhanden. In der allgemeinen Ästhetik wird der Musik ein verhältnißmäßig nur kleiner Raum gestattet, die Akustik beschäftigt sich bloß mit der Entstehung und Fortpflanzung der Töne nach Naturgesetzen, die Harmonik oder Kanonik berechnet die Höhe der einzelnen Töne nach der Zahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit, etwa in einer Secunde, und selbst die erfindende Tonkunst (die Tonsetzkunst, Kunst des reinen Satzes, Contrapunkt) entspricht dieser Idee nur sehr unvollkommen. In ihr lernt zwar der Zögling die Intervalle kennen, zählen und berechnen, er bekommt Einsicht in die einzelnen Tonarten und ihre Verwandtschaft, in die Accorde und ihr harmonisches Fortschreiten mit der Bezeichnung der zu vermeidenden Abwege; aber die Kunst der Erfindung lernt er damit in alle Ewigkeit nicht, und zwar deswegen nicht, weil sie sich weder lernen noch lehren läßt. Die Kunst, schön zu erfinden, die ideale Conception eines Kunstwerks, welche der Darstellung des Schönen vorhergeht, ist eine wahrhaft göttliche Kunst, das Wirken jener himmlischen Macht, welche sich von Zeit zu Zeit einige Geister zu Organen ihrer Offenbarung wählt, und deren Schöpfungen wir eben deshalb, weil sie uns magisch erscheinen, sich nicht in die Formeln der Systeme einzwängen lassen, ja, nicht selten den Lehren der Schulen spotten, geniale nennen. Der Generalbass stellt nur das Gerippe möglich schöner Gestalten in isolirten Knochen, Gelenken und Bändern hin; die Fülle der Glieder, Leben und Seele muß ihm das Genie einhauchen. Deshalb wird es auch keiner Ästhetik der Tonkunst gelingen, Meister der Kunst zu bilden, und wenn Hr. Hand, der Verf. der vorliegenden, verspricht, in dem dritten und vierten Buche der seinigen die Gesetze des musikalischen Kunstwerks zu verzeichnen und die Regeln des besondern Kunstwerks aufzustellen, so wird er selbst dies gewiß nicht so verstanden wissen wollen, als ob der Künstler erst von ihm die Regeln zu lernen hätte, welche bei der Erzeugung des Schönen befolgt werden müssen. In der Geschichte der Kunst geht der Natur

der Sache nach die Praxis der Theorie vorher. Sowie es schlimm um die Tugend stehen würde, wenn die Menschen erst warten müßten, bis die Philosophen mit der Construction des wahren Systems der Ethik fertig wären, so würde auch die Kunst noch nie zum Classischen gelangt sein, wenn sie ihre Gesetze erst von den Systemen der Ästhetik empfangen müßte. Homer hat keine Ästhetik studirt, aber der viel spätere Aristoteles hält ihn für das Vorbild der Epopöe und bemerkt in seiner „Poetik“, der Chor in der Tragödie müsse so fein wie beim Sophokles, nicht wie bei Euripides. So ist es recht. Das Genie trägt die Theorie in sich, es wirkt durch einen göttlichen Instinct und bringt durch seine vollendeten Leistungen die Gesetze des Schönen zur Anschauung: die philosophischen Kunstlehren kennt es entweder nicht, oder beachtet sie nicht und widerlegt sie factisch, indem es beweist, daß etwas dennoch schön sein könne, obgleich es den Dogmen der Systematiker widerstreitet. Die Theorie muß dann aus den classischen Kunstwerken grade so entwickelt werden, wie die Kenntniß der Naturgesetze durch Abstraction aus den Anschauungen einzelner Wesen gewonnen wird. Man könnte daher die ganze Summe aller Kunstgesetze in die einzige Regel zusammenfassen, welche Jean Paul den Dichtern gibt: „Habt nur recht viel Genie“; wir setzen hinzu: dann gibt sich das Übrige schon von selbst. Dies könnte uns verleiten, jede Theorie der Kunst als überflüssig zu verwerfen. Sie ist es aber keineswegs, wenn man erwägt, einmal, daß durch die Kunstwissenschaft Einsicht in die innere Organisation der Kunstwerke gewonnen und erkannt wird, warum das Alles so sein mußte, wie es geworden ist, und wie die Schönheit zugleich als ewige Wahrheit erscheint; sodann, daß das bloße Talent in dem Künstler und dem Dilettanten, da ihm die wahrhaft schöpferische Macht gebriecht, der Belehrung und Warnung um so mehr bedarf, und endlich, daß selbst Genie nicht überall in gleicher Vollkommenheit wirkt, daß es auch seine unglücklichen Stunden hat, in denen die innere Sonne partiell verfinstert wird, und wo eine feindselige Macht es zu hemmen und, wenn auch nur kurze Zeit, von der Bahn des Rechts abzulenken scheint. Keine Genialität schützt vor der Selbstsucht, vor Unsitlichkeit, vor dem Sirenenengelage des Bösen! Es muß deshalb jeder Beitrag

zur Vervollkommenung der Theorie willkommen sein; und so ist auch vorliegendes Werk als der erste Versuch einer wirklichen Ästhetik der Tonkunst eine erfreuliche Erscheinung. Schubart's „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst“ (Wien 1806) können darauf nicht Anspruch machen. Der beinahe größere Theil dieses Werkes besteht aus einer flüchtigen Geschichte der Musik und einer Schilderung der vorzüglichsten Schulen sowie der größten Virtuosen in ganz Europa; der zweite Theil, angeblich die Grundsätze der Tonkunst enthaltend, beschreibt bloß die einzelnen Instrumente, gibt einige Winke für den guten Vortrag eines Stückes, macht gelegentliche Bemerkungen in aphoristischer Form über die verschiedenen Style, über Kunstwörter, über das musikalische Genie und den Ausdruck und schließt mit einer Charakteristik der Tonarten. Müller's „Ästhetisch-historische Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst“ (Leipzig 1830) gehen schon beträchtlich weiter. Die Geschichte der Musik wenigstens ist ausführlicher und gründlicher behandelt worden, ohne jedoch in die ästhetische Betrachtung einzelner Kunstwerke tiefer einzugehen, und die ängstliche parademäßige Vorführung so vieler Namen, unter denen viele verhallte und vergessene, hat den Verf. gar nicht zu der eigentlichen Ästhetik gelangen lassen. Einzelne Untersuchungen, wie von Seidel im „Charinomos“, von Anders in der „Musikalischen Zeitung“, der „Cécile“, der „Fris“ und dem „Musikalischen Universallexikon“ sind zwar schätzbar, aber nur Bruchstücke und Materialien zu einem künftigen Systeme der Wissenschaft. Hr. Hand nun hat sich das Verdienst erworben, eine wirkliche Ästhetik der Tonkunst, als Wissenschaft, zuerst versucht zu haben. Das Unternehmen wird in der Vorrede vollkommen gerechtfertigt. Der Hr. Verf. ist nur Dilettant und macht auf nichts weiter Anspruch; aber, bemerkt er mit Recht, wenn das Unternehmen in einer unsichern Hand misglückt, so fällt den Kunstgenossen der Vorwurf zu: sie hätten längst schon als die Berufenen das Wort ergreifen müssen und nicht gegen alle Verpflichtung schweigend dem Kunstfreunde das Stimmrecht überlassen sollen. Auch habe er, nicht sowol Neues geben als vielmehr das allgemein Anerkannte sammeln, auf festere Grundlagen zurückführen und in systematische Ordnung bringen wollen. Damit will es freilich nicht recht zusammenstimmen, daß er versichert, in den Zeitschriften, worin über Werke der Tonkunst in ästhetischer Hinsicht geurtheilt werde, herrsche wegen der verschiedensten Standpunkte eine wahre Sprachverwirrung, ein vages Hin- und Herreden ohne alle Principien und ohne Beachtung der Grenzlinien und des Wesens der Kunst. Denn wenn dem so ist und es, wie er selbst mit Recht behauptet, noch keine Ästhetik der Tonkunst gibt, so fragt es sich, wo denn das allgemein Anerkannte enthalten ist, welches er gesammelt und auf feste Grundlagen zurückgeführt haben will? Dies wird um so misslicher, da er die Schriften Anderer gewöhnlich nur citirt, um sie zu tabeln. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß er seine Quellen genauer angegeben hätte, um seine

eigenen Thaten von den Gedanken Anderer bestimmter unterscheiden zu können. So aber stehen gar manche Bemerkungen über einzelne Kunstwerke hier, die nur aus irgend einer Zeitschrift entlehnt, oder einem Kenner oder Virtuosen abgelauscht worden sind. Was dem Verf. aber nicht geschmälert werden kann, ist die wärmste und reinste Liebe zur Kunst, die er mit der sichersten Offenheit bekennt. Er hat sich seit einer Reihe von Jahren durch eifrige, uneigennütige Direction der akademischen Concerte in Jena — ein undankbares Geschäft, wo außer dem guten Willen mit fast nichts etwas geleistet werden soll, was wenigstens den gebildeten Dilettanten nicht unbefriedigt läßt — ein unleugbares großes Verdienst erworben, was nur Derjenige recht zu würdigen versteht, welcher die barocke Zusammensetzung des dortigen Orchesters und die einzelnen Verhältnisse genauer kennt. Außerdem versammelt sich in seinem eignen Hause eine Gesellschaft von Musikfreunden, in welcher die Liebe zur Kunst stets Nahrung findet und auch solche Stücke vorgetragen werden, die zur öffentlichen Aufführung sich nicht wohl eignen.

Der Gang der Untersuchung in dem Werke selbst ist folgender: im ersten Buche handelt der Verf. vom Wesen der Musik überhaupt und insonderheit von der Musik der Natur und des Menschen; im zweiten von der Schönheit in der Musik, von den Elementen und Arten des Schönen in der musikalischen Kunst und dann von den besondern Arten desselben; das dritte soll dann die Gesetze des musikalischen Kunstwerkes verzeichnen und das vierte die Regeln der besondern Musikwerke aufstellen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sich Hr. Hand über das Verhältniß seiner Ansicht, insofern sie philosophisch ist, zu den Systemen unserer Zeit bestimmter ausgesprochen hätte. Er scheint der Kant'schen Schule zugewendet, wenigstens behauptet er S. 7, Kant sei „durch die Begrenzung der Sphären des menschlichen Seelenlebens zugleich Schöpfer einer Kunstlehre geworden“. Allerdings, aber nicht der wahren. Der Standpunkt Kant's in seinem idealistisch-skeptischen Formalismus ist an sich schon der ästhetischen Weltanschauung ungünstig; und wie dadurch selbst ein großer Genius irre geleitet werden kann, zeigt Schiller's Beispiel zur Genüge. Denn wer könnte es sich noch verbergen wollen, daß das Sentimentale und Schwärmerische, die Neigung zu dem Raisonniren und Reflectiren, zum Belehren durch Sittensprüche und verkürzte Beweise, wodurch sein Genie verhindert wurde, bis zu der vollkommenen Objectivität hindurchzubringen, wo die Kunst zur verklärten Natur wird, durch das Studium der Kant'schen Philosophie unterhalten und so befestigt wurde, daß von hier aus eine gewisse überspannte Regbarkeit und ein Ton des Mißlauts seinen schönsten Werken sich mittheilte. Sind nämlich, wie Kant will, die Ideen der theoretischen Vernunft nichts als betrüglische Sophistereien, im Dunkeln scheitende Maulwurfsgänge einer nach eingebildeten Schätzen grabenden Vernunft, die Ideen der praktischen Vernunft aber zwar etwas, das sein soll, das sich aber gleichwol nicht erreichen läßt, weil es in der Erfahrung keinen ihm entsprechenden Gegen-

hand geben kann, so werden die Ideen von der Erziehungswelt, der Geist von der Natur durch eine weite Luft getrennt, das Gemüth findet sich in dieser Welt mit seinen Ideen einsam und verlassen, eine unvolksthümliche, durch nichts zu vertilgende Wehmuth bemächtigt sich des Innern, und die Frucht der Speculation kann nichts weiter sein als freiwillige Resignation auf die Güter, die uns ewig versagt sind. Durch diese Principien kann nichts wahrhaft Erhebendes und Beglückendes in die Kunstanschauung kommen. Am ungünstigsten aber hat sich die Kant'sche Philosophie grade zur Kunst gestellt. Man begreift nicht, wie Derjenige als der Schöpfer der Kunstlehre gepriesen werden konnte, welcher nicht nur eine Wissenschaft des Schönen an sich verneint, sondern auch in der Kunst nichts weiter als eine Kunst des schönen Spiels der Empfindungen erblickt, die von außen erzeugt werden; eine Kunst, die ohne Begriffe spricht und mithin nicht wie die Poesie etwas zum Nachdenken übrig bleiben läßt; die, durch Vernunft beurtheilt, unter allen Künsten den geringsten Werth hat und deshalb an den untersten Platz zu stellen ist. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Das spanische Museum in Paris.

Das französische Nationalmuseum des Louvre hatte zwei bedeutende Lücken, eine in Bezug auf die deutsche, eine andere in Bezug auf die spanische Schule. Ein Opfer Abraham's und drei angebliche Portraits sächsischer Kurfürsten von Lucas Kranaach, eine Anbetung der Magier und ein halb Duzend Portraits berühmter Männer von Holbein, eine Kreuztragung von Rottenhammer und außerdem einige unbedeutende Werke von Martin Schön, Georg Penz, Altorfer, Seiboldt, Kaspar Retzger und Wolfsmuth (so nennt der französische Katalog den Meister Wohlgenuth) vertreten unsere deutsche Malerschule in Paris; Albrecht Dürer's Name findet sich gar nicht im Verzeichniß. Nicht viel besser war es um die spanische Schule bestellt. Alonso Cano und Zurbaran theilten dasselbe Schicksal mit Albrecht Dürer; von den sieben Murillos im Louvre ist wahrscheinlich nur der laufende Bettelzettel echt, und ob das Portrait der Infantin Margarethe Theresie von oder nach Velasquez ausgeführt worden, bleibt ein Gegenstand der Controverse. Das neue spanische Museum im Louvre ist daher eine höchst erfreuliche Stiftung, welche dem Könige der Franzosen alle Ehre macht und von allen Freunden und Jüngern der Kunst dankbare Anerkennung verdient. Denn die Meisterwerke der spanischen Schule konnte man seither gewöhnlich nur vom Hörensagen und durch die mangelhaften Berichte von Reisebeschreibern. Frankreich hatte zwar mehrere davon besessen; mit dem Apollo von Belvedere, der Mediceischen Venus und der Verkürzung Rafael's waren nämlich auch das Portrait Philipp IV. und der Rock Joseph's von Velasquez, sowie die heilige Elisabeth von Ungarn und die Anbetung der Hirten von Murillo nach Paris gewandert und figurirten eine Zeit lang unter den von allen Ecken und Enden der Welt zusammengestohlenen Kunstschätzen des Musée Napoléon. Allein wegen der damals den Geschmack der Franzosen dictatorisch beherrschenden David'schen Schule blieben diese spanischen Bilder ohne Einfluß und ohne Beachtung, und als später die französische National-eitelkeit einen guten Theil ihres Borwoges und ihrer Selbstbespiegelungsmanie verlor, hatten jene Werke nebst so vielen andern bereits den Rückweg in ihre Heimat und in die Hände ihrer rechtmäßigen Besitzer wieder angetreten. Die Privatga-

lerie des Marshalls Soult, sehr reich an Originalstücken spanischer Meister, blieb zwar in Paris; jedoch wurde Kunstliebhabern der Zutritt sehr erschwert, und ausübende Künstler baten vergebens um die Erlaubniß, copiren zu dürfen. Die Soult'sche Sammlung hat in der letzten Zeit bedeutend verloren, seitdem drei ihrer Capitalstücke, unter andern Murillo's verlorener Sohn, Abraham und die drei Engel, gegen englisches Gold umgetauscht und das Eigenthum des Herzogs von Sutherland geworden sind. Die Perle der ganzen Sammlung, die Himmelfahrt Mariens von Murillo, ist glücklicherweise nicht mit über den Kanal gegangen. Seit der Julirevolution hat der reiche Banquier Aguado (vor sieben Jahren noch marchand de vins, gegenwärtig Millionnaire und Marquis de las Mirasmás) in seinem prächtigen Hôtel der rue Grange Batelière eine Gemäldegalerie angelegt, welche einige seltene, kostbare Werke der spanischen Schule besitzt. Wir erwähnen namentlich ein wunderschönes weibliches Portrait von Velasquez und die unvergleichliche Procession der Jungfrauen von Murillo. Diese Kunstschätze von jenseit der Pyrenäen waren mehr als hinreichend, den Umfang, die Tiefe und Bedeutung der spanischen Malerschule ahnen zu lassen und das Verlangen nach einer genauern, umfassendern Bekanntschaft zu erwecken. Gerechtes Lob gebührt deshalb dem aufgestellten, kunstliebenden Könige der Franzosen, welcher sich bewogen gefunden, den Baron von Taylor mit dem Auftrage zu beehren, eine Reise nach Spanien zu machen und daselbst Gemälde anzukaufen. Das Resultat dieser artistischen Expedition sind 402 Gemälde von spanischen Meistern und 41 Werke theils der italienischen, theils der niederländischen Schule, welche mit in die fünf Säle des spanischen Museums vertheilt sind. Die Anordnung ist grade nicht die beste; einmal fällt das Tageslicht von der Seite herein, sodaß viele Bilder in der schlechtesten Beleuchtung erscheinen, und dann macht sich in der Vertheilung keine große Planmäßigkeit und Absicht bemerklich.

Im ersten Saal treffen wir zahlreiche italienische Bilder, worunter sich das Portrait eines florentinischen Edelmanns, angeblich von dem Venetianer Sebastian del Piombo, auszeichnet. Besondere Erwähnung verdient ferner das Portrait des Prinzen Albert, Bruders Maximilian II., von Antonio Moro, einem der berühmtesten niederländischen Portraitmaler des 16. Jahrhunderts und sehr intimen Freunde Philipp II. Zu den interessantesten Portraits (Portraits bilden, beiläufig gesagt, den hervorsteckendsten Theil des neuen spanischen Museums) gehören folgende fünf von Alonso Coello: die drei Töchter Karl V., Johanna von Österreich, Maria von Österreich und Margarethe von Spanien; der natürliche Sohn Karl V., Don Juan von Österreich, und Bengel, Bruder des Kaisers Maximilian II. Von alten spanischen Meistern finden wir in dem ersten Saal noch ein kleines Bild, den Erbkaiser, in Nachsinnen über seine Marterwerkzeuge verloren, darstellend, von Vicente Joanes, dem Stifter der valencischen Schule, welcher so fromm war, daß er niemals ein Gemälde anfieng, ohne vorher zu communiciren, um sich gegen die Lockungen des Fleisches zu verwahren. Die neue Sammlung enthält außer dem eben angeführten kleinen Werke noch fünf andere von diesem frommen Meister, den wir jedoch daraus keineswegs hinreichend kennen lernen. Vortrefflich sind ein Ercebischof und eine Maria, den todtten Christus in den Armen haltend, von Morales, mit dem Beinamen der Böttliche, weil er nur Gegenstände der heiligen Familie und des christlichen Christus gemalt hat. Das Gesicht des Erbkaisers trägt auf seinen Bildern den Stempel eines übertrieblichen Charakters und einen seltenen Ausdruck edler Duldung. Sein Styl ist einfach und erhaben zugleich; seine Zeichnung, ein wenig mager, hält sich jedoch fern von alzu knöchernen Umrissen. Die Carnation des zweiten Bildes hat eine fast zu grelle Leichensfarbe. Eine Kreuztragung von Espinosa, voll Energie, Leben und Bewegung, beschließt die Reihe der bemerkenswerthen Bilder des ersten Saals, welcher an ausgezeichneten Stücken ziemlich arm zu nennen ist.

*) „Kritik der Urtheilskraft“, S. 174, 208, 216 u. 218.

Die Reichthümer des zweiten Saals entschädigen uns hinlänglich für die Dürftigkeit des ersten. Wir finden darin zahlreiche Murillo, unter denen wir als die vorzüglichsten die Madonna mit dem Gürtel, einen verlorenen Sohn, einen Christus und Johannes an den Ufern des Jordans, einen heiligen Joseph mit dem Jesuskinde, eine heilige Katharina und einen Amosfen spendenden Bischof hervorheben. Die Madonna mit dem Gürtel wird von den pariser Kisten und Eingeweihten der Kunst für das beste Stück des neuen spanischen Museums erklärt; es verdient in der That unsere Bewunderung. Die Jungfrau hält das Jesuskind auf ihrem Schooße und will es in seine Windeln einwickeln, während welcher Operation eine himmlische Musik über seinem Haupte ertönt, gleichsam um den kleinen Gottmenschen zu zerstreuen und am Schreien zu hindern; er scheint mit staunendem Entzücken den Tönen des Instruments zuzuhören und schlägt seine großen schwarzen, gedankenvollen Augen in die Höhe, nach der Gegend hin, von wo die Accorde erklingen. Das Ganze wie das Einzelne ist so tief gefühlt, so voll naiven, unschuldigen Ausdrucks, daß man über dem Beschaun eine wahre, herzliche Freude empfindet. Eine ganz entgegenge setzte Stimmung ruft der verlorene Sohn in uns hervor; war die Farbe des vorigen Bildes heiter und anmuthig, so ist sie hier düster und schwermüthig, beide Male dem dargestellten Gegenstand angemessen. Wir sehen auf dem letzten Gemälde nur eine Figur in einer verschleierten, trüben Landschaft; aber diese eine Figur ist eine vollständige Dichtung, rund, in sich abgeschlossen und keiner Erklärung bedürftig. Unweit davon hängt das Jesuskindlein, dem heiligen Joseph den Bart streichelnd, eine ungemein zarte, lichtvolle Composition, in van Dyck'scher Zeichnung und Färbung gehalten, und dicht daneben fallen unsere Augen auf den Pelland und Johannes den Täufer an den Ufern des Jordans, worin wir die magischen Effecte des Hellbunkels zu studiren Gelegenheit haben. Die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Murillo'schen Talents ist wahrhaft unbegreiflich. Wer einen lebendigen, denkenden Todten sehen will, stelle sich vor die Leinwand, worauf der heilige Bonaventura abgebildet ist, wie er am Schreibepult sitzt und seine Memoiren nach seinem Tode vollendet, wozu er von Gott eine Erlaubniß auf drei Tage erhalten, wie eine in Spanien sehr verbreitete Volkssage berichtet. Ich habe dieses Bild nie ohne Grausen betrachten können; dem Murillo muß dieses schreibende Gespenst wirklich in seinen Träumen erschienen sein. Gern wendet man seine Blicke zu anziehenderen Bildern, wie der Empfängniß und Himmelfahrt Maria, welche Gegenstände Murillo vorzugsweise geliebt und wiederholt hat, und wo wir die heilige Jungfrau stets mit einer Strahlenskrone von rosigem Lichte umschimmert und von Cherubim umringt erblicken, welche so leicht, wie die Vögel am Himmel dahingehen, durch die Lüfte flattern. Das Portrait Murillo's, von ihm selbst gemalt, zeichnet sich durch hohe Schönheit des Colorits und Kraft des Ausdrucks aus. Der große Meister hat ein Auge um sich blickendes Auge, weit geöffnete Nasenlöcher und etwas aufgeworfene Lippen, welche ein Zug wohlthätiger Zufriedenheit und freundlicher Herzengüte umschwebt. Das Portrait seiner alten Aufwärterin, welche er Farben reichend dargestellt hat, ist ein Meisterwerk in Farbe, Ausdruck und Wirklichkeit.

Wir dürfen den zweiten Saal nicht verlassen, ohne zwei großen Bildern von Alonso Cano verdientes Lob zu zollen. In der Kreuzabnahme ist der Christuskopf und Körper ein vollendetes Modell, worin sich ein wunderbares Studium und Wissen verräth. Die Heilin Bileam's, welche links vom Eingang hängt, beweist, wie mannichfaltig und geschmeidig der Pinsel Alonso Cano's in Behandlung der verschiedensten Gegenstände ist. Die Madonna mit dem Jesuskinde hat einen edeln, erhabenen Charakter, wie die Madonnen der ersten florentinischen Meister, und gefällt besonders durch Wahrheit und Festigkeit des Colorits. Die übrigen 19 Gemälde, welche der Katalog

dem Alonso Cano zuschreibt, sind höchst mittelmäßig und stammen schwerlich von ihm her. Alonso Cano war nicht bloß Maler, sondern auch Bildhauer und Architekt, wie Leonardo da Vinci und Michel Angelo, und hat in jenen drei Epochen der Kunst seinem Vaterlande allgemein gepriesene Werke hinterlassen. Er führte ein ungestörtes, wildes Leben und mußte, eines Morbes wegen angeklagt und verdammt, lange von einem Versteck in das andere flüchten, bis ihn der König Philipp II. wieder zu Gnaden aufnahm und zu seinem ersten Maler ernannte. Man erzählt von ihm, daß er auf seinem Todtenbette das Crucifix, welches ihm der Priester vorhielt, zu küssen sich weigerte, weil es, wie er sagte, ein so schlecht gearbeiteter Herrgott sei, daß ein Künstler sich mit Abscheu von seinem Bilde wegwenden müsse. Er starb 1667 in seiner Vaterstadt Granada.

Der dritte Saal ist größtentheils dem Velasquez de Elba und seinen Schülern gewidmet. Von den 19 Gemälden, welche der Katalog auf Rechnung des Velasquez bringt, ist kaum die Hälfte als echt anzunehmen. Man erkennt seine Meisterhand in seinem eignen Portrait, in den Portraits der Hofdame Juana Eminente, der Königin Isabella von Bourbon, der Maria von Oesterreich, der zweiten Gemahlin Philipp IV. und der beiden Jünger dieses Königs. Das Portrait des Velasquez ist höchst ausdrucksvoll. Er hat ein feines, geschultes Gesicht, in dem etwas Vornehmes, Cavalierartiges vorherrscht. Seine weiblichen Portraits sind mit ungemeiner Grazie und Natürlichkeit behandelt. Das Portrait seines königlichen Schatzers und Freundes, Philipp IV., und das des Premierministers, des Herzogs von Olivarez, bildet der Katalog dem Velasquez mit Unrecht auf; der Letztere spielt eine unbedeutende Figur, und der Erstere hat so dünne Spindelbeine, daß ihnen die Knochen, Sehnen und Muskeln herausgeschnitten scheinen; Zeichnungsverfälsche von der Art hätte sich der strenge Velasquez nimmermehr zu Schulden kommen lassen. Mitten unter den Portraits von Velasquez hängen zwei große historische Compositionen dieses Meisters: eine Andeutung der Hirten und die Heue des heiligen Petrus, welche in einer ganz andern Manier als seine Portraits gemalt sind. Bei diesen ist die Behandlung leicht, lockert, grazios und durchsichtig; bei jenen hart, schwerfällig und stark impastirt. Seine religiösen Gegenstände verathen dieselbe Naturtreue wie seine Portraits; er ist um die Wahl seiner Modelle nicht verlegen; sein vorzüglichstes Streben ist darauf gerichtet, so wahr zu sein als möglich, und wir erkennen hier seine lange Gewohnheit, Meubles, Früchte, Thiere, kurz nach der Natur zu malen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Polnische Emigranten.

Unter dem Titel: „Almanach historique ou souvenir de l'émigration polonaise“ (Paris), hat der Graf Adolf Krosnowski für die Jahre 1837—38 ein Namenverzeichnis sämtlicher in Frankreich, England, Amerika u. s. w. befindlicher polnischer Emigranten mit Angabe ihres Dienstverhältnisses in Polen und ihres jetzigen Aufenthaltsortes herausgegeben. Er sagt in dem kurzen Vorworte, daß einst die Nachkommenschaft und die Geschichte nach den Namen Derjenigen fragen werde, die zum Wohle des Vaterlandes die Verbannung auf sich genommen haben. Das Verzeichnis ist eine mühselige Arbeit mehrerer Jahre und größtentheils aus Adressen, welche die Emigranten selbst eingesandt haben, zusammengetragen. Daher kann es für zuverlässig gelten; doch sollen etwaige Irrungen und spätere Veränderungen in einzelnen Supplementen nachträglich angezeigt werden. 177 Polen sind nach diesem Verzeichnisse in der Emigration verstorben, darunter 17 durch freiwilligen Tod. 9.

Ästhetik der Tonkunst, von Ferdinand Hand. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Die Musik der Natur, als Gegenstand des ersten Capitels, leitet der Hr. Verf. von der Bewegung ab. Denn

wo irgend Leben sich findet, da erscheint es als Bewegung. Die Erscheinung des Lebens ist Entäußerung, ein aus dem Innern Hervorgehendes, und theils sichtbar, theils hörbar. In beiden thut sich ein Unsichtbares, ein Geistiges kund. Dieses geistige Princip alles lebendigen Daseins wird, indem es Einwirkungen erleidet und ertheilt, Empfindung genannt, es sei nun die der Pflanze und des Thiers, oder des Menschen. Doch ist nicht jeglicher Schall und Laut, wie das Brausen des Windes, das Knarren des Rades, oder das Hallen des Geschüßes für uns der Ausdruck des selbstthätigen Lebens; nur wo diese Selbstthätigkeit vorhanden ist, sprechen wir von Tönen und von der Musik der Natur.

Gleich hier verräth sich ein Schwanken in den Elementarbegriffen. Sprechen wir von einem geistigen Leben der Natur, so nehmen wir dieses Wort nur in einem bildlichen Sinne. Unter Geist verstehen wir ein des Bewußtseins fähiges, denkendes und wollendes, d. i. persönliches Wesen. Wir können hiernach wol sagen, in der ganzen Natur wirke ein unendlicher Geist, weil sich so viele wunderbare Erscheinungen in ihr nur auf diese Weise erklären lassen und die Materie selbst, als Erscheinendes, auf einer idealen Thätigkeit intelligibler Kräfte beruht, deren Urquell in Gott ist; nicht aber, jedes Lebenszeichen in der Natur sei die Wirkung eines besondern, jedem Dinge einwohnenden Geistes. Empfindung aber bezeichnet immer die innere unwillkürliche Wahrnehmung mittels der Nerven. Empfindungen hat nur, was Seele und des Bewußtseins fähig ist, d. h. eines idealen Mittelpunkts, in welchem die verschiedenen Seelenthätigkeiten zusammenlaufen und Eins werden. Daher kann nur sehr uneigentlich von der Empfindung der Pflanze die Rede sein. Ihr fehlt dieser ideale Brennpunkt ihrer Thätigkeiten; sie kann sich deshalb nicht aus innerer Selbstthätigkeit bewegen, um ihre Nahrung zu suchen, wie das Thier. Undeutlich ist die Erklärung des Tons, er sei Klang aus Selbstthätigkeit und mit Verhältniß (S. 19), und es will nicht zusammenstimmen, wenn der Verf. bald den Ton von dem bloßen Klange, Schalle und Laute unterscheidet, als welche nicht Ausdruck eines selbst-

thätigen Lebens seien, dann aber wieder von einem allgemeinen Tonleben spricht, indem jedes Ding, welches lebe, seinen eignen Klang und seine Stimme habe. Der Ton einer Saite ist ja nicht Ausdruck einer innern Selbstthätigkeit, sondern die Saite muß erst gespannt und von einem Andern, der Hand oder dem Drucke eines Hebels, von der Luft u. s. w. in Schwingung gesetzt werden, bevor sie ertönt, der Ton ist also in dieser Beziehung von dem Knutschen eines Balles, dem Plätschern einer Quelle u. s. w. nicht verschieden, wol aber dadurch, daß die Schwingungen des tönenden Körpers gleichförmig sind, d. h. daß sie gleich schnell geschehen und in einer Secunde deren gleich viele erfolgen und folglich gemessen werden können. Macht z. B. in der Orgel das dreigestrichene C in einer Secunde 2048 Schwingungen, so muß der Ton ein anderer werden, wenn deren in derselben Zeit mehr oder weniger geschehen, und dann kann auch die ihn erzeugende Orgelpfeife nicht dieselbe Länge und Dicke haben. Den Rhythmus unterscheidet Hr. H. zwar genauer als bisher von dem Takte, mit welchem er fast überall verwechselt wird, weniger bestimmt aber von dem Accente und der Stärke des Tons. Er leitet nämlich den Rhythmus mit Recht aus dem innern Leben ab, welches sich in einer Wechselwirkung und einem Gegenfasse von Kräften offenbart, in Aufregung und Beruhigung fortschreitend; geht aber zu weit, wenn er S. 31 die gleichartige Bewegung, wie die des Pendels, von dem Rhythmus ganz ausschließen will. Der Gegensatz der Kräfte in den Pulsen des Lebens kann ja auch eine Zeit lang gleichförmig fortschreiten, ohne daß dadurch das Leben selbst aufgehoben wird, sowie sich das Gemüth in einem gewissen Zustande der innern Befriedigung längere Zeit erhalten kann. Wäre des Verf. Theorie des Rhythmus richtig, so dürften in einem Musikstücke nicht zwei, drei Takte dieselben Noten wiederholen, was doch die größten Künstler in ihren größten Meisterwerken gethan haben. Ohne eine gewisse Einheit in der Bewegung würde Alles zerstückelt und zerhackt erscheinen und unser nach Einheit strebender Geist nirgend volle Befriedigung finden. Wir würden diese Momente so unterscheiden: Der Takt ist das allgemeine Maß eines Musikstücks, die formelle Einheit desselben, welche mit der Geschwindigkeit den Umriss des Ganzen liefert und deshalb ihm vorgelegt wird, wie

z. B. $\frac{3}{4}$ Allegro, $\frac{3}{8}$ Andante. Der Rhythmus ist die Articulation der einzelnen Theile, wodurch erst wirkliche Bewegung und Leben in das Kunststück kommt und dasselbe fähig wird, die verschiedenen Gemüthsbewegungen in ihren Hebungen und Senkungen und den unendlichen Nuancen, von der leisesten, hauchartigen Bewegung bis zum Aufreißer aller Elemente im Sturme der Leidenschaft, den innern Seelenfrieden eines unbefleckten Gewissens und die Zerrissenheit eines schuldbelasteten Bewusstseins, die innere Seligkeit und Verdammniß zu schildern. Was in dem Gemälde Licht und Schatten, die Abwechselung der Farben, das Hervorheben der Muskeln und Knochen und der ganzen Organisation einer Gestalt, das ist in der Musik der Rhythmus. Dazu kommt dann noch der Accent, das Forte und Piano, das Stoßen und Schleifen u. s. w., um auch jedem einzelnen Tone nach seiner Bedeutung den ihm gebührenden Werth zu ertheilen.

Über Melodie und Harmonie sagt der Verf. viel Gutes und weist das Unbefriedigende der bisherigen Theorien nach; jedoch ist seine eigne Ansicht noch immer nicht von einer gewissen Unbestimmtheit frei, wie die Definition der Melodie, sie sei eine Tonreihe, in welcher sich das Gefühl anschaulich, d. i. „in bestimmten Formen klar und rein ausdrückt“ (S. 106), und die Beschränkung der Harmonie auf die Thätigkeit des Verstandes (S. 116, 122) beweist. Es gibt viele unklare, verworrene, schleppende, das Gefühl nichts weniger als rein ausdrückende, ja, demselben sogar widerstrebende Melodien. Rossini z. B. läßt oft die Klagen unglücklicher Liebe, den tiefsten, das Gemüth zerreißenden Seelen Schmerz in den muntersten, lieblichsten, tanzmäßigen Melodien sich aussprechen, sodaß diese mit den Gefühlen der Personen im schneidendsten Contraste stehen. An sich aber sind sie immer lieblich und würden zu einem andern Gefühle vortrefflich passen. Die Melodie ist vielmehr das musikalische Bild, oder die Figur, obgleich dieses Wort in der Musik selbst in einem andern Sinne und mehr von den Verzierungen gebraucht wird, durch welche der Künstler seine Ideen und die bestimmten Gefühle auszudrücken sucht; sie ist das in jedem Musikstücke unmittelbar Gesagte. Denn die Musik kann nicht, wie die Malerei, ihre Ideen im Raume, zugleich, sondern sie muß sie in der Zeit nacheinander anschaulich machen. Diese successive Verbindung der Töne, wodurch sich das Gefühl für das Ohr zu einem Anschaulichen, Wahrnehmbaren gestaltet, ist die Melodie. Wie der Maler keine Person in einem Gemälde darzustellen vermag, ohne ihr die bestimmte Form der Glieder, dieses Auge, diesen Blick u. s. w. zu geben, obgleich das Portrait dem Original ganz unähnlich sein kann, so auch ist der Musiker nicht im Stande, seine Ideen anders als durch eine bestimmte Folge bestimmter Töne, d. h. durch Melodien auszudrücken. Ebenso ist die Harmonie keineswegs ein bloßes Product des Verstandes, wie der Verf. behauptet. Wenn nach einem Aussprüche von Leibniz der Verstand in der Musik zählt und rechnet, die Musik eine gefühlte Arithmetik ist; oder nach Reichardt die eigentliche Kunst der Musik in dem Bewusst-

werden des innern geheimen Calculs der Seele besteht, und Maria v. Weber das rein Vierstimmige das Denkende in der Tonkunst nennt, so ist dies offenbar nicht so zu verstehen, wie es Hr. H. nimmt, als ob der Verstand dabei die Töne zusammenrechne wie in einem arithmetischen Exempel, sondern der Sinn ist: es liegen im Gemüthe des Menschen selbst harmonische Verhältnisse verborgen, und da die Verhältnisse der einzelnen Töne gewissen Zahlenverhältnissen entsprechen, so läßt die Seele, sobald sie sich in Tönen offenbart, zugleich einen geheimnißvollen Calcul, sie rechnet auch da, wo sie sich desselben nicht klar bewußt ist, sowie sie sehend und hörend nach zum Theil unerforschten Gesetzen der erhabensten Optik und Akustik verfährt. Diese Wahrheit erkannten schon die Pythagoräer, weshalb sie die Seele eine sich selbst bewegende Zahl nannten, die in der Tugend ihre höchste Harmonie offenbare. Sagt ja Hr. H. selbst ganz wahr S. 122: sowohl beim Hören als beim Schaffen der Musik werde der ganze Seelenmensch in Wirklichkeit gesetzt. Ist dies so, wie sollten doch die bewundernswürdigen Harmonien in den unsterblichen Werken eines Mozart, Beethoven, Händel u. s. w. bloß Producte des Verstandes sein! Dann würden sie auch nur zu dem Verstande sprechen und uns kalt lassen wie die Ästhetik der Tonkunst, nicht aber das Herz ergreifen und uns in höhere Sphären verfehren. Es gibt eine Weltharmonie, deren Saiten in allen Wesen wiedertönen, und deren zauberischen Accorden wir in der Wahlverwandtschaft der Geister, in Freundschaft, Liebe, in allen geselligen Verbindungen, in der Kunst, der Wissenschaft, der Religion und überall folgen, wo die Hilfsbedürftigkeit unserer Individualität uns zu einer höhern Einheit hinzieht, in welcher allein wir die volle Befriedigung unsers Seins finden können, weil der Grundton unsers ganzen Wesens selbst aus der göttlichen Einheit entsprungen ist. Darum machen die Beethoven'schen Symphonien auf den Gebildeten einen so einzigen Eindruck. Sie sind Bilder der Weltharmonie in verjüngtem Maßstabe, in denen wir selbst, von einer unsichtbaren Hand berührt, reiner oder unreiner mittlingen. Auch die Consonanzen und Dissonanzen betrachtet Hr. H. viel zu sehr als Producte des Verstandes, ohne zu bedenken, daß der Verstand für sich ohne das gebildete und musikalische Gehör über Dissonanzen gar nicht entscheiden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Das spanische Museum in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Die Sammlung von Velasquez'schen Bildern ist noch weniger vollständig als die von Murillo, beide enthalten jedoch hervorragende Werke genug, um uns den Charakter des Meisters und Lehrlings sowie der von ihnen begründeten Schule in Sevilla zu veranschaulichen. Den Styl dieser Schule bezeichnet eine freie kräftige Manier und Bravour des Vortrags, welche mit Hintansetzung der unwesentlichen Details einen schlagenden Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen sich bemüht, indem sie die Wirkungen der Entfernung, der Lichtrefraction, der dazwischen befindlichen Luft und da, wo es der Ges-

genstand erfordert, sogar den Effect des Staubes und der Dünste genau berechnet: das ist der große Zauber bei Velasquez und Murillo, wenn sie die feinsten, flüchtigsten Nuancen der Atmosphäre darstellen. In der Composition bemerkt man Einheit der Handlung, der Zeit und des Raums, Eigenthümlichkeit der Costume, Umficht und Sparsamkeit in der Vertheilung des Gegenstandes. Die Hauptpersonen treten darin bestimmt und klar hervor und die Nebenfiguren sind mit großer Geschicklichkeit umher gruppiert. Fein berechnete und vorsichtig angebrachte Contraste zwischen den dargestellten Personagen, den verschiedenen Physiognomien, Haltungen, Leidenschaften, den Tinten der Fleischpartien und Kleidungsstücke schließen Einförmigkeit und Monotonie aus. Dazu kommt noch ein den Hervorbringungen dieser Schule eigenthümliches grazioses, sanftes, anmuthiges und wahres Colorit, wunderbare Lichteffekte, genaue Perspectiven, in Halbtonen verschwimmende Fernen, die unglaubliche Durchsichtigkeit der Wolken und Gewässer, der Blumen und leblosen Gegenstände und endlich eine vollkommene Ausführung der Draperien und des Acten. In der letzten Beziehung so wie hinsichtlich der Harmonie und des allgemeinen Farbentons können nur Tizian und Rubens mit Murillo und Velasquez verglichen werden.

Eine ungemein schöne Zierde des dritten Saales ist das reizende Portrait der Tochter eines ziemlich unbekannten Meisters, Dominico Theotocopuli, mit dem Beinamen el Greco, eines muthmaßlichen Schülers Tizian's und, wie Alonso Cano, Architekten, Bildhauers und Malers († 1625 in Toledo). Der Kopf ist vortrefflich gemalt; die schöne Griechentochter betrachtet uns mit so lebendigen, klaren, sprechenden Augen, daß wir uns wie magnetisch angezogen fühlen und uns in dem Ansehen dieses lebenswürdigen Geschöpfes nicht sättigen können. Wir bleiben wie festgebannt vor dem Bilde stehen und suchen die Geheimnisse eines so glücklich inspirirten Meisters zu durchdringen, welcher das Leben auf diese Leinwand fixirt hat. Die Hände und der Anzug sind etwas vernachlässigt. Ein Portrait Philipp II. von Tizian schmückt ebenfalls den dritten Saal; es ist in jeder Hinsicht vollkommen zu nennen. Kein Maler hat es verstanden, die gekrönten Herrscher der Erde mit solcher Würde und so wahrhaft fürstlichem Anstand zu repräsentiren als dieser große Venetianer; allen seinen Figuren von Königen und Prinzen ist das unverkennbare Siegel ihres Bluts und ihrer Race aufgedrückt. Ubrigens ist schwer zu begreifen, warum dieses Portrait im neuen spanischen Museum und nicht in der Louvre-galerie figurirt, wo noch Platz genug übrig gewesen wäre. Dieselbe Bemerkung drängt sich uns ebenfalls in Ansehung der übrigen Gemälde aus der italienischen Schule auf, welche hier nicht an ihrer Stelle zu sein scheinen; z. B. ein heiliger Johannes von Andrea del Sarto, eben kein ausgezeichnetes Werk dieses Meisters, wofern es anders von ihm herrührt, ein venetianischer Doge von Giovanni Bellini und ein heiliger Paulus von Luca Giordano.

Burbaran hat den vierten Saal in Besitz genommen. Im Katalog stehen 81 Gemälde von diesem Meister verzeichnet; ob es lauter Originale sind, läßt sich bezweifeln. Trotz seines frommen Lebenswandels ist Burbaran dennoch bei weitem weniger Idealist als Murillo; seine Natur ist wesentlich realistisch, und er schrieb so zu sagen die Prosa, wozu Murillo die Poesie lieferte. Aber welche nervige, kernste, strenge Prosa! welche Kräftiger, wahrer, natürlicher Styl! welche Klarheit und Sicherheit der Auffassung! welche Einfachheit in Anwendung von Hülfsmitteln, und doch welches imponirende, Ehrfurcht gebietende Resultat! Sein Triumph ist besonders vollständig und glänzend in den Bildern mit einzelnen drapirten Figuren; denn die fünf oder sechs größten Compositionen, Maria Verkündigung, die Anbetung der Hirten, die Beschneidung, Maria Empfängniß, die Anbetung der Könige u. s. w., welche der Katalog dem Burbaran zuschreibt, sind sehr schwach und mittelmäßig; obgleich einige davon, wie z. B. die Beschneidung, viel Bestimmtheit in der Anlage und Festigkeit in der Ausführung

haben, so mangelt ihnen doch alle übrigen wesentlichen Erfordernisse der Kunst. Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, in einer Glorie schwebend und gewissermaßen von einer Quirlenwolke dicht aneinandergedrängter Cherubimköpfe getragen, ist eine ganz unglückliche Composition, obgleich man ihr das Verdienst nicht streitig machen kann, daß sie mit kräftigem, breitem Pinsel gemalt und ausgeführt ist. Die Engelsköpfe sind gar zu irdisch, um nicht zu sagen, gemein; dagegen aber sind zwei Mönche auf dem untern Theil dieses Bildes vortrefflich und tadellos. Glücklicherweise besteht die Burbaran'sche Sammlung größtentheils in Mönchsportraits; die Modelle dazu boten ihm die spanischen Klöster, in denen er lebte; man kann nicht leicht strengere, ascetischere, finstere Klosterphysiognomien sehen. Die heiligen Frauen Burbaran's dagegen haben kein sehr übertriebenes Aussehen; das sind echte Spanierinnen, wie dergleichen allerdings den Schleier getragen haben mögen, aber die meisten davon genossen sicher alle weltlichen Freuden; dafür bürgen uns ihre schlanken Taillen, ihre runden vollen Arme, ihre frei um sich blickenden Augen, kurz ihre ganze kokettirende, reizende und nichts weniger als fromme Haltung. Sie haben keinen Anflug von traditioneller Schönheit und Idealität, sondern tragen bloß eine kalte Strahlenkrone um das Haupt. Alle die Einzelfiguren Burbaran's zeichnen sich durch große Energie und Einfachheit aus und verrathen eine feste Zeichnung, ein tüchtiges, bisweilen raues Colorit und eine herrliche Modellirung. Die Stoffe sind meisterhaft behandelt. Zu den vorzüglichsten Leistungen gehören ein bewundernswürdiger heiliger Franciscus mit seinen Wundenmalen, ein betender heiliger Franciscus, eine Jüdische, ein Märtyrertum des heiligen Julian und ein Mönch mit einem Todtenkopfe, in tiefes Nachgrübeln versunken.

Mitten unter diesen Heiligen, Mönchen, Märtyrern und schönen Frauen bemerkt man auch nicht ohne Überraschung einen auf Pergament in Gouachemalier gemalten Hasen, welchen der Katalog unserm Abrecht Dürer zuschreibt; dabei ist bemerkt, daß der Name Dürer's berühmt ist. Unter diesem Hasen hängt ein kleiner van Eyck, die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde und einem Engel, welches Bild das Dratorium Karl V. schmückte und außer seinem Kunstwerth also noch historisches Interesse hat.

Im fünften und letzten Saale domirt Ribera mit allen Schrecknissen seines unbändigen Pinsels. Fünfundzwanzig Bilder stehen von ihm im Katalog aufgeführt, worunter das Märtyrertum des heiligen Bartholomäus für das Capitalstück erklärt wird. Die pariser Kritiker wissen nicht, ob sie dieses Gemälde oder die Jungfrau mit dem Gürtel von Murillo für die Krone des ganzen spanischen Museums ausgeben sollen; hätten wir zu entscheiden, so würden wir nicht lange schwanken und der Jungfrau mit dem Gürtel unbedingt den Vorzug vor dem Märtyrertum des heiligen Bartholomäus einräumen. Es ist keine Frage, das letzte Bild verdient in mehr als einer Hinsicht die Bewunderung aller Kunstkenner; aber der Gegenstand ist zu gräßlich und mit einer zu schrecklichen Wahrheit behandelt, als daß es eine völlige Befriedigung gewähren könnte wie die liebliche Madonna mit dem Gürtel. Der Heilige ist hintenübergelegt, mit dem Gesicht und Körper dem Beschauer zugewandt; die Folter beginnt toben. Der rechte Arm ist festgebunden und einer von den Hentern schickt sich an, ihn zu schneiden; der andere Scharfrichter hat das linke Bein ergriffen und will es mit Stricken binden; Beide erfüllen ihr Amt mit scheußlicher Grausamkeit und entsetzlichem Behagen. Der Heilige setzt den Martern einen stoischen Gleichmuth entgegen. Der Eindruck, welcher den Beschauer vor diesem Bilde ergreift, läßt sich nicht schildern; alle Täuschung, Poesie und Kunst hört auf; die schreckliche Wirklichkeit tritt uns vor Augen, und wir fühlen ein Alpdrücken, wie wenn wir einer Hinrichtung beiwohnten. Die Gegenphysiognomien der beiden Märtyrernächte stoßen uns ein fürchterliches Grauen ein; nur die spanische Inquisition kann solche Diener gehabt haben. Gleichfalls tief erschütternd und meines Erachtens ein zu greller Gegenstand für die Kunst ist

Sato von Ulica, welcher sich den Unterteln aufreißt, sobald die Gedärme herausfallen, zu welcher schmerzlichen Operation der Philosoph unendlich schreit. Der Kampf des Hercules mit dem Centaur, welchem eine schöne Frau zusieht, erregt ebenso wenig Wohlgefallen. Der Evangelist Paulus dagegen und mehrere andere isolirte Figuren von Rindern beschriebenen sehr und sind ganz im Charakter der alten Italiener ausgeführt; die Kunst des heiligen Petrus verdient dieselben Lobsprüche.

Damit wären wir am Ende der spanischen Galerie gelangt; wir glauben Alles besprochen zu haben, was besondere Besprechung verdiente. Die spanische Malerschule hat allerdings noch mehrere andere Meister, deren Namen wir nicht einmal genannt haben, obgleich sie im Katalog mit so und so viel Werken verzeichnet stehen; aber die ihnen zugeschriebenen Bilder sind entweder mittelmäßig oder so unter aller Würde, daß ihre Schönheit mehr als zweifelhaft ist. In diese Kategorie rechnen wir die beiden Herrera (Francisco el Viejo und Francisco el Mozo), den Claudio Soello, welcher das berühmte Altarblatt in der Capelle des Escorial gemalt, den Antonio Pereda, den Andrea del Castagna, Antonio del Rincon, welcher den Übergang zwischen der altgothischen Manier und der castilischen Schule bewerkstelligte, und mehrere Andere, deren Aufzählung hier unnütz sein würde.

Wir schließen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die spanische Schule und über den wahrscheinlichen Einfluß, welchen das neue Museum auf die moderne französische Malerei ausüben dürfte.

Die spanische Schule hat ein eigenthümliches, stark ausgesprochenes Gepräge, welches überall den Nationalcharakter hervortreten läßt. Dieser Charakter wird stets, selbst in den fremdartigsten Ausschweifungen und Abweichungen, von einem warmen Colorit aufrecht erhalten, in den Strahlen einer Sonne gemalt, welche sogar Reismen wieder Leben und Athem einhaucht, wie es Murillo's heiliger Bonaventura beweist. Welch krySTALLPHELLES, hüpfendes Blut rollt unter der sammetweichen Haut jener schönen Frauen, welche mit ihren schwarzen Mantillen Lothetiren wie Spaziergängerinnen im Prado, obgleich der Maler sie zu heiligen Frauen hat stempeln wollen, und in den Adern jener prächtigen Cavaliere mit rufbrauner Stirn und hirschkornartigem Schnurrbart, welche die Hand in die Seite gestemmt und das Barett auf die Ohr gebrückt, mit ihren Waffenschnäuren jene äppigen Frauen verschlingen, deren Feder und verklärter Blick ihnen den Weg des Paradieses mit Blumen zu besäen verspricht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Curiositäten.

Auf der wittenbüttele Bibliothek befindet sich ein seltenes Buch, gedruckt zu Lübeck 1484, 72 Blätter in Quart ohne Seitenzahl und Custoden, „Das Licht der Seelen“, in sächsisch-niederdeutscher Sprache. Es ist eine Übersetzung oder Bearbeitung eines lateinischen Werkes, welches den Titel „Lumen animae“, führte, ascetischen Inhalts, und zerfällt in 7 Abschnitte: 1) Jäger, 2) Jagdhund, 3) Licht der Seele, 4) Bad oder Waschung der Seele, 5) Freude der heiligen Dreifaltigkeit, 6) Betrübnis der Teufel (Drohnisse der däwle), 7) Behüter der Seele. Darauf folgt ein Beichtformular, das für die Cultur- und Sittenzustände jener Zeit sehr bezeichnend ist, weshalb wir einige Beichtfragen ausheben wollen.

Fragen an „Könige, Edelente, Ritter und Wohlgeborene: — Hast du mit unrechten Abgaben deine armen Unterthanen beschwert? Bist du ein Räuber gewesen, heimlich oder offenbar? — Hast du gestochen und turniert um Hossart oder Unkeuschheit willen? — Hast du gute Pferde oder köstliche Kleider gegeben den Lotterduden oder Gaukern? — Hast du viel unnützes Volk gehäht, als lieberliche Weibsbilder (Loze

Vrouwen) und andere Buben? — Hast du Buchergeld gegeben, oder Leute und Land verpfändet, um überflüssigen Prassens willen? — Hast du etwas gethan, das deinen Briefen und Siegeln widerstreitet? — Bist du in ungerechtem Streite gewesen, hast du niedergebrannt, den Leuten ihre Habe genommen, sie todt geschlagen, Kirchen beraubt? — Hast du den Leuten Schaben gethan mit deiner Jagd? — Geistliche Lehen oder Präbenden gekauft oder verkauft? — Hast du „Karetters“ oder Schwertbrüder an dir getwogen? — Ist es deine Gewohnheit, Nachts vor dem Bette etwas zu Trinken stehen zu haben? — Hast du frommen Frauen und Jungfrauen Gewalt angethan mit Unkeuschheit, und hast du nach ihnen geschickt, daß sie aus Furcht zu dir kommen mußten?“

Fragen an „Gerichtspersonen, Arme und Reiche: Hast du Jemand oder dich selbst unzüchtig betastet mit Händen oder Füßen? — Bist du oft ins Bad gegangen den Bockstuhls halber?“ Interessant sind auch die Beichtfragen, welche die Bauern zu beantworten haben: „Hast du dich in der Schenke deiner guten Werke gerahmt? — Hast du verlacht oder verspottet die frommen Menschen oder Priester? — Hast du dich oder dein Gesinde dem Teufel befohlen? — Bist du sehr betrübt gewesen, wenn das Getreide wohlfeil war?“ u. s. w.

In einem andern niederdeutschen Drucke (Magdeburg 1493), der den Titel führt: „Eyn Spiegel aller Leshabere der sundigen Werlde“, und sich gleichfalls zu Wittenbüttele befindet, wird eines fünften Briefes des Apostel Paulus an die Rassen erwähnt, über den unsere gelehrtesten Theologen schwerlich weitere Auskunft geben können: „Also scrift sagte Pauwel an de Russen in sinem vestten: — ane ende sint de wol-luste und froude des hemmelschen Vaderlandes, de noch nie nen oge geseen hefft, edder nye neyn ore gehöret.“

Wir lasen neulich in einer polnischen Zeitung, daß irgendwo eine Kirche von Menschen so entweiht wurde, daß ein Bischof dieselbe von Neuem einweihen mußte. In dem Werke: „Sermones anniversarii, saxonica lingua conscripti“, von 1493, heißt es in festo circumcisionis, wörtlich übersetzt: „Dem Küster gebe ich eine Kanne Bier in die Kirche, auf daß ihn nicht aus der Kirche verlange, und eine Peitsche, daß er damit die Hunde aus der Kirche jage und die Gottvergessenen außerhalb derselben hineinjage.“

In einer nur handschriftlich vorhandenen Geburts-, Lebens- und Leihensgeschichte Christi, verfaßt von einer gewissen Metke Bomhouwers, werden die Beschäftigungen und Kleider der Jungfrau Maria so genau beschrieben, als hätte sie den Abschnitt für eine leipziger oder wiener Modezeitung bestimmt. Joseph's Fosen „waren grau und braun, mit rothem Seidenzeuge gefärrt, und man kann sie noch heutiges Tages sehen zu Alten“ (Nachen). Maria besaß eine Kunst, „die leider jetzt Niemand mehr versteht, sie strickte nämlich dem kleinen Jesus einen Rock, der mit ihm aufwuchs“ (se knüttede om einen rock de wos mid öme up). Dieselbe Metke Bomhouwers versichert unter Anderm: die Bewahrung der Jungfrauschaft sei gottgesälliger und mache seliger, als wenn sie den Großtürken heirathe und dadurch ihn und die gesammte heilnische Welt zum Christenthum bekehre. Ehe, Verheirathung und ewige Verdammnis gelten ihr für gleichbedeutend.

Seit der Reformation kamen andere Begriffe auf; übertriebene Ascese und ungeheure Niederlichkeit kamen allmählig ab. Wie arg letztere war, und wie sie, grade herausgesagt, vom Papste begünstigt wurde, ersieht man deutlich aus des ruffischen Predigers Nikolaus Gryfen Werk: „Spiegel des antichristlichen Pawestdomes und lutherischen Christendomes“ (Mosk 1593). Derselbe citirt aus der zu Rom 1514 von Marcellus Silber, alias Franck, gedruckten „Taxatio sacr. poenitentiarum apostol.“ folgende Stelle: „Absolutio pro eo, qui matrem, sororem, vel aliam consanguineam vel affinem suam carnaliter cognovit“ — fünf Groschen! Was sagt Fr. Göttes dazu?

Ästhetik der Tonkunst, von Ferdinand Hand. Erster Theil.

(Beschluss aus Nr. 147.)

Der schwächste Theil des Werkes ist die Ableitung der Musik aus dem Gemüthsleben (S. 75), was doch der Mittelpunkt und die leitende Idee der ganzen Untersuchung ist. Es ist höchst merkwürdig, ja, fast unbegreiflich, wie grade der Gelehrte, der die erste wirkliche Ästhetik der Tonkunst zu geben versucht und nach seinem eignen Geständnisse eine Philosophie der Musik beabsichtigte, gleichwol es hat unterlassen können, sich denjenigen Grad philosophischer Bildung zu erwerben, ohne welchen die ganze Construction misslingen mußte. In der Psychologie fehlt es dem Verf. noch sehr, und es herrscht bei ihm eine augenscheinliche Verwirrung der Begriffe. Er hat eigenmächtig die Thatkraft oder das Bestrebungsvermögen (Begehrungsvermögen und Wille) aus den Grundvermögen der Seele ausgestrichen und will deren bloß zwei, den Geist und das Gemüth, oder Kopf und Herz gelten lassen. Zwar haben die Psychologen über die Grundvermögen der Seele sich noch nicht vereinigen können; Herbart verwirft alle Seelenvermögen als etwas Angeborenes und konstruirt sie aus Vorstellungsrreihen und ihren Verhältnissen; Krug, ihm zum Theil folgend, will das Gefühlsvermögen entfernt wissen, indem Gefühle nichts Anderes seien als dunkle Vorstellungen; aber unsers Wissens hat noch Niemand das Bestrebungsvermögen geleugnet, wie Hr. H. gethan. Man hätte deshalb wenigstens eine Rechtfertigung dieser Paradoxie erwarten können. Diese ist aber nicht nur unterblieben, sondern er eröffnet seine Deduction sogar mit den Worten: „Wir wissen durch psychologische Untersuchung, daß die Seelenkraft sich nach diesen beiden Formen unterscheiden läßt“ (S. 75), gleich als ob dies eine ausgemachte Sache wäre. Da nun Hr. H. selbst nicht Psycholog ist, so mußte wol diese leere Behauptung auf irgend eine Autorität sich stützen. Wir vermutheten, er habe aus seines von ihm hochverehrten Kollegen Fries „Handbuch der psychischen Anthropologie“ geschöpft, und richtig findet sich dort eine unmittelbare Verbindung der Arten des Wohlgefallens und der Triebe des Menschen, und es heißt: „Dem Begriffe nach werden wir Lustgefühle und ihr Vermögen von Begierden unterscheiden, aber der Sacherklärung nach sind Herz

und Trieb oder Begehrungsvermögen im Menschengesichte eins und dasselbe.“*) Das kann nicht sein. Sind Herz und Trieb der Sache nach ein und dasselbe, so muß der Begriff, welcher beide unterscheidet, irrig sein; und umgekehrt, sind die Begriffe beider verschieden und wahr, so können sie nicht der Sache nach dasselbe sein. Er hätte übrigens auch bei Fries finden können, daß dieser Philosoph allerdings drei Grundvermögen, Erkenntniß, Herz und Thatkraft annimmt**), aber nur später durch einen Widerspruch die Triebe der Thatkraft mit den Lustgefühlen des Herzens verwechselt. Ebenso irrig wird das contemplative Leben des Geistes unter das Gefühl gestellt (S. 77), da es doch offenbar zur Erkenntniskraft gehört. Etwas beschauen, betrachten, heißt ja nicht fühlen und geschieht mit Hülfe ganz anderer Organe als dieses. Durch einen ähnlichen Widerspruch wird das Gefühl unter die Idee des Schönen gestellt, sodaß auch das Wahre und Gute als ein Ästhetisches gefühlt werde; aber gleichwol behauptet er, es gebe Gefühle, in denen ein Unangenehmes oder Unangenehmes gar nicht empfunden werde, wie eben die Wahrheit (S. 80). Abgesehen hiervon, macht der Verf. über das Wesen der Musik selbst und ihr Verhältniß zu den übrigen Künsten mehrere treffende, auch von den Musikern selbst sehr zu beherzigende Bemerkungen. Auch mit Recht wird (S. 80) alle hörbare Musik auf eine innere, nicht hörbare bezogen, welche das Gefühl auch da noch auffasse, wo der Sprechende das Unzureichende der Wortbezeichnung und die Armuth der Sprache beklagt; allein er geht zu weit, wenn er den Tadel gegen manche Sänger, die den Text nicht deutlich aussprechen, unrecht findet (S. 85), weil man das Wort nicht solle für die Hauptsache gelten lassen. Dies würde auf den Satz führen: der Sänger singe, je unverständlicher, desto schöner, weil er sich dann der höhern, innern Musik mehr annähere. Dann behalte er lieber Alles für sich! Ist die Musik für einen bestimmten Text, z. B. ein Goethe'sches Lied, gesetzt und mithin die Wortdichtung die ursprüngliche, welche nur singend vorgetragen werden soll, so versteht es sich wol von selbst, daß der Sänger auch die Worte deutlich vortragen muß. Dasselbe muß auch

*) Fries, Handbuch der psychischen Anthropologie. Erster Band. Zweite Auflage. (Sena 1837.) S. 205.

**) S. 42.

in dem Operngesange geschehen, obgleich hier, wie in den Mozart'schen Opern, der Tonbildner über den Wortbildner unendlich erhaben ist und eben darin seine vollendete Meisterschaft offenbaren kann, daß er die Prosa des Dichters zur höchsten Poesie steigert. Deshalb wird auch keine Opernsängerin ganz vollkommen sein, wenn sie nicht, wie die Schröder-Devrient, die Fackmann, die Malibran und Andere zugleich eine große Schauspielerin ist; ohne diese Kunst gleicht auch die schönste Stimme nur einer aufgeblasenen Flötenuhr. Mit großer Wärme vertheidigt Hr. H. ferner die Musik gegen den ihr von Hoffmann, Nägeli, Griepenkerl u. A. gemachten Vorwurf, als ob sie bestimmte Gefühle gar nicht darstellen könne, keinen bestimmten Inhalt habe und auf das Nachahmen der Verhältnisse der Vorstellungen im Allgemeinen beschränkt sei, und preist ihre, das Gemüth zum Unendlichen erhebende, beseligende, heilende und stärkende Kraft. Das Göttliche ist nämlich in seiner ganzen Fülle nur dem Gemüthe des Religiösen gegenwärtig; indem man es, wie der Dichter, in Worten schildert oder, wie der Philosoph, zergliedert, tritt es schon mehr in die Reihe der endlichen Wesen, der Verstand faßt es in Begriffe und behandelt es wie andere Begriffe; die Musik aber drückt diese Gemüthsstimmung, indem sie sich an das Gemüth selbst unmittelbar wendet und es im Innersten ergreift, am reinsten aus. Dapier vermißt man beim Kirchengesange, sobald der Sänger nur mit einer schönen Stimme einen seelenvollen Vortrag verbindet, eine deutliche Aussprache der Worte am wenigsten; ja, es scheint diese fast in der Andacht zu stören, der Zuhörer findet in seinem Gemüthe den passenden Text von selbst. An diesen Stellen tritt das Unzureichende solcher Ästhetiken, welche wie die von Griepenkerl auf das Herbart'sche System gebaut sind und die Gefühle nur als Lagenverhältnisse gespannter und gedrückter Vorstellungen ansehen, recht augenfällig hervor. Wie kann doch die religiöse Musik in der magischen Gewalt, womit sie das Gemüth zum Göttlichen erhebt und die beseligende Gegenwart des über alle Vorstellungen Erhabenen andeutet, nur Vorstellungen nachahmen wollen? Doch beschränkt auch selbst unser Verf. die Musik wieder zu sehr, wenn er (S. 89) sagt, es könnten Leidenschaften wie der Geiz und die Ehrsucht, weil sie an besondere Reflexionen gebunden sind, nicht zur musikalischen Darstellung kommen. Die Musik kann freilich nicht die Reflexionen des Geizigen und Ehrsuchtigen schildern, dies kann sie aber auch bei keiner andern Leidenschaft; aber allen Leidenschaften ist gemeinsam, daß in ihnen das aufgeregte Gemüth, von den dunkeln Wogen entgegen gesetzter Gefühle bestürmt, hin- und herschwanke, ohne zur Ruhe gelangen zu können. Mag nun der Gegenstand der Leidenschaft sein, welcher er will, das Gemüth findet sich immer in einer ähnlichen Spannung. Der Ehrsuchtige und Geizige kann, gilt es den Verlust der Ehre oder eines Schatzes, in eben die Angst, Unruhe, Wuth und Verzweiflung gerathen wie der Liebende aus Eifersucht und Rache; die Musik wird also in der treuen Schilderung dieser Gemüthszustände dort dieselbe Wahrheit erreichen können wie hier.

In dem zweiten Buche, von der Schönheit in der Musik, ihren Elementen und Formen, ist die Erklärung des Schönen: „als des im Anschaulichen durch freie Form sich darstellenden, nicht durch Begriffe, sondern durchs Gefühl unmittelbar zu erfassenden Geistigen und Ideellen“ (S. 149), wobei der Vernehmende das Wort nicht versteht, indem der Verstand nicht faßt, was unmittelbar die Seele ergreift und erfüllt (S. 153), nicht ganz richtig. Das Kunstschöne ergreift den ganzen Menschen, und deshalb kann keine einzelne Seelenthätigkeit ausgeschlossen bleiben. Ergreife das Schöne nur das Gefühl, so würde uns in einem Gedichte die Wahrheit der Schilderung menschlicher Gemüthszustände, oder in einem Gemälde die Wahrheit des Ausdrucks nicht als schön gefallen können, da wir sie nicht durchs Gefühl, sondern im Anschauen und Erkennen auffassen. Auch das Folgende über die formale, charakteristische und ideale Schönheit bietet bei manchem Treffenden Stoff zu mehrern Bemerkungen dar, welches wir aber übergehen, da es von Seiten der Musiker ohnedies wol nicht an Widerspruch fehlen dürfte. Über die Bedeutung der einzelnen Tonarten hat der Verf. weit richtiger als Schubert und Andere geurtheilt, aber ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, welche der genauen Bestimmung derselben entgegentreten. Daß die Tonarten einen verschiedenen Charakter haben, und sich nicht jede zu jeder Gemüthsstimmung gleich gut eignet, und daher nicht, wie Zelter meinte, von dem Componisten willkürlich gebraucht werden könne, ist offenbar. Jeder kann sich davon selbst überzeugen, wenn er z. B. einen in C-dur gesetzten Walzer in Es-dur oder H-dur spielt, wodurch er sogleich etwas Erhabenes, Feierliches, Prächtiges erhält. Auch die Bemerkungen über einzelne Musikstücke müssen wir hier übergehen, weil sie für die damit nicht Bekannten nur geringes Interesse haben können. Nur Urtheile wie folgende (S. 9): Mozart drang, indem er das Schöne unmittelbar ergriff, auf Inhalt und Klarheit; Beethoven war Idealist und strebte nach Weltharmonien, müssen wir hier rügen, weil sie theils unrichtig, theils wegen der Allgemeinheit nichtsagend sind.

Dieser Mangel ungeachtet bleibt vorliegendes Werk im Ganzen doch sehr schätzbar; es ist ernstlich gemeint und wenigstens weit besser als Das, was bisher sich für eine Ästhetik der Tonkunst ausgegeben hat. Mögen die Männer von Fach, die daran Vieles auszufügen haben werden, es besser machen und durch die That beweisen, daß sie auch über ihre Kunst wissenschaftlich zu sprechen vermögen.

89.

Das spanische Museum in Paris.

(Beisatz aus Nr. 147.)

Wenn das spanische Museum zehn Jahre früher gestiftet worden wäre, als noch die romantische Schule domirte, so würden sich ihre Anhänger mit Wuth über diesen ganz neuen Fund hergestürzt und vielleicht ganz zu Grunde gerichtet haben. Ribera mit seinen wunderbar gemalten Cadavern, schauerhaften Köpfen, flammenden Augen und seinem ganzen leichenartigen Gefolge wäre binnen wenigen Tagen der Abgott in

allen Kteliers der Nichtklassiker geworden. Ein anderer Maler, dessen ganzes Dasein ein schrecklicher Roman ist und welcher in seinen Anfällen von Rartheit fabelhafte Geübte mit delirirendem Pinsel auf die Leinwand warf, hätte jenen ganzen Schwarm langbehaarter und ziegenbärtiger Romantiker in Ekstase versetzt und ihrer kranken Einbildungskraft, welche von nichts als Blockberg- und Höllenscenen träumte, frisches Futter geliefert. Zurbaran, der Hapfode des Klosterlebens, dessen energischer, schrecklicher Pinsel jene schwärmerischen Mönchsköpfe auf die Leinwand festgebannt, deren hohler, stehender Blick die auf sie gehefteten Augen versengt, und welche bei unheimlicher Fackelbeleuchtung in den unterirdischen Gewölben der Inquisition gemalt zu sein scheinen, Zurbaran hätte die jüngern französischen Künstler beherzt und bezaubert. Vielleicht wäre, grade wegen seiner Grazie und natürlichen Schönheit, das reinere, correctere Talent Murillo's verkannt worden, und man hätte dem Maler der Engel, dem Rafael der irdischen Jungfrauen nur die wunderliche Naivetät einiger im spanischen Geschmack behandelten Compositionen abgeborgt. Glücklicherweise ist die Krisis des romantischen Fiebers für Frankreich vorüber und einer Reaction gewichen, deren Resultate sich noch nicht ermessen lassen. Was vor wenigen Jahren den jüngern sich heranbildenden französischen Künstlern nichts als Klippen und Sandbänke geboten, kann für sie gegenwärtig ein kostbarer Studiengegenstand werden. Die spanische Schule gibt einen Vergleichungspunkt zwischen der regelmässigen und wahrhaft himmlischen, idealen Schönheit der Italiener und der bisweilen trivialen Wirklichkeit der Niederländer; will man sie eine entartete Tochter der großen italienischen Schulen nennen, wie es einigen strengen französischen Kritikern beliebt, so hat sie, nach unserm Dafürhalten, das reinste Blut ihrer Mutter sorgfältig in ihren Adern aufbewahrt, und in gewissen Augenblicken könnte uns ihre weniger reine, aber viel mehr hinreissende Schönheit zu dem Ausruf begeistern: „Matre pulchra filia pulchrior!“

Die neuere französische Kunst wird die Einwirkung ihrer ältern Schwester von jenseit der Pyrenäen unfehlbar spüren. Jener selbst bis jetzt die Originalität, die Spontanität und Leidenschaft; denn man hüte sich wohl, die lebhafteste, übersprudelnde Einbildungskraft mit wahrer innerer, tiefer Leidenschaft zu verwechseln. Diese Leidenschaft, welche vom Herzen kommt, findet sich in fast allen ernsten, höhern Gefühlen, läßt sich aber auch süglich mit dem Ausdruck der trivialsten Alltags-scenen vereinen, welche, von einem allgemeinen Standpunkte aus und nicht so aufgefacht, das unwürdige Details des Interesses des Bildes absorbiren, auf eine ernste Weise behandelt, durch die Gewissenhaftigkeit des Künstlers geädelt und durch die Energie seines Pinsels in den Rang historischer, symbolischer Gemälde erhoben werden können. So trivial z. B. auch die Materie ist, welche die Niederländer auf die Leinwand bringen, so darf man ihnen doch nicht vorwerfen, daß sie die Malerkunst erniedrigt und herabgewürdigt haben, weil sie nie jene ruhige, gewissenhafte Energie verlieren, welche ihren Pinsel durch alle Kirmestänge und Zeitgelage hindurch begleitet. Selten blickt aus ihren wildesten Scenen eine niedrige, gemeine Absicht hervor. Die derbe niederländische Fröhlichkeit kennt die Kunst der Anspielungen nicht, welche hundertmal immoralischer ist als die Ungelehrtheit einer ehrlichen Natur, welche vom Skandal keine Ahnung hat und ihren Trieben freien Lauf läßt, ohne dabei etwas Böses zu denken; grade so wie die bisweilen starken Redensarten der Personagen in den Shakspear'schen Dramen nur den Zierpuppen die Schamöthe ins Gesicht treiben und eine verdorbene Phantasie beleidigen.

Die spanische Schule besitzt, vielleicht im Übermaß, grade diejenigen Eigenschaften, welche der französischen abgehen, die sich in kalter Correctheit, symmetrischer Composition und falscher theatralischer Darstellung gefällt. Die spanischen Maler dagegen verstehen meisterhaft die strengen, schrecklichen Gegenstände, die geheimen am Herzen nagenden Leidenschaften, die Qualen des Klosterlebens und die Martern des Märtyrertodes

in allen ihren Einzelheiten zu behandeln. Ich kenne keinen Künstler, welcher mit solcher Wahrheit eine Wunde bluten läßt und das todte Fleisch eines Leichnams malt als Ribera. Das Studium der Gemälde Murillo's und Zurbaran's erschließt ein gewichtiges Geheimniß der Kunst, nämlich die Gedanken der dargestellten Personen in Blick, in Bewegung, in eine kaum bemerkbare Gesichtsfalte überzutragen und unter den Stirnrunzeln jene tausend Ideen, eine nach der andern, hervortreten zu lassen, welche die Wangen zusammenschrumphen lassen und das Gesicht mit Leichenblässe und tiefen Furchen überziehen; kurz alle Pein, alle Wünsche und alle Leidenschaften des menschlichen Herzens zu offenbaren.

Die Künste nähren sich ja von Leidenschaft, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet haben die spanischen Maler vor allen andern den Vorzug; manche ihrer Übertreibungen kommen gewiß auf Rechnung des spanischen Volkscharakters, dem sie selbst auf Kosten der Wahrheit schmeicheln mußten. Wenn der Ausdruck ihrer Ideen bisweilen einen wilden Auszug und Aufschwung nimmt, so dürfen wir nie vergessen, daß die spanische Nation andere Sitten hatte als Franzosen, Italiener und Deutsche; daß sie stolz, eifersüchtig und rachgierig ist, und das Gepräge ihres Hasses und ihrer Liebe allen Gegenständen eintrübt, welche sie berührt; und daß Alles an ihr, sogar ihr religiöser Glaube, brennt und glüht wie das Eisen, wenn es aus dem Ofen kommt. Diese Naturanlage erklärt die castilischen Maler, welche uns auf den ersten Anblick unbegreiflich erscheinen. Sie mögen bisweilen übertrieben haben; da sie aber mitten in ihren Übertreibungen nie den hohen Respect vor dem wesentlichen Theile der Kunst, vor der Zeichnung, aus den Augen verlieren und ihr Colorit stets bewundernswürdig ist, so hat die spanische Schule einen ausgezeichneten Rang in der Geschichte der Malerei errungen und kann mit demselben Recht als die italienische, niederländische und deutsche angehenden Künstlern zum Muster und Vorbild anempfohlen werden. Der nachtheilige Einfluß der spanischen Galerie auf eine gewisse Anzahl von Schülern wird dabei schwer zu vermeiden sein; möglicherweise es, daß dadurch die Traditionen des Schönen in Bezug auf die Reinheit der Linien des menschlichen Körpers verloren gingen, welche Poussin in die Kunstpraxis der Franzosen eingeführt hat und welche Ingres aufrecht zu halten strebt. Die anatomischen Studien des menschlichen Körpers lassen bei den spanischen Meistern wenig zu wünschen übrig; die Zeichnung ist kräftig, gut modellirt und vollständig in allen ihren Theilen; aber ihre Typen, anstatt nach den Antiken oder in der Schule Rafael's studirt zu sein, sind aus der Natur genommen; selbst die Engel Murillo's und seine Madonnen so wie die Christus von Ribera tragen ganz den Ausdruck ihrer irdischen Abkunft und sind von der Poesie und dem Glauben nicht über die Wirklichkeit hinaus entrückt worden. Die italienischen Maler haben sich zwar auch in ihren Bildern manche Freiheiten genommen, namentlich die spätern, wie Paul Veronese, der in seiner berühmten Hochzeit zu Kana lauter historische Personagen seiner Zeit, Kaiser, Könige, Prinzessinnen, Zwerge und Künstler, verwandt hat; aber sie haben doch ihren Heiligen- und Madonnenköpfen, selbst wenn sie nach lebenden Modellen copirt waren, immer den idealen, göttlichen, durch Tradition geheiligten Charakter gelassen. Die niederländischen Maler, bei denen man religiöse Bilder bestellte, hatten allerdings die Gewohnheit, den Stiftern dieser gewöhnlich in Folge eines abgewendeten Unfalls gelobten Bilder eine Rolle unter den Heiligenfiguren anzuweisen; aber sie erlaubten sich nicht, den heiligen, traditionellen Typus der Madonnen oder Märtyrer zu verändern und ihnen eine Localwahrheit unterzuschleichen. Die spanischen Künstler dagegen haben im Allgemeinen stets die Natur, wie sie dieselbe in ihrer materiellen Hülle um sich herum erblickten, copirt und allen Personagen ihrer Gemälde, ihren Engeln, ihren himmlischen Jungfrauen, sogar dem Jesuskinde selbst den castilischen Charakter geliehen. Dieser Umstand, verbunden mit Parteilichkeit, erklärt, warum die französischen Kritiker bei

Eröffnung des neuen spanischen Museums so großen Ehem da-
wider erhoben und die spanischen Gemälde als geschmacklose Com-
positionen verschrien haben. Murillo selbst hat in den Augen
dieser methobischen, kurzseitigen Geister nicht völlige Gnade ge-
funden, und man kann ihm gewisse Trivialitäten, wie sie sich
ausdrücken, nur wegen einzelner und befreitbarer Meisterwerke
zu gute halten. Zeugen läßt sich allerdings nicht, daß man-
che Raivetäten des spanischen Geschmacks alle unsere Begriffe
von Religion und Kunst über den Haufen werfen; z. B. jenes
Gemälde, wo der kleine Jesus dargestellt ist, wie er einem ar-
men hungerigen Bettler ein Stück Brot bietet, während ein
Engelchor an der Schwelle des sich öffnenden Himmels erscheint,
von denen jeder ein so appetitliches feines Weißbrot unterm
Arme trägt, wie wenn er es eben beim Bäcker gekauft hätte.
Die heiligen Familien Murillo's sind oft nichts als rührende
händliche Stillleben; der heilige Joseph gleicht mitunter einem
ehelichen Schreinermeister und Familienvater und die Mutter
Gottes einer braven Tischlerfrau und Familienmutter. Allein
um eine fremde Schule zu beurtheilen, muß man sich zuvor
mit dem Gedanken vertraut machen, daß es in der Kunst keine
absolute Schönheit gibt. Das Schöne ist ein Resultat vom Zu-
sammenkommen gewisser veränderlicher Bedingungen und von
der Unterwürfigkeit unter gewisse Gesetze, welche nicht immer
und nicht überall dieselben sind. Die Kunst hat allerdings ihr
innerstes Wesen, unwandelbar und unveränderlich wie die
Quelle, aus deren unversieglidem Born sie strömt; sie hat ih-
ren himmlischen Typus, den keine Formel definiren kann; aber
in ihren Verhältnissen und Beziehungen zur Menschheit fügt sie
sich allen Anforderungen des Fortschritts, allen Mannichfaltigkei-
ten und Veränderungen der Zeit und des Raums. Die Kritik
soll und kann sich nun mit der Kunst in der ganzen Verhält-
nissheit ihrer unvollkommenen Ausdrücke befassen; Alles, was in
ihrem Bereiche liegt, kann nur schön sein, wenn es Localver-
hältnisse beachtet, die Sitten der Zeit berücksichtigt und die Na-
tur nachahmt, welche der Künstler vor Augen gehabt hat.
Daraus entspringt für den Kritiker die Nothwendigkeit, jene
Verhältnisse, jene Natur und jene Sitten zu kennen, um Al-
les, was davon abweicht, darauf zurückzuführen. Gleichwie
man ein Gemälde weder in zu großer Entfernung, noch in zu
großer Nähe sehen kann, sondern nur, wenn man sich an den
Platz stellt, welchen die Perspective bedingt, ebenso muß man,
um es zu beurtheilen, einen Gesichtspunkt wählen, der noth-
wendig wechselt. Nach diesen Principien muß die spanische
Schule kritisiert werden, denn ihr Hauptverdienst ist, eine stark
ausgeprägte Physiognomie zu haben und nie die Localfarbe und
Localwahrscheinlichkeit zu verleugnen. 35.

Herbstblätter aus Holland, Belgien und Paris. Stutt-
gart, Hallberger. 1838. 8. 1 Thl. 6 Gr.

Es lag wol nicht in der Idee des Verfassers, des jungen
Grafen Kiech aus Dresden, sein angenommenes Incognito
streng zu halten, da er in dem Büchlehen selbst Verhältnisse
so deutlich erwähnt und Namen so leise verschleierte, daß sie den
feinigen außer Zweifel setzen. Seine Reisebriefe sind ebenso an-
ständig und elegant gedruckt als geschrieben, und der Reisende
erweist sich allenthalben als einen verständigen Mann von gu-
ter Erziehung und feinen Sitten. Wenn das allein den Autor
macht, so ist er dazu geboren. Allein, indem wir jetzt nach der
Lecture des Werkchens es von Neuem Geite für Geite durch-
blättern, um etwas herauszufinden, was wir irgend als bemer-
kenswerth hier mittheilen oder besprechen könnten, treffen wir
auch nicht ein einziges dazu geeignetes Wort, das mehr als
Erziehung und Sitte verriethe. Der Reisende schildert tausend-
mal geschilderte Dinge aus den Gegenden, die er mit der Post
durchzog, und zumal aus Paris, wo er sich vier Wochen lang
aufhielt, und gibt nirgend eine Spur von einer bestimmten
ausgezeichneten Richtung, in der er sich im Leben bewegte,

oder von einem andern Berufe als dem Kund, seine Einkünfte
mit Genuß zu verzehren. Dabei können wir nicht umhin, als
eine übel auffallende Eigenschaft seiner Art, zu schreiben, sein Pö-
lerisiren zu rügen. Wir hätten nicht geglaubt, daß die Ma-
ner des Verstorbenen einen verständigen Mann zur Nachahmung
anreizen könne, und dennoch ist dies hier der Fall. Das Mit-
theilen von Schneiderrechnungen und Speisegzetteln, französischen
Versen und Geschichten ohne Pointe reißt nicht ab, und dabei
verfehlt der Reisende nirgend, wo es sich nicht läßt, seines Jä-
gers und anderer Mittel zu erwähnen, kraft deren er sich als
einen Mann von vornehmerm Stande legitimiren kann. Auch
die Überschriften der Briefe an Gräfinnen u. s. w. mit leicht
zu errathenden Namen verrathen dieselbe Absicht, die der Ver-
storbene hatte, durch ein halbes Incognito Aufsehen in der Welt
zu machen. Indessen wird bei alledem nicht leicht einer der Le-
ser dieses Buches große Neugierde nach dem Verfasser hegen, da
es ja doch an und für sich in der jetzigen Zeit keine so uner-
hörte Sache mehr ist, in der Literatur auf einen Grafen zu
stoßen. Dabei findet der große Unterschied zwischen beiden Rei-
senden statt, daß der Verstorbene auf jeden Fall eine pikante
Persönlichkeit besaß, an welche Eigenschaft der hier in Frage
stehende keinen Anspruch haben dürfte; und daß eben schließlich,
was die Hauptsache ist, jener Scandal machte und machen
wollte und seinen Büchern schon dadurch allein Eingang in
die Lesewelt verschaffte, weil eine solche Prostitution seiner selbst
und Anderer, wie er sie sich erlaubte, in der deutschen Literatur
bis dahin fast noch nicht erhebt gewesen war, der Verfasser un-
serer „Herbstblätter“ hingegen — dieses Zeugniß dürfen wir ihm
nicht vorenthalten — sich die Anwendung dieses zweideutigen Mit-
tels, um ein gewisses Relief zu erlangen, nirgend hat zu Schul-
den kommen lassen. 42.

Notizen.

Silvio Pellico in Italien.

Wie Kiech in seiner „Wissenschaftlichen Reise durch das
sübliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich“ (Bd. 1,
Abth. 1, S. 85) mittheilt, reist Keander in Berlin in
seinem Urtheile über Silvio Pellico's „*Mio prigionio*“ an die
evangelische Gesinnung, die sich unter den größten menschlichen
Leiden wie aus einem lauten Quelle ergießt, das Niederdauf-
leben eines neuen religiösen und kirchlichen Sinnes unter den
Italienern und hält das Werk für epochemachend in der Kir-
chengeschichte unserer Tage. Ist nun auch jene Hoffnung
etwas zu extensiv, zumal da Pellico zu isolirt in Ita-
lien dasteht, so kann doch wol gehofft werden, daß seine Er-
scheinung an seinen Landsleuten nicht ganz spurlos vorüberge-
hen werde. Sagen diese Letztern selbst von ihm, er schreibe
„wie ein Engel“, und zwar nach so unverdienten, namenlosen
und langen Leiden ohne alle Bitterkeit, ohne ein Wort von
Politik, die ihn in den Kerker brachte, mit reinster Resignation
und Frömmigkeit, so sieht man hieraus doch wenigstens so viel,
daß er Eindruck auf die Gemüther in Italien gemacht, und
daß man dort das christliche Element in seinem Wesen wenig-
stens nicht völlig zu verkennen vermocht hat.

Ebenfallselbst (S. 339) berichtet Kiech einen wol ziemlich
allgemeinen Irrthum in Betreff des römischen „*Index librorum
prohibitorum*“. Er sagt nämlich, daß derselbe zu Rom ein
Gepensst und eine Farce sei, indem er so gut wie gar nicht be-
achtet werde. Es ständen darin ganz unschuldige Bücher, wie
z. B. Gramberg's „*Liber genesios*“, während andere höchst
verdächtige fehlten. Bei Auktionen, sagt er hinzu, sind in den
Katalogen die verbotenen Bücher mit Sternchen bezeichnet und
sollen erst nach erhaltener Erlaubniß von Seiten des prae-
fectus s. magistor S. Palatii ausgegeben werden; allein auch
dies ist bloße Form, kein Mensch richtet sich darnach, und nament-
lich den Fremden werden sie ohne Umstände überliefert. 25.

Neu aufgefundene Briefe des Dante Alighieri.

Der große Mangel an Nachrichten über Dante's Lebensumstände, der den Erklärer seiner dichterischen Werke so oft eines der wichtigsten Hülfsmittel schmerzlich entbehren läßt, ist besonders dem auffallenden Umstande zur Last zu legen, daß der Briefwechsel des Dichters, der nach dem Zeugniß seiner ältern Biographen ein ausgebreiteter und inhaltreicher war, zum größten Theil für uns verloren gegangen ist. Noch vor 50 Jahren besaßen wir nur einen einzigen Brief des Sängers der „Göttlichen Komödie“, und dieser eine (die Dedication des „Paradieses“ an Can grande della Scala), dessen Echtheit noch dazu neuerlich mehrfach bestritten ist, verdient mehr den Namen einer Vorrede als den eines Briefes. Dann machte Dionisi einen kurzen, aber sehr bezeichnenden Brief bekannt, in welchem Dante die Heimkehr aus der Verbannung, die ihm unter entwürdigenden Bedingungen geboten war, mit ebtem Selbstgefühl zurückweist. Außerdem besaßen wir nur neuere, vermuthlich von Marsilius Ficinus herrührende Übersetzungen von zwei Briefen, in deren einem Dante die Fürsten und Freistaaten Italiens auffodert, sich Heinrich VII. auf seinem Römerzuge ergeben, friedfertig und einig zu erweisen, und in deren andern er den Kaiser selbst ermahnt, von der Lombardei, deren Intriguen und Kämpfe ihn ein kostbares Jahr verlieren ließen, nach Toscana herabzusteigen und das rebellische Guelfenthum in Florenz als in seiner Wurzel zu besiegen.

Als ich vor etwa zehn Jahren eine Sammlung von Dante's Briefen (in nur 60 versenkten Exemplaren) herausgab, war ich so glücklich, denselben an bisher ungedruckten Stücken das Original des Briefes an Heinrich VII., ferner ein Sendschreiben an die im Conclave von Carpentras mit versammelten italienischen Cardinäle (in welchem Dante ihnen das Verderbniß der damaligen Geistlichkeit vorhält und sie den päpstlichen Stuhl wieder nach Rom zurückzulegen ermahnt), sowie endlich einen Brief an Cino von Pistoja einverleiben zu können, der eine dem Schreiber vorgelegte Liebesfrage zu lösen bestimmt ist. Seit jener Zeit fortwährend auf jede Spur ähnlicher Überbleibsel merkend, hat mich endlich durch bereitwillige Vermittelung entfernter Freunde das Verfolgen Einer solchen Spur zu einem unerwartet reichen Funde geführt, über den ein kurzer vorläufiger Be-

richt auch in weiterm Kreise einiges Interesse gewähren dürfte.

Unter den Handschriften, welche Maximilian von Baiern 1622 Gregor XV. als einen Theil der heidelberger Beute zum Geschenk sandte, enthält die mit Nr. 1729 bezeichnete, in Quart auf Pergament, wie es scheint im Sommer 1394 von Francesco da Monte Pulciano zu Perugia geschriebene Handschrift nächst den zwölf Eklogen des Petrarca und nächst Dante's bekannter, aber in Manuscripten selten vorkommender Schrift über die Monarchie eine Sammlung von neun Briefen, unter denen bis jetzt nur einer, nämlich der von mir herausgegebene Brief des Dante an Heinrich VII. gedruckt ist; auch für diesen bietet indeß die Handschrift eine beträchtliche Reihe von Verbesserungen. Einen zweiten Brief, nämlich den an die Fürsten Italiens, besaßen wir bis jetzt nur in der bereits erwähnten Übersetzung, und hier findet er sich nun endlich im Original. Die übrigen sieben waren bis jetzt vollkommen unbekannt. Drei darunter schreibt das alte Manuscript mit Bestimmtheit unserm Dichter zu, die übrigen viere scheinen gleichmäßig durch die Zusammenstellung wie durch den Inhalt als von demselben, obwohl in fremdem Namen geschrieben, bezeichnet zu werden. So läßt sich denn behaupten, daß dieser eine Fund unsern bisherigen Vorrath so ziemlich verdoppelt.

Der der Zeitfolge nach erste, in der Handschrift aber achte, Dante nicht ausdrücklich beigelegte Brief ist im Namen des Anführers (Alessandro da Roma), des Rathes (von zwölf Personen, zu denen Dante selbst gehörte) und der Gesamtheit — capitaneus, consilium et universitas — der aus Florenz vertriebenen Weißen an den Cardinal Nicolaus von Ostia (Albertini aus Prato) gerichtet. Es war dieser Cardinal von dem, erst am 22. Oct. 1303 zum Pontificat erhobenen Papst Benedict XI. zu Anfang 1304 abgesandt worden, um in Toscana, der Maremma und Romagna zwischen Ghibellinen und Guelfen, Weißen und Schwarzen, und wie sonst noch die fast in jeder Stadt einander feindlich gegenüberstehenden Parteien hießen, Frieden zu stiften. Er traf am 10. März in Florenz ein und wußte sich schnell fast unbedingtes Zutrauen zu erwerben; bald aber verbreitete sich das angeblich durch untergeschobene Briefe genährte Gerücht, daß er die verbannten Weißen zum Schaden der in Florenz zurückgebliebenen

Schwarzen begünstige, und nachdem er sich am 8. Mai zu einer Reise nach Vistola hatte bereben lassen, gelang es ihm nicht mehr, in Florenz Aufnahme zu finden. Der gegenwärtige, vermuthlich im März 1304, und zwar vom obern Arnothal, wohin die Mehrzahl der Verbannten sich geflüchtet, geschriebene Brief nun läßt uns glauben, daß der von den Schwarzen dem Friedensstifter gemachte Vorwurf schwerlich ein ganz unbegründeter war. Es ergibt sich daraus, daß der Cardinal seine Thätigkeit mit der Sendung eines Frater L. an die verbannten Weißen begonnen und ihnen dabei brieflich volle Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte und Reorganisation ihres Vaterlandes im Sinne jener Vertriebenen verheißt. So wissen sie denn Worte des Dankes, die ihnen genügend schienen, nicht zu finden und versichern, die Demüthigung ihrer Gegner (*adversarios nostros ad sulcos bonae civilitatis intenditis remeare*) nur zum wahren Heile ihrer Heimat zu begehren. Zugleich versprechen sie, nach dem Begehren des Cardinals sich aller Feindseligkeiten gegen die Schwarzen zu enthalten und die endlichen Friedensbedingungen allein jenem Vermittler zu überlassen.

So bitten wir denn — heißt es zum Schluß — Euer gnadenreiches Wohlwollen inbrünstig und mit kindlicher Stimme, daß Ihr auf unser so lange erschüttertes Florenz den Schlaf des Friedens und der Ruhe träufeln, daß Ihr sein Volk immerdar in Euer Schutz nehmen, uns aber, und die mit uns sind, als ein liebender Vater Euch empfohlen haben wolle, die wir so wenig von der Liebe unsers Vaterlandes jemals abgefallen sind, als wir die Schranken Eurer Gebote je zu übertreten gedenken, sondern vielmehr den letztern, wie sie auch lauten mögen, so pflichtmäßig als gehorsam Folge zu leisten verheissen.

Der zweite Brief ist ein Beileidschreiben an Oberto und Guido Grafen von Romona, wegen des Todes ihres Vaterbruders, des oben erwähnten Heerführers der Weißen, Alessandro. Troga („Veltro alleg.“, S. 96) führt Alessandro da Romona zu Ende 1308 noch als lebend auf. Dagegen werden bei dem Römerzuge Heinrich VII. (1311) nur die übrigen Grafen Guidi, seine Verwandten, genannt. Aus dieser Zwischenszeit, grade der Zeit, in welcher Dante sich am tiefsten gebeugt fühlte, und in der vermuthlich das „Convito“ und die Schrift: „De vulgari eloquio“, entstanden, rührt also unser Brief her. Über das Verhältniß des Dichters zu dem Verstorbenen, von dem wir bisher so gut als nichts wußten, findet sich hier Folgendes:

Euer Dank war mein Gebieter, und sein Andenken wird mich, so lange ich noch in der Zeitlichkeit lebe, beherrschen; denn seine Großmuth, der jetzt über den Sternen mit würdigem Lohne reichlich gelohnt wird, machte mich ihm unerbeten seit jahrelanger Vergangenheit ergeben. Diese Tugend war es, die, zu allen andern in ihm gefügt, seinen Namen über die Verdienste anderer italienischer Herren verherrlichte.... So klage denn, ja es klage der größte Stamm in Toscana, der von solch einem Manne erlängte; Klagen sollten seine Freunde, Klagen seine Diener, deren Hoffnungen der Tod nun grausam gestrichelt hat. Unter diesen letzten Klage denn auch ich Armer, aus der Heimat Verstoßener und unschuldig Verbannter, der, wenn ich meine Unfälle erwog, stets meine Sorgen durch die Hoffnung auf ihn beschwichtigte.... Drum ermahne ich Euch, meine werthesten Gebieter, mit bittlichem Zuspruch, daß

Ihr Euer Schmerz mäßiget, und Dessen, was Ihr für diese Welt verloren, nur gedenket, um darin ein Vorbild Eures Wandels zu finden; damit Ihr in Zukunft, wie er Euch, als die ihm dem Blute nach Nächsten, gerechterweise zu Erben seiner Güter eingesetzt, so auch mit seinen makellosen Sitten Euch beileiden möget. Schließlich aber vertraue ich noch außerdem Eurer einsichtigen Erwägung, daß Ihr meine Abwesenheit bei dem bevorstehenden thranenreichen Begräbniß entschuldigen wolle. Wahrlich, nicht Lässigkeit ist es, noch Unbath, die mich zurückhalten, sondern allein die unvermuthete Armuth, welche die Verbannung über mich gebracht hat. Sie ist es, die, eine unversöhnliche Vorfolgerin, mich der Pferde und Waffen beraubt, in die Höhle ihrer Knechtschaft verstoßen und den mit aller Kraft sich wieder zu erheben Bestrebten bisher mit Übermacht grausam festzuhalten nicht abläßt.

Außer dem lebhaften Interesse, das dieser Brief an sich schon gewährt, gibt er auch für die Entstehungsgeschichte der „Göttlichen Komödie“ einen erheblichen Aufschluß. Allgemein nämlich wird die Herausgabe der „Hölle“ um das Jahr 1308 gesetzt; die entgegengesetzte Meinung, daß Dante diesen ersten Theil seines Gedichts erst um das Jahr 1314 habe bekannt werden lassen, die früher Dionisi verfochten, und die ich alsdann im „Parnasso italiano“ zu begründen versucht, hat meines Wissens nur die, freilich gewichtige Beistimmung von Blanc gefunden. Nun ist es aber gradezu unmöglich, daß der Dichter zu den Grafen Guidi und von ihrem Oheim Alessandro in der oben angegebenen Weise um die gleiche Zeit gesprochen habe, in welcher er drei dieser Brüder wegen Fälschmünzerei in die Hölle (XXX, 77) versetzte. Erinnern wir uns dagegen, wie schlecht jene Grafen den von Dante ausgesprochenen Hoffnungen entsprachen, wie zweideutig, ja zum Theil gradezu feindlich sie 1311 und 1312 trotz heuchlerischer guter Worte gegen Dante's Heiben, Heinrich VII., zu Werke gingen, so begreifen wir, wie der Dichter um das Jahr 1314 über die jüngst Gepriesenen seine Geißel schwingen konnte. Zu diesen Gründen, welche die Beendigung der „Hölle“ bis 1314 hinauschieben, tritt auch die, früher von mir nicht hervorgehobene gehässige Art hinzu, mit welcher in derselben (XIX, 82) von Clemens V. gesprochen wird. So lange nämlich das gute Vernehmen zwischen diesem, sogar für ghibellinisch gehaltenen Papst und der Partei des Dichters, insbesondere mit Heinrich VII. selbst, bestand, konnte Dante unmöglich so, wie er es am angeführten Orte thut, von dem sichtbaren Haupte der Kirche sprechen, wie er denn auch noch in dem Briefe an die italienischen Fürsten, dessen Original jetzt aufgefunden ist, um das Ende des Jahres 1310 vom Kaiser sagt: „quem Clemens, nunc Petri successor, luce apostolicae benedictionis illuminat“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon im Jahre 1812, oder historisch-militärische Darstellung des Feldzugs in Rußland. Vom Grafen Roman Soltyk. Aus dem Französischen übersezt und mit historischen und kritischen Anmerkungen versehen von Ludwig Bischoff. Wesel, Köhne. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der deutsche Bearbeiter bemerkt im Vorworte, daß Gours Geschichte des französischen Feldzugs in Rußland durch

ihrer blühenden Vortrag und jene reiche französische Schwachheit eine so große Gewalt über die Gemüther in Frankreich und in Deutschland geübt habe, daß es sehr nothwendig sei, diesen untrüflichen, romanhaften Schilderungen die nackte Wahrheit der Geschichte entgegenzustellen. Gourgaub's Gegenschrift aber sei in Deutschland lange nicht bekannt genug geworden, um so wichtiger sei es, nach einem Zeitraume von 25 Jahren, gute Beiträge zu einer gründlichen Geschichtsdarstellung zu sammeln. Für einen solchen Beitrag habe er das 1836 zu Paris erschienene Werk des polnischen Grafen Soltyl erkannt, der als Generalstabsoffizier Napoleon's von Witebsk aus stets um den Kaiser gewesen ist, nicht beim Gepäck des Hauptquartiers, wie Ségur, sondern zu Pferde und auf den Schlachtfeldern.

Hier stimmt nun sehr gern darin mit Hrn. Bischoff überein, daß nach den Schriften von Chambray, Ségur, Gourgaub, Butturlin, Dunneff, Clausen und Andern Beiträge zur Geschichte des größten und schrecklichsten kriegerischen Ereignisses der neuern Zeiten von bedeutendem Interesse sind, wie er ihm auch ebenfalls gern zugibt, daß Graf Soltyl wol vermöge seiner Stellung der Mann gewesen ist, solche Materialien zu liefern. Indes sind auch diese Beiträge nur zum Theil persönliche Denkwürdigkeiten, der Verf. kehrt (was wir ganz und gar nicht tadeln) oft zu seinen eignen Erlebnissen zurück, und berichtet vorzugsweise, was in der unmittelbaren Nähe Napoleon's sich zutragen hat und auf den Befehl und Ritten, welche ihm der Kaiser in und außer den Schlachten auftrug. Die Bestimmung, mit den Truppen persönlich zu sechten, hatte er ebenso wenig als Gourgaub und als Ségur. Wir sind jedoch weit entfernt, deshalb einen Zweifel in seine Glaubwürdigkeit zu setzen, oder ihm einen Vorwurf zu machen, den er ja auch nie gegen Ségur ausspricht, wie sein Übersetzer nur zu häufig gethan hat; überdies erzählt Soltyl sehr bescheiden und anerkennend, will auch, nach seinen eignen Worten, nur die Lücken ausfüllen, die dem forschenden Blicke seiner Vorgänger vielleicht entgangen sind, und was er selbst gesehen hat, Dem hinzufügen, was jene gesehen haben. „Ich schreibe“, sagt er hinzu, „vor meinen Zeitgenossen, vor meinen Waffengefährten, den französischen Kriegern und meinen Landeuten; an ihnen ist es mich zu beurtheilen.“ In einer ganz ähnlichen Absicht hat Ségur geschrieben, wie schon die Vergleichung des Schlusses seiner trefflichen Apokalypse an die französische Armee mit der des Grafen Soltyl, die nach 25 Jahren unmöglich einen solchen Eindruck gemacht haben wird, zeigen könnte. Auch er hat die Darstellung von der Persönlichkeit Napoleon's und der Ersten seines Heeres sich zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt, weniger die militärischen Vorfälle, und diese Schilderungen sind ihm trefflich gelungen. Er hat seine Charaktere mit fester Hand gezeichnet, er hat die glänzendsten Waffenthaten des französischen Heeres mit Liebe und Wahrheit dargestellt, er hat andere Begebenheiten mit Ruhe beobachtet und sich des Urtheils über Dinge enthalten, deren Beurtheilung ihm nicht gegeben war. Dahin gehört namentlich das rein Militärische, wo Gourgaub gründlicher ist und das Politische besser versteht. Aber in eigentlich historischen Thatfachen liefert der Letztere keine große Ausbeute, er beschränkt sich eigentlich nur auf die Berichtigung unerheblicher Details in Ségur's Geschichte und hat dies Buch besonders angegriffen, weil Ségur nicht ein so leidenschaftlicher Verehrer Napoleon's ist als er selbst. Da müßte übrigens Soltyl ihm gleichfalls nicht zugeben, indem auch dieser Napoleon's Operationsplan mehr als einmal beurtheilt und nicht grade immer gelobt hat, wie enthusiastisch er auch sonst dem Kaiser zugehen ist.

Was man dagegen in Ségur's Buche mit mehr Recht getadelt hat, seinen oft blumenreichen Styl, eine gewisse Redseligkeit, die Selbstgespräche und die bei neuern Geschichtsdarstellern nicht gewöhnliche Art des Dialogs, dies findet sich nicht in der vorliegenden Schrift. Soltyl erzählt einfach und schmuck-

los, doch gar nicht ohne Lebendigkeit; er führt seine Leser bald in die Nähe Napoleon's und seiner Feldherren, dann wieder in das Leben der Lager und bivouacs, auf die Schlachtfelder an der Moskwa und bei Smolensk, in das brennende Moskau, an die Ufer der Beresina, mitten in die Jammerescenen des französischen Rückzuges, und man wird ihm gern folgen, da er glaubhaft erzählt und die eigne Persönlichkeit nirgend unangenehm hervortritt. Sein Vaterland liebt er mit allem Enthusiasmus eines Polen, er läßt keine Waffenthat eines Polen unerwähnt; aber der Mismuth über fehlgeschlagene Hoffnungen und die feinen Landeuten von Napoleon vorgespiegelten Aussichten schmerzt an mehr als einer Stelle durch seine Erzählungen. Gegen die russische Tapferkeit ist er gerechter als viele seiner Landeute, ja, es geht deutlich aus seinem Werke hervor, daß der Patriotismus des russischen Adels und die tapfere Ausdauer der russischen Armee die wichtigsten Hindernisse waren, die sich dem Gelingen des Napoleon'schen Planes entgegenstellten. Als ein drittes erscheint bei ihm ganz unzweifelhaft die Unordnung, der Mangel und die Plünderungssucht der französischen Armee.

Es würde mit dem uns in d. Bl. gegönnten Raume sich nicht gut vereinigen lassen, wenn wir der Darstellung des Grafen Soltyl in ihrer ganzen Ausdehnung folgen wollten. Einiges müssen wir jedoch herausheben, um die Aufmerksamkeit der Leser auf ein Buch hinzulenken, welches verdient gelesen zu werden. Und da bietet sich uns gleich am Anfange die interessante Recognition Napoleon's am 23. Juni 1812, am Tage vor dem Übergange über den Niemen, dar, in deren Folge der Verf. dem Generale Sokolnicki, der im kaiserlichen Hauptquartiere eine sehr bedeutende Stelle einnahm, als Adjutant beigegeben wurde. Aus den folgenden Begebenheiten heben wir die Berennung von Smolensk hervor, wo Sokolnicki und Soltyl am Morgen des 18. August auf abenteuerliche Weise die Wälle der Citadelle erklimmten (S. 133). „Wir wollen“, sagte Sokolnicki, „zuerst in die Stadt.“ „Auf dieser Seite ist kein Thor“, antwortete ich ihm, und wirklich hatte die Citadelle nur einen einzigen Eingang, und zwar von Seiten der Stadt. „Das ist gleich“, sagte Sokolnicki, „wir wollen nur immer vorwärts“, und über eine Einsenkung ritt er in den Graben. Darauf gab ich meinem Pferde die Sporen und erkletterte zuerst den Wall. Sokolnicki folgte mir. Es waren nämlich am Walle hin schmale Fußsteige, die sich bald rechts, bald links drehen, um den steilen Abhang zugänglicher zu machen. Unser abenteuerliches Unternehmen glückte erst ganz gut, aber bald merkte ich, daß mein Pferd nicht mehr festen Fuß fassen konnte und anfing auszugleiten; ich stieg also ab, um unsern sonderbaren Weg zu vollenden. Der General that Dasselbe; aber ich mochte mein Pferd noch so stark an dem Bügel zerrn, um es zum Steigen zu bringen, es wollte nicht vorwärts, und da es auf einmal zurückschufte, stieß es den General so unsanft, daß er bei einem Haare in den Graben gestürzt wäre; glücklicherweise klammerte er sich an kleines Strauchwerk an, ich schlug mein Pferd mit der flachen Klinge und brachte es am Ende vorwärts, sodas wir auf diese Weise Beide den obern Rand des Walles erreichten.“

Von größern Kriegsbegebenheiten hat der Verf. besonders die Schlacht an der Moskwa und die Scene vor dem Übergange über die Beresina mit vieler Klarheit dargestellt. Von dem vielbesprochenen Unwohlsein Napoleon's und seiner krankhaften Abspannung vor der genannten Schlacht, welche Ségur ausführlich bespricht und von der Gourgaub nichts wissen will, weiß auch Soltyl nichts (S. 190). Er ebenso wol als Gail im „Manuscript de 1812“ erwähnen nur, daß dem Kaiser in Folge eines starken Schnupfens die Stimme so gut wie ganz versagt habe. Sehr anschaulich ist der Aufenthalt in Moskau geschildert, sowohl vor und während des Brandes als einige Tage nach demselben. Soltyl mußte die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen; bald wohnte er köstlich und bequem in dem prächtigen Palaste der Gräfin Wussin Puschkina, bald schlief

er mit seinen Leuten auf einem Kirchhofe, ohne zu wissen, daß sie halb zertrümmerte Kirche voll Pulverfässer lag, bald vertrieb er französische Plünderer, bald ergriff er Brandstifter und russische Nachzügler, bald hatte er Speise und Trank in Ueberschuß, bald mußte er sich mit gewöhnlichem Commisbrot begnügen, bald fand er freundliche Aufnahme, bald schändliche Lebensarten, wie in einem Erziehungsheime, wo ein Kind ihm auf seine Klagen über die Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen, entgegnete, daß der Kitt an den Fesseln gut genug für die Franzosen sei. Als den Anstifter des Brandes nennt Soltzt S. 258 den Grafen Rostopschin, ohne jedoch neue Beweise von Wichtigkeit für die bekannte Anklage gegen ihn beizubringen, und meint, daß sein Benehmen allerdings eine Nothwendigkeit ohne Gleichen verräthe, daß man aber doch seine reine, uneigennützigste Vaterlandsliebe anerkennen müsse. Kritischer untersucht Hr. Bischoff in seinen Anmerkungen diese Begebenheit und gibt seine persönliche Überzeugung dahin ab, daß Rostopschin auf eigene Verantwortlichkeit, ohne Vorwissen der Regierung und des Kaisers, den Brand absichtlich veranlaßt habe, und zwar in einem Zustande von schwärmerischer Vaterlandsliebe und von höchst aufgeregter Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit. Hierbei bezieht er sich besonders auf einige Stellen in den „Hinterlassenen Werken“ des Generals v. Clausen, der als Augenzeuge den furchtbar überraschenden Eindruck schildert, den der Brand im russischen Heere machte, und der aus eigner Wahrnehmung berichtet, daß sich Rostopschin auf alle Weise gegen die Idee gestäubt habe, als ob er der Brandstifter Moskaus gewesen sei. Die Sache bleibt selbst hiernach und nach Rostopschin's eignen Äußerungen dunkel und dürfte ihre beste Aufklärung wol nur aus dem Munde sehr hochgeachteter Personen erwarten lassen. Daß Rostopschin eine solche That ohne Befehl und Vorwissen des Kaisers gewagt haben sollte, fällt uns schwer zu glauben; ebenso ungern möchten wir der Bevölkerung Moskaus den Patriotismus streitig machen, mit dem sie ihre Stadt lieber in Trümmern als im Besitze der verhassten Feinde sehen wollte. „Die Russen“, sagt Sagoskin, der wohlunterrichtete Verfasser, des „Roslawlew, oder Rußland im J. 1812“, „gesehen Niemanden die Ehre zu, Moskau angezündet zu haben, als sich selbst.“ Dieser historischer Roman, oder richtiger, diese Geschichte in romanhafter Einkleidung, darf nicht von solchen unbeachtet bleiben, denen es darum zu thun ist, gute russische Ansichten und Berichte über den Feldzug von 1812 zu hören, an denen wir ja überhaupt in deutsch geschriebenen Werken keinen Ueberschuß haben.

Den traurigen Zustand der französischen Armee auf dem Rückzuge schildert der Verf. als Augenzeuge, ohne grade besonders wichtige, neue Details aufzuführen. Ihm selbst erging es noch leidlich; er war mit warmen Kleidern versehen, sein Reitknecht sorgte für die Pferde, seine Nahrung war tagelang Pferdefleisch, mit Pulver und Salz gewürzt. Aber mit mehreren Soldaten und Nachzügler eine aus Menschenfleisch gekochte Suppe zu essen, war ihm doch zu viel zugemuthet. Die feste Disciplin der Garde unter der allgemeinen Auflösung aller Zucht und Ordnung, Napoleon's ruhige Haltung, Ney's muthvoller Rückzug — einer der Glanzpunkte in Ségur's Buche —, die Tapferkeit schwacher Heeresabtheilungen, Alles dies wird nach Verdienst belobt. Die Beschreibung des französischen Hauptquartiers, wie es noch in voller Thätigkeit war, einzelne Züge aus Napoleon's Leben, die Bemerkungen über französische und russische Generale bringen eine angenehme Abwechslung in die Darstellung der kriegerischen Ereignisse, die der Verf. bis zu Napoleon's Abreise von Smorgoni, am 5. Dec. 1812, fortgeführt hat. Die Plünderungen der Franzosen gleich vom Anfange des Feldzugs an, die Räubereien der Marodeurs, die unverantwortliche Sorglosigkeit in der Verpflegung des Heeres und die vielen Unterschleife hat Soltzt nirgend bemängelt. „Wir verzehrten“, sagt er, „in Wahrheit unser Korn auf

dem Palme“, und spricht es in mehreren Stellen aus, wie der Mangel an der nöthigen Fürsorge für das Heer, verbunden mit der vernachlässigten Befestigung mehrerer Punkte seiner Operationslinie, hauptsächlich das große Unglück herbeigeführt habe, welches späterhin den Sturz des Kaiserthrones veranlaßte. „Die Franzosen“, sagt Hr. Bischoff bei einer solchen Veranlassung auf S. 59, „selbst haben diese moralische Entartung ihrer Heere stets verschwiegen, und die Bewohner der Rheinlande und des Westens von Deutschland glauben noch schwer daran, weil das gegenwärtige Geschlecht daselbst die Franzosen nur als durchziehende Sieger, als schmeichelnde Freunde, als seine Gesellschafter und heitere, lebenslustige Menschen kennen gelernt hat.“

Wir haben nun noch zum Schluß der Anmerkungen des eben genannten deutschen Bearbeiters zu gedenken. Man möchte nicht leicht in einem Schulmanne (Hr. Bischoff ist Director des Gymnasiums zu Wesel) eine solche Kenntniß militärischer Dinge vereinigt finden, wenn auch schon noch manche Andere seines Standes mit ihm das lebhafteste Interesse an Kriegswissenschaftlichen Studien theilen, das sie wie Hr. Bischoff aus dem J. 1813 — 15 in ihre gegenwärtigen Verhältnisse mitgenommen haben. Seine Anmerkungen, 187 Seiten, sind für eine jede Geschichte des russischen Feldzugs brauchbar und haben besonders durch die Benützung des Clausen'schen Werkes gewonnen, welches über mehrer Parteien, wie z. B. über die Übersetzung der Russen gleich beim Beginne des Feldzugs und über die innern Verhältnisse im russischen Heere, zuerst ein helles Licht verbreitet hat. Der Verf. urtheilt ruhig und besonnen, ist wohlbelefen und zeigt viel Unparteilichkeit, wodurch sich besonders die Charakteristiken der Generale Barclay de Tolly und Kutusow und die Rechtfertigung der militärischen Operationen des Admirals Tschitschagoff auszeichnen. Nur in Beziehung auf Ségur wird dieselbe öfters vermißt. Unter den einzelnen militärischen Ausführungen machen wir auf die über die oft berufene Langsamkeit der Russen im Verfolgen, über Napoleon's Zurückhaltung seiner Reserve in der Schlacht an der Moskwa und auf die Thatfachen aufmerksam, durch welche Hr. Bischoff S. 55 — 58 u. 91 bewiesen hat, daß sich der merkwürdige Rückzug der Russen bis hinter Moskau nicht durch vorbedachten Plan, sondern durch den Drang der Umstände und oft durch glücklichen Zufall von selbst gemacht hat. „Gewiß“, sagt er, „gibt das J. 1812 Stoff genug, den Ruth, die Ausdauer, die Vaterlandsliebe und alle kriegerischen Tugenden der Russen zu bewundern; allein die Geschichte fordert Wahrheit.“

Eine gute Operationskarte ist eine nützliche Zugabe dieses belehrenden Buches. 2.

Literarische Anzeige.

Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg.

Mit einer Abbildung.

8. Geh. 1 Thlr.

In Briefen, welche theils an Laien und theils an einen Arzt gerichtet sind, gibt der Verfasser dieser neuertlich erschienenen und in allen Buchhandlungen vorräthigen Schrift Mittheilungen über die von ihm selbst bestandene eigenthümliche Curmethode Priesnitz's, welche durch eine geistreiche Aufstellungsweise an und für sich eine interessante Lecture, Demjenigen aber, der sich der Wassercur unterwirft, einen sichern Rathgeber und selbst für Ärzte manches Beachtenswerthe bieten.

Leipzig, im Mai 1838.

J. A. Brodhaus.

Mittwoch,

Nr. 150.

30. Mai 1838.

Neu aufgefundenne Briefe des Dante Alighieri.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Nicht viel später als dieser Brief dürfte der dritte an den Marchese Maroello Malaspina, den der Dichter darin seinen Gebieter, sich selbst aber dessen Diener nennt, abgefaßt sein. Völlig abgesehen von dem weitem Inhalte dieses Briefes, ist schon der bloße Umstand, daß Dante in solcher Weise an Maroello Malaspina geschrieben, von dem größten Interesse. Daß nämlich unter den mehreren zu Anfang des 14. Jahrhunderts lebenden gleichnamigen Mitgliedern dieser Familie nur der berühmteste, nämlich der Marchese di Giobagallo, Sohn des Manfredi Lancia und Enkel des Currado l'Antico („Purg.“ VIII, 119), Gemahl der Alagia de' Fieschi („Purg.“ XIX, 142) gemeint sein könne, scheint nach Allem, was wir von den Lebensumständen dieser Personen wissen, unbedenklich. Gerade zu diesem Maroello soll aber nach dem Berichte Boccaccio's (in Dante's Leben und im Commentar zur „Hölle“), Benvenuto's von Imola und Filippo Villani's Dante ziemlich früh während der Dauer seines Exils sich geflüchtet und, namentlich bei ihm verweilend, um das J. 1307 die schon in Florenz begonnenen, seitdem aber von dem Dichter selbst beinahe vergessenen ersten Gesänge der „Göttlichen Komödie“ von den in der Heimat zurückgebliebenen Freunden erhalten haben. Maroello wäre es nach dieser Erzählung gewesen, der seinen Gast durch Bitten bewogen, das angefangene Werk fortzusetzen, und zum Danke dafür hätte ihm dieser das „Fegefeuer“ gewidmet. Obgleich wir nun aber aus einem Friedensschlusse zwischen dem Bischof von Luna und mehreren Malaspinis vom 6. Oct. 1306 (bei welchem Dante Franceschino von Mulazzo, den Sohn des einen Watersbruders, und Maroello und Corradino von Villafranca, die Enkel des andern Watersbruders jenes Maroello, vertritt) wissen, daß Dante schon damals im Thal der Magera weilte und mit der Familie Malaspina befreundet war, und obgleich eine Stelle des „Fegefeuer“ (VIII, 138) ungefähr für dieselbe Zeit ein näheres Verhältniß mit jener Familie bezeugt, so haben doch schon Andere mit Recht behauptet, daß es wenigstens für 1307 völlig unmöglich sei, sich Maroello Malaspina als Dante's Gastfreund zu denken. Nachdem nämlich dieser Selbstherr durch eine Reihe von Jahren an der Spitze der unserm Dichter feindlichen Partei gestanden und nament-

lich 1302 die Weißen bei Serravalle aufs Haupt geschlagen („Inf.“ XXIV, 148), war er es gewesen, der nach einer durch die Hungersnoth der Belagerten denkwürdigen Belagerung Pistoja, die letzte ghibellinische Stadt in Toscana, für Florenz und Lucca eingenommen und es dann im Namen der letztern Republik bis zum Frühjahr 1307 als capitano del popolo verwaltet. Gewiß, nach solchen Vorgängen konnte Maroello es nicht sein, unter dessen Schutz Dante sich zu dieser Zeit begeben. Anders aber gestalteten sich die Sachen in den nächsten zwei Jahren. Die scheinbar vermittelnde Stellung Clemens V. hatte theils die Parteien einander näher gebracht, theils war für Dante, wie schon erwähnt, alle Hoffnung auf das Obsteigen der Ghibellinen verschwunden, theils endlich waren 1308 zwischen Maroello und dem guelfischen Florenz schwere Missethätigkeiten ausgebrochen. So können wir uns denn um so weniger verwundern, wenn wir den der Familie schon befreundeten Dichter um das J. 1309 oder 1310 in einem nähern Verhältnisse zu deren ihm einst so feindlichen Häupte finden, als wir denselben Maroello etwa ein Jahr später auch von Heinrich VII. hochgeehrt und als kaiserlichen Vicarius nach Brescia gesandt sehen. In ähnlicher Weise fand Dante auch seine letzte Zuflucht bei einem Guelfen, bei Guido Novello von Polenta.

Daß nun diese Möglichkeit, der Dichter habe die Jahre vor Heinrich's Römerzuge an Maroello Malaspina einen Beschützer gefunden, eine Wirklichkeit ist, daß die Nachrichten jener alten Biographen nicht völlig erfunden sind, und daß die neuesten Schriftsteller mit Unrecht nur Franceschino Malaspina von Mulazzo als Dante's Wirth anerkennen wollen, beweist uns, fast zu unserer Überraschung, der neuentdeckte Brief. Selbst die Erzählung von den aufgefundenen und nachgesandten Gesängen mag im Wesentlichen wahr, aber umgebildet sein. Vielleicht enthielten die zurückgelassenen Papiere die später im „Convito“ erläuterten Canzonen, vielleicht sandte Dino Frescobaldi, den Boccaccio uns nennt, sie an Franceschino, Dante's damaligen Wirth, welchen die Sage nachher mit dem berühmten Maroello verwechselte, vielleicht wurde dies Ereigniß wirklich Anlaß, daß Dante das „Convito“ ausarbeitete. Zwar haben Scolari und Fraticelli („Opere minori di Dante“, Florenz 1836, II, 2, S. 557—636) neuerlich behauptet, der zweite und vierte Abschnitt jenes Bu-

hes sei 1297, der erste und dritte aber 1314 geschrieben; wie wenig aber diese Meinung begründet ist, ergibt sich schon daraus, daß sie zu ihrem Hauptargumente voraussetzt, Oherardo da Camino, der im vierten Capitel als eben verstorben genannt wird, habe das Ende des 13. Jahrhunderts nicht erlebt, während er in der That am 26. März 1307 starb.

Möge diese Bestätigung der Nachrichten über Dante's Verhältniß zu Maroello indeß Niemand verführen, der Dedicatlon des „Fegfeuer“, oder gar den in dem geschmiedeten Briefe des Mönches Hilarius, den kein Kundiger sich mehr erlauben sollte, für echt zu halten, verzeichneten Fabeln Glauben beizumessen. Maroello's Gemahlin, Alagia, kommt schon 1315 als Witwe vor, und das „Fegfeuer“ kann erst 1318 oder 1319 vollendet worden sein.

Fast noch überraschender als die Aufschrift ist der Inhalt dieses übrigens ziemlich kurzen Briefes: Der Dichter meldet seinem Gönner, kaum von dessen Hofe, nach welchem er sich oft zurückgeseht und an dem seine Unempfindlichkeit für weibliche Reize nicht selten ein Gegenstand der Verwunderung gewesen, zu den Quellen des Arno (vielleicht zum Grafen Guido Salvatico, andern Geschwisterkinde des obengenannten Alessandro von Romena) heimgekehrt, habe er ein Weib erblickt, die Liebe zu dieser sich unwiderstehlich seiner bemächtigt, alle andern Gedanken in ihm verdrängt und ihn durchaus umgewandelt. Eine, diese Gefühle weiter ausführende Canzone scheint dem Briefe beigelegt gewesen zu sein, und man darf nicht fürchten sehlgugreifen, wenn man sie in der, mit den Worten: „Amor dacehè convien pur ch'io mi doglia“ beginnenden (in der Ausgabe von Kannegiesser S. 164) wiedererkennt, welche mit dieser prosaischen Schilderung auf das entschiedenste übereinstimmt, in Betreff deren also schon Dionisi das Richtige fast ganz (er setzt sie um das J. 1311) gefunden hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Joseph Sannazar. Eine Novelle von Theodor Melas. Zwei Bände. Straßund, Köfler. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Die erste Arbeit, womit der Verf. sich in der schönen Literatur bekannt machte, „Erwin von Steinbach“, ist in d. Bl. ausführlich und zwar ungemein günstig besprochen worden*); wir dürfen uns also über die gegenwärtige um so kürzer fassen, als dieselbe alle Vorzüge und Mängel jener, die erstern nur leider in weit geringerem Grade, enthält.

Der Verf. sagt uns in dem Vorworte: eine Novelle sei kein Roman, sondern eine Neuigkeit aus der poetischen Zeitung des Volkes, und er lasse diesen seinen Artikel vom Christlich-Großfischen aus dem Grunde daraus abdrucken, weil der Leser vielleicht nicht Gelegenheit gefunden habe, jene poetische Zeitung selbst in ihren Riesenblättern zu lesen. Damit spricht er so ziemlich seine allgemeine Idee bei dieser Arbeit aus. Was den Begriff der Novelle angeht, so scheint seine Ansicht freilich nicht eben allzufern von der eines angesehenen Kunstmanns zu stehen, der sie mit Klatscherei definierte; allein wir wollen darüber nicht mit ihm streiten, denn wir haben sonach Ursache, zu fürch-

ten, Hr. Melas würde uns und unsere Ansicht gar nicht begreifen. Wir nehmen also lieber mit dem Verf. an, Novelle sei gleichbedeutend mit Neuigkeit, müssen nur aber dann auch den Vorwurf gegen ihn erheben, seine Novelle, die nicht im entferntesten Das leistet, was wir von einer solchen verlangen, sei nicht einmal in seinem Sinne, als Neuigkeit, eine. Sie ist nichts als eine, freilich auch nur im Romanen alltägliche Liebesgeschichte zwier jungen Leute aus den höhern Ständen voller Ueberschwänglichkeit und Unmöglichkeiten, und der Autor bethört uns grade darin am meisten, daß er niemals, auch wo er die allerbeste Gelegenheit dazu hatte und wo er uns darauf selbst hinzuführen scheint, es unbedingt zu erwarten, etwas Neues vorgehen läßt.

Der Held, ein junger Würtemberger bürgerlichen Standes, wird in einem Frühlings als Secretair bei der Gesandtschaft seines Hofes in Dresden angestellt; und obgleich er immerfort mit sich beschäftigt ist und kaum vier Wochen hintereinander in seinem Berufe arbeitet, obgleich er von der Diplomatie grade so viel wie etwa ein ehrenwerther Landgeistlicher versteht, obgleich er sich bei jeder Gelegenheit ungeschickt, vorlaut und unbesonnen beträgt, obgleich bei der Gesandtschaft eines kleinen Landes gar keine erheblichen Geschäfte vorkommen können und eine solche nichts zu thun hat als Pässe zu visiren, Neuigkeiten heimzubereiten und dem fremden Fürsten, bei dem sie accreditirt ist, die Cour zu machen, zeichnet sich dieser junge Secretair doch im Laufe eines Jahres durch seine wichtigen Arbeiten so übermäßig aus, daß er im Frühlings darauf — undeshabet dessen, daß das Buch eigentlich fortwährend stille steht — bereits Legationsrath ist und die bedeutendsten Männer ihn fast als ihres Gleichen behandeln und ihm die lächerlichsten Dinge in den Kopf setzen, ja ihm einmal übers andere ins Gesicht sagen, daß sie ihn schon in Gedanken als Minister vor sich sehen, was sich der gutmüthige junge Bursche denn auch mit vielem Selbstbewußtsein gefallen läßt. Seine Gata während dessen sind, daß er sich bei der Beerbigung seines Vaters, mit der das Buch eröffnet wird, in eine junge Fretin verliebt, die dabei zufällig gegen ist. In Dresden und Tharant und späterhin in Putbus sieht er sie in Gesellschaft einer vornehmen Gräfin, ihrer Tante, wieder und lernt sie persönlich und immer näher kennen, bis er ihre Gegenliebe sich erwirbt und ihre Einwilligung, die Seine zu werden, erhält. Indessen trennen noch Stand und Religion die Liebenden und lassen ihnen wenig Hoffnung, sich verbunden zu sehen. Die Tante ist eine reiche, adelsholze, bigot katholische Frau und will ihre Nichte, die arm an Vermögen, aber ihre Erbin und ebenfalls katholisch ist, natürlich nur standes- und glaubensgemäß verheirathen. Der Held ist ein eifriger Protestant, und sobald die Tante das Verhältniß zwischen beiden jungen Leuten merkt, reißt sie mit Rathilden Knall und Fall aus dem Bade Putbus nach Wien ab und entführt sie von bannen nach Neapel, wo sie dieselbe in ein Kloster steckt und entweder zwingen will den Schleier oder die Hand eines vornehmen Edelns zu nehmen. Glücklicherweise hat nun aber Rathilde zuvor Gelegenheit gefunden, ihren Geliebten von der ihr drohenden Gefahr zu benachrichtigen und zu Hülfe zu rufen. Von zwei hohen Gönnern, seinem Gesandten und einem andern einflußreichen Grafen L. mit Rath und That unterstützt, reißt Sannazar nach, kundschaftet sie in Neapel aus, raubt sie aus dem Kloster und entführt sie mit Hülfe eines englischen Fregattencapitains, der da vor Anker liegt und nichts weiter zu thun hat, als ihm seine Marinesoldaten zu leihen und alsbald abzufahren, sobald er die Liebenden an Bord hat. Weiter geschieht nun eigentlich nichts. Sie reisen zusammen zu dem Oheim Rathildens, der ihrer Liebe geneigt und der Sannazar der Sannazar'schen Familie ist. Dieser nimmt Rathilden bei sich auf, und sie selbst hat nichts Giltigers zu thun als ihren vorher schon vielfach bewiesenen guten Willen, lutherisch zu werden, zu bethätigen und sich von einem alten Pastor bekehren zu lassen. Sannazar wartet hier auf dem Lande seine Verwundung ab, die er sich bei dem Raube zugezogen,

*) Bgl. Nr. 305 — 307 u. 358 d. Bl. f. 1835.

geht dann nach Wien, wohin er zur Gesandtschaft versetzt worden, und holt am Ende auch seine Geliebte, nachdem er Hochzeit gehalten hat, nach. Man sieht also, hierbei ist Alles alltäglich, und wir haben dem Verf. nicht Unrecht gethan, wenn wir die Umriss seiner Novelle so schalten. Allein er hätte sich darin auf eine andere Weise durch scharfe oder richtige Charakterzeichnung hervorzuheben können. Ja, da sieht es freilich noch schlimmer aus!

Wie wenig der Held Diplomat ist, haben wir schon erwähnt. Allein er ist daneben ein unausföhllicher Proselytenmacher, will aller Welt seine protestantischen religiösen Ansichten aufdrängen, spricht von nichts als davon, und zwar immer zur Unzeit, schwadronirt ebenso in den Tag hinein über Kunst und Poesie und betrügt sich kurz und gut wie etwa ein junger Mensch, der so eben Prima verläßt und die Unversität bezieht. Wir erinnern nur an die Art, wie er in Neapel mit einem Abate öffentlich über die katholische Religion oder dergleichen in Wien mit einem kaiserlichen Minister spricht. Die Treuherzigkeit und Offenheit in allen Ehren, aber der edle Mensch wird wissen, wo sie hingehört, und sie nicht mit Ungezogenheit oder Tollbereiztheit verwechseln.

Mathilde, die Geliebte des Helben, ist ein völlig körperloses, nebelhaftes Wesen, das nicht weiß, was es will, und deren Gleiches, wenn sie im Leben vorkämen, ihren Nebenmenschen in der ersten Stunde der Gemeinschaft unerträglich fallen müßten. Der Autor streut ihr allenthalben Weibrauch und sucht sie zu verherrlichen, läßt ihr von aller Welt die unwahrscheinlichsten Fuldigungen darbringen, und dabei ist die Liebe des Paares der köstlichste Widerspruch, der sich denken läßt. Sie soll blos göttlicher, geoffenbarter Natur sein, und allerdings begreifen wir aus ihrer Weiber Persönlichkeit nicht im Geringsten, warum sie sich eigentlich angehören. Sie sprechen nie ein vernünftiges Wort miteinander, wozu das wirkliche Leben den Anlaß geben könnte, oder was aus der Berührung und Einwirkung ihrer Charaktere hervorgeht. Sie bezeugen sich einmal über das andere zufällig, lassen ein paar ebenso zufällige überschwängliche Worte gegeneinander fallen, die keinen Bezug auf sie und ihre Verhältnisse haben, und wenn es darauf ankommt, wieder in das Leben zurückzukehren, so wissen sie einander nichts zu sagen, werden verlegen und macht sich Mathilde aus dem Staube. Sie sympathisiren ohne die mindeste Harmonie, und man weiß ja wol, daß die unglücklichsten Ehen im Leben die sind, die aus Sympathie geschlossen werden. Man kommt während des Lesens überhaupt nicht aus dem Räthsel heraus, wenn man sieht, wie der Autor mit allen seinen Leuten verfährt. Kriegend eine Spur von Charakter. Ohne Ansehen der Person müssen sie Alle sprechen und handeln, wie er es haben will und grade braucht. Derselben, die gut und also auf der Seite des Helben sind, führen sich alle wie protestantische Landgeistliche auf, sie mögen nun Gesandte und vornehme Leute oder sonst was sein. Die Bösen sind Die, die gegen den Helben, und werden meistens übertrieben. Die bigote Xante soll zugleich ein anbedeutender schaler Charakter aus der vornehmen Welt und eine Verbrecherin sein, die ihre Absichten gegen Sannazar mit Gift und Dolch, gegen ihre Rechte mit Klosterzwang verfolgt. Und zwar soll diese binnen wenigen Tagen gezwungen werden, das unwiderstehliche Gelübde abzulegen, ohne Rücksicht darauf, was die katholische Kirche alles für viele Umstände und Vorbereitungen einmal wie allemal bei solchen Gelegenheiten vorausgehen läßt. Und doch sieht sie ihre Absichten nicht sobald vereitelt, so bereut sie über Hals und Kopf und wirft Mathilden Götter und färslichen Schmutz die Menge an den Hals, um ihr Unrecht nur wieder gut zu machen. Man bedenke, wie kindisch! Das soll ein Charakter sein!

Der Einsiedler am Fuße des Vesuv, der sonst ein Diener der Familie Mathildens gewesen und gleich mit bei der Hand ist, dem Helben nach Deutschland zu folgen, ist eine ebenso unwahrscheinliche als höchst possirliche Erscheinung; er wird Gärtner auf dem Sannazar'schen Gute und betet da fort, indem er

nichts thut, als daß er in Blumen gukt wie eine Jean-Paul'sche deutsche Romanenfigur.

Wie der Verf. die Engländer schildert, die in dem Buche vorkommen; davon wollen wir ganz schweigen. Es ist unerhört, so weit von aller Wahrheit und Natur sich zu entfernen. Sie wie die übrigen Menschenpuppen, die er, wie gesagt, an seinen Faden zieht, sind nur dazu da, sich wie ein Hof von Dünsten um den Mond des Helbenpaares anzuhäufen. Der Autor vergötlicht in diesem den Menschen, anstatt das Göttliche in ihm zu vermenschlichen, und wir nehmen ihm diesen Vorwurf aus seinem eignen Munde. Die Idee durchbringt nirgend die Form in seinem Werke, und dies erfüllt mit einem Worte in zwei einander fremdbartige Hälften von sentimentaler Überschwänglichkeit und trockenem Gepräge. Der Verf. seinerseits nennt Beides das Christlich-Exotische. Von Letztem haben wir schon gesprochen. Das Christliche bleibt uns übrig; es ist die eigentliche Hauptsache des Ganzen, das zu keinem andern Zwecke abgefaßt ist, als um die protestantische Religion über die katholische triumphiren, nicht etwa siegen zu lassen. Hier müssen wir nun über den Verf. ein strenges Gericht halten, denn seine Naivetät geht in dem Punkte wahrlich etwas zu weit. Wenn jemand etwa als lutherischer Prediger so, wie hier, von seiner Kanzel herab über seine Religion spricht, so ist das nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, denn er ist dazu da, sie zu lehren, wiewol auch da Toleranz gegen Andersgläubige unerlässlich wäre. Allein Hr. Melas tritt hier als Dichter vor uns, und ein Dichter, hätte er begreifen sollen, wie er einen vorstellen wollte, ist denn doch etwas Anderes als ein lutherischer Prediger! Hier müßte Dichter und Pastor streng voneinander geschieden werden, und der Verf. thut dies so wenig, daß er uns sogar hier und da eine kleinliche Polemik mit unter seiner Poesie schmecken läßt. Der Held, von dem man nicht begreift, warum er nicht gleich lieber Pastor als Diplomat geworden ist, da er überhaupt einen sehr verkehrten und niedrigen Begriff von der Diplomatie hat, thut, wo er steht und geht, nichts weiter, als daß er über Glaubenssachen spricht, und wird denn, nebenbei gesagt, damit am Ende der langweiligste Patron von der Welt. Die Art, wie der Autor ihm gegenüber die katholische Religion vertreten läßt, ist wirklich ein solcher Jammer, daß wir uns etwaigen katholischen Lesern gegenüber dessen in seiner Seele geschämt haben.

Wenn der echte Dichter die große Frage zwischen Katholicismus und Protestantismus auf seine Art aufnimmt und erörtert, so wird er wahrhaftig nicht mit ja und nein antworten. Er wird sich dabei auf den freien historischen Standpunkt stellen, der doch der alleinrichtige sein kann, den katholischen Glauben ebenso wol wie den protestantischen als eine welt-historische Thatfache, als die Überzeugung von Hunderten von Millionen Menschen anerkennen und in beider Sinn hinüber- und herübersprechen. Oder müßte etwa nicht, wenn der Lutheranismus und Calvinismus heute ausginge, der Katholicismus morgen einen neuen Protestantismus auswerfen, um seine gesunde Fortdauer zu retten? Müßte nicht umgekehrt, sobald der Katholicismus verschiede, der Protestantismus dessen Beruf aus demselben Grunde mit seinen eignen Mitteln ausfüllen? Katholicismus und Protestantismus ergänzen einander, sind einander so nothwendig wie Süd und Nord, wie Monarchie und Republik, und werden so lange fortbestehen als das ganze Christenthum. Wer wird in unsern Zeiten Thor genug sein, das zu leugnen! Soll einmal der große Streit poetisch durchgeschritten werden, so muß es so wie in Med's „Aufzuge in den Evenden“ geschehen, worin der Dichter selbst wechselseitig wirklich Protestant oder Katholik wird. Wie kleinlich erscheint aber dagegen der engherzige Eifer des Hrn. Melas, der sich weit genug vergift, uns einmal über das andere den Übertritt von dem katholischen zum protestantischen Cultus als eine Rückkehr zum Heilande, zu Gott zu bezeichnen, und der uns dabei wie eine unserer Freundinnen, eine gute Sachse, gemahnt, die ihren zeitgemäßen Stolz darenin setzt, die Juden,

für deren Emancipation sie schwärmt, zu lieben und die Katholiken zu hassen. Allein von einem Manne verlangt man doch eben mehr Überlegung als von einer Frau. Wir bekennen uns auch zu dem protestantischen Glauben, und danken dem Hrn. Verf., wo er auf dessen Lichtseiten verständig hinzuweisen versteht; allein Gott behüte uns vor solcher einseitigen Unbilligkeit!

Im Ubrigen enthält das Buch nichtsdestoweniger manche geistreiche und tief sinnige Urtheile im Allgemeinen und Besondern, z. B. das über Napoleon, und wir würden ungerecht sein, wollten wir leugnen, daß wir einen gewissen Anttheil daran nehmen mußten. Allein ebenso oft sollten wir nur leider auch Blößen über Blößen finden, die sich der Autor gibt, und durch die ihn ein böswilliger Kritiker mit dem heftigsten Spotte anseinden könnte. Uns ist es nicht schwer geworden, diesen zu unterdrücken; wir haben diese Schwächen im Gegentheile mit Leidenschaft wahrgenommen, da wir den Autor in der That freundlich gesinnt sind und ein versprechendes Talent an ihm schätzen.

Hr. Melas beweist ebenso wol durch die Kunstlosigkeit und das Ungeschick, womit er poetisch schildert oder darstellt, als durch das inconsequenteste Gemisch von Wahrem und Falschem in seiner poetischen Kritik, wie z. B. in seiner besaglichen Abhandlung über die deutsche Literatur im ersten Theile, daß er bis dato in der Poesie nichts als ein begabter Dilettant ist; ein Begabter zwar, aber doch immer nur ein Dilettant. Wir sind aber eben überzeugt, daß er in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre mehr leisten kann, als er thut, mehr werden kann als Dilettant. Wir begrüßten ihn gern als tüchtigen Künstler, dessen Werke einen bleibenden Werth hätten, und begreifen im Grunde nicht, wie sein wahrer Beruf in der Poesie ihm so lange verborgen bleiben konnte. Hr. Melas hat entschieden Talent zum Iphyl: seine Naturschilderungen, seine häuslichen, bürgerlichen Scenen sind ungemein frisch, wahr und schön; und warum wendet er sich nun von diesem Gebiete ab, wo er Meister sein könnte, und pfuscht in die Schilderung einer höhern Welt, die er nicht kennt und versteht und also völlig schief beurtheilt? Etwas Ähnliches wie der Maler Müller in seiner unvergleichlich trefflichen „Schaffsur“ und seinem „Kußkernen“ leistete, könnten wir von ihm aus seiner Sphäre, in seiner Art erwarten.

Hier wären wir nun mit unserer Besprechung von „Joseph Sannazar“ zu Ende und haben nur noch einige kleine, aber unumgängliche Rügen anzubringen. Die erste betrifft die Orthographie, die in Geräusen steht und nicht auf Rechnung des Druckers geschoben werden kann. Zhl. 1, S. 19 steht: Diplomantik für Diplomatie; S. 33: die Poesie (steht) über die Musik; S. 215: Nowalis, Tief; S. 220, als unser Freund die Damen aus dem Wagen geholfen; S. 259: Mysticker; S. 262: Palliativ; Zhl. 2, S. 7: launigt; S. 13: er hieß ihm sich bereit machen, und insonderheit warnte ihn der Graf für die Intriguen der Gräfin; S. 46: selbst die Bibel, welche die Mutter u. s. w. besaß und daraus von ihr bisweilen sich vorlesen ließ; S. 165: und heißen ihm freundlich willkommen; S. 247: (Lorenz) Stern; S. 339: (Torquato) Tasso u. s. w. Dann ist es eine ungemeine Geschmacklosigkeit, daß man auf jeder Seite durchschnittlich wenigstens zehn Worte durchschossen gedruckt findet; ein gut geschriebenes Buch wird sich auch ohne dies lesen lassen, und der verständige Leser ärgert sich über solche Geistesbrüche. Endlich verstoßt es doch gar zu arg gegen alle Sitte und Rücksichten, daß der Verf. im ersten Theile das Privatleben einer dresdener vielbekannten dramatischen Sängerin in den allerstärksten Ausdrücken schildert und richtet. Wir sind weit entfernt, dieselbe, wo sie etwa in geselligen Kreisen moralisch oder kunstkritisch angegriffen wird, zu vertheidigen, da wir ritterliche Gefühle keiner Art für sie hegen; allein wer hat den Hrn. Melas zum Sittenrichter über diese Dame eingesetzt, oder darf ihn entschuldigen, wenn er die Presse zu solchen Besprechungen mißbraucht? Er hat wol nicht bedacht, daß er damit in Eine Reihe mit den verächtlichen

Schmähschriftstellern unserer Tage tritt, und hätte wol verdient, wenn, unter andern Verhältnissen freilich, sein Unbedacht ihm eine schwere Injurienlage zuzöge. 42.

Brief von Eugen Beauharnais.

Der nachstehende, gewiß interessante Brief des ritterlichen Eugen Beauharnais ist dem Cassin'schen Facsimile entnommen und dürfte in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt sein.

Verone ce 29^{bre} 1812.

Ma bonne soeur.

Depuis huit jours j'ai le projet de t'écrire et chaque jour une nouvelle occupation vient me déranger; j'avais pourtant besoin de te mander ce qui m'est arrivé la semaine dernière. Un parlementaire autrichien demande avec instances à nos avants postes de pouvoir me remettre lui-même des papiers très importants. J'étais justement à cheval, je m'y rends et je trouve un aide de camp du Roi de Bavière, qui avoit été sous mes ordres la campagne dernière. Il était chargé de la part du Roi de me faire les plus belles propositions pour moi et pour ma famille et assurait d'avance, que les souverains coalisés approuvoient, que je m'entendisse avec le Roi pour m'assurer la couronne d'Italie. Il y avoit aussi un grand assaisonnement de prestations d'estime etc. Tout cela était bien séduisant pour tout autre, que pour moi. J'ai répondu à toutes ces propositions, comme je le devois et le jeune envoyé est parti, rempli, m'a-t-il dit, d'admiration pour mon caractère, ma constante fermeté et mon désintéressement. J'ai cru devoir rendre compte du tout à l'Empereur, en omettant toutefois les compliments, qui ne s'adressaient qu'à moi. J'aime à penser, ma bonne soeur, que tu aurois approuvé toute ma conversation, si tu avois pu l'entendre. Ce qui pour moi est la plus belle récompense, c'est de voir, que si ceux, que je sers, ne peuvent me refuser leur confiance et leur estime, ma conduite a pu gagner celle de mes ennemis. Adieu ma bonne soeur, ton frère sera dans tous les temps digne de toi et de sa famille et je ne saurai assez te dire, combien je suis heureux des sentimens de ma femme en cette circonstance. Elle a tout à fait suspendu ses relations directes avec sa famille depuis la déclaration de la Bavière contre la France et elle s'est réellement conduit divinement pour l'Empereur.

Adieu, je t'embrasse ainsi que tes enfans et suis pour toujours ton bon frère et meilleur ami

Eugene B.

Ne montre cette lettre qu'à la Vallette, car je désire éviter, qu'on ne fasse des bavardages à mon sujet.

61.

Miscellen.

Hume's Geschichte von England war ein so einträgliches Artikel für die Buchhändler geworden, daß sie, als der Verfasser sich mit einem beträchtlichen Vermögen nach Schottland zurückgezogen hatte, ihn mit Briefen bestürmten und zur Fortsetzung seines Werks durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zu bewegen versuchten. Anfangs entschuldigte sich Hume in allgemeinen Redensarten; als er aber immerfort gedrängt wurde, schrieb er endlich kurz und entschieden: „Ich kann auf Ihre Vorschläge weder jezt noch jemals eingehen, und zwar aus vier sehr guten Gründen: ich bin zu alt, zu dick, zu faul und zu reich.“

Luther sagt: Wer vor zwanzig Jahren nicht schön, vor dreißig nicht stark, vor vierzig nicht klug, vor funfzig nicht reich wird, der wird es wol nimmermehr werden. 29.

Donnerstag,

Nr. 151.

31. Mai 1838.

Neu aufgefundenne Briefe des Dante Alighieri.

(Schluß aus Nr. 150.)

Der merkwürdigste und zugleich ausführlichste Brief ist indeß (den an die Fürsten Italiens, von dem wir schon eine Übersetzung kannten, nicht mitgezählt) der vierte, von der Grenze Toscanas, unter der Quelle des Arno, den 31. März 1311 datirt, also mit dem Ausbruch Heinrich VII. gegen Cremona und Brescia ungefähr gleichzeitig. Er trägt die Überschrift: „D. Al., der Florentiner und unschuldig Verbannte, grüßt die ruchlosen einheimischen Florentiner“, und ist keineswegs mit dem andern, einige Jahre zuvor in bittlichem Tone geschriebenen Briefe zu verwechseln, von dem Leonardo Bruni uns die Anfangsworte aufbewahrt hat. Auch dieser ist indeß dem genannten aretiner Biographen bekannt gewesen; denn nur auf ihn kann es sich beziehen, wenn er ferner sagt:

Als Heinrich von Luxemburg über die Alpen gekommen war, vermochte es Dante nicht mehr über sich, wie er früher sich vorgefetzt, Gnade von seiner Vaterstadt zu erwarten, sondern er erhob sich wieder stolzen Sinnes und begann von Demen, die seine Heimat lenkten, Arges zu reden, nannte sie schlecht und ruchlos und bedrohte sie mit der verwickelten, vom Kaiser über sie zu verhängenden Rache, gegen dessen Macht Hüfte zu finden, ihnen, wie er sagte, offenbar unmöglich sein würde.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Dichter die durch Geschichte und Offenbarung bestätigte Nothwendigkeit der auf das deutsche Kaiserthum übertragenen römischen Universalmonarchie nachzuweisen sucht und dabei von dem Papste und den Kirchensfürsten mit milderer Ehrfurcht spricht, als er noch das Jahr zuvor gethan hatte, fährt er also fort:

Euch aber, die Ihr göttliche und menschliche Rechte überschreitet, Euch, die Ihr, keinen Frevel scheuend, von unerfäthlicher Gier verlockt werdet, machen Euch nicht die Schrecken des zweiten Todes erbeben, daß Ihr zuerst und allein, das Joch der Freiheit verschmähend, gegen den Ruhm des römischen Fürsten, des Königes der Welt, des Beauftragten Gottes getobt und, auf das Recht der Verjährung Euch berufend, vorgezogen habt, der schuldigen Ergebenheit Pflichten zu verweigern und zu des Aufwuhls Raserei Euch zu erheben?

Weiterhin hält er den Gegnern eine Consequenz ihrer Principe entgegen, die mindestens bestätigt, daß Dante weit entfernt war, die Einheit der Kirche irgend antaasten zu wollen:

Wollt Ihr, durch so thörichte Meinung bewogen, gleich neuen Babylonlern, von dem frommen Kaiserthum Euch los-

reißen und neue Reiche versuchen, daß ein anderes das florentinische und ein anderes das römische Staatenthum sei; warum beliebt es Euch nicht gleichfalls, auf die apostolische Einheerschaft Scheel zu sehen, damit, wenn am Himmel der Mond (Kaiser) verdoppelt werden soll, auch eine doppelte Sonne (Papst) sei?

Wenn der Dichter ferner den Florentinern vorwirft, daß sie ihren Ungehorsam in einem eignen Rathschlusse auszusprechen sich nicht gescheut, so scheint dies auf die trotzige Beantwortung des königlichen Fürwortes in der aretiner Angelegenheit, Juli 1310 (Willani, VIII, 120, Barthold I, 380) zu deuten. Dann fügt er hinzu:

Wird aber jene zu Guerm Verderben gereichende, menschliche und irdische Furcht von Euch fern bleiben können, wenn der unvermeidliche Schiffbruch Eures hochmüthigen Blutes und Eures noch oft von Euch zu beweïnenden Raubes eilig herannahet? Werdet Ihr, hinter lächerliche Wälle verschanzet, irgend einer Vertheidigung vertrauen? O, Ihr nur zum Übel Einträchtigen, von wunderbarer Leidenschaft Verblendeten, was wird es Euch helfen, mit Wällen Euch zu verschanzten, was mit Aufsenwerken und Thürmen Euch zu verstetigen, wenn erst der Adler im goldenen Felde Schreckenbringend herbeischwebt, der, bald die Pyrenäen, bald den Kaukasus und bald den Atlas überfliegend, durch der himmlischen Heerschaaren Lenkung gekräftigt, den weiten Ocean einst in seinem Fluge nicht als ein Hinderniß geachtet hat.

Wo Ihr das Ehrenkleid falscher Freiheit zu verfechten wähnt, da werdet Ihr in die Sklavenketten wahrer Knechtschaft versinken. Denn durch Gottes wunderbares Gericht wird ein Jeder getrieben, auf eben dem Wege, auf dem er der verwirkelten Strafe zu entfliehen vermeint, sich derselben schwerer entgegenzufürzen und, wenn er freiwillig und wohlbewußt wider den göttlichen Willen ankämpfte, unbewußt und widerwillig für denselben zu streiten. So werdet Ihr denn trauernd Eure Gebäude, welche nicht, wie es dem Bedürfnisse geziemt, versehen, sondern zu Uppigkeiten unverkündig verkehrt sind, unter den Stößen des Mauerbrechers zusammenstürzen und von den Flammen verbrennen sehen. Den Haufen des Volkes, der jetzt von allen Seiten rasend, bald für und bald wider, in die Gegensätze umspringt, werdet Ihr dann einstimmig wüthendes Geschrei wider Euch verführen hören, wenn er dem Hunger und der Furcht zugleich zu widerstehen nicht mehr vermag. Und nicht minder wird es Euch Schmerzen, die ihres Schmuckes beraubten und von dem klagennden Zusammenfluß der Frauen erfüllten Kirchen und die staunenden Kleinen zu schauen, welche der Väter ihnen unbewußte Sünden zu büßen bestimmt sind. Täuscht sich mein prophetischer Geist nicht, dem wahrhafte Zeichen und unwiderlegliche Gründe zur Seite stehen, so werden unter Euch nur Wenige, der Verbannung Aufgesparte, nachdem Tod oder Gefangenenschaft die Mehrzahl hinweggerafft haben wird, die anhaltender Trauer verfallene Vaterstadt endlich fremden Händen

übergeben sehen. Und daß ich es mit wenig Worten sage, eben die Leiden, welche, in der Treue verharrend, Sagunt für die Freiheit zu ewigem Ruhme getragen, die, zur Schande in der Untreue für die Knechtschaft, zu erdulden ist Euch bestimmt.

Nicht an dem unvermutheten Glücke, ermahnt ferner der Dichter, mit dem einst die Parmesaner Friedrich II. Lagerstadt Vittoria überrascht, sondern an dem Gerichte sollen die Florentiner sich ein Beispiel nehmen, mit dem der Rothbart das unglückliche Mailand überzogen.

Wohl gewahrt Ihr mit Blindheit Geschlagene nicht — fügt er hinzu — wie die Leidenschaft Euch beherrscht, mit giftigem Fläster Euch schmeichelt und den Weg zur Umkehr mit hinhaltenden Drohungen Euch versperrt, wie sie Euch der Knechtschaft im Geseze der Sünde unterwirft und Euch hindert, den heiligen, der natürlichen Gerechtigkeit nachgebildeten Gesezen zu gehorchen, deren Befolgung, wenn sie eine willige und freie ist, nicht nur keine Dienbarkeit genannt werden kann, sondern vielmehr dem tiefer Aufmerksamen als Das, was sie wirklich ist, als die höchste Freiheit sich offenbart; denn, was ist diese letztere anders als des Willens ungehindertes Fortschreiten zur That? und eben dieses gewähren die Geseze ihren Getreuen. Sind nun also nur Diejenigen wahrhaft frei, welche dem Geseze des freien Willens gehorchen; welchen wollt Ihr Euch zählen, die Ihr, die Liebe zur Freiheit vorschüßend, gegen jegliches Gesez Euch wider den Fürsten der Geseze verschwört? — O, beklagenswerther Samen von Käsulä, o wiederkehrende Zeit der Finsterniß! Erfüllt Euch das Gesagte noch nicht mit genügender Furcht? Nein, ich bin überzeugt, daß, wenn Ihr auch in Geberden und lägenhaften Worten Hoffnung heuchelt, Ihr wachend zittert und aus Euern Kräumen häufig aufschreut, sei es, daß Ihr Euch vor den Euch offenbarten Thunungen entsetzt, oder sei es, daß Ihr der Rathschläge des Tages gebent.

Zum Schlusse verkündet Dante noch den feindlichen Mitbürgern, wie die Zeit der Reue nun verschwunden sei und der sonst so gnädige Kaiser ihnen jetzt nur noch Strafe zu bringen habe.

Noch 29 Monate, und die Bahre von Buonconvento bot die traurige Antwort auf die Drohungen des Dichters!

Die drei letzten und kürzesten Briefe sind nicht mit Dante's Namen bezeichnet, sondern in dem der Gräfin G. (die Handschrift enthält blos den Anfangsbuchstaben) von Battifolle an Heinrich VII. Gemahlin, die Kaiserin Margarethe (von Brabant), gerichtet. Unter ihnen ist wieder der letzte und offenbar jüngste von Poppi im obern Arnothal den 18. Mai 1311 datirt. Der erste könnte vielleicht noch aus dem Sommer 1310 herrühren, wo Heinrich's Boten nach verschiedenen Richtungen Italien durchzogen und die Entfremdeten zu gewinnen, die Wohlgesinnten aber zu ermuthigen strebten. Der Inhalt beschränkt sich auf gerührten Dank für die besondere Gnade, mit der die Fürstin von ihres Gemahls und ihrem eignen Ergehen Nachricht ertheilt hat. Der zweite Brief spricht in lebhaften Ausdrücken die theilnehmende Freude der Brieffstellerin über die glücklichen Erfolge aus, welche die Kaiserin ihr gemeldet (vielleicht die Ereignisse in Asti, Nov. 1310), und endlich der dritte enthält fernere Versicherungen der Theilnahme an den glücklichen Fortschritten und der Ergebntheit, denen sich, auf ausdrückliches Verlangen der Fürstin, kurze Mittheilungen über das Befinden der Schreibenden, ihres Mannes und ihrer Kinder anschließen.

So sehen wir denn Margarethen, des Kaisers treue Gefährtin in des Juges Mühen und Gefahren, auch schon von Ferne klug bemüht, der Sache ihres Gemahls durch ein huldreiches Wort zur rechten Stunde selbst unter dem gewaltsamen Adel Anhänger zu gewinnen. Die Brieffstellerin nennt sich in diesem Schreiben „Pfalzgräfin von Toscana“, ein Titel, den sich sämtliche Grafen Guidi der verschiedenen Linien beileigten. Vermuthlich haben wir in ihr die Gemahlin des Guidobaldo, also die Mutter des „Segefeuer“, VI, 17 genannten, Federigo Novello zu erkennen. Daß aber Dante der eigentliche Verfasser sei, wird aus mehreren, in seinen lateinischen Schriften häufig wiederkehrenden Worten und Wendungen und aus dem Umstande wahrscheinlich, daß der Dichter eben um diese Zeit sich, wie schon oben nachgewiesen, im obern Arnothal bei den Grafen Guidi aufgehalten. Dabei aber, wie Troga thut, eine Gefangenschaft Dante's im Thurne von Porciano anzunehmen, dazu dürfte nicht der mindeste Anlaß sein. Karl Witte.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, oder Darstellung der neuesten Physik und Technologie in aphoristischer Form, von Joseph Emil Nürnberger. Rempten, Dannheimer. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.]

Die Zeit, wo sich die Wissenschaft schroff abschnitt, wo Seibermann sie ganz oder gar nicht haben sollte, ist glücklicherweise vorüber. Die größere Vielseitigkeit der Bildung hat von selbst einen in gewisser Hinsicht liberaleren Zustand des Wissens herbeigeführt, in welchem man gern auch Demjenigen von den Früchten mittheilt, die man durch ernste Arbeit gewonnen, welcher nicht Theil an den Mühen hatte, oder doch auf einem andern Gebiet thätig war. Der Gelehrte selbst fühlt den wohlthätigen Reflex, den es für ihn hat, wenn sein Wissen eine Anerkennung bei der Gesamtheit der Gebildeten findet; er fühlt dies um so mehr, als er früher bei den Zuhörern seltenen Dank als Reich und Ansehung für hervorragendes Verdienst zu finden pflegte. Wir möchten daher keineswegs als über eine Herabwürdigung der Wissenschaft Klage führen, wenn wir sie in populärer Darstellung auffällig, auch für das weibliche Geschlecht zugänglich werden sehen. Im Gegentheil, es erfreut uns, daß, wenn es früher kaum gebildet werden mochte, wie etwa die Schlegel, Vorlesungen über Geschichte, Literatur, Aesthetik vor gemischten Kreisen zu halten, jetzt die Naturwissenschaften, als Physik, Astronomie, ja sogar Chemie ihre Hörsäle den Laien öffnen.

So möchte denn auch ein Buch wie das obige, dessen Zweck eine allgemein verständliche Belehrung über die wichtigsten Fortschritte in den Naturwissenschaften, namentlich auch in ihrem Zusammenhange mit dem praktischen Leben, dem gewerblichen Verkehr wäre, ein sehr willkommenes sein, falls es diesem Zweck auf genügende Weise entspräche. Dies können wir jedoch von der in Rede stehenden Schrift nicht behaupten. Es ist nämlich mit der Popularisirung der neuesten Wissenschaften keineswegs so gemeint, daß die weitere Verbreitung derselben den Händen der Halbwisser übergeben sein soll. Im Gegentheil, Der wird der Berufenste sein, sich der Gesamtheit herablassend mitzutheilen, der auf dem höchsten Standpunkte willt und daher das ganze Gebiet des Wissens am klarsten und weitesten überschaut. So mochte Alexander von Humboldt wol Vorlesungen für ein gewisses Publicum halten und mit seiner, sicherer Prüfung das wahrhaft Erpriessliche für dasselbe auswählen, so darf ein Mitscherlich Chemie für Damen lesen; aber nimmermehr dürfte ein Solcher, der selbst viel weniger den Arbeitenden als den Genießenden und Empfangen-

den angehört, sein halbes Wissen wieder zur Hälfte zu Markte bringen. Aus solchem Wissen wird in der That jene unselige Verflachung und Stümpferhaftigkeit, jenes leicht ausgebreitete Vielwissen, das ein noch verbreiteteres Nichtwissen ist, hervorgehen und überhandnehmen, gegen welches unsere ernsten Väter sich zu Schrock durch ihre strenge Abgeschlossenheit zu schützen suchten. Der Verf. des obigen Buches gehört aber offenbar nur zu jenen, welchen zwar die Erlaubniß wird, zu hören, aber nicht die, selbst zu lehren, wenigstens nicht in der Form, wie es hier geschieht. Wenn Hr. Nürnberger auch ganz lesbare Journalartikel für das „Morgenblatt“ zusammenstellen und alle Monat einen Bericht für die Leser desselben abfassen konnte, der ohne Sonderung und Prüfung, nur einer Zeilung bunte Neuigkeiten lieferte, die sich wie die meisten sogenannten wissenschaftlichen Artikel in den Zeitungen ebenso schnell vergehen als lesen, so war er doch nicht befugt, diese Nachrichten des Moments, die ohne alle Ordnung, ohne Untersuchung über die Wahrscheinlichkeit derselben, ohne Wahl der Quellen ihm mehr vom Zufall der Journallecture als durch irgend eine andere Weise in die Hand geführt waren, zu einem Buche zusammenzustellen. Die Wissenschaft erscheint in solchen aphoristischen Brocken aus verschiedenen Journalen noch viel mehr als roher Stoff als die Geschichte in den täglichen Zeitungsblättern. Diese liest inzwischen Jedermann; was aber würde man zu einem Zeitungsschreiber sagen, welcher als Historiker aufzutreten beabsichtigte, und zwar nur so, daß er z. B. die neueste Geschichte Spaniens in den ohne weitere Anordnung und Sichtung wörtlich abgedruckten Zeitungsartikeln lieferte, die er Tag um Tag erhalten und für die Leser des Moments niedergeschrieben? Solcher Art aber ist das Buch des Hrn. N. und in gewisser Beziehung noch nutzloser und verworrener. Denn in einer nach solchem System abgefaßten Geschichte Spaniens würde es freilich Mühe kosten, einen Faden zu finden; wie würden auf eine Seite lesen, was auf der andern widerufen, auf der dritten abermals bestätigt wird; wir würden drei halb wahre Berichte über ein Ereigniß finden, bevor ein wahrer nachfolgte, und dieser würde oft nicht folgen, weil für den Zeitungsschreiber inzwischen das Interesse des Ereignisses ganz verschwunden war; allein wir würden doch überall von Spanien lesen, die Facta würden in der Zeitfolge zusammengehören. Dies ist aber nicht bei Hrn. N. der Fall. Wir lesen in einem Bericht von Kometen, dann von Eisenbahnen, hierauf vom Galvanismus, schließlich von der petersburger Sternwarte. Alle diese Artikel sind ohne Abschluß; im nächsten Bericht finden wir einen oder den andern jener Gegenstände wieder, allein keine Fortsetzung dessen, was wir schon gelesen, sondern vielleicht eine Wiederholung desselben, oder etwas ganz Fremdes, oder den Widerspruch des Früheren. Dies sind Mängel, denen der Journalist, welcher aus Journalen oder Büchern, wie sie ihm vorkommen, excerptirt, unterworfen sein muß. Will er aber aus seinen Excerpten fremden Wissens selbst ein Buch machen, so gebe er sich wenigstens die Mühe, den alten Kram durchzulesen, das Chaos zu ordnen, was zwei- und dreimal darin steht, auszuscheiden, was sich widerspricht, aufzulösen, was durch die Zeit absorbiert oder ungültig geworden ist, wegzuworfen u. s. w. Dies Alles kann man selbst von dem unwissenschaftlichen Excerptenmacher fordern, wenn man ihm das Recht gestattet, über Dinge ein Buch zu schreiben, die er nur als Dilettant, d. h. halb kennt. Was soll aber aus dem Autor werden, wenn man ihn gar schärfer anblickt und sein Halbwissen an jeder Ecke unter der gelehrten Ebenhaut hervorkommt? Gar zu gern gäbe sich der Verf. das Ansehen, ein Astronom, Botaniker, Chemiker, Techniker, kurz Alles zu sein, während die Tüchtigsten es kaum dahin bringen, Eins von allen diesen ganz zu sein. Wenn er von Astronomie redet, so spricht er von Bessel, Olbers, Mädler, Littrow u. s. w., als sei er völlig ihr wissenschaftlicher Amulus; ist von vergleichender Anatomie die Rede, so tritt er grade ebenso vertraut mit Cuvier und Blumenbach auf und sagt etwa: „Ich kann die Ansicht der beiden Naturforscher

nicht theilen“; ja, er läßt oft eine Art von Protection, wenn er z. B. sagt: „unser verdienstvoller Humboldt“ oder Ähnliches u. s. w. Schon aus allen diesen äußerlichen Zeichen geht es dem Einsichtigen klar hervor, daß ein Autor, der sich so Alles zu scheinen bestrebt, wenig sein kann. Allein vollends wird uns dies klar, wenn Hr. N. eigene Ansichten und Urtheile selbstgefällig aufstellt. Rühlich ist es, wenn er z. B. die Schrift: „Victoria, eine neue Welt!“ von Brandenburg, als ein geistvolles Werkchen lobt, während es doch nur (zufällig kennt Hef. diese Broschüre und den Verf.) eine der verkehrtesten Träumereien ist; die jemals einen Schatten auf die Erfindung der Buchdruckerkunst geworfen haben. Ein zweites horridum exemplum von der Unwissenheit des Autors ist folgendes. Er erzählt die durch alle Zeitungen gelaufene, aus vielen Gründen schwerlich wahre Anekdote, daß Jemanden, der auf der Eisenbahn gefahren sei, ein Stein nachgeworfen wurde, den er einige Sekunden stehend zwei Fuß vor seinem Gesicht in der Luft hängen sah und wie einen ruhenden Körper wegnahm. Dies wäre indeß möglich, wenn der Stein genau die Schnelligkeit der Eisenbahnwagen gehabt hätte. Allein Hr. N. glaubt scharfsinnig, der Stein könne auch eine Mittheilung der Geschwindigkeit durch die Eisenbahnschraube erhalten haben, wie ein Stein, von der Spitze eines Mastes herabfallend, neben dem Fuß des Mastes ins Schiff, nicht hinter dasselbe ins Meer falle! Welch einen Begriff der Verf. nach solcher Probe vom Parallelogramm der Kräfte haben kann, mag man sich selbst abstrahiren. Nach seiner Theorie brauchte man den Waggons künftig nur nachzulassen, so käme man in die Stromschnelle ihres Laufs und führe gratis durch die Luft mit!!

Wir wollen indeß dem Verf. nicht alles Verdienst rauben. Seine Berichte enthalten oft recht interessante Notizen; wir bebauern nur, daß sie so häufig mitten im Interesse abbrechen, wo man nachher vergeblich auf eine weitere Ausführung hofft. Er hätte das Vorhandene sichten und ordnen sollen, so würde er wenigstens ein ganz nützlich und bequemes zu lesendes Buch geliefert haben. Da er seine Berichte muthmaßlich fortsetzt, so möge ihn diese Meinung bei einer vielleicht später zu erwartenden Publication neuerer Data leiten. Nur sei er nicht zu stolz auf die Eleganz seines Vortrags und rühme sich des Verdienstes nicht zu sehr, die Wissenschaft in anmuthiger Form vorzutragen! In dieser Hinsicht leisten schon die Wissenden selbst so Vortreffliches (man denke nur an H. von Humboldt, Ritter, Rees von Genèbe, Hoffmann — in seinen Vorlesungen über physikalische Geographie — Heder — in der Medicin — und viele Andere), daß ein Vortrag wie der des Hrn. N. durch die Form gar nicht auf Bedeutung Anspruch machen kann. Im Gegentheil, da es nur der Geist ist, der sich die Formen baut, so erscheinen diese jenem adäquat, d. h. in einem sehr kleinen Maßstabe. Möchte daher die Selbstliebe den sonst ganz achtbaren Verf. nicht an der Selbstkenntniß hindern.

82.

Ruinen und Inschriften im südlichen Arabien.

Im J. 1829, als in Ostindien der Plan gefaßt wurde, eine schnellere Verbindung mit Europa vermöge der Dampfschiffahrt herzustellen, sandte die Regierung von Bombay mehre Schiffe zur Untersuchung des rothen Meeres und der Küsten Arabiens ab. Auf einem dieser Fahrzeuge, dem *Palinurus*, der 1834 die südlichen Küsten dieses Landes besuchte, befand sich der Lieutenant *Wellsted*, der mehre Ausflüge ins Innere des Landes unternahm, die zu interessanten Resultaten führten.

Der *Palinurus* ankerte im Anfange des März 1834 in einem nahen Kanale, der einerseits von einer kleinen Insel, andererseits von einem hohen schwarzen Felsen eingeschlossen wurde, den die Booten *Hasan* *Gorab* nannten. *Wellsted* bemerkte auf dem Gipfel desselben einige Ruinen, ging ans Land und sah sich bald ringsum von Häusern, Thürmen und Mauern umgeben, die sämmtlich in Trümmer gesunken waren. Die Häuser

waren ohne Ausnahme klein, von viereckiger Gestalt und hatten nur ein Stockwerk; das in vier Gemächer getheilt war. Von öffentlichen Gebäuden, Tempeln z. B., von Bogen oder Säulen fand er keine Spur, Alles war aus Bruchsteinen von dem benachbarten Felsen erbaut, vom Mörtel aber nichts mehr sichtbar. Hasan Gorab liegt etwa 500 Fuß hoch. Westlich fand Inschriften in veralteten, jetzt nicht mehr gebräuchlichen Charakteren, von denen er drei ganz genaue Abschriften nahm. Der Platz könnte, wenn er wieder bewohnt würde, wichtig werden, weil er einen Doppelhafen hat, der bei jedem Monsun Schutz gewährt. Leider hat der Reisende vergessen, die geographische Lage desselben anzugeben.

Später, im April 1835, machte er wieder eine Reise ins Innere vom sandigen Vorgebirge Ras-el-Aseida aus, durch das Land der räuberischen Diyabi, um andere Ruinen und Inschriften zu untersuchen, von deren Vorhandensein die Araber ihm erzählt hatten. Er mußte erst einen mit der Küste parallel laufenden Wüstengürtel passieren, wo der Wind den Sand bewegt gleich den Meereswellen, und kam dann in eine fruchtbare, trefflich angebaute Gegend, deren Anblick ihn ungemein überraschte. So weit sein Auge reichte, sah er ergiebige Auen, die mit Durrah, Labad u. s. w. bepflanzt waren und künstlich bewässert wurden. Vor den Pflügen zogen Ochsen, und die Bewohner erwießen sich gegen den Fremden gütig und gastfrei. Ohne Gefahr erreichte er die Ruinen von Rakab el Fajar, oder die Aushöhlung im Felsen. Sie erheben sich auf einem etwa 2400 Fuß langen und 1100 Fuß breiten Hügel und sind durch eine Vertiefung im Felsen in zwei ziemlich gleiche Theile getrennt. Der ganze Hügel ist eine kleine Strecke oberhalb seiner Basis von einer massiven Mauer umgeben, die an den noch unverlegten Stellen 30—40 Fuß hoch und von viereckigen Thürmen flankirt ist. Auch die beiden Eingänge, deren jeder am Ausgange des Querthals liegt, sind mit Thürmen besetzt. Westlich fand an einem Gebäude eine Inschrift; die Buchstaben sind sehr sorgfältig ausgearbeitet, acht Zoll lang, und das Ganze enthält wahrscheinlich den Namen des Erbauers und die Zeit der Gründung. Er nahm auch hier eine genaue Abschrift. Das Mauerwerk der Häuser besteht aus großen Marmorblöcken von grauer Farbe; sie waren sorgfältig mit Mörtel zusammengesetzt und glichen, aus geringer Entfernung betrachtet, den cyrenopischen Mauern. Die Ruinen erregen aber der Größe dieser Blöcke halber, wie dergleichen man sonst nirgend in Arabien findet, ein hohes Interesse; sie müssen nothwendig sehr alt sein und haben manches Ähnliche mit gewissen Arten von Trümmern, die man auch in Ägypten findet. Rakab-el-Fajar liegt 48 englische Meilen nordwestlich von dem an der Seelüste befindlichen Dorfe Kin, mitten in einem langen Thale, Wabi Reis-fah genannt, das Westlich als ungemein fruchtbar und dicht bewaldet schildert. Es ist vor ihm noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden. Vier Tagereisen vom Meere entfernt, oder zwei Tagereisen landeinwärts von Rakab-el-Fajar liegt die Stadt Abban. In dem ganzen Thale ist Ackerbau die Hauptbeschäftigung, die Felder werden sorgsam vom Unkraute gereinigt, und die Furchen waren so regelmäßig gezogen, wie sie nur ein europäischer Landmann pflügen kann. Die Kameele werden hier als Zugvieh benutzt.

Auch Westlich's Reisegefährten, Lieutenant J. Smith und Dr. Jackson, machten vom Ras Scharma aus eine Excursion ins Innere, um Inschriften aufzusuchen. Sie fanden auf dem glatten Gestein einer geräumigen Höhle Schriften in rother Farbe, die zum Theil noch so frisch ausfahen, als wären sie so eben erst trocken geworden; die Züge glichen denen von Hasan Gorab. Die umliegende Gegend nannten die Araber Hammam, d. h. Bäder. Schon Edrissi bemerkt, daß in der Nähe von Scharma eine heiße Mineralquelle vorhanden sei, die häufig von Kranken besucht werde. Alle diese Inschriften sind wahrscheinlich hamjaritisch und werden vielleicht, sobald sie von den Drei-

entziffert worden sind, viel Licht auf die frühere Geschichte und Kultur dieser Gegend werfen. Ein Studium der Dialekte, welche an der Südküste herrschend sind, würde dabei von wesentlichem Nutzen sein, denn schon Edrissi sagt, daß das Volk im Habramaut eine vom Koritschitischen sehr abweichende Mundart, das Hamjaritische, rede. 53.

Bibliographie.

Antiochanus. Das Papstthum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christenthum, nachgewiesen in seiner Geschichte. Mit einer Einleitung: die Geschichte der Verfassung der christlichen Kirche, und mit verschiedenen kirchlichen und kirchenstaatsrechtlichen Erörterungen. 3 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 3 Thlr. 15 Gr.

Auchmalser. Schattenrisse nach dem Leben. 8. Hamburg, Perold. 1 Thlr.

Ayrer's, J., Bamberger Reimchronik, vom Jahre 900—1599. Zum ersten Male herausgegeben, und mit Anmerkungen versehen von J. Heller. Gr. 8. Bamberg, Dederich. 8 Gr.

Bemerkungen und Briefe über die kirchlichen Angelegenheiten von Köln. 2 Hefte. Gr. 8. Bamberg, Lit.-artst. Institut. 12 Gr.

Beseler, G., Zur Beurtheilung der sieben göttlinger Professoren und ihrer Sache. In Briefen. 8. Rostock, Schmidtchen. 12 Gr.

Polemische Blätter. Herausgegeben vom Verfasser der Schrift: der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition. 1ste Sammlung. 8. Leipzig, Engelmann. 14 Gr.

Briefe über Gastein von Th. K.... 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. 2tes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Glöckentretter, L., Der Glückspilz, oder: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Römischer Roman. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Hademann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus. 2ter Band. Gr. 8. Lüneburg, Perold u. Wapfhab. 1 Thlr. 8 Gr.

Oth, A., Esquisses africaines, dessinées pendant un voyage à Alger et lithographiées. 1re Livr. In-fol. Berne, Wagner. 2 Thlr.

Peuchet, J., Memoiren aus den Archiven der pariser Polizei. Ein Beitrag zur Geschichte der Moral und der Polizei. Deutsch von E. v. Alvensleben. 1ster Band. 8. Weissen, Goebische. 1 Thlr. 8 Gr.

Reisebilder. Originalbeiträge zur neuesten Länder- und Völkertunde. Gesammelt und herausgegeben von J. Haller. 1stes Bändchen: Reisebilder aus England und Frankreich. 8. Bamberg, Lit.-artst. Institut. 1 Thlr. 3 Gr.

Schicksale und Abenteuer anhaltischer Krieger in den Jahren 1807 bis 1815. 1stes Heft. 8. Dessau, Ackermann. 8 Gr.

Schlemmer, J. G., Görres in seinem Athanasius als unbedingter Vertheidiger des Erzbischofs von Droste-Bischoff beleuchtet nach seiner die Selbständigkeit des Staates, den Protestantismus und die freie geistige Entwicklung gefährdenden Richtung. Gr. 8. Nürnberg, Bauer und Raspe. 15 Gr.

Swift, J., Gulliver's Reisen zu verschiedenen entfernten Nationen der Welt. Nach der englischen Originalausgabe neu übersetzt von E. v. Alvensleben. Mit mehreren hundert Abbildungen von Grandville in Paris gezeichnet. 1ster Theil. Reise nach Lilliput. 1stes Heft. 8. Weissen, Goebische. 5 Gr.

Werg, A., König Wenzel und sein Page. Eine historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Berlin, Laderich. 2 Thlr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 152. —

1. Juni 1838.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Mexico.

1. Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 — 32. Vom Verfasser der „Briefe in die Heimat“ u. s. w. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
2. Reise durch die mexicanischen Provinzen Tumulipas, Cohahuila und Texas, im Jahre 1834. In Briefen an seine Freunde von Eduard Ludecus. Leipzig, Hartknoch. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wie schon der gut gewählte Titel andeutet, ist das zuerst genannte Werk über Mexico keineswegs eine Reisebeschreibung in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes. Der Verf. hat in den früher erschienenen und sehr beifällig aufgenommenen „Briefen in die Heimat“ bereits die Gegenstände erschöpft, die sich zur epischen Darstellung eines Reiseberichtes eignen. Es zeugt von nicht gewöhnlicher Thätigkeit und sorgfältigster Verwendung von zwei Jahren, in der neuen Welt zugebrachten Jahren, daß nach Vollendung jenes gleichsam einleitenden Buches dem Verf. Materialien übrig geblieben sind, nicht nur von genügender Umfange zur Herausgabe der vorliegenden „Zustände“, sondern auch von Wichtigkeit und wissenschaftlichem Werthe. Die Idee war eine glückliche, die innerhalb einer festbegrenzten Periode vielseitig beobachteten Verhältnisse eines ganzen Volkes zum Gegenstand der Darstellung zu wählen. Das Mangeln solcher Zeiträume veranlaßt, wenn zumal von den im Entwicklungskampfe liegenden Amerikanern die Rede ist, leicht allerlei Mißverständnisse. Die Aussage eines Reisenden, der mehrere Jahre über Abstattung seines Berichts verstreichen ließ, mag, wenn sie auf Einzelheiten eingeht, ihre Ansprüche auf Richtigkeit verloren haben, ehe sie in Aller Händen sich befindet, dennoch aber, weil das Publicum im Allgemeinen die Schnelligkeit der bürgerlichen Verbesserung oder Verschlimmerung in jenen jungen Ländern nicht kennt, zum vollgültigen Maßstabe

angenommen werden. Das Abbild Mexicos von 1832 ist einer zu Iturbide's Zeit entworfenen Schilderung nur in den Hauptzügen ähnlich und gleicht der Humboldt'schen Beschreibung von 1803 allein in Hinsicht der unveränderlichen, der menschlichen Einwirkung sich völlig entziehenden Natur. So wird denn auch das in den „Zuständen“ uns vorgehaltene Bild in höchstens drei Jahrzehnden viel von seiner jetzt unbezweifelten Wahrheit verloren haben. Leicht mag sich aber dann der Verf. mit dem Gedanken trösten, daß er für das Bedürfnis der Gegenwart gesorgt habe, und zwar indem er Ausgezeichneteres leistete als, mit Ausnahme von Humboldt und Ward, irgend einer seiner Vorgänger, und daß die Veränderungen, welche Mexico in allen Beziehungen schneller erfährt als irgend ein Theil der spanischen Colonien, wenn sie auch seinem Buche einen Theil des Interesses raubten, nicht ohne Einwirkung auf Mexicos Macht und Cultur geblieben sein werden.

Der Verf. der „Mexicanischen Zustände“ ist bei den Versuchen, das vor ihm liegende vielumfassende Material zu gewältigen, mit jener Systematik verfahren, die ebenso auf Gewöhnung an klaren und einfachen Uebergang als auf Liebe zur geschäftsmäßigen Ordnung deutet und den Leser am schnellsten zur gewünschten Übersicht verhülft. Der Vielen unangenehme Ernst solcher Darstellungsweise ist recht glücklich durch zahlreich eingestochene Anekdoten und speciellere Schilderungen unterbrochen, und wir glauben, daß selbst das zweite Capitel, meist statistischen Inhalts, von Allen mit Interesse gelesen werden wird, die überhaupt gründlich genug sind, um von einem Reiseberichte mehr zu verlangen als Aufzählung persönlicher Abenteuer und der kleinen Vorfälle des täglichen Lebens. Nach dem vom Verf. gegebenen Plane des Vieles umfassenden Werkes scheint die Absicht zu Grunde gelegen zu haben, das Mexico von 1832 mit dem von Alex. v. Humboldt geschilderten punktweise zu vergleichen. In vielen Beziehungen ist dieses so weitläufig geschehen, daß die außerordent-

liche Veränderung in dem allgemeinen Zustande der Bevölkerung, und zwar meistens wol zum Bessern derselben, leicht erkennbar dasieht. Die Natur ist in vorliegendem Werke weniger der Gegenstand der Untersuchung gewesen, und vielleicht mit Recht, indem es wol Niemanden leicht gelingen dürfte, zu dem Wilde, was ein Beobachter von Humboldt's Talenten von ihr entwarf, erhebliche Züge hinzuzusetzen, und allein ein langjähriger Aufenthalt, umfassende Vorbildung und unermüdlicher Fleiß die Kenntniß naturgeschichtlicher Einzelheiten vermehren können. So liefern also hauptsächlich der bürgerliche und politische Zustand, folglich Bildung, Sitten, Erziehung, Verwaltung und Kirchenwesen den reichhaltigen Stoff der Beschreibung für den ersten Band, während die Fortsetzung den Militäirstaat, die Polizei, Finanzen, innern Gewerbfleiß und Handel umfaßt.

Ein solches Werk bildet zu sehr ein zusammenhängendes Ganze, als daß man einzelne Theile besonderer Kritik unterwerfen oder Auszüge mittheilen könnte, ohne ungerath zu werden. Bei dem bedeutenden Umfange der Untersuchungen und der Menge neuer, wenn auch genügend combinirter Ansichten ist die Aufgabe, eine Übersicht derselben zu liefern, ungemein schwierig, zumal wenn der Ref. sich mit dem Abschreiben des Inhaltsverzeichnisses zu befassen ungeneigt ist. So weit jedoch an diesem Orte der Raum es gestattet, versuchen wir, dem Verf. zu folgen, und werden dabei Gelegenheit finden, einige der verdienstlichsten seiner Untersuchungen hervorzuheben. Das erste Capitel gibt ein physisches Gemälde von Mexico, absichtlich mit skizzenartigen Umrissen, indem sein Zweck nur sein sollte, den Leser mit dem Schauplaze der spätern Erzählungen vertraut zu machen. Es entbehrt aber dennoch nicht mancher eigenthümlichen Bemerkungen. So wird unter Andern die Eintheilung des Landes nach klimatischen Verhältnissen in drei, oder eigentlich sechs Abstufungen erwähnt und mit vollem Rechte behauptet, daß solche volksthümliche Classificationen mit Meteorologie nichts gemein haben, sondern vielmehr auf Erfahrungen beruhen, welche der fortwährend im Freien lebende Mensch häufiger und leichter zu machen Gelegenheit hat als der Städter, und um seiner selbst willen machen muß. Zu diesen bestimmenden Erfahrungen sollen aber die von der Vegetation einer begrenzten Region genommenen Merkmale nicht zu rechnen sein, indem der Eingeborene Gegenden als klimatisch verschieden bezeichnet, obwohl ihre Pflanzenwelt sich gleicht. Es scheint Ref. aber doch, als ob in den meisten Fällen grade die Vegetation den ungebildeten Classen den eigentlichen Maßstab zur Abschätzung der Temperaturverhältnisse darbiete; mindestens ist es bekannt, daß in andern spanischen Colonien, z. B. in Quito, wo bei größerer Höhe der Gebirge und äquatorialer Lage der Charakter der Vegetationszonen sich ungemein deutlich ausspricht, der Eingeborene nach Principien, die kein Botaniker als seiner unwerth zurückweisen würde, das Land eintheilt. Er nimmt dabei weniger auf die Möglichkeit, europäische Cerealien anzubauen, Rücksicht, indem er die merkwürdige Fähigkeit derselben, sich sehr verschiedenartigen Klimaten anzupassen,

erkannt hat, als auf das Vorkommen, nicht von einzelnen, sondern von vielen zur Hervorbringung eines neuen landchaftlichen Charakters sich vereinenden Formen des Gewächstreiches und bezeichnet nicht nur wie der Mexicaner die Zone mit den gewöhnlichen, auf Wärme oder Kälte bezüglichen Beiwörtern, sondern auch mit Hauptwörtern (z. B. *pajonal*, *grasige Halde*), die zunächst die Temperatur nicht nennen, aber die gemeinte Region vollkommen und verständlich bezeichnen, indem sie ihren Namen von einer ihr eigenthümlichen Pflanzenform ableiten. Es ist übrigens wol nicht wunderbar, daß grade dieses Eintheilungsprincip das leitende geworden sei; denn ungeachtet kleiner Anomalien — und grade diese mögen in den mexicanischen Zeichnungen die vom Verf. erwähnten Schwankungen hervorgebracht haben — bleibt zu allgemeinen Auffassungen des klimatischen Verhaltens großer Landstriche für den Menschen ohne physikalischen Apparat oder ohne wissenschaftliche Bildung immer der Charakter der Pflanzenwelt das leichteste, einzig sichere Mittel. Auch haben viele Reisende über jene Beobachtungsgabe der Amerikaner Zeugniß abgelegt, und Martius (wenn Ref. nicht irrt) gesteht, überrascht gewesen zu sein, als er fand, daß rohe Indianer seine Unterschiede zwischen nahe verwandten, nur dem Botaniker leicht zu sondernden Pflanzenarten seit alten Zeiten gekannt hatten. Ebenso macht bekanntlich der Brasilier einen scharfen Unterschied zwischen den Fluren seiner Gebirge und Thäler und der Ebenen, nicht sowohl nach den, nicht merklich verschiedenen Temperaturverhältnissen, als vielmehr nach den Merkmalen der Vegetation. Unser Verf. äußert sich diesen Ansichten über den Grund volksthümlicher Annahmen von Zonen entgegen und sucht die Erklärung vielmehr nur im körperlichen Gefühle, namentlich in der großen Differenz zwischen Sonnen- und Schattentemperatur der höhern Regionen und dem daraus hervorgehenden Bedürfnisse wärmerer Wohnungen; endlich in den eigenthümlichen Krankheiten einer jeden Zone. Mit Unrecht hat man übrigens das Klima der Hauptstadt Mexico und anderer gleich hoch gelegener Thäler mit dem Namen eines ewigen Frühlings belegt. Wo der Jahreszeitenwechsel fehlt, verliert auch das mildeste Klima an Reizen, nicht allein weil überhaupt ununterbrochen gewährte Wohlthaten minder geschätzt werden, sondern weil das angenehme, zunächst in der Periodicität des Jahreslaufes begründete Gefühl gesteigerter Lebendigkeit den Drangismus nicht ergreift. Bei einem Versuche, die auffallenden Besonderheiten des tropischen Menschen zu erklären, sollte die Unveränderlichkeit der Jahreszeit als etwas vom größtem Einfluß auf den psychischen und körperlichen Entwicklungsgang hervorgehoben werden. Durch richtige Auffassung natürlicher Erscheinungen und durch Anwendung der in den Naturwissenschaften gültigen Gesetze würden Politiker und Geschichtschreiber manche Anomalie und manches Räthsel leicht und genügend erklären. Diese Art des Studiums der Weltgeschichte wird in unsern Zeiten täglich mehr vorherrschend, und zwar wol größtentheils durch die Bemühungen tüchtiger Reisender, die ihrerseits bei dem Sammeln der Materialien anders zu Werke gehen als die

Vorfahren. Namentlich haben die Deutschen auch hier ein großes Verdienst sich erworben, und Jeden muß es freuen, daß gerade sie seit 1826 die wichtigsten Beiträge zur Physiographie von Mexico geliefert haben, wie denn z. B. Eduard Hartort zuerst die relative Höhe einer Menge von Punkten feststellte, welche in Humboldt's großem Werke nicht näher erwähnt wurden; Gerolt, von gleichen Bestrebungen geleitet, 1834 unter andern hohen Bergspitzen sogar den schon seit Cortes (Berichte an Karl V., bei Lorenzana, Originalausgabe S. 72) berühmten Vulkan Popocatepetl erstieg, den sieben Jahre vorher die Engländer Glennie und Lapleur zum ersten Male erklimmen und nahe an 18,000 engl. Fuß hoch gefunden hatten; Schiede, Deppé, Karwinsky außerordentlich viel für Zoologie und Botanik Mexicos leisteten, und Rugendas, obwohl bedroht, doch glücklicher als sein ermordeter Vorgänger Choris, die Materialien zu noch nicht erschienenen malerischen Darstellungen sammelte, von welchen man, auf das vortreffliche Werk über Brasilien gestützt, das Größte zu erwarten berechtigt ist. Der Verf. der „Zustände“ hat, und zwar wol ungerecht gegen sich selbst, geglaubt, zu der Physiographie Mexicos keine zusammenhängenden und bedeutenden Beiträge liefern zu können, und hat sich daher im zweiten Capitel besonders mit politischer Geographie und Statistik der einzelnen, alphabetisch abgehandelten Bundesstaaten beschäftigt. Wie in den andern Provinzen des spanischen Amerika ergibt sich auch in Mexico einmal großes Schwanken und Willkürlichkeit in allen Ältern, nur auf ungefähre Abschätzung beruhenden Zahlen, und zweitens große Differenzen zwischen den Resultaten der officiellen Zählungen und Untersuchungen der Vorzeit und denjenigen der letzten Jahre. Da die letztern keineswegs immer zu Gunsten der Republik ausfallen, so findet der Verdacht keinen Raum, daß die neue Regierung, sowie dieses unzweifelhaft mehrmals in Colombia geschehen ist, absichtlich die Zahlen verfälscht habe, um das Ausland zu täuschen und für sich eine unverdiente Achtung zu gewinnen. Der Glaube, daß die Behörden zu Madrid genaue statistische Nachweisungen über die großen Colonien besaßen, aber dieselben klug verheimlicht haben, ist zwar sehr verbreitet, veranlaßte sonst manche bittere Anklage gegen das Mutterland, findet aber bei Untersuchung nur geringe Bestätigung. Einmal war ehemals das, in wenig civilisirten Ländern ohnehin außerordentlich mühsame Geschäft statistischer Zählung durch das Mißtrauen gegen die Europäer noch mehr erschwert als heutzutage, und außerdem konnte es unmöglich im Interesse der Beamten liegen, durch Mittheilung genauer tabellarischer Übersichten über Staatswirtschaft, innern und äußern Verkehr sich selbst die Quellen der Bereicherung zu verstopfen, die für die Meisten der angestellten Hispanier das Exil nach der neuen Welt allein erträglich machte. Es erfordert keine große Belesenheit, um in den später bekannt gewordenen Verhandlungen der madriider Regierung mit ihren Vicetrönigen Spuren des Mißtrauens gegen die von diesen ausgegangenen statistischen Mittheilungen zu erkennen. Hätte man denselben Glauben beimesseu zu dürfen geglaubt, so würden auch die

Sendungen von tüchtigen Männern mit geheimen Instructionen (wir erinnern nur an Ulloa und Jorge Juan) nicht stattgefunden haben. Daß die höchsten spanischen Behörden über das Innere der Colonien und ihre Verhältnisse oft sehr im Dunkel gewesen sein müssen, geht aus manchen der übriggebliebenen Verordnungen und aus der Begehung geographischer Irrthümer hervor. Schwerlich sind daher altspanische Nachweisungen über amerikanische Statistik, die ohnehin in gedruckter Form vor Karl III. Zeiten nicht erschienen, als Vergleichungsmittel zu gebrauchen, um Rückschlüsse oder das Gedeihen der neuen Republiken unsfehlbar nachzuweisen. Indessen ist für allgemeine Zwecke dieser Umstand von keiner großen Bedeutung, indem über die vielen Nachtheile des ehemaligen Regierungssystems und die von ihm ausgegangenen Verhinderungen der Zunahme der Bevölkerung keine Meinungsverschiedenheit herrschen kann und die seitdem verstrichene Zeit doch noch zu kurz ist, um durch Ziehung statistischer Resultate die größere Zweckmäßigkeit der jetzigen Formen zu beweisen. Die Congresse, Centralregierung und Provinzialbehörden haben seit 1827 sich angestrengt, zu klaren Übersichten zu gelangen; viele dieser Tabellen sind in den öffentlichen Blättern Mexicos zerstreut und in dem vorliegenden Werke mit lobenswerthem Fleiße nicht allein gesammelt, sondern theilweise auch mit kritischen Bemerkungen begleitet und mit andern bisher unbekannten Materialien vermehrt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Crayons des Hen-Schel. I. Chinesen in Hamburg. A. u. d. L.: Chinesen in Hamburg! oder Trummer contra Rotteck. Eine Beantwortung der unter dem Titel Anti-Rotteck u. s. w. von dem hamburgischen Advocaten Karl Trummer über des Professors von Rotteck Lehrbuch des Vernunftrechts publicirten sogenannten Fragmente. Nebst einer Einleitung, worin u. A. Andeutungen über Junges Deutschland, Mangel, Nothleidens u. s. w. Herausgegeben von Schröder. Stade, Pockwitz's Buchhandlung. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Wie ein Verleger Pockwitz heißen könne, begreift Ref., wie er aber im Genitiv sich auf einen Buchtitel bringen möge, versteht Ref. nicht, selbst wenn er die engen Zeilen mit besserer Farbe drucken ließe als Pockwitz's Buchhandlung in Stade. Dies mag indessen kein Präjudiz für den Inhalt werden. Der Mann, welcher in dieser Streitschrift gegeistet wird, ist ein hamburgischer Advocat. Ein hamburgischer Advocat ist ein Republikaner wie alle Hamburger. Alle Hamburger genießen der Freiheit, nach Belieben klug und einfältig zu sein, und der auf dem Titel genannte hat sich nach Inhalt der Schrift die Freiheit genommen, die in Hamburg wie überall in der Literatur nicht unbedeutende Partei der literarischen Polissons zu vermehren. Wir haben seinen „Anti-Rotteck“ nicht gelesen, allein aus der Hr. Herausgeber der „Crayons“ Stellen daraus in großer Menge abdrucken ließ, nahmen wir auf Treue und Glauben deren Echtheit an und halten uns überzeugt, daß der Dr. Trummer in Hamburg der Mann nicht dazu sei, einen Rotteck aus dem Sattel zu heben; vielmehr prallte sein Stosß so auf ihn selbst zurück, daß er sich sammt seinem streifen Saule überschlagen hat.

Der Hr. Herausgeber dieser „Crayons“ ist ziemlich heftig für ein Werk aufgetreten, das, so viel uns bekannt geworden ist, von der dogmatischen Partei der praktischen Staatsmänner vornehm mit Stillschweigen übergangen worden ist.

Dagegen haben die competentesten Richter sich vorthellhaft darüber geäußert. Hr. Dr. Trummer hat durch seinen „Anti-Rotted“ sicherlich die Literatur des Staatsrechts nicht bereichert. Er gehört zu der Classe der Finkertlinge, die nicht etwa die Zeit mit ihren verjüngenden Ideen aufhalten, nein, die sogar zur Rohheit, Dummheit und Grausamkeit des Mittelalters und immer tiefer rückwärts umkehren wollen. Hr. Trummer ist ein Absolutist in Glaubenssachen, ein Verehrer der Tortur in Rechtsfachen und ein Feind der Gedankenfreiheit in Sachen der Humanität; ja, er will „den Gedanken selbst der Staatsgewalt unterworfen wissen, sofern er der Kirche oder, was Dasselbe sei, dem Staate schädlich werde“. Bewahre der Himmel seine Klienten vor solchen Advocaten, genug daß die Erde sie tragen muß. Ohne zu rabuliren, ist ein solcher nicht im Stande zu schreiben, und dies einzige Sätzchen mag eine Probe sein für viele.

Ob nun ein solcher plumper Gegner des gesunden Menschenverstandes sich nicht vollständig befugt halten müsse, gegen alles Vernunftrecht, gleichviel ob Hr. von Rotted oder ein Anderer sich dessen annehme, aufzutreten — wer möchte dies bezweifeln! Der Gegensatz von Vernunft ist Unvernunft.

Der Herausgeber dieser „Crayons“ hätte einfacher zum Ziele gelangen können, wenn er gewollt hätte; allein er hat es vorgezogen, gründlich zu Werthe zu gehen, und sein Buch enthält viel gute Ausbeute aus der besten Staats- und vernunftrechtlichen Literatur der Nation. Sein Witz ist nicht unbedeutend, allein ein wenig zu massiv; in einer Parteischrift kommt die göttliche Gerechtigkeit nach und nach in die Antiquitäten. Die Hrn. Advocaten — und für einen solchen halten wir den Verf. — haben auch in Hamburg alle Ursache, in ihren Streitschriften dem besten Geschmac zu huldigen, selbst wenn sie das Recht so offenbar auf ihrer Seite haben wie in diesem Falle; durch das Gegentheil schaden sie der guten Sache.

Was der Hr. Verf. über den Drachen: junges Deutschland und dessen St.: Georg: Wolfgang Menzel, sagt, ist wohl gemeint und ziemlich das besteidende Stück hinsichtlich der Schreibart, allein in Hinsicht der Gedanken etwas absprechend. Wer der Sache recht ins Auge sieht, möchte doch wol nicht ganz der Ansicht des Verf. sein; der nämlich, daß das junge Deutschland Staat, Religion und Sitte über den Haufen werfen und proprio motu etwas Neues aufbringen wolle. Daß unsere höhern Stände eine der Menschennatur widrige Lebensweise führen, daß Das, was sie Bildung nennen, nur ein höchst fein ausgeprägter Luxus sei und keineswegs humane Bildung, die in allen ihren Äußerungen nach der einfachsten Einfachheit zurückstrebt und die eiteln Triebe des Herzens nicht unterdrückt, sondern mütterlich pflegt und groß zieht — das wird der Hr. Verf. nicht leugnen. Wenn nun aber auf jener luxuriösen Unnatur der Verziehung und Verbildung consequent fortgebaut wird, so muß alles Das entstehen, was das junge Deutschland uns vorübergeführt hat. Die uralten Principien und Maximen der Christlichen und der Volksmoral passen auf jenes luxuriöse Leben nicht mehr. Man denke nur lebhaft darüber nach; nicht das arbeitssame niedere Volk, dieser treustetige Lastträger und Hebel der Völker, untergräbt die Volksmoral, sondern der luxuriöse und durch Luxus verschroben Consument. Man erinnere sich, wohin Rom vom Reichthum geführt wurde. Den Sinnengenuss immer höher und feiner auszubringen, ist die Aufgabe des sogenannten gebildeten Lebens, und dieser Sphäre gehört das junge Deutschland an. In Hamburg kann man es so unnatürlich nicht finden; denn das junge Berlin, das junge Hamburg und das junge Frankfurt scheinen vorzugsweise das junge Deutschland geboren zu haben, oder in dessen Schriften copirt zu sein. Man glaube an unsere Erdengötter nicht, daß sie es eigentlich sind, welche die Moral des Volks durch immer höher steigenden Luxus verkehren, und doch ist's nicht anders. Wir haben daher unsern Freundes Menzel Feldzug gegen das junge Deutschland zwar nicht mißbilligen können, aber sein Auge

hat und insofern bloß scheinen wollen, als er nur Muthwillen, nicht Nothwendigkeit in dieser Geistesrichtung erblicken konnte. Wer wie er aus Schlessen nach Schwaben verlegt wird, hat keine Gelegenheit, den Grund und Boden des jungen Deutschlands kennen zu lernen. Daher sah Menzel bloß die Personen und nicht die Bedingungen und Nothwendigkeiten, von denen sie regiert wurden, und verdiente den Vorwurf, daß er nicht sowohl die Sache als die Freiheit der Personen angegriffen und verletzt habe. Gewiß ist, daß das Vernunftrecht nicht vom jungen Deutschland ausgehen werde; allein es ist auch durchaus ebenso gewiß, daß eine Reinigung aller staatsrechtlichen Vorstellungen in der Sphäre begriffen sei, und es ist absurd, zu behaupten, daß alle Ideen und Meinungen des jungen Deutschlands ohne Werth für diese werdende Läuterung bleiben müssen. Nur hat das junge Deutschland nicht das Volk, sondern jene Classe derselben im Auge, die niemals als die wahrhaft gebildete, sondern nur als durch ihre äußern Mittel im Genuß des Sinnlichen bevorzugte betrachtet werden kann.

Es ist hier nicht der Platz, diese Ansichten über junges Deutschland weitläufig auszuführen. Daß die Frage über Mysticismus und Frömmigkeit damit verwannt sei, stellen wir nicht in Abrede. Wenn man, wie das junge Deutschland, des Christenthums müde ist, muß man auch der Frömmigkeit überdrüssig sein. Und doch ist sie von höchster Bedeutung in unserer Zeit. Die wollüstige Inbrunst des Mittelalters lehrte schwerlich in jener furchtbaren Allgemeinheit in die Nation zurück. Die wahre Bildung baut alle Anlagen und Eigenschaften sowohl des Geistes als des Gemüths gleichmäßig an; die Frömmigkeit kann ihr daher nicht fremd bleiben, und von Mysticismus ist hierbei gar keine Rede. Es ist abgeschmackt, Alles, was das menschliche Gemüth betrifft, unter den Gesichtspunkt des Mysticismus zu bringen. Die Einseitigkeit des Rationalismus hat es dahin gebracht, daß man sich scheut, außer dem Begreifbaren auch dem Unerklärlichen sein Recht zuzugestehen. Auch der Hr. Verf. spricht oft von Kant, allein es scheint nicht, daß er dessen System kenne. Von Fichte ist bei ihm auch nicht mehr die Rede. Ob jemals die reine Humanität wieder zur höchsten Anerkennung kommen werde, ist freilich die Frage. Und doch haben Kant und Fichte mit ihren größern Schülern mehr für sie gedacht und gethan als Schelling und Hegel. Man hat jene aber geflissentlich aus der Mode gebracht, und dies ist Beweis genug, daß die Staatsgewalt sich den Gedanken unterwerfen könne, wie Hr. Dr. Trummer es ihr anrath. Es ist der echte Jesuitismus.

Da der Hr. Verf. willens ist, dem ersten Feste seiner „Crayons“ mehr folgen zu lassen, so zweifeln wir nicht, daß er immer stärkere Gegner als diesen Trummer und das junge Deutschland suchen, sich aber auch immer weniger von einem gewissen spießbürgerlichen und reichsfürstlichen Ernste verleiten lassen werde, da zu tabeln und zu richten, wo er nicht mit Autoritäten urtheilen kann. 52.

Notiz.

Sonderbare Ehrenbezeugungen.
In Rheinwald's „Repertorium für die theologische Literatur“ (1835, Märzheft, S. 272) werden zu den neuerdings vorgekommenen Beförderungen und Ehrenbezeugungen geröhnet: „Der Pfarrer von Feldmoching (bei München), Ruppert, leistete am 25. November zu München im Stadtgerichte öffentliche Abbitte vor dem Bilde des Königs, weil er der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt wurde. Nachher wird er noch ein halbes Jahr in Passau Gefängnißstrafe erleiden. — Der Reichsvater von Don Carlos, Vater Altmir, General des Franciscanerordens, wurde zu Mexico durch D. Pant. Boné fusillirt. — Der Moderator der schottischen General Assembly, Dr. Gattner, wurde, weil er einen Corporandaten verheißigt hatte, von seiner Gemeinde in effigie verbrannt.“ 50.

Mexico.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Der lange und wichtige Abschnitt über Justizverwaltung ist mit so viel Kenntniß der Jurisprudenz und der Einzelheiten der Gesetzgebung außerhalb Mexicos geschrieben, daß man wol berechtigt ist, im Verf. mehr als einen berichterstattenden Laien zu vermuthen. Wie dem auch sein mag, so ist das entworfenen Gemälde weit entfernt, ein tröstliches zu sein. Die Moralität des Volks beruhte in den spanischen Colonien auf wenig mehr als dem Zwange, oder doch dem Einflusse einer jeden Zweifel verbietenden Kirche. Sie begründete sich daher nicht auf innere Überzeugung und mußte nothwendig immer schlaffer werden, je mehr die Revolutionen, während zugleich die Leidenschaften ungewöhnlich angeregt wurden, die Achtung für das bisher heilige Geachtete und die Furcht vor der Hierarchie verminderten. Es ist nicht überraschend, daß innerhalb weniger Jahre selbst in den minder zugänglichen jener Länder Freigeisterei, oder richtiger, der entschiedenste Unglaube an die Stelle einer Bigotterie getreten ist, die an den Zeitpunkt der Entdeckung des neuen Continents mahnte und sich fast drei Jahrhunderte hindurch unverändert gleich geblieben war. Kirchenraube sind nicht nur in Mexico, sondern auch in Buenos Ayres, Peru und Colombia gegenwärtig keine Seltenheiten, in Ländern, wo man bis vor wenig Jahren so fanatisch war, den Kindern und gemeinen Leuten zu lehren, Protestanten träten aus der Hand des Schöpfers selbst gebrandmarkt und mit Anhängeln versehen hervor, die sie dem Affengeschlechte näherten. In den Zeitungen jener Länder ist mehrfach die Klage laut geworden, daß selbst in der heiligen Woche, jener des Ostersfestes, die Zahl der Beichtenden immer mehr abnähme, daß sehr viele Männer kaum einmal des Jahres die Kirchen beträten, und unklug genug hat man geglaubt, die weltliche Justiz um Zwangsgesetze angehen zu müssen. Eben dort fanden noch vor dreißig Jahren Rastelungen und blutige Wüthungen auf offenen Straßen statt und erfüllten die ruhigen Zuschauer mit Widerwillen. Unter so veränderten Umständen ist die Zahl der Verbrechen, wenigstens in den Städten, überall da gewachsen, wo die neue Regierung durch policeiliche Vorkehrungen und Strenge das verlorene ältere Gegengewicht zu ersetzen nicht verstand. Diese Zunahme kommt jedoch nicht ganz auf Rechnung

der Verschlechterung öffentlicher Moralität, sondern sie ist von der Straflosigkeit mit abzuleiten. Die spanischen Gesetze sind mit Ausnahme des Coder von Bilbao für den Handel und des berühmten Gesetzbuches für das Bergwesen nur ein Chaos von Widersprüchen für die Colonien gewesen und haben die schlimme Verwaltung der letztern in mehreren Beziehungen veranlaßt. Dennoch herrschte mehr Strenge gegen Criminalverbrecher, vorausgesetzt, daß sie weder den privilegierten Ständen noch reichen Familien angehörten, als unter den gegenwärtigen Regierungen, und die den Behörden eingeräumte arbitrarre Gewalt scheint wenigstens das Geschäft der Zügelung des zu allen Zeiten verdorbenen Pöbels der Farbigen erleichtert zu haben. Die constitutionellen Verfassungen haben die Richter sehr beschränkt und stehen in vielen Fällen mit den noch völgültigen alten Gesetzen in solchem Widerspruche, daß ein Urtheilspruch unmöglich wird. Man läßt daher gar oft die Verbrecher entlaufen und erspart sich so alle Verlegenheit, oder verhängt der Form wegen über sie Disciplinarstrafen, die mit dem verübten Verbrechen in keinem Verhältnisse stehen. Todesstrafen für andere als Majestätsverbrechen sind überhaupt nie in Südamerika häufig vorgekommen, denn die Spanier besaßen Presidios, wo der im Geheimen empfohlene Verbrecher so behandelt wurde, daß er selten den Termin seiner Gefangenschaft überlebte. Städtischerweise ist diese Straffustiz jetzt nicht mehr gewöhnlich und kaum irgendwo möglich; allein man hat die ehemalige und anscheinende Milde im Ernste beibehalten. In Lima und den nächsten Umgebungen kommen jährlich im Durchschnitt an hundert Mordthaten vor, und obwol man mehr durch Zufall als durch policeiliche Nachforschung mehrertheils den Mörder erlangt, hört man dort in manchem Jahre von keiner Hinrichtung. In den noch unter spanischer Herrschaft stehenden Inseln wird diese Straflosigkeit am auffallendsten. Vor einigen Jahren nahm man an, daß in Havana jährlich an 300, größtentheils nächtliche Morde, freilich der Mehrzahl nach an niedrigem Hafenpöbel und im Bereiche lichterlicher Häuser geschahen; allein selten wurde ein und der andere Mulatte zum Tode verurtheilt, höchstens die Mörder zur Zwangsarbeit, wenn auch in Ketten verwendet. Militärische Hauptlinge allein haben es unmittelbar nach dem Gelingen irgend einer Revolution bisweilen gewagt, eine summarische Justiz zu üben

und eine Zahl ergriffener Räuber erschleßen zu lassen, mehr in der Absicht, den Beifall der Fremden als der eingeborenen Bürger zu erlangen, die in den wenigsten Fällen Abscheu vor solchen Verbrechen fühlen, gemeinlich sogar die Lebensstrafe für Mord zu hart finden. Eine solche, an vielen Orten von den Umständen gebotene Strenge hält nie lange genug aus, um bleibend nachzuwirken, und vor dem Abgange weniger Monate sind die Landstraßen und selbst die Straßen der Städte, diese indessen nur des Nachts, so unsicher wie vorher.

Daß in Mexico der Gang der Dinge ein ähnlicher sei, geht aus dem Berichte unsers Verf. deutlich hervor. Wie wollen übergehen, daß während der Anwesenheit desselben die Zahl der jährlich in Mexico und seinen nächsten Umgebungen verübten Morde auf 300, die der ohne tödtlichen Erfolg gegebenen Messerschläge auf 1000 geschätzt ward und beiläufig in der ganzen Republik in einem Jahre nur 15 Hinrichtungen stattfanden, und uns dafür an amtliche Mittheilungen hielten. Es muß den deutschen Leser erschrecken, wenn er aus einer Tabelle über die Zahl und die Vergehen der während begrenzter Perioden im Staatsgefängnisse der Hauptstadt gefangenen Criminalverbrecher ersieht, daß zu gleicher Zeit (15. Sept. 1831) wegen Mord 101, wegen blutiger Schlägerei 123 Individuen in Untersuchung waren. Unter den 15 Kategorien von Verbrechen, welche zur Aufnahme in jenes Gefängniß qualifizirten, finden wir in drei Fällen aus vier gegebenen Mord als dasjenige, welches nächst Diebstahl und blutiger Schlägerei, d. h. Messerschlagen, am häufigsten verübt worden war. Ziehen wir ferner die Mittelzahlen jener Tabelle aus, so ergeben sich für das ganze Jahr 221 wegen Mord und Verwundung in Untersuchung befindliche Verbrecher, welche gegenüber der Gesamtzahl von 627 Verbrechern aller andern Arten das schreckende Verhältniß von 1 zu 3 noch übersteigen. Solche Resultate sind traurige Kriterien der Moral und der Herzengüte eines Volkes; denn wenn sie auch in ihrem Verhältnisse dadurch vermindert werden würden, daß man annähme, es würden viele, anderwärts verfolgte Vergehen in Mexico nicht bestraft, so wäre damit im Grunde nichts gewonnen, sondern nur die allgemeine Verderbtheit in noch helleres Licht gestellt. Zu bedauern ist es, daß unser Verf. eine ihm vorgelegene officiële Liste über die Zahl der unter den Spaniern während einer 107jährigen Periode in der Hauptstadt allein vorgekommenen Criminaluntersuchungen nicht mitgetheilt hat. Es wäre interessant gewesen, auf obige Art zu einer Vergleichung der Verbrechen und folglich zu einem Mittel zu gelangen, um die Frage, ob die Entsetzung seit der Einführung der neuen Regierungsform zugenommen habe, auf einmal zu beantworten. Indessen mag schon der Umstand, daß auf jedes Jahr jener langen Periode nur 387 Criminalgefangene in der Mittelzahl kommen, bei dem oben aus guten Gründen über die Strenge der spanischen Justiz gegen die niedern Stände Gesagten wenigstens im Allgemeinen beweisen, daß die Kämpfe der Revolution die Besserung des Volkes nicht herbeigeführt haben, wie manche Enthusiasten behaupten. Die Thatfachen stehen zu unwidersprechlich da,

soßen aber deshalb noch nicht zu Argumentationen gegen das Princip der Losreißung der Colonien verwendet werden, seit diese für immer geschehen ist und Vieles die Hoffnung rechtfertigt, daß aus ihr den künftigen Generationen bessere Früchte erwachsen werden als den gegenwärtigen, die in Folge ihrer ehemaligen Verhältnisse und neueren Schicksale der Gefahr schnellen moralischen Sinkens vielfach mehr ausgesetzt gewesen sind als die Bewohner civilisirter und durch Bürgerfrieden beglückter Länder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etudes pratiques et littéraires sur la typographie; à l'usage des gens de lettres, des éditeurs, des libraires, des imprimeurs, des protes, des correcteurs, et de tous ceux qui se destinent à l'imprimerie, par G. A. Crapelet, imprimeur. Erster Band. Paris 1837.

Dieses treffliche Werk gibt sowohl eine historische Übersicht der Schicksale, welche die Buchdruckerkunst in Paris von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage erlebte, als auch Bemerkungen über das Technische der Druckerkunst und ist dabei so klar und verständlich geschrieben, daß jeder Gebildete es verstehen und mit Vergnügen lesen wird. Es ist ferner reich an vortrefflichen und schätzbaren Nachrichten, für deren Mittheilung die Bibliographen wie die Literaturhistoriker dem Verfasser Dank schuldig sind.

Der erste Buchdrucker, welcher sich in Paris ansiedelte, war Ulrich Gering aus Konstanz, der in den ersten Monaten des Jahres 1470, dem zehnten der Regierung Ludwig XI., in einem Saale der Sorbonne seine Pressen aufschlug. Er war auf Veranlassung des Doctor Wilhelm Fichet nach Paris gekommen; dieser leitete seine Unternehmungen und ließ Ausgaben der Classiker veranstalten. Gering bildete eine Menge Drucker heran, die Pressen vervielfältigten sich, und bald blühte die Kunst in Paris fröhlich auf. Ludwig XI. selbst begünstigte sie und ertheilte den Druckern mehrere schätzbare Privilegien. Die Universität übte über dieselben ein Patronat aus; Karl VIII. und Ludwig XII. zeigten sich ihnen gleichfalls gewogen, und Franz I. bestätigte alle von seinen Vorgängern ertheilten Vorrechte. Dann aber kam die Reformation und in ihrem Gefolge Streit und Zwist aller Art; die Sorbonne verbrannte Keger, und die Buchdruckerkunst, ohne welche die neuen Ideen sicherlich nicht so schnell um sich gegriffen hätten, wurde jetzt für sehr gefährlich erklärt. Die Sorbonne und das Parlament ließen Jagd machen auf alle lutherischen Schriften; ihr Eifer war aber ziemlich fruchtlos, denn die Bücher der Keger drangen, allen Verfolgungen zum Troste, bis in die Schulen. Ja, die Keger wurden so kühn, daß sie Aufzugsplacate selbst an die Thüren der königlichen Gemächer hefteten. Das war aber Franz I., der in dieser Hinsicht ganz anders dachte als Friedrich der Große, doch gar zu arg, und er verbot in seinem Zorne die Ausübung der Buchdruckerkunst überhaupt. Es sollte gar nichts mehr gedruckt werden; wer es wagen würde, dieses Gebot zu übertreten, sollte ohne Weiteres an den Galgen kommen, zufolge dem Patente vom 13. Jan. 1534. Glücklicherweise wurde dasselbe nicht streng vollzogen, das Parlament registrierte es nicht ein, und der König, dessen Ärger sich allgemach legte, erließ andere Edicte, wodurch jenes Patent stillschweigend aufgehoben ward; ja, bald nachher wurde Konrad Neobar zum königlichen Drucker für das Griechische ernannt und erhielt ein Privilegium. Crapelet beweist, daß Franz I. nicht, wie man bisher geglaubt hat, Gründer der königlichen Druckerei ist, sondern daß diese erst nach seinem Tode errichtet ward; aus den mitgetheilten Actenstücken geht das deutlich genug hervor. Unter Karl IX. wurden die Drucker von Seiten des Hofes abermals arg gedrückt und heftig verfolgt; es durfte

ohne vorhergegangene ausdrückliche Erlaubniß keine Zeile geschrieben werden, und wer es wagte, sollte gehängt oder geviertheilt werden. Mit den Edicten aus dieser Zeit beginnen eigentlich die Censuren, wodurch nachher stets die Presse bis 1789 geküßt und in Fesseln gehalten wurde. übrigens geblieb dennoch die Buchdruckerkunst in Paris vortreflich, mehre Familien begründeten durch sie ihren Ruhm, z. B. die Elieuvre, und es hat stets in der französischen Hauptstadt einige Drucker gegeben, die nicht bloß der Gewinnsucht halber die edle Kunst liebten. Doch klagt schon Henricus Stephanus in seinem Werke: „*Artha typographicae quærimonia*“, über den Verfall derselben und bemerkt unwillig, daß die meisten Leute sie als ein pures Handwerk betrachteten. Unter Ludwig XIV. häuften sich die Beschwerden über schlechten, incorrecten Druck und erbärmliches Papier. In einem Edicte von 1649 heißt es: „Man druckt jetzt in Paris so wenig gute Bücher, und zu Dem, was gedruckt wird, nimmt man so spottschlechtes Papier, die Correctur ist so tadelnswerth und erbärmlich, daß wir gestehen müssen, solches sei eine Schmach, eine Schande und ein Schaden für unser Königreich.“ Ferner erwähnt denjenigen unserer Unterthanen, welche sich der Gelehrsamkeit widmen, ein nicht geringer Nachtheil daraus, daß sie unter den obwaltenden Umständen gezwungen sind, gute alte Drucke zu hohen Preisen zu kaufen“, und der Cardinal Du Perron (regelhaften Andenkens, denn er nannte uns Deutsche *la nation la plus brutale und esprits de bête*) sagt in seinem Ärger: „Man muß endlich einmal die Drucker zur Ordnung anhalten; es wird Zeit dazu, denn sie machen eine solche Masse von Fehlern, daß es wahrhaftig ein Elend ist.“

Die ersten Drucker gaben sich allerdings große Mühe, ihre Ausgaben der Classiker möglichst correct zu liefern; sie waren aber in der Auswahl der Handschriften nicht immer glücklich. Es gab im Mittelalter eine Menge professionmäßiger Abschreiber, die froh waren, wenn sie eine Handschrift fertig hatten, oft mehr auf schöne Lettern als Correctheit des Textes sahen und am Ende ihrer Arbeit einen Stofseiszer auf's Papier warfen, etwa:

Hic pennam axi; penitet me, si male scripsi;

d. h. hier habe ich die Feder weggelegt, und es thut mir leid, wenn ich schlecht geschrieben habe.

Über das Bücherwesen der Alten sind manche schätzbare Nachrichten auf uns gekommen, und doch wäre wünschenswert, daß wir darüber mehr wüßten, denn Manches ist doch noch dunkel. Übrigens war der literarische Verkehr unter Griechen und Römern sehr lebhaft. Hermodorus verkaufte und verbreitete Plato's Werke, Atticus die des Cicero. Diese Speculanten hatten sehr geschickte Abschreiber in ihrem Solde; es gab schon Prachteremplare, die in Hinsicht der Calligraphie nichts zu wünschen übrig ließen (*macrocola*); es gab ferner Ausgaben mit Gemälden und Karten, auch enggeschriebene und Taschenausgaben hatte man. Martial besaß einen Livius in einem Bande. Ob es aber jemals eine Abschrift des ganzen Homer gegeben, die Platz in einer Ruffschale hatte, dürfen wir billig bezweifeln. Die Bücher waren auch keineswegs theuer; Aulus Gellius fand zu Brundisium eine Menge griechischer Classiker und kaufte *plurimos aere paucos*, viele davon für wenig Geld; ein Buch von Martial's Epigrammen kostete etwa drei Groschen. Die Anschaffung von Büchern kann also bemittelten Leuten nicht schwer geworden sein; die Bibliotheken waren reich versehen, das beweisen die Werke des Athenäus, Julius Pollux, des ältern Plinius, in spätern Zeiten Photius.

Übrigens klagte man auch im Alterthume schon über die Abschreiber, besonders über die, welche lateinische Werke copirten; die griechischen wurden geschicktern Händen anvertraut. Livius empfiehlt dem Valerius aus Antium, ja für correcte Abschriften seiner Geschichte zu sorgen, und Quinctilian verließ sich in dieser Hinsicht auf die Strenge und Redlichkeit seines Buchhändlers Tryphon. Martial beklagte sich über seinen Verleger (wahrscheinlich ist Atreus gemeint) und sagte, die von

demselben veranstalteten Ausgaben hätten seinem Geiste geschadet: „*nocuit librarius illi*“.

Manche Fehler fielen aber weder Verlegern noch Abschreibern zur Last, sondern dem Autor selbst. So bitter Cicero den Atticus, er möge doch an einer Stelle, die bezeichnet wird, statt Cuspis ja Kristophanes setzen, er habe sich geirrt; die Correctur wurde gemacht. Bei einer andern Angelegenheit ging es aber nicht mehr. Brutus machte ihn nämlich darauf aufmerksam, daß er in seiner Rede für den Egiarius eines Mannes als noch lebend erwähnt hatte, der bereits lange todt war. Nun schreibt Cicero einen Brief an Atticus und ersucht ihn dringend, doch ja den Namen aus allen Exemplaren entfernen zu lassen; allein es war zu spät, und so lesen wir denn bis jetzt in jener Rede vom Corfidius, ganz gegen des Autors Wunsch und Willen.

Für die Correctheit des Textes sorgten bei den Römern die Revisoren oder Recensoren. Eine Handschrift hatte nur dann Werth, wenn ein verantwortlicher Grammatiker sie durchgesehen und mit seinem Namen unterzeichnet hatte. „Das Werk ist fertig“, sagt Cicero an einer Stelle, „man ist jetzt nur noch damit beschäftigt, die Fehler auszumergen.“ Diese Revisoren waren sehr geachtete Leute. Im Mittelalter gab es auch dergleichen; Eginhard war Revisor für die Akademie Karl's des Großen, und ein gewisser Calliopius gab sich besonders Mühe, für correcte Texte des Terenz zu sorgen. Daber lesen wir am Ende jeder Komödie: „*Calliopius recensui*.“ In Spanien hatte man noch im 16. Jahrhunderte Revisoren, auch für die gedruckten Bücher, sie unterzeichneten stets ihren Namen; in Frankreich mußten in frühern Zeiten dergleichen Männer für die Richtigkeit der von ihnen durchgesehenen Texte der Bücher dogmatischen oder erbaulichen Inhalts haften.

Übrigens vernehmen wir auch im Alterthume mehrfache Klagen über die Nachlässigkeit und Ungenauigkeit dieser Correctoren, und jene Martial's haben wir oben angeführt. Doch sind diese Beschwerden von keiner erheblichkeit gegen die, welche von Schriftstellern unserer Zeit erhoben werden. Freilich tragen jetzt nicht selten die Autoren selbst einem ebenso großen Theil der Schuld als Verleger, Setzer und Corrector. Sie liefern die unleserlichste Handschrift; der Buchhändler will dieselbe so schnell als möglich haben, der Druckerbursche wartet draußen auf Manuscript; nun wird Alles übereilt, und es kann nicht anders sein, als daß ein tadelnswerthes Werk aus der Presse hervorgeht. Es gibt allerdings noch viele Officinen, die eine rühmliche Ausnahme von der Regel machen; aber die Zeiten der Abt, der Stephani, der Plantine, welche die ausgezeichnetsten Gelehrten zu Correctoren hatten, sind doch nicht mehr. Als die Buchdruckerkunst noch in der frühesten Kindheit sich befand, waren Druckfehler verzeihlich; der Setzer verstand häufig die Abbreviaturen nicht, er kannte keine griechischen Buchstaben; und so finden wir denn in manchen der ersten Ausgaben römischer Classiker an Stellen, wo griechische Worte vom Autor gebraucht wurden, Lücken im Texte, mit der Bemerkung: *Græcum est*. Wir haben in der Geschichte der Buchdruckerkunst rühmliche Beispiele von außerordentlicher Sorgfalt, welche auf manche Werke verwandt worden ist. Le Jay, der Herausgeber der Polyglottendibel in zehn Folioebänden, an welcher 17 Jahre gedruckt wurde (von Anton Nitri, 1628—45), zahlte dem Philipp von Aquino (d'Aquin) für die Correctur des griechischen und hebräischen Textes vom Alten Testamente die Summe von 4000 Livres, was nach dem jetzigen Geldwerthe so viel ist als 10,000 Francs.

Diese Polyglottendibel gab unschuldigerweise Veranlassung zu einem höchst ärgerlichen Scandale. Flavigny nämlich, Professor der hebräischen Sprache am College de France, hatte kritische Bemerkungen über und gegen diese Bibel herausgegeben und wurde als ruchloser Gotteslästerer, Freigeist und sittenloser Mensch verfolgt, weil durch Herausfallen eines einzigen Buchstabens in einer von ihm citirten Bibelstelle eine schmutzige Note entstand. Er citirte nämlich zwei Verse aus dem Evangelium Matthäi:

„Quid vides festucam in oculo fratris tui, et trabem in oculo tuo non vides? Ejice primum trabem de oculo tuo, et tunc videris ejicere festucam de oculo fratris tui.“ Nun geschah es, daß im ersten Verse im Worte oculo noch vollendet Correcetur, wahrscheinlich beim Einheben in die Presse, das o heraustriff und nur culo stehen blieb. Der Sinn: du siehst den Splitter in deines Nächsten Auge, wurde dadurch auf eine schmutzige Art verwandelt, und der Vers lautete nun: du siehst den Splitter in deines Nächsten Afer. Zum Unglücke war auch im zweiten Verse das Wort, oculo, wieder o culo geschrieben. Das genügte Flaubert's Widersacher, dem Maroniten Abraham Schellens, ihn als einen schändlichen, frivolsten Menschen zu brandmarken.

Voltaire hat sich oft bitterlich über seine Correctoren beklagt, weil sie ihn den größten Unsinn sagen lassen. In allen Ausgaben steht an einer Stelle Marc Antoine, wo Marc Aurele stehen mußte; an einer andern steht: „le comble de la clemence“ für clemence; an den Abbé Duvet schreibt er: „Notre langue que vous épouvez“, und der Corrector ließ stehen: „que vous épousez“; das Ärgertlichste ist aber ein Schnitzer in einem Artikel über Herodot und Diobor, welchen er 1771 schrieb. In demselben heißt es in allen Ausgaben bis auf den heutigen Tag: Sechstausend Geburten auf jeden Tag, ergeben für das Jahr 2,150,000 Kinder. „Si vous les multipliez par trente quatre, selon la règle de Kersbaum“, so haben wir für Ägypten mehr als 74 Millionen Einwohner u. s. w. Seit 1771 steht in mehr als 20 Ausgaben dieses fatale, unerklärliche Wort: Kersbaum, statt des Namens: Marsham, jenes englischen Ritters, der sich durch chronologische Untersuchungen bekannt gemacht hat.

In einer hebräischen Bibel, wenn wir nicht irren, ist sie vom J. 1737, liest man: Du sollst ehbrechen, statt: Du sollst nicht ehbrechen. Die Ausgabe ist mit Mühe und Noth wieder aufgekauft worden, und es sollen überhaupt nur noch drei Exemplare davon vorhanden sein. Eines, das wir selbst in Händen gehabt haben, befindet sich auf der wolkenbüttler Bibliothek.

Sieyes erhielt einst vom Vater des Hrn. Grapet die erste Correcetur eines patriotischen Aufzuges. Der Setzer hatte gesetzt: j'ai adjuré la république, statt: j'ai adjuré. Sieyes zitterte, als er den Druckfehler las.

Das Capitel wunderlicher Druckfehler ist lang; heutzutage kommt kaum ein Schriftsteller, wenn er nicht selbst die Revision seines Buches übernimmt, ohne sinnentstellende Fehler weg. Uns ließen einmal Setzer und Corrector irgendwo sagen: ungarartige Physiognomien, statt: negerartige, und aus der kleinen Bucharei wurde eine Wein bucharei gemacht. Fehler dieser Art sind unangenehm, aber doch nicht von großer Bedeutung; manchmal aber können dergleichen wirklich ein wahres Misgeschick werden. Ein solches begegnete vor wenigen Jahren dem verdienten Archibisrector von Rommel in Kassel. In der „Geschichte von Hessen“ (Thl. 3, Buch 6, S. 312) sowohl als in der gleichlautenden Biographie Philipp's des Großmüthigen (S. 126) spricht dieser achtbare Gelehrte bei Gelegenheit des Bauernkrieges die schrecklichen, „eines Altes würdigen“ Worte aus: „daß es gegen Volksverführung kein sicheres, Gott wohlgefälligeres Mittel gebe als Galgen und Rad, oder wie sich jener eifertienfer Abt noch bündiger ausdrückte: Schlagt Alle todt, Gott kennt die Seinen“. Da in demselben Theile unter den Errata diese Stelle nicht verzeichnet war, sondern erst im folgenden (S. 480), der später erschien, so wurde Hr. v. Rommel von den Beurtheilern seines Werks der blutdürstigsten Gefinnung beschuldigt, und der wackere Mann hatte viel Noth und Anfechtung zu leiden, wegen eines hinzugesetzten I, es soll nämlich heißen: ein besseres u. s. w. Mittel gibt. Hr. Bercht, der in der Vorrede zum fünften Bande des Schloffer'schen „Archivs für Geschichte und Literatur“ diesen Fall anführt, sagt mit vollem Rechte, daß Druckfehler auch zu den miseries of human life gehören.

Solche Schriftsteller aber, welche sich weder Zeit noch Mühe nehmen, ihre Handschriften durchzusehen, dürfen sich über Druckfehler nicht beklagen; sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn Setzer und Corrector alle Lust verlieren. Sie lassen sich die Correcetur in sogenannten Fahren schicken, adern zwischen den Zeilen herum. Alles muß umschrieben werden, und die Kosten werden ganz unanschätzbare erhöht. Jene äble Gewohnheit hatte auch Cardinal Mazarin; er machte es bei der Revision seines „Versuches über die Kanzelberechtbarkeit“ in dieser Hinsicht so arg, daß für die Correcetur grade noch zweimal so viel bezahlt werden mußte als für den ursprünglichen Satz des Buches.

Die bei Büchern hinten angehängten Druckfehlerverzeichnisse geben oft noch Gelegenheit zu Berichtigungen. Eine der wichtigsten ist die jenes Schriftstellers, der in seinem Texte von einem gewissen Morel sprach. Es stand da: le docteur Morel, er berichtete diese Worte aber in: le docteur Morel; denn Doctoren sind bekanntlich nicht immer auch Gelehrte.

Grapet empfiehlt die Gründung von Instituten, in denen Correctoren gebildet werden sollen; in Paris könne, seinem Vorschlage zufolge, ein solches sehr zweckmäßig mit der königlichen Druckerei vereinigt werden. Sein Werk enthält, abgesehen von seinem übrigen Werthe, eine Menge nützlicher Anweisungen und Rathschläge für alle auf dem Titel namhaft gemachten Leute, und wir werden nicht unterlassen, nach dem Erscheinen des zweiten Bandes über diesen zu berichten. 47.

Literarische Anzeige.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

Hieron erschien vor Kurzem der 27te Band:

Der verliebte Teufel

und

Der Lord aus dem Stegreife.

Zwei Novellen von

Jacques Cazotte.

Aus dem Französischen übersezt von
Eduard von Bülow.

Mit einer Einleitung.

Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Die frühern Bände dieser Sammlung enthalten:

I–IV. Don Quixote von Cervantes, übersezt von Goltan. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Balthasar von Goldsmith, übersezt von Goldsmith. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI–IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Grigolins von Lesclapart, übersezt von Reil. 12 Gr. — XI–XIV. Tom Jones von Fielding, übersezt von Bülow. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Kleis Klim von Goldberg, übersezt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersezt von Bülow. 15 Gr. — XVII–XIX. Delphine von Stael, übersezt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX–XXII. Desaméron von Bocaccio. 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von E. Reil. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von Manzoni, übersezt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr.

Jeder Roman, mit einer literarisch-historischen Einleitung, ist für den beigesezten Preis einzeln zu erhalten, die ersten 22 Bände aber kosten zusammen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

Leipzig, im Juni 1838.

J. A. Brodhaus.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 154.

3. Juni 1838.

Mexico.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Das Verfahren bei Untersuchungen, die Einseitigkeit, Parteilichkeit und unbegrenzte Bestechlichkeit der Richter geben in Mexico zu Klagen Veranlassung, die mit jenen in andern ehemals spanischen Colonien von Fremden und Eingeborenen erhobenen vollkommen übereinstimmen. Von Allen dürfen Ausländer am wenigsten auf Erlangung gerechter Urtheilssprüche rechnen, wenn sie nicht im Stande sind, dieselben mit vollwichtigem Golde zu erkaufen. Da in allen jenen Republiken dieselbe Abneigung und Misgunst gegen den fleißigen europäischen Kaufmann, wenn auch im Geheimen herrscht, in allen das vieldeutige Chaos altspanischer und republikanischer Gesetze dem Richter die vollkommenste Freiheit läßt, seinen Spruch dem eignen Interesse und seinen Leidenschaften gemäß zu geben, so finden nur wenige Fremde es gerathen, gegen Eingeborene wegen Betrügereien und Schulden klagend aufzutreten. Vielmehr gilt unter dem fremden Handelsstande der großen Seehäfen überall die Regel, gutes Geld nie schlechten Schulden hinterdrein zu werfen. Zu den letztern rechnet man jede Summe, die ein eingeborener Handelsmann oder Grundbesitzer, wie reich er sonst auch sei, nicht wiedererstattet zu wollen erklärt. Man läßt sie fahren, wenn irgend der Verlauf nicht alles Maß übersteigt; denn selbst die Verwendung der Consuln und Geschäftsträger ist von keinem Erfolge an Orten, welche von den Kriegsschiffen ihrer Nation nicht erreicht werden können. In Peru und Centroamerika und selbst in Colombia sind mehrfach die Commandanten fremder Kriegsschiffe gewaltsam in das Mittel getreten, um ihren Landesleuten Gerechtigkeit zu verschaffen. So nahm eine englische Fregatte vor einigen Jahren ohne Weiteres, und zwar mitten im Hafen von Callao, die zwei besten Fahrzeuge der peruanischen Flotte weg und behielt sie, bis die Regierung eine aus Geldmangel ungesetzlich confiscirte Ladung den englischen Eigenthümern zurückgegeben hatte. Andere Male hat man die Häfen blockirt, um die Behörden am Lande zu Verstand zu bringen, hat aber freilich nur da von so eigenthümlichen, die Ohnmacht jener Staaten beweisenden Züchtigungen Erfolg gesehen, wo das Land civilisirt genug war, um die Nachtheile der Unterbrechung des Handels fühlen zu können, oder an der Küste verwundbare Punkte besaß. Wo dieses nicht der Fall

war, konnten freilich Häuptlinge verfahren wie (wenn wir nicht irren 1826) ein Dictator von Goatemala, der auf mehrere Noten eines fremden Consuls und seine Berufung auf Völkerrecht endlich bündig erklärte, daß er von diesen gelehrten Dingen nichts wisse, vielmehr nach seiner Ansicht dem bedrängten Staate das Recht zusteh, überall, wo er der Stärkere wäre, das fremde Eigenthum sich zuzueignen und durch Klugheit in seinem Besitze zu bewahren, und daß die Fremden, wenn ihn diese Erklärung nicht gefiele, wegbleiben möchten. Der letztere Rath wird überhaupt häufig ertheilt, und wurde unter Anderm auch der englischen Potosiggesellschaft gegeben, als ihre Agenten sich über das schreiend ungerechte Endurtheil eines Processes beklagten, in welchen sie ebenso verwickelt worden war wie später alle ähnliche Verbindungen und namentlich die deutsche in Mexico arbeitende Compagnie, deren Vorsteher jedoch, wie unser Verf. erzählt, die Gewandtheit hatten, sich Themis Gunst durch zeitige geheime Opfer zu verschaffen. Daß gegen diese vielseitigen Uebelstände, die, so weit sie in Mexico vorkommen, im vorliegenden Werke sehr umfassend erörtert worden sind, so bald von oben keine Abhilfe erfolgen könne, liegt theils überhaupt in dem unruhigen Zustande des Landes, theils in der Regierungsform selbst. Demokratie, die wir übrigens in jeder andern Beziehung unbetrachtet lassen wollen, hat jedenfalls den Nachtheil für den Staat, eine Menge von Misgriffen in der Administration und Inconsequenzen nach sich zu ziehen, indem sie große Zahlen von Individuen ohne Talente, oder doch ohne Erfahrung und Geschicklichkeit, an das Ruder bringt. Fällt die Wahl einmal auf einen tüchtigen Mann, so verdirbt bei der Unbeständigkeit öffentlicher Gunst und der Veränderlichkeit der Volksmasse nichts eine dauernde Amtsführung. Ohne lange Erfahrung und Durchlaufen von Schulen ist weder ein Staatsmann noch ein Richter oder Gesetzgeber zu bilden, und hierin liegt einer der wichtigsten Einwürfe gegen die Theorie der Selbstregierung junger, der Masse nach unwissender Völker. Roh, von der Laune ihrer Constituenten abhängig, zu einem Congress versammelte Repräsentanten sind nicht geeignet, weise und gerechte Gesetzbücher zu verfassen.

Die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse Mexicos läßt erkennen, daß grade der Priesterstand, der dort die Revolution zuerst herbeiführte, jetzt sein Werk bereuen mag.

indem er sich bestrebt, das alte und wankende Gebäude von Mißbräuchen und Aberglauben, dem er ehemals seine Macht verdankte, vor gänzlichem Umsturz zu bewahren. Der Verf. ist der Meinung, daß in den Revolutionen des spanischen Amerikas die Kirche überall eine thätige Rolle und zwar gegen das Mutterland gespielt habe. Insofern vor dreißig Jahren noch dieser Stand eigentlich die Summe der amerikanischen Kenntnisse in sich centralisirte und während der ersten Unruhen allein die Köpfe liefern konnte, um jene die Unabhängigkeit verlangenden, aber unwissenden Massen zu leiten, mag jene Meinung Gültigkeit finden; allein es dürfte doch zu bezweifeln sein, ob die Kirche in allen Provinzen die erste, wenn auch geheime Veranlassung zum Erheben des Volkes gegen Spanien gegeben habe. Nicht zu vergessen ist es, daß der zahlreiche und vermögende Erotenadel in der freigebigen Austheilung von klingenden Titeln und allenfalls von Ordenssternen nicht überall vollkommenen Ersatz für die Entziehung aller wirklichen Einflusses und für die Untergeordnetheit unter Europäern gefunden hat. Wir begegnen in Colombia und Peru dergleichen Adeligen als Leitern der ersten Revolutionen. An andern Orten, wie namentlich in Buenos Ayres, wo die Geistlichkeit nie zahlreich austrat und keine große Rolle spielte, wo aber der Handel so lebhaft war, als er überhaupt unter Beschränkungen sein konnte, gaben die Kaufleute aus leicht begreiflichen Gründen den ersten Anstoß. Indessen ist nicht in Abrede zu stellen, daß mit Ausnahme weniger Provinzen überall die Geistlichkeit, so weit sie aus Eingeborenen bestand, sich bald für die Sache der Colonien erklärte. Sie fand sich ebenso hinterangeseht wie die Übrigen und betrachtete mit Mißgunst die fast ausnahmslos aus Europa abgeordneten höhern Dignitären und Besitzer reicher Pfründen. Nur in gewissen, weit nach dem Innern entlegenen Districten, besonders in den Missionsbezirken, wo die Kirche sich gewissermaßen ein von der weltlichen Macht unabhängiges, wenn auch armes Reich zu begründen gewagt hatte, fand die Losreißung keine Freunde, und die amerikanischen Priester verbanden sich dort mit den spanischen, um einen Widerstand zu leisten, der bis zu Versuchen, Indianerheere zu bilden, sich steigerte und durch Truppen besiegt werden mußte. In Mexico hat allerdings ein Priester zuerst die Fahne des Aufstandes erhoben, und anderwärts haben, zumal in den Hauptstädten, die Mitglieder der Kirche die Vertreibung der Spanier zu befördern gesucht, sobald dieses ohne offenbare Gefahr geschehen konnte; allein schwerlich dürften ähnliche Kreuzzüge, von Priestern angeregt oder gar angeführt, in Chile, Peru und den Platastaaten nachweisbar sein. Überall gleicht sich jedoch das Verhalten der Kirche gegen den Staat, nachdem die Spanier besiegt, die Unabhängigkeit factisch hergestellt war und sie entdeckte, daß es wol leicht sei, die Bewegungen eines politischen Umsturzes durch Theilnahme zu beschleunigen, daß aber die Beschränkung derselben auf bestimmte Umkreise außer dem Bereiche gewöhnlicher Kräfte liege. Man hatte Freiheit vom Joche altpanischer Prälaten gewünscht, die zahlreichen Weltpriester hatten die Einführung von aufgeklär-

tern Ansichten bis zu einem gewissen Punkt befördert, als das sicherste Mittel, um die stolzen und ihnen gehässigen monchischen Institute zu stürzen; man war z. B. in Chile so weit gegangen, im Verdruss über die mit Rom obwaltenden Mißlichkeiten die Wahl eines amerikanischen Papstes zu empfehlen, und hatte in Colombia die, eigentlich von einem brasilianischen Congresse ausgegangene Idee, das Eölibat aufzuheben, ziemlich beifällig erörtert; aber daß Untergrabung der bisher unbeschränkten Autorität der Kirche erfolgen würde, hatte der Klerus nicht vorausgesehen und natürlich nie gewünscht. So erklärt sich die Reaction der Priester, die entweder in Form offener Widerseßlichkeit gegen die sich kräftig fühlende weltliche Macht, oder im hartnäckigen Verharren bei alten Einrichtungen, oder in Verfinsterungsversuchen sich zu Tage gelegt und überall Unruhen verursacht hat, ohne grade immer deutlich erkannt worden zu sein. Vergleicht man jedoch die Geschichte dieser Kämpfe in den verschiedenen Freistaaten, so kommt man überall auf das Resultat zurück, was auch unser Verf. als seine Ansicht über Mexico ausspricht, daß alle jene Gegenversuche den Gang der neuen Welt zu dem Bessern nicht aufhalten können, und daß das aus zahllosen Mißbräuchen zusammengesetzte Gebäude der römisch-spanischen Kirche in Folge des offenen Verkehres mit Europa, der Pressefreiheit und der verbesserten Jugendberziehung stürzen werde. Aus diesen Trümmern wird und kann sich dort zwar nie der Protestantismus als herrschende Form erheben, indem er jenem Volke für alle Zeit unangemessen bleibt; allein dafür wird der Katholicismus jene düstere mittelalterliche Gestalt verlieren, die er in Amerika bis in die neuern Zeiten behauptete, und jene Irreligiosität wird weichen, die sich als nächste Folge des kirchlichen Kampfes ebenso entwickelt hat, als Geseßlosigkeit und theilweise Entfittung aus dem politischen Streite gegen das Mutterland entstanden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie. Von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien, Mölle Witwe und Braumüller. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn eine Zeitperiode an Ideen über Theorie und Ideal fruchtbar gewesen, Behauptung und Negation sich wacker gestritten haben und der Kampfplatz mit Leichen von erlegten Gedanken, verwundeten Begriffen, entseelten Ideen bedeckt ist, so thut es wohl und thut noth, einen ruhigen Sammler erscheinen zu sehen, der mit präsentem Blick auf dem Kampfplatz der Ideen über Theorie der Wissenschaft und der Kunst ist Niemand geblühter als der besonnene und scharfsehende Verf. dieser „Beiträge“, und sein Buch hat keinen andern Zweck als den, ein solches Schlachttbuletin aufzustellen, aus dem wir mit besonderm Bezug auf Goethe entnehmen können, welche von den, Wissenschaft und Welt, Kunst und Theorie erschütternden Gedanken dieses Riesengeistes den Kampf der jüngsten Zeit überlebt haben, und welche andere etwa darin untergegangen sind. Wie an Goethe

Als Consequenz ist, so muß der Triumph einer seiner Grundgedanken über Naturforschung und Kunst — die bei ihm fast zur Synonymität gelangen — die ganze Theorie in beiden Sphären erschüttern und umbilden.

Der Verf. schickt zunächst seine eignen Gedanken über Kritik und Schematismus in der Literatur voraus. Wir finden in diesem 86 Seiten umfassenden Abschnitte nichts, was eines besondern Hervorhebens bedürfte. Sein Inhalt ist durchaus negierend, und selbst dem Vergleiche zwischen Scott und Bulwer, wenn er auch als Probe guter Kritik gelten kann, fehlt es an Positivität. Wir müssen dem Verf. um der folgenden Abschnitte willen das Recht zugestehen, uns seine kritischen Grundsätze vorzutragen; eine besondere Ausbeute nehmen wir jedoch daraus nicht mit hinweg.

Desto reicher und fruchtbarer scheint uns der Abschnitt: „Goethe“, zu sein. Diese Sphäre läßt sich nicht betrachten, ohne zur Universalität hingezogen zu werden, und darin liegt es, daß, wie einestheils geistvolle Köpfe stets mit neuem Vergnügen sich an diesem klaren Räthsel versuchen, andernteils fast jeder klare Kopf zu dem Versuch angeleitet wird, sich über diesen Geist, der die Welt umfaßte, zum Selbstbewußtsein zu bringen. Dem Verf. aber folgen wir mit um so größerer Befriedigung, als er das Begreifen des Goethe'schen Geistes auf einem neuen Wege versucht, nämlich nicht von der poetischen Seite her, sondern von der seiner Naturforschung, und als er den neuen Gedanken aufstellt, daß der Dichter in Goethe auf dem Naturforscher, nicht umgekehrt der Letztere auf dem Erstern gegründet und basirt war. Von vorn herein erscheint ihm auch der Naturkundiger größer als der Dichter, unsterblicher, unerschöpfbarer, und wenn die Parität, der Parallelismus der Verhältnisse einmal nicht zugegeben werden soll, so sind wir nicht abgeneigt, dem Verf. in seiner Ansicht Recht zu geben. So groß sein poetischer Beruf sich weiterhin auch auswies, die Priorität behauptete bei Goethe doch der Forscherberuf und besonders der Beruf für die Naturforschung. Wir dürfen, um uns hiervon zu durchbringen, nur Goethe's Verfahren bei dieser Forschung beobachten, das von allem Vorgebildeten so fern, so genial und doch wieder so bescheiden, so neu, so ihm ausschließlich eigenthümlich ist, daß sich der höchste Genius darin abspiegelt, indem sich die Poesie zugleich als ein Correlat und notwendiges Complement dazu darstellt. Niemand hat uns hierauf noch so aufmerksam gemacht als der Verf., Niemand die historische Entwicklung des Goethe'schen Geistes zur Naturwissenschaft so klar hingestellt und Niemand die neuen naturwissenschaftlichen Ansichten Goethe's selbst so faßlich und überzeugend in ihrem Zusammenhange hervorgehoben als er. Man weiß es, daß diese Ansichten nicht populär geworden sind, und wie die Systemsucht, die Bequemlichkeit und die Neigung, abzuspochen, wo man lieber hätte zu durchbringen suchen sollen, gegen Goethe gelämpft haben; man weiß es, wie er in diesem Betracht wirklich mißhandelt und zu den wenigen bitteren Äußerungen, die man von diesem großen Geist kennt, grade hierdurch gereizt worden ist, weil seiner thätigen Seele die Trägheit widerwärtig war, mit der er hier in Conflict gerieth. Aber gewiß ist nichtsdestoweniger, daß diese von ihm ausgehenden Ideen — der Begriff z. B. von einer idealen Natur, von der die Erscheinung morphologisch bedingt abweicht — unsterblich sein und bereit sind noch zur Grundlage einer wahren Naturwissenschaft erhoben werden müssen. Der Verf. gehört zu denen, welche die „Farbenlehre“ Goethe's, wie wenig auch die Wissenschaft diese sich bis jetzt zu Nuzen gemacht hat, doch für größer halten als seine poetischen Monumente; und wenn wir auch glauben, daß der „Faust“ noch eine größere menschliche Vollendung vorbedinge als jener tiefe Blick in einen Theil der Naturlehre, so sind wir doch mit ihm darin einig, daß die geringe Bekanntheit, welche das deutsche Volk mit jenem außerordentlichen Werke bis jetzt erlangt hat, ihr nicht eben zur Ehre gereiche. Wir wollen das Unsere thun, diesem Mangel abzuhelfen, und versuchen, ob wir hier durch eine kurze Syn-

opsis der Goethe'schen Ideen aus der Naturkunde, nach des Verf. Darstellung, nicht einen oder den andern jüngern Geist auf die wahrhaft dichterische Ergründung aufmerksam machen und ihn für die Größe und Klarheit gewinnen können, mit welcher der durchschauende und ahnende Blick Goethe's auf der Natur und ihrem ewigen Geheimniß geruht hat.

Die Goethe'sche Farbenlehre beruht auf dem Begriff vom Mittel (das Eräube), durch welches wir zur Anschauung des Urphänomens gelangen. Der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges bildet die Farbe, nicht, wie die Newton'sche Theorie annahm, die Brechung des Lichtstrahls. Der Raum ist durchscheinend und gibt den Begriff des Eräuben. Das Licht, durch ein nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb; mit dem Zunehmen der Trübung steigert sich das Licht zum gelbroth und roth. Die Finsterniß, durch ein erhelltes Mittel gesehen, ist blau, je trüber, desto heller, beim geringsten Grad der Eräbung als violett. Darum ist der Himmel blau — denn er ist finsterrer Raum, durch ein erleuchtetes Mittel gesehen —, die Sonne durch Dünste gelb. Dies sehr einfache Gesetz des Urphänomens, aus der Erscheinung unmittelbar abgenommen, ist Basis der ganzen Erscheinungslehre und schließt zugleich das Reich der Symbolik, das Gesetz der Poesie auf, denn unser geistiges Auge sieht die Dinge, wie unser leibliches, durch ein Mittel, das ihnen die Farbe gibt. Zunächst am Licht entsteht Gelb, zunächst am Dunkel Blau; beides gemischt gibt Grün, die Grundfarbe der Natur. Goethe betrachtet nun die Farben physiologisch (subjectiv, pathologisch), physisch (durch Mittel entstehend) und chemisch (an den Stoffen haftend). Bei dem Letzten treffen wir auf die Lehre von den gesoberten Farben, die sich gegenseitig im Auge bedingen und hervorrufen, auf das Grundgesetz von der Farbenharmonie. Und so wirkt die Theorie der Erscheinung von ihrer wissenschaftlichen Höhe auf die künstlerische Praxis zurück, und die Verbindung zeigt sich zwischen dem Gesetze der Naturforschung und dem der Kunstdarstellung.

Nachdem Goethe in der „Farbenlehre“ diese Verbindung zwischen Natur und Kunstgesetz nachgewiesen, ward diese fruchtbare Idee sein Lieblingsgedanke. Das Princip der reinen Auffassung der Phänomene ohne vorentworfenen System ward für ihn ein Grundgesetz der Naturforschung. Er wandte es auf die vegetabile Welt an und gelangte zu dem Begriff von der Ursprache und zur Lehre von der Metamorphose der Pflanzen, in welcher er das Gesetz des Stetigen in der Breite, das des Schwankenden und Individuellen in der Höhe entdeckte. Hierauf richtete er seinen Blick auf die menschliche Gestalt. Er erkannte auch hier einen Urtypus, durch Bedingung der Geschlechter (Thierclassen) und durch Bedingungen des Individuums specificirt (Morphologie). Jetzt ward die Idee der Naturwissenschaft, wie er sie begriff, geboren und vollendet durch die Ideen der Metamorphose und der Morphologie. Das Ursprüngliche, Ideal, verändert durch zweifache Bedingung, dieser Begriff aufwärts und abwärts entwickelt, war für Goethe Naturforschung. Grundgedanken hierbei sind: die Welt in allen ihren Erscheinungen strebt nach Einheit; diesem Triebe entgegen wirkt der Specificationstrieb; durch beide hin bildet sich Polarität mit Steigerung, Polarität mit Abklopfung; aus ihnen ergeben sich die Mannichfaltigkeit in der Einheit, die Erscheinungen des Lebens, des Stoffes und des Geistes. Dies Hauptplasma der Natur zeigt sich an der Pflanze, am Insekt und so aufwärts. Nun wurden auch Geologie und Meteorologie in den Kreis gezogen. Die Idee des Passirens und tellurischen Ein- und Ausathmens, schon von Humboldt angedeutet, setzte sich erweitert fest. Was nun Goethe als Naturforscher von allen Andern unterscheidet, ist zweierlei. Zuerst seine Methode. Rein, empirisch, systemverleugnend thut er Fragen an die Natur und ist glücklich, wenn correspondirende Beobachtung seine Annahmen bestätigt; er verlangt nichts mehr, Existenzergänzung ist sein Grundzug dabei. Von der Erscheinung steigt er sodann zur Idee empor; die Alten und die Neuen schlagen den entgegengesetzten Weg ein. In diesem Aufsteigen aber begegnen sich

des Landes damals wenigstens ebenso niedrig gewesen sein müsse als heutzutage, und daß der berühmte Reisende, wenn er nicht durch eignen Geist eine so große Anziehungskraft auf Alles, was damals in Mexico durch Wissen sich auszeichnete, geübt hätte, um eine künftliche literarische Atmosphäre ohne vielen praktischen Nutzen, in jeder Hauptstadt; allein der Unterricht der mittlern, ganz besonders aber der niedern Stände war auf beispiellose Weise vernachlässigt, vielleicht absichtlich verhindert. Bogota und Lima haben ebenso wie Mexico kostbare Anstalten für specielle Zwecke der höhern Wissenschaften besessen; aber auf welcher Stufe stand die Volkserziehung, als die Revolution ausbrach! Über die Hauptstädte erstreckte sich jene nur scheinbare, oder höchstens im Besitze von Wenigen befindliche Bildung so selten hinaus, und namentlich war der Elementarunterricht in so rohem Zustand, oder vielmehr so schwer zu erhalten, daß, was beiläufig ein historisches Factum ist, in Peru und den Platastaaten die Bewohner bedeutender Ortschaften des Innern in größte Verlegenheit kamen, als sie zu den ersten Congressen Repräsentanten senden sollten mit gewissen Qualifikationen, die in Deutschland jeder Handwerker besitz. Dieser Mangel an irgend gebildeten Talenten veranlaßte die Absendung von Priestern, den einzigen Bewahrern der wenigen Kenntnisse im Innern Amerikas, aber den am wenigsten zur Vertretung junger und der Aufklärung bedürftiger Völker geeigneten Individuen. Von allen jenen Freistaaten gilt daher Dasselbe: alle haben die unerlässlichen Grundlagen ihres Daseins und ihrer Dauer zu legen gehabt, indem sie für den so gut wie nicht vorhandenen Unterricht vor allen Dingen sorgen mußten. In einigen, die entweder besonders vernachlässigt gewesen, auf niedrigster Stufe sich befinden, oder am längsten von der Geißel der Bürgerkriege und Anarchie heimgesucht worden sind, bleibt jenes Werk noch zu thun. Von ihren ehemaligen Herren haben sie nichts geerbt, was sich als Material zum neuen Bau verwenden ließe; denn die spanischen Institute waren in ihrer Einrichtung, ihrer Tendenz, ihrer Lehrart und den von ihnen behandelten Zweigen des Wissens der Mehrzahl nach so mittelalterlich, daß sie jetzt nicht fortbestehen könnten, hätten sie überhaupt die Stürme der Revolution und die Gebrechen des Alters überlebt. Vielmehr sind ihre Trümmer nicht selten als Hindernisse erschienen, und manche als Überlieferung fortbestehende, ihnen einst als über allen Zweifel erhaben vorgetragene Lehren haben die Reactionen erzeugt, die zwar der guten Sache den Weg erschweren, sie aber nimmermehr unterdrücken werden. Eben weil den neuen Regierungen das Wenigste umgestalten vergönnt ist, vielmehr das Meiste völlig neu zu erschaffen obliegt, sollte man nicht, wie wol sehr häufig geschieht, ungeduldig über das

langsame Fortschreiten der Bildung und Kenntniß werden und die Ungerechtigkeit begehen, gegen die Fähigkeit oder Willigkeit der Amerikaner, sich jene zuzueignen, Zweifel zu erheben. Aus dem mit befriedigender Genauigkeit und nach reichhaltigen Vorlagen ausgearbeiteten Bericht unseres Verf. über das Unterrichtswesen Mexicos geht so viel mit Gewißheit hervor, daß der Volksunterricht nirgend ganz verwahtlos erscheint, und daß, wenn er auch nicht überall eine befriedigende Gestaltung erhalten hat, doch das Mögliche für ihn nach Umständen gethan und sein Bedürfniß einstimmig anerkannt wird. Auf jeden Fall lehrt die Vergleichung, daß Mexico, wie viel ihm auch in jener Beziehung zu wünschen übrig bleibt, manche Schritte vor den meisten andern Freistaaten, Colombia nicht ausgenommen, voraus habe, und daß, um uns der Worte des Verf. zu bedienen, „seiner geistigen Zukunft eine bestimmte Morgenröthe angebrochen sei, der, wenn auch die aufgehende Sonne mit Nebeln und Dünsten zu kämpfen habe, doch ein heller Tag folgen werde“.

Der spät erschienene zweite Band dieses Werkes gibt die Schilderung und Beurtheilung des Militairwesens, der Polizei, der Finanzen, der Gewerbe und des Handels von Mexico innerhalb der Periode von 1830 — 32. Dem Verf. muß um so eher ein Urtheil über den ersten Gegenstand zukommen, da er, wie aus einer eingeflochtenen Anecdote erhellt, zu den Kämpfern der Schlacht von Leipzig gehört und den furchtbaren Ernst europäischer Kriege aus Erfahrung kennt. Er spricht sich günstig über die mexicanischen Soldaten aus und lobt an ihnen dieselben Eigenschaften der Genügsamkeit, Gelehrigkeit und Ausdauer unter den größten Strapazen, welche auch in andern Gegenden Amerikas die Truppen auszeichnen und von fremden Offizieren, wie unzufrieden sie sonst auch mit andern Zuständen sein mochten, fast immer anerkannt worden sind. Wir erinnern an die zahlreichen Berichte englischer Offiziere im colombischen Dienst und an das Urtheil des Generals Miller über die peruanischen Truppen, die, mehrertheils aus der indianischen Bevölkerung entnommen, unter der Leitung erfahrener Europäer dennoch nicht allein den Dienst schnell erlernten, sondern auch sich tapfer schlugen und hinsichtlich geduldiger Ertragung der größten Beschwerden nicht übertroffen werden können. Schlecht bekleidet, ohne Schuhe und Mantel, ohne Train und Commissariat, und daher ganz auf den Zufall oder eigne Anstrengung verwiesen, um den dringendsten Anforderungen des Hungers zu begegnen, ohne Ärzte und Hospitäler, daher ohne Aussicht der Verpflegung bei der ersten Verwundung, die sie hindert dem Marsch zu folgen, haben solche Soldaten ohne Murren und Entmuthigung die weitesten Entfernungen über die schneebedeckten Cordilleren in wunderbar kurzer Zeit zurückgelegt, den Feind angegriffen und geschlagen. Allein die Verberbtheit des Offiziercorps, so weit es aus Amerikanern besteht, hat veranlaßt, daß jene Heere, unbedeutend wie sie der Zahl nach zur übrigen Bevölkerung sich verhalten, zu wahren Geißeln der neuen Staaten geworden sind. Von Mexico bis Buenos Ayres wiederholt sich seit zwanzig Jahren das Schauspiel der Regierungsveränderungen

gen, umgestoßener Verfassungen, kurzdauernder aber immer erneuter Bürgerkriege aus derselben Ursache. Überall veranlassen es die Umtriebe der Offiziere, die vom General bis zum Unterleutnant herab zu jeder Zeit geneigt sind, ihren Privatvorteil in der Erregung eines Aufstandes zu suchen, eine wahrhaft tyrannische Gewalt über die Regierung ausüben und jeden Versuch zur Herstellung einer Abhängigkeit von derselben durch schleunige Umstürzung bestrafen. Großentheils aus den niedern Ständen entspringen, ohne Erziehung und in der Regel mit dem volksthümlichen Laster des Spiels mehr als ein anderer Stand behaftet, immer durch Schulden und Geldmangel gedrückt, ohne eigentliche Beschäftigung in ihren kleinen Garnisonen, sind solche Menschen sehr verkäuflich. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß unter zehn solcher amerikanischen Revolutionen jedenfalls neun vom Militär entspringen. Ein sehr überraschendes Beispiel dieser Art liefert unter vielen andern die Geschichte von Buenos Ayres, wo in den dreizehn Monaten vom November 1819 bis Januar 1821 nicht weniger als zwölf Regierungswechsel vorfielen. In Mexico, wo die Bevölkerung etwas dichter ist, die Volksbildung unstreitig höher steht und der europäische Einfluß mehr gefühlt wird, sind zwar Umwälzungen, durch die Laune der Truppen allein hervorgerufen, bedeutend seltener, aber dennoch bleibt das stehende Heer ein großes Übel. Nach der Meinung des Verf. scheint man nicht zu wissen, wie man sich von ihm befreien soll, obgleich aus den mitgetheilten Übersichten erhellt, daß seine Gesamtzahl sich nur auf 14,000 Mann belaufe. Eine solche Zahl genügt aber vollkommen, um mehrere Provinzen in Unterwürfigkeit zu erhalten, oder irgend eine beliebige Umwälzung herbeizuführen, indem der Bürger in allen jenen Republiken sich gemeinhin sehr passiv verhält, oder nur in den äußersten Fällen den Aufstrebenden entgegentritt. In Colombia, Peru und Chile hat man den Nachtheil einer gleichsam unabhängigen Macht im Innern des Landes geraume Zeit gefühlt und daher nach dem dortigen Ausdrucke die Offiziere reformirt, d. h. man hat ihnen für die seit Jahren schuldigen Solde eine Abschlagssumme theils baar, theils in verzinslichen, zu diesem Zwecke geschaffenen Staatspapieren gezahlt und sie verabschiedet. Natürlich war aber diese Maßregel nur da durchführbar, wo die Regierung sich Mittel und Anhang zu sichern gewußt hatte, weil von den Militärs die Wenigsten geneigt waren, ihren anarchischen Verhältnissen selbst gegen Entschädigung zu entsagen. Die vom Verf. vorgeschlagene Einführung des Landwehrsystems war vor der letzten Revolution in Mexico wirklich versucht worden. In Chile ist sie vollständig gelungen und hatte Ruhe und Segen über das Land zu bringen begonnen, als der unglückliche Krieg gegen Santa-Cruz (ein durch kaufmännische Motive hervorgerufener Kampf) das Heer wiederum zu vervollständigen erzwang. Die erste Frucht der Vereinigung war ein Aufstand im guten alten Styl und die Ermordung des höchst verdienstvollen Ministers Diego Portales (im Juni 1837), dessen Energie zuerst die Soldatesca beschränkt hatte. Solche Beispiele sollten — wenn überhaupt Erfahrungen den In-

dividuen und den Staaten im Jugendalter etwas nützen — die Republiken Amerikas warnen, auch wenn der wahrhaft ungeheure Aufwand der Kriegsministerien nicht stände. Das mexicanische Heer nimmt von den Staatseinkünften alljährlich über 23 Millionen Thaler preussisch Courant in Anspruch, folglich nur 300,000 Thlr. weniger als das ganze preussische Heer 1835. Für ein Land, wo unendlich Vieles zu thun bleibt für Volksunterricht, für Straßenbau und innere Einrichtungen aller Art, ist jene Summe kolossal zu nennen. Nur die Furcht vor Widersegligkeiten der Armee selbst kann in friedlichen Zeiten ihre Beibehaltung entschuldigen. Auswärtige Feinde hat Mexico nicht zu fürchten; eine Invasion wird sich nicht über das Küstenland hinaus erstrecken können und in den meisten Fällen das Schicksal des spanischen Angriffs unter Caracas erfahren. Von der Landseite her sind allein die Vereinigten Staaten zu fürchten. So unteugbar ehrgeizig diese Republik ist, ebenso wenig wird sie einen Eroberungskrieg ernstlich unternehmen. Ihm widersteht sich die Gesinnung eines großen Theils der Bevölkerung. Die Leiter jener Regierung verstehen den Gebrauch anderer Waffen als des Schwertes, um sich die Aussicht von Gebietsvergrößerung zu verschaffen. Texas beweist dieses, und aus der Geschichte des letzten Krieges gegen England, wo nicht ein District von Canada bleibend occupirt wurde, und der Geschichte des noch dauernden Kampfes gegen eine Pandevoll Seminolen erhellt, daß die Nordamerikaner mindestens zu Eroberern nicht geschaffen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die heutigen Griechen.

Unter dieser Aufschrift befindet sich in Nr. 114 d. Bl. f. 1838 ein Aufsatz, dessen Verf. in Ansehung der Verwandtschaft der heutigen Griechen mit den alten zu der Meinung Hallmerayer's sich bekennt. Indes ist die Sache damit, daß man sich auf Hallmerayer's Hypothese bezieht und die Meinung hat, daß er Recht habe, vielleicht auch zum Überflusse noch das Urtheil eines englischen Malers über die, angeblich nichts weniger als altgriechische Körperbildung der heutigen Griechen anzieht, ganz und gar nicht abgemacht. Nach unserer unmaßgeblichen Ansicht besteht Hallmerayer's Verdienst in der Hauptsache nur darin, daß, da wol kein Bernünftiger jemals an die unvermischte Abstammung der heutigen Griechen von den alten geglaubt und eine solche im Ernste behauptet hat, vielmehr jeder Unparteiliche eben nur eine mehr oder weniger starke Vermischung altgriechischer Elemente mit andern in den heutigen Griechen hat erkennen können, er die historischen Ursachen zusammengestellt hat, aus denen sich diese Erscheinung erklären läßt, und bei deren Vorhandensein es mehr als ein Wunder wäre, wenn die Gegenwart etwas Anderes erkennen ließe. Aber auch das nur, nämlich die mehr oder weniger starke Vermischung altgriechischer Elemente mit andern in den heutigen Griechen, ist das Resultat, zu welchem man, bei nicht einseitiger Beachtung der Gegenwart der heutigen Griechen und unter Berücksichtigung der Vergangenheit, gelangt, während dagegen die Hallmerayer'sche Hypothese, die jede Verwandtschaft der heutigen Griechen mit den alten leugnet, zu sehr und allein die letztere, und zwar aus Büchern, die Gegenwart dagegen, wie sie sich im gesammten Leben des Volks herausstellt, zu wenig oder gar nicht ins Auge faßt und beachtet. Lassen sich für das Vorhandensein anderer als griechischer Elemente in den heutigen Griechen Beweise bringen, so bekräftigen sie nur Das, was wir als wahr

annehmen, daß nämlich eine Mischung verschiedener Elemente in den Griechen vorhanden sei, die jedoch zugleich das griechische Element, oft sogar als Urtypus, nicht verkennen läßt; und es lassen sich solchen Beweisen eben auch andere für das Vorhandensein von griechischen Elementen mit gleicher Entschiedenheit entgegenstellen. Dabei muß übrigens bemerkt werden, daß manche Ansichten zu sehr individueller Art sind, als daß sie für mehr als eine eben nur subjective Meinung gelten können, so daß man sich in dieser Hinsicht am Ende nur begnügen muß, der Ansicht des Einen die gegentheilige des Andern entgegenzustellen, um die erstere des Scheins einer objectivrichtigen Meinung zu entkleiden. So ist es z. B. in Hinsicht der Körperbildung der heutigen Griechen. Wenn der englische Maler Perce, wie in Nr. 114 d. Bl. berichtet wird, jene Körperbildung für ganz ungrisch, d. h. für ganz und gar nicht altgrisch hält, so sind Andere anderer Meinung, indem sie in den heutigen Griechen mehr oder minder Elemente altgrischer Körperbildung, z. B. mehr dergleichen in den Bergbewohnern und auf einzelnen Inseln, weniger dagegen in den Bewohnern der Ebenen, der Küsten u. s. w., allerdings erkennen. So sagt z. B. der in dieser Hinsicht gewiß ganz urtheilsfähige D. W. von Stadelberg („Trachten und Gebräuche der Neugriechen“, 1. Heft), daß „in Gestalt und Zügen der Menschen, im Allgemeinen genommen, die hellenische Art sich nicht verloren habe“. (Man vergl. Thiersch, „De l'état actuel de la Grèce“, Bd. 1, S. 289.) Überhaupt darf man die heutigen Griechen nicht peils melle untereinander werfen, um dann mit irgend einer Hypothese beliebig und um so sicherer im Irren fischen zu können; vielmehr muß man nach Maßgabe historischer und geographischer Verhältnisse manche Volksklassen und Volksstämme um so mehr voneinander scheiden, als die Griechen mancher Gebirgsstriche eine geringere, ja fast gar keine Vermischung mit ungrischen Elementen zeigen. So sagt Bröndsted in der Vorrede zu seinen „Reisen und Untersuchungen in Griechenland“ (erstes Buch, 1826, S. xvi): „In allen Theilen des festen Landes und auf den Inseln, wo die Vermischung mit Völkern slavischen, tatarischen oder überhaupt fremden Stammes weniger Einfluß ausübte, sind die jetzigen Griechen ein sehr schöner und rüstiger, sehr aufgeweckter, thätiger und betriebamer Menschenstamm, ihren Vorfahren, den Hellenen, Analogen, Fehlern, Form und Physiognomie nach beinahe ähnlich, als man es erwarten konnte.“ So bemerkte ferner der französische Bildhauer Bietty, der in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einen Theil Griechenlands durchkreuzte, daß die Inseln im Allgemeinen griechischer seien als der Continent; daß er zu Salamis die attische Physiognomie unter den vielen Flüchtlingen von Athen, Megaris, Cleusis u. s. w. leicht erkannt habe; daß er die alten Stämme der Arkader, Argiver, Athener und Spartaner erkannt zu haben glaube u. s. w. Damit ist im Allgemeinen auch Blaquière („Die griechische Revolution“ u. s. w., Berlin 1825, S. 290) einverstanden. So fand der jetzige Prof. an der Universität zu Athen, E. Ross, auf seiner Reise in Ostgriechenland, daß der Ort Danlia in Böotien und die folgenden Orter am Par-nas eine fast ungemischte griechische Bevölkerung haben, die vor dem türkischen Despotismus aus den Ebenen zurückgewichen sei. Dies gilt im Allgemeinen von den Bergbewohnern und einigen Stämmen besonders. Was dagegen die einzelnen Classen des Volks anlangt, so gibt auch hierüber theils von Stadelberg (a. a. D.), theils Thiersch (a. a. D. Bd. 1, S. 217 fg.) die Verschiedenheiten an, die man bei Beurtheilung nationeller Elemente in den heutigen Griechen mit in Anschlag zu bringen nicht unterlassen darf.

Daß das griechische Volk der Gegenwart „in Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuchen Reste einer schönen classischen Vergangenheit zeige, die mit der Natur und mit dem Leben in neuer, interessanter Verbindung fortbestehen“, wie sich ebenfalls von Stadelberg a. a. D. ausdrückt, ist seit der „Voyage“ von

Supé wol fast von allen Reisenden in Griechenland erkannt worden, und auch Andere, die Gelegenheit gehabt haben, das häusliche und öffentliche Leben des griechischen Volkes in der Nähe oder von fern kennen zu lernen und die der Beobachtung sich darbietenden Erscheinungen des Landes und Lebens der heutigen Griechen, z. B. auch im Gebiete der Volkspoesie, näher ins Auge zu fassen, haben dies anerkennen müssen (z. B. Jauriel in seinem „Discours préliminaire“ vor den „Chants populaires de la Grèce moderne“, und von Maurer „Das griechische Volk“, Thl. 1, S. 2 fg. 176 fg.; Anderer weiter nicht zu gedenken). Daß nun aber auch hierin ein Moment dafür liege, daß das altgriechische Element in den heutigen Griechen nicht gänzlich vernichtet worden sei, dürfte wenigstens insofern, als es ja nicht nur eine physische, sondern auch eine geistige Verwandtschaft gibt, welche letztere übrigens in Ansehung der heutigen Griechen eine ursprüngliche, nicht etwa eine künstlich entlehnte und gemachte ist, nicht geleugnet werden können.

Wenn die neugriechische Sprache viele Fremdwörter enthält, so ist dies historisch sehr erklärlich; es ist aber auch ein Schicksal, das sie mit andern Sprachen theilt, während sie auf der andern Seite eine innere Bildsamkeit und Originalität besitzt, die sie befähigt, sich jener Fremdwörter fast ganz zu entledigen. Dabei ist sie an und für sich, wenngleich auch hier eine Zersetzung durch fremdbartige Elemente ihr theilweise sogar bis ins Blut gedrungen ist, dem Grundelemente nach altgriechisch, wie sich denn auch die altgriechische Sprache, selbst in einzelnen Wörtern und in Formen der Grammatik, in manchen Theilen des Landes und in manchen Beziehungen ganz rein erhalten hat. Freilich darf man auch hierbei sich nicht nur an die Oberfläche halten, wenigstens nicht darnach über eine Erscheinung absprechen, die aus sich selbst, nicht nach dem äußern Scheine, aber auch ebenso wenig aus bloßen Geschichten der Vergangenheit, nicht nur aus Büchern beurtheilt und erklärt sein will, wenn sie gründlich, nicht einseitig erdortet werden soll. Einem solchen einseitigen Abprechen über die Verwandtschaft der heutigen Griechen oder deren Nichtverwandtschaft mit den alten hat auch das Vorstehende entgegengetreten wollen, und dergleichen ist um so nothwendiger, als es in gewisser Hinsicht bequem ist, nach bloßen Büchern über das Leben der Gegenwart abzusprechen. Aber —

Glaube dem Leben! Es lehrt besser als Redner und Buch.

25.

Literarische Notizen.

Die politische Zeitung: „Ilirsko narodna novine“, welche Dr. Ludwig Gay im ilirischen Dialecte in Agram herausgibt, ist mit dem Beginne dieses Jahres durch ein belletristisches Beiblatt: „Danica ilirska“ (Ilirische Morgenröthe), erweitert worden, in welchem neben Poesien in ilirischer Sprache viele interessante Aufsätze aus der ilirischen Geschichte und Biographie ilirischerelden sich finden.

Eine neue der Wissenschaft und Unterhaltung geweihte Zeitschrift: „Hronka podtaranaka“, zunächst für die slavischen Bewohner des bistriger Banats in Ungarn bestimmt, wird seit dem vorigen Jahre von dem in der slavischen Literatur bereits bekannten Karl Kuzmani herausgegeben.

Von Furedy sind neuerdings Volkslieder der Slowaken erschienen.

Für das Jahr 1838 ist in Prag ein böhmischer Almanach unter dem Titel: „Wesna, almanach pro kwetacuj swod“ (Der Frühling, ein Almanach für die blühende Welt), von Pospisil herausgegeben worden, dessen Inhalt, in freundlichen Gaben von Kolar, Pospisil u. A. bestehend, dem Titel vollen entspricht.

9.

Dienstag,

— Nr. 156. —

5. Juni 1838.

Mexico.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Die policeilichen Einrichtungen der Republik scheinen auf ziemlich vernünftigen Gesetzen zu beruhen und lassen den Einfluß deutlich bemerken, den eine häufigere und geradere Verbindung mit Europa von jeher auf Mexico im Vorzuge vor den übrigen spanischen Colonien gehabt hat. Wir sehen uns aber genöthigt, dieses Capitel und nicht minder das folgende, die Finanzen betreffende zu übergehen. Das Staatsvermögen befindet sich in derselben fast unheilbaren Unordnung wie in den andern Republiken des spanischen Amerikas, wozu unverständige oder betrüglische Verwaltung ebenso viel beigetragen hat als die Bürgerkriege, der Wechsel der Regierung und die wucherischen Bedingungen bei den in Europa gemachten Anleihen. Zwei derselben, die dem Staate nur 11,700,000 Piafter baar eintrugen, beluden ihn dennoch vermöge allerlei Börsenvorgängen und Abzügen mit einer hoch verzinslichen Last von 32,000,000 Capital. Wie und wann die amerikanischen Republiken ihre unübersehblichen Schulden in Europa zu bezahlen im Stande sein werden, wird durch Mittheilung solcher Thatfachen zur Unbegreiflichkeit. Tritt auch einmal ein tüchtiger Mann wie der Finanzminister Mangino unter der Präsidentschaft von Bustamante an die Spitze der Administration, sodas die Hoffnung sich regen darf, es werde endlich Ordnung eingeführt werden, so wirft ihn bald darauf eine Umwälzung von seinem Standorte herab, und die Verwirrung wird immer größer. Gewerbe und Handel, besonders aber die ersten, liegen gar sehr darnieder. Mancher Industriezweig der Vorzeit ist während der Revolution und durch Zulassung fremder, ungleich besser und wohlfeilerer Producte zu Grunde gegangen, ohne durch andere ersetzt worden zu sein. Eine der solidesten Quellen mexicanischen Erwerbs, der Bergbau, ist durch die Bürgerkriege fast vernichtet, und das Volk hat bisher weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, sich nach andern umzusehen. Die Regierung hat versucht, zumal zu Bustamante's Zeiten, belebend einzuwirken und eine Art von Gewerbevereinen in Verbindung mit einer Leihbank zu Stande gebracht, denen eine unverkennbar gute Absicht zu Grunde lag; allein es scheint damit gegangen zu sein wie mit ähnlichen Instituten, die in den andern amerikanischen Staaten begründet wurden und bewiesen, daß redlicher Wille und En-

thusiasmus den Erfolg eines Planes zu sichern nicht vermögen, wenn dieser in seinen Grundlagen unrichtig ist. Man hat mit großen Kosten viele für Ackerbau und Gewerbe bestimmte Maschinen von Europa kommen lassen, eine Merinoherde auf die reichen Triften von Jalapa versetzt, Maulbeerbäume, zur künftigen Seidenzucht bestimmt, gepflanzt, sogar den übrigens abenteuerlichen Plan gehabt, Kameele aus Alexandria direct nach Vera Cruz zu verschiffen, europäische Werkmeister verschrieben, Samereien aufgekauft, aber darüber das Nächste und Dringendste vergessen. Manche der Verbesserungen mögen sich als nicht einführbar ausgewiesen haben, andere könnten nur langsam und in ziemlich ferner Zeit gewinnbringend werden. Nach mehreren Jahren waren die meisten noch im ersten Zeitraume ihrer Entwicklung und dürften daher um so leichter in den seit 1833 ausgebrochenen Unruhen untergegangen sein. In Bezug auf das, namentlich für deutsche Leser berechnete Capitel über den Handel von Mexico sehen wir uns genöthigt, auf das Buch selbst zu verweisen.

Wir wenden uns von diesem mit Geiße geschriebenen und inhaltreichen Werke zu einem andern, gleichfalls einen Theil Mexicos betreffenden und von einem Deutschen verfaßten Buche, der Reise des Hrn. Eudicus nach Texas. Nach Durchlesung der „Zustände“ bringt diese „Reise“ durch Mangel an Gehalt und den in ihr herrschenden Ton einen sehr unerfreulichen Eindruck hervor. Der Titel an sich ist unrichtig und eigentlich wol nur berechnet, bei der eben auf Texas gewendeten Aufmerksamkeit die Zeitungsleser und Politiker anzulocken. Solche werden sich aber gar sehr getäuscht finden, sollten sie Aufklärung über die den Europäern nicht überall verständlichen Motive der Unruhen von Texas erwarten. Die Vermischung zweier sehr unähnlicher Nachbarvölker hat sie hervorgerufen, eine unredliche Politik sie befördert; allein obgleich die erstere dem Reisenden aufgefallen sein muß, so ist sie doch mit keinem Worte erwähnt. Aus solchen Reiseberichten lernt der Leser durchaus nichts Neues oder Brauchbares. Der vorliegende besteht nur aus der Erzählung von unbedeutenden Vorfällen und alltäglichen Erfahrungen, welche unter einer meistens sehr gemeinen Gesellschaft ein ausgewandter deutscher Commis machte, und die er in einem faden oder witzelnden und — was uns leid thut hinzusetzen zu

müssen — oft in einem verlegend rohen Tone der Welt zum Besten gibt. Zwar sind diese Briefe dem Scheine nach an die Freunde des Verf. in Deutschland geschrieben; aber eben deshalb sollte sie der ungenannte Herausgeber vor dem Drucke wohl geprüft haben; denn man darf der Lesewelt nicht zumuthen, die Nachsicht zu üben, die in Privatkreisen aus Kenntniß persönlicher Verhältnisse und Eigenthümlichkeit entspringen kann, oder Das für Geist und Witz zu nehmen, was, ohne Ansprüche auf solchen Namen zu besitzen, in der mündlichen Unterhaltung geduldet wird. Daß das Buch einen Auswanderer und, wie sich voraussetzen läßt, einen verunglückten zum Verfasser habe — denn die vom Erfolge begünstigten lassen selten etwas drucken —, gerade dieser Umstand dürfte Manchem eben keine Empfehlung dünken, der sich an Leistungen ähnlicher Autoren in den letzten Jahren erinnert. Entweder ist aus den Mittheilungen solcher Schriftsteller nicht viel über das Land der Täuschung zu lernen, indem Alles sich um die Persönlichkeit des Emigranten dreht, oder die betrogene Erwartung und der Wunsch, schuldlos an dem Mißlingen des Plans, gleichsam als ein Opfer des Schicksals zu erscheinen, veranlaßt einseitige und grelle Darstellungen fremder Länder und Völker. Das in neuern Zeiten, zumal außerhalb Europas gegen Auswanderer gezeigte Mißtrauen ist nicht ohne Grund. Durch eine fragmentarische, ungewöhnliche Begierden und Leidenschaften hervorruhende Bildung, durch Bekanntschaft mit den höhern Genüssen und unabhängigen Verhältnissen, auf welche, wie die Welt nun einmal steht, nur die Minorität, die Großen und Reichen, Ansprüche machen darf, bemächtigt sich der untern Stände eine gewisse Abneigung gegen ernste Thätigkeit und Unzufriedenheit mit ihrem einfachen Lose. Tritt etwa einige Einbildungskraft des Individuums hinzu, wirken zufällig äußere Umstände mit ein, so mag jene Unzufriedenheit in den Massen Neigung für politische Unruhen erzeugen, im Einzelnen die Veranlassung zum Ergreifen einer unsteten herumstreifenden Lebensart geben. In sehr vielen Fällen ist dieses die Geschichte der Auswanderer. Ob sie auch die des Verf. sei, lassen wir auf sich beruhen, obwohl die Bemerkung sich aufdrängt, daß ihm kein eigentlicher Plan vorgeschwebt habe, als er sein Vaterland mit einem andern zu vertauschen beschloß. Die angeblichen zweijährigen Vorbereitungen können nicht bedeutend gewesen sein; denn mindestens hat der Reisende es nicht so weit gebracht, die einfachste englische Sentenz ohne die größten Verstöße gegen alle Regeln der Rechtschreibung und der Syntax hinzuschreiben. Englisch und Spanisch sind zu keiner Zeit und in keiner Gegend so gesprochen worden wie in den häufig mitgetheilten Proben. Der Herausgeber hat noch zur Vermehrung dieser Flecken beigetragen und nicht einmal richtig aus andern Werken abgeschrieben; in zwölf spanischen, die klimatischen Einteilungen Mexicos betreffenden Worten der Vorrede sind neun Fehler gegen Orthographie oder Grammatik enthalten, die weiterhin vereinzelt sich wiederholen, und deren Vermeidung eben keine große Sprachkenntniß erforderte. Des Verf. Geschichte ist im übrigen einfach

die, daß er nach Newyork geht, in der Absicht, irgendwo in den westlichen Staaten sein Glück zu suchen, dort einem isländischen Projectenmacher in die Hände fällt, von ihm, unbesonnen genug, sich zu einem Colonisationsversuche von Texas anwerben läßt, dort angekommen in schlechter und nur zu umständlich beschriebener Gesellschaft den ersten Anbau mitbetreibt, bis das ganze, höchst verkehrte geleitete, vernachlässigte und einer Schwinderei ähnliche Unternehmen zusammenfällt, die Colonisten sich zerstreuen und er selbst nach Neuorleans sich einschiffet. Die Erzählung der meist geringfügigen, wenn auch dem Verf. unangenehmen Abenteuer und der Berührungen mit seinen Leidensgenossen nimmt den größern Theil des Buches ein. Nachrichten über Texas, oder doch genauere Beschreibung des durchstreiften Landes wären sehr willkommen gewesen, sind aber theils so sparsam eingestreut, oder berühren so alltägliche Dinge, daß wenigstens das mit der geographischen Literatur vertraute Publicum aus ihnen nichts lernen wird. Den Auswanderungslustigen, zumal wenn sie derselben Classe angehören sollten wie der Verf., mag das Buch eine Warnung geben. Leider wird eine solche aber nie gehört. Der Herausgeber verspricht eine Fortsetzung dieser Briefe aus den Vereinigten Staaten und namentlich wol aus den dortigen deutschen Niederlassungen. Es steht zu wünschen, daß er diese einer genauen Sichtung in Bezug auf Inhalt und Einkleidung unterwerfen möge, ehe er sie dem Drucke übergibt, damit die Lesewelt nicht, wie schon von den Vereinigten Staaten aus mehrmals geschah, eine lobpreisende Darstellung der Roheiten dortiger deutscher Colonien im pennsylvanischen Dialect erhalte. 91.

Gedichte von Gustav Schwab. Neue Auswahl. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dem Dichter hat es nicht gefallen durch eine Vorrede uns über den Gesichtspunkt ins Klare zu setzen, aus welchem wir diese neue Auswahl anzusehen haben. War eine neue Auflage seiner Gesamtgedichte nöthig, und der Verleger wünschte, oder der Dichter wollte eine Auswahl geben? Das letztere ist das wahrscheinlichere. Schwab gehört nicht zu den nicht mehr vorzukommenden Dichtern, welche eine neunjährige Heile brauchen, ehe sie mit ihren frischen Gedichten vors Publicum treten; aber er ist einer der gegen sich selbst Strengen, die das Geborene und Erschienene nachmals mit andern Augen als denen der ersten Verliebtheit ansehen. Er streicht, bessert, ergänzt, bringt mehr Wohlklang in die Verse, oder verwirft ganze Gedichte, je nachdem seine Ansichten sich geändert, seine eignen Anforderungen sich gesteigert haben. Bei manchen Dichtern wäre das Publicum mit der Proceßur nicht zufrieden; aber diese Dichter, von denen jeder Ton uns werth ist, sind längst todt. Die Entwicklungsgeschichte der Lebenigen kennen wir, und wir anerkennen es, wenn sie, voll Respect vor sich und dem Publicum, im möglichst fertigen und schönen Kleide sich vor demselben präsentiren wollen.

Aber dieser Proceß mit sich selbst, so achtungswerth er ist, stößt doch, was die industrielle Seite anlangt, auf Bedenken. Der Markt und die Käufer können nicht unbedingt damit zufrieden sein. Wer die gesammten Gedichte eines Lieblingsdichters gekauft hat, muß sich freilich gefast machen, daß er ihn dadurch, insofern er nicht todt ist, noch nicht ganz besitzt; denn der Dichter kann noch immer fort dichten. Aber er glaubt, sich die vollständige Vergangenheit gekauft und in rechtmäßigem Be-

zu haben, und es steht bei ihm, ob er nun auch die Fortsetzungen von dessen Thätigkeit sich verschaffen will, gleich wie Der, welcher das Gesetzbuch seines Staats besitzt, sich gefast darauf machen muß, will er anders in der Gesetzkunde nicht zurückbleiben, die einzelnen später publicirten Gesetze einzeln nachträglich dazu zu kaufen. Aber er hat gar nichts, wenn der Staat später ein neues Gesetzbuch publicirt, in welchem neue Gesetze aufgenommen sind und von den alten nur Das darunter, was nach den neuen Verordnungen nur Rechtsgültigkeit haben soll. Sein Landrecht wird dann zu einer historischen Antiquität, und er mag darin nachschlagen, wie ein Gesetz sich aus dem andern entwickelt, aber nicht, was für den Augenblick Rechtsgültigkeit hat. Mit ihren Gedichtsammlungen verfahren unsere Dichter zuweilen in demselben Grade gewissenlos gegen das laufende Publicum, als sie gegen sich selbst gewissenhaft sind. Sie bringen in einer neuen Sammlung neue Sachen und nehmen dazu aus den ältern auf, was ihnen gefällt. Wie sie das ansehen, ist ihre Sache; wie aber soll es das Publicum betrachten? Oft sind mercantilsche Winke des Buchhändlers dabei im Spiel: Mische das Alte mit Frischem, so kommt Beides als frisch auf den Markt; das Alte allein, auch als verbessert, vervollständigt, wird von Denen nicht gekauft, die es schon zu besitzen glauben. Solcher Zwitterthesen gibt es in der Poesie und Novellistik jetzt nur zu viele. Sie verwirren unsere Bibliothekskunde, mit der es ohnedem schwach steht, nur zu sehr. Denn die seltenen Ehrenmänner, welche für sich kaufen, wissen nicht mehr, woran sie sind, und ob sie das mit neuem Titel Angekündigte nicht schon zum größten und besten Theil in ihren Schränken besitzen. Der Leihbibliothekar freilich muß nach dem Titel gehen und kaufen, was als neue Waare ein Aushängeschild hat.

Schwab gibt ehrlich vorweg eine neue Auswahl. Also er erklärt damit, daß er nichts durchaus Neues in den Kauf gibt, wiewol mehre der hier aufgenommenen Gedichte in seiner Sammlung noch nicht aufgenommen sind und ihrer Jahreszahl nach es nicht sein können. Bei der Zusammenstellung dieser zierlichen Auswahl hat er, so scheint es, nur daran gedacht, durch einen edeln Läuterungsproceß sich selbst in würdiger Gestalt dem Publicum zu produciren. Es sind die Gedichte, und er gibt sie in der Gestalt, womit er hofft, sich selbst zu überleben, oder in Anthologien überzugehen. Die gewissenhafteste Pflege seiner erkorenen Lieblingskinder ist überall sichtbar, und es wäre zu wünschen, daß mehr Dichter seinem Beispiel in freier Selbstkritik und Sonderung folgten. Bei der Übersut von Gedichten wird es den Bessern nur auf diesem Wege möglich werden, das Beste von ihrem Guten obenauf zu erhalten. Nur indem sie immer mehr concentriren und wie die Sibylle Band um Band verbrennen, um im letzten, möglich kleinen ihre Duftessenz zu sammeln, erkaufen sie die theuere Anwartschaft auf Unsterblichkeit.

In der „Zueignung“, wie das erste Gedicht überschrieben ist, erwarteten wir jedoch, daß Schwab sich wenigstens poetisch über die Intention der neuen Auswahl aussprechen würde; aber so schön die Verse klingen:

Ich selbst weiß nicht, was ich gesungen
Von Liebeslust und Liebeslitz;
Es floß mir stammelnd von der Zungen,
Was ich gepriesen, ward mir nicht.

Doch du betrast die sel'gen Grenzen,
Himm! — Lieb' um Liebe wurde dir;
Du kannst entsiffen und ergänzen:
Enträthst'le meine Lieder mir.

nicht wir werden aufgefordert zu enträthseln, die Zueignung ist nicht an uns gerichtet, es ist eine alte von 1811, einer frühern Sammlung vorgesetzt, einer vor 27 Jahren verehrten Schönen gewidmet. So müssen wir uns denn selbst unter den Liebern vermischten Inhalts, den Sonetten und Romanzen, Balladen und Legenden der neuen Auswahl zurechtfinden. Viel liebe und werthe alte Bekannte grüßen und, die frühesten

aus dem Jahre 1809, das späteste aus 1836. Sorgfältig ist Das gewählt, was auch seinem Inhalte nach Anwartschaft auf eine Geltung hat, die nicht durch Zeitereignisse bedingt ist. Und doch ist Manches aufgenommen, was nur einer Stimmung, die die Zeit hervorrief, entsprang. Sind aber nicht gerade die besten Gedichte Gelegenheitsgedichte! Wie seltsam klingt es 1838, wenn wir Gustav Schwab den Sänger der „Undine“, den aus dem Feldzuge heimkehrenden Fouqué, also anfangen hören:

Steibe du noch der Lebend'gen,
Edler Frelherr, Trost und Licht!
Hilf den Argen ferner bänd'gen.
Wie durchs Schwert ein, durchs Gedicht!

Warte, bis der goldne Friede
Unser deutsches Land begrüßt;
Sel're den erst noch im Liebe,
Bis dich später Schlummer läßt.

Sein Wunsch ging in Erfüllung, und wir möchten wol Fouqué hören, wie er heut auf den neu aufgetauchten Gruf des befreundeten Sängers antworten würde.

In der Auswahl vermiffen wir Schwab's schöne vaterländische Balladen. Doch mit Recht. Aus diesem Cyclus ließ sich keine Auswahl treffen, sie mußten ganz oder gar nicht gegeben werden, und sie werden, für sich bestehend, als ein Ganzes immer von Interesse bleiben. Diese Auswahl enthält demnach nur Das von seinen vermischten Gedichten, was er selbst als würdig der Dauer anerkannt. Aber Schwab's Leben schließt hoffentlich nicht mit seiner stuttgarter Professur im Jahre 1837 ab; und ob er nicht 1848 oder 1858 seiner Auswahl noch engere Grenzen abstecken dürfte! Der vorliegende Band enthält nicht weniger als 548 Seiten.

Schwab hat in mehren dieser Gedichte sich zu einer Correctheit und einem Wohlklang des Ausdrucks hindurchgerungen, welcher an Goethe erinnert. Das war nicht der ursprüngliche Charakter des Balladensängers, es ist eine Errungenschaft seines Geistes, und nicht bloß eine Formvollendung, Sinn und Gehalt bleiben mit der Diction in schönem Einklang. Hier nur Eins von Vielem, zwei Strophen aus dem „Morgen des Himmelfahrtstages“:

Wißt du bis zum Wesen bringen,
Wende vom Erschaffen dich;
Wißt du dich ins Leben schwingen,
Einer zeigt als Führer sich:
Der an solchem Frühlingsmorgen
Hinter sich ließ die Natur
Und, dem ird'schen Blick verborgen,
In der Himmel Himmel fuhr.

Was die Jünger dort empfanden,
Als ihr Auge flog empor,
Fühl' es, Fery, und aus den Banden
Rächte durch des Glaubens Thor.
Mit den Ewigkeit's Gedanken
Bist du doch von Erde nur,
Fährt nicht er dich aus den Schranken
Über alle Creatur.

Das Gedicht ist aus dem Jahre 1829. Noch einige Lüne aus dem „Nachruf“ aus dem Jahre 1811, voll der innigsten Lüne, die Schwab jemals anschlug:

O schenke nur den Schmerz mir wieder,
Der so gewaltig mich durchdrang,
Den tiefen Sturm der Klagelieder,
Der aus der wunden Brust sich schwang!

Ich will ja nicht ein frohlich Zeichen,
Auch keinen Blick, kein freundlich Wort;
Nur nicht so stille laß mich schleißen,
Aus dieser Rupe treib mich fort!

Laß deine Wehmuth mich erfassen,
 Nicht weilt, doch zieh mein Herz dir nach,
 Gib mir den Durs, der nie zu stillen,
 Gib mir dein Leiden, deine Schmach.

20.

Aus Italien.

Ein Mittelpunkt für die Gesellschaft, die das einst so lebenslustige und unterrichtete Venedig noch jetzt zu einem ansehenden und belehrenden Orte macht, war das Haus der Gräfin Albrizzi, deren Verlust noch schmerzlich empfunden wird. Daher darf der geistreiche und auch von dem Auslande anerkannte Frau Biographie vom Prof. Meneghelli: „Notizie biografiche di Isabella Albrizzi nata Tootochi“ (Padua 1837), auf zahlreiche Leser rechnen. Aus dieser Schrift erfährt man, daß Isabella Teotochi 1760 zu Korfu geboren ward und nach einer sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause sehr früh schon durch Schönheit und Talente Aufsehen erregte. Sechzehn Jahre alt ohne Neigung an Carlo Antonio Marini (den Verf. der Geschichte des venetianischen Handels) verheirathet, lernte sie den Ernst des Lebens kennen. Ihre Ehe mußte gesetzlich getrennt werden. Zum zweiten Male vermählte sie sich an Giuseppe Albrizzi, einen geachteten und achtungswerthen Mann, mit dem sie glücklich bis zu seinem Tode (1812) lebte. Eine unabhängige Lage machte ihr es möglich, ihren Sohn, das einzige Kind dieser zweiten Ehe, nach Frankreich und durch Italien zu begleiten, wo sie jene freundschaftlichen Verhältnisse anknüpfte, die bis zu ihrem Tode wenigstens brieflich ihr treu blieben. Neigung zu literarischen Beschäftigungen füllte früher fast ausschließlich ihre Zeit; später nahm sie sich, ihrem Sohne zu Liebe, ihres Hauswesens an, und der Erfolg bewährte auch hier ihre Geschäftsgewandtheit. Von ihren Schriften sind eine Vertreibung von Alfieri's „Mirra“ und ihre Erklärung der Werke Canova's, sowie ihre „Bildnisse“ am meisten bekannt geworden. Viele andere verloren sich in den Zeitblättern. Ein Sohn, der die väterliche Sorge durch dankbare Anhänglichkeit und ehrende Eigenschaften vergalt, weinte mit zahlreichen Freunden, als sie am 27. Sept. 1836 starb, der schmerzlich vermißt und ausgezeichneten Frau nach. Meneghelli's kleine Schrift belebt diese Angaben durch eigenthümliche Anekdoten. Im Allgemeinen ist dieses letztere bei den italienischen Biographen etwas Seltenes, da sie leicht zu sehr in den Ton des bloßen Elogiums fallen. Einen Beweis dafür gibt die neue Schrift über Cicognara, die sich gleich als Elogium ankündigt („Elogio del conto Leopoldo Cicognara detto nell' accademia della Crusca dal segretario abate Fruttuoso Becchi la mattina del 9 settembre 1834“, Florenz 1837), sowie das „Elogio storico dell' arcivescovo Gius. Capece-Latro, per Nicc. Canina“ (Neapel 1837), das die vielen Verehrer des Erzbischofs von Tarent in allen Ländern Europas gegen eine inhaltsreichere Biographie gern vertauschten; und auch eine andere: „Della vita e dello opere di Ippolito Pindemonte. Libri sei compilati da Benel. Montanari“ (Venedig 1834), soll nicht davon frei sein, wenn gleich sie durch die gewissenhafteste Ausführlichkeit über die Einzelheiten des Lebens nicht dazu kommen könne, ihren Verehrern, wie es sonst Sitte ist, bloß zu loben.

Seit Jahrhunderten begründet den Reichtum der Lombardei ein System der Bewässerung, wie es in dieser Weise, außer in China, in keinem andern Lande der Erde sich wiederfinden möchte. Wenn andere Länder auch größere Wasserstraßen zum Fortbringen ihrer Erzeugnisse und zur innern Verbindung haben mögen, so dürfte doch keines so weit geführte Anlagen zur Bodenbewässerung aufweisen können, und keines so alte. Bis ins 12. Jahrhundert hinauf reichen der Bau und die Herstellung der Bechlabbia, der Kanäle aus dem Ticinello, dem Sillaro

und andere alte Wasserbahnen und Wasserleitungen des mailänder Gebietes, der kleinen Wasserzuführungen durch den Lambro, Olona, Seveso, Nirone nicht zu gedenken. Auch Fontänen wurden damals schon gegraben, d. h. Brunnen, die die Quellen zu ihrer Ernährung haben, die in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens sprudeln, sobald sie bei seiner natürlichen Senkung schon in geringer Entfernung zur Bewässerung der tiefern Gelände benutzt werden können. Schon im 12. Jahrhundert war es Mechtens, daß kein Grundbesitzer sich dem Durchzug eines fremden Wassergerinnes durch sein Grundstück gegen Entschädigung widersetzen durfte, und das Mailändische verdankt dieser Anordnung die wesentlichsten Vortheile für seinen Anbau und ein nach größerm Maßstab geordnetes Bewässerungssystem. In den J. 1177 und 1179 fing man an, auf Kosten und Vorzüge der Stadtgemeinde von Mailand den großen Bewässerungskanal, der bei Tornavento aus dem Tessin abgeleitet wurde und ursprünglich Ticinello hieß, zu graben, der sich in zwei Armen gegen Mailand und gegen Pavia hinzieht, um den westlichen Theil des Mailändischen zu versorgen. Viel später erst wurde dieser Kanal unter dem Namen Naviglio grande zwischen Tornavento und Mailand für die Schifffahrt verwendet. Außerdem bestehen noch bis heute am linken Tessinufer mehrere aufgegebenen Kanäle, die ihre Mündung etwas oberhalb des Punktes haben, wo bei Tornavento der Naviglio grande ausläuft, und die mit dem alten Namen der Cavi del Pamperduto noch bezeichnet werden. Seit dem 12. Jahrhundert besteht östlich von Mailand der Bewässerungsgraben la Rugga, der 1220 mit einem aus der Abba abgeleiteten Bewässerungsgraben (La nuova Abba) in Verbindung gesetzt ward. Im J. 1239 zur Zeit der alten Republik brachte man die Wasser der nuova Abba, ober, wenn man will, der Rugga mit den Wassern des Lambro mittels der sogenannten Abdetta zusammen, und so war Tessin und Abba durch dieses Reg von Zwischengängen verbunden. Mit diesen Bewässerungskanälen wurde ein Wassermaß nothwendig, das bei der Theilung zum Grunde gelegt werde (die oncia d'acqua), und eine Gesetzgebung über das Wasserhalten, die, als Karl V. 1541 sie öffentlich bekannt machte, zu den alten Weisthümern und Stadtrechten des Landes nichts hinzuzusetzen fand und selbst seitdem zwar genauere Bestimmungen, aber kaum Erweiterungen und in keinem Punkte neue Grundlagen erhalten hat. Aufmerksame Pflege fand dieses Bewässerungssystem an der jetzigen Regierung, die seit 1814 schon daran dachte, die im Nordwesten von Mailand gelegenen Brüche (die sogenannten brughiere) durch neue Anlagen zu tragbaren Flächen umzugestalten. Das Genauere von diesen zum Theil sehr großartigen Unternehmen erzählt ein sehr belehrendes Werk, dem die hier gegebenen Notizen entnommen sind: „Storia dei progetti e delle opere per l'irrigazione del Milanese di Gius. Bruschetti“ (Eugano 1834).

Doctor Lassi, der aus florentinischen Handschriften den unverkürzten Benvenuto Cellini herausgab, beschäftigt sich jetzt auf eine ähnliche Weise, indem er die, nur durch die Zuführungen der Crusca bekannten Schriften eines um 1300 gestorbenen Bono Giamboni in Druck gibt. Die literarischen Einleitungen, die Dr. Lassi diesen Schriften vorgesetzt hat, sind in mehr als einer Hinsicht mehr werth als diese selbst, obgleich eine Übersetzung von Aristoteles' „Ethik“ darunter vorkommt; doch wird die Dankbarkeit der Italiener, welche für ihre alte und sogar für die veraltete Literatur eine Schwäche haben, auch diesen Beitrag hoch anzuschlagen wissen. Unter dem betrübenden Titel: „Della miseria dell' uomo; Giardino di consolazione; Introduzione alle virtù di Bono Giamboni; aggiuntavi la Scala dei claustrali: testi inediti tranne il terzo trattato, pubblicati ed illustrati con note dal dottor Fr. Tassi“, ist das Buch zu Florenz 1836 bei Platti herausgekommen.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 157. —

6. Juni 1838.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Erstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auf dem Strome der Zeit, in welchem die völlergerichtetsten Memoiren allmählig unterzugehen scheinen, tauchen neuerlich literar-historische in einer Anzahl und Bedeutung auf, die zu näherer Beachtung auffodert. Abgesehen von den Verschiedenheiten, die der Gegenstand bedingt, tritt insbesondere eine Eigenthümlichkeit bei den meisten derselben hervor, das Concentriren auf einen einzelnen berühmten Namen, oder wenigstens einen bestimmten, ziemlich abgeschlossenen Kreis von solchen. Unverkennbar ist, daß dadurch die Schärfe und Einheit der Darstellung gefördert, die Entschiedenheit des Tones gehoben und die Kenntniß der Individualität geklärt und befestigt wird; aber darüber könnte zu rechten sein, ob nicht die Abirrung auf ein unersprießliches Detail hierin weit leichter, ob nicht das Entschleiern zweifelhafter Beweggründe, das Verleuchten geheimnißvoller Tiefen, oder gar das Vermischen unbewährter Urtheile, wie sie die Laune des Augenblicks schuf und die des nächsten unterdrückt hätte, wären sie nicht durch die Schrift fixirt worden — ob das Alles nicht hier viel bedenklicher sei?

Wir würden diese Frage bei dem vorliegenden Buche völlig von der Hand weisen können, denn das Urtheil eines Mannes wie Böttiger konnte sich, sollte man meinen, nimmermehr in jene Sümpfe einer Aferkritik verlieren, deren Hauch uns anwideret; das Urtheil eines Mannes, den sein Wohlwollen oft nur zu fern von der strengen Ausübung des literarischen Richteramts hielt, dessen Blick für die Lichtseite des Objects allzu empfänglich war, konnte sich nie so trüben oder verzerren, daß es für verworfen zu achten wäre. Und doch hat man in seinem Urtheile jenen Sumpfeshauch, dieses Zerrbild finden wollen, man hat von der Widrigkeit und Verworfenheit des Buches gesprochen!

Gegen diese Anfechtung gilt es hier auf die Beantwortung jener Frage sich einzulassen, um in der Darlegung des richtigen Gesichtspunktes die Einseitigkeit und das Ungenügende der jenseitigen Auffassungsweise zu zeigen;

in das Detail der einzelnen Anklagepunkte einzugehen, liegt der gegenwärtigen Anzeige zu fern.

Vorerst ist die Zumuthung der innern Einheit von dem vorliegenden Buche abzuweisen. Eine solche Anforderung wäre schon dann zu stellen bedenklich, wenn es auch nur ein einfaches Aggregat eigner Beobachtungen aus verschiedenen Zeiten, eine Reihe von Reflexionen enthielte, die unter verschiedenartigen Einflüssen gebildet und gereift wären. Denn eben diese Entlegenheit der Zeit nach würde bei jedem Versuche der Concentration die einzelnen Résumé's zu ebenso vielen Epigen der Betrachtung gestalten, und die Einheit des betrachtenden Subjects würde in der Vielheit der auf diesem Wege gewonnenen Resultate eben darum verschwinden, weil sie nicht durch Speculation gewonnen sind. Aber es enthält nicht einmal das, es ist zum größten Theile nur der Spiegel, der die Ansichten und Meinungen Anderer wiedergibt: wo neben einem Factum ein Votum steht, da ist es mehr oder minder direct ganz gewiß das Votum Dessen, von dem Böttiger das Factum erfahren hat. Der klarste Beweis dafür, wenn wir die vielen directen Andeutungen hierüber selbst aus dem Auge lassen wollen, ist der, daß man schwerlich in dem ganzen Buche eine Stelle finden wird, wo B. eine hier oder da nachgerzählte Äußerung zu widerlegen sucht; vielmehr führt er sie, wenn er Eignes zusetzt, ganz in ihrem Sinne weiter, also ganz unter den Einflüssen, die sie hervorrief, und in dem Refleze ihres Urhebers. Hiermit ist aber der Charakter des Buches dahin bestimmt erklärt, daß es bloß auf Receptivität beruht, insofern nicht, was bei dem kleinsten Theile der Fall ist, Urtheile über Zustände gegeben sind, die B. selbst erlebt hat; und an diesen Theil kann, nach dem eben Ausgesprochenen, jene Anforderung ebenso wenig gestellt werden.

Sind wir sonach bei der Beurtheilung des Buches, insofern sie mit dem Urtheile über den Verfasser zusammenhängt, auf jene Minorität zurückgeführt und zugleich genöthigt, sie zu spalten und zu zerlegen, weil die Schrift ein Gleiches thut, so würden wir uns doch ferner irren, wollten wir die jetzige Geltung dieser Schrift mit deren ursprünglichem Werthe für eins halten. Es wartet hier ein zweifaches Wechselverhältniß ob: diese Tagebuchnotizen sind der Zeit verborgen, aus der sie stammen und der sie entsprechen, und werden einer andern Zeit bekannt,

die ihnen theils fremd, theils widersprechend ist; und wiederum würden sie bei den Zeitgenossen lange nicht das Interesse erregen und die Bedeutung gewonnen haben, die ihnen die Nachwelt zutheilt. Die Kritik muß daher das Buch und seine Veröffentlichung verwerfen; an jenes kann sie nicht den Maßstab der Gegenwart legen, denn sein Geist ist bereits der Geschichte anheimgefallen, und um zu seiner Anschauung zu gelangen, muß zurückgegangen werden auf den Punkt der Aussicht und Einsicht seiner Zeit. Von diesem aus betrachtet, hat es jedenfalls bedeutenden Werth, denn es sind die Stimmen der vorzüglichsten unter den Zeitgenossen, die man hier über und gegeneinander vernimmt; dieser Werth ist aber nur zum Theil zu einem bloß historischen Interesse herabgesunken, zumest haben jene Stimmen ihren guten Klang noch nicht verloren, und wenn sie in unserer Zeit nur schwach wiederklingen, so liegt dies weniger an einer Kraft- und Taktlosigkeit der sie überliefernden Vergangenheit als an der Indolenz und Indifferenz der Gegenwart. In den getrübbten, einseitigen, verfehlten Urtheilen aber, die in dem Buche laut werden, dürfen wir nicht ein schlechthin Verwerfliches erkennen, sondern nur den Gegensatz und Widerspruch der Zeit, den zu überwinden, an dem sich zu klären der Nachwelt gelungen ist. Verwerflich, ja verdächtig würden sie nur sein, wenn sie der Gegenwart entstammten und ihre Halbheit und Unfertigkeit auf jenes Gebiet überzutragen strebten, des bereits im Besitze einer geschlossenen, selbstbewußten Kritik ist. Damit ist aber auch zugleich die Veröffentlichung dieses Tagebuchs von dieser Anklage freizusprechen; sie würde es selbst dann sein, wenn es nicht zum beinahe größern Theile rein Thatsächliches oder Selbstbekenntnisse enthielte, wenn jener vermeintlich faule Fleck nicht bei dem Wohlgeschmacke und der Würze des Übigen dem Genießenden fast unbemerkt entginge.

Fassen wir nun diesen Punkt selbst, der den Weheruf über die ganze Schrift hauptsächlich herbeigeführt hat, näher ins Auge, so können wir allerdings in B.'s Bemerkungen über Goethe zunächst eine gewisse Bitterkeit, ja Gehässigkeit nicht verkennen. Wir begnügen uns hier mit der Andeutung dieser Schattenseite vorliegender Memoiren, da sie anderwärts bereits genugsam besprochen worden ist, und bemerken darüber nur Folgendes. Es hat sich das allgemeine Urtheil über B.'s kritische Manier dahin festgestellt, daß sie in Folge seines gutmüthigen Wohlwollens zu weich, zu elogiaartig sei; man hat ihr stets mehr Schärfe und Freiheit gewünscht. Vielleicht, sagt man, ist der Grund davon jene allzu große Rücksichtnahme auf Geltung der Persönlichkeiten und Werth der Verhältnisse; vielleicht, konnte man also auch beim Erscheinen dieser Memoiren denken, wird Das, was er selbst der Öffentlichkeit, wenigstens zunächst, nicht bestimmte, weniger beengt, unumwundener, härter sein. Man wußte ferner, daß B. nach seiner Ankunft in Weimar zu Goethe nicht lange in freundschaftlicher Beziehung gestanden hatte; also auch darüber stand Einiges und schließlich für Goethe hier zu erwarten. Da steht es nun, nicht als mühsam gearbeitetes Monument der Ge-

genwart in Bezug auf eine frühere Zeit, sondern als flüchtige Zeichnung, das Werk weniger Minuten, der Ausbruch augenblicklicher Mißstimmung, die vergeht und wiederkehrt und wieder vergeht; und das erregt solchen Widerspruch? Böttiger, der Mann des Wohlwollens, ist bitter geworden — das könnte befremden, wenn es mehr zu tabeln wäre; aber er ist es über Goethe geworden — das wäre zu tabeln, wenn es mehr befremden könnte; aber er durfte es nicht, nicht so durfte er es — die Antwort ist: man könnte es mißdeuten, wollten wir sagen, das Summen der Räder klinge manchen Ohren wie feindlicher Kanonendonner; man könnte es auch mißdeuten, wollten wir sagen, es sei leichter, im Triumphzuge des Siegers Hurrah zu rufen, als für einen armen Gefangenen Pardon zu erbitten; aber das bekennen wir: wenn wir in einem wohlbekannten erhabenen Tonstücke eine Dissonanz entdecken, die unserm Ohre bisher unbemerkt entgangen war, so schelten wir nicht die Dissonanz, oder den Componisten um ihre Willen, sondern unser Ohr, daß es nicht genauer bemerkt hat, wie sie zur Harmonie zerfließen. Warum an Goethe's Throne B. geißeln?

Doch genug der Gegentrebe! Das Buch mag selbst für sich reden.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden von Joseph Aschbach. Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nach einem Zeitablauf von etwa vier Jahren bietet uns die Verlagshandlung den zweiten Theil von Hrn. Aschbach's Geschichtswerke an. *) Dieser Theil umfaßt eine weitere Periode von ungefähr einem Jahrhunderte jener langwierigen Kämpfe, die sich auf Spaniens Boden die beiden Bevölkerungen, die christliche und die mohammedanische, lieferten und die erst mehrere Jahrhunderte später mit dem Obliegen der ersten endigen sollten. Es gewährt aber eine Geschichte dieser ältern Kämpfe zur heutigen Epoche ein specielles Interesse, nicht nur weil jetzt ähnliche Zustände auf der Halbinsel walten, sondern weil sich auch jetzt, wie schon damals, fast ein und derselbe Volkscharakter bei den dort sich bekriegenden Parteien offenbart. Wirklich ist jene spanische Zähigkeit, jene nur dem spanischen Volke bewohnende moralische Kraft, sich aus seinem Leiden gleichsam eine Gewohnheit zu machen und neben dem Feinde zu leben, den man mit Erditterung haßt, uns fast unbegreiflich, und es bedarf eines geschichtlichen Zeugnisses der Vergangenheit sowie des Schauspiels der Gegenwart, um der Thatsache Glauben zu schenken. Die Kraber hatten Spanien innerhalb weniger Jahre erobert; acht Jahrhunderte brauchten die Spanier, es ihnen wieder zu entreißen. Liest man nun noch die Schilderung der immerwährenden Streitigkeiten, der innern Zwiste, die in der Zwischenzeit unter den Krabern selber stattfanden, so erkennt man, daß deren Gegner ihre Waffenerfolge nicht thatkräftiger benutzten und nicht innerhalb kürzerer Frist den asiatischen und afrikanischen Stamm aus der Halbinsel zurückzuführen; allein es verhielt sich damals, wie es sich auch heute verhält: im Sommer erfocht man einen Vortheil, und anstatt ihn zu

*) Über den ersten Theil wurde von einem andern Mitarbeiter in Nr. 61 d. Bl. f. 1834 berichtet. D. Red.

verfolgen, Lehrte man an den bekümmerten Herd zurück, um während des Winters die Heute zu verzehren und im nächsten kommenden Feldzuge das Meer wieder zu beglücken. Man war wol gewodt, daß in der Zwischenzeit der Feind neue Kräfte sammeln werde; auf den Gedanken jedoch, daß man den ersten Schrecken benutzen müsse, um ihn zu bezwingen und zu unterwerfen, scheint man erst sehr spät verfallen zu sein, als das arabische Reich, auf die Mauern von Granada beschränkt, nur noch die Anstrengungen eines einzigen Feldzugs zu seinem Sturze zu erheben schien. Der Krieg gegen die Unglücklichen war in die Sitten, man möchte beinahe sagen in die Bedürfnisse der Spanier übergegangen; die Streifzüge gegen die Araber kamen, gleich der Ernte, periodisch wieder vor, ohne daß man im Verlaufe so vieler Jahrhunderte auch nur auf einen Operationsplan, auf eine mehrere Jahre hindurch verfolgte Combination sties, die ihre Ausrottung bezweckt hätte; sowie auch ohne daß die drohende Gefahr des Feindes den Zwiespalt, den Erfolgstreit und die bürgerlichen Kriege im spanischen Lager jemals verhindert hätten. Von diesen Sitten der ursprünglichen Volksstämme Spaniens, von diesen abenteuerlichen Angewohnungen hat sich noch Manches bis auf unsere Tage fortgepflanzt; daher kommt denn jener Mangel an Zusammenhang, an ausdauerndem Willen, der dem Ungesähr, dem Zufalle, den Ereignissen den größten und besten Antheil, den entscheidendsten Einfluß überläßt. Es mag bei diesem Anlaß das Witzwort eines karlistischen Generals hier eine Stelle finden, das die gegenseitige Stellung der beiden kriegsführenden Parteien, unserer Bedanken, sehr treffend bezeichnet. „Wenn Don Carlos“, sagte derselbe, „noch in Spanien ist, so liegt die Schuld an den Christinos; sind wir aber noch nicht in Madrid, so liegt die Schuld an unsern Generalen.“ In Beziehung auf den Krieg endlich wie in so vielen andern Rücksichten gehört Spanien ebenso wol noch dem Mittelalter als unserer Epoche an. Von diesem Gesichtspunkte aber muß man ausgehen, um dessen heutige Zustände richtig ins Auge zu fassen.

Nach dieser Voraussetzung zur speciellen Beleuchtung des vor uns liegenden Theiles übergehend, können wir fürs Erste Hrn. Aschbach's Fleiß und sorgsame Benutzung der ihm bei Abfassung seines Geschichtswerkes zugänglichen Quellen nur belobend anerkennen. Es gehören dahin nicht, wie schon bei Besprechung des vorhergehenden Theiles bemerkt worden ist, die arabischen Schriftsteller, die er, im Originale wenigstens, nicht zu Rathe zu ziehen vermochte, sondern sich bei Ausbeutung dieser Quellen an die davon gelieferten Übersetzungen, namentlich an Conde's Arbeit, zu halten genöthigt war. Allein dieser Schwierigkeit ungeachtet hat er seine Aufgabe, so viel an ihm war, mit gutem Erfolge gelöst. Um aber dieses Urtheil zu rechtfertigen, erachten wir es für hinreichend, einige der Hauptzüge flüchtig anzudeuten, welche den Charakter der hier in Rede stehenden Geschichtsepoche näher bezeichnen, ohne jedoch die Begebenheiten, die in derselben sich zutragen, dem Verf. nachzuerzählen, oder auch nur den Faden der Geschichte selber festzuhalten. Es wäre dies nämlich, bedünkt es uns, eine um so weniger vergeltene Mühe, als es den Lesern dieser Blätter wol nur eine geringe oder gar keine Befriedigung gewähren möchte, wollten wir es versuchen, sie mittels dieses Fadens durch das Labyrinth von politischen und militärischen Vorgängen zu leiten, die doch am Ende kein entscheidendes Resultat herbeiführten, ja kaum den Weg dazu anbahnten. Wir wählen daher vorzugsweise zu unsern Ausführungen diejenigen Stellen des Werks, die nicht allein ein überwiegendes objectives Interesse darbieten, sondern die zugleich einen Maßstab für den Werth des Verf., Geschichte zu schreiben, an die Hand geben, und halten uns daher weniger an die Darstellung der Thatfachen selber, die jedoch, beiläufig bemerkt, an möglicher Klarheit nichts vermissen läßt, als an die Gedanken, zu deren Entwicklung solche Hrn. Aschbach Anlaß geben.

Einer dieser Hauptgedanken nun ist, sowie zugleich ein Hauptcharakterzug der Epoche, daß die christlichen Könige Spaniens,

um dem Übermuth und den Angriffen der Aristokratie Schranken zu setzen, sich veranlaßt fanden, die geistliche Macht zu Hülfe zu rufen, ja selbst bisweilen die ihnen bewohnende weltliche Macht unter die Schutzwoge der geistlichen zu stellen. Mit dem Tode Alfons VI., der sich Kaiser von ganz Spanien nannte, berichtigt Hr. Aschbach, nimmt die Geschichte des christlichen Spaniens einen ganz neuen Charakter an. „Nicht mehr die Könige bilden den Mittelpunkt der Gewalt und der Regierung, sondern die mächtigen großen Familien des Landes. Diese bestimmen nicht nur im Innern die Staatsentwicklung und die Ereignisse, sondern in ihren Händen liegt auch die ganze Kriegsgewalt gegen die äußern Feinde. Freilich war das Emporkommen einer über die Königsgewalt sich erhebenden Aristokratie nicht gleichzeitig und nicht gleich mächtig in den fünf christlichen Königreichen; in allen aber lag schon lange der Keim dazu, denn wo das Schwert und die Tapferkeit den höchsten Werth verleiht und wo erbändiger Krieg Lebensgewohnheit wird, unterwirft sich, wenn die auswärtigen Feinde nicht allzu sehr drängen, der an Schlachten und Gefahren gewohnte Sinn nicht der Strenge und dem ruhigen Gange der Besetzung und der Ordnung. Daraus aber mußte nothwendigerweise ein Kampf der rohen Kraft gegen die Regierung entspringen.“ Hierzu kam nun aber, daß eben diese christlichen Könige in beständigem Krieg und Streit untereinander selbst waren, was denn eine solche Verwilderung hervorbrachte, „daß das Faustrecht und die Gewalt des Stärkern in seiner größten Entartung auf der Halbinsel wüthete. Die Großen und Ritter lagen überall in Krieg, Kampf, Fehden, Kaufereien einander gegenüber; Parteien zerrissen alle Familien- und Verwandtenbande; Mordthaten und Raubthaten, wo die Gewalt nicht ausreichte, waren ganz gewöhnlich.“ Unter solchen Umständen scheint von den christlichen Königen Spaniens Don Pedro von Aragonien der erste gewesen zu sein, der daran dachte, nach des Verf. Worten, „der aragonsischen Krone mehr Ansehen und Heiligkeit zu geben, wenn er sie aus den Händen der Geistlichkeit empfing“. Pedro, fährt Hr. Aschbach fort, mag wol Freude an äußerem Glanz und an Pracht gehabt haben; das bestimmte ihn aber gewiß nicht allein zu dem Entschlus, sich in Rom krönen zu lassen. „Vielmehr wollte er durch eine solche Krönung den Annahmen der aragonsischen Großen, welche behaupteten, daß sie die Krone vergeblich, begegnen, wie auch die Ansprüche der kastilischen Könige, welche bis 1177 ein Oberhoheitsrecht über Aragonien ausgeübt hatten, für immer abschneiden.“ Es folgt nun eine Beschreibung der Krönungsfeierlichkeiten zu Rom. Involkern aber der damit beabsichtigte Zweck errichtet wurde, erhellt aus Dem, was uns der Verf. weiter über die unter der Regierung dieses Königs stattgehabten Vorfälle berichtet. „Als Pedro in sein Reich zurückkehrte“, sagt er, „äußerte sich die Unzufriedenheit der Barone und der Ritter, daß er sich dem päpstlichen Stuhle zimpspflichtig gemacht hatte, obwohl der König durch die Behauptung, daß er nur seinem, nicht ihrem Rechte entsagt habe, ihren Unwillen zu befriedigen suchte. Sie aber sahen darin eine Beeinträchtigung ihrer Rechte sowohl bei der Wahl des Königs, wenn keine directen Erben vorhanden waren, als auch das Land mit neuen Abgaben belastet, ohne daß es Vortheile davon hatte. Auch mochten sie einsehen, daß viele ihrer Eingriffe in die königlichen Rechte mit der Freimachung der Königswürde von ihrem Einflusse durch den Schritt Pedro's aufhören mußten. Wenn es läßt sich von dem herrschsüchtigen Pedro nicht leicht denken, daß er sich freiwillig zimpspflichtig gemacht habe ohne besondere Vortheile.“ Indessen ließ sich Pedro durch die Unzufriedenheit seiner Vasallen nicht ablenken. Durch seine und seiner Vorgänger allzu große Freigebigkeit gegen Kirchen und Klöster wie auch durch Pracht und Verschwendung hatten sich die Einkünfte der Krone und der königlichen Erbgüter sehr vermindert; und da die Güter der Geistlichkeit und der Barone, wie auch selbst ganze Städte, beispielsweise Saragossa, steuerfrei waren, so konnten die gewöhnliche Steuer (pecha) nicht viel eintragen. Somit aber führte

er eine neue Steuer, Mondeja genannt, ein, wonach Jeder, die Weisheit jedoch ausgenommen, 12 Pfennige (dineros) vom Pfund Werth versteuern sollte. Hiergegen nun erhoben der hohe und der niedere Adel Einsprache, und ihrem Beispiele folgte Saragozza, das sich mit den andern Städten in gleicher Absicht verband, was den König nöthigte, die Steuer wenn nicht aufzuheben, so doch sehr zu ermäßigen; in der Folge aber war die Mondeja, je nachdem die Umstände es zuließen, bald mehr, bald weniger drückend.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Peter Friedrich Berger.

Dieser Mann, der mit unermüdblichem Eifer dahin strebte, den in vielen Gegenden Frankreichs noch auf einer so tiefen Stufe befindlichen Volksunterricht zu heben, starb am 11. Sept. 1837 zu Bonn auf einer Rheinreise. Er, ein Verwandter Pfessers, war zu Mumpelgard 1796 geboren. Nachdem er in Paris Erzieher in einer wadern Familie gewesen war, trat er in der Hauptstadt selbst mit Erfolg als Advocat auf, ging aber 1825 nach Strassburg, wo er mit dem Hause Levrault in Verbindung kam, indem er sich mit einer Tochter desselben verheirathete. Seitdem richtete er sein Augenmerk besonders auf den Verlag guter Bildungsschriften für die Jugend, und zwar mit einer Uneigennützigkeit und selbst Aufopferung, die in Frankreich jetzt wol nicht allzuhäufig sein mag. Besonders hatte er seine Aufmerksamkeit auf die weit zurückgebliebenen südlichen Provinzen gerichtet und sich mit den Präfecten der meisten Departements in Verbindung gesetzt. An jenen der Hère, PELLONG, schrieb er einmal: „Was ich hier ausspreche, was mir vom Herzen kommt, ist durchaus nicht darauf berechnet, Ihren Beifall zu entlocken, oder Ihre Aufmerksamkeit auf die Bücher unseres Verlags hinzulenken. Was ist auch an unsern Büchern gelegen! Wenn es andere gibt, die besser sind, dann müssen diese eingeführt werden. Ich will und wünsche weiter nichts, ich bringe nur darauf, daß im Lande Moral und Aufklärung verbreitet werden soll. Erst wenn das geschehen sein wird, dürfen und können wir uns eine große Nation nennen.“ Frankreich verdankt ihm das Dasein einer Menge von trefflichen Jugendschriften, denen meistens deutsche Quellen zum Grunde liegen; denn Berger war, wenn auch in politischer Hinsicht Franzose, seinem Geiste und Gemüthe nach sicherlich deutsch, vor allen Dingen Elsässer, und dabei helldenkender, vorurtheilsfreier Protestant. Von ihm ging die Idee aus, in Strassburg ein Gutenbergdenkmal zu errichten, und die Franzosen müssen es ferner ihm Dank wissen, daß sie unter andern Werken Herber's „Ideen“ und das treffliche Buch von Julius über die Gefängnisse in ihrer Sprache lesen können.

Kaffee in Afrika.

Die Hafenstadt Berbera im nördlichen Ostafrika ist seit den ältesten Zeiten schon ein Stapelplatz, wohin die Somalil-Producte des Innern schiffen, die dann von hier aus nach den arabischen oder indischen Häfen verladen werden. Vom December bis April dauert der große Markt, den die Karawanen mit Ohi oder gereinigter Butter, Gummi, Myrrhen, Straußfedern, Goldstaub, gegerbten Häuten, Sklaven und Kaffee versorgen. Dieser letztere kommt, wie Lieutenant Wellsted am Plage selbst hörte, vierzig Tagereisen weit aus dem Innern, und er bemerkt, daß man in Europa bisher es kaum gewagt zu haben scheint, wie reich Afrika an diesem Producte sei. Bei den Arabern geht noch die Sage, daß der Kaffee ursprünglich aus Abyssinien stamme; doch erwähnt wol keiner der Reisenden, welche andere Gegenden Afrikas besucht haben, daß er dort Kaffeebäume gefunden habe. Die Gegend Afrikas, welche den Markt zu Berbera damit versorgt, wird als ein hochliegendes Hügelland beschribert, in welchem es häufig regnet und wo der Kaffee un-

ter dem Schatten hoher Bäume herrlich gedeiht. Im südlichen Abyssinien ist er sehr häufig, und schon Bruce stieß die Ansicht auf, daß der Kaffee seinen Namen vom Bezirk Kassa im Abysynische Mare erhalten habe, das 1613 der Jesuit Antonio Hernandez besuchte. Diese Hochebene ist allerdings zum Theil mit Kaffeebäumen förmlich bedeckt, und Abd-el-Kader, ein Araber, der eine Geschichte des Kaffees geschrieben hat, gibt zu, daß derselbe in seiner Heimat erst im 9. Jahrhunderte der Hebschra eingeführt worden, in Äthiopien aber seit undenklichen Zeiten bekannt gewesen sei. In der That ist er an der ganzen Ostküste Afrikas einheimisch und wächst in allen trocknen, hochliegenden Küstenländern, namentlich am Sambeze.

Noch vor wenigen Jahren stieg sich in Bandiemenland das Verhältniß der Bevölkerung zur freien Bevölkerung wie 30 zu 1; jetzt aber nur wie 6 zu 1. Abgesehen von der starken Einwanderung unbescholtener Leute, hat dieses Resultat auch darin seinen Hauptgrund, daß zwischen den Verbrechern nur wenige Berathungen vorkommen, desto mehr aber unter den Freien, deren Ehen merkwürdig stark mit Kindern gesegnet sind.

53.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Mose.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelahrte, Polizeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte.

Zwei Bände, in Heften zu 12 Bogen.

Erstes bis drittes Heft.

Aal — Gefäße des menschlichen Körpers.

Gr. 8. Jedes Heft im Subscriptionspreis 20 Gr.

Wie die grosse Theilnahme, welche schon das erste Heft dieser Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde gefunden, das Bedürfnis ihres Erscheinens genügend erweist, so bewährt sich auch bei Ansicht des zweiten und dritten Heftes die Bearbeitung als eine gründliche und für die Praxis vorzüglich geeignete.

Mose's Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1837. 10 Thlr. und ein Supplement zur ersten Auflage derselben, (2 Thlr. 12 Gr.) ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von A. W. Böttiger. Erstes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Der erste Abschnitt, wenn wir von der Einleitung des Herausgebers absehen, die eine kurze Nachricht von der Ausbeute des Böttiger'schen Nachlasses, einige schwache Striche zu einer Charakteristik des vorliegenden Bandes und einen Namenskatalog aus Weimars berühmter Periode enthält, gibt Notizen über letztgenannte überhaupt und Goethe insbesondere. Voran steht ein Aufsatz, geschrieben 1791: „Weimarisches Geniewesen“, der Bertuch's Erzählungen über diesen Punkt wiedergibt und mit Laune, doch nicht ohne Bitterkeit, ja bisweilen Entstellung abgefaßt ist. So heißt es z. B. von Schiller S. 16:

Bei einem ihm stets vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr langsam und muß alles gleichsam erst aus sich herauspumpen.

Das Klingt etwas seltsam, man hält es zum mindesten für übertrieben, und vielleicht ist das letztere Urtheil noch das richtigste, denn in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Bd. 1, S. 25) liest man folgende Worte, die Schiller an Goethe schreibt:

Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an Allem, was man erworbenene Kenntniß nennt, einmal näher kennen lernen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Fällen damit mag gelungen sein.

An diesen Aufsatz sind kurze Bemerkungen verwandten Inhalts angereicht, welche der Unterhaltung mit Wieland und Herder entstammen. Rein und selbständig ist aber der folgende über den weimarischen Gelehrtenverein, von 1791. Diese sehr wichtige Gesellschaft, im Juli dess. J. gestiftet, versammelte sich je monatlich bei der Herzogin Mutter; in der einen der von B. hier beschriebenen Sitzungen las Goethe Betrachtungen über das Farbenprisma, Herder einen Aufsatz über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt, Geheimrath Voigt legte ein Diplom des Kaisers Friedrich Barbarossa vor und erklärte es, Professor Wartsch las eine Abhandlung über den Nautilus, und Inspector Lenz zeigte eine Reihe Intestinalwürmer in Spiritus vor. In einer spätern Sitzung heißt es (S. 42):

Überraschte uns Goethe mit einem Aufsatze, dessen Inhaltsgang ebenso befremdend, als die Ausführung hinarrend und

unterhaltend war. Es ging ein auf einem Bogen gezeichneter Stammbaum herum, und zugleich kündigte uns Goethe an, er wolle uns etwas über Cagliostro's Stammbaum und die Familie dieses Wundermannes vorlesen.

Und nun folgt eine mit vielem Enthusiasmus für Goethe geschriebene Skizze seines damaligen Vortrags. Die fünfundzwanzig Seiten dieses Abschnittes gehören zu den interessantesten des ganzen Buches. Nach einigen einzelnen, wenig bedeutenden biographischen Notizen über Goethe, die noch dazu ohne Angabe ihrer Quelle sind, kommt zu dem oben erwähnten Aufsatze ein Seitenstück: „Zur weimarischen Genieperiode von 1775 — 81“, und hierauf wieder Zerstreutes über die spätere weimarische Zeit aus Lessing's, Herder's und Falk's Munde. Wie die Quellen, so ist auch der Werth dieser Notizen verschieden. Die aus Bertuch's Mittheilungen, wie S. 61:

Goethe wälzte sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse auf der Erde, band sich die langen Haare auf, um einen recht tragischen Nimbus zu bekommen, und tragte so nach Herzenslust.

lauten ganz anders als die aus Falk's Gesprächen (S. 62 fg.), welche wiederum eine Antipathie gegen Schiller zu Gunsten Goethe's athmen. Mancher Satz ist ganz aphoristisch hingestellt, so der folgende, der Goethe anzugehören scheint (S. 49):

Beim erneuerten Studium Homer's empfinde ich erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomiterrien und ägyptisch-babylonischen Gebräulen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben.

Bedeutend finden wir folgende Notiz, welche Herder nachgezählt ist (S. 58):

Als Goethe noch Kammerpräsident war, arbeitete er dahin, daß dem Herzoge ein fester Etat der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt und der Herzog dann verpflichtet werden wünte, sich selbst ansehnlich zu machen, seine Forderungen nie darüber zu erstrecken. Dazu aber hatte der Herzog wenig Lust, und dies verleitete Goethen seine Präsidenschaft so sehr, daß er, um die ganze Sache los zu werden, die Reise nach Italien unternahm.

So war also eine Reaction gegen Goethe's constitutionelle (!) Handlungsweise das Motiv zu diesem, in der Geschichte der deutschen Literatur unvergeßlichen Römerzuge!

Es folgt S. 70 fg. unter der Aufschrift: „Den 25. Dec. 1796.“ Goethe liest seinen „Hermann und Dorothea“, eine mit vieler Einsicht und mit Begeisterung ge-

schriebene Skizze und Beurtheilung dieses Gedichts, worin es unter Anderm heißt:

Die Fabel des Gedichts ist so äußerst einfach, daß sie sich kaum auch nur erträglich erzählen läßt. Aber desto mehr Breite, desto belebenderes Detail gestattet nun diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Und hier ist Goethe homerisch groß und neu. War je eine Epopee Volksgedicht, so muß es diese werden. Es ist die einzige Odyssee, die in unsern Tagen noch möglich schien. Die Charaktere selbst vereinigen die zwei so schwer zu vereinbarenden Forderungen, daß das bestimmteste Individuum doch überall Repräsentant seines Geschlechts sei.

Aus einer etwas frühern Zeit, dem Winter 1794 — 95, stammen die „Bemerkungen über die Voss'sche Uebersetzung der *Ilias*“ (S. 81 fg.), die sich freilich nur auf die drei ersten Gesänge erstrecken. Sie rühren aus einem Abendzirkel her, in welchem Goethe je einen Gesang der „*Ilias*“ nach Voss vorlas, und sind meist von ihm oder Wieland. Über ihn als Vorleser heißt es:

Die härtesten Stellen wurden durch Goethe's treffliche Declamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde.

Die Bemerkungen beziehen sich meist auf Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original in Betreff der Erkenntnis poetischer Feinheiten und Nuancen.

An diese schließen sich zwei dramaturgische Aufsätze: „Über die Aufführung des „*Ion*“ auf dem Hoftheater zu Weimar“, und „Goethe's Urtheil über Iffland's Schauspiele“. Der erste ist, wie der Herausgeber versichert, allem Anscheine nach der handschriftliche Entwurf zu dem satirischen Aufsatze im „*Journal für Luxus und Moden*“, der Goethe's Zorn so erregte, daß der schon abgedruckte Bogen nicht ausgegeben werden durfte. Er enthält eine Parallele zwischen dem Euripideischen und dem Schlegel'schen *Ion*, die in bitterer Ironie die Schwächen des letztern zu Vorzügen vor dem erstern stempelt. Dabei hält er sich aber so rein an das Gedicht selbst, daß er andererseits der scenischen Ausstattung und der Darstellung selbst echtes, ungeschminktes Lob spendet. Der zweite Aufsatz ist aus vielen handschriftlichen Notizen, von denen nur ein Theil in B.'s „*Entwicklung des Iffland'schen Spiels*“ (Leipzig 1796) übergegangen ist, ausgehoben. Goethe findet in allen Iffland'schen Stücken zwei Hauptfehler, daß alle moralische Besserung von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt wird, und daß Natur und Cultur in einen falschen Contrast gesetzt sind, indem Iffland Cultur die Quelle aller moralischen Verdorbenheit ist.

S. 104 — 133 folgen Notizen über Herder. Sie beziehen sich theils auf sein Leben in Bückeburg und Riga, theils und besonders auf den Aufenthalt in Italien, wemiger auf die weimarische Zeit. Zu Hader's Charakteristik sind treffliche Beiträge aus Herder's Munde gegeben; einige der geistreichsten Bemerkungen Herder's, die hier und da eingestreut sind, heben wir hier aus. S. 123:

Nur die Sprache ist eine wahre Umgangssprache, wo ich Du oder Ihr sage. Da seh' ich dem Menschen ins Gesicht. Unsere Sprache geht durch die dritte Person des Singular oder Plural immer kreischend um die andern herum.

Ich nehme keine Artikel in der Geschichte der Menschheit an. Es kommen wol ähnliche Ereignisse in der spätern Geschichte vor, aber immer in erhöhter Potenz. So ein Rechts, wie die Engländer unter Karl II. erlitten, kann in Frankreich kaum stattfinden. Es wird nicht bei der gegenwärtigen Regierungsform bleiben, aber es wird etwas Chinesisches werden. Die Religion der Aufgeklärten, der Bonzen, und Das, was mitteninne ist.

S. 130:

(Sept. 1794.) Eigentlich folgen wir so aufeinander: Iffland, ich und Kant. So stehen wir drei in der Weltgeschichte; ich habe von ihm nichts geborgt, sondern er ist, wie sein Name sagt, das letzte höchste Pünktchen. . . Kant.

Über Kant steht S. 128 das eigenthümliche Urtheil:

Vor Allen ein Gott strahlte Kant auf dem Katheder, bei ihm allein hörten auch die Kiefländer und Kurländer, die nur galante Stubien trieben. Aber er sprach viel confuses Zeug durcheinander.

Der Artikel „*Schiller*“ überschrieben, ist in jeder Hinsicht sehr unbedeutend, beachtenswerther die „*Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schiller's Munde*, den 26. Nov. 1801“. Den Haupttheil des Buches der Masse nach bilden aber die Notizen über Wieland (S. 139 — 264), in welchen vierzehn Jahre hindurch, 1791 — 1804, die Hauptresultate seiner Unterredungen mit B. niedergelegt sind. Natürlich kommt hierbei Manches vor, was zugleich auf die früher erwähnten Männer Bezug hat, und was bei Wieland's Empfindlichkeit nicht immer für das ungetrübteste Urtheil gelten mag, wie es denn auch nicht das wohlwollenste ist. Mitunter spricht sich auch B. selbständig über Wieland aus; so heißt es S. 143:

Es ist Bönne, Goethe über solche (Kunst-) Gegenstände mit lichtvoller Präcision sprechen zu hören. Wieland spricht viel weitschweifiger, sowie seine Perioden in Prosa auch sehr auseinander fließen.

Einige der einseitigen und bedenklichen Urtheile Wieland's über Goethe sind schon anderwärts aus diesem Buche veröffentlicht worden; wir begeben uns, eine Auswahl derselben hier vorzulegen und wenden diese vielmehr andern Seiten zu. Über England war Wieland nicht gut zu sprechen, so z. B. (S. 167):

Die englische Geschichte beweist, daß diese stolzen Insulaner im Grunde stets den Gott Stupor anbeteten. Trotz ihrer Constitution ließen sie sich stets auf das abscheulichste tyrannisieren. S. 178:

Die Engländer haben einen eisernen Ring um den Hals, der sie hindert, rechts und links zu sehen, sie sehen büffelartig nur immer auf einen einzigen Punkt. Den sehen sie scharf und richtig. Aber Alles ist einseitig und pedantisch.

Über Jean Paul heißt es (S. 131):

Herder versicherte, er (Jean Paul) habe über Menschen, die er zum ersten Male sprach, so richtige Urtheile gefällt, als er (Herder) sie nach jahrelanger Bekanntschaft nicht besser zu fällen sich getraue. Er gehörte zu den reflectirenden Menschen.

Am meisten spricht Wieland über seine Stellung zur deutschen Literatur, aber entweder so aphoristisch, oder so weitverzweigt, daß beides keine Mittheilung füglich zuläßt.

Der letzte Abschnitt endlich, welcher von Vertuch handelt und namentlich über dessen literarische und sonstige Projecte sich verbreitet, ist den vorigen weder an Interesse noch Sorgfalt der Behandlung gleichzustellen. Überhaupt

ist Alles in diesem Buche, was auf Vertuch Bezug hat, oder von ihm herrührt, ungenießbarer als das übrige, weil er, wie auch aus dem S. 204 Ange deuteten hervorgeht, sich im Gegensatz zu den Tendenzen Goethe's und der Seinigen befand. Das Gleiche gilt, wenn auch im mindern Grade, von sehr vielen Mittheilungen Wieland's. Einen gleichmäßigeren, wohlthuenden Eindruck haben wir hingegen von den folgenden Bänden dieser Memoiren zu erwarten, die uns zunächst, solchen Einflüsterungen hofentlich fremd, dem Vernehmen nach über hamburgische Zustände unterrichten und überhaupt Bemerkungen auf Reisen und über Reisende enthalten werden. 39.

Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden von Joseph Aschbach. Zweiter Theil.

(Schluß aus Nr. 157.)

Allein nicht bloß Pedro von Aragonien, sondern auch Alfonso Henriquez, von dem Dr. Aschbach sagt, er verdiene „in jeder Hinsicht der Gründer des portugiesischen Königreichs genannt zu werden“, stellte sein Reich unter den besondern Schutz des Papstes. Ihn veranlaßten dazu die Ansprüche Castiliens und Leons auf die Lehnsoberhoheit über Portugal. Der deshalb erhobene Streit wurde zur Entscheidung vor den päpstlichen Stuhl gebracht, der, man weiß nicht recht aus welchen Gründen, lange damit zürückhielt, bis endlich Alexander III. 1179 eine Bulle erließ, worin nicht nur dem Alfonso Henriquez der königliche Titel ertheilt, sondern auch „das von jener Lehnabhängigkeit freie Portugal“ in den besondern Schutz des Bischofs von Rom genommen wurde, dem es dafür alljährlich zwei Mark Goldes zu zahlen hatte. „Nach dem Ansehen“, fügt unser Geschichtsschreiber hinzu, „worin damals der Papst in Spanien stand, war diese Entscheidung Alexander III. für Portugal eine wahrhafte Garantie seiner Unabhängigkeit von den benachbarten christlichen Staaten zu nennen. Es gibt diese Bulle einen Beweis der Schwäche der damaligen spanischen Könige, welche der päpstliche Stuhl benutzte zur Ausbreitung seines Ansehens; denn früher wagte kein Papst eine solche Entscheidung, am wenigsten aber zur Zeit des Kaisers Alfonso Raimundes, zu erlassen, aus Furcht vor heftigem Widerstande Castiliens, dessen Ansprüche an eine seiner Provinzen eine päpstliche Bulle doch nicht vernichten konnte.“ Man ersieht aus dieser Bemerkung, daß Roms Ansprüche und Eingriffe in die weltliche Gewalt sich von jeher nach den Umständen bestimmten und nur da sich geltend zu machen versuchten, wo die Schwäche des Regenten ihnen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen verabsäumte. Von den guten Erfolgen eines solchen Widerstandes liefert uns die Regierungsgeschichte Sancho's, Alfonso Henriquez Nachfolgers, ein schlagendes Beispiel. Dieser Fürst gestattete zwar, wie uns der Verf. berichtet, daß der Papst das Kirchenwesen in Portugal ordnete, die Stellung der geistlichen Ritterorden zu den Bischöfen bestimmte, den Streit des Erzbischofs von Braga mit den von St. Jago über den Umfang ihrer Eifer vor sein Gericht zog und mehrere Verfügungen in Bezug auf das Kirchenwesen traf, „aber wie Sancho sein königliches Ansehen verlegt glaubte, duldete er weder von der Geistlichkeit seines Landes noch von dem Papste Eingriffe“. Dies nun bewies derselbe bei zwei Gelegenheiten, „ein Mal in dem Streit mit dem Bischof von Porto, das andere Mal in dem Verfahren gegen den Bischof von Coimbra“. Ersterer nämlich, mit dem Sancho schon früher mehrere Streitigkeiten gehabt, den er aber durch Nachgiebigkeit versöhnt zu haben glaubte, sprach sich nicht nur heftig gegen die Vermählung des Kronprinzen mit einer nahestehenden

wandtin aus, sondern ging in seinem geistlichen Eifer so weit, daß er dem Könige und dem Infanten, als sie nach Porto kamen, keine der üblichen Ehren erwies und endlich über die Neuvermählten den Bann aussprach. Sancho ließ den Bischof sofort gefangen setzen, seine Einkünfte und Güter einziehen und Alle verfolgen, die dem Ausspruche des Bischofs mehr Folge leisteten als den königlichen Befehlen. Unter Anzeigung, den Bann und das Interdict aufzuheben, erhielt nun zwar der Bischof seine Freiheit wieder; allein er hielt sein Versprechen nicht, sondern flüchtete nach Rom, wo er des Papstes Hülfe anrief. Dieser beauftragte den Archidiakon von Zamora den Streit beizulegen; der Bischof sollte wieder in seine Rechte eingesetzt werden und das Interdict aufheben, der König dagegen versprach, sich nicht weiter in Kirchensachen zu mischen. „Über das Ende des Streits erfährt man nichts, woraus zu schließen ist, daß Sancho Sieger geblieben.“ Über diese, ersten Blicks etwas gewagt erscheinende Schlussfolgerung rechtfertigt sich der Verf. vollkommen, indem er bei Anföhrung der Quellen, aus denen er seine geschichtlichen Notizen über Sancho's Regierung schöpfte, bemerkt, daß die Chronisten, sämmtlich Geistliche, schweigen, ohne Zweifel, weil sie die Sache, als eine zu delicate, nicht berühren wollten; was man darüber wisse, erfahre man fast ausschließlich aus Innocenz III. Briefen, die jedoch keine vollständige Aufklärung geben könnten, weil sie den Streit nur von Seiten der einen Partei darstellten und daher dessen Veranlassung nur aus der Anklage und Verurtheilung oftmals errathen werden müsse. Was den Streit mit dem Bischof von Coimbra anbelangt, so wurde derselbe, wie Dr. A. erzählt, durch die Eingriffe des Königs in die bischöflichen Rechte hervorgerufen. „Außerdem litten die Geistlichen viel durch die königlichen Jagden, indem sie Menschen und Thiere verpflegen mußten. Bei jeder Gelegenheit erlaubte sich der König Spötterien gegen die Geistlichen, denen er immer mehr gram ward; selbst in das Gefängniß ließ er mehrere werfen.“ Hiergegen nun machte der Bischof dem Könige Vorstellungen, und da diese nichts fruchteten, so appellirte er mit Übergehung des Erzbischofs von Braga, dem der König geneigt schien, an den Papst, dem er ein greselles Bild von der Gottlosigkeit des Königs entwarf. Als nun auch noch der Bischof über seinen Sprengel das Interdict aussprach, ließ ihn der König ins Gefängniß werfen. Der Papst, von dem Vorgange unterrichtet, ermahnte den König vergebens zur Benußthung. Er beharrte auf seinem Benehmen, bis endlich eine Krankheit, die sein Ende herbeiföhrte, seine Festigkeit brach. Inzwischen ist Dr. Aschbach der Meinung, es sei Sancho eigentlich nicht gegen die Geistlichkeit eingenommen gewesen, was sein schon zwei Jahre vor seinem Tode errichtetes Testament beweise, worin die Geistlichkeit reichlich bedacht, dem Papste aber 100 Mark Goldes vermacht wurden.

Bei Schilderung der Zustände in den unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Theilen der pyrenäischen Halbinsel geht Herr Aschbach von dem Gesichtspunkte aus, daß religiöse Schwärmerei deren Grundprincip und die Triebfeder der verschiedenen Wechsel war, welche diese Herrschaft dabelst erföhr. Wie früher zur Herrschaft der Almoraviden, sagt er, so legten auch zu der nachfolgenden der Almohaden religiöse Schwärmer den Grund. „Männer von großen Feldherrntalenten föhrten die in religiöse Begeisterung gesehten Streiter von Sieg zu Sieg, verbanden die Eroberungen in ein Reich und gaben demselben Einrichtungen und erbliche Fürstenfamilien. Sobald aber die Hebel, welche die Völkern in Bewegung gesetzt, welche Alles geschaffen und geordnet hatten, fehlten, sobald der Fanatismus der Völkern und der kriegerische Sinn der Herscher verschwunden waren, mußten die Militairstaaten ebenso schnell verfallen, als sie sich gehoben hatten.“ Was indeß deren Verfall in Spanien noch beförderte, dies war der Umstand, daß die vorgenannten Dynastien nordafrikanischen Ursprungs waren, sie söb, hatte man solche auch gegen die Christen zu Hüffe gerufen, hier, wo die mohammedanische Hauptbevölkern arabischer, d. i. ägyptisch-asiatischer Abstammung war, nur als usur-

patrisch betrachtet wurden. „Die Hauptlinge und Fürstenthümer vorzüglich, welche in ihren Rechten durch die Araber beeinträchtigt wurden, waren gegen dieselben feindselig gesinnt; und selbst als die meisten edeln arabischen Familien in Andalusien und im östlichen Spanien ausgeworfen waren, konnte das übrige Volk nur durch Zwangswelt im Gehorsam erhalten werden. Da nun noch dazu der beständige Krieg gegen die Christen kam, welcher es nothwendig machte, sehr bedeutende Streitkräfte auf der Halbinsel zu unterhalten, so war das mohammedanische Spanien sowohl unter der Herrschaft der Almoraviden als auch unter der der Almohaden zwar die reichste, aber auch am meisten dem Drucke roher Militärherrschaft ausgesetzte Provinz des maurischen Reichs.“ Eine natürliche Folge war nun, daß der frühere Reichthum und Wohlstand, wie er zur Zeit der Ummajjaden und der Taysas gewesen, in diesem Zeitraum aufhörte zu bestehen, und daß die Pflege der Künste und Wissenschaften abnahm; und nur zu verwundern ist es, daß noch so viel davon sich erhielt, daß die spanischen Mohammedaner darin mit ihren Glaubensbrüdern im Oriente wetteifern konnten. Aus dem Verfolge der betreffenden Darstellung entnehmen wir, daß die Almohaden, sind sie auch eben nicht als Pfleger und Begünstiger der Wissenschaften und der Civilisation zu preisen, sich doch nicht so der Bildung entgegen zeigten als ihre Vorgänger. Sie stellten nämlich die Verfolgung gegen die arabischen Stämme ein, erlaubten die von den Almoraviden verpönten Lehren Algazali's — der, beiläufig bemerkt, für den größten philosophischen Theologen der Mohammedaner im Abendlande gilt und unter dessen äußerst zahlreichen Schriften vornehmlich sein Werk, „Niederreißung aller philosophischen Systeme“ betitelt, eine große Berühmtheit erlangt hat — zu verbreiten, seine und alle seiner verbottenen Bücher zu lesen, sowie überhaupt die Verbreitung aller Wissenschaften und Künste. Ja, nachdem sie näher mit der arabischen Cultur und Bildung, die sich von Neuem erhob, bekannt geworden waren, wurden sie Gönner derselben und trugen zu der Ausbildung einiger Zweige der Wissenschaften nicht wenig bei. Dahin gehören namentlich Naturkunde, Chemie und Mathematik, vor Allem aber Astronomie, die von jeher eine Lieblingswissenschaft der Araber gewesen, mit deren Studium sie jedoch freilich häufig Astrologie verbanden. Auch Arzneiwissenschaft und Chirurgie wurden von ihnen mit Erfolg betrieben, und in der Erdkunde haben die Zeitgenossen dieser Epoche einige bedeutende Werke geliefert. In gleicher Zeit erhoben sich Ackerbau, Gewerbe und Handel im ganzen Reiche und verbreiteten einen großen Wohlstand, der, wie der Geschichtschreiber sehr richtig bemerkt, zur geistigen Ausbildung der Völker nicht selten viel beiträgt. Besonders blühte in Spanien der Ackerbau, der wissenschaftlich betrieben ward, und die Obstbaumzucht. Auch große Zuckerpflanzungen hatte man, vorzüglich in den Provinzen Valencia und Sevilla. Von den Olivenwäldern, die um diese Stadt lagen, und deren Ertrag kann man sich einen Begriff machen, wenn man erzählt, daß sich dabei gegen 100,000 Pressen und Pochthäuser befanden, um das Öl zu gewinnen. Außer den zahlreichen Waffenzugfabriken gab es andere mannichfacher Art, besonders aber zeichneten sich die Lederfabriken in Cordova und die Papierfabriken in Katiba aus. In den Gerbstädten Almeria, Valencia, Doria u. s. w. blühte ganz besonders der Handel.

Durchaus wir nun schließlich mit unserm Geschichtschreiber in einem Überblick die Jahrhunderte des Wiederauflebens der christlichen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel, und fragen wir nach dem Hauptinhalte ihrer Geschichte, so ist es unstreitig ein blutiger, wechselvoller Kampf der Spanier gegen die Saracenen um den Besitz der Halbinsel, an welche die Nachkommen der Gothen unverjährbare Rechte zu haben glaubten. Erst Ferdinand der Heilige und Jayme der Eroberer brachen für immer die Übermacht des Islams und gründeten den Christen den sichern, wenn auch nicht ganz unangefochtenen

Besitz der spanischen Länder. Die Saracenen im Königreiche Granada trifteten nur durch den Zwiespalt der castilischen und aragonesischen Könige noch ihren Aufenthalt dieser der Meerenge. Nachdem das Schwert die Länder erobert, ordnete sie das Gesetz zu Staaten; und sobald die Last des beständigen Kampfes gewichen, sobald man nicht mehr Jahr aus Jahr ein im Lager, in der Schlacht dem Kriege lebte, wandte der Spanier sich dem Feldbau, dem Gewerbe, dem Handel, den Künsten, den Wissenschaften zu. Die Valencia, Cordova, Sevilla in den Händen der Christen waren, konnten diese Betriebszweige bei den Christen nicht in der Weise wie bei ihren mohammedanischen Nachbarn gedeihen, zumal da sie den nördlichen unfruchtbaren Theil der Halbinsel besaßen, weil beständig alle entrehrlichen Hände für den Krieg in Anspruch genommen wurden, weil außer Catalonien die christlichen Staaten vom mittelländischen Meere abgeschnitten waren, und endlich weil Krieg allein Reichthum, Ehre und Auszeichnung verlieh. Fast alle Staatseinrichtungen deuten darauf hin, nur da Rechte zu ertheilen, wo Kriegseinstellungen gemacht worden, und selbst die Gerechtigkeit konnte hier nicht aufgenommen werden. Erst als die Existenz des Spaniers nach halbttausendjährigem Kampfe auf der Halbinsel gesichert war, wog das Gesetz die Rechte des Einzelnen nach Leistungen zum Wohlstande und Gedeihen des Staats ab; nicht Krieg, nicht tyrannische Nothwendigkeit mehr machten die Staatseinrichtungen, sondern die freie Entwicklung des Rechts bestimmte das Gesetz und dieses ordnete den Staat.

13.

Neugriechische Literatur.

Auch einen Fabeldichter hat bereits das neue Griechenland in der Person Alexander Sturza's erhalten. Er ist ein Sohn des Verf. der „*Considerations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe*“ (1816) und des „*Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne*“ (1818), und seine Schrift führt den Titel: „*Ἀλληγορίαι καὶ μῦθοι πρὸς χοῖον τῆς τῶν Ἑλλήνων νεολαίας. Πόλιμα Ἀλεξάνδρου Στουρζα*“ (Odeffa 1834). In der Vorrede verbreitet sich der Verf. besonders über die in der menschlichen Natur begründete, vorzüglich der Kindheit der Völker eigenthümliche Allegorie und Fabel, welche beide er für sehr geeignete Mittel zur Beförderung der Moral und praktischen Weisheit, namentlich bei der Jugend, mit allem Rechte erachtet. Die von ihm gedichteten Fabeln und Allegorien sind theils dem Aesop, theils dem russischen Fabeldichter Krylow nachgebildet, theils Originale. Freilich eignen sie sich, da sie in einer reinen als der neugriechischen Volkssprache gedichtet sind, um so mehr nur für die schon gebildete reifere Jugend.

Die „*Νεωτὰ τῆς Θεσσαλίας χωρογραφία*“ (Neueste Erdbeschreibung von Thessalien), die von Johannes Anastasios Leonardos (Pesth 1836) erschienen ist, bildet einen lehrreichen Beitrag zur nähern Kenntniß jener, freilich nur zum geringsten Theile zum Königreiche Griechenland gehörigen Provinz in geographischer und statistischer Hinsicht. Der Verf., der selbst aus Thessalien, aus Ampelakia aus dem Berge Rissamos (der alte Ossa), gebürtig ist, war insofern besonders geeignet zu einer solchen Darstellung, und er hat, so viel wir aus der Ferne urtheilen können, seine Aufgabe genügend gelöst. Zu wünschen ist jedoch, daß er in einem bessern Neugriechisch geschrieben haben möchte, nicht sowohl, um verständlicher zu werden, als vielmehr, um zur Verbesserung der neugriechischen Volkssprache auch seinerseits beizutragen. Denn darauf kommt es in dieser Hinsicht vornehmlich an, daß auch in den, für das Volk bestimmten Schriften nicht dem Volke und seiner Ausdrucksweise blindlings gefolgt werde, sondern daß die Verf. Ersteres zu sich heraufzuheben, letztere aber allmählig zu reinigen und zu bilden sich bemühen, nach dem Beispiele des A. Korais.

25.

I t a l i e n.

1. Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst. Von Christian Kapp. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
2. Italia. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, E. Fr. v. Rumohr, R. Witte u. A. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit einem Titelkupfer. Berlin, A. Duncker. 1838. 8. 2 Thlr.

Wie groß auch die noch immer im Anwachsen begriffene Literatur der Schriften über Italien sein möge, nach welcher uns an der vollständigen Kenntniß dieses Landes nichts mehr zu fehlen scheint, so können wir doch in jedem Falle eines erheblichen Gewinnes gewiß sein, wenn wahrhaft kunstfönnige und wissenschaftlich gebildete Männer aus und über Italien berichten. Können aber schon fleißige Reisebeschreibungen und Verzeichnisse von Merkwürdigkeiten den Reichthum nicht erschöpfen, den das schöne Land der Natur, Kunst und Geschichte verdankt, so wird er ebenso wenig jemals durch Betrachtungen und Schilderungen auszubeuten sein, die von einem höhern Standpunkte auf die ewige Quelle und die idealen Beziehungen jener Schätze hinweisen. Gediegene Schriften dieser Art, die jetzt mehr als ehemals durch die ganze Richtung unserer Zeit hervorgerufen werden, müssen uns besonders willkommen sein. Sind wir auch vollkommen genau mit der Zahl und Beschaffenheit aller Bau- und Kunstwerke in Florenz, Rom und Neapel, wie mit der Topographie und den übrigen Verhältnissen dieser Städte bekannt, so erscheint uns doch Alles neu und zieht uns mit nie bemerkten Reizen an, wenn ein von der hohen Bedeutung des wunderbaren Landes durchdrungener Geist uns von Neuem an die geliebten Orte führt und die dämmerhellen Bilder der Erinnerung mit dem Lichte der Idee verklärt und den Reichthum zerstreuten Stoffes im Focus des Gedankens zusammenfaßt. Dies geschieht durch die beiden vorliegenden Werke, die den Namen Italiens an der Stirne tragen; beide sind mannichfach anregend, doch jedes auf verschiedene Weise; denn während das eine die Natur und Kunst Italiens nach allen Richtungen aufzufassen strebt, bietet uns das andere nur einen aus der Vergangenheit und Gegenwart des schönen Landes gepflückten Blütenstrauß dar.

Der Verfasser des ersten Buchs, Hr. Prof. Kapp, hat ursprünglich in einer Reihe von Vorlesungen seine an Ort und Stelle gesammelten, geist- und gehaltreichen Ansichten und Erfahrungen mitgetheilt, diese dann im Abdrucke erweitert, Einzelnes daraus in Anhängen specieller ausgeführt und am Schlusse noch mit Erläuterungen und literarischen Nachweisungen begleitet. Er hat mit großer Liebe nicht nur gesammelt, sondern auch verarbeitet; denn wie groß auch der Vorrath an Realien erscheinen mag, er bewegt ihn in leichtem Nachen auf dem Strome einer geistesfrischen Darstellung dahin. Überall erkennt man das Bestreben des Verf., aus dem vorhandenen Stoffe den Geist zu entbinden und durch allgemeine Überblicke die Fülle des Besondern zu bewältigen. Überall zeigt sich ein großer Kenntnissreichthum und eine ausgebreitete, das Alte und Neueste umfassende, oft mit poetischen Reminiscenzen geschmückte Belesenheit, die der Verf. stets mit richtigem Sinn und Takt für seinen populären Zweck zu benutzen weiß. Und so nehmen wir keinen Anstand, das gedanken- und sachreiche Buch besonders allen Denen zur Vorbereitung und als Begleiter zu empfehlen, welche Italien als die Heimat der Kunst zu einem Besuche anzieht.

In den ersten drei Vorlesungen schildert uns der Verf. die Natur Ober-, Mittel- und Unteritaliens nach eignen und fremden Beobachtungen auf eine sehr befriedigende Weise. Wir finden auf 68 Seiten Alles zusammengedrängt und anmuthig dargestellt, was Klima, Boden, Bewässerung, Gebirge und überhaupt die ganze Physiognomie des Landes betrifft, die sehr glücklich aufgefaßt und durch die interessanten Resultate der neuesten geologischen Forschungen wie durch die eingewebten Schilderungen berühmter Gegenden und Städte sehr belebt ist. Die vierte Vorlesung handelt über das italienische Volk und seinen Charakter. Hier macht der Verf. mit den Neapolitanern den Anfang, in deren Leben das berühmte *dolce far niente* den Hauptgrundton bildet. In ganz Europa ist kein Punkt, sagt Hr. K., wo das Ziel des Lebens sorgloser und rücksichtsloser als hier in der Liebe des Genießens gesucht wird. Das Leben selbst gilt als „der Güter höchstes“, sofern es Mittel ist für den Genuß und selbst genossen wird. Es ist nur ein unmittelbares, sorglos vorüberwollendes und in sich befangenes

Leben. Daß auf einer solchen Basis Künste und Wissenschaften sich nicht zu der schönsten geistigen Blüte entwickeln, bestärkt ein kritischer Blick auf die ältere und neueste Literatur des Landes. Zeigte sich im Neapolitaner das sanguinische Temperament, so tritt das ernstere, melancholisch-cholerische im Römer hervor; aber auch in diesem verleugnet sich die „halbkindliche Natur, die Leichtigkeit und Aufgeschlossenheit des Lebens, die Lust zu genießen“ fast niemals. Auch Rom kann sich keiner hohen wissenschaftlichen Erzeugnisse rühmen, obgleich der Ernst dieser Weltstadt sie hätte hervorrufen sollen. Hier trat das Regiment der Kirche hindernd in den Weg, weshalb denn auch nie das speculative, sondern nur das historische Wissen fleißige Bearbeitung fand. Die Menge der vorhandenen alten Denkmäler weckte früh den Geschmack an archäologischen Forschungen und philologischen Studien, bei welcher Gelegenheit der Verf. auch auf die Propaganda hinweist. Industrie, Handel und Ackerbau liegen sehr darnieder; es fehlt an einem eigentlichen Mittelstande. In der römischen Physiognomie findet Hr. K. besonders den doppelten Blick merkwürdig, die, wie man sagt, unmerklich einwärts gebogene Ase der Augen, wobei auf die bekannte Schrift: „Rom im J. 1833“, verwiesen wird, in welcher die Physiographie und das Leben des Volks vorzüglich geschildert ist. Toscana erhält das gebührende Lob der freisinnigen Verfassung und wissenschaftlichen Cultur; die Erinnerung an Galilei, Machiavelli, Dante, Boccaccio, Petrarca u. A. veranlaßt den Verf. zu geistvollen Mittheilungen über diese Männer; aber auch der Gegenwart widerfährt ihr Recht, indem das Verdienst der Florentiner um Kunstgeschichte und Geographie herausgehoben und als einer ihrer ausgezeichnetsten Geographen der Florentiner Graf Serristori, jetzt russischer Oberst im Generalstabe, erwähnt wird. Von Genua, wo man, wie bei den Bewohnern der ligurischen Küste überhaupt, schon einen starken Einfluß französischer Eigenthümlichkeit, „doch weniger von der guten als von der schlimmen Seite“ bemerkt, ist von Wissenschaft und Kunst wenig Rühmliches zu sagen; doch hat es für alle Zeiten seinen Heros in Christoph Colombo. Ob wirklich in der Lombardei ein Einfluß des deutschen Volkscharakters wahrnehmbar werde, wie Hr. K. meint, will Ref. dahingestellt sein lassen; aber unleugbar ist es, daß in diesen Ebenen die zeichnende Kunst und die Musik sich herrlich entfaltet und die Wissenschaft an den Universitäten Pavia, Padua und Bologna wahre almae nutrices gefunden hat. Die Erwähnung Ariosto's führt den Verf. auch auf die neueste Poesie und auf die Repräsentanten der classischen und romantischen Richtung in Italien. Natürlich kommen hier Manzoni, Niccolini, Marcano, Ugo Foscolo, Silvio Pellico und neuere Dichter zur gelegentlichen Mention, doch nur beiläufig, da Hr. K. „Italien, wie es in sich ist, und die Schöpfungen der Kunst, die man nur da findet“, wiederholt als die Hauptaufgabe seiner Vorlesungen bezeichnet. Alles, was er am Schlusse dieser Vorlesung über die Bewohner Italiens im Allgemeinen, über den Zustand und die mögliche Regeneration des

Landes sagt, zeugt von einer tiefen historischen Einsicht und wird sich der Zustimmung vieler Leser erfreuen.

(Der Beschluß folgt.)

Das königliche Münzcabinet zu Paris.

Der Saal, in welchem sich das königliche Münzcabinet jetzt befindet, ist erst 1721 erbaut; anfangs war dasselbe im Louvre und dann in Versailles aufgestellt. Franz I., der hochherzige Beschützer jeder künstlerischen Bestrebung, berief Stein- und Münzgraveurs nach Frankreich und begründete eine Sammlung von Kleinodien, Medaillen und Münzen. Den Geschmack seines Vaters hatte Heinrich II. geerbt. Zu seiner Zeit besuchte Hubert Goltzius in Frankreich 200 Cabinete, wovon 28 in Paris befindlich; bis auf eins gehörten diese sämmtlich den höchsten Personen, dem Könige, der Königin, dem Prinzen von Condé, den Cardinälen von Bourbon, Lothringen, Tournon, Armagnac u. s. w. Katharina von Medici ließ, was sie von antiken Münzen und werthvollen Handschriften aus Florenz mit nach Frankreich gebracht hatte, im Schlosse von Fontainebleau aufstellen. Doch war es Karl IX. vorbehalten, der Gründer der königlichen Sammlungen als solcher zu werden; er vereinigte 1565 Alles, was sich an Antiken und Münzen in den verschiedenen Schlössern zerstreut vorfand, bestimmte einen besondern Salon im Louvre zu ihrer Aufbewahrung und ernannte für das Ganze einen Aufseher. Schon war des 1565 verstorbenen Großier Sammlung nach Marseille gebracht, um nach Rom eingeschifft zu werden, als der König, noch zeitig genug benachrichtigt, die angeknüpften Verhandlungen rückgängig machen und das Ganze für die Louvresammlungen ankaufen ließ. Diese Sammlungen, von denen Louis Jacob („Traité des plus belles bibliothèques“, S. 478) mit Recht behaupten konnte, daß sie wegen ihrer raretés und antiquités zu den Wundern der Welt gehörten, wurden leider in den unglücklichen Bürgerkriegen fast gänzlich zerstreut und ihrem Untergange nahe gebracht. Von Neuem begann Heinrich IV. zu sammeln; es scheint, daß er eine besondere Vorliebe für geschnittene Steine gehegt hat, denn der Griff seines Degens, ein Werk der berühmten Klingensabrik des Silbestrer Nieto, war reich mit Gemmen geschmückt, und noch heute bewahrt man die zwölf Knöpfe seines Wammses, welche die Köpfe der zwölf römischen Kaiser, Gemmen, auf Muscheln aufgesetzt, enthielten. Als man ihm einst von einem provenzalischen Edelmann, Rascas de Bagarris, als einem besondern Kenner und Freund der Alterthümer sprach, wählte er diesen, seine Lieblingspläne realisiren zu helfen. Im J. 1608 erschien Bagarris zum ersten Male bei Hofe und gefiel dem Könige gleich sehr. Er selbst erzählt in seinen Memoiren *), daß er durch den Finanzminister d'Attichy beim Könige eingeführt worden sei, daß er diesem seine römischen Münzen und geschnittenen Steine vorgelegt und ihm auf das Werthvollste aufmerksam gemacht habe; darauf habe der König sofort erklärt, er wünsche den ganzen Vorrath zu behalten, um ihn mit dem Reste dessen, was aus den Sammlungen Karl IX. und der Katharina noch übrig sei, zu vereinigen. Auf einige tiefer gehende Fragen des Königs über Münzen, ihr Alter, ihren Gehalt, ihren Unterschied von Medaillen, ihren Nutzen u. A. m. ergriff nun Bagarris das Wort, um in der uns aufbehaltenen Segenrede dem Könige Alles auf das genaueste zu entwickeln, sodaß diese seine Rede fast ein kleines Compendium des numismatischen Wissens jener Zeit bildet. Nachdem endlich der König dem Bagarris aufgetragen, Zeichnungen für die Münzgraveurs zu entwerfen und demnachst alle zerstreuten Monumente früheren königlichen Besitzes wieder zu sammeln, und ihn für letztgenannten Zweck mit ausgedehnter Vollmacht versehen hatte, ernannte er ihn zum Maitre des ca-

*) „La nécessité de l'usage des médailles dans les monnaies“ (Paris 1611). Es ist dies übrigens ein sehr seltenes und ale vollständiges Werk, denn es wurde nicht beendet und hat nur 28 Seiten, deren letzte mit dem Worte: discours, schließt.

binets und zum Simellarcha. Allein der plötzliche Tod Heinrich IV. (1610) ließ die ganze Angelegenheit ins Stocken geraten. Trotz aller Bemühungen des Simellarchen, das begonnene Werk wieder aufzunehmen, verhinderten doch die stets erneuerten Religionskriege, die Jugend des Königs Ludwig XIII. und seine entschlossene Abneigung gegen Alles, was Bagarris ihm so dringend ans Herz legte, die Realisation dieses Planes. Bagarris konnte die noch nicht bezahlten ihm zugehörigen Gegenstände ein und reiste nach der Provence ab. Bald darauf starb er, seine Witwe verkaufte den ganzen Besitz einem gewissen Lauthier in Aix; auf diesem Umwege, doch unverkürzt, kamen die Sachen dennoch später ins königliche Cabinet. Dreiunddreißig Jahre lang blieb die neue Stelle unbesetzt, endlich wurde sie 1644 dem Jean de Chaumont übertragen; er war Privatbibliothekar des Königs (S. Jacob a. a. D. S. 478) und Staatsrath, bis 1664 blieb er im Amte, drei Jahre später starb der vierundachtzigjährige Herr. Sein Bruder Paul Philippe de Chaumont war sein Nachfolger, seit 1654 Mitglied der Académie française und lecteur Ludwigs XIV., stieg er 1671 zum Bischof; aber die Liebe zu den Wissenschaften ließ ihn auf seine Würden verzichten, er legte sie nieder und lebte dann bis 1697 in gelehrter Ruhe in Paris. Dieser Männer bediente sich Ludwig XIV., um seine großartigen Ideen für Sammlung von Münzen und Alterthümern zu realisiren; ein glücklicher Umstand begünstigte ihn, wir meinen die letztwillige Verfügung seines zu Blois verstorbenen Oheims, Gaston's, Herzogs von Orleans. Durch diesen wurde ihm der ganze Schatz von Münzen und Alterthümern zu Theil, welche dieser ebenso gebildete als liebenswürdige Fürst während seines Lebens mit Geschmack und Sachkenntnis, namentlich auf dem Gebiete der Gemmenkunde gesammelt hatte. Einen großen Theil derselben verbankte er dem Präsidenten de Mesmes, auf den sie von Louis Habuc, Rath in Niom, überkommen waren. Im Auftrage des Herzogs hatte sein Bibliothekar Etzelletier sich an den Abbé Bruneau gewandt, um ihm die sorgfältigste Aufsehung und Aufzeichnung aller Gegenstände zur Pflicht zu machen. Bruneau aber entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen in dem Maße, daß er zur Belohnung seiner Dienste bald als Chaumont's Nachfolger zum Aufseher des Cabinets ernannt wurde. Gaston's Geschenk wurde im Louvre niedergelegt; aber nicht lange stand der wackerer Bruneau diesen Schätzen vor, schon im Nov. 1666 fiel er als Opfer eines Mordanschlags. Dies schaudervolle Ereigniß beschreibt Dorel in seiner „Gazette burlesque“ vom 21. Nov. in Versen; man findet aber dieselben sowohl in seinem „Recueil de lettres en vers adressées à Madame Henriette d'Angleterre“ als auch bei du Rersan („Histoire du cabinet des médailles etc.“, S. 151). Im J. 1664 fertigte der Bibliothekar Sarcavi ein Inventarium der geschnittenen Steine. Aus diesem, handschriftlich noch vorhandenen Document scheint hervorzugehen, daß der Ritter Gualdi um diese Zeit allerhand Kostbarkeiten aus Rom übersendet habe; solches geschah drei Jahre später durch Monceaur, Petis de Lacroix, Paul Lucas und Bailant, welche auf königliche Kosten die Levante bereisten, und von Mointel, welcher Frankreich bei der Porte repräsentirte. Als 1670 der durch Peirede für Münz- und Gemmenkunde wohl ausgerüstete Lauthier in Aix starb, hinterließ er seine Sammlung, in welche Bagarris' Schätze übergegangen, seinem einzigen Sohn, einem Militär, der denn für reiche Entschädigung Münzen und Steine den königlichen Sammlungen überließ. Unter den Steinen sind der Mäcenas des Dioskorides, eine rasende Ménade, ein Bacchanal, der Triumph des Silen, der Ring des Michel Angelo und zwei, Mithiades und Marcellus genannte Köpfe das Bedeutendste. Als Louvois Surintendant der königlichen Schätze geworden war, ließ er das Münzcabinet und die Steine nach Versailles schaffen (1684), wo sie von einem neuangestellten Beamten, Rainsfant, aufs Neue geordnet wurden, und zwar diesmal unter den Augen des Königs, der denn täglich nach dem Schlusse der Messe die Museumsäle betrat, um, wie Rolinet sagt, seinen Geschmack zu bilden und seine Kenntnisse zu erweitern. Nachdem auch Dorel am 7. Juni

1684 beim Cabinet angestellt, aber bald darauf gestorben war, rückte Dubinet an seinen Platz, den er bis 1712 mit einem Gehalt von 1500 Francs innehatte. Am 25. Juli 1691 befohl der König, daß künftig weder Ankäufe noch Einrichtungen ohne sein Wissen gemacht werden sollten; dennoch blieb Louvois und sein Onkel, der Erzbischof von Rheims, mit den Schöpfen des Cabinets auch der eigentliche Herr derselben; er war es, der 1712 auch den Abbé Simon zum Garde des médailles ernannte, der es bis 1719 blieb und die Früchte seiner Studien in einigen lehrreichen Abhandlungen, welche sich in den „Mémoires de l'académie des inscriptions“ vorfinden, niederlegte. Nach Simon's Tode trat Gros de Boze an seine Stelle; der neue Director ließ uneigennützigerweise seine eigne, sehr beträchtliche Privatsammlung den königlichen Schätzen einverleiben. Im J. 1721 ließ der Herzog von Orleans als Regent durch Beschluß vom 27. März Bibliothek und Cabinet nach Paris überführen; so wenigstens lautete der gemessene Befehl; daß aber die Ausföhrung dennoch erst 20 Jahre später erfolgte, lehrt eine handschriftliche Bemerkung in dem Archive des Cabinets: „Le samedi 2 Septembre 1741 sur les six heures du soir, sont arrivés, à Versailles à la bibliothèque deux charrettes chargées de vingt caisses où sont les médailles du roi qui ont été apportées ici par ordre de S. M. pour être placées dans le magnifique salon, qui est au bout de la bibliothèque.“ So zogen denn die Münzen in das Local ein, welches sie noch jetzt innehaben, die Steine aber blieben noch der Aufsicht des Schloßintendanten Angiviller übergeben. De Boze schritt mit der Einrichtung des Münzcabinet's nur langsam vor; zahlreiche und bedeutende Accessionen, seine vielfältigen akademischen Ämter und seine mehr als bedächtige Art und Weise zu arbeiten traten raschem Erfolge hemmend entgegen. Deshalb fühlte er mit vollem Rechte die von Tage zu Tage immer dringender werdende Nothwendigkeit, sich nach jüngern, ihn unterstützenden und bereinigt ersetzenden Kräften umzusehen; seine Aufmerksamkeit richtete sich auf den vor wenigen Monaten nach Paris gekommenen Barthélemy, der dem an ihn ergangenen Ruf mit Freuden Gehör gab und den wir demnachst schon 1745 mit dem Einrangiren der Münzsammlungen d'Estrees und Rothelin beschäftigt finden; auch den Bronzen, den Götterstatuetten, Büsten, Vasen, Lampen, Waffen, Schmuckstücken, Vatern, Spiegeln, Fibulen, Gewichten und den verschiedenartigen Gegenständen des häuslichen Lebens wendete er seinen Fleiß zu. Ihm verbankte das Cabinet ferner den Ankauf der werthvollen Sammlung Beauveau (1750), welche das Cabinet mit etwa 400 Medaillen und 2000 Münzen bereicherte. Seit de Boze's Tode (1754) endlich sehen wir Barthélemy an die Spitze der Sammlung gestellt, auf neuen Posten, dessen ihn Gelehrsamkeit und allgemeines Vertrauen längst für würdig erachtet. Bereits im folgenden Jahre betthätigte er seine segensreiche Wirksamkeit durch den Ankauf der Sammlung Cary, welche dem Cabinet 120 kaiserliche Goldmünzen und eine sehr beträchtliche Anzahl griechischer Städte- und Königs-münzen zuföhrte. Die zahlreichen Doubletten begleiteten den würdigen Mann auf einer italienischen Reise (1757); er vertauschte sie gegen 800 werthvolle Münzen, unter welchen sich nicht wenige Antea befanden, und erwarb mit ihnen und mit Hülfe eines außerordentlichen Zuschusses die 1200 Nummern starke Sammlung Gieses, in welcher sich 490 goldene römische Kaiser-münzen befanden. Besonders glücklich war der Erwerb der berühmten Sammlung des Grafen Caylus, welche im März 1762 abgegeben, d. h. dem Cabinet von ihrem früheren Besitzer geschenkt ward. Einer gleichen Gunst hatten sich die königlichen Schätze von Seiten des berühmten Bearbeiters des „Dend. Aegypti“ zu erfreuen, indem ihnen Inquetil 1771 die im ersten Bande seines Werkes erläuterten orientalischen Münzen und Gewichte übergab. So hatte Barthélemy die Genugthuung, während des ersten Decenniums seiner Amtsföhrung das Cabinet mit etwa 20,000 Münzen bereichert zu sehen; er fühlte, daß die Verwaltung des so ausgedehnten Instituts die Kräfte eines Mannes

Aberkies und ließ sich daher 1772 seinen Neffen Barthélemy de Courcay abjüngern. Das Jahr 1776 führte dem Cabinet etwa 500 Münzen aus Rußland, einige Monumente aus dem hohen Norden und einige eiserne Götzenbilder der Kamtschadalen und Samojeben zu. Gegen das Ende des Jahres aber hatte Barthélemy die hohe Freude, das Vellerin'sche Cabinet, das bei weitem reichste in Europa, in seine Säle einziehen zu sehen. Die 30,000 Münzen wurden mit 300,000 Fr. keineswegs zu theuer bezahlt. Gold- und Silbersuiten aller auf die Geschichte Ludwig XIV. und XV. geprägten Medaillen wurden 1780 an das Cabinet abgegeben. Um dieselbe Zeit oder doch bald darauf trafen die ersten Münzfindungen des damals als Consul in Salonichi lebenden Cousinier ein; gleich durch diese bewährte er sich als Kenner und Forscher, denn ihm verdankt die Sammlung kostbare Jacinabellen. Im J. 1783 war Barthélemy im Stande, aus den Münzverkäufen der Sammlungen Mischlet d'Ennery und den Emailen Petitot's für 18,000 Fr. Bedeutendes zu erzielen. Mit weiser Vorsicht hatte man bisher das Cabinet nicht öffentlich der Neugierde erschlossen; die Revolution erklärte die königlichen Schätze für Nationalgut, und Barthélemy mußte dem Pöbel dreimal wöchentlich seine geliebten Räume öffnen, der ihm denn auch die Kirchenschätze aus Saint-Denis, unter Anderm die berühmte Hagatrophe, welche später unrechtmäßigerweise einem Hrn. Townley nach England verkauft wurde, und vieles Andere anderswoher herbeischleppte. Aber noch drohte dem greisen Barthélemy der härteste Schlag. Zwar hatte er manchen seiner innigsten Freunde zum Schoßot begleitet, sein ganzes Vermögen längst eingebüßt und eine schwere Krankheit ihn seiner schwindenden Kräfte beraubt, nun wurde auch er ins Gefängniß geführt. Ein Unterbeamter (er nennt ihn nicht in seinen Memoiren) hatte ihn des Betruges bezüchtigt und nur allzu leicht bei den Nachhabern Glauben gefunden? Bald schmachtete der Greis im Kerker, aus welchem ihn nur die Fürsprache Danton's und Courtols' befreite; allein lange währte es, bis man ihm die Schlüssel wieder einhändigte, die er doch endlich aus den Händen des Ministers Paré mit der ehrenvollsten Genugthuung zurückerhielt, um auch folglich den gewinnfüchtigen Einfüßerungen habgieriger Deputirten, die sich nicht entblödeten, das Einschmelzen der Goldschätze des Cabinets in Vorschlag zu bringen, auf das entschiedenste entgegenzutreten. Dies war seine letzte Handlung; am 30. April 1795 beschloß er, Horaz im Munde, sein dem Alterthum gewidmetes segensreiches Leben. Sein Neffe und die demselben zur Seite stehenden Hrn. Willin und du Merfan stellten sich die Aufgabe, die unermesslichen, ihnen anvertrauten Schätze mit Zugrundelegung des neuen Schell'schen Systems wissenschaftlich zu ordnen und zu verzeichnen; sie vollbrachten das Riesenvorwerk im Laufe der nächsten Jahre, in denen jedoch ohnedies die siegreichen Waffen ihnen manche Eroberung zuführten. Pichegru eröffnete diese Sendungen, indem er aus Holland einen Wagenzug nach Paris abfertigte; 1797 folgte der in Italien siegreiche Bonaparte seinem Beispiel. Die commissaires des arts überschickten unter Anderm die Krone des Agilulf und der Theodelinde, die man in Monza als kostbare Reliquien aus der Bombardenzzeit bewahrt hatte, aus Venedig Gemmenschätze und aus Loreto das allverehrte Heiligenbild; die Schätze desselben — man berechnete sie auf 200 Millionen Francs — hatte der heilige Vater vor Bonaparte's und Victor's räuberischen Händen längst geborgen und die opération financière, wie man sie nannte, vereitelt. Nun folgen Jahr für Jahr die Zusendungen der Sieger; 1799 im April trifft aus Turin die weltberühmte Eifse Tafel ein, im Mai kommen aus Verona die werthvollsten Bronzegegenstände, im Juni die Schätze des Vatican, unter Anderm 10,000 Münzen, bald darauf aus Genua das sacro catino. Du Merfan war jahrelang lediglich mit Führung der Accessionskataloge beschäftigt, zumal da der jüngere Barthélemy gestorben war und Gosselin's Eintritt sich verzögerte. Aber auch herbe Erfahrungen sollten die Conservateurs machen. Die Consuln glaubten

sich berechtigt, die Schätze der Nation für ihre Privatwede benutzen zu dürfen, sie forberten Goldmünzen, ihre Labatieren zu schmücken. Die Wahl der Gegenstände war schwierig, denn wollte man nicht anstoßen, so galt es Stücke zu nehmen, die wenigstens einigermaßen auf die Talente und Thaten der Drei anspielten; da sandte man denn dem Bonaparte einen Mars-Aurel, einen Antonin und einen Hadrian, oder auch einen Domitian; dem Lebrun einen Homer, dem Cambacérès einen Justinian. Der zweite Unfall, den das Cabinet zu beklagen hatte, war der in der Nacht des 16. Febr. 1804 bei vollführte Diebstahl eines gewissen Giraud, der denn außer der vorerwähnten Krone, jenen Townley'schen, den Dold Franz I., kostbare Gold- und Eisenbeinsachen und Anderes entführte und, unglücklich genug, erst entdeckt wurde, nachdem er das Meiste dem Schmelztiegel überantwortet hatte. In ähnlicher Weise wie durch die Consuln erlitt das Cabinet durch den Kaiser Napoleon mancherlei Einbuße. So beabsichtigte er z. B. 1808 der Kaiserin Josephine, welche geschnittene Steine sehr liebte, einen Schmuß vom dergleichen zu schenken. Duroc und Mitot, der Kronjuwelier, sandten sich zu dem Ende eines Tages im März ein und präsentirten eine Vollmacht, Passendes für Diadem, Collier, Bracelets und Gürtel zu wählen; sie entnahmen 46 Samern und 36 Intaglios, darunter die werthvollsten Sachen, wie den Diademas des Dioklides und den Menelaus mit dem Epitheton des Patroklus. Obgleich man von den Intaglios gar keinen Gebrauch machen konnte, so blieben sie doch in der Garderobe der Kaiserin zurück, um zur Zeit der Restauration als Kronsgüter inventarisiert zu werden, und erst nach unendlichen Reclamationen gelang es, einen Theil derselben für das Cabinet im August 1832 zurückzuerlangen; 24 aber der werthvollsten Steine sind seitdem spurlos verschwunden. Ähnliches geschah 1809, als der Kaiser seinen Garderobemeister Rémusat beauftragte, Goldmünzen behufs einer Labatieren für seinen Privatgebrauch abzujobeln. Diesmal wählte man Stücke des Titus, Trajan, Septimius Severus, Konstantin und begleitete die Münzen griechischer Könige, welche man hinzufügte, mit einer Note, in welcher dem Namen Ptolemäus Lagi die Worte: fondateur de la monarchie grecque en Egypte, dem des Antiochus: le grand, dem des Mithridates: conquérant de la Médie, hinzugefügt waren. Im Jan. 1803 langten die berliner Schätze in Paris an, und sie waren nicht die letzten Trophäen des siegreichen Heeres, bis endlich nach dem Fall des Kaisers die Commissaire der Allirten Ottersels, Marini, Canova und Penri die ihren Conservatoren zugehörigen Schätze aufs Neue in Empfang nahmen. Seitdem ist die Blüthenzeit des Cabinets vorbei; Gailaud führte zwar 1819 manches Aegyptische ein, Cousinier's Sammlung (1821), und Cabalvene's (1826), und Allier de Hauteroche's (1828) wurden zwar einverleibt, allein die Hauptthätigkeit der verbienstoffollen Conservateurs und Employés, gegenwärtig der Hrn. Raoul Rochette, Petronne, Mionnet, du Merfan, Ghabouillet und Longperre, ist beinahe überwiegend organisirend und schematisirend, und gar bald wird das wissenschaftlich und lichtvoll geordnete Cabinet das sein, was das Ziel einer jeden derartigen Anstalt ist, bildendes und förderndes Mittel für die vielseitigsten Zwecke der Wissenschaft.

Obige Notizen sind einer unlängst erschienenen Broschüre: „Histoire du cabinet des médailles, antiques et pierres gravées, avec une notice sur la bibliothèque royale et une description des objets exposés dans cet établissement; par Marion du Merfan“ (Paris 1838), entlehnt, welche als ein sehr nützliches Handbuch zur Kenntniß der mannichfaltigen Schätze dieser großartigen Anstalt gar wohl empfohlen werden kann, denn es belehrt über die alten Waffen, Diptychen, Vasen, Kästen, Münzschätze, Gemmensammlungen, Bronzen, Gläser, Manuscripte, Kupferstiche, Landkarten und vieles Andere auf durchaus genügende Weise, wir meinen als Führer, nicht etwa als abhandelndes wissenschaftliches Werk; wie könnte auch das auf 12 Bogen geleistet werden? 61.

Italien.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Die fünfte Vorlesung umfaßt mit zwei Anhängen die Reste alter Kunst in Italien. Nachdem der Verf. nur kurz die Anfänge der italienischen Kunst und die Kunst der Etrusker und Hellenen betrachtet, dann ihr Sinken zur Zeit der Völkerwanderung und ihr Wiedererwachen durch Cimabue und Giotto, führt er uns zu der Zeit über, in welcher sich wieder die Aufmerksamkeit auf antike Kunstwerke richtete und die großen Kunstsammlungen des Landes entstanden. Hier ist zuerst von den mediceischen oder florentinischen die Rede. Sehr ausführlich werden die berühmtesten florentinischen Antiken, namentlich die Gruppe der Niobe, der Apollino, der Venus und die andern Pierden der Tribune mit Benutzung der neuesten, besonders von Feuerbach aufgestellten Ansichten besprochen. Bei der Durchmusterung römischer Museen verweilt der Verf. vorzugsweise bei dem Apollo Sauroktonus der Villa Albani, bei den Antiken der schwer zugänglichen Villa Ludovisi und bei den Schätzen der Familien Borghese und Farnese, unter welchen namentlich der Flora eine längere Betrachtung zu Theil wird. Der reiche Inhalt des capitulinischen und vaticanischen Museums ist nur angebeutet, aber den drei Hauptwerken des letztern, dem Laokoon, Apollo und Herculesstorso, ein besonderer, 67 Seiten füllender Anhang gewidmet. In diesem stellt Hr. Kapp auf eine anziehende Weise Alles zusammen, was durch gelehrte und speculative Forschung bis auf die neueste Zeit über die ästhetische Bedeutung dieser Meistererschöpfungen antiker Plastik ermittelt ist, nicht ohne zahlreich eingewebte eigne Ansichten, unter welchen uns vorzüglich diejenigen angesprochen haben, in welchen auf eine Analogie jener Antiken mit Gebilden der christlichen Kunst hingewiesen ist. In einem zweiten Anhang untersucht der Verf. den Ursprung des römischen Volks und dessen eigenthümliche Kunstrichtung, wobei er, vielleicht zu sehr den Niebuhr'schen Ansichten folgend, Rom aus drei Volksstämmen entstehen läßt, deren tiefeingreifende Scheidung das Aufkommen einer selbständig nationalen Kunst verhinderte, welche daher durch Verpflanzung von griechischem Boden nach Italien kam.

Bauwerke und Musik in Italien bilden den Inhalt der sechsten Vorlesung. Das interessante Thema

ist mit großer Sachkenntniß und wirklich con amore behandelt. Wir erhalten zuerst eine Geschichte der Architektur überhaupt, auf welche dann die besondere der Baukunst in Italien folgt, und hier finden die Autopsie und Belesenheit des Verf. Gelegenheit vollauf, sich zu bewähren. Sehr treffend fand Ref. besonders manche sich auf den byzantinischen Baustyl beziehende Ansichten, die nur zuweilen etwas überschwänglich ausgedrückt sind, wenn es z. B. von den ersten byzantinischen Bauten heißt, daß sie einen weit ausgreifenden, zwar inhaltsschweren, doch oft taumelreichen (?) Charakter, die deutliche Spur einer gezielten und schwankenden, nach verschiedenen Seiten oft disharmonisch gerichteten Technik, etwas überreifes, Welkes, ja Gesuchtes, überladenes an sich tragen, ohne Bollkraft, ihre reichen, zum Theil ererbten Mittel und Formen gleichmäßig und heiter zu beherrschen, ihre neuen, zum Theil kräftigen Anschauungen bestimmen zu entwickeln, frei durchzuführen.

Sehr bestimmt erklärt sich der Verf. gegen die Ansicht, die allenthalben einen bloßen Stufengang der Kunst „im Sinne allmältigen Ablernens“ annimmt, und nach welcher ein Baustyl sich aus dem andern entwickelt hätte, während vielmehr ein jeglicher aus dem Charakter der Zeiten und Nationen entsprungen ist. Aus diesem Grunde dürfte sich auch schwerlich der deutsche (gothische) Baustyl, wie Einige meinen, rein aus dem byzantinischen herleiten lassen. Sehr auffallend ist uns die Behauptung des Hrn. K. gewesen, daß sich in seiner damaligen nächsten Umgebung (zu Erlangen) wenige Spuren byzantinischer Bauten, und darunter „keine bedeutende, allseitig ausgeprägte“, vorfänden, und doch ist der nur wenige Stunden entfernte Dom zu Bamberg eines der herrlichsten Monumente byzantinischer Architektur! Über die Entstehung des neuern Baustyls in Italien finden sich sehr sinnige und ausführliche Mittheilungen vor. Als Italien, sagt der Verf., zum Bewußtsein gekommen war, was es in Poesie, in bildender Kunst vermochte, regte sich in ihm erst recht lebendig mit dem neuen Sinn das Bedürfniß einer neuen Architektur: es fühlte seine Abstammung von den alten Römern und suchte in nationaler Individualität den römischen Styl zu verlängern. Darum fand die deutsche Architektur, die über die meisten Länder sich verbreitet hatte und selbst bis nach Grönland gebrungen war, auch früher schon in Italien nur geringen Eingang, wo nun „im Angesichte alter Denkmale der neue, dem eigenthümlichen Richtungen der Zeit ziemlich gemäße, doch

schwächliche Baustyl" hervortrat. Hr. K. gibt nun von Brunelleschi und Bramante an eine Charakteristik der berühmtesten italienischen Baumeister und ihrer Werke bis auf die neueste Zeit und rechnet zu den Hauptzeugnissen dieser letztern die Arbeiten am Dome zu Mailand, die Erbauung der von Canova gestifteten Kirche zu Vossagno nach dem Muster des Pantheons und die ebenfalls nach diesem Muster von Valladier erbaute, aber noch nicht vollendete Kirche S. Francesco di Paolo in Neapel, welche wie die Peterskirche zu beiden Seiten der Fassade noch zwei Säulenhallen hat. In einer vergleichenden Übersicht der bisherigen Entwicklung der Baukunst wird besonders Vieles von Dem, was über den Charakter und die Bedeutung der deutschen Architektur gesagt ist, den Freunden derselben willkommen sein. Von der Baukunst geht der Verf. zur Musik in Italien über, deren geschichtliche Entwicklung er bis zur Gegenwart verfolgt, die wenig Erfreuliches darbietet. Leider ist es wahr, daß im Gange der „musikalische Zauberei“ des Landes mehr in der Harmonie der Natur als in der Stimmung der Nation wohnt, daß das Volk zu Neapel „statt der alten Dreiklänge in der Charnische vor der Dichte mit Entzücken die Ouverture der — „Diebischen Eifer“, und in den römischen und andern Kirchen zur Zeit der Messe Tanzmusik hört!“ In einem besondern Anhang: „Zur Geschichte der neuern Musik“ hat der Verf. Gelegenheit gefunden, seine Ansichten über den Charakter und die Perioden der Tonkunst von Ambrosius und Gregor bis Rossini und Raffaele, und von Handel bis Rossini mitzutheilen. Wie Vieles auch in diesen Ansichten als ganz individuell, in den Vergleichen oft als sehr gewagt und in den Schilderungen als zu überströmend erscheinen mag, immer wird man sich auf poetischem Boden und von dem Hauche eines Geistes umweht fühlen, der mit dem Alltagsleben nichts zu schaffen hat.

Die folgenden Vorlesungen, 7 — 12, sind ganz der Geschichte der bildenden Kunst in Italien gewidmet unter den Überschriften: Das Wiederaufleben der bildenden Künste in Italien; Die Meister der florentinischen Schule; Rafael, der Meister der römischen Schule; Rafael's und Michel Angelo's Schüler; Correggio und die Meister der venetianischen Schule; Die Plastiker nach Michel Angelo und die Maler der bolognesischen Schule; Die neuere Kunst in Italien. Der Kenner der Kunstgeschichte wird Hr. K. das Zeugnis geben, daß er sich seines Gegenstandes durch Studium und Selbständigkeit des Geistes vollkommen bemächtigt und namentlich auf die Schilderung der großen Meister und ihrer Werke den liebevollsten Fleiß wie auf ihre Vergleichung untereinander meistens auch einen sehr glücklichen Scharfsinn verwendet hat. Der Beurtheilung des jüngsten Gerichts von Michel Angelo, welches mit Bildern desselben Gegenstandes von andern Meistern zusammengestellt ist, und der Transfiguration von Rafael sind besondere Anhänge geweiht, in welchen die speculative Tendenz des Verf. sich unbeschränkter entfalten konnte,

die jedoch allenthalben die Hülle des Stoffes bald mit wohlthätigem, bald mit blendendem Scheine und an vielen Stellen vielleicht allzu üppig und phantastisch durchbricht. Unmöglich können wir hier auf Einzelheiten eingehen, selbst wo sie uns zum Widerspruche reizen; nur eine, gegen die sich unser ästhetisches Gewissen empörte, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen: das harte, wegwerfende Urtheil, welches Hr. K. über Dürer fällt. Ref. war gleich sehr betreten, als er unter den ausgezeichneten, jetzt lebenden Historienmalern in Rom Dürer und — Camuccini zusammengestellt fand; aber wie wurde ihm, als er einen ganzen Strom feindseliger Beredsamkeit gegen einen Künstler losgelassen sah, der jedenfalls eine andere Würdigung verdiente! Hr. K. findet, um nur Einiges anzuführen, daß Dürer's Werke sich zu Rafael'schen verhalten

wie Kellergewächse zu frischen Lebensblüthen eines paradiesischen Himmelsstrichs; daß er die Reinheit und Lauterkeit des Heiligen bloß suche, ohne daß sie frei seinem Innern entquillt; daß er ein nachgeborener, umgekehrter Mengs sei und ebenso wenig ein religiöser Maler genannt werden könne, als Mengs ein philosophischer sei; daß das Religiöse seiner Heiligenbilder nur eine Eigenschaft derselben, nicht ihre volle Natur bilde; daß er schwache, statt zu bilden, empfinde, statt zu fühlen, mit halbem Blicke sehe, statt zu schauen, fliehe, statt zu überwinden; daß er nur halbe Demuth statt der Begeisterung habe, die Sucht nach Unschuld statt frischer, schuldloser Bollkraft, statt eines Heilandes und Gottes Sohnes einen schwachen, fast geschlechtslosen Engel; daß er, der klaren Tiefe des Christenthums abhold, im Mondenschein neuböhmischer Mythen und Legenden, sieghaftstrebend, den Reichthum poetischer Stoffe suche und als ein krankhaft seufzendes Geschöpf gutmüthig resignirend im Vorhofe des Glaubens schlafe u. s. w.

Wer diese Schilderung Dürer's und seiner Kunst lieft, ohne beide besser zu kennen, dürfte ohne Weiteres das Verdammungsurtheil für wahr halten, welches hier ebenso leidenschaftlich als schonungslos ausgesprochen ist. Uns scheint jedoch dasselbe auf einer gänzlichen Verkenntung des berühmten Künstlers und seiner Werke zu beruhen. Statt in dem Streben und den Leistungen Dürer's, wie Hr. K. uns glauben machen möchte, nur pathologische Phänomene zu bemerken, halten wir ihn vielmehr unbedingt für den würdigsten Repräsentanten der religiösen Malerei unserer Zeit. Wenn jemals die Darstellung des Göttlichen und Heiligen in aller Anmuth und Holdseligkeit der Form aus der reinsten Andacht und Frömmigkeit einer gottbegeisterten Seele hervorgegangen und die religiöse Richtung der mittelalterlichen Kunst aus der Fülle des christlichen Bewußtseins und des entschiedensten Berufes wahrhaft erzeugt worden ist, so ist dies bei Dürer der Fall, welcher deshalb unter einer Schar von Malern und Nachahmern der guten und naiven alten Kunstzeit einzig und isolirt dasteht. Ohne die Fehler in Abrede stellen zu wollen, welche namentlich die frühern, noch zu sehr die Formen der Vorzeit reproducirenden Bilder Dürer's an sich tragen, kann man doch nicht umhin, auch in ihnen einen Geist zu bewundern, der sich immer herrlicher durchgebildet und, über das Materielle triumphirend, allen seinen spätern Schöpfungen mehr oder weniger das Siegel überirdischer Schönheit aufgedrückt hat,

deren sich auch ein Rafael nicht zu schämen hätte. Auch wer Döberbeck persönlich zu kennen nicht das Glück hat, muß in seinen Bildern, die nur der treue Widerschein seines innersten Wesens sind, die hohe Seelenreinheit, fromme Unschuld und Gemüthstiefe des hochbegabten Meisters erkennen, oder es gibt keine Wahrheit in der Kunst mehr und Alles ist eitel Schminke und Lüge. Den theologischen Gewächsmann, welchen der Verf. einmal für seine Ansicht anführt, können wir auf dem Forum der Kunst nicht für competent gelten lassen; aber soll einmal eine Berufung auf Autoritäten stattfinden, so könnte Ref. statt aller andern gegen Hrn. K. und seinen Assistenten die Aussprüche der begeistertsten Anerkennung anführen, welche er über Döberbeck von Männern wie Thorwaldsen und Cornelius mehr als einmal vernommen hat. Fast scheint es, Hr. K. habe nur wenige und nicht die besten Arbeiten Döberbeck's gesehen; er sagt nichts über die berühmten Fresken der Villa Massimo und der Kirche Santa-Maria degli Angeli bei Assisi, er erwähnt kein Staffeleibild und gedenkt mit keinem Worte jener wunderbaren Zeichnungen, mit welchen jeder wahre Kunstfreund seine Mappe zu schmücken strebt. Wie es nun gar möglich sei, in Camuccini „die kraftvoll ergänzende Seite“ Döberbeck's zu erblicken und beide sich „in lebendiger Einheit“ zu denken, vermag Ref. nicht einzusehen, aber wahrscheinlich werden viele wackere Männer diese Geistesblindheit mit ihm theilen. Wir bitten Hrn. K. diese unsere aus tiefer Überzeugung entsprungenen Gegenbemerkungen wohlwollend aufzunehmen und versichert zu sein, daß durch eine oder die andere abweichende oder uns irrig scheinende Ansicht das hohe Interesse nicht geschwächt werden kann, welches sein Buch uns eingeflößt hat und von uns so gerne auf das ganze kunstliebende Publicum übertragen werden möchte.

Nr. 2 haben wir einen Strauß genannt, dessen Blüten allerdings an Duft und Farbe sehr verschieden sind. Nach dem Vorworte des Herausgebers soll das Buch und die ihm vielleicht nachfolgenden Bändchen eine Art Mosaik bilden und Italien in einer Reihe einzelner Bilder aufassen und darstellen, in welchen „das Mittelalter mit den Binnen seiner Thürme und Burgpaläste, mit den inhaftschweren Tafeln seiner Republikengeschichten, mit seiner wiedererwachten Kunst und Poesie, wie die neue Zeit sich spiegeln und mit den Erinnerungen an das Alterthum verknüpfen wird“. Gewiß verdient ein solches Unternehmen, welches wir durch die achtbarsten Namen unterstützt sehen, ein herzliches Glückauf! Dem Titel gegenüber begrüßt uns zuvörderst das schöne Land im Bilde eines Mädchens von Albano nach einem Gemälde von Magnus, welches E. Geibel durch einige sinnige Strophen erläutert hat. An der Spitze der ehrenwerthen Mitarbeiter tritt uns dann zum guten Zeichen Hr. v. Kümohr entgegen, aber nicht mit einer kunstgeschichtlichen Forschung, sondern mit einer kleinen, in seiner bekannten sauberen Manier gearbeiteten Novelle, welche „Schönheit, ein Traum“, überschrieben ist. Ref. vermag das Verhältniß dieses Titels zu dem Inhalte nicht recht einzusehen, welcher, etwas

mystisch, hauptsächlich durch die Visionen eines jungen Mannes gebildet wird, der, in den Kaiser Tiber verwandelt, die wunderbare Naturschönheit der Insel Capri mit dem Schmucke des römischen Kunststurus verbunden sieht. „Dyphus“, ein dramatisches Festspiel des Angelo Poliziano von August Hagen, ist vorzüglich durch die historische Einleitung eine würdige Erinnerung an den berühmten Toscaner; aber wenn auch der „Orfeo“ für die Geschichte der italienischen Poesie nicht ohne Bedeutung ist, so hätte doch das etwas langweilige Festspiel immerhin ohne Übersetzung bleiben können, die übrigens sehr fließend und wohlklingend gerathen ist. Ein Aufsatz des Herausgebers: „Beatrice. Aus Dante's Jugendleben“, verräth uns den gründlichen Kenner jener innerlich bewegten und glorreichen Zeit der florentinischen Geschichte, in welche Dante's Jugend und die ersten Reime seines ewigen Gedichtes fallen, wiewol das Verhältniß zur schönen Beatrice Portinari, die auf das innerste Leben des Dichters einen so großen Einfluß ausgeübt, hier etwas zu modern-sentimental erscheint. Als vortrefflich müssen wir die zwei Abhandlungen von Karl Witte bezeichnen: „Über den Minnegefang und das Volkslied in Italien.“ Aus der Fülle seines literarisch-historischen Wissens und mit seinem Sinne für das Volksthümliche läßt der Verf. ein helles Licht auf den interessanten Gegenstand fallen, für den auch die anmuthig behagliche Darstellungsweise sehr passend gewählt ist. „Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri“, von August Kopisch. Wenn uns oben Hr. v. Kümohr ein visionnaires Capri zum Besten gab, so erhalten wir hier ein vortreffliches, lebensfrisches Bild der malerischen Insel, wie sie wirklich ist. Was zur Auffindung der zauberhaften, jetzt schon öfter von Reisenden besuchten und beschriebenen Fessengrotte am Meere bei Capri Veranlassung gab, hat uns Hr. K. auf eine wahrhaft plastische Weise mitgetheilt und seine durch hohe Naturwahrheit sehr anziehende Erzählung auch durch den heitersten Humor belebt. „Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmannes.“ Sonette und einige andere meisterhaft gearbeitete Rhythmen, in welche nicht ein kalter Weltmann, sondern ein zartfühlender Dichter die schönste lyrische Feier glücklicher Lebens- und Liebestunden in Venedig gekleidet hat. Auf den heitern und eleganten Vortrab folgt nun zum Beschluß eine Abhandlung mit sehr ernster Miene im Documentantel, der eine Schleppe gelehrter Citate hinter sich herzieht. Diese Abhandlung ist von Heinrich Leo: „Zur Geschichte der Verfassung in den zum longobardischen Herzogthum Venevent gehörigen Ländern, von der Einwanderung der Longobarden bis zum J. 1268.“ Ist sie auch vielleicht hier nicht an ihrem rechten Orte, so wird doch der Freund und Kenner gründlicher historischer Forschungen ihr volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und nach dem im Vorworte vom Verf. gegebenen Aufschlusse Feder mit Erstaunen sich überzeugen, welche mühsame Specialuntersuchungen der berühmte Historiker seinen größern Arbeiten zu Grunde legt.

Hermann Friedländer.

Zur slawischen Literatur.

In der vor einiger Zeit in Pragmatal erschienenen, deutsch verfaßten „Grammatik der ruthenischen oder kleinrussischen Sprache in Galizien“ von Joseph Lewicki ist auch eine kurze russinische Literaturgeschichte enthalten, deren Inhalt wir hier mittheilen, weil Schaffarik's und Anderer Lehrbücher der slawischen Literaturgeschichte den russinischen Dialect ganz außer Acht gelassen haben. Als die ältesten in russinischer Sprache verfaßten Werke führt Lewicki auf: die von dem Fürsten Konstantin von Ostrog 1589 herausgegebene russinische Bibelübersetzung, die 1596 zu Bilna erschienene und höchst seltene „Slawische Grammatik“ von Laurentius Jizanj, ferner die „Slawische Grammatik“ des Melatius Smotrycki, erschienen in Bilna 1619, und das „Slawische Lexikon“ von Pamwa Berynda von 1627. Die genannten Werke werden gewöhnlich ebenso wol zur russischen als zur russinischen Literatur gezählt, indessen erfolgte schon im 16. Jahrhundert die völlige Scheidung dieser beiden Dialecte. Schon 1517 übersetzte der Dr. med. Franz Skoryna aus Pologz einige Theile der Bibel in die russinische Volkssprache und ließ sie zu Praga bei Warschau und zu Bilna 1517—25 drucken. Auch erschien im 16. Jahrhundert das bekannte lithauische Statut in russinischer Sprache. Im 17. Jahrh. schrieb man fast nur Geistliche russinisch, wie Kopystinski, Archimandrit zu Kiew (starb 1626), Terzonomach, Galatowski und Radlowski. Im 18. Jahrh. übersetzte Julian Dobrowski Domilien ins Russinische und begann eine Sammlung russinischer Documente, die bis ins 18. Jahrh. reichen. Bekannt ist, daß in Lemberg in den Archiven des Bernhardenklosters 100 Bände russinischer Gerichtsacten befindlich sind. Im 19. Jahrh. trat Johann Kotschewski mit einer russinischen Übersetzung der Aneis (1808) auf und wandte die antiken Rhythmen auf die russinische Sprache an. Ihm folgten Nowogura und Padura; von dem Letzteren rühren ausgezeichnete Lieder her, die wegen ihres volksthümlichen originellen Tones höchst interessant sind. Unter dem russinischen Volke kreisen noch jetzt viele Volkslieder. Einige Hundert derselben, die bei Hochzeiten gesungen werden, hat J. Kozinski in der russinisch verfaßten und gleichfalls vor einiger Zeit in Pragmatal erschienenen „Beschreibung der russinischen Hochzeit“ gesammelt. Das neueste russinische Buch erschien zu Jfen 1837 unter dem Titel: „Rusalka Dnietrowaja“, es enthält russinische Volkslieder und Übersetzungen von serbischen und böhmischen Volksliedern. 9.

Miscellen.

In dem Reglement Heinrich VIII. für seine Dienerschaft heißt es unter Andern: Des Königs Barbier soll sich reinlich halten und mit keinen lieberlichen Weibspersonen umgehen, damit Sr. Maj. Gesundheit nicht gefährdet werde. Um zehn Uhr soll das Mittagessen und um vier Uhr das Nachtessen servirt werden. Die Dienerschaft soll in guter Eintracht miteinander leben und nicht davon reden, wie sich Sr. Maj. unterhält. Die Bedienten sollen die Mägde, wenn sie ihnen auf der Treppe begegnen, in Ruhe lassen, weil durch ihre Unarten viel Geschrei zerbrochen wird; auch auf die hölzernen Keller und zimmerne Böden wol acht haben. Wenn ein Page ein Mädchen im Palaste zu Falle bringt, bezahlt er zur Strafe dafür zwei Mark an Sr. Majestät, und wird ihm ein Monat lang kein Bier gereicht. Auch sollen die Stallknechte Sr. Maj. Stroh nicht stehlen, um ihr Bett damit auszuklopfen, weil das ihnen zugetheilte hinreichend ist.

Michael Kober, Bader, ward 1524 in Wiberach Bürger. Da er den Wein sehr liebte, befahl ihm einst der Rath, sich am Mittwoch, da Wochenmarkt war und die Bauern sich oft blutig klagen, des Weins zu enthalten. Er kam dagegen mit der Bitte ein, „ein ehrlamer Rath möge den Bauern ge-

bieten, sich des Vormittags zu schlagen und zu hauen, dann wolle er sie fleißig verbinden; denn es sei ihm unmöglich, den ganzen Tag ungetrunken zu sein.“ 29.

Bibliographie.

- Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. Leipzig, Brodhauß. 1 Thlr. 6 Gr.
- Anthus, A., Vorlesungen über Esthetik. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 12 Gr.
- Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von B. Müller. Fortgesetzt von A. Förster. XIV. Austerlitz Gedichte von Chr. Hoffmann v. Hoffmannswaldau, D. G. v. Eöhenstein, Chr. Bernike, F. A. E. Frhr. v. Canitz, Chr. Weise, J. v. Besser, D. Mühl-pforth, D. Neulirch, J. M. Roscherowich und R. Pender. Herausgegeben von A. Förster. 8. Leipzig, Brodhauß. 2 Thlr. 12 Gr.
- Bog. Londoner Skizzen. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 6 Gr.
- Carové, F. B., Neorama. 1ster Theil. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 16 Gr.
- Conversations-Lexikon der Gegenwart. 2tes Heft. Ansboret—Bairn. Gr. 8. Leipzig, Brodhauß. 8 Gr.
- Das malerische und romantische Deutschland. 5te Section. Die malerischen und romantischen Donauländer. Von E. Duller. Mit 60 Stahlstichen. 1ste Lieferung. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. 8 Gr.
- Dingelstedt, F., Frauenspiegel. Mit 6 Kupfern. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 1 Thlr. 16 Gr.
- Humoristische Erzählungen und Skizzen. Aus dem Englischen von H. Roberts. 1ster Theil. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 6 Gr.
- Görres, J., Athanasius. 4te Ausgabe. Gr. 8. Regensburg, Manz. 18 Gr.
- Guslow, A., Götter, Helden, Don-Quixote. Abstim-mungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr.
- Krug, B. A., Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften. 5ter Band. Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. In 2 Abth. Gr. 8. Leipzig, Brodhauß. 4 Thlr. 12 Gr.
- Korenz, B., Kiesen- und Rosenburg. Ein Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert. 2 Theile. 8. Leipzig, Wienbrad. 2 Thlr. 12 Gr.
- Palacky, F., Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte. Gr. 4. Prag, Kronberger's Wwe. u. Weber. 1 Thlr. 8 Gr.
- Penseroso. Die Bräuer Lärnebladh. Novelle. 3 Bde. 8. Leipzig, Wienbrad. 3 Thlr. 18 Gr.
- Petöcz, M., Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Leipzig, Brodhauß (in Comm.). 3 Thlr.
- Robert's, E., Schriften. 1ster, 2ter Theil: E. Robert's Gedichte. 2 Theile. 8. Mannheim, Hoff. 2 Thlr.
- Schulz, F., Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Leipzig, Brodhauß. 18 Gr.
- Stieglic, F., Gruß an Berlin. Ein Zukunftsraum. Gr. 8. Leipzig, Brodhauß. 20 Gr.
- Vom Ärger. Ein Räthsel für Jedermann. Mit einer Vorrede von J. G. A. Heinroth. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 8 Gr.
- Wienbarg, E., Tagebuch von Helgoland. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 161. —

10. Juni 1838.

Leibniz's Deutsche Schriften. Herausgegeben von G. E. Guhrauer. Erster Band. Berlin, Weit u. Comp. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wär' ich — so dachte Ref., da er dieses treffliche Buch las, nachdem er eben zuvor durch den wackern Hitzig an die literarische Krankheit unserer Zeit erinnert worden war — unumschränkter Gebieter im Reiche der Literatur, ich würde nicht mit Feuer und Schwert gegen das Unwesen in ihr, diese Schreibewuth, diese Unreife, diese Naseweisheit, Schwärmeret und Urtheilslosigkeit wüthen, sondern Sorge tragen, daß Männer von heiligem Ernst, mit Fleiß, Wissen und Verstand gerüstet, die großen deutschen Namen einer frühern Zeit aufreichten und Sinn und Wirken wahrhaft großer Männer lebendig darstellten. Sie würden das Geschmeiß, welches die Journale füllt und die Werkstataloge anschwellt, nicht vertilgen; aber sie würden bewirken, daß in dem bessern Deutschen ein Gefühl der Wichtigkeit dieser Tagesliteratur erwachte, daß er sich schämte dieser Zeitgenossen und, wenn er auch selbst nichts zu leisten vermöchte in der Literatur, doch durch Verachtung jenes Geschmeißes bezugte, der bessere Sinn, der Ernst sei dem Deutschen nicht verloren. So macht die Wahrnehmung Freude, daß geistreiche, auf das Gründliche gerichtete Männer seit ein paar Decennien sich mit der Biographie beschäftigen und treffliche Lebensbeschreibungen geliefert haben. Wir erinnern hier nur an Wernhagen und gedenken seiner um so eher, da dieser ausgezeichnete Mann auch das Verdienst hat, Hrn. Guhrauer zu einer Biographie Leibniz's angeregt und somit das hier anzugehende Werk veranlaßt zu haben; denn dieses ist, wie die Dedicatio desselben an Hrn. Wernhagen v. Ense zu erkennen gibt, nur ein Vorläufer einer vollständigen Biographie Leibniz's, des Mannes, der, wenn irgend ein Deutscher, eine recht gründliche verdient, die ihm aber bis jetzt nicht geworden. Eccard, Leibniz's Secretair, später sein Gehülfe und Nachfolger in der Historiographie des hanoverschen Hauses, ist in seinem „Lebenslaufe des Hrn. v. Leibniz“ keineswegs genau; und doch dient er meistens als Quelle. Gewiß dürfen wir nach Dem, was Hr. G. in den Einleitungen zu den hier mitgetheilten Schriften gibt, und wie er Eccard und Andere, die sich mit Leibniz beschäftigt, einer sorgfältigen Kritik unterwirft, etwas Besseres erwarten. Hr. G. ist

begeistert für den Mann, weiß die Gesichtspunkte wohl aufzufassen, aus denen derselbe zu betrachten, ist Kenner der Geschichte und, wie es scheint, auch der Philosophie; dabei stehen ihm reiche, bisher nicht gehörig benutzte Quellen offen, und vorgefaßte Ideen und Parteilichkeit sind ihm fremd.

Wir erhalten in diesem ersten Bande eine Reihe deutscher Schriften Leibniz's in zwei Abtheilungen: „Schriften aus der Jugendperiode“, und „Schriften aus der mittlern“; dazu einige Beilagen. Den beiden Perioden, namentlich der erstern, sind sehr ausführliche und gründliche Einleitungen vorausgeschickt. Der Hauptwerth nun des Buches ist, daß wir eine ziemliche Zahl bisher ungedruckter, also sehr wenig bekannter Schriften Leibniz's erhalten, und unter diesen wahre Schätze, mögen wir die einzelnen für sich betrachten, oder in Beziehung auf die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden. Sie verdankt der Herausgeber, einen Brief abgerechnet, der königlichen Bibliothek zu Hannover. Es sind: „Bedenken, welchergestalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“; ein Brief an Otto v. Guericke im Auszuge; einer an Johann Friedrich, Herzog von Hannover; ein Schreiben an Gabriel Wagner, den Herausgeber der „Vernunftübungen“; drei Abhandlungen: „Von der wahren Theologia mystica“, „vom Naturrecht“, „von der Weisheit“; außerdem ein Gedicht von 1667.

Mannichfaltig ist der Werth der deutschen Schriften des großen Mannes, unter denen wir hier vorzugsweise die bis dahin unbekannten vor Augen haben. Zuvörderst deshalb, weil es eben deutsche Schriften sind. Man hat, wenn auch nicht getadelt, doch bedauert, daß Leibniz meistens nicht deutsch, sondern lateinisch und französisch geschrieben habe. Hr. G. stellt so lebendig und gründlich dar, was derselbe für seine Muttersprache gethan, wie hoch er sie geschätzt, wie er grade die in echt deutschem Sinne gedachten Werke auch in deutscher Sprache geschrieben, daß

wenn früher die Frage aufgeworfen wurde: warum L. nicht deutsch geschrieben? jetzt sich ganz natürlich die Frage so umkehrt und das Problem so stellt: wie L., als eine Ausnahme von der Regel, unter den deutschen Gelehrten so früh und so jung zu der Achtung und fleißigen Anwendung der Muttersprache gekommen sei? (S. 53 u. 54.)

In der That, es ist ein gewichtiges Wort, an sich und wegen der Forschung und philosophischen Einsicht, aus der es hervorgegangen, das Wort, welches Leibniz in der Einleitung zu Marius Nizolius' „Antibarbarus“ sagt: daß die deutsche Sprache an sich selbst zum Probiersteine der Gedanken diene (das.); und jedem Deutschen wird es wohlthun, zu lesen, was Hr. S. über diesen Punkt mit Einsicht und Wärme vorbringt. Leibniz war an Geist und Gemüth ein Deutscher, und so mußte ihm auch die deutsche Sprache lieb und heilig sein. Eine solche Liebe zu hegen ist in unsern Tagen, wo ein Klopstock, Lessing, Winkelmann, Möser, Goethe, Schiller uns ein Deutsch hinterlassen haben, was Kühn neben jeder der lebenden Sprachen auftreten darf, kein Ruhm; zu Leibniz's Zeit war es ein großer.

Ferner werden wir durch Hrn. S.'s erste Einleitung mit einer Zeit bekannt, die freilich eine der traurigsten, aber doch sehr wichtig für Deutschland war; und so glücklich hat der Verf. seinen Stoff behandelt, daß Das, was über die Zeit beigebracht wird, Licht auf Leibniz wirft, wie umgekehrt das über diesen Gesagte uns tiefe Blicke in die Zeit thun läßt. Wir erhalten Aufklärungen über den rheinischen Bund von 1658 — 67, über eine wichtige polnische Angelegenheit nach der Abbanfung Johann Kasimir's, wo Philipp Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, sich um die Krone bewarb und Boineburg als Gesandter für ihn vergeblich unterhandelte, über die Triple-Alliance, über so manches Ludwig XIV. und dessen Verhältniß zum deutschen Reiche und zu deutschen Fürsten Betreffende; und als ein Ergebnis ersten Forschens werden uns hier die Charaktere eines Johann Philipp von Schönborn, Kurfürsten von Mainz, den Forstner die Stütze Deutschlands und den wachsamsten Hüter der Freiheit und des Friedens nennt, dann des einflußreichen Ministers dieses merkwürdigen Fürsten, Boineburg's, entfaltet. Namentlich durch den Letztern fällt ein großes Licht auf Leibniz, über den jener ein gewichtiges Wort ausspricht, indem er ihn (S. 120) den zweiundzwanzigjährigen Publicisten und Politiker, „summum summorum rerum actorem et tractorem“ nennt.

Welchen Werth das Werk in Hinsicht auf Leibniz selbst habe, ergibt sich von selbst. Vom Geschichtlichen haben wir geredet; wie wichtig ist nicht aber auch der Beweis, daß Leibniz schon 1673 „den Begriff der individuellen geistigen und lebenden Substanz, der nachmaligen Monas, gefaßt hatte, und mit Bewußtsein von dem Principe der Cartesianischen Philosophie unterschied“! (S. 134.)

Das Bedeutendste indes, was uns Hr. S. übergibt, bleibt die zum ersten Male gedruckte Schrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publ.“ u. s. w. Man muß sich erinnern, oder in des Herausgebers Einleitung lesen, in welcher Lage damals Deutschland sich befand, wie bedrängt durch Ludwig XIV., wie wenig geachtet von den europäischen Großmächten, wie innerlich zerfallen, um den Werth dieser Schrift, „des Ergebnisses gemeinschaftlicher vertraulicher Berathung, zwischen Boineburg und Leibniz im Juli und August 1670 im Bade zu Schwalbach gepflogen“

(S. 103 u. 105), gehörig würdigen zu können. Die lebendigste Einsicht in das Elend Deutschlands liegt zum Grunde, „in das übel eingerichtete Commerzien-, Manufactur- und Münzwesen, in die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung der Jugend, den Indifferentismus in Sachen der Religion und Moral“. Dann wirkte vor Allem die Besorgniß eines Hauptkrieges von Seiten Frankreichs, für den Deutschland keineswegs vorbereitet war. Mit der größten Offenheit wird geschildert, wie nicht wenig Städte Deutschlands in trübem Wasser fischen, des Reichs Zerrüttung gerne sehen, und richtige Justiz und prompte Execution wie das Feuer scheuen. Die Kleinen fürchten eine Unterdrückung, die Großen eine Beschnedung ihrer unbeschränkten Macht.

Wie schwer es sei, gegen diese Übel zu kämpfen, verheißt sich der Verf. des „Bedenkens“ nicht; dennoch sucht er Das auf, was möglicherweise retten kann, und dies mit einer Klugheit, die den Staatsmann kundgibt. Ein engeres Zusammenhalten der Glieder des Reichs kann nur helfen, da von außen nichts zu hoffen; denn (S. 165) Niemand, der sich in ein Bündniß mit uns einläßt, hat sich etwas Anders zu getrostet, als daß er uns werde beschützen müssen, und hat hingegen von uns wenig zu erwarten. Allein laßt uns erst vor uns in eine beständige, considerable Positur und außer allen Schein der Parteilichkeit setzen, so werden alle Potentaten wol eine andere Reflexion auf uns machen müssen.

Die Form des Bündnisses ist so erwogen, daß selbst Frankreich, gegen welches dasselbe doch vorzüglich gerichtet sein soll, „angelockt werden kann, ad foedus, quasi scilicet admodum sibi favens, zu cooperiren und seine adhaerentes selbst zu ermahnen“. (S. 182.) Mit Einsicht, gesundem Urtheile und tief eindringender Politik wird der einzelnen europäischen Mächte gedacht und auch der Papst in das „Bedenken“ hineingezogen.

Damit das weltliche Haupt der Christenheit mit dem geistlichen zu Einem Zwecke vereinigt sei. — Also sind allezeit verständige Päpste gekannt gewesen, die keine Arbeit und Kosten gescheuet, wo nur Hoffnung gewesen, die Potentaten zu vereinigen und zu einem beständigen Schluß wider den allgemeinen Feind zu bringen. (S. 201.)

Nicht ohne tiefe Nührung und den lebendigen Wunsch, in Deutschland mögen auch jetzt Gedanken und Empfindungen herrschen wie die, welche das „Bedenken“ eingeben, kann man den Schluß des ersten Theils desselben lesen (S. 204):

Ich habe ohne Passion geschrieben, wünsche ohne Passion gelesen zu werden und Gemüther zu finden, so endlich aufzuwachen, in sich gehen und erkennen, daß alsdann jedem insonderheit wohl sei, wenn es insgesamt wohl gehe. Ist dieses nicht zu fassen, oder nicht zu erhalten, quando adeo argumur fatis iniquis, so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unsers Elends und Aufhaltung unsers herannahenden Unglücks verzweifle und die gerechte Sache des uns strafenden Gottes vor Augen sehe.

Man staunt, wenn man erwägt, daß der Verfasser dieser Schrift ein Vierundzwanzigjähriger war, und ist versucht, den eigentlichen politischen Inhalt derselben Boineburg aufzuschreiben. Aber nach S.'s Bemerkungen sind wir genöthigt, Leibniz einen gleichen Rang mit jenem in Hinsicht auf die mitgetheilten Gedanken zuzugesellen;

und wie sollten wir nicht, da Boineburg ja schon den Zweihundzwanzigjährigen „*summa summarum rerum actorem et tractorem*“ nennt!

Interessant ist die Wahrnehmung, wie auch Hr. G. bemerkt (S. 125), daß der Ton in den beiden Theilen des „Bedenkens“ ein verschiedener, obgleich nur wenige Monate zwischen der Abfassung beider liegen. Im November 1670 wird mit größter Strenge und Schärfe dargelegt, daß Ludwig's Absichten auf eine Universalmonarchie hinausgehen, was im ersten Theile sehr versteckt angedeutet wird.

Das „Bedenken“ ist deutsch abgefaßt, weil es deutsch empfunden und gedacht ist, und weil der Verf. sich unter seinen Lesern vorzugsweise die Gesandten am Reichstage dachte, wo Alles, was Reichsangelegenheiten betraf, in deutscher Sprache verhandelt wurde, ferner Geschäftsmänner überhaupt und endlich Fürsten, welche durch eine Schrift in ihrer Muttersprache am natürlichsten angeregt werden sollten. (S. 129.) Der eigentliche Gebrauch der Schrift ist im Dunkeln; nur so viel ist gewiß, daß sie keinen Erfolg hatte.

Aber wenn Entwürfe dieser Art — sagt der Herausgeber S. 126 — zu keiner Realisation gelangten, so bleiben sie ewig kostbare Denkmale einer hohen und starken Gesinnung, welche, gleich einer unversiegbaren Quelle, im 18. wie im 19. Jahrhundert große Rationalitäten hervorgerufen und den deutschen Nationen zu neuem Glanze erhoben hat.

Weniges haben wir über andere in diesem Bande enthaltene Schriften zuzufügen. Der Brief an den Herzog Johann Friedrich vom 26. März 1673, aus Paris geschrieben, höchst merkwürdig, da er uns den Umfang von Leibniz's staunenerregendem Wissen und Wirken in Kürze darstellt, war schon früher bekannt. Schade, daß Hr. G. nichts Näheres über die ungedruckten Documente (S. 134) mittheilt, die ein Licht auf diesen Brief werfen und zeigen sollen, daß er das Werk der vollendeten Reflexion und auf die Persönlichkeit des fürstlichen Empfängers berechnet sei. Nahe, wie er da steht, macht die Weise, in der Leibniz von sich selbst redet, keinen guten Eindruck, vollends, wenn wir an das großartige, von Unbescheidenheit wie von höflicher Selbsterniedrigung gleich weit entfernte Selbstgefühl denken, womit andere große Männer über sich selbst geredet haben.

In der zweiten Abtheilung ist uns das Leben des Kurfürsten Ernst August, deutsch, wie es hier erscheint, fast neu geschenkt. Man kannte nur noch die lateinisch geschriebene „Vita“, wie sie in „*Leibnitii Opera omnia*“ von Dutens (1768) aufgenommen worden, obgleich dieser hinzusetzt: „*ex germanico sermone in latinum versa*“. Durch Theilnahme des königlichen Oberbibliothekars Perz in Hannover erhielt G. die deutsche Originalschrift, wie sie zu Hannover 1698 gedruckt worden und hier abermals erscheint.

Das Bedeutendste jedoch in dieser Abtheilung, die mehrere Briefe, philosophische Abhandlungen und vier Gedichte enthält, sind die „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“. Sie sind öfters, auch einzeln, her-

ausgegeben. Hier, in der Verbindung mit den übrigen deutschen Schriften Leibniz's, durch die vortrefflichen Einleitungen des Herausgebers erhält diese Schrift erst ihr volles Gewicht und ihre Bedeutung. Über die Zeit der Abfassung gab es verschiedene Meinungen. Hr. G. setzt dieselbe mit Bestimmtheit zwischen das Ende 1697 und Neujahr 1698. Leibniz selbst sagt: die Schrift sei in der Eile binnen ein paar Tagen entworfen worden. (S. 115.) Sie athmet, wie der Herausgeber richtig bemerkt, ganz jene frische, heitere, behagliche Stimmung, welche ein langersehnter Frieden in dem Menschen erregt. Der rpswiler ist gemeint, der einen für die Deutschen nicht unähnlichen Krieg beschloß.

Wenn wir — sagt Leibniz — nun etwas mehr als bisher deutsch gesinnt werden wollten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahr her in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel (período) geschehen, so können wir aus unserm Unglücke Nutzen schöpfen, und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfür suchen, als solchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmucke ausstatten. (S. 28.)

Aus den letzten Worten schließe man ja nicht, Leibniz begünstigte das damals herrschende Deutschfranzösisch. Vielmehr entwickelt er durch die ganze Schrift so gesunde Grundsätze in Hinsicht auf naturgemäße Bereicherung der deutschen Sprache, auf Reinheit derselben, gleich weit entfernt von pedantischem Purismus als von modischer Affectation, auf Entwicklung aus dem uralten Sprachschätze, auf Benutzung der verschiedenen Dialekte und den Sprachgebrauch der mannichfaltigen Classen, Ständen, Gewerke des Volks, er macht so vortreffliche Vorschläge für Gelehrte, die an Veredelung der Sprache zu arbeiten haben, daß man diese kleine Schrift das Erzeugniß des gesunden Sinnes, des geistreichsten und gelehrtesten Denkens eines durch und durch deutschen Mannes nennen kann. Zu eignen Betrachtungen gibt S. 16 Anlaß, wo Leibniz gegen die „Puritaner“ spricht, womit er die Puristen meint. Man wäre versucht, diesen Ausdruck zu erneuern, so passend bezeichnet er, mit Anspielung auf eine andere Sekte, das Wesen der neuen Sprachreiniger. Doch sie vergißt man gern, wenn man bei Leibniz liest (S. 17):

Ich erinnere mich gehört zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Klein-Dunkler aufkommen, welche in der That die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da solle die gelehrte Jungfrau v. Jounay, des berühmten Montagne Pflgetochter, gesagt haben: was diese Leute schreiben, wäre eine Suppe von klarem Wasser, nämlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.

Wir können uns nicht enthalten, aus S. 11 folgende Worte zuzufügen:

Bei den Italiänern und Franzosen habe ich zu rühmen gepflegt: Wir Teutschen hätten einen sonderbaren Probiertstein der Gedanken, der andern unbekannt; und wann sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sey; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sey wirklich was Rechtsschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum mäßiger Gedanken, nehme die reine Teutsche Sprache nicht an.

Zugegeben sind diesem ersten Bande zwei Beilagen: „Kritischer Excurs über den unter Leibnizens Papieren gefundenen und dem Kurfürsten Johann Philipp beigelegten Entwurf: Politische Vorschläge, wie die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen“, und: „Anmerkungen zu dem Bedenken, welcher Gestalt Securitas publica etc. und einigen andern Schriften“.

Wir schließen mit dem aufrichtigsten Danke gegen Hrn. Suhrauer, der unsere Literatur durch Anstrengung und Geist auf eine edle, großartige, deutsche Weise wahrhaft bereichert hat.

66.

Gemäldefaal der Lebensbeschreibungen großer muslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidjret, von Hammer-Purgstall. Erster bis dritter Band. Darmstadt, Leske. 1837. Gr. 8. 4 Thlr.

Die orientalische Literatur ist Denen, die nicht eigentliche Gelehrte in diesem Fache sind, in neuerer Zeit von manchen Seiten her zugänglich gemacht worden; Rüdert's Verdienste in dieser Beziehung sind unbekannt, und auch Hr. v. Hammer-Purgstall hat uns noch neuerdings eine poetische Übersetzung gegeben. Aber fast nichts war bisher für eine Bearbeitung der Geschichte geleistet, was einen größern Kreis von Lesern hätte anziehen können, und in der That möchte auch eine systematische Geschichte schwerlich Denen einiges Interesse abgewinnen, welche sie nicht zum Gegenstande eines ernsthaften Studiums machen wollen. Der Mangel eines mannichfaltigen, in sich bewegten Volkslebens, das vielmehr fast immer nur in großen, gleichartigen Massen nach außen operirt, und die Bedeutungslosigkeit des Wechsels zwischen Stämmen, Dynastien und einzelnen Herrschern machen den historischen Stoff spröde und langweilig, wenn der Historiograph es sich nicht erlaubt, Biograph zu werden und die hervorsteckendsten Persönlichkeiten, welche die Bewegungen veranlassen und leiten, vorzugsweise zu berücksichtigen. Gerade hierauf drängt keine andere Geschichte mehr hin als die der Orientalen; und wenn auch selbst die bedeutenden Individuen unter sich wieder eine nicht geringe Gleichförmigkeit zeigen, sowohl rückwärts ihrer besondern Persönlichkeit als der Rationalität und der allgemeinen Ideen, welche sie repräsentiren, so sind sie doch ohne Zweifel der anziehendste Stoff, welchen Hr. v. H. wählen konnte, um auf ein größeres Publicum rechnen zu können. Es ist daher der vorliegende „Gemäldefaal von Lebensbeschreibungen großer muslimischer Herrscher“ als ein sehr zweckmäßiges Unternehmen anzuerkennen, das nach Anlage und Ausführung gewiß Beifall finden wird. Es sollen darin ein halbes Hundert von Biographien geliefert werden, wovon die erste Hälfte in den bis jetzt erschienenen drei Bänden vorliegt und die acht arabischen Dynastien umfaßt, denen das Leben des Mohammed selbst vorausgeschickt ist mit vollem Recht, obgleich er nicht selbst Regent war; ihm folgen im ersten Bande Eubek, Omar, Osman, Ali; im zweiten die Omayyaden: Moavia, Jafid, Merwan, Abdolmelik und Besid; die Abbasiden: Ebul-Abbas, Mansur, Harun, Mamun, Moteasim; im dritten: Selsbedewlet, Abderrahman I., Hakim I., Abderrahman II. und III., Hakim II., Jusuf Ben Zafschin, Abdolmumin, Rosschbin Illah, Hakim biemrillah. Die andere noch rückständige Hälfte des Werks wird ebenfalls 25 Biographien nach chronologischer Folge umfassen, nämlich die Herrscher aus den Dynastien der Perser, Tärken und Turken.

Bedingt nun auch ein solches Werk nicht den Anforderungen einer wissenschaftlichen Geschichte, so ist der Nachtheil doch nicht so erheblich als der Vortheil, da sich einmal die orientalische Geschichte in wenigen Individuen concentrirt, und da es Hr. v. H. nicht versäumt, den allgemeinen Zusammenhang demerslich

zu machen und Erläuterungen über Verhältnisse, die nicht bloß individueller Art sind und das Verständnis der Geschichte überhaupt eröffnen, am geeigneten Orte beizubringen. War nun überhaupt die Form der Biographie die bequemste, so hat es Hr. v. H. außerdem auch noch verstanden, dieselbe auf eine geschickte Weise zu handhaben und den hemmenden Einfluß der Fachgelehrsamkeit zu überwinden. Man wird zwar nicht meinen können, daß er ein vollkommenes Muster historischer Kunst aufgestellt habe, und man wird sich daher nicht veranlaßt sehen, aus diesem Gesichtspunkt eine Chyromathie aus dem „Gemäldefaal“ zu ziehen, wie neulich ein Oesterreicher eine solche aus der „Geschichte des osmanischen Reiches“ gemacht hat; dennoch aber wird man Hrn. v. H. gern zugestehen, daß seine Darstellung im Ganzen sehr ansprechend und der Sache angemessen ist. Er hat die Absicht gehabt, sich an den Ton der einfachen, ungeschmückten arabischen Biographien zu halten; für uns Deutsche wird jedoch dieser Ton bei der sehr verschiedenen orientalischen Rhetorik weit künstlicher, zuweilen selbst hochtrabend und bombastisch, und hiervon hat sich Hr. v. H. selbst da nicht ganz frei gehalten, wo er nicht unter unmittelbarem Einflusse orientalischer Quellen schrieb. Im übrigen aber gericht dieser Ton dem Buche keineswegs zum Vorwurfe; im Gegentheil ist er sehr geeignet, den Leser auch von dieser Seite recht lebhaft in die orientalische Eigenthümlichkeit zu versetzen, und insofern gehörte er ebenso sehr zur Sache wie die nicht selten in wörtlichen Übersetzungen eingeflochtenen, aus den Quellen entnommenen und oft von den Helden der Geschichte selbst herrührenden prosaischen und poetischen Devisen, da, wie Hr. v. H. (Vorrede S. ix) bemerkt, der Saum morgenländischer Herrscherkleider von jeher mit Inschriften und Versen verbrämt gewesen ist. Auch in der gewöhnlichen Erzählung erkennt man leicht, wie mitunter gleich einer Mosalkarbeit die Ausdrücke der Quellen beibehalten sind; doch ist dies nicht störend, und die fremde Sprache macht vielmehr einen guten Eindruck, wiewol theils darin, theils auch in andern Fällen der Styl etwas ungeschliffen und hart ist, wie z. B. Bd. 1, S. 44: „Weil die Form des Korans nicht die der, erst später als derselbe von arabischen Grammatikern geregelten Sylbenmaße, haben Orientalistenphilister denselben nicht als ein Werk der Poesie anerkennen wollen.“ Doch dergleichen kleine Auswüchse lassen sich leicht übersehen. Übrigens besteht das Verdienst des Hrn. v. H. keineswegs bloß in der Popularisirung der orientalischen Geschichte, vielmehr hat er hier zugleich, wie sich von seiner Gelehrsamkeit und dem Reichthum an theilweis noch ganz unbenutzten Quellen erwarten ließ, eine bedeutende Menge von neuen Ergebnissen seiner Forschungen niedergelegt, die auch für den eigentlichen Historiker von Wichtigkeit sind; die Nachweisungen dazu sind ohne Belästigung für andere Leser in möglichst kurzen, unter den Text gesetzten Noten gegeben.

Nach Allem läßt sich erwarten, daß der „Gemäldefaal“ recht viele Leser finden wird. Dazu empfiehlt ihn auch ein ansehnliches Äußere. Die drei Titelvignetten haben nur der Gegenstände wegen, welche sie darstellen, ein Interesse.

1.

Literarische Anzeige.

Eschen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderbuch.

Ein Gedicht in Scenen und Liedern

von

Hermann Schulz.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juni 1858.

f. A. Brockhaus.

Montag,

Nr. 162.

11. Juni 1838.

Briefe des Fürsten Talleyrand, geschrieben in Braunschweig und Berlin, während der Monate Juli, August und September 1786.

Die nachstehenden Briefe, welche kurz vor und nach dem Tode Friedrich II. geschrieben wurden, sind sowol zur Aufklärung dieses Zeitraums an sich, als darum sehr merkwürdig, weil sie zeigen, welchen klaren, scharfen Blick der Fürst Talleyrand schon im Anfange seiner so mannichfaltigen und reichen Laufbahn besaß. Manches hätte er wol näher bestimmt, bekräftigt, ausgedehnt, erläutert; aber leider ist von ihm ein solcher Commentar nicht mehr zu erwarten, sofern er ihn nicht bereits in seinen Denkwürdigkeiten niedergelegt hat.

1) Braunschweig, den 16. Juli 1786.

*) — Ich sagte dem Herzoge von Braunschweig, das Interesse Europas und Frankreichs insbesondere erfordere so sehr den Frieden, daß die Verbindungen mit Ostreich, weit entfernt zum Kriege aufzureizen, nur zu jenem Frieden beitragen könnten. Frankreich sei durch die Kraft der Dinge und die Lage seiner Angelegenheiten mächtig genug, um sich eine Ehre aus der Erklärung zu machen: es werde mit vieler Sorgfalt den Krieg vermeiden. Er aber, der Herzog von Braunschweig, berufen nach dem Tode des Königs einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten Preußens auszuüben, müsse wünschen, der Friedensengel zu werden, nachdem er Gott des Krieges gewesen sei.

Der Herzog leugnete hierauf mit Nachdruck, daß er jemals den Krieg geliebt habe, selbst damals nicht, als er am glücklichsten gewesen sei. Ich weiß, sagte er, welches Spiel des Zufalls der Krieg ist. Ich bin nicht unglücklich gewesen; jetzt wäre ich vielleicht geschickter und doch unglücklich. Nie sollte ein kluger und am wenigsten ein schon bejahrter Mann seinen Ruf in einer so gefährlichen Laufbahn aufs Spiel setzen, wenn er es vermeiden kann.**)

Diesem Theile des Gesprächs, welches lang, lebhaft und warm war, ging eine Äußerung vorher, eine bloße Rede (phrase): er werde niemals Einfluß in Preußen haben und sei weit entfernt, ihn zu wünschen. — Ich griff diese Äußerung auf und zeigte ihm durch eine rasche Übersicht, daß ich Berlin, die wirklichen Personen und die Lage der Gemüther gleichwie der Angelegenheiten wohl

kenne. Hierauf zeigte ich ihm (was er gewiß besser wisse als ich), daß sein, seines Hauses und Deutschlands Interesse ihm eine Pflicht auferlege, in Preußen das Ruder zu ergreifen, um es gegen kleine Intriguen und kleine Leidenschaften zu schützen, welche so gefährlich für Staaten sind, deren Macht hauptsächlich auf der Meinung beruht. Ihre persönliche Würde, fügte ich hinzu, tausend Mal erhabener noch als Ihr Rang, erlaubt Ihnen allerdings nicht, daß Sie sich anbieten; aber Ihre Pflicht, meine ich, ist, nicht bloß nicht abzuschnellen, sondern Ihre Kraft und Ihre Talente anzuwenden, um die Herrschaft über den Nachfolger zu gewinnen und dem Scepter der Geschäftsführung zu ergreifen.

Diese Art zu verhandeln schloß ihn sehr auf, und er sprach viel von Berlin. Er sagte mir, daß Hr. v. Herzberg ihn über unsere Verbindungen nicht in Unwissenheit gelassen habe. Ich sah deutlich, daß zwischen ihm und dem Kronprinzen Kälte herrsche, daß er den Prinzen Heinrich weder liebe noch achte, und daß seine (des Herzogs) Partei fest verbunden sei.

Da ich mit Vorbehalt sehr an die kriegerische Stimmung des berliner Hofes zu glauben schien, zeigte mir der Herzog sehr gut, wie unsinnig es sein würde, eine Fehde zu beginnen. Die Zeit, durch die Waffen Erwerbungen zu machen, welche für Preußen vielleicht noch nöthig wären, sei noch nicht gekommen, man müsse befestigen und erhalten. Alles dies ward sehr genau und verständlich erörtert.

Auf einmal und in ganz abgebrochenem Übergange, dessen sich der Herzog, wie es scheint, oft bedient, um das Geheimniß Dessen, mit dem er spricht, zu entlocken, und wobei er scharf beobachtet, fragte er mich, was ich in Berlin wolle? — Den Norden, antwortete ich, vollständig kennen lernen, was nur dort möglich ist, weil mir Wien und Petersburg versagt (interdits) sind. Und was vielleicht sonst! Man traut sich immer etwas zu über die Kräfte hinaus; man hofft, daß bei einem schönen Gegenstande die Seele das Genie erheben wird (l'ame eleva le génie), vielleicht wage ich, das Bildniß Cäsar's den Schmierern zu entreißen, die sich vordringen werden, um sich desselben zu bemächtigen. — Dieser Gedanke schien ihm zu gefallen, und ich habe leicht Dinge daran geknüpft, welche ihm angenehm waren.

Aus tausend Einzelheiten, die man unmöglich nieder-

*) Nur ganz Unbedeutendes ist der Kürze halber weggelassen.

**) Darnach handelte auch Friedrich II.; der jüngere Herzog von Braunschweig übertrat dagegen diese Regel.

schreiben kann, bin ich veranlaßt zu glauben, daß die Engländer mit ihren Umtrieben im Norden nichts ausgerichtet werden; daß nichts zu fürchten ist, sobald der Berliner Hof irgend auf den von Versailles rechnen kann; daß der Herzog von Braunschweig, den ich für den geschicktesten Fürsten Deutschlands halte, gewiß den Frieden will und es nöthig ist, den Kaiser zurückzuhalten, der in seinen Gesprächen unaufhörlich den Prinzen von Preußen beleidigt.

Täglich habe ich mich mehr überzeugt, daß der Herzog von Braunschweig ein in jeder Beziehung verehrungswürdiger Fürst ist. Seele, Charakter, Geist, Vernunft stehen bei ihm in sehr richtigem Verhältniß. Die Fortschritte seiner innern Verwaltung sind erstaunenswürdig u. s. w.

Nachdem der Briefsteller hierüber Mancherlei mitgetheilt hat, fährt er fort:

Ich war heute drei Stunden mit dem Herzoge allein. Das Gespräch war sehr lebhaft und sehr ehrlich (loyal). Es hat mir viel Furcht für Preußen nach dem Tode des Königs eingeflößt. Der Herzog glaubt an dem Nachfolger alle Kennzeichen einer unheilbaren Schwäche zu entdecken; auch gewinnen seine verdorbenen Umgebungen täglich eine größere Herrschaft über ihn; so zunächst der ränkefüchtige Bischofswerder. Alle untergeordneten Parteien (partis subalternes) sind in der größten Thätigkeit.

— Ich kann nicht genug wiederholen, wie es mir scheint, daß man kein Vertrauen zu uns hat, aber es gern haben möchte; daß man den Kaiser ohne Frankreich nicht im geringsten fürchtet, und daß man überzeugt ist, er werde nie einen Schritt thun, sobald Frankreich sagt, wir leiden keinen Angriff. Hierzu kommt aber das Unzusammenhängende der Maßregeln des Kaisers und sein plötzliches Umspringen (brusques disparates), welche oft alle Berechnungen täuschen.

2) Berlin, den 24. Juli 1786.

Niemand ist hier, daher führe ich in den ersten Tagen ein wenig thätiges Leben. — Die englische Gesandtschaft schmeichelt mir und mißtraut mir.

— Die wahre Ursache der drohenden Erklärung Rußlands wider Kurland war der geheime Vorschlag, die Gräfin Wartenberg, eine natürliche Tochter des regierenden Herzogs, mit dem ältesten Sohne des Prinzen Ferdinand zu vermählen.

Ich bedarf nicht sowol förmlicher Anweisungen (ich verlange nicht so viel), aber doch eine Reihe von Punkten, die mir als Compaß dienen, um wahrhaft brauchbare Nachrichten einzuziehen. Seit vielen Jahren ist unser System nicht gekannt. Soll der Bund zwischen Oestreich und Frankreich für fest, geheiligt oder für untergeordnet gelten? Ohne Gewißheit hierüber irrt man auf gut Glück umher; ja, man kann nicht einmal ein guter Zeitungsschreiber sein, weil man sich nicht von den Dingen unterrichten kann, welche zu wissen Noth thut.

3) Berlin, den 28. Juli 1786.

Die schönen Tage erhalten dem Könige das Leben; — doch fürchte ich noch immer, sein Ziel ist der Monat September.

— Der Kronprinz verläßt Potsdam nicht; er sähet Krieg mit den Augen. Stets dieselbe ehrfurchtsvolle Leidenschaft für Fräulein Wof: — ich glaube, man könnte daraus großen Vorthell ziehen.

4) Berlin, den 16. August 1786.

Ich komme von Rheinsberg, wo ich mit dem Prinzen Heinrich in der größten Vertraulichkeit lebte. — Er ist in der größten Ungewißheit, was er unter der neuen Regierung sein werde. Er fürchtet sehr, und mehr als er den Schein haben will (obgleich er es zehlt), den Einfluß Herzberg's, der noch immer in Sanssouci ist. Dieser Herr Herzberg hat sich offen dem englischen Systeme ergeben. Dagegen Erwart die lange Verachtung der französischen Gesandtschaft gegen diesen Minister durch Schmeicheleien und andere Maßregeln außerordentlich benutzt hat, glaube ich doch, er hat sich hauptsächlich auf die englische Seite gestellt, weil Prinz Heinrich, sein unverföhnlicher Feind, der offene Beschäfer des französischen Systems ist. So hat Herzberg geglaubt, er könne nur für die andere Partei unentbehrlich sein.

So bin ich einerseits überzeugt, Prinz Heinrich besitzt bei dem Thronfolger, welcher des Despotismus der Dheime überdrüssig ist, nicht Einfluß genug, um Herzberg zu stürzen. Dieser wird seinen Feind zuletzt immer schlagen durch dessen Kuhnredigkeiten und Kleinlichkeiten (das getreue Bild seiner Umgebungen) sowie durch die Eifersucht, welche er dem neuen König darüber einflößen wird, daß Prinz Heinrich, sobald er in Thätigkeit komme, eine große Rolle spielen werde, oder doch spielen wolle. — Andererseits bin ich überzeugt, es sei gut für Frankreich, daß der Dheim Einfluß erhalte, weil er das englische System verabscheut. Aus all diesen Gründen habe ich mich in jeder Weise bestrebt, den Prinzen Heinrich, dem nichts fehlt als Charakter, dahin zu bringen, daß er gegen Herzberg nicht aufrete, sich mit ihm versöhnen lasse und seinen Neffen dadurch zu-frieden stelle (mettre à son aise). Dies könne mit so größerer Sicherheit geschehen, da Herzberg an des Prinzen Seite nur ein erster Diener sein könne und, wenn er geradeaus gehe, so gut sei als ein Anderer; wenn er hingegen einen falschen Weg einschlage, so werde es leichter sein, ihn niederzuschlagen, wenn man ihn vorher als Genossen (collègue) zugelassen habe.

Über das Ganze kann ich noch keine Meinung im voraus abgeben. Es scheint gewiß, daß kleine Ränke, schöne Künste, Subalternen und Garderobe den neuen König leiten werden. Hat er ein System? Ich glaube nicht. Es gibt sehr gute Denkschriften des Prinzen Heinrich und des Baron Kniphausen: daß, wenn Preußen sich in das englische System werfe, Friedrich III. (Friedrich Wilhelm II.) in funfzehn Jahren Markgraf von Brandenburg sein werde.

— Nur Eins ist gewiß: Prinz Heinrich ist, lebt und stirbt als Franzose. Wird er Einfluß haben? Ich weiß es nicht. Er treibt sich zu sehr in Kleinigkeiten umher, und der Herzog von Braunschweig ist weit mehr der Mann, wie ihn Land und König gebrauchen, obwol dieser (der neue) ihn nicht liebt. — Ubrigens hat man mir

geheime Mittel gegeben zu Wechsel, Nachforschung und selbst Erfolg: man kann nicht mehr gemeinschaftliche Sache mit mir machen.

In vorstehendem Briefe, und öfter, ist von einem englischen Systeme die Rede, dem ohne Zweifel ein französisches gegenüberstehen soll. In alter Feindschaft und Eifersucht, an diplomatischen Scherereien, Ketzereien und Klatschereien ist zwar überall kein Mangel; den Inbegriff all dieser Dinge beim Mangel bestimmter Pläne, Zwecke und Mittel aber System zu nennen, erscheint mir als ein Mißbrauch dieses tiefsinnigern und inhaltreichern Wortes. Die Russen unter Katharina, die Preußen unter Friedrich II., die Österreicher unter Maria Theresia und Kaunitz hatten ein System und eine Thätigkeit für dies System, während die Mängel der englischen und französischen Diplomatie und Politik in jenen Zeiten zu deutlich am Tage liegen, als daß es nöthig wäre, hier davon zu sprechen.

Warum sollte damals ein König von Preußen binnen funfzehn Jahren zu einem Markgrafen von Brandenburg hinabsinken, wenn er sich dem englischen und nicht unbedingt dem französischen Systeme anschloß? Ich wiederhole: was war dies System? Talleyrand sagt selbst, daß er es nicht wisse, und erwartet darüber Aufklärung und Belehrung, die man aber in scharfer und bestimmter Weise zu geben wol nicht im Stande war. Hielt es Frankreich, oder vielmehr, hielten es die Befertiger der erwähnten Denkschriften für möglich, eine Verbindung der europäischen Mächte gegen Preußen wie 1757 zu Stande zu bringen, so verdiente solch Verfahren gewiß nicht den Namen eines französischen oder gar europäischen Systems der Politik. Auch wäre nicht, nach der gemachten Erfahrung und bei zurückgekehrter kaltblütiger Überlegung, eine Wiederholung des Früheren jetzt noch unverständlicher und willkürlicher gewesen.

Dauerte Frankreichs Verbindung mit Östreich fort, so durfte sie doch in keiner Weise wider Preußen gerichtet werden, wenn man solchen diese Macht zu gewinnen trachtete. Wollte man beide Mächte gegen eine dritte richten, so konnte diese nur Rußland sein, mit welcher Kaiser Joseph aber gleiche Absichten und Zwecke zu haben schien. Wollte Frankreich sich vom Kaiser und von Rußland trennen, so konnte der große Zweck einer engen Verbindung mit Preußen nur der Schutz Polens und der Türkei sein; und hierfür hätte England, sobald wahre Einsicht vorhanden war, ebenfalls wirken, mithin das französische und englische System in der That zusammenfallen müssen. Dies war aber damals und so viele Jahre später der englischen wie der französischen Diplomatie etwas völlig Unbegreifliches. Das Spiel mit allgemeinen Begriffen (etwa vom Gleichgewichte), mit der Lehre von natürlichen Feindschaften oder Bündnissen u. dgl. mehr, Alles inhaltslos und ohne bestimmte Gründe der Thätigkeit, füllte nach wie vor die Köpfe und die meisten Berichte, bis die französische Revolution einen neuen, mächtigen ungeahnten Inhalt herbeischaffte und aufbrang!

Den 17. August 1786 starb König Friedrich II., und zwei Tage später erstattete Talleyrand hierüber folgenden Bericht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Interessante alte Reisen in neuer Herausgabe.

Ein französischer Gelehrter, Henri Ternaux, hat neuerlich die erste Reihe einer Sammlung von ältern Reisewerken erscheinen lassen, die wol geeignet ist, das allgemeine Interesse für alte Reisebeschreibung auf die ganze Sammlung zu lenken. Der Titel des Werks ist: „Voyages, relations et mémoires originaux, pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publiés pour la première fois en français, par H. Ternaux“ (3 Bände, Paris 1857). Die Entdeckung von Amerika war eine jener Weltereignisse, welche den äußern und innern Angelegenheiten der Menschheit eine ganz andere Richtung geben. In den ersten Jahrzehnen nach dieser ungeah-

ten Entdeckung herrschte aber durchaus noch das Wunderbare, das Atraktivhafte derselben vor; die Leute erblickten in der neuen Welt ein Eldorado im eigentlichen Sinne des Worts, wo man sich nur zu bücken brauchte, um die Goldklumpen aufzusammeln. Es war eine Unschuld, mindestens eine Naivität der Falschheit, die sich damals unter den Europäern der verschiedensten Classen regte; Niemand machte aus seiner Sehnsucht nach diesem gelobten Lande ein Geheimniß, und Jeder, der es nur irgend ausführen konnte, machte sich auf die Reise, oder vielmehr auf die Fahrzeuge dorthin. Es gab in Europa zu jenen Zeiten (wir meinen so etwa die Mitte des 16. Jahrhunderts) nicht allzu viel Geld; eben darum waren die Goldsagen aus Peru ganz etwas Ungewöhnliches und man begriff das wahre Resultat dieser Entdeckungen nicht. Es gab damals noch keine Staatsökonomie, und wenn deshalb der Einzelne solche Wunderfabeln von Goldbergen und Goldflüssen vernahm, so bezog er alle diese Schätze nur auf sich selbst und seinen Besitz. Vergleicht man den Trieb, der damals die und jene Reisenden in den gepriesenen neuen Welttheil führte, mit dem Zug, der jetzt die Auswanderer nach Amerika lockt, so muß man erstaunen, wie ganz himmelweit anders das allgemeine Interesse binnen kaum 300 Jahren geworden, und man wird zugleich eingestehen müssen, daß doch jene naive Zeit mit ihrer Sehnsucht über den Ocean bei weitem poetischer war.

Es verräth sich aber mit der Sehnsucht nach den Schätzen Mexicos und Perus in jenen naubern Zeiten noch ein anderer Zug; das 16. Jahrhundert offenbarte eine seltsame Mischung von Barbarei und unmittelbarer gläubiger Religiosität. Es waren also nicht bloß Eigensucht und Habguth, die eine Menge von Abenteurern damals sich nach der neuen Welt begeben ließen; ein anderes mächtiges Motiv gestellte sich dazu, dies war die Lust, jene wilden, fabelhaften Völker, von denen ein Bericht stets abnormer lautete als der andere, zum christlichen Glauben zu bekehren. Nicht immer mag sich diese Lust als reine Absicht und Plan in den Reisenden ausgesprochen haben, allein sie war dann wenigstens ein Nebenmotiv, das nicht abgewiesen wurde und das unsterblich das Poetische der abenteuerlichen Meerfahrt steigerte. Man betrachtete die Entdeckung von Amerika zugleich als einen Triumph des Christenthums, als einen Sieg über den Götzendienst, man fühlte sich so viel seliger als jene unglücklichen, rauhen, menschenfressenden Heiden, daß man es sich als glorreich dachte, zu ihrer Umwandlung sein Scherflein beizutragen. Freilich war es traurig, daß auch wiederum eben diese segensvolle Religion nur als bloßer Vorwand und Decumantel für die Greuelthaten der niedrigsten Habguth und Goldgier dienen mußte; allein dies kann jener Zeit nicht zum besondern Vorwurf gereichen, weil alles Unmittelbare, ganz und halb Unbewußte der Versündigung, der Verschlechterung, der Ausschweifung fähig ist. Aus dem Allen nun sieht man wol, von wie hohem und wirklich auch vielseitigem Interesse die zu jener Zeit erschienenen Reiseberichte uns erscheinen müssen, und wie dankbar wir uns für eine Reihenfolge solcher echten Originale um so mehr bezeigen müssen, da die vielen im 17. und 18. Jahrhundert erschienenen Robinsonaden, obwohl sie an sich bedeutungsvoll, zeitgemäß und poetisch waren, doch den reinen Gesichtspunkt der Sache sehr getrübt haben. Die von Ternaux herausgegebenen drei Stücke sind aber wirkliche Originale und liefern auf jeden Fall ein treues Bild der damals herrschenden Motive und der damals erlebten Thatsachen, wobei freilich an den wissenschaftlichen Sinn nicht erst die Mahnung zu ergehen braucht, daß man dem damaligen Zeitgeiste und Auffassungsvermögen Vieles gut schreiben muß.

Das erste in dieser neuen Sammlung mitgetheilte Stück hat den Titel: „Histoire de la province de Santa Cruz, que nous nommons ordinairement le Brésil, par Pero de Magalhães de Gama, dédiée au très-illustre seigneur D. Lionis Pareda, ancien gouverneur de Malacca et de plusieurs parties de l'Inde méridionale.“ Es ist eine Beschreibung von Brasilien, mit großer Einfachheit und Naivität verfaßt.

Der Verf. läßt es sich besonders angelegen sein, und zwar mit großer Berücksichtigung über die eingezeichnete Beschreibung, jenem Lande seinen eigentlichen Namen wider zu vindiciren, dem unsichern Zweifel, den er von einem dort wachsenden Fardholz befreit. „Was nennt“, sagt er, „dies Holz Brasil, weil es an Rinde der Koblenglanz (braun) gleicht, und von ihm hat man das Land Brasilien genannt. Allein weil der böse Geist überaus mächtig ist und sich sehr eifrig bestrebt, den Menschen Alles aus ihrem Gedächtnis zu reißen, was sich auf unsere heilige Religion und auf das gesegnete Kreuz bezieht, durch welches wir von seiner furchtbaren Herrschaft erlöst und befreit sind, so werden wir wohl thun, diesem Lande seinen ursprünglichen Namen (Santa Cruz) wieder beizulegen. Dies äußert schon der berühmte Verf. Juan de Barros in dem ersten Buche seines Werks, wo er von derselben Entdeckung redet. In Wahrheit müssen die christlichen Nationen ein Holz, welches in so genauen Vergleichnisse mit dem heiligen Myrrhenum der christlichen Erbschaft steht, wol höher achten denn als ein bloßes Fardholz, ein schlechtes Zeug dazu zu färben.“ Dies war ein Verdacht von der neuen Darstellung, die in diesem alten Meisewerke vorkommt, das zuerst zu Lissabon 1576 erschien und sich allmählig durch viele genaue Nachrichten sowie durch eine große Menge des Drucks ausbreitete.

Der Titel des zweiten Werks aus dieser ersten Lieferung lautet: „Belle et agréable narration du premier voyage de Nicolas Federmann le jeune, d'Ulm, aux Indes de la mer atlantique, et de tout ce qui lui est arrivé dans ce pays jusqu'à son retour en Espagne, écrite brièvement, et divertissante à lire.“ Mit dieser Expedition vertheilt es sich so. Der deutsche Kaiser hatte den berühmten Kaufmann in Augsburg, Sebastian Welser, die Provinz Venezuela zum Eigenthum überlassen, die sie auf eigene Kosten in Besitz nehmen sollten. Ein Hauptzweck dieses Handelsauftrags war aus jener Federmann, welchem man die Einführung einer dieser Expeditionen übertrug; denn die Kaufleute damaliger Zeit brauchten Handelsgefährten, die ebenso bewandert im Kriegswesen wie im Handel waren und sich auf dem Kriegsschiff ebenso gewandt wie auf dem Kaffahrer zu benehmen wußten. Nicolas Federmann seinerseits verheißte das Vertrauen seiner Handelspartner im vollkommenen Maße; er war ein tapfere, wiewol etwas rauher Soldat, der mit einer Hand voll Leute im Namen seines Hauses von fernem reichte, ausgebreiteten und wohlbedachten Landstrichen Besitz nahm und es sich später aneignen ließ, von allen Treffern, die er geliefert, und von allen Schwierigkeiten, die sich ihm auf seinen Märchen entgegenstellten, eine möglichst ausführliche Beschreibung zu geben. Das Erbe, was er dort hinterließ, sobald er das Archiv eines neuen Kapitän in Besitz genommen, war, daß er ihn kaufte und dem Kaiser den Eid der Treue schwören ließ. Auf ausführliche mündliche Berathungen; und Abzweigungsversuche ließ er sich dabei nicht ein. Es mußte Alles schnell gehen, und wenn die neuen Willen sich das Kreuz anzubeten und den deutschen Kaiser anerkennen wollten, so wurden sie ohne weitere Umstände niedergeworfen. Damit glaubte Federmann (man sieht, dieser mittelalterliche Handelscommiss führte seinen Namen sehr mit Unrecht) dem Kaiser, seinem Kaiser und den armen neuen Willen selbst den allerbesten Dienst zu leisten. Insofern aus seinen Schilderungen dieser Ereignisse und Kriegsthaten die ungeheure Keckheit (wir bedauern, dies durchaus bezeugende Wort hier so oft gebrauchen zu müssen) hervorgeht, womit die Europäer damals den armen Amerikanern zum Himmel oder zur Hölle verurtheilt, sind dieselben für die Geschichte der damaligen überreichen Zustände von verschiedener Wichtigkeit.

Das dritte Opus klingt nach Titel und Inhalt ganz wie eine Robinsonade, nur daß die Zugriffe mehrere, mit dem Verf. gleichzeitiger Schriftsteller die Authentizität seiner Begebenheiten und Angaben verdächtig: „Wohin die Schiffe und Befehre eine Hand, so von wilden, neuen, grausamen und menschenfressenden Männern bewohnt wird, als welches geigen

in der neuen Welt, so Amerika heißt, aber vordem in starkem Besitz bis auf dieses Jahr gänzlich unbekannt gewesen. Diese grausame Land und besagte Menschen hat aus Städten und Dörfern in diesen seltsamen Frauen geirrt und zum Tag aller Tage beschrieben und im Druck gegeben.“ Gewissens Hans Staden, Verf. dieses schmalen Werks, ist übrigens kein Zeichen als christlicher Buchhändler aus Hamburg, der ebenso viel Kunst als Gewissen hat; er ging an Bord eines spanischen Schiffs, das nach Amerika segelte, um ein wenig Schiffbruch und sei in die Hände des wilden Mannes Capatzen, in dessen Mitte er sechs Monate verleben mußte. Dies war eine böse Zeit, bemerkt der christliche Buchhändler; es sei ein wahrgenommener Mord gewesen, daß er den Händen dieser grausamen Menschenfresser entkommen sei, denn jeden Tag mußte er gewaltig geschrien, von ihnen verschlungen zu werden. Allein ungeachtet seiner Furcht, wußte er sich doch so sehr zu betheuern, daß er — nicht gefressen wurde. Während der Zeit seines Aufenthalts bei den Capatzen hatte er nicht genug zu beobachten, und was er davon in seinem Buche mittheilt, ist so sehr den natürlichen Stempel des Menschlichen, daß es daher kaum des Zugewinns seiner Zeitgenossen bedarf.

Notiz.

Während die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert von den Franzosen verachtet wurde, wandten die Polen auf ihre Erklärung große Sorgfalt. Ein glänzender Beweis dafür ist in der Instruction enthalten, welche der Kaiser des Königs von Polen Johann III. Sobieski, Jakob Sobieski, Grafen von Krakau, dem Exepte seiner Ehre, Namens Orhomotti, übergab, als diese in Begleitung desselben nach der Universität Krakau sich begeben sollten. Infolge dieser Instruction sind unendlich in polnischen Blättern veröffentlicht worden, sie bezeugen zugleich, wie sehr man damals um eine gründliche Ausbildung besorgt war. „Die deutsche Sprache“, schreibt Jakob Sobieski, „ist den Polen überaus notwendig. Sollten meine Ehre gegen meinen Willen und meiner Intention ganz zuwider in Krakau diese Sprache nicht erlernen können, so würde ich sie dazu selbst nach Deutschland schicken, was mir mein Kommt, welches ich in Betreff ihrer Reise, so Gott will, ausführen werde, sehr contrairieren würde. Daher bitte ich Herrn Orhomotti nicht sehr, mit Sorgfalt darauf zu achten, daß meine Ehre so viel als er professo Deutsch lernen. Es haben schon mehrere Polen besonders Professoren in dieser Sprache in Krakau gemacht, es soll sich nämlich dort ein Mann aufhalten, der ex professo sowohl Deutsch als Lateinisch lehrt. Diesen, aber, falls er nicht mehr in Krakau ist, einen andern Lehrer muß man durchaus zu ermitteln suchen. Er muß täglich so möglich zwei Sectionen, die eine des Morgens, die andere des Nachmittags erteilen, und zwar soll er meine Ehre in der deutschen Grammatik informieren, ihnen vorlesens und argumentis aufgeben und einen Autor exponieren. Was bezeugen die Praxis betrifft, so sollen meine Ehre bei Tisch, wenn keine Gäste da sind, und auch zu anderer Zeit mit Herrn Orhomotti nicht anders als Deutsch reden. Daraus mag nun Herr Orhomotti ebenfalls Licht haben und um einen solchen Meister auf jegliche Weise bemüht sein, sollte es auch noch so viel kosten. Denn Herr Orhomotti soll wissen, daß es mir sehr am Herzen liegt, daß meine Ehre in Krakau das Deutsche erlernen. Wäre ich bitte und ermahne ich zugleich meine Ehre, Gott hat ihnen ein gutes Gedächtnis und Laß zur Sache gegeben. Hier doch einen ausländischen Cavalier heutzutage nichts mehr als die Kenntnis verschiedener Sprachen; die kommt im Feilde, an den Höfen der Könige, insbesondere aber bei Legationen zu Ratte, und wir weiß, daß begreiflich nicht auch meinen Ehre zu ihrer Zeit werden übertragen werden; da ist es eine schöne Sache, wenn man sich mit Cavalieren verschiedener Völker und verschiedener Höfe unterhalten kann.“

Dienstag,

— Nr. 163. —

12. Juni 1838.

Briefe des Fürsten Talleyrand, geschrieben in Braunschweig und Berlin, während der Monate Juli, August und September 1786.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

5) Berlin, den 18. August 1786.

Schon der Donnerstag bot ein der Beobachtung werthes Schauspiel dar. Alles ist düster, Nichts ist traurig; Alles ist beschäftigt, Nichts ist betrübt! *) Nicht eine Klage, nicht ein Seufzer, nicht ein Lob! In dieser Weise also endigen so viel gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert voll von großen Thaten! Ein Jeder wünschte ihr Ende! — Man weinte und schluchzte in den Straßen von Brüssel beim Tode des Prinzen Karl; — und der Prinz Karl hatte nur sehr mittelmäßige Anlagen! — Ach, so ist es denn doch der nützlichste Handel, gut zu sein! **)

Nur der General Mollendorf weint. Er hat zu den Offizieren gesprochen, während er in Thränen zerfloß. Sie haben, sagte er ihnen, den größten König verloren, den ersten der Helden, und ich verlor meinen Herrn, ja, wenn ich wagen darf, es zu sagen, meinen Freund! — Sein Anblick voll der tiefsten Trauer, seine unwillkürlichen Thränen, seine männlichen und rührenden Worte haben selbst einigen fremden Botschaftern Thränen entlockt; — denn fast Alle waren gegenwärtig.

Die Scene der Eidesleistung ist ergreifend und würde es noch mehr sein, wenn die Eidesformel, welche die Soldaten Wort für Wort wiederholen, kürzer wäre. Doch ist Alles kriegerischer Pomp (appareil). Die Scharen bewaffneter Soldaten, welche seit dem Morgen die Straßen überschwemmten, diese Beilegung ihres Eides verkündigt, so scheint es mir, zu ausschließend die Kriegsmacht. Es sagt zu sehr: ich bin vor Allem ein König der Soldaten; ich verlasse mich auf mein Heer, weil ich des Königreichs nicht allzu sicher bin. — Ich bin überzeugt, diese ganz kriegerischen Formen werden unter der neuen Regierung ermäßigt werden. Es ist unmöglich, sich mehr zu seinem Vortheil zu zeigen, als der König gestern gethan hat.

Prinz Heinrich ist ein wenig spät vom Tode seines

Bruders benachrichtigt worden; vielleicht, weil man ihm einen Offizier seiner Bekanntschaft senden wollte, der jedoch ein schlechter Reiter war. Der Brief des Königs, eigenhändig und 1 1/2 Seite lang, war sehr freundschaftlich und betraf ihn hieher.

Heut (den 19. August um drei Uhr) ist der Prinz angekommen und hat mir mit dem Einbruche der Nacht seinen Adjutanten geschickt, dessen Erzählung dem folgenden Berichte zum Grunde liegt.

Der Prinz hatte mit dem neuen Könige ein Gespräch 1 1/2 Stunde lang, ist aber um deswillen nicht weiter in der Kenntniß darüber vorgerückt, was er (Prinz Heinrich) künftig sein werde.

Der König hat sich sehr einfach in seiner Familie gezeigt, sehr gerührt mit dem Prinzen Heinrich. Er berührte jedoch nur die auswärtigen Verhältnisse, sei zum französischen Systeme entschlossen, wolle jedoch die Dinge kommen sehen. — Ihr Vater, sagte der Prinz, war so französisch gesinnt wie ich; durch seine Briefe könnte ich es beweisen. — Davon, antwortete der König, habe ich den Beweis in den Briefen der Königin von Schweden. Das englische System, Gott bewahre mich dafür! — (Hertzberg wirkt für Holland, und da guckt das englische Ohr heraus.)

Wien, — man hofft für den Augenblick auf ein zuvorkommendes Benehmen.

Rußland, — kaum hat man daran gedacht. *)

Der ganze Tag ist übrigens mit einem wohlverstandenen Charlatanismus hingebraucht worden. Der König zeigte sich viel mit seinem Sohne. Er sprach zu allen Generalen sehr gut und mit allen Arten von Schmeichelei: „Dienen Sie weniger gut als bisher, und ich wäre geneigt zu strafen, so wäre ich der Bestrafte.“ — Ein wenig ernster zu den Ministern, mit denen er jedoch speiste. — Streng zu den Secretairen. (Cabinetsträthen?): „Ich weiß, daß Sie viel Unvorsichtigkeiten (indiscrétions) begangen haben und rathe Ihnen, Ihr Benehmen zu ändern.“

Bis jetzt hat Hertzberg die Oberhand (der König nannte

*) Nach einem mir glaubhaft zugekommenen Berichte hatte der russische Botschafter Romanzow nicht lange vor des Königs Tode eine Audienz und bemerkte: es werde der Kaiserin Katharina sehr angenehm sein, zu hören, daß er sich so wohl befinde. — Der König antwortete: Sie können ihr nichts Willkommeneres schreiben, als daß Sie Friedrich II. sterbend gefunden haben!

*) Tout est morne, rien n'est triste; tout est occupé, rien n'est affligé.

**) Ah, c'est dont encore le plus utile des marchés que d'être bon!

dessen Namen nicht gegen den Prinzen Heinrich und dieser nicht gegen den König); doch umarmte er den Grafen Finkenstein zärtlich, der ein Ritter (chevalier), der Franzose und nächst dem Baron Kniphausen der einzige Mann ist, dem Prinz Heinrich vertraut. Ich danke Ihnen, sagte der König zum Grafen Finkenstein, für die großen Dienste, welche Sie unermüdet meinem Oheim leisteten, und bitte Sie, dieselben nunmehr auch mir zu leisten. — Es ist zu bemerken, daß Graf Finkenstein der unverföhnliche Feind Herzberg's, aber der Onkel des geliebten Fräuleins v. Doss ist.

Indem der König von mir sprach, sagte er: Ich vermute, daß er den Auftrag hat, mich zu beobachten; seine Liebe zum Kaiser wird ihn aber wahrscheinlich nicht der Versuchung aussetzen, Böses von mir zu sagen.

Prinz Heinrich fürchtet, daß, die Lebensweise abgerechnet, die Methode und vor Allem die Gebräuche (les rites) der Regierung dieselben bleiben werden. — Der Prinz wünscht, daß man nicht zu lange mit den Zeichen des Zutrauens (gages de confiance) marltre.

Dieser merkwürdige Brief zeigt, daß der Fürst Talleyrand doch auch seine Jugend und eine Zeit hatte, wo ihm durch die bittere Erfahrung eines mannichfaltigen Lebens noch kein dreifaches Erz um die Brust gelegt war.

Die Erscheinung, welche ihn so tief ergreift — daß nämlich das Erdste am wenigsten geachtet, ja verschmäht und scheinbar vergessen wird — lehrt in der Weltgeschichte viele Male wieder und erweist, wo nicht die Gemeinheit der Gesinnung, doch die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit der Betrachtungsweise. Insbesondere erleiden diejenigen Herrscher solch ein Schicksal, welche durch ihren überlegenen Geist gleichsam das Auge ihrer Zeit waren und eben deshalb auch in ganz anderer Weise Hand ans Werk legten, als Blödsichtige oder Ängstliche wünschten und billigten. Die Päpste Gregor VII. und Innocenz III., die Kaiser Friedrich II. und Karl V., die Könige Wilhelm III. und Friedrich II., die Königin Elisabeth und der Cardinal Richelieu u. s. w. theilen, so verschieden sie auch sonst sind, doch dasselbe Schicksal. Je mehr sie in Wahrheit geleistet hatten, in demselben Maße erwartete man noch mehr von ihren Nachfolgern, — und fand sich natürlich jedes Mal getäuscht. Alsdann tauchten allmählig die verdeckten Gestalten jener Herrscher aus den Wasserfluten wieder auf, durchbrachen den Nebel oberflächlicher oder boshafter Urtheile und erfreuten sich nunmehr als die Träger der Weltgeschichte einer glorreichen Unsterblichkeit.

Die Betrachtung ist jedoch hiermit nicht abgeschlossen; beschränken wir sie indeß, auf den vorliegenden Fall. Daß so Mancher damals in Berlin mehr düster als traurig, mehr beschäftigt als betrübt war, hatte seine Gründe. Wie man auch über Friedrich II. und seinen Nachfolger dachte und urtheilte, darin stimmten wol Alle überein: die Veränderung der Persönlichkeit und der daraus folgenden Dinge sei keineswegs so unbedeutend wie bei vielen andern Thronwechseln. Und dieser Hinblick auf das Andere und Neue, was eintreten werde und müsse, beschäftigte die Gemüther und veränderte die Haltung der Vornehmen wie der Geringeren.

An allem Schmerze sollte es aber gefehlt haben, oder gar an aller Besorgniß neben allen Hoffnungen? *) Ich kann mich davon trotz der soeben angeführten Betrachtungen und des scheinbaren Zeugnisses von Talleyrand nicht überzeugen. Die edle Begeisterung des Marschalls Müllendorf hätte im preussischen Heere, ja in dem ganzen preussischen Staate gar keinen Anklang ge-

funden? Er wäre der einzige Leibtragende und nicht der Sprecher für unzählige bewegte Herzen gewesen? Erst aus den beiden Richtungen, die sich nach des Fürsten Talleyrands Bemerkung offenbarten, der Gleichgültigkeit und der Theilnahme, der Beziehung auf sich und auf Andere, erklärt sich das Wesen der gesammten menschlichen Natur; sie gehören beide zu ihr, wie sich auch Lob und Tadel über ihren Werth und Unwerth aussprechen mag.

Ah! So ist es denn doch der nützlichste Handel, gut zu sein. Dieser Ausruf wirft ohne Zweifel einen Schatten auf Friedrich II., oder soll ihn werfen. Ob Fürst Talleyrand wol jetzt noch so schreiben, wie er wol seine damaligen Worte deuten und berichtigen würde? Das Wort: gut, ist so wohlklingend und scheinbar so bestimmt; und doch, wie ist es in Wahrheit so vieldeutig und so schwer im innersten Wesen zu erkennen! Den Griechen ward Inhalt und Richtung deutlicher, sofern sie zu der Güte als zweite Forderung oder Nebenbestimmung das Schöne hinzusetzten; allein für unsere Tage läßt sich nur in einzelnen Fällen von diesem Verfahren ein genügender Gewinn erwarten.

Auf häufigsten geräth man jetzt dadurch in Irrthum, daß die Güte ganz im Allgemeinen; ich möchte sagen, fast verneinend aufgefassen und aus dieser Abstraction kein Übergang für das Lebendige, Individuelle, für den einzelnen Fall aufgefunden wird; und doch bekommt nur auf diesem Wege die gestaltlose Güte eine rechte Physiognomie und einen qualitativen Inhalt, sodas die Güte eines Kindes und eines Greises, eines Mannes und einer Frau, eines Unterthans und eines Königs u. s. w. sich sondert und die Würde und Echtheit jener Idee eben dadurch erwiesen wird, daß sie derlei Verwandlungen nicht bloß zuläßt, sondern fodert.

So hätte denn doch wol Friedrich II. nicht bloß den nützlichsten Handel für sich und den preussischen Staat zu Stande gebracht, sondern es bleibt selbst dann, wenn man die Beziehung auf den Nutzen als untergeordnet verwirft, oder alle Vorwürfe, welche dem Könige grade in dieser Beziehung gemacht werden, anerkennt, dennoch sehr viel übrig, seine königliche Güte zu erweisen, sodas es sehr irrig wäre, sie für die des unbedeutenden Prinzen Karl wegzugeben! Mag man die Güte, wie Einige wollen, hauptsächlich in Erfüllung der Pflichten, oder, wie Andere vorziehen, in die Ausbildung und Innigkeit des geistigen Lebens setzen, immer wird Friedrich II. vollgewichtig unter den Königen und nicht geringer unter den Nichtkönigen stehen bleiben.

6) Berlin, den 22. August 1786.

Prinz Heinrich ist ganz besonders zufrieden mit dem Könige, welcher vorgestern den größten Theil des Nachmittags mit ihm zubrachte. Er behauptet, dieser zeige ihm jede Art von Vertrauen; aber ich fürchte, der Prinz hält Höflichkeiten für wichtige Reden. Er behauptet, Herzberg sei seinem Falle nahe, ich glaube aber davon kein Wort. Mein Neffe und ich, sagt der Prinz, wir haben uns darüber ausgesprochen; in diesem Falle, besorge ich, hat der Neffe den Oheim getäuscht. Der vermittelnde und versöhnende Geist des Königs, seine natürliche Güte, welche ihn dahin bringt, Jeden in ähnlicher Weise zu empfangen, können ohne Vorsatz in einen Irrthum hineinführen und verkündigen mehr, daß er ein fühlendes Herz, als daß er einen starken Charakter besitz. Prinz Heinrich versichert, er sei ganz für Frankreich u. s. w. In Wahrheit glaube ich: man weiß durchaus nicht, was der König thun wird, und Prinz Heinrich übertreibt seinen Einfluß. So gibt es also keinen angenommenen Plan.

Ich habe Herzberg gesehen und ihn gefunden wie

*) Auch ist das Gegentheil durch die genügenden Zeugnisse erwiesen.

sonst, etwas Verstellung abgerechnet. Er hat gegen mich sehr die Anklage bestritten, daß er englisch gesinnt sei. Er scheint nicht im Mindesten zu glauben, daß er des Prinzen Heinrich bedürfe; ja, er hat ihn nicht einmal besucht, welches ein Fehler und selbst unschicklich ist. Es scheint, daß hier alle Parteien den Hrn. v. Vergennes achten; aber sie fürchten das östreichische System und möchten gern eine Versicherung, ein Pfand haben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Revolution in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Ein Beitrag zum Verständniß unserer Zeit und ihrer Erscheinungen. Von E. P. Pons. Leipzig, Gunk. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herr Verf. hat mit nicht geringer Anlage, schwierige und nicht beliebte wissenschaftliche Fragen in einer obligaten Form zu beantworten, in dieser Schrift eine Aufgabe zu lösen gesucht, deren Schwierigkeit besonders in der Begründung des Vorhandenseins und der Nothwendigkeit des Gesetzes der Bewegung in allen staatsgesellschaftlichen Verhältnissen liegen möchte. Aus der Geschichte der Entwicklung menschlicher Gesellschaftstriebe und Begriffe allein hat den praktischen Staatsmännern jene Nothwendigkeit nicht satzhaft gerechtfertigt erscheinen wollen; vielmehr haben sie geglaubt, jene Begriffe und Triebe beherrschen und das Princip der Stabilität socialer Einrichtungen begründen zu können. Daß dieses wie jenes eine Einseitigkeit sein müsse, hat der darz. aus zwischen beiden Principien entstandene ernsthafte Conflict bewiesen. Man kann ebenso wenig dem Systeme der Bewegung unbedingt huldigen, als man eine solche Huldigung an das System der Stabilität verschwenden darf. Nirgend grausamer als in der praktischen Staatsverwaltung rächt sich die Einseitigkeit eines Systems an der Folgezeit.

Der Hr. Verf. findet nun einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt aller Systeme im Bedarf des Augenblicks und im Vortheil für die Zukunft. Zur Befriedigung jenes drängt die tägliche Nahrungsfürsorge; dieser gehört der fortgesetzten Speculation, mehr als den Bedarf zu erwerben und zu besitzen, an. Der erstere ist die früheste thierische, der letztere die nächste geistige Regung der Menschennatur; beide jedoch gehören in ihren Gründen und Zwecken der Sinnlichkeit an, und von dieser aus wäre also der Impuls zur Bewegung und somit zur Gestaltung der menschlichen Gesellschaft gegeben und erhalten.

Demnach tritt der Mensch zuerst gewaltsam gegen die geringere und schwächere Creatur auf; sein Geist bietet ihm die Mittel, sie zu beherrschen, die Jagd- und Weideplätze der Wilden und Nomaden werden zum Besitz; dieser Besitz wird anfangs mit Gewalt, allmählig durch das Recht, eine stillschweigende Übereinkunft und Anerkennung des Besitzes, gewonnen und erhalten. Die Schwankungen der Gewalt und des Rechtes dauern indessen fort; es entsteht durch die Gewalt ein mißbräuchliches Recht des Stärkern auf den Besitz und den Gebrauch der Kräfte des Schwächern; daraus entwickeln sich revolutionnaire Tendenzen, die zum Naturrechte, d. h. zu einem vernünftig und natürlich geordneten, gleichen Rechtszustande hinstreben.

Der Herrschaft der Gewalt folgt allgemach die Herrschaft des Rechts. Der große sociale Begriff des Eigenthums wird unter den Schutz geeigneter Gesetze gestellt, deren Garantie der Staat übernimmt. Die aus den Zeiten der Gewalt in die Zeit des Rechts herüberreichende Ungleichheit des Eigenthums und der persönlichen Berechtigungen führt jedoch neue Mißbräuche herbei. Von Neuem erwacht die Unzufriedenheit mit den gewordenen Zuständen, worin der Vortheil Aller nicht gleichmäßig gesichert ist. Eine reiche und erblich-privilegierte Aristokratie

hält sich für die bevorzugte Classe der Sterblichen, und je fester sie an dem historisch-Gewordenen sich anklammert, desto entschiedener entwickelt sich im Gegensatz von ihr die Idee der gleichen Berechtigung zu gleichen Vortheilen für alle Glieder der Gesellschaft. Die allmählig gebildete historische Rechtsidee tritt der philosophisch begründeten Rechtsidee entgegen; die Wissenschaft bemächtigt sich des in der Wirklichkeit vorhandenen Streits, und es findet der eine Theil, daß die Stabilität des Besitzes und des Rechts dem Fortschreiten der Menschheit nachtheilig sei, während der andere Theil dieses Fortschreiten seinem Besitze und Rechten als nachtheilig erkennt. Beide bedürfen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, der Gewalt, und die Ausübung dieser, dem vorhandenen Rechts- und Besitzstande gegenüber, bildet die Noththat und den Uebelstand der Revolutionen.

Nun ist es ausgemacht lächerlich, den Menscheng Geist aufhalten zu wollen, wenn er sociale Ideen entwickelt, und es bleibt daher nichts übrig, als vor dieser Noththat sich zu hüten; sonst müssen die revolutionnären Tendenzen nothwendig hervortreten und die aus den stabilen Rechten entspringenden Mißbräuche und Noththaten für die Gesellschaft gewaltsam bekämpft werden.

Diesem kann nur durch die Feststellung der gesetzgebenden und Executivgewalt begegnet werden. Es muß sich an der Stelle der Gewalt Einzelner eine Staatsgewalt entwickeln, deren höchster Vortheil es ist, die ungemessene Verschleбенheit des Rechts der Einzelnen, wie es durch Gewalt erworben ward, gegen eine bestimmte Gleichförmigkeit zu vertauschen. So entsteht, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, „die Gewalt des Regenten, welche die Anwendung der Gewalt bei allen übrigen Mitgliedern des Staats ausschließt und verhindert; sie bildet als Staatsgewalt die Grundlage für die Herrschaft des Rechts, von der Gesez und Eigenthum nothwendige Folgen und gleichsam die erstgeborenen Kinder, aber keine Naturproducte, sondern künstliche Erzeugnisse des menschlichen Geistes sind“.

Es ist dies freilich nur eine illusorische, keine eigentlich philosophische Denkform, in der hier zwischen Natur und Kunst unterschieden wird. Nach unsern Begriffen nämlich trägt jede humane Vergesellschaftung alle Keime ihrer weiteren Entwicklung und Modalitäten in sich, und jede derselben bringt die Anlage zur Civilisation mit sich, weil der Menscheng Geist in der Menschennatur eben das Vorherrschende ist. Ob diese Entwicklung vom Despotismus oder vom Republikanismus ihren Anfang nehme, ist gleichgültig; die Ungebundenheit beider führt die Vermittelung der höchsten Ideen des Rechts, Wahren und Guten herbei. Deshalb aber tabeln wir den Versuch des Hrn. Verf. nicht, vom Bedarf und Vortheil aus die Gesellschaft mit ihren Bestrebungen zu betrachten. Es ist eine Nothkrankheit unserer Tage, daß alle sinnliche Tendenzen den geistigen übergeordnet werden. Nicht die höchsten Ideen sind es gegenwärtig, die den Menscheng Geist zur höchsten Thatkraft und Elasticität emporreißen, sondern der Vortheil. Wie, wäre denn das Gute auch um des Vortheils willen da und nicht um seiner selbst willen? Ober existirte es gar nicht, sondern bloß der Vortheil und bloß die Nothwendigkeit, den Vortheil zum Vortheil Aller zu machen, sodaß also ein Generalvortheil im Regenten zur Existenz gebracht werden mußte, der unter dem Begriff „Souveränität, die Gewalt in sich vereinigte, wodurch er alle Glieder der Gesellschaft zwänge in seinem Vortheile ihren Vortheil zu suchen“?

Ref. muß es dem gebildeten Leser völlig anheimgeben, ob die höchsten Ideen des Guten, Rechts und Wahren gar keinen Antheil an der Ausbildung unserer socialen Zustände haben sollen; oder ob nicht im Gegentheil jede neue Entwicklungsstufe, jede neue Evolution des Menscheng Geistes uns einen Schritt näher zu den höchsten Ideen geführt habe. Es wäre entsezlich, wenn es anders wäre, und eine Revolution gegen Pfaffenschnelz und Junkerthum auch nicht einen Tropfen Bluts der bürgerlichen Canaille werth gewesen. Aber die großen Kriege eines

Ludwig XIV., eines Friedrich des Großen, eines Napoleon sind doch um des Vortheils willen geführt worden? Wohlan! Dies eben ist der Unterschied! Kämpften sie für eine höchste Idee, wie Gustav Adolf, wie Washington, wie Kosciuszko, wie selbst Blücher und seine begeisterten Scharen? Welchen Vortheil suchten diese? Sie versprügten ihr Blut, um den Boden der Selbstfreiheit zu düngen, der Eine mit dieser, der Andere mit jener geistigen Nebenrichtung, aber an einen sinnlichen Vortheil hat vielleicht Keiner klar gedacht, als er das Köstlichste seines Besizes, sein Leben, auf den Opferherd des Vaterlandes legte.

Folgen wir daher dem Hrn. Verf. auch gern von der Idee der Souverainetät zum Absolutismus und zum Parteinwesen, das sich unter ihm entwickelt und Ultras, Radicale und Servile mit ihren positiven und negativen Richtungen hervorruft, bis das Übermaß des Mißbrauchs der Vortheile, welche die Regentengewalt im Absolutismus entwickelt, die gewaltsame Reaction der Be- und Übervortheilten erweckt, so bleiben wir doch dabei stehen, daß uns die Menschheit Ekel erregt, wenn wir sie uns lediglich unter die Nothwendigkeit des Vortheils gestellt denken. Wir geben zu, daß er ein großer Hebel sei, Alles in Bewegung zu halten; allein die ewige Kraft und der ewige Wille, welche diesen Hebel in Bewegung setzen, sind die höchsten Ideen.

Der Hr. Verf. scheint die Klippe, an welcher sein modernes System scheitern könnte, wohl gefühlt zu haben. Um seine Ansichten durchzuführen, muß er sich stets damit helfen, daß er die durch die Richtung auf individuellen Vortheil entstehenden Mißbräuche jeder bisher gangbar gewesenen Gesellschaftsordnung nachweist. Daher kommt es, daß seine Dialektik in zu wenige Begriffe eingeeengt und seine Polemik zu obligat, zu vorsichtig eingehüllt bleibt. Eine große historische Wahrheit ist sicher hier dem Systeme geopfert, die Wahrheit, daß der Menschengestalt nicht die sinnlichen Vortheile zum höchsten Ziele seiner Entwicklungen gestempelt habe, sondern die höchsten Ideen. Zugegeben aber muß werden, daß die höchsten Ideen immer mit dem sinnlichen Vortheile Hand in Hand gehen, und daß letzterer in den trüben Zeiten der Geschichte eines Volks oftmals stärker hervortrete als jetzt. Diese Momente sind es, welche der Hr. Verf. als die immer wiederkehrenden Mißbräuche des Vortheils bedeutend genug bezeichnet. Die Souverainetät, als Inbegriff des Gesamtvortheils repräsentirt durch die oberste Staatsgewalt, artet in Absolutismus und dieser, sobald er seinen ideellen, sehr engen und gefährlichen Standpunkt überschreitet, in Willkür, mithin in verlegender Beschränkung der Freiheit aus.

Wie der Hr. Verf. grade bei dieser Anschauung nicht darauf hat kommen mögen, daß die möglichste Freiheit des individuellen Willens das höchste Gut in der humanen Societät bleibe, daß nur unter der stillschweigenden Voraussetzung dieser Freiheit alle sociale Formen adoptirt werden, und daß ihr Werth nur danach bemessen werden könne, ist uns nicht ganz klar geworden. Man muß dem Systeme nicht zu große Opfer bringen! Wichtig bleibt jedoch die höchst bedeutende, jedoch so wenig als das System des Vortheils selbst neue Ansicht, daß nach dem bisherigen Gange, den der sociale Vortheil unter der Herrschaft der rohen Gewalt und des feudalen Rechtes und Besizes genommen hat, der Souverainetät als erblichem Recht auf den Gesamtvortheil eine Katastrophe bevorstehe. Wie der Feudalismus nach und nach vollends zusammenbrechen muß, so muß die Blüte und höchste Frucht desselben, die erbliche Feudalsouverainetät, vom faulen Stamme abfallen. Ein neues sociales Princip bereitet sich gleichsam im stillen Reiche des Gebankens vor und bildet sich im Bürgerthume durch. Denn dadurch, daß es einen obersten und Gesamtvortheil gibt, welchem die übrigen Individualvortheile sich hingeben, entsteht natürlich der reine Gegensatz, daß ein unzerstörbarer Vortheil vorhanden sein müsse, und daß mithin eine große Masse von Menschen in der Gesellschaft von dieser keinen Vortheil, sondern nur die Plage für dieselbe hat. Entsteht daraus

ein überwiegendes Mißbehagen und ein Hang, sich diesem Zustande, z. B. durch Auswanderung zu entziehen, so ist dies nur ein Symptom mehr von dem ungesunden Organismus der Gesellschaft. Durch den wachsenden Reichtum Dessen, dem der Vortheil Aller dienen muß, wird der Arme immer ärmer, denn es ist ein Pflanzplan der Staatsweisen, wenn sie meinen, es könne der eine Theil an Vortheil und Reichtum zunehmen, während der andere Theil daran auch zunehme. Wo soll es denn am Ende herkommen? Jede Quelle läßt sich ausschöpfen. Man überzeugt sich nur an England und vor Allem an Irland, das ja Jeder aus den „Briefen eines Verstorbenen“ und aus den großen Agitatoren Schilderungen sattem kennt. Je reicher Einzelne geworden sind und werden, desto ärmer und elender ist das Volk geworden. Es ist dahin gekommen und wird auch bei uns dahin kommen, daß der Arme nicht einmal mehr seinen Bedarf gesichert sieht. Er wird, sobald die Massen groß genug geworden und der Augenblick günstig ist, nach der Quelle des Übels greifen und der Centralisirung des Vortheils den Krieg machen. Die Geldkrise Amerikas ruht auf derselben falschen Basis, und es kann daher das Bankwesen nicht bestehen, wodurch Einzelnen das Recht zugesprochen wird, allen Geldvortheil zu ziehen. Es ist sicherlich ein falsches System, was unsern europäischen Fabrikweisen zu Grunde liegt. In Nordamerika hat man durch die großen Fabrik Institute mit ungläublichem Scharfsinn diese Klippe, woran sich England zuerst zertrümmern wird, zu umschiffen gesucht. Nur in der vollsten Gegenseitigkeit alles Vortheils kann eine neue Garantie dafür gegeben werden, daß die gewerbliche Industrie keine verderbliche Richtung nehme. Mithin liegt der Vortheil Aller in dem Fortstreben und Annähern zu den höchsten Ideen des Rechts, Guten und Wahren.

Wir müssen dem Hrn. Verf. noch zugeben, daß er die socialen Verhältnisse und Mißverhältnisse scharf beobachtet habe, und bedauern nur, daß er nicht mit größerer Leichtigkeit der Darstellung seine Aufgabe gelöst hat. Die schleppenden, eingeschachtelten Perioden sind völlig außer dem Schilde unserer Tage, höchstens leiht damit noch ein alter juristischer Perückenstock seinen aufgespindelten Scharfsinn ab. Der Hr. Verf. hätte von dem „jungen Deutschland“, dessen Richtungen er mit mehr Positivität, als dieses selbst besitzt, eine Brücke (Pons?) tritt, hierin etwas annehmen können, was seinem Werke zur großen Hilfe gedient und seiner Belehrung ein größeres Publicum — das ihr in der That zu wünschen ist — gesichert haben würde. 52.

M i s c e l l e n :

Zu Anfange dieses Jahrhunderts gab ein Reisender folgende wörtliche Übersetzung des Aushängeschildes an der Bude eines chinesischen Lintensfabrikanten, der in dem Anpreisen seiner Waare unsern Marktschreibern nichts nachgibt: „Sehr gute Tinte, sehr schön, sehr alte Bude. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir machen diese Tinte. Sie ist schön und hart, sehr hart (die Chinesen schreiben mit Tusche), ausgesucht schön, schwarz vorher und nachher. Ich verkaufe sehr gute Tinte, der erste Ankauf ist sehr theuer. Diese Tinte ist schwer, sie ist aus Gold, Niemand kann solche Tinte machen. Andere machen Tinte, um Geld zu verdienen und um zu betrügen, ich allein mache sie um der Ehre willen. Viele vornehme Leute kennen meine Tinte, meine Familie betrügt nie. Ich mache Tinte für den Kaiser und alle Mandarine, die ihn umgeben. Alle Leute von einiger Bedeutung müssen in meine Bude kommen und meinen Namen wissen: Ungwanschi Gotschu.“

Fontenelle befand sich einst mit ein paar Seiden zu Tisch. Beim Dessert stritten sie lange über Sprache und Lebensarten. Endlich fragten sie ihn scherzend, ob es besser gesagt sei: Weht uns zu trinken, oder bringt uns zu trinken. Fontenelle erwiderte lächelnd: „Am besten sagt man wol: Führt uns zum Trinken.“ 29.

Mittwoch,

Nr. 164.

13. Juni 1838.

Briefe des Fürsten Talleyrand, geschrieben in Braunschweig und Berlin, während der Monate Juli, August und September 1786.

(Beschluss aus Nr. 162.)

7) Berlin, den 26. August 1786.

Ich fürchte sehr, daß meine Weissagungen über den Prinzen Heinrich in Erfüllung gehen. Den Proceß über die Ämter wird er gewinnen *), aber niemals den über das Mitregieren. Doch hat Herzberg mit aufgetragen, dem Prinzen in Einigem entgegenzukommen**), woraus man schließen könnte, er sei seiner Sache nicht ganz gewiß. Nie habe ich den Prinzen dahin bringen können, zu etwas Ähnlichem die Hand zu bieten. Bald aufgeblasen, bald aufgereggt, hat er weder sein Gesicht noch seine ersten Bewegungen in seiner Gewalt. Er ist falich, und versteht doch nicht sich zu verstellen, voll von Anlagen und geistigen Ideen, und doch ohne eigne Meinung. Kleine Mittel, kleine Rathschläge. Leidenschaften, Ansichten, Alles ist klein in der Seele dieses Menschen, während er in seinem Geiste etwas Gigantisches hat. Stolz wie ein Emporkömmling, eitel wie ein Mensch, der gar kein Recht auf höhere Achtung hat, kann er weder führen, noch geführt werden. Er ist eins von den zu häufigen Beispielen, daß ein kleiner Charakter die größten Eigenschaften tödten kann.

Nichts fürchtet der König von Preußen mehr, als daß man glaube, er werde von Andern beherrscht. In dieser Beziehung ist der Prinz Heinrich unter allen Menschen derjenige, welcher ihm am wenigsten zusagt; denn ich glaube, der König würde einwilligen gar nicht zu regieren, wenn man nur glaubte, daß er Alles mache.

Eine merkwürdige Veränderung: das Generaldirectorium ist auf den Fuß zurückgebracht, wo es unter Friedrich I. (Friedrich Wilhelm I) war. Eine gute Maßregel. Aus der Muth König Friedrich II., Alles selbst zu thun, folgte, daß er unter allen Königen Europas am meisten betrogen wurde. Aus der Thorheit, alle Angelegenheiten des Königreichs Preußen in anderthalb Stunden abzumachen, folgte, daß die Minister unbedingte Herren innerhalb ihrer Ab-

theilungen waren. Jetzt sind sie gezwungen, Alles in Gemeinschaft zu beschließen, Einer bedarf der Zustimmung des Andern, und die Dinge werden wenigstens berathen. Es ist nunmehr eine Art von beratender Versammlung (conseil).

Der Herzog von Braunschweig ist angekommen. Der König war mit ihm weder kalt noch warm. Es scheint, die ganze Reise wird sich nur auf Höflichkeiten beziehen. Nur die Kraft der Dinge kann einen solchen ersten Minister herbeiführen, der fest wäre und sich nicht bloß mit der äußerlichen Oberfläche befaßte.

Prinz Heinrich wünscht, daß man in einen Zeitungsbericht setzen lasse: Hr. v. Herzberg, über den keineswegs ein Jeder gut spricht, scheint das volle Vertrauen des neuen Königs zu besitzen und selbst Herr der Geschäfte zu sein. Gewiß wäre dies das beste Mittel, den Mann zu stürzen, wenn anders dies der Zweck ist.

Manche haben, zum Theil wol aus Geist des Widerspruchs und um etwas recht Auffallendes zu sagen, den Prinzen Heinrich über den König Friedrich II. hinaufgestellt; solch eines Irrthums war Fürst Talleyrand selbst in dem Augenblicke nicht fähig, wo er streng über diesen urtheilte.

Warum indessen der thätige, aufmerksame König Friedrich II. mehr sollte betrogen worden sein als so viele untätige, unaufmerksame Herrscher seiner Zeit, ist schwer zu begreifen. Die Zielregiererei eines ausgezeichneten Herrschers wirkt, selbst wo sie in Irrthum hineinführt, doch ganz anders als die Zielregiererei oder Untätigkeit eines Stumpers.

Die erwähnten Veränderungen mit dem Generaldirectorium waren wohlgemeint und hatten manche Gründe, führten aber keineswegs zu dem Ziele, welches man sich vorgesetzt hatte.

8) Berlin, den 29. August 1786.

Es wird täglich schwerer, ein Prognostikon zu stellen; nur von der Zeit kann man ein wahrscheinliches erwarten. Der König scheint allen seinen Gewohnheiten zu entsagen. Er hat drei Reisen nach Hausen (?) gemacht; er hat Fräulein Wos nicht einmal gesehen; seit seiner Thronbesteigung nicht der Schein auch nur einer Schwelgerei. Ein Vertrauter seiner Schwächen schlug ihm vor, nach Charlottenburg zu gehen. Er antwortete: Nein, dort sind alle meine alten Versuchungen (allures). Er legt sich vor zehn Uhr nieder, steht um vier Uhr wieder auf, arbeitet ungemein viel und mit Anstrengung. Beharrt er dabei, so wäre dies ein einziges Beispiel von Ueberwindung drei-

*) Es waren Zweifel über Inhalt und Auslegung des Testaments Friedrich II. Ich habe den Auszug aus dem letzten weggelassen.

**) Quelques avances.

Nüchtriger Gewohnheiten. — Das hieße allerdings, er habe einen großen Charakter; allein nur wenig Geist und Mittel. Dies muß wol der Fall sein, weil Diejenigen, welche ihn am begeistertsten loben, damit anfangen, die Seite des Selbstigen aufzugeben.

Gestern ließ er Kriegsübungen vornehmen; es ging lächerlich langsam. Die Mannschaft ward vier Mal nacheinander in Colonnen gestellt und endete mit Paraden. Dies dauerte drei Stunden, unter den Augen eines solchen Kenners wie der Herzog von Braunschweig. Alle Welt war unzufrieden.

Gestern ging's schlecht am ersten Hoftage. Der König vergaß einige fremde Botschafter, sagte nur gewöhnliche Worte in Hast, verlegen, übel gestellt. Dies dauerte kaum fünf Minuten. Drauf war er in der Kirche, wo er nie fehlt; auch langen von allen Seiten bereits an Religionsfeier, geistliche Reden und Schmeicheleien von der Kanzel.

Prinz Heinrich hat den Prozeß über die Ämter gewonnen; ich sah es voraus. Ubrigens ist er nicht weiter vorgerückt, also zurückgegangen. Er speist täglich mit dem Könige; allein mit Unrecht spricht er ihm viel ins Ohr und sucht den Schein, als rede er immer von Geschäften. Dies ist zu gesucht.

9) Berlin, den 2. September 1786.

Alles trifft ein nach meinen Weissagungen. Prinz Heinrich ist so gut als entzweit mit seinem Neffen. Der Onkel kann sich darüber nicht trösten und gedenkt, sich nach Rheinsberg zurückzuziehen.

10) Berlin, den 7. September 1786.

Prinz Heinrich täuscht sich selbst nicht mehr über seine Stellung und geht nun, wie alle schwachen Menschen, von einem Äußersten zum andern über. Er lärmte schon, sagt, das Land sei verloren; Narren, Weiber und Engländer stürzten es ins Verderben. Durch das Ungemäßigte seiner Reden verliert er vollends alles Ansehen beim Könige. Meine Meinung ist: er wick sich zurückziehen. Er hat hier keinen Freund, keinen Anhänger, es müßte denn in den allerniedrigsten Regionen sein.

Der König zeigt stets dieselbe Furcht, beherrscht zu werden; sie ist zu groß, als daß er dessen nicht bedürfte. Warum sollte er der erste Mensch sein, bei dem die Ansprüche nicht in umgekehrtem Verhältnisse zur Wirklichkeit ständen? Friedrich II., den die Natur für die Herrschaft ließ geboren werden, der sich für die allgemeine Seele der Welt hielt *) und den andern Menschen, ich weiß nicht welche sinnliche Seele (*ame sensitive*), einen thierischen Instinkt, einen mehr oder weniger scharfsinnigen Mechanismus zugesand, hat nie die Furcht gezeigt, beherrscht zu werden. Er war so gewiß, daß er es nicht sei; der jetzige König zittert davor, deshalb wird er es sein. So lange indeß die Sachen ganz allein gehen, wird es nicht diesen Anschein haben.

Nichts ist leichter in diesem Lande als einzunehmen und auszugeben; die Maschine ist in gutem Gange. Einige

*) Qui se croyait l'ame universelle du monde.

Aufmerksamkeit auf das Einzelne, einige polizeiliche Aufsicht, einige Abänderungen in untergeordneten Dingen, einige Schmeicheleien gegen das Volk, — und Alles wird allein gehen. (Beiläufig gesagt, scheint man entschlossen, die Eigenliebe der Fremden zum Opfer zu bringen; so daß uns, wie ich ankündigte, die Gallomanie des Prinzen Heinrich schlechten Nutzen gebracht hat.) Es wird selbst Gutes geschehen; denn es ist hier nicht wie anderwärts, wo der Übergang vom Bösen zum Guten schlimmer ist als das Übel und schrecklicher Widerstand eintritt. Die Saiten sind so gespannt, daß man sie nur nachlassen kann: das Volk ist so geschoren, gepreßt, unterdrückt worden, daß jetzt nichts übrig bleibt, als es zu erleichtern.

Alles wird mithin gehen und fast von selbst gehen, so lange die auswärtige Politik ruhig und gleichartig ist. Aber beim ersten Kanonenschusse oder dem ersten Sturme wird das ganze kleine Gerüste der Mittelmäßigkeit zusammenstürzen. Wie alle diese Minister untergeordneter Art zusammenschrumpfen würden (*se rapetisseraient*), wie Alle, von der erschrocken Mannschaft bis zum rathlosen Oberhaupt, nach einem Steuermanne rufen würden!

Wer wird dieser Steuermann sein? — Der Herzog von Braunschweig, ich zweifle fast nicht daran. Denn die kleine Eigenliebe ist nichts mehr am Tage des Kampfes als eine um so größere Anlage zur Furcht. Ferner wird unter allen Menschen der Herzog diese kleine Eigenliebe am meisten schonen; er wird sich begnügen zu handeln, ohne hervorzutreten; er wird der höflichste, demüthigste und gewiß der geschickteste Hofmann sein, und zugleich wird er mit eiserner Hand alle kleinen Ansichten, Kränke und Partelen fesseln. — Dies ist mein Horoskop, und ich sehe nicht ein, wie man heute ein anderes, wahrscheinlicheres stellen kann.

Allerdings sind die Einwohner des preussischen Staats mehr Male zu den größten Entsetzungen und Aufopferungen gehalten worden (so z. B. zur Zeit Friedrich II., 1813 u. s. w.). Die Einsichtigen — und deren waren Gott Lob beinahe die Mehrzahl — wußten aber sehr wohl, daß ihr Vaterland nur unter dieser Bedingung die große Rolle durchführen könne, welche das Schicksal ihm zugewiesen hatte. Deshalb waren die Könige von Preußen, trotz einzelner Mißgriffe und Härten, doch keine Tyrannen und ihre Völker um ihres Gehorsams willen keine Sklaven.

Wie oft hat die Geschichte des Fürsten Talleyrand Behauptung bestätigt, daß die Mittelmäßigen, welche am entferntesten von der lebendigen energischen Mitte stehen, sich aber in ruhigen Zeiten hervorbringen, mit kleinen Mitteln und Zwecken das ganze Leben des Einzelnen und des Staates auszufüllen wännen und sich untereinander als die wahren Hebel und Triebfedern der *harmonia mundi* lobpreisen und bewundern, — daß diese beim ersten Sturme unter ihrer Kartenhäuser kriechen und, wenn diese zusammenstürzen, selbst durch die geringe Last völlig begraben werden!

Der Friede, der Gang gemäßigter, geselliger Entwicklung, ist das Ziel und höchste Glück der Menschheit. Soll aber jener Friede nicht unterbrochen oder inhaltslos und dieser Gang gestört werden, so mögen die kleinen Geister in untergeordneten Regionen ausführen helfen und gehorchen; niemals aber sollten sie herrschen und ihnen Zeit und Raum gelassen werden, den großen Bau des Staates unmerklich und allmählig auszuhöhlen und zu untergraben.

Leider findet man Männer von Geist, Kraft, Muth und Charakter in ruhigen Zeiten gar oft wo nicht verderblich, doch unbequem. Sie werden dann ermüdet, zurückgehalten, befehligt, während jene Mittelmaßigen sich aufpreizen und behaupten, jede höhere, wahrhaft gottentstammene Kraft und Begabung sei völlig entbehrlich und überflüssig!

Hieraus entspringt, daß die Begabtern fast nothwendig zu der gefährlichen Meinung hingetrieben werden, lediglich die Zeiten der Gewalt, des Krieges, der Aufstände und Revolutionen seien heilsam für die Fortschritte der Menschheit wie für die Entwicklung und Geltung des Einzelnen. So ist die Halbheit, die Negerlei, die Klugthuerlei, die unfruchtbare Vielgeschäftigkeit, die scheinbar milde und doch in Wahrheit geist- und gemüthlose Regierungsweise jener Philister oft nicht minder als wie baare, blanke Tyrannei der wahre Same, aus welchem wohlwollende oder gottlose Revolutionnaire hervorsprossen. Und umgekehrt werden diese wiederum die Urheber des Vertrauens zu jenen Stämpfern und ihrer sonst fast unbegreiflichen Macht.

In Zeiten großer Aufregung, Noth und Gefahr sind allerdings die echten Retter oft wie durch ein göttliches Wunder plötzlich hervorgetreten; sie sind aber auch nicht selten ausgeblieben und Staaten und Völker deshalb zu Grunde gegangen.

Das Maß und Ordnung vormalte, Stillstand wie Ueber-eilung vermieden und jedes Zeichen der Zeit sogleich verstanden, benutzt, gefördert oder gehemmt werde, dazu gehört wahrlich nicht mindere Kraft des Geistes und Charakters — und wol noch mehr Ausdauer, Selbstverleugnung und Geduld —, als während hereinbrechender Stürme Fassung zu behalten und das Steuer mit fester Hand zu führen. König Friedrich II. verstand und übte Beides; darum Ehre, dem Ehre gebührt!

Friedrich von Raumer.

Nelson's Leben, Kämpfe und Siege. Geschildert von Robert Southey. Stuttgart, Neff. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

„Einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands hat in diesem Werke das Leben des größten Helden Englands beschrieben. Die Laufbahn Nelson's, der den Ruhm seines Vaterlandes auf seinen höchsten Gipfel erhob, vor dem selbst Napoleon's Stern erbleichen mußte, ist in Deutschland kaum in ihren Hauptzügen bekannt, und doch war dies Leben reich an Wechsel, an Abenteuern, an Beispiel und Lehre, wie selten ein Menschenleben.“ So drückt sich die Vorrede zu diesem Werke aus, und sie hat Recht. Das Vorbild eines so edeln, willenskräftigen, von Vaterlandsliebe glühenden Menschen, wie Nelson war, kann nicht anders als ein Quell von Lehre und Begeisterung für Größe der Gesinnung und That sein, und so ist besonders der Jugend, die sich an Beispielen dieser Art aus der Zeitgeschichte weit wirksamer und besser erhebt und stärkt als an den Anekdoten von Curtius und Mutius Scävola, dies Buch nicht genug zu empfehlen. Was in unsern Tagen besonders und mit allen Mitteln bekämpft sein will, ist der Wismuth bei wiederwärtigem Geschick, der Durst nach Ehren, die Eitelkeit auf Vorsege, der Reiz und die Kleinlichkeit, die sich aus unsern gesellschaftlichen Verhältnissen auch bei edeln, starken und gesinnungsvollen Menschen einzunisten pflegt. Das Alterthum gibt uns hierzu keine Anleitung, die geselligen und die staatlichen Verhältnisse desselben liegen uns zu fern; aber ein Leben wie Nelson's, dessen Wahlspruch Pflicht, Ehre, Ruhm und Keidlosigkeit war, wirkt gegen diese kleinen Leidenschaften unserer Zeit mit ganz anderm Beispiel. Nelson hatte gegen viel Miskennung zu kämpfen, viel Reiz zu besiegen, viele Verleumdungen niederschlagen. Wir sehen ihn in diesem Kampfe stets rüthig, stets heiter und stets bereit, für den Ruhm des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, selbst seinen gerechten Born zu besiegen und getränkten Stolz zu überwinden. Ein

solches Beispiel wirkt belebend und kräftigend für die Jugend, eine solche Keidlosigkeit, die stets mehr Verdienst bei seinen Frrunden als bei sich selbst erblickt, ist ein starker Anhalt für die Gesinnung.

Das Bild des Helden ist von seinem Biographen würdig, einfach und mit Pietät aufgefaßt; diese hindert ihn jedoch nicht, an zwei Stellen seines Lebens mit scharfem Label gegen den Mann seiner Bewunderung hervorzutreten. Das wunderbare Verhältniß zu Lady Hamilton, die von der geistigen Natur ihres wundenzerrissenen Helden mit einem Auge und einem Arm und halberfestem Gesicht von glühender Leidenschaft ergriffen war, und die Hinrichtung Garraetoli's finden seinen gerechten Label. In dieser Periode gehörte Held Nelson sich selbst nicht an, er war die Beute einer vielleicht vergeßlichen, aber immer verwerflichen Empfindung, die einen Schatten auf sein Leben wirft. R. Southey ist weit entfernt, diesen verfallen zu wollen; und wenn er sich auch nicht geneigt zeigt, das strafbare Verhältniß ganz aufzudecken, so vermeidet er doch, den Panegyriker zu machen, und spricht seine abfällige Meinung unverhohlen aus. Das beste Lob fließt aus der einfachsten Erzählung dieses Heldenlebens hervor, und wir sehen den Biographen fast mit Angstlichkeit jeden Schmuck derselben sorgfältig vermeiden.

Die Jugendjahre Nelson's werden flüchtig überblickt. Horatio Nelson, den 29. Sept. 1758 in der Grafschaft Norfolk, im Dorfe Burnham-Thorpe, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, zeigte als Knabe schon Unternehmungsgeist und Aufopferung für Andere. In seinem zwölften Jahre kam er fast ohne alle Empfehlung auf die Flotte. Während ist sein erstes Betreten des Schiffes, wo ihn Niemand kannte und wo er einen Tag lang wie ein Ausgestoßener umherirrte, ohne daß sich irgend Jemand um ihn bekümmerte. Fünfzehn Jahre alt machte er die Nordpolarpedition unter Captain J. Phipps mit; 1777 ward er Lieutenant auf dem Bristol, machte den Seerzug nach Jamaica und stand mit 21 Jahren am Eingang zu einer glänzenden Laufbahn, die jedoch der Friedensstand vor der französischen Revolution unterbrach. Seine Wiederanstellung — in der Zwischenszeit hatte er sich mit der Witwe des Dr. Ribbet vermählt — brachte ihn als Capitain auf den Agamemnon, mit dem er seine ersten selbständigen Thaten in Gorica, um Paoli zu unterstützen, verrichtete. Vor Bastia, vor Calvi, wo er ein Auge verlor, gewann er die Erstlinge des Ruhmes, der ihm von nun an treu blieb; seit dieser Zeit nahm Nelson fast an keinem Treffen Theil, das nicht ein Sieg war. Er wurde Oberst der Seetruppen, entschied durch seinen Heldenmuth die Schlacht von St. Vincent, für welche Admiral Jervis zum Grafen erhoben wurde, nahm an der Unternehmung von Teneriffa Theil, verlor den rechten Arm in dem nächsten Angriff auf Sta. Cruz, bei dem nur seines Stiefsohns Ribbet Liebe ihn rettete, kehrte leidend nach England zurück, stellte sich her und zog 1798 mit dem Vanguard nach Agypten. Die Nilschlacht wand einen unseligen Vorber zu sein Haupt. Dieser größte Seesieg der Neuzeit ward gegen 13 Linien-Schiffe und 4 Fregatten (1196 Kanonen und 11,250 Mann) mit 13 Linien-Schiffen und einer Fregatte (1012 Kanonen und 8068 Mann) errungen. Das eminente Talent Nelson's zeigte sich in dem Angriffsplan der in einem Halbkreis auf der Rhebe von Alexandria (Bai von Abuhr) gut aufgestellten Flotte des tapfern Brueys; Nelson griff die Endpunkte der Linie von der See und von der Landseite an. Der Sieg war der vollständigste, der je zur See errungen wurde, und hätten die kleinen Schiffe der Engländer an der Schlacht Theil nehmen können, so wäre kein einziges der feindlichen Schiffe entkommen. Von diesen wurden neun genommen, zwei mit dem Admiralschiff verbrannt, und nur vier entlomen. Erschütternd ist das Bild, das der Verf. von dem aufliegendem Admiralschiffe der Franzosen und darstellt. Der Verlust der Franzosen an Todten betrug 5225 Mann, 3105 wurden gefangen, die ägyptische Expedition war so gut wie gescheitert und Indien gerettet. Verschwenkerisch waren die Belohnungen, die auf Nelson von allen Seiten herab-

Der Verf. läßt es sich besonders angelegen sein, und zwar mit großer Entrüstung über die eingerissene Verfälschung, jenem Lande seinen eigentlichen Namen wieder zu vindiciren, dem unächten zuwider, den er von einem dort wachsenden Farbeholz herleitet. „Man nennt“, sagt er, „dies Holz Brasil, weil es an Röthe der Kohlenglut (braise) gleicht, und von ihm hat man das Land Brasilien genannt. Allein weil der böse Geist überaus mächtig ist und sich stets eifrigst bestrebt, den Menschen Alles aus ihrem Gedächtniß zu reißen, was sich auf unsere heilige Religion und auf das gesegnete Kreuz bezieht, durch welches wir von seiner furchtbaren Herrschaft erlöst und befreit sind, so werden wir wohl thun, diesem Lande seinen ursprünglichen Namen (Santa-Cruz) wieder beizulegen. Dies äußert schon der berühmte Verf. Joan de Barros in dem ersten Abschnitt seines Werks, wo er von derselben Entdeckung redet. In Wahrheit müssen die christlichen Nationen ein Holz, welches in so genauem Verhältnisse mit dem heiligen Mysticism der christlichen Erziehung steht, wol höher achten denn als ein bloßes Farbeholz, ein schlechtes Zeug damit zu färben.“ Dies wäre ein Verdächtniß von der naiven Darstellung, die in diesem alten Reise- werke vorherrscht, das zuerst zu Lissabon 1576 erschien und sich übrigens durch viele genaue Nachrichten sowie durch eine große Reinheit des Drucks auszeichnet.

Der Titel des zweiten Werks aus dieser ersten Lieferung lautet: „Belle et agréable narration du premier voyage de Nicolas Federmann le jeune, d'Ulm, aux Indes de la mer océane, et de tout ce qui lui est arrivé dans ce pays jusqu'à son retour en Espagne, écrite brièvement, et divertissante à lire.“ Mit dieser Expedition verhielt es sich so. Der deutsche Kaiser hatte den berühmten Kaufleuten in Augsburg, Gebrüder Welser, die Provinz Venezuela zum Eigenthum überlassen, die sie auf eigene Kosten in Besitz nehmen sollten. Ein Hauptagent dieses Handelshauses war nun jener Federmann, welchem man die Anführung einer dieser Expeditionen übertrug; denn die Kaufleute damaliger Zeit brauchten Handelsgehilfen, die ebenso bewandert im Kriegsdienst wie im Felde waren und sich auf dem Kriegsschiff ebenso gewandt wie auf dem Kaffahrer zu benehmen wußten. Nikolaus Federmann seinerseits rechtfertigte das Vertrauen seiner Handelsherren im vollkommenen Maße; er war ein tapferer, wiewol etwas rauher Soldat, der mit einer Hand voll Leute im Namen seines Hauses von jenen reichen, ausgebeuteten und wohlbevölkerten Landstrichen Besitz nahm und es sich später angelegen sein ließ, von allen Trefsen, die er geliefert, und von allen Schwierigkeiten, die sich ihm auf seinen Marschen entgegenstellten, eine möglichst ausführliche Beschreibung zu geben. Das Erste, was er jedes Mal that, sobald er das Terrain eines neuen Kapitels in Besitz genommen, war, daß er ihn taufte und dem Kaiser den Eid der Treue schwören ließ. Auf ausführliche wörtliche Bezeugungs- und Überzeugungsversuche ließ er sich dabei nicht ein. Es mußte Alles schnell gehen, und wenn die nackten Wilden sich das Kreuz anzubeten und den deutschen Kaiser anzuerkennen weigerten, so wurden sie ohne weitere Umstände niedergemetzelt. Damit glaubte Federmann (man sieht, dieser mittelalterliche Handlungscommiss führte seinen Namen sehr mit Unrecht) dem Himmel, seinem Kaiser und den armen nackten Wilden selbst den allerbesten Dienst zu leisten. Insofern aus seinen Schilderungen dieser Erlebnisse und Kriegsthaten die ungeheure Raubthat (wir bedauern, dies durchaus bezeichnende Wort hier so oft gebrauchen zu müssen) hervorgeht, womit die Europäer damals den armen Amerikanern zum Himmel oder zur Hölle verhalfen, sind dieselben für die Geschichte der damaligen überseeischen Zustände von entschiedener Wichtigkeit.

Das dritte Opus klingt nach Titel und Inhalt ganz wie eine Robinsonade, nur daß die Zeugnisse mehrer, mit dem Verf. gleichzeitiger Schriftsteller die Authentizität seiner Begebenheiten und Angaben verbürgen: „Wahrhafte Geschichte und Beschreibung eines Landes, so von wilden, nackten, grausamen und menschenfressenden Männern bewohnt wird, als welches gelegen

in der neuen Welt, so Amerika heißt, aber vordem im Lande Hessen bis auf dieses Jahr gänzlich unbekannt gewesen. Dieses grausame Land und besagte Menschen hat Hans Staden aus Homburg in Hessen selbstigen kennen gelernt und zum Ruh aller Leser beschrieben und im Druck gegeben.“ Benannter Hans Staden, Verf. dieses rühmlichen Werks, ist übrigens seines Zeichens ein christlicher Büchsenmacher aus Homburg, der ebenso viel Muth als Ehelichkeit besaß; er ging an Bord eines spanischen Schiffs, das nach Amerika segelte, litt aber unterwegs Schiffbruch und fiel in die Hände des wilden Volkes Tupinambas, in dessen Mitte er sechs Monate verleben mußte. Dies war eine böse Zeit, bemerkt der christliche Büchsenmacher; es sei ein wahres Wunder gewesen, daß er den Händen dieser grausamen Menschenfresser entkommen sei, denn jeden Augenblick sei er gewärtig gewesen, von ihnen verschlungen zu werden. Allein ungeachtet seiner Furcht, wußte er sich doch so schlau zu betragen, daß er — nicht gefressen wurde. Während der Zeit seines Aufenthalts bei den Tupinambas hatte er Muth genug, ihre Sitten zu beobachten, und was er davon in seinem Buche mittheilt, trägt so sehr den natürlichen Stempel der Glaubhaftigkeit, daß es dafür kaum des Zeugnisses seiner Zeitgenossen bedarf.

N o t i z.

Während die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert von den Franzosen verachtet wurde, wandten die Polen auf ihre Erlernung große Sorgfalt. Ein glänzender Beweis dafür ist in der Instruction enthalten, welche der Kaiser des Königs von Polen Johann III. Sobieski, Jakob Sobieski, Castellan von Krakau, dem Lehrer seiner Söhne, Namens Drchowski, übergab, als diese in Begleitung desselben nach der Universität Krakau sich begeben sollten. Auszüge aus dieser Instruction sind unlängst in polnischen Blättern veröffentlicht worden, sie bezeugen zugleich, wie sehr man damals um eine gründliche Ausbildung besorgt war. „Die deutsche Sprache“, schreibt Jakob Sobieski, „ist den Polen überaus notwendig. Sollten meine Söhne gegen meinen Willen und meiner Intention ganz zuwider in Krakau diese Sprache nicht erlernen können, so müßte ich sie dazu eigens nach Deutschland schicken, was mir mein Concept, welches ich in Betreff ihrer Reise, so Gott will, ausführen werde, sehr contrabiren würde. Daher bitte ich Hrn. Drchowski recht sehr, mit Sorgfalt darauf zu achten, daß meine Söhne serio et ex professo Deutsch lernen. Es haben schon mehrere Polen besondere Progreß in dieser Sprache in Krakau gemacht, es soll sich nämlich dort ein Mann aufhalten, der ex professo sowohl Deutsch als Lateinisch lehrt. Diesen, oder, falls er nicht mehr in Krakau ist, einen andern Lehrer muß man durchaus zu ermitteln streben. Er muß täglich wo möglich zwei Sectionen, die eine des Morgens, die andere des Nachmittags ertheilen, und zwar soll er meine Söhne in der deutschen Grammatik informieren, ihnen vortriones und argumenta aufgeben und einen Autor exponiren. Was dagegen die Praxis betrifft, so sollen meine Söhne bei Tisch, wenn keine Gäste da sind, und auch zu anderer Zeit mit Hrn. Dbarowski nicht anders als Deutsch reden. Daraus mag nun Hr. Drchowski ordentlich Acht haben und um einen solchen Meister auf jegliche Weise bemüht sein, sollte es auch noch so viel kosten. Denn Hr. Drchowski soll wissen, daß es mir sehr am Herzen liegt, daß meine Söhne in Krakau das Deutsche erlernen. Väterlich bitte und ermahne ich zugleich meine Söhne, Gott hat ihnen ein gutes Gedächtniß und Lust zur Sache gegeben. Hier doch einen anständigen Cavalier heutzutage nichts mehr als die Kenntniß verschiedener Sprachen; die kommt im Felde, an den Höfen der Monarchen, insbesondere aber bei Legationen zu nützen, und wer weiß, ob dergleichen nicht auch meinen Söhnen zu ihrer Zeit werden übertragen werden; da ist es eine schöne Sache, wenn man sich mit Cavalieren verschiedener Völker und verschiedener Höfe unterhalten kann.“

Briefe des Fürsten Valleyrand,
geschrieben in Braunschweig und Berlin, während der
Monate Juli, August und September 1786.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

5) Berlin, den 18. August 1786.

Schon der Donnerstag bot ein der Beobachtung werth-
thes Schauspiel dar. Alles ist düster, Nichts ist trau-
rig; Alles ist beschäftigt, Nichts ist betrübt! *) Nicht eine
Klage, nicht ein Seufzer, nicht ein Lob! In dieser Weise
also endigen so viel gewonnene Schlachten, so viel Ruhm,
eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert voll
von großen Thaten! Ein Jeder wünschte ihr Ende! —
Man weinte und schluchzte in den Straßen von Brüssel
beim Tode des Prinzen Karl; — und der Prinz Karl hatte
nur sehr mittelmäßige Anlagen! — Ach, so ist es denn
doch der nützlichste Handel, gut zu sein! **)

Nur der General Mollendorf weint. Er hat zu den
Offizieren gesprochen, während er in Thränen zerfloß. Sie
haben, sagte er ihnen, den größten König verloren, den
ersten der Helden, und ich verlor meinen Herrn, ja, wenn
ich wagen darf, es zu sagen, meinen Freund! — Sein
Anblick voll der tiefsten Trauer, seine unwillkürlichen Thrä-
nen, seine männlichen und rührenden Worte haben selbst
einigen fremden Botschaftern Thränen entlockt; — denn
fast Alle waren gegenwärtig.

Die Scene der Eidesleistung ist ergreifend und würde
es noch mehr sein, wenn die Eidesformel, welche die Sol-
daten Wort für Wort wiederholen, kürzer wäre. Doch ist
Alles kriegerischer Pomp (appareil). Die Scharen bewaff-
neter Soldaten, welche seit dem Morgen die Straßen über-
schwemmten, diese Beilegung ihres Eides verkündigt, so
scheint es mir, zu ausschließlich die Kriegsmacht. Es sagt
zu sehr: ich bin vor Allem ein König der Soldaten; ich
verlasse mich auf mein Heer, weil ich des Königreichs
nicht allzu sicher bin. — Ich bin überzeugt, diese ganz
kriegerischen Formen werden unter der neuen Regierung er-
mäßigt werden. Es ist unmöglich, sich mehr zu seinem
Vorthell zu zeigen, als der König gestern gethan hat.

Prinz Heinrich ist ein wenig spät vom Tode seines

Bruders benachrichtigt worden; vielleicht, weil man ihm
einen Offizier seiner Bekanntschaft senden wollte, der jedoch
ein schlechter Kelter war. Der Brief des Königs, eigen-
händig und 1 1/2 Seite lang, war sehr freundschaftlich und
berief ihn hierher.

Heut (den 19. August um drei Uhr) ist der Prinz an-
gekommen und hat mir mit dem Einbruche der Nacht
seinen Adjutanten geschickt, dessen Erzählung dem folgen-
den Berichte zum Grunde liegt.

Der Prinz hatte mit dem neuen Könige ein Gespräch
1 1/2 Stunde lang, ist aber um deswillen nicht weiter in
der Kenntniß darüber vorgerückt, was er (Prinz Heinrich)
künftig sein werde.

Der König hat sich sehr einfach in seiner Familie ge-
zeigt, sehr gerührt mit dem Prinzen Heinrich. Er berührte
jedoch nur die auswärtigen Verhältnisse, sei zum franzö-
sischen Systeme entschlossen, wolle jedoch die Dinge kom-
men sehen. — Ihr Vater, sagte der Prinz, war so franzö-
sisch gesinnt wie ich; durch seine Briefe könnte ich es
beweisen. — Davon, antwortete der König, habe ich den
Beweis in den Briefen der Königin von Schweden. Das
englische System, Gott bewahre mich dafür! — (Herzberg
wirkt für Holland, und da guckt das englische Ohr heraus.)

Wien, — man hofft für den Augenblick auf ein zu-
vorkommendes Benehmen.

Rußland, — kaum hat man daran gedacht. *)

Der ganze Tag ist übrigens mit einem wohlverstan-
denen Charlatanismus hingebraucht worden. Der König
zeigte sich viel mit seinem Sohne. Er sprach zu allen
Generalen sehr gut und mit allen Arten von Schmeiche-
lei: „Dienten Sie weniger gut als bisher, und ich wäre
genöthigt zu strafen, so wäre ich der Bestrafte.“ — Ein
wenig ernster zu den Ministern, mit denen er jedoch speiste.
— Streng zu den Secretairen. (Cabineträthen?): „Ich
weiß, daß Sie viel Unvorsichtigkeiten (indiscrétions) began-
gen haben und rathe Ihnen, Ihr Benehmen zu ändern.“

Wis jetzt hat Herzberg die Oberhand (der König nannte

*) Nach einem mit glaubhaft zugekommenen Berichte hatte
der russische Botschafter Romanzow nicht lange vor des
Königs Tode eine Audienz und bemerkte: es werde der Kai-
serin Katharina sehr angenehm sein, zu hören, daß er sich so
wohl befinde. — Der König antwortete: Sie können ihr
nichts Willkommeneres schreiben, als daß Sie Friedrich II.
sterbend gefunden haben!

*) Tout est morne, rien n'est triste; tout est occupé, rien
n'est affligé.

**) Ah, c'est dont encore le plus utile des marchés que
d'être bon!

dessen Namen nicht gegen den Prinzen Heinrich und dieser nicht gegen den König); doch umarmte er den Grafen Finkenstein zärtlich, der ein Ritter (chevalier), der Franzose und nächst dem Baron Kniphausen der einzige Mann ist, dem Prinz Heinrich vertraut. Ich danke Ihnen, sagte der König zum Grafen Finkenstein, für die großen Dienste, welche Sie unermüdet meinem Dheim leisteten, und bitte Sie, dieselben nunmehr auch mir zu leisten. — Es ist zu bemerken, daß Graf Finkenstein der unversöhnliche Feind Herzberg's, aber der Onkel des geliebten Fräuleins v. Wolf ist.

Indem der König von mir sprach, sagte er: Ich vermuthete, daß er den Auftrag hat, mich zu beobachten; seine Liebe zum Kaiser wird ihn aber wahrscheinlich nicht der Versuchung aussetzen, Böses von mir zu sagen.

Prinz Heinrich fürchtet, daß, die Lebensweise abgerechnet, die Methode und vor Allem die Gebräuche (les rites) der Regierung dieselben bleiben werden. — Der Prinz wünscht, daß man nicht zu lange mit den Zeichen des Zutrauens (gages de confiance) marke.

Dieser merkwürdige Brief zeigt, daß der Fürst Talleyrand doch auch seine Jugend und eine Zeit hatte, wo ihm durch die bittere Erfahrung eines mannichfaltigen Lebens noch kein dreifaches Erz um die Brust gelegt war.

Die Erscheinung, welche ihn so tief ergreift — daß nämlich das Größte am wenigsten geachtet, ja verschmäht und schmerzbar vergessen wird — lehrt in der Weltgeschichte viele Male wieder und erweist, wo nicht die Gemeinheit der Gesinnung, doch die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit der Betrachtungsweise. Insbesondere erleiden diejenigen Herrscher solch ein Schicksal, welche durch ihren überlegenen Geist gleichsam das Auge ihrer Zeit waren und eben deshalb auch in ganz anderer Weise Hand ans Werk legten, als Blödsichtige oder Ängstliche wünschten und billigten. Die Päpste Gregor VII. und Innocenz III., die Kaiser Friedrich II. und Karl V., die Könige Wilhelm III. und Friedrich II., die Königin Elisabeth und der Cardinal Richelieu u. s. w. theilen, so verschieden sie auch sonst sind, doch dasselbe Schicksal. Je mehr sie in Wahrheit geleistet hatten, in demselben Maße erwartete man noch mehr von ihren Nachfolgern, — und fand sich natürlich jedes Mal getäuscht. Alsdann tauchten allmählig die verdeckten Gestalten jener Herrscher aus den Wasserfluten wieder auf, durchbrachen den Nebel oberflächlicher oder boshafter Urtheile und erfreuten sich nunmehr als die Träger der Weltgeschichte einer glorieichen Unsterblichkeit.

Die Betrachtung ist jedoch hiermit nicht abgeschlossen; beschränken wir sie indessen, auf den vorliegenden Fall. Daß so Mancher damals in Berlin mehr düster als traurig, mehr beschäftigt als betrübt war, hatte seine Gründe. Wie man auch über Friedrich II. und seinen Nachfolger dachte und urtheilte, darin stimmten wol Alle überein: die Veränderung der Persönlichkeit und der daraus folgenden Dinge sei keineswegs so unbedeutend wie bei vielen andern Thronwechseln. Und dieser Hinblick auf das Andere und Neue, was eintreten werde und müsse, beschäftigte die Gemüther und veränderte die Haltung der Vornehmen wie dereringen.

An allem Schmerz sollte es aber gefehlt haben, oder gar an aller Besorgniß neben allen Hoffnungen? *) Ich kann mich davon trotz der soeben angeführten Betrachtungen und des scheinbaren Zeugnisses von Talleyrand nicht überzeugen. Die edle Beymuth des Marfchalls Müllendorff hätte im preussischen Heere, ja in dem ganzen preussischen Staate gar keinen Anklang ge-

funden? Er wäre der einzige Leidtragende und nicht der Sprecher für unzählige bewegte Herzen gewesen? Erst aus den beiden Richtungen, die sich nach des Fürsten Talleyrand Bemerkung offenbarten, der Gleichgültigkeit und der Theilnahme, der Beziehung auf sich und auf Andere, erklärt sich das Wesen der gesammten menschlichen Natur; sie gehören beide zu ihr, wie sich auch Lob und Tadel über ihren Werth und Unwerth aussprechen mag.

Ah! So ist es denn doch der nützlichste Handel, gut zu sein. Dieser Ausruf wirft ohne Zweifel einen Schatten auf Friedrich II., oder soll ihn werfen. Ob Fürst Talleyrand wol jetzt noch so schreiben, wie er wol seine damaligen Worte deuten und berichtigen würde? Das Wort: gut, ist so wohlklingend und schönbar so bestimmt; und doch, wie ist es in Wahrheit so vieldeutig und so schwer im innersten Wesen zu erkennen! Den Griechen ward Inhalt und Richtung deutlicher, sofern sie zu der Güte als zweite Forderung oder Nebenbestimmung das Schöne hinzusetzten; allein für unsere Tage läßt sich nur in einzelnen Fällen von diesem Verfahren ein genügender Gewinn erwarten.

Auf häufigsten geräth man jetzt dadurch in Irrthum, daß die Güte ganz im Allgemeinen; ich möchte sagen, fast vernachlässigend aufgefaßt und aus dieser Abstraction kein Übergang für das Lebendige, Individuelle, für den einzelnen Fall aufgefunden wird; und doch bekommt nur auf diesem Wege die gestaltlose Güte eine rechte Physiognomie und einen qualitativen Inhalt, sobald die Güte eines Kindes und eines Greises, eines Mannes und einer Frau, eines Unterthans und eines Königs u. s. w. sich sondert und die Würde und Echtheit jener über eben dadurch erwiesen wird, daß sie derlei Verwandlungen nicht bloß zuläßt, sondern fodert.

So hätte denn doch wol Friedrich II. nicht bloß den nützlichsten Handel für sich und den preussischen Staat zu Stande gebracht, sondern es bleibt selbst dann, wenn man die Beziehung auf den Nutzen als untergeordnet verwirft, oder alle Vorwürfe, welche dem Könige grade in dieser Beziehung gemacht werden, anerkennt, dennoch sehr viel übrig, seine königliche Güte zu erweisen, sobald es sehr irrig wäre, sie für die des unbedeutenden Prinzen Karl wegzugeben! Mag man die Güte, wie Einige wollen, hauptsächlich in Erfüllung der Pflichten, oder, wie Andere vorziehen, in die Ausbildung und Innigkeit des geistigen Lebens setzen, immer wird Friedrich II. vollgewichtig unter den Königen und nicht geringer unter den Nichtkönigen stehen bleiben.

6) Berlin, den 22. August 1786.

Prinz Heinrich ist ganz besonders zufrieden mit dem Könige, welcher vorgestern den größten Theil des Nachmittags mit ihm zubachte. Er behauptet, dieser zeige ihm jede Art von Vertrauen; aber ich fürchte, der Prinz hält Höflichkeiten für wichtige Reden. Er behauptet, Herzberg sei seinem Falle nahe, ich glaube aber davon kein Wort. Mein Nefse und ich, sagt der Prinz, wir haben uns darüber ausgesprochen; in diesem Falle, besorge ich, hat der Nefse den Dheim getäuscht. Der vermittelnde und versöhnende Geist des Königs, seine natürliche Güte, welche ihn dahin bringt, Jedem in ähnlicher Weise zu empfangen, können ohne Vorfaß in einen Irrthum hineinführen und verkündigen mehr, daß er ein fühlendes Herz, als daß er einen starken Charakter besitzt. Prinz Heinrich versichert, er sei ganz für Frankreich u. s. w. In Wahrheit glaube ich: man weiß durchaus nicht, was der König thun wird, und Prinz Heinrich übertreibt seinen Einfluß. So gibt es also keinen angenommenen Plan.

Ich habe Herzberg gesehen und ihn gefunden wie

*) Auch ist das Gegentheil durch die genügenden Zeugnisse erwiesen.

sonst, etwas Verstellung abgerechnet. Er hat gegen mich sehr die Anklage bestritten, daß er englisch gesinnt sei. Er scheint nicht im Mindesten zu glauben, daß er des Prinzen Heinrich bedürfe; ja, er hat ihn nicht einmal besucht, welches ein Fehler und selbst unschicklich ist. Es scheint, daß hier alle Parteien den Hrn. v. Bergennes achten; aber sie fürchten das österreichische System und möchten gern eine Versicherung, ein Pfand haben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Revolution in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Ein Beitrag zum Verständniß unserer Zeit und ihrer Erscheinungen. Von E. P. Pons. Leipzig, Gung. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herr Verf. hat mit nicht geringer Anlage, schwierige und nicht beliebte wissenschaftliche Fragen in einer obligaten Form zu beantworten, in dieser Schrift eine Aufgabe zu lösen gesucht, deren Schwierigkeit besonders in der Begründung des Vorhandenseins und der Nothwendigkeit des Gesetzes der Bewegung in allen staatsgesellschaftlichen Verhältnissen liegen möchte. Aus der Geschichte der Entwicklung menschlicher Gesellschaftstriebe und Begriffe allein hat den praktischen Staatsmännern jene Nothwendigkeit nicht satzhaft gerechtfertigt erscheinen wollen; vielmehr haben sie geglaubt, jene Begriffe und Triebe beherrschen und das Princip der Stabilität socialer Einrichtungen begründen zu können. Daß dieses wie jenes eine Einseitigkeit sein müsse, hat der daraus zwischen beiden Principien entstandene ernsthafte Conflict bewiesen. Man kann ebenso wenig dem Systeme der Bewegung unbedingt huldigen, als man eine solche Huldigung an das System der Stabilität verschwenden darf. Nirgend grausamer als in der praktischen Staatsverwaltung rächt sich die Einseitigkeit eines Systems an der Folgezeit.

Der Hr. Verf. findet nun einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt aller Systeme im Bedarf des Augenblickes und im Vorthell für die Zukunft. Zur Befriedigung jenes drängt die tägliche Nahrungssorge; dieser gehört der fortgesetzten Speculation, mehr als den Bedarf zu erwerben und zu besitzen, an. Der erstere ist die früheste thierische, der letztere die nächste geistige Regung der Menschennatur; beide jedoch gehören in ihren Gründen und Zwecken der Sinnlichkeit an, und von dieser aus wäre also der Impuls zur Bewegung und somit zur Gestaltung der menschlichen Gesellschaft gegeben und erhalten.

Demnach tritt der Mensch zuerst gewaltsam gegen die geringere und schwächere Creatur auf; sein Geist bietet ihm die Mittel, sie zu beherrschen, die Jagd- und Weideplätze der Wilden und Nomaden werden zum Besitz; dieser Besitz wird anfangs mit Gewalt, allmählig durch das Recht, eine stillschweigende Übereinkunft und Anerkennung des Besitzes, gewonnen und erhalten. Die Schwankungen der Gewalt und des Rechtes dauern indessen fort; es entsteht durch die Gewalt ein mißbräuchliches Recht des Stärkern auf den Besitz und den Gebrauch der Kräfte des Schwächern; daraus entwickeln sich revolutionnaire Tendenzen, die zum Naturrechte, d. h. zu einem vernünftig und natürlich geordneten, gleichen Rechtszustande hinstreben.

Der Herrschaft der Gewalt folgt allgemach die Herrschaft des Rechts. Der große sociale Begriff des Eigenthums wird unter den Schutz geeigneter Gesetze gestellt, deren Garantie der Staat übernimmt. Die aus den Zeiten der Gewalt in die Zeit des Rechts herüberreichende Ungleichheit des Eigenthums und der persönlichen Berechtigungen führt jedoch neue Mißbräuche herbei. Von Neuem erwacht die Unzufriedenheit mit den gewordenen Zuständen, worin der Vorthell Aller nicht gleichmäßig gesichert ist. Eine reiche und erblich-privilegierte Aristokratie

hält sich für die bevorzugte Classe der Sterblichen, und je fester sie an dem historisch-Gewordenen sich anklammert, desto entschiedener entwickelt sich im Gegensatz von ihr die Idee der gleichen Berechtigung zu gleichen Vorthellen für alle Glieder der Gesellschaft. Die allmählig gebildete historische Rechtsidee tritt der philosophisch begründeten Rechtsidee entgegen; die Wissenschaft bemächtigt sich des in der Wirklichkeit vorhandenen Streits, und es findet der eine Theil, daß die Stabilität des Besitzes und des Rechts dem Fortschreiten der Menschheit nachtheilig sei, während der andere Theil dieses Fortschreitens seinem Besitze und Rechten als nachtheilig erkennt. Beide bedürfen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, der Gewalt, und die Ausübung dieser, dem vorhandenen Rechts- und Besitzstande gegenüber, bildet die Wohlthat und den Ueberstand der Revolutionen.

Nun ist es ausgemacht lächerlich, den Menscheng Geist aufhalten zu wollen, wenn er sociale Ideen entwickelt, und es bleibt daher nichts übrig, als vor dieser Rarheit sich zu hüten; sonst müssen die revolutionnairen Tendenzen nothwendig hervortreten und die aus den stabilen Rechten entspringenden Mißbräuche und Nachtheile für die Gesellschaft gewaltsam bekämpft werden.

Diesem kann nur durch die Feststellung der gesetzgebenden und Executivgewalt begegnet werden. Es muß sich an der Stelle der Gewalt Einzelner eine Staatsgewalt entwickeln, deren höchster Vorthell es ist, die ungemessene Verschleбенheit des Rechts der Einzelnen, wie es durch Gewalt erworben ward, gegen eine bestimmte Gleichförmigkeit zu vertauschen. So entsteht, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, „die Gewalt des Regenten, welche die Anwendung der Gewalt bei allen übrigen Mitgliedern des Staats ausschließt und verhindert; sie bildet als Staatsgewalt die Grundlage für die Herrschaft des Rechts, von der Gesetze und Eigenthum nothwendige Folgen und gleichsam die erstgeborenen Kinder, aber keine Naturproducte, sondern künstliche Erzeugnisse des menschlichen Geistes sind“.

Es ist dies freilich nur eine illusorische, keine eigentlich philosophische Denkform, in der hier zwischen Natur und Kunst unterschieden wird. Nach unsern Begriffen nämlich trägt jede humane Vergesellschaftung alle Kräfte ihrer weitem Entwicklung und Modalitäten in sich, und jede derselben bringt die Anlage zur Civilisation mit sich, weil der Menscheng Geist in der Menschennatur eben das Vorherrschende ist. Ob diese Entwicklung vom Despotismus oder vom Republikanismus ihren Anfang nehme, ist gleichgültig; die Ungebundenheit beider führt die Vermittelung der höchsten Ideen des Rechten, Wahren und Guten herbei. Deshalb aber tadeln wir den Versuch des Hrn. Verf. nicht, vom Bedarf und Vorthell aus die Gesellschaft mit ihren Bestrebungen zu betrachten. Es ist eine Robekrantheit unserer Tage, daß alle sinnliche Tendenzen den geistigen übergeordnet werden. Nicht die höchsten Ideen sind es gegenwärtig, die den Menscheng Geist zur höchsten Thatkraft und Elasticität emporreißen, sondern der Vorthell. Wie, wäre denn das Gute auch um des Vorthells willen da und nicht um seiner selbst willen? Oder existirte es gar nicht, sondern bloß der Vorthell und bloß die Nothwendigkeit, den Vorthell zum Vorthell Aller zu machen, sodaß also ein Generalvorthell im Regenten zur Existenz gebracht werden mußte, der unter dem Begriff „Souveränität, die Gewalt in sich vereinigte, wodurch er alle Glieder der Gesellschaft zwänge in seinem Vorthelle ihren Vorthell zu suchen“?

Ref. muß es dem gebildeten Leser völlig anheimgeben, ob die höchsten Ideen des Guten, Rechten und Wahren gar keinen Antheil an der Ausbildung unserer socialen Zustände haben sollen; oder ob nicht im Gegentheil jede neue Entwicklungsstufe, jede neue Evolution des Menscheng Geistes einen Schritt näher zu den höchsten Ideen geführt habe. Es wäre entsehl, wenn es anders wäre, und eine Revolution gegen Pfaffengeschmeiß und Junkerthum auch nicht einen Tropfen Bluts der bürgerlichen Canaille werth gewesen. Aber die großen Kriege eines

Ludwig XIV., eines Friedrich des Großen, eines Napoleon sind doch um des Vortheils willen geführt worden? Wohlan! Dies eben ist der Unterschied! Kämpften sie für eine höchste Idee, wie Gustav Adolf, wie Washington, wie Kosciuszko, wie selbst Blücher und seine begeisterten Scharen? Welchen Vortheil suchten diese? Sie versprühten ihr Blut, um den Boden der Selbstfreiheit zu düngen, der Eine mit dieser, der Andere mit jener geistigen Nebenrichtung, aber an einen sinnlichen Vortheil hat vielleicht Keiner klar gedacht, als er das Köstlichste seines Besizes, sein Leben, auf den Opferherd des Vaterlandes legte.

Folgen wir daher dem Hrn. Verf. auch gern von der Idee der Souverainetät zum Absolutismus und zum Parteinwesen, das sich unter ihm entwickelt und Ultras, Radicale und Gerville mit ihren positiven und negativen Richtungen hervorruft, bis das Übermaß des Mißbrauchs der Vortheile, welche die Regentengewalt im Absolutismus entwickelt, die gewaltsame Reaction der Bes- und Übervortheilten erweckt, so bleiben wir doch dabei stehen, daß uns die Menschheit Ekel erregt, wenn wir sie uns lebighen unter die Nothwendigkeit des Vortheils gestellt denken. Wir geben zu, daß er ein großer Hebel sei, Alles in Bewegung zu halten; allein die ewige Kraft und der ewige Wille, welche diesen Hebel in Bewegung setzen, sind die höchsten Ideen.

Der Hr. Verf. scheint die Klippe, an welcher sein modernes System scheitern könnte, wohl gefühlt zu haben. Um seine Ansichten durchzuführen, muß er sich stets damit helfen, daß er die durch die Richtung auf individuellen Vortheil entstehenden Mißbräuche jeder bisher gangbaren gewesenen Gesellschaftsordnung nachweist. Daher kommt es, daß seine Dialektik in zu wenige Begriffe eingeeengt und seine Polemik zu obligat, zu vorsichtig eingehüllt bleibt. Eine große historische Wahrheit ist sicher hier dem Systeme geopfert, die Wahrheit, daß der Menscheng Geist nicht die sinnlichen Vortheile zum höchsten Ziele seiner Entwicklungen gestempelt habe, sondern die höchsten Ideen. Zugegeben aber muß werden, daß die höchsten Ideen immer mit dem sinnlichen Vortheile Hand in Hand gehen, und daß letzterer in den trüben Zeiten der Geschichte eines Volks oftmals stärker hervortrete als jene. Diese Momente sind es, welche der Hr. Verf. als die immer wiederkehrenden Mißbräuche des Vortheils bedeutend genug bezeichnet. Die Souverainetät, als Inbegriff des Gesamtvortheils repräsentirt durch die oberste Staatsgewalt, artet in Absolutismus und dieser, sobald er seinen ideellen, sehr engen und gefährlichen Standpunkt überschreitet, in Willkür, mithin in verlegender Beschränkung der Freiheit aus.

Wie der Hr. Verf. gerade bei dieser Anschauung nicht darauf hat kommen mögen, daß die möglichste Freiheit des individuellen Willens das höchste Gut in der humanen Societät bleibe, daß nur unter der stillschweigenden Voraussetzung dieser Freiheit alle sociale Formen adoptirt werden, und daß ihr Werth nur danach bemessen werden könne, ist uns nicht ganz klar geworden. Man muß dem Systeme nicht zu große Opfer bringen! Wichtig bleibt jedoch die höchst bedeutende, jedoch so wenig als das System des Vortheils selbst neue Ansicht, daß nach dem bisherigen Gange, den der sociale Vortheil unter der Herrschaft der rohen Gewalt und des feudalen Rechtes und Besizes genommen hat, der Souverainetät als erblichem Recht auf den Gesamtvortheil eine Katastrophe bevorstehe. Wie der Feudalismus nach und nach vollends zusammenbrechen muß, so muß die Blüte und höchste Frucht desselben, die erbliche Feudalsouverainetät, vom faulen Stamme abfallen. Ein neues sociales Princip bereitet sich gleichsam im stillen Reich des Gedankens vor und bildet sich im Bürgerthume durch. Denn dadurch, daß es einen obersten und Gesamtvortheil gibt, welchem die übrigen Individualvortheile sich hingeben, entsteht natürlich der reine Gegensatz, daß ein unterer Vortheil vorhanden sein müsse, und daß mithin eine große Masse von Menschen in der Gesellschaft von dieser kleinen Vortheil, sondern nur die Plage für dieselbe hat. Entsteht daraus

ein überwiegendes Mißbehagen und ein Hang, sich diesem Zustande, z. B. durch Auswanderung zu entziehen, so ist dies nur ein Symptom mehr von dem ungesunden Organismus der Gesellschaft. Durch den wachsenden Reichthum Dessen, dem der Vortheil Aller dienen muß, wird der Arme immer ärmer, denn es ist ein Pflanzplan der Staatsweisen, wenn sie meinen, es könne der eine Theil an Vortheil und Reichthum zunehmen, während der andere Theil daran auch zunehme. Wo soll es denn am Ende herkommen? Jede Quelle läßt sich ausschöpfen. Man überzeuge sich nur an England und vor Allem an Irland, das ja Jeder aus den „Briefen eines Verstorbenen“ und aus des großen Agitators Schilderungen satfam kennt. Je reicher Einzelne geworden sind und werden, desto ärmer und elender ist das Volk geworden. Es ist dahin gekommen und wird auch bei uns dahin kommen, daß der Arme nicht einmal mehr seinen Bedarf gesichert sieht. Er wird, sobald die Massen groß genug geworden und der Augenblick günstig ist, nach der Quelle des Übels greifen und der Centralisirung des Vortheils den Krieg machen. Die Geldkrise Amerikas ruht auf derselben falschen Basis, und es kann daher das Bankwesen nicht bestehen, wodurch Einzelnen das Recht zugesprochen wird, allen Gesamtvortheil zu ziehen. Es ist sicherlich ein falsches System, was unsern europäischen Fabrikwesen zu Grunde liegt. In Nordamerika hat man durch die großen Fabrikinstitute mit unglaublichem Scharfsinn diese Klippe, woran sich England zuerst zertrümmern wird, zu umschiffen gesucht. Nur in der vollsten Gegenseitigkeit alles Vortheils kann eine neue Garantie dafür gegeben werden, daß die gewerbliche Industrie keine verderbliche Richtung nehme. Mithin liegt der Vortheil Aller in dem Fortstreben und Annähern zu den höchsten Ideen des Rechtes, Gutes und Wahren.

Wir müssen dem Hrn. Verf. noch zugeben, daß er die socialen Verhältnisse und Mißverhältnisse scharf beobachtet habe, und bebauern nur, daß er nicht mit größerer Beilichkeit der Darstellung seine Aufgabe gelöst hat. Die schleppenden, eingeschachtelten Perioden sind völlig außer dem Geschnack unserer Tage, höchstens leiht damit noch ein alter juristischer Perückenstock seinen aufgespinnelten Scharfsinn ab. Der Hr. Verf. hätte von dem „jungen Deutschland“, dessen Richtungen er mit mehr Positivität, als dieses selbst besitzt, eine Brücke (Pons?) tritt, hierin etwas annehmen können, was seinem Werke zur großen Hilfe gedient und seiner Belehrung ein größeres Publicum — das ihr in der That zu wünschen ist — gesichert haben würde. 52.

M i s c e l l e n .

Zu Anfange dieses Jahrhunderts gab ein Reisender folgende wörtliche Übersetzung des Aushängeschildes an der Bude eines chinesischen Fintenfabrikanten, der in dem Angreifen seiner Waare unsern Marktschreibern nichts nachgibt: „Sehr gute Finte, sehr schöne, sehr alte Bude. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir machen diese Finte. Sie ist schön und hart, sehr hart (die Chinesen schreiben mit Tusche), ausgefucht schön, schwarz vorher und nachher. Ich verkaufe sehr gute Finte, der erste Ankauf ist sehr theuer. Diese Finte ist schwer, sie ist aus Gold, Niemand kann solche Finte machen. Andere machen Finte, um Geld zu verdienen und um zu betrügen, ich allein mache sie um der Ehre willen. Viele vornehme Leute kennen meine Finte, meine Familie betrügt nie. Ich mache Finte für den Kaiser und alle Mandarine, die ihn umgeben. Alle Leute von einiger Bedeutung müssen in meine Bude kommen und meinen Namen wissen: Ungwanfchi Gotschu.“

Fontenelle befand sich einst mit ein paar Seiten zu Lische. Beim Dessert stritten sie lange über Sprache und Lebensarten. Endlich fragten sie ihn scherzend, ob es besser gesagt sei: Geht uns zu trinken, oder bringt uns zu trinken. Fontenelle erwiderte lachend: „Am besten sagt man wol: Führt uns zum Trinken.“ 29.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 164.

13. Juni 1838.

Briefe des Fürsten Talleyrand, geschrieben in Braunschweig und Berlin, während der Monate Juli, August und September 1786.

(Beschluß aus Nr. 162.)

7) Berlin, den 26. August 1786.

Ich fürchte sehr, daß meine Weissagungen über den Prinzen Heinrich in Erfüllung gehen. Den Proceß über die Ämter wird er gewinnen *), aber niemals den über das Mitregieren. Doch hat Herzberg mir aufgetragen, dem Prinzen in Einigem entgegenzukommen**), woraus man schließen könnte, er sei seiner Sache nicht ganz gewiß. Nie habe ich den Prinzen dahin bringen können, zu etwas Ähnlichem die Hand zu bieten. Bald aufgeblasen, bald aufgeregt, hat er weder sein Gesicht noch seine ersten Bewegungen in seiner Gewalt. Er ist salich, und versteht doch nicht sich zu verstellen, voll von Anlagen und geistigen Ideen, und doch ohne eigne Meinung. Kleine Mittel, kleine Rathschläge. Leidenschaften, Ansichten, Alles ist klein in der Seele dieses Menschen, während er in seinem Geiste etwas Gigantisches hat. Stolz wie ein Emporkömmling, eitel wie ein Mensch, der gar kein Recht auf höhere Achtung hat, kann er weder führen, noch geführt werden. Er ist eins von den zu häufigen Beispielen, daß ein kleiner Charakter die größten Eigenschaften tödten kann.

Nichts fürchtet der König von Preußen mehr, als daß man glaube, er werde von Andern beherrscht. In dieser Beziehung ist der Prinz Heinrich unter allen Menschen derjenige, welcher ihm am wenigsten zusagt; denn ich glaube, der König würde einwilligen gar nicht zu regieren, wenn man nur glaubte, daß er Alles mache.

Eine merkwürdige Veränderung: das Generaldirectorium ist auf den Fuß zurückgebracht, wo es unter Friedrich I. (Friedrich Wilhelm I.) war. Eine gute Maßregel. Aus der Wuth König Friedrich II., Alles selbst zu thun, folgte, daß er unter allen Königen Europas am meisten betrogen wurde. Aus der Thorheit, alle Angelegenheiten des Königreichs Preußen in anderthalb Stunden abzumachen, folgte, daß die Minister unbedingte Herren innerhalb ihrer Ab-

theilungen waren. Jetzt sind sie gezwungen, Alles in Gemeinschaft zu beschließen, Einer bedarf der Zustimmung des Andern, und die Dinge werden wenigstens beraten. Es ist nunmehr eine Art von beratender Versammlung (conseil).

Der Herzog von Braunschweig ist angekommen. Der König war mit ihm weder kalt noch warm. Es scheint, die ganze Reise wird sich nur auf Höflichkeiten beziehen. Nur die Kraft der Dinge kann einen solchen Minister herbeiführen, der fest wäre und sich nicht bloß mit der äußerlichen Oberfläche befaßte.

Prinz Heinrich wünscht, daß man in einen Zeitungsbericht setzen lasse: Hr. v. Herzberg, über den keineswegs ein Jeder gut spricht, scheint das volle Vertrauen des neuen Königs zu besitzen und selbst Herr der Geschäfte zu sein. Gewiß wäre dies das beste Mittel, den Mann zu stürzen, wenn anders dies der Zweck ist.

Manche haben, zum Theil wol aus Geist des Widerspruchs und um etwas recht Auffallendes zu sagen, den Prinzen Heinrich über den König Friedrich II. hinaufgestellt; solch eines Irrthums war Fürst Talleyrand selbst in dem Augenblicke nicht fähig, wo er streng über diesen urtheilte.

Warum indessen der thätige, aufmerksame König Friedrich II. mehr sollte betrogen worden sein als so viele unthätige, unaufmerksame Herrscher seiner Zeit, ist schwer zu begreifen. Die Vielregiererei eines ausgezeichneten Herrschers wirkt, selbst wo sie in Irrthum hineinführt, doch ganz anders als die Vielregiererei oder Unthätigkeit eines Stumpers.

Die erwähnten Veränderungen mit dem Generaldirectorium waren wohlgemeint und hatten manche Gründe, führten aber keineswegs zu dem Ziele, welches man sich vorgesetzt hatte.

8) Berlin, den 29. August 1786.

Es wird täglich schwerer, ein Prognostikon zu stellen; nur von der Zeit kann man ein wahrscheinliches erwarten. Der König scheint allen seinen Gewohnheiten zu entsagen. Er hat drei Reisen nach Hausen (?) gemacht; er hat Fräulein Wos nicht einmal gesehen; seit seiner Thronbesteigung nicht der Schein auch nur einer Schmeichelei. Ein Vertrauter seiner Schwächen schlug ihm vor, nach Charlottenburg zu gehen. Er antwortete: Nein, dort sind alle meine alten Versuchungen (allures). Er legt sich vor zehn Uhr nieder, steht um vier Uhr wieder auf, arbeitet ungemein viel und mit Anstrengung. Beharrt er dabei, so wäre dies ein einziges Beispiel von Überwindung drei-

*) Es waren Zweifel über Inhalt und Auslegung des Testaments Friedrich II. Ich habe den Auszug aus dem letzten weggelassen.

**) Quelques avances.

getragen zuwider ist, darum habe ich, erhabener Fürst, es gewagt, in Betracht, daß Euere Durchlaucht wunderbare Dinge preisen und loben, auch eifrig bemüht sind, dieselben zu erforschen, Euch Nachricht zu geben, welche Wunder und wie große unsern Könige und seinem Reiche neulich widerfahren sind. Weil, wie ich wohne, Euern Ohren das Gerücht von einer Jungfrau lauthar geworden ist, die, wie man glaubt, uns Gott mildeiglich gesandt hat, so will ich den Anbeginn ihrer Geburt erzählen, auf daß ich ihr Leben, ihre Thaten, Wesen und Sitten mit Wenigem berühren kann. Sie ist geboren in einem kleinen Dörflein, genannt Domremi, in der Balley von Bassigny, binnen und an den Grenzen von Frankreich an dem Flusse Maas bei Lothringen. Wie man weiß, ist sie von gerechten, einsätzigen Ältern geboren. In der Nacht der Offenbarung des Herrn (epiphaniae domini), in welcher die Völker der Werke Christi in größerer Wonne zu gedenken pflegen, ist sie ins Licht der Sterblichen eingetreten. *) Und wunderbar ward alles Volk des Ortes von überschwenglicher Freude bewegt; nicht wissend von

italienischen Freistaaten", Bd. VIII, S. 207; Leo's „Geschichte Italiens", Bd. III, S. 358.) Zur Zeit der Abfassung dieses Schreibens, 1429, saß auf dem mailändischen Herzogsthron Philipp Maria, für welchen der Bericht auch bestimmt gewesen sein muß. Da nun der Name dieses Herzogs mit dem der Überschrift des lateinischen Schreibens nicht übereinstimmt, so muß angenommen werden, daß entweder der Verfasser des Schreibens den richtigen Namen des Herzogs nicht genau gekannt habe, oder daß die Überschrift nicht echt und später, vielleicht erst von Pez selbst hinzugefügt ist; denn wir wissen nicht, daß Philipp Maria auch die Namen Johann Angelus geführt habe.

*) Dies ist, so viel bekannt ist, die einzige Angabe, aus welcher der Geburtstag der Jungfrau hervorgeht. Dieser würde demnach auf den 6. Januar fallen. In der alten deutschen Übersetzung steht: „In der nacht der von obenoffenbarung des herrn — das licht der todtlichn sie inging.“ Über dem Worte: „von obenoffenbarung“, steht geschrieben: „epiphania domini“, woraus hervorgeht, daß dem Übersetzer die Übersetzung der „von obenoffenbarung“ nicht recht genügte, weshalb er den lateinischen Ausdruck zur Verdeutlichung beifügte. Unrichtig ist es aber, wenn Götz diesen Ausdruck durch „in der Geburtsnacht des Herrn“ wiedergibt, wonach die Jungfrau in der Weihnachtsnacht geboren sein würde, da bekanntlich epiphania domini der 6. Januar ist. Über ihr Geburtsjahr stimmt man nicht ganz überein. Die Angabe, daß sie bei ihrem Tode 29 Jahre alt gewesen und in ihrem 27. zum Könige gekommen sei, also 1402 geboren sein müsse, muß als ganz unrichtig zurückgewiesen werden. Wenn indes Götz 1411 als ihr Geburtsjahr annimmt und sie doch kaum 19 Jahre alt den Feuertod erleiden läßt, so stimmt dies nicht zusammen; denn da bekannt ist, daß Johanna am 30. Mai 1431 den Scheiterhaufen bestieg, so würde sie um diese Zeit 20 Jahre und 5 Monate alt gewesen sein. In der von Friedrich Schlegel herausgegebenen „Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Memoiren“ (S. 34) wird angenommen, daß Johanna 1429 17 — 18 Jahre gezählt habe, wonach ihr Geburtsjahr 1411 oder 1412 sein würde. Unser Bericht gibt auch hierüber völlige Gewißheit. Nach ihm erhält die Jungfrau in ihrem 12. Jahre die erste Offenbarung. Darauf gehen unter wiederholten Offenbarungen noch fünf Jahre vorüber, und in ihrem 17. Jahre wurde die Aufforderung zur Befreiung Frankreichs erneuert. Dieses Alter hatte sie schon vor 1428 erreicht; denn erst als im Som-

der Jungfrau Geburt, lief es hin und her, fragend, was Neues geschehen wäre. Etlicher Herzen jauchzten von neuer Freude; ja, was mehr, die Hähne, gleich als der neuen Freude Verkündiger, ließen sich mit ungewöhnlichem, noch nie gehörtem Schrei vernehmen, und mit den Füßeln an den Leib schlagend, sah man sie noch über zwei Stunden des neuen Dinges Geschichte weissagen. Das Kind wuchs heran, und da es sieben Jahre erreicht, ward es nach Sitte der Ackerleute zur Hütung der Schafe gebraucht, wobei ihm, wie man weiß, kein einziges Schaflein verloren ging und nie eins von wilden Thieren gefressen ward. Und wenn sie in des Vaters Hause war, beschützte sie alles Gefinde mit solcher Sicherheit, daß weder der Feinde List, noch der Barbaren Bosheit ihnen im geringsten widerfahren konnte. Darnach, da ihres Alters zwölf Jahre verflossen waren*), geschah ihr die erste Offenbarung in folgender Weise.

Als sie in Gesellschaft mit den Mägdelein die Schafe ihrer Ältern hütete und auf einer Wiese umherging, ward sie von den andern gefragt, ob sie für eine Hand voll Blumen oder etwas dergleichen um die Wette springen wolle. Sie willigte ein, und da sie es zugesagt, wurde sie mit solcher Schnelligkeit zum andern und zum dritten Male im Laufe bewegt, daß die andern gar nicht glauben konnten, daß sie die Erde betrete, also, daß eines der Mägdelein ihr zurief: „Johanna (das ist der Name der Jungfrau), ich sehe dich fliegen über der Erde durch die Luft!“ Und als sie den Lauf vollbracht hatte und am Ende der Wiese wie verzückt und ihrer Sinne entfremdet, wieder Athem schöpfend den ermüdeten Körper ausruhte, da stand bei ihr ein Jüngling, der sie also anredete: „Johanna, eile nach Hause, denn die Mutter hat gesagt, sie bedürfe deiner Beihülfe.“ Glaubend, daß es der Bruder oder einer der Nachbarknaben sei, kam sie eilends nach Hause. Die Mutter, ihr begegnend, fragte sie um die Ursache ihres Kommens und des Verlassens der Schafe und schalt sie darüber aus. Darauf antwortend, sprach die unschuldige Jungfrau: „Hast du nicht nach mir geboten?“ Worauf die Mutter „Nein“ erwiderte. Da glaubte sie sich zuerst betrogen und war Willens, zu ihren Gespielen zurückzukehren. Schnell aber ward vor ihre Augen eine hellglänzende Wolke geworfen, und aus der Wolke geschah eine Stimme an sie, die sprach: „Johanna, dir gebührt, einen andern Weg zu gehen**“) und wunderbare Thaten auszuführen, bieweil du Die bist, welche der König des Himmels erwählt hat zur Wiedererhebung des Königreichs Frankreich, zu Schutz

mer dieses Jahres der Graf von Salisbury nach Frankreich kam, wurde sie durch eine neue ungewöhnliche Erscheinung zur Eile aufgefordert. Da sie nun aber erst im Februar 1429 zum Könige nach Chinon zieht, wo sie am 24. Februar ankommt, so muß sie am 6. Januar 1429 schon ihr 18. Jahr zurückgelegt haben, war also nicht erst 17 Jahre alt, als sie zum Könige kam, wie Götz (S. 82) annimmt. Sie war folglich am 6. Januar 1411 geboren.

*) Also 1428.

**) Oder: Dir gebührt ein anderes Leben zu führen („oportet te aliam vitam agere“).

und Schirm des Königs Karl; der aus seiner Herrschaft vertrieben ist. Mannsleibung anziehend, sollst du Waffen nehmen und wirst ein Haupt des Krieges sein. Alles soll nach deinem Rathe regiert werden.“ Da also die Stimme vernommen war, verschwand die Wolke, und die Jungfrau war solches Wunders erschrocken. Sie schenkte selbst dem Gesprochenen keinen Glauben, sondern verwirrt wußte sie in ihrer Unschuld nicht, ob sie glauben sollte oder nicht. *) Obwol gleiche Offenbarungen der genannten Jungfrau forthin bei Tag und Nacht geschahen und mit Zeichen öfter noch erneuert wurden, so schwieg sie dennoch und entdeckte ihr Herz Niemanden als nur allein dem Pfarrer, und in solcher Verworrenheit verblieb sie eine Zeit von fünf Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Die englischen Universitäten und ihr Lehrsystem.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Der cambridger Professor Whewell hat in seiner Schrift: „Bemerkungen über die Grundlage der Erziehung auf englischen Universitäten“, sich die Mühe gegeben, zeigen zu wollen, daß es ein großes Übel sei, wenn man die Philosophie zur Grundlage der Studien mache. Es könne unmöglich da gut um die Köpfe und Geister der Nation stehen, wo, wie in Deutschland, jeden Augenblick ein neues philosophisches System aus Tageslicht komme; der Mangel an intellectueller Wohlfahrt bei der deutschen Jugend habe eben in dieser Menge von Philosophien ihren Grund; dadurch komme die heillosste Verwirrung in die Köpfe. Wer könne denn wissen, ob die geistigen Schätze, welche Jemand sich mit Mühe erworben, nach der nächsten, stets drohenden, philosophischen Revolution überhaupt gültig seien? Es wäre in Deutschland eine ununterbrochene philosophische Hejag und ein System dränge und schiebe das andere. Was solch ein cambridger Professor überhaupt für Begriffe von freier Forschung und freier Bewegung des Geistes und von Philosophie überhaupt hat, geht aus folgender Stelle hervor, die deutlich zeigt, daß er die Fülle von Regsamkeit und mannichfaltiger, vielseitiger Strebsamkeit der intellectuellen Welt Deutschlands nicht im entferntesten auch nur ahnt, geschweige denn zu würdigen weiß. Er sagt: „Kant hat eine große philosophische Eroberung gemacht, und man glaubte, es sollte damals ein philosophisches Universalreich gegründet werden. Aber Fichte, der anfangs sich zu Kant hielt, setzte ihn nachher ab. Schelling wandte den Gehorsam Deutschlands von Fichte ab; und darauf wurde Hegel mächtiger als irgend einer seiner Vorgänger, und nun kommt der junge Fichte und erhebt die Fahne des Aufstandes gegen alle diese Herrscher (rulers). Wie kann nun unter diesem steten Wechsel, bei dieser ewigen

*) Es fragt sich: woher hatte der Verfasser des Berichts diese Angaben aus der Jugendgeschichte Johanna's? Aus ihrem eignen Munde wahrscheinlich nicht; denn sie selbst würde ihm sicherlich gesagt haben, ob der ihr erscheinende Jüngling ihr Bruder oder eines der Nachbarkinder gewesen sei. Da Johanna den Jüngling neben sich sah und reden hörte, so konnte sie nicht glauben, sondern sie mußte es wissen, ob es ihr Bruder oder ein bekannter Nachbarssohn gewesen sei. Man sieht also, daß sich schon 1429 Volksagen über die Jungfrau gebildet hatten; denn offenbar waren die Erzählungen des Berichterstatters über die Geburt und erste Jugendgeschichte der Jungfrau aus den im Volke schon vorhandenen Sagen genommen. Auch mußte es wunderbar zugegangen sein, wenn die Leute in Domremi späterhin sich noch erinnern konnten, daß in der Geburtsnacht Johanna's die Fahne mit ungewöhnlichem Geschrei ein durch ihre Geburt in die Welt eintretendes Wunderkind verkündigt hätten.

Furcht vor Wechsel und Veränderungen ein Mann ruhig sein geistiges Brot unter seinen Weinreben oder seinem Feigenbaume essen? Wie kann er seine eignen Gedanken cultiviren, die gewöhnlichen Gewohnheiten, welche er sich angeeignet, die Kenntnisse, so er erworben, friedlich und ungestört genießen? Auf alten Glauben, der ja hier verschwindet, kann sich Niemand stützen. Der Mensch wird unvermeidlich ein unruhiger, ins Weite zerfliehender Speculationsmacher, er kritisiert, was vor ihm in der Philosophie geschehen ist; er legt sich darauf, um herauszufinden und zu vermuten, was wol der nächste Schritt sein wird, häßt so seine klaren Ideen ein, verliert die Gewohnheit, streng und genau zu denken, die doch unumgänglich nöthig ist, wenn man wirkliche Fortschritte machen will. Ein anderer Nachtheil bei der deutschen Lehrmethode ist der, daß dabei die Studirenden sich zu Kritikern aufwerfen, während sie doch nur Zöglinge sein sollen; sie stellen sich dem Professor gleich und haben vor ihm nicht Respect genug.“

Der Drforder seinerseits meint nun, alle Verwirrung, welche durch mögliche Theorie und Philosophie in den Köpfen der Studirenden angerichtet werden könne, vermeide man dadurch, daß eine feste Theorie angenommen würde, an die sich der Lehrer streng halten müsse und über die er nicht hinausdärfe. In Oxford habe man darum des Aristoteles „Ethik“ ein für allemal zum Grunde gelegt. Welche man aber jemals von derselben ab, gestattete man den Einbruch von Theorien, so werde man schon sehen, welches Unheil über ganz England kommen müsse. „Die englischen Universitäten sind nicht der Meinung, daß die jungen Leute ohne Antrieb von außenher das lernen würden, was für sie zu wissen gut und nothwendig ist; sie glauben nicht, daß der Geist mit Kenntnissen angefüllt werden kann, wie man etwa einen Eimer mit Wasser füllt; es ist nicht genug, daß die Studirenden auf den Bänken vor dem Lehrstuhle sitzen; ohne catechetische Lehrweise, wobei erklärt, eingeschärft und geprüft wird, erzielt man keine tüchtigen Resultate. Offenkundig Professoren aber können nicht viel mehr thun, als ihre Vorträge halten, wie in Schottland geschieht. Die Zuhörer sind zahlreich, die Lehrer kennen weder den Charakter noch den Namen der einzelnen Individuen; sie stehen zu denselben in keinen nähern Beziehungen, und es fehlt ihnen an Disciplinargewalt. Können sie es doch nicht einmal erzwingen, daß der Student die Vorlesung besucht, und zur Aufmerksamkeit können sie auch Niemand anhalten. Leider ist dort das Princip der Freiwilligkeit in die Erziehung eingeführt worden; es ist aber in Bezug auf diese ebenso abgeschwächt und albern als in Bezug auf Religion. Der Studirende wählt sich seinen Lehrer nach Gutbünken, dieser aber hat keine Macht, zu strafen, und muß deshalb danach trachten, blutjungen Leuten wohlgefällig zu werden; er kann sie nicht controliren, muß sie sich selbst überlassen und kann sie zu keinem festen Lehrcurfus anhalten. Bei dem Professorialsysteme lernen übrigens die Studenten weit schneller, weil sie sich eben nur mit Dem beschäftigen, was ihnen zusagt; aber es ist so Vieles, das sie nicht lernen, und das sie doch nothwendig wissen sollten. Der Lehrer muß deshalb Macht haben, die Studenten zwingen zu können. Wo bloß Professoren lehren, da mag der junge Mensch in einzelnen Sachen wol recht Ausgezeichnetes leisten, aber gewiß fehlt es seinem Geiste an allgemeiner Ausbildung, Sicherheit und Reife, die ja eben durch Erziehung und Unterricht hervorgebracht werden sollen. Ohne Tutors aber wird man dieses herrliche Ziel nie erreichen. Da aber speculative, zu Theorien sich hinneigende Köpfe zu Tutors nichts taugen, sondern nur Leute, die mit Ruhe, Fleiß und Geduld den Studien obliegen, so kann man auch nur solche gebrauchen und soll jenen den Unterricht der Jugend nicht in die Hände geben; lehrt aber ja ein solcher, so muß man ihm wenigstens nicht erlauben, seine Theorien vorzutragen. Daß aber ein solches Unterrichtssystem das bewundernswürdigste in Europa ist, kann Niemand ableugnen. Die ausgezeichnetsten Männer im Parliamente, auf der Bischofsbank, im Richter- und Advocatenstande, auf der Kanzel, sie sind zu-

meist von Oxford ausgegangen und verdanken dieser Universität ihre Bildung."

Wir haben absichtlich vermieden, irgend eine Stelle unserer Reviewers zu commentiren. Die crasseste Bornirtheit liegt hier so offen vor Augen, daß man nicht nöthig hat, sie noch besonders herauszuheben. Der Drforder ist aber sicherlich das Organ einer zahlreichen Partei, die allerdings noch Einfluß genug hat, um Reformen im verrotteten englischen Universitätswesen abzuwenden. Die Ungulänglichkeit des englischen Unterrichtsystems liegt klar vor Augen, die beiden Anstalten, Oxford und Cambridge, sperren sich aber gegen jede Aenderung in ihren Statuten, z. B. Zulassung von Dissenters, weil sie davon Gefahr für ein in ihren Formen so veraltetes und abgestandenes Institut, wie die Hochschule ist, befürchten. In kirchlicher Hinsicht ist England theilweise anderthalbhundert Jahre hinter uns zurückgeblieben, und Fragen, die bei uns alle Welt längst für erledigt hält, haben dort noch Bedeutung. Die spanischen Mönche waren in ihren schlimmsten Tagen nicht fanatischer und exclusiver, als manche Geistliche der englischen Episkopalkirche es gegenwärtig sind. Solche Leute haben nun wesentlichen Einfluß auf die gelehrte Bildung der Jugend. Daß sie sich allem freien philosophischen Forschen, daß sie sich dem entgegenstellen, was sie widrige, lustige Theorien nennen, daß sie namentlich auf die deutschen Universitäten mit Schellsucht und Haß blicken, kann man ihnen, von ihrem Standpunkte aus, gar nicht verargen; der freie Gedanke stört sie in der beglücklichen Ruhe, womit sie am Herkömmlichen und Überlieferten gehen und verbauden; er flacht sie auf, droht ihrem Einflusse Gefahr, und darum verdammen sie ihn. Es fragt sich aber, ob sie in ihrer mit den 39 Artikeln versangenen Bogenburg gegen das stürmische Andrängen der Dissenter und der gesunden Vernunft noch lange und auf die Dauer sich werben behaupten können, und ob, wenn dieselbe nicht, was das Klügste wäre, auf Capitulation übergeben, sondern mit Sturm genommen wird, nicht das ganze, auf ängstliche und engherzige Ausschließung basirte System so schmächtig zu Grunde gehen wird wie manche andere Institution, die es auch verschmähte, sich frisches Blut einzupumpfen, da es noch Zeit war.

47.

M a n c h e r l e i .

Was die Politiker mit ihrem feindseligen Ausspruch, Religion sei nur für den Pöbel, Wahres meinen können, läßt sich dahin umsetzen: Religion für Alle, Kirche für das Volk. Im großen Tempel der Natur erhebt sich der sinnende Mensch zum Schöpfer, denkt und betet mit Andacht, findet darin seine Gedankenhöhe mitten in der Hinfälligkeit des Daseins. Das Volk aber lärmt mit sinnlicher Lust im Naturtempel, man muß ihm eine Kapelle oder Kirche bauen, darin zur Andacht auffodern, sonst fehlt sie. Eine Katholikin sagte: sie könne nicht beten, außer vor dem Altar und seinem Bilde drüber, und sie begriff nicht das Gebet der Protestanten. In ersten Stunden ist dem Christen der Gedanke an Christum gegenwärtig, zugleich dessen Geburt in Judda, das Sterben, die Auferstehung, Verbreitung seiner Lehre durch Apostel; dem Volk wird die Erinnerung des Einzelnen dargeboten mit Kirchensesten. Abgesehen von diesem der Vergessenheit vorbeugenden Jahrescyklus der Volksgedanken, ist wenig erklärt, warum man sich um Weihnachten besonders der Geburt, um Ostern des Todes und der Auferstehung, um Pfingsten der Ausgießung des heiligen Geistes erinnern solle, Alles hängt innerlich stets zusammen. Inzwischen hat die Gemeinshaft christlicher Gedanken an solchen Festen doch viel Erfreuliches und Erhebendes, dadurch einem Jeden zwar nicht unentbehrlich, aber werth.

Nun aber weiter: das Reich Gottes besteht nicht in Essen und Trinken und die religiöse Gesinnung nicht in der Phantasie des Gastronomen, also eine Mäßigkeit des Genußes irdischer Gaben versteht sich von selbst. Dem Freßten und Sausen des Volks muß dies nahe gelegt werden durch gebotene Fas-

ten und Fastenzeit, welche aus dem Judenthum ins Christenthum übergingen, es muß gesagt werden, daß Völlerei wenigstens an gewissen Wochentagen oder in einigen Monaten des Jahres unzulässig sei; und selbst Protestanten, welche sich von Fastengeboten lossagten, haben ihre Fasttage, an welchen manche strengere Gläubige keine Speise zu sich nehmen.

Ferner ist die Gedächtnißfeier des Abendmahls eine sinnliche Beglaubigung der Versöhnung und Gnade vor Gott, welche dem sündigen bereuenden und beschnitten Menschen Vergebung und neue Zuversicht ertheilt. Erlösung und Sündenvergebung sind die großen Überzeugungen, woran sich das christliche Gemüth aufrichtet und in seinem Irren und Fehlen täglich aufzurichten bestrebt findet. Damit nun das leichtsinnige Volk nicht alles in den Wind schlage, ordnet die Kirche eine regelmäßige Theilnahme am Sacrament und eine ihr vorgegebene Beichte an. Der Fromme beichtet im Herzen alle Tage und weiß ohnehin, daß dem Herzenständiger kein Gedanke verborgen bleibt. Das unfrome Volk vergißt dies, ihm ist daher nöthig, daß es zum Priester gehe und seine Beichte vortrage, Absolution empfangt als sinnliches Pfand der Sündenvergebung.

In ähnlicher Weise sind alle Kircheneinrichtungen für den Sinn des Volkes berechnet, um es vom Gemeinen und Rohen in die Kreise des Edeln und Geistigen zu ziehen und wenigstens Momente des Lebens mit frommen Gedanken zu erfüllen, wenn das ganze Leben nur zu sehr davon eisernt liegt und immer davon ausweicht.

Niemand sage, daß er keinen Gebrauch der Kircheneinrichtungen für seine Frömmigkeit nöthig habe; denn die Stunden sind nicht gleich, und wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. Schon gemeinsame Theilnahme an der Kirchenfeier hebt und stärkt den Einzelnen. Was im Tempel der Welt die Gedanken zum Schöpfer zieht, kann auch in Kapellen und Kirchen einen äußern Ausdruck und Zeugniß seiner selbst finden. Allein zunächst doch gilt das Kirchliche in seinen Formen für das Bedürfnis des Volkes, ist darum von keinem unbedingt notwendigen Werth für Religiosität und frommen Wandel, und ohne Kirchenseste, Fasten und Beichtvater ist zu finden, was diese geben sollen. Dem Volk also bleibe die Kirche unentbehrlich in ihrer möglichen Entbehrlichkeit; wer aber zum Volke gehöre, oder nicht, weiß Gott und das innerste Gewissen; weder äußere Stellung in der Gesellschaft, noch Verstandesbildung, Feinheit der Lebensweise oder Kunstgeschick geben darüber Auskunft.

Wäre dies anders, so müßte das Kirchliche für sich, abgesehen von der innern Frömmigkeit, Heil gewähren und mittheilen können, und so wird es von Pharisäern und Katholikern behauptet. Feiertage, Fasten, Beichte, Genuß des Abendmahls sollen für sich den Christen schaffen und sein Herz befehlen.

Daneben erhebt, daß die Kirche zur Wirkung auf das Volk ihre Kraft verstärkt durch Vermehrung der Feiertage und Feiertage, der Fasten, der Beichte, des Abendmahls genusses. Sind diese vermindert worden durch Reformatoren und Sekten, so geschah es, weil die Gewalt des Außerlichen den Christensinn auswendig gemacht und es dadurch rathlich geworden, jene Gewalt zu schwächen und entscheidener auf das Innwendige zurückzuweisen.

Wie viel nun Jeder von der Kirche nehme und für sich gebrauche, wie nah oder fern er dem eigentlichen Volke stehe, für welches jene sorgt, ist nicht allgemein zu entscheiden. Zu verwundern ist, wie Manche, die durch Bildung und Gesinnung wirklich nicht zum Volk gehören mögen, dennoch dem Kirchlichen eine eigenthümliche Bedeutung und selbständigen Werth beilegen, z. B. Pietisten, welche zugleich oft etwas anderes Kirchliches, als das bestehende, wollen und sich mit ihrer Liebe dazu verzerren, oder das Rechte zu finden meinen. Vielleicht wird das Volksthum von wenigen Menschen hinreichend überwunden, um ohne sichtbare Kirche und deren Gebot das Christliche zu erfassen, und auf diesem Umfange beruht in der That das allgemeine Bedürfnis und die Macht jeglicher Kirche.

7.

Die Jungfrau von Orleans.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen.

Von Johannes Voigt.

(Bechluss aus Nr. 166.)

Darnach, da der Graf von Salisbury von England nach Frankreich gerufen ward, wurden die vorerwähnten Gesichte und Offenbarungen abermals erneuert und vermannichfaltigt. Der Jungfrau Gemüth wird erschüttert, ihr Geist von Angst erhitzt, worauf an einem Tage, da sie auf dem Felde in Beschauung war, sie eine ungewöhnliche Erscheinung sah, noch größer und klarer, als sie je zuvor gesehen. Und es geschah eine Stimme an sie, die also sprach: „Bis wie lange säumest du? Warum eilest du nicht? Warum gehst du nicht raschen Schrittes, wohin dich der König des Himmels bestimmt hat? Durch deine Abwesenheit wird Frankreich zerrissen, Städte werden gebrochen, die Gerechten sterben, die Edeln werden getödtet, das achtebare Blut wird vergossen.“ So einigermaßen durch die Ermahnung gestärkt, sprach sie zu ihrem Pfarrer: „Was soll ich thun, oder wie soll ich es unternehmen? Wie soll ich gehen? Ich weiß nicht den Weg, ich kenne das Volk nicht; der König ist mir unbekannt. Sie werden mir nicht glauben; ich werde von Allen verlacht werden, und billig; denn was ist thörichter als den Großmächtigen zu sagen, daß eine Jungfrau Frankreich emporheben, die Heerfahrt anordnen und durch ihre Führung den Sieg wieder herbeibringen wird? Was wird mehr zum Spotte sein, als wenn eine Jungfrau Manneskleider anlegen wird?“ Und da sie dieses und vieles Andere gesprochen hatte, vernahm sie folgende Antwort: „Der König des Himmels befiehlt dieses und will es so; fürdas frage nicht weiter, wie es geschehen wird; denn also wie der Wille Gottes im Himmel ist, so wird er auch auf Erden sein. Gehe hier in das naheliegende Dorf, das genannt ist Baucouleurs, welches allein in dem Lande Champagne dem Könige noch die Treue hält, und des Dorfes Hüter wird dich ohne alles Hinderniß führen, wie du es von ihm bitten wirst.“

Also that sie, und da sie ihm viel Wunderbares vorgezeigt*), da hieß er sie mit edeln Männern gesellet

*) Nach Baucouleurs zum Hauptmanne Baudricourt soll Johanna am Himmelfahrtstage 1428 gekommen sein. Dieser

zum Könige geleiten. Obwohl sie nun mitten durch die Feinde zogen, so waren sie doch nirgend einer Zurücksetzung unterworfen. Und da sie zur Burg Chinon im Lande Touraine kamen, wo sich der König befand, da ward vom Rathe des Königs beschlossen, daß die Jungfrau das Angesicht des Königs nicht sehen und ihm auch nicht vorgestellt werden sollte bis zum dritten Tage. Aber schnell wurden Aller Herzen umgewandelt. Die Jungfrau ward herbeigerufen. Zuhand stieg sie vom Pferde ab und ward durch Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und beider Facultäten Gelehrte*) aufs fleißigste im Glauben und ihren Sitten geprüft. Darauf führte der König sie mit sich in seinen versammelten Rath oder Parlament, auf daß sie noch strenger und sorgsamer befragt würde. Und in dem Allen ward sie erfunden als getreue Gläubige, recht denkend im Glauben, in den Sacramenten und den Satzungen der Kirche. Weiter wurde sie von unterrichteten Frauen und erfahrenen Jungfrauen, Wittwen und Berechtigten aufs allerfleißigste geprüft, die nichts Anderes an ihr erkannten, als was sich für weibliche Natur und Ehrbarkeit geziemt.**). Außerdem wird sie noch eine Zeit von sechs Wochen bewacht, betrachtet und beobachtet, ob irgend eine Leichtfertigkeit oder ein Wandel in dem Begonnenen an ihr zu vernehmen sei, welches aber keineswegs der Fall war, sondern indem sie unablässig Gott dient, die Messe hört, das heilige Abendmahl empfängt, folgt sie ihrem ersten Vorsatze und bittet jeden Tag den König mit Thränen und Seufzen, daß er ihr Erlaubniß

sie in dem genannten Jahre auf den 14. Mai. Seitdem verweilte sie theils zu Baucouleurs, theils im älterlichen Hause zu Domremi noch neun volle Monate; denn erst am 13. Februar 1429 bestieg sie zu Baucouleurs das Ross, um ihrem Könige die gottverheißene Hilfe entgegenzubringen.

*) D. h., wie wir aus den französischen Memoiren, herausgegeben von Friedrich Schlegel a. a. O. S. 39, sehen, Doctor der Gottesgelehrtheit und der Rechtsgelehrsamkeit.

**) Es ist daher offenbar eine wunderliche Vermuthung, wenn gesagt worden ist: „Die ungewöhnliche Reizbarkeit der Jungfrau sei vielleicht durch den Umstand erhöht worden, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechtes nicht unterworfen war.“ Wenn der Berichtsfasser sagt: „Amplius per mulieres doctas et peritas virgines, viduas et conjugatas curiosissime percontatur, quae nichil aliud quam muliebrem honestatem atque naturam decet, sentiunt“, so widerlegt dies jene Vermuthung von selbst.

ertheile, die Feinde anzugreifen oder in das väterliche Haus zurückzukehren.

Und als sie mit Mühe die Erlaubniß erhalten, zieht sie nach Orleans hinein, um Speisevorrath dahin zu bringen. Bald darauf greift sie die Befestigungen der belagernden Feinde an, die sie, obgleich sie für unüberwindlich galten, dennoch in einer Zeit von drei Tagen überwältigt; nicht wenige Feinde werden getödtet, noch mehr gefangen, der übrige Theil in die Flucht geschlagen und jetzt die Stadt von der Belagerung befreit. Als dies vollbracht war, kehrt sie zum Könige zurück. Der König eilt ihr entgegen, nimmt sie freudig auf und sie verweilt einige Zeit beim Könige. Sie drängt und bittet, daß er eine Heerfahrt verkünde und Scharen sammle, um den übrigen Theil der Feinde zu überwinden. Und nachdem das Heer sich wieder gerüstet, belagert sie das Dorf, Jarreau genannt. *) Am Morgen darauf unternimmt sie einen Kampf; mit Nacht wird es gewonnen. Sechshundert edle Streiter wurden da überwunden, unter welchen der Graf von Suffol, ein Engländer und sein Bruder gefangen, der andere Bruder aber getödtet ward. Darauf jedoch nach einer Zeit von drei Tagen greift sie die starken und besetzten Städte Meun an der Loire und Beaugency an, stürmt und überwältigt sie. Ohne Säumen eilt sie an demselben Sonnabend, welches der 18. Tag des Juni war **, Denen entgegen, die dem Heere der Engländer zu Hülfe kamen. Die Feinde werden angegriffen, die Unsern erhalten den Sieg; 1500 reißige Krieger wurden erschlagen, 1000 gefangen, worunter auch etliche Hauptleute, als die Herren von Talbot, Fastolf und der Sohn des Herrn von Hendesfort und noch mehr Andere. Von den Unsern aber sind nicht Drei todt gefunden; was wir Alles einem göttlichen Wunder zurechnen. †)

Dieses und vieles Andere hat die Jungfrau vollführt, und mit Gottes Hülfe wird sie noch Größeres verrichten. Das Mägdelein ist von anmuthiger Schönheit und eignet sich eine männliche Haltung an; es spricht wenig und zeigt eine wunderbare Klugheit; in seinen Reden hat es eine gefällig-feine Stimme nach Frauenart. Es ist mäßig, noch mäßiger trinkt es Wein. An schönen Rossen und Waffen hat es seinen Gefallen. Bewaffnete und edle Männer liebt es sehr. Die Zusammenkunft und das Gespräch mit Vielen ist der Jungfrau zuwider; sie fließt oft von Thränen über, liebt ein frohliches Gesicht ††), erduldet unerhörte Arbeit, und in der Führung der Waf-

*) Im lateinischen Schreiben heißt es: „villa, que vocatur Jar-guta“, bei Pez Franguta, die jetzige Stadt Jarreau an der Loire, damals wahrscheinlich noch ein Dorf.

**) Diese Angabe dient zum Beweise, wie genau der Verfasser des Berichts über diese Ereignisse unterrichtet war; denn der 18. Juni 1429 war wirklich ein Sonnabend. Bei Pez ist die unrichtige Angabe: XX dies Junii.

†) Dies ist die merkwürdige Schlacht bei Patay, wo nach einigen Berichten 2000, nach andern 1200 Engländer im Kampfe fielen. Daß der Verlust des französischen Heeres höchst unbedeutend war, verschmern auch andere Nachrichten.

††) „Hilarem diligit vultum“, oder nach der andern Abschrift: „hilarem gerit vultum“.

fen und Ertragung ist sie so beharrlich, daß sie sechs Tage lang Tag und Nacht ohne Unterlaß vollständig gewappnet bleibt. Sie spricht: die Engländer hätten kein Recht an Frankreich, und darum habe sie, wie sie sagt, Gott gesandt, auf daß sie jene austreibe und überwinde, jedoch erst nach vorher geschehener Mahnung. Dem Könige entbietet sie die höchste Verehrung; sie sagt, er sei von Gott geliebt und in besonderm Schutze, weshalb er auch erhalten werden würde. Vom Herzoge von Orleans, Euerem Neffen, sagt sie, er werde auf wunderbare Weise befreit werden, jedoch erst nachdem zuvor eine Mahnung an die Engländer, die ihn gefangen halten, zu seiner Befreiung geschehen sein werde.

Und damit ich, erlauchter Fürst, meinen Worten ein Ende mache, noch Wunderbarerers geschieht und ist geschehen, als ich Euch schreiben oder in der Sprache ausdrücken kann. Während ich dies schreibe, ist die genannte Jungfrau schon nach der Gegend der Stadt Rheims gegen die Champagne hin gezogen, wohin der König eilends zu seiner Salbung und Krönung unter Gottes Beistand aufgebrochen ist. Erlauchtester und großmächtigster Fürst und mein höchstzuverehrender Herr! ich empfehle mich Euch sehr demüthig, indem ich den Allerhöchsten bitte, daß er Euch behüte und seliglich in Eueren Wünschen unterstütze. Geschrieben Biteromis am 21. Tage des Monats Junius. *)

Euer demüthiger Diener Percival Herr von Bonlamiul, Rath und Kämmerer des Königes der Franzosen und des Herrn Herzogs von Orleans, Seneschal des Königes aus Berry. **)

*) Die Krönung Karl VII. zu Rheims geschah nach den sichersten Angaben am 17. Juli 1429, also 26 Tage nach der Abfassung unsers Berichts. Ob der Verfasser desselben dabei gegenwärtig gewesen, ist ungewiß. Als er den Bericht schrieb, befand er sich an einem Orte, der in der alten deutschen Übersetzung Biteromis genannt wird, und so hat den Namen auch Görres. In dem erwähnten lateinischen Fragment dagegen heißt der Ort Biterois. Bei Pez ist der Name des Ortes gar nicht vorhanden. Er ist auf keiner Karte von Frankreich zu ermitteln gewesen.

**) Über den Namen des Berichterstatters sind die Angaben abweichend. Die altdeutsche Übersetzung hat die Unterschrift: „Guntw demutiger diener percivalus herre Bonlamiul, Syner des Rothis und kernerer des konigs der Franckicher, und des herren herzhogen Aurelianens. Senescalcus des konigs Ritters.“ (?) Damit stimmt die Unterschrift unsers lateinischen Fragments ziemlich überein; sie lautet: „Vester humilis Servitor Percivalus dominus Bonlamiul Consiliarius et Camerarius Regis Francorum et domini ducis Aurelianensis Senescalcus Regis Bituricensis.“ Hiernach würde der Verfasser Percival oder Percivaur Herr von Bonlamiul, Rath und Kämmerer des Königs der Franzosen und des Herrn Herzogs von Orleans, Seneschal des Königes, aus Berry heißen; denn Bituricensis soll offenbar den Geburtsort oder vielmehr das Geburtsland des Berichterstatters anzeigen. Von der Ritterwürde ist in der lateinischen Unterschrift nicht die Rede, und selbst auch in der altdeutschen Übersetzung ist sie zweifelhaft; denn das „Ritters“ ist darin so unbedeutlich geschrieben, daß es wol ebenso gut und vielleicht noch eher Bituricen. heißen könnte, weil unmittelbar darauf im Papier

**Reiserische Reisebilder aus Tirol und Oberitalien von
J. Karl Ettinger. München, Jaquet. 1837.
Gr. 12. 18 Gr.**

In einer kurzen Vorrede bemerkt Hr. Ettinger, daß er die Reise, welche er hier beschreibt, im Sommer 1836 gemacht, und daß ihn der Umstand, daß es damals fast durchaus keine brauchbaren Reisecommentare von Tirol und den berühmten Städten Oberitaliens gegeben, bestimmt habe, selbst genauere Notizen zu sammeln, wobei er jedoch beschreibend hinzusetzt, daß er bei dieser Arbeit wol noch so manches Erwähnenswerthe unbeachtet gelassen, daß seine Bemerkungen noch eine genauere Bestimmung und Berichtigung verdienen dürften.

Die Reise geht in Gesellschaft eines Freundes St. von München aus auf dem Sitwagen, welcher Punkt 12 Uhr am Pfingsttage in gutem Trabe abfuhr, nach Starnberg, Weilheim, Murnau, Pappentkirchen u. und der Leser erhält dabei außer einer kurzen Schilderung der ziemlich uninteressanten Postwagengesellschaft eine Anzahl Exclamationen über die Schönheit der Gegend, das sanfte Mondenlicht, die Kühle der Nacht, und was dergleichen Dinge mehr sind. Im österreichischen Rauthhause zu Scharnitz mußte Hr. Ettinger nolens volens einen lithographirten Kapoleon, den er bei sich führte, dem Zollbeamten opfern, weil der Kaiser, wie er hier dargestellt war, nicht nach Österreich dürfe. Nach diesem Intermezzo trank man zu Scharnitz von jenem rothen, herben Tirolerwein, an welchem, laut Plinius, Cäsar Octavianus besondern Geschmack gefunden haben soll, was, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, ein hinreichender Beweis davon ist, daß Augustus kein Gourmand war.

Auf der nächsten Station, zu Seefeld, wurde der bairische mit einem österreichischen Sitwagen vertauscht, und nun ging es weiter nach Zirl, wo die Reisegesellschaft eine kleine „Taufe“ von Käse und Wein machte. Was eine Taufe ist, beliebt der Hr. Verf., welcher sich überhaupt mit der hochdeutschen Sprache häufig als in Zwiespalt befindend zeigt, nicht näher anzudeuten. Zu Innsbruck an den Gräbern des Erzherzogs Ferdinand und der schönen und empfindsamen Philippine

eine Lücke eingerissen ist. Von diesen Angaben weicht nun aber die Unterschrift, die der Abdruck bei Pez hat, bedeutend ab. Sie heißt hier: „Vester humillimus Servitor Paranalio, Dominus de Bonlavillar, Consiliarius et Camerarius Regis Francorum, et Domini Ducis Bituricensis Senescalcus“, oder: Euer demüthigster Diener Paranalio Herr von Bonlavillar, einer des Rathes und Kammerer des Königs der Franzosen, des Herzogs von Berri Seneschal. Wenn auch zugegeben werden möchte, daß „dominus de Bonlavillar“ vielleicht richtiger sein könnte als „dominus Bonlamul“, so dürfte an der Richtigkeit des Namens Paranalio oder, wie Pez in der Überschrift hat, Parnalio doch sehr zu zweifeln sein; denn der Verfasser des Berichts war nach dem ganzen Inhalte des Schreibens gewiß ein geborener Franzose, und dann möchte Paranalio wol schwerlich sein richtiger Name sein, dagegen weit eher Percivalus, latinisirt aus Percivaur, wozu kommt, daß in diesem Namen auch die lateinische und deutsche Abschrift übereinstimmen. Ferner nennt ihn die Abschrift in Röhl: des Herzogs von Berri Seneschal, ducis Bituricensis Senescalcus. Nach unsern beiden Abschriften dagegen ist vom Herzoge von Berri gar nicht die Rede, sondern der Berichterstatter war aus Berri gebürtig und Seneschal des Königs, und dies scheint wol auch das richtigere. Überhaupt aber kann auf die Schreibung der Namen in der Abschrift bei Pez wenig Gewicht gelegt werden, denn sie sind meist so verborben, daß man sie kaum noch erkennen kann; Vaucouleurs z. B. heißt Vantelori, Ghinon castrum de Gavenio, Talbot Darceth u. s. w. Unter dem Schreiben steht sogar die Jahrzahl 1439. Wir dürfen also unsern Abschriften sowol in der altdeutschen Übersetzung als im lateinischen Fragment offenbar mehr trauen.

Besser beginnt dann plötzlich die poetische Ader des Hrn. Verf. zu springen, wie nachher noch verschiedentlich geschieht, mit deren Ausflüssen wir jedoch unsere Leser nicht weiter incommodiren wollen, fürchtend, sie möchten über dieselben nicht so günstig urtheilen wie einst Cäsar Augustus über den Tiroler Wein. Im schwarzen Adler zu Bronzolo hatte Hr. Ettinger hierauf das Bergnügen, die erste Bekanntschaft mit den weltberühmten weißen Flöhen zu machen, die ihn auf eine gar jämmerliche Art zerfachten und zernagten und dabei von einem Schwarm zudringlicher Fliegen bestens unterstützt wurden, während ein Dugend Grillen ein Tutti sangen und er und sein Reisegesährte am nächsten Morgen so buntschickig wie die Äger aussahen, bei welchem gehäuften Leid der Anblick der häßlichen schwarzäugigen und lockenköpfigen Birthin der einzige Trost war. Die Reise ging nun auf einem Floß die Etsch hinab, nach Trient, woselbst die Kirche und deren Gemälde beschäftigt, nebenbei auch wieder einige matte Verse losgelassen wurden. In Verona wurde außer den Kirchen und andern Sehenswürdigkeiten auch das Grab der Liebenden (Romeo und Julie) beaugenscheinigt und weiterhin erzählt, daß aus dem Hause der Capuletti eine Fuhrmannsherberge geworden ist und die Räume, wo einst Julia seufzte, nun von dem Geschrei der Esel und Fuhrleute durchdrönt werden. In statistischen Bemerkungen läßt es der Reisende auch nicht fehlen und schreibt z. B. S. 107 das Hinschmachten der Gewerbe in Verona der daselbst herrschenden unbeschränkten Gewerbefreiheit zu, was gewiß ebenso treffend ist, als den Verfall des unbedingten Gehorsams in Staat und Kirche der Aufhebung des Jesuitenordens beizumessen.

Die Reisegesellschaft kam grade nach Padua, als man daselbst das Fest des heil. Antonius feierte. Pilger aus Eibenbürgen, der Bukowina, Steiermark, Böhmen, Tirol und dem übrigen Italien waren hier im bunten Gedränge versammelt und eine Masse alter, häßlicher Weiber bot Botivotafeln, Rosenkränze und Bachsternen feil, welche Säckelchen für alle Erdnübel heißen sollten, sodaß man fürder keines Arztes, gleichviel ob Allopath oder Homöopath, bedurfte. Gegen Abend begaben sich die Reisenden in das Theater, wo man sie ihrer geringen Toilette wegen in den Gesellschaft, d. i. das Parterre, wies. Man gab „L'Americana condannata al rogo“. Das Spiel war schlecht, das Costume schlechter und die Musik am aller schlechtesten. Dies hielt jedoch die im Gesellschaft nicht ab, ganz wüthend Bravo! zu brüllen, nebenbei Parmesankäse zu verzehren, schlechten Malvasier zu trinken u. s. w. Nachdem endlich die Amerikanerin verbrannt war, gerethen die Reisenden noch spät in der Nacht in die fabbrica della birra, wo ein süßliches Mädchen sie deutsch fragte: „Schaffen's a Halb, meine Herren?“ und wo sie viele, meistens deutsche Studenten trafen, welche sich hier gütlich thaten, und von denen einige sich voll Nahrung an München erinnerten, wo sie früher Studirens halber gewesen waren, und dessen Bier ihnen natürlich noch im ehrenwerthesten Gedächtniß schwebte. Der übrige Theil der Nacht verging unter fortwährendem Gassenlärm, verursacht von herumziehenden Musikbänden, Possenreißern und Paduas heranwachsender Generation, welche alle zu Ehren des heil. Antonius von Padua einen Teufelspectakel machten. Den nächsten Tag stattete man einen Besuch in der Kirche des Heiligen ab, bewunderte die Gemälde und die Masse der Pilger und Büßenden daselbst und ging dann auf den großen Viehmarkt, um hier Esel, Ochsen und Pferde in ungeheurer Zahl zu sehen. Mit einem Betturin und in Gesellschaft einer jungen Italienerin, deren vollendete Schönheit Hr. Ettinger sehr bewundert nicht Gelegenheit genug gehabt zu haben, gründlich studiren zu können, ging es hierauf weiter nach Venedig, in dessen Nähe der Verf. zusammen mit den andern Reisenden, die schöne Italienerin mit eingeschlossen, beinahe den Hals gebrochen hätte, weil eine österreichische Fouragewagencolonne das Fuhrwerk so hart an die Seite einer Brücke drängte, daß der nicht erfolgende Herabsturz desselben fast als ein Wunder erschien.

über Benedig, dessen Aussehen, Bauwerke, Gemälde und andere Dinge dieser Art, sowie dessen Schönen, die dem Verf. nicht so reizend erschienen wie die Frauenzimmer von Verona, Vicenza und Padua, bekommt man nun Mancherlei zu lesen, von dem wir hier nur Frn. Ettinger's Urtheil über Lintorcto's großes Gemälde: das Paradies (im Saal des großen Rathes), erwähnen wollen, und welchem zufolge erwähntes Gemälde dem Reisenden als „zu materiell“ gedacht erschien.

In Gesellschaft von 17 Männern und 7 Frauenzimmern verließ der Reisende endlich Benedig, um sich auf der Brenta fahrend nach Padua zu begeben. Unter den Frauen war eine junge, hübsche Italienerin, die so lange höchst trostlos über den Abschied von ihrem Geliebten war, welcher sie bis an das Schiff begleitet hatte, bis eine Flasche Wein und ein Stück Salami die Weibchen erheiterten. In Fusina machte die österreichische Douane den Reisenden viel Langweile und Unbequemlichkeit. Während der Nacht vertraten Fliegenschwärme die Stelle der ungeschliffenen Douaniers, und als man in Padua anlangte, fiel man in die Hände zudringlicher Betturine und prellender Gastwirthe. Kopfschmerzen und Fieberanfalle peinigten von da an Frn. Ettinger, bis ihm endlich auf dem Monte di Castello San Pietro ein hübsches schwarzköpfiges Mädchen eine Schale Wasser reichte, deren Genuß augenblicklich das Uebelbefinden hob und den Reisenden neue Reiselust einflößte. Beim Nachhauseweg traf die Gesellschaft auf eine Herde Engel, bestehend aus einer ganzen Rott Schülungen mit zerissenen Hosen und schmutzigen Stiefeln, denen man zu Ehren irgend eines Kalenderheiligen ungeheure Flügel angebunden hatte. Von Verona schiffte sich Fr. Ettinger auf dem Gardasee zur Rückkehr nach Deutschland ein, wo dann der Weg wieder über Roveredo, Trient, Bogen u. ging und endlich nach mancher Reisebeschwerde, veranlaßt durch schlechtes Fuhrwerk und schlechtes Wetter, die Reisenden, nur getrübt durch zufälliges Zusammentreffen mit hübschen Mädchen und bairischen Biertrinken, wohlbehalten in München wieder anlangten. 31.

Literarische Notizen.

Erschienen sind neuerdings mehre Feste von Jungmann's böhmischen Wörterbuche und das Ende des historischen Theils der „Böhmischen Alterthümer“, sodann eine Statistik des österreichischen Kaiserthums von Karl Japa unter dem Titel: „Straeny zamepisny obraz mocnarstwj Rakauského.“

Den böhmischen Zeitschriften: „Kwoty“ (Böhmische Blätter) und „Zeitschrift des Museums“, hat sich eine Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit Böhmens beigelegt, die vom erzbischöflichen Consistorium herausgegeben wird.

Für das Jahr 1838 ist in Prag ein böhmischer Almanach unter dem Titel: „Wesna, almanach pro kwetacj swed“ (Der Frühling, ein Almanach für die blühende Welt), von Pospisil herausgegeben worden, dessen Inhalt, in freundlichen Gaben von Kolar, Pospisil u. A. bestehend, dem Titel vollkommen entspricht. 9.

Bibliographie.

Xuerbacher, E., Pädagogische Phantasien. Blätter für Erziehung und Unterricht zunächst in Volksschulen. 8. München, Lit.-artst. Anstalt. 1 Thlr. 9 Gr.

Bacherer, G., Parzen und Cumeniden. 1ster Band. Der Zauber-Jüngling von Strasburg. Der Lobtengraber von Carau. Zwei Chroniken-Novellen. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Bacherer, G., Salon deutscher Zeitgenossen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart. 1ster Theil. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 9 Gr.

Beurmann, Ed., Deutschland und die Deutschen. 1ster Band. Mit 1 Stahlstich. 1ste Lief. 8. Altona, Hammerich. 9 Gr.

Bulwer's Werke. Aus dem Englischen. 68stes bis 73stes Bdn. Alice, oder Die Geheimnisse. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 6 Bändchen. 16. Stuttgart, Neugler. 18 Gr.

Greggsmar, Ph. J., Religionsysteme und Freimaurerei untersucht in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Beitrag zur gründlichen Beleuchtung der Frage über die Zulassung der israelitischen Freimaurer. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8 Gr.

Dingelstedt, Fr., Gedichte. Gr. 12. Cassel, Krieger'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Förster, C., München. Ein Handbuch für Fremde und Einheimische, mit besonderer Berücksichtigung der Kunstschätze dieser Residenzstadt. 8. München, Lit.-artst. Anstalt. 1 Thlr.

Latvianische gedichte des X. und XI. jh. herausgegeben von J. Grimm u. A. Schmeller. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 2 Thlr.

Hanne, J. W., Nationalismus und speculative Theologie in Braunschweig. Gr. 8. Braunschweig, Bierweg. 20 Gr.

Horae belgicae. Pars VI. Altniederländische Schaubühne. Abels Spelen ende Sotternien. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Vratislaviae, Aderholz. 1 Thlr. 12 Gr.

Horatius. Die Oden des Qu. Horatius Flaccus. In den Vermaßen der Urschrift deutsch mit beigefügtem lateinischen Text von Ad. Fr. v. d. Decken. 2 Bände. Gr. 8. Braunschweig, Bierweg. 3 Thlr. 12 Gr.

Koeniger, J. B., Biographie und Gedichte. Gr. 12. Bielef., Becker. 16 Gr.

Martineau, J., Die Gesellschaft und das sociale Leben in Amerika. Nach dem Englischen von C. Brinkmeier. 2 Theile. 8. Cassel, Krieger'sche Buchh. 3 Thlr.

Mosen, J., Abasver. Episches Gedicht. Gr. 8. Dresden, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Derstedt, H. G., Das Luftschiff. Ein Gedicht. Aus dem Dänischen von J. C. S. Johannsen. 12. Kopenhagen, Reigel. 12 Gr.

Psarrus, G., Das Rabethal in Eibern. 8. Aachen, Kohnen. 20 Gr.

Ruolandes liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Fr. 8. Göttingen, Dieterich. 2 Thlr. 16 Gr.

Schreiber, A. P., Staatswissenschaftliche Abhandlungen. 1ster Band. Über die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt. Nebst einer Abhandlung über die Bedeutung der Sölnner und Göttinger Amtsentsetzungen für die Staatsgesetze der Gegenwart. 8. Leipzig, Pöschhausen u. Jourd. 1 Thlr. 12 Gr.

Schönborn, C., Zur Verständigung über Goethe's Faust. 8. Breslau, Aderholz. 10 Gr.

Stuhr, P. F., Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker. 2ter Theil. Die Religions-Systeme der Heiden in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die makedonische Zeit. Gr. 8. Berlin, Weid. u. Comp. 2 Thlr. 18 Gr.

Die Unzulässigkeit der christlichen Confessionen, vor dem Richterstuhl des neunzehnten Jahrhunderts gestellt von einem protestantischen Bayern, veranlaßt durch die Kölner Angelegenheit. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 18 Gr.

Wintzer, Chr., Judith. Druckstück eines Gedichts. 8. Kopenhagen, Reigel. 9 Gr.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 168.

17. Juni 1838.

Fr. G. Wegel's gesammelte Gedichte und Nachlaß.
Herausgegeben von J. Junck. Leipzig, Brockhaus.
1838. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Mit dem Erscheinen der vorliegenden reichhaltigen Sammlung ist wenigstens ein Anfang gemacht, nicht nur den angelegentlichen Wunsch aller Freunde und Verehrer des frühvollendeten Wegel und eine heilige Pflicht gegen den edeln Dichter zu erfüllen, sondern auch eine Nationalschuld abzutragen. Denn gewiß ziemt es dem deutschen Volke, das Gedächtniß seiner Meister in Wissenschaft und Kunst durch treue Bewahrung und würdige Aufstellung ihrer Werke zu ehren und, wie das Denkmal, das sie in diesen sich selbst gesetzt haben, das sinnreichste und treueste ist, zugleich das am weitesten zu schauende und wirksamste, in angemessener Ausstattung desselben die öffentliche Dankbarkeit und die Huldigung des Verdienstes auszusprechen. Die Unsterblichkeit, welche auf diese Weise einem geistigen Leben gesichert wird, ist in der That nicht bloß eine papierenen oder bibliothekarische; sie geht vielmehr in Herz und Leben des Volkes selbst über, und hier ist die Frucht stets zugleich ein Same für eine immerwährende Ernte.

Ob Wegel, der reichbegabte und sinnige Dichter, auf ein solches Nationaldenkmal, „dauernder als Erz“, gegründeten Anspruch habe, das sollte nicht erst bewiesen werden müssen. Aber der deutsche Dichterbain ist so dicht bevölkert, und der gefeierten oder weithin hallenden Namen sind so viele, daß wir an einem embarras des richesses zu leiden scheinen, wenn es gilt, die Sterne erster Größe, die diesen Hain durchleuchten, zu bezeichnen.

Selten haben gleichzeitig so viele namhafte und ausgezeichnete Sänger gelebt wie grade jetzt, und doch sind wir so arm an Dichtern. Fast in Einem Achemzuge nennen wir die Lebenden allzumal, die des hohen Namens würdig sind; aber wer zählt sie Alle, die so heißen, und zwar nicht bloß mit einem Scheine des Rechts, sondern auch wie in ihrer eignen, so in vieler Meinung von Rechtswegen? An Glätte und Gediegenheit der Form übertreffen die heutigen Sänger zweiten und dritten Ranges unsere größten Meister. Da ist Alles so blank polirt, so abgeschliffen, so zierlich, daß sich kaum ein Makel findet, und auch dem Inhalte nach so vieles Vortreffliche — gute Gedanken, allerliebste Einfälle, schöne Ge-

fühle —; man kann hundert solche schlanke und blanke Lieberchen lesen, und man findet nichts zu tabeln, aber auch nichts, das ergriffe, erhöhe, in Mark und Bein eindringe. Aus dieser Sängerschar, diesem Walde von poetischen Geistern, ragen doch nur wenige hohe Häupter hervor, Könige unter den Fürsten im Reiche des Gesanges. Ihnen ist die Poesie das Leben, den Andern nur ein Geschäft, nicht bloß eine „lößlichnützliche Beschäftigung“, wie weitland den Mosen und Grazien in der Mark, sondern wirklich ein liebes, wohlgeübtes, ergiebiges Geschäft. Aber sie sagen und singen nur, sie leben nicht poetisch; sie sind Dilettanten, die ihr Werk feinlieblich, anmuthig, zum Theil verständig und mit gutem Erfolge treiben. Ihrer sind viele, aber der Künstler sind wenige. Jene machen vielleicht ihre Sache gut, man kann's von Dilettanten gar nicht besser begehren; aber ihre Erzeugnisse sind doch immer mehr Reproduction als Schöpfung. Das unterscheidet den Künstler, den Meister: er schafft, weil ein ursprüngliches, eigenthümliches, selbständiges Leben in ihm wohnt und waltet, aus dem auch Leben quillt, ihr eigenstes, voll Schöpferkraft, das Funken sprüht und Blitze schleudert und wieder in mildem Lichte leuchtet wie die Sonne, während Jene zwar auch leuchten, aber wie Mondeslicht. Nur die Künstler sind Meister; die Dilettanten bleiben Gefellen, und ihnen gebührt es, auf die Form allen möglichen Fleiß zu wenden. Was bliebe auch von ihren Liebern, wenn nicht einmal die Form gefällig wäre, wenn das Bächlein nicht recht sanft hinflösse, wie es dem Bergströme, der auf ungebahntem Wege Felsen durchbricht und Berge mit fortreißt, freilich nicht immer möglich ist. Die Bächlein thun das Ihre, wenn sie lispeln und plaudern und plätschern, in sanftem Flusse durch bequeme Ebenen sich windend; es ist unbillig, von ihnen zu fordern, daß sie wie der gewaltige Strom daherrauschen, Alles, was ihnen begegnet, in der Tiefe bewegen und an sich ziehen sollen. „Der Meister kann die Form zerbrechen, mit welscher Hand zu rechter Zeit“; das darf der Gefell sich nie erlauben. Er thut wohl, wenn er mit fleißiger Hand Nüchtheit und Winkelmaß gebraucht, und Glück genug, wenn er mit dem feinen Gewande auch etwas Lebendiges umkleidet.

Wenn der Dilettantismus, wie in unserer Zeit, sich weithin verbreitet, so wirkt er auch bildend, veredelnd

auf die Gesellschaft ein; aber er hebt, er stützt, erbaut sie nicht, und in der Masse des vielen Guten und Schönen scheint das Vortreffliche zu verschwinden, oder wird doch nicht nach Gebühr beachtet. An das Mittelmäßige und Schwächliche gewöhnt und mit ihm befreundet, verliert man leicht den Sinn für das Große und Starke. Hübsche Verse, zierliche Lieder, nette Gedichte machen zu können, ist kaum noch ein Vorzug, weil so Viele darin geübt sind; aber eine seltene Erscheinung bleibt immer ein echter Dichter.

Wegel war einer; sein Sinnen, Trachten, Leben war Poesie, und das unterschied ihn von der Masse unser Sänger. Mit Vielen von diesen kann man lange leben und conversiren, ohne zu merken, daß sie auch singen können; ihr Dichten ist eben nur ein Schick von ihrem Leben, oder eigentlich neben demselben. Mit W. konnte man keine Stunde zusammen sein, ohne alsbald in ihm den Dichter zu erkennen; sein Gespräch war ein Gedicht, voll Wahrheit, Feuer und Kraft. Er dichtete im Leben und lebte im Dichten wie jeder echte Dichter. In Momenten, wo es den übrigen Menschen unnatürlich, eine Affectation wäre, ja einen Mangel an tiefem Gefühle verrathen würde, wenn sie Verse machen wollten, kann er nicht anders; seine Freude, sein Schmerz, jedes Gefühl, jeder Gedanke hüllt sich von selbst in das Gewand der Dichtung; es verwandelt sich unter seinen Händen, in seinem Geiste eben Alles in das lautere Gold der Poesie, nicht in unerquickliches. In W. gestaltete sich die Welt poetisch; alle Saiten seines Lebens tönten wieder von seinen Liedern, und seine Lieder von der Kunst, die ihm ein Gott gegeben, die er nicht gelernt, nicht eingeübt, nicht sich angeeignet hatte, sondern empfangen als eine Himmelsgabe.

Und doch ist viel Studium in seinen Werken, wie jeder Künstler viele Studien machen muß, um zur Vollendung hindurchzudringen. Der Künstler ist ein reicher Mann, der nicht leicht Kupfer und Scheidemünze ausgibt, sondern lauter gebiegenes Gold und wohlgeprägtes Silber. Studien, wie andere Sänger sie geben, legt er bei Seite; so W. seine „Strophen“, die er dem Feuer übergab, diese Erstlinge seiner Muse, in denen der junge Mar schon kräftig seine Schwingen regte. Was bleiben soll, muß im vollen Sonnenlichte gezeitigt sein. Darum werden von W.'s Liedern viele bleiben, wie sie zum Theil schon ins Volksleben übergegangen sind, obwohl er, wie er überhaupt von Dem, was man Glück nennt, nicht begünstigt war, auch das Glück nicht hatte, durch einen geistesverwandten Componisten bei Singvereinen und Liedertafeln eingeführt zu werden.

Wenn man weiß, wie W. sein Lebenlang unter dem harten Drucke widerwärtiger Verhältnisse seufzte, die seine Thätigkeit in das schwere Joch einer Dienstbarkeit spannten, welche seine beste Zeit und viele Kraft in Anspruch nahm, so bewundert man um so mehr, daß seine unerschöpflich dichtende Seele so frei sich aufzuschwingen vermochte zu den höchsten Höhen, in denen seine Heimat war, und daß er dabei zu jenen gründlichen Studien, deren

reiche Ausbeute wir in seinen Werken finden, Raum gewann. Das Dichten war sein ursprüngliches Leben, aber nicht ein leichtes Spiel, ein blinder Naturtrieb, sondern freibewußte Thätigkeit und heiliger Ernst, wozu auch Mühe und Arbeit gehört. Ref. vernahm einmal (in einem heitern Kreise bei Knebel) aus Goethe's Munde: „So ein leichtes Liedchen, von dem Jeder denkt, er hätte es auch machen können, erzeugt freilich der Augenblick; aber er macht es nicht fertig. Man sieht es den Dingern nicht an, wie der Vater sich oft tagelang, wochenlang damit herumgetragen hat, und seine Geburtskummer gelitten, die etwas ganz Anderes sind als die unmittelbare Empfängniß.“

Das bewährte sich auch an unserm Wegel. Obwohl sich ihm Alles leicht und unmittelbar poetisch gestaltete, so wendete er doch vielen Fleiß auf seine Dichtungen, auch auf die Form. Wie er sich schon als Jüngling in den schwierigsten classischen und Klopstock'schen Versmaßen mit ausgezeichnetem Erfolge versucht hatte, so befreundete er sich im fortgesetzten strengen Studium mit allen Feinheiten der Metrik. Das ergibt sich am klarsten, wenn man seine Gedichte einigermaßen nach der Zeitfolge ins Auge faßt. Da wird es aber auch recht einleuchtend, wie der Dichter, je mehr er in den Geist der Kunstgesetze eindringt, an Freiheit gewinnt, an Herrschaft über die Form. Immer gebiegener ward diese an seinen Gedichten, ohne geleckt und gekleinmeistert zu sein, und selbst die scheinbare Nachlässigkeit, mit der er eine Unebenheit oder Härte, einen unreinen Reim durchgehen ließ, wie er sie früher sich nie erlaubte hätte, beweist nur die größere Freiheit und Meisterschaft, die zu rechter Zeit, am rechten Orte die Form zerbricht und die angemessenste, der Idee am meisten entsprechende sich selbst schafft.

Daß W. bei so ausgezeichneten Trefflichkeit von Vielen nicht gekannt, von Wenigen anerkannt ist, das mag um so mehr befremden, da seine Lieder nicht etwa wie die des edeln Mar v. Schenkendorf zunächst einer vorübergegangenen, großen, aber wunderbar schnell verblühten Epoche angehören, sondern jenen Stempel des Dichterverks tragen, der nie veraltet und die Vergangenheit selbst zur Gegenwart macht. Auch die Kriegslieder von 1813 sind von einem Geiste durchdrungen, welcher selbst diejenigen, die nicht nachzuempfinden vermögen, was damals deutsche Jünglinge und Männer, auch Frauen bewegte, mächtig anzieht, wie er, nicht minder als Schenkendorf's Geist, von frischem, christlichem Leben und kerngesunder Vaterlandsiebe erfüllt ist. Da findet sich kein aftermythisches Nebeln und Schwebeln, keine schlaffe Sentimentalität oder affectirte überbe Deutschehumerei. In „Tiefe des Gefühls, Wahrheit der Empfindung, Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks“ steht W. Keinem nach.

Er hätte wahrscheinlich allgemeinere Anerkennung und gerechte Huldigung gefunden, wenn nicht seine besten Werke in der bewegtesten Zeit von 1813 — 18 erschienen wären, da denn der tiefe Ernst des Lebens den Geistern eine fast ausschließliche Richtung gab, die der Poesie weniger

glücklich war. Und — er starb zu früh, ehe es ihm gelungen, dem gesammten Vaterlande kund zu thun, wer er sei und welcher Geist ihn treibe.

Um so verdienstlicher ist die begonnene neue Sammlung seiner Dichtungen, um so herzlicher heißen wir sie willkommen und rechnen es dem Herausgeber, der schon im ersten Theile der „Erinnerungen aus meinem Leben“ dem Dichter neben E. T. W. Hoffmann ein Denkmal errichtet hat, und dem Verleger hoch an, daß sie einander die Hand boten, sowol dem Dichter den letzten Liebesdienst zu leisten, als auch die Rationaldankbarkeit theils zu bethätigen, theils zu erwecken. Ersterer hat mit Fleiß und Einsicht gesammelt und geordnet und dem Freunde ein würdiges Todtenopfer dargebracht. Letzterer hat dasselbe aufs anständigste und durchaus befriedigend ausgestattet. Gern möchten wir ihr verdienstliches Unternehmen allgemein und recht erfolgreich anerkannt sehen, damit sie nicht Muth und Neigung verlieren, das schon begonnene Werk zu vollenden; denn es wäre sehr zu beklagen, wenn dieser ersten Sammlung nicht bald eine zweite folgte, die W.'s dramatische Dichtungen und übrigen Nachlaß in ebenso stattlichem Gewande darböte. Denn jene verdienen ohne Zweifel nicht nur aufbewahrt, sondern auch weiter verbreitet zu werden, als es bisher der Fall war. Unter den hinterlassenen Papieren finden sich hoffentlich noch die in Dresden vor einem glänzenden Vereine der gebildetsten Männer und Frauen wol vor mehr als zwanzig Jahren gehaltenen, aber keineswegs veralteten Vorlesungen über Homer, die schon als eine Probe seines gebiegenen und meisterhaften prosaischen Styls, aber noch mehr wegen ihres reifen Inhalts, der Ausbeute gründlicher Forschung, tief sinniger Auffassung und der feinsten Begeisterung für den Mäoniden der öffentlichen Kundmachung werth sind. Auch einige seiner trefflichen Kritiken sollten nicht vergessen werden; sie sind mehr als ephemere Recensionen und beziehen sich auf bedeutende Werke. Nicht minder empfehlen wir die in der vorliegenden Sammlung fehlenden und mit gutem Grunde hier weggelassenen „Mythen“, deren mehre die „Schriftproben“ zierten, mehre aber noch ungedruckt sind, zur Aufnahme in die Fortsetzung.

Nehmen wir indeß dankbar auf, was jetzt dargeboten ist. Es ist „Den Manen Weßel's“ gewidmet, in einem sinnigen Gedichte, in welchem er selbst einst den trefflichen Marcus in Bamberg nach dessen frühem Tode feierte. Die bescheidene Vorrede enthält eine unbefangene und gerechte Würdigung des genialen Geistes, der Gesinnung und der Leistung des liebenwürdigen Dichters. Das religiöse Leben und der sittliche Adel, von denen seine Gedichte durchdrungen sind, die Tiefe, die plastische Kräftigkeit und nebellose Klarheit seiner Romantik, sein fecker, kerngesunder, unverwüßlicher Welt Humor, der volksthümliche Charakter seiner Lieder, die in ihnen beurkundete glühende Vaterlandsliebe, der geläuterte Freiheitsinn, der unerschrockene Freimuth, voll Haß gegen Finsterniß und Zwingherrschaft, dazu das felsenfeste Gottvertrauen, diese hellleuchtenden Züge aus dem Bilde des Gefeierten

werden treffend und genügend angedeutet. Die überall sich ausprechende Liebe gegen den edeln Freund hat eine unbefangene und unparteiische Würdigung des Dichters nicht gehindert.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über den gegenwärtigen Zustand der londoner Theater.

London, im Mai 1838.

Wie viele Schauspielhäuser in dieser Weltstadt sich befinden, ist nicht leicht auszumitteln. Jedes Viertel, jedes Kirchspiel, ja jede bedeutende Straße enthält einen Platz, wo theatrale Vorstellungen den schaulustigen Londonern gegeben werden, so verliert sich die Art von Unterhaltung. Indessen lassen sich 20 namhaft machen, die mehr oder minder vollkommen die Idee eines Theaters repräsentiren; die übrigen, deren Zahl nicht unter 100 liegt, haben keine individuelle Benennung; sie heißen collective „Pennytheater“, weil man einen englischen Penny zu zahlen hat, um eingelassen zu werden. Da jedoch der Vorhang in diesen nie herabrollt, Komödie und Tragödie, Oper und Pöffe, Melodrama, Gesang und Tanz nicht eben scharf getrennt hier erscheinen, das Publicum endlich aus der niedrigsten Classe des gemeinen Pöbels besteht, so wird es fürs Erste besser sein, sie unberücksichtigt zu lassen, wenngleich sie einem Künstler und Philosophen Stoff zum Denken und Darstellen hinlänglich darbieten und ein scharfer Blick hier den Reim alles Lasters und die Schule aller Niederträchtigkeiten entdecken muß, an denen London reicher denn irgend eine andere Stadt in der Welt ist. Von jenen 20 wollen wir ein Duzend herausheben, die am besten den Geist, der alle belebt, uns erklären können. Schwer wird es dem Fremden werden, sie in dem londoner Chaos herauszufinden; theils liegen sie zerstreut in den verschiedenen Vierteln, theils befinden sie sich in einer Umgebung, die sie dem Blick entzieht. Der Continentalbewohner, der Deutsche besonders, erwartet stattliche Gebäude auf einem freien Platze, mit Statuen und Emblemen verzziert, welche ihn an Apollo's und Jupiter's neun Töchter erinnern, und ist nicht wenig erstaunt, wenn auf sein Nachfragen ein unbedeutendes Haus in einer uncleanen Straße gezeigt wird, welches nicht selten zwischen zwei Branntweinläden (ironisch und nicht mit Unrecht gin-palaces genannt) ärmlich daliegt und durch nichts als eine Aufschrift vor den übrigen sich auszeichnet, woraus man den Namen des Mufentempels erfährt. Einige machen eine Ausnahme; aber keines ist so heilig gehalten, daß es nicht seines freien Platzes beraubt und zwischen Häuser eingeklemmt würde, die alle Ideen des Schönen und Guten zerstören müssen. Coventgarden- und Drurylanetheater sind zwar mit Facaden geschmückt und wollen an etwas Höheres erinnern; allein ihr düstres Aussehen scheint über die unwürdige Umgebung, die engen, schmutzigen Straßen und besonders über die wilden Gesichter der Menschen zu jähren, welche hier gewöhnlich des Abends und an Markttagen sich herumtreiben. So traurig die Außenseite, so freundlich und nett erscheint das Innere. Eine geschmackvolle Bauart, treffliche Beleuchtung und passende Verzierungen suchen den Eindruck zu verschleichen, den der düstere Anblick des Außern gemacht hat. Man unterscheidet nun in jedem Hause drei Abtheilungen, die zu einem regelmäßigen Theater ebenso nothwendig sind, wie Thaler, Groschen, Pfennige zu einer Rechnung, nämlich: the pit, the boxes und the galleries. Das pit umfaßt unser Parquet und Parterre; the boxes, die Logen, nennt man alle Ränge zusammen und bestimmt sie nicht nach dem Preise, da man in allen dasselbe zu zahlen hat, sondern nach dem Anzuge, in welchem man erscheinen muß, um zum ersten Zutritt zu erhalten. Während nämlich die Kleidung bei allen beliebig ist, kann man zu diesem nur in gala, in dress, gelangen, weshalb

nach der erste Ring the dress-circle heißt. Die Galerien werden die Plätze genannt, welche nächst der Decke sich befinden, und man trennt die Seiten, the first gallery von dem Centrum, the second gallery, welche tief eingeschnitten, weit über die Decke hinausreicht. Von hier erscheint das pit, seinem Namen gemäß, wie eine tiefe Höhle, und in der Sprache der Götter, der Inhaber jener Galerie, ist es die Hölle des Hauses. Jedes Theater hat nun diese drei Theile; allein die Anzahl der Ränge richtet sich nach der Größe des Gebäudes. Das Dlympic und das New-Strandtheater haben nur eine Reihe, Drurylane, Coventgarden aber vier Ränge, über denen die Galerien herumliegen. Der Preis eines Platzes im pit ist gewöhnlich 3 Schilling, 5 Sh. in den Logen und 2 und 1 Sh. in den beiden Galerien. Für diese kleine Summe wird man von 7—12 Uhr unterhalten; will man nur die zweite Hälfte des Abends hier zubringen, so zählt man die Hälfte. Jedes Haus hat seinen besondern Typus, seine Stücke, seine Schauspieler, sein Publicum und seine eignen Dichter.

Den ersten Platz nimmt Coventgarden ein. Hier sieht man Shakspeare in seiner wahren Gestalt wieder, nachdem ein geschmackloses Zeitalter ihn verkürzt, gekürzt auf die Bühne gebracht hat. Dieses verdankt man den Anstrengungen des ersten jetzt lebenden englischen Schauspielers, Macrady's, welcher mit seltenen Aufopferungen die Leitung dieses Theaters übernommen und eine Gesellschaft um sich sammelt hat, wie sie nicht leicht sonst so zahlreich und tüchtig sich zusammensuchen möchte. Durch sein bedeutendes Talent und seinen Enthusiasmus für die Kunst hat er es möglich gemacht, woran Alle hier verzweifeln, daß das regelmäßige Drama seinen von Ackerstücken usurpirten Platz wieder eingenommen hat, und zur Verwunderung aller Kritiker, welche aus dem Nichtsein die Unmöglichkeit des Auflebens der dramatischen Kunst deducirt hatten, wird die ganze Reihe von den besten alten Dramen sowie eine Anzahl neuer Tragödien nächstlich vor einem gebildeten Publicum gespielt. „Macbeth“ wurde jede Woche einmal während drei Monaten gegeben; „Richard III.“, „Romeo und Julia“, „Coriolanus“ kamen dann und fanden jedesmal ein volles Haus. Das Schönste, was wir aber je gesehen, war der „Lear“, welcher im Ganzen und Einzelnen so lebendig das Dichterverk vorstellte, daß man es als den Triumph der mimischen Kunst ansehen konnte. Die Wiedereinführung des Marzen, welcher seit Garrick ausgelassen worden, der Vorzug, welchen der Dichter vor seinen Bearbeitern erhielt, nach denen Cordelia am Leben bleibt und den Edgar heirathet, der alte König aber nicht stirbt, wirkten mit dem Wunsche jedes einzelnen Schauspielers zusammen, seine Rolle so vollkommen als möglich zu repräsentiren, um den höchsten Genuß zu gewähren, welchen mimische Darstellungen irgend geben können. Vortrefflich werden auch Byron's Dramen „Werner“, „Die beiden Foscari“, sowie Bulwer's „Lady of Lyons“ und der „Jon“ von Talfourd hier vorgestellt. Welchen Einfluß diese neuen Anstrengungen eines einzelnen Mannes auf die englische Literatur haben können, ist nicht vorauszu sehen; aber daß er bedeutend sein wird, geht daraus hervor, daß Talfourd, welcher durch seine praktische Thätigkeit als Advocat und Parlamentsglied vielfach in Anspruch genommen ist, nur Macrady's wegen eine neue Tragödie, „The Athenian captive“, geschrieben hat, die nächstens auf der Bühne erscheinen wird. Auch eine gute Oper, „Amilie“, verdankt es Macrady, daß sie dem Publicum bekannt ward.

Drury lane, das zweite Nationaltheater, ist sehr gesunken; schlechte Opern und Poffen verdrängen das Drama hier, und Alles scheint mehr berechnet, um Geld in die Kasse zu bringen, als den Anforderungen der Kunst zu genügen. Das Dlympic befindet sich noch unter der Leitung derselben Madame Vestris, von der Fürst Pückler in seinen Briefen aus England mit so großer Verwunderung gesprochen hat. Wie würde er staunen, wenn er nach

10 Jahren diese Dame in derselben Kunst des feinsten Publicums und trotz ihres Alters in derselben unbergänglichen Jugend und Liebenswürdigkeit wieder sähe! Das Theater der Madame Vestris verdient aber anerkannt zu werden; die besten Komiker finden sich hier zusammen und unterhalten durch ihren Humor ebenso sehr, als die Dichter, welche für sie schreiben, der Eleganz und Reinheit im Style sich befleißigen und daher das beste Material der englischen Sprache darbieten. Braham's St.-James-theater gibt gute Singspiele, leidet aber an dem Mangel, daß es ein zu kleines Personal besitzt und daher in sehr engen Grenzen sich halten muß. Victoria, New-Strand, Surrey sind diejenigen Theater, welche das Gemeinkomische, Poffen und Travestien, sowie das Gemeintragische, Mord- und Raubgeschichten den niedern Classen zum Besten geben. So schlecht der Stoff auch ist, man kann nicht leugnen, daß Talent genug, besonders von Seiten der Schauspieler, verschwendet wird, um die Masse anzulocken. „Romeo und Julia“ wurde in dem New-Strandtheater mit solchem Erfolge travestirt, daß es mit einer Caricatur des „Othello“ und einer Bearbeitung der „Widwitsans“ den Besizer reich gemacht hat. Das englische Opernhaus ist zu Allem eher gebraucht, als eine englische Oper vorzustellen; theils wird hier die komische Oper gesungen, theils das französische Theater gespielt, welches jedoch nicht eben sehr beliebt ist. Eine Frau, welche wahrscheinlich zu einem in der Nähe gelegenen Theater gehen wollte und sich hinein verirrt, fragte mich eines Abends, als sie eine Zeit lang zugehört: „But tell me, Sir, why do they not speak plainer English, that one may understand them?“ Das Haymarket ist ein vortreffliches Haus, ein Coventgarden im Kleinen; Sheridan Knowles' Stücke und viele gute Neuigkeiten werden während der Sommeraison von einer talentvollen Truppe hier gespielt. In Astley's Theater sieht man nur solche Stücke, in denen Pferde ihre Brauere zeigen und nach dem Urtheile aller Zuschauer so wol als Kritiker muß man diesen Theatern den Vorzug vor den Menschen geben, welche mit ihnen zusammen agiren. Mazeppa wurde nach dem bekannten Bilde wundervoll und zum Tauschen ähnlich vorgestellt, sowie die Abenteuer der französischen Armee in Rußland, in denen die Pferde glauben machen könnten, daß sie nicht bloß Mitgefühl mit menschlichem Leiden, sondern eine wirkliche Anlage zur mimischen Kunst besäßen, wenn man nicht wüßte, daß Alles Dressur und nicht die Äußerung eines Geistes wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Eilige und nothwendige Berichtigung.

Die Briefe, welche in Nr. 162—164 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ abgedruckt sind, befinden sich im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris als Briefe des Fürsten Talleyrand aufgeführt. Ein seit vielen Jahren sehr genau unterrichteter Mann bezeichnete mir dieselben als echt und widerlegte meine erhobenen Bedenken. Bei diesem Doppelgengnisse hätte ich mich nicht beruhigen, sondern Mirabeau's geheime Geschichte des berliner Hofes vergleichen und den wahren Verfasser erkennen sollen. Ob Talleyrand die Briefe empfing, abschrieb, einsandte, veränderte, oder weshalb sonst sein Name so bestimmt aufgeführt wird, ist hier nicht zu ermitteln. Sehr interessant bleibt es übrigens zu sehen, welche bedeutende Zusätze und Veränderungen das früher Gedruckte und die pariser Handschrift zeigen.

Errare humanum est: doch soll der Irrende dies humane Sprachwort nicht für sich anführen, bevor er seinen Irrthum bekannt und sich von Rechtswegen selbst die härtesten Vorwürfe gemacht hat.

Berlin, den 8. Juni 1838.

Kaumer.

Montag,

Nr. 169.

18. Juni 1838.

Fr. G. Wegel's gesammelte Gedichte und Nachlaß.
Herausgegeben von J. Kund.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Hinsichtlich der Auswahl hat der bedächtige Herausgeber fast zu strenge Grundsätze befolgt; es durfte unbedingt noch Manches, besonders aus den frühern Jugendgedichten, aufgenommen werden, namentlich aus den „Strophen“, die aber wahrscheinlich nirgend aufzutreiben waren, weil der Dichter selbst die meisten Exemplare vernichtete. Wenn jedoch eben dieses Vernichtungsgericht als eine Entscheidung des Meisters über sein Werk, die einen Wiederabdruck unzulässig machte, geehrt ward, so wollen wir am wenigsten diese Pietät tabeln. Ist doch die Sammlung in dem Umfange, in welchem sie vorliegt, eine überaus reiche Gabe.

Gegen die Anordnung ist nichts einzuwenden, obwohl sie eben nicht auf einem klar hervortretenden Eintheilungsgrunde beruht. In fünf Abtheilungen werden unter der Aufschrift: I. „Leben und Liebe“, neuere, meist zuerst in Almanachen abgedruckte, lyrische Gedichte; II. „Legenden, Sagen, Romane“; III. „Kriegs-, Siegs- und Feuerlieder“; IV. „Vermischte Zeit- und andere Gedichte“; V. „Prolog zum großen Wagen“ vorübergeführt. Wegel's überwiegend lyrisches Talent prägt sich überall kräftig und erfreulich, oft erschütternd, immer mit unwiderstehlicher Innigkeit aus. Wer hier zum ersten Male aus diesem klaren Quell schöpfte, müßte es unbegreiflich finden, wie ein solcher deutscher Sänger, dessen helltönendes Saitenspiel bereits vor dreißig Jahren stark und kühn zu erklingen begann, nicht längst schon in allen deutschen Ländern den wohlverdienten Ehrenkranz empfangen hat, der nun sein frühes Grab schmücken und seinem Namen den unvergänglichen Nachruhm sichern soll.

Die erste Abtheilung eröffnet das köstliche Gedicht: „Der rechte Augenblick“, nämlich des poetischen Schaffens. Da gibt sich alsbald der echte Dichter kund, der nichts gemein hat mit den „ungebundenen Geistern“, sondern auch im feurigsten Schwunge der Begeisterung sich aufs entschiedenste bewußt bleibt: „Das Gesetz nur kann ihm Freiheit geben“.

Wie's auch im Herzen braust und schäumt,
Du mußt es können lassen,
Und wie das Roß im Busen bäumt,
Es breißt im Sägel fassen.

Dann erst, wenn die Flut wächst und das Schiff
hinausträgt im Triumphe aufs hohe Meer, wenn die
Geister unwiderstehlich dich fassen, daß kein Widerstre-
ben hilft,

Dann gib dich drein und eher nicht,
Zu dichten und zu schreiben;
Und dann wird's aber ein Gedicht,
Und wird es ewig bleiben.

Dann magst du auch im stolzen Selbstgeföhle mit
Wegel singen:

Ein König bin ich, denn ich bin ein Dichter!

Dann, nach den seligen Augenblicken des begeisterten
Schaffens und Gestaltens, mag der Dichter fragen:

Wer sagt mir nun und gibt Bescheid,
Wo ich gewesen diese Zeit?

Sollten wir aus dem reichen, schöngeordneten, lieb-
lich duftenden Kranze einzelne Blüten herausnehmen, um
diesem und jenem Leser, welchem der Sänger noch unbe-
kannt ist, eine zu reichen, die ihn ahnen ließe, wel-
cher Schatz, bisher ihm verborgen, hier zu Tage liegt,
so wäre die Auswahl so schwer, wie wenn man aus einem
sinnig zusammengestellten Diadem von Perlen und Edel-
steinen das Köstlichste auswählet und zur Schau stellen
möchte. Doch heben wir Eins heraus, nicht grade das
Liebste und Lieblichste, das aber des Dichters Gesinnung,
seinen heiligen Ernst und Eifer bezeugt:

Pharisäer.

Einweg von mir, ihr nur in Worten Weise!
Ihr kreist wie Berge und gebährt nur Mäuse!
Ich hasse laute Schellen! Purpurlappen
Auf Bettlerlappen!

Ich hasse, die auf Andre Bürden legen
Und selbst die Last mit keinem Finger regen,
Dem Nächsten streng, der eignen Sünde Schmeichler,
Ruchlose Heuchler!

Durch Prunk von Rußen blenden sie die Sinnen;
Getänzte Gräber! Woher sind sie innen,
Sind Brunnen ohne Wasser! Schauergerichte
Und Sodomsfrüchte!

Am laut'sten klingt ein leer Gefäß. Es pflügen
Zu laub'ge Bäume selten Frucht zu hegen.
Das reiche Gold gewährt oft minder Schimmer,
Denn schlechter Glimmer.

Leer Herz hat vollen Mund oft zum Geföhreten;
Ich merkte auf das Ende der Verleheten;
Strohfeuer, sah ich, brannten flugs zusammen,
Nicht Sonnenflammen!

Unter den zahlreichen Legenden, Sagen, Romanzen sind wunderliebliche und tiefinnige Blüten, und nicht eine einzige taube. Man möchte sagen, hier sei der Dichter vornehmlich in seinem Elemente, hier im vollsten und schönsten Sinne Volksdichter. Die Legende, die Sage gestaltet sich ihm wie unmittelbar, in leichten und sichern Umrissen, mit dem blühendsten Colorit, zum abgerundeten Bilbe, aus dem die lebendigen Gestalten mit plastischer Anschaulichkeit frei und lebhaft hervortreten. Hier ist auch überall mit bewundernswürdiger Sicherheit die angemessenste Form gewählt, ja geschaffen, und auch darin eine ausgezeichnete Meisterschaft bewährt. In einigen Romanzen ist das darin vorwaltende tragische Moment durch die epigrammatische Prägnanz der Darstellung zu erschütternder Gewalt gesteigert; in den meisten waltet ein frischer und köstlicher Humor, der nicht viele Worte macht, aber, auf lichten Höhen wandelnd und kräftig in die Tiefe dringend, den Hörer und Leser ergreift und festhält. Wir versagen uns ungern, einige Proben mitzutheilen, obwohl auch hier die Auswahl ungemein schwer sein würde. Nur eine der kleinsten Blüten dieses Kranzes heben wir heraus:

Das Wunderbild.

Vom Himmel war ein Bild gefallen,
Gleich als die Sonne hell und klar,
Kein Meister forschte es aus von allen,
Aus welchem Stoff das Bildniß war.
Des Goldes Glanz, der Edelsteine
Erlöscht an dieses Bildes Scheine.
Und wie die Wundermär erklangen,
Da macht alsbald sich Hauf bei Hauf,
Aus allen Enden, allen Zungen,
Den seltenen Schatz zu heben auf;
Doch keinem will der Fund gelingen,
Ob auch viel Tausend suchen gingen.
Ein Knabe saß bei seinen Schafen,
Ein Knabe, schön, wie Engel sind;
Ein's Tages war das Kind entschlafen,
Erwacht vom kühlen Abendwind,
Und wie es aufsteht von der Erde,
Fehlt ihm das liebste Lamm der Herde.
Der Knabe weint, das Lamm zu missen,
Sucht auf den Bergen weit und breit,
Und — plötzlich liegt vor seinen Füßen
Das Bild der ewigen Herrlichkeit;
Das Kind, es bleibt verwundert stehen,
Und steht, und kann nicht weiter gehen.
Da will das Bild lebendig werden,
Es läßt des Knaben Angesicht,
Und sieh, von nun an ist auf Erden
Des Knaben Bleiben länger nicht;
Kein Auge sah fortan den Knaben,
Und Niemand weiß, wo er begraben.

Die „Kriegs-, Siegs- und Feuerlieder“ (letzte der Feler des 18. Oct. gewidmet) verdienen ohne Zweifel die Aufnahme in dieses Denkmal des Geistes und der Gesinnung des frommen deutschen Sängers. Sie haben zu ihrer Zeit Viele erweckt, erwärmt, begeistert und wurden, wenn einst der Ruf zu gleichem Kampfe und Siege wieder durch das Vaterland ertönte, die alte Kraft bewahren. Sie sind aber auch jetzt ebenso sehr wegen ihres tiefinn-

gen poetischen Gehalts, wie als Zeichen und Denkmale des Geistes jener großen Zeit höchst anziehend und ergreifend. Die bewundernswürdige Mannichfaltigkeit im Gehalt und Form dieser Lieder gibt Zeugniß von der Tiefe und schöpferischen Kraft der Begeisterung, aus der sie hervorgingen, und das innige religiöse Leben, das sie erfüllt, sichert ihnen eine unvergängliche Dauer und Wertbarkeit. Erscheinen sie alle als Variationen über ein und dasselbe große Thema, so hat doch jedes für sich ein eigenthümliches, selbständiges Leben, und in jedem begegnet uns eine neue geistreiche Auffassung des erhabenen Gegenstandes. Von den „Feuerliedern“ auf „Allerdeutschen Fest“ haben mehrere, besonders im südlichen Deutschland, in Herzen, Häuser, Lieberkreise Eingang gefunden und im Munde des Volks sich erhalten, obwohl die Octoberfeier unerwartet schnell erschlaffte und erkaltete und ihre Feuer erloschen. Der Anhang zu diesen Liedern, welcher anhebt:

Mit Gott beginn' ich
Und ende mit Gott. —

rebet, wie eines Propheten Stimme, Worte der Weisheit und tönt wieder von den Hoffnungen und Wünschen, welche damals die Edelsten unsers Volkes erfüllten.

Aus den „Vermischten Zeit- und andern Gedichten“ ragt besonders das größere: „Besuch bei Vater Rhein“, nicht bloß in seinem Umfange, sondern vornehmlich in der Grobpartigkeit und Kühnheit und nicht minder in der Innigkeit und Lieblichkeit seines reichen Gehalts hervor. Doch leuchten hier auch noch andere Sterne, und zwar mehrere der ersten Größe. Das „Erntedanklied von 1817“ ist ein köstliches Zeugniß, was der fromme Dichter im heiligen Gesange zu leisten vermochte; dem Kirchenliede, das bei andern, selbst namhaften Verfassern nur gereimte Prosa, versifizierte Moral ist, haucht er Geist und Leben ein in rechter Glaubensfreudigkeit; er ist auch hier nicht Verfasser, sondern schaffender Dichter. Als solcher bewährt er sich nicht minder in den ideenreichen und kräftigen Lassetliedern („Bundeslied“, „Beim Wein“, „Rundgesang“, „Göttergesang am ersten Frühlingstage“, „Flausrockspoeie“). In dem Gedichte: „Meine Antipathie“, spricht so zornig stark sein edles Gemüth sich aus, daß wol manche Kritiker die Verstoffe gegen den sogenannten guten Geschmack rügen, Andere die Liebe vermissen werden, die sonst Nerv und Seele seiner Poesie wie seines Lebens ist; aber grade die echte, starke Liebe hegt auch einen heiligen Unwillen, eine entschiedene Antipathie gegen das Gemeine und Schlechte, obwohl sie die Gemeinen und Schlechten trägt und duldet. Das vergesse man insbesondere bei mehreren Epigrammen nicht, die mit scharfer Spitze in manch faules Fleisch einschneiden, aber nur verwunden, um zu heilen. In den kurzen sententiösen Gedichten erkennen wir auch ein schönes Talent und den heiligen Ernst, der dem vates ziemt.

Der Schlussstein des Ganzen: „Prolog zum großen Magen“, nimmt seinen Platz mit Ehren ein. Zum bessern Verständniß bemerken wir, daß unter dem „großen Magen“ das ehrfame Publicum zu verstehen ist, welches

freilich vielerlei; auch die wunderbarlichsten Dinge verbannt und von Wegel in einem größern komisch-bidaktischen oder dramatischen Werke nach Gebühr gefeiert werden sollte; sonst auch der „große Frosch“ genannt, für welchen er besondere „Eintagsfliegen“ herausgegeben hat. Zwar die Irrthümer und Thorheiten jener Zeit, in welcher dieser Prolog entstand (1806), sind jetzt andern gewichen; jene Huldigung der „praktischen Brauchbarkeit“, die alle Poesie durch die nüchternste Prosa auszulöschen, Wissenschaft und Kunst aus dem Leben zu verdrängen drohte, oder sie doch nur so weit, als sie einen unmittelbaren und handgreiflichen Nutzen haben, zulassen mochte, wird jetzt nicht mehr so laut gepredigt; aber sind wir nicht abermals in Gefahr, daß alles frische Geistesleben in Fabrikartikel verwandelt, von Actienunternehmungen verschlungen, der Himmelsweg für Eisenbahnen ausgetauscht, Kirche und Staat in Locomotive gebannt, auf Dampfessel gestellt, in eine große Industrieanstalt verkehrt werden? Der Dichter kommt mit seiner satirischen Sichel auch heute nicht zu spät, und sie trifft noch immer den alten Schaden, der am Ende doch nur in ein anderes Kleid sich gehüllt hat. Zudem altert das Werk des echthumoristischen Geistes so wenig wie er selbst, und es wird um so gewisser auch dieser „Prolog“ noch jetzt ergötzen und erbauen.

So laden wir denn zu einem reichen Gastmahle ein, das in dieser ersten Sammlung des poetischen Nachlasses unsers unvergesslichen Wegel dem deutschen Volke bereitet ist. Wir halten's für unmöglich, daß nicht Alle, denen Auge und Herz offen stehen, hier einen erquickenden und belebenden Genuß finden sollten.

Vielleicht erwartet man, daß wir noch Wegel's Stellung zu andern Dichtern unserer Zeit kritisch beleuchten. Der Deutsche liebt's, zu vergleichen, zu rubriciren und zu classificiren und möchte wol gern schnell darüber ins Klare kommen, wie unser Dichter zu Rückert, Uhland und Andern sich verhält. Wir lassen dies dahingestellt, bis eine ästhetische Naturgeschichte der Nachtigall, der Lerche und dem singenden Schwane mit ihren Liedern Platz und Rang gehörig angewiesen hat. Wegel selbst, bei edlem Selbstgefühl doch der bescheidenste und demüthigste Mensch, hat, wie auch in dieser Sammlung die Sonette an Freimund Keimar bezeugen, fremdes Verdienst so freudig anerkannt, daß er gern sich selbst erniedrigte und unterordnete, und wir sein Andenken auch darin ehren, daß wir, froh, wenn ihm die wohlverdiente Anerkennung zu Theil wird, uns an derselben genügen lassen, ohne durch eine Vergleichung mit seinen Sangesgenossen sie fördern zu wollen.

Sehen wir lieber hierher noch seinen „Schwanengesang“, welcher bllig in größerer Schrift gedruckt ist:

Gute Nacht, mein Saitenspiel,
Ewig gute Nacht!
Sang und Klang sind nun am Ziel,
Und es ist vollbracht.
Liebe hin, das Leben hin!
Ohne sie nur Lob!
Such' im Sterben nur Gewinn,
Neues Morgenroth!

Und hat man diese rührende Stimme in des Herzens Tiefe vernommen, dann legt man auch wol gern, liebend und trauernd, einen Lorbeerkranz auf das Denkmal nieder, das er in „Spielmann's Grabschiffe“ sich selbst gesetzt:

Und hier legt er seine Laute nieder,
Fröhlich, wie er fröhlich sie gespielt;
Morgen, sprach er, Freunde, morgen wieder,
Wenn der kurze Schlummer mich gekühlt!
Hörtest du von Nachtigallen sagen,
Wie sie, eisernd mit dem Widerhall,
Schmetternd hoch und immer höher schlagen,
Bis das Herz nun bricht im letzten Schall?
Denn des unsichtbaren Buhlen Stimme
Blieb stets höher einen Ton hinauf.
Wandrer, wünsche seiner Seele Ruh' und Stimme
Auch dein Herz an jenem Echo auf!

Der Spielmann ruht, seine Laute ist verstummt, aber seine Lieder werden leben und widerhallen auch in spätern Geschlechtern!
F. A. Roethe.

Einiges über den gegenwärtigen Zustand der londoner Theater.

(Schluß aus Nr. 188.)

Wir müssen zuletzt noch ein Theater nennen, welches der wahrhafteste Repräsentant aller Melodramen ist, d. h. hier, aller Stücke, die man nicht unter die Kategorie von den gewöhnlichen Spielen bringen kann. Sein Name ist The Adelphi, und dieses Wort allein hat schon die Kraft, viele Londoner mit Freude zu erfüllen, solche besondere Unterhaltungen werden hier geboten. Die moderne französische Romantik, der deutsche Fatalismus, der spanische Bombast, Alles wird in einem Ragout mit englischer Grobheit so eigenthümlich gemischt; dann werden hier Stücke zu einem bestimmten Zwecke fabricirt, um Jongleurs und Helden wie Napoleon, Sänger und eigenthümliche Mißgestalten dem Publicum vorzuführen. So wurden mehre Komödien nur deshalb geschrieben, um einem Ränder, Mr. Power, Gelegenheit zu geben, sein Talent zu bewähren, um alle Sonderbarkeiten des irländischen Dialekts nachzuahmen; und Sie müssen von einem Jim Crow gehört haben, der nächtlich in dem Charakter eines Negerklaven und durch ein einziges Lied allein dieses Haus Monate lang zu füllen vermocht hat. Hier war es auch, wo wir zuerst eine Pantomime sahen, ein Spiel, wovon wir in Deutschland nie gelesen noch gehört haben, und welches zu den außerordentlichsten Erscheinungen der englischen Bühne gehört. Solche Pantomime wird von Weihnachten bis in die Mitte des Februar nächtlich in jedem Theater gegeben und hat die Tendenz, die kleine Kinderwelt zu unterhalten, besitzt aber seit mehr denn 130 Jahren die Wunderkraft, auch die alten Kinder lachen zu machen. Der Verlauf eines solchen Spieles ist folgender: Es wird ein Feenmärchen wunderbar vorgestellt; Geister, Zauberer, Kobolde, Feen und Prinzen werden auf die Bühne gebracht und die buntesten Dinge aufs komischste vorgeführt, bis das Märchen zu Ende geht und eben der Wunsch eines schwärmenden Prinzen und seiner von einem Zauberer verfolgten Prinzessin erfüllt werden soll, als mit einem Male Bühne und Personen sich verwandeln und einen höchst eigenthümlichen Anblick gewähren. Der Prinz erscheint in der Gestalt eines Harlequin, mit buntem Kleide, schwarzer Kappe und einem hölzernen Schwert, damit er Alles verzaubern kann. Die Prinzessin verwandelt sich in Colombine, ein tangendes Lustweesen; der sie verfolgende Riese oder Zauberer oder Bormund (guardian) in einen Pantaloon mit spitzem, silberweißem Bart und nach oben in derselben Form zugespitztem Haupthaar, weißer Krause und komischem Gewande, an einem Stocke mit

zittern blawandend. Hierzu kommt eine neue Figur, der Clown, in der buntesten Tracht, drei Haarbüschel auf dem Haupte, mit einem breiten Munde, bereckten rothen Fleden auf Stirne und Wangen, und diese vier Personagen bilden die Heiden des nun arabischenmäßig fortgesetzten Spieles. Colombine und Harlequin, von dem Pantaloon verfolgt, von dem Clown geschützt, werden durch neue und aber neue Wunder, Veränderungen, Verzauberungen gerettet, was Gelegenheit genug darbietet, um die außerordentliche Kunst der Bühnenmaschinerie zu bewahren. Sie flüchten sich in bekannte londoner Gebäude, wobei alle Charlatanerien entdeckt werden, die Politiker und Andere üben, welche Kaufleute, Juristen, Mediciner anwenden, um Geld zu gewinnen, sodas vom Höchsten bis Niedrigsten keine Classe gespart wird. Ein Scherz folgt schnell dem andern; Diebstähle, pick-pocketings, Alles kommt plötzlich und schwindet schnell, bis endlich Harlequin's Schwert von dem Pantaloon zerbrochen wird, somit die Entzauberung stattfindet und die Vermählung lustig vor sich geht. Man kann im Anfange nicht umhin, nach zweifelhaftem Sehen sich selbst und alle Zuschauer für verzaubert zu halten, oder wie in einem Traume zu schweben, wo alle Contraste sich vereinen, um uns zu verwirren, und Menschen, Thiere und Pflanzen, Zeit und Raum in einem Nebel aufzuschnmelzen.

Für so viele Theater, die durch Neuigkeiten ihren Hauptreiz erhalten, können nicht Wenige schreiben. Ihre Zahl beläuft sich auf 40, welche die dramatische Gesellschaft bilden, durch Bulwer's Anstrengungen ihre Arbeiten gegen den Nachdruck gesichert sehen und in jeder Hinsicht nach Stellung in Gesellschaft, nach Talenten und nach Befolgung ein nicht unbedeutendes Gewicht haben. Das reine Übersetzen hilft hier nichts; der wässerige französische Dialog in den Scenarischen und der sentimentale Ton in unsern komischen Productionen muß erst tüchtig gesalzen und gepfeffert werden, um ihn dem Goethey schmackhaft zu machen; das Fremde kann dieser nicht verstehen, daher Alles auf die besondere londoner Drolligkeit übertragen und mit Ereignissen und Verhältnissen gemischt werden muß, welche hier allein ihre Heimat haben. Besonders aber geschieht Vieles in den englischen Stücken; Handlung folgt auf Handlung, der Worte werden nicht allzu viele gewechselt und, geschieht es, das Idiomatiche Englische so berücksichtigt, daß kein Moment verloren zu sein scheint, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Dabei wird auf die Maschinerie viel gerechnet, auf Decorationen und Anzüge, welche oft einen solchen Reiz erregen, daß Minuten vergehen, ehe die Schauspieler ein Wort nur äußern können, und das Horazische „Dixit adhuc aliquid? Nil sane. Quid placet ergo? Lana Tarentino violas imitata veneno“ hier seine volle Anwendung findet.

Was die Schauspieler betrifft, so ist ihre Zahl nicht zu ermitteln. Wer kann alle Diejenigen allein zählen, die für die regelmäßigen Dramen und Opern und Ballette in Covent-garden engagirt sind? Auch versteht es sich von selbst, daß viel Talent unter so vielen sich finde. Das Agiren in Trauerspielen ist von dem unserigen nicht sehr verschieden; wie der wahre Dichter für alle Nationen gesungen hat, so kann auch eine Leidenschaft nur auf dieselbe Weise von den verschiedenen Völkern ausgedrückt werden. Anders ist es in dem Gemeinkomischen, wo das Locale und Individuell-Nationale eine große Abweichung hervorbringen muß. Eine ganze Reihe von Menschenclassen, welche hier im Leben sich finden und auf der Bühne abconterseit erscheinen, kennen wir gar nicht, wie die gentlemen's gentlemen, the blues, the shop-keepers, the clerks, the attorneys, und daher ist es in solchen Localstücken besonders, wo das englische Spiel von dem unserigen sich scheidet. Zum Vortheil zeichnen sich die Schauspieler durch ihre höchst klare Aussprache, durch eine kunstvolle Recitation des Verses und durch natürliche Bewegungen aus, worauf sehr viel gesehen wird. Im Tragischen ist Macready beileidem der Beste; Miss Helen Faucit, eine junge höchst talentvolle Dame von 22 Jahren,

steht ihm zur Seite. Im Hochkomischen glänzt Harren, Madame Vestris, Mr. Matthews und Mrs. Ribbet, wie im Niedrigkomischen Mr. Keely und seine Frau, Mr. Bining und Mrs. Deger. Das Publicum ist hier nicht so schweigsam wie in Deutschland; es zeigt seinen Beifall und seinen Tadel auf alle nur mögliche Weise, jenen durch dreifache Wiederholungen derselben Sache, diesen durch Zischen, Pfeifen und, wenn es bei schlechter Laune ist, durch einen sehr kurzen Proceß, indem es der Bühne den Rücken zukehrt und die verblüfften Schauspieler so zwingt, aufzuhören. In den Zwischenscenen spielen das pit und die Galerien und suchen diese wenigen Minuten durch Prügeln und gewürzige Gespräche zu beleben. Kurz, man muß gestehen, daß in diesen Häusern die Zeit vollkommen ausgefüllt wird. Zur Schande Englands sei es aber bemerkt, daß eine große Anzahl Heptären in den untern und obern Regionen die gute harmlose Laune auf eine unangenehme Weise hören und des Bösen viel zu viel stiften.

Verschieden von allen diesen Theatern ist das italienische Opernhaus, in welchem die Grisi, Albertazzi, Affandri, Persiani und die Herren Lablache, Rubini und Tamburini eine Gesellschaft bilden, wie sie nur Paris und London zu hören und zu bezahlen im Stande sind. Hier herrscht ein anderer Ton im Publicum, welches selbst in den Galerien aus gebildeten Menschen besteht, die mit Entzücken die wundervollen Töne italienischer Kehlen einsaugen. Die Logen, welche in fünf Reihen übereinander liegen, sind von der Nobilität auf die ganze Saison gemiethet, und sie zahlen für 40—50 Vorstellungen die ungeheure Summe von 2—500 Pf. St. für die einzelnen Familiensitze. Wer nun mit einem guten Mentor versehen ist, kann hier die Repräsentanten der berühmtesten englischen Häuser kennen lernen; die junge Königin beehrt fast jede Vorstellung mit ihrer Gegenwart; der Herzog von Cambridge schlägt auf seinem Plage den Takt zur Musik, begleitet jede gute Passage mit einem unverhaltenen, lauten Beifall, ja läßt selbst einen Kriller hören, als wollte er es versuchen, in jene Regionen nachzuschwingen, wohin der Grisi Töne sich schwingen. Der Graf d'Orsay und die Gräfin von Blessington kokettiren von ihren Logen ebenso, wie sie es in der Gesellschaft und in der Literatur thun. Kurz, man hört die besten Sänger hier und sieht den schönsten Kranz von Damen, welche ohne Sage frei mitspielen. Hier schwindet der Goethey in nichts, und der Gentleman sucht, obwohl auf eine sehr kostspielige Weise, sein Ansehen einzig geltend zu machen. Wenn jedoch die große Volksmasse von diesem Freilichthum ausgeschlossen bleibt, so kann man doch nicht leugnen, daß sein Einfluß weit und zum großen Nachtheile auf sehr, sehr Viele sich erstreckt. Alles will italienisch singen; Alles will die Grisi und Rubini nachahmen, und die Gesellschaft an einem Winterabend wird dadurch nicht wenig ver kümmert, daß man gezwungen ist, die englische Jugend italienisch singen zu hören.

22.

Notiz.

Die erste griechische Zeitung.

Als die Griechen noch nicht darauf sann, sich vom türkischen Despotismus zu befreien, hatten doch schon einige von den in Wien lebenden daran gedacht, mehr Kultur unter ihren Handelsleuten durch eine Zeitung zu verbreiten, und eine solche in Wien unter dem Titel: „Ταχυδρομος της Βιέννης“ (Der Wiener Courier), 1784 begründet. Sie erschien in Octav, jedes Stück in einem halben Bogen. Allein so groß auch die damalige Tölpelheit und Unwissenheit der türkischen Regierung war, so sagte ihr doch der Instinct, daß eine solche Zeitung mit der Zeit gefährlich werden könne, und sie kam deshalb beim wiener Hofe mit dem Verlangen ein, daß sie unterdrückt werden solle. Und dem geschah also, obgleich Joseph II. damals an der Spitze stand. (S. „Journal von und für Deutschland“, 1785, S. 421 fg.)

15.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 170. —

19. Juni 1838.

Ein Zeugenverhör im Criminalproceß gegen die Prediger Ebel und Diestel. Mit der darüber lautgewordenen Publicität angestellt von Georg Heinrich Diestel, der Zeit suspendirtem Prediger. Leipzig, Vogel. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist fast dahin gekommen, daß in guter Gesellschaft die Angelegenheit der angeblich in Königsberg entdeckten religiösen Sekte, welche mit dem, der schmutzigsten Pöbelsprache entnommenen Namen *Mucker* belegt worden ist, nicht mehr erwähnt werden darf, und Ref. fühlt nicht jenes geistliche Behagen in sich, um den Schmutz und die Gemeinheit, welche man an jenen pöbelhaften Ekelnamen geheftet hat, hier des historischen Zusammenhangs wegen noch einmal aufzutischen. Wer die Geschichte der Religion — nicht nur der heidnischen, sondern auch der christlichen Religion — zu Rathe zieht, findet ohne Mühe, daß Religion und Wollust hin und wieder einen eigenthümlich mystischen, psychologisch bald erklärlichen, bald schwer zu erklärenden Zusammenhang haben. Die sinnliche, üppige Inbrunst der christlichen Religionen und Frommen war im frühesten Christenthum nicht vorhanden. Das hohe Märtyrertum in der Liebe zu Gott und Jesus Christus gab zu dem der menschlichen Natur völlig zuwiderlaufenden Klosterwesen die Veranlassung, wo die Sinnlichkeit bald neben dem Glauben und der Liebe eine bedeutende Rolle spielen mußte. Es entstand eine Ascese aus dem Kampfe der beiden heterogensten Gefühle des Menschen, deren letzte Gründe und Zwecke man mit Entsetzen enthüllt. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß in Königsberg ein mysteriöser Gottesdienst, wie man in den jüngst vergangenen Jahren ihn dort zu finden geglaubt hat, wirklich bestanden habe. Allein Ref. will damit Herrn Prediger Diestel erinnern, daß die Tiefen des Menschengemüthes dem, welcher zu sehr vertraut, oft unergründlich sind, und daß Erfahrungen von hundert und aber hundert Jahren her das Mißtrauen rege erhalten, es möge der religiös-wollüstige Wahnsinn die Menschen hin und wieder befallen, wenn sie dazu mit systematischer Schlaueit bearbeitet werden.

Herr Diestel ist einer von den beiden Geistlichen in Königsberg, welche die öffentliche Stimme als Vorsteher jener verurtheilten religiösen Partei dafelbst bezeichnet hat. In dieser Schrift tritt er zu seiner eignen und noch

mehr zur Rechtfertigung seines ältern Freundes, des Dr. Ebel, auf. Er fragt, wie jenes Gerücht, durch welches sie und ihre Freunde geschändet worden, entstanden sei. Er weist nach, daß ein lithographirter Brief von Berlin aus verbreitet und in die „Kritische Predigerbibliothek“ und die „Allgemeine Kirchenzeitung“ aufgenommen worden sei, ohne daß der berühmte Redacteur jener, Hr. Dr. Röhr, einen Gewährsmann habe nennen mögen, und ohne daß der Redacteur dieser, Dr. Bretschneider, gewußt, mit wem er es eigentlich zu thun habe. In der That ist die Eigentlichkeit, mit welcher die „Allgemeine Kirchenzeitung“ auch hier, wie so oft, wichtige Gegenstände behandelt, auffallend genug, und man darf sich nicht wundern, wenn sie in diesem Falle sich den Vorwurf einer Pasquillverbreiterin vorzugsweise vom Hrn. Verf. zulegt. Schon zeitig gab Dr. Tholuck in seinem „Literarischen Anzeiger“ der rationalistischen Partei zu bedenken, daß die Männer, über deren dunkles Treiben sie Schadenfreude äußere, durchaus, wie die Diestel'schen Schriften zeigten, als Freunde der Vernunft und selbstervorbenen Tugend aufgetreten und im Innern wie im Äußern jedenfalls Gegner desjenigen Christenthums seien, welches Hr. Prof. Olshausen und die „Evangelische Kirchenzeitung“ vertraten. Unter diesen Panieren hatte nämlich die „Allgemeine Kirchenzeitung“ die Herren Ebel und Diestel gesucht und eben deshalb ihre Spalten mit einer Menge zum Theil sehr abgeschmackter Vergleichen zwischen Orthodorie und Supernaturalismus, Heine's Rehabilitation des Fleisches und jungem Deutschland u. dgl. m. bis zum Ekel angefüllt.

Hr. Diestel soll, wie allgemein versichert wird, ein reiblicher Mann sein. Aus seiner Schrift spricht ein tiefer Gram und Unwille über die auf ihn und seinen Freund gehäufte Schmach. Wenn wir uns nicht ganz täuschen, so ist sein Unwille gerecht. Mit nicht geringen Kenntnissen ausgerüstet, trägt Hr. Diestel die theologische Ansicht vor, zu welcher er sich, durch Dr. Ebel gewonnen, seit längerer Zeit bekennt. Die beiden Angeklagten wollen einen biblischen Vernunftgebrauch und einen vernünftigen Bibelgebrauch. Mittels einer sehr scharfen und gewandten Dialektik beweist Hr. Diestel, daß diese Ansicht in sein Leben und Sein übergegangen sei. Der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ ist freilich auch diese Ansicht zuwider; sie stellt den Begriff

der Religion in dem Glauben an die Objectivität der Gottesidee fest und erkennt mithin keinen andern Grund der Religion an als die Idee. Diese menschliche Verknüpfung von Darstellungen und Begriffen steht dem Hegel'schen Gottesgeist gegenüber und objectivirt glaubend, wo Hegel denkend objectivirt, was im Wesentlichen wol einerlei sein möchte. „Wo Gottesideen den Grund der Religion bilden, da liegt ihr das Ideale, nicht das Reale, mithin das Wesenlose zu Grunde“ (S. 108), sagt der Hr. Verf. sehr richtig, deshalb bedürfe auch nach der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ der Tugendhafte der Idee der Unsterblichkeit nicht, sondern nur Der, welcher erst tugendhaft werden wolle; sie objectivire also glaubend die Gottesidee und subjectivire glaubend die Unsterblichkeit. Dies sei ein Widerspruch in sich; denn die Idee des Ewigen sei mit der Gottesidee identisch, und sei die eine objectiv oder subjectiv, so müsse es auch die andere sein; jede andere Vorstellung löse die Gottesidee von der Sittlichkeit ab.

Ref. ist kein Theolog, hält sich aber für gebildet genug, um einzusehen, daß die Vernunft des Hrn. Diestel durch einen viel geübtern Verstand unterstützt werde, als der Vernunft der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ im vorliegenden Falle zu Gebote stand, und es mag dieses Beispiel zum Beweis dienen, daß Hr. Diestel kein Idiot, kein Supernaturalist, kein Hengstenbergianer, sondern ein durch kritische Philosophie scharf durchgebildeter evangelisch-christlicher Theolog sei, der aber vermöge seiner kritischen Schule außer dem Verstande auch dem Gemüthe, außer dem Wissen auch dem Glauben und Achten seine unveräußerlichen Rechte im Reiche des menschlichen Geistes vindicire und daher nach einem höhern Standpunkt strebe als irgend einer seiner rationalistischen und supernaturalistischen Gegner. Denn man muß wissen, daß in dieser Angelegenheit „die Rationalisten es kund gegeben haben, daß ihre Feindschaft gegen die Bibel größer sei als ihre Achtung vor der Vernunft, und die Supernaturalisten, daß ihre Feindschaft gegen die Vernunft größer sei als ihre Achtung vor der Bibel“, um gegen die Herren Ebel und Diestel losziehen zu können! Doch — totus mundus delirat!

Das Zeugenverhör, welches der Hr. Verf. mit der Publicität anstellt, enthüllt uns eine Kette von Propagationen über die Mucker in Königsberg, die alle aus derselben dunkeln Quelle fließen. Die lithographische Mittheilung und ein „officieller Bericht“, der in Berlin schon im December 1835 in vielen dortigen Gesellschaften circulirt habe und den Aussagen eines gewissen Hrn. v. Tippelskirch, welcher die unzuchtigen Mysterien bei der Aufnahme in die Sekte nicht auszuhalten vermocht und deshalb zum Angeber geworden, sowie den Aussagen mehrerer sehr angesehenen Personen, die früher notorische Mitglieder der Mucker waren, entnommen gewesen sein und erstaunenswerthe und allgemeine Indignation erregende Entdeckungen enthalten soll, sowie ein Hr. v. E., den der „Komet“ erwähnt (wahrscheinlich derselbe unfähige Prediger v. Tippelskirch, welcher erst im Mai

1836 gottlich vernommen worden ist und mithin seine Aussagen nicht schon 1835 in einen officiellen Bericht überfließen lassen konnte), sind die ersten und letzten Gewährschaften für die ganze, beispiellose Diffamation. Von diesen aus strömt das Gift in alle öffentliche Blätter von und ohne Bedeutung als willkommenes Klatschthema über. Schon im Nov. 1835 verbot ein preussischer Cabinettsbefehl die Verbreitung solcher Mittheilungen bei Strafe der Cassation (also den Beamten?). Natürlich galt der Befehl nur für Preußen und die auswärtigen Blätter bemächtigten sich des Gegenstandes ausschließlich. Daher 1836 die Nachforschungen der preussischen Untersuchungsbehörden über die Quelle solcher für officiell ausgegebenen Mittheilungen. Den lächerlichsten und stolzesten Galimatias hat der „Hamburger Correspondent“ über das System der Mucker aufgetischt. Neon Lucifer, der als Vorsteher der Höllemonarchie lediglich um der Theodicee willen existiren und dessen Gewalt durch Beknechtung des untern Theiles des Menschen, der von Geburt an durch den Omphalos in zwei Theile geschieden sei, vernichtet sein solle, der Seraphinenkuß, welcher den Kämpfer lohne, Psychologie, Dogmengeschichte, Häresie, Gnosticismus, Mysticismus, Montanismus, Rigorismus und Dualismus treten darin nebeneinander auf. Man sollte meinen, der untere Gedankenlauf sammt dem Omphalos eines hamb(burg)er Dorfgeistlichen oder gar des „Hamburger Correspondenten“ selbst sei geborsten und habe beim Plagen diesen Knalleffect hervorgebracht. Man sieht, wie die Damen nach dem „Conversations-Lexikon“ eilen, um sofort dem Gespräch der Gelehrten über diesen halbbetrunkenen, halbhalbernen Weisheitserguß folgen zu können. Einfacher vorgetragen, würde dieser strotzende Artikel gegen Mysticismus einen Beitrag zur Geschichte des unterdrückten Menschenverstandes geliefert haben; hier aber beweist er nichts, als daß der Verf. jenes Artikels so wenig gewußt habe als die „Allgemeine Kirchenzeitung“, wovon eigentlich die Rede sei. Hätten beide die Schriften der Herren Ebel und Diestel gelesen, so würden sie gefunden haben, daß die christliche Theologie, zu welcher Beide sich bekennen, mit der Muckerei nichts zu thun habe, und daß, wenn sie dennoch zu dieser angeblichen, noch durch nichts nachgewiesenen Gesellschaft gehört hätten, wenigstens die von ihnen öffentlich bekannte christlich-theologische Ansicht damit nicht in Zusammenhang stehen könne.

Herr Diestel hat sein Werk in drei bedeutungsvolle Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Reinheit der Gesinnung. Mit tiefer Indignation schildert der Hr. Verf. darin die Unkeuschheit in allen Verhältnissen der nach Genuß und Sinnenkitzel haschenden Jetztzeit. Vom Knaben und Mädchen auf den Schulbänken, durch das Alter des abgelebten Jünglings und der verlanglichen Jungfrau führt er uns in die Unsauberkeit der großen Menge der Ehen, insbesondere der vornehmern Stände. Er bekennt offen, daß oft die Frau es sei, deren Gemüth zugänglich, empfänglich und bedürftiger des Trostes der auf den Christenglauben gegründeten Sittlichkeit sich zeigt,

und bestimmt damit den Wirkungskreis, welchen er und Dr. Ebel als Seelsorger sich gebildet haben. Allein er sieht auch darin die Ursache der gegen ihn und Dr. Ebel aus Heimtücke und Arglist gesponnenen, lichtscheuen Verfolgung und Schmähung. Beide seien bemüht gewesen, die Lehren des Christenthums in dem Kreise, den sie um sich gebildet, zum Bewußtsein und zur Klarheit zu bringen. Dadurch sei in mancher Frau, deren Mann sich dem Kreise nicht zugesellt, eine geistige und sittliche Ueberlegenheit entstanden, welche dem Manne in seiner eingebildeten Oberherrschaft über die Frau gefährlich geworden sei, und da er mit Gründen die Frau nicht habe bekehren können, so habe er zur Verschwärzung der beiden gedachten Geistlichen seine Zuflucht genommen, sobald Prof. Dishaufen, Graf Fink und Student v. Tippleskirch von Ebel abgefallen und eine Gegenpartei zu bilden gesucht.

Wir sind nicht im Stande, die angeführten zahlreichen Specialitäten, worauf diese Hindeutungen sich gründen mögen, zu beurtheilen; doch mögen sie nicht ohne psychologischen Gehalt sein und die Erfahrung für sich haben. Bedenkt man die Frechheit, mit welcher oft sehr gebildete Männer Zucht und Sitte und insbesondere das so zarte eheliche Verhältniß verletzen und die Gattin zur Sklavin herabwürdigen, so läßt sich wol denken, daß sie auch zu allen Künsten des Despotismus ihre Zuflucht nehmen, wenn sie finden, daß die steigende Geistesbildung der Gattin ihren angemessenen Herrenrechten Gefahre drohe. Wie es im großen Völkerverleben der menschlichen Gesellschaft damit stehe, weiß Jeder; sollte es im Mikrokosmos der Gliederung, sollte es in der Familie, dem Anfange der Staatsgesellschaft, anders sein?

Herr Diestel nimmt für seinen Freund Dr. Ebel, den er seinen Lehrer nennt, diese Reinheit der Gesinnung in Anspruch und ebenso für sich selbst. Er beruft sich auf die Schriften seines Freundes und seine eignen; hiermit schreitet er zugleich gegen die Behauptungen und Ansetzungen, welche seine Vernunftgläubigkeit erlitten hat, polemisch vor, und führt in seine Ansicht mit einer starken, fast möchten wir sagen, sieghaften Dialektik die Leser ein.

(Der Beschluß folgt.)

Capitain Scott's Werk über Ägypten.

Das im vorigen Jahre in London erschienene Reisewerk von Capitain Scott: „*Rambles in Egypt and Candia, with details of the military power and resources of those countries, and observations on the government, policy and commercial system of Mohammed Ali, by C. Rochfort Scott*“ (2 Bände), enthält trotzdem daß Ägypten seit den Zeiten des Perodot zu den meist besprochenen Ländern der Erde gehört, viele neue und interessante Mittheilungen, die man der lauern Beobachtungsgabe des Verf., seiner bürgerlichen und militärischen Erfahrung und einer bei ihm vorwaltenden, seltenen Capacität und Ausdauer verdankt, welche letztere ihn nicht leicht in seinen Bestrebungen ermüden läßt. Der Verf. durchforschte die einzelnen Partien Ägyptens und seine Hauptpläze, Alexandria, Kairo, Damiette, Rosette, das Delta, den District von Suez, die Küsten des rothen Meeres sehr sorgfältig und ließ es sich besonders angelegen sein, die Persönlichkeit des gegenwärtigen Paschas

von Ägypten, die Tendenz und Politik seiner Maßregeln, die Einflüsse, welche sie bereits auf den Zustand von Ägypten ausübten, seine Stellung zu England u. s. w. ausführlich zu besprechen. Diese statistisch-politischen Abschnitte seines Werks übergehend, begnügen wir uns, einige Notizen von allgemeinem und mehr populärem Interesse anzugeben.

Schiffswerfte zu Alexandria. Unter den modernen Ansichten von Alexandria ist das Seearsenal vorzüglich beachtenswerth, nicht allein wegen des prächtigen Maßstabes, nach welchem es eingerichtet ist, sondern auch wegen des hohen Grades von Vollkommenheit, wozu es sich in seinen verschiedenen Abtheilungen seit der kurzen Zeit seines Bestehens bereits erhoben hat. Lange Reihen trefflich aus Stein errichteter Gebäude stehen in angemessener Entfernung von den Werften und enthalten die Magazine und Werkstätten der verschiedenen Abtheilungen. Auf dem Grundstuck befinden sich die der Grob- und Zimmerleute, Schiffbauer, Rüster u. s. w. Im obern Stock befinden sich Niederlagen für Segeltücher, Hanf und Berg, Lärche, Kleiber, mathematische und nautische Instrumente und andern Seebedarf, auch sind hier Werkstätten für Seiler, Schneider u. dergleichen Schulkuben, Expeditionen und Druckerpressen. Eine Seilerbahn von tausend Fuß Distanz nimmt die ganze Länge eines dieser Gebäude ein. Die Magazine sind mit allen Bedürfnissen des Seerequipements bis auf die kleinsten herab versehen, bis auf die Federbüsche für die Hüte der Offiziere. Was von diesen kleinern Artikeln von ausländischer Manufactur ist, kommt größtentheils aus Frankreich; allein Alles, was zur Bekleidung der Seeleute gehört, ist ägyptischen Ursprungs. Nur sehr wenige Artikel werden aus England bezogen, darunter der vornehmste Stangenessen ist. Unter den Geschützen bemerkte der Verf. mehrere kleine Drehbassen (Schiffkanonen) aus Erz, von einspündigem Kaliber, von denen gleichfalls nur wenige englischen Ursprungs, die meisten im Lande selbst gefertigt waren, sie waren alle mit Percussionsapparat eingerichtet. Die Anzahl der im Arsenal beschäftigten Leute beläuft sich auf 3000, eine Angabe, die der Verf. so lange für fast unglaublich hielt, bis er sich überzeugte, daß nicht weniger als 50 Mann in einem Pumpenhaus und in einer andern Werkstatt 70 Schneider auf einmal arbeiteten. Diese Arbeiter sind mit wenigen Ausnahmen Eingeborene des Landes, und ihre Arbeit wird man auf überraschende Weise gut nennen, wenn man das Alter erwägt, in welchem sie ihre verschiedenen Handwerke zu lernen anfangen, sowie die Kürze der Zeit, die sie auf die Erlernung verwenden. Die Vorsteher, Factore, Werkmeister u. sind fast durchgängig Ausländer: Franzosen, Italiener und Waliser. Der Director der gesammten Anstalt und Seearchitekt (Cerrif-Bel) ist gleichfalls in Frankreich geboren. Der Gehalt eines Werkmeisters beträgt ungefähr 2 Schilling 3 Pence auf den Tag; der eines gewöhnlichen Arbeitsmannes erhebt sich, nach Maßgabe der Fortschritte, die er in seinem Gewerbe gemacht hat, von einem Penny bis zu sieben Pence. Diejenigen Arbeiter, welche im niedrigsten Solde stehen, empfangen, um dies Verhältniß einigermaßen auszugleichen, ein gewisses Quantum von Nahrungsmitteln. Mit dem Arbeitslohn, wie er in andern Gegenden sich stellt, verglichen, erscheint diese Remuneration freilich als sehr dürftig, allein nicht so in einem Lande, wo man nur selten eine ordentliche Mahlzeit hält und wo alle Artikel, die von den Eingeborenen als Lebensbedürfnisse angesehen werden, um einen wahren Spottpreis zu erhalten sind.

Arbeitslohn und Preise im Delta. Der Arbeitslohn wechselt im Delta von 20 Paras bis zu einem Pfaster (den letztern kann man höchstens zu vier Groschen Courant annehmen) und steigt sich im Allgemeinen, je näher man der Seeeküste kommt, da, wo der Reisboden seinen Anfang nimmt, die Arbeit schwerer und der Preis der Provision höher wird. Man kann sich einen Begriff machen, wie die Arbeiter in diesen Gegenden dennoch gut auskommen, wenn man erwägt, daß der Verf. und seine Gefährten in ihrem Charakter als englische Reisende im Delta folgende Preise bezahlten: für eine

Denne 1½ Pfister, für eine Ente 1½ Pfister, für vier große französische Brote 1 Pfister, für zwei Dugend Eier 1 Pfister, für sechs Pfund Datteln 1 Pfister.

Ägyptische Waffen. Die ägyptischen Musketen sind länger im Laufe als die, deren man sich in der britischen Armee bedient, auch ist ihr Gewicht leichter; dieser Umstand macht, daß sie sich beim Kalen leicht nach der Richtung zu senken, wodurch ihre Feuer etwas unwirksam wird; auch die Bayonnetts sind verhältnismäßig zu lang, ein Uebelstand, der bei der Anfertigung neuer Waffen dieser Art vermieden wird. Die leichte Infanterie führt kürzere und leichtere Musketen als die der Linienregimenter; die beste Arbeit daran sind unfechtig die Schloßer, dagegen ist an den Gewerken das Holzwerk nicht gut genug behandelt und überhaupt die Arbeit roh. Nichtsdestoweniger, bemerkt der Verf., wären die dortigen Fabriken im Stande, recht brauchbare Gewehre zu liefern, wenn sie das französische Modell nicht hätten, das nach seiner Verschönerung ausnehmend schlecht sein soll. Die Säbel der Reiterei sind durchgängig mangelhaft, schlecht in der Spitze wie in der Schneide und also zum Hauen wie zum Stoßen gleich unbrauchbar. Der Arbeitslohn der verschiedenen Waffenverfertiger wechselt je nach ihrer Geschicklichkeit von einem bis zu drei Pfaster für den Tag. In der Fabrik der Kleinwaffen werden sie nach dem Grad bezahlt, und es ist fast unglaublich, zu welcher niedrigeren Preise z. B. die Musketen verfertigt werden. Die Vergütung für ein Gewehr zu einer solchen beläuft sich höchstens auf 70 Paras oder 4½ Pence.

Die Gesellschaft von Alexandria, sagt Capitain Scott, besteht fast ausschließlich in den Sirkeln der Handelsconsuln, wo man mit sehr angenehmen und wohlunterrichteten Personen zusammentrifft. Mit Empfehlungsbriefen versehene Reisende finden hier leicht Zutritt. Jedoch sind die sogenannten Kaufleute par excellence und zweiter Classe in Alexandria als sehr ungastlich bekannt. Vom Concert gibt es hier viele Liebhaber; in dem Theater der Stadt spielt man französische Stücke. Subscriptionsbälle werden häufig veranstaltet, zu welchen Jedermann zugelassen wird, ohne Rücksicht auf Rang, Vermögen, Religion oder politisches Glaubensbekenntnis. Hier walzt Alles in dichtem Haufen durcheinander: Papisten, Protestanten, Griechen, Armenier, Juden und Mohammedaner, und es ist lustig zu sehen, wenn ein würdiger Bimbasha von Mohammed Ali's Gezmacht, ungeachtet seiner Gewänder und Pantoffeln, die ihm bedeutende Hindernisse in den Weg legen, so mit der glanzäugigen Tochter des Consuls ihrer katholischen Majestät den Saal hinabgalopiert. Häufig verwechseln bei diesen Gelegenheiten die Nationen ihre Kostume, man sieht Franken in türkischer und Griechen in fränkischer Tracht. Manche sehen aus wie alte, aus den Katakomben zurückkehrende Urägypter, und wenn diese verschiedenen Rassen so durcheinander wogen, so ist der leibhaftige Mummenschau fertig. Was das Angenehmste ist, man findet auf diesen Bällen sehr schöne Mädchen; sie sind aber fast sämtlich ungeschickt und geschmacklos gekleidet, so daß, wie Capitain Scott bemerkt, es für einen professeur de danse und für eine elegante couturière aus der capitale du monde sich wol der Mühe verlohnen müßte, sich in Alexandria ein Weibchen niederzulassen. Auch ein Jeu gibt es auf diesen Bällen, wo man oft sehr hoch spielt.

Noch fügen wir, als von Interesse, die Beschreibung bei, die der Verf. von der Militärschule zu Tourah gibt, einem Dorfe auf dem rechten Nilufer, ungefähr acht Meilen oberhalb Alkairo gelegen. Sie ist am Rande des Stromes erbaut, vergerast, daß die dazu gehörigen Gebäude zusammen einen weiten, offenen Platz einschließen, der sowol zur Spielbelustigung, als zum Unterricht der Jüglinge dient. Diese, 340 an der Zahl, sind in acht Compagnien getheilt; dreizehn der größte Theil davon sind Araber, der Rest Lärken und Griechen aus Candia. Während der Anwesenheit des Verf. befanden sich

auch daselbst zwei Klassen des Vicekönigs. Mit der Ausnahme, daß sie etwas besser zu Mittag aßen, wurden dieselben ganz so wie die übrigen Jüglinge behandelt. Nach dem ursprünglichen Gesetz ist das Alter der Zulassung vom eiften bis zum fünfzehnten Jahre; allein Mohammed Ali hat auch Leute vom 19 — 20 Jahren dorthin geschickt, von denen einige sogar ihre Frauen mitgebracht haben. Es werden von den Aufzunehmenden keine weiteren Vorkenntnisse verlangt, als daß sie Arabisch lesen und schreiben können. Die fernern Begegegenstände sind: Arithmetik, Geometrie, Algebra, militairisches und Landshaftzeichnen, Fortification und fremde Sprachen. In den letztgenannten empfangen die Jüglinge auch Unterweisung in dem besondern Dienst, zu dem sie bestimmt sind, und außerdem liegt stets eine vollequipte Kriegsbrigg ganz in der Nähe vor Anker, die zur praktischen Erlernung des Seebienstes bestimmt ist. Die für diesen sich Bildenden werden in englischer, die für die Armee aber in französischer Sprache unterrichtet. Mehrere erlernen außer diesen auch die italienische Sprache; Türkisch lernen sie alle ohne Unterschied. Der Verf. bemerkt, daß die Araber mit größerer Leichtgläubigkeit sich der Aussprache des Französischen als des Englischen und Italienischen bemächtigten, was er der größern Ähnlichkeit der erstgenannten Sprache mit dem Türkischen zuschreibt. Übrigens werden, seiner Angabe nach, diese Jüglinge zu anhaltend und anstrengend beschäftigt, da zehn Stunden des Tags von den verschiedenen Studien, anderthalb Stunden von den Artillerie- und Exercitübungen außerhalb der Anstalt in Anspruch genommen werden, so daß für die Erholung verhältnismäßig zu wenig Zeit gelassen ist. Was an der Studieneinrichtung der Anstalt mangelhaft erscheint, ist, daß es vorzugsweise an competenten Lehrern der Sprachen fehlt; so wird das Englische und Italienische von einem jungen Spanier, das Französische von einem Deutschen u. s. w. gelehrt. Die Studien- und Unterrichtssäle sind klein, aber lustig, reinlich und gesund und nehmen eine volle Seite von dem Quadrat des Gebäudes ein; ein anderer Flügel enthält die Schlafsäle, acht große Gemächer, so geräumig, daß jeder wol eine Compagnie von Schülern aufnehmen könnte. In jedem Saal steht ein Badstüber. Jeder Cabot hat seine eigne geräumige Bettstelle aus Eisen und ein Behälter für seine Garderobe. Woher einen andern Flügel nehmen die Speisesäle und Küchen ein, die an Sauberkeit und Nettigkeit ganz mit den übrigen Theilen übereinstimmen. Die Jüglinge essen, je zehn, an runden Tischen, an welchen der Platz eines Jeden bezeichnet ist. Sie halten nur zwei Mahlzeiten täglich, denn ein wenig Brod, das sie gleich nach dem Aufstehen genießen, kann nicht für eine solche gelten. Diese Mahlzeiten bestehen aus Suppe, etwas Fleisch, Gemüse und Macaroni. Die Ordnung und Disciplin dieser jungen Leute rühmt Capitain Scott als musterhaft. 4.

Notizen.

Lord Brougham bereitet eine Sammlung seiner vorzüglichsten Reden, die er im Parlamente und außerhalb desselben bei wichtigen Veranlassungen während seiner langen Staatsmännischen Laufbahn gehalten hat, vor, und einige Bände derselben werden noch in diesem Jahre in Edinburgh erscheinen. Der große Redner will zu den einzelnen Bänden und Abschnitten Vorreden und kritische wie erklärende Anmerkungen, soeben Schilderungen der bedeutendsten Zeitgenossen liefern. Von hohem Interesse wird jedenfalls auch die kritische Abhandlung über die Beredsamkeit der Alten sein, welche er dieser Sammlung beifügt.

In Paris wurde vor einiger Zeit bei der Versteigerung der Sammlung von Autographen berühmter Männer, welche einem Herrn von Montmerque gehört hatte, bezahlt: für ein Autograph von Boileau 170, Fénelon 110, Lafontaine 320, Racine 175, Tasso 400 Francs. 53.

Mittwoch,

Nr. 171.

20. Juni 1838.

Ein Zeugenverhör im Criminalproceß gegen die Prediger Ebel und Dießel. Mit der darüber lautgewordenen Publicität angestellt von Georg Heinrich Dießel.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Die zweite Abtheilung von des Verf. Schrift behandelt die Wahrheit des Denkens und schließt sich ungesucht und natürlich an die erste an.

Im Gedanken spiegelt sich das Wesen, der Sinn und das Herz und tritt vermittels des Wortes hinaus. Aber auch umgekehrt: vermittels des Wortes empfangen wir Gedanken und wirken aufs Wesen, auf den Sinn und das Herz. Im Gedanken verknüpft sich das Subject mit der Objectivität, die Persönlichkeit mit der Welt und mit Gott. Das Denken ist die Vermittelung des Subjects und Objects.

Die Wahrheit des Denkens schildert er als die Aufgabe und Folge der Reinheit der Gesinnung. Ohne jene sei diese unmöglich; eine strenge, nüchterne Consequenz werde ohne jene im Denken nicht stattfinden. Der Beruf der beiden geschmähten Geistlichen sei es gewesen, auf ihre Umgebung und ihre Zeitgenossen durch Consequenz im Denken für die Wahrheit und den Vernunftglauben zu wirken. Wie dies von ihnen in Schrift und Wort geschehen sei, thut er mit zahlreichen Belegstellen aus Dr. Ebel's und seinen eignen Schriften dar. Niemand kann darnach in Abrede stellen, daß Beide für ein vernünftiges Christenthum mit vieler Kenntniß und Klarheit, tüchtiger Bekanntschaft des alten und gründlichem Studium des Neuen Testaments, und gegen die Extreme des Rationalismus und der Orthodorie gekämpft haben. Aus diesem Allen zieht Hr. Dießel den Schluß, daß, wer mit reiner Gesinnung sich der Wahrheit des Denkens befleißige, der Unflätigkeiten, welche man den beiden Geistlichen Schuld gegeben, nicht fähig sei.

Die Aufgabe des Lebens eines Christen, bedingt durch jene beiden Eigenschaften, führe, schließt er weiter, zur Vollkommenheit des Strebens. Diese behandelt der dritte Abschnitt des Werks.

Auf das Heil, — auf die Wiederherstellung der durch Sünde und Elend zerrütteten Menschheit, — auf die Wiederbringung des Verlorenen — haben von jeher die Edelsten des menschlichen Geschlechts gewartet; auf das Heil, auf die Heilung der tief verwundeten, in ihrem innersten Wesen kränklichen Menschheit ist ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung und ihr Stre-

ben gerichtet gewesen. Gott selbst hat die Menschheit zu dieser Hoffnung berechtigt durch die Sendung des Weltheilands.

Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, lehrte Christus. In diesem Satze ist die Richtung des christlichen, man darf sagen des menschlichen Gewissens bestimmt. Der Wille soll rein und wahr zu dieser Vollkommenheit sich selbst bestimmen.

Wir halten diesen Abschnitt für den gelungensten des ganzen Werks. Der Hr. Verf. hat es hier nicht mit Dr. Ebel's und seinen eignen Schriften zu thun; er wendet sich lediglich zu dem Neuen Testament. Er führt hiermit seinen vernünftigen Glauben auf die Lehre Christi und der Apostel zurück und man darf diesen Theil des Buchs vorzugsweise den dogmatischen nennen.

Von hier aus nimmt der Hr. Verf. Gelegenheit, einen kurzen Abriß seiner eignen Bildungsgeschichte als christlicher Theolog zu geben. Ursprünglich gehörte er zu der Zahl der orthodoxen und gläubigen Geistlichen. Sein Denken fand in Herbart's Philosophie Anregung und Übung. Zuerst Landgeistlicher, dann seit 1818 Divisionsprediger und seit 1827 als Geistlicher an der habersbergischen Gemeinde in Königsberg angestellt, ward er mit Dr. Ebel genauer persönlich bekannt. Eine Beschuldigung des Dr. Dischhausen, als sei er ein heimlicher Verbreiter des Schönherr'schen Systems, legte ihm 1834 die Verpflichtung auf, in den Grund der Wahrheit nach Schönherr's Anleitung einzudringen. Dieses Studium bestärkt ihn in seinem Beruf,

die Wirklichkeit und mit derselben den wirklichen Gott, die wirkliche Welt, das wirkliche Leben, den wirklichen Erfolg desselben, das wirkliche Gericht und hiermit die Wirklichkeit von Himmel und Hölle zu behaupten und geltend zu machen u. s. w.

Nachte, dürre, trockene Wahrheit darzustellen — sagt er —, mit nüchterner, gleichsam mathematischer Verstandesthätigkeit auslösen Träumen und Einbildungen zu wecken und auf den Boden der Wirklichkeit zu versetzen, in die wirkliche Buße, in den wirklichen Glauben, in das wirkliche Leben und auf den wirklich schmalen Pfad zu nöthigen, der zum wirklichen Leben wirklich führt — dazu habe ich mich gebrungen gefühlt.

Hierdurch aber gab der Hr. Verf. vielen Anstoß bei denen, welche ihr Christenthum sich bequemer machen wollten, und daher besonders bei den Amtsbrüdern, und zog sich bittere Feindschaften zu. Prof. Dischhausen trat

gegen ihn und Ebel schon 1826 auf; denn dessen Frivolität und Frömmerei als Ereget reizte den Hrn. Verf. zum Widerspruche. Diesen hat derselbe nicht gerade schonend geführt; aber nach seiner innigen Überzeugung durfte er auch nicht schonen, wo es Wahrheit und Reinheit der Gesinnung galt. Die Darstellung seines und Ebel's frühern Verhältnisses zu Dishaufen klärt Vieles auf. Sie ist so entschieden und derb, daß, wenn wir auch die individuelle Richtung des Hrn. Verf. dabei in Anschlag bringen müssen, wir doch keinen Zweifel hegen, daß Dishaufen seinen schon in den Studentenjahren oft zweifelhaft gewordenen Charakter niemals geläutert habe. Er war es, der mit dem Grafen Fink und dem Prediger v. Lippelskirch eine Störung in die große und christliche Gemeinde brachte, die Dr. Ebel sich gebildet hatte. Aus dieser Störung ist die Verleumdung und Schändung der beiden Geistlichen Ebel und Diesfel hervorgegangen. Man hat die Gleisnerei sehr weit getrieben! Hrn. Diesfel's eigener Bruder, mit dem er in der innigsten Einigkeit gelebt hatte, wurde eine Zeit lang vom Grafen Fink gegen ihn verhetzt. Beide fanden sich jedoch wieder zusammen. Das Gemälde, welches der Hr. Verf. über die gegen ihn und Ebel geübten heimtückischen Töfseleien aus actenhaftig gewordenen Briefen und Thatfachen entwirft, ist wirklich schauerhaft. Es ist in einer kühnen, sichern Sprache vorgetragen und läßt in dem Leser die Überzeugung zurück, daß wenigstens höchste individuelle Wahrheit aus dem Hrn. Verf. rebe.

Man hat den Dr. Ebel als pharisäisch, schmutzig, wolüstig und jesuitisch geschildert. Der Hr. Verf. entwirft uns dagegen ein Bild von ihm, das uns nöthigt, in ihm das Muster eines von seinem heiligen Beruf tief durchdrungenen Geistlichen zu sehen, dessen Leben mit seinem Denken und Glauben im innigsten Zusammenhange steht. Ein geschlossenes System hat Dr. Ebel nicht, sein Streben ist, die Wahrheit und das Evangelium, wie Christus es verkündet hat, vorzutragen und stets nach neuem, besserem Verständniß zu ringen. Er hat als Archidiaconus der größten — der altstädtischen — Gemeinde in Königsberg durch seine Predigten und seinen Unterricht, welchen er der Jugend ertheilte, das größte Publicum in Königsberg sich gebildet. Seine Kirchen waren stets voll, und beide Gemeinden, denen die beiden suspendirten Prediger vorstanden, haben von der Gnade des Königs deren Wiedereinsetzung wiederholt und dringend erbeten.

Durch Briefe mehrerer namhafter Damen, welche Ebel's Schülerinnen waren und die in den obschwebenden Criminalproceß gezogen worden sind, und durch schauererregende Thatfachen von dem Bestreben der Gegner belegt der Hr. Verf., daß ein reiner, sittlicher und christlicher Geist von Ebel ausgegangen, und daß die innere Wiedergeburt, nicht aber die leibliche Wiedergeburt des Messias, die Richtung gewesen sei, welche Ebel seinen Schülerinnen bei der Confirmation zur Pflicht gemacht.

Der Criminalproceß selbst aber ist ein bloßer Moralproceß, mithin eine wahre Inquisition über die sittlichen und Glaubensprincipien der beiden Prediger und ih-

rer Schüler und nächsten Freunde geworden. Es ist eine Schande unserer intelligenten Zeit, daß man an die Stelle der Herenproceße politische und theologische Inquisitionsproceße seit zwanzig Jahren gestellt hat. Was hat man damit gewonnen? Verwirrung aller socialen Begriffe und den scheußlichsten Indifferentismus gegen das Heiligste und Schönste, was dem Menschen aus der Staatsgesellschaft entgentreten soll, gegen Christenthum und gesellige Freiheit. Unmöglich kann darin der öffentliche Zustand gewinnen; die Sicherheit ist nur scheinbar, welche der Augenblick bietet. Die Menschennatur kann in dem Indifferentismus nicht lange beharren; sie wird sich nach irgend einem Extreme mit aller Kraft wenden, und die Richtung, die sie nimmt, muß verheerend werden.

Unserer unmaßgeblichen Meinung nach hat Hr. Diesfel in seinem vorliegenden Werke sich als ein Mann von tüchtigem Wissen, tiefem Ernst und fester, gerader Gesinnung kundgegeben. Sollten von verirrten Frommen Sudelereien und Schmutzereien in ein religiöses Gewand eingekleidet und in heimlichen Zusammenkünften betrieben worden sein, so halten wir Hrn. Diesfel jedenfalls auch nur einer entfernten Theilnahme daran oder Wissenschaft davon für unfähig. Was den Dr. Ebel betrifft, so erklärt ihn Hr. Diesfel, welcher ein Zeugniß über Personen abzulegen befähigt und berufen ist, nicht für den Stifter einer schmutzigen Sekte, sondern für einen redlichen Mann, der seit 1810 arglos und offen auf die Herzen seiner Gemeinde zu wirken gesucht hat. Jedenfalls sind die, angeblich auf dem jetzt verkauften Gute S — n bei Königsberg entdeckten Einrichtungen zur geheimen Feier der auf die fleischliche Wiedergeburt des Messias gerichteten Mysterien, an deren Spitze ein Hr. v. S — d und dessen Gattin gestanden, und die man deshalb von Staats wegen genöthigt haben soll, die Provinz zu verlassen, eine isolirte Sache, welche hoffentlich durch den vor dem Inquisitorial zu Königsberg obschwebenden Moralproceß ermittelt werden wird. Daß Heuchelei, Gleisnerei, Angerebtheit und politische und religiöse Sykophanterei die Hauptquellen der über die Herren Ebel und Diesfel entstandenen Gerüchte seien, kann man im Voraus mit Gewißheit behaupten. Sollte Dr. Ebel durch seine Lehre Menschen zu Thorheiten verführt haben, so hat es in seiner Absicht sicher nicht gelegen, und man könnte Christus ebenso gut beschuldigen, daß er an dem Katholicismus mit seinen Auswüchsen durch seine Lehre schuld gewesen sei.

Wir wollen keineswegs richten, so lange die Justiz noch nicht mit ihrer Thätigkeit zu Ende ist. Wol aber kann man absehen, daß, wenn nicht ein unbescholtener und unbefangener, klarer Kopf den obschwebenden Proceß instruirte, man die beiden geschmähten Geistlichen, eben weil sie unschuldig in einen so über allen Begriff schändlichen Proceß verflochten wurden, fallen lassen werde, damit den vielen, zum Theil vornehmen und, wie es scheint, sykophantischen Anklägern nicht die Strafe der Calumnianten zuerkannt werden müsse. Ref. hat bei aller Achtung vor der Justiz und auch vor der preussischen in dieser Beziehung eine neuere Erfahrung vor Au-

gen, die ihm diese Besorgniß aufnötigt, und er hält es daher nicht für überflüssig, hier zu warnen und dort die beiden Geistlichen zu bitten, sich auf das Äußerste gefaßt zu halten. Die Politik — wie man es nennt — verlangt oft Opfer; am Ende ist es aber nur die Bequemlichkeit, zu lügen, wo man der Wahrheit mit einiger Mühe und einigem Erdröthen die Ehre geben müßte, welche solche Opfer verlangt. Wir halten uns überzeugt, daß ein Röhr und ein Bretschneider mit Freuden den Sieg der Wahrheit und Unschuld verkünden werden. Die Verschiedenheit der religiösen Richtungen hat dann keinen Einfluß mehr auf das Urtheil wackerer Männer, die sich nicht scheuen, eine vorgefaßte irrige Meinung als solche offen zu bekennen.

Behmüthig blickt der Protestant auf den Zustand der Kirche! Zu keiner Zeit sind die Feindschaften darin wegen religiöser Meinungsverschiedenheit grimmiger gewesen als eben jetzt. Die beiden Extreme des Rationalismus und der Orthodorie sind so weit auseinandergegangen, daß in den unermesslichen Zwischenraum die ganze protestantische Christenheit wie in einen bodenlosen Abgrund schaut und lau und indifferent nicht weiß, wohin sie sich wenden soll. Der Rationalismus reicht für das Volk nicht aus; da es die Glieder der großen Schlussketten nicht kennt, so verfällt es aus Unwissenheit in völligen Unglauben und in Freidenkerei. Die Orthodorie genügt dem seit Luther von manchem Vorurtheil befreiten Verstande des Volks nicht; es nimmt, um sich zu helfen, die Phantasie zu Hülfe und verfällt immer wieder in Aberglauben aus Übergläubigkeit. So führen beide Ansichten zum Irrthum, und beide machen die Gotteshäuser leer, die Kirche obsolet, die Geistlichkeit bald verächtlich, bald lächerlich. Beide Parteien ergreifen jede Gelegenheit, der andern Schmach anzuthun und zermalmen jede dritte, die es versucht, die Geister wo möglich zu vereinigen. So kommt unser einziges allgemeines Volksbuch, die Bibel, und mit ihr das Christenthum und die Religion überhaupt in Verfall und Verruf, und die Frivolität bildet eine neue Religion, die Religion der Sünde und der Unsittlichkeit, und findet mehr Beifall, als sie in ihrem Übermuth glauben mochte. Dies ist das Bild, welches der Ref. sich über den Zustand der Kirche entworfen hat, und weshalb er sich mit Tausenden nach einem Mittler sehnt, ohne Furcht, von The- und Neologen für einen Nucker gehalten zu werden.

Die Zeit der Beweisführung über die gegen die Herren Ebel und Diesel erhobenen Beschuldigungen kommt nunmehr heran; nicht bloße Vermuthungen gelten mehr, sondern die juristischen Beweise des Verbrechens, die bis jetzt noch fehlten. Schön wäre es, wenn auch in der Kirche der schöne Rechtsgrundsatz: Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium, gälte! Schön, wenn er von je der Geistlichkeit und den Gewissensthäten vorgeschwebt hätte! Allein gerade in der Kirche ist die Verfolgungssucht und der gegentheilige Grundsatz immer in Geltung gewesen und scheint in ihr eine Krankheit zu sein, welche sie mit der Polizei gemein hat. Eine Criminaluntersuchung muß nach beiden Seiten, nach den

Beweisen für die Schuld und für die Unschuld, gleich gewissenhaft geführt werden. Bis jetzt hat man mit lautem Lärm den Angeklagten alles Gehör in öffentlichen Blättern verweigert. Ein Versuch der Art in der frankfurter Zeitung wurde mit dem strengsten Töne von allen Seiten zurückgewiesen. Ref. hegt alle Achtung vor den psychologischen Indicien; allein als Jurist hält er sie ohne bewiesene Thatfachen für gar nichts. In der vorliegenden Schrift aber sind thatsächliche Beweise genug gegeben, daß die Masse der psychologischen Anzeigen für die Mordthat der beiden Geistlichen in Königsberg spreche. Wir sind auf einen Gegenbeweis mit Namen und von gleicher Bediegenheit und Kraft sehr gespannt, und mit uns gewiß jeder redliche Mann. Sobald erst Rechtsgelehrte sich der Sache zu bemächtigen im Stande sind, sobald Beweis und Gegenbeweis zur Beurtheilung vorliegen, darf an einem kühlen und gerechten Urtheil nicht gezweifelt werden. In solchen Fällen erhebt sich die weltliche Gerechtigkeit in ihrer ganzen Glorie über die Kirche, und wahrlich, es ist kein Wunder, daß Juristen bisweilen mit Verachtung auf die Geistlichkeit herabsehen, wenn sie wahrnehmen, wie wenig in den Streitigkeiten der letztern der Grundsatz der ewigen Gerechtigkeit festgehalten werde.

52.

Ein Damm gegen schlechte Romane.

„Une digue aux mauvais romans“ — so nennt Eoyau d'Amboise eine Reihenfolge von belletristischen Werken, durch welche er den bösen Einfluß zu neutralisiren gedenkt, den die täglich aus den pariser Pressen hervorgehenden obscönen Bücher auf das große Publicum ausüben. Paul de Kock, der übrigens das Leben in den Sphären, die er schildert, ganz getreu beschreibt, hat mindestens eine Million Leser, Louisard Lafoffe gewiß halb so viel, und ihre Nachahmer und Nachtreter, welche, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, die Farben noch stärker auftragen als ihre Meister, erfreuen sich auch eines großen Leserkreises. Leider sind auch unsere deutschen Reihbibliotheken mit schlechten Übersetzungen dieser schlechten überheimischen Werke bereits überfüllt, und manche Kunden, die sich früher an nordhäuser oder quedinburger Ritter- und Räuberromane gütlich thaten, wollen „etwas Bornehmeres“, „Uraß der Wilde“, „Das wandernde Gerippe im Ulmthale“, „Die Schreckgeister in den Klüften des Schloßfelsens“, „Dannickel oder die Räuber- und Mörderbände“, sie alle gehen jetzt nicht mehr durch so viele Hände wie noch vor zehn Jahren; nur Leibrod's „Arango“, von dem kürzlich eine neue Auflage erschien, hält sich fortwährend tapfer. Es ließe sich vielleicht aus den Refskatalogen nachweisen, daß in demselben Verhältnisse, in welchem die Übersetzungen französischer Romane zunehmen, weniger Ritter- und Räuberromane, inclusive Geistergeschichten, erscheinen. Das kleinere Übel wird von einem größern abgelöst, welches weit nachtheiliger auf das Volk wirkt; denn die französischen Romane haben doch meist, so schlecht sie auch sonst sein mögen, eine gefällige Form und schmeicheln sich ein beim Leser; sohann spielen sie in der neuern Zeit, die Scene ist in unsere Lage verlegt, sie schildern Reelles, Greißbares und malen mit hellen Farben. Das ist das Schlimmste, denn dadurch wirken sie aufs Leben; sie reizen die Köchin oder Köchlerin, die gern auch die Rolle der anziehend geschilderten Gräfin spielen und ein so hübsches Spitzenhäubchen tragen möchte wie diese, zur Nachahmung. In Frankreich selbst ist die Wirkung solcher Bücher nicht minder nachtheilig, und Eoyau will, wie gesagt, dieselbe dadurch verringern, daß er dem Publicum

etwas Besseres in die Hände gibt; das ist ein lobenswerther Zweck, und man muß gleich sehr im Interesse der Moralität wie der Literatur wünschen, daß derselbe erreicht werde. Aber die Sache hat ihre Schwierigkeiten, und Literatur wie Moral müssen berebte Wortführer haben, wenn das Ziel erreicht werden soll. Es gibt nur ein Mittel, um die Fabrikanten unfittlicher, verderblicher Bücher zum Schweigen zu bringen, und dieses besteht darin, daß man ihnen ihre Leser abspenstig macht. Wer das will, muß natürlich Werke liefern, die anziehender sind und die das Publicum lieber liest. Nur dann darf man auf Erfolg hoffen; langsam wird derselbe freilich immer sein, denn wenn der Geschmack einmal verdorben ist, dauert es lange Zeit, ehe er sich wieder läutert. Leider ist die „Neue Antigone“, womit Eoyau den Damm gegen die schlechten Romane beginnt, wenn auch sehr wohlgemeint und nach streng sittlichen Principien abgefaßt, doch im übrigen keineswegs ausgezeichnet; Plan und Ausführung erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Wir wollten hier bloß darauf hinweisen, daß man auch in Frankreich anfängt, der obscönen Literatur überdrüssig zu werden, und daran denkt, diesem Unwesen zu steuern. Der erste Versuch ist freilich ein unglücklicher gewesen; auch von dem „Christlichen Robinson“, welcher auf die „Neue Antigone“ folgen soll, erwarten wir nicht viel; indessen die Sache ist einmal angeregt, und es finden sich vielleicht talentvollere Leute als Eoyau, welche sie zu der ihrigen machen, und damit ist dann immer schon etwas gewonnen. 47.

Re c r i m i n a t i o n.

Da das Publicum in Nr. 115 d. Bl. mit dem „Prinz von Massa“ beschäftigt worden ist, so sei es dem Verf. selbst vergönnt, hier noch einige Zeilen über denselben beizufügen. Eine jede geistige Potenz, sie sei geringerer oder höherer Art, muß, wenn sie ins Leben tritt, eine Art Compromiß mit demselben schließen, um erscheinen zu können, sie muß etwas von ihrer Eigenthümlichkeit opfern, den Eintritt zu erlangen; es ist dies ein Factum, welches sich im höhern geistigen wie im technischen Sinne immerdar wiederholt. So mußte der „Prinz von Massa“, den der Verf. lieber dramatische Scenen aus der Geschichte genannt hätte, den Modemantel der Novelle umhängen, um als taugliche Kost für das Publicum besunden zu werden und eine Einlasskarte in den großen Raut der literarischen Welt zu erlangen, der so gedrängt voll steht, daß die Queue bis auf die Gassen reicht. Er ließ sich dies gefallen, weil er die Nothwendigkeit jenes oben erwähnten Concordats begriff. In dieses Concordat konnte er jedoch die zahlreichen Druckfehler nicht einrechnen, mit denen der immermehr überhandnehmende Geschäftsleichtsinn des Jahrhunderts sein Werk verunstaltete. Ihre Zahl war so groß, daß sie dem Buchhändler die Zulässigkeit einer Druckfehlerliste zu untersagen schien. Wir erlauben uns, einige der merkwürdigsten als Curiosa aufzuführen.

Die zuerst ins Auge fallenden sind die in den historischen Namen oder localen Benennungen. So ist Marc Antonio Brancaccio durch das ganze Werk Bramaecio, so werden Xepaja und Genuino: Xepaja und Gemicino genannt, so steht statt Tattavilla Tattavilla, Bogana für Dogana, Gotez für Cortez, Lupnie statt Lupine, Carraniolo statt Carracciolo, St. Aera statt Clara, Binaria statt Vicaria, der alte Justizpalast in Neapel, endlich Albine für Ottine, Stadtviertel.

Unter den übrigen Druckfehlern, wo durch die Verwechslung der Artikel, durch die von: freundlichen und feindlichen, wichtigen und wichtigen, wie und nie u., häufig der größte Unsinn zu lesen ist, erwähnen wir nur folgende, in denen der Sezer sich erlaubte, den ihm unverständlichen Text förmlich nach seiner Ansicht zu corrigiren. S. 45 steht im Manuscript: „Das ließt sich gut in Theaterstücken, Poesie aber ist das Gegentheil der Wirklichkeit.“ Diese Phrase hat man Ottavio'n folgendermaßen im Munde verdreht: „Das ist wol in der Poesie da, Poesie aber ist das Gegentheil der Wirklichkeit.“ (!) S. 148 hat

man gesagt: „Wol sind die Thaten solcher Stunden kein Zeitvertreib für edle Nerven“; im Original steht: Damen. S. 173 spielen die Gassenbuben in den Straßen der Stadt mit den stolzen Ritterburgen von Alcantara, St. Jago u., statt mit den Kreuzen der gefallenen Ritter. S. 114 steht: „wie das Mittel der Commissionen erschöpft ward“, statt Concessionen. S. 221 will Fortunata in ihrer Verzweiflung sich statt des Gatten ausliefern zu sterben, steht aber gleich hinzu: „es war eine Komödie, sie hörten mich nicht“; der Sezer fand für gut zu verbessern: „es war eine Verwechslung“. S. 223, als sie aus der Ohnmacht erwacht und ihr der Mönch erwidert: „Zu spät, das Opfer ist gefallen“, starrt sie ihn an und will wiederholen: zu spät? Aber unfähig, das Wort auszusprechen, sagt sie nur: zu sp—; der Sezer, der sich dies gar nicht zu erklären wußte, setzte dafür: „Geh!“

Wahrlich, wir bedauern es von Herzen, gezwungen gewesen zu sein, den gütigen Leser so lange hierbei aufzuhalten; wo aber bleibt, wenn die Buchdruckerkunst sich solche Pressfreiheit erlaubt, die Verantwortlichkeit eines Autors?

Da hier einmal von dem Werthen die Rede war, ist es vielleicht erlaubt, noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß dasselbe die historische Folge einer früheren dramatischen Arbeit, Masaniello, war, welche den Druck noch nicht erlangen konnte. Sie hatte die bekannte neapolitanische Revolution in ihrem Anfang und ihren Principien zum Stoff. Der Verf. wollte dies aus dem Grunde nicht in einer Vorrede bemerken, weil er meinte, was stehen könne, stehe auch ohne eine solche, und was dies nicht vermöge, falle ebenso mit derselben dahin; nachdem sich nun aber ein Zeitraum zwischen die Arbeit und ihn gelegt, empfindet er wohl, daß, obgleich die Sache ein abgeschlossenes Ganze ist, Vielen eine größere historische Exposition nothwendig scheinen könnte, die in jenem oben erwähnten Werke enthalten war. Genug und schon zu viel! Franz Werthold.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Nur ein Geiger! Originalroman. Nach einer Lebensskizze des Dichters. Aus dem Dänischen übersetzt von G. v. Janssen. 3 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 12 Gr.

Belanti, P. G. R., Sibonia. Nacht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. 8. Leipzig, Taubert. 1 Thlr. 12 Gr.

Cooper, J. F., Die Heimkehr oder die Jagd. Seeroman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschl. 3 Bände. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 3 Thlr. 8 Gr.

Friedberg, Th., Der Religionszwist zu Bacherau. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr. 18 Gr.

Hammer, J., Adlig und Bürgerlich. Novelle. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Irving's, J. L., Indianische Skizzen entworfen während einer Expedition zu den Pawnee und andern Stämmen der amerikanischen Indianer. Aus dem Englischen von F. Reichmeister. 2 Bde. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1 Thlr. 16 Gr.

Kühne, F. G., Klosternovellen. 1ster, 2ter Band. Raoul. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Lagetschnikoff, J. J., Der Cispalast. Aus dem Russischen übersetzt von R. J. Schulz. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

(Pannier.) Liebe über Alles. Nach G. Pannier von F. Larnow. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 12 Gr. Phantafus. Der Stiefbruder. Novelle. 8. München, Franz. 18 Gr.

Ein junger Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

(Sand.) Der Sänger oder Liebe und Ehe. Nach G. Sand von A. Diezmann. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Donnerstag,

— Nr. 172. —

21. Juni 1838.

Schwedische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Vonangehend von unsern Zeitungen sind folgende:

1) „Die Staatszeitung“ („Statstidningen“), das Organ der Regierung, wie schon ihr Titel sagt. So viel Beifall es indeß auch fand, daß sie diesen Charakter annahm, so wenig ist man mit der Art und Weise zufrieden, wie sie denselben behauptet; denn gleich von Anfang an verrieth sie eine gewisse Halbheit und Schwäche sowie eine große Scheu, gegen die Opposition fest aufzutreten und sich in bestimmten Fällen bestimmt auszusprechen, und seit dem Tode ihres Gründers, des Grafen v. Lagerbjelke, der zwar Talent und Wiß, diesen aber zu fein, zu sehr nach der altfranzösischen Art zugespitzt besaß, als daß er seine Gegner immer derb hätte treffen können, ist sie vollends in ein charakterloses Nichts versunken und findet nur wenigen Abfaz. 2) „Das Abendblatt“ („Aftonbladet“), von dem Notar Hjerta herausgegeben, ist die einzige entschieden radikale Zeitung in Schweden und erfreut sich, indem sie über 4000 Abonnenten zählt, von allen ihren Nebenbuhlerinnen des größten Abfazes. Dies rührt jedoch weniger daher, daß ihre Grundsätze einen so allgemeinen Anklang fanden, als vielmehr daher, weil sie alle im In- und Auslande vorkommenden Lebensfragen auf der Stelle bespricht, wobei sie freilich weniger auf die Wahrheit sieht als darauf, daß sie ihre Waare, die sie in einem derb-witzigen, humoristischen und so zu sagen burschikosen Tone seit bietet, schnell an den Mann bringe. Ihr Glück machte diese Zeitung während des polnischen Revolutionskrieges, wo sie dem leichtgläubigen Publicum Tag für Tag Siege der Polen aufsticht. Seit jener Zeit ist sie die Lobrednerin aller Revolutionen, aller republikanischen Staaten, z. B. Nordamerikas und Norwegens, und demokratischen Theorien, in vaterländischen Angelegenheiten aber stets mit ihrem Tadel gegen Alles bei der Hand, was die Regierung thut oder unterläßt. Zwölf Mal ist sie unterdrückt, aber jedes Mal mit einer geringen Änderung in dem Titel (jetzt heißt sie „Das dreizehnte Abendblatt“) wieder aufgetreten. Doch ist dieser Gegner, so sehr er auch schreit und lärm, der Regierung im Ganzen nicht sehr gefährlich, weil es der Redaction sowol an Wahrheitsliebe in Anfüh-

rung der Thatsachen wie an Mäßigung in ihren Angriffen gänzlich mangelt und ohne ernsteres und höheres Bestreben Alles nur darauf angelegt ist, durch heftiges Auftreten Aufsehen zu machen und viele Abonnenten an sich zu ziehen, was aber grade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, daß das Vertrauen des Publicums zu dem Blatt sich immer mehr vermindert. Weit gründlicher, weit reicher an Kenntnissen war der Vorgänger desselben, „Der Argus“, der im Sommer 1836 einging. Er drang tiefer in die Sachen ein, erörterte und belehrte; aber leider hatte er bei aller Gelehrsamkeit den Fehler, weitschweifig und langweilig zu sein, was seinem siebzehnjährigen Dasein ein Ende machte. Auch Oppositionsblatt ist 3) das von Dalman und Arwedson herausgegebene „Tägliche Allerlei“ („Dagligt Allehanda“), aber von weit größerer Mäßigung als das „Abendblatt“ und demselben in vielen Punkten schnurstracks entgegengesetzt, so z. B. in seinen Ansichten über den norwegischen Radicalismus; alle diesen Punkt betreffenden Artikel sind von Johanson, dem vor-maligen Redacteur des „Argus“, geschrieben. So sehr man indeß auch bekennen muß, daß das Blatt an Kenntnissen aus dem Gebiete der staatswissenschaftlichen Literatur seinem Nebenbuhler überlegen ist, so wenig kann man umhin, zu gestehen, daß es demselben an jener leichten Beweglichkeit, jenem Talent, das seine Waffen immer zur Hand hat, weit nachsteht. Weniger ein ministerielles als ein Anti-oppositionsbblatt ist 4) die von dem Expeditionssecretair Askelds redigirte „Minerva“. Dem Redacteur ist nicht abzuspochen, daß er viel Wiß besitzt; leider aber bedarf er, um denselben laut werden zu lassen, Streit, und diese stets wiederkehrende und oft auf Kleinigkeiten gerichtete Polemik wird durch ihre Monotonie auf die Länge der Zeit langweilig und stößt zugleich durch einen egoistischen, kalt und höhnisch absprechenden Ton zurück, der nicht bloß den Gegner, sondern auch den Leser verletzt. Dazu kommt noch, daß das Blatt durch eine etwas zu warme Theilnahme für Rußland, Dom Miguel und Don Carlos die Sympathien des Volks empfindlich verwundet, was dadurch keineswegs gutgemacht wird, daß den Redacteur seine vertraute Bekanntschaft mit vielen fremden Ministern in Stand setzt, über manche politische Verhältnisse richtigere Ansichten zu äußern, als man sie selbst in französischen und englischen Blättern findet. — An Geist und Tendenz der

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 180 und 181 d. Bl.
D. Red.

„Minerva“ gewissermaßen verwandt ist 5) die „Freya“, welche erst zwei Jahre bestanden hat und vom Kammerjunker Kullberg wie von dem Prediger und Novellendichter Mellin herausgegeben wird. Der Witz dieses Blattes ist weniger scharf und durchdringend, aber leichter, gewandter, scherzender und dadurch gefälliger als der der „Minerva“. Auch unterscheidet sich die „Freya“ von dieser noch dadurch, daß sie die ausländische Politik gar nicht berührt, zeichnet sich aber dessenungeachtet sehr durch Mannichfaltigkeit aus und ist überhaupt das unterhaltendste Blatt in Schweden. Weniger ein bestimmtes Urtheil als nur günstige Vermuthungen lassen sich 6) über die vor Kurzem erst erschienene „Nationalzeitung“ aussprechen. Sie soll, der Ankündigung zufolge, Politik, Literatur, Theater u. s. w. umfassen, und da viele Schriftsteller von Talent derselben ihre Thätigkeit widmen werden, so läßt sich etwas Tüchtiges erwarten; doch werden wir uns ein andermal darüber aussprechen, wenn der Charakter dieses Blattes sich erst mehr entwickelt hat.

Die genannten Zeitungen erscheinen nebst vielen andern weniger bedeutenden sämmtlich in Stockholm. Unter den Provinzialblättern zeichnen sich der „Upsala-Correspondent“, der „Lundner Correspondent“ und die „Norrländs-zeitung“ (in Hernösand) am meisten aus. Die beiden ersten sind aus Organen der Opposition Vertheidiger des Throns geworden, eine Erscheinung, die sich bei den meisten schwedischen Provinzialblättern wiederholt hat; denn während sie früher nur die Echo der Oppositionsblätter der Hauptstadt waren, sagten sie sich von diesen los, als dieselben Hinneigung zum Jakobinismus nicht undeutlich zu erkennen gaben, und traten mit selbständigen Meinungen auf, entweder als Anhänger des reinen Königthums, oder der rechten Mitte.

Außer den politischen Blättern, von denen in Obigem nur die Rede gewesen ist, gibt es noch viele andere, wissenschaftlichen und sonstigen Zwecken gewidmete, unter denen die „Literaturzeitung“ obenan steht, welche von einem „Verein für Literatur“ in Upsala seit 1833 herausgegeben wird. Je reicher Schweden an Zeitungen oder Tagesblättern ist, desto ärmer ist es an Zeitschriften, im Gegensatz von Dänemark, wo ein umgekehrtes Verhältnis stattfindet. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß es in Schweden eine Unzahl königlicher Akademien und Gesellschaften gibt, die alle ihre Verhandlungen herausgeben, durch welche die wissenschaftlichen Zeitschriften gewissermaßen ersetzt werden. Am meisten Beachtung von diesen verdienen die seit 1837 neubelebte „Theologische Quartalschrift“, die in Lund, das „Juridische Archiv“, das in Christianstad und die „Stanbia“, die in Upsala herauskommt. Die letztere, welche ebenfalls von dem „Verein für Literatur“ herausgegeben wird, umfaßt keinen einzelnen Zweig, sondern das ganze Gebiet der Literatur und ist bis jetzt zu neun Bänden angewachsen.

Wir wollen jetzt einen flüchtigen Blick auf den wissenschaftlichen Zustand Schwedens werfen und kurz andeuten, was in den letzten vier oder fünf Jahren im Reiche der Intelligenz geleistet worden ist. Auf dem Felde der Theo-

logie bemerken wir fortwährend Unfruchtbarkeit, indem die Orthodoxie, der man an beiden Landesuniversitäten theils aus Pflicht, theils aus Überzeugung huldigt, keine größere Regsamkeit in dieser Wissenschaft auskommen läßt. Doch verdient das gehaltvolle Werk des Dr. Bergquist: „Förnuft och Uppenbarelse“ (Vernunft und Offenbarung), mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Der Verfasser nennt es selbst eine theologisch-psychologische Untersuchung. Sein Standpunkt ist supernaturalistisch, und er geht von dem Satze aus, daß die höchste Weisheit Christus ist. Ein strenger und scharfsinniger Denker ist der Verf. grade nicht, vielmehr ein gottesfüllter, begeisterter Dichter; aber um so mehr wird das Buch Gleichgestimmte befriedigen und den Glauben befestigen. Ein anderes Werk, wodurch in der letzten Zeit diese Wissenschaft bereichert wurde, ist die „Inledning till Theologien“ (Einleitung zur Theologie) vom Prof. Dr. Reuterbahl. Obgleich uns weder das Buch selbst noch eine Beurtheilung desselben zu Gesicht gekommen ist, so bürgt doch der Name des Verf. für den Werth desselben.

Reicher als an theologischen Schriftstellern ist Schweden an trefflichen Predigern, unter denen der jetzige Erzbischof Dr. Wallin den ersten Rang einnimmt. Sehr schätzenswerth sind auch die Predigtsammlungen des Dr. Åström, des Prof. Dr. Thomander und des verstorbenen Prof. Dr. Rogberg. Die Predigten des nun auch verstorbenen Stadtcomminister Schartaus athmen einen frommen, reinen und christlichen Sinn, aber sollen sich zu sehr zum Pietismus hinneigen. Prof. Schööring in Upsala hat als Mitglied der Bibelcommission einen Theil des Alten Testaments übersezt. Das Neue Testament wurde ganz von dem vorhin schon genannten Prof. Dr. Thomander mit beispielloser Treue übertragen, aber vielleicht mit weniger Glück oder weniger Beifall als die Stücke von Skafspeare und Aristophanes, welche er früher übersezt hat.

Im Fache der Jurisprudenz dürfen wir als die vorzüglichste Leistung die Herausgabe des alten Uplandrechts nennen, welche sich an das früher (1827 u. 1830) edirte weisgothische und ostgothische Recht anschließt. Diese Gesetzsammlungen sind sämmtlich mit preiswürdiger Treue und Sachkenntniß und mit Anmerkungen und Wörterbüchern besorgt, leider aber nicht auch zugleich mit Übersetzungen versehen; denn nun gehört bei der Verschiedenheit der mittelalterlichen von der jetzigen Sprache ein besonderes Studium dazu, um diese Urkunden zu verstehen. Beachtung verdienen auch einige Schriften des Dr. Lindblad über verschiedene Capitel des schwedischen Rechts. Zweckmäßig ist das Werk des Prof. Dr. Rabenius: „Ryktö Lagfarenhet“ (Kirchliche Gesetzkunde); weil aber unser Kirchenrecht, welches unter einem eigenmächtigen Könige, Karl XI., eingeführt wurde, sich nicht gut mit unserer jetzigen freien Verfassung verträgt, sondern mit derselben gradezu im Widerspruch steht, so ist vom Prof. Dr. Thomander eine verbesserte Kirchenordnung vorgeschlagen worden.

Das Werk der ehemaligen Gesetzkommision, welches eine völlige Umarbeitung des jetzt noch geltenden Gesetzbuchs von 1736 beabsichtigte, ruht noch immer, weil demselben die Bestätigung des Königs und der Reichsstände

fehlt. Die beiden Universitäten und die höhern Reichsscollegien, denen der Vorschlag überwiesen wurde, um ihr Gutachten über denselben zu vernehmen, haben sich alle mehr oder minder ungünstig darüber ausgesprochen, weil die Commission, von rationellen und modernen Grundsätzen ausgehend, zu wenig auf das seit uralten Zeiten Bestehende und von der Volksmeinung Anerkannte Rücksicht nimmt. Von der Opposition wird das Werk deshalb sehr gepriesen, und es soll auch in der That viel Gutes darin enthalten sein, was wol eine partielle Annahme verdiente.

Praktische Ärzte von Verdienst besitzt Schweden viele, aber wissenschaftliche und denkende sehr wenige. Unter den Letztern verdient der Prof. Dr. Huasten in Upsala einen ehrenvollen Platz; seine Vorlesungen, seine Dissertationen und kleinere Abhandlungen in der „*Elandia*“ und „*Litteratur-Zeitung*“ (größere Schriften hat man leider nicht von ihm) sind tief sinnig und gedankenreich und stellen diese Wissenschaft auf eine ideale Höhe. Unser berühmter Chemiker Berzelius, der jetzt zum Baron erhoben ist, schreitet rastlos auf der Bahn seiner Untersuchungen vorwärts und bereichert jedes Jahr die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen. Die schwedische Akademie *) hat ihn neulich zu ihrem Mitgliede erwählt. Außer ihm sind in der Chemie noch ausgezeichnet Dr. Mosander, Prof. und Lehrer am Karolinischen Institut, und Dr. Åkerman, der ein Lehrbuch der technologischen Chemie geschrieben hat. Unter den Mathematikern verdient zuerst der würdige Veteran, Prof. Jöns Ewanberg, genannt zu werden. Sein 1834 erschienenes Buch: „*Nouvelles considérations sur la résolution des équations algébriques*“, bezweckt weniger eine neue Art der Lösung zu begründen, als die schon bekannte von Lagrange auf die Gleichungen der vier ersten Grade anzuwenden.

Den Prof. Rubberg in Upsala kennt auch das Ausland als trefflichen Physiker. In der neuesten Zeit hat er sich mit Versuchen über die Luft beschäftigt und dabei gefunden, daß ihre Ausdehnung nicht so groß ist, wie sie von Gay-Lussac und Dulong berechnet wurde. Diese Entdeckung hat sich namentlich der Anerkennung der berliner Akademie zu erfreuen gehabt, welche schon Tabellen nach dieser Theorie entworfen hat. Das quecksilberne Thermometer weicht nun von den andern nur um eine Kleinigkeit ab. Den Bemühungen dieses Gelehrten verdankt übrigens das physikalische Cabinet in Upsala die neuen schönen Instrumente, welche mit einem Kostenaufwande von 8000 Thalern für dasselbe angeschafft worden sind.

Die beiden Astronomen G. Ewanberg, Observator in Upsala (der mit dem vorhin genannten Professor der Mathematik Jöns Ewanberg gar nicht verwandt ist) und Selandier, Observator zu Stockholm, sind vor Kurzem von

*) Die schwedische Akademie darf nicht, wie es so häufig im Auslande geschieht, mit der schwedischen Akademie der Wissenschaften verwechselt werden. Die schwedische Akademie, welche aus 18 Mitgliedern besteht, hat nicht die eigentlichen Wissenschaften, sondern die schöne Literatur zum Zweck und entspricht der Académie française, während die schwedische Akademie der Wissenschaften Das ist, was das französische Institut.

ihren Reisen zurückgekehrt und theilen die Resultate der Beobachtungen, welche sie so fleißig anstellen, auswärtigen Gelehrten mit. Der Prof. der Mathematik Hill in Lund ist Theoretiker; seine Schriften sollen viele originelle Ansichten enthalten, wie weit diese indeß Anerkennung gefunden haben, wissen wir nicht.

Die Wissenschaft Linné's wird in Schweden immer noch mit Vorliebe und Erfolg getrieben. Die Zoologie, welche freilich in Upsala, wo nicht einmal eine Professur dafür errichtet ist, gänzlich niederliegt, blüht desto erfreulicher in Lund. Hier beschäftigt sich der Prof. Nilsson mit der Herausgabe illuminirter Abbildungen zu seiner *Scandinavischen Fauna*, die bis jetzt Säugethiere und Vögel enthält. Der Naturhistoriker Sundevall, der eigentlich Entomolog ist und namentlich die Krachniden sehr gut beschrieben hat, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Beschreibung der Vögel, welche er in Ostindien gesammelt hat. Der Prof. Zetterstedt hat eine neue Bearbeitung seiner „*Fauna Lapponica*“ unter dem Titel: „*Insecta Lapponica*“ angefangen. Der Docent Dahlbom, der eine Abhandlung über den Nutzen und Schaden der schwedischen Insekten geschrieben hat, scheint in seine Fußstapfen treten zu wollen. Schönherr's Monographie der Curculioniden wird in Paris gedruckt. Der 80jährige Greis Sjölén hat seine Insektensammlung der Societät der Wissenschaften zu Upsala zum Geschenk gemacht. Der Prof. Bengt Fries in Stockholm, der zugleich Custos der Sammlungen der Akademie der Wissenschaften ist, hat sich mit seiner Familie auf einem Inselchen in der böhuslänschen See nieder gelassen, wo er in stiller Zurückgezogenheit in Verein mit dem Propst Ekström an der Herausgabe von Abbildungen und Beschreibungen schwedischer Fische arbeitet. Die Abbildungen in den zwei bis jetzt erschienenen Hefen sind äußerst schön und lassen fast nichts zu wünschen übrig. Große Hoffnungen erregt unter den jüngern Zoologen der Docent Löwen in Lund. Er hat sich einen ganzen Winter in Hammerfest (die nördlichste Stadt in Norwegen) aufgehalten, bei dieser Gelegenheit auch Spitzbergen besucht und hier die Mollusken gründlich studirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. *Barleigh oder die Schicksalsleiche*, eine Sage aus Devonshire. Aus dem Englischen der Madame Bray übersezt und mit Anmerkungen versehen von Victor Friedrich Lebrecht Petri. Drei Bänden. Braunschweig, Lucius. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Klugsicherweise führt die Verfasserin kein Parteihaupt der damaligen bürgerlichen Kriege in England persönlich ein; wir erfahren bloß, daß Karl gefangen ist, und daß auch in der Provinz die königliche Partei trotz der tapfern Gegenwehr, die sie leistet, die besiegte ist. Ausführlicher ist der Sektengeist, der den Rosaismus höher stellte als die sanfte Christuslehre, und der Aberglaube jener Tage behandelt, letzterer nicht ohne eine gewisse gläubige Hinnelgung von Seiten der Verfasserin. In der etwas verworrenen Geschichte, in der es schwer fällt, nicht den Faden zu verlieren, schlingen die Ränke von Sir Copplestone den Knoten. Selbstfüchtig, scheut er weder Verrath noch Mord, noch die schlechtesten Werkzeuge, um Reichthum und politische

Bedeutbarkeit zu gewinnen. Aber der Lohn wird ihm nicht, sein verachtetes Dasein endet, ohne daß man weiß, wie. Die vielen zerstückelten Interessen verursachen, daß Niemand eine warme Theilnahme einflößt; eher entsteht ein ärgerliches Gefühl über die unbefonnene Festigkeit der jungen Leute und über die Verblendung der Alten.

2. Jacob von Molay, der letzte Templer. Historischer Roman von F. Th. Wagnenheim. Drei Theile. Altona, Hammerich. 1838. 8. 3 Thlr.

Nach diesem Autor ist der letzte Großmeister der Templer ein durchaus ehrenwerther Mann, dem nur durch langes Gefängnis und Folterqualen geschwächt Geständnisse vorzuwerfen sind, die zum Nachtheile des Ordens gereichten. Daß er damit umging, sich zum König von Jerusalem aufzuwerfen, ist wol nur Hypothese. Die Entartung des Ordens wird nicht verschwiegen, aber ebenso wenig, daß nicht dies König Philipp's von Frankreich Strenge gegen die Templer aufrief, sondern ihr Reichthum, nach dem ihn lüstete. Die Art und Weise der Racheaktionen des Richtigers des Königs, seines Kanzlers und der ausgekosteten Templer, dem Orden den Untergang zu bereiten, wobei ihnen Frauenschönheit, arglose Gutherzigkeit schlichter Bürger, ein ausgebildetes Spionssystem, der Zufall selbst dient, bildet den ungeschichtlichen Theil des Romans, dem nachzuräumen ist, daß er immerhin sich auf diese Weise zutragen gekonnt.

3. Die Nebenbuhler. Frei nach dem Französischen von Wilhelmine von Alben. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein überaus unschuldiges Buch; jede Abweichung von der Bahn des Rechts wird auf das härteste bestraft, der edelmüthig Entlassene heirathet die junge Witwe des ihm mit Unrecht vorgezogenen Nebenbuhlers, was denn Alles des Beireitern in den Briefen von Freundinnen und Freunden zu lesen ist.

4. Historisch-romantische Erzählungen aus Preussens Vorzeit. Von Wilhelm Reuhof. Zweiter Band. Erfurt, Müller. 1837. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Titel täuscht nicht. Beide Erzählungen sind düstere Nachstücke. In der „Mordnacht“ überbieten sich Heiden und Christen an Grausamkeit und verrätherischer Bosheit. Auch die von besserer Gesinnung sind gehen mit den Andern unter, sogar der muntere Knappe, der mit den Lustigmachern in der komischen Oper an guten und schlechten Späßen wetteifert. „Morgerrache“ ist die eines Mannes, der den Tod des mit dem schrecklichsten Unrecht gemordeten Bruders durch Blut, gleichviel ob Schuldiger oder Unschuldiger, durch Raub und Brand zu sühnen meint.

5. Sagen der nordamerikanischen Indianer. Altenburg, Helbig, 1837. 8. 1 Thlr.

Der poetische Duft in der Sprache eines ungefügtigen, aber nicht stumpfsinnigen Volkes scheint durch Überarbeitung abgestreift worden zu sein, was am sichtbarsten in der ersten Sage des Festes: „Das Mädchen und der Vogel.“ Recht originell ist „Das Thal der glänzenden Alten“, welches Märchen in seinem orientalischen und occidentalkischen Cylus etwas Ähnliches aufzuweisen hat.

6. Das Glückskind, eine Novelle. Auf Dänisch und auf Deutsch herausgegeben von Karl Bernh. Kopenhagen, Schubo. 1837. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Glückskind, ein junger Däne, empfängt zuerst nur leichte Liebeslosungen von Donna Fortuna. In eine diplomatische Laufbahn gedrängt, in welcher der Stolz des hochgebildeten Bürgers von den bloß dem Namen nach Edeln und Vornehmen manche Unbilden erleidet, erringt er endlich die höchste Gunst des Glücks, die Liebe einer lebenswürdigen, geist- und gemüthvollen, reichen und vornehmen Spanierin, mit der er im Begriff steht, sich zu verbinden, als unsern der spanischen Küste ein Schiff sie übergesetzt und in die Tiefe des Meeres versenkt, die Lebenden so der schmerzlichen Erfahrung überhebend, daß die Poe-

sie des Lebens allmählig zur alltäglichen Prosa wird. Im Anfang erinnert die Geschichte an Werther's Verhältnisse bei dem Grafen, dann noch auffallender, sogar wörtlich, an die „Remotoren des Freiherrn von C...a“; nur ist das unreine Element gänzlich ausgeschlossen.

7. Sieben Lebensbilder und Novellen. Von Bulgaria, Karreschni, Mérimée, Gogol und Chapus. Deutsch herausgegeben von Karl Andree. Leipzig, Schumann. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die französischen Lebensbilder spielen alle ins Gräßliche. In dem einen läßt ein Präsident seine treue Milchschwester soltern, um zu beweisen, daß die Qual selbst der Unschuld das Geständnis der Schuld auspressen kann. Die beiden andern sind auf eine andere Weise peinigend, das „Opfer des Vorurtheils“ ist überdies sehr unwahrscheinlich, das „Gefährliche Bild“ in seiner wilden Härte hat nicht das Bildrige von raffinierter Grausamkeit einer verborrenen civilisirten Gesellschaft wie jene. Die russischen Bilder gefallen durch Neuheit der Scenerie, zumal die kleinrussische Novelle: „Der Paibamad“, die auch wenig des kannte Sitten uns vorführt.

10.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Begonnen von
Wilhelm Müller.

Fortgesetzt von
Karl Förster.

Vierzehn Bändchen.

8. Geh. 1822—38. 20 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 Gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 Gr.); III. Paul Fleming (1 Thlr. 12 Gr.); IV. Rudolf Weichert (1 Thlr. 12 Gr.); V. Simon Dach, Robert Rotherhin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 Gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Krumpholtz (1 Thlr. 4 Gr.); VII. Julius Wilhelm Hindrichs, Andreas Scherling, Ernst Christoph Homberg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 Gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 Gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Eigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Diericus und Johann Scheller (1 Thlr. 4 Gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 Gr.); XI. Jakob Schiewer, Georg Reinhard und Joachim Neander (1 Thlr. 12 Gr.); XII. Friedrich Spee (1 Thlr. 8 Gr.); XIII. David Schirmer, Zacharias Lunds, Philipp Reben (1 Thlr. 20 Gr.); XIV. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Casper von Lohenstein, Christian Bernke, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Camille, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlensforth, Benjamin Neuland, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Peuder (2 Thlr. 12 Gr.).

Diese Sammlung, welche das Beachtenswerthe aus einem interessanten Zeitraum unserer Literatur in sich vereinigt, ist mit dem soeben erschienenen vierzehnten Bändchen beendigt.

Jedes Bändchen enthält die Charakteristik und Lebensbeschreibung der einzelnen Dichter und ist unter besonderm Titel für den bemerkten Preis zu erhalten.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brodhans.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 173. —

22. Juni 1838.

Schwedische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Wir kommen jetzt zur Botanik. Leider können wir von unserm Wahlberg nichts Neues in dieser Wissenschaft anführen, da er in dem Zeitraume, den wir vor Augen haben, fast nichts geschrieben hat. Man muß es sehr bedauern, daß die Homöopathie, zu deren enthusiastischen Bekennern er gehört und nach deren Grundsätzen er mit fast pedantischer Genauigkeit seine Lebensweise einrichtet, seine Zeit so sehr in Anspruch nimmt und ihn einer Wissenschaft entzieht, die ihm so viel verdankt; doch ist er für dieselbe auf andere Weise, wie durch botanische Bauten und Erweiterung des akademischen Gewächshauses, thätig gewesen. Der geistreiche Agardh scheint als jetziger Bischof von Karlstad für immer von der Flora Abschied genommen zu haben. Sein letztes Werk war ein schwedisch geschriebenes Lehrbuch der Botanik in zwei Theilen. Dagegen ist dieser Göttin der Prof. Elias Fries, jetzt in Upsala angestellt, mit unwandelbarer Treue ergeben. Nachdem er seine „Lichenographia Europaea reformata“ und seine „Flora Scanica“ vollendet hat, arbeitet er jetzt an einer „Epitome systematis mycologici“, welche im nächsten Frühlinge die Presse verlassen wird. Außerdem hat er noch viele einzelne Gegenstände in Form akademischer Abhandlungen erläutert. Die „Evensk Botanik“ (Schwedische Botanik) wird an Wahlberg's Statt jetzt vom Prof. Wahlberg in Stockholm im Namen der Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Leider rückt das Werk nur langsam vorwärts und gerieth sogar einige Jahre ganz ins Stocken. Die Thätigkeit dieses jungen und kenntnißreichen Botanikers wird von der Akademie des Ackerbaues sehr stark in Anspruch genommen. Es ist indeß zweifelhaft, ob der Verlust, welchen die Wissenschaft dadurch erleidet, von dem Gewinn aufgehoben wird, den Ackerbau und Wiesenkultur davon haben. Doch ist seine Abhandlung über die schwedischen Futtergewächse für den Landwirth allerdings sehr beachtungswerth. Dr. Hartman in Gesele hat seine „Scandinavische Flora“ aufs Neue herausgegeben. Der Propst Chr. Stenhammar theilt „Novae schedulae de lichenibus Suecanis“ mit, eine Sammlung getrockneter Pflanzen, welche eigentlich eine Fortsetzung der „Lichenes Sueciae exsiccati“ ist, die der Verf.

gemeinschaftlich mit El. Fries herausgab. Der als Bryolog berühmte Ahnfeld in Lund ist am Neujahrstage 1837 gestorben. Der Docent Lindblom an der Universität Lund hat im Sommer 1837 die norwegischen Alpen bereist und eine reiche Ernte von denselben mit zurückgebracht. Auch ist die Reise des jungen Agardh nicht ohne Früchte ausgefallen. Der Abjunct Marklin sammelt mit unermüdetem Fleiße Insekten, Versteinerungen, Conchylien und — Disputationen.

In der Philosophie müssen wir vorzüglich den ersten Theil der prosaischen Schriften Atterbom's nennen, die „Studien zur Geschichte und zum System der Philosophie“, die 1835 in Upsala erschienen, als der Verf. noch Professor der Philosophie war. Diese Schrift trägt überall den Stempel der Genialität, umfassender Forschung und eines warmen religiösen Sinnes, der den äußersten Endpunkt der Speculation in der Offenbarung findet, da das echte Wissen das höchste Objectiv nie so durchdringen und erschöpfen kann, daß nicht etwas dem Begriff Unzugängliches und Geheimnißvolles übrig bleibe, wodurch das Wissen immer ein Glauben ist. Der Verf. suchte demnach einen speculativen Deismus zu begründen. Ein Lehrbuch der Ästhetik, welches der Docent Lenström an der Universität Upsala geschrieben hat, beurkundet eine vertraute Bekanntschaft mit den neuern Kunstansichten und enthält sehr viel Brauchbares; aber es ist zu flüchtig und zu nachlässig gearbeitet und seine Beurtheilungen lebender schwedischer Dichter sind zu polemisch, zu schneidend und einseitig, etwa in der Weise des verstorbenen Hammarföld.

In der Philologie bieten sich uns fast nur Schulbücher und Übersetzungen dar. Eine rühmliche Ausnahme machen jedoch die in Greifswald gedruckten „Supplementa syntaxeos Syriacae“ des gelehrten Dr. Agrell, eine Frucht lebenslänglicher Forschungen dieses 80jährigen Patriarchen. Hierher gehören in gewisser Hinsicht auch die „Carmina“ des 1835 verstorbenen Prof. Franer. Der Verf. besaß in der poetischen Behandlung der lateinischen Sprache eine Leichtigkeit und Gewandtheit, welche niemals übertroffen worden ist, und es fehlte ihm dabei nicht an Originalität, Phantasie, Wiß und Erfindung; aber leider verfallt er oft ins Geschmacklose und Lächerliche. Die Perle in der ganzen Sammlung ist ohne Zweifel die „Juventus eucharistica“, eine Übersetzung des Tegnér'schen Gedichts:

„Mattwards Säkerna“ (Die Genossen des heiligen Abendmahls). Dies Gedicht ist so überaus wohl gelungen, daß es die Urschrift nicht nur erreicht, sondern dieselbe auch in vielfacher Hinsicht übertrifft. Auch sind von ihm die halbe „Ilias“, Anakreon und die Fragmente der griechischen Dichterinnen Sappho, Erinna, Korinna u. A. recht gut ins Schwedische übersetzt. Tacitus und Livius haben an Prof. Kolmodin einen Übersetzer gefunden. Sophokles ist vom Prof. Palmblad und Rector Emanuelson, Aristophanes vom Adjunct Lindgren und Docent Hagberg, Thucydides vom Prof. Høijer, Polybios von dem schon genannten Emanuelson, Herodot vom Rector Carlstedt übersetzt worden. Wenige aber ganz, die Meisten nur theilweise. Ramshorn's lateinische Synonymik wird jetzt vom Prof. Jönneros übersetzt oder vielmehr umgearbeitet und zwar auf eine so passende Weise, daß, nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen, das Werk vor der Urschrift manche Vorzüge haben wird.

Die größere Geographie, wodurch Prof. Palmblad die Erdkunde bereichert, gerieth durch seine Beförderung zum Professor der griechischen Literatur auf einige Jahre ins Stocken. Doch ist im verfloffenen Herbst der fünfte Theil erschienen, der die Türkei umfaßt. Die „Statistik Schwedens“ vom Oberstlieutenant Forsell hat eine dritte Auflage erkebt. Grundzüge zu einer geschichtlichen Statistik Schwedens hat Prof. Palmblad in der Zeitschrift: „Skandia“, geliefert. Reisebeschreibungen sind in der Zeit, welche wir hier vor Augen haben, ziemlich viele erschienen.

Folgendes sind die Länder, die in den letzten Jahren von Schweden bereist und beschrieben wurden: Deutschland, vom Leibmedicus Pontin. Das Buch ist ziemlich geistreich, aber etwas zu schönrednerisch. Dem können wir gleich hinzufügen: „Deutschland und Italien“, von Roos af Hjelmsäter, eine Kunstreise, in der jedoch die Urtheile oft sehr einseitig, wo nicht gar verkehrt sind. England wurde von Forsell und Major Carlsson beschrieben. Die Reise des Erstern ist ziemlich mager, desto gründlicher aber die des Letztern. Es finden sich darin die trefflichsten Nachrichten über Schiffbau, Kanalbau und die mannichfaltigen mechanischen Einrichtungen des Landes, sodaß eine Übersetzung des Buchs eine Bereicherung jeder Literatur sein würde; leider ist es jedoch wegen des Todes des Verfassers (1834) unvollendet geblieben. Italien wurde von dem Dichter Nicander und dem Hofmarschall v. Bockow besucht. Die Reise des Erstern ist ziemlich flach, ungeachtet sie viele schöne Dichtungen enthält; der Letztere theilt manche beachtungswürdige und scharfsinnige, wiewol nicht immer haltbare Kunstbemerkungen mit. Die Reise des Dr. Stille nach Polen enthält einige Beiträge zur Geschichte des polnischen Revolutionskrieges. Der Verfasser wollte mit einem Freunde den Polen zu Hülfe eilen; es gelang Beiden, sich unter mannichfachen Abenteuern und Gefahren durch Preußen zu schleichen; sie fanden indeß bei ihrer Ankunft in Warschau das Schicksal des Landes so ziemlich schon entschieden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind von dem jungen Kaufmann Arvedson sehr gut, aber in einem etwas zu lobrednerischen Style dar-

gestellt. Durch die drei Reisen des Hauptmanns Goffelman nach Nord- und Südamerika und Westindien ist freilich die Erd- und Völkerkunde wenig bereichert, aber dafür enthalten sie eine reiche Fülle von Laune und Scherz. Der nördliche Theil unsers Vaterlandes ist, wie oben schon erwähnt wurde, vom Prof. Zetterstedt in entomologischer und zweimal vom Dr. Engström in ökonomischer Hinsicht besucht worden.

Die vaterländische Geschichte verdankt dem 1837 verstorbenen Kanzleirath Liljegen die angefangene Herausgabe des „Diplomatarii Sueciani“. Andere Urkunden werden von Zeit zu Zeit von der königlich historischen Gesellschaft zu Stockholm (deren Sammlungen jetzt 18—20 Theile umfassen) und von dem Propst Wieselgren aus dem an Schätzen reichen Archiv der gräflichen Familie de la Gardie zu Löberöd ans Licht gebracht. Nicht bloß Sammler, sondern wirkliche und pragmatische Geschichtsschreiber sind die Prof. Geijer und Strinnholm und der Pfarrrer und Prof. Fryxell, aber alle Drei von einem sehr verschiedenen Charakter. Namentlich ist der Erstere wahrhaft classisch zu nennen, und seine Verdienste sind von dem ganzen gebildeten Europa anerkannt. An dem dritten Theile seiner „Geschichte des schwedischen Volks“, der die Zeiten Karl X., XI. und vielleicht auch die des XII. umfassen soll, wird jetzt gleichzeitig in Schweden und Deutschland gedruckt. In der Zwischenzeit hat er auf Verlangen des Königs eine gekrönte Preisschrift über die sogenannte Freiheitszeit (1719—72) ausgearbeitet, aber bis jetzt noch nicht bekannt gemacht. Im J. 1837 erschien von ihm als eine akademische Gelegenheitschrift eine gelungene Charakteristik Cicero's. Strinnholm besitzt zwar nicht Geijer's genialen Scharfblick, nicht dessen Meisterschaft in großartiger Zeichnung von Zeitaltern und Charakteren; aber auch seine Geschichte ist ein Werk ernster und tiefer Forschung, an Stoff sogar reichhaltiger (indem die größere Reichsgeschichte Geijer's: „Svea Rikes Häfder“, so lange noch ruhen muß, bis der Verf. die oben erwähnte Volksgeschichte vollendet haben wird) und ebenfalls schön geschrieben. Fryxell's Geschichtserzählungen, wenngleich eigentlich für das größere Publicum bestimmt, doch keineswegs oberflächlich, sind reich an Anekdoten und biographischem Stoff und in einem ebenso einfachen und anmuthigen Styl wie mit wahrem, herzlichem Gefühl geschrieben. Als vorzugsweise auf die Erweckung patriotischer Gesinnung und der Begeisterung für das Vaterland gerichtet haben sie einen doppelten Werth. Der letzte Theil derselben, die Geschichte des großen Gustav Adolfs, ist in Auffassung und Wirkung einem Epos zu vergleichen und daher auch bereits zum Volksbuch geworden. Wiewol dieser Schriftsteller an Forschung und Quellenstudium weder mit Geijer noch Strinnholm wetzeln kann, so theilt doch auch er vieles Neue mit und hat erst neulich nach seiner Rückkehr von einer Reise verschiedene auf die vaterländische Geschichte sich beziehende Urkunden, die er aus den Bibliotheken in Wien und Kopenhagen schöpfte, in einem besondern Buche bekannt gemacht.

Sehr thätig in der Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist auch der Docent Cronholm in Lund, ein Schrift-

faller von vielem Talent und von noch mehr Kenntnissen und Fleiß, dem es nur noch an Abrundung und an dem Vermögen fehlt, auf ein bestimmtes Ziel unverwandelt hinzusteuern. Seine Hauptwerke sind: „Wärtingarne, historisk undersökning“ (Die Wärtinger, geschichtliche Untersuchung) und „Fornnordiska Wännen“ (Altnordische Erinnerungen), in zwei Bänden, worin die Kriegszüge der Scandinavier nach Westen und Osten erläutert werden. Der Bibliothekar Arwidson in Stockholm hat die geschichtliche und geographische Beschreibung Finnlands von Rüks mit vieler Umsicht umgearbeitet.

Unter dem Titel: „Eminnen“ (Erinnerungen) gab Beijer eine Schrift heraus, die ein Mittelstück zwischen Selbstbiographie und Reisebeschreibung, aber äußerst interessant ist. Von Hammarströms „Geschichte der schönen Literatur Schwedens“ bearbeitete der fleißige, jetzt verlorbene Conden, Commisminister in Stockholm, eine neue, genau berichtigte Ausgabe. Ein ähnliches Werk, aber nach einem größern Maßstabe angelegt, ist „Sveriges sköna Litteratur“ (Die schöne Literatur Schwedens), in drei Bänden, vom Propst Wiesegren. Es enthält die Früchte vielfähriger Forschung, die Darstellung ist lebendig und glänzend; aber leider hat dieser der Verf. nicht selten die historische Treue aufgeopfert. Ein biographisches Lexikon von Schwedens ausgezeichneten Schriftstellern, Staatsmännern, Kriegern u. s. w. kommt jetzt in Upsala heraus. Die drei Bände, welche davon fertig sind, umfassen die Buchstaben A—C.

(Die Fortsetzung folgt.)

De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernements, par le docteur Richerand. Paris 1837.

Dr. Richerand gehört, was die im vorliegenden Werke entwickelte Grundidee anbelangt, gewissermaßen der Malthus'schen Schule an; doch geht er noch viel weiter als der britische Staatswirtschaftslehrer, denn er ist von dem entschiedensten und ausschweifendsten Pessimismus befangen. Ihn nämlich erschreden zwar ebenfalls die so rasch fortschreitende Vermehrung der menschlichen Gattung und die Anhäufung von Individuen in einem gewissen und beschränkten Raume, allein nicht sowohl weil er, wie Malthus besorgt, es werde sich daraus ein unabsehbarer Mangel an Subsistenzmitteln ergeben, sondern vornehmlich weil ihm Sittenverderbniß und immer mehr um sich greifende Herabwürdigung der respectiven Bevölkerungen als unabwiesliche Folgen davon erscheinen. Ihm nach würde der Mensch bald die ganze Erde für sich allein in Anspruch nehmen. Ein Theil der Hausthiere, das Pferd z. B., wird ihm Platz machen müssen, damit der zeitlich zum Faser und Wiesenbau verwendete Boden mit Korn besät werden könne. Somit aber wird einstens der Mensch genöthigt sein, sich den Verrichtungen der Last- und Zugthiere zu unterziehen und ein elendes durch übermäßige Arbeit verkümmertes Leben dahinschleppen. Ferner: der Einfluß, den Bedürfnisse und Noth auf die Gemüther der Menschen üben, richtet sie moralisch zu Grunde und führt sie zu Verbrechen. Zu seinem Vorbilde große Städte, wie London und Paris, wählend, stellt er die allgemeine und unumstößliche Regel auf: daß ein Volk, je zahlreicher, auch desto verderbter und vor Allem desto mehr geneigt zum Betrüge ist. Es sind dies indessen nur Einzelsätze von des Verf. pessimistischen Strebnissen. Er schüttet, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade aus, indem er Alles, was unserer Civilisation Glanz und Kraft verleiht, als deren

Schmach und Geißel betrachtet. Es ist unmöglich, jedes Ding in schwärzern Lichte zu sehen. Wir leben in einem Jahrhundert von Neuerungen, sagt er, und jedwede Neuerung ist ihm in der Seele zuwider. Die heutige Bewegung der Ideen und die unwiderstehliche Gewalt der Umstände begünstigen die große Zahl, den gemeinen Haufen, die Demokratie. Hr. R. aber verachtet die größere Zahl, verabscheut die Demokratie und tritt den gemeinen Haufen mit Füßen. Ihn bedünkt es, als seien die neuern Staatsgesellschaften den Launen und dem rohen Willkür einer überschüssigen Bevölkerung preisgegeben, die sich in der gesellschaftlichen Einkreisung unbehaglich fühlt und somit alle Bande der politischen Ordnung und der Geseze zerreißt, die Familienverhältnisse zerstört und die Staatsgewalt in den Noth schleift, um, nachdem sie Alles verhöhnt, verstimmt und geschändet hat, ihre eigne Herabwürdigung zu vollenden. Möchte man ihm glauben, so wäre das Menschengeschlecht von einem Schwindelgeiste ergriffen, der es blindlings in einen Abgrund stürzt; die erhabenen Intelligenzen, zur Berrücktheit herabgesunken, entsagten ihrer Bestimmung und würden an ihren Pflichten zu Verräthern, sodas sie, anstatt der Heerde, die, gleich den Säuen in der Bibel, ihrem Lode mit blödsinnigem Wahnsinn zueilt, den Weg zu versperren, selbst von Eitelkeit trunken und an der allgemeinen Berrückung theilnehmend, sich selbst an die Spitze der Heerde stellen, um sie desto sicherer und schneller dem Abgrunde zuzuführen.

Es gibt nichts mehr auf der Welt, fährt der Verf. in seinem Pessimismus fort, als sittliche Verderbniß, Habsucht, Niederträchtigkeit. Gott und die Könige sind dahin gegangen, die Familie stürzt zusammen, das Genie erlischt unter der Plebe, die Erde ist den Geistern der Hölle preisgegeben, Seuchen, noch verderbender als die Agyptens, reiben uns bis zum Knochenmark auf. Zuerst haben wir den Löwen des Volks, der uns zu ersticken droht, und wir lecken feig seine blutigen Klauen; wir haben die Presse, die das griechische Feuer des Tages ist; wir haben Philanthropie und Perfectibilität, Schlangen, die, wennschon sie nur unter dem Grafe hinschleichen, nichtsdestoweniger giftig sind; sojann den „Parlamentarismus oder den Cultus der Schwägigkeit“; ferner die Philosophie, die, nach Hrn. R.'s Behauptung, keine andere Triebfeder als „die Eifersucht des Armen gegen den Reichen“ hat. „Während nun so die Gesellschaft von den Anarchisten aller Farben, den Lollhäuslern, den Advocaten, Philanthropen, Philosophen und Fuchsschwänzen des Volks zertrümmert wird, machen wir Andern (worunter sich unser Verf. wol selbst mit begreift), so sehr uns auch an der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung gelegen sein sollte, uns einkältigerweise zu ihren Mitschuldigen; wir rauben der Gewalt jenen Schatten von Autorität, der ihr in der Person des Fürsten und der Familienväter übrig bleibt; wir entzweien den Arm des Gesezes, indem wir ihm die Anwendung einer heilsamen Strenge untersagen. Durch übermäßige Gleichgültigkeit, Verzagttheit und Schwäche bahnen wir irgend einer ungeheuern Katastrophe den Weg an, die entweder eine Universalmonarchie, oder die Einführung eines Regiments zur Folge haben wird, das dem von China gleicht, und in jedem Falle die Knechtschaft der größern Zahl.“

Unmöglich, man gewahrt es wol, kann man unzufriedener mit seinem Jahrhundert sein und offener und rauer die Ideen angreifen, welche die Kraft einer abgeurtheilten Sache unwillkürlich erlangt zu haben schienen. In der That setzt sich Hr. R. in den vollkommensten Widerspruch mit der ihn umgebenden Welt, und zwar nicht nur in Betreff des Ganzen, sondern auch der Einzelheiten. Inzwischen begreift man wohl, daß derselbe in der Befangenheit für sein System der Verderbtheit der Massen — die er als eine Folge ihrer Vermehrung und Anhäufung und der daraus sich ergebenden Schwierigkeit, ihre physischen Bedürfnisse zu befriedigen, sowie der Leichtgläubigkeit betrachtet, mit Hülfe der Menge Unordnung hervorzurufen — sich nach Mitteln, dieser schlimmen Lage abzuheilen, in dem Bereiche Desjenigen umgesehen hat, was seiner Meinung nach der

die zufälligen Ursache entspricht. Somit fordert er denn Einheit der Staatsgewalt, um eine ertödlische Kraft dem stürmischen, unruhigen und wechselhaften Geiste der Menge entgegenzusetzen zu können. Man könnte ihm dies zugeben, sofern er unter dieser Einheit nichts Anderes verstände, als eine mit dem Charakter der Dauer besetzte Gewalt. Allein so wird diese Einheit nicht von Hrn. R. verstanden; er begreift darunter vielmehr diejenige Einheit, die in der abgesonderten Wirkungstätigkeit des Vertreters der Souveränität beruht. Die traurigen Erfahrungen, die Frankreich hinsichtlich der gemeinhin sogenannten Repräsentativregierung gemacht hat, flößen ihm Abscheu gegen diese Staatsform ein, die, sagt er, „den Übelwollenden, den Misvergnügten und den Schwägern zum Fußschemel und zum Werkzeug gedient hat“. Er gewährt in der politischen Organisation Frankreichs zwei einander feindliche Regierungen, die Monarchie und die Demokratie, auf die wechselseitig und in Mitte von Wirren und Bewegungen die Gewalt übergeht. Die Demokratie wird durch eine Versammlung vertreten, „die mit Advocaten bevölkert ist, wo Einfluß nur mittels einer Gesprächigkeit, die nichts aus der Fassung zu bringen vermag, erlangt werden kann, und wo, durch das Beispiel ermuntert, Einer mit dem Andern wetzefert, um durch die Rede das große Werk zu vollbringen, nämlich die Zerstörung aller moralischen und politischen Ordnung“. Nach dieser Schilderung, wovon wir hier nur einige flüchtige Züge angeführt haben, schließt der Verf. wie folgt: „Steht man den Menschen in diesem Grade sein Charakteristisches und kostbares Attribut mißbrauchen, möchte man da nicht beforgen, es habe das menschliche Wort die Bestimmung, in das Chaos das Universum zurückzuversetzen, welches das göttliche Wort aus demselben zog, und glauben, ein unbedingt stillschweigendes von wenigstens zehn Jahren, über den Mechanismus und das Verfahren der Regierungen und der Staatsgesellschaften sei das wirksamste Heilmittel des Übels, von welchem die große europäische Familie gegenwärtig gequält wird!“

Von den Staatseinrichtungen sich zu den Menschen wendend, hält Hr. R. die großen Männer, die Frankreichs Piere im 18. und 19. Jahrhundert waren, wenn nicht insgesamt für Nichts, die nur den Reichthum Anderer benutzten, so doch mindestens für Querköpfe. Nach seinem Urtheile hätte Montesquieu seinen gesunden Menschenverstand gehabt; La Fontaine wäre ein Störenfried gewesen, dem Colbert, der sich darauf verstand, auch nur einen Heller Pension zu bewilligen sich wohl hätte; der Abbé de St. Pierre ist ein gefährlicher Mensch; Rousseau war ein spitzbübischer Lakai in seiner Jugend und späterhin ein von Eitelkeit aufgeblasener Feind der Gesellschaft, worin er von Almosen lebte. Man könnte wol sagen, Hrn. R.'s Hornhaut des Auges sei anders als bei seinen Zeitgenossen beschaffen. Gleichwol ist er, man kann es nicht in Abrede stellen, ein kühner Denker; er sieht nicht richtig, allein er steht von oben herab. Vornehmlich aber fordern die Betrachtungen und Untersuchungen, die er über die Bevölkerung anstellt, zum Nachdenken auf, indem solche ein neues und weithin reichendes Licht über diesen Gegenstand verbreiten. So stellt er zwischen der jetzigen europäischen Civilisation und der des alten Aiens Vergleichen an, die zwar nicht immer genau, allein doch wenigstens geistreich sind, und sein Tadel, so ungerecht und heftig er auch gemeinhin ist, verdient doch nicht selten Beachtung, weil er Klüßen aufdeckt und zur Berichtigung mancher vorgefaßten Meinung Anlaß gibt. Es mag jedoch füglich eine kritische Würdigung, um wie vielmehr noch eine gründliche Widerlegung der paradoxen Behauptungen, woran das Werk einen überschwenglichen Reichthum enthält, französischen Febern überlassen bleiben. Für unsern Zweck mag eine Schlussbemerkung genügen; sie soll Hrn. R.'s schon im Eingange angedeutete Hauptidee treffen. Ist für die Civilisation irgend eine Gefahr zu befürchten, so ist es nicht die einer Hungersnoth. Mag auch der Zustand Europas geeignet sein, ernstliche Besorgnisse zu er-

wecken, so liegt der Grund davon keineswegs in der die Masse der Substanzmittel überragenden Bevölkerung. Das entvölkerte Spanien befindet sich in einer weit mislicheren Lage und steht der Anarchie hundertmal näher als England, Belgien und Holland mit ihren dichtgedrängten Bevölkerungen, die noch immer im Juchzen begriffen sind. Die Ursache des Übels, das uns der Verf. mit so großen Farben schildert, liegt in ganz andern Bedürfnissen als in denen des Regens, und sohin sind denn auch die Mittel, denselben abzuheilen, von ganz anderer Art als die Panacee, die Hr. R. zu dem Behufe empfiehlt und auf deren bloß flüchtige Andeutung wir glauben uns beschränken zu können. 13.

Notizen.

In London ward im Anfange des laufenden Jahres ein Verein gebildet, der sich The Camden nennt und es sich zur Aufgabe gesetzt hat, ältere, bisher wenig oder gar nicht bekannt gewordene Schriften, die für bürgerliche, Kirchen- oder Literaturgeschichte der drei vereinigten Reiche von Wichtigkeit sind, drucken zu lassen und in einem möglichst weiten Kreise zu verbreiten. Er hat bereits eine beträchtliche Anzahl von Documenten aller Art, Briefen, alten Gebichten und dergleichen zur Herausgabe vorbereitet; Jeder, der jährlich ein Pfund einzahlte, ist Mitglied des Vereins und erhält ein Exemplar von allen herausgegebenen Werken gratis. Unter der Presse befinden sich gegenwärtig eine englisch geschriebene, gleichzeitige Erzählung von der Ankunft Eduard IV. in England 1471; „Kynge Iohan“, ein englisches Theaterstück in zwei Theilen von John Bale, Bischof von Exeter, das wahrscheinlich zur Zeit Eduard VI. sowohl geschrieben als aufgeführt wurde und ein bisher fehlendes Mittel- oder Verbindungsstück zwischen den Moralitäten und den historischen Schauspielen bildet. Das Autograph des Verfassers ist im Besitze des Herzogs von Devonshire. Zum Drucke wird gegenwärtig noch ein anderes Werk von demselben Vereine vorbereitet, nämlich ein altes Gedicht, in englischen Versen mit Alliteration, über die Absetzung König Richard II.; die einzige Handschrift, die noch dazu aus jener Zeit selbst ist und von der, wie es scheint, nie eine Copie genommen wurde, befindet sich in der cambridger Bibliothek. Ein lateinisches Gedicht über denselben Gegenstand, von Richard de Maybekone verfaßt, soll nach einem orforder Manuscripte gleichfalls herausgegeben werden. Beides sind interessante Documente; das lateinische Gedicht rührt von einem Anhänger König Richard's her, während der Verfasser des englischen der Volkspartei angehörte. Überhaupt gebührt den Briten der Ruhm, daß sie mit eifrigem Eifer sich bemühen, ihre Literatur zum Gemeingute der Nation zu machen. Die drabsichtigte Herausgabe der „Sammlung alter und vollständiger englischer Sangesweisen“, die ausdrücklich auch deshalb mit unternommen wird, um den Vorwurf abzuweisen und zu widerlegen, als hätten die Engländer nie ein musikalisches Ohr und nationale Musik gehabt, gibt auch Zeugniß von jenem lobenswerthen Bestreben.

Das „Portfolio“ hat Glück gemacht; und so fanden sich Leute in Menge, welche diesen Titel wählten, um unter seiner Agide ein großes Publicum zu gewinnen. Es erschien das sehr langweilige, saftlose „Portfolio eines deutschen Journalisten“; die augsburger „Allgemeine Zeitung“ gab das pflanzte „Kabinets Portfolio“, und würde alle Welt sehr verbinden, wenn sie gelegentlich, damit aller guten Dinge drei wären, auch ein ultramontanisches, d. h. ein bairisch-kölnisches westfälisches Portfolio mittheilen wollte. Ein Herr J. D. Lewis hat inzwischen in London ein indianisches Portfolio herausgegeben, unter dem Titel: „The North-American aboriginal Portfolio“. 53.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 174. —

23. Juni 1838.

Schwedische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

Ein Schriftsteller ganz eigener Art, den wir weder in die Classe der Geschichtschreiber noch in die der Dichter bringen können und daher zwischen Beide setzen, ist der ehemalige Assessor Grusenstolpe. Seine „Schilderungar ur det Inre af Dagens Historia“ (Schilderungen aus dem Innern der Tagesgeschichte) sind ein wunderliches Gemisch von Dichtung und Wahrheit, von Geschichte und Satire. Mit einem solchen Charakter mußte das Buch natürlich viel Aufmerksamkeit erregen, um so mehr, da der Verf. früher als Redacteur einer politischen Zeitung ein eifriger, aber, wie die Gama behauptete, besoldeter Royalist war, nachher aber plötzlich auf die äußerste Grenze der andern Seite übersprang. Das Buch enthält wahre, halb wahre und gänzlich erdichtete Anekdoten und Klatschgeschichten von lebenden und unlängst gestorbenen öffentlichen Personen, die sehr pikant und in einer blendenden Darstellung vorgetragen sind. Der Verf. hat seitdem die gräflich Tessin'sche Sammlung angekauft und daraus in zwei Werken, dem „Portefeuille“ und der „Geschichte der ersten Jahre Gustav Adolfs“ Auszüge geliefert, die weit weniger anstößig, aber auch weit weniger anziehend und pikant sind als seine „Schilderungen“. Namentlich enthält das letztere der beiden soeben genannten Bücher wenig mehr als ein Tagebuch über die sieben ersten Lebensjahre des Prinzen, von dem Grafen Sparre, dem geistesarmen Hofmeister desselben. Wir erfahren darin, was er gegessen, getrunken, wie oft er in der Nacht die Decke abgeworfen hat oder zu Stuhle gewesen ist. Das Alles, und was sonst in dem Leben eines Kindes vorzukommen pflegt, macht den einförmigen, ermüdenden Stoff von 160 Seiten aus, und das einzige Resultat, das man aus der Lecture des dicken Buches gewinnt, besteht darin, daß der königliche Jüngling schon damals ein höchst beschränkter, furchtsamer, dabei launischer und eigenfinniger Knabe war.

Wir kommen nun zur schönen Literatur. Sowol unsere alten wie unsere neuen Classiker werden gegenwärtig nach dem Geschmack der Zeit in winzigen Pfennigheften vertrieben. Ling, Mitglied der schwedischen Akademie und als Erfinder einer trefflichen Krankengymnastik rühmlichst bekannt, hat die Poesie mit zwei großen epischen Gedich-

ten: „Asarne“ (die Asen) und „Firfing eller Dödsfärdet“ (Firfing oder das Todtenschwert) bereichert. Beide Gedichte haben in den Naturschilderungen und in den halbmythischen Stellen viel Farbe, Kraft und Originalität, aber, als Ganzes betrachtet, kein rechtes Leben. Ebenso wenig ist dies bei Lenström zu finden, der die berühmte Sage von Sigurd und Brunhilde episch behandelt hat, ohne darin viel Originalität zu zeigen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß ihm Einzelnes recht gut gelungen ist. Von B. v. Beskow besitzen wir zwei Bände „Dramatischer Studien“, welche die drei Tragödien: „Hildegard“, „Lorkel Knutson“ und „König Birger“, enthalten. Besonders die beiden letzten beurkunden ein großes Talent, treffliche Erfindungsgabe und Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung sowie, was für einen dramatischen Dichter nicht unwichtig ist, eine seltene Bühnenkenntniß. Daher sind diese Trauerspiele auch die gelungensten von allen bühnengerechten Stücken, welche unsere an dramatischen Erzeugnissen so arme Literatur aufzuweisen hat; ein Werth, der noch durch eine edle und blühende Sprache sowie durch eine schöne Versification erhöht wird, wiewol der strengere Kritiker die schöpferische Kraft des poetischen Genies und jene innere Poesie, welche sich nicht definiren läßt, vermißt. Den „Lorkel Knutson“ hat Ohlenschläger ins Dänische übersezt. Von dem lebenswürdigen Franzén, dem jetzigen Bischof zu Hernösand, sind in diesem Zeitraum ein paar neue Bände Poesien erschienen, von denen der letzte zwei dramatische Dichtungen enthält, nämlich „Lappöken i Kongsträdgården“ (Die Lappländerin im Königsgarten), ein sehr hübsches Gedicht, und „Drottning Ingrid“ (Die Königin Ingrid), eine förmliche Tragödie, aber von einer schwachen dramatischen Wirkung; denn dramatische Energie und Charakterzeichnung ist nicht die stärkste Seite dieses Dichters, wol aber Naturbeschreibung und überhaupt das Idyllische, Naive und Gemüthliche. Selzer hat seine Jugenddichtungen in einem Bande und Atterbom die seinigen in zwei Bänden gesammelt, und Jeder damit den Nachkommen ein bleibendes Denkmal, aber von verschiedenem Charakter, hinterlassen. Jener steigt wie ein mächtiger Adler des Nordens mit rauschendem Flügelschlage empor, dieser gleicht einer lieblichen, melodischen Nachtigall aus südllicher Zone, welche die Kälte und Rauigkeit des Lebens und der nordischen Heimat durch Gesang verflüßt. Selzer dichtet jetzt seit vielen Jahren nicht

mehr, aber dagegen ist die Tonkunst die Vertraute seiner Gefühle geworden. Atterbom hat sich seit seiner Anstellung als Professor 1835 von der Philosophie im Allgemeinen speciell zur Ästhetik gewandt, aber seine Vorlesungen, seine übrigen Amtsgeschäfte und eine schwächliche Gesundheit haben ihm nur wenig zu dichten erlaubt und nicht einmal Muße zur Umarbeitung seiner beiden herrlichen Sagenspiele: „Der Blauvogel“ und „Die Insel der Glückseligkeit“ übrig gelassen. Dasselbe gilt von dem Bischof von Werid, dem trefflichen Tegné; die einzigen Erzeugnisse seines fruchtbaren Geistes in den letzten Jahren sind einige Episkopal- und Schulreden, in denen er in glänzenden Witzspielen die verkehrten Tendenzen der Zeit belächelt. Ein episches Gedicht: „Ansgarus“, ist von dem Professor der Theologie Dr. Fahlcrantz während seiner Genesung von einer schweren Krankheit verfaßt worden. Aber krankhafte Empfindsamkeit findet sich durchaus nicht darin, im Gegentheil verleihen das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und der mit Zuversicht auf das Leben und die Ewigkeit gerichtete Blick dieser Dichtung einen wohlthuenden Hauch von Frische und Kraft. Zwar ist dieselbe noch unvollendet, aber auch als Bruchstück ist es ein kunstvolles, gedanken- und phantasiereiches und durch wahres Gefühl zum Herzen sprechendes Werk; so lautet wenigstens das Urtheil, welches Geijer in der „Literaturzeitung“ darüber ausgesprochen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Diary illustrative of the times of George IV., interspersed with original letters from the late queen Caroline, and from various other distinguished persons. Zwei Bände. London 1838.

Seit Jahren hat in England kein Buch ein solches Aufsehen erregt als dieses. Ein Schrei des Unwillens geht durch die Zeitschriften aller Parteien ohne Ausnahme; die Tories speien Feuer und Flamme über so manche indiscrete Enthüllungen, ihre Blätter warnen Jedermann vor dem Ankauf oder vor der Lectüre eines so „teufelischen“ Buches; und andererseits hat es selbst Lord Brougham, der bekanntlich zu den standhaftesten Freunden der Königin Karoline gehörte, für nöthig gehalten, über dasselbe einen fulminanten Artikel in die Welt zu schicken, der zu dem Ausgezeichnetsten gehört, was jemals aus dieses großen Mannes Feder floß.

Die Herausgabe dieses Werkes ist aber allerdings auch die schmachlichste und tadelnswertheste Indiscretion, die je begangen wurde. Eine Dame von hoher, aristokratischer Geburt, die stets um die Person der Königin war, von dieser Unglücklichen mit Vertrauen beehrt, mit Liebe und vielfachen Beweisen des Wohlwollens überhäuft, oftmals mit großen Summen beschenkt wurde, nimmt nach langen Jahren ihr Tagebuch zur Hand, überarbeitet es, fügt Zusätze der giftigsten Art bei, würzt es mit Klatschereien und Anekdoten, trägt es zum Buchhändler Colburn, macht es zu Gelde und läßt sich 1000 Pfund Sterling dafür zahlen. Ganz abgesehen davon, welche Immoralität darin liegt, so manche Thaten und Äußerungen der vielfach mißhandelten Königin, für die kein Tag, seit sie den Boden Englands betrat, ohne Kränkung vorbeiging, jetzt, nachdem auch Georg IV. längst im Grabe ruht, ans Licht zu ziehen und böswillig zu commentiren, muß es Jeden unangenehm berühren, daß überhaupt eine Frau, die noch dazu den höhern Ständen angehört, ein solches Buch schreiben, und noch mehr, daß sie es verkaufen und veröffentlichte konnte. Die Verfasserin ist nämlich, obschon sie sich,

und beiläufig bemerkt, auf eine sehr ungeschickte Weise ins Incognito hüllt, Niemand anders als eine Kammerdame der Königin, Lady Charlotte Campbell, jetzt verheirathete Lady Charlotte Bury. Ihr Buch reiht sich würdig an die Publicationen dreier anderer Frauenzimmer, die zur Zeit des berühmten Processes gegen die Königin so ungeheuren Sclandal erregten, wie meinen die Schriften der Mistress Manly, George Anne Bellamy und der Harriet Wilson. Die weite Arena der Klatschsucht war aber mit diesen Dreien noch nicht geschlossen, und Lady Bury hat es zweckmäßig erachtet, für einige Tausend Thaler sich zu diesen Dreien zu gesellen. Aber daß sie aus ihrem bisherigen Dunkel hervorgetreten ist, bereut sie sicherlich jetzt schon schwer; die öffentliche Meinung hat über sie zu Gericht gesessen und einstimmig verdammt; ihr „dummes, einfältiges und schandbares“ Buch, wie Lord Brougham es mit Recht nennt, hat sie um alle Achtung gebracht, und es will Niemand fernerhin mit ihr verkehren.

Der Aufsatz Lord Brougham's in dem „Edinburgh review“, dessen wir eben erwähnten, ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk, namentlich in Bezug auf die Charakteristik der Männer, welche in dem beklagenswerthen Drama zwischen Georg IV. und seiner Gemahlin eine Rolle spielten. Er verbreitet sich in demselben auch über die Mißbräuche der Presse und macht die Tories dafür verantwortlich, daß sie so häufig, um ihren Groll an Leuten auszulassen, die der Gegenpartei angehören, sich nicht scheuten, deren Privatleben in schmutzigen Eibellen anzutasten. Alles, was der Öffentlichkeit angehört, sei freilich auch der Öffentlichkeit verfallen, aber das häusliche Leben und die Privatverhältnisse eines Jeden hätten mit Staatsangelegenheiten nichts zu thun; dergleichen in Parteilust einzumengen, um seinen Gegner recht tief zu verwunden, sei schmachlich; solchem Unfuge müsse auf irgend eine Weise, und das recht bald, ein Ende gemacht werden.

Doch wir wollen uns nun zu den Verhältnissen und Personen wenden, die zu dem angezeigten Buche in näherer Beziehung stehen. Was Georg IV. betrifft, so war er — der Schilderung zufolge, welche Lord Brougham von ihm entwirft — ein Mann, der lediglich äußern Eindrücken und Anregungen folgte, hartnäckig auf vorgefaßten Meinungen bestand und im höchsten Grade egoistisch, weil es ihm, einem im Purpur Geborenen, an aller Selbstbeherrschung fehlte; ein schlechtes Herz hatte er in dessen nicht. Ein großes Unglück für ihn war sein Eigensinn, denn den besaß er in weit höherm Grade als das launenhafte Weib; deshalb, und weil er weder Treue noch Glauben hielt, hatte er, der mächtige, einflussreiche Mann, wol Schmeichler und Schmarotzer um sich, aber einen wahren Freund hat er nie gehabt. Anfangs mit den Whigs befreundet, trat er beim Ausbruche der französischen Revolution auf die Seite der Tories, wandte sich darauf später wieder den Whigs zu, um sie, seine alten Freunde noch einmal zu verlassen und dann bis ans Ende seiner Tage mit einer sehr unköniglichen Bitterkeit und Böswilligkeit zu verfolgen. Das Volk war ihm nie gewogen und die öffentliche Achtung verlor er schon früh, zumest durch seine ungeheure Verschwendung. Daß er stets von Gläubigern hart bedrängt wurde, wird begreiflich, wenn man weiß, daß einst das Parlament nebst andern Summen auch mehrere Tausend Pfund Sterling für sogenanntes Marschallpulver bezahlen mußte, einen Puder, womit die Modegedden damaliger Zeit ihr Haar parfümirten. Die Vertreter der Nation waren endlich der ununterbrochenen Goldbewilligungen müde geworden; allgemein brang man darauf, der Prinz müsse ein geregeltes Leben anfangen und sich verheirathen; denn daß derselbe bereits eine heimliche Ehe mit Fräulein Fitz Herbert geschlossen, wußte Niemand. Diese, eine höchst lebenswürdige Dame, wollte ihm ihre Gunst nur gewähren, wenn er sie heirathete. Aber sie war Katholikin, wollte ihrer Kirche treu bleiben, und die Gesetze erklärten einen englischen Prinzen, der eine Katholikin heirathete, für bürgerlich todt und des Thrones verlustig. Diese Gesetze waren indessen der schönen Dame unbekannt, und sie,

die wohl wußte, welche Abneigung des Prinzen Vater gegen diesen hegte, ließ sich demnach zu einer heimlichen Ehe bewegen. Die Trauung ward außerhalb Englands vollzogen, und so war denn, was eben der Prinz bezweckte, der ganze Act, welcher überdies ohne die Einwilligung Georg III. vollzogen wurde, doppelt und dreifach ungültig und das Fräulein ein Opfer der Begierden ihres Verehrers geworden. Es kamen aber Gerüchte von der geheimen Vermählung ins Publicum und diese wurde selbst im Parlamente zur Sprache gebracht. Da traten Lord Grey und Fox, vom Prinzen bevollmächtigt, auf und erklärten, der Prinz habe sein Ehrenwort gegeben, daß das Gerücht ein grundloses sei. Die Fitz Herbert stand demnach als Zuhörerin da; denn daß er mit ihr verkehrte, war durchaus kein Geheimniß, aber er brauchte Geld vom Parlamente, und diese Rücksicht überwog alle übrigen.

Endlich mußte Georg sich entschließen zu heirathen. Zur Braut ward Karoline, Prinzessin von Braunschweig, Nichte Georg III., ausersehen. Sie war ein lebenswürdiges Mädchen, von trefflichen Anlagen und guter Bildung, voll Grazie, lebhaft und geistreich, dabei wohlthätig, und so furchtlos, daß sie einst im Oriente die Pestkranken aus ihrem Gefolge eigenhändig pflegte; was Bosheit oder Rachsucht war, wußte sie gar nicht, und gern vergab sie Unrecht, das man ihr angethan hatte. Alle diese Eigenschaften haben selbst ihre bittersten Feinde nicht in Abrede gestellt. Ihre Unbefangenheit und späterhin ihre Rücksichtslosigkeit aber wurden ihr verderblich. Jedoch die Behandlung, der sie sich von Anfang an ausgesetzt sah, war eine abscheuliche, und es darf Niemand Wunder nehmen, daß sie, oft zum Äußersten getrieben und von allen Seiten gereizt, bei ihrem lebhaftesten Temperamente sich Unvorsichtigkeiten und Übereilungen zu Schulden kommen ließ. Daß sie aber ihrem Gemahle Gleiches mit Gleichem vergolten und Ehebruch getrieben habe, mag glauben wer will, bewiesen ist es nicht, so schmachvoll und schmachvoll in jeglicher Hinsicht auch die Mittel und Wege waren, deren ihre Feinde, voran der Prinz oder späterhin König selbst, sich bedienten, um sie als Ehebrecherin verurtheilen zu lassen. In aller Welt wurden verworfene Subjecte erkaufte, die unter den mannichfachen Verkleidungen jeden Schritt und Tritt der hohen Frau verfolgen mußten und zu den lügenhaftesten Aussagen aufgereizt wurden. Wir selbst haben im südlichen Deutschland einen vom Rhein gebürtigen Mann gesprochen, der mit einer Offenherzigkeit und Naivetät, wie man sie nur bei unsern Handelsleuten findet, und ohne Rückhalt erzählte, wie man ihn in London, wo er Haushofmeister war, zum Spion gegen die Königin angeworben, welche Instructionen man ihm gegeben und wie splendid er im Voraus bezahlt worden sei. Er habe in Deutschland, namentlich in Karlsruhe von diesem Gelde lustig gelebt, sich um die Königin nicht viel bekümmert und den Andern „einen tüchtigen Sopp gedreht“. Die Aussagen solcher Menschen wurden dann gegen das hilflose Weib geltend gemacht. Wer von Hamburg nach Helgoland auf dem Dampfschiffe fährt, kann sich vom Kassirer des Patriot, der zur Zeit des Processes, in welchem er gleichfalls figurirte, Berichterstatter für die „Morning Post“ war, ähnliche erbauliche Geschichten erzählen lassen. Der Mann ist redselig genug und zugleich Schriftsteller; von seiner Geschichte des Processes hat er stets einen Vorrath an Bord und verkauft das Exemplar für 2 Mark und einige Schillinge.

Die Königin wurde zweimal von den gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen freigesprochen. Vom Volke, oder, wenn man lieber will, von der öffentlichen Meinung war sie von Anfang an in Schutz genommen worden; besonders seitdem es bekannt ward, daß der Prinz seiner Gemahlin bald nach der Geburt der Prinzessin Charlotte hatte sagen lassen, er werde auch dann, falls das Kind sterben sollte, nie wieder seine ehelichen Rechte geltend machen. Späterhin wurde die Tochter von der Mutter getrennt, und diese nahm als Kinderfreundin den Sohn eines Segelmachers zu sich, den die Spione für ihren eignen Bastard ausgeben wollten. So ward die Prinzessin

fortwährend gereizt und nach Napoleon's Sturze, als die alliirten Monarchen London besuchten, mit der flüchtigsten Verachtung behandelt. Das Leben in England ward ihr unerträglich, und daher beschloß sie endlich, gegen den Wunsch und Rath Lord Brougham's und anderer treuen Freunde, die Insel zu verlassen. Damals erhielt denn das Spionirsystem eine noch weitere Ausdehnung, die berüchtigte müländische Commission ward auf Antrieb des Sir John Bosc niedergesetzt, und als der Prinz endlich als Georg IV. zum Throne gelangt war und seine Gemahlin zurückkehrte, schickte man den grünen Beutel ins Parlament und begann jenen famösen Proceß, dessen Ausgang sich vorhersehen ließ. Trotz des grünen Beutels, mit dessen Inhalte, schmutzigen Papieren aller Art, man endlich die Königin vernichten zu können glaubte, erreichte Georg seinen Zweck im Parlamente nicht und die öffentliche Stimme sprach es laut aus, daß das belagenswerthe Weib, selbst wenn es nicht rein von Schuld sein sollte, dennoch in Anbetracht seines Gemahls, der offenbar nur aus Rachsucht handle, völlig entschuldigt werden müsse; ja, die Antipathie gegen Georg war so stark, daß das ganze Land sich am Vorabend einer Rebellion zu befinden schien.

Wie dahin hatte Karoline, die sich in Kraft und Ausdauer ihrer alten Ahnen, der edeln Welfen, würdig gezeigt, alle Schläge des Schicksals muthig ertragen; endlich aber, durch die stete Aufregung, in der sie sich befand, und in Folge der schmachvollen Behandlung, die ihr fortwährend zu Theil ward, brach die sonst so starke Natur zusammen, das Uebermaß der Leiden, welche sie erduldet, beugte die Königin zu tief und schwer, und nur daß das Volk ihr die innigste Theilnahme bewies, während die Aristokratie sich allmählig ganz von ihr abwandte und sich um Georg drängte, linderte ihren Schmerz einigermaßen. Sie wollte zum zweiten Male England verlassen und würde es gethan haben, wenn nicht der Tod mittelst die Lebensmüde abgerufen hätte; denn lebensmüde war sie und sprach es auf dem Sterbelager mehrmals aus, daß sie den Tod als Erlöser und Erretter herbeisehne. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß sie in allen ihren Fieberphantasien während der Krankheit auch nicht ein einziges Mal irgend einen Namen derjenigen Personen nannte, mit denen sie den Behauptungen ihrer Feinde zufolge strafbaren Umgang gepflogen haben sollte. Die Leiche wurde aufs Paradebett gelegt und der Sarg, welcher auf ihren ausdrücklichen Befehl als Inschrift die Worte: „Die hingemordete Königin von England“, trug, vom Sergeant Wilke und dem Doctor Rushington übers Meer geschafft und in der alten Welfengruft zu Braunschweig im Grabgewölbe unter dem von Heinrich dem Löwen erbauten Dome beigesetzt.

Ein so herbes Schicksal, wie dieser Frau zu Theil ward, hätte auch ihre bittersten Feinde verfühnen sollen. Aber die Tories, die gegen politische Gegner nie großmüthig waren, deuteten schadenfroh und höhnnisch darauf hin, daß der vielbesprochene William Austin; den man für ein uneheliches Kind der Königin ausgeben wollte, sich in einem Irrenhause befinde und seinen Wahnsinn als Erbtheil von seiner Mutter erhalten habe; denn nur aus Wahnsinn könne man manche Handlungen derselben erklären. Das ist freilich böswillig genug, aber beizusetzen nicht so schmachvoll, als daß eine Frau, die der Königin zur Pöbelstet verpflichtet war, ihre Geheimnisse zu Geld macht und aller Welt preisgibt. Es wußte ja ohnehin Jedermann, daß die gereizte Königin viele Übereilungen begangen hat. Wie indiscret Lady Campbell zu Werke geht, mögen einige Beispiele zeigen. Sie erhält von ihrer Geleiterin, mit deren Vertrauen sie beehrt war, unter andern Briefen auch einen, in dem wir Folgendes lesen:

— „Die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen mittheilen kann, ist, daß der Regent gefährlich krank daniederliegt; doch bin ich nicht sanguinisch genug, mir zu schmeicheln, daß die Zeit, welche allen meinen Unruhen und meinem Mißgeschick ein Ende machte, schon jetzt gekommen sein dürfte. Indessen man muß das Beste hoffen.“

Hatte aber Karoline nicht tausend Gründe, die ihr es wünschenswerth machten, von ihrem Gemahl endlich erlöst zu werden? Es macht ihr Ehre, daß sie keine Heuchlerin war; daß aber eine Dienerin das in sie gesetzte Vertrauen mißbraucht und dergleichen noch jetzt preisgibt, für Geld verkauft, ist eine Schmach und eine Schande. Sie geht aber noch weiter. In einer andern Stelle des Tagebuchs heißt es: „Die Prinzessin ist völlig närrisch, sie spricht sogar von Wiederheirathen; doch will sie nicht eher heirathen, als bis sie den begünstigten Sterblichen auf die Probe gestellt hat, und bevor derselbe fünfmal durch den feurigen Ofen der Bekändigkeit und Treue hindurchgegangen ist. Den Regenten aus dem Wege zu schaffen (to kill), einen Hofstaat um sich zu haben, der ihr gefällt, und dessen König der Weiger (Capio) sein soll, ist ihr Lieblingsplan.“ Die Kammerfrau, so schamlos sie ist, mag wol geküßt haben, daß solche Mittheilungen doch gar zu arg seien, darum setzte sie, wahrheitslieblich kurz vor dem Drucke, hinzu: „Daß ich dieses aufzeichnete, ist, wiewol außer mir Niemand diese Zeilen lesen wird, eigentlich nicht freundschaftlich, denn ich werde mit Güte und Wohlthaten förmlich überhäuft.“ Diese dankt sie der Gebieterin dadurch, daß sie diese Dinge, falls dieselben wahr und gegründet sein sollten, preisgibt. Weiterhin heißt es: „Nach dem Essen machte Ihre königl. Hoheit, wie gewöhnlich, eine Wachsfigur und setzte derselben ein Paar Hörner auf; dann zog sie drei Radeln aus ihrem Kleide, stach damit die Wachsfigur durch und durch, brachte sie ans Feuer und warf sie zuletzt hinein. Diesen Spaß pflegt sie sich stets zu machen, wenn keine Fremden bei Tafel sind, und ich glaube, Ihre königl. Hoheit hängt fest an dem Glauben, daß, wenn sie ihren Gemahl solchergehalst in effigie vernichte, der königlichen Person derselben etwas Ähnliches widerfahren müsse.“

Auch die Prinzessin Charlotte wird von der medifirenden Hyäne wieder aus dem Grabe aufgewühlt. Das arme Mädchen, von ihrer Mutter getrennt und von ihrem Vater tyrannisch behandelt, verließ einst 1814 Warwickhouse Abends um 7 Uhr und eilte zu ihrer Mutter, die am Connaughtplace wohnte. Sie war fest entschlossen, nicht wieder nach Warwickhouse zurückzukehren, sie sei der strengen Behandlung müde, und nur durch die inständigen Bitten Brougham's und des Herzogs von Suffer ließ sie sich endlich bewegen, heimzuzufahren; aber erst, nachdem alle Anwesenden versprochen hatten, nicht zu dulden, daß sie dem Prinzen von Dranien, mit dem man sie zu verheirathen gedachte, geopfert werde. Damals war gerade Parlamentswahl in Westminster. Als die Prinzessin, ehe sie sich zur Rückkehr entschlossen hatte, sich beklagte, sie sei von aller Welt verlassen, denn wenn das Volk sie gegen ihren Vater in Schutz nähme, dann würde sie nicht nöthig haben, sich stets seinen Launen zu unterwerfen, die ihr unerträglich geworden wären, sprach Brougham, sie ans Fenster führend: sie brauche nur noch einige Stunden zu warten, und all das versammelte Volk würde sich ihrer annehmen; aber der Triumph dieser einen Stunde möchte theuer erkauft werden, wenn, was notwendig geschehen würde, die Soldaten anrücken und Blut vergießen müßten. Ihr ganzes Leben lang würde sie alsdann ein Gegenstand des Hasses sein, der in England Jeden treffe, welcher gegen das Gesetz sich auflehne, und minderjährige Kinder befänden sich, diesem zufolge, in die Gewalt ihres Vaters. Damals, als die Prinzessin Charlotte mit dem Gedanken umgehen mochte, Warwickhouse heimlich zu verlassen, schrieb Lady Campbell in ihr Tagebuch: „Ich fürchte, daß das Alles kein gutes Ende nimmt; ich bin der Prinzessin Charlotte aufrichtig ergeben, aber ich entfesse mich, wenn ich sagen soll: „sehr gut“, und „vortreflich“, wo ich sagen möchte: „sehr hartnäckig“ und „sehr narrenköpfig“. Wenn sie im sechzehnten Jahre schon ohne Scham und Gottesfurcht ist, was soll dann später aus ihr oder aus uns werden? Ich glaube, sie hat mehr vom Weibe als Königl. an sich. Vielleicht wird sie keinen Prinzen heirathen, sondern einen Mann lieben, der ihr gefällt, mag derselbe

nun ein Edelmann oder ein Bürgerlicher sein. Wir erleben vielleicht noch wunderbare Dinge.“

Als Prinzessin Karoline von Wales den Kensingtonpalast bewohnte, hatte sie ein Landhaus in der Nähe von Baywater gemiethet, wohin sie sich begab, um ganz ungenirt zu sein. Lady Campbell meint, es habe zwar seit den Tagen der Maria Stuart in deren Kloster Kizzio sang, jede zur königlichen Familie gehörende Frau einen Landsitz gehabt, um fern vom Getriebe des Hofes ruhige Tage zu verleben, aber die Prinzessin habe des Stands doch allzu viel gegeben. Lady Campbell ist „während über sich selbst, daß sie in solcher Gesellschaft sein muß“. Der junge Augustus Capio wußte von ihr als „der Weiger, der Krähbahn, als David Kizzio“ bezeichnet; dieser sei der Mann, der an dem neuen Hofe, welchen die Prinzessin zu bilden im Sinne gehabt hätte, den König spielen sollte, „so bald Georg gleich Heinrich Darnley erst auf die Seite geschafft worden sei“. Karoline sei Abends, um sich mit Capio, dessen Familie mit Geschenken überhäuft werde, zu besuchn, zu ihm in eine „Hundeshütte“ gegangen, nachdem sie am Tage die Unschuldis gespielt und die Adressen der Altkätz London, der Grafschaft Middlesex und die von hundert andern Corporationen in Empfang genommen habe.

Lady Campbell war auch in Italien längere Zeit bei der Prinzessin, und daß das Verhältnis dieser Letztern zu dem bekannten Bergami ihr zu vielfachen Bemerkungen Gelegenheit gibt, wird der Leser sich denken können. Wir heben schließlich nur eine Scene aus, um zu zeigen, wie weit die Kammerdame geht, und wie sie alle Rücksicht gegen eine zu Tode gekehrte Verstorbene, die sich nicht mehr verteidigen kann, mit Füßen tritt. Sie schreibt einen Brief nach London; in demselben heißt es: „Ich bezweifle gar nicht, daß Bergami mit der Prinzessin in ein und demselben Zelte schlief; doch bestreite ich, daß er mit ihr etwas Unrechtes gethan habe, denn sonst hätte er wol nicht so Aller Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.“ Bergami sei mit der Prinzessin im Bade gewesen, Letztere habe aber ein Badetuch umgehakt; ein anderes Mal auf einem Radtennise als Venus figurirt. Doch genug von diesem Schandbuche. Und wenn auch Alles wahr wäre, was die Verfasserin berichtet, so bleibt die Veröffentlichung doch mindestens immer eine abscheuliche Impertinenz. Ein deutsches Weib würde sich nie dazu entschließen können, dergleichen bekannt zu machen, und wenn es mehr als 7000 Thaler bekommen könnte.

47.

M i s c e l l e n .

Nach Rader's Meinung muß man, um wahre Menschenkenntnis zu besitzen, in drei ganz verschiedenen Verhältnissen gelebt haben: in dem der Abhängigkeit, wo man Andern zu gefallen leben und sie deshalb studiren muß; in dem der Gleichheit, wo die Leidenschaften sich frei entwickeln; endlich in dem Verhältnisse der Herrschaft, wo man Gelegenheit hat, die Schliche und Manoeuvres seiner Untergebenen zu beobachten.

Im J. 1580 beschwerten sich die Unterthanen gegen den Grafen Johann von und zu Nassau: Ragenellenbogen, daß er gegen Bauerer und Heren, die so überhand nehmen, daß bald keine Frucht mehr wachse und kein Vieh erhalten werden könne, zu nachsichtig sei. Sie erbieten sich zugleich, über überschwängliche Abgaben klagen, „die Kosten des Herenbrunnens zu tragen, wenn der Graf etwa deshalb Scheußens darob habe“.

Eine Dame wollte eben den Gemeinpruch vorbringen: Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König, als sie bemerkte, daß sich ein Einäugiger in der Gesellschaft befand. Bei dem Worten: „Im Reiche der Blinden“, hielt sie verlegen inne und erstarrte. Jener, ein Mann von Geistesgegenwart, zog sie aus der Verlegenheit, indem er sagte: „Warum halten sie inne, Madame? Sie waren im Begriff, mich zum Könige zu erheben.“

29.

Sonntag,

Nr. 175.

24. Juni 1838.

Schwedische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 174.)

Der als Humorist so ausgezeichnete Vitalis (sein eigentlicher Name war Sjoberg) ist vor einigen Jahren gestorben und sein mit einem Vorworte von Geijer herausgegebener handschriftlicher Nachlaß eine wahre Bereicherung unserer Literatur. Nicander, weniger kühn, aber milder und lebenswürdiger als jener, hat nach seiner Rückkehr aus Italien das Land der Dichter- und Künstlersehnsucht in seinen „Hesperiden“, welche wirklich goldene Früchte enthalten, auf wahrhaft glänzende Weise gefeiert, und sein „Abschied von Venedig“ dürfte vielleicht eine Vergleichung mit dem herrlichen Byron'schen Gesange nicht scheuen. Seine Tragödie „Runesvärdet“ (Das Runenschwert), welche er aufs Neue herausgegeben hat, ist in dramatischer Hinsicht ziemlich schwach, aber nichtsdestoweniger äußerst poetisch. Ubrigens sind die Gedichte Nicander's, welche ins Deutsche übersetzt worden sind, grade die weniger bedeutenden. Der liebliche Höttiger, Docent zu Upsala, ist „auch in Arkadien“ gewesen, leider aber krank von daher zurückgekehrt; doch pilgert er in diesem Jahre wieder dahin, um seine Gesundheit in eben dem Lande wieder zu suchen, in welchem er sie verlor; 1837 haben wir von ihm ein neues Bändchen anmuthiger, Wärme und Innigkeit des Gefühls athmender Gedichte erhalten. Der heitere Dahlgren (Commissar zu Stockholm), der Liebling des lachenden Publicums, erfreut dasselbe dann und wann noch, bald in Prosa, bald in Versen, mit seinen Scherzen. Er hat von Bellman die Kunst gelernt, die Natur und die Menschen zugleich zu preisen und zu parodiren; er ist einzig darin, und seine Satire ist bei aller ihrer muntern Laune stets gutmüthig und verletzt niemals. Ein besonders erschienenes Heft Gesänge über die Dampfschiffe Schwedens und einige andere über den Thierkreis, welche sich in einem Almanach befinden, sind die letzten Erzeugnisse seiner Muse. Den Witz und die Gutmüthigkeit hatte der verstorbene Stjernstolpe mit ihm gemein, doch unterscheidet sich der Letztere dadurch von jenem, daß er sich Voltaire und Wieland zum Muster genommen hatte, wodurch seine Laune einen gewissen herben Beisatz bekam. Wir erwähnen ihn übrigens nur deshalb, weil die von Beskow be-

sorgte Gesamtausgabe seiner Schriften in die Zeit fällt, von der hier die Rede ist.

Natürlich haben wir hier nur die ausgezeichnetsten schwedischen Dichter aufgeführt. Außer ihnen gibt es auch hier zu Lande keine kleine Schar von Poeten, welche theils die Almanache mit den Erzeugnissen ihrer Muse anfüllen, theils sich beeilen, sobald sie zwei oder drei Bogen zusammengeheimt haben, dieselben heftweise unter dem beliebten Titel: „Gesammelte Dichtungen“ an den Mann zu bringen. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß sich darunter dann und wann etwas recht Hübsches, recht Gutes befindet, aber damit ist nicht viel geholfen. Das Publicum, insofern es überhaupt einige Notiz davon nimmt, sagt dabei: Recht gut, recht löblich! Aber dergleichen haben wir ja schon lange gelesen; also etwas Neues, ihr lieben Leute! Nun hält es aber mit dem Neuen etwas schwer in unsern Lagen, wo im Gebiete der lyrischen Poesie fast Alles schon gedacht, gefühlt und gesagt, wo die Poesie ein solches Gemeingut geworden ist, daß die Sprache selbst dichtet. Dadurch ist der Preis der Dichtkunst sehr gefallen, so gefallen, daß es schwerlich je eine Zeit gab, wo man so viel Verse machte und dieselben so wenig las als in der unserigen. Für das Epos ist überall der Roman an die Stelle gekommen, und es haben sich in dieser Gattung der Poesie bei uns Mehre mit vielem Erfolg versucht. Zuerst nennen wir das Fräulein Friederike v. Bremer als Verfasserin einer Reihe von Novellen, die den Gesamttitel: „Teckningar ur Hvardagslivet“ (Zeichnungen aus dem Alltagsleben) führen. Diese zeichnen sich weniger durch Mannichfaltigkeit der Erfindung, oder durch Richtigkeit der Composition als vielmehr durch Seelenmalerei, durch weibliche Anmuth und eine ihnen ganz eigenthümliche Naivität aus. Meisterhaft lehrt die Verf. die Kunst, die Dissonanzen des Lebens durch Güte in Einklang zu bringen, dem Alltagsleben eine schöne Seite abzugewinnen und das Gemüth als die Urquelle aller Poesie zu betrachten. Die Freitin v. Knorring ist, jedoch anonym, Verfasserin von wenigstens fünf Romanen: „Cousinerna“ (Die Cousinen), „Illusionerna“ (Die Täuschungen), „Arel“, „Vannerna“ (Die Freunde) und „Quinnorna“ (Die Weiber), die sich alle durch lebendige frische Darstellung auszeichnen, aber nicht selten an der äußersten Grenze der Leichtfertigkeit hinstreifen. Vom Grafen Sparre besitzen

wir zwei Romane: „Den sista Friseglaren“ (Der letzte Freisegler) und „Adolf Flodding“. Der Verfasser ist Oberst bei der königlichen Flotte, und er hat in dem erstgenannten Romane die Cooper'schen Seestücke mit Glück nachgeahmt; in dem letztern stellt er die Königin Christine und ihren Hof dar. Die Erfindung ist gut, die historische Sittemalerei treu; aber es ist kein poetisches Leben in dem Buche, und es leidet an einer gewissen hölzernen Trockenheit. Weit bedeutender ist „Lörnsens Buch“ (Das Buch der Centifolie), eine bunte Zusammenfügung von Erzählungen, Novellen, Romanzen und Tragödien, welche durch Gespräche an einen gemeinschaftlichen Faden gereiht, sich durch sieben Theile hindurchziehen. Das Urtheil über diese wunderliche Zusammenstellung lautet sehr verschieden. Einige sehen darin nur einen Wust von Unsinn, von Verlehrtheit, Affectation und Unnatur; Andere dagegen betrachten den Verfasser (es ist der Rector Almquist zu Stockholm) als den größten aller jetzt lebenden Dichter und sein Buch als die Morgenröthe einer ganz neuen Epoche in Poesie, Philosophie und Moral. In der kurzen Übersicht, welche wir hier liefern, ist es uns unmöglich, diese widerstreitenden Meinungen zu vermitteln, oder die Gründe für und wider anzugeben, welche von beiden Seiten aufgestellt werden. Wir begnügen uns daher, im Allgemeinen zu bemerken, daß uns das Buch sehr ungleich scheint, daß Vieles darin wahrhaft schön, scharfsinnig und tief gedacht, Anderes dagegen platt und verschroben ist. Die Poesie darin ist sehr musikalisch, die Prosa dagegen leidet an einer pretiösen Einfachheit, welche oft anwidert.

Mellin (Prediger zu Stockholm) erregte bei seinem ersten Auftreten hohe Erwartungen; denn wenn auch seine Novellen meistens nur flüchtige Skizzen oder geschichtliche Anekdoten waren, so verstand er es doch in hohem Maße, diese durch eine gute Staffage auszumücken und anmuthig einzukleiden. Allmählig ist er aber in Vielschreiberei verfallen und seine Compositionen werden immer flacher und bedeutungsloser. Der Hauptmann Unge hat „Promenader inom Fäderneslandet“ (Promenaden im Vaterlande) und einige andere Schriften herausgegeben, die alle eine Zwittergattung von Selbstbildern, Naturmalerei und Satire bilden. Er besitzt viel Geist und Witz und ist dem deutschen Heine nicht unähnlich, aber weit haltvoller und ernster und tiefer Charakters. Nur die Natur gefällt ihm, während das Thun und Treiben der Menschen ihn anekelt, und seine Satire gegen diese ist herb und streng. Der von uns schon als Mitredacteur der Zeitung „Freta“ genannte Kammerjunker Kullberg ist auch Verfasser verschiedener anonymen Romane, von denen folgende die bedeutendsten sind: „Memoiren eines jungen Mannes“, bei deren Abfassung ihm offenbar der „Pelham“ von Bulwer vorgeschwebt hat; „Bekentnisse einer Tänzerin“; „16 — 20“ und „Zeitsatiren“. Die Erfindung ist in allen arm, ja sogar trivial; dagegen besitzt er eine Fülle leichter Laune und ist an heitern Einfällen unerschöpflich. Ederborgh gehört einem frühern Zeitraume an, in welchem seine lustigen Romane: „Trasenberg“ und „Det tar Tralleng“, Lieblingslecture der Nation waren; doch er-

wähnen wir ihn hier, weil sein literarischer Nachlaß 1834 erschien.

Zum Schluß erwähnen wir noch einen sehr gelungenen Roman, der unter dem Titel: „Snapphanarne“ (so hießen nämlich in den ersten Zeiten Karl XI. die während des dänischen Krieges entstandenen Banden von Räubern und Wegelagerern), 1831 erschien. Der uns unbekannte Verfasser nennt sich D. R. Weniger bedeutend sind die 1835 von ihm erschienenen Novellen.

Geschrieben im Januar 1838.

81.

Über die Akademie der Wissenschaften in Brüssel.

Brüssel, im Mai 1838.

Indem ich Ihnen, meinem Versprechen gemäß, einige Mittheilungen über die hiesige königliche Akademie der Wissenschaften mit besonderer Rücksicht auf ihre neuesten Leistungen, ihre letzten Wahlen und die von ihr aufgeworfenen Fragen mache, gehe ich nicht auf die Untersuchung ein, ob und inwiefern dergleichen Institute überhaupt der gelehrten Welt und dem Staate nützlich oder gar nothwendig sind, und inbem ich die bejahende Antwort dieser Frage als ausgemacht annehme, erlaube ich mir blos einen flüchtigen Rückblick auf die mannichfaltigen Schicksale der Académie royale de Bruxelles, um dadurch mit ihren etwaigen Verdiensten einigermaßen genauer bekannt zu werden. Dieses im Lande einzige und auch im Auslande nicht unruhlich bekannte Institut ist fast ganz deutschen Ursprungs, da es 1769 unter der glorreichen Regierung Maria Theresia's auf Vorschlag eines deutschen Gelehrten, des Professors Schöpslin aus Strassburg, anfänglich unter dem bescheidenen Titel einer Société littéraire gestiftet und, von der Kaiserin reichlich dotirt, unter den besondern Schutz des verdienstvollen, Künste und Wissenschaften liebenden Ministers Grafen von Cobenzl gestellt und 1771 in Stand gesetzt ward, sich mit besonderm Eifer auf Geschichte und Naturwissenschaften zu legen und Preise auszusprechen. Ein Jahr später ward das Institut, von Cobenzl's Nachfolger, dem Grafen von Stahrenberg, beschützt, und unter dem Vorsitze des Kanzlers von Grumppien zu dem Rang einer Académie impériale et royale des sciences et des belles-lettres erhoben, genoss von nun an die besondere Gunst des den Belgiern so theuern Generalgouverneurs, Herzogs Karl von Lothringen, hielt am 15. April 1773 seine erste Sitzung, gab schon im nächsten Jahre den ersten Band seiner „Mémoires“ heraus, zog seit 1777 auch die mathematischen Wissenschaften in den Bereich seiner Untersuchungen und setzte seine eifrigen Bemühungen mit dem besten Erfolg, nach den damaligen Begriffen, bis 1788 ohne Unterlaß fort. In diesem letzten Jahre, wo die brüsseler (ältere) Akademie die höchste Stufe ihres Glanzes erreicht hatte, betrug die Anzahl der Gelehrten und Staatsmänner, welche in derselben successive Sitz und Stimme gehabt, ungefähr 50, die Sammlung ihrer Memoiren betrug fünf Bände in 4., deren letztem ein sehr interessantes Verzeichniß belgischer Manuscripte und Monumente als Supplement beigelegt ist, und außerdem sind ungefähr 70 Bände (theils in 4., theils in 8.) gekrönter Preisschriften von ihr herausgegeben worden. Die politischen Begebenheiten, besonders die brabantische Revolution unter Joseph II. 1789, übten, wie auf alle öffentlichen Anstalten, ihren nachtheiligen Einfluß auch auf die Akademie aus, die aber doch noch bis 1794 kümmerlich fortbestand, alsdann aber, bei dem zweiten Einzug der Franzosen, am 22. Mai ihre letzte Sitzung hielt und ganz auseinanderging. Nach ihrem zweiundzwanzigjährigen Todeschlummer, während der ganzen Dauer der französischen revolutionnären Regierung, des Consulates und des Kaiserthums, da auch Napoleon ungeschaltet aller ihm deshalb gemachten Vorsehungen sich nicht dazu entschließen wollte, außerhalb Paris eine Akademie zu stiften, ward die brüsseler Akademie 1816 mittels Cabinetesbe-

Schiffes vom 7. Mai durch König Wilhelm I. von Neuem ins Leben gerufen, auf Staatskosten dotirt, nannte sich von nun an (Nouvelle) Académie royale des sciences et des belles-lettres und genoß nächst dem 1806 von Ludwig Napoleon in Amsterdam gestifteten königlichen Institute den höchsten Schutz König Wilhelm's, der den Titel ihres Protectors annahm und ihre Statuten sanctionirte, kraft deren die Anzahl der ordentlichen Mitglieder auf 48 und die der Ehrenmitglieder auf 12 festgesetzt wurde. Da aber die meisten und vorzüglichsten Mitglieder Holländer waren und vorzogen, in Holland, wo sie zugleich Mitglieder des Instituts waren, zu bleiben, so hatten die Sitzungen der Akademie in Brüssel — deren erste, am 18. Nov. 1816 gehalten, dadurch merkwürdig war, daß man alle, die ehemalige Akademie betreffende Papiere und Documente unverfehrt vorfand — nur insofern Interesse, daß die außerhalb Brüssel wohnenden Mitglieder ihre Arbeiten einsandten und höchstens zur jährlichen Sitzung erschienen. Dessenungeachtet fehlte es den Arbeiten der Akademie, welche sich nun auch besonders auf die, in der letztern Zeit so weit vorwärts geschrittenen Naturwissenschaften mit großem Eifer legte, keineswegs an Reichhaltigkeit, ihre Bestrebungen zu Gunsten der Geschichte und Producte der südlichen Provinzen des Königreichs hatten guten Erfolg und ihre Preisaufgaben einen wohlthätigen Einfluß auf das Studium der Wissenschaften. Die Belege hierzu finden sich vor in fünf Bänden Memoiren und sechs Bänden gekrönter Preischriften, welche von 1820, wo der erste erschien, bis zur belgischen Revolution 1830 herausgegeben wurden, ungerechnet den ersten Band der Sammlung der vorzüglichsten in der burgundischen Bibliothek vorhandenen Manuscripte, zu deren Herausgabe die Akademie sich Anfangs 1829 entschloß und damit dem verdienstvollen Baron Dr. Meiffenberg beauftragte. *)

Die politischen Ereignisse in und seit 1830 haben keinen bedeutend nachtheiligen Einfluß auf die Akademie gehabt, als etwa, daß, wie natürlich zu erwarten war, die meisten holländischen Mitglieder austraten. Sie wurden aber bald durch Belgier, wenigstens der Zahl nach, ersetzt, und die einige Jahre später erfolgte sogenannte Reorganisation bewirkte keine merklichen Veränderungen. Wie früher König Wilhelm nahm nun König Leopold das hohe Protectorat an; der als Fabeldichter, ehemaliger französischer Präfekt in Holland, später aber als Oppositionsmitglied der Generalstaaten und jetziger Präsident des belgischen Senats bekannte Baron de Stauffart steht an der Spitze als Director, Hr. Gerlache, Präsident des Cassationshofes, gleichfalls ehemaliges Mitglied der Generalstaaten, als Vice-director, und der durch mancherlei Schriften über Mathematik, Physik und Statistik auch im Auslande rühmlich bekannte Director der hiesigen Sternwarte, Prof. Ductelet, fungirt seit vier Jahren als immerwährender Secretair, welche Stelle vor ihm 1816 — 34 von dem als belgischen Geschichtschreiber bekannten Dewez bekleidet wurde. Seit 1816 hat die neue Akademie als Mitglieder aufgenommen: 45 ordentliche für das Fach der Wissenschaften, und 26 für das der Literatur (belles-lettres), von denen 24 gestorben; 40 ausländische Correspondenten für die Wissenschaften, 16 für die Literatur, von denen 9 gestorben; 6 einheimische Correspondenten für die Wissenschaften und 9 für die Literatur, von denen 3 gestorben, und endlich 13 Ehrenmitglieder, von denen 3 gestorben. Seit 1830 wurden fünf Bände Memoiren und ebenso viele Bände Preischriften herausgegeben, und da mit der Revolution die Öffentlichkeit ein allgemeines Princip geworden, hat auch die Akademie, deren monatliche ordentliche Sitzungen schiedsrichterweise nicht öffentlich sein können, doch wenigstens beschloffen, ein Tagebuch ihrer Sitzungen herauszugeben, wozu noch seit 1832 das Verzeichniß der Verhandlungen gekommen ist. Bis jetzt sind davon fünf vollständige Bände erschienen, ungerechnet des „An-

naire“ oder des akademischen Kalenders, welcher seit 1834 jährlich von Herrn Ductelet redigirt wird und manches Interessante enthält.

Wenn nun aus diesem Allen zur Genüge hervorgeht, daß die brüsseler Akademie sich ungeachtet so mannichfaltiger Schicksale und Widerwärtigkeiten viele Verdienste durch ihre Leistungen und Forschungen um die Wissenschaften in Belgien und zum Theil auch im Auslande, durch ihre freundschaftlichen Verhältnisse mit allen fremden Akademien, erworben hat, so ist es um so mehr zu bedauern, daß, bei ihrer Abhängigkeit von der Regierung, wie dies der Fall bei den meisten dergleichen Instituten ist, sie sich keiner allzu großen Unterstützung zu erfreuen hat und ihren Wirkungskreis durch die nicht sehr bedeutende Dotation, welche ihr auf dem Staatsbudget zu Theil wird, nur allzu oft sehr beschränkt sieht; besonders aber, daß auch sie gewissermaßen unter dem unmittelbaren Einflusse der vorherrschenden katholischen Partei zu stehen scheint, welche doppelte Abhängigkeit sich nicht selten in der Wahl ihrer Mitglieder und in der ihrer Arbeiten kund thut. In dessen Schrittes auch in dieser wie in jeder andern Hinsicht der vorwärtsstrebende Geist des Zeitalters wohlthätig ein und paralisirt auf mancherlei Art die heillose Tendenz seiner obscurantistischen Gegner, wozu die von einer unbeschränkten Pressfreiheit kräftig unterstützte öffentliche Meinung gewiß nicht wenig beiträgt. Als Beleg hierzu möge die in der letzten jährlichen Sitzung am 7. d. M. auf Hrn. Ph. Leebroussart zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gefallene Wahl dienen. Dieser 1782 in Gent geborene Gelehrte, dessen 1818 als Lehrer am brüsseler Gymnasium gestorbener Vater 1790 zum Mitgliede der damals in den letzten Tagen liegenden ältern Akademie aufgenommen wurde, hat sich nicht nur während seines ganzen Lebens durch seine Talente als Dichter, Schriftsteller und Erzieher ein vielfältiges Verdienst um sein Vaterland erworben, sondern war sogar zur Zeit, als Belgien Holland einverleibt wurde, einer der sehr wenigen Gelehrten, welche das Land aufzuweisen hatte, und dennoch bescheiden genug, nach keiner andern Stelle zu streben als der eines Professors der Rhetorik am brüsseler Gymnasium (Athenée royal). Sowie er sich stets durch seinen Wiedereisinn auszeichnete, that er sich auch durch seinen, zwar etwas schwärmerischen und dem de Potter'schen System sich nähernden Liberalismus während der Revolution 1830 hervor, figurirte in verschiedenen Comités und provisorischen Behörden und ward bald als Administратор an die Spitze des öffentlichen Unterrichts angestellt, ohne jedoch Energie genug zu besitzen, um seinerseits in dieser vielbewegten Zeit außerordentlichen Nutzen stiften und den Umrissen der ultramontanischen Partei, deren Anhänger er nie war, entgegenarbeiten zu können, weshalb er seine Stelle für die eines ordentlichen Professors an der lütticher Hochschule aufgab, oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, aufgeben mußte. So sehr sich aber dieser Ehrenmann theils unmittelbar, theils durch Fürsprache seiner Freunde schon seit mehreren Jahren um die Zulassung als Mitglied der Akademie bewarb, wußten es dennoch seine Gegner von der herrschenden Partei immer dahin zu bringen, daß er die Mehrheit wider sich hatte, und es mag wol bloß dem Eifer der liberalen Tageblätter, welche die Akademie kräftig bedrohen tadelten und es ihr fast einstimmig zur Schande rechneten, einen belgischen Gelehrten wie Leebroussart abzuwehren, zuzuschreiben sein, daß er diesmal eine bedeutende Stimmenmehrheit für sich hatte, ungeachtet er in dem als Verfasser der besten Geschichte der belgischen Revolution auch im Auslande bekannten Minister der öffentlichen Arbeiten, Hrn. Rothomb, und gewissermaßen auch in dem Privatsecretar des Königs Leopold, Hrn. Julius van Praet, zwei gefährliche Arbeitsbühler zählen konnte. Die übrigen diesjährigen Wahlen betrafen nur Solche, die bereits als Correspondenten zur Akademie gehörten. Als die vorzüglichsten noch lebenden belgischen Mitglieder der Akademie dürften die folgenden genannt werden. In der Classe der Wissenschaften: der auch im Auslande längst bekannte Chemiker van Mons und der Physiker Graham, Beide

*) Der zweite Band dieser äußerst interessanten und mit vielem Fleiße veranstalteten Sammlung soll neulich die Presse verlassen haben.

Professoren der katholischen Universität in Löwen; die beiden geistl. Professoren Kesseloot und Rida und der bereits erwähnte Prof. Durielet, zu denen noch gezählt zu werden verdient Hr. Ph. van der Maete, obgleich weder als eigentlicher Gelehrter noch als Schriftsteller, aber als verdienstvoller Beförderer der Wissenschaften und Director der hiesigen, in ihrer Art einzigen geographischen Anstalt. Ferner in der Classe für Literatur und Geschichte: Baron de Reiffenberg, vorher Professor in Löwen und Lüttich, jetzt Director der neuen Bibliothek und als Geschichtsforscher und Dichter berühmt; die Hrn. Marchal und Willems, tüchtige Sprachforscher und Literatoren, und die bereits genannten Hrn. de Staaffart und Verlaque. Unter den zwei zu dieser Classe gehörenden Geistlichen zeichnet sich der Abbé de Nam, Professor und Rector der katholischen Universität, als vorzüglicher Gelehrter aus. Die Preisaufgaben welche die Akademie in ihrer letzten Sitzung für 1839 und 1840 ausgesprochen, sind sieben für Literatur, welche 1) die Staatsverfassung von 1684, 2) die politischen Verhältnisse mit Norddeutschland unter Karl V., 3) die Briefe des Libanius, 4) die Diplomatie vor dem 16. Jahrhundert, 5) das bürgerliche und Staatsrecht der ehemaligen österreichischen Niederlande, 6) den Zustand der Bevölkerung u. s. w. der Niederlande unter Albert und Isabella, und endlich 7) eine Gattung der gothischen Bauart (architectura ogivale) zum Gegenstande haben; während die neun auf Wissenschaften Bezug habenden analytische Algebra, Volta'sche Electricität, Chemie, Geologie, Botanik, Zoologie, Physiologie und Toxologie betreffen. Von den auf ihre früheren Preisfragen eingekommenen Antworten hat die Akademie diesmal nur eine mit der goldenen und eine andere mit der silbernen Medaille gekrönt. Beide sind Arbeiten belgischer Literatoren im historischen Fache.

92.

Reisestizzen aus Tirol und dessen Nachbarschaft von Heinrich Wenzel. Buzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein nicht gemeines, tiefinniges Empfinden der Naturschönheiten ist eine Ausrüstung zu einer Reise in Gebirgsgegenden, zu welcher man immer aufrichtig Glück wünschen kann. Höchst wohlthuend sind diese „Reisestizzen“ auf die Reisetagebücher, Reisebilder und Reisenovellen des jungen Deutschlands, die sich ja alle über Tirol mit unermüdelichem Paroxysmus abmühen, ohne uns etwas Anderes als ihre augenblickliche Laune und ihren Muthwillen mitzutheilen. Nicht der frivole Witz und das höchst sinnliche Ich des Reisenden, sondern die reine Objectivität, die mit gebieterischer Kraft das empfängliche Gemüth beherrscht, tritt hier in ihre vollen Rechte. Ein offener, unbefangener Sinn wifft sich mit allem Ernst der Empfindung des Schönen und Erhabenen an die Brust der Natur und sucht an ihr sich zu erheben und zu erwärmen. So spricht schon das fast schwermüthige Gedicht, womit das Werkchen eröffnet ist, des Verf. Sehnsucht ins Freie und die schöne Ferne in einer edeln Sprache zu dem Leser und spannt ihn fast geheimnißvoll auf Das, was kommen soll. Jedem Thale und seiner bergigen Umgebung widmet der Verf. eine Beschreibung, die in Ton und Sprache schon den Charakter von Land und Menschen an sich trägt, und Menschen und Land erscheinen dadurch in der innigsten Verbindung. Ref. bekann, daß ihm durch diese „Reisestizzen“ das schöne Land Tirol mit seinem trefflichen Menschenschlag erst recht hell und deutlich vor die Augen getreten ist. Er selbst bereifte in jüngeren Jahren in einer Ahnung; daß auf der breiten Landstraße die Reisenden und Fremden zu viel von ihren Untugenden hinterlassen, die Schweiz auf ähnliche Weise. Er schloß Freundschaft mit den einfachen Hirten und den harmlosen Bewohnern der Alpen. Die Unvollkommenheit ihrer Staatsanrichtungen wurde ihm darin völlig klar, aber auch das Glück dieser Unvollkommenheit. Hr. W. hat mit einer seltenen Verei-

nigung von gebildetem Geschmack und jugendlicher Empfänglichkeit den größten Theil von Tirol und den benachbarten österreichischen Gebirgsländern bereist, die Thäler bis an die Quellen ihrer Flüsse verfolgt, die Alpen mit ausdauernder Kraft bestiegen und unter den Menschen mit dem Behagen gewohnt, das nur eine gute, einfache Sinnesweise, eine aufrichtige, theilnehmende Liebe zu ihnen erweckt und erhält. Mit wahrhafter Kunst zeichnet seine Feder Gebirge und Thäler. Ein lebhafter Farbensinn, eine scharfe Unterscheidung der Naturgegenstände, eine zweckmäßige Vertheilung von Licht, Lust und Duft beleben seine Bilder. Er ist ein höchst glücklicher Landschaftsmaler, und denen, die als solche Tirol bereisen, ist sein Werk recht dringend zu empfehlen. Sein Ton und Styl ist ungeschminkt und einfach klar und verräth nirgend Annäherung, Prunk oder Gefallsucht. Er will nichts als Das darstellen, was er gesehen hat, und grade dadurch, daß er dies mit einer Sicherheit der Zeichnung und den einfachsten Mitteln thut, erschließt er uns den Reichtum des Gesehenen und schärft unser Urtheil darüber. Wir sehen Tirol mit seinen Bewohnern unter uns, ja wir sind darin, und eine unennbare, nachhaltige Sehnsucht nach dem schönen Lande und Volke bemächtigt sich unserer. Solche Reisebeschreibungen machen einen Anspruch auf Classicität, und wir getrauen uns diesen Reisestizzen einen Anspruch daran zu vindiciren.

Kleine Idiotismen der sonst durchaus edeln Sprache, wie „der Weg war früher hier gegangen“ u. dgl., sind selten, und wir machen nur darauf aufmerksam, um doch etwas zu tadeln. Die Reise selbst ward 1835 und zwar gerade zu der Zeit gemacht, als Kewald's Handbuch erschien, und dieses würde, so wacker es ist, viel gewonnen haben, hätte dessen Verf. diese „Reisestizzen“ benutzen können.

52.

Notizen aus Griechenland.

In Petalidion im Peloponnes, auf den Ruinen des alten Korons, hat sich seit Ende 1835 in Folge der Bemühungen des Capitains Piralos Nauromichalis eine Colonie von Mainoten, seinen Landsleuten, niedergelassen. Nachdem er selbst mit seiner Familie dorthin sich gewendet und eine Wohnung sich erbaut, folgten Andere seinem Beispiele, so daß man zu Anfang des J. 1838 daselbst schon 150 Häuser zählte. Es wäre dies also eine Art Anfang zur Realisation des theils von Thiersch (in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce“, Thl. 1, S. 255), theils von Andern vorgeschlagenen Systems, den persönlich schwierigen, durch den heimathlichen Boden in Hinsicht der eignen Civilisation nicht sehr begünstigten Volksstamm der Mainoten durch Colonisation in der Nähe seiner Berge für die Civilisation zu gewinnen.

Im December 1837 sind die Arbeiten zu einem in der Nähe von Nauplia Seiten der griechischen Regierung errichteten Eisenhammer vollendet worden, und bereits im Monat Januar d. J. sollte er selbst in Thätigkeit gesetzt werden. Ferner ist ebenfalls in der Provinz Argolis in der Nähe der lernäischen Höhle eine Salpetersiederei mit den nöthigen Wohnungen und Magazinen errichtet worden, die als die Vorläuferin einer Pulverfabrik zu betrachten ist, deren Errichtung 1838 vorgenommen werden sollte. Der Weg von Kalamaki nach Lutraki in der Provinz von Korinth, der 10,000 Metres lang ist, bei einer Breite von 10 Metres, ist, nachdem er im Frühjahr 1837 begonnen worden, nun ebenfalls vollendet, desgleichen zwei dazu gehörige Kaie und eine Brücke. Dagegen wird Seiten der Regierung die Errichtung einer Stuterei in der Nähe von Argos beabsichtigt, die einem wesentlichen Bedürfnisse abhelfen würde, da bei der in Griechenland bisher vernachlässigten Cultur der Pferde man genöthigt war, die zu öffentlichen Diensten erforderlichen Pferde aus der Türkei kommen zu lassen.

25.

Fondation de la régence d'Alger, histoire des Barbaresse. Chronique arabe du 16ième siècle, publié sur un manuscrit de la bibliothèque royale, par Ms. Sander Rang, officier supérieur de la marine, et Ferdinand Denis. Zwei Bände. Paris 1837.

Die Geschichte Algiers ist lange vernachlässigt worden; früher wußte man von jenem Freistaate, dessen Herrscher sich den Königstitel beilegte, nicht viel mehr, als daß es ein schreckliches Piratennest sei, wo Tausende von Christenklaven in hartem Joche schmachteten. Und doch hatte man im Laufe der letzten drei Jahrhunderte häufige Versuche gemacht, die frechen Seeräuber aus ihrer Zufluchtsstätte zu verjagen; allein nach einer kostspieligen, fast stets fruchtlosen Bombardirung der Stadt und einigen geschickten Seemanöuvren, wovon man eine Zeit lang sprach, fiel wieder Alles in Vergessenheit; die Stadt Algier hieß nach wie vor die Siegreiche und ihre Annalen waren geschlossene Bücher mit sieben Siegeln. Eine auffallende Thatsache ist, daß die Franzosen, seitdem sie die Ehre der Christenheit gerettet und Algier erobert haben, sich so wenig um die frühere Geschichte der Regentschaft bekümmern und namentlich die Annalen des 16. Jahrhunderts außer Acht lassen. Wir bemerken ferner, daß die beiden Nationen der pyrenäischen Halbinsel, welche zu einer gewissen Zeit so mannichfachen Verkehr mit den Barbarenstaaten gehabt und ihre vortheilhaften, unüberlegten Expeditionen so theuer bezahlt haben, sorgfältige Forschungen über die verflochtenen Kriege angestellt und sogar für jeden Unfall einen eignen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, während Frankreich, das doch im Ganzen genommen glücklich gewesen ist, nur die gegenwärtige Lage ins Auge faßt und hartnäckig die warnenden Beispiele der Vergangenheit verschmäht. Vor seinen letzten Zügen nach Algier hatte Spanien vortreffliche Geschichtschreiber über Algier, von denen wir nur Marmol, Sanboval und Diego v. Harbo nennen. In Portugal zeigten Hieronymo v. Mendoca, Dorio, Franqui und der Graf v. Ericeira, welche Fehler so viel Unheil angestiftet, und was man thun müsse, wenn an eine bleibende Eroberung gedacht werde. In Frankreich hat man erst seit einigen Monaten eine wissenschaftliche Commission niedergesetzt, welche die Frage erörtern soll. Diese Nachlässigkeit war um so unverzeihlicher, als man gerade auf diesem Felde vielen Nutzen aus den Lehren der

Vergangenheit ziehen konnte; denn der Wechsel der Zeit geht in jenen Gegenden spurlos vorüber, und die Sitten und Landesgebräuche haben dort einen so unerschütterlichen, stabilen Charakter, daß die Begebenheiten früherer Jahrhunderte noch heutiges Tages ganz bezeichnend sind.

Die Herausgeber des oben angezeigten Werks liefern den ersten wichtigen Beitrag zur Geschichte Algiers, indem sie das auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindliche Manuscript einer übersetzten arabischen Chronik des 16. Jahrhunderts veröffentlichen, welche auf die Biographie des so berühmten Seeräuberpaars der Barbarossa ein neues Licht wirft. Dieses Document ist ganz dem Augenblicke angemessen und ungemein lehrreich; es umfaßt einen höchst wesentlichen Zeitpunkt der algerischen Geschichte, nämlich den von 1516 — 41. Wie interessant auch die Periode vor dem 16. Jahrhundert und die Nachforschung über den fabelhaften Ursprung der Stadt sein mag, so fangen doch die eigentlichen Annalen Algiers nur mit jener Epoche an, wo zwei auf einer Insel Griechenlands geborene Renegatenöhne an der Nordküste Afrikas eine Art religiöser Republik stifteten, welche in dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts so sehr erstarbte, daß Kaiser Karl V. Macht und Ruhm an den Mauern ihrer Hauptstadt zerschellte.

Harud und Haraddin Barbarossa — oder, wie die Verf. wol richtiger schreiben: Aroudj und Khair-ed-din — erlangten seit dem 16. Jahrhundert eine zu fatale Berühmtheit, als daß nicht zahlreiche Historiker nach ihrer Herkunft und besonders nach ihren Raubzügen hätten forschen sollen. Allein mögen nun die mündlichen Ueberlieferungen befreiter Christenklaven stets verdreht worden sein, oder mögen die damals herrschenden religiösen Vorurtheile alle auf diese Weise gesammelten Nachrichten modificirt haben, kurz, die wichtigsten Lebensumstände jener Corsaren nahmen nach und nach einen ganz apokryphischen Charakter an; der Gang ihrer Eroberungen wurde sogar herumgedreht; man übertrieb ihre Verbrechen und ihre Siege, und der französische Geschichtschreiber Brantome ging bekanntlich in seinem Enthusiasmus so weit, daß er nicht anstand zu erklären, er halte die beiden Barbarossa für zwei kühne Abenteuerer von der Familie der Authon, welche seit undenklichen Zeiten in der Provinz Saintonge ansässig sei. Der Chronik zufolge sind Aroudj und Khair-ed-din die Söhne des Sipahi Jacoub, eines ehrlichen Muselmanns,

d. h. eines ehemals im Solde des Großherrn stehenden albanesischen Renegaten, welcher sich wegen eines Verbrechens auf die Insel Mytilene geflüchtet und sich daselbst mit der Witwe eines griechischen Priesters verheirathet hatte. Aus dieser Ehe entsprangen sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Die vier Söhne nahmen die Religion ihres Vaters an, während die Töchter, nach einer damals ganz gewöhnlichen Sitte, in der christlichen Lehre erzogen wurden. Da eine derselben ins Kloster ging, so folgt daraus, daß die beiden Seeräuber, welche lange als schreckliche Geißel für die Christenheit betrachtet wurden, eine Nonne zur Schwester gehabt haben. Die Chronik stimmt mit den meisten neuern und ältern Historikern darin überein, daß Aroudi anfangs Schiffer gewesen, und daß der jüngste von den vier Brüdern ursprünglich Khlza hieß und das Töpferhandwerk trieb. Erst später erhielt dieser Letztere die Benennung: Khair-ed-din, was wörtlich Erbgut bedeutet. Schwerer auszumitteln ist, ob der Spitzname: Barbarossa, dem ältesten oder dem jüngsten der zwei Brüder zukomme. Die Chronik behauptet, daß er lediglich dem Pascha von Algier angehört; die spanischen Geschichtschreiber sind über dieses unbedeutende Factum uneinig. Wie dem auch sein mag, der Beiname Barbarossa wird in der Geschichte so gewöhnlich gebraucht, daß eine Menge Historiker die beiden Brüder stets unter dieser Bezeichnung aufführen und keine andere kennen; der Beiname erbt selbst in der Folge auf Hassan Pascha, den Sohn Khair-ed-din's, fort.

Aroudi ward auf einem seiner Streifzüge von den Johannitern gefangen und nach Rhodus geschleppt. Die Chronik erzählt uns weitläufig, wie er auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden versteigert, sodann in Ketten geschmiedet und aufs grausamste behandelt worden sei; wie erfahren auch, auf welche listige, wunderbare Weise Aroudi sich befreit habe, obschon er, nach Hammer's authentischer Quellenforschung, durch die Vermittelung des Passengouverneurs von Alavla losgegeben wurde. So viel ist gewiß, daß diese Gefangenschaft auf Rhodus für den mit unbefleckbaren Geistesgaben ausgerüsteten Aroudi eine treffliche Schule geworden. Da er nach der Aussage der Chronik sehr gut die lingua franca sprach und mit den bedeutenden Männern dieser Insel zusammenkam, so konnte er vollauf die Organisation, die Stärke und politischen Hülfsmittel des mächtigen Johanniterordens studiren und leicht den Plan fassen, die Christen durch eben die Mittel zu bekämpfen, welche ihnen so gut wider die Muselmänner zu Statten gekommen waren, nämlich am Eingange ihrer Staaten eine Macht zu gründen, wie sie eine mitten im Herzen seines Landes gestiftet hatten; ein großer, politischer Gedanke, welcher mehr als einen gewöhnlichen Seeräuberhauptmann verräth.

Raum hatte Aroudi seine Freiheit wieder, als er sofort ein kleines Piratengeschäft organisirte, welches über alle Erwartung glücklich geht; die Chronik berichtet viel und umständlich von seinen Kapereien an den Küsten von Italien, Aegypten und Karamanien. Auf der Insel Zerbí fährt ihn der Zufall mit seinem Bruder zusammen; Beide

machen Gütergemeinschaft. Sie überwintern in der Regel in Tunis, dessen Sultan sie durch Geschenke gewonnen hatten, und sehen während der guten Jahreszeit ihre Streifereien fort; reiche Beute fehlt ihnen nie; welchen galanten Gebrauch sie davon zu machen wissen, mag folgendes Beispiel lehren. Eines Tages laufen sie von Tunis aus und stoßen nach kurzer Fahrt auf ein großes neapolitanisches Schiff, das nach Spanien bestimmt war und über 300 Christen an Bord hatte. Nach einem erbitterten, zwei Tage lang anhaltenden Kampfe ergeben sich die „Ungläubigen“, und Khair-ed-din bringt Schiff und Mannschaft nach Tunis, wo sich alsbald die Kunde von dem reichen Fange verbreitet. Was that der verschämte Muselman, um die Eifersucht des Sultans zu beschwichtigen? Er läßt durch einen seiner Offiziere den seltensten Theil der Beute in einem feierlichen Aufzuge dem Sultan überreichen. Voran reiten auf zwei luxuriös aufgeschrittenen Pferden die beiden wunderschönen Töchter eines gefangenen spanischen Edelmanns; darauf folgen paarweise 50 prachtvoll gekleidete Christensklaven, von denen einige dicke Bulkenbeißer, andere schlanke Windhunde am Leiseste führen; hinter diesen her marschiren, mit entrollten Fahnen und klingendem Spiel, 80 Muselmänner, lauter glatte Waffengeführten Khair-ed-din's, von denen Jeder einen abgerichteten Falken auf der Hand trägt.

Der Anblick dieses Zuges — bemerkt die Chronik — bot den Gläubigen ein prächtiges und wahrhaft tröstliches Schauspiel. Man hätte nichts Sinnreicheres erdenken können; denn der von Khair-ed-din selbst getroffenen Anordnung zufolge bewegten sich Christen und Muselmänner vorwärts, Jeder das gerade für ihn passende Symbol darbietend.

Bei der Belagerung von Bougie, welches damals die Spanier besetzt hatten, wurde Aroudi stark verwundet, daß ihm der Arm abgenommen werden mußte; er entkam mit genauer Noth nach Sigelly, wo er fortan seine Residenz aufschlug; sein Bruder Khair-ed-din ging nach Tunis zurück. Da traf es sich, daß der Scheich von Al-Gezair mit der spanischen Garnison Handel bekam und den Aroudi zu Hülfe rief, um diese Handel zu schlichten. Peter von Navarra hatte die Stadt Al-Gezair, das heutige Algier, der Krone von Spanien unterworfen; da man aber ihren kranken Einwohnern wenig traute und sie zur Einhaltung ihres Versprechens, zehn Jahre lang Tribut zu zahlen und keine Seeräubererei zu treiben, zwingen wollte, so erbaut man auf der kleinen Insel, welche den Hafen von Algier bildet, eine Citadelle, in welche man einige Kanonen und 200 Mann Besatzung legte. Diese Citadelle beherrschte die Stadt und machte den Einwohnern stets zu schaffen. Die Herrschaft der Spanier wurde für die Algerer bald eine unerträgliche Last; ihre Reichthümer minderten sich mit jedem Tage, da man ihnen das Seeräuberhandwerk, die einzige Quelle ihres Luxus und Wohlstandes, gelegt hatte. Der Tod Ferdinand V., 1516, schien ihnen eine günstige Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit wiederzuerlangen; denn sie waren überzeugt, daß dieses Ereigniß Unruhen in Spanien hervorrufen und die Garnison der Citadelle von Algier ohne Verstärkung lassen würde. Da sie aber durch ihre erworbenen Schätze und

durch die Vertheilung mit fremder Bildung verwechelt waren und sich nicht für stark genug hielten, den Handstreich allein zu vollführen, so wandten sie sich an einen Scheik der Ebene Metidja, Selim Eutemi, welcher ihren Wünschen willfahrte und mit seinen Soldaten in Algier einrückte, wo er sich zum unumschränkten Herrscher ausrief. Ohne Kanonen und ohne Flotte, erkannte Selim Eutemi bald, daß er das Fort der Spanier nicht nehmen könne; er bat daher den Aroudi um Beistand. Diesem kam ein solcher Vorschlag ganz gelegen; seit seiner Niederlage vor Bougie hatte er die Spanier von ganzem Herzen. Schon aus reiner Politik übrigens mußte er wegen Ausbreitung dieser benachbarten Macht, welche früh oder spät seinen Plänen entgegenzutreten konnte, besorgt und eifersüchtig sein. Die Hülfeforderung des Scheiks Selim Eutemi erweckte ohne Zweifel in seiner starken Seele die lange unterdrückten Ideen seines Ehrgeizes, dem der kleine beschränkte Hafen von Sigelly nicht genügte. Ohne Zweifel erschien ihm Algier als ein passenderer Mittelpunkt zu seinen Operationen und als die zukünftige Hauptstadt des Reichs, welches er in seinen Träumen aufbaute. Aroudi ging also nach Algier, nicht etwa, wie der arabische Chronikenschreiber sagt, aus Eifer für den Islam, sondern in der Absicht, sich den Besitz der Stadt zu sichern und den Streit der Einwohner mit der spanischen Garnison für seine Rechnung zu beenden. Auf seinem Marsche dahin bestraft er zuvor einen seiner ersten Waffendröder, den Scheik von Scherchel (dem alten Edsarea), welchem er den Kopf abschlagen läßt; er rückt ohne Widerstand in Algier ein, erdrosselt den Selim Eutemi mit Hilfe eines gedungenen Türken im Bade, während er in der ganzen Stadt verkünden läßt, daß die allzu große Hitze des Bades den Scheik erstickt habe, reitet darauf in Begleitung seiner Armee durch die Straßen und läßt sich zum König von Algier proclamiren. Der arabische Autor, ein großer Bewunderer seines Helden, verschweigt gänzlich, durch welche Mittel Algier in die Hände Aroudi's gefallen; die Herausgeber haben diese Lücke durch ein eingeschobenes Fragment der spanischen Chronik des Mönchs Haedo ausgefüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über den öffentlichen literarischen Zustand Kurlands.

In neuerer Zeit haben sich die literarischen Berichte aus Osten zwar bedeutend vermehrt wegen der außerordentlichen Fortschritte in verschiedenen Zweigen der Künste und Wissenschaften, wodurch das weite Rußland die Augen des gebildeten Europas auf sich zieht; dabei sind aber sonderbarer Weise diejenigen Provinzen, in denen diese Fortschritte vom Ausländer am ehesten erwartet werden müssen, fast mit gänzlichem Stillstehen übergegangen, oder wenigstens nicht hinlänglich berücksichtigt. Die russischen Ostprovinzen werden von einer großen Anzahl deutscher Literatoren für eine von Natur und Geschickte gezogene Straße angesehen, auf der europäische Cultur am geeignetsten nach Rußland überfließen könne, und aus diesem Gesichtspunkte sind namentlich gewisse Schritte und Versuche getabelt worden, die Rußland, wie man meint, soll gemacht haben oder auch noch machen, um mit seiner Rationalität den nichtrussischen Genius in diesen Landschaften zu verdrängen.

Wenn die Ruhe, in welcher die genannten Provinzen mit nur wenigen Unterbrechungen und Ausnahmen in dem elendsten genommenen Momente ihres geistigen Lebens schon seit geraumer Zeit verharren, kann wenigstens eine Reihe von Fragen nach dem wirklichen Bestande solcher Bedingungen anregen, auf deren Vorhandensein sich jene Ansicht von diesen Provinzen, wenn sie einen Werth für sich haben will, notwendig stützen muß; Fragen, die indeß natürlich allein bei genauer Kenntniß hiesiger Verhältnisse sich richtig beantworten lassen. Nicht, als ob wir uns im erschöpfenden Besitze dieser Kenntniß wüßten, sondern nur eine rhapsodische Berührung einzelner Punkte beabsichtigend, wollen wir mehr dem Leser eine Gelegenheit geben, seine vielleicht schon anderweitig befestigte Meinung selbst zu prüfen und einige Schlüsse zu ziehen, als das Papier mit allgemeinen Nebenarten anfüllen, durch welche das Urtheil so häufig bekothen oder falsch gelenkt wird; doch müssen wir uns dabei nur auf die Provinz Kurland beschränken.

Jedermann weiß, daß das Dasein literarischer Öffentlichkeit keineswegs allein an das Dasein eines Volks und eines diesem inwohnenden Geistes gebunden ist, sondern daß es nothwendigerweise einen Reichthum freier, socialer Formen und ein fähiges Element für deren Entwicklung voraussetzt. Eine Natur mit kräftigem und geregeltem Pulse, Association und Verschmelzung sowohl mannichfaltiger Geschäftskreise, wie der sogenannten Stände, Wohlhabenheit und Humanität, Entbundenheit von der Scholle und allem Schollenartigen, Liebe und Lust zum Leben wie zum Lebenlassen, dies sind die Grundbedingungen, wenn in einem von Natur nicht stiefmütterlich behandelten Volke eine geistige Regsamkeit in Gang kommen soll, die sich durch Selbstständigkeit, Originalität und sichtbare Institute auszeichnet. Schon aber, wenn wir uns nach dem Besitzthume dieser Bedingungen in der Provinz Kurland umsehen, sind wir zu dem traurigen Geständnisse veranlaßt, daß dieselbe nur einen geringen Theil davon aufzuweisen hat; ihre Geschichte ist vielmehr in dieser Beziehung, in Vergleich mit andern Staaten, fast noch eine unvollständige ebenso sehr wie die Moräste und Wälder, die ihre Oberfläche bedecken, und sie ist eine drückende ebenso sehr wie die Dünste und Nebel, welche, die menschenfreundliche Sonne verschließend, oft genug auf Todtem und Lebendigem lasten.

Wirft man zunächst einen Blick auf das literarische Organ, die Sprache, so bietet sich dem Beobachter dasselbe gleichsam in einer bunten Karte dar, indem hier, auf dem geringen Flächenraume von kaum 400 Quadratmeilen, nicht weniger als sieben Sprachen im Gebrauche sind: die deutsche, lettische, französische, livische, lithauische, russische und polnische. Die drei ersten, die deutsche, lettische und französische, stehen unter diesen obenan, und wir wollen zuvörderst ihren hiesigen Charakter etwas näher bezeichnen.

Das kurische Deutsch, bekanntlich die Muttersprache der eingewanderten Eroberer, hat sich bis auf diesen Tag fast auch nur in dem Kreise der Herren des Landes, d. h. des Adels, und der Bürger in den Städten erhalten und bildet, sowie es anfänglich war, so auch noch jetzt ganz vorzüglich eine Scheidewand zwischen diesen und der Classe der unterworfenen Letzten. Da es ursprünglich zum plattdeutschen Dialekte gehörte, aus diesem aber zum hochdeutschen überging, bei diesem Übergange jedoch nicht von dem Einflusse einer schon daneben vorhandenen hochdeutschen Cultur unterstützt wurde, wie es im eigentlichen Deutschlande fast immer der Fall war oder noch jetzt geschieht, so konnte es nicht ausbleiben, daß das hiesige Hochdeutsch ein vielfach verdorbenes und gemischtes werden mußte. Hierzu kommt noch, daß es bis auf den Augenblick Sitte ist, die Kinder meistens lettischen Müttern oder wenigstens lettischen Wärterinnen zu übergeben, sowohl wegen des nöthigen Bedarfs dieser Sprache in spätem Alter, als auch weil deutsche Personen der Art schwer zu erhalten, lettische dagegen ohne alle Mühe aus der Bevölkerung des eignen Gebiets zu bekommen sind. Das Kind bringt nun, indem man gewöhn-

ist erst im vierten Jahre, oder auch noch später, mit ihm Deutsch zu sprechen anfängt, den lettischen Sprachgeist schon ausgebildet mit und überträgt dessen Formen bewußtlos in die neue Sprache, die ihm schon mit ähnlichen desselben Ursprungs angefüllt geboten wird. Aus diesen Gründen lassen sich vorzüglich die Erscheinungen erklären, einmal daß, wie es Jedem, der dies zu beobachten Gelegenheit hatte, wird aufgefallen sein, die deutsche Sprache von der Weichsel an durch den schmalen Ländersaum der russischen Ostseeprovinzen hindurch in Bezug ihrer Verschmelzung mit undeutschen Sprachformen eine durchgängige Ähnlichkeit hat; alsdann, daß in Kurland, selbst in dem höhern Stande, ein reines und correctes Deutsch eine wahre Seltenheit ausmacht; ferner, daß von dem innern Geiste dieser Sprache, also auch von den ihren Formen entsprechenden Denkformen ein großer Theil verloren gegangen ist; und endlich, daß sowohl der öffentliche wie der Privatunterricht in dieser Beziehung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Natürlich soll hiermit keineswegs der Auszeichnung mancher Personen in dieser Hinsicht etwas genommen, noch überhaupt verkannt sein, daß die hiesige Erziehung seit einigen Jahren diesem Gegenstande eine ungleich größere Aufmerksamkeit zu widmen angefangen hat. Würden jedoch Beispiele zu dem Gesagten verlangt, so könnte einerseits auf die in hiesiger Provinz erscheinenden öffentlichen Blätter, die dazu hinreichende Proben liefern, verwiesen und andererseits bemerkt werden, daß über die deutsche Sprache gerade in der angeregten Beziehung selbst von einzelnen Eingeborenen schon Manches gesagt ist.

Das Französische ist die zweite Sprache der hiesigen Adels- und gebildeten Classe überhaupt und wird in dieser allgemein, nicht bloß aus Liebhaberei, sondern gewissermaßen als eine Ehrensache betrieben und hochgeschätzt. Indes giebt's doch wenige Familien, mit Ausnahme der vom polnischen Adel, die sich des Französischen zu alltäglichem Gebrauche bedienen; es ist dasselbe vielmehr die Sprache der Salons, oder, da diese nur in der kalten Jahreszeit gefüllt sind, gleichsam die Wintersprache. Außer dem genannten Beweggrunde lernt der Kurländer das Französische aber noch aus einer doppelten Ursache, einmal, weil es ihm ein Surrogat fürs Russische gewährt, und alsdann, weil er es auf seinen Reisen im Auslande nöthig hat, die für jede nur einigermaßen bemittelte Familie fast ein Gewohnheitsgesetz zu bilden scheinen. Das Französische ist deshalb diejenige Sprache, die der Kurländer unter allen am besten versteht, und es gewährt ein besonderes Vergnügen, dasselbe mit musikalischer Lieblichkeit und echtem Accent über ein paar schöne Lippen fließen zu hören, während freilich auch die Dissonanz dadurch sich desto mehr vergrößert, wenn vielleicht im nächsten Augenblicke das liebe Deutsch ganz unbarmherzig mißhandelt wird. Aus denselben Gründen steht die französische Literatur hier in hohem Ansehen; französische Gefühlsweise macht sich bei jeder Gelegenheit geltend; französische Lehrer und Lehrerinnen sind unentbehrlich, und zu dem Leben kommt so noch eine Farbe hinzu, die sein sonst schon buntes Aussehen noch vermehren hilft. Hier kann außerdem bemerkt werden, daß, wie sehr sich auch die kurische Aussprache des Deutschen vor der in der preussischen Nachbarprovinz, ja selbst vor der in manchen Gegenden Deutschlands vorthellhaft auszeichnet, sie von denjenigen Fehlern, die sie hat, fast die meisten dem Französischen verdankt, wie etwa das scharfe S, das immer französische D, das A statt E und dergleichen mehr. Daß auch ganze französische Sprachformen mit übergegangen sind, versteht sich von selbst.

Das Lettische ist die Sprache des Bauern, theilweise auch der Städtebewohner, erreicht dagegen bei den Adelligen, obgleich sie Alle, wie gesagt, in früher Kindheit es ausschließlich sprechen, selten eine solche Cultur, daß diese sich desselben gern und mit natürlicher Fertigkeit bedienen können. In der Schrift gebraucht man dabei die deutschen Lettern seit der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von welcher Zeit an die ersten lettischen Druck-

schriften (Predigten, Katechismen u. dgl.) vorhanden sind. Der Lette empfängt in seiner Sprache auch alle die Bildungsmittel, die ihm in Büchern, in der Schule und Kirche sowie in einigen Zeitblättern gerichtet werden, so daß er mithin von dieser Seite her keineswegs in Noth kommt, sich seiner Sprache zu entäußern, vielmehr manchem modernen Manne dafür Dank wissen muß, durch welchen das Lettische in Schrift und Sprache nicht bloß erhalten, sondern selbst corrigirt und bereichert wird, wozu der Lette selbst nicht im Mindesten befähigt sein würde. Obgleich hierüber vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit sein wird, Meeres zu sagen, so können wir doch nicht unterlassen, schon hier die Namen zweier in der angeregten Beziehung höchst verdienstvoller Männer zu erwähnen, nämlich J. F. Steffenhagen's, der als ehemaliger Besitzer der einzigen Buchdruckerei des Landes seit 1762 ununterbrochen bis an seinen Tod 1812 für die Bildung der Letten aufopfernd besorgt war, und J. M. Peters-Stephenshagen's, Adoptivsohns des Erstern, der mit diesem seit 1801 verbunden das national-rühmwürdige Bemühen fortsetzte, so daß der größte Theil der jetzt etwa auf 500 Berte anzuschlagenden lettischen Literatur allein aus dieser Officin hervorgegangen ist. Abgesehen von der Bedeutung, welche das Lettische durch seine in neuerer Zeit behauptete nahe Verwandtschaft mit dem Sanskrit für die Philologie erhalten hat, wird von dem Kenner dieser Sprache ihre Anlage, sich allen Zuständen eines cultivirten Geistes anpassen zu können, als ein unbestreitbarer Vorzug gerühmt, und bei der Aene, mit welcher die Nationalen sie nun seit 800 Jahren sich zu erhalten wußten, läßt sich erwarten, daß sie wenigstens noch ebenso lange den Idiomen fremder Landesgenossen und Nachbarn trogen werde. Man will jedoch seit einiger Zeit bemerken, wenigstens in Kurland, daß der Lette in der Kenntniß des Deutschen eine Ehre zu suchen anfängt, und andererseits wird ihm wahrscheinlich, sobald die Schulen an Zahl zunehmen, dasselbe noch mehr, als bis jetzt der Fall war, durch äußere Verhältnisse aufgebracht werden; Umstände, die natürlich die Auslöschung des Lettischen beschleunigen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Unsere Helgoländer, „die letzten Romaden der Nordsee“, wagen sich bekanntlich in ihren kleinen Fahrzeugen weit hinaus in die See und fahren unerschrocken bis nach Norwegen oder England. Die Briten sind aber nicht minder maghalsig und unternehmend. Vor einigen Jahren segelte ein Schiff von 20 Tonnellen von London nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, besetzt mit zwei Matrosen und einem Jungen. Als Laird 1832 auf seiner Fahrt von Liverpool nach Benin im Hafen von Praya auf San-Jago, einer der Inseln des grünen Vorgebirges, Anker warf, fand er dort einen kleinen amerikanischen Schooner, der auch nur zwei Mann und zwei Jungen am Bord hatte und furchtlos über die ganze Breite des atlantischen Oceans gesteuert war. Auf den Inseln des grünen Vorgebirges herrschte damals in Folge mehrjähriger Regenmangels Hungerstoth, und der amerikanische Capitain war eben im Begriffe abzufahren, in einem Hafen der Vereinigten Staaten eine Ladung Mais einzunehmen und unverzüglich wiederzukommen. Er hatte herauscalculirt, daß bis dahin die Hungerstoth hoffentlich auf eine furchtbare Höhe gestiegen sein würde und er alsdann einen tüchtigen Schnitt würde machen können. Auri sacra fames! Ein echter Yankee.

Vor der Mündung des Elbe liegen zwei winzige Holmen (Felseninseln), die Gumbrays genannt. Dort schloß der Prediger, wie Walter Scott erzählt, einst seine Rede mit folgenden Worten: „O Gott, segne die Bewohner von Groß- und Klein-Gumbrays und sei ihnen gnädig; vergiß aber auch in deiner Milde nicht der nebenliegenden Inseln Großbritannien und Island.“

53.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 177. —

26. Juni 1838.

Fondation de la régence d'Alger, histoire des Barbaresse. Chronique arabe du 16ième siècle, publié sur un manuscrit de la bibliothèque royale, par M^s. Sander Rang et Ferdinand Denis. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Nachdem Aroudj die Regierung mit seinem Bruder Rhair-ed-din getheilt und noch in demselben Jahre eine spanische Expedition unter Francisco de Vero siegreich zurückgeschlagen hatte, suchte er die Grenzen seines Reichs weiter nach dem Innern auszudehnen; er vertrieb den Sultan von Nemcen, wo ihn jedoch sein Glückstern verließ. Er verteidigte sich, so lange er konnte, gegen eine spanische Armee, welche Don Diego Fernandez de Cordoba, Commandant von Dran, hatte austrücken lassen; allein da er sah, daß alle Anstrengungen vergebens waren, ergriff er mit seinen Schätzen die Flucht, auf welcher er 1518 ums Leben kam. Unsere Chronik erzählt den Tod Aroudj's in sehr gedrängter Kürze, was leicht begreiflich ist, wenn man den Verlust bedenkt, welchen die algerische Armee bei dieser Gelegenheit erlitt. Gandoval gibt folgende Details über das Ende Barbarossa's:

Matt und müde flüchtete sich Aroudj in einen Ziegenpferch, welchen eine schwache Schutzwehr von lockern Strähen, die nicht einmal mit Mistel verbunden waren, einsperrte. Dort verschlangte er sich mit den Beutigen, welche ihn nicht im Striche gelassen hatten, und schlug sich tapfer und mit seltener Bravoure, bis Garzia de Lino ihn einen Lanzensich verfezte, der ihn zu Boden streckte. Er warf sich über ihn her und schalt ihm den Kopf ab, den er mit nach Dran nahm, wo er blieb; er bemächtigte sich ebenfalls der Kleidungsstücke. Lino wurde an einem Finger der rechten Hand verwundet; sein Nagel wurde ihm gespalten, und er behielt sein ganzes Leben lang die Narbe; er war ganz stolz darauf, und zwar mit Recht, und er pflegte zu sagen, daß der am Boden liegende, tödtlich getroffene Barbarossa ihm diese Wunde beigebracht hätte.

Über Aroudj's Persönlichkeit finden wir einzelne Angaben bei Hasdo:

Nach der Schätzung von Augenzeugen konnte er in dem Augenblicke seiner Niederlage 46 Jahre alt sein. Sein Wuchs war grade nicht schlank, aber er war stark gewachsen und großgliedrig. Sein Bart war rauh. Aroudj hatte sehr glänzende Augen, welche, so zu sagen, Feuer und Flamme spien; seine Nase war römisch und ziemlich von der Sonne verbrannt.

Von seinen moralischen Eigenschaften macht der arabische Geschichtschreiber folgende Schilderung, deren Unpar-

teillichkeit Hasdo's Bericht über die Todesart des Scheik Selim bezweifeln läßt:

Aroudj war ein Mann, dessen Muth an Unerschrockenheit grenzte; er hatte eine hochherzige, großmüthige Gesinnung und war nur streng im Kriege, wenn man seinen Befehlen zuwiderhandelte. Er wurde von seinen Soldaten überaus geliebt und gefürchtet; nach seinem Tode weinten sie bittere Thränen. Er starb ohne Nachkommenschaft, nachdem er vierzehn Jahre in den Staaten der Barbarei gelebt hatte.

Obgleich Aroudj einen Arm verloren hatte, so hinderte das ihn keineswegs, zu kämpfen, wie er es bei dem Streite bewies, worin er das Leben verlor. Um das fehlende Glied zu ersetzen, hatte er sich von einem geschickten Christenklaven ein eisernes fahndern lassen. Einige wollen behaupten, daß dieser Arm von Silber war. In dem Kloster des heiligen Hieronymus zu Cordova zeigte man sonst ein reiches Kleid von karminrothem Brocat, das unter dem Namen capa de Barbarossa bekannt und höchst wahrscheinlich dasjenige war, welches der fahndern Arm mit nach Dran gebracht, nachdem er den berüchtigten Seeräuber getödtet hatte.

Der Tod Aroudj's und die gänzliche Aufreihung seines kleinen Heeres verfezte Rhair-ed-din in eine verzweifelte Lage; im ersten Augenblicke dachte er daran, in die Levante zu entfliehen. Seine vortheilhaften Befürchtungen zerstreuten sich jedoch bald; die Spanier, anstatt von Nemcen nach Algier zu marschiren, zogen sich wieder nach Dran zurück, und der Sultan von Nemcen verhielt sich ruhig. Von nun an hatte Rhair-ed-din keine andere Sorge mehr, als sich die Erbschaft seines Bruders zu sichern; er schuf sich eine Leibgarde, besetzte die hauptsächlichsten Forts mit Türken und gewann die Gunst der Unzufriedenen durch populäres Betragen und herablassende Manieren. Zum Glück hatte er die Priester auf seiner Seite. Ueberdies kannte er den Haß der Einwohner gegen die Christen, und er ließ bei dieser Gelegenheit mehr Spanier aus den Gefängnissen holen und ihnen auf öffentlichem Markte den Kopf herunter schlagen, um den Tod seines Bruders zu rächen, wie er sagte. Er zeigte dem Volke ebenfalls ein Stück von Aroudj's Hemd, indem er betheuerte, daß diese Reliquie wunderbarlich sei, was Niemand zu bestritten wagte, so große Ehren und Achtung hatte er sich durch den häufigen Umgang mit den Arabern und den heiligen Einsiedlern des Landes zu verschaffen gewußt. Als

diese Kunstgriffe glückten ihm über alle Erwartung, so daß er binnen Kurzem zum König von Algier ausgerufen wurde, ein Titel, welchen er und mehre seiner Nachfolger oft in ihrem Verkehre mit den Christen annahmen.

Allein solche Worthelle konnten Khair-ed-din keineswegs genügen, und er fühlte wohl, daß dieses scheinbare Königthum nur ein leerer Titel sein würde, wenn seine Kräfte nicht anwüchsen; die Spanier konnten ihn jeden Augenblick stürzen. Um dem vorzubeugen, nahm er zu folgendem ingeniosen Mittel seine Zuflucht: er expedirte in aller Hast einen ihm ergebenen türkischen Offizier nach Konstantinopel und beauftragte ihn, dem Großherrn nebst einem reichen Geschenk auch die Huldigung des Königreichs Algier dazubringen, indem er sich freiwillig als einen Tributpflichtigen der hohen Pforte anerkenne. Dieser Staatsstreich glückte: der Großsultan Selim, den ganzen Vortheil einsehend, welchen sein Reich davon hätte, wenn er jenes neue, so zu sagen, im Herzen der Christenheit gelegene Gebiet besäße, nahm das Anerbieten Khair-ed-din's an und ernannte ihn zum Gouverneur der Stadt mit dem Titel Bei. Dem Wunsche des Corsaren gemäß, schickte er ihm sofort 2000 Mann seiner besten Truppen. Solches geschah zu Anfange 1518; von jener Epoche an darf man also die eigentliche Besitznahme Algiers durch die Türken datiren. Vor dieser Zeit war die Stadt keineswegs als Hauptstadt eines Reichs constituirte, sondern gleichsam ein Sammelplatz unabhängiger Individuen, ohne gemeinschaftliche Geseze und Haltpunkte. Die definitive Befestigung der türkischen Herrschaft über Algier und einen Theil der Berberri bewerkstelligte Khair-ed-din durch die Zerstörung der Citadelle, welche die Spanier seit 14 Jahren inne hatten; denn damit allein erst waren die Türken unumschränkte Herren der Stadt und konnten fortan alle Küsten des westlichen Bassins vom Mittelmeere beunruhigen, indem sie zahlreiche Kaperschiffe ausrüsteten und den Piraten aller Nationen ihren Hafen öffneten. Die Chronik erzählt diese glänzende That, welche ins J. 1530 fällt, ziemlich umständlich, verschweigt aber mehre Details, wie den Verrath eines Ueberläufers, die heldenmüthige Vertheidigung des spanischen Gouverneurs, Martin de Bargas, und die gehässige That im Leben Khair-ed-din's, der den unglücklichen Gefangenen zu Tode geißeln ließ, weil er seinen Glauben nicht abschwören und keine Dienste bei ihm nehmen wollte.

Drei Jahre nachher ernannte ihn der Großherr Soliman zum Pascha von zwei Rosschweifsen und zum Großadmiral der ottomanischen Seemacht. Seine Abreise von Algier, seinen Einzug und seine glänzende Aufnahme in Konstantinopel finden wir in unserer Chronik ganz speciel detaillirt. Im folgenden Jahre, 1534, commandirt Khair-ed-din eine Flotte von 80 Galeren und 20 Transportschiffen, mit 800 Janitscharen und 8000 Soldaten besetzt. Am 1. August 1534 läuft er mit seinem ganzen Geschwader in den Kanal von Messina ein, bestreift langsam die italienische Küste, verheißet Stiglio und St. Lucite in Calabrien, verbrennt Catrato, ruiniert Sperlonca und Fondi und verbreitet Angst und Schrecken bis

nach Rom.ierzehn Tage darauf hat die Flotte des türkischen Admirals ihre Anker bei Soleta ausgeworfen; am 22. desselben Monats hält Khair-ed-din, von 5000 Türken und einer großen Anzahl Janitscharen begleitet, seinen Einzug in Tunis und wird zum Gouverneur der Stadt ausgerufen. Die Chronik behandelt sehr umständlich den Zug Kaisers Karl V. gegen Tunis 1535, und der arabishe Geschichtschreiber liefert darüber Details, welche man vergebens bei gleichzeitigen und spätern Historikern sucht. Das Resultat dieser berühmten Expedition war höchst unbedeutend. Die angebliche Wichtigkeit, welche man ihr während des 16. Jahrhunderts beilegte, rührte einzig und allein von den übertriebenen Gerüchten her, welche damals im Umlaufe waren. Die officiellen Geschichtschreiber und Hofsichter mischten sich darein, schon aus dem Grunde, weil der Kaiser in eigner Person den Zug anführte. Daher stammen ohne Zweifel die pomphaften Beschreibungen und hyperbolischen Erzählungen, deren vollen Unwerth die Zeit noch nicht hinlänglich gewürdigt hat. Rom gab das Signal zu öffentlichen Dankgebeten und Volksfesten, welche an allen Orten Nachahmung fanden; und die Kirche hatte darin ganz Recht, denn es scheint gewiß, daß, wenn Khair-ed-din sich noch zwei Tage gehalten hätte, es um die ganze Expeditionsarmee geschehen war. Die Herausgeber haben in ihren Anmerkungen einen Brief des Grafen v. Anguillara, welcher die Kirchenmacht bei der Expedition befehligte, abgedruckt; in diesem Schreiben, welches in einer Sammlung von Manuscripten auf der königlichen Bibliothek versteckt war, heißt es unter Anderm:

Mit einem Worte, die Belagerung von Tunis ist eine große That, von geringer Bedeutung, da sich die Einwohner geflüchtet und alle ihre Kostbarkeiten mitgenommen oder vergraben hatten. Man hat bloß einige Frauen gefangen, aber sehr wenig Männer, wider Wunsch und Hoffnung Jedermanns. Se. Maj. haben sich einer großen Gefahr ausgesetzt, indem Sie mit dem Heere nach Tunis marschirten; denn wenn Barbarossa noch zwei oder drei Tage länger geblieben wäre, selbst ohne sich zu wehren, so würde die Armee ganz sicher durch Wassermangel aufgerieben und leicht in Stücke gehauen worden sein.

Dieses Urtheil eines Mannes, der bei der Expedition eine bedeutende Rolle spielte, ist ganz unverdächtig und äußerst merkwürdig. Unsere Chronik beweist es übrigens vollkommen, denn sie erzählt uns, daß, während man sich in allen christlichen Ländern über den günstigen Erfolg der Einnahme von Tunis freute und auf der Insel Majorca sogar den Tod Barbarossa's feierte, dieser kühne Corsar mit einem neuen Geschwader das Mittelmeer durchkreuzte und sich mit Zinsen für den Verlust rächte, welchen er bei Tunis erlitten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über den öffentlichen literarischen Zustand Kurlands.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Mehr als die Hindernisse aber, welche sich aus dem gegenseitigen Drange zu vieler Sprachen bei geringer Volksmenge einem öffentlichen literarischen Leben in Kurland entgegenstellen, hemmen dieses unstreitig noch theils die Lücken in gesellschaft-

lichen Elementen, theils die scharfen Contraste, in denen sich hier die davon vordringenden einander gegenüberstehen. Adel, sogenannte Literaten, Handwerker und Bauern sind die vier Ader, in denen das Lebensblut circulirt, die aber weit davon entfernt sind, nur eine und eine gemeinsame Pulsation zu haben, von denen jede einzelne vielmehr gleichsam zu einem besondern Herzen zusammengeschrunzt ist. Woher dieser widernatürliche Zustand kommt, läßt sich hier wie anderswo ebenso leicht begreifen, wie es überflüssig ist, davon zu reden; genug, er ist ein Factum, welches dem Einheimischen sich zwar weniger grell darstellt, von dem neutral und aufmerksam beobachtenden Fremden aber sehr bald mit Bedauern erkannt wird. Um nicht ungerecht zu sein, darf man freilich nicht übersehen, daß er in Verhältnissen wurzelt, die eben die Individualität der hiesigen Lebensform begründen und deshalb ihm einen Schein von Nothwendigkeit ertheilen, welche zu vermindern jedenfalls der Gesellschaft überlassen bleiben muß. Wir halten uns aber nur an das Vorhandene, und da ist es unzugbar, daß der genannte Umstand hier auf die Möglichkeit geistiger Erscheinungen einen großen, hemmenden Einfluß ausübt, indem was namentlich von der Literatenclasse ausgeht, von der des Adels ignoriert wird, und von dieser wiederum es als charakteristisch scheidet angenommen zu werden, daß öffentliche literarische Thätigkeit nur im Nothfall erlaubt, sonst aber ihrem Lebensprincipie zuwider sei. Aus diesem Grunde allein läßt es sich schon erklären, wie es möglich ist, daß trotz der vielfachen Geistesbildung der Einzelnen dennoch ein gemeinsamer Kanal derselben sich immer nur versuchsweise hat bilden wollen, und daß namentlich jede Art einer öffentlichen, literarischen Unternehmung ebenso bald ihr Ende gefunden hat, wie notwendig wiederum der schriftstellerische Muth des Einzelnen dabei leicht schon im Keime erstickt wird. Wäre dies nicht der Fall, so würde man von der Existenz des hiesigen, einer literarischen Association und Theilnahme bedürftigen Publicums keineswegs auf das Nichtvorhandensein einer solchen einen Schluß machen dürfen, während dagegen nun allerdings das letztere, welches sich zu der gesammten Bevölkerung vielleicht wie 8:1000 verhält, sich aus erwähneter Ursache gar zu sehr gestützt hat.

Doch lassen wir diese, immer vielleicht noch zu allgemeinen Angaben, und erinnern uns, an welche Gegenstände man, wenn es sich um literarische Öffentlichkeit handelt, zunächst denkt, so wird allerdings besonders der Schulen und Erziehungsanstalten, öffentlichen Sammlungen, wissenschaftlicher Vereine und der Journalistik Erwähnung geschehen müssen; doch können sich diese Notizen nur noch mit den beiden letzten Gegenständen befassen, indem namentlich über den erstern auch nur einigermaßen genügend zu referiren, für dieses Mal schon zu weit führen würde.

Von eigentlichen Zeitschriften erscheinen gegenwärtig in Kurland zwei, wenn man es so nennen will, politische Blätter: eins in der Seestadt Libau, unter dem Titel: „Libausches Wochenblatt“, und das andere in der Hauptstadt des Landes, Mitau, unter dem Titel: „Mitauische Zeitung“. Das erstere wird wöchentlich einmal ausgegeben, ist einen halben Bogen stark und enthält außer den Mittheilungen ausländischer Ereignisse noch Angaben verschiedener Art, über Handel, einheimische Tagesbegebenheiten u. dgl. über die Theilnahme an demselben ist uns nichts Gewisses bekannt, doch wird die Zahl seiner Leser schwerlich 200 übersteigen. Die „Mitauische Zeitung“, welche schon seit 1767 besteht, damals von J. G. Hamann eine Zeit lang redigirt wurde und im Laufe der Zeit mehrmals einen großartigeren Charakter anzunehmen suchte, wie namentlich 1811, wo sie sich „Allgemeine deutsche Zeitung für Rußland“ nannte, ist gegenwärtig wieder in die engen Grenzen eines Stadtblattes zurückgetreten und erscheint wöchentlich zweimal, drei halbe Bogen stark, nebst einer einmaligen Beilage, welche für Anzeigen vermittelst Inhalts bestimmt ist. Dieses Blatt liefert jedenfalls mit einen augenscheinlichen Beleg, wie gering die Theilnahme für einheimische Institute der Art

im Lande ist, indem, wenn auch alle Postämter zugerechnet werden, der Absatz nicht volle 200 beträgt. Ein drittes Blatt ist die lettische Zeitung, unter dem Titel: „Latwiesche Amuse“, welche seit 1821 besteht und zweien Lettern Freunden, dem leider früh verstorbenen, gelehrten Prediger A. F. Raston und dem schon genannten Peters-Strassenhagen, ihr Dasein verdankt. Sie erscheint wöchentlich in einem halben Quartbogen und enthält, ohne sich um politische Dinge zu bekümmern, besonders für den Landmann lehrreiche und nützliche Mittheilungen, in einem Anhange auch noch gerichtliche und Privatbekanntmachungen. Obgleich es aber für die Gemeinderichte sogar Befehl ist, diese Zeitung zu halten, so ist denselben doch auch sie nicht im Stande, mehr als 300 Abnehmer aufzuweisen, was im Vergleich zu einer Zahl von 200,000 lettischen Bauern auffallend wenig ist.

Diese drei Blätter sind die einzigen, welche als Kinder des Landes und zwar, wie man gesehen hat, ziemlich verwaist dastehen, und die ihr Brot meistens von fremdem Tische essen. Schon lange hat man es daher gewünscht, wie es nicht blos ein Bedürfnis der Gesellschaft, sondern selbst auch wenigstens eine relative Noth der Provinz sein müßte, wenn eine Verbindung von Literatenfreunden zusammenträte und dem Lande eine mehr das Vaterländische einschließende und somit Unterhaltung wie Belehrung gewährende Lecture darbieten wollte. Eine Verbindung der Art kam denn auch wirklich schon 1805 zu Stande, wo die „Wöchentlichen Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lecture in Rußland“, seit 1808 unter dem veränderten Titel: „Neue wöchentliche Unterhaltungen, größtentheils über Gegenstände der Literatur und Kunst“, erschienen, und zwar unter der Redaction eines ebenso umsichtigen wie für alles Vaterländische höchst begeisterten und noch anderweitig sehr verdienstvollen Mannes, des Staatsraths J. F. v. Rede. Die „Unterhaltungen“ fanden auch an verschiedenen Orten Rußlands Beifall, und da mehrere entweder schon damals oder doch nachher berühmte Männer, wie Buhle, Pfaff, Schölzer, Strube, Storch und Andere, die sich zu der Zeit im Lande aufhielten, schätzenswerthe Beiträge lieferten, so war von dieser Seite allerdings ein anhaltender Fortgang zu erwarten. Allein, wie schon oben gesagt, im Publicum lagen damals vielleicht noch weniger als jetzt die Bedingungen, unter denen allein sich ein Institut der Art erhalten kann, und schon nach vier Jahren, 1809, mußte das genannte Blatt zu erscheinen aufhören; es hatte in seiner Blüthezeit doch nur die Zahl von 150 Abonnenten erreicht. Dasselbe Schicksal erfuhr 1811 die „Kutnia“, oder die deutsche Monatschrift in Rußland, welche als Fortsetzung einer früher in Petersburg erschienenen Zeitschrift unter der Redaction von G. W. Albers in Verbindung mit F. G. Schröder seit 1807 in Mitau erschienen war und sich über Gegenstände der Geschichte, Philosophie, Statistik und der Unterhaltung vertheilte. Nun blieb ein Zwischenraum von 18 Jahren, bis nämlich 1829 ein neuer Versuch ähnlicher Art gemacht wurde, und zwar in der „Quatember“, einer Zeitschrift für naturwissenschaftliche, geschichtliche, philologische, literarische und gemischte Gegenstände, herausgegeben von Dr. G. G. v. Trautvetter, gegenwärtig Professor am Gymnasium zu Mitau. Auch dieses Mal traten wieder geist- und kenntnißreiche Männer an die Spitze, selbst die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, von der nachher die Rede sein wird, verstand sich zur Mitwirkung, und das Publicum sollte keineswegs durch ein Zwiesält überhäuft werden, indem man das Blatt vierteljährlich in Heften von etwa sechs Bogen in Octav erscheinen ließ und obenein jedenfalls unter aufopfernden Bedingungen, indem der Preis nur zu 1 Thaler 8 Groschen für den Jahrgang angesetzt war; doch schon 1830 hatte der Herausgeber Ursache, sich in der Hoffnung, „man werde ein Unternehmen gewiß begünstigen, das die literarische Ausbildung und Ehre der Ostprovinz wenigstens zum aufrichtigen Zwecke habe“, und das, wie wir hinzusetzen, diesen Zweck in der That ehrenvoll erfüllte, sich getäuscht zu sehen, denn im genannten Jahre hatte auch die

„Quartier“ ihren ihren sonntäglichen Genuß auf immer vollendet. Beide genannte Zeitschriften wurden Deutschland und jedem andern Lande zur Gabe gerichtet und sich vielleicht selbst unter Risico haben erhalten können; hier fanden ihnen alle die Schwierigkeiten, mit denen ein solches Blatt von Seiten anderer im Auslande immer zu kämpfen hat, nicht entgegen, auch die verwandten Nachbarprovinzen waren ihm zugänglich, und dennoch mußte beide Male der geöffnete Kurs, nur weil nicht voraus geschöpft wurde, in kurzer Zeit wieder versiegen. In diesem Augenblicke erhält Rußland die Befriedigung seiner Bedürfnisse der Art einestheils durch mehr in Rußland erscheinende Blätter und andererseits durch die deutschen Journale und Zeitschriften, von denen hier in der That eine große Menge zu finden ist und manche sich eines größern Beifalls erfreuen, als ihnen in ihrer Heimat gegeben wird.

Was wissenschaftlichen Fortschritt ist oben schon die russische Gesellschaft für Literatur und Kunst, die ihren Sitz in Moskau hat, beiläufig erwähnt; sie ist bis jetzt die einzige der Art, die hier im Lande existirt, während jedoch in diesem Augenblicke eine Anzahl Personen damit umgeht, noch einen andern Verein, nämlich für wissenschaftlichen Verkehr zu bilden, der wahrscheinlich auch bald ins Leben treten wird. Die genannte Gesellschaft datirt sich aus dem Jahre 1816, wo ihre Statuten, die von den meistens noch jetzt lebenden Männern — H. v. Offenbergh, U. v. Schlippenbach, ein russischer Dichter, Graf Plater-Silberg, Alexander v. Rodem, Fr. v. Wettberg, J. F. Rodde, G. Fiskerjak, gegenwärtig russischer Gubernator, und K. B. Kautz, Verfasser der „Geschichte Rußlands unter den Czaren“, als den Stiftern der Gesellschaft — entworfen waren, die allerhöchste Befätigung erhielten. Als Zweck der Gesellschaft wurde angesetzt, zunächst einen Verbindungspunkt für diejenigen zu bilden, die sich mit dem Fortschreiten der Literatur und Kunst in Kenntniß erhalten und selbst dafür wirken wollen, ferner den Inländern die Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur zu erleichtern und umgekehrt dem Ausländer die russische Literatur zugänglich zu machen, und endlich nützliche Entdeckungen und Entdeckungen ins praktische Leben einzuführen. Zweckweise werden die Redaktionen unserer Leser im Stande sein, den Grad, wie weit die genannten Zwecke sich im Laufe der Zeit realisiert haben, namentlich in Betreff ihrer Beziehung aufs Ausland, selbst zu beurtheilen; jedenfalls wird der Eingeweihte, wenn er die Urkunden der Gesellschaft und die erste Lebenszeit der letzteren durchläuft und damit ihren gegenwärtigen Zustand in Vergleich stellt, von dem Gefühle ergriffen, wie wenn damals am literarischen Horizonte Rußlands eine schöne Morgenröthe erschienen sei, der jedoch später unglücklicherweise die Sonne nicht nachfolgte. Die Gesellschaft veröffentlichte 1819 zum ersten Male einen Theil ihrer Arbeiten in einem Quartbande von einigen fünfzig Bogen, mit Karten und Lithographien, welchem sie alsdann 1822 einen zweiten nachfolgen ließ; seitdem aber, also in einer Zeit von 15 Jahren, hat sie nichts mehr dem Drucke übergeben, sondern begnügt sich, in bloß heimatlichem Verkehr ihre Thätigkeit möglich zu entfalten. Daß diese ursprüngliche, selbst martirte Seite ihres Zwecks, nämlich grade durch Verbreitung theils eigener, theils anderer Arbeiten durch den Druck auf die Bildung des Landes einzuwirken, völlig verworfen zu sein scheint, hat insofern keineswegs seinen Grund im Mangel an passendem Stoffe, sondern wahrscheinlich wol in der außerordentlichen Rücksichtslosigkeit, wozu hier eine solche Sache begünstigt wird, indem, Beispiels halber, jeder der beiden bisherigen Bände der Gesellschaft nicht weniger als über 800 Thaler zu stehen gekommen ist. An ordentlichen Mitgliedern zählte die Gesellschaft beim Schluß des letztverflossenen Jahres 97 einheimische und 12 auswärtige, außerdem 33 Ehrenmitglieder und 25 Correspondenten; sie ist ohne Präsidenten, hat aber, und zwar in dem schon genannten Hrn. Gubernator v. Rodde, einen beständigen Secretair, und versammelt sich regelmäßig jeden Monat einmal. Außerdem

hält sie den Juni eine Monatsversammlung, die für Besprechungsangelegenheiten und Wahlen bestimmt ist, sowie im December eine öffentliche Sitzung, in welcher Vorträge von allgemeinem Interesse gehalten werden. 83.

Notiz.

Der Senat in Washington.

Mrs. Martineau wohnte häufig den Sitzungen des Senats bei, und sie sagt: „Der amerikanische Senat ist eine sehr imposante Versammlung. Ich glaubte, als ich das erste Mal dort erschien, niemals eine schönere Sammlung von Köpfen gesehen zu haben, als die 46 vor mir. Zuerst zog Calhoun's Gesicht meine Aufmerksamkeit auf sich: das glänzende Auge, die ebene Stirn mit einer Masse harter dunkeln Haars darüber, die finstern Brauen, der unbewegliche Mund — es ist einer der merkwürdigsten Köpfe in der Union. Neben ihm saß sein College Van Buren in auffallendem Contraste, ein häßlicher Mann mit einem runden, rothen, gutmüthigen Gesichte und großen blauen Augen. Neben ihnen saß Oberst Benton, ein zeitweiliger Volksmann, der hauptsächlich durch seinen blauen Bauch merkwürdig wird. Er saß aufgeschwollen zwischen seinem Haufen von Papieren und Büchern und sah aus wie ein Mensch, den die Natur zu einem gutmüthigen Barbier oder Wirth bestimmt, dem aber das Schicksal genöthigt hat, ein heroischer Senator zu werden. Gegenüber bemerkte ich den transcedenten Webster mit seiner viereckigen Stirne und seinen Ohrläppchen, und hinter ihm Clay mit dem Gesichte und der Figur eines Pächters, aber auch mit einer Ähnlichkeit von einem Geistlichen, weil er das Haar von den Schläfen gerade nach hinten gekämmt trägt. . . Einige stammten von holländischen Landbauern, einige von französischen Ingenieuren, einige von schottischen Puritanern, von irischen Hauptlingen u., und sie waren hierher aus Gerichtshöfen, von Zuckerfeldern, aus Kaufmannsläden, Bergwerken, Wäldern und Prairien zusammengekommen. Jedem war der Stempel der Originalität aufgeprägt und stiftete hohe und unwillkürliche Achtung ein. Ich habe nirgend eine Gesellschaft gesehen, die auf die Einbildung einen halb so imposanten Eindruck gemacht hätte als diese kräftigen, originellen, an Geist und Körper gesunden Männer, die hier den Willen des Volkes vollziehen sollten.“ 98.

Literarische Anzeige.

Sieben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Stizzen

aus dem

Mittagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

8. Th. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verfasserin der „Töchter des Präsidenten“ hat sich in Schweden einem ausgezeichneten Namen erworben und ihre Erzählungen verdienen der deutschen Leserschaft bekannt zu werden.

Leipzig, im Juni 1859.

F. A. Brockhaus.

Fondation de la régence d'Alger, histoire des Barberousse. Chronique arabe du 16ième siècle, publié sur un manuscrit de la bibliothèque royale, par Ms. Sander Rang et Ferdinand Denis. Zwei Bände.

(Bechluss aus Nr. 177.)

Die arabische Chronik endet mit dem Berichte über den unglücklichen Zug Karl V. nach Algier 1541. Die Herausgeber haben eine weitläufige Anmerkung über diese Expedition beigelegt und die vollständigste Darstellung dieser Begebenheit geliefert. Die zahlreich vorhandenen Materialien sind mit einem seltenen kritischen Scharfblick gesichtet; außerdem haben sie über die, häufig von einem natürlichen Nationalstolz dictirten Berichte der spanischen Geschichtschreiber eine Art Controle ausgeübt, indem sie ein noch ungedrucktes arabisches Manuscript auf der königlichen Bibliothek, „Mehmet“ betitelt, consultirten. Die ungemein seltene Geschichtserzählung des Nicolas de Villegagnon, welcher während seiner Krankheit in Rom die algierische Expedition beschrieben, stand den Herausgebern ebenfalls zu Gebote. Es hat uns daher nicht gewundert, eine Menge interessanter Details zu erfahren, welche für uns ganz den Reiz der Neuheit hatten. Daß Karl V. bei der Belagerung von Algier große persönliche Tapferkeit bewies und große Gefahr lief, das Leben einzubüßen, indem er sich mehr als einmal dem feindlichen Kugelnregen aussetzte, ist bekannt; weniger bekannt ist wol, daß der Kaiser wider den Willen seiner Feldherren sich für den Rückzug entschied und dadurch die Trümmer seiner 516 Segel starken Flotte und seiner Armee rettete. Am fünften Tage nach der Landung (am 27. Oct. 1541, einem Donnerstage) waren die Truppen demoralisirt; ein wüthender Sturm hatte die Transportschiffe zerschmettert; das Belagerungsgeschütz und die Lebensmittel fehlten; die Barken, worauf man beides eingeschifft hatte, waren von den Wellen verschlungen worden. Karl V. ließ indeß den Muth nicht sinken und bewährte sich in diesem entscheidenden Augenblicke, wo vor allen Dingen ein großer Entschluß gefaßt werden mußte, als ein großer Herrscher. Man sah ihn aus seinem Zelte hervortreten, worin er lange allein verweilt hatte, und auf seinen Generalsstab zuschreiten, indem er laut erklärte, es sei seine Absicht, daß man das Lager augenblicklich aufhebe und den Rück-

zug beginne. „Übermenschlichen Kräften“, fügte er hinzu, „kann man nichts entgegensetzen als die Ausdauer des Muthes.“ Indem er darauf an mehreren spanischen Edel-leuten vorüberkam, welche eine düstere Gesichtsweise beobachteten und nicht so gut als er ihre Gefühle zu verbergen wußten, sprach er nichts weiter als die Worte: „Fiat voluntas tua!“ eine in seiner Resignation energische Ausrufung, welche wir bei keinem der neuern Biographen Karl V. gefunden haben. Auf dem Rückzuge theilte Karl V. alle Beschwerden des gemeinen Soldaten; Pferdefleisch war die einzige Nahrung; der Kaiser mit seinem Gefolge bestieg erst den Bord der Galee, nachdem alle Truppen eingeschifft waren.

Der Vertheidiger Algiers gegen die Armeen Karl V. war bekanntlich der Canuch Hassan Aga, welchen Rhair-ed-din bei seiner Abreise nach Konstantinopel zurückgelassen hatte. Der Eleg über die Ungläubigen verschaffte ihm den Titel Pascha. „Seit jener glorreichen Begebenheit“, schließt die arabische Chronik, „genießt Algier, wie eine junge Braut, welche mit Wohlgefallen ihren Schmutz und ihre Schönheit betrachtet, eines ungetrübten Glücks unter der weisen und wohlthätigen Regierung Hassan Agas, welche ihm Ruhe und Reichthum verschafft.“ Ungefähr dasselbe Lob ertheilt dem Hassan Aga der alte castilische Mönch Haedo, welcher seine Chronik zu Anfang des 17. Jahrhunderts abfaßte: „Viele Leute, welche Hassan persönlich gekannt haben, versichern, daß seither kein König von Algier gerechter und gerader gewesen.“ — ein um so bemerkenswertheres und glaubwürdigeres Lob, weil es aus einem spanischen Munde kommt.

Wer der Verf. der Chronik ist und welche sociale Stellung der Biograph Arondj's und Rhair-ed-din's eingenommen, kann leider nicht ausgemittelt werden. So viel jedoch ist sicher, daß die Chronik mit den darin erzählten wichtigen Ereignissen gleichzeitig ist; der Autor gibt das Datum seines Buchs auf eine approximative Weise, indem er von Remla Hassan, dem Sohne Rhair-ed-din's, wie von einer lebenden Person spricht. Der Übersetzer der Chronik ist Venture de Paradis, jener bewanderte Orientalist, welchen Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten als Dolmetscher gebrauchte. Die Herausgeber ließen es sich bloß angelegen sein, einige Incorrectheiten des Styls zu verbessern und die vorhandenen Noten zu ord-

nen. Was den wahren Charakter der orientalischen Chronik und ihre Möglichkeit in historischer Beziehung anlangt, so läßt sich nicht verheimlichen, daß der arabische Schriftsteller sich bei jeder Gelegenheit zum Lobredner seines Helden aufwirft. Schon der Titel der Chronik: „Die frommen Großthaten Kroudi's und Khair-ed-din's, Stifter des Ddgaac“) Algier“, ist ein Beweis der Schmeichelei. Aber ein solcher Fehler hängt mit dem Jahrhundert, worin der Verf. lebte, zusammen, und die christlichen Schriftsteller derselben Periode sind keineswegs davon frei. Ubrigens muß man auch den Nationalgeist billigerweise in Anschlag bringen. Ganz charakteristisch bei ihm ist die naive und oft belebte Darstellungsweise der Begebenheiten und die große Sorgfalt, womit er sich über die verschiedenen politischen Bewegungen seines Landes verbreitet. Es ist keine Frage, der kritische Scharfblick mangelt ihm wie den meisten orientalischen Schriftstellern; aber er enthält vortrefflich einige seither unbekannte Umstände, und sonderbar genug finden seine oft bizarren Erzählungen und die dem Anscheine nach unglaublichen, unerklärlichen Facta fast immer ihre Bestätigung in einigen historischen Details christlicher Autoren, welche um dieselbe Zeit geschrieben haben. Die arabische Chronik zeigt namentlich die innere Geschichte der Regenschaft Algiers in einem neuen Lichte und gibt meistens neue Aufschlüsse über die Reihe jener Kriege unter den Landesbewohnern, welche die spanischen Geschichtschreiber fast immer verschweigen. Die Herausgeber haben die politische und militärische Lage Algiers im 16. Jahrhundert durch zahlreiche Anmerkungen vervollständigt und die dunkeln Stellen der Chronik aus gleichzeitigen Quellen erläutert.

Merkwürdig ist der salbungreiche Ton, welcher durch die ganze Chronik durchgeht; der Verf. rechnet es seinen Helden zum Hauptverdienste an, daß sie in wichtigen Fällen stets die Dolmetscher des Gesetzes befragen und für den Gehm streiten. Der spanische Gouverneur bot dem Khair-ed-din eines Tages 240,000 Dukaten Lösegeld für Gefangene von bedeutendem Range; der Corsar nahm das Anerbieten an, allein die Männer des Gesetzes machten ihm so dringende Vorstellungen, daß er die Summe verweigerte und die Gefangenen hingerichten ließ.

Welches Lob verdient nicht Khair-ed-din — sagt die Chronik bei dieser Gelegenheit —, daß er so beträchtliche Summen verschmäht und großmüthig zum Opfer gebracht hat, indem er den Spruch der Dolmetscher des Gesetzes achtete. Gott hat ihm ohne Zweifel diese religiöse Unterwerfung vergolten; denn bei ihm bleibt kein gutes Werk unbelohnt.

Dieser Predigerton kehrt fast auf jeder Seite wieder. Khair-ed-din hielt sich stets die Priester zu guten Freunden.

Ein unparteilicher Blick in das innere Getriebe des algerischen Staats unter Khair-ed-din lehrt, daß er in vielfacher Hinsicht nichts als eine Copie jener christlichen

*) Ddgaac bedeutet wörtlich: Herd, den Ort, wo man den Kessel aufhängen kann, welcher bekanntlich das Wahrzeichen der Sanitscharen war und die Privilegien dieser berühmten Miliz vorstellte.

Colonie war, welche der Johanniterorden auf Rhodus gegründet, wo einer der beiden Brüder Barbarossa lange als Gefangener gelebt hatte. Algier war wie Rhodus eine Militärrepublik. In beiden Staaten war das Oberhaupt wählbar und hing von einer höhern Macht ab, unter deren Schutz sich das Land gestellt hatte; in der Wirklichkeit aber war das Staatsoberhaupt in einer fast absoluten Unabhängigkeit, welche die Politik nicht allein autorisirte, sondern die weite Entfernung auch noch begünstigte. Der Großmeister von Rhodus beugte sich zwar vor einer Bulle des Papstes, aber er wilsfahrte nur insofern dem Willen Sr. Heiligkeit, als es sich mit den Interessen und Statuten des Ordens vertrug. Auf dieselbe Weise hatte der Bruder Kroudi's das Ddgaac Algier unter die Oberhoheit des Großherrn gestellt; er empfing ehrerbietig die Firmans der hohen Pforte; aber von ihrer Dnmacht versichert, ließ er nur dem Anscheine nach ihren Vorstellungen geneigtes Gehör, in der Wirklichkeit kümmerte er sich nicht darum. In Algier wie auf Rhodus wurden die Kriege im Namen der Religion betrieben und die schändlichsten Grausamkeiten buchstäblich zu ihrer Ehre verübt: hier war es heilige Pflicht, die Anhänger Mohammed's zu vertilgen, weil ihr Cultus ein Kultus des Betrugs ist; dort verließ man die Gnade des Himmels allen Denen, welche die Christen bekämpften, weil ihr Gottesdienst ein Söldendienst ist. Hatte eine gewonnene Schlacht den alten Haß in seinem ganzen Umfange wieder erneuert, waren Tausende von Köpfen abgeschnitten worden, oder hatte man eine ganze Bevölkerung über die Klinge springen lassen, so drängte man sich in die Moscheen und in die gothischen Münster, um Gott für einen solchen Sieg zu danken, und mit demselben Rachegelste flehte man den Himmel an, er möge seinen Schutz in neuen Schlachten verleihen. In Rhodus theilte ein oberster Rath die Regierungsgewalt mit dem Großmeister, welcher darin den Vorsitz führte; dieser Rath bestand aus allen Klostervorgesezten. In Algier gruppirt sich um die Person des Deis eine Versammlung der höchsten Staatsbeamten und berathschlagte unter dem Namen eines Divans die wichtigsten Regierungsfragen in Gegenwart des Deis. In beiden Militärrepubliken entsprachen sich die ersten Stellen mit wenig Unterschied. In Rhodus war der Heeresanführer zugleich Derjenige, welcher die oberste Verwaltung in Händen hatte; in Algier versah der Aga die doppelten Functionen eines Kriegeministers und Generalfeldmarschalls. Dem Obercommandanten entsprach der Casnabj, dem Commandanten des Arsenal der Wll-Hardj, dem Admiral der Amirante de la mar u. s. w. Die Johanniterritter rekrutirten sich aus Leuten von verschiedenen Nationen, welche der Verluft ihres Vermögens, das Erstgeburtsrecht und Handel mit der weltlichen Justiz aus ihrem Vaterlande jagten; Viele gingen auch aus Lust an Abenteuern und in ehegeizigen Plänen zu ihnen. Die Regenschaft Algier bestand aus Renegaten verschiedener Länder oder aus Rekruten, welche sie in den Städten der Levante aushob, indem sie ihre Standarte durch die Straßen trug und

alle Bagabunden, Sträflinge und einige wenige wahre Gläubige in ihren Schuß nahm. Auf beiden Seiten waren es Leute, die nichts Besseres zu thun hatten, als die Wechselfälle eines abenteuerlichen Lebens zu versuchen. Die Regentschaft von Algier und die Großmeister von Rhodus erhielten sich grade durch dieselben Hülfsmittel: Kaperfahrten, Raubgut, Lösegeld und Tribute bildeten die Haupthülfquellen beider Staaten; dazu kamen die Hülfsgelder und Schenkungen, welche die Mächte von gleicher Religion ihnen zufließen ließen, um den Krieg zu führen und den Eifer der Glaubensstreiter zu stählen, oder vielmehr zu versilbern. Tausende von muselmanischen Sklaven benehten mit ihrem Schweiß und Blute die Wälle von Rhodus; eine noch größere Anzahl von Christensklaven arbeitete unter der Last ihrer Ketten an den Hafenbauten und Festungswerken von Algier. Gleich wie zu Rhodus, wo der öffentliche Staatsschatz sich mit jedem Jahre vermehrte, füllte sich die Casna von Algier mit ununterbrochenen Einkünften, und die Johanniter und die Bewohner von Algier wurden nebenbei reiche Leute, wie die Geschichte bezeugt; in Luxus und Ausschweifungen vergaßen sie ihre Religion und ihre Schwüre.

Endlich bemerken wir zum Schluß dieser Parallele, daß die Gründer der Regentschaft, nach dem Beispiele Billaret's und seiner Hospitalbrüder, den Centralpunkt ihrer Macht unmittelbar in die Nachbarschaft der christlichen Nationen und zwar nach einem von der Natur begünstigten Orte verlegten, um den herum alle jene Nationen einen Halbkreis beschreiben. Dort nur von Krieg und Seeräuberlei lebend, wußte diese Colonie auf eine pfiffige Weise ewige Feindschaft mit den Mächten zu haben, deren Schwäche ihr die meiste Beute und die größte Ungestraftheit sicherte. Wenn die Algerer ebenso viel Ausdauer, Muth und Beharrlichkeit an den Tag gelegt haben als die Johanniterritter, so sind sie rückfichtlich der Schlauheit, Politik und Größe nicht hinter ihnen zurückgeblieben; die ganze Geschichte der Regentschaft ist ein offener Beleg dafür. Wenn man endlich den Sturz dieses Barbarenstaates prüft, so findet man darin neue Beziehungen auf den Ruin von Rhodus, welches den Waffen Soliman's erlag; das kommt daher, weil Schmarogermächte, die sich in derselben Lage befinden, zu demselben Zwecke gestiftet sind und sich durch dieselben Zwangsmittel aufrecht erhalten, auch unfehlbar dasselbe Schicksal theilen. Den unwandelbaren Gesetzen des Fortschritts zufolge, mußten sie nothwendig zusammenbrechen, bevor sie in die Reihe der Nationen eintraten.

Die Herausgeber haben der arabischen Chronik einen Anhang aus Sandoval beigelegt, worin wir die letzten Raubzüge und Expeditionen Rhair-ed-din's erfahren. Er starb in einem vorgerückten Alter an der rothen Ruhr, welche ihn lange plagte und am Ende völlig lähmte. Seinem Äußern nach war er roth, proportionirt gewachsen, nur etwas zu wohlbeleibt; seine Augenbrauen waren sehr dick, und er sah am Ende wenig mehr. Er stammelte und sprach viele Sprachen. Er war stolz darauf, das Spanische zu sprechen, und fast alle Leute seines

Dienstes waren Spanier. Er war grausamer als alle übrigen Seeräuber seiner Zeit und filzig über alle Beschreibung. Völlerei war auch noch eine seiner Sünden. Er liebte schöne Weiber, und mehr als einmal finden wir die Geschichte einer schönen Europäerin mit der Rhair-ed-din's verwoben. Es scheint sogar, daß 1534 eine seiner Expedition einzig und allein in der Absicht unternommen wurde, um Italien eine seiner renommiertesten Schönheiten, die Giulia Gonzaga, zu rauben. Hr. v. Hammer erzählt, wie die schöne Schwester der göttlichen Johanna von Aragonien sich im bloßen Hemde auf ein Pferd warf und durch eine schnelle Flucht rettete. Rhair-ed-din discutirte mit Witz, oft mit Malice; seinen Stolz ließ er leicht durchblicken, und er gab wenig auf seine Worte Acht, zumal wenn er abler Laune war. Diese Fehler machte er durch eine studirte Gutmüthigkeit, durch seine Grazie und durch das Glück, welches ihn in allen seinen Unternehmungen begleitete, wieder gut. Im Angriff wie im Kampfe war er zugleich tapfer und vorsichtig; im Kriege zeigte er sich umsichtig. Er war ein tüchtiger, unermüdlicher Arbeiter, und im Unglück vor allen Dingen beharrlich, denn er ließ nie Schwäche noch Furcht durchblicken. Er starb sehr reich in seinem Palaste von Bizpata, den er zu Pera hatte erbauen lassen. 85.

Dr. Leitner,

Naturforscher aus Württemberg.

Es ist wünschenswerth, daß das Andenken dieses trefflichen jungen Naturforschers aus Stuttgart nicht spurlos untergehe. Ich lernte diesen ebenso bescheidenen als unbeachteten jungen Naturforscher im Frühlinge 1835 in Charleston in Südcarolina kennen. Er war, zum Theil mit Unterstützung des württembergischen Vereins für Naturwissenschaften, im Jahre 1832 nach Charleston gekommen und hatte sich auf der dortigen medizinischen Lehranstalt den Doctorgrad erworben. Im Frühlinge 1834 machte er in einem Canoe, von einem Indianer begleitet, eine naturwissenschaftliche Reise durch die salzigen und süßen Gewässer des noch so wenig erforschten Ostflorida, besuchte die Eilande, die Landseen, Bauminseln (hammocks) und überschwemmten Steppen (everglades) jener Gegenden, mit ungläublicher Anstrengung und Aufopferung Pflanzen und andere Naturmerkwürdigkeiten sammelnd. Diese Fahrten gingen vom Vorgebirge Florida bis zu den Schilbdröbeninseln (Tortugas). So fuhr er auch den sich beim Hafen Charlotte ins Meer ergießenden Fluß Synabel hinauf, aus diesem in die überschwemmten Steppen; von dort aus erreichte er endlich, stets parallel der Küste fahrend, wieder beim Vorgebirge Sabie aus diesem Wasserlabyrinth das Meer. Auf den bewachsenen Felsenklippen Floridas (von den Spaniern Cayos, in americanischer Sprachverderberlei Keys genannt) brachte er, die größten Entbehrungen gering achtend, mehrere Monate zu, insbesondere auf Coyottueso oder Key West und auf Indian Key. Nicht allein Pflanzen, sondern auch Vögel, Fische, Muscheln und Schnecken, nebst Korallen, Weichtieren und den Erzeugnissen des Landes, des süßen, des braten und des salzigen Wassers entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, ebenso wenig die rohen, aber harmlosen indischen Bewohner jener Gegenden, von deren Sprache er ein Wörterbuch anfertigte.

Bei einer dieser Fahrten schlug Leitner's Canoe um, er verlor alle seine Sammlungen, seine Lebensmittel und rettete sich auf eine kleine Bauminsel, fiel aber dabei, bereits zu schwach, ganz ans Ufer zu gelangen, rückwärts mit seiner Stirne ins Wasser. Da schoß eine sechs Fuß lange giftige Roccassina

ihm gewonnene Überzeugung auch um so fester gestellt und für ein unbefangeneres Urtheil der Nachwelt werthvoller verbürgt. Unterdessen hatte Graf von Bernstorff, aus dem dänischen Staatsdienst 1818 in den preussischen übergehend, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen und die Leitung der politischen Section bald vorzugsweise an A. überlassen, besonders seitdem mit dem J. 1825 häufige und langwierige Krankheiten die Thätigkeit des Ministers anhaltend lähmten. So befand sich A. schon in der That an der Spitze des wichtigsten Theils dieser Geschäfte, als 1830 die Julirevolution in Frankreich ausbrach, und welcher Ansicht er bei der Beurtheilung dieser wichtigen Begebenheit folgen mußte, war fast in voraus zu bestimmen aus seinem kurz vorher erschienenen letzten größeren Werke: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen“, dessen erster Band (Berlin 1828) Betrachtungen über Geschichte und Politik enthält, denen im zweiten (1831) Abhandlungen über das Verhältniß der Philosophie und Poesie folgten. Seine Ansicht stand in Übereinstimmung mit der Politik seines Monarchen, und der Friede blieb bei dem größten Währungsstoffe demnach den europäischen Staaten erhalten. A. wurde am 16. Mai 1831 zum wirklichen Geheimrath mit dem Prädicat Excellenz und zum selbständigen Chef des Departements für das Fürstenthum Neuchâtel und Valengin erhoben und zehn Wochen später zum Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Im folgenden J. erhielt er am 10. Mai 1832 als Staatsminister die definitive Verwaltung dieses Ministeriums, nur daß Graf Bernstorff noch in den deutschen Bundesangelegenheiten eine Mitwirkung bis an seinen Tod (am 8. März 1835) beibehielt. Die Erhaltung des europäischen Friedens, der innern Ruhe und der Selbstständigkeit in der innern Verwaltung der Staaten blieb unausgesetzt die Haupttrichtung des politischen Strebens dieses edeln Staatsmannes. Dafür arbeitete er auch zuletzt auf der Conferenz zu Wien 1834. Mit dem Bewußtsein, bedeutsam für das Gelingen dieses großen Zweckes beigetragen zu haben, schied A. nach kurzem Krankenlager aus diesem Leben. Sein häusliches Leben blieb auch als Minister einfach; obgleich dreimal verheirathet, hinterließ er keine Kinder; aber seine karg zugemessene Ruhe war dem Familienleben und fern bewährten Freunden stets gemüthlich gewidmet.

Wanderungen eines sächsischen Edelmanns zur Entdeckung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den „Wanderungen eines irischen Edelmanns zur Entdeckung einer Religion von Thomas Moore“. In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben von G. F. H. Rheinwald. Zweiter und dritter Theil. Berlin, Herbig. 1836—37. Gr. 8. Preis für drei Theile 3 Thlr.)

Die vorliegenden beiden Theile beschließen die Beschreibung einer fingirten Reise zur Entdeckung der wahren Religion, und es scheint mit der Beschreibung in ähnlicher Weise ergangen zu sein, wie es hin und wieder mit den Reisen selbst zu geschehen pflegt. Wie bei diesen gar oft die dafür bestimmte Zeit nicht ausreicht, so konnten, scheint es, die Verfasser jener mit begranzen erwählten Raute nicht auskommen, und so haben wir statt zweier Theile, die versprochen waren, drei erhalten. Übrigens sind wir es freilich auch sonst schon gewohnt, bei literarischen Unternehmungen unserer Zeit mehr als wir bitten und versprechen zu erhalten und die Freigebigkeit der Verfasser und Verleger, die weit mehr als sie anfangs versprochen leisteten, anerkennen zu müssen. In dem vorliegenden Falle können wir solcher Erweiterung uns nur freuen, denn hätten die einzelnen Reisepartien noch aphoristischer und kürzer behandelt werden

solten, als es wirklich geschehen ist, so würde die Beschreibung einer bloßen Nomenclatur noch näher gekommen sein, während sie jetzt doch schon mehr die Gestalt eines Repertoriums, ähnlich in seiner Art jenem, das der eine der Beschreiber, so viel wir wissen, herauszugeben noch fortfährt, zu behaupten weiß. Wir müssen unsere Leser mit Wenigem aus dem ersten Theile an fait zu setzen suchen, da wir, freilich nicht ohne unsere Schuld, die wir hiermit unverhohlen bekennen, zwischen der Anzeige jenes und der seiner beiden Nachfolger einen viel zu langen Zeitraum haben verstreichen lassen, als daß wir noch eine frische Erinnerung an die frühern Reiseabenteuer bei unsern Freunden voraussagen dürften. Wol nicht mit Unrecht haben wir bei der Anzeige des ersten Theils das ganze Reiseunternehmen als einen Streifzug gegen den Katholicismus, um den Protestantismus einmal ernstlich gegen die kleinen und großen Placierten, die ihm in der jüngsten Zeit von jenem so vielfältig widerfahren, in Sicherheit zu stellen, aufgefaßt, und wir mögen nach der Durchsicht der beiden vorliegenden Theile Ursache haben, jene Auffassung insofern noch etwas näher zu bestimmen, als wir bemerken, das guerrillirende Streifcorps, das allerdings nur aus einem einzigen Kitter zunächst besteht, der jedoch überall, wohin er kommt, in gleichgesinnten Freunden Unterstützung findet, beabsichtige tirailirend alle dormalen einigermaßen bedeutenden Posten und Positionen des Feindes zu verdrängen und wenigstens zu alarmiren, zugleich aber damit eine allgemeine Recognoscirung zur Ausführung zu bringen, die nebenbei uns den nicht unbedeutlichen Vortheil einer übersichtlichen kirchlichen Statistik der neuesten Gegenwart in ziemlicher Ausdehnung und Vollständigkeit gewährt. Fast möchte man es freilich beklagen, daß der Proteus unserer Zeit in jeder Hinsicht nur allzu rasch und eben deshalb so überraschend wechselt, und man muß es wirklich bedauern, daß eben dadurch das kirchliche Bild, das unser adeliger Wanderer von der Gegenwart mit zurückgebracht hat, in diesem Augenblicke schon nicht mehr in seinem einzelnen Zügen recht passen will, wie denn durch den gewaltigen Blitz und Donnerschlag, am Rhein aus beinahe blauem Himmel herabgefahren, mit einem Male der ganze katholische Horizont eine höchst entscheidende Umwandlung erfahren hat, indem die elektrische Erschütterung besonders nach den Alpen hin und über sie hinüber gar mannichfaltige meteorische Erscheinungen, namentlich höchst groteske Farben und Lichter, noch fortwährend zur Wirklichkeit bringt. Indes könnte leicht auch wieder dieser Umstand unserer Reisebeschreibung sogar ein eigenthümliches Interesse verschaffen, wenn eben, was allerdings der Fall ist, in ihr die Zustände, die unmittelbar der neuesten noch räthig fortwirkenden Katastrophe vorhergegangen sind, treu und wahr gezeichnet werden. Versteht es sich nicht, daß das Verhältniß der Gegenwart gar sehr erleichtert werden muß, wenn man die zunächst vorhergegangenen Zustände, zumal da, wo in ihnen ohne alle Absichtlichkeit und nur in Folge treuer Auffassung von dem Referenten, ihm selbst unbewußt, die Keime des Nachkommenden blozgelegt worden sind, damit in Vergleichung stellen kann?

Im ersten Theile hatte unser fahrender Edelmann Ostreich, Baiern, Baden und die Schweiz besucht und bereits bedeutende Vorschritte gethan, um zum vollen Protestantismus sich durchzuschlagen, obwohl er das ihm aufgedrungene Ordenskleid noch trägt. Am Schlusse jenes Theils war er im Begriff, nach Italien und Rom zu ziehen, um auf dem Wege seiner Reinigung dem stärksten Feuer sich auszusetzen, und mit dem Anfange des zweiten Theils begrüßt uns ein Brief von ihm aus Rom nach beendeter Fastenzeit, dem Auszüge aus seinem Tagebuche über seine italienischen Erfahrungen beigegeben sind. Allerdings stüchzig genug wird uns auf 79 Seiten der Katholicismus der Combardei und Roms und ihm gegenüber die kräftige Regsamkeit des Protestantismus da, wo er irgend im Ultramontanischen hat Wurzel fassen können, dargelegt. Es wird unserm Plänsler leicht, die Angriffe, die auf seine mehr und mehr sich befestigende protestantische Richtung von Seiten einzelner tiefer-

*) Vgl. die Anzeige des ersten Theils in Nr. 300 d. Bl. f. 1836. D. H. e.

lichten Erscheinungen in manchen katholischen Familien der Lombardie sowie des frommen Picten- und Landvolks, das in der heiligen Woche in Rom sich versammelt, gemacht wurden, zurückgeschlagen. Er findet auf der andern Seite im Allgemeinen das kirchliche wie das politische Leben des katholischen Volks theils so völlig auf Null reducirt, daß selbst von der giovine Italia nichts für dasselbe zu fürchten ist, und in Rom dient aller Pomp und alle Herrlichkeit der Kirche in der Fastenzeit, namentlich in der heiligen Woche, nur dazu, seinem protestantischen Idealismus den Sieg über den jenseitigen Realismus zu erleichtern; zugleich aber gewinnt er an den protestantischen Predigern in Mailand und Venedig und vor Allem an dem preussischen Gesandtschaftsprediger und einem confortabeln Engländer P. die kräftigsten Hilfskräfte. Es mußte ihm leicht werden, in dem wiedergefundenen K. jene zahlreichen katholischen Unportbanten, die für ein bequemes äußeres Leben Leib und Seele der Kirche verkaufen, sich für immer unschädlich zu machen, und was er von dem bußthuenden Schleßischen Theiner und über Hermes und seine Schule vernahm, war nicht von der Art, daß es seinen siegreichen Lauf hätte aufhalten können. Daß man in Rom gar wohl mit dem protestantischen Abendmahlsgenuss des Herzogs Karl von Lucca in Dresden bekannt war, blieb ihm nicht verborgen. Seine Rückreise führte ihn zu den Waldensern im lucerner Thale, und sein Zusammentreffen mit dem frieblichen Büllein, wenn auch die mancherlei Spaltungen im Schooße desselben ihn einigermaßen ängstigten, konnte doch im Ganzen nur dazu dienen, seine Sicherheit zu vermehren. Eine kleine Niederlage erlitt unser Streiter auf dem St. Bernhard vom frommen Sinne der Mönche des Hospitiiums, aber die empfangene Wunde heilte bald in der freieren Atmosphäre von Genf und Neuchâtel, wenn auch die Berührung mit dem zweideutigen Frey und ein Besuch der Petersinsel, die noch warm war von dem Besuche der drei besuchten doctores theologiae aus Deutschland, ihm fast eine kleine Erkältung zugezogen hätte. Unangefochten wandert er durch Basel, die Bette daselbst und in Beuggen den wadern Zeller beglückend, Elstal, Bern und erhält an dem letztgenannten Orte einen Brief von seinem todtkranken Oheim, zu dem er sofort durch das Jülicherthal, neuerdings berühmt geworden, und Calburg, wo er noch manchen evangelischen Wurzelfock entdeckt, nach Wien eilt. Er bringt durch die Aussicht auf seinen baldigen Austritt aus der katholischen Kirche dem sterbenden Oheim, der selbst wieder zum Protestantismus sich zurückgewendet hat, den besten Trost, der ihn hinwiederum noch nach seinem Tode durch einen unter seinen Papieren gefundenen Brief der Königin von Polen an ihren Sohn Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, stärkt, und verläßt, mit der Erbschaft des Oheims bereichert, Wien, um über München nach dem Rhein und weiter nach dem Norden von Deutschland zu gehen. Eine katholische Predigt in der Michaeliskirche zu München macht Eindruck, aber die Geschichte des Donaukreuzes verwirft ihn bald genug, und auch die milde Erscheinung des katholischen Christoph Schmid in Augsburg konnte den bereits verfluchten nicht wieder beleben. Im Redarthale bei einem Geistlichen in B. wird über den Vorwurf, daß es der protestantischen Kirche an eckpriesterlichen Männern fehle, verhandelt, unter Hinweisung auf die trefflichen Protestanten Joh. Arndt, Valer. Herberger, J. Bal. André, Spener, Hebingen, Lange, Frank, Bengel, Oberlin u. A. Schwieriger wird ein Schirmzettel in einem Gasthause am Schwarzwalde zwischen einem protestantischen und zwei katholischen Geistlichen über das revolutionnäre Princip im Protestantismus, das erst der Pfarrer E. in R. siegreich entscheidet. Jetzt wird unser Reisender ins Bärntal, bergische unter die mancherlei protestantischen Sekten (Michellianer, Freigier, die echten Pietisten, die Kornthalen u.) geführt und da, wie in Stuttgart und Lichtenstern, wo ein zweiter Zeller eine Gesellschaft protestantischer barmherziger Schwestern beabsichtigt, nur noch mehr in seiner Richtung befestigt, so daß Bonn und Köln mit Hermes' Verdammung keine Nacht über

ihn gewinnen kann und nun das Buppertthal ihn aufnimmt, um wo möglich seine Wiebergeburt zu vollenden.

Hiermit endigt der zweite Theil, und der dritte führt eben vom Buppertthale aus den abgerissenen Faden fort. Wirklich tritt hier gewissermaßen ein protestantisches Rom dem katholischen gegenüber, und natürlich sucht unser Kenner die Herrlichkeit jenes vor diesem sehr entschieden herauszuheben. Interessante Parallelen zwischen beiden rücksichtlich der Seelenpflege, der Mission, der Bibelverbreitung, der Charwoche, der Kirchendisziplin u. s. w. werden gezogen und gelegentlich dem Etilbat ein Todesreich versetzt. Die weitere Reise führt in das Ranskirchische, und nachdem die Seherin in Agnetenberg und das Grab der Fürstin Amalie von Gallizin in Angelmobde begrüßt worden, erscheint in Münster der Weihbischof Droste von Bilschering als Stifter einer Anstalt der barmherzigen Schwestern und neben ihm der originelle, eckfromme Benedictiner Tyrell. Im Bessertthale findet unser wandernder Kämpfer bei einem Verwandten gar kräftige Hilfskräfte, um den begonnenen Streit seiner Entscheidung mehr und mehr entgegenzuführen, und ein vielgereister Doctor weiß theils bei aller Anerkennung, die er dem edeln Erzbischof in Münster widerfahren läßt, viel von dem Bekehrungsseifer der Priester in Ungarn zu erzählen — wobei die bekannte Confession, die angeblich von zwei Protestantinnen bei ihrem Übertritt zum Katholicismus abgelegt worden ist, besprochen wird —, theils Interessantes über Francesco Spiera, Pierpaolo Bergerio und Truber, über den Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Weich — bei welcher Gelegenheit zugleich ein Promemoria der Sachsen an den Kurfürsten nach dem heimlichen Übertritt des Sohns zum Vorschein kommt —, über Stolberg und Rastenberg mitzutheilen. Ja, eben von hieraus sendet der Entschiedene einen umständlichen Absagebrief an die Redemptoristen in Kornenburg, worauf er mit leichtem Herzen über Gießen nach Halle rückt und da einen Brief eines neuwieder Freundes findet, der sehr ausführlich und mit großer Gründlichkeit die Einheit des Protestantismus bei aller Mannichfaltigkeit der einzelnen Richtungen in seinem Schooße nachweist und dadurch dem Empfänger den letzten Zweifel noch beschneidet. In Halle wird unser Wanderer natürlich von Dr. A. vorzüglich in Beschlag genommen und rückt nun noch nach Berlin, wo es ihm begreiflicherweise an härteren Nahrung nicht fehlen kann, wie denn bei dieser Gelegenheit der kräftige Vorhalt Napoleon's an die niederländische Geistlichkeit wieder aufgefressen wird. Die Lutherstadt Bittenberg mußte jedenfalls nun aufgeschwatzt werden, und welcher Ort wäre wol geeigneter gewesen als dieser, den vielfach Umhergeirrten und im Kampfe Bewährten endlich wieder in den Schoos des Lutherthums aufzunehmen? Wirklich erfolgte dies unter Vermittelung des Dr. S. in der Schloßkirche, und allerdings mit einer martirten Confession als der des Freiherrn von Reichlin-Meldeg, worauf die neue Geburtsstadt verlassen, Torgau mit seiner frommen Garaison und Herrnhut besucht und endlich im heimatlichen Dresden zur großen Freude der Mutter, die noch schließlich mit der Mutter des heiligen Augustin's, Monica, die Vergleichung ausstellen muß, eingelassen wird.

Es wird, das sehen unsere Leser aus dieser kurzen Übersicht, sehr viel in diesen beiden Theilen geboten, und sie mögen selbst urtheilen, ob wir so Unrecht haben, wenn wir oben diese ganze Reisebeschreibung eine Art Repertorium über die neueste kirchliche Statistik Deutschlands und Italiens nannten. Zur leichteren der Übersicht ist dem dritten Theile ein ausführliches Inhaltsverzeichnis des ganzen Werks nach seinen 48 Capiteln vorgelegt, das die Stelle eines Registers, das man ausserdem wol vermissen würde, vertritt. Ganzstellen in den vorliegenden beiden Theilen sind ohne Zweifel die Disputation des Pfarrers E. in R. (Th. 2, S. 205—251) und der Brief von Neuwied (Th. 3, S. 126—148) in welchen zwei große Streitfragen der Zeit wirklich ziemlich weit gefördert scheinen.

Theorie des Somnambulismus oder des thierischen Magnetismus. Ein Versuch, die Mysterien des magnetischen Lebens, den Rapport der Somnambulen mit dem Magnetiseur, ihre Fernsichte und Ahnungen, und ihren Verkehr mit der Geisterwelt vom Standpunkte vorurtheilsfreier Kritik aus zu erhellen und zu erklären für Gebildete überhaupt, und für Mediciner und Theologen insbesondere, von J. U. Wirth. Stuttgart, Scheible. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieser Schrift ist, wie verlautet, ein Geistlicher aus dem Württembergischen, weiß sich aber so gut in der ärztlichen Wasse zu bewegen, daß auch ein geübtes Auge wol schwerlich darunter den Mann mit dem schwarzen Rode erkennen dürfte. In der That muß es ihm viele Mühe gekostet haben, sich des behandelten und wahrscheinlichweise von Geist der Erfahrung fremden Stoffes bergeistalt zu bemächtigen, um darüber mit solcher Einsicht, Wissenschaftlichkeit und Gewandtheit schreiben zu können, wie er that. Was wir ihm aber zum besondern Verdienst anrechnen müssen, ist, daß er sich durch diesen Stoff selbst nicht in das Gebiet der Mystik hat verlocken lassen, was leider mit so Vielen geschehen ist, von denen man hätte erwarten sollen, daß sie Stand und Beruf dagegen geschützt hätte. Der Standpunkt des Verf. ist vielmehr der philosophisch-kritische, und die Schrift desselben hat die Tendenz, gleich weit entfernt von oberflächlichem Ableugnen der Thatfachen wie von unbedingtem Glauben an sie, die Erscheinungen aus der innern Natur der menschlichen Seele in ihrem Verhältnisse zum Leibe zu erklären und so die Facta von dem Scheine des Magischen zu entkleiden, ohne sie selbst wegzurationalisiren.

Was den Gang seiner Untersuchung betrifft, so gibt er im ersten Theile der Schrift Grundzüge der Geschichte des Somnambulismus, und zwar handelt er in drei verschiedenen Abschnitten von der Unterordnung des menschlichen Geistes unter die Klasse und dem Übergang zu den geistigen Religionen, von der Erhebung des menschlichen Geistes über die Klasse im Glauben und der bewußten Erhebung der Vernunft über den Somnambulismus (durch die germanische Philosophie). Im zweiten Theile setzt er den Begriff des thierischen Magnetismus im Allgemeinen fest, und zwar betrachtet er im ersten Abschnitte das Verhältniß des Somnambulismus im wachen Leben, im zweiten das Verhältniß desselben zum Schlafe und im dritten den Somnambulismus als geistig-leibliche Krankheit. Der dritte Theil endlich ist der Entwicklung der einzelnen Formen des Somnambulismus gewidmet, namentlich begreift der erste Abschnitt den Rapport zwischen dem Magnetiseur und der Somnambule, der zweite die Aufhebung der Schranken von Raum und Zeit und der dritte das Verhältniß der Somnambulen zum Jenseits.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Verf. die Phänomene des animalischen Magnetismus mit philosophischem Blicke erfaßt, sie in eine gewisse harmonische Verbindung gebracht und Einzelnes der Anschauung näher gestellt hat. Dahin glauben wir besonders seine Darstellung des Rapports und der Einwirkung des Magnetiseurs auf die Somnambule rechnen zu müssen. Man hat allerdings diese Einwirkung bisher zu wenig in Anspruch gebracht und manche sonderbare Vorstellungen und Phantasiegebilde der Somnambulen diesen selbst oder andern Einwirkungen zugeschrieben, während sie doch ihre Geburtsstätte in der Seele des Magnetiseurs hatten. Indessen bei dem Dunkel, das noch auf dem ganzen Gebiete dieses halb auf physischem, halb auf geistigem Boden ruhenden Phänomens liegt, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Manches, was die Sache aufhellen soll, selbst noch dunkel ist und man bei mancher Erklärung wieder nach dem Schlüssel zur Erklärung suchen muß.

Als eigentliches Agens des thierischen Magnetismus läßt der Verf. weder mit Stillsitz den thierischen Ausdünstungsstoff, noch mit Rasse den bloßen Geist gelten, sondern das organisch-psychische Leben des Magnetiseurs, welches sich von ihm auf die

Somnambule überträgt. Dabei sollen die Träger dieses Principes alle jene Stoffe sein, in welchen das individuelle Leben schon sich aufzulösen und den allgemeinen kosmischen Mächten sich zurückzugeben beginnt, der Ausdünstungs- und der Wärmestoff, aber diese nicht als todtte Stoffe gedacht, sondern als Exponenten eines innern Lebensprocesses, welcher sich selbst in jenen ausdrückt und ihnen seinen specifischen Charakter einbrückt. Wir begreifen aber dabei nicht, wie 1) Stoffe, wie der Ausdünstungs- und Wärmestoff, um so mehr, wenn sie bereits als aus dem Organismus ausgeschiedene Stoffe auf ein anderes Individuum übergehen, noch als mit organischem Leben begabt angesehen werden können. Noch weniger aber begreifen wir, wie 2) dergleichen Auswurfstoffe Träger eines geistigen Principes werden, und wie 3) dieses geistige Princip selbst sich noch in seiner Wesenheit erhalten könne, wenn seine materiellen Träger vernichtet sind, wie dieses die von dem Verf. selbst angeführten Versuche darthun, wo ein magnetisiertes Glas seine schlafmachende Kraft weder durch Alkohol, noch durch Ammonium, noch durch rauchende Salpetersäure und concentrirte Schwefelsäure verlor. Ja, sogar ein großer warmener magnetisierter Stöpel wurde so lange in Salzsäure eingetaucht, bis die Säure ungefähr die Hälfte der Masse aufgelöst hatte; dann wurde er herausgenommen, abgewaschen und dem Knaben gereicht, welcher ebenso schnell einschlief wie früher durch Berührung des ganzen Wärmers.

Ebenso unklar ist die Erklärung, welche der Verf. von dem Übergang psychischer Gefühle, Vorstellungen, Gedanken und geistiger Fertigkeiten oder Dispositionen von dem Magnetiseur auf die Somnambulen gibt. „Mit derselben Nothwendigkeit“, heißt es hier, „mit welcher eine bestimmte sinnliche Empfindung im Magnetiseur zur Vorstellung wird, ruft die gleiche Empfindung in den Somnambulen die gleiche Vorstellung hervor; die freien Gebilde der Phantasie des Magnetiseurs dagegen durchlaufen folgenden Proceß: sie sind zunächst reine Thätigkeit des Geistes, werden im Magnetiseur zum realen Bild, das sich sodann in der Nervenaffection ganz adäquat ausdrückt, diese Affection theilt sich der Somnambule mit und in ihr wird diese wieder vergeistigt zur Vorstellung.“ Abgesehen nun davon, daß die Annahme, eine rein geistige Thätigkeit drücke sich als reales Bild in den Nerven ab, eine bloße Hypothese ist, bedarf es erst wieder der Erklärung, wie sich nicht allein die auf diese Weise bewirkte Nervenaffection auf die Somnambule übertrage, sondern in ihr auch grade dieselbe Vorstellung erwecke, wie sie sich im Geiste des Magnetiseurs gebildet hat.

Können wir nun aber auch der Erklärung einer solchen Übertragung nicht unsern Beifall schenken, so sind wir doch um so mehr geneigt, das Factum selbst als wahr anzuerkennen. Ja, der Verf. hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß z. B. die Sonnenkreise und Lebenskreise der Seherin von Prevorst schon in dem Eschenmayer'schen Triplicitäts-Schematismus vorgebildet liegen, so daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn dieser Philosoph den Reflex seiner eignen Gedanken hintennach aus ihnen so leicht wieder zu erklären verstand.

Interessant ist, was der Verf. über die neuesten Geisteserscheinungen in Weinsberg sagt. Wenn er aber annimmt, daß diejenigen Personen, welche die gewöhnliche Umgebung der Seherin bildeben, in ihr magnetisches Phantasieleben hineingezogen worden zu sein scheinen, so kann man dieses wol von diesen Personen zugeben, aber wol schwerlich von andern gelten lassen, die zum ersten Male mit derselben im Gefängnis zusammenkamen, oder sich gar nicht mit ihr in einem und demselben Gefängnis befanden, sie vorher weder gesehen noch gesprochen hatten. Für diese scheint demnach die Vermittelung doch auf eine andere Weise erfolgt sein zu müssen, als sie sich der Verfasser denkt.

Überhaupt scheint uns jede Erklärung dieser sonderbaren Phänomene noch zu früh, bevor nicht unbefangene, mit hinreichenden physikalischen und psychologischen Kenntnissen ausgerüstete Beobachter ihnen schärfer auf den Grund gesehen haben.

Donnerstag,

— Nr. 179. —

28. Juni 1838.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1837.

Dritter und letzter Artikel. *)

22. Die Grafen Dinsky. Tragödie in drei Acten von H. Böhl. Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. 1837. 8. 20 Gr.

Die Fluchtragödien haben zwar in Deutschland ihre Rolle ausgespielt und können kaum mehr selbst auf der Bühne zu einiger Anerkennung gelangen; indeß ist doch nicht zu leugnen, daß die vorliegende durch ihre edle, einfache Haltung, durch eine höchst sorgsame Diction und eine glückliche Lösung der Aufgabe auf eine ausnahmsweise Würdigung Anspruch macht. Die höchst einfache Fabel, ein trefflicher Walladenstoff, ist diese. Die feindlichen Häuser Potolsky und Dinsky stehen im Begriff, ihren alten Haß durch das Band der Liebe zwischen Theoda und Robert für immer zu enden, und so sanft und mild scheint sich der auf ihnen lastende Fluch der Altväter zu lösen, daß der Leser des ersten Actes gar nicht ahnt, woher eine Störung jenes gehofften Glücks kommen könne. Da erscheint ein fähiger Fremdling im Schlosse, und bald erkennen wir in ihm den Bruder Robert's, Hermann, den ersten Geliebten Theoda's; Hermann will fliehen, das Glück seines Bruders nicht zu föhnen, aber die Gewalt des Geschicks führt ihn zurück. Die Liebenden sehen sich, die Brüder kämpfen einen Wettkampf des Edelmuths, Hermann nimmt Gift, aber gebindert, den Becher ganz zu leeren, will das Geschick, daß der armen Theoda, die bei Hermann's Anblick ohnmächtig wurde, davon zur Labung gereicht wird. Beide Opfer fallen, und nun erst ist der Fluch gesühnt, so jedoch, daß der Dichter erkennen läßt: erst der Wahn der Menschen mache den Fluch wirklich tödtlich.

Zeugt schon diese Ansicht für die Kritik des Verf., so gibt er durch die Behandlung des Dramas, in der er der classischen Ruhe nachringt, durch die dichterische, wahrhaft schöne Diction und den reichen, gewandten Vers, nicht minder aber durch eine tüchtige Färbung der Charaktere Zeugniß von seinem Verstande für das Drama. Der Vers, iambisch, mit freien Reimen, ist so leicht, wirkungsvoll und frei als möglich. Unter den Charakteren findet sich eine schöne Gradation von der kindlichen Sorglosigkeit und reizenden Unschuld Kathinka's zu der Schwermuth des alten Potolsky. Durch das ganze Stück vernimmt man gleichsam den schweren, eisernen Schritt des Geschicks, wie es durch nichts gewandelt, weder von Edelmuth noch von Liebe besiegt, dahinschreitet, Glück und Leben im Vorüberstreiten unbestimmt in den Staub tretend. Nichts hält die Stunde auf, nichts wandelt seinen Spruch. Diese Wirkung ist so entschieden vorherrschend in der Tragödie, daß, wäre das Bild etwas ausgeführter, wir sie für diese Gattung von Trauerspielen zu den classischen rechnen müßten. Es ist jedenfalls eine höchst lobwürdige und versprechende Arbeit, die dem Verf. zur Ehre, dem wissenden Leser zur Freude gereicht. Wir werden gewun-

gen, ihm Recht zu geben, wenn er sein Trauerspiel mit dem Gedanken schließt:

Bergeblüth ist des Menschen Streben,
Durch dieses Dunkel bringt kein Licht!
Was die verborgnen Mächte weben,
Er wendet und er faßt es nicht.
Erst wenn sein Auge Sterbend bricht,
Erwacht der Geist zum wahren Leben.

23. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Historisch-dramatische Dichtung in vier Abtheilungen von C. B. Vogt. München, Franz. 1837. 8. 10 Gr.

Auch in diesem Stücke liegt uns eine gelungene und lobwürdige Arbeit vor, der wir aufmunternd gedenken müssen. Sind die Elemente des Dramas auch fast ausschließlich historischen Ursprungs und gehört der Erfindung auch fast nichts an als die erste einleitende Scene — obwohl auch diese den schönen geschichtlichen Zug zur Unterlage hat, daß zwölf münchener Bürger sich verbanden, in der Rüstung dem König Ludwig ganz ähnlich in die Schlacht zu ziehen, um den geliebten Fürsten als seine Doppelgänger zu schützen —, so ist die Behandlung des Historisch-Gegebenen doch brav und fesselnd. Der edle Wettkampf von Treue und Verdienst unter den beiden seltenen Gegnern im Kampf, der am Ende in eine Theilung von Ruhm und Reich ausgeht, führt sein Theil von Nührung und Bewunderung unwillkürlich mit sich und bedarf bloß eines einfachen Vortrags, um in jeder Gestalt, als Chronik oder Gedicht, anzusehen. Der Verf. weiß die Sprache zu handhaben, die den Weg zum Herzen findet, und wenn auch das Ganze wie zu einer Glorie um das Bild eines andern Ludwig eingerichtet wird, so schadet ein solcher Plan doch hier weder dem Geseze des Dramas noch der geschichtlichen Wahrheit. Unstreitig hat der Gesezte auch ein Anrecht auf Ähnlichkeit mit seinem Ahnherrn; den einzigen Zug, den wir diesem Bildniß noch hinzuwünschen möchten, wäre eine gleich unabhängige Ansicht von der päpstlichen Gewalt, wie sie Ludwig der Bayer bekundete.

Das Stück ist ein patriotisches, nichtsdestoweniger aber poetisch genug, um auf und außerhalb der Bühne zu gefallen. Trautmannsdorff und Schweglermann sind gehalten, die überall Glück machen müssen; der Vers jedoch kann keiner strengen Kritik Stand halten.

24. Der Abschied der Hirscher von Mainz. Lustspiel in drei Aufzügen von A. Schumacher. Mannheim, Hoff und Peters. 1837. Gr. 8, 12 Gr.

25. Der Gräff, wie er lebt und lebt. Vierte Auflage. Frankfurt a. M., Köhner. 1837. 8. 6 Gr.

26. Gräff und die Schuljugend im Grünen. Ein Seitenstück zum Gräff, wie er lebt und lebt. Vom Verfasser desselben. Mit einer Abbildung. Frankfurt a. M., Köhner. 1838. 8. 9 Gr.

Eine Pöffe und Schulkenscenen, gleich erbaulich durch Local- wie und possenhafte Verzerrung. Die wiederholten Auflagen

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 56, 58, 114 — 118 d. Bl.

des „Gräff“ bezeugen, daß er für Frankfurt, Goethe's Geburts-
ort, wirklich viel Eackstoff enthalten muß, und daß es eben
nicht schwer ist, eines hohen Senats Hofpoet zu sein.

27. Die Genci. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Percy
Bysshe Shelley. Aus dem Englischen, nebst einer Lebens-
skizze des Dichters von Felix Adalphi. Stuttgart, Ver-
lag der Classiker. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Es gehörte gewiß der ganze Genius eines Shelley dazu,
aus der bekannten, merkwürdigen Criminalgeschichte des Hauses
Genci die Bildung eines Dramas zu unternehmen. Was zu-
vörderst in die Augen fällt, ist, daß wenn der Vatermord mo-
tiviert erscheinen soll, ein solches Gemälde von Verworfenheit
vor uns entfaltet werden muß, daß, jede geringere Dichterkraft
davor zurückbebt. Und Shelley, dieser Geist, dem nichts un-
möglich war, gibt ein solches Bild, dem in der gesamten Li-
teratur nichts ähnlich ist. Wenn wir sagen, daß die maßloseste
Verworfenheit des alten Genci Charakter ist, so sagen wir noch
zu wenig; er ist ein Teufel in menschlicher Gestalt, und auch
dies reicht noch nicht aus, denn er ist ein Teufel, der zu Gott
um Erfüllung seiner Schandthaten betet. Der Verf. sagt uns
zwar in der Einleitung, wie er die Religiosität in Italien an-
sieht, und daß was der Italiener Religion nennt weit entfernt
sei, ein Jügel der Erbschaft zu sein; aber wir haben Mühe,
ihm zu glauben. Wir fragen: was ist sie denn? und finden
die Ideen des Verf. allzu fremd, mit unserm Sein und Wesen
allzu unverträglich, um ihn für einen richtigen Beobachter zu
halten. Gewiss, die Verworfenheit des alten Genci ist so un-
geheuer, daß wir die Kühnheit des Poeten bestaunen können,
der es wagte, uns ein solches unerhörtes Bild vorzuführen, daß
wir jedoch bei allem Staunen an der Möglichkeit dessen, was
wir sehen, zweifeln. Der alte Genci wird ein Greiber, ein
Lynxman gewesen sein; allein der Verf. geht — und er mußte
es, und dies ist der Hauptwurf, der seine Arbeit trifft —
über jedes Maß hinaus und erstreckt das ganz Unmenschliche,
was nicht mehr in das Gebiet der Kunst, also auch nicht der
Tragödie hingehört. Mit einem Worte, er will den Vatermord
rechtlich motivieren und zeigt damit wie durch seine ganze me-
teorologische Dichterlaufbahn, daß er der Poet des Maßlosen
und Unmöglichen ist.

Alle seine Mühe ist jedoch verloren, ja, er verfehlt sein
Ziel nur noch mehr, wenn er seine Heldin, Beatrice, mit dia-
lektischer Kunst ihre Unschuld behaupten läßt. Eine Geschichte
wie diese, schauerlich, entsetzlich, kann einmal in der Welt ge-
schehen; aber sie ist kein Gegenstand der Kunst, und war sie so
geschehen, wie der Dichter sie darstellt, so mußte Beatrice we-
nigstens auf die erste Frage ihre Schuld einräumen, nicht aber
durch Zeugnen sich auf denselben moralischen Standpunkt er-
niebigen, auf dem ihr verworfenes Opfer stand. Der Idee
nach ist diese Tragödie daher unmöglich und belegt nur in ei-
nem glänzenden Beispiel mehr, was wir früher schon von dem
tiefen Standpunkte der englischen Dramaturgie ausgesagt haben.
Bulwer's „Cavalliere“ und Shelley's „Genci“ sind aus zwei
verschiedenen Richtungen her zwei gleich unabwiesbare Proben
von Unfähigkeit und Verwirrung.

Dies schließt jedoch nicht aus, das Einzelne in dieser Ar-
beit sehr gut und poetisch sei, wie dies bei einem so durch und
durch poetischen Gemälde als des unglücklichen, von der engli-
schen Hierarchie bis zum Tode verfolgten Shelley nicht anders
möglich ist. Dieser außerordentliche Genius, tiefer als Byron
und wahrer als Moore, und in der englischen Dichtkunst fast
allein stehend, benahm sich um dieselben moralischen Standpunkte
des Atheismus brachte, den sein Vaterland auf diese
Verhöhnung hin von sich stieß, und der nach langem Zerfal,
trotz seines erblichen Reichthums fast entblößt, endlich in den
Bogen des ligurischen Meeres einen plötzlichen Tod fand, ist
selbst ein höchst tragischer Stoff. Mit starkem Pinsel malt
er daher auch tragische Empfindungen; es fehlt ihm nur die
Erkenntnis der Grenzen des Zulässigen in der Kunst; denn statt
uns zu ergreifen, empört er uns. Ein Beispiel mag genügen.

Do Beatrice nicht kommen will, wie ihr verworfener Vater be-
siehlt, kniet er nieder und betet:

Gott! Erhöre mich!

Wenn diese schöne Masse Fleisch, die du
zu meiner Tochter machtest, dies mein Blut.
Dies Theil von meinem Wesen, oder eher
Dies Gift, diese Krankheit . . . dieser Teufel.
Der mir entsprang wie einem Schilenschlunde.
Zu einem guten Zweck erschaffen wurde . . .
Wenn aufgesaugt vom Thau deiner Liebe,
In ihr Vollkommenheiten blühen, die sie
zum Schmuck dieses Lebens machen sollten:
So bitt' ich dich um meinethalben, wie du
Der große Gott und Vater bist von ihr
Und mir und Allen, lehre' dies Urtheil um!
Du Erb', im Namen Gottes, spreche' sie
Mit Gift, bis sie von dieser Auszagekränze
Umringt ist! Himmels, regne auf ihr Haupt
Die blasphemischen Tropfen des Marenmenthaus.
Bis sie gesteht wie eine Arzte ist!
Versenke diese liebentflammten Lippen,
Verschlinge die schönen Glieder ihr
Zu ekelhafter Lähmung! Erwige Sonne,
Nach du aus Reich ihr Lebensprägnantes Auge
Durch deine Strahlen blind!

Wir fragen Jeden, ob in dieser Rede nicht jedes Wort ein
Widerspruch mit sich selbst, ob hier nicht Alles naturwidrig,
empörend und unzulässig ist? ob, mit einem Worte, nicht
Alles hier von einer gänzlichen Abirrung von dem Ziele des
Schönen, von einem gänzlichen Aufgeben des dramatisch Wahren
zeugt? O England, o Shakespeare! Was ist aus deiner frommen
Kunst, aus deinem Glauben, deiner schönen Natur geworden!

38. Kron' und Kete, von Fr. Willh. Rogge. 1. König
Manfred. Tragödie in fünf Aufzügen. 2. Bianca Baneggi.
Tragödie in fünf Aufzügen. Schwerin, Kitzinger. 1833.
8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Kritik beugt sich huldigend vor einem so poetischen
Geiste, wie er hier hervortritt. „Nil admirari“ ist nicht unser
Spruch; er enthält, mit allem Respekt vor Placius sei es ge-
sagt, eine sehr falsche und sehr verderbliche Lehre, und Goethe
hat das Wesen der Kunst besser begriffen als Poraz, wenn er
lehrt, daß die Liebe und die Bewunderung für sie eben Alles
sei und die Kunst ohne sie nicht vorhanden.

In „Bianca Baneggi“, Trauerspiel in fünf Aufzügen,
scheint uns der Verf. eines der besten Dramen geliefert zu
haben, welche unsere Literatur besitzt, vollendet unter dem Ge-
sichtspunkte der tragischen Grundbedingungen, erhaben in seinen
poetischen Intentionen, glänzend im Schmuck neuer, tiefer, wahr-
er und schöner Gedanken und Bilder, völlig frei in Bezug auf
Charaktere und Erfindung, dabei mit Shakespeare'scher Feiters-
keit und Klarheit aufgefaßt, ja selbst im Humor des großen
Briten nicht unwürdig, reich an tiefer Erkenntnis der menschi-
schen Seele und endlich ein Gemälde der Liebe darstellend,
wie es seit Julia und Gretchen nicht geliefert ist. Wir können
nicht leugnen, daß ein solches Werk uns überrascht hat, da es
einen kaum genannten Namen an der Stirn trägt. Mit glei-
cher Vollendung in Allem, was der Form angehört, wie Rau-
pach's Dramen, verbindet es unendlich viel mehr Poesie, Tiefe
und Begeisterung, und indem wir somit anerkennen, daß der
Verf. besitzt, was Raupach auszeichnet und was ihm abgeht,
weisen wir ihm noch einmal den Rang an, der ihm gebührt.

Die Blut, die Thräne, die Lieblichkeit seiner Bilder, der
vollknaufende Strom poetischer Gedanken in ihm ist in der
That so neu als überraschend. Das Stück ist reich an Bege-
benheit und doch einfach. Zwei Väter verfügen über ihre Kin-
der, diese entbrennen in Liebe füreinander, werden durch falsche
Freunde, falsche Briefe getäuscht, ihre Herzen werden gebrochen,
sie sterben. Dies ist der einfache und doch reiche Inhalt des

Wird, an sich nicht neu und in so weit, als Briefe die Entscheidung geben, durch „Kadale und Liebe“ sogar schon vorgebildet. Aber wie frisch, wie schön ist hier Alles in seiner besondern Auffassung! Zuerst die Liebe der ästern Donna Clara zu Giovanni, wie fein, wie wahr! Dann Giovanni's Kampf gegen den Vater um die Freiheit seiner Wahl. Mag sein, daß dem Dichter in Donna Bianca die ewige Julia, in Giovanni Romeo nahe vorgezeichnet hat, er ist darum nicht minder neu und schöpferisch. J. B.:

Giovanni.

O Sonne, sprich, fühlst du des Herzens Welke?
Sünd' an in deiner Brust die Kerzen alle,
Das Sacrament der Liebe zu begehnen!
Wie auf dem Regenbogen, weltverklärend,
Ein Engel Gottes ruht, die Erde segnend,
So flügel deine Seele jetzt empor
Zur höchsten Höhe, die Liebe noch erstiegen,
Und sprich zu mir, dem Anbacht beugt das Knie:
Sag', liebst du mich? Gib Antwort oder nie!

Bianca.

Die Lieb' ist stumm, sie kennt nicht Wort, nicht Weise,
Durchs Auge nur spricht sie, verständlich, leise.

Giovanni.

Wo's Auge spricht, hat längst das Herz gesprochen,
Und Lieb' durchs Herz zum Auge Bahn geöfnet.

Bianca.

Nun du's gefunden, freu' dich deines Fundes
Und schlummern laß das arme Wort des Mundes.

Giovanni.

Nein, Heil'ge, du in meines Herzens Schrein,
Bei jenen Händen, die das Weltall tragen,
Erschleße deiner Seele Liefen mir.
O, Lieb' aus Lillen und aus Rosenbusch,
Aus Myrtengrün und Morgenroth gewoben,
Ich lege sie in deinen Busen nieder,
Bianca, sprich, fühlst du, was Lieben heißt?

Bianca.

Wie süß klingt so ein Laut, o sprich noch Eins!
Wie ist, als ging ein Engel auf und nieder
Vor meiner Seele mit dem Schöpfungsworte
Der Lieb', ins Dasein rufend eine Welt,
Die, eine Sonne, schließ im Schoos der Nacht,
Und jede Sylbe deines Mundes tönt
Dreifach mein Herz, Echo wieder u. s. w.

Doch wir fühlen, daß solche Auszüge nur Stückwerk sind, und daß der Dichter sich über uns belagern kann, daß wir nicht das Schöne in seinem Werke wiedergeben. Denn die Vorzüge seines Gedichts beschränken sich nicht etwa auf diese bilderreiche und warme Sprache der Liebe; sondern er macht in dramatischer Situation, in der Entwicklung der Charaktere des Reides (Alberti), des Hasses (Bettola), ja, in der Darstellung des Humors durch Giovanni's Diener, Gregorio, dieselben Ansprüche an unsern Beifall. In diesem Humor ist zwar auch Manches nachgebildet; aber der Vorbildner ist kein geringerer als Shakespeare, und Anschauung und Sprache darin ist ebenso frisch und frei aus der Natur entlehnt wie bei jenem ewigen Muster. Der Witz in der Gestalt Gregorio's ist vorzüglich, und Dasselbe läßt sich von Cornelia, der Jose Bianca's, sagen. Es ist unmöglich, hier von allem diesen Proben zu geben, der Leser muß sich darüber auf uns verlassen. Nur der schönen Scene sei hier noch gedacht, wo die Geliebten, nachdem sie auf immer geschieden sind, sich wiedersehen, den Trug, der sie opferte, erkennen und sterben, und endlich des Schlusswortes Bonazzi's, in dem der tiefe Blick des Dichters sich in diesen Worten befänftigend kundgibt:

Es widerholt sich hier das alte Lied,
Ewig gesungen und nie aufgeführt:
Weisheit hinkt langsam hinterm Glücke her,

Doch in des Unglücks herber Schur gewöhnt,
Da sind wir klug und voll heilsamen Rathes.
Wär alles Dieses wieder umgekehrt,
Wir gäben jetzt ihm wol ein besser Ziel;
... Und wär' noch etwas gut zu machen ...
Laß uns an uns der Kinder Lieb' erwidern,
Kommt, Graf, der Tod hat uns gemacht zu Brüdern.

Ein Wort nur noch über das erste Drama: „König Manfred“, Tragödie in fünf Acten. Obgleich auch hier ein höher poetischer Beruf und namentlich für die dramatische Poesie eine wahrhafte Naturanlage unverkennbar ist, so scheint der Verf. doch dem historischen Elemente weniger abzugewinnen als dem rein menschlichen und in fiktiven Zuständen eine größere Freiheit zu bewahren als in gegebenen. Auch „König Manfred“ ist ein Stück voll ursprünglicher Schönheiten; der Scheitelpunkt des Originellen wird jedoch in ihm von dem Rarren Papst Clemens IV. eingenommen, der alle andern Individualitäten neben sich vernichtet. Der Blick und der Witz, womit diese Figur, die wir in schwächern Händen sogleich zu einem widerigen Popanze werden sehen, ausgestattet ist, bekundet den Dichter von Beruf. Als der Papst ihn wegen seines Mißsprechens tadelte, antwortet der Narr singend:

Dem Walfisch schwimmt der Krusch voran,
Ein stätiger Gefell,
Späht für den riesigen Kumpen
Mit seinen Auglein hell.

Gischelle und Sandbänke macht
Der Kleine warnend kund
Und nimmt den Schwertfisch wol in Acht
Auf Fluch' und Meeresgrund.

Dem Walfisch fremd ist das Revier,
Sieht nicht drei Ellen weit;
O, weh dem blinden Passagier,
Verschmäh't er das Geleit!

Welch kräftig, naturwahres, hingeworfenes Bild!

Narr. Kann Euers Heiligkeit mir den Unterschied sagen zwischen Irrung, Irrthum, Verirrung und Irrsal?

Papst. Nein, Junge, darauf verließ' ich mich nicht!

Narr. Das dacht' ich wol, Ihr wär't sonst nicht in allen vieren befangen.

... Drum, wer mit Katzen adern will,
Der spann die Maus voran —
Fein aufgemerkt, in aller Still,
Weg fängt die Kat' die Maus.

Dies Stück enthält überdies Stellen, die wie für das Bedürfnis unserer Tage geschrieben sind. Nur eine derselben zur Probe:

Manfred.

Ich wüßte wirklich nicht ein gutes Wort,
Das Rom der Menschheit überleitet hätte
Zum Segen für die kommenden Geschlechter.
Rom will nur Rebel, Dunkelheit und Nacht,
Es scheut das Licht der Sonne ohne Ros
Und schlägt den Geist in Fesseln und in Banden.
O, — meine Väter hat's verlegt drum,
Daß sie die Wissenschaften förderten
Und ihrer selbst in schönen Stunden pflögten.

Wenn anders was ich bei die Schuld,
Daß Deutschland blutet und Italien, seinen
Wulkanen gleich, in ew'ger Wüthung steht.
Als Rom, dem heuchlerischen, ränkehaft'gen,
Das immerdar der Welt den Felsen predigt
Und doch den Krieg betreibt, überrollt!

Indem wir hiermit von dem Dichter Abschied nehmen, bezeugen wir ihm die Freude, die Überraschung, die er uns bereitet hat. Er wirkte fort auf sich selbst! Wir kennen ihn

nicht; aber Deutschland wird seinen Namen nennen, wenn er nicht müde wird, bis er zur Geltung, d. h. dahin durchgedrungen ist, daß die Verständigen seine Arbeiten mit Liebe lesen.
(Die Fortsetzung folgt.)

Memoirs of Joseph Grimaldi. Zwei Bände. London 1838.

Joseph Grimaldi war einer der genialsten und manchestersten Clowns, die je den wohlgenährten John Bull ergötzt haben, und von der Natur wie geschaffen zu einer Theaterfigur. Auch sein Leben erscheint als eine reiche, mannichfaltige Komödie. Größern Effect als er hat Niemand auf der englischen Bühne gemacht. Im bürgerlichen Leben zeigte er sich als gefühlvollen, theilnehmenden, braven, bescheidenen Mann, den die höhern Stände gern hatten und den Jedermann hochachtete; der Mittelstand und die niedrigen Classen aber, welche gewöhnlich dankbarer sind als vornehmere Leute, verehrten ihn beinahe wie einen Abgott. Er hat ihnen auch manche frohe Stunde bereitet; denn auf den Brettern war er der ergößlichste Kert, den man sich denken kann; aber die Beweglichkeit seines Mienenspiels und besonders seines Mundes ging, wie man zu sagen pflegt, nichts in der Welt. Den letztern konnte er bis zu einer fabelhaften Breite ausdehnen, nach oben und unten verzerrten, jedes Auge hatte er einzeln in seiner Gewalt und vermochte mit dem einen fein zu blinzeln, während er mit dem andern starr vor sich hin glökte. Dabei kamen ihm seine buschigen Augenbrauen herrlich zu statten; indem die eine ruhte, zog er die andere hoch hinauf, und zu alle dem kam eine Beweglichkeit seiner einzelnen Glieder, wie sie wol nur selten ein Gaukler sich erwirbt. Mit seiner Stimme, die ihm erlaubte, im feinsten Discant wie im Tenor oder tiefsten Bass zu singen oder zu sprechen, wirkte er Wunder. Er war bereit, auch wenn er nicht sprach, so ausgezeichnet war seine Mimik.

Dieses Mannes Vater war ebenfalls ein berühmter Clown und sein Großvater ein ausgezeichneter Länger, dem man zu seiner Zeit in Frankreich und Italien nicht wenig Beifall schreute und seiner Muskelstärke wegen Eisenbein nannte. Unser Joe (Joseph) trat zuerst im Drurylanetheater auf, als er das hohe Alter von einem Jahre und elf Monaten erreicht hatte und zwar in dem Ballet Robinson Crusoe, als kleiner Knappe. Er machte seine Sache so gut, daß er selbst eine Wochengage von 15 Schillingen bezog. Als er größer geworden war, bekam er ein Engagement am Sadler's Wells-theater, wurde immer beliebter und heirathete die Tochter eines der Eigenthümer dieser Bühne, welche aber etwa ein Jahr nachher starb. Ein Diebstahl, durch den er um alle seine Habe kam, bekümmerte ihn wenig; aber der Tod seines geliebten Weibes schmerzte den gefühlvollen Mann dermaßen, daß nur die größte Wachsamkeit seiner Freunde ihn am Selbstmorde verhindern konnte.

Wie standhaft er aber bei andern Gelegenheiten war, das beweist folgender Vorfall. In einem Stücke: „Der große Teufel“, hatte er die Rolle eines Räuberhauptmanns zu spielen. Als er in seinem Stiefel stekendes Pistol hervorzuziehen im Begriffe war, ging die Waffe los und verwundete ihn. Er wollte aber die Wirkung der Scene nicht schwächen und spielte bis zu Ende des Stückes fort. Dann erst ließ er seine Wunde untersuchen; man mußte ihm den Stiefel vom geschwollenen Beine herabschneiden und fand nun, daß die Strümpfe und die Wunde Feuer gefangen und die ganze Zeit über gebrannt hatten. Er konnte einen Monat lang sein Zimmer nicht verlassen und mußte große Schmerzen erdulden. Während dieser Zeit pflegte und wartete ihn Miss Bestow, eine Schauspielerin vom Drurylanetheater, die er aus Dankbarkeit heirathete und mit der er 30 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte.

Joe hatte einen jüngern Bruder, John, der in frühem Alter als gemeiner Matrose zur See ging und von dem

man in London 14 Jahre lang nichts hörte und sah. Eines Abends, es war im November 1808, als Grimaldi zu spielen hatte, kam ein wohlgekleideter Mann ins Garderobezimmer, der viel Geld bei sich trug und sich als Grimaldi's Bruder zu erkennen gab. Nach einer langen Unterredung kamen beide Brüder überein, ihre Mutter zu überraschen, und der Seemann wartete, bis der Schauspieler sich umgekleidet haben würde, unten im Vorzimmer. Als Joe hinauszuging und nach seinem Bruder fragte, hatte Danksister ihn eben gesehen, und Powell bemerkte, daß er die Straße hinabgegangen sei. Grimaldi eilt aus der Thür, findet ihn aber nicht; er läuft nach seiner Mutter Hause und glaubt ihn dort zu treffen, weil er ihm Straße und Nummer des Hauses bezeichnet hatte. Einige Leute „wollten ihn eben gesehen haben“, aber seit jenem Novemberabend 1808 bis zum Februar 1830 hat man nie wieder etwas von dem Manne erfahren, und alle Nachforschungen waren vergebens. Wahrscheinlich hatte sein Prunk mit Gold und Kostbarkeiten, die er bei und an sich trug, einen Gauner angelockt und dieser ihn „um die Ecke gebracht“. Joe selbst ward 1806 in eine Gesellschaft von Herren und Damen in der Charlottenstraße eingeführt und hielt sie für eine anständige. Es wies sich aber bald aus, daß er mit einer Diebsbande zu thun hatte. Einem zu derselben gehörenden Menschen rettete er später dadurch, daß er dessen Alibi bezeugen konnte, das Leben. Späterhin wurde er selbst einmal von drei Räubern angefallen, entkam ihnen aber glücklich.

Während seines Aufenthaltes zu Bath wurde er einst nebst dem Bassisten Pigman von einem angesehenen Manne zum Abendessen eingeladen. Die Gesellschaft war zahlreich, und unmittelbar nach Tisch forderte der Wirth den Bassisten auf, etwas zum Besten zu geben. Pigman war willfährig, wiewol ihm noch der letzte Bissen „in der Kehle steckte“, und wurde beklatscht. Der unverschämte Wirth wandte sich nun auch an Grimaldi und ersuchte diesen, gleichfalls zu singen. Grimaldi bat, man möchte ihn für den Augenblick verschonen; so schnell nach dem Essen habe er keine Stimme. „Wie, Sie wollen nicht singen, Herr Grimaldi? Ich habe sie ja aber nur eingeladen, damit Sie uns etwas zum Besten gäben.“ Da stand Grimaldi auf und sprach: „In diesem Falle hätte ich gern gesehen, daß Sie mich das vorher hätten wissen lassen. Ich wäre alsdann gewiß nicht hierher gekommen, und Sie hätten nicht nöthig gehabt, zu hören, daß ich Ihnen auf eine keineswegs für Sie schmerzliche Weise ohne weitere Ceremonien gute Nacht sage.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Der Herausgeber dieser in mannichfacher Hinsicht sehr interessanten Memoiren ist Dickens, der beliebte Verfasser der Pickwick-Papiere.

47.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schulrede

gehalten am Sylvesterabend 1837

von

Florian Selbel,
Studienrector.

Mit inelavirten und unterstellten Anmerkungen des
Herausgebers

Regist. Wundergern.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brackhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag,

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1837.

29. Theater von Ludwig Denzinger. Augsburg, Ringer.
1887. 8. 12 Gr.

psychologisches Studiren, daß wir nicht umhin können, es von den bloßen Effectikaden zu sondern und besonderer Beachtung zu empfehlen. Es ziemt dazu, und zu beweisen, wie unerendlich die französische Dramaturgie dormalen ihrer vormaligen Vordrühlerin, der englischen, voraus ist; so weit nämlich, daß die französische Dramaturgie ohne alle Vorbereitung, ohne Anspruch, und gleichsam im Schlaftrunk noch immer Naturgemäßeres, Wahres und Besseres hervorbrachte als die Geister unter den Engländern, wenn sie allen ihren poetischen Staat, allen ihren alten und neuen Glanz anlegte. Wunderbarerweise sind die Franzosen im Drama Naturlichter geliebet, während die Engländer dormalen in diesem Gebiete aller Natur den Abgleich gegeben haben und statt ihrer eine poetisch-conventionelle Frage anbieten, die mehr Verwirrung zeigt als ein wahrlicher Lebensbild. Im Drama geben die Franzosen Beobachtung, und viel Beobachtung des Lebens und des Menschen kund, grade so viel, wie sie in ihren politischen Kalkülen wenig Lebens- und Menschenbeobachtung zu erkennen geben, während die Engländer hierin und in den politischen Wissenschaften sicher und groß sind. Weltliche Compensation, kräftige Irrung und aus den übrigen Sägen der nationalen Operette nicht leicht ersichtlich, wenn man nicht annehmen will, daß eben auf einer Seite die in uns geplante Unmatur sich fast machen muß.

Stoff — verdient durch dramatische Gesetzmäßigkeit, gute Charakterfärbung und reine, blühende Sprache unter den Erscheinungen des verflossenen Jahres ausgezeichnet zu werden. Der eigentliche Typus des Genies, die Erschaffung und Herstellung des gänzlich Neuen, fehlt ihm; aber unter den herkömmlichen dramatischen Elementen sind die besten ausgewählt und in eine lobwürdige Gestalt geliebt. Die Notwendigkeit des alten — wir denken Collin'schen Stüdes — „Eifer“ ist vermieden, sowie die fade Rhetorik jener lächerlichen Arbeit, die sich selbstsamerweise noch immer auf den Bühnen behauptet. Das gegenwärtige Drama beobachtet die Zeitverhältnisse, hat historischen und poetischen Grund und erklärt sich selbst vollständig und gut. Nur das muß als eine bedenkliche Kühnheit erscheinen, daß der Verf. Eissabeth an dem Kampfe mit sich selbst, oder, wie er sagt:

— am ew'gen Recht des Weibes
Das sie in sich vernichten wollte,

sterben läßt. An der dramatischen Gestalt des Stüdes ist nichts auszusetzen als etwa die allzu langen Monologe, diese echt deutsche Unart, in der wir es, außer den Spaniern, allen Andern zuvorthun. Sonst ist die Gestalt der Nottingham von den Lächerlichkeiten des ältern Stüdes ziemlich gereinigt, und die Intrigue ist mehr in den Händen der Männer, wie es auch richtig ist. Sogenannte schöne Stellen enthält das Trauerspiel viele; wir wollen jedoch lieber anerkennen, daß die Diction durchweg würdig und der Vers, ohne eben sehr schmuckreich zu sein, überall gut ist. Der Verf. wird wohl thun, will er anders poetischen Beruf wirklich bewähren, sich bald in eigner Erfindung zu versuchen, da es immer etwas Mistliches hat, ein schon viel bekanntes Thema noch einmal anzuklingen.

33. Casanova im Port St.-André. Lustspiel in drei Acten. Nach dem französischen bearbeitet von Ludwig Fien. Magdeburg, Wagner u. Richter. 1837. 8. 12 Gr.

Die eignen Lustspiele sind in diesem Jahre so selten gewesen, daß wir selbst mit solchen französischen Pflänzlingen nicht krenn sein dürfen. Eine bekannte Episode aus Casanova's Memoiren ist hier als Lustspiel in Scene gesetzt, nicht gut, nicht schlecht und ohne alle eigne That. Das Stück unterhält jedoch durch die glückende und sehnsüchtige Intrigue und ist nicht übel übersetzt. Der Spas besteht darin, daß Casanova's Freilassung seine Strafe wird.

34. Drei Trauerspiele von Joseph Freiherrn v. Kuffenberg. Karlsruhe, Müller. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Es hat in der That beinahe etwas Gespenstiges an sich, den Hrn. v. Kuffenberg, nachdem er in einer Reihe von Hervorbringungen eine seltsame Alienation des Geistes befundet hatte, auf einmal wieder mit einer Anzahl ganz besonnen und gut geschriebener Dramen hervortreten zu sehen. Wir glaubten ihn für immer verloren, er aber steigt aus seinem geistigen Grabe hervor und bringt uns einen poetischen Strauß dar, besser geordnet und blütenreicher als je zuvor. Dies ist ein Räthsel, das nur von einem Mediciner gelöst werden kann; doch wir erinnern uns, von gewissen Ärzten gehört zu haben, daß der Patient, der von einem Nervenfieber erfißt, seine Geistesfähigkeiten nachher mehr als vor seinem Erkranken beherrsche und besitze. Die vorliegenden Dramen sind die besten Arbeiten in diesem Gebiet, welche wir von dem Verf. kennen. Trotz einiger Wildheit und Uebertreibung sind sie doch reich an wirklichen Schönheiten, wohlgeordnet, höchst dramatisch durch Erfindung und Behandlung, voller Phantasie und stellenweis wahrhaft poetisch, durchweg aber besser gearbeitet und reiner in Sprache und Vers als alle frühern Arbeiten des Verf.

„Das Nordlicht von Kasan“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, hat die Geschichte des wilden Pugatschew zum Gegenstande. Der Verf. sucht etwas in wunderlichen Titeln, und wir werden weiter unten sehen, wie er sich selbst durch dies Suchen befähigt. Hiervon abgesehen, ist das Stück lobwürdig. Die mannichfaltigsten Seiten sind dem Gegenstande abgemonnen, der

Selb des Stüdes wächst zu einer ganz poetischen Gestaltung an, ohne daß der Geschichte jedoch mehr als erlaubter Zwang geschehe, die Charaktere sind sicher, in großen Zügen, fest gezeichnet, die Fabel fesselt und die Diction ist passend, blühend und reich. Hier und da begegnet uns ein lahmmer oder ein matter Vers; doch der Stellen voll poetischer Bravour sind viele. Das betrügerische Spiel des falschen Kaffers, der seinerseits ganz unter der Herrschaft des Moskolenischen Foma steht, und dessen letzte Unthat, Sophiens Mord, seine Kraft lähmt und ihn dem Feinde überliefert, ist sehr gut dargestellt. Das ganze Stück bewegt sich in poetischer Sphäre und hat im Volksglauben und in den traditionellen Zügen der Geschichte des Betrügers die mächtigsten dichterischen Hebel. Daß der Verf. zu schreiben weiß, mag folgender Monolog des verfolgten und besiegten Helden darthun (S. 112):

Pugatschew.

Ström' hin, mein Blut aus allen Wundwunden,
Die der zerriss'ne Purpur nicht mehr deckt.
Herab stürzt der getroffene Sonnenablenker,
Liegt auf der Erde und ist — Kinderstopp.
Es freut die Tanne sich der Sicherheit,
Wenn sie erschaut, wie man den Fruchtbaum steinigt.

Ström' hin, mein Leben; ich verachte dich,
Al' deine Freuden sind den Blumen gleich,
Die uns der Nachtfrost an die Fenster zeichnet.

Verbirg dich in die Nacht, gejagter Hirsch.
Die raschen Feinde sind auf deiner Spur.
In meine dunkle Höhle will ich fliehen.
Es harret eine tiefe Nacht auf mich,
Und viele Leiden hab' ich zu verschlammern.

Da erscheint der gemordeten Sattin Geist, und der Held überliefert sich dem verfolgenden Gegner. Das Stück ist in der Darstellung gewiß voller Wirkung.

„Der Schwur des Richters“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist der bekannten Pückler'schen Erzählung in den „Briefen eines Verstorbenen“, die so äußerst dramatisch ist, nachgebildet. Hier zeigt, wie ein fahlgewählter Titel ein ganzes, sonst löbliches Drama verderben kann. Das poetische Element, die Anlage der ganzen Erzählung, der dichterische Hebel der Fabel ist unstreitig das über jeden Naturtrieb stehende Gerechtigkeitsgefühl des Richters. Was macht der Verf. nun daraus? Das Halten eines Schwurs! Konnte er verkennen, daß das Letzte ebenso unpoetisch, als das Erste dichterisch und geisterhebend ist? Die Fabel verliert, dankt uns, alle ihre Bedeutung, wenn es sich darin um die Treue gegen einen Schwur und nicht um die tief in der Menschendrust wohnende Forderung der Gerechtigkeit handelt. Das Drama muß heißen: Der gerechte Richter, und nicht „Der Schwur des Richters“. Im übrigen entbehrt das Stück trotz den Trophäen, in denen es geschrieben ist, die ruhige Haltung, die dem Gegenstande so vorzüglich zuzufügen würde; unzeitige Lyrik schießt vielfach daraus hervor, und man sieht deutlich, daß der Verf. von dem Gegenstande nicht ganz erfüllt war. Der so ungemein dramatische Inhalt der Fabel ist lange nicht genug ausbeutet, die Verhältnisse sind ohne Nutzen verkehrt und gezwängt und die Charaktere schwach und doch übertrieben. Die sichere Kraft, welche das erste und das dritte der vorliegenden Dramen auszeichnet, fehlt grade in diesem Stück, das diese Kraft, der trefflichen Pückler'schen Erzählung nach, so vortrefflich darstellen konnte.

„Der Prophet von Florenz“, Trauerspiel in fünf Acten, hat das Leben und Wirken Savonarola's zum Gegenstande, jenes fanatischen Kirchenreformators, von dem das Wunder erzählt wird, daß er durch seine Beredsamkeit die Florentiner bewog, nicht bloß Bäder und Kunstwerke zu verbrennen, sondern sogar ein ganzes Jahr lang auf den Carneval zu verzichten! Wir sehen, der Verf. weiß seine Gegenstände zu wählen und auf das Bedeutende zu treffen. Der Stoff ist reich, und

es hätte der fast überreichen Zugaben aus der Phantasie des Dichters nicht bedurft. Der luxurizende Reichthum der Erfindung schadet in keinem Kunstgebiete mehr als im Drama. Wir halten die Zugabe des Don Riquel de Cavabonga, eines Juden, der sich in eine spanische Adelsfamilie eingebracht hat und der hier als ein Haupthebel der umstürzenden Bestrebungen Savonarola's erscheint, für überflüssig und daher für fehlerhaft; diese Zugabe nützt nicht, sie verwirrt bloß und spaltet das Interesse. Einzelne Partien der Tragödie sind jedoch sehr anziehend; der Charakter Savonarola's ist eine poetische Gestaltung, die jedem Meister zur Ehre gereichen würde. In unsern Tagen erfahren wir von Neuem, nachdem sich die Erfahrung fast aus der Geschichte verloren hatte, was geistiger Stolz und geistliche Unbegreiflichkeit sei und zu bedeuten habe. Clemens August und Gregor XVI. stellen uns die Zeiten Gregor VII. und Savonarola's wieder dar. Die Unbesiegllichkeit des maßlosten Stolzes wird uns wieder deutlich, und wir begreifen besser als vor zehn Jahren einen Charakter wie den des Helden dieser leider ganz zeitgemäßen Tragödie. Die große Tragödie, welche so unerwartet jetzt in Deutschland aufgeführt wird lehrt uns Verhältnisse wieder würdigen, wie die sind, unter denen der Starckopf Savonarola herrschte.

— — Savonarola kommt

Und du wirst gehen!

heißt es jetzt wieder, und der Gonfaloniere Berri ist der Repräsentant der weltlichen Macht.

Da, mein Florenz, das wirst du nicht gekatten!
Entkleiden will der Feind mich eines Amtes,
Das mir mein Herr und Heiland übertrug! . . .
Geduldig ruht der Löw' der Volkskraft.
Durch mich gebannt in Schrecken der Gesetze;
Ihr stößt den Grundstein von Florenz in Trümmer.
Wenn ihr Savonarola's Haupt verlegt.

Mit ähnlichen Worten soll auch unser Geist gelenkt werden!

Beri.

— — Du ziehest nicht nach Rom?

Savonarola.

Es soll der Hirt die Herde nicht verlassen.

Beri.

Du willst auch fortan auf die Kanzel treten?

Savonarola.

Ich bleibe da, wohin mich Gott gestellt!

Und um das Gleichniß voll zu machen, muß sich auch Savonarola als ein Werkzeug in der Hand eines Nichtchristen, eines Juden, vor uns zeigen. Savonarola, der die Wahl zwischen dem Cardinalsstut und dem Holzstoß hat, stirbt, von dem Juden getrieben, auf dem Holzstoß.

Was wolltest du?

fragt ihn der Papst.

Die Republik des Heilands.

Sie sollte diesen ganzen Stern umfassen,

Begründet auf dem Fundament der Liebe.

Die — ohne Papst und ohne Kaiser lebt.

So antwortet Savonarola und — stirbt. Es ist, als hätte der Verf. diese Tragödie zur Lehre der Welt seit dem 20. Nov. 1837 geschrieben. Wir empfehlen sie allen Deutschen zur Lectüre, besonders aber dem undeutschen Hrn. Görres in München.

35. *Thespis*. Originalspiele für die deutsche Bühne. Von Fr. Clem. Gerke. Erster Band. Altona, Hammerich. 1838. Gr. 12. 1 Abth. 8 Gr.

Der Verf., trotz der etwas verworrenen Vorrede doch, wie sich zeigt, ein Mann von Talent, hat in einem nicht gar starken Bändchen drei Dramen, welche auf den aller verschiedensten Werthscalen stehen, zusammengestellt. Ein Lustspiel in zwei Acten: „Das Böpfchen, oder das Expropriationsgesetz“, ist durchweg allerliebst. Indem er die Nothwendigkeit lehrt, sich den Forderungen der Zeit im Großen wie im Kleinen zu fügen,

bringt er die alte und die neue Zeit in die scherzhaftesten Gonflicte und entlockt dieser Reibung, welche zu allen Zeiten wiederkehrt, Funken von Witz. Das Stück ist ganz vorzüglich, in der echten Sprache des Coccus geschrieben, voll launiger Gedanken, durch und durch erfreulich, dabei echt deutsch und neu in Intentionen und Verhältnissen. Der Jude Malchus ist eine Figur, die auch dem Meister des Conversationsstückes Ehre machen müßte, so gemüthigt, gehalten und sicher, daß ihr die vollste Befriedigung entfließt. Nur v. Schlemmen leidet an einiger Ubertreibung.

Jemand, der ein so lobwürdiges Stück zu schreiben versteht, sollte gar nicht in den Verdacht kommen können, ein so langweiliges und verkehrtes machen zu können, wie „Die Auswanderer“ sind. Dies fünfactige Lustspiel ist in Hamburg durchgefallen und verdiente kein anderes Schicksal. Sein Hauptfehler besteht in seiner Ausdehnung, welche wieder dadurch bebingt war, daß der Verf. eine Menge von Charakteren unnötig in dieselbe Position bringt. Das Stück hat zwei oder drei gute Gestalten, unter denen besonders der Projectmacher Kregel gelungen ist; alles übrige ist des Papiers unwürth, gemacht, gewaltsam, ohne Wahrheit. Der Totaleffect ist — Langeweile.

Auf dies, gering gesagt, mittelmäßige Stück folgt eins, das nahe Verwandtschaft mit einer Tollhausgeburt hat. „Der Automat“, metaphorisch-dramatische Skizze mit Gesang in zwei Acten, ist trotz der gelehrten Analyse, die der Verf. voraussetzt, gänzlich unverständlich, über alle Maßen barock und vom aller schlechtesten Geschmack. Der Verf. ist offenbar als Poet noch nicht alt genug, um sich schon an das Ueberschwengliche zu wagen. Er hat noch kein Fundament gelegt und hätte den Professor Barth mit seinem Automaten im Grabe schlummern lassen sollen. Der Gedanke, den Widerstann des menschlichen Schöpferstolzes zu zeigen, ist für das Drama gar nicht geeignet, unreif und, wenn er reif wäre, hier wenigstens ganz verkehrt gegriffen. Durch diese drei Arbeiten setzt uns der Verf. in den Stand, mit ziemlicher Gewissheit auszusprechen, was ihm künftighin gelingen würde und was nicht. Das leichte, bloß witzige und das Nächstste erfassende Lustspiel scheint sein Fach zu sein. Zum tiefern Greifen hat er, so scheint es, Trieb, aber nicht Vorbereitung genug. Er muß daher allmählig aufzustiegen suchen und mag uns zunächst mehr solche allerliebste Komödien geben, wie „Das Böpfchen“ eine ist.

36. F. A. Kurländer's dramatischer Almanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von G. W. Koch. Achtundzwanzigster Jahrgang. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Abth. 8 Gr.

Die französischen Melodramen, welche die meisten unserer dramatischen Sammlungen verderben, spuken auch in dieser. Man mag dies Zeug noch so sehr mildern und noch so verständlich modificiren, es bleibt im Deutschen immer Unsinn. Der Fehler liegt in der Geburt selbst, nicht in der Ausbildung. Dies beweist unter Anderm das hier gegebene „Geraubte Kind“ nach Bayard, an dem der Verf. alle mögliche Erziehungskunst verschwendet hat, und das doch ein Krüppel bleibt, so lange es lebt. Das Verhältniß zwischen Vermont und der Baronin Angers ist einmal gegen alle Natur, und keine Kunst kann es glaubhaft machen. „Haß und Liebe“ ist nicht minder abentheuerlich und gegen Sitte und Naturgesetz verstoßend. Der Haß wie die Liebe, sie taugen beide nichts, und das englische Stillsitzen, worauf beide sich gründen sollen, ist, wenn es erstirbt, was wir bestreiten, der Gipfel alles Unsinn. „Das Gespenst“, nach einem alten Stoff, ist schon verständiger und besser; es unterhält durch die Situation und einen glücklich gezeichneten Charakter (Firmbusch). In komischer Ausbeute gering, dagegen aber überfließend an französischer Sentimentalität ist „Der Erbe“, Schauspiel nach Bayard. Diese Art von Stücken ist uns die widerwärtigste von allen, und wir hoffen, daß genug Deutsche unsern Geschmack theilen, um diese miserablen Producte recht bald von allen unsern Bühnen verschwinden zu sehn. Abgelebte Postente und thränenfüchtige alte Weiber allein können sich an solcher mattherzigen Rhetorik erfreuen.

Wir wünschen, daß der Herausgeber künftighin besser wäh-

len und namentlich das Melodrama unsern überrheinischen und überrißigen Nachbarn lassen möge.

57. Napoleon auf St.: Helena. Eine dramatische Dichtung. Leipzig, Wuttig. 1838. Gr. 8. 6 Gr.

Der Gedanke, den gesallenen Beherrscher Frankreichs, welcher auf St.: Helena die Schuld des Übermuthes abbüßt, wie einen zweiten gefesselten Prometheus zum Gegenstand eines elegisch-dramatischen Gedichts zu machen, hat den unbekannten Verf. begeistert. Wir haben nichts gegen den Gedanken; aber die Ausführung ist nicht besonders glücklich. Es hat immer etwas Gewaltfames und Ungefälliges an sich, wenn man Gegenstände der neuesten Geschichte mit mythischen Elementen antiker Poesie zu mischen unternimmt. Jetzt sprechen Napoleon und Madame Bertrand ungefähr so, wie sie wirklich gesprochen haben mögen — und nun tritt der Chor der Furien ein und ruft in Euripideischen Strophen und Antistrophen:

Diß! Diß! Diß!

Endlich bist du in unserm Neg!

Von deiner ersten Blutschuld an

Sind wir dir auf der Spur

Wie der Hund dem verwundeten Reh.

Von des Sühns äppig blühendem Ku'n

Biß zu der eiderkarrten Wildduß.

Wo der Hunger biß paßt (!) und die Pest

Sind wie zitternden Athems dir nachgesetzt (!) u. s. w.

Das mag an sich recht gut sein — und es ist namentlich recht gut von den Furien, daß sie ihre Beute endlich erreicht haben —; aber wir sind durch das Vorhergehende auf die Erscheinung dieser edeln und poetischen Gesellschaft nicht vorbereitet. Wollte der Verf. diese uns durchaus vorführen, — wozu wir keine rechte Nothwendigkeit erkennen — so mußte er sein Thema von vorn herein vom Gebiete der Historie weg in das der poetischen Anschauung hinüberleiten, nicht aber bis zur Schlusscene hin Feld, Frau und Kind den gemeinen Lebensverhältnissen unterthan zeigen. So poetisch die Schlusscene jetzt auch sein könnte, so unpassend ist sie nun, und so grell widerspricht sie dem Vorangegangenen. Der Feld durchbricht den Kreis der Furien, rufend:

So will ich ringend mit dem Schicksal sterben!

In ähntlicher Weise unterliegt der Poet ringend mit seinem Stoff, dessen er nicht Herr geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

1. Neue empfindsame Reisen von Ludwig Kellstab. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 8 Gr.
2. Scherz und Ernst. Zusammengemähte Schriften von L. Kellstab. Leipzig, Köhler. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Hr. Kellstab hat für sich und seinen Ruf gewissermaßen das Eis gebrochen: man kauft und liest seine Bücher, was will er mehr? Er braucht sich also aus dem einzelnen Urtheile eines Recensenten nicht eben viel zu machen. Wir sind weit davon entfernt, Hr. Kellstab als Autor gering zu schätzen, wir achten vielmehr seine musikalische Bildung und halten dafür, daß er sich durch seine Opposition gegen Spontini, der in Berlin so hohe Beschäfer findet, ungemein verdient gemacht hat. Wir gestehen auch sogar gern ein, daß uns, was Nr. 1 betrifft, diese „Reisen“ im Anfange wohl unterhalten haben. Wo der Berlinismus so anpruchlos auftritt und sich von der komischen Seite zeigt, ja gewissermaßen selbst parodirt, kann man ihm nicht gram sein, und es wäre deutsche Proberie, sich

gegen seine Einwirkung verparzen zu wollen. Allein auf die Länge wird es Einem doch gar zu viel; Hr. Kellstab läßt sich gar zu sehr gehen, wird gar zu oft ohne alle Noth gar zu verb. Eine gewisse Art von Wiß besißt er, das ist ihm nicht abzusprechen; allein man verlangt doch auch mehr als Wiß in einem Buche, und die Empfindsamkeit, die uns hier dazu geboten wird, ist nicht von der rechten Art, man sieht ihr das Gemachte an und glaubt nicht an sie. Das Ursprüngliche in Hr. Kellstab ist ihr Gegentheil. Man frage uns nicht, was in dem Buche steht; man kennt ja wol Hr. Kellstab's Manier; es hat keinen andern Inhalt, als Wiß und Spott über seine Reise nach Hamburg und das Leben in der Handelsstadt, das ihm sehr behagt hat, und deren Umgebungen, nebst allerlei Fiktionen und Phantasien. Im zweiten Bande kommt er von Hamburg in den Harz und beginnt da dasselbe zum Theil unterhaltende, zum Theil aber auch sehr langweilige Spiel, das sich immer zunächst um seine Persönlichkeit und Autorschaft dreht. Hr. Kellstab, finden wir, hat in seinen besten Stunden Anlage zum Volksschriftsteller in der Weise, wie es Paul de Kock bei den Franzosen ist. Er ähnet diesem trefflichen Schriftsteller hier und da ein wenig, jedoch geht ihm dessen Kalenttiefe und Erfindungsgabe ab. Er sollte ihn sich zum besondern Studium machen oder zum Vorbild in deutsch-berliner Weise nehmen.

Nr. 2 nennt der Autor „zusammengemähte Schriften“, der Kritiker zusammengeklüfft, dorthalb er nur insofern mit dem Autor übereinstimmt, als dieser selbst von den Blättern sagt: „Reiß Gott, ihr mögt nichts taugen!“ Es sind alte Journalhefte, — „Berlinisch-athentensische Genetrixen“ — oder Localwizelen, die als solche Niemand sonderlich gekauft hat und die darum hier mit einem neuen Titel an Markt gebracht werden, um die Bibliotheken zu füttern. Der Autor sagt auch davon, man habe sie — das Publicum zwar nicht — rauh zurückgewiesen; das heißt wol: man hat ihn wegen etwaiger Persönlichkeiten angegriffen oder die Hefte gar in Preußen verboten; allein wenn das Publicum wird erst jetzt vorbereitet, so würde der Verleger nicht genöthigt sein, dies außerordentliche Abgabemittel der Auflage, die gewiß nicht ungewöhnlich stark war, zu ergreifen. Es ist in dem ganzen Büchlehen nichts als der Ausruf: „Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit“, gut geschrieben. 42.

Literarische Notiz.

„Abälard und Descartes“, sagt Victor Cousin, „sind ohne Zweifel die größten Philosophen, welche Frankreich hervorgebracht hat“; und doch war vor zwölf Jahren noch keine vollständige Ausgabe von Descartes' Werken vorhanden, und eine von Abälard's Schriften wird erst jetzt vorbereitet. Cousin, der den Cartesius herausgegeben, hatte auch den Plan zu einer Edition Abälard's gefaßt, gab denselben aber wieder auf. Er hat aber dem künftigen Herausgeber dieses Philosophen den Weg gebahnt und durch Bekanntmachung einiger bisher noch nicht gedruckten Werke desselben, denen er eine werthvolle Abhandlung über die scholastische Philosophie voranschickte, die Arbeit erleichtert. Diese kleinern Werke Abälard's, welche sich handschriftlich in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden, machen einen Quartband aus und sind auf Kosten des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts gedruckt worden. Ihr Hauptzweck besteht darin, daß sie zeigen, wie Abälard vortrug und welche Methode er bei seinen Vorlesungen befolgte. Das Buchstiel über die Genera und Species ist sehr schätzbar, jetzt erst ganz erschienen und Cousin's Ansicht zufolge das Wichtigste, was wir über die Philosophie jener Periode wissen; jetzt liegt es zur Benutzung für die Geschichte der Philosophie offen da und wird wesentlich dazu beitragen, die Frage über Rationalismus und Realismus ins Klare zu setzen. 53.

Dramatische Bücherchau für das Jahr 1837.

Dritter und letzter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 180.)

35. Molière's sämtliche Werke. Übersetzt von Braunsfels, Duller, Demmler, Krellgrath, W. v. Lüdemann, Kunkel, Meyden, Wolff, E. Kay u. K. Herausgegeben von Louis Kay. Erster und zweiter Band. Aachen, Mayer. 1837—38. 16. 2 Bde.

Der alte Meister des modernen Lustspiels, Molière, liegt uns bis jetzt in keiner zeitgemäßen, genauen und ansprechenden Übersetzung vor. Die Versammlung verschiedener Kräfte zu einer solchen und die würdige Ausstattung des Werks ist daher als ein Verdienst des Herausgebers dieser neuen Übertragung anzusehen. Die Leistung selbst erfüllt jeden möglichen Anspruch durch Treue und Sprachgewandtheit, durch genaue und geschmackvolle Überlieferung des Geistes und des Sinnes des kritisch berücksichtigten Textes, der Molière'schen Hinterlassenschaft. Die Übersetzung umkostet Alles, Grobes und Kleines, und selbst das Geringsste, das uns von dem Meister übrig geblieben ist. Die großen Muffenstücke: „Der Geizige“, „Der Menschenfeind“, „Die Männerhölle“ u. s. w., sind mit großem Takt im Verhältnisse des Originals wiedergegeben, und die launigen, der Pöbel ähnlichen Sachen mit entsprechender Laune wieder dargestellt. Die Würdigung hierfür liegt zum Theil in den Händen der Mitarbeiter an dieser Erscheinung, die als ein Halbpunkt und Regulator in dem Gewirre der verschiedenartigsten Bestrebungen im Fache der Komödie willkommen sein muß und Allen empfohlen werden kann, welche ihre Feder der komischen Muse widmen.

39. Claus Leuenberger. Historisches Drama in vier Akten. Gen. von P. S. Schädelin. Mit Leuenberger's Bildnis. Bern, Haller. 1837. 8. 13 Gr.

Wir lesen zu dieser löblichen Arbeit zunächst eine empfehlenswerthe Vorrede, in welcher der Verf. darstellt, wie er, schuchsend gegen die leidenschaftlichen Einwirkungen der Gegenwart, diesen Schlag in Bearbeitung eines Stoffes der Vergangenheit, welcher ganz analoge Verhältnisse darbietet, gefunden habe. So lehrreich wie dies, so doctrinär ist die ganze Fassung dieses wohlgeordneten Dramas aus der Geschichte der Schweiz. Ein junger Bauernmann aus dem Entlibusch, Claus Leuenberger, eine gesunde, ruhige Natur, durch vermeintliches Unrecht der gnädigen Herren zu Bern gegen seine Thalwobner gereizt, wird Schritt vor Schritt und gleichsam mit innem Widerspruch zur Rebellion gegen seine Obrigkeit hingeführt. Die innere Entwicklung dieses Resultats aus den Quellen des Rechtsempfinds ist höchst anziehend dargestellt. Der Kern dieser Lehre ist eben der, den unsere Zeit in so starken Fügen anknüpft, nämlich daß die starrere Behauptung des Rechts, das hinwieder doch immer nur Ansicht ist, der schlimmste Feind des Weltfriedens sei, der seinerseits nur durch

die Liebe, die Anhänglichkeit an das Bestehende erhalten und vermittelt werden kann. Das ist eben der große Irrthum des frangösischen doctrinären Liberalismus, der Irrthum Börne's und so vieler ihm verwandten Geister, daß sie das einseitig als Recht Begriffene sogleich verwirklicht sehen wollen, während diese Verwirklichung doch nur Sache der innern und geschichtlichen Ausbildung aller historischen Zustände ist.

Claus Leuenberger gelangt sterbend zur Erkenntnis dieses Irrthums, wie ihn Börne auch wird eingesehen haben, und bezeugt, im echten Gottvertrauen bezeugt er das Schaffot (6. Sept. 1653). Eine große Lehre, welche das Stück enthält und welche die Vorrede schon andeutet!

Unter dem künstlerischen Gesichtspunkt zeichnet sich diese Arbeit durch schönes Maß, feste Zeichnung der Charaktere, eine von Scene zu Scene steigende und immer mehr fesselnde Entwicklung und sprachliche Individualität vortrefflich aus. Die Scene im dritten Act, wo Kinder Rebellion spielen, ist ursprünglich und genial; das Ganze ist in vollkommener Haltung und sicher zu seinem Ziele geführt, viele einzelne Stellen sind künstlerisch und vortrefflich gedacht. Die Poesie gibt sich von selbst in mannichfachen Stellen, für welche der Verf. eine seltene Beobachtungsgabe bekundet; die Naturtreue, das Zwanglose und Ungesuchte in diesen macht den Reiz dieses Dramas, dessen Darstellung in der Schweiz nicht oft genug gewünscht werden kann. Es reinigt, wie das Drama soll, die Leidenschaft und gibt den Wünschen in einem sichern Ziel Beruhigung. Freiheit! Freiheit! Im Reiter lernt Leuenberger erkennen, was dieser Ruf bedeuten will.

Sprachliche Mängel in dieser Arbeit aufzufinden, wäre Thorheit; der Verf. läßt sie bewußt und absichtlich darin verfinden als einen Gardenton, der ihm zur Kreue seines Bildes notwendig schien. Möge er uns bald wieder mit einem solchen Gemälde voll echter Volkstüchtigkeit erfreuen, so lehrreich, so ansehend wie dieses.

40. Ex officio in Neu-Abdera. Für die Bühne bearbeitet. Zürich, Birk-Widmer. 1837. 12. 12 Gr.

Eine sinn- und verstandlose sein sollende Satire auf schwelgereiche Zustände! Die gnädigen Herren in Bern und Zürich können zufrieden sein, daß es zwischen dem Rhein und dem Monte Rosa keine bessere Satire gibt, als der Verf. ist.

41. Vorlesung. Repertoire für das deutsche Theater, Bardenheide und Quodlibet. Herausgegeben von F. Schneider. Erstes Bändchen. Berlin, Papp. 1838. 8. 1 Bde. 12 Gr.

Der Verf. des „Reisenden Studenten“ hat sich für diese Gattung einen guten Namen erworben; es ist in der That Witz und Geist in seinen Compositionen. Außer diesem wenigst bekannten Stück gibt er hier: „Der Kapellmeister von Benedig“ in einem Act, ein neues gut gearbeitetes Quodlibet, den scherzhaften Choristen „Fröhlich“, welcher die Ballomante recht ergötzlich verspottet, und den launigen Executor „Wohlge-muth“, in dem die Ackerkulturbewegung recht gefällig zum Gegen-

stand des Wises und der Satire genommen wird. Die Angel des Ganzen sind die scherzhaften Lieder nach verschiedenen Melodien, für deren Aufsingung der Verf. ein erfreuliches Talent bekundet. Er mag fortfahren, die Bühne mit solchen Gaben zu versorgen, die ihren Zweck erfüllen und dem guten Geschmack beiläufig weniger Gefahr bereiten als die Thränenstücke der Madame Birch-Pfeiffer.

42. Italiens Spenden. Von Herzenstreu. Fünfter Band. Wien, Tendler. 1838. 8. 21 Gr.

Der Verf. ist als ein geistvoller Bearbeiter französischer Dramen unsern Lesern längst bekannt. Wir sind überzeugt, daß er noch einen andern Ruf würde ansprechen können, wenn er einmal die Mühe des Versuchs, auf eignen Füßen zu stehen, an sich wenden möchte. Die hier gebotenen Dramen: „Das Geschenk des Fürsten“, Lustspiel in drei Acten nach dem Französischen, und „Seraphine“ nach Mageres, sind zwar weit entfernt, Musterstücke zu sein und duften nach falscher über-eheintlicher Sentimentalität auf zehn Schritte weit; aber sie sind doch mit Verstand bearbeitet und geben die Ahnung von bessern Kräften. Das kleine einactige Stück: „Der Puffschmied“, ohne Angabe seines Ursprungs, macht geringe Ansprüche und wird bei der Darstellung diese befriedigen. Im Allgemeinen ist der Vorwurf gerecht, den man so manchem begabtem Geist in Deutschland machen muß, daß er lieber französisches Mittelgut verarbeiten als mit einem kräftigen Aufruf eignen Vermögens Besseres produciren will. Es ist dies einer gewissen vis inertiae zuzuschreiben, welche ihr Fundament im deutschen Charakter hat und der diesem eignen Scheu vor der Diffinitivität zu Hülfe kommt.

43. Trauer, Verlobung und Hochzeit, oder das Gericht zu Riebsfelden. Pöffe in zwei Aufzügen von Louis Kollrabe. Gmünd, Bomen. 1837. 8. 8 Gr.

Wenn ein junger Schauspieler aus seinen Rollenreminiscenzen eine neue Pöffe zusammensetzt, so ist das kein Zuwachs für die dramatische Literatur der Deutschen, und die Kritik hat davon weiter keine Notiz zu nehmen. Hierin liegt Ursprung und Endurtheil über diese unbedeutende Kleinigkeit, die auf der Bühne, einmal gesehen, ein Sonntagspublicum wol zum Lachen bringen kann.

44. Ernst Raupach's dramatische Werke erster Gattung. Reunter bis erster Band. Der Hohenstaufen fünfter bis siebenter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. 8.

Wir haben in unserer letzten dramatischen Übersicht von Geist und Charakter der Raupach'schen „Hohenstaufen“ so viel gesagt, daß wir jetzt, indem wir darauf zurück verweisen, fast nur des Inhalts der vor uns liegenden Bände zu gedenken haben, die poetische Bedeutsamkeit derselben aber beinahe unerörtert lassen können. Es ist verzeihlich, ja natürlich, daß sich bei einer so langathmigen Arbeit, wie die „Hohenstaufen“ sind, eine gewisse Methode für Arrangement, Gruppierung und Styl bilde, die sich stets wiederhole; und so geben denn auch diese Dramen kaum eigen Zug zu erkennen, der sie in Betreff der dichterischen Gestaltung des historischen Stoffes wesentlich von den vorangegangenen sieben oder acht Dramen unterscheidet. Raupach folgt demselben vorgebildeten Plan bis ans Ende des kolossalen Unternehmens, mit dem er es offenbar auf einen lang nachtöndenden Namen, wenn nicht auf Unsterblichkeit abgesehen hat, und er ist der Mann, eine solche Sache zum Ziele zu bringen.

Der fünfte Band der „Hohenstaufen“ zeigt uns in zwei fänsactigen Dramen: „Kaiser Friedrich II. im Morgenlande“ und „Kaiser Friedrich II. im Kampfe mit seinem Sohne“. Beide Dramen gehören, als an dramatischem Stoffe reich, zu den darstellbarsten und anziehendsten unter den Hohenstaufen Dramen. Im ersten ist es der Betrifft des Ehelichs zwischen den beiden großen und seltenen Gegnern, Friedrich und Sultan Malek al Kamel von Aegypten, der das höhere dramatische Element hergibt. Der Gegenstand des Streites ist Jerusalem, und

die Scene am Schlusse des vierten Actes, wo Sultan Kamel, von der siegenden Herrschaftlichkeit Friedrich's hingerissen, endlich aufruft:

Jerusalem ist dein!

Ist von der mächtigsten Wirkung. Die poetische Rhetorik des Verf. feiert hier einen ihrer größten Triumphe. Das Stück endet mit Friedrich's Selbstkrönung zum König von Jerusalem, da sich kein Geweihter finden will, der dem Gebannten die Krone aufsetzt.

Das zweite Drama dieses Bandes hat mehr den Charakter eines Familienstücks, und die sanftern Regungen der Vaterliebe im Conflict mit Herrscherstolz und Regentenehr bilden hier den dramatischen Grundstoff. König Heinrich, Friedrich's Sohn, verblendet durch schlimme Rathschläge, widerstrebend seiner sanften Gemahlin, die den Kaiser verehrt, von Argwohn und vermeintlichem Recht verirr, ist Friedrich's Gegner in Deutschland geworden. Die väterliche Großmuth besiegt ihn einen Augenblick, er wirft sich dem beleidigten Vater zu Füßen, und eine ruhende Scene der Versöhnung im dritten Acte zeigt sich als den Mittelpunkt des Dramas. Doch die Kaiserliche Forderung, Trifels herauszugeben, der neu erwachende Argwohn gegen seinen jüngern Bruder und Egeno's Rathschläge trennen den Sohn von Neuem von dem Vater. Der Haß gebehrt bis zum Mordversuch durch Gift. Der Vater muß den Sohn zu ewiger Haft in San Felice verurtheilen, und mit den Worten:

Es kommt ein Tag, da schlägt das ew'ge Licht
Den Rebellpunkt des ird'schen Lebens nieder;
Da wünsch' ich dich zu finden — fehle nicht!
Auf Erden sehen wir uns niemals wieder —

entläßt der gebeugte Vater den tiefgefallenen Sohn. Das Stück ist reich an Raupach'schen Schönheiten und lehrt uns, wie viel Geschmack und poetische Diction über uns vermag.

Der sechste Band stellt uns in zwei Dramen „Friedrich II. im Kampf mit Gregor“ und den Kaiser, von Innocenz besiegt, sterbend dar. Im ersten Drama sehen wir den Sieger von Cortenova, dem Papstthum und lombardischer Bund feinden erlegen sind, und der seinen Glückstern mit den Worten preißt:

Das ist einmal ein Tag, wo sich es lohnt,
Daß aus den Augen man den Schlaf abriebe
Und einem süßen Morgentraum entfag;
Ein Jahlungstag des Schicksals, wo es uns
Für tausend Tage voller Überdruß
Mit einer runden Summe Glück entschädigt.

Stolz und glücklich, doch seines Gegners Macht mit verkennend, bietet Friedrich mitten im Siege Frieden, aber der sechsundneunzigjährige Gregor fodert, daß er im härenen Gewand als Bittender nach Rom komme. Richard von Cornwallis, des Kaisers Schwager, bricht die Unterhandlung ab:

Nun, Engel hatt' ich eben nicht erwartet,
Nicht einmal Muth' und Demuth, denn ich kenne
Der Priester Art; doch diesen toll'n Hochmuth,
Der um sich her nichts als Gewärm erblickt,
Der froh wie Saten neben Gott sich stellt
Und es mit Muth' nur über sich gewinnt,
Nicht selbst die eigne Gotttheit anzuspochen,
Den harren Sinn, den unverkenn'gen Trost,
Der ohne Rücksicht auf der Dinge Stand
Der Selten Besatz sein geträumtes Ziel
Blindlings verfolgt, wer glaubt den wol bei Menschen?

Man sollte glauben, daß solche Stellen, von der Bühne Weltins herab gesprochen, Donner des Bessfalls und die ganze Sympathie unserer Zeit hervorrufen müßten! In der That, dieser lebenslange, mühevollen Kampf des größten der Hohenstaufen, dem Pflicht und Ziel so klar vor Augen standen, der diese und seines Gegners Sybernatur in diesen Dramen so oft,

so tiefergreifend ausspricht, ist er ein anderer Kampf, oder ist er nicht vielmehr derselbe, den ein Hohenzoller in diesem Augenblicke für Deutschlands Geistesfreiheit kämpft? Sechs Jahrhunderte liegen dazwischen, und ungelöst ist noch dieselbe Frage. Sollte man nicht glauben, Norddeutschland müßte sich begeistern, hinreißen lassen von diesen Dramen, die wie zum Zweck der Begeisterung geschrieben erscheinen? Doch Poesie und Leben leben bei uns in Ehescheidung, und was noch 1805 Schiller's „Wallenstein“ vermochte, ist jetzt keinem Gedichte mehr möglich.

Dem vorliegenden Stücke fehlt übrigens ein Mittelpunkt, Concentration, eine aufsteigende Handlung allzu sehr, und so schön es unter rednerischem Gesichtspunkt ist, so schwach ist es unter dramatischem. Die Nachricht von Gregor's Tode schließt die Sache ganz willkürlich ab; Kaiser Friedrich aber ahnt, daß der Tod dieses Gegners ein Unglück für ihn sei.

Und daß seine Ahnung ihn nicht getrogen, zeigt uns das zweite Drama dieses Bandes: „Friedrich's Tod“. Innocenz IV. (Pisces) hat den päpstlichen Stuhl bestiegen, der Mann, dem es gegeben war, des großen Kaisers Herz zu brechen. Wir sehen den Papst zuerst flüchtig vor dem siegreichen Gegner in Genua, dann allmächtig in Lyon in Gegenwart der Gesandten Friedrich's einen furchtbaren Richterpruch, den Bann, über ihn auszusprechen, von dem der Kaiser sich nie aufrichten konnte. Einem Gegner wie Innocenz, mit allem Moralgeseß so fertig, so festen Willens, so schlaue und in seinem Streben von der Macht der Zeitmeinungen so gestützt, war Friedrich nicht gewachsen; mit Gregor konnte er fertig werden, denn Gregor achtete etwas an seinem Widersacher, das Recht. Durch den Schutz, den Ludwig von Frankreich dem Papst gewährt, ist Friedrich's Niederlage entschieden. In der schönen Scene des dritten Actes, wo der Kaiser und König Ludwig das Recht des Kaisers, der anmaßenden Kirchengewalt zu widerstehen, besprechen, zeigt sich Friedrich's hoher Geist durch den langen Kampf schon gebeugt. Dennoch sagt er:

Erwaget, Herr! der König ist der Vormund
Der ungeborenen Jahrhunderte . . .
Tragt die Geschichte. Da, wo Priester herrschen,
War stets das Volk ein Haufe nur von Sklaven.
Der Bahn erkliht den Geist, und mit dem Geiste
Erlahmt des Volkes Kraft und freier Muth.

Und:
Der Glauben ist ewig, irdisch ist die Form;
Sie dürfen wir verbessern, ja, wir sollen's,
Denn dazu ward uns der Erkenntniß Licht.

Und:
Herr König! Lieber Bruder!
Erblickt denn euer frommes Auge nicht
Das Gland dieser Zeit? Die Doppelherrschaft
Des Throns und des Altars verwirrt die Welt
Und löst der Sacht und Ordnung heil'ge Bande u. s. w.

Der härteste Schlag trifft den Kaiser nach der Niederlage von Bologna durch den Verrath Petrus de Vineis, seines alten Rathes und Freundes, gegen den er das Richteramt üben muß, und der sich ihm zu Firenzeuola von Thurmeshöhe herab zerschmettert zu Füßen stürzt. Der Kaiser stirbt zu Luceria. Eines seiner letzten Worte, indem er seine Söhne zur Fortsetzung seines Kampfes einsegnet, lautet:

— — Das Haus
Der Hohenstaufen kann zu Grunde gehn
In diesem Kampf — wir haben doch gestiegt,
Aus dem erlognen Himmel haben wir
Den Feind herabgezogen auf die Erde
— — Und der Erdgeist wird schon sorgen!

Da seh' ich's nun in zweifelloser Klarheit,
Was ich gewollt — es war die ew'ge Wahrheit!

Nachdem der große Fürst die Bühne des Lebens verlassen, hat der Dichter es zunächst mit den Kleinern Geschicken seiner Kin-

der, König Enzo und Fürst Manfred von Tarent, zu thun. Beide geben den folgenden beiden Dramen des siebenten Bandes ihren Inhalt.

„König Enzo“, in fünf Acten und einem Vorspiel, ist durch die Darstellung sehr bekannt. Der Dichter versucht hier eine neue, minder historische und mehr poetische Conweise und verfallt der Phantasie in diesem Drama mehr als in den vorhergehenden. Wir können nicht sagen, daß er hierbei vom Glück besonders begünstigt worden wäre. Im „König Enzo“ ist die dramatische That unbedeutend, wie es die Charaktere sind; eine Leidenschaft, die an und für sich nicht viel Natur in sich hat und überdies sehr überkünstelt zur Erscheinung kommt, ersetzt den Mangel von That und Charakteren schlecht. Eine eigentliche Handlung und ein Werden der Handlung fehlt ganz; was geschieht, ist negative Handlung, Leiden. Die Reflexionen des Leichenpflegers Philippo, immer noch die beste Personification des Stückes, zeigen weniger unmittelbare Anschauung, als Bemühung des reflectirenden Poeten und zwar des norddeutschen Hofbühnenpoeten; das Ganze ist durchaus matt und durch Überkünstelung und Übertreibung, wie sie sonst gar nicht in Raupach liegt, zur Parodie herausfordernd; mit einem Worte, in dem Cyklus der Hohenstaufen Dramen ist „König Enzo“ unstreitig das schwächste. Man sollte fast glauben, der Dichter sympathisire mit seinen Helden; in ihm sei die Befinnung der eigentliche poetische Hebel, und er glänze da am meisten, wo diese Behmmutter seiner Poesie am lautesten und kräftigsten spricht.

Weit mehr als mit „König Enzo“ befreunden wir uns mit „Fürst Manfred von Tarent“, wiewol auch hier eine gewisse Ermattung der Diction zu bemerken sein möchte. Das Stück hat weniger Schmutz und weniger Feile erfahren als die vorhergehenden; aber die anziehende That, die uns hier vorgeführt wird, und die Tüchtigkeit der Befinnung in Manfred und seinen Freunden sowie in seinen Gegnern Innocenz und Alexander leistet für diesen Mangel Ersatz. So wahr ist es, daß im Drama Alles auf Charakter ankommt, und daß, wie man zum Kriege Geld und dreimal Geld nöthig hat, der dramatische Dichter Charaktere und abermals Charaktere braucht. Diese sind sein Wohl und sein Wehe!

Der junge Fürst, Sohn Friedrich II., entschlossen nach seinem Frieden mit dem Papst, Alles zu tragen, nur keine Unehre, wird durch die Schmach, die ihm der Haß des Papstes Innocenz bereitet, der sich auch noch an dem Jnden dieses Opfers weiden will, zum Friedensbruch gleichsam gezwungen. Sieg und Glück begleiten seine Waffen; er nimmt Luceria ein, schlägt die Markgrafen, des Papstes Kessen, und wird zuletzt von seinen Waffenbrüdern zur Bestreitung des Thrones von Apulien, den er nur für seinen Kessen, König Konrad, verwalten will, wider sein eignes Rechtsgefühl genöthigt. Hier ist ein wirkliches tragisches Geschick schön vorbereitet; aber der Dichter läßt den Vorhang fallen, ehe es eintritt, und das Stück schließt mit dem Triumph und der Thronerhebung Manfred's. Sein Ausgang, König Konrad's Ende und mit Friedrich's und Konradin's tragischem Geschick der Schluß der Hohenstaufengeschichte stehen dem Verf. noch bevor. Seine poetische Tüchtigkeit wird uns diese Dramen nicht lange erwarten lassen. Die uns bis jetzt dargebotene Reihe hat, was auch gegen sie zu erinnern wäre, immer das Verdienst, eine in unserer ganzen schönen Literatur einzige, eine echt deutsche und eine an Poesie und Gedanken reiche Sammlung darzubieten. 54.

A u s I t a l i e n .

Die ganz Europa beschäftigende Frage über die Gleichstellung der Juden mit den christlichen Staatsbürgern hat einen mailändischen Rechtsgelehrten veranlaßt, geschichtlich zu beweisen, wie die mancherlei Beschränkungen, die man ihnen auferlegte, sie beinahe zwangen, Das zu werden, was sie jetzt sind,

die Beherrschung des baaren Vermögens. Den Juden verbot man, sagt Dr. Carlo Cattaneo in seinen „Ricerche economiche sulle interdizioni imposte dalla legge civile agl' Israeliti“ (Mailand 1836), Grund und Boden zu erwerben, und so zwang man sie zu der weit gewinnreicheren Anlegung ihrer Capitale im Handel; man verbot ihnen den unbedingten Verkehr mit den Christen und verstärkte dadurch die Familienbände zwischen den einzelnen Geschlechtern des zerstreuten Volkes und sein Zusammenhalten bei kaufmännischen Unternehmen. Man verbot ihnen ritterliche und wissenschaftliche Beschäftigungen, bei denen die Ehre größer als der Gewinn ist, und störte sie dadurch nur weniger in dem gemeinsamen Streben, ihren Wohlstand zu vermehren. Man zwang ihnen sogar abzeichnende Kleider auf und wies sie dadurch wie ausdrücklich auf eine verheimlichende Sparsamkeit hin, und selbst die verabscheuten Bohnungen, in die man sie bannte, konnten die Vernachlässigungen des Luxus und der Reinlichkeit entschuldigen, die sogar in ihren Bethäusern vermisst wird. Dr. Cattaneo, nicht zufrieden mit diesen geschichtlichen Nachweisen, thut durch mancherlei Thatfachen dar, wie grade das Gegentheil durch viele dieser Verbote herbeigeführt ward; nur scheint er zu übersehen, daß sie gegen die politische Geltung der Juden fortwährend Einspruch thaten und dadurch den mittelalterlichen Staaten eine Sicherstellung gegen einen Einfluß zu gewähren schienen, der selbst unsern heutigen sehr bedenklich vorgekommen ist.

Professor Furianetto, der Herausgeber eines Anhangs zu Horrellini's gelehrtem Wörterbuche, hat jetzt den Freunden der Alterthumskunde in einem Octavbande von 170 Seiten „Le antiche lapidi del Museo d'Arte illustrate“ (Padua 1837), zusammengestellt und mit gelehrten Erklärungen erläutert. Es sind wichtige darunter, z. B. ein berühmtes Decret des Proconsuls L. Scaevola vom J. 613 n. R. E. (130 v. Chr.) zur Bestimmung der Grenzen mit Padua, das früher an dem Berge Benga sich im Felsen gehauen befand und davon abgedruckt, jetzt im Museum steht; mehrere andere aus den Euganeen, die in hin- und zurücklaufenden Zeilen geschrieben sind und um so mehr Verwirrung und Aufbewahrung verdienen, als nur durch sie die einsige Beantwortung der Frage über die Herkunft jener alten Bevölkerung zu hoffen ist, die in jenen reizenden Thälern noch vorhanden ist. Der Verf. hat durch gelehrte Beistauern des Hrn. B. Borgeß dem Reinen Buche erhöhten Werth gegeben, bei dem man ungern graphische Beilagen über das Paläographische der Monumente vermisst.

Eine Gesellschaft, die sich in Florenz für die Förderung des Elementarunterrichts gebildet hat, setzte 1834 einen Preis für das beste Lesebuch aus, welches Kindern in die Hand gegeben werden könne, um sie sittlich und geistig zu erregen. Es kamen fünf Schriften ein, von denen jedoch keine der Erwartung entsprach; der Preis von 1000 Lire wurde daher erneuert. Einer der Bewerber, Hr. Parravicini, Director einer Knabenschule in Como, nahm mit seiner früheren Concurränzschrift wesentliche Veränderungen vor, und die Società fiorentina dell' istruzione elementare beehrte diese neue Bearbeitung mit ihrem Preise. Unter dem Titel: „Giannetto. Opera di L. A. Parravicini“ (Como 1837), ist das Buch nun gedruckt und wäre der Aufmerksamkeit der Jugend wol werth, wenn für Bücher in dem Reiffe, dem dieses bestimmt ist, überhaupt lebhaftere Empfänglichkeit anzutreffen wäre. Vielleicht hätte der Verf. sicherer für den Nutzen des Buches gesorgt, wenn er auf seine gewinnende Form noch größern Fleiß verwandt hätte. Daß man verlorengegangene Kinder dabei wiederfinden sollte, wie beim bezaubernden „Robinson“, ist nicht zu erwarten. Der Preis von 8 Lire macht es fast für die ausgesetzene Absicht zu theuer. Seinem Zweck verwandt ist: „Il Salvadanaro. Sei racconti popolari pubbl. da Enrico

Mayer, preceduti da un dialogo sulle casse di risparmio dell' Ab. R. Lambruschini“ (Florenz 1837), das, zum Volk in der Volkssprache redend, Gutes stiften kann und hoffentlich stiften wird. 6.

Der altdeutsche „dumme Teufel“ bei den kaukasischen Bergvölkern.

Wir glaubten, es sei nur in Deutschland, daß man einen „dummen Teufel“ habe, der sich von schlauen Menschen überlistet läßt. Die vielen barocken Volkssagen, wie er von einem Pfaffen überblist und um die Seele betrogen wird, die er schon im Sack zu haben meint, finden sich auch unter den kaukasischen Bergvölkern. Wenn wir unsere germanische Race daher ableiten dürfen, so sind unsere Teufelslegenden vielleicht um vieles älter, als unsere kühnste Phantasie conjecturirt. Selten aber ist eine deutsche Teufelsage so epigrammatisch dactylisch ausgebildet als folgende, die, bei den Kaukasern gäng und gäbe, von Markinsky (Bestuchef) erzählt wird, der bekanntlich jüngst aus dem Hintertroß eines lauernden Wäpser seinen Tod fand. Sie findet sich einderweilt in einer Reisezeitung, die das prager Journal „Dě and Běl“, mittheilt; der kurze Inhalt ist folgender. Der Teufel kann, obgleich er ein Teufel ist, mit den Menschen nicht auskommen. Vom persischen Hofe mit Schimpf und Schande fortgejagt, weil er es mit den Geisneren und Effendi der intrigirenden Posschwärzen nicht aufnehmen kann, macht er sich an die Städte, die von offenem Marktetrug leben und doch ein einsältiges Volk sind. Er verkauft ihnen seine Hörner als Strohbedener zu Messerngriffen. Seelenstolz über den Handel, macht er sich davon und will für das gelobte Geld einkaufen. Aber man hat dem dummen Teufel falsches Geld für seine Hörner gegeben. Die Polizei arreirt ihn. Mit Mühe und Noth losgekommen, will er aufs Land gehen; der Bauer ist einsältig, ihn zu hintergehen ein Leichtes. Er trifft auf einen Landmann, der sich aus Noth einkaufen will. Dessen Seele entgeht ihm nun nicht, aber er möchte ihn gern noch bei lebendigem Leibe fangen. Warum willst du dich einkaufen? fragt er. Wenn man nichts zu essen hat, will man sich doch wenigstens gut antrinken. Der Teufel verspricht ihm zu helfen, wenn er fortan ihm dienen wolle. Der Bauer geht es mit Freuden ein. Beschlossen wird, sie kaufen Samen, der Bauer bebaut allein den Acker, von dem Ertrage erhält der Teufel drei Viertel, der Bauer aber nur ein Viertel. Der Bauer ruft erstent: „Rein, Herr, ich gebe dir Alles, was auf der Erde aufwachsen wird, für mich sind die Wurzeln gut genug.“ Wer war zufriedener als der Teufel. Wort und Handschlag. Der Teufel versetzt bei einem Mönch seinen Pelz, und der Bauer kauft für das Geld Petersilien, Rettig-, Mohrrüben- und Rübensamen. Der Teufel, dem der sichere Gewinn entgegenlacht, arbeitet über den Vertrag; er schleppt Wasser zu, verjagt die Sperlinge und wacht und friert Nachts ohne Pelz. Die Ernte ist über Erwarten. Der Teufel erhält alles Grüne, der Bauer nur die Wurzeln; aber sein Grünes wird nicht einmal auf dem Markte zugelassen! Der Bauer wird dafür ein reicher Mann. Warte! brukt der Teufel, zum zweiten Male hintergeht du mich nicht. Er proponirt dem Bauer denselben Societätsvertrag fürs nächste Jahr; nur solle der Bauer diesmal das Grüne, er wolle allein die Wurzeln haben. Der Bauer schlug ein, für aber diesmal nicht Gemüse, sondern Getreide. Es ging auf und er hatte großen Gewinn. Die Wurzeln, die der Teufel zog, wollte nicht einmal das Vieh. „Ihr verdammten Menschen“, rief der Betroffene, „ich soll bei euch der Urheber alles Übels sein, da ihr listiger seid als ich, und mir wollt ihr alle Fügen und Schändlichkeiten aufbürden? Bleibt für euch, ihr könnt meiner entbehren!“ Man hat seitdem nichts von ihm gehört. 20.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ankündigung.

Das seit Anfang dieses Jahres erscheinende

Leipziger Kreisblatt

wird von 1838 an im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung fortgesetzt und wöchentlich dreimal, Montags, Mittwochs und Freitags Abends, ein halber Bogen auf seinem weißen Maschinenpapier ausgegeben.

Das Leipziger Kreisblatt wird seinen zweiten Jahrgang, nach mehrseitigen Wünschen, in wieder erweiterter Ausdehnung beginnen. Wie bisher zerfällt es in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung bleibt, da die königliche hohe Kreisdirection zu Leipzig und das dasige königliche hohe Appellationsgericht dieses Blatt zur Veröffentlichung der von ihnen zu erlassenden Bekanntmachungen und Anordnungen allgemeiner Inhalts fortwährend zu benutzen gesonnen sind, und zu gleichem Behufe dasselbe auch den königlichen Amtshauptmannschaften des leipziger Kreisdirectionsbezirks, sowie dem königlichen Kreissteuerrathe zu Leipzig dienen wird, für die Bekanntmachungen und Anordnungen dieser Behörden bestimmt.

Dagegen soll von nun an die andere Abtheilung lediglich der Besprechung vaterländischer und des Vaterland berührender Angelegenheiten und Ereignisse in jeglicher Beziehung, theils in ausführlicheren Aufsätzen, theils in kürzern Mittheilungen gewidmet sein. Es soll dieselbe dem gesammten Publicum einen Sprachsaal bieten zum Austausch der Ideen und Erfahrungen, zur Ausgleichung verschiedener Ansichten und zur endlichen Verständigung. Insbesondere sollen hier die Landesverfassung und die Gesetze Sachsens erörtert; die Angelegenheiten der Kirche und Schule, insofern sie vor des größere Publicum gehören, beraten; neue Ideen, Projecte und Erfahrungen in Beziehung auf Landwirthschaft, Industrie und Handel, Gewerbe und Fabrikwesen dargelegt und geprüft; interessante Berichte über den Fortgang und die Ergebnisse gemeinnütziger Unternehmungen abgestattet; wohlgemeinte Vorschläge zum allgemeinen Besten mitgetheilt und begutachtet; Rügen und Beschwerden mit edler Freimüthigkeit angebracht; Aufklärungen über Justiz und Verwaltung gegeben; polizeiliche und andere Maßregeln genauer betrachtet, und überhaupt soll Alles besprochen werden, was in obiger Beziehung für den sächsischen Staatsbürger nur irgend von Interesse sein kann. Auch werden zweckmäßige Einrichtungen, vortheilhafte Unternehmungen, sowie glückliche und unglückliche Ereignisse im Auslande, vorzüglich in Deutschland, ausführliche oder kurze Erwähnung finden, je nachdem sie Sachsen mehr oder weniger berühren. Möglichst vollständig und schnell sollen alle Ereignisse und Vorfälle im Vaterlande berichtet werden, und wo die Gegenwart nicht ausreichenden Stoff gewährt, wird es die Vergangenheit thun. Namentlich soll die Specialgeschichte Sachsens durch interessante Einzelheiten mehr und mehr aufgeheilt, jedoch sollen nicht etwa bloß trockene Notizen beigebracht, sondern es wird ganz besonders auf die Unterhaltung Rücksicht genommen werden.

Wie zeither sollen vor Sonn- und Festtagen das Verzeichniß der Prediger in Leipzig gegeben, wöchentlich zweimal der Cours der vorzüglichsten Papiere und Geldsorten an der leipziger Börse, sowie der gangbarsten Actien, und monatlich der Getreidepreis auf den vorzüglichsten Marktplätzen Sachsens mitgetheilt werden; auch wird wöchentlich der in Leipzig Verstorbenen, Getrauten und Getauften in einer zweckmäßigen Auswahl, sowie von Zeit zu Zeit der vorzüglichsten Verstorbenen im ganzen Lande, so weit es möglich ist, Erwähnung geschehen. Endlich sollen auch in einer besondern Rubrik alle Vergnügungen, welche Leipzig bietet, z. B. Dampfwagenfahrten, Theater, Concerte, Ausstellungen und andere Sehenswürdigkeiten, so zeitig als uns nur immer Kunde davon wird, angezeigt werden, was besonders für die Umgegend Leipzigs sehr willkommen sein dürfte.

Doch nur durch das gemeinschaftliche, ernste und einmüthige Zusammenwirken recht vieler für des Vaterlandes Wohlfahrt lebhaft sich interessirender Männer kann in diesem Blatte etwas wahrhaft Ersprießliches erreicht werden; daher an diese Alle die freundliche

und bringende Bitte, durch baldigste Einsendung von Mittheilungen, seien es ausführlichere Aufsätze, seien es kürzere Nachrichten, das Unternehmen möglichst zu fördern.

Alle Mittheilungen für das Leipziger Kreisblatt, die auf Verlangen honorirt werden, erbitten wir uns durch die Post unter der Adresse: „An die Redaction des Leipziger Kreisblattes in Leipzig.“

Bekanntmachungen aller Art werden sobald als nur immer möglich aufgenommen, und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit sechs Pfennigen berechnet.

Der Preis beträgt jährlich 2 Thlr., halbjährig 1 Thlr., vierteljährig 12 Gr. In Leipzig werden Bestellungen in den Expeditionen: Alter Neumarkt, große Feuerkugel, 1 Treppe und Quergasse Nr. 1249, die von früh 7 bis Abends 7 Uhr geöffnet sind, angenommen, und können die Blätter Abends 7 Uhr abgeholt werden; auch ist die Einrichtung getroffen, sie den in Leipzig wohnenden Abonnenten zuzusenden. Den Debit für auswärts hat die königl. Zeitungsexpedition in Leipzig übernommen, an die sich die Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen.

Leipzig, im December 1837.

Der Herausgeber:
Dr. R. A. Espe.

Der Verleger:
J. A. Brockhaus.

Sternberg's Palmyra.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagais.

Von

Freiherrn A. v. Sternberg.

Wellinpapier. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 20 Gr.,
oder 3 Fl.

Schon lange hat das Publicum die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, dessen neuestes Werk wir hier anzeigen, erkannt und lieb gewonnen. Mit vorzüglichem Glück weiß er das Märchenhafte, das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespieler entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Geheimnisse des Spielbergs.

Denkwürdigkeiten

eines

österreichischen Staatsgefangenen,

sein Proceß

vor der österreichischen Untersuchungscommission gegen geheime Verbindungen zu Mailand,

und

seine Schicksale auf dem Spielberge in Gemeinschaft mit dem Grafen Gonsaloneri.

2 Bände. 2 Thlr.

Neues englisches Lesebuch.

Die Verlagehandlung glaubt einem fühlbaren Mangel abzuhelfen, indem sie der deutschen, die englische Sprache studirenden Jugend ein mit Anmerkungen und einem Wörterbuche ausgestattetes englisches Lesebuch bietet, welches, wie die Ver-

schichte des großen Eroberers von Mexico, Alles in sich vereinigt, was jugendliche Gemüther ansprechen muß, und zugleich Alles ausschließt, was auf sie nachtheilig einwirken könnte. Es führt den Titel:

L I F E

OF

HERNAN CORTES.

BY

**DON TELESFORO DE TRUEBA
Y COSIO.**

THE

**ANNOTATIONS, THE DICTIONARY, AND THE
CORRECTION OF THE PRESS**

BY

JOHN SPORSCHIL.

Preis 18 Groschen.

Andreas Hofer

und der

letzte Kampf der Tiroler

im Jahre 1809.

Historisch-romantisches Gemälde

von

S. C. H. Delani.

3 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Vertraute Briefe

über

O e s t r e i c h,

von

einem Diplomaten, der ausruht.

2 Bände. 2 Thlr.

Erlebnisse und Abenteuer

eines Seesoldaten

von der

kaiserlich französischen Garde
in Spanien und England.

2 Bände. 2 Thlr.

Reise- und Lebensskizzen

nebst
dramaturgischen Blättern

von
Friedrich Heine.
Erster Theil.
B o h m e n .
1 Thlr. 12 Gr.

In unterzeichnetem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,
zum ersten Male bekannt gemacht

von
Eduard Gerhard.
Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81—120. Grossfolio.
Preis 6 Thlr. 8 Gr., oder 10 Fl.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern und übertrifft, bei kunstgerechter Grösse und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu erhalten:

Der Hohenstauffen.

Nach der Natur aufgenommen und gemalt

von
C. Frommel.

In Stahl gestochen

von
C. Frommel und Henry Winkles.

Mit einem historischen Texte

von
Wolfgang Menzel.

Grossfolio. Auf feinstes Colombierpapier gedruckt. In Umschlag.

Preis des Ganzen:

1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein. Abdrücke auf chines. Papier 1 Thlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr. Rhein.

Der Hohenstauffen, dieses erhabene Denkmal einer großen Vorzeit, an welches sich eine Fülle von Erinnerungen knüpft, die Wiege eines deutschen Heldengeschlechts, entbehrt, von Geschichtsschreibern und Dichtern gleich sehr verherrlicht, bisher noch immer einer bildlichen Darstellung, die, in jedem Betracht des Gegenstandes würdig, neben ihrer Schönheit und Vollendung auch in der Form ansprechend und durch einen sehr mässigen Preis allgemein zugänglich wäre. Der ausgezeichnete Künstler hat die Aufgabe: unbegabter der localen Treue und einer tiefen Naturwahrheit (bei Stahlstichen so selten) in Charakter und Stimmung auch die dem Bilde inwohnende ernste Idee anzudeuten — auf das glücklichste gelöst. Dem sinnigen Beschauer nach jeder Beziehung Genuss und Befriedigung bietend, wird das meisterhafte Blatt durch seine malerische Wirkung, wie durch seinen technischen Gehalt überhaupt, eine der ehrenvollsten Stellen im Gebiete der landschaftlichen Kunst ansprechen dürfen und jedem Zimmer eine vertraute Stütze werden. Die werthvolle Begleitung, welche dem Blatte durch die in lebendigen und kräftigen Zügen entworfene historische Skizze eines unserer geistreichsten Geschichtsschreiber zu Theil geworden, kann dem Unternehmen nur eine weitere Bürgschaft verleihen.

Im December 1837.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werkes eine mannichfaltige Bilderschaue an Götter- und Heroenabstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Hefen neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, größtentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einflussvoll auf den Umschlag gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Beim Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar ist im November 1837 erschienen:

Wörterbuch

der

Naturgeschichte,
dem gegenwärtigen Stande der Botanik, Mineralogie und Zoologie angemessen.
11ten Bandes 1ste Hälfte, Bogen 1—17, und Register Bogen 61—63.

Naats — Oceanides.

Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Von der zweiten unveränderten Ausgabe sind bis jetzt 2 Bände, in 4 Lieferungen, versendet worden, und werden wir alle 2 Monate eine Lieferung folgen lassen.

N IV.
Neuigkeiten und Fortsetzungen,
 versendet von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

1837. October, November und December.

(Nr. I dieses Verzeichs, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXVI; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXXI desselben.)

68. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. 1sten Bandes 4tes (letztes) Heft. Gr. 8. 16 Gr.

Der erste Band vollständig 2 Thlr. 16 Gr.

69. **Augusteum**. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilhelm Adolf Becker. 13tes Heft. Grossfolio. Taf. CXLIII — CLIV und Text Bogen 23 und 24 (in gr. 8.). In Umschlag. Subscriptionspreis 1 Thlr. 21 Gr.

70. —, 14tes (letztes) Heft. Taf. CLV — CLXII und Text Bogen 25 — 29. In Umschlag. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

1stes bis 12tes Heft, 1832 — 34, kosten im Subscriptionspreise jedes 1 Thlr. 21 Gr.

71. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk**. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit Abbildungen und Landkarten. Zweiter Band: F — L. 6te und 7te Lieferung. — Dritter Band: M — R. 1ste und 2te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

72. **Encyklopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis**, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Meist. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten, namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrten Auflage. 3tes (letztes) Heft. (Lipoma testiculi — Zymosis.) Gr. 8. Jedes Heft im Subscriptionspreis 20 Gr.

73. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. G. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818 — 37. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A — G, herausgegeben von J. G. Gruber. 2ster Theil. Nachträge: Dacia — Dalura — Wiatraina und E — Ebergassing.

Zweite Section, H — N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. 1ster Theil. Jacobia — Iba.

Dritte Section, O — Z, herausgegeben von M. F. G. Meier und E. F. Kämpf. 1ter Theil. Pacholense — Palermo — Solde.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Schreibpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Schreibpapier im größten Quartformat mit breitem Stagen (Pracht-exemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigen Bedingungen gestellt.

74. **Ersch (Johann Samuel)**, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, von verschied-

nen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Viertes Band. 2te Abtheilung. Literatur der verwichenen Schriften. Neue fortgesetzte Ausgabe von Chr. Anton Geissler. Gr. 8. (Als Rest.)

4 Bände, 1832 — 37, 12 Thlr., Schreibpapier 16 Thlr., Schreibpapier in 4. 24 Thlr. — Die noch fehlende 2te Abtheilung des 2ten Bandes, die Literatur der schönen Künste enthaltend, erscheint im nächsten Jahr.

75. **Der Erzbischof von Köln** Clement August von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Geh. 8 Gr.

76. **Feinsius (Wilhelm)**, Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band. Herausgegeben von Otto August Schulz. 11te Lieferung. Enthaltend: zweite Abtheilung, Bogen 86 — 45. (Sonntag — Vellejus.) Gr. 4. 20 Gr. Schreibpapier 1 Thlr.

77. **Repertorium der gesamten deutschen Literatur für das Jahr 1837**. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. 14ter Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

78. **Leipziger Allgemeine Zeitung**. 1837. October bis December. 92 Nummern (1 — 2 Bogen). Hochquart. 2 Thlr. 12 Gr.

Ungemein wohlfeiles Wörterbuch der deutschen Sprache, 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr., für 80 — 90 Bogen in Lexikonformat.)

Prof. Hertel's
Grammatisches Wörterbuch
 der
 deutschen Sprache,

wobei zugleich Abstammung, Laut- und Stamverwandtschaft, Sprachreinigung und Wortneuerung beachtet wird; in zwei Bänden, jeder zu zwei Abtheilungen. Dritte vermehrte Auflage. Gr. 8. München bei Fleischmann. Subscriptionspreis für jede Abtheilung 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Dieses ungemein reichhaltige Wörterbuch, dessen 2te Abtheilung soeben versandt worden, ist jedem Geschäftsmanne und Jedem, der nur einigermaßen auf Bildung Anspruch machen will, durchaus unentbehrlich. Wir laden um so mehr zu schleuniger Bestellung auf dasselbe ein, da der wohlfeile Preis mit dem Erscheinen der 4ten und letzten Abtheilung aufhört.

In allen soliden Buchhandlungen wird Subscription angenommen auf

Immanuel Kant's Werke,
 vollständige, sorgfältig revivirte Gesamtausgabe
 in 10 Bänden,
 nebst dem in Stahl gestochenen Portrait und dem Facsimile Kants.

Preis für den Bogen nur 1 gGroschen.
 Um dem Publicum die Anschaffung zu erleichtern, erscheint alle 4 Wochen eine Lieferung von 12 Bogen à 12 Groschen (= 15 Sgr. = 45 Kr. Conv. = 54 Kr. Rhein.). Die erste Lieferung ist bereits versandt und in allen Buchhandlungen einzusehen, woselbst auch ausführliche Prospekte gratis ausgegeben werden.

Leipzig, den 15. December 1837.

Modes und Baumann.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Be richt über die im Laufe des Jahres 1837 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster Band. (In 4 Hefen.) Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

2. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 13 Gr.

3. Anleitung zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 45 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Diese beiden Werken bilden die erste und zweite Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste“. Der erste Band, enthaltend: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik (6 Gr.) — Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.) — Pneumatik (6 Gr.) — Akustik (6 Gr.) — Pyronomie (6 Gr.) — Optik (6 Gr.) — Electricität, Galvanismus und Magnetismus (6 Gr.), mit 211 Abbildungen (1836), kostet 2 Thlr.

4. Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilhelm Adolf Becker. Vierzehn Hefte. Grossfolio. 1832—37.

Derzehntes Heft. Tafel CXLIII—CXLIV und Text Bogen 23 und 24 (in gr. 8.). In Umschlag. Subscriptionspreis 1 Thlr. 21 Gr.

Derzehntes (letztes) Heft. Tafel CLV—CLXII und Text Bogen 25—29. In Umschlag. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Das erste bis zwölfte Heft, 1832—37, kosten jedes im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr. Das vierzehnte Heft wird auch als Supplement zur ersten Auflage zu 2 Thlr. 12 Gr. einzeln gegeben.

5. Beer's (Michael) Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Michael Beer's sämtliche Werke in Einem Bande erschienen 1835 und kosten 4 Thlr.

6. Bericht vom Jahre 1837 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte für 1835 und 1836 haben gleichen Preis.

7. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, sowie der bedeutendsten Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erschei-

nender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit alphabetischen und systematischen Registern. Zweiter Jahrgang. 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. 3 Thlr.

Der erste Jahrgang, 53 Nummern mit alphabetischen und systematischen Registern, kostet 2 Thlr. 18 Gr.

8. Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. David Schirmer, Zacharias Kundt, Philipp Jesen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Erstes bis zwölftes Bändchen, 1822—31, kosten 16 Thlr. 8 Gr.

9. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis vierter Band. Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen überfetzt durch Dietrich Wilhelm Soltan. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung. Vier Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

10. —, 23ter, 24ter Band. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen überfetzt. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

11. —, 25ter, 26ter Band. Die Verlobten. Eine maltesische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneut von Alessandro Manzoni. Aus dem Italienischen überfetzt von Eduard von Bülow. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände enthalten Goldsmith's Landprediger von Wakefield, Le Sage's Gil Blas, Quevedo's Grissheim, Fielding's Tom Jones, Holberg's Nim's Wallfahrt in die Unterwelt, Foscolo's Briefe des Jacopo Ortis, Boccaccio's Decameron, Frau von Staël's Delphine, und kosten samt 13 Thlr. 8 Gr.

zusammengenommen jetzt nur acht Thaler.

Jeder Roman ist im Ladenpreise auch einzeln zu haben.

12. Bidder (F. H.), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. Dorpat. 1836. Geh. 20 Gr.

13. Bilder: Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. Gr. 4. 1834—37. Cart. 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band: F—L. Erste bis siebente Lieferung.

Dritter Band: M—R. Erste und zweite Lieferung.

Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise 6 Gr.

Die Vollendung des Bilder: Conversations-Lexikons schreitet jetzt rasch vor, indem der zweite und dritte Band gleichzeitig gedruckt werden.

14. Altdutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
- Der erste Band in 4 Hefen (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.
15. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
16. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Zwölf Bände. Achte Originalausgabe. Gr. 8. 1833 — 37. Subscriptionspreis auf Druckpapier 16 Thlr., Schreibpapier 24 Thlr., Wellpapier 36 Thlr.
- Das Conversations-Lexikon ist noch längerer Zeit einmal wieder vollständig und noch im Subscriptionspreise zu haben. Auch ist es durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Wellpapier zu beziehen.
17. Göttermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823 — 32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Geh. 4 Thlr.
18. — —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Geh. 4 Gr.
19. Ehrenbaum (J.), Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.
20. Eichthal (Gustave d'), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Mit einer Karte.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
21. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818 — 37. Gr. 4. Cart. Erste Section, A — G, herausgegeben von J. S. Gruber. Erster bis neunundzwanzigster Theil.
- Zweite Section, H — N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis vierzehnter Theil.
- Dritte Section, O — Z, herausgegeben von M. S. G. Meier und E. F. Kämp. Erster bis neunter Theil.
- Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Wellpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Wellpapier im größten Quartformat mit breiten Stegen (Pracht-exemplare) 15 Thlr.
- Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.
22. Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite stark verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1856 — 37. Subscriptionspreis 10 Thlr.
23. — —, Dasselbe. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten, namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrten Auflage. Gr. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.
24. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. P. v. Strombeck. Viertes Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Eimbau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.
- Der erste bis dritte Band, 3te Auflage, 1830, kosteten 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; alle 4 Bände zusammen jetzt nur 5 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr. 16 Gr.

25. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, von verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Viertes Band. Zweite Abtheilung. Literatur der vermischten Schriften. Neue fortgesetzte Ausgabe von Chr. Anton Geissler. Gr. 8. (Alte Rest.)
- Neun Bände, 1822 — 37, 12 Thlr., Schreibpapier 18 Thlr. Schreibpapier in 4. 24 Thlr. — Die noch fehlende zweite Abtheilung des zweiten Bandes, die Literatur der schönen Künste enthaltend, erscheint im Jahre 1838.
26. Der Erzbischof von Köln Clemens August von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Geh. 8 Gr.
27. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Erste bis erste Lieferung. Adalard — Vollejus. Gr. 4. 1836 — 37. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.
- Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812 — 30, sind noch für den ermäßigten Preis von 20 Thln., sowie auch einzelne Bände billig zu erhalten.
28. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Bäderreisende. Zwei Theile. Mit Karten und Plänen. Erstes Heft: Brunnen- und Bäderdiätetik für Gurgäste. 12 Gr. — Zweites Heft: Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Karten und einem Plane. 8. Geh. 20 Gr.
- Das Ganze wird in 8 — 10 Hefen erscheinen.
29. Hübner (Johann), Zwei Mal zweihundertfünfzig ausserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament, zum Besten der Jugend abgefaßt. Auf's Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Jonathan Lindner. Die 103te der alten, oder die vierte der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 8 Gr.
30. Jks. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Dlem. Jahrgang 1837. Zwölf Hefte. Mit Stein Tafeln. Gr. 4. 8 Thlr.
31. Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Gr. 8. Geh. 12 Gr.
32. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriss der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 18 Gr.
33. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Reicht den Redensarten der Deutschen Jesuiter und Aller Praktik Grossmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. (In vier Lieferungen.) Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.
34. Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 Gr.
- Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835“, zwei Theile, 1836, kostet 6 Thlr.
35. Leopardi (Graf Giacomo), Gesänge, nach der im Florenz 1831 erschienenen Ausgabe überfetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.
36. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Roter Theil. Gr. 8. 8 Thlr.

37. **Roß (Georg Friedrich)**, Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und blättersch-medicinischer Hinsicht; nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Werk ist in dieser dritten Auflage in meinen Verlag übergegangen.

38. **Müller (Wilhelm)**, Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müllers begleitet von Gustav Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

39. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Fünfter Jahrgang 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Erster Jahrgang, 52 Nummern, 1 Thlr. Zweiter Jahrgang, 52 Nummern, 1 Thlr. Dritter Jahrgang, 52 Nummern, 1 Thlr. Viertes Jahrgang, 52 Nummern, 1 Thlr.

40. — für Kinder. Viertes Jahrgang. 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. 1 Thlr.

Der erste bis dritte Jahrgang haben gleichen Preis.

41. **Raumer (Karl von)**, Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die sauber gestochene Karte kostet einzeln 6 Gr. Die zweite sehr vermehrte Auflage von Raumer's Palästina ist bald im Druck bereit.

42. — (Rudolf von), Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

43. **Repertorium der gesamten deutschen Literatur** für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Elfter bis vierzehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

44. **Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg.** (Ex apibus mel & cera.) Mit einer Abbildung. 8. Geh. 1 Thlr.

45. **Kobspierre.** Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

46. **Schopenhauer (Johanna)**, Richard Wood. Ein Roman. Zwei Hefte. 8. 4 Thlr.

47. —, Die Tante. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bändchen. 16. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

48. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von Dr. Grand. Zweiter Jahrgang. Mit fünf Kupfern und einem Facsimile. 8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr.

49. **Historisches Taschenbuch.** Mit Beiträgen von Barthold Jacob, Schubert, Voigt, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, 1830—34, sind zusammen von 3 Thlr. 16 Gr.

auf 5 Thlr. im Preise ermäßigt, einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte Jahrgang aber jeder 2 Thlr.

50. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit J. G. von Seidlitz's Bildniß und sechs Stahlstichen. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

v. Seidlitz's Bildniß, in schönen Abdrücken in gr. 4., kostet einzeln 6 Gr.

Im Preise herabgesetzt

Alle die Jahrgänge der Urania für 1830—34 und kosten statt 10 Thlr. 6 Gr. nur fünf Thaler. Einzeln sind sie, so weit der Vorrath reicht, zu 1 Thlr. 8 Gr., die Jahrgänge 1835, 1836 und 1837 jedoch nur zu 2 Thlr. jeder zu haben.

51. **Wenke (Karl Wilhelm)**, Die Natur, der Mensch und sein Wissen. An die Naturforscher und Denker des 19. Jahrhunderts. Die Vorrede seiner Schriften. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

52. **Burm (G. J.)**, Das Königl. hanoversche Patent, die deutschen Stände und der Bundestag. Publicistische Skizze. 8. Geh. 8 Gr.

53. **Zeitgenossen.** Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Sechsten Bandes drittes bis sechstes Heft. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

54. **Allgemeine medicinische Zeitung.** Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1837. Wöchentlich zwei Nummern von einem Bogen. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

55. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** (Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von einem Bogen nebst Beilagen von einem halben bis einem Bogen.) Geh. 4. Vierteljährliche Pränumeration 2 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Verlage der Hofbuchhandlung in Rudolstadt habe ich den Vorrath des folgenden Werkes an mich gekauft:

Roback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Mit getreuen Abbildungen der vornehmsten Gold-, Platin- und Silbermünzen aller Länder, in 380 Münzbildern auf 119 Tafeln. Drei Abtheilungen. Gr. 8. Rudolstadt. 1835. Geh. 6 Thlr. 18 Gr.

Im Verlage von A. Campe in Hamburg ist erschienen und sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung durch mich zu beziehen:

Eloyb (J. G.), Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutschland. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Fünfte verbesserte Auflage. 8. 22 Gr.

Le Portfollo, ou Collection de documents politiques relatifs à l'histoire contemporaine. Traduit de l'anglais. Tome I—V. (Nos. 1—41.) Hamburg, Campe. 1836—37. Geh. 10 Thlr. 12 Gr.

Schließlich erlaube ich mir Freunde gediegener, ununterhaltender Lecture, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken auf eine

Sammlung von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus meinem Verlage

aufmerksam zu machen und zur Benützung der äusserst vortheilhaften Bedingungen, worüber das Verzeichniß, welches durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen ist, nähere Auskunft gibt, aufzufodern.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) — 26. Das Gefecht bei Rogent. — 27. Das Gefecht bei Echelle. — 28. Das Gefecht bei Echelle, Cormeron und Lunay. II. Feldzug in Neapel und Sicilien, in den Jahren 1734 und 1735. (Schluß des ersten Abschnittes.) III. Übersicht der ägyptischen Streitkräfte. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder 3 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 3 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Auch im Jahre 1838 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift ununterbrochen fortgesetzt und bei dem Reichthume an wichtigen Materialien, sowie dem Bestreben der Redaction, nur Gediegenes zu geben, wird auch dieser künftige Jahrgang den anerkannten Werth dieser Zeitschrift nur vermehren.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 29ten December 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Sewald's Theater-Revue für 1838.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine Theater-Revue.

Herausgegeben
von

August Sewald.

Dritter Jahrgang für 1838.

Mit dem Portrait der Demoselle Staudenrauch.

Gr. 8. Cartonirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.
Die ehrenvolle Anerkennung, welche sich dieses junge Institut bereits im ganzen Publicum erworben, sowie die besondere Theilnahme der Kunstwelt, die sich ihm zugewendet hat, überheben uns hier, den Zweck desselben nochmals darzulegen und sein übermüthiges Vorübergehen mit lobenden und anpreisenden Worten zu begleiten. Es ist als ein gewichtiger Beitrag zu einer Kunstgeschichte des modernen Theaters zu betrachten und wird in seiner Gesamtheit als ein umfassendes dramaturgisches Werk von mehr als vorübergehender Dauer sein. Wie sehr der Herausgeber es versteht, die mannichfachen Interessen in seinem Bereiche anzuregen und das ihm zugewiesene Feld nach allen Richtungen hin auszubenten, wird die Mittheilung des Inhalts dieses Werkes am besten darthun.

1 8 3 8.

- 1) Aus den Tagebüchern Costenoble's, des im vergangenen Sommer verstorbenen Regisseurs des k. k. Hofburgtheaters in Wien.
- 2) Vertraute Briefe, geschrieben aus einem Dorfe bei Paris von H. Heine an den Herausgeber.
- 3) „In die Scene setzen“. Von August Sewald.
- 4) Andreas Gryphius. Von M. Honel.
- 5) Curiositäten.

1 8 3 7.

- 1) Die hamburger Oper von 1678 — 1728. Von Dr. A. Peucer.
- 2) Mabel's Theaterentheile. Mitgetheilt von R. A. Barnhagen von Enst.
- 3) Theaterwesen in England. (Zweite Abtheilung.) Von Dr. B. Seyffarth.
- 4) Das Theater in Frankreich in den letzten sechs Monaten des Theaterjahres. Ein Sendschreiben an den Herausgeber von Jules Janin.
- 5) Künstlerportraits. Skizzen von August Sewald.
- 6) Die Vormundschaft. Lustspiel von B. A. Gerle und Uffo Horn.
- 7) Vergleichende Uebersichten. Von August Sewald.
- 8) Theatercuriositäten.

Mit dem Bildnisse der k. k. kaiserlichen Hofhauspielerin Julie Rettig.

1 8 3 6.

- 1) Ludwig Tieck und das deutsche Theater. Von Dr. G. Schlegel.
- 2) Theaterwesen in England. (Erste Abtheilung.) Von Dr. B. Seyffarth.
- 3) Hamlet in Wittenberg. Umriss von R. Guckow.
- 4) Seydelmann und die Theaterrecensenten. Von August Sewald.
- 5) San Carlino, das komische Volkstheater in Neapel. Von B. Menzel.
- 6) Mittheilung Nationalbühne, nach der Gottsched'schen Sammlung in Weimar. Von Dr. A. Peucer.
- 7) Vergleichende Uebersichten. Von August Sewald.

- 8) Das böhmische Schauspiel zu Prag.
- 9) Ein Halbjahr der pariser Theater.
- 10) Theatercuriositäten.

Mit Seydelmann's Bildnis.

Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Interessante Neuigkeit.

Soeben ist in der Joh. Palm'schen Verlagsbuchhandlung zu Landshut erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Franz Paula von Gruithuisen's

(Professor zu München u.)

Kritik der neuesten Theorien der Erde, und Sieg der Natur über dieselben.

Für Geologen, und überhaupt für Naturhistoriker, Physiker und Astronomen.

Gr. 8. Brosch. Preis 8 Gr., oder 30 Kr. Rhein.

Über dieses geistvolle Schriftchen etwas Empfehlendes zu sagen, hält die Verlagsbuchhandlung nicht für nöthig. Was es enthält, bezeichnet der Titel ganz genau, und daß der Inhalt ausgezeichnet sei, dafür bürgt der Name des berühmten Herrn Verfassers, den alle Gelehrten nur mit hoher Achtung nennen. Nur die Bemerkung wollen wir uns noch erlauben, daß dieses Schriftchen gleich interessant und wichtig für Geologen, Naturhistoriker, Physiker und Astronomen wie für gebildete Laien ist.

Im Verlage von Pietro Del Vecchio in Leipzig ist soeben erschienen und durch jede solide Kunst- oder Buchhandlung zu beziehen:

Das sprechend ähnliche Portrait des jetzt in Leipzig anwesenden

Hofraths Dr. Dahlmann

(mit Facsimile)

nach dem Leben auf Stein gezeichnet von F. A. Pecht, einem der geschicktesten Mitarbeiter des bekannten Dresdener Galeriewerks, gedruckt von Fr. Hanffsängl aus München.

Der Verleger hat nichts veräußert, um den Berechnern Dahlmann's ein hinsichtlich Ähnlichkeit, Druck und Papier gleich ausgezeichnetes Portrait, an dem es bisher gemangelt hat, zu liefern.

Preis 18 Gr. auf weißem, und 1 Thlr. auf chinesischem Papier.

Bei Mezler in Stuttgart erschien soeben:

Männer'schule

von Balthasar Gracian. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Kölle. 12. Geh. Preis 20 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Ein 1658 zu Larragona gestorbener Jesuit gibt hier Regeln des Verkehrs mit Männern, welche nicht bloß zu flüchtigem Genuße, vielmehr zu wiederholtem Benutzen und Durchdenken dienen mögen. Gereiften Männern wird diese geistvolle Schrift ein werth bleibendes Geschenk sein. Vorräthig in jeder Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1837. Monat September, oder Nr. 70—78. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

A n k ü n d i g u n g.

Der zweite Jahrgang des

Leipziger Kreisblattes

erscheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung, und es wird dasselbe wöchentlich dreimal, Montags, Mittwochs und Freitags Abends, in einem halben Bogen auf seinem weißen Maschinenpapier ausgegeben.

Während die erste Abtheilung des Blattes, wie bisher, für die Bekanntmachungen und Anordnungen der königlichen hohen Behörden bestimmt bleibt, soll die andere Abtheilung lediglich der Besprechung vaterländischer und das Vaterland berührender Angelegenheiten und Ereignisse gewidmet sein und dem gesammten Publicum einen Sprachsaal bieten zum Austausch der Ideen und Erfahrungen, zur Ausgleichung verschiedener Ansichten und zur endlichen Verständigung.

Alle Mittheilungen für das Leipziger Kreisblatt, seien es ausführliche Aufsätze, seien es kürzere Nachrichten, sind höchst willkommen und werden auf Verlangen honorirt.

Bekanntmachungen aller Art finden möglichst baldige Aufnahme und es wird der Raum einer gespaltenen Zeile mit sechs Pfennigen berechnet.

Der Preis beträgt jährlich 2 Thlr., halbjährig 1 Thlr., vierteljährig 12 Gr. In Leipzig werden Bestellungen in den Expeditionen: Alter Neumarkt, große Feuerkugel, 1 Treppe, und Quergasse Nr. 1249 angenommen und können die Blätter Abends 7 Uhr abgeholt werden; auch ist die Einrichtung getroffen, sie den in Leipzig wohnenden Abonnenten zuzusenden. Den Debit für auswärts hat die königl. Zeitungs-Expedition zu Leipzig übernommen, an die sich die Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen.

Leipzig, im Januar 1838.

Der Herausgeber:

Dr. R. A. Espe.

Der Verleger:

F. A. Brockhaus.

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind sieben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Karl v. Hailbronner.

Zweiter und dritter Band.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde.

Der zweite Band enthält: Kopenhagen. — Schweden. — Den Trollhättas- und Östhamnäl. — Stockholm. — Dalekarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm

nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Rhenberg. — Wien. — Die östreichische Armee.

Der dritte Band: Die Bora. — Benedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Befehl.

Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch und noch Mehren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenben. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als feingebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe undefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in ebenso klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Übergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht grade Cartons für den Kenner ein ganz bes-

sonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Überall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Stagesage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborener Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höhern Welt aus interessantesten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dies Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Überraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit Kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gebiegenen Inhalte entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselebhhaber, sondern auch in ausgebehn-tem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schriftsteller und Buchhändler, Componisten und Musikverleger, Künstler und Besitzer von Kunsthandlungen, welche sich über ihre Berechtigung unterrichten wollen, endlich alle richterliche Beamte, welche über literarische oder artistische Verhältnisse zu entscheiden haben, mache ich aufmerksam auf folgende soeben bei mir erschienene Schrift:

Das königl. preussische Gesetz vom 11ten Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung.

Dargestellt in seinem Entstehen und erläutert in seinen einzelnen Bestimmungen aus den amtlichen Quellen durch Dr. Julius Eduard Hitzig.

VIII und 122 Seiten. 8. Sauer brosch. 12 Gr.

Dem Herrn Verfasser sind, wie aus dem Titel und der Vorrede hervorgeht, die amtlichen Quellen zur Commem- tirung des für Wissenschaft und Kunst so wichtigen Gesetzes vom 11ten Juni eröffnet worden, es wird also keiner weiteren Empfehlung seiner Schrift bedürfen.

Ferdinand Dümmler in Berlin.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1837.

Größere Aufsätze.

Reisestücken aus Frankreich. 1) Reise von Paris nach Bordeaux. 2) Aufenthalt in Bordeaux. Das Kloster auf dem Berge Sinai. Die Rioboco-Compagnie. Ansichten von Pesth. 1) Das Äußere der Stadt. 2) Öffentliches Leben und Treiben. 3) Gasthöfe und Kaffeehäuser. 4) Der Donaustrand. 5) Waarenlager und Ausstellungen. 6) Häusliches Leben. 7) Gewerthätigkeit. 8) Das Stadtwaldchen. 9) Die Brücke. Aphorismen aus dem Völkerleben: Die Schrazie im Sudan. Einfluß des Klimas. Über den Einfluß der europäischen Civilisation auf Aken. Historische Erzählungen der Rabschputen. 2) Geschichte Pertap Sing's und Barnat's. Die Ruinen von Selmaunt. Die Stadt Buffalo. Die Gouverneure von Kousabwales. Gelehrte Gesellschaften in Agypten. Die Priesterherrschaft in Nordamerika. Erster Artikel. Südamerikas Schätze. Französische

Gerichtsverhandlungen: Der Mörder Koufel. Über die Alterthümer in Samian. Sitten und Gebräuche in Northumberland. Die Russen im Kaukasus. (Mit einer Karte der kaukasischen Provinzen.) Die chinesische Katarei und Khoten. Der Ackerbau in Indien. 1) Lage des Ackerbauers. 2) Kulturpflanzen. Erinnerungsbilder auf Südamerika. I. II. Ein Besuch in den Katakomben von Paris. Über den alten Handel zwischen Indien und Arabien. Etwas über die Bende. Schweden: (Aus der Reisekarte eines deutschen Touristen.) Wissenschaftliche Ergebnisse der Reise der Bonite. Der agrarische Volksstamm. Dilettanten. (Aus der Reisekarte eines deutschen Touristen.)

Chronik der Reisen.

Schreiben des Dr. Reit aus Chartum. Aus den Reise- schilderungen eines Nordamerikaners im steinigten Arabien. Wanderungen in Serbien. Reise durch die Moldau und Bala- lachei im Sommer 1837. Schreiben des Professors Sjögren aus Lissä.

Kleinere Mittheilungen.

Geologische Notizen: Eine neue Sauriergattung; über die Identität des neuen rothen und des bunten Sandsteins. Erd- beben im Departement Calvados. Sinken der westlichen Küste von Grönland. Erdtemperatur in Sibirien. Verbreitung der Gerste im Norden. Nachgrabungen bei Politiers. Die östreichische Marine. Sicherheitschiffe. Der Eroglodyptenaffe. Über die Localität der Pest. Die Höhlenstädte in der Arim und im Kau- kasus. Nachlaß eines Großwessirs. Schulen im Seinebdeparte- ment. Literarische Notizen: Wignat beabsichtigt ein Werk über die Reformation; über heterurische und umbrische Münzen; Werk über die Kathedrale in Lund; Ustrialow's Geschichte von Rus- land; Werk über die spanische Armeria; ein Manuscript über die genter Unruhen unter Karl V.; Auffindung von Ma- nuscripten über die erste Theilung Polens. Der Rakru oder Guineawurm. Die kleine Post in London. Stand der Eisen- bahnen in England. Zustand der Typographie in Schweden. Indianische Salanterie. Einfluß desmonds auf das Holz. Mosaisarbeit in Russland. Theobl. Gefährdung vieler Schiffe durch die Bewohner der Südpoleisen. Unterrichtsanstalten in Algier. Den zur Feikung der Wagen. Ein Frontenhareim in Konstantinopel.

Inhalt des Literaturblattes.

Die deutsche Romantik und der englische Geschmack. Jac- ques, von George Sand. Missionshymnen, aus dem Englischen der amerikanischen Dichterin Miss Sigourney. Walter Scott über Lord Byron. Schiller's Don Carlos ins Englische über- setzt. Ältere und neuere englische Poesie. Scherzhafte Sonette von Gasts. Dogmatische Controversen in England. Neugriechi- sches: Lied von Christophoulos. Die Memoiren des Teufels. Garrel's schriftstellerische Eigenthümlichkeit. Die Prinzessin, von Lady Morgan. Reise ins Schlaraffenland, von Béranger. Eine Caprice, von Alfred de Musset. Alessandro Manzoni. Zweiter Artikel.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Thespis.

Originalspiele für die deutsche Bühne

von

Friedr. Clemens Gerke.

Erster Band.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Auswanderer am Ohio, Lustspiel in fünf Aufzügen.

Das Pöpschen, Lustspiel in zwei Aufzügen.

Das Automat, dramatische Skizze.

Dieser erste Band, dem nächsten ein zweiter folgen wird, enthält das Lustspiel: Die Auswanderer, welches bereits auf dem Stadttheater zu Hamburg gegeben und von mehreren der angesehensten Bühnen zur Aufführung angenommen worden ist.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. December. Nr. 244 — 248.

Nr. 244. Die deutschen Zollvereine. (Fortsetzung.) Der Kampf mit dem Alligator. Neue Holzverföhlungsanstalten. * Albany. Das Kreisstrahl. Zur Statistik des Handelsverkehrs in Rischnei-Kowgorod. Das Land Iskarboh. * Bilder aus Rom. IV. — Nr. 245. * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXXII. Leopold, Fürst zur Lippe. Die deutschen Zollvereine. (Bechluss.) — * Bilder aus Rom. V. Reiseabenteuer in Canada. Der Salzberg in Cardona in Spanien. * Fischerei in Nordamerika. — Nr. 246. * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXXIII. Georg Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe. Die Krim. Leberwaaren in England. * Belem. Lebensversicherungen. Einer der merkwürdigsten Redner unserer Jahrhunderte. * Bilder aus Rom. VI. — Nr. 247. * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXXIV. Georg Heinrich Friedrich, Fürst von Waldeck und Pyrmont. XXXV. Ludwig Wilhelm Friedrich, Landgraf zu Hessen-Homburg. Der Schmied zu Gredna-Green. Nagusa. * Das Kloster zu St.-Vincent bei Forca in Eissabon. Eisbereitung in Bengalen. Die Kathedrale zu Lund. Bilder aus Rom. VII. — Nr. 248. * Quebec am Eozengruss. Bilder aus Rom. VIII. Charakter und Sitten der Chinesen. Griechisches Klima. * Peter Vischer. Über die Abschaffung des Sklavenhandels. * Römische Asienkrüge. Militärische Organisation der Punde in Afrika. Der Dom von Köln.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1838.

J. A. Brochhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Novemberheft.

Inhalt: Perkins, über die Anwendung der pneumatischen Maschinen an Bergwerken und zu andern Zwecken. Pare, Beschreibung einer neuen Luftpumpe, welche entweder als solche, oder als Verdichter, oder auch als beides zugleich dienen kann, und mit deren Hilfe man einen Raum auspumpen, oder seinen Inhalt verdichten, oder ein Gas aus einem Raume in den andern schaffen oder auch durch eine Flüssigkeit treiben kann. Mit Abbild. Gassler's Versuche über den Ausfluss des Wassers durch Überfälle. Beschreibung einer in Niedersächsisch bei Koburg aufgestellten, nach der Idee von Leovier durch den herzoglich Koburgischen Kammerath Ludloff ausgeführten Wasserhebmachmaschine. Mit Abbild. Sharpe's Verbesserungen an den Vorrichtungen zum Sägen von Holz und andern Dingen. Mit Abbild. Beschreibung einer Schraubenschuppe zum Schneiden vollkommen flacher Gewinde. Mit Abbild. Englische tragbare Bohrmaschine für Mechaniker, beschrieben von Prof. Schneider. Mit Abbild. Schrapnel's Verbesserungen an den Leuchtzügen. Mit Abbild. Beschreibung eines Bleistift- und Federhalters von der Erfindung des Hrn. Cownd. Mit Abbild. Parlour's Verbesserungen an den Apparaten zum Skizziren und Zeichnen. Mit Abbild. Über Zeichenstifte zum Zeichnen auf Glas von der Erfindung des Hrn. E. B. Howlett, Hauptzeichner bei der Artillerie.

Brand's Verbesserungen im Abdampfen und Abkühlen von Flüssigkeiten. Mit Abbild. Berry's verbesserter Apparat zum Dörren, Baden und Köchen vegetabilischer Stoffe, besonders des Stärkemehls zur Fabrication von Gummi für Rattendruckerien, welcher auch zum Abdampfen von Syrupen anwendbar ist. Mit Abbild. Beschreibung des von den Herren Jametel und Lemare erfundenen Backofens. Mit Abbild. Monteth, Beschreibung der in Glosburn gebräuchlichen Kalköfen. Mit Abbild. Cooper's verbesserte Methode, verschiedene Verzierungen, Devisen und Farben auf Glas auszuführen. Sawkins' Verbesserungen in der Eisen- und Stahlfabrication. Bouchardat, über die Producte, welche man bei der Destillation des Kautschuks erhält. (Doppelte Kohlenwasserstoff. Kautschuk. Heven.) Miscellen. Preise, welche die Sociétés industrielle in Mülhausen in ihren Generalversammlungen vom 31sten Mai 1838, 1839 und 1840 zuertheilen wird. Über die große Verbindungseisenbahn zwischen Birmingham, Manchester und Liverpool. Bauanschläge der London-Birmingham-Eisenbahn. Einwirkungen an der großen Verbindungseisenbahn zwischen Birmingham und Manchester. Prof. Rollet's verbesserte Dampfmaschine. Tors zur Beheizung von Dampfbooten verwendet. Vistrucci's Erfindung in der Metallkunst. Veltter's neuer Hygrometer. Einfluss des Kupfers auf die Dehnbarkeit des Stahls. Über den Schwefelsäurestoff. Künstliche Bereitung des Dnanthäthers, welcher das Bouquet der Weine bildet. Über die Zusammensetzung einiger englischen und bairischen Biere. Reinigung der Maischbottiche in den Brauereibrennerien durch Kalk. Ausbringung von Flecken aus Kupferstichen und Büchern. Über das in China gebräuchliche Theed. Zur Handelsstatistik von Belgien.

Zweites Novemberheft.

Über die Bennet'sche Dampfmaschine. Mit Abbild. Packworth's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. Johnson, über einen von Hrn. S. Raub erfundenen Sicherheitsapparat für Dampfessel. Mit Abbild. Win's Verbesserungen an den Eisenbahnen und an den auf ihnen laufenden Wagen. Mit Abbild. Armstrong's Verbesserungen an der hydraulischen Presse, wodurch dieselbe allgemeiner zum Heben von Wasser und andern Substanzen, sowie auch als Triebkraft anwendbar wird. Mit Abbild. Regt's Verbesserungen an den Antern und an den zum Aufhängen derselben dienenden Apparaten, welche Verbesserungen auch auf die gewöhnlichen Anter anwendbar sind. Mit Abbild. v. Bode's Verbesserungen an den Anterwinden oder Spulen. Mit Abbild. Dobb's Verbesserungen an den Schießgewehren, welche zum Theil auch auf gewöhnliche und andere Kanonen anwendbar sind. Mit Abbild. Stodder's Verbesserungen in der Fabrication von Nieten, Schraubenbolzen und andern dergleichen Gegenständen. Mit Abbild. Harding's Verbesserungen an den Feder-, Bleistift- und Kreidehaltern. Mit Abbild. Young's Verbesserungen an den Büchsen und Rollen für Fenster, Schließfenster und andere Zwecke. Mit Abbild. Corbett's Verbesserungen an den Hasen. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Amédée Durand über die von Hrn. Pallatte in Paris erfundenen Gebläse mit ununterbrochenem Winde. Mit Abbild. Greig's verbesserte Methode mittels eines Cylinders oder einer Walze auf Baumwolle-, Seiden-, Flachs-, Hanf- oder Wolkenfabrikate oder auch auf Papier zu drucken und zugleich erhabene Dessins hervorzubringen. Mit Abbild. Buchanan's verbesserter Apparat zum Färben und zu andern ähnlichen Operationen. Mit Abbild. Brigley's verbessertes Zeugstiel für Papiermacher. Mit Abbild. Berry's Verbesserungen an den Gasmessern. Mit Abbild. Spilsbury's Verbesserungen in der Fabrication von kohlensaurem Natron. Mit Abbild. Über den Einfluss heißer und kalter Gebläse auf die Eigenschaften des Kohlestens. 1) Über die Stärke des kalt geblasenen Eisens in Vergleich mit dem heiß geblasenen. 2) Über die Zusammensetzung des kalt geblasenen Eisens in Vergleich mit dem heiß geblasenen. 3) Theorie der Wirkung der heißen Gebläse in den Hobbren. Über die Methoden, wodurch das Ausbleichen der Schrift von gebrauchtem Stempelpapier und die Verfälschung von öffentlichen und Privatacten verhütet werden kann. Aus einem Bericht an die pariser Academie. Über das Bleichen des alten Stempel-

patent. Aber die Verbesserung der Schiffsanordnungen. Beschreibung der geschlossenen und ungeschlossenen Linde. Über das Magasin'sche Sicherheitspapier. Kiderlen. Englische Patente. Remond's Verbesserungen an den Apparaten zum Erhitzen von Flüssigkeiten und zum Erzeugen von Dampf. Cochran's locomotive. Hrn. Gaharz's bewegliche Bahn. Über die Pacific-Eisenbahn. Über die Anwendung von Dampf bei Hochofenproceß. Über den Hochofenbetrieb mit Anthracit. Unzerstörbar gemachter Zin. Anthon's Bereitungsart eines reinen Nickerlörbes. Über ein neues baltisches Biersalz, welches sich in den Bleichfabriken bläuen bildet. Richtigungen zu gefährtem Feuer. Über die Benutzung von Steinöl zur Beleuchtung. Vorschritt zur Verfertigung einer Linde ohne Feuer. Zerfärbende Einwirkung des Kupfers auf die Linde. Weitere Notizen über Soufflet's Dampfbereitung.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz. Stuttgart und Augsburg, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Wagner'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wiederholte Prüfung der Eckenförderer Elementarschuleinrichtung, mit Rücksicht auf Dr. Diesterweg's Urtheil hierüber — über die Anwendung derselben bei dem Unterrichte in dem Gesange, der Gymnastik und Industrie — Grundzüge zu einer Beaussichtigung- und Beschäftigungsanstalt für die Jugend in größeren Städten. Mit 16 nähern Nachweisungen zur Beschreibung der Freischule zu St. Marien in Elmsburg, einer Tafel mit Figuren zur Gymnastik und 10 Tabellen zum Gesangunterrichte. Von C. Fr. S. Baumfelder, Oberlehrer in Dresden. Gr. 8. In Umschlag. Preis 16 Gr.

Th. Mundt's Weltfahrten.

Oben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Spaziergänge und Weltfahrten.

Von
Theodor Mundt.

Erster Band.

1. Briefe aus London. 2. Tagebuch aus Paris.

8. Elegant gebunden. 2 Thlr.

Diese lebendigen Skizzen, die unter einem begünstigten Aufenthalte des Verfassers in London und Paris entstanden, dürften als Übersetzungen zur Zeit- und Tagesgeschichte ein dauerndes Interesse anspornen, da sie wahre Culturbilder der Gegenwart sind und in einer klaren und pikanten Anschauung ein lebensgetreues Tableau der großen Welthauptstädte liefern. Es wird diese Bilder Niemand aus der Hand

legen, ohne sich über die wichtigsten Vorgelegenheiten des Tages und die berühmtesten Persönlichkeiten der Gegenwart darin auf eine neue Weise orientirt zu haben, weshalb wir dies an Anregung und Unterhaltung so sehr dem Werk gebildeten Lesern aller Stände dringend empfehlen. Der zweite Band, der eine Reihe humoristischer Briefe unter dem Titel: „Deutschland in Frankreich, Briefe an einen deutschen Reichskämmerer“, enthält, befindet sich unter der Presse und wird mit Rücksicht erscheinen.

Xitona, im Januar 1838.

J. G. Hammerich.

BUREAU DE TRADUCTION.

(Paris, rue St.-Jacques No. 189.)

Der Zweck dieser Anstalt ist, die deutsche Literatur in Frankreich ihrem Inhalte nach bekannt zu machen. Das Bureau arbeitet für nachstehende Blätter: *Minerve du Nord* (sein eigenes Blatt), *Mémorial encyclopédique*, *Echo du monde savant*, *Revue française et étrangère*, *Revue britannique*, *Revue française*, *Magasin de zoologie*, *Annales des sciences naturelles*, *Journal des connaissances usuelles*, *Magasin universel*, *Magasin pittoresque*, *Paris advertiser*, *le Temps*, *l'Echo de France*. Jedes deutsche Werk, welches ihm zugesandt wird, das 8 fl. Ladenpreis nicht überschreitet, wird in vier dieser Blätter, je nach dem Inhalte angezeigt und kurz analysirt. Überschreitet das Werk diesen Preis, so werden ausführliche Analysen davon gemacht und wenigstens in acht bis zehn Nummern dieser Blätter davon gesprochen. Den Prachtwerten wird noch eine größere Publicität gegeben. Sie werden der Reihe nach den fünf hiesigen Akademien und den fünfzehn bis zwanzig wichtigsten gelehrten Gesellschaften je nach dem Inhalte vorgelegt und die Analyse in die Bulletins eingebracht. Die angezeigten Werke werden auch zum Verkauf in Commission genommen. Die Vortheile dieser Anstalt sind leicht einzusehen, sowie die große Publicität, welche jedem Werke nach seinem Inhalte und seiner Wichtigkeit gegeben werden kann.

Jacquemin,

Directeur du bureau, professeur d'histoire naturelle etc.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. December. Nr. 48—52.

Nr. 48. * Der Fortgang der Reformation. * Der Brillenlatman. Franz und der Gärtner. Der Monat December. * Die Spiegleute. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 49. * Der Vogel Greif. Der tapfere Elefant. * Die Schlittenbahn. Der Seiz. * Das Rauchschild. Nr. 50. * Die Gazelle. Ein Geschichtchen von einer treuen Kage. * Der Frankenkönig Elsbwig. Der Zauberer aus dem Heuschcker. Die gefalligen Spinnen. * Die Blindmaus oder der Eleph. Räthsel. — Nr. 51. * Der gefegnete Fischzug des Petrus. Das Glück und Misgeschick. * Die Hahnenkämpfe. Der vergnügte Abend und die Reisenden. * Die Berg- oder Ringamisel. — Nr. 52. * Der Befegte. Der hochfahrende Spanier und Heinz von Kamstein. Eine Liebe ist der andern werth. * Die Schlittschuhfahler. Der Fischer und sein Sohn. (Hierzu das Titelbild.) * Der Kabejau. Auflösung der Räthsel in diesem Monat.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Januar 1838.

H. A. Brockhaus,

Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei G. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Nr. III.

Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
in Leipzig und Paris.

1837. October bis December.

(Nr. 1 dieses Berichts, die Artikel vom Januar bis Juni enthaltend, befindet sich in Nr. 88 des Bibliographischen Anzeigers von 1837; Nr. II, die Artikel vom Juli bis September, in Nr. 44 desselben.)

51. Biedermann (F. B. François), Don Quichotte, et la tâche de ses traducteurs: Eclaircissements nouveaux sur le style et l'esprit de l'original, et sur l'interprétation de son texte; développés dans une analyse du début de son nouveau traducteur français, M. Viardot. Gr. in-8. Paris. 16 Gr.

52. Czaykowski (Michał), Wernyhora wieszcz Ukraiński powieść historyczna z roku 1763. (Wernyhora, die ukrainische Wahrsagerin, historische Erzählung aus dem Jahre 1763.) 2 Tom. Gr. 8. Paryż. 4 Thlr. 12 Gr.

53. Denkschriften, Neue, der Allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. — Nouveaux mémoires de la société helvétique des sciences naturelles. Band 1. Mit 10 Tafeln. Gr. 4. Neuchâtel. 8 Thlr.

54. Humbert (Joh.), Arabica chrestomathia faciliior, quam, partim ex profanis libris, partim e sacro codice collegit, in ordinem digestit ac notis et glossario locupletius auxit. Vol. I, arabicum textum complectens, 8maj. Parisiis, 1834. 4 Thlr.

55. Schinz (Professor H. R.), Verzeichniss der in der Schweiz vorkommenden Wirbelthiere, als Erster Theil der auf Veranstaltung der Allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften entworfenen Fauna Helvetica. (Aus dem ersten Bande der „Neuen Denkschriften“ der Allgemeinen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften besonders abgedruckt) Gr. 4. Neuchâtel. 2 Thlr.

56. Wrotnowski (Felix), Powstanie na Wołyniu, Podolu i Ukrainie w roku 1831. Podług podań dowódców i współuczestników tegoż powstania. (Die Aufstände in Wołynien etc. im Jahre 1831 etc.) Tom. II. 8. Paryż. 2 Thlr. 6 Gr.

Tom. I, II. 4 Thlr. 12 Gr.

Für Freunde der ausländischen Literatur
erscheint bei uns ununterbrochen und wird monatlich zweimal gratis
ausgegeben:

Bulletin bibliographique

de la littérature étrangère publiée par Brockhaus & Avenarius à Leipzig. (à Paris: même maison, Rue Richelieu No. 60.)

Auch ist von uns gratis zu beziehen:

Verzeichniss der vorzüglichsten für 1838 in Frankreich erscheinenden Journale, welche durch Brockhaus & Avenarius, Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig und Paris zu beziehen sind.

Im Verlage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart erschien und ist durch alle Buchhandlungen auf feste Bestellung zu haben:

Portrait des Dr. D. F. Strauß,

Verfasser des „Leben Jesu“,

nach dem Leben gezeichnet von Schmidt, in Stahl gestochen von Karl Mayer.

Auf feinstem franz. Kupferdruckvelin, in Großquart, chine. Papier, 22 Gr., oder 1 fl. 30 Kr.

Auf feinstem franz. Kupferdruckvelin, in Großquart, weiß Papier, 18 Gr., oder 1 fl. 12 Kr.

Auf feinem franz. Kupferdruckvelin, in Großoctav, 12 Gr., oder 48 Kr.

Bei Bestellungen bitten wir durch Beifügung des Preises genau die gewünschte Ausgabe zu bezeichnen.

Vor Kurzem erschienen in Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig:

Der Talmudist

in der eleganten Welt. Scenen und Skizzen aus der Gegenwart vom Verfasser des „Jüdischen Sil-Blas“.

13 $\frac{1}{2}$ Bogen. 8. Broch. 1 Thlr.

Des Verfassers treffende Art, die Eigenschaften und Sonderbarkeiten der Kinder Israels darzustellen und ihr Thun zu enthüllen, ist zu bekannt, als daß diese neue Schilderung größter Empfehlung bedürfte.

Rieswurziprisen

für Juden und Christen. 2tes Heftchen. 40 S.

Gr. 16. Broch. 5 Gr.

Der Beifall, welchen das 1ste Heftchen (32 S., 4 Gr.) sich erwarb, wird gewiß auch diesem zu Theil werden. In Wit und Satire ist der tiefste Ernst verthüllt.

Bei Chr. Gathe in Marburg ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Scheffer, Dr. W., über Predigervereine und eine Reform des Conventwesens, in besonderer Beziehung auf Kurheffen. Nebst einem Nachtrage über theologische Literatur als Wegweiser für Predigerbibliotheken. Gr. 8. Broch. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 Kr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Declamatorium.

Von

Karl Ludwig Kannegiesser.

In drei Theilen.

8. Geh. 2 Thlr.

Erster Theil. Für das erste Jugendalter, insbesondere für die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Geh. 8 Gr.

Zweiter Theil. Für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Geh. 12 Gr.

Dritter Theil. Für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Verfasser, Director des königlichen Friedrichsgymnasiums zu Breslau, ward zur Bearbeitung eines für die verschiedenen Classen der Schulen zweckmäßig geordneten Declamatoriums aufgefordert. Sein darauf gemachter Entwurf fand den Beifall der geachteten Lehrer und Schuldirectoren, und das Buch ist schon bei seinem Erscheinen in preussischen Schulen eingeführt.

Das Declamatorium enthält von ältern Stücken nur sowohl classische als unentbehrliche, dagegen aber eine reiche Auswahl aus den neuern deutschen Dichtern, aus Chamisso, Immermann, Platen, Stagemann, Senau, Wilhelm Müller, Rückert, Freiligrath u. A. Zweckmäßige Register erleichtern den Gebrauch, und der wohlfeile Preis der einzelnen Theile macht das Buch zur Einführung in Schulen noch besonders geeignet. Leipzig, im Februar 1838.

f. A. Brockhaus.

Vollständigste und wohlfeilste französische Sprachlehre.

Vollständiger Auszug
der französischen

Sprachlehre

vom

ABBÉ MOZIN,

oder:

neue und leichtere Art, Französisch zu lernen, durch Darstellung der wesentlichsten Regeln in beiden Sprachen, nebst vielen französischen und deutschen Übungen über dieselben.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe, welcher eine 12 Bogen starke

Auswahl französischer und deutscher Gespräche, nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter und sprichwörtlicher Redensarten,

als Anhang beigegeben ist.

37 Bogen. Gr. 8. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Dieses Werk ist insbesondere für die deutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in beiden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schulen den Vortheil, daß sie sich mit den beiderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können. Die Gespräche umfassen die mannich-

faltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen, und können daher am besten geeignet sein, mit den in diesen Sprachen gebräuchlichen Redensarten vertraut zu machen. Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

ANZEIGE

für

Ärzte, Wundärzte und Studirende.

Bei C. Scheld & Comp. in Leipzig und Bittmoro ist nachstehendes empfehlenswerthe Werk erschienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden:

Handbuch

der

medizinischen Chemie

nach den neuesten und besten Quellen, mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung bearbeitet für Ärzte, Wundärzte und Studirende, sowie zum Selbststudium und zur Vorbereitung zum Examen

von

Karl Gottlieb Wilhelm Reichel.

Bevorwortet von

Dr. Heinrich Fricke,

Prof. der Physik und Chemie an der chirurg.-medicin. Akademie zu Dresden etc.

2 Abtheilungen in 8.

Preis 1 Thlr. 18 Gr.

In Sachs' Almanach f. 1838 wird dies Werkchen lobend erwähnt und unter Andern gesagt: „Das Buch bietet, wie wol nur kleinen Umfanges, einen dem jetzigen Stande der Wissenschaft sehr angemessenen Überblick des Wichtigsten aus der auf Medicin und Chirurgie angewandten Chemie.“

Bei Chr. Barth in Marburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Vier Abbildungen des Schädels der Simia Satyrus

von verschiedenem Alter,

zur Aufklärung der Fabel vom Oraß utai,

herausgegeben

von

Dr. C. F. Meisinger.

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Joh. Fr. Hartnoch in Leipzig erschien soeben und wurde an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Über

die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen
der

Herbart'schen Philosophie

von

G. Hartenstein,

ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.
Gr. 8. In Umschlag geheftet. Preis 18 Gr.

**In dem Verlage
von F. A. Brockhaus in Leipzig
erscheinen für 1838 folgende Zeitschriften:**

Leipziger Allgemeine Zeitung. Hoch 4. Auf seinem Druck-
Papier. Abonnementspreis vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr.
Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage erscheint eine
Nummer von einem Bogen nebst Beilage von einem oder einem
halben Bogen. Die Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen
Seite beträgt 1½ Gr. und Anzeigen aller Art genießen einer großen
Verbreitung durch diese Zeitung.

Blätter für literarische Unterhaltung. Täglich außer
den Beilagen eine Nummer. Gr. 4. Auf seinem Druck-
Papier. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Jfz. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte,
vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von
Dren. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Bärlsch.) Gr. 4. Preis
des Jahrgangs 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausge-
geben von Dr. C. Pabst. Wöchentlich zwei Nummern von
einem Bogen. Gr. 4. Preis des Jahrgangs auf seinem
Druck-Papier 6 Thlr. 16 Gr.

Für diese drei Zeitschriften erscheint gemeinschaftlich ein
Literarischer Anzeiger.
der zu literarischen Insertionen aller Art benutzt wird. Die gespal-
tene Seite oder deren Raum wird mit 2 Groschen berechnet.
Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen u. s. w. den
Blättern für literarische Unterhaltung und für 1 Thlr.
12 Gr. der Allgemeinen medicinischen Zeitung und der
Jfz. beigelegt oder beigegeben.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der be-
deutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig
erscheinender Werke und andern auf den literarischen Ver-
kehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit alpha-
betischen und systematischen Registern. Dritter Jahrgang.
In wöchentlichen Nummern von 1—2 Bogen. Gr. 8.
Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

**Repertorium der gesammten deutschen Li-
teratur.** Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehr-
ten von Ernst Gotthelf Gerdsdorf. 15ter Band und folgende.
(Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für
Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von 50 Bo-
gen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Dem Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30.
jeden Monats ein Heft, dessen Umfang sich nach dem vorhandenen

Material richtet. Es enthält eine kritische Würdigung aller neuen
Erscheinungen der deutschen Literatur und bietet im Verein mit der
Bibliographie die vollständige Übersicht der gesammten neuen
literarischen Erzeugnisse.

Dem Repertorium und der Allgemeinen Bibliogra-
phie wird ein

Bibliographischer Anzeiger
beigegeben, welcher literarischen Anzeigen und Nachrichten aller Art
offen steht. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer
Seite 1½ Gr. Besondere Beilagen, Prospekte, Subscriptionsanzei-
gen u. werden für jede dieser Zeitschriften gegen die Gebühr von
1 Thlr. 12 Gr. angenommen.

**Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemein-
nütziger Kenntnisse.** Sechster Jahrgang. Wöchentlich
eine Nummer. Mit vielen hundert Abbildungen. Schmal
gr. 4. Auf seinem Papier. Preis eines Jahrgangs
2 Thlr.

Die frühern Jahrgänge des Pfennig-Magazins sind noch in
eleganter Umschlag gebunden zu den äußerst billigen Preisen zu er-
halten: I., Nr. 1—52, 2 Thlr.; II., Nr. 53—81, 1 Thlr.
12 Gr.; III., Nr. 82—142, 2 Thlr.; IV., Nr. 143—186, 2 Thlr.;
V., Nr. 187—248, 2 Thlr.

Das Intelligenzblatt zum Pfennig-Magazin eignet sich
zu Anzeigen aller Art, welche für ein großes Publicum bestimmt
sind. Die Insertionsgebühren werden bei einer Auflage von gegen
20,000 Exemplare nur mit 5 Gr. für die gespaltene Seite oder deren
Raum, besondere Beilagen aber mit 18 Gr. für das Laufend berechnet.

Das Pfennig-Magazin für Kinder. Fünfter Jahrgang.
52 Nummern. Klein 4. Auf seinem Papier. Mit
200 Abbildungen. Preis des Jahrgangs 1 Thlr.

Der erste bis vierte Jahrgang haben gleiche Preise.

Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte
unserer Zeit. Dritte Reihe. Sechsten Bandes sechstes
und achttes Heft. Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7
Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Leipziger Kreisblatt. Zweiter Jahrgang. Gr. 4. Prä-
numerationspreis vierteljährlich 12 Gr.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Für Bekanntmachungen
jedem Theil des Raums einer gespaltenen Seite mit sechs Pfenn-
igen berechnet.

Wir machen alle Geschichtsfreunde darauf aufmerksam, daß der herabgesetzte Preis von 5 Thlr. 12 Gr., oder 9 fl.
sich, für

Ernst Münch's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, von dem Ende des großen Kampfes der eu- ropäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte bis auf unsere Tage. Sieben Bände.

mit Ende Februars d. J. erlischt und sobald die frühern Preise wieder eintreten. Durch einen von Dr. Franz
Rottencamp bearbeiteten Supplementband (a 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 fl. Rhein.) ist dieses Werk bis auf die neueste Zeit
fortgeführt und namentlich den Besitzern der Geschichtswerke von Rotteck, Witz, Becker u. s. w. als ein wichtiges
Ergänzungswerk zu empfehlen. Wer von dem äußerst wohlfeilen Preise noch Gebrauch machen will, beliebe seine Bestellung bel-
stigt an die nächste Buchhandlung gelangen zu lassen.

Stuttgart, im Januar 1838.

Literatur-Comptoir.

Lenau's Gedichte.

Dritte Auflage.

Mit dem Bild des Verfassers.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Nikolaus Lenau.

Dritte, mit dem in Stahl gestochenen Bildniss des Verfassers geschmückte Auflage.

Wellpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Vor fünf Jahren erschienen zum ersten Mal die Gedichte des unter dem Namen Nikolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie eine dritte mit dem Bildniss des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichtum und das reine Streben des edlen Geistes überraschen, welcher fern von jeder Nachahmung — in seiner echten Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei C. Scheld & Comp. in Leipzig und Baltimore ist nachstehendes empfehlenswerthe botanische Werkchen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlüssel zur Botanik

nach

Linne's System

in Classen und Ordnungen.

Für

Gymnasien und zum Selbstunterricht

entworfen von

M. B. TERMO.

Nebst einer bildlichen Uebersicht aller Classen und Ordnungen auf einem Tableau.

Carton. schwarz 16 Gr., illumin. 1 Thlr.

Durch die Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist zu beziehen:

Erwägungen

eines rheinischen Juristen

über die

Gefeslichkeit

der

Verhaftung und Wegführung

des

Erzbischofs von Köln.

Mit Berücksichtigung der geschichtlich-kirchenrechtlichen Abhandlung des P. Gößler.

8. Geh. Preis 2 Gr., oder 9 Kr.

Botanik,

für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als classisch von allen Botanikern anerkannt, sowohl für den Botaniker von Fach, als auch für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

J. C. Moessler's

Handbuch der Gewächskunde.

Dritte Auflage.

herausgegeben, vermehrt und verbessert

von

Dr. J. C. L. Mochenbach.

Gr. 8. Drei Bände. Altona, Hammerich. 6 Thlr. 18 Gr. nicht dringend genug empfohlen werden.

Dieses sichere, zuverlässige Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als höchst praktisch bewährt, was wol nichts besser beweist, als die allgemeine Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so billigen Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz etc. haben dieses gebiegene Werk stets vorrätig.

Bei E. F. Steinacker in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Summarium

des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der

gesammten Medicin

zum Gebrauche praktischer Ärzte und Wundärzte.

Jahrgang 1838. 1stes Heft.

Preis für 24 Hefte 6 Thlr. 16 Gr.

Soeben erschien in meinem Verlage folgende interessante Schrift, die in allen Buchhandlungen zu finden ist:

Die römisch-hierarchische Propaganda,

ihre

Partei, Umtriebe und Fortschritte

in

Deutschland.

Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatfachen geschildert vom Verfasser der Schrift:

„Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“

Rom wollte immer herrschen; und als seine Regionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen.

8. Geh. 8 Gr.

Die frühere Schrift des Verfassers kostet ebenfalls 8 Gr. Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In einigen Tagen erscheint in meinem Verlage eine Schrift unter dem Titel:

Die Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland,

veranlaßt
durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen
Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Ver-
dammungsbreue des Hermes'schen Lehrsystems.

Vom Verfasser der Schrift:

„Der Erzbischof von Köln, seine Principien und
Opposition.“

Notto: Die Tage der Geistesknechtschaft sind
vorüber. Altersschwach zwischen den zerbrochenen
Säulen ihres Colosseums sitzt die alte Kreuzspinne
und spinnt noch immer das alte Gewebe. Aber es
ist matt und morsch; es verfangen sich darin nur
Schmetterlinge und Fledermäuse und nicht mehr die
Steinadler des Nordens.

8. Etwa 4 Bogen.

Leipzig, den 15ten Februar 1838.

F. A. Brochhaus.

Ankündigung

VON

Soldaten- Kriegs- und Lager-Leben.

Blüten der Erinnerung

aus

dem Befreiungskriege

gesammelt

VON

J. C. KRETZSCHMER.

Fünfundzwanzig Jahre sind verschwunden, seit
jener Riesenkampf für die Freiheit und Selbständigkeit
Deutschlands begann, und je weiter jene Zeit zurücktritt
in die Nebel der Vergangenheit, je mehr gewinnt sie an
Interesse für die Zeitgenossen. Als wir Jünglinge waren,
und Männer von den Kämpfen am Rhein gegen die Franken,
Greise vom alten Fritz und dem siebenjährigen Kriege
erzählten, da klopfte uns das Herz höher in der Brust.
So geht es auch jetzt unserer Jugend, bei welcher der
Drang nach Thaten, ohngeachtet der langen Ruhe, noch
nicht erstorben ist, wenn Augenzeugen von den Jahren
1813, 1814 und 1815 sprechen.

Wohlan, Ihr Jünglinge, nehmt das Geschwätz des al-
ten Kriegers von jener Blütenzeit des preussischen Ruhmes
freundlich auf, es ermuntere Euch zum gleichen Handeln,
wenn König und Vaterland es heischen.

Ihr alten Waffengenossen, begleitet mich noch einmal
auf dem Wege der Gefahr und des Sieges, der Noth und
der Freude, und laßt Euch mit mir an den Träumen, die
die Erinnerung Euch darbieten wird. Ich liefere Euch aber
keine strategische Schilderungen der Operationen, sondern
nur bunte Bilder aus jener Zeit, Gemälde des Soldatenle-
bens auf dem Schlachtfelde, im Bivouac und in den Quar-
tieren, Anekdoten und Charakterzüge, vermischt mit Gedich-
ten und Novellen, Alles im heitern Gewande, denn wir
wollen uns jener Zeit ja freuen, indem wir sie nochmals
durchleben, jedoch nicht ohne belehrende Winke für den
jungen Krieger über sein Benehmen im Felde.

Kr.

Die unterzeichnete L. G. Homann'sche Buchhandlung
hat die Schrift in Commission genommen, sie erscheint,
elegant ausgestattet, zur Ostermesse in zwei Bändchen, zu
einem Subscriptionspreis von 1 Thlr. 5 Sgr. für jedes, und
der Ladenpreis wird 1 Thlr. 15 Sgr. sein.

Der Ertrag ist für Invaliden aus dem Be-
freiungskriege bestimmt.

In allen guten Buchhandlungen sind Subscriptionalisten
ausgelegt, um deren Unterzeichnung im Namen der Invali-
den ergebenst gebeten wird.

Danzig, im December 1837.

L. G. Homann'sche
Buch- und Kunsthandlung.

Lloyd's Werke zur Erlernung der eng- lischen Sprache.

Lloyd, H. C., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für
Deutsche. Mit faßlichen Übungen versehen. Fünfte Auf-
lage. 8. 1837. 22 Gr.

—, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für
Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Samm-
lung besonderer Redensarten. Achte Auflage. 8. 1838.
16 Gr.

— und G. H. Köhden, Neues englisch-deutsches und
deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Theile.
Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

A new Dictionary of the English and German languages.
In two parts. By H. E. Lloyd and G. H. Noehden.

—, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8.
1832. 12 Gr.

—, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten
neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:

Gems of the english literature. 8. 1832. 20 Gr.

Hamburg, Verlag von H. Campe.

Zu beziehen durch

F. A. Brochhaus in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
für Kinder.

1838. Januar. Nr. 1—4.

Nr. 1. *Die Kinder und der heilige Mann im Walde, eine Legende. *Von den Wölfen. Ein Jahn hilft einen Dieb entdecken. *Das Wasserhuhn. Räthsel. — Nr. 2. *Die Verkündigung Jesu auf dem Berge Labor. *Der Weinstock. Die wüste Insel. *Der Heuch oder Fuch. — Nr. 3. *Minerva. Der barmherzige Samariter. *Der Winter im hohen Norden. Die neugierige Laura. *Die Wohnungen der Strohwürmer. — Nr. 4. *Der Hund der Elimos. Emma und die Arbeit. *Die lange Brücke in Berlin. *Von den Wirkungen der Schwere. Vor dem Schlafengehen. *Der Adler einer römischen Legion.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Central-Bibliothek

der
Literatur, Statistik und Geschichte
der

Pädagogik und des Schul-Unterrichts

im
In- und Auslande.

Herausgegeben

von
Dr. H. G. Brzoska,
Professor in Jena.

1838.

Januar-Heft.

Inhalt.

Prospect.

A. Literatur.

1. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz in seinem Leben und Wirken als Pädagog dargestellt von Prof. Dr. Reuter. (Die Fortsetzung im nächsten Heft.)
2. Knor: Liberale Erziehung, oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit. (Die Fortsetzung im nächsten Heft.)
3. Literarische Anzeigen. Die Pädagogik des Hauses u. s. w. Von Theodor Heinke.
4. Über die hohe Bedeutung, welche die neuerlich in der Methode der Psychologie eingetretene Reform für die Pädagogik hat. Von Dr. F. E. Beneke.

B. Statistik.

1. St.-Galler katholisches Schulwesen.
2. Alexander von Krusenstern: Abriss des Systems, der Fortschritte und des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Russland. (Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

5. Über die neuesten mit dem Schul- und Studienwesen in Baiern vorgenommenen Veränderungen.

4. Correspondenznachrichten.

1. Zur Statistik der Realschulen in der preussischen Rheinprovinz.
2. Canton Zürich.

C. Geschichte.

Die Gegenwart in ihren pädagogischen Bestrebungen und Forderungen. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ein pädagogisch-historischer Versuch von Dr. Fr. Cramer.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

D. Miscellaneen.

1. Pädagogisches Forum.
2. Pädagogische Paränesen.

Intelligenzblatt Nr. 1—5.

Der Preis des Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Thaler. Halle, im Januar 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Preussische Intestat-Erbrecht,

aus dem
gemeinen deutschen Rechte
entwickelt

von
Carl Witte,
Professor in Halle.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichneter Verlagsbuchhandlung ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Des Ersten Theiles zweite Abtheilung

von
Encyclopädisches Handbuch

Maschinen- und Fabrikwesens

für
Kameralisten, Architekten, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art;

nach den
besten deutschen, englischen und französischen Hilfsmitteln
bearbeitet von

Carl Hermann,

der Philosophie Doctor, herzogl. braunschweig. Bergcommisair, mehrerer Gelehrten- und Gewerbevereine Mitgliede u.

Enthaltend die Beschreibung von Winden, Krähnen, Klammern, Pumpen, Feuersprizen, Pressen, Buchdrucker-, Kupfer- und Steindruckpressen, Schneide- oder Sägemühlen, Zabaß-, Holz-, Farbe- und Farbeholzmaschinen u. s. w.

Gr. 4. 9 Bogen Text. Mit 19 schön lithographirten Tafeln. Subscriptionspreis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 fl. 42 Kr.

Die günstige Aufnahme, welche der ersten Abtheilung gleich nach Erscheinen zu Theil wurde, hat bereits über den Werth dieses Werks entschieden, den es sich durch die folgenden Abthei-

lungen noch mehr sichern wird. Zunächst erscheint und wird bis Ostern in den Händen der Subscribenten sein die 1ste Abtheilung des 2ten Bandes, „Gewinnung und Verarbeitung der Metalle“ enthaltend, der alsdann möglichst rasch des 1sten Bandes 2te Abtheilung über Eisenbahnen folgen soll, deren späteres Erscheinen das Hinzufügen der neuesten interessanten Erfahrungen über diesen Gegenstand rechtfertigen soll.

Darmstadt, im December 1837.

C. W. Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Januar. Nr. 249 — 252.

Nr. 249. *Die Rufen. Giftwangen in Niana. Bettler in den Vereinigten Staaten. *Columbo. Das Gebirge Sinai. Stahlfedern rein und feucht zu erhalten. *Der Souvre. — Nr. 250. *Der amerikanische Dampfwagen. Wirkungen des Hachy. *Don Juan d'Austria. Zur Statistik der Nahrung. *Beauvais. — Nr. 251. *Der Bell-Rock-Leuchtturm. Die Genssenjagd. *Die Fliegenfalle. Der Selbstmord als Gauner-Kunstgriff. *Serlape eines Ehlers der Vorwelt. Über den Mais. — Nr. 252. *Lours. Die Shalers zu Neulibanon in Nordamerika. Die Insel Delos oder Ithra. *Die Koralleninseln. Über den Mais. (Fortsetzung.) *Die Ureinwohner in Neuholland.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Sophen ist erschienen:

Gedichte

von

Anastasius Grün.

Zweite Auflage.

Preis 2 Thlr.

Die erste Auflage, welche Ende des vorigen Jahres erschien, war in wenigen Wochen vergriffen. Die zweite Auflage, welche jener so schnell folgt, ist daher nicht vermehrt, aber doch von dem Dichter durchgesehen.

Leipzig, im Februar 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Karl Heymann in Berlin, Poststraße Nr. 26, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands ist für Einen Thaler zu haben:

Enthüllung des räthselhaften Wesens der Unterleibskrankheit,

nebst einer neuen und naturgemäßen Heilmethode der Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie und Sicht. Für gebildete Nichtärzte von Dr. Moritz Strahl, praktischem Arzt und Accoucheur in Berlin.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

In dieser zweiten Auflage seiner bereits durch ganz Deutschland verbreiteten Schrift hat der Herr Verfasser die glücklichen Resultate seiner neuen Behandlungsweise der Unterleibskrank-

heiten auf das entschiedenste nachgewiesen. Er thut, wie aus der Vorrede der zweiten Auflage zu entnehmen ist, auf eine durchaus unzweifelhafte Weise dar, daß er im Laufe des letzten Jahres so glücklich gewesen ist, 120 auswärtige, oft sehr entfernt wohnende Kranke im Wege der schriftlichen Behandlung vollständig herzustellen; und da somit die factische Beweisführung für die Wahrheit der in der Schrift enthaltenen, klar und anziehend dargestellten Grundsätze geliefert ist, so wird das eben angezeigte Buch gewiß nach weit ausgebreiteten Kreisen hin auch ferner segensreich und wohlthätig wirken. Dem Buche ist ein Schema von Fragen beigegeben, deren Beantwortung hinreicht die Behandlung einzuleiten.

In Unterzeichnetem haben soeben die Presse verlassen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Beiträge

zu der

landständischen Berathung

des

Entwurfs eines Strafgesetzbuchs

für das

Königreich Württemberg.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 12 Gr., oder 45 Kr.

Diese Beiträge sind als eine Fortsetzung und Ergänzung der mit Beifall aufgenommenen

Bemerkungen über den Entwurf u. s. w.

anzusehen, sodaß beide Schriften vereint ein Ganzes bilden, welches sich über die wichtigsten Materien des Entwurfs verbreitet.

Wir glauben diese Schriften, welche als ein nicht unbeachtender Beitrag zur Strafgesetzgebung überhaupt betrachtet werden können, Jedem, der an der Ausbildung derselben Antheil nimmt, mit Überzeugung empfehlen zu dürfen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Jsis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Den. Jahrgang 1837. Achtes und neuntes Heft. Mit vier Kupfern. 1838. Erstes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Februar, oder Nr. 32 — 59, und 2 literarische Anzeiger: Nr. IV und V. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Wellpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gerdsdorf. 1837. Vierzehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIV.) 1838. Fünfzehnten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. I, II.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Januar, oder Nr. 1 — 4, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1 — 4. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Ausführliche Encyklopädie der gesamten Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben

von

Georg Friedrich Moll.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte.

Zwei Bände in Heften zu 12 Bogen.

Erstes Heft.

Sal - Arzt.

Gr. 8. Subscriptionspreis 20 Gr.

Der Beifall, welcher die „Encyklopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis“ allgemein als ein Werk von grosser praktischer Brauchbarkeit bezeichnete, veranlasste den Herausgeber, in Verbindung mit den geeignetsten Männern in ähnlicher Weise ein Handbuch der Staatsarzneikunde zu bearbeiten, welches dem gerichtlichen Arzte und dem Juristen von gleichem Nutzen sein sollte.

Die Encyklopädie der gesamten Staatsarzneikunde, deren erstes Heft nun der Theilnahme des betreffenden Publicums empfohlen wird, umfasst als integrierende Theile:

- 1) Die gerichtliche Arzneiwissenschaft,
- 2) Die medicinische Polizei,
- 3) Die Medicinalordnung, das Medicinalwesen und die Medicinalverfassung, nach ihrem ganzen Umfange und ihren einzelnen Theilen.

Das Ganze wird aus zwei starken Bänden bestehen und in Heften von 12 Bogen erscheinen, deren regelmässige Ausgabe die Verlagshandlung verbürgen kann, da der grösste Theil des Manuscriptes fertig vorliegt. Der Druck und die ganze äussere Einrichtung ist ebenso wie bei

Moll's Encyklopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1837. 10 Thlr.

welche, sowie ein Supplement zur ersten Auflage (2 Thlr. 12 Gr.), durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Chr. C. Kollmann in Leipzig erschien soeben:

Altknospen

von

Konstantin Zischendorf.

Brochüre (in Golddruck-Umschlag) 1 Thlr.

Die elegante Ausstattung dieser Dichtungen ist Beweis für die Erwartungen, mit denen der Verleger den jungen Dichter ins Publicum einführt. Das Ganze ist in sechs Sträußchen getheilt und füllt nahe an 200 Seiten.

Soeben ist erschienen:

Immanuel Kant's sä m m t l i c h e W e r k e .

Herausgegeben

von

Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert.
Erster Theil. (Kleine logisch-metaphysische Schriften.)

Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

Dieser einzigen rechtmässigen Gesamtausgabe der Kant'schen Werke, deren äussere sorgfältige und würdige Ausstattung allgemeine Anerkennung finden wird, stehen zwei Männer vor, die recht eigentlich den Beruf dazu haben, den grossen Philosophen auf das correcteste dem Publicum zu überliefern und zu erklären. Der erste Band bringt Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften; sie reichen vom Jahre 1755, wo er seine Doctor-dissertation schrieb, bis ins Jahr 1796, wo die „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie“ erschien. Wir finden hier Kant's erste grosse Versuche, die Welt der Verwirrung, die er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine berliner Preisschriften, seine Programme zur Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine grosse Abhandlung zum Beweis eines Daseins Gottes, seinen Aufsatz „über Philosophie überhaupt“, seine polemischen Debatten gegen Zeitgenossen u. a. Herr Prof. Rosenkranz spricht sich geistvoll über die Bedeutsamkeit dieser kleinen Schriften Kant's in der Vorrede aus.

Der folgende Band (Rechtslehre, Tugendlehre und Pädagogik, herausgegeben von Herrn Prof. Schubert) erscheint nächstens. Die Gesamtausgabe wird vor Ablauf zweier Jahre vollständig in den Händen der bereits zahlreichen Subscribenten sein.

Leipzig, den 31sten Januar 1838.

Leopold Voss.

In der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Oldenburgische Volksbote.

Ein gemeinnütziger Volkskalender für den
Bürger und Landmann
auf das Jahr 1838.
1ster Jahrgang.

Geheftet. 152 Seiten. 8. Preis 6 Gr.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint:

Bulletin des concours.

Recueil des questions proposées pour sujets de prix par les divers corps savants de la France et de l'Etranger.

Publié par

EUGENE CASSIN.

Paris, 1838. Jährlich 4 Thlr.

Von dieser Zeitschrift wird alle zwei Monate ein Heft vom mindestens zwei Bogen ausgegeben, und der Jahrgang mit dem nöthigen Register ausgestattet.

Durch alle Buchhandlungen kann dieselbe von uns bezogen werden, und erlauben wir uns auch, dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechende Mittheilungen von Seiten der literarischen Institute Deutschlands an den Herausgeber nach Paris zu befördern.

Leipzig, im Februar 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien soeben:

Fortuna.

Ein Feenmärchen

von

A. von Sternberg.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brochhaus.

Bei DüMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MAGENDIE,

Vorlesungen

über die physikalischen

Erscheinungen des Lebens.

Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen überfetzt von Dr. Baswitz.

Zweiter Band. Gr. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1 1/2 Fl. Rhein.

Indem wir dem medicinischen Publicum die Uebersetzung des zweiten Bandes von „Magendie's Vorlesungen“ übergeben, hegen wir die feste Ueberszeugung, daß er dieselbe beifällige Aufnahme finden werde, welche dem ersten Bande in so hohem Grade zu Theil wurde. Es ist wahr, auch in diesem Bande kommt Manches vor, was nicht bloß von Magendie, sondern noch vielen andern Physiologen schon anderswo gesagt ist; allein das Verdienstliche dieser Vorlesungen liegt auch weit weniger in neuen Ergebnissen und großen Entdeckungen, als vielmehr in einer strengen Sichtung der physikalischen Erscheinungen des Lebens von den rein vitalen Vorgängen desselben, in der steten Anwendung physiologischer Thatsachen auf praktische Medicin, und endlich in jener so höchst aufmunternden, allein reellen Fortschritte für die Medicin versprechenden Richtung, welche das Ganze überall durchdringt und gewiß keinen sachkundigen Leser unberührt lassen wird.

In J. G. Krieger's Verlagsbuchhandlung in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Büdinger, Dr. M., Moreh Lathora, oder: Leitfaden bei dem Unterrichte in der israelitischen Religion für Knaben und Mädchen, in Schulen und beim Privatunterrichte. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. 1837. 8. (11 Bogen.) 8 Gr.

Stroncourt, M. von, Repertorium der Mittheilungsjournalistik des 19ten Jahrhunderts bis zum Jahre 1837. 2te Auflage. 1838. Gr. 8. Brosch. (11 1/2 Bogen.) 1 Thlr.

Lohe, Dr. G. A., Wanderungen durch Kassel und die Umgegend. Eine Skizze für Einheimische und Fremde. Mit 5 Ansichten in Stahlstich und einer Situationskarte über die Umgegend der Stadt. 12. 1837. Cart. (10 1/2 Bogen.) n. 1 Thlr. 8 Gr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 4ten Bandes 2te Abtheilung. Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen. 2ter Theil, 2te Abtheilung. Mit 10 Stammtafeln. Gr. 8. 1838. (45 Bogen.) 3 Thlr. 18 Gr.

Schmittbener, Dr. Fr., Deutsche Sprachlehre für Schulen. 4te verm. Auflage. Gr. 8. 1837. (20 Bogen.) n. 16 Gr.

Wenderoth, Dr. G. W. F., Das Akonit und die Akonitarzneien. 12. 1837. Brosch. (1 Bogen.) 4 Gr.

Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen, herausgegeben unter der Aufsicht des Justizministeriums. 2tes Heft. Gr. 8. 1837. Brosch. (18 Bogen.) n. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu haben:

Aphorismen zur Apologie des Dr. Strauß und seines Werkes. Gr. 8. Brosch. 12 Gr.

Catalogus librorum manuscriptorum qui in bibliotheca Senatoria civitatis Lipsiensis asservantur edita Dr. Nawmann, de Bose, Dr. Delitzsch et Prof. Dr. Fleischer. Gr. 4. Cum tabb. lithogr.

Fasc. I et II. Druckvelin 5 Thlr. 8 Gr.

Schweizer Kupferdruck 9 Thlr. 8 Gr.

(Das ganze Werk wird bis Johannis dieses Jahres fertig und aus 5 Heften, jedes zu 12 Bogen Text mit 4—5 lithographirten Blättern, bestehen. Die 1ste Lieferung wird zur Ansicht gegeben.)

Delisch, Franz, Wissenschaft, Kunst, Judenthum. Schilderungen und Kritiken. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Hammer (Pastor), Aphorismen über das Wesen und die Mittel zur Fortbildung des evangelisch-christlichen Geistlichen. Gr. 8. Brosch. 10 Gr.

Kugen (Prof.), Perikles als Staatsmann während der gefährvollsten Zeit seines Wirkens. Gr. 8. 18 Gr.

—, De Atheniensium imperio Cimonis atque Veridis tempore constituto. Cum tab. geographica. Commentatio. 8. 4 Gr.

Weichert, M. Aug., De L. Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen:

Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836.

Von
Eustav von Geeringen.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, schon anderweit der deutschen Lesewelt vorthellhaft bekannt, hatte als Begleiter des Don Fernando, jetzigen Königs von Portugal, zu interessanten Beobachtungen Gelegenheit, deren gelungene Schilderung eine unterhaltende Lecture gewähren wird.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei H. L. Brönnner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Physik und Chemie. Eine Sammlung eigener Erfahrungen, Versuche und Beobachtungen,

von

Dr. R. Böttger.

Nebst 1 Steindrucktafel. 8 $\frac{1}{2}$ Bogen. 8. Geh. Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

In dieser Schrift übergibt der Herr Verfasser dem naturwissenschaftlichen Publicum eine große Anzahl eigener, origineller Versuche und Beobachtungen in dem Gebiete der Physik und Chemie, unterstützt durch Mittheilung poetischer Rathschläge und überraschender, oft höchst anziehender Experimente. Besonders machen wir aufmerksam auf einige von dem Herrn Verfasser bereits bei einer Versammlung der Naturforscher in Jena zur Sprache gebrachten, hier aber ausführlicher behandelten Darstellungen der verschiedenen Amalgame, die Anfertigung der Seifenblasen ähnlichen Parzblasen, Selbstzündern, Schwammzucker, geistigem Kasparsien, auf die Construction eines Ätheräure-Apparats u. s. w., und wünschen nur, daß die Schrift zur Förderung der Wissenschaft in recht vieler Hände gelangen möge.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.
Monat December 1837.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus Südamerika. 1) Balparaiso, Haupthafenstadt der Republik Chile. 2) Reise von Arica durch die Wüstenen nach Tacna. 3) Hafen- und Handelsstadt Guayaquil. 4) Die Cordilleras oder das Andengebirge. Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Der Süßwassersee in Südafrika; über einige Franken im Orient. Vernichtung der nordamerikanischen Indianer durch den Pelzhandel. Frankreichs Stellung im Mittelmeer. Grenada. (Nach Kossieur St.-Hilaire.) 1) Hambra; die Stadt und ihre Umgebungen. Kopenhagen. (Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.) Die Kaffernkriege. Portsmouth. (Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.) Der Musli in Kairo im Jahre 1837. Der Prie-

ster Johannes. Die Bevölkerung von Exylon. Zustand von Mekko. Gleichen. (Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.) Die Cypreterpedition. Die Hochzeiten auf dem Tatra der Karpaten. Skizzen aus Ascherlesien: 1) Ankunft in Ascherlesien; 2) häusliches Leben. Die Jahrbücher von Irland. Skizzen aus Algiers Umgebung. 5) Der Hys oder die Kanäle von Algier; der Sahel; die Lager Mahelma und Duera. Die Marktlust bei den Türken. Streit über die Aukernschifferei zwischen England und Frankreich. Buchhandel in Kairo. Orientalische Literatur. (Schreiben aus Paris.) Capitain Savignia's Untersuchung der großen Pyramide. Cordova. (Nach Kossieur St.-Hilaire.) Verwendung des Kauschuk. Preise der Elefanten in Indien. Die Sage vom sterbenden Mönche in Hrisco. Das Gebiet der Karenta. Die Courriere in der Türkei. Rückblicke.

Chronik der Reisen.

Bruchstücke aus der Reise von Ed. Eubecus von der mexicanischen Küste durch Louisiana, Arkansas, Mississippi und Ohio nach Pensylvanien. Reise der Bonite um die Welt. Forschungen in Französisch-Guiana. Von einem französischen Marine-offizier. Reise von Ava bis an die Grenze von Assam.

Kleinere Mittheilungen.

Inskrift auf der Glocke des Klosters Gschmiadzin. Alterthümer auf Corsica. Nachrichten von Capitain Alexander. Die Ruinen der Hindus. Geologische Notizen: Erdbeben in Murcia; Lagerung fossiler Knochen auf der Insel Yerm; Entdeckung großer fossiler Knochen im Staate Ohio. Verwendung von Iren zu Ackerbauarbeiten. Seidenwurmer aus Cochinchina. Nachrichten von dem Reisenden Schomburg. Die Kleidung der Sträflinge in Neusüdwales. Literarische Notizen: Nachricht von leghischen Büchern; merkwürdiges Manuscript; altes Turnierbuch von Flandern; letzte Sitzung der Gesellschaft für orientalische Übersetzungen. Pariser Stadtabgaben. Die Todesstrafe des Königs in Versailles. Der Hornzucker in Canaba. Ein heißer Wind auf dem Meere. Beabsichtigte Reise nach Corsica. Preisaussage über den Opiumhandel. Indische Miscellen: Zahlreiche Brände in Kalkutta; Aufrührerischer Geist der Moslems; Furcht vor Unruhen in Reisar. Höhe der Nordlichter. Eine merkwürdige Wasserhöhe. In der Seine aufgefundenen Seeanker. Große Zahl betrügerischer Bettler in London. Nachrichten vom Cap. Der tödliche Berg. Einführung der burhamer Rindviehrace in Frankreich. Abbildung der Gräber der savoyischen Herzoge in Bourg. Zahl der an Fremde erteilten Pässe in Frankreich. Thronveränderung in Ava. Maria dello Scarpello. Die Insel Sumbawa. Verkauf der Kirchen- und Klosterschätze in Spanien. Wissenschaftliche Sendung Gussé de Salles nach Ägypten, Arabien und Indien.

Inhalt des Literaturblattes.

Alessandro Manzoni. Die Prinzessin, von Lady Morgan. Lieder von Thomas Moore. Irrlichter, von Branger. Fünfzig Jahre, von Demselben. Das Blutbad von Kringellen, aus dem Norwegischen. Bulwer's neueste Werke. Poniatowski, von Branger. Frau von Krübener. Der alte Bettler, von Branger. Aus Byron's Don Juan: Die Überführung des Heimkehrernden. Der Selbstmord; Das Feuer des Gefangenen; Der Kolibri, von Branger.

Bei A. Förstner in Berlin ist soeben erschienen:

Regel's Lehre vom Staat und seine Philosophie der Geschichte in ihren Hauptresultaten. Broschirt. Preis 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

K ü n f B ü c h e r
deutscher

Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller's bis auf die neueste Zeit.

Eine Musterammlung
mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.
Herausgegeben

von
E u s t a c h w a h .

Geb. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Das Publicum erhält hier auf 788 eng gedruckten Seiten
über fünfhundert Gedichte von etwa hundertfünfzig neuern
deutschen Dichtern, ausgewählt von einem Dichter.

Dieses Buch, von so reichem Inhalt und doch im bequemen
Format, hat bereits so großen Beifall gefunden, daß wir uns
jeder Empfehlung enthalten können, und nur sein Erscheinen
in Erinnerung zu bringen brauchen.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Die Fortsetzung

des
Wochenblattes

für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel
betreffend.

Das Wochenblatt erscheint auch in diesem Jahre wie bis-
her und obgleich die Zahl der besondern Beilagen und Zeich-
nungen noch vermehrt werden soll, bleibt doch der niedrige
Preis von 22 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr., für den Jahrgang, wor-
für es durch alle Buchhandlungen und in ganz Württemberg
postportofrei zu haben ist, unverändert. Wir bitten nun
unsere geehrten Abnehmer und Alle, die im laufenden Jahre
noch neu eintreten wollen, ihre Bestellungen bei den betreffen-
den Buchhandlungen oder Postämtern bald zu machen, um da-
durch jede sonst mögliche Stockung bei den Versendungen zu
beseitigen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, Dr. Heinrich., Leitfaden für den Unter-
richt in der Universalgeschichte. Erster Theil.
Gr. 8. 14 1/2 Bogen. 12 Gr.

Leo, Dr. Heinrich., Alt-sächsische und angel-
sächsische Sprachproben, mit einem erklärenden
Verzeichniß der angelsächsischen Wörter. Gr. 8. 18 Bo-
gen. 1 Thlr. 12 Gr.

Chronik von Berlin,

von Entstehung der Stadt an bis heute.

Bearbeitet von Dr. C. E. Seypert.

Mit vielen Abbildungen.

1stes bis 4tes Heft. à 4 Gr.

Berlin, bei Ferdinand Kubach.

In unserm und dem Verlag der Herren Firmin Didot
Frères in Paris erschien soeben:

Histoire de France

depuis

le 18 Brumaire (Novembre 1799),
jusqu'à la paix de Tilsitt (Juillet
1807).

Par M. Bignon.

Tome VII. In-8. 2 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem siebenten-Bande beginnt die zweite Serie die-
ses Werkes, welche dasselbe bis zum Jahre 1812 fortführt und
von der noch drei Bände erscheinen werden. Eine dritte Serie
ist vom Verfasser später zu liefern versprochen.

Tome I—VI dieses Werkes, welche im Jahre 1830 er-
schienen, sind ebenfalls von uns zu beziehen.

Leipzig, im Februar 1838.

Brodhans & Woenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Neue Vierteljahrschrift.

Vereinigungspunkt

der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands.

Soeben, Februar 1838, hat die Presse verlassen und ist in
allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterichs, der Schweiz, zu
haben:

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den
Kreisen der Literatur, Gesellschaft und
Wissenschaft.

Erstes Heft.

8. Altona, Hammerich. 1838. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Vierteljahrschrift bildet einen Vereinigungs-
punkt der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutsch-
lands, und indem sie schon durch den ansehnlichen Kreis der
gewonnenen Mitarbeiter recht eigentlich aus der lebendigen
Mitte der Gegenwart hervorgeht, wird sie durch die Dar-
stellungen, die sie liefert, dazu beitragen, dem Publicum in
jeder Art und Form eine zeitgemäße Unterhaltung und eine
Lecture zu bieten, die zur Orientirung in den wichtigsten Er-
scheinungen des modernen Lebens dienen soll.

Wir erlauben uns allen Lesecirkeln dies neue Journal
zur Beachtung zu empfehlen. Der Inhalt des erschienenen er-
sten Heftes ist folgender:

1) Scheidewege, von R. A. Barnhagen von
Ense. 2) Excommunication. Bild aus dem
Leben in die Zeit, von H. Roentg. 3) Geistliche
Antiphonien, von Karl Rosenkranz. 4) Frag-
mente zur Geschichte des Erlebens, von C.
S. Gans. 5) Gedichte aus den Bergen, von
Dr. Wisen. 6) Literaturblätter. (Von Dr. Wi-
ses und Karl Rosenkranz.) 7) Correspondenz-
blätter. (Eine Reihe von Berichten aus Paris, Ber-
lin, Hamburg, Leipzig, Göttingen u. a. m.)

Das zweite Heft des Freihafens erscheint im No-
vat März.

August Graf von Platen's gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniss in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

In der Unterzeichneten wird demnächst die erste Lieferung einer

Prachtausgabe von Platen's gesammelten Werken

erscheinen, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von Goethe's Werken in Zwei Bänden sich anreihen und mit gleicher Sorgfalt behandelt werden wird.

Der bis Ostern d. J. offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 3 Thlr. 16 Gr., oder 6 Fl., und ist derselbe, je bei Empfang jeder Lieferung mit 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl., zu entrichten. Später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Wir hoffen dem Wunsche vieler Freunde und Verehrer Platen's durch eine würdige Ausgabe seiner Werke entgegen zu kommen und diese vorläufige Ankündigung daher mit allgemeinem Beifall aufgenommen zu sehen. Die erste Lieferung, zumeist das Poetische enthaltend, wird auch die noch nie gedruckten poetischen Arbeiten des Verfassers bringen, deren Veröffentlichung man seit dem Tode des Dichters sehnlich entgegensehnt.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1858.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Romane in Ernst Klein's literarischem Comp-
toir in Leipzig:

Georg Schobri,

der Räuberhauptmann in Ungarn.

Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Un-
garischen des Ladislav Holics Székely bearbeitet
und herausgegeben von * * *. 2 Bände.

1 Thlr. 16 Gr.

In romantischem Gewande ist hier sein bewegtes Leben
im Zusammenhang gegeben und der Leswelt ein Bild Un-
garns, eines Landes, das so geeignet und so besonders ge-
kennzeichnet und von den verschiedensten Nationen bevölkert ist.

Der gute Absatz dieses Werkes machte schon die zweite
Auflage in Taschenformat nöthig, welche 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Romische Scenen

aus dem Leben eines Bonvivants. Aus dem Französischen
des Paul von Rod. 2 Bände. 520 S. 12. Brosch.

1 Thlr. 3 Gr.

Wer liest nicht gern etwas Erheiterndes, zumal von einem
so sehr beliebten Schriftsteller, der mit der nur dem Franzosen
eigenhümlichen Leichtigkeit über Situationen wegguschlüpfen weiß,
über die auch der größte Misanthrop lachen muß.

Die Bonvivants.

Charakterbilder nach dem Leben von Dr. H. G. Num-
fen. 2 Bände. 510 S. 12. Brosch. 1 Thlr.

Aus dem Leben gegriffen sind diese Charakterbilder; im
Gewande des Humors stellen sie uns die verschiedenen Stände,
ihre Schwächen und Lächerlichkeiten dar.

Bei der günstigen Aufnahme, welche die Berschowitz
gefunden haben, knüpfte der Verfasser daran eine Darstellung
aus dem romantischen Mittelalter unter den Titeln:

Die hochherzigen Räuber der Pöscopole;

Ritter- und Räubergeschichte aus dem Ende des 13ten
Jahrhunderts. 20 Gr.

Der Einsiedler des Lochotins,

oder Pilzens Bürgertreue und Tapferkeit. Historisch-rom-
antisches Gemälde aus dem 14ten Jahrhundert. Von
Dr. Ew. Dietrich. 22 Gr.

Die Schildert zugleich die pittoresken Gegenden des böhmis-
schen Mittelgebirges an der Elbe und der böhmisch-bairischen
Grenze, während der erste Theil (Der Schwur der Rache,
1 Thlr.) die romantische Gegend der böhmisch-meißner Grenze,
des Bades Teplitz und dessen Entstehung schildert. Das Ganze
verwebt die Sagen der Vorzeit Böhmens mit der Geschichte des
Mittelalters.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vor-
rätzig:

Literarische

Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von

R. W. Böttiger.

Erstes Bändchen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind namentlich Beiträge zu den Memoiren der
„Weimarschen Genieperiode“, welche, aus dem reichen
handschriftlichen Nachlasse R. W. Böttiger's gesammelt, hier
dargeboten werden und in leicht entworfenen Darstellungen des
Neuen und Anziehenden über die Helden jener Zeit Vieles ent-
halten. Zugleich mögen sie als Ergänzung der biographi-
schen Skizze R. W. Böttiger's (1837, 16 Gr.), welche,
ebenfalls von dem Sohne desselben bearbeitet, in meinem Ver-
lage erschien, betrachtet werden.

Leipzig, im Februar 1858.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität
Halle - Wittenberg im Sommer-
Halbjahre vom 7ten Mai bis 22sten September
1838 zu haltenden Vorlesungen und der öffent-
lichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

a) Wissenschaften überhaupt.

Über akademisches Studium liest Hr. Prof. Erdmann.

b) Besondere Wissenschaften.

I. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Prof. Franke vor. — *Die Literaturgeschichte der Kirchenschriftsteller* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Hermeneutik* lehrt Hr. Prof. Dähne. — *Biblische Archäologie* trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: die *Genesis*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; das *Buch Hiob* vom Hrn. Prof. Rödiger; die *Psalmen*, der *Prediger* und das *Hohe Lied Salomonis* vom Hrn. Dr. Tuch. — *Die Messianischen Weissagungen des A. T.* erläutert Hr. Prof. Fritzsche (in lateinischer Sprache). — *Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des N. T. sowie in die Schriften der apostolischen Väter* trägt Hr. Prof. Niemeyer vor. — Von den Büchern des N. T. werden erklärt: die *Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas* von den Herren Prof. Wegscheider und Dähne; die *Apostelgeschichte* vom Hrn. Prof. Niemeyer, die *Briefe an die Römer und Galater* von Ebendenselben; die *Briefe an die Korinther* sowie die *katholischen Briefe* vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck. — Über die *Leidens- und Auferstehungsgeschichte* liest Hr. Prof. Wegscheider. — *Exegetisch-homiletisch-praktische und apologetische Vorträge über die Parabeln Christi* hält Hr. Prof. Marks. — *Christliche Dogmengeschichte* trägt Hr. Prof. Dähne vor. — *Dogmatik* lehren Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Fritzsche. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Christliche Moral* trägt Hr. Prof. Wegscheider vor. — *Pastoraltheologie* trägt Hr. Cons.-Rath Wagnitz vor, auch liest Derselbe über *homiletische und catechetische Gegenstände*. — *Homiletik und Geschichte derselben* trägt Hr. Prof. Marks vor, auch leitet Derselbe *theoretisch-praktische homiletische Übungen*. — *Catechetik und Geschichte derselben* lehrt Hr. Prof. Franke. — *Pastoralmedicin* trägt Hr. Dr. Rosenbaum vor.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius die *Übungen in der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider in der des N. T.; Hr. Cons.-

Rath Tholuck die *Übungen der dogmatischen*, Hr. Cons.-Rath Thilo die *der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks die *homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche die *catechetischen Übungen der Seminaristen*. *Übungen im Interpretiren des N. T.* leitet Hr. Prof. Fritzsche. *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebendenselbe; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Hofrath Henke. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* trägt Hr. Prof. Witte, erstere auch Hr. Dr. Pfotenbauer vor. — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenbauer vor; das *Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenbauer. — *Deutsches Privatrecht* lehren die Herren Prof. Dieck und Wilda; das *Recht des Adel- und Bauernstandes* trägt Hr. Prof. Dieck, das *Handelsrecht* Hr. Prof. Wilda vor. — *Das Lehnrecht* lehrt Hr. Prof. Pernice. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* trägt Ebendenselbe vor. — *Preussisches Civilrecht* lehren Hr. Hofgerichtsrath Pfotenbauer und Hr. Prof. Witte; auch liest Letzterer über das *preussische Sachenrecht*. — *Kirchenrecht* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; auch setzt Derselbe die *geschichtliche Einleitung in die preussische Kirchenverfassung* fort. — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* lehrt Hr. Hofrath Henke. — *Gemeines und preussisches Civilprocess* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor, *Criminalprocess* Hr. Hofrath Henke. — *Merkwürdige Rechtsfälle* erläutert Hr. Prof. Pernice.

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenbauer; ein *Examinatorium über Criminalrecht* hält Hr. Hofrath Henke.

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie des medicinischen Studiums trägt Hr. Prof. Friedländer nach seinem Lehrbuche vor. — *Der Zootomie ersten Theil oder vergleichende Osteologie und Myologie*, sowie *Osteologie und Syndesmologie* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Pathologische Anatomie* lehrt Ebendenselbe; auch trägt Derselbe *Physiologie* verbunden mit *Experimenten und Demonstrationen* vor. — *Allgemeine Physiologie, Pathologie und Therapie* trägt Hr. Dr. Rosenbaum vor; auch liest Derselbe über *epidemische Krankheiten*. — *Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie* trägt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg vor; auch lehrt Derselbe *Pathologie und Therapie der Lungen, des Herzens und der Haut*. — *Pastoralmedicin* lehrt Hr. Dr. Rosenbaum. — *Akiurgie*, verbunden mit einem *Cursus chirurgischer Operationen* trägt Hr. Prof. Blasius vor. — Über *ausgewählte Capitel der Ophthalmologie* liest Hr. Prof. Blasius; auch hält Derselbe *theoretisch-praktische Vorträge über Augenoperationen*. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehren die Herren Prof. Niemeyer und

Hohl; auch trägt Letzterer die *Geschichte der Geburtshilfe* vor. — Über die *Krankheiten der Weiber und Kinder* liest Hr. Prof. Hohl. — *Pharmakologie* tragen die Herren Prof. Friedländer und Schweigger-Seidel, Letzterer mit besonderer Berücksichtigung der *preussischen Pharmakopöe* vor. — Die *Receptirkunst* lehrt Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — Die *officinellen Pflanzen der preussischen Pharmakopöe* erläutert Hr. Dr. Sprengel.

Die *medizinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrieche Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Geburtshilfe* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt und Hr. Prof. Hohl. — Die *Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Examinatorien und Repetitorien* halten der Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Prof. Niemeyer und Hohl, auch Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyclopädie und Methodologie des philosophischen Studiums trägt Hr. Prof. Hinrichs vor. — *Allgemeine Geschichte der Philosophie* lehrt Ebenderselbe und Hr. Dr. Schaller. — *Anthropologie* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor. — *Empirische Psychologie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Fundamentalphilosophie* trägt Hr. Dr. Schaller vor. — *Logik* lehren die Herren Prof. Gerlach und Erdmann. — *Metaphysik* tragen die Herren Prof. Hinrichs und Erdmann vor. — *Ästhetik oder Philosophie der Geschichte der Kunst* trägt Hr. Prof. Ulrich vor; auch liest Derselbe über *Shakespeare's Dramen und sein Verhältniss zu Calderon und Goethe, als Einleitung zur Geschichte der neuern Poesie*. — *Religionsphilosophie* lehrt Hr. Dr. Schaller. — Über den *Begriff, die Gründe und die verschiedene Gestaltung des Pantheismus* liest Hr. Prof. Gerlach. — *Ethik und Politik* trägt Hr. Dr. Ruge vor; auch liest Derselbe über *Phänomenologie der heutigen Philosophie*. — Die *Begriffe von Recht und Unrecht* entwickelt Hr. Prof. Eiselen.

Pädagogik und Didaktik trägt Hr. Prof. Fritzsche vor.

Die *Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium* leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Den *arithmetischen Theil der Elementarmathematik* trägt Hr. Prof. Sohneke vor. — Die *Differentialrechnung* lehrt Ebenderselbe. — *Algebra* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor. — Die *Geometrie nach Euklid* lehrt Hr. Prof. Gartz; auch liest Derselbe über die *analytische Geometrie der alten und neuen Mathematiker*. — *Combinatorische Analysis* trägt Hr. Prof. Sohneke vor. — *Ebene und sphärische Trigonometrie* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Mechanik* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor; auch liest Derselbe über *geographische Längen- und Breitenbestimmung*.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz.

VI. Naturwissenschaften.

Die *Elemente der Chemie* verbunden mit *Experimentirübungen* trägt Hr. Prof. Schweigger-Seidel vor. — *Experimentalphysik* nach Baumgärtner's Lehrbuch, sowie *Elektrochemie* trägt Hr. Prof. Schweigger vor. — *Physische Geographie* lehrt Hr. Prof. Kämtz; auch liest Derselbe über *Meteorologie*. — *Geognosie* trägt Hr. Prof. Germar vor. — *Mineralogie* lehrt Ebenderselbe nach seinem Handbuche; auch liest Derselbe über *einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der gesamten Mineralogie, verbunden mit Demonstrationen und Aufgaben zu besonderen Untersuchungen*. — Den *ersten Theil der Gewächskunde*,

umfassend die *Gestaltung, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, verbunden mit Demonstrationen und Excursionen*, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. — Über die *Gräser und Halbgräser* liest Ebenderselbe. — *Zoologie* trägt Hr. Prof. Burmeister nach seinem Handbuche der *Naturgeschichte* (Berlin 1837) vor. — Die *allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger mit besonderer Rücksicht auf die Mitglieder eines für die gesamten Naturwissenschaften zu begründenden Seminars, welche Derselbe auch zu praktischen Übungen in physikalischen Vorträgen veranlassen wird. — *Botanische Excursionen* veranstaltet Hr. Dr. Sprengel; auch hält Derselbe *Examinatorien und Repetitorien über das Gesamtgebiet der Philologie*. — *Zoologische Zusammenkünfte zur Übung im Selbstuntersuchen* veranstaltet Hr. Prof. Burmeister.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Encyclopädie der Kameralwissenschaften trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Finanzwissenschaft* lehrt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* lehrt Hr. Dr. Buhle; auch liest Derselbe über den *ökonomischen Nutzen der Haustihere*.

VIII. Historische Wissenschaften.

Archäologie der orientalischen Völker trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — *Mythologie und Religionsgeschichte der alten Völker* lehrt Hr. Prof. Ulrich. — *Griechische Staatsalterthümer* trägt Hr. Prof. Meier vor. — Über das *Kriegswesen der Alten* liest Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer. — Die *Geschichte der Päpste von Gregor VII. bis auf die neuesten Zeiten* trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor. — *Neuere Geschichte seit dem westfälischen Frieden* lehrt Hr. Dr. Röpell. — *Neuere preussische Geschichte seit dem Tode des grossen Kurfürsten* trägt Ebenderselbe vor. — Die *Geschichte der französischen Revolution bis zum Jahre 1804* lehrt Hr. Prof. Leo.

Die *Übungen der historischen Gesellschaft* leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Die *Geschichte der griechischen und römischen Beredsamkeit* trägt Hr. Prof. Raabe vor. — *Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache* lehrt Hr. Prof. Pott. — *Grammatik der griechischen Sprache* lehrt Hr. Prof. Bernhardt. — Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: *Platon's Bücher über die Republik* vom Hrn. Prof. Bernhardt; *ausgesessene Idyllen Theokrit's* vom Hrn. Prof. Pott; *der Ödipus des Sophokles* vom Hrn. Dr. Staeger. — Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: *Horazens Ars poetica*, sowie dessen *Carmen seculare* vom Hrn. Prof. Raabe; die *Germania des Tacitus* vom Hrn. Prof. Wilda.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder im *Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Prof. Meier und Bernhardt unterrichtet und geübt; und zwar hat Ersterer den *Miles gloriosus des Platon*, Letzterer das *erste Buch des Thucydides* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch setzt Derselbe die *Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort. — *Hebräische Grammatik* lehrt Hr. Prof. Rödiger; auch liest Derselbe über die *chaldäische Sprache und den rabbinischen*

Dialekt. — *Ausgewählte Stellen des Koran, der Hamasa und des Hariri* erläutert Ebenderselbe. — *Die Sündflut* nebst andern *Epiodden* aus dem *Mahabharata* erklärt nach Bopp's Ausgabe Hr. Prof. Pott.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die Regeln der angelsächsischen Grammatik trägt Hr. Prof. Leo vor. — *Die engländische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erläutert Derselbe den *Sturm von Shakespeare*. — *Italienische Grammatik* trägt Hr. Prof. Blanc vor; die *italienische und spanische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch setzt Derselbe seine *Sprachübungen im Italienischen und Spanischen* fort. — *Die Geschichte der dramatischen Literatur der Franzosen* trägt Hr. Prof. Blanc vor; die *französische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbiethet sich Derselbe zum Privatunterricht im *Griechischen, Lateinischen und Hebräischen*.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch leitet Derselbe *Übungen im Zeichnen*. — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilen die akad. Zeichenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel.

Den Generalbass lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*. — *Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik* ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reikunst lehren die Herren Stallmeister André sen. und André jun. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. Seminarien: 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardt. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofraths Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel. — *II. Klinische Anstalten:* 1) *medizinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalraths Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrie Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — *III.* Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekars Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekars Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — *IV.* Die akad. *Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — *V.* Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliotheksecr. Dr. Förstemann auf Verlangen. — *VI.* *Anatomisches Theater und anatomisch-zoologisches Museum*, sowie die *Meckelschen Sammlungen*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — *VII.* *Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — *VIII.* *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — *IX.* Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — *X.* *Botanischer Garten und Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — *XI.* Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Deutsche Viertel-Jahresschrift.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Viertel-Jahresschrift.

Januar — März 1838.

Gr. 8. In Umschlag. Broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt: Was wir bezwecken. — über alte und neue Handelswege nach der Westküste Americas, von Ed. Hüppig. — Die Steinkohlengebirge, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von R. C. v. Leonhard. — Der Pauperismus, von Prof. Bülow zu Leipzig. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von H. Leo. — Die literarischen Zustände Belgiens, von Dr. L. A. Wagnier. — Seine's Schriften und Tendenz, von G. W. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von M. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von W. M. — über den Sonnenballismus, von Prof. Fischer zu Basel. — Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter Profesch von Ofen. — über Diplomatie, von F. R.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für

Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Ärzte.

Erster Band. In vier Heften.

Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

Leipzig, im Februar 1838.

F. A. Brockhaus.

Thiersch gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern

von
Friedrich Thiersch.

Drei Theile. Gr. 8.

Da die vier ersten Hefte dieses Werkes seit einiger Zeit fehlten, während von denen des zweiten und dritten Bandes Exemplare noch vorhanden, so war es nöthig, von dem ersten Theile die jenem Vorrath entsprechende Anzahl Exemplare neu zu drucken, um das Werk, so weit es erschienen, zu ergänzen. Beim Wiederdruck wurden, da es sich nur davon handelte, die erste Ausgabe zu ergänzen, nur Druckfehler und einzelne Ungenauigkeiten des Ausdrucks verbessert, so daß in Bezug auf den Inhalt die Exemplare des Werkes, welche durch den Wiederdruck des ersten ergänzt werden, von den früheren in keinem Punkte verschieden sind.

Vollständige Exemplare des ersten bis dritten Bandes können für den Preis von 8 Thlr. 8 Gr., oder 15 Fl. 30 Kr., jetzt wieder durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei DüMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

TOXIKOLOGISCHE TABELLEN,

oder tabellarische Uebersicht der Gifte, der Symptome, die sie hervorbringen u. s. w. Nach den neuesten Entdeckungen und Berichtigungen entworfen von Dr. STUCKE. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Broschirt. 14 Gr., oder 1 Fl.

Daß ein solches Werk in so kurzer Zeit eine neue Auflage erlebt, spricht schon von selbst für die Brauchbarkeit und Vorzüge desselben. Diese neue Auflage unterscheidet sich wesentlich von der ersten; der Herr Verfasser hat sie mit großer Vorliebe für seinen Gegenstand durchaus überarbeitet und keine Mühe gescheut, um ihr die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben. Nicht nur sind die neuern Beobachtungen und Erfahrungen zur Berichtigung des Aufgestellten benützt, sondern auch bei mehreren Rubriken viele Zusätze eingeschaltet worden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F a u s t.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile in Einem Band.

Mit Goethe's Bildniß in Stahl.

Diese neue Ausgabe von Goethe's Meisterwerk übertrifft die bisher erschienenen Ausgaben; demungeachtet haben wir uns entschlossen, einen äußerst niedrigen Subscriptionspreis davon bis Ostern 1838 gelten zu lassen und zwar 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Ostern 1838 wird ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

Wir sind überzeugt, daß unser Bestreben, den Ankauf dieses Werkes, welches in den frühern Ausgaben 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., kostete, möglichst zu erleichtern, allgemeine Anerkennung finden werde.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auch auf die vom Prof. Moriz Reisch gegebenen und gestochenen Umrisse zu Goethe's Faust aufmerksam; diese Umrisse sind allbekannt und unterlassen wir daher alle Anrühmung. Der Preis für beide Theile — 40 Blatt in Querfolio cartonniert — ist 3 Thlr. 12 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

S c h r i f t e n

in Angelegenheiten des Erzbischofs von Köln.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland,

veranlaßt

durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsbreue des Hermes'schen Lehrsystems.

Vom Verfasser der Schrift:

„Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“

Motto: Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber. Altersschwach zwischen den zerbrochenen Säulen ihres Colosseums sitzt die alte Kreuzspinnne und spinnst noch immer das alte Gewebe. Aber es ist matt und morsch; es versagen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

8. Geh. 8 Gr.

Früher erschienen von demselben Verfasser und sind in allen Buchhandlungen zu finden:

Der Erzbischof von Köln, Freiherr Clemens August von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

Motto: In meinen Staaten kann Jeder ungehört nach seiner Façon selig werden.

Friedrich der Große.

8. Geh. 8 Gr.

Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Antriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatfachen geschildert.

Motto: Rom wollte immer herrschen; und als seine Regionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen.

8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im Februar 1838.

J. A. Brodhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands sind zu haben:

Novellen von Posgaru.

Zweite verbesserte Auflage.

3 Bändchen.

Mit zierlichen Titelbignetten in Stahlstich.

8. Breslau bei **Josef Nag und Comp.** Sauber geheftet 2 Thlr. 18 Gr.

Die Berliner Evangelische Kirchenzeitung, 1837, Nr. 93, empfiehlt obiges Werk, wovon das 1te und 2te Bändchen: Die Liebesgeschichten, das 3te Bändchen: Germanos enthält, ihren Lesern mit folgenden Worten:
„Posgaru liefert Werke von einer scharfen und scharfen Bildung. In den Liebesgeschichten ist das ungöttliche Wesen der modernen schöngeistigen Bildung scharf gezeichnet, und in seiner Lügenhaftigkeit, Angst und Heillosigkeit streng gerichtet. Höchst beachtenswerthe Excurse über die Goethesche und Tiedesche Poesie treten uns hier entgegen. Schade ist es, daß der schöngeistigen Finsterniß kein überwiegendes Gegenüber christlicher Klarheit und Kraft in diesem Werke gegeben ist, obwohl sie in sich selber zerfällt und zu Grunde geht, und das Gegenstück einer höhern Denkart in allgemeinerer Gestalt nicht fehlt. In diesem Werke tritt die scharfe Charakterzeichnung in ausgezeichnetem Maße hervor, selbst in geringeren Personen, besonders aber in einer eminenten weiblichen Figur. — Der Germanos ist ein gehaltreiches Werk, lebensfroh, trotz dem, daß seine Personen einem Hegelianischen Recensenten nur als Personifikationen der herrschenden geistigen Richtungen im Reformationszeitalter erschienen sind. Wenn Ref. nicht irrt, so enthält dieses Werk einen herrlichen Traum, eine poetische Darstellung der verschiedenen Zeiträume der Weltgeschichte im Lichte der christlichen Wahrheit, die für sich allein dem Germanos einen bleibenden Werth gibt. Überall aber gibt sich in diesen Schriften der christliche Glaube kund, getragen von einem sehr schönen Talent, im Bunde mit einer bedeutenden Bildung.“

In meinem Verlage ist erschienen:

Ersch (Joh. Sam.),

Literatur der vermischten Schriften
seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von **Chr. Ant. Geissler.**

(Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.)

Gr. 8. 1837. 20 Gr.

Die Beendigung der neuen Ausgabe von Ersch's Handbuch der deutschen Literatur ward durch den Tod des Gründers und durch mancherlei spätere Widerwärtigkeiten seit dem Jahre 1822 bis jetzt verzögert. Nun aber habe ich gegründete Hoffnung, auch die letzte noch fehlende Abtheilung, die Literatur der schönen Künste enthaltend, in diesem Jahre ausgeben zu können.

Die frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache ausgezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, enthalten:

- I. 1. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik. Bearbeitet von **E. G. A. Büchel.** 1822. 1 Thlr. 6 Gr.
- I. 2. Literatur der Theologie. Bearbeitet von **E. G. A. Büchel.** 1822. 1 Thlr. 16 Gr.
- II. 1. Literatur der Jurisprudenz und Politik. Bearbeitet von **J. Ch. Koppe.** 1823. 1 Thlr. 18 Gr.
- III. 1. Literatur der Medicin. Bearbeitet von **F. A. B. Puchelt.** 1822. 1 Thlr. 20 Gr.

III. 2. Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbkunde etc. Bearbeitet von **Fr. W. Schweigger-Seidel.** 1828. 4 Thlr.

IV. 1. Literatur der Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 1827. 3 Thlr. 8 Gr.

Das ganze Werk in vier Bänden kostet auf Druckpapier 12 Thlr., auf Schreibpapier 16 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 24 Thlr.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei **K. Hübner** in Berlin ist soeben erschienen:

Jahresberichte

über die Fortschritte der Forstwissenschaft und forstlichen Naturkunde im Jahre 1836—37

nebst
Original-Abhandlungen

aus dem Gebiete dieser Wissenschaften.

Eine Zeitschrift

für Forstleute, Waldbesitzer und Kameralisten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig,

Prof. an der Universität zu Berlin, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u.

1ster Jahrgang. 1stes Heft.

Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte

und
Nachlaß.

Herausgegeben von
B. Funck.

8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Wetzel ist ein echter deutscher Dichter und sein Name konnte von der Masse der Erzeugnisse des Tages wol verdrängt, nicht aber vergessen werden. Seine Lebens- und Liebeslieder, seine zahlreichen Legenden, Sagen und Romane können neben Uhland's und Rückert's Gedichten genannt werden. Seine Krieger-, Sieges- und Feuerlieder sind wie die Körner's und May von Schenkendorfs unvergessliche Worte aus einer großen Zeit. Seine vermischten Gedichte, sein „Prolog zum großen Ragen“ tragen den Stempel seiner tiefen Gesinnung. Der Herausgeber hofft daher mit Recht durch eine Auswahl von Wetzel's Gedichten, welche in Taschenbüchern und Zeitschriften bisher zerstreut waren, den Dank der Besten zu verdienen und dem Dichter ein Denkmal zu errichten.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Jahrbuch.

Inhalt: Perkins' Verbesserungen an den Dampfmaschinen, ihren Öfen und Kesseln. Mit Abbildungen. Beschreibung einer durch Dampf betriebenen Maschine, die man in Louisiana zum Einschlagen und Absägen der Pfähle, welche den Eisenbahnen als Grundlage zu dienen haben, benützt. Mit Abbild. Harrison's Verbesserungen an den Locomotivmaschinen. Mit Abbild. Sullivan's Verbesserungen an den zum Reissen von Flüssigkeiten dienenden Apparaten. Mit Abbild. Bericht des Amédée Durand über den sogenannten französischen Schraubenschlüssel des Hrn. Leroy-Arbou. Mit Abbild. Young's Verbesserungen in der Fabrication metallener Angeln für Thüren und zu andern Zwecken. Mit Abbild. Über die Einbedachungen des Hrn. Biette und des Hrn. Seyffert in Paris. Mit Abbild. Bailey's Verbesserungen an dem Strumpfwirkerstuhl. Mit Abbild. Ritchie's Verbesserungen im Zureichten und Appretiren von wollenen und andern Geweben. Mit Abbild. Smith's Verbesserungen an den Apparaten, womit Baumwolle, Seiden-, Wollen- und andere Zeuche nach ihrer Breite ausspannt erhalten werden können. Mit Abbild. Beschreibung einer verbesserten Maschine zum Vorpressen, von Lord Willoughby d'Eresby. Mit Abbild. Beschreibung einer seit einigen Jahren am Reinhardtswalde eingeführten neuen Holzverlebungsmethode, von G. Pfört. Heuser, Sprengmethode mit Sandbesetzung. Woolley's verbesserte Behandlungsmethode verschiedener Stoffe, welche anstatt des Bienenwachses und zu andern Zwecken dienen können. Goodlet's verbessertes Verfahren, Maische und andere geistige Flüssigkeiten zu destilliren, welches aber auch auf das Rectificiren, Kochen und Abdampfen im Allgemeinen anwendbar ist. Key über die Fabrication des Leucoms (gedrörrten Kartoffelstärke Mehls). Über eine von Hrn. Ab. Theodor Bertier vorgeschlagene Methode, die Bildung von Schaum nach dem Verfahren der Kunkelrübenspruge zu verhüten

und die Formen voll zu erhalten. Jinde's verbesserte Methode, aus den Ananasblättern einen zum Färbegebrauche geeigneten Färbstoff zu gewinnen. Bericht des Hrn. Sabarraque über die gestrichelten Tapetenpapiere des Hrn. Benoit in Paris. Auszug aus einer Abhandlung über die Fabrication vergoldeter und gepresster Papiere zum Tapeziren und zu Papparbeiten, von Hrn. Delport in Paris. Auszug aus einem Berichte des Hrn. Dblant-Desnos über die leistungsfähigen Hüte des Hrn. Stius und über dessen Gastorgewebe. Über eine neue, von Hrn. Barbeau d. Jüng. erfundene Methode, den Ray in den Spiegeln zu führen. Über eine von Hrn. Winter erfundene tragbare Drehschraube. Miscellen. Englische Patente. Lemoine's Verbesserung an den Dampfesseln. Passot's Mittel gegen die Explosionen der Dampfessel. Vorschlag zur Verhütung des Zusammenstoßens von Dampfbooten. Das Dampfboot Gorgon. Neue Ruberräder für Dampfboote. Beslay's Maschine zum Poliren von Edelsteinen u. dgl. Bingham's und Duple's Verbesserungen an den Schließgewehren. Jacottin's Verbesserungen an den feinen Wagen. Lang's Verbesserungen an den Maschinen zum Korpspinnen und Spinnen von Flach, Hanf und andern Faserstoffen. Jollivet's Vorschlag der Spitzen der Schnürriemen. Chandellet's Knöpfe. Dronart's sogenannte Philippine zu Hüten, Tapeten u. dgl. Verwendung der Kinder in den englischen und französischen Fabriken. Grundy's Kollenswarenfabrik. Über eine neue goldartige und anstatt der Verzinnung anwendbare Legirung. Über den Diamant und dessen Anwendung zu optischen Zwecken. Frankreichs Handel im Jahre 1836. Zur Statistik Frankreichs. Frankreichs Steinkohlenindustrie. Über die Dachbedeckung mit Zink. Die größte Zischplatte aus Kajanholz. Literatur.

Zweites Jahrbuch.

Koch, über die Ursachen der Explosionen der Dampfessel. Hawkin's Verbesserungen in der Anwendung der Producte der Verbrennung zur Erzeugung und Unterstüßung des zum Betriebe der Dampfmaschine dienenden Dampfes. Mit Abbild. Woodhouse, Beschreibung einer neuen rotirenden Dampfmaschine. Mit Abbild. Pague's verbesserte Anwendung einer bekannten Kraft zum Heben von Wasser aus Bergwerken, Schiffsräumen u. dgl. auch zum Betriebe gewisser Maschinen. Mit Abbild. Bethell's Verbesserungen an den Apparaten zum Säugen und zur Vollbringung verschiedener Arbeiten unter Wasser. Mit Abbild. Über die Lampen mit Regulator des Hrn. Rouen. Walker's verbesserter, an Kerzenleuchtern anwendbarer Lichtauslöser. Mit Abbild. Berry's verbesserter Apparat, um die auf Pianofortes oder Orgeln angespielten Töne niederzulegen. Mit Abbild. Giller's Verbesserungen an den Cabriolets. Mit Abbild. Die Verfertigung der Klopffensen, vom Gewehrsfabrikanten Graue jun. Bericht, welchen die Herren Schlumberger und Scheurer der Société industrielle in Mülhausen über verschiedene Einrichtungen und Apparate in den englischen Bleichereien und Rattendruckereien erstatteten. Mit Abbild. Balzendruckmaschine. Sieb zum gleichzeitigen Aufdrücken mehrerer Farben. Mechanischer Streicher für den Handdruck. Glanzpapier für die Drucker. Bleichen. Waschräder. Auspressmaschinen. Färbekufen. Trockensieben. Trockensieben für gründirte Zeuche. Feuerroste. Mechanische Heizer. Dampfessel. Apparate zum Filtern des Wassers. Wiedergewinnung des Indigos aus dem Saß der Blaulüpen. Benutzung des Holzessigs. Bericht des Herrn Schwarz über Clerc's metallene Druckformen, welche gegossen und mit beweglichen Gegenständen versehen sind. Dingler's nachträgliche Bemerkungen über Zwaddel's Aräometer. Über die Feigung der Robnungen mit Gas. Miscellen. Fourneyron's Vorschlag zu einem Kanal von Basel nach Strasburg. Über die auf Holz ausgezogenen Messingfabrikate des Hrn. Sacarriere. Ausführlicheres über Dierf Pabley's Versuche über die Stärke gemauerter Balken. Engelmann's Sicherheitspapier. Über die Dauerhaftigkeit verschiedener Holzsorten. Neue Bereitungsart des Kali- Bicarbonats. Über die Ursache, weswegen weißbrotig gedruckte Wollentücher beim Dämpfen oft Flecken bekommen. Bereitung einer gleichartigen Rautschuß- (Gummilasticum-) Auflösung und Anwendung derselben

zum Wasserbleichen von Wollentwürfen u. Klebmehl als Futter für die Seidenraupen. Fütterung der Seidenraupen mit Kartoffelsäcke. Fortschritte der Runkelrübenzucker-Fabrikation in Ungarn.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlags-Handlung kann vom Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat und zwar 1ster bis 18ter Jahrgang zu 100 Thlrn., oder 200 Fl., anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl., zu haben.

Stuttgart und Augsburg, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Freunde geistreicher Unterhaltung ist jetzt vollständig erschienen:

Dezobry,

Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom u. Nach dem Französ. von Th. Sell. Nebst Schilderung des röm. Münzwesens von H. Dase. 4 Theile mit 1 Plan. Geh. 1837 und 1838. 3 Thlr. 12 Gr.

In 104 Briefen ist hier ein Gemälde von röm. Leben, Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen u. gegeben, das jeden, nicht eigentlichen Alterthumsforscher und selbst die erwachsene Jugend aufs anziehendste belehren wird.

G. D. Marxbach, über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. Dritte Sendung: Guckow. Wienburg. Laube. Kühne. Lenau. Die schwäbische Schule. Bettina. Rahel u. 8. 1838. Geh. 16 Gr.

Die ersten 2 Hefte erregten viel Aufsehen bei ihrem Erscheinen und dürfte die Nachricht von der Vollendung dieser Besprechungen nicht unerwünscht sein.

Alle 3 Sendungen in einem Bande unter dem Titel:

Der Zeitgeist und die moderne Literatur.

Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Januar 1838.

J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Gebr. Bornträger in Rönigsberg sind seit Jahresfrist folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andral, G., Die Krankheiten des Gehirns. Aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen v. B. A. Köhler. 2 Theile. Gr. 8. 1837. 3 Thlr.

v. Baer, R. G., Entwicklungs-geschichte der Thiere. 2ter Theil. Mit 4 Kupfern. Gr. 4. 1837. 4 Thlr.

Burdach, G., Beitrag zur mikroskopischen Anatomie der Nerven. Mit 2 Kupferst. Gr. 4. 1837. 1 Thlr.

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Nach Ge-

schlechtern und mit genealogischen Tabellen. 2ter Band. Gr. 8. 1837. 3 Thlr. 18 Gr.

Jacobson, L., Zur Lehre von den Eingeweidekrümmungen. Zwei geklebte Periodischen. Mit 2 Kupferst. Gr. 8. 1837. 2 Thlr.

Köster, F., Die Psalmen nach ihrer strophischen Anordnung, übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Lehrs, K., Quaestiones epicae. 8maj. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Reyde, E., Opferkränze. Ein Andachtsbuch für die Jugend. Gr. 12. 1837. Geh. 12 Gr.

Rrongo-vius, Chr. G., Deutsch-polnisches Wörterbuch. 4te und letzte Lieferung. Gr. 4. 1837. 1 Thlr. 9 Gr.

Der deutsch-polnische Theil vollständig 4 Thlr. 9 Gr.

Der polnisch-deutsche Theil vollständig 4 Thlr. 12 Gr.

Uhler, G. D. G., Leitfaden für den ersten Unterricht in der Naturgeschichte. 8. 1837. 6 Gr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. Gr. 8. 1837. 2 Thlr.

Kupp, J., Übersicht der allgemeinen Geschichte. Für die obern Classen der Gymnasien, mit genealogischen Tabellen und einem Atlas von 17 historischen Karten. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe ohne Atlas 1 Thlr. 8 Gr.

Der historische Atlas apart in Großfolio 1 Thlr. 4 Gr.

Sachs, E. B., und Düll, F. Ph., Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Ärzte und Physici. 2ter Theil. 1ste bis 6te Lieferung. Gr. 8. 5 Thlr.

Ulrich, Ergänzungen zu den Verhandlungen über den Mandats-, summarischen und Bagatelprozess, der Rechtsmittel der Revision, über die Execution in Civilsachen und über den Substitutions- und Kaufgelber-Liquidationsprozess. 2 Theile. Gr. 8. 1836 und 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Katalog über die naturhistorische Bibliothek des Rechnungsraths Meybeck in Mannheim, bestehend zum Theil in den seltensten und kostbarsten Pracht- und Kupferwerken, die hier dem Liebhaber billig angeboten werden, ist in allen soliden Buchhandlungen zu finden. Bestellungen sind bei der unterzeichneten Buchhandlung, die mit dem Verkauf der Bibliothek beauftragt ist, zu machen.

Mannheim.

Schwan und Göß'sche Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

REVUE

Française et Étrangère,

ou Nouvelle Revue encyclopédique.

Deuxième année. 12 livraisons mensuelles. Gr. in-8.

Paris, 1838. 15 Thlr. 12 Gr.

In dieser kritischen Zeitschrift werden nicht nur Beurtheilungen französischer literarischer Erscheinungen, sondern auch deutscher, englischer, italienischer u. s. w. Werke geliefert; von den Mitarbeitern sind vorzugsweise folgende zu nennen: die Herren Baron Bachou de Penhoen, Baron d'Estrein, Baron Taylor, Bibliophile Jacob, Marquis de Lagrange, Graf de Circourt, Graf de Eulau, Tousselet, Leroux de Lincy, Tissot, R. Gournier, Ch. Farcy, B. Lafaye, G. Barton, Parquis, Ed. Garnier, A. de Gélina. Auch liefert dieses Journal Originalaufsätze über Gegenstände aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften.

Leipzig, im März 1838.

Brodhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

B e r i c h t

über die
Verlagsunternehmungen für 1838
von
J. M. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Zeitschriften werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1838:

- *1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1838. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer (1 Bogen) nebst Beilage (1/2—1 Bogen). Hoch-4. Auf feinem Maschinen-Papier. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr. 12 Gr. Wird ebenfalls für den folgenden Tag ausgeben. Kautelen über die Zeitungen in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine mehrertheilte. Die Inserationsgebühren betragen für den Raum einer gespalteten Zeile 1 1/2 Gr.
- *2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendsten Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit vollständigen Registern. Jahrgang 1838. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 5 Thlr.
Wird vierteljährig ausgegeben.
Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie folgte 2 Thlr. 10 Gr., der Jahrgang 1837 3 Thlr. Beide Jahrgänge sind mit alphabetischen und systematischen Registern versehen.
- *3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1838. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gottlieb Gerodt. Fünftzehnter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 5 Thlr. Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in einem, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.
Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland auf dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein selbstes Zeitschrift von gemeinschaftlicher
- Bibliographischer Anzeiger beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Inserationsgebühren betragen 1 1/2 Gr. für die Preistheile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prosopie, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie als mit dem Repertorium ausgeben und bestr. die Gebüh. von mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.
- *4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr. Wird vierteljährig und festgesetzt ausgeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
- *5. Jhs. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausge-

- geben von Oken. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zweite.) Gr. 4. 8 Thlr.
- *6. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Karl Fubst. Jahrgang 1838. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.
In den mit Nr. 4, 5 und 6 genannten Zeitschriften erscheint ein literarischer Anzeiger, für literarische Anzeigen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Preistheile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.
Gegen Bezahlung von 3 Thlr. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Bezahlung von 1 Thlr. 12 Gr. der Jhs. oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigegeben oder beigegeben.
- *7. Das Pflanz-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Wellpapier. 2 Thlr.
Wird monatlich ausgegeben.
Das Pflanz-Magazin in 52 Nummern (Nr. 1 Thlr., der zweite Jahrgang in 52 Nummern in 52 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., 3 2 Thlr., und es sind fortwährend in Abständen zu erhalten in beizugeben.
- Intelligenzblatt
sichert sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publikum betreffende Anzeigen. Für die gespaltene Preistheile oder deren Raum werden nur 3 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Bezahlung von 10 Gr. für das Ausland beigegeben.
- *8. Das Pflanz-Magazin für Kinder. (Herausgeber: K. Kaiser.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Wellpapier. 1 Thlr.
Wird monatlich ausgegeben.
Der erste bis vierte Jahrgang ist schon erschienen jeder 1 Thlr.
- *9. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsanstalt.) Sechsten Bandes sechstes und letztes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.
- *10. Leipziger Kreisblatt. (Herausgeber: A. A. Gsp.) Jahrgang 1838. Wöchentlich drei Nummern (1/2 Bogen). Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. Pränumerationspreis vierteljährig 12 Gr. Die Anzeigengebühren aller Art wird die gespaltene Zeile mit 1 1/2 Gr. Pflanz beigegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oestrichische militairische Zeitschrift. 1838.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Summae regui. Eine biographisch-militairische Skizze. II. Betrachtungen über die Leistungsvermögen der Truppen auf Marschen. III. Die russischen Militaircolonnen in den Gouvernements Opatow und Scharlow. IV. Die Verbesserung von Breiten durch die Militärten im October 1818. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie bei allen frühern Jahrgängen von 1818—37 jeder 8 Thlr. Geh. Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage

in vier Bänden verringert erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Geh. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um 1/2 wohlfeiler.

Auch im Jahr 1838 wird diese nicht nur für Militairten, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift ununterbrochen fortgesetzt und bei dem Reichthum an wichtigen Materialien, sowie dem Bestreben der Redaction, nur das Beste zu geben, wird auch dieser Jahrgang den anerkannten Werth dieser Zeitschrift nur vermehren.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 12ten Februar 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Wenn diese Zeitung gleich nach ihrem ersten Erscheinen sich der größten Theilnahme erfreute, so hat sich diese seit dem Anfang dieses Jahres noch bedeutend vermehrt und der Absatz seitdem fast verdoppelt. Es wird allgemein anerkannt, daß die **Leipziger Allgemeine Zeitung** in freisinniger und unparteilicher Würdigung der Zeitereignisse und vollständiger Mittheilung der parlamentarischen und ständischen Verhandlungen von keinem andern deutschen Blatte übertroffen wird. Die Zahl der Correspondenten und Mitarbeiter in allen Theilen Europas und Deutschlands insbesondere vermehrt sich täglich und die Verlagshandlung findet sich durch die Unterstützung, die man ihrem schwierigen Unternehmen von allen Seiten schenkt, nur um so mehr aufgefodert und ermuntert, nichts zu versäumen, um den Erwartungen des Publicums zu entsprechen und dem Blatt immer erhöhten Werth zu geben.

Mit dem 1sten April beginnt das neue vierteljährliche Abonnement, auf das durch alle resp. Postämter und Zeitungs-Expeditionen Bestellung gemacht werden kann. Der Preis beträgt in Sachsen vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr. und wird im Auslande nach Billigkeit etwas erhöht.

Inserate aller Art, für deren schnelle und allgemeine Verbreitung Leipzigs Lage besondere Vortheile darbieten möchte, werden in die Zeitung selbst aufgenommen und der Raum einer Zeile wird mit $1\frac{1}{2}$ Gr. berechnet.

Die im Jahre 1838 neu hinzugegetretenen Abonnenten können das erste Vierteljahr vom Oct. bis Dec. 1837, nebst vollständigem Sachregister und Titel, zu dem Preise von 2 Thlr. 12 Gr. beziehen.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brochhaus.

An alle Lehranstalten, Aerzte, Apotheker, Mineralisten und Landbesitzer.

Von

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie u.

erscheint soeben der 8te Band der 3ten sehr verbesserten Auflage in 5 Heften zu 2 Thlr. 12 Gr. im Pränumerationspreise bis Ostermesse d. J. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr. 12 Gr.

Wer es verabsäumt, die Vorauszahlung von 2 Thlr. 12 Gr. bis Ende April d. J. zu leisten, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm der Ladenpreis von 3 Thlr. 12 Gr. abgefodert wird; indem wir nach dieser Zeit kein einziges Exemplar mehr im Pränumerationspreise liefern können.

Dresden und Leipzig, den 1sten Februar 1838.

Arnold'sche Buchhandlung.

Von:

Nölig Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende.

Neue Ausgabe der 6ten Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen à circa 12 Bogen. Geh. à $\frac{1}{2}$ Thlr.

haben wir heute die achte Lieferung an die Besteller versandt. Das Ganze wird im Juli vollendet sein und dann die

neueste, übersichtlichste und wohlfeilste Universalgeschichte in diesem Umfange bilden, deren Anschaffung durch die monatliche Lieferung sehr erleichtert wird.

Leipzig, den 22ten Januar 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei uns erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Krause, Dr. C. F. T. (Medicinalrath und Professor der Anatomie), **Handbuch der menschlichen Anatomie.** Durchaus nach eigenen Untersuchungen und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniss der Studirenden, der praktischen Ärzte und Wundärzte und der Gerichtsärzte. Ersten Bandes dritte Abtheilung mit Tabellen und vollständigem Register. Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 8 Gr.

Mit dieser Abtheilung ist der erste Band in 3 Abtheilungen, welche zusammen 4 Thlr. 16 Gr. kosten, ganz vollständig und in demselben die gesammte allgemeine und specielle Anatomie des Erwachsenen enthalten.

Der zweite und letzte, schwächere Band, welcher die Anatomie der Entwicklungsperioden, insbesondere die des Foetus und eine detaillirte topographische Übersicht, als Leitfaden und Hülfsmittel bei Zergliederungen und Operationen enthalten soll, wird in Jahresfrist nachfolgen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hanover.

Herder's Eid.

In der Unterzeichneten ist jetzt wieder erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Der Eid.

Nach spanischen Romanzen.

Von

J. G. von Herder.

Neue Auflage.

Velinpapier. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Februar. Nr. 253—256.

Nr. 253. * Victoria, Königin von Großbritannien und Irland. Über den Rais. (Fortsetzung.) Ruine in Frankreich. Die älteste Kirche der Christenheit. * Ruinen von Rochester. Die Feuersbrünste in Konstantinopel. Über den Kautschuk. * Hindu-Pilger. — Nr. 254. * Die Kirchensammlung von Tarent. Über den Rais. (Beschluß.) * Die großblumige Cinnypflanze. Das Knochenmehl. * Über Schweden und Hermalen. — Nr. 255. * Das Prägen der Münzen. Regentpublik in Guiana. * Die Wasserleitung bei Tarragona. Über Eisenbahnen. * Die Kathedrale von Durham. — Nr. 256. * Der Brand der Börse in London. Über Eisenbahnen. (Beschluß.) * Merkwürdiger Werd. Das Neueste der Natur- und Gewerbeswissenschaft.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 52 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im März 1838.

J. H. Neumann.

In der Chr. Fr. Müller'schen Postbuchhandlung in Karlsruhe ist soeben erschienen und in allen solchen Buchhandlungen zu haben:

Trauerspiele

von

J. Frhr. von Aulenberg.

Enthaltend: 1) Das Verblüth von Rosen; 2) Der Schwur des Richters; 3) Der Prophet von Florenz.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Gr.

Moralische Erzählungen

für die weibliche Jugend.

Von

A. von Clermont.

Gr. 8. Geh. 15 Gr.

Soeben ist erschienen:

Immanuel Kant's sämtliche Werke.

Herausgegeben

VON

Karl Rosenkranz und Friedr. Wilhelm Schubert.

Neunter Theil. (Metaphysik der Sitten und Pädagogik.)

Subscriptionspreis 1 Thlr. 18 Gr.

Wir überliefern hiermit dem Publicum in schneller Folge auf den ersten, den neunten Theil von Kant's sämtlichen Werken, den Herr Prof. Schubert edirt hat. Er enthält die Metaphysik der Sitten in den zwei Abtheilungen der Rechtslehre und der Tugendlehre, und die Pädagogik. Der Metaphysik der Sitten schickte Kant eine „Grundlegung“ voraus, welche im Jahr 1785 zuerst erschien und bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als die Rechtslehre und die Tugendlehre bekannt gemacht wurden. Diese Grundlegung zur Metaphysik der Sitten wird der achte Theil unserer Ausgabe bringen. In Bezug auf Kant's Pädagogik, die dem neunten Theile angehängt ist, wird Herr Prof. Schubert in seiner Biographie des grossen Philosophen seine Erläuterungen bringen.

Zunächst werden die anthropologisch-praktischen Schriften, herausgegeben von Herrn Prof. Schubert und die Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Herrn Prof. Rosenkranz, erscheinen.

Leipzig, den 14ten Februar 1838.

Leopold Voss.

Anzeige für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Als eine interessante Lectur ist der eben erschienene historische Roman:

Jakob von Molay der letzte Templar.

Historischer Roman

von F. Th. Wangerheim.

3 Bände. 8. Altona, Hammerich. 1838.

Geh. 8 Thlr.

zu empfehlen.

Wangerheim's Romane werden überall gern gelesen und dürfen in einer gut versehenen Leihbibliothek nicht fehlen.

Ist in sämtlichen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Goethe's poetische und prosaische Werke

in
Zwei Bänden.

Unter den schützenden Privilegien sämtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Mit acht Stahlstichen

und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Zweiten Bandes zweite und letzte Lieferung.

Mit einer Mappe, die noch restingenden sieben Stahlstiche enthaltend.

Subscriptionspreis für beide Bände 14 Thlr., oder 24 Gl.

Um diesen niedrigen Preis, welcher nur noch kurze Zeit bestehen wird, können jetzt vollständige Exemplare durch alle Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zeitschriften für das Jahr 1838.

Bibliothèque universelle de Genève.

Nouvelle série. 3me année. 1838.

12 cahiers. In-8. Genève. 17 Thlr.

Von dieser gehaltreichen Zeitschrift, deren Hauptdebit wir für Deutschland und den Norden übernahmen, erhalten wir die Hefte monatlich und liefern dieselben regelmäßig nach Erscheinen.

Revue critique

des

livres nouveaux publiés pendant l'année 1838,

rédigée par

Jos. Charbucy.

Sixième année du Bulletin littéraire et scientifique.

12 cahiers. In-8. Paris. 2 Thlr. 12 Gr.

Wie bedeutend auch bereits der Beifall war, den dieses kritische Journal selbst in Deutschland fand, wo wir dessen Hauptdebit besorgen, so erlauben wir uns doch nochmals, die Freunde der französischen Literatur besonders darauf aufmerksam zu machen, da ihnen dadurch für einen äußerst billigen Preis ein Mittel dargeboten wird, sich stets Kenntniss der neuesten Erscheinungen der französischen Presse zu verschaffen.

Leipzig, im März 1838.

Brockhaus & Neumann,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Um vielseitigem Verlangen zu genügen, ist

Der Beweis,

daß Dr. M. Luther nie existirt hat,
vom Prof. v. d. Hagen in der Deutschen Gesellschaft vorgetragen, aus den

Berliner Conversationsblatt für 1838

besonders abgedruckt worden. Preis 4 Gr.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikalienhandlung
in Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Erkenntniss und Heilung der Ohrenkrankheiten.

Von

Dr. Wilhelm Kramer.

Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage seiner „langwierigen Schwerhörigkeit“. Mit Abbildungen in Kupferstich. Preis 2 Thlr.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werke (welches bereits von Dr. J. R. Bennett in London ins Englische übersetzt worden ist, während Dr. Wharton Jones in London eine zweite Übersetzung drucken zu lassen beabsichtigt und in Brüssel eine französische Übertragung bereits unternommen worden ist) die praktischen Resultate seiner vieljährigen und ausgebreiteten Praxis mit grosser Klarheit und Bestimmtheit niedergelegt, alles Hypothetische aus der Erkenntniss und Behandlung der Ohrenkrankheiten verbannt und durch die glückliche Heilung sehr vieler Fälle von Taubheit die Zuverlässigkeit seiner Heilmethoden bewährt, welche deshalb den Herren Ärzten nicht dringend genug zur sorgfältigsten Beachtung empfohlen werden können.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1837. Monat October, oder Nr. 79—86. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesamten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Funfzehnten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. III, IV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Februar, oder Nr. 5—8, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 5—8. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im März 1838.

J. N. Brockhaus.

B e r i c h t

über die
Verlagsunternehmungen für 1838
von
J. M. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig, von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang dieses Berichts befindet sich in Nr. VIII.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*11. **Altdeutsche Blätter** von **Moritz Haupt** und **Heinrich Hoffmann**. Zweiten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in 4 Heften (1835—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr.

*12. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr. Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

*13. **Bibliothek classischer Romane und Novellen** des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebenundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Die Fortsetzung wird zunächst *Gazotte's* „Der verleihte Kreuz“ und *Der Verd aus dem Stegreif* und *Gervantes' Novellen* enthalten. Dieser schließen:

I—IV. *Don Quixote* von *Gervantes*, überf. von *Goldtau*. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. *Landprediger* von *Radfield* von *Goldsmith*, überf. von *Delonig*. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. *Die Wasche* von *Le Sage*. 2 Thlr. — X. *Leben des Cyrillus* von *Querebo*, überf. von *Kell*. 12 Gr. — XI—XIV. *Tom Jones* von *Hickling*, überf. von *Eubemann*. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. *Die Alim* von *Goldberg*, überf. von *Welf*. 15 Gr. — XVI. *Jaques Petis* von *Foerster*, überf. von *Sautsch*. 15 Gr. — XVII—XIX. *Delphine* von *Stael*, überf. von *Gleich*. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. *Detameron* von *Boccaccio*. 2 Thlr. — XXIII—XXIV. *Die Leiden des Werkes* und *der Eglomunda* von *Gervantes*, mit einer Einleitung von *E. Kell*. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV—XXVI. *Die Verlobten*, von *Ranconi*, überf. von *Dülow*. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. Die ersten 22 Bände dieser Sammlung sind im Preise herabgesetzt und kosten anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur 8 Thlr.

*14. **Bibliothek deutscher Dichter** des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von **Wilhelm Müller**. Fortgesetzt von **Karl Förster**. Vierzehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das vierzehnte Bändchen wird *Hoffmannswaldau*, *Lohenstein*, *Bernke*, *Ganig*, *Welfe*, *Desser*, *Mühlforth*, *Reutlich*, *Hofersch*, *Pender* enthalten und die Sammlung beschließen. — Vol. Nr. 40.

Erstes bis dreizehntes Bändchen (1822—37) kosten 18 Thlr. 4 Gr.

*15. **Bilder-Conversations-Lexikon** für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiten Bandes achte Lieferung und folgende. Dritten Bandes dritte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Verzögerung, daß der zweite Band, die Artikel von F—L, und der dritte Band, die Artikel von M—R enthaltend, jetzt gleichzeitig gedruckt werden, steht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die spätere Fortsetzung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben soll.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet in elegantem Carton gebunden 3 Thlr. 8 Gr. und wird

Allen empfohlen, denen die Anschaffung des Werks in einzelnen Lieferungen un bequem sein sollte.

Auf dem Umschlage des *Bilder-Conversations-Lexikons* werden Anzeigen u. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltenen Zeilen oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Kaufen derselben beigegeben.

16. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich**, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe überf. und durch Zufüge erweitert von *J. C. Voigt*. In sechs Bänden. Fünftes Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Amphibien, Entomiten, Insekten und ungeschlechtete Thiere, 1835) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Klasse der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Klassen enthalten.

*17. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von *J. C. Ersch* und *J. G. Gruber*. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Schreibpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Schreibpapier im größten Quartformat mit breitem Riegen (Prachtexemplar) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von *J. C. Gruber*. Dreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von *K. G. Hoffmann*. Fünfzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von *M. F. S. Meier* und *E. F. Kämp*. Sechster Theil und folgende.

Den früheren Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigen Bedingungen gestellt.

*18. **Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung** und der allgemeinen Gebührenarten für die Gerichte, Justizcommissionen und Notarien in den preussischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienklassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührenarten, das Stempelgesetz, das Salarienklassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von *J. F. von Strombeck*. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von *Ferdinand Leopold Lindau*. Gr. 8. 34 Bogen. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. Der erste bis dritte Band kosten in der dritten Auflage (1829—30) auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.; alle 4 Bände jetzt nur 4 Thlr. 16 Gr. auf Druckpapier, 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts der preussischen Staaten, herausgegeben von *J. F. v. Strombeck*, und fortgesetzt von *J. E. Lindau* (4 Bände, 1829—37), kosten zusammen genommen nur 5 Thlr. auf Druckpapier, 8 Thlr. auf Schreibpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Nr. 68 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ findet sich eine Erklärung des Herrn Dr. Mager in Genf gegen Herrn Dr. Willing in Berlin.

Druck und Verlag von **J. M. Brockhaus** in Leipzig.

Nachstehende Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlags-Vericht des Jahres

der Baumgärtner'schen Buchhandlung und des Industrie-Comptoirs (Baumgärtner) in

Allgemeine, wohlfeile Bilder-Bibel,

oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach der Uebersetzung Dr. Martin Luthers, mit mehr als 500 schönen in den Text eingedruckten Abbildungen. (Stercotyp-Pracht-Ausgabe.) 13te bis 23te Lief. Preis zu 4 Gr. Dieses schöne Bildewerk ist nunmehr vollendet und kostet noch: 3 Thlr. 20 Gr. in schw. Maroquin schön gebunden und vergolddet: 4 Thlr. 4 Gr.

Allgemeine, wohlfeile Volks-Bilder-Bibel für die Katholiken,

oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments, mit mehr als 500 schönen in den Text eingedruckten Abbildungen. 14te bis 21te Lieferung. Mit der Druckerklausur des hochw. Kathol. Erzbis. Consistoriums des Königs. Sachsen. Preis zu 4 Gr. (Stercotyp-Pracht-Ausgabe.)

Kurze Erläuterungen zur allgem. Volksbilder-Bibel f. d. Katholiken. 3 Lieferungen 12 Gr.

Ist es rathsam, den Juden das volle Staatsbürgerrecht

unbedingter Weise zu ertheilen? Ein staatswissenschaftliches Bedenken von einem Staatsgelehrten. in 8. broch. Preis 4 Gr.

Die Hauptlehren des Rationalismus und Mysticismus

der der Denk- und Sittengeschichte kurz und faßlich gegenüber gestellt für alle, welche sich von beiden Erscheinungen in der protestantischen Kirche eine richtige Vorstellung machen wollen, von Dr. Heinrich Steppant, l. d. Kirchenrathe und des königlichen Hausrathes vom preil. Michael-Ehrenritter. 74 S. in gr. 8. Preis 9 Gr.

Lehrbuch der deutschen Geschichte

für Volksschulen, nebst einer chronologischen Zusammenstellung der deutschen Geschichte von Dr. Karl Schmidt, Pfarrrer zu Wippachsdorfhausen. w. Papier 202 Seiten in 8. broch. Preis 12 Gr. Bei Abnahme von 25 Exemplaren werden große Vortheile bewilligt.

W. Shakespeare's

sämmtliche Werke

in einem Bande. Im Verein mit mehreren überseht, und herausgegeben von Julius Körner. Mit 40 Holzschnitten und Shakespeare's Portrait in Stahlstich verarbeitete Ausgabe.

Diese allgemein als vortrefflich anerkannte Ausgabe ging durch Verkauf in unsern Verlag über und wir geben dieselbe vermehrt: durch 40 schön im feinsten Holzschnitt ausgeführte wissenschaftliche Darstellungen und durch das im feinsten Stahlstich, nach dem im Besitze des Herzogs von Buckingham befindlichen Delgemälde, vollendete Portrait Shakespeares, ohne Preisverhöhung neuerdings und, um den Kauf der schönsten Werke zu erleichtern, in von vier bis sechs Wochen zu erscheinenden Lieferungen heraus.

Der Preis jeder Lieferung, deren 15 das vollständige Werk ausmachen werden, ist auf

8 Groschen

festgesetzt, wodurch sich der Gesamtpreis äußerst billig auf 5 Thlr. stellt.

The complete Works

of William Shakespeare. Printed from the text of the most renowned editors, with nearly 270 engravings etc. late bis 4te Lieferung. Editor Dr. J. G. Flügel. Preis à 10 Gr.

Das ganze Werk wird circa 15 Lieferungen umfassen.

The Life and Voyages of Christopher Columbus

by Washington Irving abridged by the same for the use of Schools. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. Preis 18 Gr. Brüder erdienen von d. neu. Verfasser: Voyages and discoveries of the Companions of Columbus. gr. 8. 1 Thlr.

EXERCICES

on the Genius of the English Language. Ein Übungsbuch für höhere Schulklassen und zur selbstständigen Fortbildung nach genossenem Unterricht. Von Dr. F. C. Keller, Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig. 257 Seiten in kl. 8. Preis 16 Gr.

Magasin des Fées

ou Contes de Fées. De Perrault, de Me. Leprince de Beaumont, de Fénelon, et de Mad. d'Aulnoy. Mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche. Mit vielen Holzschnitten, in kl. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir empfehlen hier die früher erschienenen schönen Schulausgaben von Marmontel Bélisaire à 12 Gr. Lettres d'Héloïse et Abailard à 12 Gr. Lamartine, Voyage en Orient 1832-1833. Auszug in einem Bande. 18 Gr. Elisabeth ou les exilés de Sibérie par M. de Cottin. 9 Gr. Paul et Virginie et la chaumière Indienne par B. de Saint-Pierre. Zweite Aufl. 12 Gr. Choix du livre de cent et un. 16 Gr. Le diable boiteux par Lesage. 16 Gr. Chateaubriand Atala et les Aventures du dernier Abencerage. 2. Aufl. 9 Gr. Shakespeares King Henry IV. 1 Thlr. do. Romeo and Juliet. 9 Gr. Sheridan Knowles the Hunchback. 9 Gr. the wife 9 Gr. Manzoni Promessi Sposi. 2 Thlr. 8 Gr. S. Pellico le mie Prigioni. 19 Gr. Dei doveri degli uomini. 9 Gr. Ortis ultime lettere. 18 Gr. Cervantes Novelas ejemplares. 12 Gr. Neugriech. Chrestomatie v. Dr. Kind. 21 Gr.

Encyclopädie der Diätetik oder allgemeines Gesundheits-Lexikon.

Ein vollständiges Real-Wörterbuch des geistigen und körperlichen Verhaltens im gesunden und kranken Zustande für Jedermann; jedes Alter, Geschlecht, Temperament, jeden Stand, und alle Verhältnisse des Lebens. Ein Volks- und Hülfsbuch zum augenblicklichen Nachschlagen und zur steten Belehrung. Von Dr. J. A. Hofmann, ausüb. Arzte. 7te Lief. zu 6 Bog. in gr. Lexikon-Format. Preis 8 Gr.

Grundsätze der Dampfheizung

und der damit verbundenen Lüftung aller Arten von Gebäuden von Thomas Tredgold. Für Deutschland bearbeitet von M. D. B. Kühn. 2te Auflage. nach der 3ten engl. Originalausgabe und mit 3. Bramah's Beobachtungen über Feuerungen mit warmem Wasser und andern Verbesserungen und Zusätzen versehen. Mit 13 Kupfern und 11 Tabellen. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ueber die besten Bienenwohnungen (Bienenstöcke)

und die besten Geräthschaften bei der Bienenzucht, die Behandlung der Bienen, nach welcher denselben jährlich, im Herbst oder im Frühjahr, der überflüssige Vorrath an Honig und Wachs, ohne sie zu tödten, genommen wird, im Auge behaltend. Von Theodor Stein.-Landwirth. Mit 4 Kupfern, in 8vo. Preis 12 Gr.

Beiträge zur Förderung des Seidenbaues,

Akademie für Fort- und einen Kupfer. 248 Seite

Bildung und Beschrei- Getreide

mit Angabe ihrer Cultur zur Förderung der wissenschaft des Systems an ökonomischen Gewächse. 2 die Originalzeichnungen v. Hest. gr. Fol. br. Preis

Das Feenbuch von Perrault, Madame Lez Mad. d'Aulnoy. Aus dem Leben. Mit vielen Abbildg.

(Kleinste Till Eur

tolle Streiche und ist so geist. Mit 16 col. Brüder erschienen: Gefallen Der Kiste in guter Laune. Sind auch in franzö. e-

(Bibliothek unterhae

(XI.) Indien

nach den neuesten und besten arbeitet von Dr. F. A. H. H. Mit vielen Abbildg. Das complete Werk (2 das vollständigste und bei dien erschienen ist, kostet in

(XII.) Anstiedlung

von is Ein Wegweiser für Auswan granien. Aus dem Eng Mit vielen Abbildungen. 16

(XIII.) Die

welche zur Nahrung und Er schen dienen, und zwar Gewürzkräutern u. f. w. t-rückföhrung ihrer naturh, über die Erbe, Cultur zu schen von Dr. F. A. W. S. Preis 1 Thlr. 8 Gr. et Brüder sind von dieser Bild-

1. Alexander v. Humboldt. Mit Abbild. 2. Kuhn. 12. Vögel mit Abbild. 1 Thlr. mit Abbild. 4 Thlr. 16 S. Abbild. 1 Thlr. 16 Gr. us in den Polar-Seen. Mit 10 Reise in Palästina. Mit 10-2 Thlr. 12 Gr. VIII. Mit, und nützlichsten vierföhrung-1 Thlr. 18 Gr. IX. Die 10 Mit Abbildungen. 1 Thlr. tenweit, oder Julestem-Brig Abbildungen. 1 Thlr 18-x Diese Anmerkungen bilden

F. X. a- dramatisch

für das Jahr 1838. 28r Jahrgang. Elegant 1 1 Thlr. 8 Gr.

1837

in Leipzig.

Landwirthe in Tharandt. Mit
in 8. broch. Preis 18 Gr.

lung aller bis jetzt bekannten

Ideenarten,

und ihres Nutzens, in 8 Heften.
wissenschaftlichen Kenntniss, Reichthum
der Benennungen dieser ersten
vom Prediger J. W. Krause, und
Dr. Ernst Schult. VI. bis VIII.
2 Thlr.

der Feenumhüllen.

Prince de Beaumont, Genéon und
Braschisch von E. v. Niven-
in 8. 8to. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

nderbücher.)

len spiegels

orten, oder wie man's treibt
Kupfern. Preis 8 Gr.

der der Mar. Kiedrich. 8 Gr. —
8 Gr. — Kiedrich'sche. 8 Gr.
sprache bei uns zu finden.

ltender Wissenschaften.)

oder die Hindus,

u vorzüglich enalischen Werken be-
Wiese. 2r Band. 1te und 2te
ungen. In 8. Preis zu 18 Gr. —
Bände in 4 Theilen. 1. Theil
te, welches seit Jahren über 100
3 Thlr.

gen in den Urwäldern

Canada.

der nach Amerika von einer Ent-
ischen von Dr. J. W. Diekmann.
in 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Pflanzen,

Wohna der Lebensgenüsse des Men-
Sammtliche Getränke, Genüsse,
erschrieben und abgebildet, mit be-
sonnen Beschaffenheit, Verbreitung,
ubereitung. Aus dem Engli-
sche. Mit vielen Abbildungen in

lochst erschienen:

Wohl's Reisen und Forschungen etc.

Dr. H. Reume's Baufunk der

1. 16 Gr. III. Pompeii. 2 Thlr.

Dr. IV. Die Neuseeländer, mit

ol V. Entdeckungen und Abenteuer

Abbild. 1 Thlr. 12 Gr. VI. Neue

Abbild. 16 Gr. VII. Entdeckun-

gissa. Mit Abbild. und Charten.

Reisegerien oder die merkwürdigsten

en Thiere etc. Mit Abbildungen.

Lebensweise der Vögel, v. J. Reume.

Dr. 16 Gr. X. Wunder der Insek-

wandlungen, von J. Reume. Mit

Dr.

in auch einzeln zu habende Werke.

Kurfürstend

er Almanach

Herausgegeben von E. W. Koch.

geb. mit colorirten Kupfern. Preis

er Metallarbeiter

zu Balcons, Treppengeländern, Thorwa-
ren, Fenstern, Fensterbrüstungen, Gie-
monumenten, Geldkasten, Stützen etc.,
altern u. s. w. 6s und 7s Hest von 6
gr. 4. Von F. W. Mercker. Preis 8 Gr.

er Silberarbeiter,

ing von Zeichnungen für Silber-Arbeiter
waren-Händler, enthaltend alle Gegen-
Kirchen-, Tafelgeschirren und andern
Nach Alexander Lefranc. Zweite
u. 4s Hest. gr. 4. Preis zu 6 Gr.

appe des Bautischlers,

zu Thorwegen, Haathüren, Doppelthü-
setzern, Stubenthüren, Gewölbthüren,
1, Bogen- und andern Fenstern u. s. w.,
Mercker. 7s u. 6s Hest, jedes mit 6
4. Preis 8 Gr.

Praktische

hnungen von Meubles

und geläuterten Geschmacke mit beige-
ausstab etc. 16s — 18s Zimmer. Von F.
Mercker. 6 Bl. in gr. 4. Preis 8 Gr.

discho Pariser Meubles

schaften, enthaltend alle Arten Stühle,
Divans, Secretärs, Commoden, Spiegel,
Orhänge etc. 6 Bl. Lit. C. Preis 8 Gr.

Der Tapezirer,

irungen von ganzen Zimmern, Plafonds,
Wänden, Fenstern, Betten u. s. w. 7s
ft mit 6 Bl. in gr. 4. Von F. W. Mer-
Preis 8 Gr.

ische Reise um die Welt.

te Zusammenstellung des Wissenswertheiten von
Lungereisen eines Byron, Wallis, Carteret, Bou-
Coof, Laprouse, Bancroft, d'Entrecasteau,
recuire, Duperry, Krusenstern, Rogobue, Pe-
mont d'Aurole, Laplace etc., nach Dumont
Von Dr. W. Diekmann. in 4. Mit 600
Lieferungen in 4. u. 12 — 16 fein geklopfen
— 38te Lief. zu 6 Gr.

es ganzen Werkes, welches nur 2 Bände mit
Kupfern und 3 Karten bildet und 9 Thlr. kostet.

Reise in Süd- und Nordamerika.

te Zusammenstellung des Wissenswürdigsten von
ausreisen eines Columbus, Las Casas, Oviedo,
Barcelago de la Vega, Acosta, Bressier, La Con-
sta, Ulloa, Phipps, Alair, Castellar, Molina,
Bredman, Madenjie, Montgomeri, Pise, Hara,
Bradbury, Antonio del Rio, Franklin, Bel-
tor, Lema, Maue, Wilers, Hamilton, Goddard,
ngar, Aug. von Saint Hilaire, Spir und Mar-
gen von Hemmied, d'Orbigny u. a. in, verfasst
Gesellschaft Reisender und Gelehrten, unter der
Herrn Kleide d'Orbigny. Deutsch von
Iesmann. In Lieferungen in 4to. Mit gegen
unzen.

Lieferung, jede zu 3 Bogen. 4 Kupfer. à 6 Gr.
lieferungen bilden das ganze Werk.

erie-weiblicher Schönheiten.

buch zur Auswahl für Jung und Alt.
5s bis 9s Hest. gr. 8. geh. zu 5 Gr.

galerie der Felden

Tromm's Werken. Nach Zeichnungen vom
ris Reich im feinsten Stahlstich. Hest 2.
enthaltend: Christian II. — Werner Gold-
omas Ritter. In 5 Gr.

(Zeitschriften.)

meine Moden-Zeitung,

Magazin für die elegante Welt. Herausg. von

Quartbogen, mit 32 bis 60 Kupfern und Extrakupfern in
4. circa 500 Abbild. der neuesten Pariser, Londoner und
Wiener Moden enthaltend, Preis 6 Thlr.; mit 104 — 112
Kupf., die erwähnten Moden und als Doppelkupfer: Ver-
trais, Reupies, Brusttaubildet, Gartenverzierungen, Ein-
pagen etc. enthaltend. 8 Thlr.

Supplementarisch werden dazu geliefert 28
Original-Modenkupfer aus unserm franzt.
Modenjournal le Voleur gegen Vergütung
von 1 Thlr. 12 Gr. jährlich.

Le Voleur.

Gazette des journaux français, rédigée par D. de
Félice, Professeur à l'école de commerce de Leip-
zig. 7me année. Ce journal paraît tous les huit jours.
Prix d'abonnement: Prix annuel du journal
avec 52 gravures de modes 6 Thlr. Le texte seul
4 1/2 Thlr.

Schnellpost für Moden.

Magazin für die elegante Welt und alle Kunst- und
Gewerbetreibende, welche für jene wirken. 7r Jahrgang.

Diese Zeitschrift erscheint sehr pünktlich in wöchentlichen
Lieferungen, jede mit einem color. Original-Mode-Kupfer, zu
jähr. Preis von 3 Rthlr. halbjährlich 1 Thlr. 12 Gr.

Wir wiederholen hier ausdrücklich, daß die Schnellpost
auf keine Art mit der Allgem. Leipziger Modenzeitung con-
curriert, sondern von dieser ganz verschiedene Mo-
denkupfer im feinsten Stich und Colorit in
verschiedenen Text bringt. Die Käufer sind aus die-
sem Grunde nicht der Unannehmlichkeit ausgef. wenn sie
beide Journale hätten, eins oder das andere doppelt zu er-
halten, wie es bei andern ähnlichen Zeitschriften, die in
fremden Verlage erscheinen, häufig geschieht.

(Welt und Zeit.)

Blätter aus der Gegenwart,

ür nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung, von
Dr. J. W. Diekmann. 8r Jahrg. 64 eingedruckte Bo-
gen in 4. mit circa 200 Abbild. 3 Thlr.

Das Feller-Magazin,

(nebst Bilder-Atlas.)

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, von einer Gesellschaft
Gelehrter herausgegeben von Dr. J. W. Diekmann. 4r Jahrg.
52 wöchentl. Lieferungen mit 200 mit 300 Abbild. zu 50
vierteljährlicher Vorausbezahlung. (Streu- und Ausg.)
Von den Jahrgängen 1834 bis 1836 und Exemplar
zu 16 Gr. zu haben.

**Universal-Blatt für die gesammte Land-
und Hauswirthschaft.**

von Dr. Schweizer und Heinrich Schenckardt mit
Mitwirkung des Geh. Hofraths Prof. Weber. 11r u. 12
Band; zu 2 Thlr. Erscheint alle 10 Tage.

Allgemeine Homöopathische Zeitung.

Herausgegeben von den DD. der Medizin G. W. Groh-
harmann und H. Kummel. 10r, 11r und 12r H.
jeder von 24 Bogen in 4. 2 Thlr. Erscheint wöchentl.

Allgemeine Zeitung des Judenthums.

Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse in der
Welt von Pontik Religion, Literatur, Geschichte, Sprach-
kunde und Belletristik (Mit Königl. Sächs. allerg. En-
cession.) Redigirt von Dr. Ludwig Philippson, an-
stündlichem Prediger in Magdeburg. 1r Jahrgang. Ersch.
wöchentl., jährlich 192 Bogen, in 4. Preis 3 Thlr.

**Kritische Blätter für Forst- und Jagd-
wissenschaft,**

in Verbindung mit mehreren Forstmännern und Gelehrten
ausg. vom Prof. Dr. Pfeil. Jährlich 1 Band in
8 Hesten. 11r Bd. 15u. 26 Hest. in gr. 8. Preis 2 Thlr. 16

**Magazin der neuesten Erfindungen, Er-
deckungen und Verbesserungen**

in der gesammten Gewerkskunde, für Fabrikanten, Manu-
facturisten, Künstler etc. mit vielen Abbildungen. Von Dr.
E. Thiene. Neue Folge. Bd. III. Hest 25 bis 40
Bd. IV. Hest 1 bis 46. in 4. broch. Jedes Hest zu 16

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Preisaufgaben der F. Jablonowskischen Gesellschaft für die Jahre 1837—1840.

(Aus der Leipziger Zeitung, 1838, Nr. 63.)

Leipzig, im März. Die F. Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften hat auf die von ihr für das J. 1837 aufgegebenen drei Preisfragen vier Abhandlungen erhalten: drei betrafen die mathematische, eine die ökonomische Aufgabe. Die historische hatte keinen Bearbeiter gefunden. Unter den mathematischen Abhandlungen fehlen ihr keine des Preises würdig zu sein; eine jedoch, mit dem Motto: Auf dem Gebiete der Mathematik u. s. w., zeichnete sich so aus, daß die Gesellschaft dem Herrn Verf. die Hälfte des festgesetzten Preises zuerkannte, wofern er es nicht vorzieht, seine Abhandlung, mit Berücksichtigung der im Programme der Gesellschaft ange deuteten Lücken und Mängel, überarbeitet und vermehrt der Gesellschaft vor dem Ende des Monats November 1838 zur Beurtheilung wieder vorzulegen. Sie ersucht ihn deshalb, ihr seinen Entschluß schriftlich anzuzeigen. — Die ökonomische Abhandlung über die Frage: „Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preussisch-deutschen Zollverein gehabt?“ wurde, obgleich sie, was der Hr. Verf. selbst bemerkt hat, noch einiger statistischen Belege entbehrt, in staatsökonomischer Hinsicht so vorzüglich gefunden, daß die Gesellschaft ihr den Preis einstimmig zuerkannte. Nach Eröffnung des versiegelten Zettels fand sich der Name des Verfassers: Herr Jakob Heinrich Thieriot, t. sächs. Kammerath in Dresden. — In dem bei dieser Gelegenheit ausgegebenen lateinischen und deutschen Programm legt die Gesellschaft für die Jahre 1838, 1839 u. 1840 folgende theils wiederholte, theils neue Preisfragen vor:

I. *Ex historia.* In annum 1838. „Examinetur et describatur politicus urbium in Polonia status, qualis exeunte seculo XV fuerit; doceatur inprimis, an et quatenus urbes nonnullae in parem iuris publici libertatisque conditionem seu usu, seu privilegiis ab ordinibus regni receptae, et publici consilii in comitiis participes factae fuerint. — Quaestio extraordinaria denuo proposita atque anno 1838 assignata et duplo praemio ornanda haec est: Vicissitudines comitiorum in Polonia sub regibus stirpis Jagellonicae habitum explicentur et sic quidem, ut civilium institutorum et legum ratio habeatur.“

„Es soll untersucht und beschrieben werden, welches der politische Zustand der Städte in Polen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen sei, wobei insbesondere die Beantwortung der Frage gewünscht wird, ob und wie weit einige Städte, es sei nun durch das Herkommen, oder durch Privilegien, von

den Reichsständen in den Genuß gleicher staatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden sind, und an den Beratungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.“

Außerordentliche, mit doppeltem Preise zu belohnende Aufgabe für das Jahr 1838: „Es ist darzuthun, was für Veränderungen der polnischen Reichsversammlungen unter den Königen aus Jagellonischem Stamme stattgefunden haben, und zwar so, daß auf die Einrichtungen und Gesetze des Staates Rücksicht genommen werde.“

In annum 1839. Quaeenam instituta Germanica in ea Pomeraniae parte, quae ordinis Teutonici a. 1310 subiecta est ditioni, per annos centum et quinquaginta proxime sequentes exstiterint, et quaeenam eorum vicissitudines inde a tempore, quo regio ista Poloniae accessit (a. 1466) usque ad a. 1775 insecutae sint, exponatur.“

„Es werde auseinandergesetzt, welche deutsche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahre 1310 der Herrschaft des deutschen Ordens unterworfen ward, während der nächstfolgenden 150 Jahre bestanden und welche Veränderungen sie bis zum Jahre 1775 erlitten haben, nachdem jene Gegend (im J. 1446) an Polen gekommen war.“

In annum 1840. Exponatur, cuiusmodi Iesuitarum in regno Poloniae inde a regno Henrici Valesii (Andegavensis) usque ad annum MDCCLXIV fuerit ratio et quonam modo dissidentium, qui vocantur, status civilis auctoribus istis sit pessumdatum.“

„Es ist darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jesuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahre 1764 gewesen, und wie Stand und Recht der sogenannten Dissidenten auf ihren Betrieb zu Grunde gerichtet worden ist.“

II. *Ex disciplinis physicis et mathematicis.* In annum 1838. „A Cl. Dovo nuper tentatum est, leges ventorum extra zonam tropicam observatorum ad eadem fundamenta reducere, quibus olim Cel. HALLEY theoriā ventorum inter tropicos anniversariorum superstruxit. Scilicet auctore Dovo in zonis borealibus, temperata et frigida, ventus, si ad conditionem mediam resperis, secundum ordinem plagarum S. W. N. O. S. directionem mutare solet; in zonis vero australibus ordinem inversum S. O. N. W. S. sequitur. Quam legem si cum distributione media pressus aëris et temperaturae in plagas horizontis coniunxeris, regulae variationum barometri et thermometri a directione venti pendendum inde deducuntur, quas auctor theoriae in Cl. POGENDORFF Annal., T. XXXVI, p. 521 sqq. communicavit. Quae regulae quum in boreali quidem hemisphaera, observationibus Parisiensibus, Londiniensibus et Gedanensibus ad calculum reductis iam confirmatae sint, in australi vero hemisphaera (nec minus in boreali, si locos maiori longitudinis geographicae intervallo distinctos comparaveris) eadem experientiae auctoritate adhuc careant, viros doctos Societas invitat, ut has regulas denuo velint examinare ita ut variationes mediae barometri vel thermometri more legitime ad

calculus reveleantur, et quidem paucum dato loco quodam tonae temperatae australis, secunda dato loco boreali in America septentrionali vel in Russia sito. Quod si in hemisphaera australi annales meteorologici desiderantur, diarium nautarum cautus conceditur usus."

"Rueringius hat Dove die Windverhältnisse der nicht tropischen Zonen auf dieselben physikalischen Grundbestimmungen zurückzuführen gesucht, auf welche Halley die nach ihm benannte Theorie der Passate gründete. Nach ihm soll sich in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone der Wind im Mittel im Sinne S. B. N. D. S. durch die Windrose drehen, in der südlichen im entgegengesetzten Sinne S. D. N. B. S. Als Folge dieses Drehungsgesetzes in Verbindung mit der mittleren Verteilung des Druckes der Luft und der Temperatur in der Windrose ergeben sich für die Veränderungen des Barometers und Thermometers bestimmte Regeln, welche der genannte Physiker in Voggenborffs Annalen, Bd. XXXVI, S. 321 fg., mitgeteilt hat. Da nun diese Regeln zwar für die nördliche Halbkugel durch Berechnung der Beobachtungen von Paris, London und Danzig bestätigt sind, für die südliche Halbkugel aber noch der Bestätigung durch Rechnung ermangeln, auch in der nördlichen Halbkugel eine Vergleichung von Orten von größerem Bängensunterschied wünschenswert erscheint, so ladet die Gesellschaft zur Prüfung dieser Regeln ein, und zwar 1) durch Berechnung der mittleren Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der nördlichen Halbkugel, wo möglich in Nordamerika oder in Russland; 2) durch Berechnungen der mittleren Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel. — In Ermangelung eines Beobachtungsjournals aus der südlichen Halbkugel wünscht die Gesellschaft eine möglichst vollständige Benennung der Schiffsjournale."

In annum 1839. „Primus detexit Ill. Bmskl. (vid. Königsberger Beobachtungen, Abth. VIII, p. 1), a binis astronomis, eorumdem stellarum ad filum tubi meridionalis appulsas simul observantibus, transitus momenta diversum paulo in modum notari, eamque diversitatem aliam, minorem nempe, esse in observandis repentinis phaenomenis, praeterea mutari etiam, mutatis tum personis tum temporibus. Iam quaeritur, an huius variationis regula quaedam erui possit, in primis an pendeat quodammodo a conditionibus physiologicis, v. c. pulsus arteriarum celeritate. Cum hac quaestione coniungi, si non debet, poterit tamen disquisitio de quantitate erroris, qui in observando per auditum ictu penduli committi solet, quae notanda binorum pendulorum datae celeritatis concessus ab aere percipiendi frequentia investigari posse videtur. Demique si ad haec accederet disquisitio de observatorum differentia, ex usu horologiorum tertias minutae partes indicantium conspicuis, pergratum esset."

"Bessel hat zuerst gefunden (Königsberger Beobachtungen, Abth. VIII, S. 1), daß zwei Beobachter den Antritt eines und desselben Sterns an den Faden des Mittagsfernrohrs nicht genau zu derselben Zeit notiren, daß diese Verschiedenheit bei plötzlichen eintretenden Erscheinungen geringer ist, und daß sie sich nicht nur mit den Personen, sondern auch mit der Zeit ändert. Welcher Regel ist diese Änderung unterworfen? Hängt sie vielleicht mit physiologischen Eigenschaften der Beobachter, z. B. der Schnelligkeit des Pulses, zusammen? Rahe verbandt mit dieser Frage ist die nach der Größe des Fehlers, dem man bei Beobachtung des Uhrpendelschlags durch das Gehör ausgesetzt ist, eine Frage, die durch Abzählung der Gehörscollisionen zweier Pendel von bekanntem Gange beantwortet werden zu können scheint. Endlich wäre es sehr wünschenswert, wenn hieran eine Untersuchung über die Personaldifferenzen, die mit dem Gebrauche der Zeitmessern verbunden sind, geknüpft wäre."

In annum 1840. „Geometria nostris temporibus, praeclearissimis Germaniae in primis et Francogalliae geometrarum inventis mirum in modum aucta, quaeritur, quanam ex his in elementorum compagem recipi vel possint vel debeant, eaque an, salva systematis norma, liceat reliquis immutatis

terminis nova incrementa addi, an hovaum methodorum ratione habita, totum geometriae Euclidis corpus funditus reformari oporteat et instaurari; quod quomodo fieri debeat, doceatur."

"Die großen Bereicherungen, die in unserer Zeit die Geometrie vorzüglich durch die Bemühungen deutscher und französischer Mathematiker erhalten hat, veranlassen zu der Frage, wieviel hiervon in die Elemente aufgenommen werden kann oder muß, und ob dieses sich ohne Verletzung der systematischen Form der bisherigen Elementarlehren als bloßer Zuwachs beifügen läßt, oder ob die Berücksichtigung der neuen Methoden eine gänzliche Umgestaltung des Gebäudes der Euklidischen Geometrie notwendig macht, und worin dann diese Umgestaltung bestehen soll?"

III. *Ex oeconomicis disciplinis ad Saxoniam referendis.* In annum 1838. „Quam nostris temporibus pretium stanni et plumbi haud sine magno rei metallica patriae impedimento ac detrimento retro abiit, Societati hanc quaestionem proponere visum est: Doceatur, quibus novis satisque probatis stanno et plumbo utendi modis consumentio latorum metallorum ita sit augenda, ut ex ratione usus frequentioris utrumque eo pretio vendi possit, quo fodinarum et officinarum opus fructuosius reddatur."

"Da in neuerer Zeit die Preise des Zinnes und des Bleies so gedrückt sind, daß dadurch dem vaterländischen Bergbaue und Hüttenwerken erheblicher Nachteil und Fährdung drohen, so stellt die Gesellschaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwiesene Arten der Anwendung des Zinnes und des Bleies läßt sich der Verbrauch dieser Metalle so steigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen und deshalb der Preis derselben soviel höher sein müsse, als nöthig ist, um Gruben- und Hüttenbetrieb lohnender als seither zu machen?"

In annum 1839. „Considerantibus, quam prospere nonnullis in terris et antiquitas et nostris temporibus succemerit aquis arte recte ducendis solum irrigandi modus, apparuit nobis, artificiosam istam solum irrigandi rationem in tractu Saxoniae montano superiore et in Variscia nostra segnes adhiberi, quam locorum opportunitates eiusmodi conatus iuvare et pratorum, relique publicas et pecuniarie commoda id poscere videantur, quapropter Societas haud a re alienum putat examinari, quam vim ad rem rusticam in tractu Saxoniae montano superiore et in Variscia feliciter augendam habiturus sit modus irrigandi solum et recte constitutus et prudenter dispositus; itaque doceatur, quibusnam institutis atque adiumentis tam publicis quam privatis, res ista utilissima facillime et expeditissime promoveri queat."

"In Erwägung, welche glückliche Erfolge in verschiedenen Ländern ehemals das Landesbewässerungssystem gehabt hat und jetzt noch hat, hat sich unserer Gesellschaft die Bemerkung dar, daß jene künstliche Bewässerungsart in dem sächsischen Oberbergbezirge und in dem sächsischen Voigtlande nicht so eifrig angewendet werde, als die günstige Thalbildung des Landes solche Unternehmungen zu erleichtern, und die Viehwirtschaft zum Vortheile des Futterbaues und der Viehwirtschaft es zu erfordern scheint. Die Gesellschaft hält es daher nicht für unangemessen, eine Untersuchung der Frage zu veranlassen: welchen Einfluß eine planmäßig angelegte und zweckmäßig eingerichtete Bewässerungsanstalt auf die Landwirtschaft im sächsischen Oberbergbezirge und Voigtlande haben würde; — verbunden mit der Angabe der erforderlichen Einrichtungen, gesellschaftlichen Bestimmungen und Beförderungsmittel, durch welche jener wichtige Zweck am leichtesten erreicht werden kann."

In annum 1840. „Quam Saxoniae accessio ad Societatem portorii Borussiae Germanicam secundum art. XLI pacti Berolinensis de d. XXX. m. Martii MDCCCXXXIII, in praesentia usque ad d. I. m. Januarii MDCCCXLII vim habitura, biennio ante hunc diem renuncianda sin secus, per duodecim annos subsequentes continuanda sit, visum est Societati nostrae, quaestionem a. MDCCCXXXIV proposi-

tam, annoque MDCCCXXXVII solutam, prospectis his quae usus atque experientia posteriore triennio edocuerint, rei peritis iterum proponere enucleandam: Docetur igitur, quam vim Saxoniae nostrae ad Societatem portorii Borussiae - Germanicam accedat, usum iam per sexennium et quod excurrit, experta, ad industriae et mercaturae patriae opes alendas augendasque habuerit?"

„Da die Dauer des preussisch-deutschen Zollvereinsungsvertrages mit dem Königreiche Sachsen, durch Art. 41 des vorerwähnten Vertrages vom 30. März 1833, vorläufig bis zum 1. Jan. 1842 festgesetzt worden ist, und derselbe, wenn er während dieser Zeit und spätestens zwei Jahre vor Ablauf der Frist nicht gekündigt wird, auf zwölf Jahre als verlängert angesehen werden soll, so fand sich die Gesellschaft bewogen, die von ihr bereits im Jahre 1834 aufgestellte und im Jahre 1837 beantwortete Preisfrage, mit Bezugnahme auf die Erfahrungen, welche die Fortdauer des Zollvereinsvertrages in den letzten drei Jahren darbieten wird, sachkundigen Männern noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Sie stellt daher die Frage auf: Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleisses und Handels hat der Anschluss des Königreiches Sachsen an den preussisch-deutschen Zollverein, nach einer mehr als sechsjährigen Erfahrung gehabt?"

Die Preisschriften der ersten beiden Classen sind ohne Ausnahme in lateinischer Sprache zu verfassen, zu denen der dritten Classe kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesamt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen sein, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secrétaire der Gesellschaft, für das Jahr 1838 an den ordentl. Professor der historischen Hilfswissenschaften an der Universität zu Leipzig, Friedrich Christian August Sasse, zu richten. Der bestimmte Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Schwab's Gedichte in neuer Ausgabe.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von
Gustav Schwab.
Neue Ausgabe.

Mit des Verfassers Bild in Stahl.

8. Velinpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der Verfasser bietet hier seine Gedichte, nach dem Rathe der öffentlichen Kritik und bewährter Freunde gesichtet, aber zugleich um Vieles vermehrt, in einer neuen Auswahl dem Publicum dar. Die Romane aus dem Jugendleben Herzogs Christoph sind, als noch selbstständig, im Buchhandel zu erhalten und einige Nachbildungen, als dem Dichter minder eigen thümlich angehörig, weggelassen worden, um die Ausgabe in einen einzigen Band zusammenzubringen zu können.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von uns zu beziehen:

Histoire de la peinture sur verre d'après ses documents en France, par le comte Ferdinand de Lasteyrie. In-folio. Paris.

Die ganz neuen Originalzeichnungen, mit denen dieses bedeutende Werk ausgestattet ist, sind mit aller der Pracht ausgeführt, welche ein Unternehmen dieser Art erlaubt, und nichts ist veräußert, um durch eine die größte Exce beurkundende Genauigkeit, wie durch Reichthum der Farbengebung sie ihrem Zwecke entsprechend zu machen. Das Werk des Herrn Grafen von Lasteyrie gewährt eine interessante, gebrängte Übersicht aller Denkmäler dieser einst so blühenden Kunst, welche sich bis jetzt erhalten haben, und der Verfasser hat keine Mühe gescheut, um seinem Werke die genügendste Vollständigkeit zu verleihen.

Das Ganze wird 25—30 Lieferungen, jede von 2 Bogen Text in Folio und 4 colorirte Kupfer, umfassen.

Die erste ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten, die zweite wird binnen einigen Wochen ausgegeben. Preis jeder Lieferung 36 Francs.

Leipzig, im März 1838.

Verlag von S. Wenzel.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei dem

bevorstehenden Unterrichtswesfel

erlaubt man sich auf das in einer zweiten Auflage erschienene

Lehrbuch der Erdbeschreibung

in natürlicher Verbindung mit

Weltgeschichte, Naturgeschichte und Technologie

von

H. Zacharia.

Gr. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

aufmerksam zu machen. In den Schulen, wo es eingeführt ist, hat es bereits die glänzendsten Resultate geliefert und alle Lehrer, welche dies geliebte Werk kennen, stimmen darin überein, daß es für Bürger- und Volksschulen, wo die auf dem Titel angegebenen Wissenschaften nicht einzeln gelehrt werden, unentbehrlich sei und die allgemeinste Verbreitung verdiene.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. haben Exemplare vorräthig.

Bei G. C. Hendes in Köslin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Russen und Mongolen.

Von

Wilhelm Müller.

Erster Band. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Gr.

Die Redaction des Journals „Ost und West“ sagt in Nr. 8 vom 27. Jan. d. J. bei Gelegenheit eines Auszugs aus diesem Werke: „Aus einem größern Werke des wahrhaft genialen Verfassers, den ich zu den ausgezeichnetsten Erzählern unserer Zeit rechne.“

Sieben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen:

Über Hermes, Hermesianer, Hermesianismus vom Pastor L. Klövekorn. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Über die durch subjective Zustände der Sinne begründeten Täuschungen des Bewußtseins von Dr. A. Botter. Aus dem Französ. übersezt und mit einem Vorbericht versehen von Dr. A. Droste. Gr. 8. Geh. 12 Gr. Danabrück, im Februar 1838.

Rachorff'sche Buchhandlung.

B e r i c h t

über die
Verlagsunternehmungen für 1838
von
J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang und die Fortsetzung dieses Berichts befindet sich in Nr. IX.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

- *19. **Ersch (Johann Samuel)**, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande. Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt. Der Druck ist bis zum 33. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung, die ich im Laufe des Jahres ausgeben zu können hoffe.
- *20. **Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.** Zweiten Bandes dritte Abtheilung und folgende: Geologie, Versteinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckt Polyschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh. Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr. Des zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung enthalten: Anleitung zur Mineralogie (1837) 18 Gr.; Anleitung zur Kryptallographie (1837), 6 Gr. — Vgl. Nr. 35—39.
- *21. **Fund (J.),** Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. X. B. Jffland und E. Devrient. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. Der erste Band, C. X. B. Hoffmann und F. G. Wepel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr. — Vgl. Nr. 61.
22. **Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande.** Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier. Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.
- *23. **Heinsius (Wilhelm),** Allgemeines Bücher-Verikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. A.chter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Zwölfte und letzte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. Der erste bis sechste Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnismäßig billigen Preisen gegeben.
- *24. **Hille (Karl Christian),** Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Bade-reisende. Zwei Theile. Mit Kärtchen und Plänen. Stes Heft und folgende. 8. Auf feinem Druckpapier. Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bades-Verzeichnis das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Hervorhebnung der einzelnen Monographien. Das zweite Heft (1837, 20 Gr.) enthält die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren. Demnächst werden die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft

Slas, die Ost- und Nordseebäder, die Bäder am Niederrhein und Oberrhein und die Zaunsbäder u. s. w. beschrieben werden. — Vgl. Nr. 66—67.

*25. **Goepstein (Albert),** Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur Klarsten Geschäft- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinpapier. Geh. Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

26. **Löffler (Franz Adam),** Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Der erste Theil (1837) kostet 3 Thlr.

*27. **Raumer (Friedrich von),** Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv. Dritter bis fünfter Theil. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. Diese neuen Mittheilungen des Verfassers werden Beiträge zur Geschichte Europas vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83) enthalten. Der erste Theil: „Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart“ (1836), und der zweite Theil: „König Friedrich II. und seine Zeit“ (1836), kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.

*28. —, **Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.** Sechster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Durch die Reisen des Verfassers nach England und Frankreich in den Jahren 1835—37 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Theilnahme entgegengenommenen Werks verzögert worden; doch ist nunmehr der sechste Band im Druck fast vollendet, und die Hefen der frühern Bände werden sich durch den reichen Inhalt aus englischen und französischen Archiven für die Unterbrechung entschädigen lassen.

Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

29. **Ross (Ludovicus),** Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

30. **Schmid (Reinhold),** Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*31. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zehnter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzelne kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste bis neunte aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

*32. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von Dr. Franz. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh. mit Goldschnitt.

Der erste Jahrgang, mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite Jahrgang, mit 5 Kupfern und einem Facsimile, 3 Thlr.

*33. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Nähere Mittheilungen über die Fortsetzung dieses Taschenbuchs mit vorbehaltend, bemerke ich nur für jetzt, daß es außer dem Titelkupfer keine Bilder geben, aber dafür einen desto reichern literarischen Inhalt bieten wird. Im Preise herabgesetzt sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengewonnen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder zu haben. Von den Jahrgängen 1835—38 kostet jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

B e r i c h t über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Werke werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang und die Fortsetzungen dieses Berichts befinden sich in Nr. VIII, IX und X.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*34. *Idolatrie, Ideal und Wirklichkeit*. 8. Auf seinem Druckpapier.

Von der Verfasserin erschien bereits in meinem Verlage: „*Entechnungen*“ (1836, 1 Jahr.)

*35. *Anleitung zum Selbststudium der Geologie*. Nach dem Book of sciences von A. Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.

*36. — — zum Selbststudium der Bergbaukunde. Nach dem Book of sciences von A. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*37. — — zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of sciences von A. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of sciences von A. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*39. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of sciences von A. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh. Nr. 35–39 bilden daselbst die Abbildungen des unter Nr. 30 angeführten Werks.

*40. *Ausgewählte Biographie von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Casper von Lohenstein, Christian Bernke, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, Christian Weisse, Johann von Besser, Heinrich Wähnenpfort, Benjamin Neuland, Johann Michael Moscherosch, Nicolaus Pruder*. Herausgegeben von Karl Förster. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Wieder daselbst die Abbildungen des unter Nr. 14 angeführten Sammelwerks.

*41. *Marthels (Friedrich), Anleitung zur Behandlung und Verabreichung der Mercurialsalbe*. Nach eigenen praktischen Erfahrungen und Versuchen bearbeitet. In zwei Theilen. Erster Theil: Behandlung der Geschwülste durch schmerzlose Mittel vor der Equir. Mit Abbildungen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Die Zusammenfassung des Stromatischen Systems ist schon auf die vortheilhafteste Weise des Verfassers dargestellt und es wird die Nothwendigkeit erwidert sein, daß der erste Theil im Druck bereits erschienen ist und demnach ausgeben werden soll. Der zweite Theil wird eine „unvergleichliche Anleitung zur Behandlung der Geschwülste“ enthalten und demnach mit reichhaltigen Abbildungen und Tabellen begleitet sein.

*42. *Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig*. Herausgegeben von August Ludwig Richter und Karl August Effe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1836, 37 u. 38 haben jeder 10 Gr.

*43. (Böttiger.) *Literarische Aufsätze und Zeitgenossen*. In *Schäferungen* aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von K. B. Böttiger. Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen ist bereits erschienen und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Seine biographische Skizze K. A. Böttiger's, ebenfalls von seinem Sohne bearbeitet, erschien im vorigen Jahre in meinem Verlage und kostet 16 Gr.

*44. *Bosch (D. W. H.), Handbuch über die Krankheiten des Weibes*. Vier Bände. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier.

Der berühmte Verfasser bezeichnet das Werk als ein Ergebniß seiner dreißigjährigen praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien. Der erste Band, welcher die allgemeinen physiologischen, pathologischen, diagnostischen, therapeutischen und hygienischen Lehren enthält, wird bald erscheinen.

*45. *Gazotte (Jacques), Der verlebte Teufel und Der Tod aus dem Stegreife*. Zwei Romane. Übersetzt von Ed. von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

Bildet den sechszehnten Band der unter Nr. 13 angeführten Sammlung.

*46. *Gervantes Saavedra (Riguel de), Romane*. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*47. *Gobbert's (William) englische Sprachlehre*. Zweite Auflage, mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, sowie auch zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsaufgaben und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Jakob Heinrich Keltzschmidt. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Dieses namentlich im Auslande schon als vorzügliches schriftliches Lehrmittel bekanntes Werk wird in der neuen Ausgabe des Verlags Brockhaus's bekannter Verleger's ihres Verzeichnisses in Deutschland immer mehr bekannt werden.

*48. *Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*. Achte Originalausgabe. Sechste Bände. Gr. 8.

gestellt hat, nach Art des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur (4 Bände, 1832 — 34, Druckpapier 8 Thlr., Schreibpapier 10 Thlr. 16 Gr., Bellinpapier 20 Thlr.), das Hauptwerk mit der nach vorgerückten Zeit im Einklang zu erhalten, indem es ein lebendiges Bild alles dessen geben wird, was sich in den letzten Jahren irgend Bemerkenswerthes in der Politik, im Leben, in Literatur und Kunst ereignet oder die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten im höhern Grade in Anspruch genommen hat. Es wird sowohl für die Besitzer irgend einer Auflage des Conversations-Lexikons, sowie der zahllosen Nachbildungen und Auszüge desselben als unentbehrliches Supplement und für das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur als neue Folge zu betrachten sein, als auch für sich ein abgeschlossenes Werk bilden.

Das Conversations-Lexikon der Gegenwart wird in Heften von 10 Bogen, deren erstes im Monat März erscheint, ausgegeben werden. Der Preis für jedes Heft ist auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Bellinpapier 18 Gr.

*51. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835“. Gr. 12. Auf feinem Bellinpapier. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das erwähnte Werk erschien 1836 bei Froberg in Leipzig und kostet 2 Thlr. *52. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*53. Die Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsabreife des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“ 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr. Die kurz vorher erschienenen Schriften des Verfassers sind unter Nr. 60 und 83 angeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durch alle gute Buchhandlungen ist zu erhalten:

Deutschlands Flora

mit
höchst naturgetreuen, charakteristischen Abbildungen aller ihrer Pflanzenarten in natürlicher Größe und mit Analysen auf Kupfertafeln,
als Beleg

für die
FLORA GERMANICA EXCURSORIA

und
zur Aufnahme und Verbreitung
der
neuesten Entdeckungen
innerhalb

Deutschlands, und der angrenzenden Länder: Belgien und Holland, Holstein und Schleswig, Ostpreußen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien, Istrien, Oberitalien, der Schweiz und Piemont.

Herausgegeben

von
Dr. G. G. Ludwig Reichenbach,

königl. sächs. Hofrath, Professor an der chirurgisch-medicalischen Akademie und Director des botanischen Gartens in Dresden u.

Das jetzt so vielfach durch Schriften angeregte, allgemein beliebte und verbreitete Studium der Flora Deutschlands bedarf zu seiner Förderung nichts mehr, als einer systematischen Kupfersammlung, welche alle Gattungen und Arten treu abgebildet vor Augen legt. Die höchste Compendiosität dieses Werkes, dessen erste Lieferung schon 70 Arten enthält, macht es möglich, dasselbe mit seinem deutschen Texte wohlfeiler zu liefern, als irgend ein dem Inhalte nach vergleichbares jemals existirt hat. Bei der großen Anzahl der schon vorliegenden Kupferplatten und bei der unausgesetzten Thätigkeit des Herrn Verfassers sind wir im Stande, um das Werk bald vollenden zu können, die Lieferungen aller 14 Tage folgen zu lassen. Jede enthält 10 volle Kupfertafeln mit dazu gehöriger deutscher Beschreibung, Culturangabe, arzneilichem

Gebrauch u. s. w. und wir machen zur leichtern Anschaffung jetzt, bei dem Beginnen des Werkes, auf dessen Erscheinung aufmerksam. Der Name des Verfassers und die eigne Ansicht der Kenner überhebt uns aller Empfehlung dieses größten Hilfsmittels zum Selbststudium der vaterländischen Botanik.

Subscriptionspreis à Lieferung: } fein colorirt 1 Thlr. 12 Gr.
} schwarz — 20 Gr.

Leipzig, den 1sten Januar 1838.

Friedrich Hofmeister.

In der **Festschen Verlagsbuchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Kinderkrankheiten

nach den
neuesten Ansichten und Erfahrungen
zum

Unterricht für praktische Aerzte

bearbeitet von

Friedrich Ludwig Meissner,

Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe, akademischem Privatdozenten, der medicinischen, der naturforschenden Gesellschaft und der ökonomischen Societät zu Leipzig ordentlichem, der kaiserl. russ. Akademie zu Moskau, sowie der Academie royale zu Paris correspondirendem und des Apothekervereins im nördlichen Deutschland Ehrenmitgliede.

Zweite ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

2 Theile. Gr. 8. Preis 5 Thlr.

Dieses nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft ganz umgearbeitete und im Vergleich zu der ersten Auflage **fast um das Doppelte vergrößerte** Werk enthält ausser den reichen Erfahrungen des Herrn Verfassers, eines anerkannten und viel beschäftigten Kinderarztes, noch die Angabe des Verfahrens aller grossen Kinderärzte und deren Erfahrungen, sodass jeder Arzt darin Alles mit grösster Sorgsamkeit zusammengestellt findet, was für diesen Zweig der Heilkunde auf der ganzen civilisirten Welt geschehen ist. Es zeichnet sich daher dieses Handbuch durch seine Vollständigkeit vor allen andern vortheilhaft aus, indem es dem Arzte, den das eingeschlagene Heilverfahren in irgend einem Falle im Stiche lässt, immer neue geprüfte Heilmethoden an die Hand gibt, mit denen nur derjenige vertraut sein kann, der, wie der geschätzte Herr Verfasser, eine lange Reihe von Jahren sich vorzugsweise dem Studium dieses Zweiges der Heilkunde gewidmet hat.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat März, oder Nr. 60 — 90, 1 Beilage: Nr. 2, und 4 literarische Anzeiger: Nr. VI — IX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Bellinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Gersdorf**. 1838. Funfzehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. V.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

Gleichgewicht

und

Bewegung

gespannter

elastischer fester Körper.

Mit

einem Anhang

über die

Berechnung des Widerstandes und die vorteilhafteste Gestalt der Eisenbahnschienen.

Von

J. P. G. von HEIM.

königlich württembergischem Artilleriehauptmann.

MIT DREI STEINTAFELN.

Gr. 8. Preis 3 Thlr. 8 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Diese Abhandlung verdankt ihr Entstehen den Aufstellungen einzelner, den Widerstand der festen Körper betreffender Aufgaben, welche der Verfasser zu unternehmen Veranlassung fand und welche erst, als sie einen grösseren Umfang erreichten, in ein zusammenhängendes Ganzes geordnet wurden.

Ohne sich mit speculativen Untersuchungen über die Ableitung der Gesetze der Spannkraft von allgemeinem Naturkräften zu beschäftigen, hat der Verfasser bei seiner Arbeit, nebst den Anwendungen der Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung elastischer fester Körper auf die wichtigsten Theile der Maschinenkunde, vorzugsweise die wissenschaftliche Entwicklung dieser Lehre im Auge gehabt und er glaubt nicht, dass eine solche Richtung des Unternehmens diesem zum Vorwurfe gereichen werde, da eben die für die Sicherheit der Anwendungen unerlässliche wissenschaftliche Begründung der genannten Lehre bis jetzt noch so Manches zu wünschen übrig lässt und durch die mit jedem Tage mehr hervortretende praktische Bedeutsamkeit derselben um so höheres Interesse gewinnt.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Transport! — Eisenbahnen!

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Frage über Eisenbahnen in der ganzen Welt, namentlich aber jetzt in Deutschland gefunden hat, ist es gewiss von der größten Wichtigkeit, dass ein Mann, dem die vielfachsten Erfahrungen und die gründlichsten Kenntnisse über diesen Gegenstand nicht abgesprochen werden können, seine Resultate mittheilt. Dies ist in der eben bei Hammerich in Altona erschienenen Schrift des Herrn Hr. Riß (nordamerikanischen Consul zu Leipzig) geschehen, welche

Das

Deutsche National-Transport-System
in volks- und staatswirthschaftlicher Beziehung

von

Hr. Riß,

Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig.

Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh.

bestellt und in sämtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Ostreichs, der Schweiz u. für 1 Thlr. zu haben ist.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. Februar. Nr. 5—8.

Nr. 5. * Jesu feierlicher Einzug zu Jerusalem. Bräutliche Großmuth. * Der Springhase. Die eigensinnige Kneipe. Das Schneeglöckchen, von G. Scheuerlein. * Der bunte Kal oder die Meeresschlange. Auflösung des Räthfels im vorigen Monat. — Nr. 6. * Die Trauerente. David und die Elfen, ein irisches Märchen. * Das Reisen in den Corbillern in Südamerika. Das Fest der Wasserweihe zu Petrusburg. * Die Dapferberbiene. Räthfel. — Nr. 7. * Janus. Ein Pferd holt Beistand für seinen verunglückten Reiter. Der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530. * Die griechische Schildkröte. Bescheidenheit ist eine große Tugend. * Der Hanf. — Nr. 8. * Der Hirtenhund. Ein Eichhörnchen als Kustnacker. * Die Reger. Die Gespenster. * Der Ziegenbock und der Geklein. Räthfel. Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr. Leipzig, im März 1838.

F. A. Brockhaus.

Ein nothwendiges Handbuch für alle Stände, für beide Geschlechter und jedes Alter.

Der Herr Kirchenrath Petri hat durch sein „Gebrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangssprache“ einem allgemein gefühlten Bedürfnisse so abgeholfen, daß binnen 25 Jahren sieben Auflagen davon erscheinen konnten. Dieses Werk ist nun von dem Verfasser selbst und in Verbindung mit andern anerkannten Sprachforschern: Einbau, Müller, Fromm u. immerwährend so ergänzt und verbessert worden, daß es, trotz aller Nachahmungen und Plünderungen, nach dem Urtheil aller Sachkundigen, durchaus den ersten Platz in den vorgedachten Grenzen einnimmt und aus obigen Gründen auch ferner einnehmen wird. Jetzt sind nun von der achten, rechtmäßigen, vielfältig, besonders auch für Ärzte und Arzneibereiter bereicherten und sorgsam verbesserten Auflage, unter dem Titel:

Gebrängtes Handbuch der Fremdwörter

in

deutscher Schrift- und Umgangssprache,

zum

Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einnischungen;

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Erdmann Petri,

bereits 4 Hefte, jedes zu 8 Gr., erschienen.

Die Durchsicht dieser in allen Buchhandlungen vorliegenden Hefte wird Jeden zu der Überzeugung führen, daß er bei dem gewöhnlichen Gebrauch der Fremdwörter in Gesellschaften, bei juristischen und medicinischen Ausdrücken und Redarten, in der Musik, in den bildenden Künsten, in kaufmännischen und gewerblichen Geschäften, sowie bei dem Zeitungslesen die beste Auskunft darin findet. Auch in Ansehung der richtigen Aussprache und Sylbenbetonung der Fremdwörter, besonders englischen, italienischen und spanischen Ursprungs, wird es ihm

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

B e r i c h t über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Der Anfang und die Fortsetzungen dieses Berichts befinden sich in Nr. VIII, IX, X und XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*54. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italiensisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegiesser. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser. Dritte, sehr verbesserte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Begegners und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

*55. Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Auf Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser ist durch die Herausgabe seiner „Gespräche mit Goethe“ (2 Theile, 2te Auflage, 1837, 4 Thlr.) dem Publikum so nahe getreten, daß man mit Interesse seine eignen poetischen Productionen entgegennehmen wird.

*56. Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Novelle. 8. Auf seinem Druckpapier.

*57. Ikonographische Encyclopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren Dr. v. Ammon, Dieffenbach, Grossheim, Jüngken, Kluge, Trüstedt herausgegeben von Friedrich J. Behrend. In vier Abtheilungen: I. Medicinische Klinik. II. Chirurgische Klinik. III. Geburtshülfsliche Klinik. IV. Hülfswissenschaften. Das Ganze etwa 150 Tafeln in Folio mit ausführlichem Text.

Das Unternehmen ist soweit vorbereitet, daß die erste Abtheilung der medicinischen Klinik oder die Darstellung der Hautkrankheiten in diesem Jahre erscheinen kann. Ich behalte mir vor, den Plan des ganzen wichtigen Werks gleichzeitig mitzutheilen.

*58. Ersch (Johann Samuel), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Chr. A. Geissler. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

*59. — —, Literatur der schönen Künste u. s. w. Neue fortgesetzte Ausgabe vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Bgl. Nr. 19.

*60. Der Erzbischof von Köln Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 8 Gr. Die spätern Schritten des Verfassers über diesen Gegenstand sind unter Nr. 33 und 35 angeführt.

*61. Gund (J.), Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. Bildet den zweiten Band des unter Nr. 21 angeführten Werks.

*62. Gans (Eduard), Vorlesungen über die Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier.

Der erste Band dieser in den Jahren 1828—33 an der Berliner Universität vor zahlreichen Zuhörern gehaltenen, für den Druck aber sehr umgearbeiteten Vorlesungen wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

*63. Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. Zwei Theile. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hatte als Begleiter des Don Fernando, jetzigen Königs von Portugal, gewiß zu höchst interessanten Bemerkungen Gelegenheit.

*64. Herder (S. A. W. v.), Ueber den Meissner Erbstollen. Mit Kupfern und Karten. Roy.-4. Auf Velinpapier. Das Werk war noch vor dem Tode des verehrten Verfassers vollendet und wird in Kurzem erscheinen.

*65. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Für Brunnen- und Badereisenbe. Mit zwei Kärtchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.

*66. Hille (Karl Christian), Beschreibung der Ost- und Nordseebäder. Mit drei Kärtchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

*67. — —, Die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Launusbäder. Mit Kärtchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

*68. Julius (J. R.), Nordamerikas sittliche Zustände, Versuch einer Darstellung derselben nach eigenen Anschauungen während der Jahre 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte und vielen Abbildungen und Tabellen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Als Vorläufer zu diesem wichtigen Werke erschien eine kleine Schrift des Verfassers: „Die amerikanischen Besserungs-Systeme“ (1837, 8 Gr.).

*69. Kannegiesser (Karl Ludwig), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. Die einzelnen Theile unter den besondern Titeln:

*70. — —, Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. 8. Geh. 8 Gr.

*71. — —, Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.

*72. — —, Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

73. Katha sarit sagara. Die Märchenammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Hermann Brockhaus. Gr. 8. Auf seinem Velinpapier. Geh. Ein Fragment hiervon: „Gründung der Stadt Patalliputra und Geschichte der Ugalasa“, erschien 1835 und kostet 6 Gr. Ein kritischer Text von „Prabodha Chandradaya Krishna Misra Comodita“, von demselben Herausgeber kostet 1 Thlr.

*74. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. In zwei Abtheilungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.
Die ersten vier Bände (1832—34) kosten 11 Thlr.

*75. Lang (J. G.), Neue praktische französische Grammatik. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Competente Richter haben diese Sprachlehre für keine unnötige Verbesserung der Literatur, sondern für äußerst praktisch erklärt.

*76. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Kaddeh das Original jetzt vollendet ist, kann ich das Erscheinen des ersten Bandes dieser in Uebereinstimmung des Verfassers von Herrn von Raumer besorgten Bearbeitung als bald erfolgend versprechen.

77. Roebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours und seine Zeit in seinem Geschichtswerk. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

78. Martens (Charles de), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens“ (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

(Der Beschluß folgt.)

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Grace Kennedy's sämmliche Christliche Erzählungen,

in Verbindung mit Andern
aus dem Englischen herausgegeben
von

Dr. Gustav Pleninger.

3 wöchentliche Lieferungen à 7 Gr., oder 27 Kr. —
3 Thlr. 12 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Die drei ersten Lieferungen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen nebst ausführlichen Anzeigen über das Ganze zu haben.

Reutlingen, im März 1838.

Lithographische Anstalt und Verlagsbuchhandlung
von

Johann Konrad Räder jun.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Esprit de la conversation française
ou recueil
de plus de deux mille gallicismes à l'usage des
étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude
du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard
par

A. PESCHIERE,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de
Tübingen, membre de l'institut historique de France etc.

Première livraison.

8. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

Unter so vielen Schriften, welche dazu bestimmt sind, die Kenntniss der französischen Sprache zu erleichtern und mit deren feinen Wendungen bekannt zu machen, gibt es

sehr wenige, die ihren Titel rechtfertigen und die Erwartung des Publicums befriedigen. Die meisten werden von Fremden herausgegeben, welche sich, nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich, einbilden, sie seien mit der französischen Sprache vollkommen vertraut worden, aber die entweder ihre Eigenthümlichkeiten oder ihre Feinheiten nicht einmal vermuthen. Diese wichtige Arbeit hat Hr. Prof. Peschier übernommen, welcher schon durch seine **Mistère de la littérature allemande** als Sprachforscher und Schriftsteller allgemeine Anerkennung nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und unter uns fand, und welcher folglich die Gallicismen am besten für sich zu gebrauchen und mitzuthellen versteht. Indem er die steifen und grammatischen Phrasen sowol als die trivialen Ausdrücke sehr sorgfältig vermeidet, bietet er uns zugleich eine Menge von feinen, eleganten und witzigen Redensarten, welche die französische Sprache zur allgemeinen Conversationssprache erhoben hat. Die deutsche und englische Übersetzung, wodurch er die französischen Idiotismen ebenso treu als geistreich wiedergegeben, machen diese neue Sammlung zu einer der interessantesten für Franzosen, Engländer und Deutsche. Das Vorwort, worin der Verfasser sich als eleganten Schriftsteller gezeigt hat, empfehlen wir Jedem, welcher die französische Sprache gründlich studiren will.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuer Nekrolog

der
Deutschen.

Vierzehnter Jahrgang.

Enthaltend die Lebensbeschreibungen und
Notizen von 1488 im Jahre 1836 ver-
storbenen denkwürdigen Deutschen.
2 Theile, mit 2 Portraits.

67 Bogen stark.

S. Weimar, Voigt. Geheftet. 4 Thlr., oder
7 Fl. 12 Kr.

Dieses echt vaterländische Unternehmen, das von allen gewiss das größte Recht auf den Namen eines deutschen Nationalwerks hat, weil es ein Buch des Andenkens, ein Stammbuch, eine Geschichtstafel für Tausende ist, wird bekanntlich nicht des Gewinns wegen, sondern allein aus Patriotismus mit großen Opfern an Zeit und Geld fortgesetzt. Die würbigsten Männer der Nation haben längst erklärt und gewünscht, daß Deutschland dessen große Wichtigkeit noch nicht nach Verdienst beachtet und gewürdigt habe und daß ihm zu seiner eignen Ehre eine allgemeinere Verbreitung und Unterstützung zu Theil werden möge. — Um kurz und schlagend darzuthun, was der Nekrolog seit 14 Jahren geleistet hat, so bedarf es nur der Thatfache, daß, obgleich er sich nur auf die Todten von 1823—36 beschränkte, er in dieser Periode die Geschichte und das Andenken von mehr als 16,000 berühmten oder doch erwähnungswerthen Deutschen in Klis's unvergängliche Tafeln eingezeichnet hat, von denen schon jetzt, ohne ihn, grossentheils in keinem bestehenden Werke auch nur eine Spur zu finden wäre. Möge man endlich anfangen einzusehen, welch ein großes Verdienst und welch ein Gewinn dies ist und daß sich die Nation selbst nicht ehrt, wenn sie ein Werk untergehen läßt, wie sich dessen keine andere in der Welt rühmen kann und welches z. B. Franzosen und Engländer auf ihrem Boden

zu schätzen wissen würden. Es wird Zeit, ja es wird sogar eine Ehrensache, daß Deutschland ihnen nicht länger nachstehe an Empfänglichkeit für seinen Nationalruhm, Deutschland, welches alljährlich einen Stoff an ausgezeichneten Menschen für diese Chronik liefert, wie es ja werthlich ein anderes Land könnte. — Davon zeugt auch dieser 14te Jahrgang, der 321 ausführliche Biographien und 1167 kürzere Notizen liefert, von welchen erstern viele des beschränkten Raumes wegen hier nur nennen wollen: unter den kaiserlichen Personen König Anton von Sachsen, Großherzogin Wilh. Luise von Hessen, Fürst Heinrich XII. von Reuß-Greiz; als Sterne erster Größe den österreichischen Blücher — den großen und heldenmuthigen Fürst Johann von Vichetenstein und den menschenfreundlichen Arzt Hufeland, ferner die Minister Graf v. Dreßler und Rehberg in Hannover, Müller, Rostiz und Jänsendorf in Dresden, Freiherr v. Gemmingen in Heidelberg, v. Weirich in München, v. Brandenstein in Schwerin, v. Otto in Stuttgart, den originalen Graf v. Mellin in Stralsund und den Ober-Ceremonienmeister v. Buch in Berlin, — die Generale und Kriegshelden Albrecht Graf v. Müllay, die preussischen v. Dobschütz, v. Brause, v. Völhöff, die bairischen v. Nachlovich, v. Lausch, v. Willement, die sächsischen v. Wolan, v. Ziegler und Klipphausen, den hessischen General v. Falck, den dänischen Generalfeldmarschall, Landgraf Karl von Hessen, den würtemb. General Fürst v. Hohenlohe-Kirchb. und den tapfern hessischen Fehrn. v. Münchhausen, — die Staatsmänner Rud. Fürst v. Rinsky, den Landammann Müller v. Friedberg, Ritter v. Dreßch in München, Präf. v. Delrichs in Marienwerder, Geh. Justizrath Wachsmuth in Raumburg, Präf. Etichling und Staatsrath Krause in Weimar, — die Prälaten Graf Chotec, Fürst-Erzbischof v. Olmütz, Prinz v. Hohenzollern-Hech., Fürst-Erzbischof v. Ermeland, den Erzbischof Boll v. Freiburg, den Bischof v. Hommer in Arier, v. Schnerberth in Breslau, den Gen.-Vicar Onymus in Würzburg, den evangel. Bischof Müller in Rastau, — die berühmten Theologen Ruperti in Göttingen, Goldhorn in Leipzig, Seltenreich in Dresden, Engel in Plauen, Weerth in Detmold, Schultes in Zürich, Schmid und Danb in Heidelberg, — die Professoren Clossius in Leipzig, Siedler in Hildburghausen, Grotensend in Göttingen, Reiterstein in Thora, Landvoigt in Merseburg, Eisenbach in Schweinfurt, Lehne in Raing und den großen Erzherzog Hundelcker, — die Mediciner Friedreich in Würzburg, Bölsche in Berlin, die Leibärzte Frdr. Stiff in Wien, Meier in Offenbach, Hieronymi in Neustrell, Hedens in Dresden, — die ausgezeichneten Geschäfts-, Kauf- und Fabrikanten Nathan Rothschild, v. Herring in Brann, Calberla in Dresden, Hauswald in Duedlinburg, Reuchs in Nürnberg, Lutteroth in Mühlhausen, Lauchitz in Leipzig, — die Schriftsteller und Dichter Raimund, Grabbe, Dr. Fr. Cramer, v. Karländer, Weisser, — die Künstler Reicha, Nageli, Benda, Ebers, — die Frauen: Witwe Anna v. Hofer, Frein v. Speck-Sternburg, Frau v. Gersdorff, Clara Hirschmann, ferner den berühmten Geographen Stieler in Gotha, den großen Forstmann Hartig den Mathematiker Vieth, den Kupferstecher Bolt, den verdienstlichen Schulzen Kästner in Giesersleben u. s. w.

Ausführliche Berichte über das ganze Repertorium können durch alle Buchhandlungen unentgeltlich bezogen werden.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, sollen die ersten 10 Jahrgänge (20 Bände), deren Preis eigentlich 40 Thlr. ist, für 10 Thlr. preuss. Cour. (17 Fl. 20 Kr.), wenn man sie complet nimmt, abgegeben werden und sind dafür durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt:
**Allgemeine Encyclopädie
 der Wissenschaften und Künste,**
 in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
 bearbeitet, und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 29ter Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 14ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. F. E. Meier und E. F. Kämig. 9ter Theil.

Von den reichhaltigen Artikeln dieser neuen Bände nenne ich nur in der ersten Section: Nachträge. Dacia von Becker; Dacier von Jacob; Dänische Literatur und Sprache von Rudelbach; Dann von v. Stramberg; Declamation von Flemming; Differenz, Differentialrechnung u. s. w. von Gartz; Diplomatische Chronologie, Formelkunde u. s. w. von Erhard; Distoma von Creplin; ferner: Ebbe und Flut von Kämtz; Ebbekestop von Wachter; Ebel von Kocher; Eber von Wachter.

Aus der zweiten Section: Jacobiner von Ruse; Jacob von Flügel; Jagd von Pfeil und Emminghaus; Jagellonen von v. Stramberg; Jahja von Schmidt; Jahr von Stern; Jamaica von Klachn; Janitscharen von Flügel; Jansenismus von Lange; Jaroslaw von Wachter; Jazyger von Gamauf.

Aus der dritten Section: Pacht von v. Madai und Fischer; Padua von Schreiner; Pädagogik von Niemeyer; Päderastie von Meier; Päonien von Droyen; Pätus von Haase; Paläographie von Gesenius; Palästina von Rödiger; Palästrik von Haase u. s. w.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf Kleinpapier 5 Thlr. Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen und bemerke noch, daß alle Anstalten so getroffen sind, daß die Fortsetzung regelmäßig erscheinen kann.

Leipzig, im März 1838.

J. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über Diplomatie von Friedrich Rölle.

8. In Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Verlagsbandlung nimmt sich die Freiheit auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniss vieljähriger Übung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eschen ist erschienen und auf Bestellung durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

K o t u m

eines
norddeutschen Publicisten

zu
J. L. Klüber's
nachgelassener Schrift:

Die eheliche Abstammung

des
fürstlichen Hauses
Löwenstein - Wertheim,

und
dessen Nachfolgerecht
in den Stammländern des Hauses
Wittelsbach.

Halle, bei **C. F. Schwetsche und Sohn.** 1838.
Gr. 8. Geh. Velinpapier.
Preis 1 Thlr.

Ein
sehr wichtiges Werk für Juristen
ist soeben erschienen.

Die Wissenschaft der römischen Rechtsgeschichte

von
Dr. J. Christiansen.
1ster Band. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1838.
Geh. 3 Thlr.

Originalität und tiefes Wissen im Geiste der römischen Jurisprudenz und einer Kritik von gleicher Rührtheit, Sicherheit und Leichtigkeit im tiefsten Allgemeinen, wie im äußersten Einzelnen, sichern diesem Werke eine allgemeine Beachtung, das schon hier und dort außergewöhnliche Genesung erregt.

Das Buch ist gebunden in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. vorrätig.

Matzerath's Gedichte.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von
Chr. J. Matzerath.
8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder
2 Fl. 12 Kr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine neue Gedichtsammlung, welche durch ihren eignen inneren Werth sich gewiss Beifall und Freunde gewinnen wird. Fülle der Ideen und Schönheit der Form, jugendliches Feuer und gereiftes Maß sind in diesen Dichtungen verbunden, die in reicher Mannichfaltigkeit die verschiedensten Töne anschlagen und welchen allen Das gemeinsame ist, daß sie das Gemüth des Lesers in eine wahrhaft poetische Atmosphäre versetzen und es über die prosaische Wirklichkeit kräftig emporheben. Der Inhalt zerfällt in Balladen und Romane. Vermischte Gedichte. Dithyramben. Elegien, Idyllen, dramatische Scenen.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist besonders für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenz-

provinz des Gesamt Vaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeinen deutschen Literatur ausgeschlossen worden zu sein scheint. Es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch für unsere Provinz zu wirken.
Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Carl Kuz in Altona ist erschienen:

Zur Fundamentalphysik,
oder Andeutungen eines einzig möglichen
physikalischen Systems. Gr. 8. (26 1/2 Bogen.)
Geheftet. Preis 2 Thlr.

Eine Schrift, welche für die Physik von Wichtigkeit werden dürfte, und auf welche Freunde und Kenner der Physik daher hierdurch angelegentlich aufmerksam gemacht werden.

Zeitschrift für 1838.

LA FRANCE LITTERAIRE.

**Revue universelle
des lettres, des sciences et des arts.**

Fondateur et rédacteur en chef.

M. Charles-Malo.

CADRE DU JOURNAL:

Philosophie, Sciences, Littérature, Archéologie, Beaux-Arts, Statistique, Législation, Finances, Economie politique, Histoire naturelle, Instruction publique, Philologie, Institutions sociales, Linguistique, Histoire, Cours publics, Voyages, Origines, Biographie, Moyen Age, Variétés, Impressions et Souvenirs, Chroniques et Légendes, Miscellanées, Poésie, Académies, Revue littéraire, Ephémérides scientifiques, littéraires, artistiques, etc.

COLLABORATEURS PRINCIPAUX:

MM. Alletz, Ballanche, l'Abbé Bautain, Berville, Bugenot, Bignan, Blanqui, Casimir Bonjour, Bouilly, Creuzé de Lesser, Alex. De Laborde, Benjamin Delessert, Dumont-Durville, Ferdinand Denis, Emil Deschamps, Alex. Dumas, Ch. Dupin, Ph. Dupin, d'Espagny, Esquiros, Falconnet, Théodore Fix, Fortia d'Urban, Garcin de Tassy, Guérard, Guiraud, Guizot, Halevy, De Hammer, Hugo, Jomard, Kératry, Lacretelle, Lamartine, De Lamennais, Le Clerc, Legouvé, Népom. Lemerrier, Onés. Leroy, Lesson, Charles-Malo, della Rovere, X. Marmier, Matter, Michaud, Munk, Charles Nodier, De Pastoret, Paulin - Paris, Peignot, De Pongerville, Raoul-Rochette, Reiffenberg, Reinaud, De Réméguier, de Rienzi, Romieu, Sainte-Beuve, Saintine, Saint-Marc Girardin, Salvandy, Scribe, Eugène Sue, Sylvestre de Sacy, Taylor, Villemain, Villenave, Wilmore, etc., etc., etc.

Septième année. 12 livraisons mensuelles. Gr. in-8.
Paris, 1838. 8 Thlr.

**Probehefte und Prospekte sind von uns,
sowie durch alle Buchhandlungen zu be-
ziehen.**

Leipzig, im März 1838.

Brodhaus & Wernaritz,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von **S. A. Brodhans** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fls, und Allgemeine medicinische Zeitung, beiliegend oder beigegeben, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

B e r i c h t über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Kritiken werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung zugesichert.

(Der Anfang und die Fortsetzungen dieses Berichts befinden sich in Nr. VIII, IX, X, XI und XII.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

- *79. **Most (Georg Friedrich)**, Ausführliche Encyclopädie der gesamten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Aerzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelahrte, Polizeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärarzte. Ersten Bandes erstes Heft und folgende Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die günstigste Aufnahme, welche der „Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis“ — davon eine zweite, verbesserte und namentlich durch die Berücksichtigung fast vermehrte Auflage (2 Bände, 1837, 10 Thlr.) und ein Supplement zur ersten Auflage (2 Thlr. 16 Gr.) erhalten zu Theil ward, veranlaßt den Herausgeber derselben in Verbindung mit den hochachtbaren Mitarbeitern ein gleich vollständiges Handbuch der Staatsarzneikunde zu veröffentlichen. Das Werk erscheint ebenfalls in zwei Bänden, welche in Heften von 12 Bogen ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis ist für jedes Heft 2 Gr.

- *80. **Passavant (J. D.)**, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Mit einem Atlas.

utenden
thaltend
2 Bände
in 10
Hefen
jede
5 Bogen
wendet

- *81. **Pezzey (Michael)**, Aufsicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier.

- *82. **Posgaru, Vater und Sohn**. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

- *83. Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rücksichten auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatsachen geschildert von dem Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“ 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Die übrigen Schriften des Verfassers über diese Angelegenheit sind unter Nr. 33 und 60 angeführt.

- *84. **Quandt (J. G. v.)**, Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. — Auch u. d. T.: Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh.

- *85. **Raumer (Friedrich von)**, Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—85). Nach den Quellen im britischen und französi-

schen Reichsarchive. Drei Theile. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Dies interessante Ergebniß der Reisen des Verfassers bildet die Fortsetzung der „Beiträge zur neuern Geschichte“. — Bgl. Nr. 27.

- *86. **Raumer (Karl von)**, Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

Dessen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“. 2te Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. 1833. 1 Thlr. 12 Gr.

- *87. — —, Palästina. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Plänen von Jerusalem, von Sichem und dem Jakobsbrennen und dem Grundriß des heiligen Grabes. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Als Beilage dazu erschien: „Der Zug der Israeliten nach Aegypten“, 1837, und kostete 12 Gr.; die Karte darnach einzeln 6 Gr.

- *88. **Schmid (Karl Ernst)**, Lehrbuch des gemeinen bürgerlichen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

- *89. **Schulze (Ernst)**, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage.

Ausgabe in 8. ohne Kupfer. Auf schönem Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

Ausgabe in 8. mit 7 Stahlstichen. Auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.

Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Auf seinem Druckpapier. Geh. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.

- *90. **Schägen aus dem Allgäu**. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Prokubenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem Bändchen beginnt eine Fortsetzung der „Zählungen aus Schweden“, unter welchem Titel die schönsten Erzählungen eine Reihe von Jahrhunderten herausgegeben hat, welche den größten Beifall fanden.

- *91. **Sierberg (A. von)**, Fortunat. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 16 Gr.

- *92. **Kiez (J. v.)**, Bunte Schätze aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Kupferbeilage. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

- *93. **Wegell's (J. G.)** gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Gund. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Sammlung der neuesten Gedichte dieses sehr berühmten Dichters, dessen interessanteste Lebensbeschreibung im ersten Theile von Gund's Sammlung (vgl. Nr. 21) enthalten ist.

- *94. **Winkler (Edward)**, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwarenkunde. Enthaltend Erörterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturkunde, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceuti-

scher und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopoe für Aerzte, Studierende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Dieses Werk wird im Tenthren ganz mit Roß's Encyclopädie (Nr. 79) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

*95. Bitte (Karl), Das preussische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

96. Zinkeisen (Joh. Bilh.), Leben des Generals Marquis de Lasfayette. Zwei Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Freunde gebiegener und unterhaltender Lecture erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine

S a m m l u n g

von

Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu äußerst vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Das Verzeichniß darüber ist in allen Buchhandlungen, welche bis Ende September d. J. zur Gewährung des außerordentlichen Vortheils in Stand gesetzt sind, gratis zu erhalten.

Schließlich empfehle ich meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen

Verlagskatalog,

welcher soeben durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1837 vervollständigt ist und von jeder Buchhandlung auf Verlangen geliefert wird, einer gefälligen Beachtung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle zur Griechischen Geschichte und Mythologie,

von

Johann Aschold,

Professor am k. bairischen Gymnasium zu Straubing.

Erster Theil.

Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 fl.

Inhalt: Einleitung. Über den Werth der griechischen Sagen Geschichte. Inhalt der griechischen Sagen Geschichte. Über die ältesten Quellen der griechischen Sagen Geschichte. Über die Folgen der menschlichen Darstellung der griechischen Götter. Über das Verhältniß der verschiedenen Quellen der griechischen Sagen Geschichte zueinander. Über die Grundsätze und Inhaltspunkte bei der Mythenerklärung. — I. Ueber die mythische Bedeutung der griechischen Sagen Geschichte. Über die göttliche Natur und göttliche Verehrung der Heroen. Über die überweltliche Unsterblichkeit der Heroen und ihren Aufenthalt in dem Olympos und Elyfion. Über die göttliche Abkunft der Heroen. Über die Erzieher und den Aufenthalt der Heroen in Grotten und auf Bergen. Über die Beschäftigung und Kunstfertigkeiten der Heroen. Über die geistigen Vorzüge der Heroen und Heroinnen. Über die Vermählung der Heroen mit Göttern und ihre Verbindung mit vielen Frauen. Über die Kinder der Heroen und die Anzahl derselben. Über den Inhalt der genealogischen Verzeichnisse. Über das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Über die Wanderungen und Irrfahrten der Heroen. Über die Paläste und Schatzhäuser der Heroen. Über den Aufenthalt der Heroen in Tempeln. Über die Kleidung und den Schmuck einiger He-

roen und Heroinnen. Über die Speere und Bogen einiger Heroen. Über die Schiffe des Achilleus, Herakles und Agamemnon. Über die Argo und einige ähnliche Fahrzeuge. Über den Raufen des Eurypylos und die einiger anderer Heroen. Über das Hinabsteigen des Odysseus in den Hades. Über die Beschäftigung der Heroen in dem Hades. Über die Dienstbarkeit des Herakles und anderer Heroen. Über die große Herrschaft des Minos, Agamemnon und Diomedes. Über den großen Reichtum einiger Heroen. Über den Reichtum der Heroen an Herden. Über die Flügelrosse des Achilleus und anderer Heroen. Über die symbolische Bedeutung des Raufes und der Entführung. Von der symbolischen Bedeutung der Erliegung schädlicher Thiere.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunkeln Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht bloß ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Literatur, besonders jener des klassischen Alterthums, ebenso viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei J. P. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hermannsschlacht.

Drama

von Grabbe.

Nebst Grabbe's Leben von Ed. Diller.

8. 15 Bogen. Velinpapier. Geh. In elegantem Umschlag.

Preis 1 Thlr. 7½ Sgr., oder 2 fl.

M e d i c i n.

ARCHIVES GÉNÉRALES de médecine.

Journal complémentaire des sciences médicales;

publié

par une société de médecins,

composée de professeurs de la faculté, de membres de l'académie de médecine, de médecins et chirurgiens des hôpitaux.

Troisième et nouvelle série.

Année 1838. Trois volumes en douze livraisons mensuelles. In-8. Paris. 8 Thlr. 12 Gr.

Von dieser Zeitschrift, welche bereits seit dem Jahre 1828 ununterbrochen erscheint, beginnt mit diesem Jahre eine neue Reihe, bei der jedoch die innere Einrichtung unverändert bleibt.

Von dem Jahrsheft 1838 stehen Exemplare als Probe zu Diensten.

Leipzig, im April 1838.

Brochhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In unterzeichneter Buchhandlung erschien soeben:

Aesthetik der TONKUNST

von
Dr. Ferdinand Hand,
Professor und Geh. Hofrath.

Erster Theil.

26 Bogen. Gr. 8. Schefter. Preis 2 Thlr.

Eine Aesthetik der Tonkunst wurde seit langer Zeit gewünscht und von vielen Seiten angeregt; denn unsere Wissenschaft besaß noch keine vollständige und wissenschaftlich durchgeführte Untersuchung. Was wir hier darbieten, soll darauf hinwirken, daß in die ästhetischen Grundansichten von der Musik Einheit und Klarheit komme, wie es überhaupt bestimmt ist, den Freunden der Tonkunst das Urtheil über musikalische Werke und Meister zu befestigen und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern. Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinsten Liebe für die Sache der Kunst aufgenommen sein, und eine lebendigere Begeisterung für das Schöne vermitteln.

Der zweite (letzte) Theil zu Ostern!

Leipzig.

C. Hochhausen und Gournes.

Empfehlenswerthe Jugendschriften.

P e t i t e
Bibliothèque française
à l'usage des instituts des deux sexes

ou

lectures choisies,

tirées des auteurs des deux nations qui se sont occupés de la jeunesse, pour servir de suite aux ouvrages

de

l'abbé Mozin.

12 Bände.

Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Inhalt:

I. Les bons enfans par Glatz. — Petites histoire à la portée des enfans. — Histoires instructives et morales par Aegidius. Extrait de la petite bibliothèque des enfans par Campé. La petite curieuse, tiré d'un ouvrage français. — II. Belles histoires de M. Stille. Les voyages et aventures de maître Hauser. Fables de Lafontaine. — III. Suite des belles histoires de Stille par Glatz. Contes moraux à la portée des enfans. Petites histoires pour former l'esprit et le cœur de la jeunesse par Meynier. — IV. Les oeufs de Pâques. Le jeune Henri d'Eichenfels. Le fermier Martin et sa famille. — V. Iduna, lecture morale et amusante par Glatz. Le monde des enfans par Glatz. — VI. Minona par Glatz. Théoné par le même. — VII. Théoné suite. Collection amusante et instructive par Pöhlmann. Alvin et Théodore par Fr. Jacob. — VIII. Bibliothèque de contes par Grimm: 1) Le jardin merveilleux; 2) Histoire d'Hassan Alhabal; 3) Histoire d'Ali Baba et des 40 voleurs; 4) Histoire du jeune roi Zein Alasman et du roi des Génies; 5) Histoire de l'oiseau parlant; 6) Les sept voyages du marin Sinbad. —

IX. Beaux traits d'humanité, de justice, d'amour filial etc. Contes de fées. — X. Contes à ma fille par M. Bouilly. Nouvelles nouvelles par M. Delafaye. Correspondance de Julie avec son frère Hyacinthe. — XI. Suite de lettres de Julie. Correspondance de jeunes émigrés. Correspondance de Mylady Chesterfield et de ses enfans. Conte à l'usage de la jeunesse par Mad. Guizot. Simons de Nantua ou le marchand serain. Les veillées au village. — XII. Les journées au village. Contes moraux nouveaux et anciens. Le polonais également brave et généreux.

Es bestehen diese für die stufenweise Übung in der französischen Sprache ausgewählten Lesestücke theils aus Übersetzungen, theils aus Nachbildungen unserer besten Schriftsteller für die Jugend, theils auch aus den französischen Schriftstellern, die in diesem Fache als classisch zu betrachten sind. Der sich je mit dem Unterricht der Jugend in der französischen Sprache beschäftigt hat, kennt aus Erfahrung die Belegenheit, worin sich nur zu oft der Lehrer in Ansehung des Stoffes zur Lese- und Übersetzungsübung befindet, zumal wenn es ihm am Herzen liegt, den nächsten Zweck, den des Sprachlehrens, mit dem höhern pädagogischen zu verbinden: nämlich mittels dieses Stoffes zugleich auf Geist und Gemüth der Zöglinge zu wirken. Diese Sammlung wird in der hier angegebenen doppelten Beziehung wenig zu wünschen übrig lassen.

Wie alle Schriften des nach Gemeinnützigkeit strebenden und besonders auch die Kinder unbemittelter Eltern berücksichtigenden Abbé Mozin, zeichnet sich auch dieses Werk durch Wohlfeilheit des Preises aus, wodurch die Verlagsbuchhandlung sein edles Streben zu befördern sucht.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.
Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Vertheidigung des nördlichen Böhmens im August 1813. II. Der Großsieg in Spanien 1701—1704. 4. Der Feldzug 1705 in Portugal und Spanien. III. Kriegsszenen aus der Geschichte des 2. 2. vierten Dragonerregiments Großherzog von Toscana. — Angriff des Wachmeisters Hartzend auf die französischen am linken Donauufer aufgestellten Bortruppen. IV. Über Kriegsskizzen als Ersatz für die ehemaligen Bataillonsskizzen. V. Neueste Militärveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Schdf.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Schdf. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 15ten März 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Geradorf. 1838. Fünfzehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat März, oder Nr. 9—13, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 9—13. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im April 1838.

F. M. Brockhaus.

Alterthumswissenschaften.

RECHERCHES

sur

le culte, les symboles, les attributs et les
monumens figurés

de Vénus,

en Orient et en Occident; par

FÉLIX LAJARD,

avec un tableau lithographié et XXX planches
in-folio, gravées sur cuivre au trait.

Paris, 1838.

Dieses Werk wird aus einem Band Text in Quart und
einem Atlas in Folio bestehen, welche in sechs Lieferungen
ausgegeben werden sollen; zwei davon sind bereits erschienen
und ist der Preis einer jeden derselben 5 Thlr. 20 Gr.

Prospecte und Probeheftungen sind von uns durch alle
Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im April 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Allgemeine Geschichte der Katholischen Kirche

von

dem Concilium von Trident

bis auf unsere Tage;

mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Nuntia-
turen, der Nationalkirchen, der Concordate und die ge-
genwärtig obwaltenden Fragen der Zeit.

Von

Dr. Ernst Münch.

Erste Lieferung.

Fra Paolo Sarpi

und sein Kampf mit der römischen Curie und
dem Jesuitismus.

Auch unter dem besondern Titel:

Fra Paolo Sarpi

und sein Kampf für geläuterten Katholicismus, für die
Rechte des Staates circa sacra und den kirchenverfas-
sungsmäßigen Episcopat.

Von

Dr. Ernst Münch.

Winnen Kurzem wird die erste Lieferung dieses vor ein-
ger Zeit schon angekündigten, aber durch mancherlei Hindernisse
bis jetzt verzögerten, aus Quellen bearbeiteten Werkes er-
scheinen, welches der neueste Kampf mit den Ansprüchen der römi-
schen Curie um so zweckmäßiger und bedeutsamer gemacht.

Der Verfasser hat als Biograph, Historiker und Publist
seinen Beruf dazu hinreichend dargelegt, und ist schon seit

achtzehn Jahren als einer der rüstigsten Kämpfer für die
und Aufklärung und zeitgemäße Reform der katholischen Kirche
bekannt, dass die Verlagsabhandlung sich jeder fernern Anpreis-
ung enthalten zu muss.

Als Resultat längerer und gründlicher Studien über die
wichtigsten Angelegenheiten und Interessen, welche gegenwärtig
die Christenwelt bewegen, werden die Denkwürdigkeiten des be-
rühmtesten Vorstehers des aufgeklärten Katholicismus voran-
gehen, sodann die verschiedenen auf dem Haupttitel angege-
benen Rubriken im Zusammenhange geschildert folgen.

Jede Lieferung soll ein abgeschlossenes Ganzes bilden, und
kann auch einzeln abgegeben werden.

Den Preis wird die Verlagsabhandlung, je nach dem Um-
fang der einzelnen Lieferungen, aufs billigste bemessen.

Karlsruhe, im März 1838.

Chr. Fr. Müller'sche Postbuchhandlung.

In der unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle
Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Amazonen

von

Dr. Friedrich Nagel.

Mit einer Abbildung und Karte einer des Amazonenlandes.

Preis 1 Thlr., oder 1 R. 30 Kr.

Dieses Werkchen umfasst auf wenigen Bogen Alles, was
uns die klassischen Schriftsteller des Alterthums über diese höchst
interessanten Frauen aufbewahrt haben. Unsere zeitliche archäo-
logische und historische Literatur besitzt kein Werk, das die Ge-
schichte der Amazonen vollständig behandelt; hier wird der Ge-
lehrte wie der Ungelehrte, der Künstler wie der Kunstfreund
gleiche Befriedigung finden. Was wir bisher mit Mühe aus
den umfassenden archäologischen, mythologischen und artistischen
Werken von Böttinger, Creuzer, Tischbein, Bindigmann u. A.
zusammenlesen mussten, ist hier, in freundlicher Hand, gelei-
det, zu einem Ganzen vereint, das gewiss der Wissbegierde des
gelehrten Lesers und des neugierigen Lesers nur willkommen
sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und versandt:

Der

Cavalier auf Reisen.

Vom Verfasser

der

„Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre
1835.“

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Der Schürbüg. — Warnungsstunde. — Politisches Standeserkennt-
nis des Verfassers. — Der neue Kirchenbau. — Die Volkspredigten.
— Die Götter aus Oken. — Kaiser Maximilian I. — Die Carbonari.
— Die Freimaurer. — Die Strapaziermenschen. — Die schönen Polinnen. —
Das Haus Romanow. — Tout parait beau de loin. — Die Strasnik. — Auf-
lauf und Ammut. — Die Rischirathen. — Die Bauerncommissionen. — Das
Handbuch für Hof und Staat. — Die mächtige Ritterschaft. — Krähwinkel.
— Dobberan. — Die Legitimitätsfrage. — Der Gensur. — Die Patrimonial-
gerichte. — Die Frommen im Lande. — Der Kest. — Der Judenball. —
Der Hansmann und seine Landkente. — Das rheinische Weibthum.

Die Übersicht des Inhalts und eine Erwähnung der von
demselben Verfasser herausgegebenen „Ansichten aus der
Cavalierperspective“ (Leipzig, Froberg, 1836, 2 Thlr.)
werden hinreichen, auf diese interessante Erscheinung aufmerksam
zu machen.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1838 gehalten werden sollen.

Der gefegliche Anfang derselben ist der 23te April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, Erklärung der Salomonischen Sprachwörter, Hermeneutik des Alten Testaments, christliche Apologetik, über die Strauß'schen Ansichten von der evangelischen Geschichte. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Dogmengeschichte und die Geschichte der neueren Dogmatik. — Dr. Dishausen: Dogmatik, zweiter Theil, die kleinen Briefe des Apostels Paulus. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Katechismus, Apothe der Seelsorge. — Dr. Harless: evangelische Synopsis, erster Theil, christliche Ethik. — Dr. Krafft: den letzten Theil der Dogmatik, neuerer Missionsgeschichte. — Dr. von Zimmon: Pastoralinstitut, Symbolik und Polemik.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des Königl. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studierenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandekten, Conversatorium über die wichtigsten Lehren des bürgerlichen Rechts und Processus. — Dr. Schmittlein: Theorie des Criminalprocessus mit steter Rücksicht auf das bairische Recht; Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, ausgewählte Lehren aus dem Criminalrecht und Processus. — Dr. Feuerbach: gemeines und bairisches Recht, Staats- und Rechtsgeschichte, Handels- und Wechselrecht. — Dr. Stahl: Civilproceß. — Dr. von Lind: deutsches Bundes-Staatsrecht in Verbindung mit einer Übersicht der vormaligen deutschen Reichsverfassung und der Geschichte ihrer Aufhebung, gemeines deutsches und bairisches Lehnrecht, Staatsrecht. — Dr. von Scheurl: Institutionen des römischen Rechts mit kurzer Darstellung der äußern und innern Geschichte desselben, das römische Erbrecht, ausgewählte Pandektenstellen.

Medizinische Facultät.

Dr. Henke: ein Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie der Weiber- und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie. — Dr. Koch: Botanik und zwar Anatomie und Physiologie der Gewächse und beschreibende Botanik, letztere vorzugsweise in Hinsicht auf alle medicinischen Gewächse der Umgegend und des botanischen Gartens, botanische Excursionen, die Culture der Obstbäume, hauptsächlich zum Unterrichte der Theologie Studierenden. — Dr. Leopoldt: allgemeine Patho-

logie und Therapie, Psychiatrie, den iatrophysiologischen Verein. — Dr. Köstert: geburtschüssliche Klinik in Verbindung mit den Leuchtrübungen und dem Manual- und Instrumentaloperationen am Phantom, Geburtshunde, Krankheiten der Gebärmutter und neugeborenen Kinder. — Dr. Wagner: über Zeugung und Entwicklung der organischen Körper, vergleichende Anatomie, allgemeine und medicinische Zoologie in Verbindung mit Zootechnik, Veterinärmedicin mit besonderer Rücksicht auf die Seuchen der Hausthiere. — Dr. Trott: Arznelmittellehre in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Giftlehre, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann jun.: Angiologie und Neurologie, chirurgische Anatomie, Homöopathie, Repetitorien über Anatomie und Physiologie.

Die Vorlesungen über Chirurgie werden später besonders angekündigt werden. Die chirurgisch-äugenärztliche Klinik nimmt ihren ungestörten Fortgang.

Philosophische Facultät.

Dr. Nehmel: Psychologie und Aethetik. — Dr. Carl: Landwirthschafts- und Forstwissenschaft, Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, die Polizeiwissenschaft in Verbindung mit dem Polizeirecht, Conversatorium über Polizei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Examinatorium, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht und Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kerner: encyclopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Theorie der Chemie, analytische Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit von 1789 an, Geschichte und Statistik von Baiern, Geschichte des römischen Volkes und Reichs. — Dr. Küster: Hydropedagogik, Arabisch oder Persisch, oder auch Hebräisch. — Dr. Döderlein: Übungen des physiologischen Seminars, den Thucydides, der philosophischen Encyclopädie praktischen Theil mit Einschluss der Gymnasialpädagogik. — Dr. von Kauer: Geognosie, Mineralogie, Pädagogik mit besonderer Beziehung auf die Geschichte derselben. — Dr. Köppe: Geschichte der griechischen Philosophie, Seneca's Quaestiones naturales, Aristoteles Topica. — Dr. von Staub: Elementarmathematik, algebraische Analysis. — Dr. Fabri: Logik, Civilbaukunst, politische Rechtswissenschaft. — Dr. Drechsler: Genesis, als zweiten Cours des Arabicum einige poetische Stücke. — Dr. Winterling: deutsche Literatur, Interpretationsmethode und ihre verschiedene Anwendung auf alte und neue Schriftsteller. — Dr. Martinus: Experimentalpharmacie, Arithmetik. — Dr. Zmischer: Literaturgeschichte. — Dr. Leutbecher: über den Götzen von Werckhagen, Clavigo und andere dramatische Dichtungen Goethe's, Andeutungen zur philosophischen Würdigung jener literarischen Werke, welche den merkwürdigen Einfluss auf die Entwicklung des Wissens und Lebens der europäischen Menschheit gehabt haben. — Dr. Hofmann: alttestamentliche Geschichte, wissenschaftliche Übersicht der allgemeinen Geschichte. — Rector Dr. Dölgner: Les caractères de la Bruyère, französischen Privatunterricht, französische Übungen und Conversatorien. — Rector Dr. Otto: Spanisch und Portugiesisch, Englisch oder Italienisch, Ungarisch.

Die Zeichnungskunst lehrt Küster; die Tanzkunst Häbsch; die Rechenkunst Glöckner; der Unterricht in der Rechtskunst wird seiner Zeit besonders bekannt gemacht werden.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in demselben Stun-

den und Montags, Mittwochs von 1—3, des Naturalien- und Kunstcabinet's Mittwochs und Donnerstags von 1—2 Uhr geöffnet.

N. I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,
versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1838. Januar, Februar und März.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendsten Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit vollständigem Register. Sechste Jahrgang. 1838. 52 Nummern. Gr. 8. 5 Thlr. Jahrgang 1838. 2 Hfte. 18 Gr.; Jahrgang 1837. 2 Hfte.
2. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27ter Band. — Auch u. d. T.: Der verführte Keufel und Der Tod aus dem Gefängnis. Zwei Novellen von Jacques Cazotte. Aus dem Französischen überf. von Eduard von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Geh. 16 Gr. Im vorigen Jahre erschienen von dieser Sammlung: XXIII. XXIV. Die Leiden des Verführten und der Oliganden von Cervantes, mit einer Einleitung von L. Heß. 1 Hft. 8 Gr. — XXV. XXVI. Die Hure von Marquise, überf. von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Hfte. Die ersten 24 Bände kosten auf 12 Hfte. 6 Gr. zusammen nur 3 Thlr.
3. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Vorbereitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit hübschen Kupferstichen und Landkarten. Zweiter Band: K—L. Die Dreyerung. — Dritter Band: M—R. Die Dreyerung. Gr. 4. Geh. Jede Hefung 6 Gr.
4. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1838. 565 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
5. (Böttiger.) Literarische Studien und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlaß. Herausgegeben von L. B. Böttiger. Erste Hefung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. L. B. Böttiger's biographische Skizze (1837) 20 Gr.
6. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Anfichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1825“. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr. Anfichten aus der Cavalierperspective, 2 Theile (Leipzig. Buchtrager, 1838), 2 Hfte.
7. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Fünftes Heft. Teil — Ankeren. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druck. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Wellp. 18 Gr. Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur ersten Auflage des Conversations-Lexikons sowie jeder spätern Auflage, aller Nachdruck und Nachbildungen. Der Umfang ist nicht genau zu bestimmen, doch dürfte das Ganze 20—24 Hefte nicht übersteigen. Jedes Heft ist zum Einzel- und ansehnlichen Preisverkauft nur in allen Buchhandlungen zu erhalten.
8. Die römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preussen unter Mitwirkung Roms und das Verbotungsdecret des Heiligen Stuhls. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“ 8. Geh. 8 Gr.
9. GERMANN (Johann Peter), Geschichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. GERMANN'S Gespräche mit Goethe, 2te Auflage (1837), 4 Hfte.
10. Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechts-

Lehrjahre, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und der Naturgeschichte praktischer Ärzte, Physiker und Chemiker bearbeitet und herausgegeben von Dr. Carl Friedrich Meiss. Für Gesetzgeber, Rechtsgelahrte, Polizeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. (Aul.—Enthüllungsanstalt.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

11. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gerichtsarten für die Gerichte, Justizcommissionen und Ratarien in den preussischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienassessments, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der Central-Commissionen u. s. w. Herausgegeben von Dr. C. A. Strombeck. Viertes Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Cropschmann. Gr. 8. Druck. 1 Thlr. 4 Gr. Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr. Erster bis dritter Band folgten allein auf Druck. 5 Hfte. 16 Gr., auf Schreibp. 7 Hfte. 12 Gr.; alle vier Bände zusammen jetzt auf Druck nur 4 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 7 Thlr. 12 Gr.
12. Ersch (Johann Samuel), Literatur der verwichenen Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Chr. A. Geissler. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 20 Gr. Ersch, Handbuch der deutschen Literatur. 4 Bände. Neue von verschiedenen Mitarbeitern besorgte Auflage. 1822—23. 12 Hfte.
13. Faust (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkwürdigkeiten und andern Mittheilungen. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben eines Schauspielers: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Doering's. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. Erster Band: A. W. Iffland und L. Doering (1836), 1 Thlr. 16 Gr.
14. Geesingen (Eugen von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Hefte. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
15. Hille (Carl Christian), Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Drittes Heft. — Auch u. d. T.: Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Für Brunnen- und Baderessende. Mit zwei Karten. 8. Geh. 16 Gr. Jedes Heft: Brunnen- und Baderessende. 12 Gr.; jedes Heft: Bäder und Heilquellen in Böhmen und Mähren. 24 Gr.
16. Hille (Carl Christian), Vergleichende Anatomie und Physiologie von Pflanzen. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 3 Thlr.
17. Kannegießer (Carl Ludwig), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Geh. 2 Thlr. Die ersten beiden Theile sind schon erschienen.
18. — — — Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Gymnasien und die unteren Classen der Bergschulen und Gymnasien. 8. Geh. 3 Gr.
19. — — — Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höheren Classen der Bergschulen und die mittleren Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.
20. — — — Deutsches Declamatorium für das dritte Jugendalter, insbesondere für die oberen Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.
21. Leipziger Anzeiger. Zweiter Jahrgang. 1838. 156 Nummern. Gr. 4. 2 Thlr.
22. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Sechster Jahrgang. 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
23. Das Pfennig-Magazin für Kinder. Fünfter Jahrgang. 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Gr. 4. 1 Thlr.
24. Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Zwecke, Mittel und Fortschritte in Deutschland. Mit Rücksicht auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unaufrichtlichen

25. Kausner (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Thlr.
26. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (5ter Jahrgang, für das Jahr 1838.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gottlieb Gersdorf. (Beilage: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 15ter Band in 6 Heften. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften. 3 Thlr.
27. Schulze (Eckf.), Die begabteste Muse. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Stahlstichen. Cart. 2 Thlr. Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Belimp. Cart. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.

28. Stizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schmeißchen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Lichte des Präsidenten. Erzählung eines Wunders. Aus dem Schmeißchen. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.
29. Sternberg (X. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr. 18 Gr.
30. Stiz (H.), Bunte Stizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikkellage. 8. Geh. 3 Thlr.
31. Wegel's (H. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von A. Hund. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.
32. Allgemeine medicinische Zeitung. (Herausgeber: Dr. Karl Földst.) Jahrgang 1838. 104 Nummern. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
33. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1838. 365 Nummern nebst täglichen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zum praktischen Ackerbau

von
Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 6 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl. 48 Kr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

U n t e r r i c h t für Anfänger in der Landwirthschaft über

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift noch ihren Inhalt und ihren Werth zu besprechen, da diese schon gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Moskau eine vom C. und F. Willeroy unternommene Übersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die petrobarger Landwirtschaftsgesellschaft eine Uebersetzung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessenungeachtet wurde der Preis des Werks von 14 Fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 Fl. 48 Kr. erniedrigt.

In dem Vorworte verabschiedet sich der ehrwürdige 77jährige Veteran von dem landwirthschaftlichen Publicum und entzieht ihm dadurch die Hoffnung, die Lehre vom Anbau der Gewerbspflanzen von seiner Hand unmittelbar zu erhalten; dagegen gibt er die Zusicherung, daß Herr Oekonomierath Pabst in Darmstadt, welchem er seine sämtlichen Notizen und Erfahrungen sowol über jene als über verschiedene andere landwirthschaftliche Gegenstände eingehändigt habe, dieselben ordnen und in einem vierten Band des vorliegenden Werks herausgeben werde.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. März. Nr. 257—261.

Nr. 257. *Das Rathhaus in Newport. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) Der Handel zwischen Indien und Arabien. *Die Kiste von Jericho. Chinesisches Porzellan. Knecht. Die Moray-Lagunen in Toscana. Wahrscheinliche der Engländer. *Christus als Lehrer. — Nr. 258. *Jansbruch. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) Gelehrigkeit des Stiers. Ein Identruer unter den Indianern von Ostana. — Nr. 259. *Masch. Die Thugs oder die Mordgesellschaft in Indien. Wohlthätige Anstalten in Konstantinopel. *Militärische Oeden in Frankreich. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) *Die Uhr im Straßburger Münster. — Nr. 260. *Die unterirdischen Gewölbe von Elora. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) Gefängnisse in Konstantinopel. Die Bughis in Celebes. *Kupferminen in Cornwall. — Nr. 261. *Die Kaneros in Südamerika. Canada. *Darstellungen aus dem Leben der alten Äthier. Schwammfischerei. Bettel in Irland. Der große Atlas, eine Fabel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 52 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neben und Vorträge

über

Gegenstände aus dem Gebiete

der

Naturforschung

von

Karl Fr. Ph. v. Martins.

8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Neben zu Linde's Gedächtnis. — Über den philosophischen Gedanken in Linde's Werken. — Aus Linde's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenleiter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linde'sche Neben und Anekdoten. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anfechtung der Zeit an den Naturforscher.

Der Herr Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinen Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeisterte Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Glibe des Werkes ist für die Unterhaltung von Waisen an der Cholera Verstorbenen bestimmt.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch

der

speciellen Technologie,

vornämlich zum Gebrauch

auf Universitäten und in andern Lehranstalten.

Nach dem jetzigen Zustande
der Naturwissenschaften und den neuesten
Erfindungen und Entdeckungen

bearbeitet von

Joh. Heinrich Moritz von Poppe,

Doctor der Philosophie und Staatswirtschaft, Prof. der Technologie
auf der Universität Tübingen, Ritter u. c.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 6 Steindrucktafeln.

Gr. 8. Preis 3 Thlr. 8 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach ihrem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neuen Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommen worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wol hoffen, daß aus diesen Gründen, sowie wegen des immer mehr wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Fortsetzung zu Signon's Geschichte
von Frankreich.

HISTOIRE DE FRANCE,

depuis

le 18 Brumaire (Novembre 1799),
jusqu'à la paix de Tilsitt (Juillet
1807).

par M. EIGNON.

Edition originale. Paris et Leipzig.
Tome septième. In-8. 2 Thlr.

Mit Band 7 beginnt die zweite Serie dieses Werkes, dessen erste sechs Bände bereits im Jahre 1830 erschienen, und werden demselben noch drei folgen, welche die Geschichte Frankreichs bis zum Jahre 1812 fortsetzen.

Eine dritte Serie, die neueste Zeit umfassend, ist vom Verfasser später zu liefern versprochen.

Leipzig, im April 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
und zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier	8 Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	12 Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	18 Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden künftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden solle.

Jahre sind seitdem verflossen; eine neue Auflage (die achte) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrency in immer weitem Kreise Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu sein, obgleich es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht bloß in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausprägt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer raschern Fortschritten in der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigeren Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwicklung widmen, das Bedürfnis wieder heraus,

die Masse der **Begreiflichkeit**, die die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, welche während dieser Zeit in Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorzuführen zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

Conversations-Lexikon der Gegenwart

dienen, das in Anlage und Form mit der achten Auflage des **Conversations-Lexikons** übereinstimmend,

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des **Conversations-Lexikons** namentlich was die neueste Zeit betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieser, sowie aller frühern Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

unentbehrliches Supplement

sich darbietet.

In dem **Conversations-Lexikon** kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwicklungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihrem Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk ergänzen und bis zur **Gegenwart** fortführen; es wird aber als ein selbständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht grade von dem Punkte aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerke als Grenze gesetzt ist; es wird im Gegentheile immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild sein; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Verständniß der **Gegenwart** dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse sich zu bewähren suchen. Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer sein, als der liberale — im edlen Sinne des Wortes —, denn anständige Freimüthigkeit ist die allgemeine Forderung und das Lösungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, die die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenen Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens sowie der Biographien der thätigsten Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das befriedigendste ausführen und nicht nur ein nütliches und tüchtiges Werk zum Nachschlagen, sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch liefern zu können.

Die Reichhaltigkeit des neuen Werks einigermaßen zu bezeichnen, lassen wir das Verzeichniß einiger der bedeutendsten und interessantesten Artikel aus dem Buchstaben **A** folgen:

Abarca (Bischof von Leon, Minister des Don Carlos) — **Abbas Mirza** (der früh verstorbene Thronfolger in Persien) — **Abdel-Kader** (das Haupt der Beduinenstämme in Algier) — **Abel** (bairischer Staatsrath) — **Abolition** (rechtliche Entwicklung und die Bestimmungen darüber in den neuen Constitutionen) — **Abrautes** (die fruchtbarste Schriftstellerin der Gegenwart) — **Absolutismus** (zur Beurtheilung der verschiedenen Ansichten) — **Actenversendung** (historische Darlegung; Untersuchung derselben) — **Actienwesen** (allseitige Betrachtung der Vortheile und Nachtheile) — **Adel und Bürger** (Gestaltung der Verhältnisse in neuerer Zeit) — **Afrika** (ein Zeitbild des Landes und seiner Bewohner) — **Agnado** (der pariser Baustier) — **Ägypten** (Schilderung des Landes unter Mohammed Ali und Ausichten) — **Ahumada** (Mitglied des Regenschaftsrathes in Spanien) — **Alava** (spanischer General) — **Albrecht** (einer der sieben göttinger Professoren) — **Algier** (Verhältnisse, neueste Geschichte, Ausichten) — **Alard** (Feldherr des Rundschit Singh) — **Almodovar** (spanischer Staatsmann) — **Alten** (hanoverscher Kriegsminister, ehemaliger Chef der deutschen Legion) — **Alterthumsvereine** — **Alvensleben** (preussischer Finanzminister) — **Amerika** (topographisches Bild des gegenwärtigen Zustandes) — **Amberg** (Finanzdirector in Braunschweig) — **Andersen** (der originelle dänische Dichter) — **Andorra** (Verhältnisse dieser alten Republik in den Pyrenäen) — **Anhalt** (Geschichte der drei Fürstenthümer in neuester Zeit) — **Appropriationsclausel** (Bedeutung, Geschichte) — **Aprilunruhen und Aprilproceß** — **Archäologie** (gegenwärtiger Stand der Wissenschaft) — **Archivwesen** (geschichtlich und anregend) — **Argelauder** (Astronom) — **Argentanzfabrikate** (im Allgemeinen, Schädlichkeit derselben) — **Aristokratie und Liberalismus** (im Lichte der Gegenwart aufgefaßt) — **Armandsberg** (Mitglied der Regenschaft in Griechenland) — **Arnolbi** (Begründer der Lebensversicherungsbank für Deutschland) — **Arriaza** (spanischer Dichter) — **Aschbach** (Geschichtsforscher) — **Asiatische Gesellschaft** — **Asien** (gegenwärtiger Zustand) — **Assenurangen** (Idee und Charakter in neuester Zeit) — **Associationen** (die Arbeiter und Handwerkervereine in England, Frankreich und in der Schweiz) — **Äthetik** (Fortbildung derselben in neuester Zeit) — **Athen** (Bild der Residenz) —

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publikum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in

Hefen von 10 Bogen

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen, indeß werden wol 20—24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestattet.

Das erste Heft ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im April 1838.

J. M. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dinger und Schultes.

Erstes Februarheft.

Inhalt. Zur Geschichte der Joumroy'schen Kreiselräder. Rauthen, über Wery's rotirende Dampfmaschine. Waddeley, über metallene Ventile für Feuersprizen. Mit Abbild. Beschreibung eines neuen Fahnes von der Erfindung des Hrn. Haller in Paris. Mit Abbild. Heineken, über einen Universal-Genetrix-Wagen. Mit Abbild. Derselbe über eine Modification der sogenannten Rosenmaschine für Dreher. Mit Abbild. Beschreibung der neuen mechanischen Lampe des Hrn. Cory in Paris. Mit Abbild. Poole's Verbesserungen an den Geschützen und Feuergewehren. Mit Abbild. Chamber und Halls Verbesserungen an den Pumpen. Mit Abbild. Springalls Verbesserungen an den Puffsen für Pferde und andere Thiere. Mit Abbild. über die zum Spannen der Bandtrane und Paddeln dienende Vorrichtung der Herren Brüder Drouault, und über deren Kettensteuer. Mit Abbild. über Hrn. Gajal's Verbesserungen an den Besetzungen der Regenschirme. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Amédée Durand über eine von Hrn. Guilmini erfundene Maschine zum Seidenhaspeln, Compteur à regulateur transposable genannt. Mit Abbild. Scanegatty's Beschreibung eines mit Steinkohlen zu heizenden Gypsovens. Mit Abbild. Wie's Beschreibung eines Anemometers zum Messen der Unterschiede in der Windgeschwindigkeit. Mit Abbild. Karmarsch, über das Schwinden der Metalle beim Gießen. Neumann's Verbesserungen in der Fabrication von eisenblausaurem Kali und Natron. Mit Abbild. Spencer's Verfahren zur Vereitung von Berlinerblau und eisenblausaurem Kali aus dem Kaltwasser der Grafschaften. Richardsons Untersuchungen über die Zusammensetzung der Grafskohlen. Bericht des Hrn. Gustav Schwarz über das Baratzgrün oder den olivengrün gefärbten Indigo aus Kalkutta. Über eine von Charles Abington Goatsupe erfundene Verbesserung in der Glasfabrication. Bericht über Fontelle's Apparat zum Filtriren des Wassers, von Hrn. Arago. Le Gouteurs neuer Pflug zum Ausgraben der Kartoffeln. Miscellen. Englische Patente. John Reynolds über Eisenbahnen. Erster vollendeter Thems-Tunnel. Einrichtungs- und Kupferstecher und Steinbruder. Ruffeapparate des Hrn. Ritter Delacour. Maschine zum Zuschneiden von Kleidern. Sicherheitsmaske für Vieher. Über einige mit Brenngläsern angestellte Versuche. Selbstentzündung des eingetrockneten Feins. Über

die nachtheilige Anwendung von Arsenik bei den Kerzen. Über die Anwendung von Bismuthoxyd bei Kerzen. Über künstliche Kälterzeugung. Dr. Glanny's Telegraph. Die elektrische Telegraphie schon vor 50 Jahren bekannt. Über die Behauptung, daß Eisen durch Blau gegen Oxydation im Salzwasser geschützt werde. Crane's Hohofenbetrieb mit Anthracit. Über die Pacesongfabrik des Hrn. Vachinay. Nachtheilige Wirkung des Braunksteinlaufes. Bereitung des salpetersauren Baryts nach Duflos. Swinbell's Methode zur Zerlegung des Kochsalzes. Simonin's Apparat zur Bereitung gashaltiger Wasser. Gogens Methode vegetabilische Oele zu reinigen. Jungem Franzbranntwein die Eigenschaften von allem zu geben. Micour's wasserdichtes geschmeidiges Leder. Vorschrift zur Übertragung eines Kupferstiches auf Holz. Kupferstiche, Lithographien etc. zu illuminiren und ihnen den Glanz von Ölgemälden zu geben. Neue Methode metallene Druckformen etc. zu verfertigen. Zur Kenntniß der Krappsorten und Beiträge zur Krappfärberei. Wie man Milchläden und Döfen in den Ställen Bewegung verschaffen kann. Die Schweinemästungsanstalt in Boston.

Zweites Februarheft.

Potters neue Schießpulvermaschine. Mit Abbild. Beschreibung eines von Hrn. W. Damporn erfundenen Eisenbahnreigners. Mit Abbild. über Hobelmaschinen und Drehbänke, von Edward Sang. Boydel's verbesserte Methode Räderfahrwerke fortzuschaffen. Mit Abbild. Austins verbesserte Methode versunkene Schiffe und andere Gegenstände emporzuschaffen. Mit Abbild. Waddeley, über einen Hebel zur Verbindung von Feuer- und Sturmleitern. Mit Abbild. über den verbesserten Federhalter des Hrn. Kibble. Mit Abbild. Heathcoats verbesserte Methode verschiedene Waaren zu weben, und Verbesserungen an dem hierzu dienenden Maschinen. Mit Abbild. Rapiers Verbesserungen im Letternbrude. Mit Abbild. Eine Goldlegirungswage, erfunden von Ferd. Dehse. Mit Abbild. Deakin, über einen verbesserten Hohofen. Mit Abbild. über die Anwendung kalter Luft, um glühendem Eisen seine Hitze zu erhalten. Lutwyche's Verbesserungen an den Apparaten zur Zerlegung des Kochsalzes und in der Art und Weise sich ihrer zu bedienen. Mit Abbild. Elingtons neue Verfahrungsarten zum Vergolden des Kupfers, Messings und anderer Legirungen. Mit Abbild. (Verfahren, um die Metalle mit Platin zu überziehen. Verfahren das mit Platin überzogene Kupfer, Messing etc. zu vergolden. Verfahren gewisse Metalle mit einer Gold- und einer Quecksilberauflösung zu vergolden. Apparat zum Abdampfen des goldhaltigen Waschwassers.) Stratonot, über die Aufbewahrung frischer Gemüse. Neumann, über die Zuckerfabrication aus einheimischen Gewächsen hinsichtlich der Erzeugungskosten zu berücksichtigenden Umstände. A. Zuckerfabrication aus Runkelrüben. 1) Beschaffenheit und Bestandtheile

der Runkelrüben. 2) Wie viel und in welcher Beschaffenheit der Zucker aus den Runkelrüben erhalten wird. 3) Ertrag des Bodens an Runkelrüben. 4) Wie viel Brennmaterial zur Darstellung des Zuckers aus Runkelrüben erforderlich ist. 5) Uebersicht der Erfordernisse und Erzeugungskosten bei der Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben. B. Zuckerraffination aus Rüben. 1) Beschaffenheit, Bearbeitung und Ertrag des Bodens. 2) Erforderliches Brennmaterial. 3) Erzeugungskosten des Rübenzuckers. C. Ueber die Gewinnung von Rohzucker aus dem Saft der Rhornarten. D. Ueber die Gewinnung von Rohzucker aus dem Saft des Mais. E. Ueber Zuckerrückbereitung aus dem Traubensaft. Ueber eine ökonomische Bereitungsart des Arcosols und seine technische Anwendung, von Andreas Coggi. Ueber die Bereitung des Kalkolau, von J. G. Gentile. Ueber zwei besondere Seifenarten, von Hrn. Girardin. Ueber einen sehr leicht und schnell darzustellenden geistigen Copalsirnis, von H. Wörtsger. Ueber den Groß'schen Apparat zum Erhitzen der Luft beim Schmelzen. Mit Abbild. Miscellen. Englische Patente. Guy's Methode vollkommen sphärische Kugeln aus Metallglas u. zu verfertigen. Ueber Hrn. Glacet's Verbesserungen an den Lampen. Houzeau-Muiron's wasserdichte und gedruckte Zeuche. Vorschritt zu einem Anstrich für Canvas, Segeltuch u. dgl., um es wasserdicht und dauerhafter zu machen. Ueber den Einfluß der Elektricität auf Brauprocess. Ueber die besonders für Zuckerraffinerien zu empfehlende Luftaufsaugungsmaschine des Hrn. Anton Schmid in Wien. Verbrauch von Zucker in Europa im Jahre 1836. Ueber die Anwendung des Saamehlszuckers zur Verbesserung des Weines. Ueber das Pflastern mit Erbhary. Ueber die beweglichen Reifen des Hrn. Philaire Gasnod.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In des Abonnements kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagehandlung kann vom Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 18ter Jahrgang zu 108 Thlrn., oder 208 Fl. anbieten. Die Jahrgänge 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. zu haben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig der erste Band der neuen Ausgabe von

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtlichen Schriften,

herausgegeben von Karl Lachmann.

Zwölf Bände in Großoctav auf Velinpapier mit Lessing's Portrait in Stahlstich. Subscriptionspreis 12 Thlr.

Wir übergeben hiermit dem deutschen Publicum diese neue, sehr vermehrte, correcte Ausgabe der Lessing'schen Schriften, als erste dieses großen Mannes würdige; für die äußere Ausstattung haben wir alle Sorgfalt verwendet und wird dieselbe gewiß allen Anforderungen entsprechen. Die folgenden Bände sind unter der Presse und werden möglichst schnell erscheinen. Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin, im März 1838.

Wos'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath

beim

An- und Verkauf von Land- gütern

von J. G. Elsner.

8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. Misgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Bllig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wol mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

J. J. Grulich, Ueber die **Zeiten in den Reden Jesu**; noch ein Beitrag zu seiner Charakteristik. Gr. 8. Leipzig, bei A. Meubrad. Geh. Preis 18 Gr.

Der allen Theologen gewiß höchst interessante Gegenstand selbst, sowie die klare und umsichtige Darstellung und die von tiefer Religiosität durchdrungene Sprache des bekannten und geachteten Verfassers lassen sicher erwarten, daß diese Schrift recht viele Leser finden werde.

Erdbeschreibung.

Abrégé de Géographie.

physique, historique, politique ancienne et moderne, contenant un extrait méthodique du précis de la géographie universelle, divisé en deux parties, celle des principes et celle des descriptions, par

MALTE-BRUN,

précédé de l'histoire de la géographie et des découvertes des principaux voyageurs jusqu'en 1837, et suivi d'un aperçu de la géographie ancienne, par

Larenaudière;

les principes généraux de géographie astronomique, physique et politique, par

Adrien Balbi.

Deuxième édition,

entièrement revue, corrigée et augmentée de toutes les découvertes les plus récentes et de tous les renseignements statistiques utiles, par J. J. N. Huot; accompagnée de plus de cinquante cartes, vignettes, vues, et de nombreux tableaux historiques, statistiques etc.

Un gros volume. Grand in-8. Paris, 1838. 9 Thlr. Leipzig, im April 1838.

Brockhaus & Wengers,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Erstes Heft.

Dies Werk ist ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes, bildet aber zugleich einen: **Supplementband** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder früheren Auflage, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in Hefen von 10 Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.

best. Das Ganze wird aus 20 — 24 Hefen bestehen, die sich rasch folgen werden.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch das erste Heft eingesehen werden kann.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brochhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

U b e r

den gegenwärtigen Zustand
des

öffentlichen Unterrichts

in den westlichen Staaten von Deutschland, in
Holland, Frankreich und Belgien

von
Friedrich Thiersch.

Drei Theile.

Gr. 8. Preis 6 Thlr. 12 Gr., oder 10 Fl. 48 Kr.

In diesem Werke hat der Verfasser das Gegenständ zu seinem frühern, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werke:

Über die gelehrten Schulen,

geleistet, das vor Kurzem ebenfalls mit dem dritten Bande geschlossen worden ist. Wie dieses letztere sich vorzüglich mit

der Theorie des öffentlichen Unterrichts und der Einrichtung und Führung seiner Anstalten beschäftigt, so zeigt das gegenwärtige Werk, was auf dem großen Gebiete des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung in den auf dem Titel genannten Ländern geschieht, für dieselben in neuen und ältern Plänen und Anordnungen vorgekehrt, versucht oder gewonnen wird. Es enthält also die praktische Seite zu jener Theorie, oder, wie sich die Einleitung ausdrückt, es zeigt in treuer Schilderung „die Zeit am Werke“, die Gegenwart mit Bildung der Zukunft beschäftigt, und die Hoffnungen oder Besorgnisse, welche daran sich knüpfen; doch genügt dem Verfasser nicht, zu berichten, was er auf jenem Gebiete an Anstalten, Verfügungen und Kräften vorfindet, sondern dieses gibt ihm zugleich den Stoff, in das Innere und den Geist der Sachen einzudringen, um das in ihnen Schädliche oder Förderliche oft mit Entschiedenheit und Nachdruck darzulegen und die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung auf den großen Gegensatz der traditionell-idealen und industriell-materiellen Systeme der Bildung, wie er in unserm Zeitalter hervorgetreten ist, zu beziehen, nicht um den Kampf zwischen ihnen zu nähren, sondern durch Darlegung der Natur derselben und ihrer wahren Bedürfnisse zu schlichten. Was der Verfasser selbst bei wiederholter Inspektion der Schu-

len des bairischen Rheinkreises beobachtet und eingeleitet oder vorgeleitet hat, um ihnen durch die königl. Staatsregierung, in deren Namen er verfuhr, jenes höhere Gedeihen zu sichern, in welchem sie jetzt begriffen sind, eröffnet den ersten Theil. Hieraus folgen die Lehranstalten der verschiednensten Art von Würtemberg mit seinen vortrefflichen lateinischen Schulen, sowie die Darlegung des Widerstreites, der sich dort entspannen und in einzelnen Anstalten geltend gemacht hat, z. B. in der von Stetten, die ausführlich geschildert wird; dann Baden, dessen neue Schulordnung einer durchgreifenden Kritik unterliegt, nicht ohne Anerkennung, was namentlich die polytechnische Schule zu Karlsruhe bei vielem der Änderung Bedürftigen Gutes enthält; dann die an bedenklichen Mängeln, besonders des Organismus und der obren Pflege leidenden Anstalten von Hesse-Darmstadt, Frankfurt und Cassa u. Vorzüglich das Unterrichtssystem dieses letztern Landes wird in Bezug auf seine höchstbeschränkte Natur und ihre Folgen in das Einzelne dargelegt. Den Schluß des ersten Theils bilden die preussischen Schulen in den Rheinprovinzen und in Westfalen, wo der Verfasser die Schilderung des gegenwärtigen Bestandes durch eine umfassende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des preussischen Unterrichtssystems einleitet, um auf diesem Wege die Einsicht in die Vorzüge, sowie die verfehlten und mangelhaften Seiten desselben desto sicherer zu bestimmen und dadurch den Belang der gegen diese Schulordnung in neuerer Zeit erhobenen Anklagen deutlich zu machen oder zu beschränken.

Der zweite Theil enthält in drei umfassenden Gemälden den öffentlichen Unterricht in Holland, Frankreich und Belgien. Die Vortrefflichkeit der holländischen Elementar-erziehung, die Mängel des mittlern Unterrichts und das beschränkte Gedeihen des höhern werden durch Darlegung und Beurtheilung der Lehrordnungen und einzelnen Anstalten entwickelt, ebenso der in vieler Hinsicht höchst bedenkliche Zustand des öffentlichen Unterrichts in Frankreich. Der Verfasser hat außer den Gesetzen über die einzelnen Satzungen der Lehranstalten und der Einrichtung der Normalschule auch die Organisation der großen Lehrcorporation oder der Universität ausführlich dargestellt, und das Gebrechliche, ja Verderbliche und für Gegenwart und Zukunft von Frankreich höchst Gefährliche ihres, den edlern Geist tödtenden Mechanismus und ihres durch den äußersten Zwang erzählten uniformen Ganges auf das eindringlichste geschildert und auch hier eine Darstellung des Widerstreites der pädagogischen Systeme geliefert, der die Debatten der Kammer über den Gegenstand während der zwei letzten Jahre zum Grunde liegen. Das System des öffentlichen Unterrichts in Belgien, welcher auf den verschiednen Gebieten der untern, mittlern und höhern Schulen unter dem Gesetze der unbedingten Freiheit schon jetzt dem Alerus verfallen ist und ihm mehr und mehr gebören wird, bildet den Schluß des zweiten Theils, der bei der Aufmerksamkeit, welche jetzt gerade auf jene Gegenben und diesen Gegenstand gerichtet wird, auch unabhängig von seiner pädagogischen Wichtigkeit das Interesse der Gegenwart um so mehr in Anspruch nehmen wird, da der Verfasser den Gang und die Entwicklung jener Bewegungen des öffentlichen Unterrichts in Belgien mit den ihnen entsprechenden Bewegungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, von welchem sie nur ein Theil sind, in Verbindung gebracht hat.

Der dritte Theil ist ein codex diplomaticus von Gesetzen, Plänen, Instructionen und Verfügungen über den öffentlichen Unterricht vorzüglich in den drei zuletzt genannten Ländern, so geordnet, daß in ihnen die Systeme des Unterrichts sich in ihren Hauptbestimmungen vollständig darstellen.

In Folge der langen Erfahrung, welche dem Verf. über die Gegenstände, die er behandelt, zur Seite steht, hat er nicht unterlassen, bei jedem Lande nach Darstellung und Beurtheilung seiner Lehranstalten die Wege ihrer Hebung und Verbesserung überall zu zeigen und das ihnen Förderliche vorzuschlagen. Seinen Lehren und Warnungen ist um so mehr Beherzigung zu wünschen, da auch nach Dem, was er beobachtet und gesagt hat, wie im Fall auf dem Gebiete des Unterrichts und der Er-

ziehung nicht ein mit wahrer Einsicht verbundenes reges Eingreifen der Erfahrungen verbunden wird, einer entbloßten Bewirrung der Bestrebungen und Ideen, dem Verfall der höhern Bildung und dem Umsturze der Hauptstütze der socialen Ordnung mehr und mehr entgegengehen. Das Werk wünscht darum, wie der Verfasser am Schluß der Einleitung sagt, „nicht nur von Schulmännern, sondern von Allen beachtet und erwogen zu werden, welchen mit dem Wohle ihrer Angehörigen das Wohl des Ganzen, das in der Zukunft ruht, am Herzen liegt.“ — „Denn zu keiner Zeit ist es durch deutlichere und mannichfachere Zeichen für Einzelne wie für die Staaten, für Bürger wie für Fürsten klarer geworden, daß wir am Scheidewege der Bildung und der Barbarei, der wahren Freiheit unter der höhern Einsicht oder der Knechtschaft unter der Unwissenschaft stehen, und daß die Wahl, die Thätigkeit für alles Große der Überlieferung und alle Hoffnung der Zukunft, die jezo noch möglich ist, bald nicht mehr möglich sein wird, wenn die überflutende Macht der neuen Ideen, Bestrebungen und Leidenenschaften den traditionellen Besitz aus der Vergangenheit bedecken und Religion und Bildung wie die sociale Ordnung der Staaten in ihrem Schooße begraben wird.“

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. März. Nr. 9 — 13.

Nr. 9. * Jesus setzt das heilige Abendmahl ein. * Die Banille. Die kleine Misgünstige. * Der Fliegenschneider mit schwarzem Rücken. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 10. * Die Armenier. Der Palmenfel. * Der Marktflecken Begegnung. D'Donoghue, eine irische Sage. Ein Lied im März. * Der Thunfisch. — Nr. 11. * Die Furten. Laura. * Der Kalong oder fliegende Hund. Das Fernrohr. * Die Bluteigel. Räthsel. — Nr. 12. * Der Spürhund. Die geflügelten Lottengräber. * Köln. Der Cispalast in Petersburg. * Koch eine Lapezierbiene. Räthsel. — Nr. 13. * Der kleine Savoyarde. Die Himmelsthaler, ein Märlein. * Die Lauben. Fernando de Magellan und die erste Reise um die Erde. * Der Sonnenzeiger oder die Compasnmuschel. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

National-Versammlung

der

deutschen Lyriker

des

18ten und 19ten Jahrhunderts

von

Ferdinand Stolle.

Dieses Werk, welches in circa 10 Lieferungen von je 6 Wochen à 9 Bogen in Octav auf feinstem Velinpapier erscheint, wird aus 3 Bänden bestehen, von welchen jeder eine Periode der deutschen Lyrik enthält. Der erste Band geht von Haller bis Goethe, der zweite von Goethe bis Heine

und der dritte Band umfaßt die neuere Dichterschule, welche mit Heine ihren Anfang nimmt. Jeder in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Poesie berühmte Dichter wird durch ein und zwar durch das beste Gedicht aus den verschiedenen Gattungen der Poesie, in welchen er sich auszeichnete, repräsentirt, und somit wird dieses Werk eine Literaturgeschichte der deutschen Poesie in Beispielen sein.

Noch ist zu bemerken, daß sämtliche lebende deutsche Dichter, bis auf sehr wenige, deren Theilnahme noch zu erwarten steht, diesem nationalen Unternehmen das durch fördernd zur Seite getreten sind, daß sie durch eigene Wahl ihrer schönsten poetischen Leistungen ihr dichterisches Portrait in dieses National-Album der deutschen Poesie eingetragen haben.

Die erste Lieferung liegt in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit, und wird für 12 Gr., oder 54 Kr. Rhein., verkauft.

Ferner:

Märchen der

Tausend und Einen Nacht

für
die Jugend bearbeitet
von

Albert Ludw. Grimm.

Diese dem Publicum schon längst als ausgezeichnet bekannte Jugendschrift erscheint in 10 Halbbänden in Zwischenräumen von je vier Wochen auf feinstem Velinpapier à 6 Gr., oder 27 Kr. Rhein., so daß das ganze Werk, welches früher 2 Thlr. 12 Gr. kostete, nicht mehr als 2 Thlr. 12 Gr. kosten wird. Später tritt der Ladenpreis von 5 Thlrn. ein. — Der erste halbe Band ist in jeder Buchhandlung einzusehen.

Auf 12 Exemplare wird von jeder Buchhandlung ein Freieigenemplar gegeben.

Neue philologische und Schulschriften

im Verlage von

Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Ciceronis M. T. de officiis libri tres. Cum selectis Jo. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Carol. Timoth. Zumptius. 8. Geh. Preis 20 Gr.

Neben dieser Schulausgabe erscheint bis zur Ostermesse d. J. auch eine neue Auflage der größern Heusinger'schen Ausgabe, vom Herrn Professor Zumpt in Berlin besorgt.

Cicero vom Redner in 3 Büchern. Zum Gebrauche auf Schulen herausgegeben von J. C. F. Wetzel. 8. Zweite Auflage, besorgt von Dr. F. G. Schneidewin, Prof. in Göttingen. Preis 12 Gr.

Cicero's auserlesene Reden. Zum Gebrauche auf Schulen herausgegeben von F. W. Döring. 8. Zweite Auflage, besorgt von Dr. F. G. Schneidewin, Prof. in Göttingen. Preis 6 Gr.

Horaz, N. Flaccus, Oden. In den Versmaßen der Urschrift deutsch mit beigelegtem lateinischen Text von A. F. von der Decken. 2 Bände. Geh. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Krüger, G. F. A., De formulae $\alpha\lambda\lambda' \eta$ et affinium particular. post negationes vel negativas sententias usurpatorum natura et usu commentatio. 4. Geh. Preis 14 Gr.

Ovid's Metamorphosen im Auszuge. Zum Gebrauche auf Schulen bearbeitet von C. A. Meinecke. 8. Dritte Auflage, besorgt von Dr. F. G. Schneidewin, Prof. in Göttingen. Preis 12 Gr.

Ovid's fünf Bücher der Trauer, übersetzt von J. A. von Strombeck. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Simonidis Cei Carminum reliquiae. Edidit Dr. F. G. Schneidewin. 8maj. Geh. Fein Velin-Druckpapier. Preis 1 Thlr. 20 Gr. Fein geleimt Velinpapier. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Suetonius, des C. Tranquillus, Werke, übersetzt von F. K. von Strombeck. 1. enthält das Leben des Julius Caesar. Gr. 8. Preis 12 Gr.

Wagner, Prof. Dr. A. F. G., Neue vollständige und auf die möglichste Erleichterung des Unterrichts abgewendete englische Sprachlehre für die Deutschen. Erster Band. Gr. 8. Vierte Ausgabe. Preis 1 Thlr. Zweiter Band. Gr. 8. Preis 16 Gr.

Melford, H. M., Englisches Lesebuch, enthaltend eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte in dieser Sprache besonders dienliche Sammlung von Lese- und Übersetzungsstücken, aus den besten neuern englischen Prosaisisten und Dichtern gezogen. Mit einem Vorworte von A. F. G. Wagner. Zweite vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Preis 18 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.

Herausgegeben von

Wilhelm Gottlieb Becker.

Zweite Auflage.

Besorgt und durch Nachträge vermehrt von

Wilhelm Adolf Becker.

14 Hefte. CLXII Kupfertafeln in Folio, nebst 26 Bogen Text in gr. 8. In Umschlag. 1832—37. Subscriptionspreis 27 Thlr. 21 Gr.

Endlich bin ich in Stand gesetzt, das dreizehnte und vierzehnte Heft, womit dieses Prachtwerk geschlossen ist, ausgeben zu können. Jedes Heft kostet im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr., mit Ausnahme des letzten, welches acht ganz neue Tafeln enthält und auch für die Besitzer der ersten Auflage als Supplement zu 2 Thlr. 12 Gr. besonders abgegeben wird.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Amtsenthebung des Erzbischofs von Köln, Droste von Wischering, durch die königl. preuß. Regierung nach dem Grundsatz einer echt christlichen Politik gewürdigt von W. Schröter. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Parteilos und unbefangen sind in dieser kleinen Schrift die Angelegenheiten in Köln untersucht und dargestellt, daß man hoffen darf, sie werde alle Verhängnisse und Güten unter Protestanten und Katholiken sich befremden.

Baukunst.

Essai historique sur le Pont de Blatto,

par
Antoine Rondelet,
Architecte.

In-folio. Paris, 1837. 5 Thlr. 20 Gr.

In diesem mit zwölf sehr schön gestochenen, theilweise illuminirten Kupfertafeln gezierten Werke ist nicht nur die Klaltobrücke auf das genaueste durch Grund- und Aufrisse in architektonischer und künstlerischer Hinsicht beschrieben, sondern es werden darin auch über ihre Erbauung gründliche historische Nachweisungen gegeben.

Leipzig, im April 1838.

Brockhaus & Wernersche,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Eobien erschien:

Cooper, C. F., Wanderungen in Italien.
2 Bände. Nach dem Englischen von Dr. F. Steger.
Geh. 3 Thlr.

Den Freunden von Cooper's geistvollen Schilderungen wird dieses Werk, das keinem seiner frühern an Vortrefflichkeit und reichem Interesse nachsteht, eine willkommene Erscheinung und eine wünschenswerthe Vermehrung ihrer Sammlungen sein. Für Eleganz der äußern Ausstattung ist das Beste gethan.

Braunschweig, den 11ten April 1838.

Friedr. Vieweg & Sohn.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΟΥ ΟΛΟΡΟΥ
ΗΕΡΙ ΤΟΥ ΠΕΛΟΠΟΝΝΗΣΙΑΚΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ
ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ.

Thucydides, Olori Fil
de Bello Peloponnesiaco

libri VIII.

Ad editionem

Car. Andr. Duckeri,
cum omnibus auctariorum notis.

Accesserunt variae lectiones duorum codicum
animadversiones

Joannis Christophori Gottleberi A. M.,
Rectoris quondam Scholae privatae Misenae.

Coepit opus perfecit

suas notas adiecit

indicem Duckeri et Glossarium Gottleberi
auxit

Carolus Ludovicus Bauerus A. M.
Scholae ad Hirschbergam Rector,

et
Christ. Dan. Beckius,

Prof. Lips.

II Vol. 4maj.

Früherer Ladenpreis 10 Thlr. 12 Gr.

Herabgesetzter Preis 5 Thlr., oder 8 fl. 30 Kr.

Wir empfehlen dem philologischen Publicum diese Ausgabe, von der wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare übernommen haben, mit um so größerer Zuversicht, da sie neben allen Leistungen der neuesten Zeit immer einen ganz eigenthümlichen Werth dadurch hat, daß sie die einzig vollendete Ausgabe

ist, die den geliebten Apparat von H. Stephanus, Huber, Baeze, Ducker u. A. vollständig mit allen Nachträgen und den ausführlichen Zugaben von Gossieber, Bauer und C. D. Beck enthält, und mit sehr brauchbaren Indices Roman et Verborum versehen ist.

Stuttgart und Tübingen, im März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Philanthrop

oder

Blätter zur Beförderung
der Menschenkunde, der Naturwissenschaften
und
der häuslichen Erziehung,

redigirt von einem Vereine von Gelehrten.

Mit vielen Abbildungen.

Diese neu begründete Zeitschrift hat sich zur Aufgabe gestellt, ein höher gebildetes Publicum mit den erstern Wissenschaften, welche eine innige Beziehung zum täglichen Leben haben, als Anthropologie, Physik, Chemie und Astronomie, auf eine angenehme Weise bekannt zu machen. Der Vortrag ist durchaus populär, für jeden Gebildeten verständlich, und weder zu streng wissenschaftlich noch zu trivial. Viele Abbildungen werden den anziehenden Inhalt erläutern und Aufträge über häusliche Erziehung diese wichtige Angelegenheit von den verschiedensten Standpunkten beleuchten. Offenlich wird das Publicum diese nur für ernste Zwecke bestimmte Zeitschrift mit anerkennender Theilnahme empfangen. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die respectiven Postämter, nehmen Bestellungen an. Der sehr billige Preis des ganzen Jahrgangs ist incl. der Kupferbeilagen auf 1 Thlr. 8 Gr. festgesetzt. Ausführliche Prospekte sind auf allen Postämtern und Buchhandlungen und in der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung gratis zu haben.

Karl Heymann
in Berlin.

Eobien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht

in drei Gesängen.

Von

Ernst Schulze.

Sechste Auflage.

Ausgabe ohne Kupfer. 8. Geh. 1 Thlr.

Ausgabe mit 7 Kupfern. 8. Geh. 2 Thlr.

Prachtausgabe auf Velinpapier mit 7 Kupfern.
Gr. 8. Elegant geb. 2 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage erschien ferner von Ernst Schulze:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Bände.

Neue Auflage. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern.

8 Thlr. Prachtausgabe 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen.

Zwei Bände. Neue Auflage. 8. 3 Thlr.

Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe 9 Thlr.

Wynche. Ein griechisches Märchen. 8. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XVII.

Diese literarische Anzeige wird den bei H. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

N a c h r i c h t

Über die im Verlage von H. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Blätter, durch welche literarische Anzeigen und Bekanntmachungen anderer Art zur Kenntniss des Publicums gelangen.

Bibliographischer Anzeiger.

Derselbe wird mit der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der gesammten deutschen Literatur ausgegeben.

Für die Petitzeile in gr. 8. oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren 1½ Gr. Die Beilagegebühren für besondere Anzeigen u. dgl. berechne ich bei jeder dieser Zeitschriften mit 1 Thlr. 12 Gr.

Literarischer Anzeiger.

Derselbe wird mit den Blättern für literarische Unterhaltung, der Isis von Den und der Allgemeinen medicinischen Zeitung ausgegeben.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile mit Petitchrift oder deren Raum 2 Gr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den Blättern für literarische Unterhaltung, der Isis und der Allgemeinen medicinischen Zeitung aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften beigelegt oder beigeheftet.

Intelligenz-Blatt

zum P f e n n i g - M a g a z i n.

Dasselbe eignet sich vorzüglich zu Anzeigen von Schriften für das gesammte deutsche Publicum.

Für die Zeile oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren 5 Gr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden dem Pfennig-Magazin gegen Berechnung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

Intelligenz-Blatt

zum Bilder-Conversations-Lexikon für das Deutsche Volk.

Dasselbe wird den einzelnen Hesten dieses Werkes beigegeben, oder werden die Anzeigen auf den Umschlägen der Heste abgedruckt.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 4 Gr. Besondere Anzeigen werden für eine Gebühr von 1 Thlr. für das Tausend beigeheftet.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage ein Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 1½ Gr. Durch die Lage Leipzigs begünstigt, genährt diese Zeitung Anzeigen aller Art, namentlich unter dem gebildeten und Bücher kausenden Publicum, eine schnelle und große Verbreitung.

Leipziger Kreisblatt.

Dasselbe erscheint dreimal wöchentlich und eignet sich zu Anzeigen aller Art, namentlich solcher für das große Publicum.

Der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit sechs Pfennigen berechnet.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und vorrätig in allen guten Buchhandlungen:

Historisch-kritische Darstellung der Pockensenchen, des gesammten Impf- und Revaccinationswesens im Königreiche Württemberg, innerhalb der 5 Jahre Juli 1831 bis Juni 1836. Nach dem bei dem k. Medicinalcollegium vorliegenden Physikatsberichten bearbeitet von Professor Dr. **Franz Heim**, k. würt. Regimentsarzte, der ärztlichen Vereine in Baiern und Württemberg, des Vereines grossherzogl. badischer Medicinalbeamter zur Beförderung der Staatsarzneikunde und der medicinischen Gesellschaften in Dijon, Leipzig, Lyon und Zürich Mitgließe.

Ebenso wie der Herr Verfasser, nach dem von dem königl. würtemb. Medicinalcollegium erlassenen Rescript an denselben, welches dem Buche vorgedruckt ist, sein Werk, als ein durch eigne vielfache Erfahrung und vollkommene Kenntniss der betreffenden Literatur *wahrhaft dazu befähigter Mann*, ausgeführt hat, ist dasselbe besonders dadurch für jeden, auch den ausländischen Arzt, von höchstem Interesse, dass es, hervorgegangen aus einer grossen Anzahl sich gegenseitig ergänzender Jahres-Impf- und Pockenepidemie-Berichte, öfien in sich geschlossenem Schauplatz umfasst, der einerseits gross genug ist, um Resultate in grösserm Massstabe zu gewähren, andererseits keinen zu ausgedehnten Umfang hat, um die Übersicht des Ganzen zu erschweren. Im Übrigen machen wir auf das bereits erwähnte, sehr ehrenvolle Rescript des württemberg. Medicinalcollegiums aufmerksam. Der Preis für 45 Bogen grösstes Octav, sehr schön ausgestattet, ist 3 Thlr. 9 Gr. Pr. Courant, oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Verlagsanhandlung von **Imle & Liesching** in Stuttgart.

Geographie des Herodot

vorzugsweise aus dem Schriftsteller selbst dargestellt von

Hermann Bobrik.

Nebst einem Atlasse von 10 Karten. Gr. 8. (Preis 3 Thlr.)

Königsberg 1838, bei Aug. Wilh. Unzer.

Je lebhafter Theilnahme das Studium der alten Geographie von Tage zu Tage findet, um so willkommener muß eine Arbeit, wie die gegenwärtige, sein, welche nicht blos, gleich den vorangegangenen von Bredow, Niebuhr, Dönniges und Andern, sich mit allgemeinen Erntafeln begnügt, sondern, ins Einzelne eingehend, bei jedem Lande dasjenige Bild, welches Herodot vorgezeichnet haben mag, zu entwickeln bemüht ist. Indem solchergehalt das gegenwärtige Werk, dessen Verfasser der gelehrten Welt bereits durch seine in den Berg haus'schen Annalen mitgetheilte Karte von Elis vorthellhaft bekannt geworden ist, einerseits den Freunden der Geographie einen wichtigen Beitrag zur Geschichte derselben liefert, dürfte dasselbe andererseits auch für Philologen und Historiker überhaupt von Bedeutung sein, da es ihnen durch Veranschaulichung des Schauplatzes der Begebenheiten das tiefere Eindringen in einen so

viel geleseuen Schriftsteller, wie Herodot, wesentlich erleichtert. — Für ein gefälliges Äußere ist von dem Verleger nach Kräften gesorgt worden, und derselbe darf insbesondere hoffen, daß der aus einer der ersten lithographischen Anstalten Deutschlands hervorgegangene Atlas sich des Beifalls der Kenner zu erfreuen haben werde.

Sieben ist bei Wilt. Engelmann in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. G. Gervinus (Prof.),

G e s c h i c h t e

der

poetischen National-Literatur

der Deutschen

vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten.

Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

Unter diesem Titel ist soeben der dritte Band der Geschichte der deutschen Dichtung des berühmten Verfassers erschienen. Der vierte und letzte Band dieses so allgemein anerkannten Wertes wird bestimmt noch im Laufe dieses Jahres im Druck vollendet werden.

1ster und 2ter Bd., 1835—36, Preis 5 Thlr.

In alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Gedanken und Urtheile Clemens XIV.

über die wichtigsten Gegenstände des Lebens.

Ein Weihgeschenk zum Geburtstage dieses und jedes neuen Papstes von **M. Schröter.**

Wohlfelte Ausgabe. 8. Leipzig, Wienbrad. Geh. Preis 16 Gr.

Zur Geschichte der Jesuiten.

LES AMOURS

du révérend

Père Jacques Marell, de la Compagnie de Jésus;

EXTRAITS

des documens trouvés dans les archives de la susdite compagnie à Munich, par **Charles Henri de Lang.**

Traduit du latin.

In-12. Paris, 1837. 12 Gr.

Dieser Übersetzung ist das lateinische Original, welches im Jahre 1815 erschien, gegenüberschickend beigegeben. Leipzig, im Mai 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Märzheft.

Inhalt: Über den Dampfessel des Hrn. Cochot, aus dem Berichte des Hrn. Malepierre des Aleren. Gervé's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. Über die Zerkthämer und Trugschlüsse der Erfinder der sogenannten rotirenden Dampfmaschinen, vorgelesen von Hrn. John Scott Russell Esq. Mit Abbild. Weston's Verbesserungen an Räderführwerken. Mit Abbild. Booth's Verbesserungen an den Hsen der Locomotiven, welche auch auf andere Hsen anwendbar sind. Mit Abbild. Celarier's Verbesserungen an den Lampen und besonders an den zum Emporreiben des Oles dienenden Vorrichtungen, welche auch zum Heben von Wasser und andern Flüssigkeiten anwendbar sind. Mit Abbild. Bate's verbesserte Maschine zur Fabrication metallener Angelgewinde. Mit Abbild. Darve's Verbesserungen in der Fabrication metallener Röhren und im Schneiden oder Auswalzen der Metalle zu verschiedenen andern Zwecken. Mit Abbild. Macnamara's Verbesserung im Pfählen von Stadt-, Land- und andern Straßen. Mit Abbild. Rister's und Dixon's Spindelbank, méchoir (Dochtmaschine) genannt. Mit Abbild. Hennin's Mühle zum Auswaschen von gold- und silberhaltigen Äschen. Mit Abbild. Pribear's Lötzyrohr. Mit Abbild. Über die von Hrn. Correl erfundenen galvanischen Versfahrungsarten, um das Schmiedeisen, den Stahl und das Gußeisen gegen die zerstörende Einwirkung des Rostes zu schützen. Über die von Wallace angegebene Methode, Feuer mit Dampf zu löschen, und über dessen Rauchprotector. Über den von Hrn. de Valery erfundenen Apparat zum Aufbewahren von Getreide. — Miscellen. Über Steinheil's elektromagnetischen Telegraphen mit betreffenden historischen Notizen. Über den Einfluß der Geschwindigkeit des Kolbens in den Dampfmaschinen. Über die Anwendung des Galvanismus als Triebkraft. Über Hrn. Quentin Durand's Hausmahlmühle. Pausin's Apparat in lebensgefährlicher Kollerlust angewendet. Über die Verwendung des Gases zum Auflösen von Kautschuk. Kautschukbäder für Heuschober und dergl. Metallene Plafonds für Zimmer. Durio's unverbrennliche Zeuche. Über Unterseidung wollener Gewebe von baumwollenen und leinenen, und Bestimmung der Quantität der einzelnen Stoffe in gemischten Geweben. Matrasen, Rissen u. dergl. aus Korkpulver. Über die mechanische Flachspinnerei in England. Über Papierverfälschung mit Gyps und Sand. Milchsäure, die Säure des Sauerkrauts. Betailer's Methode, vegetabilische Substanzen zu conserviren. Über den Verbrauch an Weichenwurzeln zu Fontanellen. Ausdehnung der pariser Cloaken und Trottoirs. Verfahren, das Parz in große, hohle Kugeln auszublasen. — Literatur.

Zweites Märzheft:

Nicholson's Verbesserungen an den Spinnmaschinen. Mit Abbild. Sauntley's Verbesserungen an den Maschinen zur Hobbinnet- oder Spigenfabrication. Mit Abbild. Barker's Verbesserungen an den Sonnen- und Regenschirmen. Mit Abbild. Der gewundene Holzbohrer. Mit Abbild. Karmarsch, über einen Holzbohrer zum Gebrauch auf der Drehbank. Mit Abbild. Freeman's Verbesserungen an den Walzen zum Auswalzen von Eisen und andern Metallen zu verschieden geformten Stäben und Schienen für Eisenbahnen. Mit Abbild. Whistfeld's verbesserter Mechanismus zur Erzeugung der Parallelbewegung der Kolbenstangen an den Pumpen, welcher auch auf andere Parallelbewegungen anwendbar ist. Mit Abbild. Rowland's Verbesserungen an den Sextanten, Quadranten und Kreisen zur Vornahme von Beobachtungen und Messungen. Mit Abbild. Hall's Verbesserungen in der Salzfabrikation. Mit Abbild. Bell's Verbesserungen in der Fabrication von schwefelsaurem Natron oder Glaubersalz, welche zum Theil auch zu andern

Zwecken tauglich sind. Mit Abbild. Poole's Verbesserungen in der Zubereitung gegohrener Flüssigkeiten. Mit Abbild. Perren, über den sogenannten englischen Mastic - Cement. Über die Fabrication der Salzs- oder Stearinlichte in England. Hempel's verbesserte Methode, vegetabilische und animalische Fette zu behandeln, um Kerzen daraus zu fabriciren. Über eine neue Abbeize in Stahl, von E. Eisner. Über die Bereitung des Vitrum antimonii im Großen, von A. Werner. Über die Goldschmelzung mit Schwefelsäure in Petersburg, von Sobolewsky. Über die Bereitung des reinen Gerbestoffes, von Hrn. Leconnet. Über eine harte durchsichtige Substanz, worauf man schreiben und zeichnen kann, nouveau papier diaphane et perpétuel genannt, von Hrn. Laborde. Woone's neue Methode, sich zum Behufe des Abdrucks auf verschiedene Substanzen Platten mit erhabenen Dessins zu verschaffen. Goshen's Verbesserungen in der Reinigung des Glases und Danks zum Spinnen. — Miscellen. Englische Patente. Elektrische Strömung in Eisenbahnen. Duparge's Methode, Holz- und Steinkohlen zuzubereiten. Th. Knor's Regenschirm. Über farbige Flammen. Gonton's Seife. Licht für Laucherglocken. Raspall's Ansichten über den innern Bau der Runkelrübe. Über eine Verfälschung des Karmins, welche auch für die Malerei beachtungswerth ist. Algierische Bomben. Säure des Sauerkohlens. Über die Anwendung des Glaubersalzes statt Weinstein beim Färben der Wolle. Vorschriften zur Bereitung künstlicher Seife.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagsbandlung kann vom Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 18ter Jahrgang zu 168 Thlrn., oder 288 Fl., anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl., zu haben.

Leipzig und Lützen, im April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1838. Monat Januar, oder Nr. 1—9. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brachmann.) Jahrgang 1838. Monat April, oder Nr. 91—120, und 6 literarische Anzeiger: Nr. X—XV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Wellpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gerdsdorf. 1838. Sechszehnten Bandes erstes Heft. (Nr. VII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat April, oder Nr. 14—17, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—17. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1838.

H. A. Brachmann.

Henrich Steffens Novellen,
in einer neuen Gesamt-Ausgabe.
13tes bis 16tes Bändchen.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen:

M a l f o l m.
Eine norwegische Novelle
von
Henrich Steffens.
3weite verbesserte Auflage.

4 Bändchen. 8. 1838. 64 $\frac{1}{4}$ Bogen. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Bei so vielen anerkennenden Beurtheilungen, welche die kritischen Zeitschriften über obiges Werk gebracht haben, theilen wir einige Stellen aus einer in der Evangelischen Kirchen-Zeitung erschienenen Recension hier mit, in welcher die Bedeutsamkeit und Vortreflichkeit dieser tiefen und großartigen Dichtung besonders scharf herausgehoben worden ist.

„Innig und gewaltig bewegt hat uns Malfolm, diese mächtige, schöne Dichtung. Seine beiden Grundideen sind „die Grundsätze des Christenthums: Fluch und Veröhnung. — Die Schilderungen gehören zu dem Erhabensten „und Ergreifendsten, was man im Gebiete der Novellenbildung finden kann, und bezeugen einen großen Dichter. — „Die Darstellung der Umkehr eines Verlorenen, seine Erschütterung, seine Buße, seine himmlische Klarheit in seiner „Umggebung an die Gnade Gottes und in das Gericht der Menschen, seines feierlichen Sterbens, ist die Wüste einer „priesterlich und dichterisch hoch erhobenen Stimmung, und tief aus dem Geist und Wesen des Evangeliums ist der „höchst ergreifende Schluß der Dichtung geschöpft. — Sowie diese Dichtung den Ref. innigst bewegt, und ihn selbige „Einblicke bereitet hat in das tiefe, herrliche Geheimniß der Veröhnung, so wird sie ohne Zweifel vielen Seelen einen „Egen gebracht haben und noch vielen andern ihn bringen — Genuß und Gewinn für die Ewigkeit, der zu Tode, „Dank und Ehrfurcht für den christlichen Dichter verpflichtet.“

Die früheren Bändchen dieser eleganten und wohlfeilen Gesamt-Ausgabe der Steffens'schen Novellen enthalten:

Das 1ste Bändchen: **Gebirgsfagen.** Als Anhang: **Die Kranung, eine Sage des Nordens.**
8. 1837. 19 Bogen. 1 Thlr.

Das 2te bis 6te Bändchen: **Die Familien Walfeth und Leith.** Ein Cyclus von Novellen.
3te verb. Aufl. 5 Bändchen. 8. 1837. 71 $\frac{1}{4}$ Bogen. 3 Thlr.

Das 7te bis 12te Bändchen: **Die vier Norwager.** Ein Cyclus von Novellen. 2te verb. Aufl.
6 Bändchen. 8. 1837. 87 $\frac{3}{4}$ Bogen. 3 Thlr. 25 Gr.

Und nun:

Das 13te bis 16te Bändchen: **Malfolm.** Eine norwegische Novelle. 2te verb. Aufl. 4 Bändchen.
8. 1838. 64 $\frac{1}{4}$ Bogen. 2 Thlr. 25 Gr.

Wir hoffen mit Zuversicht, daß diesem Unternehmen die lebhafteste Theilnahme des Publicums entgegenkommen wird, zumal, da einzelne unter diesen Werken schon lange im Buchhandel gar nicht mehr zu haben waren, und auch Neues, bisher Ungebrachtes, hinzugegeben wird.

Buchhandlung **Josef May und Comp.** in **Breslau.**

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und sofort an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die
Medicinal-Verfassung
Preussens,

wie sie war und wie sie ist.

Actenmäßig dargestellt und kritisch beleuchtet von

Dr. Joh. Nep. Rust,

wirklichem Geh. Ober-Med.-Rathe und Präsidenten.

Gr. 8. Sauber broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, den 18ten April 1838.

Th. Chr. Fr. Eschlin.

Im Verlage des Unterzeichneten wird nächstens erscheinen:

Paase, C. F. (Dr. und Appellationsrath),
Alphabetische Zusammenstellung der in
dem Criminalgesetzbuche für das König-
reich Sachsen und in den dazu erlassenen
Verordnungen enthaltenen Bestimmungen.
(12—16 Bogen.)

Leipzig, im Mai 1838.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

Hiervon erschien soeben der 27te Band:

Der verliebte Teufel

und

Der Lord aus dem Stegreife.

Zwei Novellen von

Jacques Cazotte.

Aus dem Französischen übersezt von

Ednard von Bülow.

Mit einer Einleitung.

Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Die frühern Bände dieser Sammlung enthalten:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersezt von Goltan. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Batsfeld von Goldsmith, übersezt von Delius. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Elf Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Erben des Erbschirms von Quevedo, übersezt von Reil. 12 Gr. — XI—XIV. Kom Zoues von Fielding, übersezt von Büdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Rieks Kilm von Goldberg, übersezt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Gozzolo, übersezt von Bantich. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Stael, übersezt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Detaméron von Bocaccio. 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Perillos und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von S. Fied. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV. XVI. Die Verlobten von Mangoni, übersezt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr.

Jeder Roman, mit einer literarisch-historischen Einleitung, ist für den beigelegten Preis einzeln zu erhalten, die ersten 22 Bände aber kosten zusammen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

Leipzig, im Mai 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Maße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. S. W. Miefeld,

Wnigl. preuß. Regierungsschreiber.

8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 fl. 42 Kr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Desau, Baden, Bayern, Belgien, Birkensfeld, Böhmen, Braunschweig, Bremen, Croatien, Danemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Galizien und Lodomerien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland,

Holstein, Morien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Deimold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Osterreich, Oldenburg, Parma mit Piacenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Russland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Ilburg-Hausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Walachei, Württemberg. Anhang: Übersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenchrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichen liefert. Die Wahl der verglichenen Maße und Gewichte ist weber, wie bei Fädel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Hauptabtheilungen, welche zuerst die geselligen oder allgemein üblichen, und demnach die Local- und ältern Maße und Gewichte enthalten. In dem Anhang sind behufs besserer Übersicht des Unterschiedes die verschiednen unter dem Namen der königlichen Mark bestehenden Gewichte, verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preussischen Mark, zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Reichenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wissenschaftskunde.

DE L'UNITÉ,

ou

aperçus philosophiques

sur l'identité des principes de la science mathématique, de la grammaire générale et de la religion chrétienne; par un ancien élève de l'école polytechnique.

Deux volumes. In-8. Paris, 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieses Werks sucht eine Einheit der Wissenschaften durch eine allgemeine Sprache zu begründen, wobei besonders seine tiefen philosophischen Forschungen der Beachtung des gelehrten Publicums sehr zu empfehlen sind.

Leipzig, im Mai 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Deutsche Viertel-Jahresschrift.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Viertel-Jahresschrift.

2tes Heft: April — Juni 1838.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Crenzer**. Wohnlichkeit und Lebensgenuss in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **S.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. W. Warnkönig**. Die Menschenrassen, von **S. S.** Die Gesangbuchreform, von **G.** Über die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Rebenius**. Übersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall**.

Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfnis fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschießen streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfnis einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel, sich alles hierher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahresschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens, auch für Denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nuzenbringend, die wohlverwogenen, leidenschaftlichen Urtheile eines geklärten Geschmacks für einen weiten Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz, eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlwollender, aber die zu verfolgenden Zwecke einverständener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Überzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt.

Mit wenig Worten:

zwischen dem praktischen Leben und der in der Literatur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahresschrift vermitteln.

Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen, eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahresschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung Dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tages, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem guten Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahresschrift, laden wir ebenso angelegentlich als ehrenbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfnis, besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig

durch Herrn **L. H. Bösenberg** daselbst,

aus Süddeutschland aber

durch Beischluß unserer Literarisch-artistischen Anstalt zu München,

unserer Verlags-Expedition zu Augsburg,

des Herrn **Aug. Recknagel** zu Nürnberg,

der **Andréas'schen** Buchhandlung zu Frankfurt,

oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Bibliophilen, Lesecirkele und Museen.

In meinem Verlage erscheint und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Leipziger Allgemeine Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde.

Inhaltsverzeichnis Nr. 1—4.

Correspondenznachrichten: aus London, Kassel, Paris, Berlin, Stuttgart, Amsterdam und St.-Petersburg.

Abhandlungen: Andeutungen über den Einfluss des deutschen Buchhandels auf die deutsche Literatur. — Französische Geseßgebung über literarisches Eigenthum. — Bücher und Literaten in London. — Zur Geschichte der Kunsttypographie und Kunstxylographie. — Talsourb's Copyrightbill. — Königl. württembergischer Geseßentwurf über das schriftstellerische und künstlerische Eigenthum und über den Schutz gegen Nachdruck und Nachbildung. — Der gegenwärtige Zustand des Kunst- und Buchhandels in Deutschland.


Buchhandel und Bücherkunde. Das Wichtigste der Buch-

bruckerkunst. (Kritik.) — Handbuch der Buchführungslehre. (Kritik.) — Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique générale. (Kritik.)

Allgem. Novitätenzettel. Verzeichniß demnächst erscheinender Bücher, Landkarten und Kunstfachen.

Mittheilungen. Literarischer Verein in Wien u. s. w. — Metamorphose deutscher Schriftsteller. — Tractatlein. — Neue Art Abonnenten zu gewinnen. — Hilfsverein für Buchhändler in London. — Murphy, der Wetterprophet. — Mittel gegen Nachdruck. — Zeitschrift für Wahrheit. — Der Bibliophilen-Verein in London.

Bekanntmachungen. Literarische und vermischte Anzeigen.

Die Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde erscheint vom 1. Mai ab jeden Sonnabend (1 Bogen gr. hoch 4.); das damit verbundene Recensionenverzeichnis (sämmlicher seit 1sten Januar d. J. in deutschen und ausländischen Zeitschriften recensirten, in Deutschland erschienenen Bücher) am 1sten eines jeden Monats. Der Preis für den Jahrgang 1838 (3 Quartale oder 39 Nrn.) ist 3 Thlr., des Recensionenverzeichnisses (12 Nrn.) 1 Thlr. 8 Gr. — Inserate werden gegen Vergütung von 1 Gr. für die Zeile aufgenommen. — Beilagen pro 500 mit 1 Thlr. berechnet.  Passende Beiträge (Correspondenzen oder Abhandlungen) werden dankbar angenommen und angemessen honorirt.

Leipzig, im Mai 1838.

J. J. Weber.

Soeben erschien bei R. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Corres

und

Atanasius.

Gr. 8. Brosch. 65 S. 8 Gr.

Das Publicum findet in dieser (von einem geachteten Autor verfaßten) Schrift eine Beleuchtung des Treibens der Partei, als deren Chorführer Görres aufgetreten ist, die der in Deutschland bestehenden Cultur, Wissenschaft und Bildung, sowie dem geläuterten religiösen Leben die bunte Mystik und papistischen Dred des Mittelalters entgegensetzt.

Für jeden Gebildeten, der einen Überblick über das Wollen und Wirken dieser jetzt kräftig wiederaufstehenden Partei — sowie über ihr Verhältniß zu dem jetzigen geistigen und sittlichen Zustande Deutschlands erlangen will, wird dies Schriftchen eine interessante, willkommene Lecture sein.

Bei F. E. Schmidtchen in Rostock ist soeben erschienen:
Zur Beurtheilung der sieben göttinger Professoren und ihrer Sache. In Briefen von **Dr. Georg Beseler**, ord. Professor des deutschen Rechts an der Universität zu Rostock.
8. Geh. 12 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz.

Für Brunnen- und Badereisende

bearbeitet von

Dr. Karl Christian Hille.

mit zwei Kärtchen.

8. Geh. 16 Gr.

Diese Monographie reißt sich an die im vorigen Jahre erschienenen Schriften des Verfassers an:

Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benützung. 8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Demnächst werden die Beschreibungen der Ost- und Nordseebäder, der Bäder am Rhein und Oberrhein und der Lauenburger Bäder folgen, und sich daran die Bearbeitungen der übrigen Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz reihen, in der Weise, daß das Ganze ein seinen Gegenstand in topographischer und diätetischer Hinsicht erschöpfendes Werk bilden wird.

Leipzig, im Mai 1838.

J. A. Brodhans.

Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Ueber den Stand und Fortgang des Werkes: Das malerische und romantische Deutschland. B e r i c h t an das geehrte Publicum.

Wir stehen mit Ueberlieferung des zehnten Heftes des „Harz“ am Schlusse der vierten Section unsern Werkes. Möge uns vergönnt sein, hier einige Worte über Das, was wir gewollt, was wir bisher gewirkt und was ferner zu bieten uns am Herzen liegt, auszusprechen.

Die Idee, ein Werk zu liefern, welches alle Schönheiten der Natur in den Gauen unsers Vaterlandes umfasst in Schilderung und künstlerischer Darstellung, war in ihrer Ausführung mit unsaglichen Mühen verbunden. Es galt da, die besten deutschen Kräfte für Text, Zeichnung und Stich zu gewinnen; Dichter und Maler mussten die Gegenden durchwandern, um ein lebendiges Bild abzulauschen, ja wir mussten die Hülfe englischer StICKKÜNSTLER in Anspruch nehmen, da wir in der Heimat der Männer nicht genug fanden, um das Ganze in ununterbrochener Reihe fortzuführen. Dass bei all diesen Schwierigkeiten einige Mängel sich zeigen mussten, wie Verzögerung in Ablieferung, oder ein nicht vollkommen gelungener Stich, ist wol verzeihlich und wird auch mit Nachsicht beurtheilt worden sein.

Wir sind aber jetzt auf einer Station angekommen, von der wir dem Ziele, das wir uns gestellt, frohen Muthes entgegensehen können. Die Theilnahme, deren wir bei solch einem Unternehmen bedurften, ist uns von den Gebildeten Deutschlands in vollem Masse geworden; wir sprechen dafür unsern Dank aus und leben der Ueberzeugung, dass wir uns des uns bisher geschenkten Wohlwollens auch für die Fortsetzung unsern Bilderwerkes erfreuen dürfen, da wir rüstig und rührig fortwirken werden, stets bemüht, immer Vorzüglicheres zu leisten. Dies Bestreben möge die eben beendigte Harz-Section bezeugen, die in ihren mit lieblichen Gruppen belebten Bildern eine Anschauung des pittoresken Landstriches und seiner Bewohner gibt, wie sie noch in keinem bisher erschienenen Stahlstichwerke erreicht wurde.

Vollendet sind nun und, jede Section einzeln, zu haben:

Die sächsische Schweiz von A. von Cromlitz, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Schwaben von Gustav Schwab, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

• **Thüringen** von Ludwig Schstein, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Der Harz von W. Blumenhagen, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Begonnen ist:

Die malerischen und romantischen Donauländer von Eduard Müller, mit 60 Stahlstichen. (Zeichnungen von Prof. Alt in Wien. Das erste Heft davon ist erschienen.)

Vorbereitet ist und beginnt in Kurzem:

Das malerische und romantische Rheinland von Karl Simrock, mit 60 Stahlstichen. (Zeichnungen von Galeriedirector Frommel in Karlsruhe.)

Im Laufe des Sommers wird begonnen:

Das Frankenland von G. von Serringen, mit 30 Stahlstichen. (Zeichnungen von Prof. L. Richter in Dresden.)

Leipzig, am 1sten Juni 1838.

Georg Wigand.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pforten-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Mai. Nr. 266 — 269.

Nr. 266. * Maria da Gloria. Das Kordcap. Die relative Höhe des schwarzen und kaspischen Meeres. * Der Gang nach dem Eisenhammer. Die elektrischen Fische. Der neuseeländische Hauf oder die Pflanzenseide. * Elvas (Beschluß). — Nr. 267. * Händel und sein Denkmal in der Westminsterabtei. Die Insel Ascension. * Eine chinesische Heirath. Chronik der Eisenbahnen in den Jahren 1835, 1836 und 1837. Schreckliche Strafe des Diebstahls. * Das Kloster von Troika bei Moskau. — Nr. 268. * Der Kordwall bei Moskau in Portugal. * Der Jar Inen. Benutzung des Bluts als Düngemittel. Tunnel auf Eisenbahnen. Ursache der Mähigkeit auf hohen Bergen. Fährten der Schneekugeln mit Reisnadel und Porzellan. * Der kaiserliche Palast in Delhi. — Nr. 269. * Die Schnitter in den pontinischen Sümpfen. Verhütung des Auswachsens der Kartoffeln durch Einweichen in Ammoniakwasser. Wann wurde die Buchdruckerkunst erfunden? * Der Kanzler Bacon. * Die schwarzen und rothen Ameisen in Australien. * Die Stadt Bagdad in Frankreich und die Verfolgung der Abigenen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 52 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im Juni 1838.

J. A. Brochhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Einundachtzigster Band. 1838. Januar. Februar. März.

Inhalt.

- I. I. Übersicht von zwanzig Reisen in die Türkei. (Schluß.)
- II. Deutsche Sprache und Literatur. Von R. B. Göttinger. Erster Band. Stuttgart 1837. (Schluß.)
- III. Die Schweiz. Ein Handbuch für Reisende. Von E. von Bollmann. Stuttgart und Zürich 1837.
- IV. Geschichte der Philosophie. Von Dr. F. Ritter. Dritter und vierter Theil. Hamburg 1834.
- V. Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolph Mengel. 7 Bände. Breslau 1826—37.
- VI. Gemäldeaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidjret, von Hammer-Purgstall. Erster, zweiter und dritter Band. Leipzig und Darmstadt 1837.
- VII. Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtsinnes. Von Dr. A. M. Bollmann. Leipzig 1836.
- VIII. Beiträge zur Philosophie des Rechts. Heidegger 1836.
- IX. Recueil des Actes de l'Académie imp. de St.-Petersbourg. Petersburg 1837.

Inhalt des Anhangs: Blattes Nr. LXXXI.

- 1) Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio, delle sue case in Cadore e in Venezia, e delle vite de' suoi figli, notizie dell' Ab. Giuseppe Cadore, corredate da documenti inediti. Venezia 1835.

2) Sulla Capellina degli Scrovegni nell' arena di Padova e sui freschi di Giotto in essa descritti, osservazioni di Pietro Estense Salvatico. Padova 1836.

5) Del Palazzo Ducato in Venezia, lettera descrittiva. Venezia 1837.

4) Le premier siècle de la Calcographie, ou catalogue raisonné des estampes du cabinet de feu M. le comte Leo. Cicognara, avec une appendice sur les Nielles du même cabinet. — Ecole d'Italie par Alexandre Zanetti. Venise 1837.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Fortf.)

Bei Blth. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisches Lesebuch

enthaltend

Erzählungen und Schilderungen

aus den Quellen schriftstellern entlehnt

und

für die Jugend bearbeitet

von Dr. A. F. W. Lang.

Lehrer am Gymnasium zu Gießen.

I.

Erzählungen aus der alten Geschichte.

Gr. 8. 1838. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.

Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) — 52. Der 20te März. Schlacht von Arcis. Erster Tag. Mit einer Karte zur Übersicht der Operationen bei Arcis, Fere Champeuse und Saint-Dizier, und dem Plane des Schlachtfeldes bei Arcis am 20sten und 21sten März 1814. — II. Die Waffenübungen bei Wosnesensk 1837. — III. Literatur. — IV. Neueste Militärveränderungen. — V. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller früheren Jahrgänge von 1818—37 jeher 8 Thlr. Schßl.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Schßl. Der die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 10ten Mai 1838.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In gegenwärtiger Zeit wird es nicht unangenehm erscheinen, auf das bekannte Wort von

Lamennais

Affaires de Rome

aufmerksam zu machen. Preis der pariser Ausgabe in gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr., der brüsseler Ausgabe in 12. 1 Thlr. 6 Gr. Leipzig, im Juni 1838.

Brochhaus & Wenerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an diejenigen Buchhandlungen, welche darauf subscribirt, versandt worden:

August Graf von Platen's gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniss in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Erste Lieferung,

oder Bogen 1—20, mit Platen's Portrait.

Subscriptionspreis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Wir hoffen dem Wunsche vieler Freunde und Verehrer Platen's durch diese würdige Ausgabe seiner Werke, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden sich anreihet und mit gleicher Sorgfalt behandelt wird, entgegenzukommen. Diese erste Lieferung, zumeist das Poetische enthaltend, bringt auch die noch nie gedruckten letzten Poëmen des Verfassers, deren Veröffentlichung man seit dem Tode des Dichters sehnlich entgegengesehen.

Der nur noch kurze Zeit offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 3 Thlr. 16 Gr., oder 6 Fl., und ist derselbe je bei Empfang jeder Lieferung mit 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl., zu entrichten. Später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von Julius Klinckschardt in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prof. Dr. Friedr. Francke,

**Das selbständige und reine Leben
des Gefühls,**

als des Geistes ursprünglichen Urtheils
im Gegensatz und Kampfe mit den Träumen vom
Absoluten bei den Scholastikern und Neuplatonikern
unserer Tage.

**X. u. d. L.: Zur Theorie und Kritik der
Urtheilskraft.**

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Principien und Ideen des Wahren, Guten und Schönen, welche wir nach der Organisation unsers Geistes in unserm reinvernünftigen Leben in uns tragen, den Anlässen nach, werden hiernach nicht nur bloß durch die logisch vermittelnde Reflexion des wissenschaftlichen Verstandes in uns zum deutlichen Bewußtsein entwickelt, sondern dem voraus kommen sie uns schon immer in der Anwendung des wirklichen Lebens durch dieselbe Kraft, durch die Denkkraft oder Urtheilskraft, d. i. in der Thätigkeit des Gefühls, unmittelbar zum klaren Bewußtsein. Wollen wir die Mustergekalten und Normen des geistigen Lebens in Kirche und Staat, in Schule und Leben, im wirklichen Leben zur schönen Erscheinung bringen, so müssen wir auch zugleich und vorher auf die reine Naturstimme des Gefühls hören.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wiesbaden
nebst seinen Heilquellen und Umgebungen,
von

Dr. Gustav Heinrich Richter,
prakt. Arzt und Wundarzt in Wiesbaden, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Mit einer Ansicht von Wiesbaden und einer Titel vignette.

Sauber brochirt 1 Thlr. 12 Gr.

Es stellt diese Schrift, deren Verfasser dem ärztlichen Publikum als ein gebildeter und erfahrener Arzt schon rühmlichst bekannt ist, einen sehr schätzbaren Beitrag zur ge-

hörigen Würdigung der grossen Wirksamkeit der Heilquellen zu Wiesbaden dar, welche, ohne dem Wechsel der Mode unterworfen zu sein, jetzt noch fortwährend Tausenden die Hilfe leisten, welche vergebens auf andern Wegen gesucht wurde. Die Summe der Erfahrungen, welche sich jährlich an dieser Quelle machen lässt, ist gross, und der Inhalt dieser zeitgemässen Schrift daher in pathologischer und therapeutischer Hinsicht für Ärzte ebenso lehrreich, als durch eine Reihe anderer Mittheilungen für Laien, welche diese Quellen benutzen wollen, unentbehrlich. Das Aeusere derselben darf gleichfalls als geschmackvoll und ansprechend bezeichnet werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Jffs. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Den. Jahrgang 1837. Zwölftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1837. Monat November, oder Nr. 87—95. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Mai, oder Nr. 121—151, 1 Beilage, Nr. 3, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVI—XVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Sechszehnten Bandes zweites und drittes Heft. (Nr. VIII, IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Mai, oder Nr. 18—21, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 18—21. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1838.

H. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. April. Nr. 14 — 17.

Nr. 14. *Die Gefangennehmung und Verurtheilung Jesu. Des Krotus Krotz im Winter. *Der Gärzentsch in Adia. Wer nicht hört, muß fühlen. *Der Peronsbrunnen und Peronsball. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 15. *Reptun. Der winzige Schuh, ein irisches Märchen. *Der kleine Schiffshalter oder Hemmschiff. Von dem Beistande, welchen zuweilen Thiere einander leisten. Von der Nutzbarkeit der Pflanzen. *Die Heerschnecke. Räthsel. — Nr. 16. *Die Mustatennüsse. Die schlauen Ametsen. Die Dachsen der Hottentotten. *Das brandenburger Thor zu Berlin. Der heldenmüthige Bussard. *Die Arche Noah's. Räthsel. — Nr. 17. *Die Blinden. Zwei merkwürdige Dinge. *Die virginische Beutelsacke oder das nordamerikanische Drossum. Die Vertheilung der Pflanzen als Nahrungsmittel der Thiere. Eine Wolfsfalle. *Die Blattläuse.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr. Leipzig, im Juni 1838.

H. A. Brockhaus.

Bei Aug. Wihl. Nuzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geographie des Herodot, vorzugsweise aus dem Schriftsteller selbst dargestellt von Hermann Bobrik. Gr. 8. Mit einem Atlasse von 10 Karten. 3 Thlr.

Nishansen, Herm., Commentar über das Neue Testament. 1ster Band, enthaltend die drei ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte. 3te Auflage. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr.

Sealschütz, Dr. Jos. Levin, Forschungen im Gebiete der hebräisch-ägyptischen Archäologie. I. Zur Geschichte der Buchstabenschrift. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 8. 12 Gr. (15 Sgr.)

Rosenkranz, Karl, Der Zweikampf auf unsern Universitäten. Gr. 8. 4 Gr. (5 Sgr.)

Sehser, Dr. Aug. Rud., Die frommen Regungen unserer Tage. Gr. 8. In Commission. 4 Gr. (5 Sgr.)

Soeben gaben wir aus und ist von uns zu beziehen:

La chute d'un ange. Episode

par

Alphonse de Lamartine.

2 vols. Ausgabe in gr. 8. 5 Thlr. 18 Gr. Kleine

Ausgabe in 18. 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Juni 1838.

Brockhaus & Weynarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Grundsätze

zur Lehre

von der

Krankheit und Heilung.

von

Dr. A. F. H. Marx.

Preis 4 Fl. 30 Kr.

Herophilus.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Medicin

von

Dr. A. F. H. Marx.

Preis 1 Fl. 12 Kr.

Karlsruhe und Baden, im April 1838.

D. R. Marx'sche Buch- und Kunsthandlung.

Soeben ist erschienen:

Statistische Übersicht der **Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffahrten** Europas und Amerikas, nach allen einzelnen Staaten zusammengestellt und verglichen von **Moriz Franzl**, Prof. der Statistik. Mit einer, die **Eisenbahnen und Kanäle** verknüpfenden Karte. Gr. 8. Preis 18 Gr. Bestellung darauf nimmt jede Buchhandlung an.

Friedrich Volke's Buchhandlung
in Wien.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Eisenhart, Dr. Hugo, Sanct Georg. Ein Versuch zur Begründung des Neuhegelianismus, mitgetheilt auf Veranlassung des Richard-Rothe'schen Ausfalls gegen die Kirche. Gr. 8. 2 1/2 Bogen. Geh. Preis 6 Gr.

Leo, Dr. H., Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte. 2ter Theil. Gr. 8. 15 Bogen. Preis 12 Gr.

Die Resultate

der Wassercur zu Gräfenberg.

Mit einer Abbildung.

8. Geh. 1 Thlr.

In Briefen, welche theils an Laien und theils an einen Arzt gerichtet sind, gibt der Verfasser dieser nuerlich erschienenen und in allen Buchhandlungen vorrätigen Schrift Mittheilungen über die von ihm selbst bestandene eigenthümliche Curmethode Priesnitz's, welche durch eine geistreiche Auffassungsweise an und für sich eine interessante Lecture, Demjenigen aber, der sich der Wassercur unterwirft, einen sichern Rathgeber und selbst für Ärzte manches Beachtenswerthe bieten. Leipzig, im Juni 1838.

H. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1888. Nr. XX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. X. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Erklärung.

Ich habe die Darstellung der Herbart'schen Philosophie, welche Hr. Prof. Michelet zu Berlin in seiner „Geschichte des letzten Systems der Philosophie in Deutschland“ (Berlin 1887, Bd. 1) versucht hat, in meiner Schrift: „Über die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie“ (Leipzig 1888), einer Kritik unterworfen. Hr. Prof. Michelet hat sich dagegen an zwei Orten (berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ Mai 1888, Nr. 87—89, und in der Vorrede zum 2ten Band seiner „Geschichte der Philosophie“) vernehmen lassen. Er mag sich einbilden, dadurch nicht nur sich selbst glänzend gerechtfertigt, sondern auch die Herbart'sche Philosophie vernichtet zu haben. Die Dummheit dieser Einbildung wird ihn für den Unwillen entschädigen, welchen ihm mein angeblich persönlicher Angriff auf ihn erregt hat. In Wahrheit aber ist mir die Person des Hrn. Prof. Michelet vollkommen gleichgültig; nur konnte ich von einer Darstellung der Herbart'schen Philosophie, die ihn zum Verfasser hat, nicht sprechen, ohne ihn persönlich zu berühren. Seine Erwiderungen auf meinen Tadel können mich, was meine Person anlangt, weiter nicht beunruhigen. Ebenso scheint, was die Sache anlangt, Hr. Prof. Michelet entschlossen, der Nachweisung der größten und handgreiflichsten Fehler, die ihm nicht als Kritiker, sondern als Verfasser, d. h. zunächst als dem Referenten einer fremden Gedankenreihe zur Last fallen, um jeden Preis das unbändige Siegesgeschrei entgegenzusetzen; er besitzt und hat den Muth und die Kunst, die eigentliche Begründung des

Tadels bei Seite zu schieben und, was er anführt, nach Bedürfnis zu verdrehen und zu entstellen, in einem Grade, der auf die Ehre eines weitem Verkehrs mit ihm Betzigt zu leisten gebietet; er vermag sich das Majestätsverbrechen einer Opposition gegen das Hegel'sche System nur aus der retrograden Borntheit angeblich sehr weniger, bemißleidenswerther Individuen zu erklären; er sieht auf den Ernst einer Untersuchung, die in den Meinungen des Zeitalters für wissenschaftliche Fragen keinen Schiedsrichter in letzter Instanz anerkennt, mit dem Hohnlächeln herab, mit welchem ein Kleiderkünstler einen Rock betrachtet, dessen Schnitt nicht an dem der göttlichen Kapitale ist; er hat endlich durch die Petulanz, mit welcher er nicht nur auf Herbart's Lehre, sondern auf Herbart's Person und äußere Stellung losgeschlagen hat, seinem Charakter ein Denkmal gesetzt, welches durchaus unangetastet stehen bleiben muß. — Aus allen diesen Gründen werde ich den, der äußeren Form nach allerdings von mir, der Sache nach durch seine überaus schlechte Darstellung von Hrn. Prof. Michelet hervorgerufenen Streit nicht weiter fortsetzen und begnüge mich, auf meine oben genannte Schrift zu verweisen, weil ich erwarten darf, daß man sie liest, ehe man sein Urtheil fesselt. Hr. Prof. Michelet kann also die in diesem Kampfe errungenen Lorbeerblätter ruhig dem Kranze einstecken, der, um ein unschuldiges, von ihm mit wohlfeilem Witz weiblich abgeheftes Wort zu gebrauchen, noch von einer andern Gelegenheit her seinem Haupte „aufliegt“!

Leipzig, im Juni 1888.

G. Hartenstein.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bedichte

von

J. P. Eckermann.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat durch die Herausgabe seiner **Gedichte**, mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (1823—32). Zwei Theile. Dritte, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. Geh. 4 Thlr. der Leswelt eine so interessante Gabe geboten, daß man begierig sein wird, ihn auch in seinen eignen poetischen Productionen kennen zu lernen.

Leipzig, im Juni 1888.

F. X. Brochhaus.

Bei F. X. Brochhaus in Berlin ist soeben erschienen:
Monographie der Krankheiten der Leber nebst anatomischen und physiologischen Bemerkungen über dieses Organ von Olivier, Adelon, Ferrus und Bérard. Nach der 2ten französischen Auflage übersetzt von Dr. W. Bernhard. Preis 16 Gr.

Anzeige für Ärzte und Chirurgen.

Bedeutend ermäßigter Preis

von

Dr. Joh. Nep. Rust's

theoretisch-praktischem

Handbuch der Chirurgie

in alphabetischer Ordnung, 17 Bände und ein Registerband, zusammen 832 Bogen.

Ladenpreis 60 Thlr., jetzt mit 25 Thlr.

Die Herabsetzung des Preises der wiener Ausgabe veranlaßt mich, dies Werk gleichfalls für eben denselben oben angegebenen Preis, jedoch nur auf so lange, bis die wiener Ausgabe vergriffen sein wird, abzulassen; ich behalte mir also den Widerruf vor, und bitte um baldige Bestellungen. Da der praktische und wissenschaftliche Werth desselben anerkannt ist, so brauche ich zur Empfehlung nichts beizufügen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Berlin, im Juni 1888.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Chateaubriand's neuestes Werk.

Neu ist erschienen und an alle Buchhandlungen von uns
verfandt:

Congrès de Vérone.

Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies
espagnoles;

par

M. de Chateaubriand.

Edition originale.

2 vols. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese namentlich zum Debit in Deutschland bestimmte Aus-
gabe ward in Leipzig an demselben Tage ausgegeben, an wel-
chem das Werk in Paris erschien; sie ist in Paris mit aller
Correctheit und Sauberkeit gedruckt und verdient, abgesehen von
dem äußerst niedrigen Preise, somit unbedingten Vorzug
vor einem etwa von Brüssel ausgehenden Nachdrucke.

Der Preis der Großoctavausgabe in 2 Bänden ist 4 Thlr.
16 Gr. über die hohe Bedeutung dieses Werks für die Zeit-
geschichte ist nur eine Stimme.

Leipzig, im Juni 1838.

Brockhaus & Wennerius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen
Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. C. Carnus.

System

der

Physiologie

für

Naturforscher und Ärzte.

1ster Theil,

das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Ge-
schichte der Menschheit und die physiologische Geschichte
des Menschen enthaltend. Gr. 8. 2 Thlr.

Ahasver.

Episches Gedicht

von

Julius Rosen.

Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr. 12 Gr.

C. G. Wilke.

Der

Evangelist,

oder das Verwandtschaftsverhältniß der drei ersten Evan-
gelisten. Gr. 8. 4 Thlr.

C. Kopp.

Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls.

Mit Kupfern. Folio.

1stes Heft: Entwürfe zu 18 Kirchen im Epistylgenstyl.
6 Thlr. 2tes Heft: zu 4 Synagogen. 2 Thlr. 3tes Heft:
zu einem Museum und einer Gemäldegalerie. 2 Thlr. 4tes Heft:
zu einem über das berliner Museum. 1 Thlr.
Kritik von den und Leipzig, im Mai 1838.

Dre.

Gerhard Fleischer.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen, und befindet sich in allen Buchhandlungen
der österreichischen Monarchie zu haben:

Dramatische Beiträge.

Von

Joseph Wertheimer.

Wien 1838.

12. In Umschlag broschirt. Preis: 1 Fl. 15 Kr. C. = M.

Wir freuen uns, in diesem Bande die gelungene Bearbei-
tung des „Buckligen“ von Sheridan Knowles, welche
auf der k. k. Hofbühne mit entschiedenem Beifalle aufgenommen
und oft wiederholt wurde, dem Publicum übergeben zu können,
indem dieses Schauspiel neben dem glücklichen dramatischen Er-
folge dem Herrn Herausgeber auch den Dank erwarb, einen
bedeutenden, der deutschen Welt kaum bekannten Dichter wür-
dig vorgeführt zu haben. Ein Lustspiel in vier Acten: „Che-
liches Leben“, nach dem Englischen des Buckstone, und
ein Lustspiel in einem Act: „Der Mantelsack“, ebenfalls
nach dem Englischen des Gilbert, füllen den Band, der mit
einem Originaldrama in einem Acte und in Versen: „Der Fir-
tensohn“, schließt. Wenn schon dem Publicum eine geistreiche
Lecture mit diesem Buche geboten ist, so ist den Theaterdirec-
tionen, bei dem verwaisteten Markte dramatischer Producte,
durch vorliegende bühnengerechte Spiele ein wesentlicher Dienst
geleistet.

Bei Wih. Engelmann in Leipzig ist soeben erschie-
nen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klosternovellen

von

Dr. F. Gustav Kühne.

1ster u. 2ter Band. Raoul.

Gr. 12. Broschirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Roman hat den großen Kampf zwischen Staat und
Kirche zum Inhalt. Sein Schauplatz ist in den Küstern von
Südfrankreich und in der Schweiz (Theil 1), und in Paris
(Theil 2) zur Zeit der Verschwörung des Aequismus gegen
Heinrich IV. und Gully.

Adelig und Bürgerlich.

Novelle

von **Julius Hammer.**

Gr. 12. Broschirt. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Titel dieser Novelle bestimmt den Standpunkt genau,
in welchen socialen Verhältnissen diese sich bewegt; der Leser
wird mehr als eine gewöhnliche Lecture in dem Buche finden.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Bunte Schizen

aus

Ost und Süd.

Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der
Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in
Italien, von

F. Tietz.

Zwei Bände.

8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche darauf subscribirt haben, versandt worden:

Goethe's Gedichte

in zwei Theilen

mit dem Bildniß des Verfassers,

in demselben Format, auf dem nämlichen Papier und mit denselben Lettern gedruckt, wie die mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Octavausgabe von Schiller's Werken.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 fl.

Durch Veranstaltung dieser neuen Ausgabe glauben wir dem vielfach geäußerten Wunsch, die Gedichte eines Schiller und Goethe in ganz gleichmäßig schöner Ausstattung besitzen zu können, entsprochen zu haben und auf vielseitig günstige Aufnahme rechnen zu dürfen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen:

Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung

und der Allgemeinen Gebührenarten für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den Preussischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarien-Kassen-Reglements, sammt der Instruction für die Ober-Rechnungs-Kammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen u. s. w.

Herausgegeben von

Friedrich Heinrich von Strombeck.

Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von

Ferdinand Leopold Lindau.

Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Um den Ankauf dieses durch die Nachträge wieder höchst brauchbar gewordenen Werkes zu erleichtern, gebe ich alle 4 Bände zusammen genommen auf Druckp. jetzt für 4 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. für 7 Thlr. 12 Gr. — Strombeck's Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten, fortgesetzt von F. L. Lindau, 4 Bände, kosten nur 5 Thlr. auf Druckp. und 8 Thlr. auf Schreibp.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Drell Götli und Comp. in Zürich ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annotations anatomicae de velamentis cerebri et medullae spinalis.

Auctore **Dr. Fr. Arnold**, Prof. Turic.

Cum I tab. lith. 4maj, Brotschirt.

Preis 1 fl. 30 Kr.

Soeben erschien:

Leben und Abenteuer

des
Nikolaus Nickleby.

Nach dem Englischen des Boz,

des Verfassers der Pickwick,

bearbeitet von Dr. Hermes.

Mit Federzeichnungen nach Phiz.

Erstes Heft. Mit zwei Zeichnungen. 12. 8 Gr.

In England wurden von dem 1sten Hefte des vorliegenden Werkes 50,000 Exemplare gedruckt, und binnen wenigen Stunden 17,000 Exemplare verkauft. — Die Fortsetzung erscheint gleichmäßig mit dem englischen Originale.

Braunschweig, den 1sten Juni 1838.

George Westermann.

Beachtenswerthe Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

An alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Guthier, F. A. P. (Superint. und Consistorialr. in Dhrdruff), **Summarien**, oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift des Neuen Testaments, zum Gebrauche bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. 4ter Band in 2 Abtheilungen. Vom Briefe Paulus an die Galater bis zum Briefe Judä... Gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. 1 Thlr. 8 Gr. (Alle 4 Bände zusammen 5 Thlr. 16 Gr.)

Die diesem 4ten Bande ist nun ein Werk geschlossen, für dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit die günstige Aufnahme spricht, welche die früher erschienenen Theile bereits gefunden haben. Möge das Buch in recht vieler Hände kommen, um durch Erleichterung des Verständnisses der heiligen Schrift den Nutzen zu stiften, welchen der ehrwürdige und freisinnige Verfasser beabsichtigte.

Die Unterzeichneten erlauben sich, auf folgendes in Paris benachrichtigende Werk vorläufig aufmerksam zu machen:

Histoire de l'empereur Napoléon

illustrée par

Horace Vernet,

mit 500 dem Texte eingedruckten Holzschnitten.

Das Ganze wird, ausgestattet mit die schönsten Prachtausgaben des Mollière, Delas von Lesage u., einen starken Band bilden und in Lieferungen ausgegeben werden.

Unabhängliche Prospekte bitten wir durch alle Buchhandlungen von uns zu verlangen und vorläufige Bestellungen an diese zu richten.

Leipzig, im Juni 1838.

Brockhaus & Neumann.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen:

Die Lehre vom Gelde

Anleitung zu gründlichen Urtheilen
über das Geldwesen

mit besonderer Beziehung auf den
preussischen Staat

vorgetragen von

J. G. Hoffmann,

Director des statistischen Bureau's zu Berlin.

Velinpapier. Sauber geheftet. 1 Thlr. 5 Sgr.

Dieses Werk, welches ein hochgeachteter Staatsmann hier mit der Öffentlichkeit überlegt, wird allen denen, welche sich mit Staatswirtschaft im weitesten Sinne beschäftigen, um so willkommener sein, als dieser Gegenstand eben jetzt durch die Veränderung des Münzfußes im Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig einerseits und durch den Abschluß des süddeutschen Münzvereins andererseits eine besondere Bedeutung für das gesammte deutsche Vaterland gewonnen hat. Es enthält dieselbe ganz neue, bisher von Niemand nachgeworfene Aufschlüsse über das wahre Wesen des Geldes, seine unvermeidliche allmähliche Entwerthung und die Nothwendigkeit eines festen Münzfußes. Ebenso wichtig sind die darin zum ersten Male gegebenen zuverlässigen Angaben über die in Preußen geprägte Geldmenge, sowie über die Mittel, welche einer Regierung zu Gebote stehen, um den gesetzlichen Münzfuß mit dem wirklichen Metallwerthe des umlaufenden allgemeinen Zahlungsmittels fortwährend im Gleichgewicht zu halten.

Von dem sehr interessanten Schrift:

Religionsbeschwerden

der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem letzten Reichstage abgehandelt worden.

Brosch. Preis 1 Thlr.

Ist soeben die 2te unveränderte Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, den 10ten Juni 1838.

C. Schold & Comp.

Im dem Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

HANDBUCH ZUR BÜCHERKUNDE

für
Lehre und Studium

der
beiden alten, klassischen und deutschen Sprache.

Von
Dr. S. F. W. Hoffmann.

Gr. 8. 30 Bogen. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Der durch seine Schriften bekannte Verfasser dieses Werkes gibt darin eine sorgsame Übersicht der bedeutendsten und brauchbaren Werke für Unterricht und Wissenschaft, mit Winken über Zweck und Wahl derselben, wie die heutige Zeit es fodert, aber noch kein Werk es bietet. Die unterzeichnete Verlags-handlung hofft daher, es wird Lehrern, Studirenden, Schülern der höhern Gymnasialclassen, sowie Allen, in deren Interesse die Kenntnis der Literatur für das Studium und den Unterricht der klassischen Alterthums, der deutschen Sprache und auch des gelehrten Unterrichtwesens liegt, eine willkommen und befriedigende Erscheinung sein, und die allgemeinste Theilnahme finden.

Leipzig, im April 1838.

Karl Cnobloch.

Bei

C. Schönemann in Bremen.

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meier, Geburtshilffliche Beobachtungen und Ergebnisse, gesammelt in der obstetricischen Klinik zu Halle, nebst Beschreibung der Niemeyer'schen Kopfsange und eines Kephalykometer. Mit 2 Stein tafeln. Geh. 1 Thlr.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

**Aus dem Leben
zweier Schauspieler.**

August Wilhelm Iffland's

und

Ludwig Deuriens's.

Von

B. Funt.

Auch unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkschriften und andern Mittheilungen. Zweiter Band: A. W. Iffland und L. Deuriens. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche den Erinnerungen aus dem Leben **A. W. Iffland's** und **L. Deuriens's** (1836, 1 Thlr. 16 Gr.) zu Theil wurde, glaubte der Verfasser als eine Aufforderung ansehen zu dürfen, in seinen Mittheilungen über interessante Persönlichkeiten, zu denen er in nähern Verhältnissen stand, fortzufahren und dieses in diesem Bande eine nicht minder interessante Gabe.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

